Die
Veredlung des Menſchen
nach
ihren Hauptmomenten,
Bedingungen und Hülfsmitteln.

Für
alle, denen ihre moraliſche Bildung wichtig iſt,
und
beſonders für diejenigen, die dazu geſetzt ſind,
dieſelbe bey andern zu befördern.

Von
Friedrich Ehrenberg,
reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafſchaft Mark.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Leipzig,
bey R. F. Steinacker 1805.

Vorrede.

Die Moral fordert nicht bloſs, daſs der Menſch die Pflichten, die ſie ihm vorſchreibt, erfülle; er ſoll auch in der Uebung derſelben Fertigkeit erlangen; es ſoll eine tugendhafte Geſinnung und Handlungsweiſe in ihn hinein gebildet werden; — ſein ſinnlicher Charakter ſoll überall das Gepräge der Vernünftigkeit tragen. Ohne das würde man ihn auch vergebens mit den Forderungen des Geſetzes bekannt machen. Nur der **geheiligte Wille** kann ihn in den Stand ſetzen, dem immer nachzukommen, was ihm aufgegeben iſt. Was auſserdem entſteht, iſt mechaniſche, mithin verdienſtloſe Wirkung angeborner Gefühle und Neigungen, daher auch nie zuverläſſig und dauerhaft. Die einzelne That gibt nur in ſo fern Würde, als ſich in ihr das gereinigte und veredelte Leben offenbart.

Dieſes gereinigte und veredelte Leben iſt zwar an ſich allein eine Frucht der Freyheit und reinen Selbſtbeſtimmung. Es kommt alles darauf an, daſs ſich der Menſch ein Mal kräftig für das Gute entſchlieſse. Aber theils müſſen, damit er dazu im Stande ſey, mancherley äuſsere Vorbereitungen vorhergehen; theils kann die moraliſche Geſinnung in der ſinnlichen Exiſtenz nur nach und nach ausgeführt werden; und es ſind eigenthümliche und angeſtrengte Bemühungen nothwendig, um es dahin zu bringen, daſs man immer ſeiner beſten Ueberzeugung von dem, was recht iſt, folge.

Es iſt darum auch nicht genug, daſs man ihn lehrt, wie er ſeyn, denken und handeln ſoll; man muſs ihm zugleich zeigen, wie er es anzufangen habe, das

Ideal der Tugend zu erreichen. In Anſehung des Erſten könnte er noch allenfalls ohne Unterricht fertig werden, indem einem jeden ſein Gewiſſen ſagt, was er meiden und thun müſſe, wenn dieſes nicht ganz irre geleitet iſt. In Anſehung des Andern aber iſt ihm eine nähere, auf reine moraliſche Grundſätze und geprüfte Kenntniſs der menſchlichen Natur und ihrer Entwickelung gebaute Anweiſung ſchlechterdings unentbehrlich. Auch der wenig Aufgeklärte kann einige Pflichten erfüllen — aber nur der ſich veredeln, der die Natur, den Gang und die Hülfsmittel dieſes Geſchäftes kennt. Noch dringender iſt es für den, hiermit auf's Reine zu kommen, der die moraliſche Bildung andrer leiten und befördern ſoll.

Und doch iſt hierfür bisher wenig geſchehen, ſind hierbey die Reſultate der neuern philoſophiſchen Unterſuchungen, die doch ſo manches verändern, von ſo manchem eine ganz verſchiedene Anſicht geben, faſt gar nicht in Anwendung gebracht worden. Was davon unter dem Titel Aſcetik oder Methodenlehre in den Lehrbüchern der Moral vorkommt, iſt zu allgemein und ſchwankend, ſtellt die Sache nicht als Ganzes, in ihrem Zuſammenhange — die Veredlung nicht als fortlaufende Geſchichte des menſchlichen Herzens dar. Daher rührt es, daſs die Beförderungsmittel derſelben ſo einſeitig und verſchieden gewürdigt werden, daſs man, z. B., bald von der Erziehung, bald vom Staate, bald von den kirchlichen Uebungen, die ganze Vollendung eines Geſchäftes, das doch hauptſächlich durch den Willen zu Stande gebracht werden muſs, erwartete, bald ihren wirklichen Einfluſs verkannte.

Eine praktiſche Theorie der Veredlung, die dieſe Angelegenheit in ihrem ganzen Umfange und nach allen Beziehungen erörterte, und zwar zuvörderſt die Aufgabe derſelben von allen Seiten und aus allen Geſichtspuncten darſtellte — dann das Verhältniſs des wirklichen Zuſtandes, worin ſich der Menſch befindet, zu ihr ausmittelte — daraus drittens die äuſsern Bedingungen und Unterſtützungen, von denen die Möglichkeit der Veredlung abhängt, herleitete — und endlich viertens das Geſchäft ſelbſt nach ſeinen Perioden und Hülfsmitteln, wie ſie durch die menſchliche Natur beſtimmt ſind, entwickelte, ſcheint daher ein dringendes Bedürfniſs zu ſeyn. Dies iſt das Ziel, auf welches der gegenwärtige Verſuch hinarbeitet.

In unſern Tagen iſt es ein ſehr allgemeines Vorurtheil derer, die ſich gerne Aufgeklärte nennen laſſen, daſs die menſchlichen Pflichten einfach, und leicht zu erfüllen ſeyen, daſs dazu kein groſser Aufwand von Kräften, keine angeſtrengten Bemühungen erfordert werden, indem man nur das laſſen dürfe, was die Pflicht oder der eigne Vortheil verbiethe.

Damit hört man gewöhnlich die Gleichgültigkeit gegen moraliſche und religiöſe Anſtalten entſchuldigen. Und doch waren die weiſeſten und gröſsten Männer aller Zeiten, die nicht bloſs lange darüber gedacht, ſondern auch an ihrem eignen Leben erprobt hatten, was ſittliche Würde ſey, ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, die die moraliſchen Angelegenheiten am leichteſten behandelten, einſtimmig der Meynung, daſs die Tugend die Uebung des ganzen Lebens fordere, um es darin zu einiger Fertigkeit zu bringen — ja daſs ſelbſt dieſes Leben ihr noch zu enge ſey, und ſie mit einer erhabenen Weiſung über daſſelbe hinausſtrebe.

Offenbar ſind es einſeitige und falſche Begriffe von der Tugend — als ob ſie nicht mehr ſey, denn bürgerliche Rechtlichkeit — die dieſem Vorurtheile zum Grunde liegen, und man kann ihm nicht beſſer begegnen, als durch eine vollſtändige Auseinanderſetzung deſſen, was Veredlung ſey und was zu ihr erfordert werde, welche Hinderniſſe ihr entgegen ſtehen, und durch welche Mittel dieſe weggeſchaft werden können. In dieſer Hinſicht hat eine Theorie der Veredlung für unſer Zeitalter noch ein beſonderes Intereſſe, das bey der Bearbeitung derſelben nicht aus der Acht gelaſſen werden durfte.

Anfangs war dieſe Schrift beſtimmt, den zweyten Theil von des Verfaſſers Buche über den Geiſt der reinen Sittlichkeit (Lemgo 1802) abzugeben. Weil ihm indeſs manche Erörterungen nothwendig ſchienen, die dann hätten wegfallen müſſen, wenn nicht der ganze Plan zu weitläufig angelegt werden ſollte: ſo entſchloſs er ſich, ſie zu einem eignen, für ſich beſtehenden Ganzen zu verarbeiten. Ein Gleiches wird mit dem dritten Theile geſchehen, der nun auch bald folgen, und das Ganze, welches auf erſchöpfende Darſtellung der moraliſchen Angelegenheiten berechnet iſt, beſchlieſsen wird. Das Verhältniſs dieſer drey Werke zu einander iſt folgendes: das erſte zeigt, wie der Menſch nach der Vernunft ſeyn ſoll; das zweyte, wie er das werden kann; das dritte, das die Anwendung des erſten enthält, welche Geſtalt das Leben in ſeinen bedeutendſten Situationen gewinne, wenn er immer moraliſch denkt und handelt.

Was die Sprache betrifft: ſo habe ich, ſo viel als möglich war, nach Allgemeinverſtändlichkeit geſtrebt. Glücklicher noch als im erſten Bande, wo die Natur der Gegenſtände dies oft erſchwerte, iſt dieſes im zweyten erreicht; und ich darf ſicher hoffen, daſs kein gebildeter Leſer hier Schwierigkeiten finden werde.

Geſchrieben im November 1802.

Zur
Ueberſicht des Ganzen.

Erſter Band.

Erſtes Buch.

Begriff der Veredlung und Verhältniſſe derſelben zu Kultur und Bildung. S. 1—150.

Veredlung unter allen Arten der menſchlichen Vervollkommnung die höchſte, würdigſte und umfaſſendſte. S. 3. Verſchiedene Kräfte, die der Vervollkommnung fähig ſind — Triebe und Bedürfniſſe, die ſich darauf beziehen. S. 7. Zur Vervollkommnung überhaupt gehört Entwickelung, Anordnung und Anwendung. S. 11.

Kultur, die erſte Art der Vervollkommnung, bearbeitet die körperlichen Kräfte zur Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe. S. 18. Der Geiſt der

Kultur iſt der *Kaufmannsgeiſt*, und ſein eigenſtes Medium der *Handel*. S. 22. Zuſammenhang der Kultur mit der bürgerlichen Geſellſchaft. S. 24.

Bildung, die zweyte Art der Vervollkommnung, ſteht im Dienſte geiſtiger Bedürfniſſe, und bearbeitet zunächst die geiſtigen Kräfte. S. 30. Der Geiſt der Bildung iſt der *freye Kunſtgeiſt*. S. 34. Zuſammenhang der Bildung mit dem, dem Vergnügen geweihten geſellſchaftlichen Umgange. S. 40.

Veredlung, die dritte Art der Vervollkommnung hat den freyen, vernünftigen Willen zum Gegenstande. S. 42. Eigenes Bedürfniſs der Veredlung. S. 43. Das Prinzip der Veredlung, *reine Würde* u. Uneigennützigkeit. S. 46. Ihre höchste Aufgabe, die Fertigkeit nach Vernunft zu handeln. S. 48. Die Form der Vernunft, Einheit, Wahrheit und Harmonie alles Thuns. S. 49. Das vernünftige Handeln iſt ein Handeln nach freyer Ueberzeugung. S. 50. Gewiſſensfreyheit und Gewiſſenszwang. S. 53. Objectives Vernunftgeſetz. S. 57.

Höchſtes Ideal der Veredlung, moraliſche Beziehung des Endlichen auf das Unendliche. S. 64. Der edle Menſch iſt nothwendig auch ein religiöſer Menſch. S. 66.

Charakterzüge, auf welche die Veredlung hinzuarbeiten hat. Gänzliche Hingebung an das Gute und unbedingtes Vertrauen auf ſeine Macht iſt die Grundlage von allem. Religioſität. S. 76. Dieſe erweiſet ſich in unverdroſſenem Wirken für den höchſten Zweck, Menſchenliebe. S. 78. Letztere ſetzt voraus eine weiſe Anordnung des natürlichen Charakters, Mäſsigung. S. 82. und einen kraftvollen Willen, Seelenſtärke. S. 88. endlich Klugheit, um die Maximen der Menſchenliebe auf beſondere Umſtände zweckmäſsig anzuwenden. S. 96. Unterſchied der Veredlung von — und Verhältniſs derſelben zu Kultur und Bildung in Anſehung ihres Zweckes, ihrer Quellen, Methoden und Veredlung und Wirkungen. S. 103.

Verſchiedener Einfluſs der Kultur, Bildung und Veredlung in den Charakter. S. 124.

Zweytes Buch.

Natürlicher Zuſtand des menſchlichen Herzens in Beziehung auf ſeine Veredlung.

S. 133 — 250.

Wichtigkeit dieſer Unterſuchung für den Zweck vorliegender Schrift. S. 133. Verſchiedene Meynungen. S. 136. Nothwendige Unterſcheidung zwiſchen materialer und formaler Verkehrtheit von welchen die erſte in der geſetzwidrigen Beſchaffenheit der Neigungen, die zweyte in der Unſittlichkeit des Willens," der jenen zuſtimmt, beſteht. S. 141. Die erſte richtet ſich nach der rohern oder feinern Selbſtliebe, und im Ganzen zeigt ſich in dieſer Hinſicht am Menſchen eine Miſchung von Gutem und Böſem, jedoch mit einigem Uebergewichte des letztern. S. 142. Aber eben darin offenbart ſich der formale und eigentliche Charakter der Unwürde, daſs der Wille die Selbſtliebe zur herrſchenden Maxime angenommen hat. S. 157. Woher das? Nicht von der Sinnlichkeit. S. 159. Auch iſt es nicht angeboren. S. 164. Eben ſo wenig kann es, wie Kant will, vom Willen allein herrühren. S. 167. Es muſs ein äuſserer Grund da ſeyn, der den Willen zwar nicht nöthigt, aber ihm doch eine gewiſſe Propenſität ertheilt. S. 176. Dieſer iſt die frühere Entwickelung der Sinnlichkeit, worin der ſpäter entſtehende Wille gleichſam empfangen und geboren wird. S. 180.

Woher aber die materiale Verkehrtheit der Neigungen? S. 188. In den an ſich guten Trieben der Natur liegt ſchon eine Diſpoſition zu Verirrungen und Unregelmäſsigkeiten. S. 189. Dazu kommen die Verſchiedenheiten des Temperamentes.

S. 194. Erfahrung und Unterricht erzeugen neue Bedürfniſſe. S. 195. Aus der Erweiterung der Handlungs - Sphäre entſtehen neue Unordnungen. S. 196. Dazu kommen noch innere und äuſsere Verderbniſsmittel. S. 199. Zu den innern gehören Gefühl und Phantaſie; S. 199. Zu den äuſsern die Geſellſchaft, S. 205. und das Schickſal. 235. Die Gewohnheit befeſtigt dieſes alles, und bringt es zur vollen Wirkſamkeit. S. 240.

Mit dem Erwachen der Vernunft dringt die Verkehrtheit in den Willen ein, und äuſsert ſich da in verſchiedenen Graden, je nachdem ſich dieſer nachſichtig oder billigend oder gar ſelbſtbeſtimmend dabey beweiſt. S. 241. Stumpfſinn 245. Leichtſinn oder Trägheit 246. Nachgiebigkeit 247. Verkehrter Wille oder vorſätzliche Laſterhaftigkeit. S. 249.

Drittes Buch.

Vorbereitung des Menſchen zur Veredlung durch den Staat, die Erziehung, Kirche und ſchöne Kunſt S. 253 — 405.

In ſeinem natürlichen Zuſtande iſt der Menſch nicht im Stande ſich zu veredeln. Umſtände und Anſtalten müſſen ihn erſt bearbeiten und darauf vorbereiten.

Erſtens muſs ihm eine Sphäre für ſein äuſseres, ſinnliches Wirken auf eine Art verbürgt ſeyn, wodurch zugleich die Rohigkeit ſeines Charakters gemildert werde. Dies geſchieht durch den Staat, welcher den Menſchen kultivirt. S. 164.

Zweytens bedarf auch der innere Menſch einer eignen Pflege, der gleichmäſsigen Entwickelung und Anordnung ſeiner Kräfte. Dies leiſtet die Erziehung. Sie bildet ihn. S. 309.

Drittens iſt nöthig, daſs auf die moraliſchen und religiöſen Anlagen noch beſonders hingewirkt werde. Dazu wird eine Anſtalt erfordert, welche die überſinnliche Exiſtenz und die ſittlichen Zwecke des Menſchen, durch Aufklärung und Belebung des moraliſch - religiöſen Glaubens, ſo ſchütze und erweitere, wie der Staat die ſinnlichen ſchützt und erweitert. Das iſt die Beſtimmung der Kirche. S. 343.

Viertens. Der ſinnliche und überſinnliche Menſch — jener ein Produkt des Staates, dieſer der Kirche — ſind ſich abſolut entgegen geſetzt. Die letzte Aufgabe iſt daher, beyde dahin zu befreunden, daſs der Wille den einen durch den andern beſtimmen könne. Sie wird aufgelöſt in der ſchönen Kunſt. S. 591.

Erſtes Buch.

Begriff der Veredlung
und
Verhältniſs derſelben zu Kultur, und Bildung.

Daſs die Veredlung des Menſchen ſich mit der Verbeſſerung ſeines Weſens und ſeiner Verhältniſſe beſchäftige, und darauf ausgehe, ein Vortreffliches an ihm darzuſtellen, iſt allgemein anerkannt. Aber es gibt mehr als Ein Vortreffliches, das ſich an ihm darſtellen läſst, und wozu in ihm eine Tendenz liegt. Aus mehr als Einem Geſichtspuncte, nach mehr als Einem Prinzip, für mehr als Einen Zweck iſt er der Verbeſſerung fähig. Mehr als Eine Anlage ſeiner Natur kann dieſe zu ihrem Gegenſtande haben, nach mehr als Einer Methode bewirkt werden. So vielfach ſich nun auch dieſe Geſichtspuncte, Prinzipien, Zwecke und Methoden berühren und durch einander ſchlingen; ſo leicht ſie auch zuletzt in eine gemeinſchaftliche Tendenz, die die höchſte Beſtimmung des Menſchen ausdrückt, zuſammen flieſſen: ſo werden ſie doch, jede an ſich, ein verſchiedenes Reſultat geben, jede den Menſchen auf einer andern Stufe ſeiner Entwickelung bearbeiten, jede ein andres Moment ſeines Lebens hervorheben, jede das Beſſere an ihm in einer andern Geſtaltung zeigen, in einer eigenthümlichen Form, abſpiegeln.

Unter allen Verbeſſerungsarten, wofür die menſchliche Natur Empfänglichkeit hat, zeichnet ſich indeſs die Veredlung, als die *höchſte*, *würdigſte* und *umfaſſendſte* aus.

Sie iſt die *höchſte*; weil ſich alle andere zuletzt in ihr vereinigen, von ihr das Geſetz ihrer Richtung, und ihres gegenſeitigen Verhältniſſes empfangen, ihr Intereſſe beſorgen müſſen.

Sie iſt die *würdigſte*; denn ſie beabſichtet dasjenige, was in jedes Menſchen Herzen, als das letzte Ziel ſeines Lebens, als ein in ſich Vollendetes und alles andre Vollendendes ausgedrückt iſt, was ſich in jedem begeiſterten Gefühle der Bewunderung, Achtung und Ehrfurcht, dunkler oder heller, vermiſchter oder reiner, als etwas unausſprechlich Groſses ankündigt, was, über alle Beurtheilung nach zufälligen und veränderlichen Verhältniſſen erhaben, jedem ſeinen Werth beſtimmt, ganz auf ſich ſelbſt ruht, und ſeine unverlierbare Würde der Ewigkeit entgegen trägt. Ihr Gegenſtand iſt das Edle, das, von keinem Sinne vernommen, von keinem Verſtande erreicht, über die gemeine Wirklichkeit der Erſcheinung hinausgerückt, ſich allein in der Form offenbart, die dieſe von der Hand des beſſern Menſchen empfängt — tugendhafte Geſinnung und eine ihr angemeſſene Handlungsweiſe.

Sie iſt aber auch unter allen möglichen Arten der Verbeſſerung die umfaſſendſte. Sie arbeitet nicht für dieſen oder jenen Zweck, für dieſe oder jene Situation des Lebens, in dieſer oder jener Richtung; ſie vereinigt unter ſich alle Zwecke, und Situationen, ſie geſtaltet jede andre Richtung. Sie beſchäftigt ſich nicht mit einzelnen Kräften; ſie bearbeitet den ganzen Menſchen, alle Kräfte ſeiner Natur, alle Beziehungen ſeines Daſeyns — und nicht bloſs in den Individuen, ſondern auch in dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Individuen zu einander, in wie fern ſie zu Einem Reiche der Vernünftigen gehören. Sie leitet alle Strebepunkte der

Menſchheit in ihren mannichfaltigen Berührungen, auf ein Höchſtes und Beſtes. Ihr gehört daher auch eine beſondere Anlage, die ſich über die geſammte menſchliche Thätigkeit verbreitet.

Alle andre Arten der Verbeſſerung ſind einzig auf beſtimmte Bedürfniſſe berechnet, auf einzelne Theile ſeines Weſens gerichtet, die erſt in ihrer Verbindung die Veredlungsfähigkeit begründen. In dieſer Hinſicht iſt es vorzüglich wichtig, ihren Unterſchied von Kultur und Bildung, mit welchen ſie ſo oft verwechſelt wird, und ihr wahres Verhältniſs zu dieſen zu beherzigen. Dadurch wird nicht allein einer ſehr gewöhnlichen Verfälſchung ihrer Grundſätze, und Miſskennung ihres Zweckes, die ſo manche unreife, einſeitige, fehlerhafte und verderbliche Verbeſſerungsverſuche hervorgebracht haben, vorgebeugt; ſondern dieſe Vergleichung muſs, da ſie doch auch mit jenen genau zuſammenhängt, dazu dienen, über ihre wahre Natur ein helleres Licht zu verbreiten.

Der Menſch iſt urſprünglich ein Inbegriff roher, ſchlummernder Kräfte, die einer unendlichen Bearbeitung fähig, ſich ganz mechaniſch, ſo vollkommen oder ſo unvollkommen, als es die Umſtände, in denen er ſich befindet, die Ereigniſſe, in deren Kreiſe er ſich bewegt, die Anreitze und Begünſtigungen, die er von daher erfährt, geſtatten, dem von der Natur ihnen angewieſenen Zwecke entgegen bilden; bis er ſelbſt, zur Beſonnenheit und Freyheit gereift, dieſe Zwecke verſtehen und jenen Kräften eine verſtändige Richtung geben lernt.

Alles, was als Anlage, Fähigkeit, Vermögen, Kraft, in ihm niedergelegt iſt, iſt Spröſsling und Offenbarung eines allgemeinen Lebenstriebes, in den ſich ſein ganzes Weſen auflöſt, und bezweckt wieder nichts anders, als dieſen zu befriedigen, die Summe der äuſsern und innern Thätigkeit, und den Reichthum des darauf gegründeten Selbſtgefühls zu vermehren.

Jede Naturkraft des Menſchen äuſsert ſich daher auch als Trieb, ſich ſelbſt zu entwickeln, in ſich ſelbſt mehr zu leben, oder durch Umgeſtaltung ſinnlicher Gegenſtände, das allgemeine Leben zu befördern, oder endlich nur überhaupt thätig zu ſeyn, und in dieſer Thätigkeit ihr Daſeyn vielfältiger zu empfinden.

Der Zweck alles menſchlichen Strebens iſt höheres, wirkſameres, tiefer gefühltes Leben. In ſo fern iſt nur Ein Trieb über den ganzen Menſchen ausgegoſſen, der alle ſeine Kräfte beſeelt, alle ſein Thun in Bewegung ſetzt. Aber unermeſslich iſt die Mannigfaltigkeit deſſen, was von auſsen auf den Menſchen wirkt, in ſein Leben hemmend oder befördernd einflieſst; unermeſslich die Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe, worein dieſes Aeuſsere zu ihm treten, und der Geſtaltungen, die ſein Inneres dadurch erleiden kann. Schon daher kommen dem allgemeinen Lebenstriebe eine Menge näherer Beſtimmungen, zerfällt er in einzelne verſchiedene Triebe, und ihnen entſprechende Anlagen. Ein andres Intereſſe leitet ihn auf Menſchen, ein anderes auf die todte Natur zu wirken — ein anderes ihre Schreckniſſe und zerſtörende Gewalt zu bekämpfen, ein andres ihre unförmlichen Geſtalten zu verſchönern —

ein andres ſie für ſeinen Genuſs und für ſeinen Nutzen, ein andres ſie für ſeine Bildung zu bearbeiten — ein andres ihre Kräfte zu ſchwächen, ein andres ſie zu erhöhen — ein andres, wo er bloſs gegen ihre blinde mechaniſche Macht wirkt, ein andres, wo er ihren durch verſtändige Weſen vermittelten Einfluſs zu modificiren ſucht.

Aber ſein inneres Leben beſteht auch an ſich ſchon aus mehrern Beſtimmungen, iſt aus mehrern Anlagen, und ihnen entſprechenden Werkzeugen zuſammengeſetzt. In ihm greift das Getriebe eines doppelten Univerſums in einander. In ihm berühren ſich Körper- und Geiſterwelt. Natur und die Gottheit befreunden ſich in der Menſchheit. Das iſt ihr Leben. Es iſt die Vereinigung thieriſcher, geiſtiger und moraliſcher Kräfte und Triebe. Die Erſcheinung der erſten iſt der Körper, der zweyten der Geiſt, und der dritten der vernünftige Wille. „Der Menſch hat Anlagen zur Thierheit, zur Menſchheit und zur Perſönlichkeit," ſagt Kant.

Jede Kraft iſt durch den Trieb an ein Gefühl gekettet; ihre freye Aeuſserung, die

Realiſirung deſſen, was der Trieb anſtrebt, erweckt Luſt; das Gegentheil Unluſt. Vergnügen und Schmerzen ſind die Triebfedern aller Kräfte. Ihre Erſcheinung heiſst Bedürfniſs. Das Bedürfniſs iſt Streben des Lebens ſich zu erhalten, fortzuſetzen, und zu erweitern; in wie fern es ſich durch Luſt und Unluſt ankündigt.

Wie das Weſen und die Kräfte des Menſchen ſind ſeine Bedürfniſſe dreyfach. Er hat Bedürfniſſe des thieriſchen des geiſtigen und moraliſchen Lebens — ein Bedürfniſs, die Summe ſeiner Körperkräfte in harmoniſcher Wirkſamkeit zu erhalten, ihrer Zerſtörung entgegen zu arbeiten, den körperlichen Schmerz zu entfernen, das körperliche Vergnügen zu beleben und zu erhöhen — ein Bedürfniſs, ſeine innere Geiſtesthätigkeit zu befördern, Phantaſie und Verſtand in einſtimmige und vollkommene Thätigkeit zu ſetzen, ſeinem Gefühle für das Schöne und Groſse, Gefällige, Wahre, immer mehr Empfänglichkeit zu geben — endlich ein Bedürfniſs, ſeinen vernünftigen Willen zu befeſtigen, und ihm die Herrſchaft über das Leben zu verſchaffen. *

Jede Kraft des Menſchen iſt perfectibel, kann, durch ſeine eigene Bearbeitung und den Einfluſs äuſserer Umſtände dem ihr entſprechenden Bedürfniſſe angemeſſener gemacht werden. Dazu gehört:

Erſtens **Entwickelung**. In ihren erſten Anfängen iſt ſie bloſse Anlage; mit dem naturgemäſsen Wachsthume ihres Organs wird ſie poſitive Kraft, lebendiges Streben. Aber auch dann iſt ſie anfangs noch ſchwach, wie dieſes Organ, und daher nur fähig, ſich über wenige Gegenſtände zu verbreiten, eine kurze Zeit auszudauern, und dieſen Gegenſtänden wenige und flüchtige Beſtimmungen mitzutheilen. Sie wächſt extenſiv und intenſiv. Ueberall indeſs, wo ſie blinde Naturkraft iſt, und der Verſtand in ſie keinen Einfluſs hat, ſind der Vervollkommnung ihrer Stärke und Ausbreitung enge Gränzen geſetzt. Ueber dieſe kann ſie nicht hinaus; eben ſo wenig vermag ſie, durch ſich ſelbſt, bis zu ihnen vorzudringen. Der Grad ihrer Perfectibilität iſt ihr durch die Natur unwiderruflich beſtimmt. Nur wo Beſonnenheit ſich ihrer bemächtigt, Reflexion ſie leitet, wo ſie in die Gewalt des Denkens fällt, iſt ihre

Perfectibilität unendlich, erhält ſie von auſsen und innen immer neuen Zuwachs, vermehrt ſie ſich durch Aneignung des Fremden, verbreitet ſie ſich über ein immer weiteres Gebieth. Der Verſtand iſt der allmächtige Hebel menſchlicher Kräfte. Er verſtärkt ſie dadurch, daſs er ihnen die Kräfte der Natur unterwirft, ſie gleichſam in ſie hineinzieht, ihrem Intereſſe dienſtbar macht. Er weiſs das Widerſtrebende zu vereinigen zu Einem Zwecke, ſein Leben mit andern Leben zu bereichern. Keine Unternehmung iſt ihm zu kühn, der er nicht einſt gewachſen wäre, kein Gegenſtand zu fern, den er nicht einſt erreichte, keine Form zu gedankenvoll, die nicht aus ſeinen Schöpfungen hervorginge.

Verſtärkung und Vervollkommnung des innern Prinzips ihrer Thätigkeit, Erhöhung und Erleichterung ihres Wirkens, durch Erfindung neuer Hülfsmittel, iſt Entwickelung menſchlicher Kraft, und die Fähigkeit dazu geht in's Unendliche.

Die Entwickelung menſchlicher Kräfte macht ſie nicht nur geſchickter zur Befriedigung der ihnen entſprechenden Bedürfniſſe;

ſie iſt auch Naturbeſtimmung derſelben, und unabhängig von jedem andern Triebe; ohne alle Rückſicht auf ein zu befriedigendes Bedürfniſs, kündigt ſich mit jeder Kraft zugleich ihr Erweiterungstrieb an, den der Menſch nur verſtehen und leiten darf, um ihr die höchſte Vollkommenheit zu geben.

Zur Vervollkommnung menſchlicher Kräfte gehört zweytens, ihre weiſe Anordnung. So ſehr ſie, durch ihren gemeinſchaftlichen Urſprung und Zweck, den allgemeinen Lebenstrieb, ſchon für ſich zur Harmonie geſtimmt ſind: ſo trennt ſich dieſe friedliche Eintracht doch wieder bald durch dasjenige, was die Verſchiedenheit der Kräfte begründet, die Verſchiedenheit der Gegenſtände, und ihres Verhältniſſes zum Menſchen, durch die Theilung des innern Lebens, das ungleiche Maſs des Körperlichen, Geiſtigen und Moraliſchen in ihm, und durch den Einfluſs aller Umſtände, die eine Kraft vor der andern begünſtigen, oder ihr Hinderniſſe in den Weg legen. Der von Natur einige Menſch geräth ſchon beym erſten Schritte in die Welt in Zwietracht. In ungleichen Verhältniſſen bildet ſeine äuſsere

Lage ihn aus, und ſeine innern unwillkührlichen Beſtimmungen wirken mit, dieſe Ungleichheit zu vermehren. Er liegt immer mit ſich ſelbſt im Streite. Alle Stärke und Gewandtheit, die er einzelnen Kräften gibt, wird ſeinen Zuſtand unvermeidlich verſchlimmern, ſo lange dieſer Kampf in ihm fortdauert, ſo lange die eine Kraft die andre zu unterjochen ſtrebt, ſo lange abwechſelnd das eine Intereſſe vom andern verſchlungen und genöthigt wird, eine ſeiner Naturbeſtimmung entgegengeſetzte Richtung zu nehmen, bis es eine günſtigere Combination der Umſtände wieder in den Stand ſetzt, ſich jenes zu unterwerfen.

Unglücklicher Menſch, wie oft verdirbt dich dein herrlicher Genius! wie oft wirſt du ein Opfer einſeitiger Ausbildung! wie oft richtet dich der Streit mit dir ſelbſt zu Grunde, verbittert dir überſchwängliche Kraft deine ſüſseſten Freuden — iſt deine Reife ſelbſt der Wurm, der deine Frucht verzehrt!

Gleichmäſsig ſchreitet wahre Vervollkommnung fort; jede Kraft entwickelt ſie in dem ihr angemeſſenen Verhältniſſe; jeder ſetzt ſie durch alle andere ihre Schranken. Jedes Intereſſe wiegt ſie gegen das andre ab, beſtimmt, erweitert, und begränzt es durch ſie, daſs der Menſch, ein geordnetes Ganze, harmoniſch und friedevoll unter ihrer Pflege aufwachſe.

Endlich gehört auch drittens das zu der Bearbeitung, die der Menſch ſeinen Kräften geben ſoll, daſs er ſie zweckmäſsig brauchen lerne, und auf ihre eigenthümlichen Gegenſtände hinleite. Jede Kraft wirkt nach Auſsen. Jede vernünftige Wirkung iſt Geſtaltung, Verſchönerung, Vernützlichung deſſen, worauf ſie gerichtet iſt, Anbequemung zum Bedürfniſs des Menſchen. Jede hat daher ihren eignen Zweck, ihre eigne Aeuſſerung und Methode, ihre eignen Kunſtgriffe und Hülfsmittel, und leidet, nach der Mannichfaltigkeit der Umſtände, mannichfaltige Modificationen. Nicht genug, daſs ſie überhaupt mit Energie auf viele Dinge zu wirken im Stande ſey; ſie muſs für ihre Naturbeſtimmung in jedem einzelnen Falle entwickelt werden. Wir müſſen nicht allein die Zwecke kennen, die uns unſere Bedürfniſſe anweiſen, und für welche unſre Kräfte geeignet ſind, nicht allein die Erreichbarkeit derſelben, und die Mittel, die am geſchwindeſten, und mit dem wenigſten Aufwande dazu verhelfen, einſehen. Zur vollſtändigen Bearbeitung menſchlicher Kräfte gehöret auch die Kunſt, ihre Zwecke willkührlich zu vermehren, ihnen neue Richtungen anzuweiſen, neue Bedürfniſſe für ſie zu ſchaffen. Eine Kunſt, die der menſchlichen Zufriedenheit und dem frohen Lebensgenuſſe eben nicht ſehr zuträglich iſt, aber gewiſs zu unſerer Beſtimmung gehört. Die Kenntniſs deſſen, was durch menſchliche Kräfte zu erreichen ſteht, was überhaupt gewirkt werden ſoll, und durch jede derſelben insbeſondere gewirkt werden kann, weiſe Verbindung dieſer Kräfte unter ſich, geſchickte Benutzung deſſen, was ſich von den Kräften der Natur in ihre Gewalt bringen, und für ihre Zwecke verarbeiten läſst, kluge Beurtheilung der Umſtände und Anwendung der allgemeinen Grundſätze nach Maſsgabe derſelben — endlich, leichte Gewandtheit in der Ausübung ſelbſt — welch ein weiter Spielraum für die Perfectibilität des Menſchen.

Je mehr der Menſch ſeine Kräfte entwickelt, ihre Stärke vermehrt, und ihren Wirkungskreis erweitert hat; je friedlicher ſie neben einander thätig ſind zur Beförderung eines gemeinſchaftlichen Intereſſes; je gleichmäſsiger ſich der allgemeine Lebenstrieb in ſie ausgieſst; je mehr ihrer Wirkſamkeit ihre Naturbeſtimmung entſpricht; in je reicherem Maſse ſie menſchliche Bedürfniſſe befriedigen; je ſicherer und energiſcher ſie auf ihre Zwecke hinwirken; je mehr die Bildung, die ſie äuſsern Gegenſtänden ertheilen, dieſe verſchönert und vernützlicht; deſto vollkommener ſteht ihr erhabener Gebiether da.

Wie die Bedürfniſſe, die ſie befriedigen, und die Kräfte, die ſie bearbeiten ſoll, wird die Vervollkommnung des Menſchen dreyfach ſeyn. Sie wird entweder für die körperlich ſinnlichen, die körperlich ſinnlichen — oder für die geiſtigen, die geiſtigen — oder endlich für die moraliſchen Bedürfniſſe die moraliſchen Kräfte entwickeln, ordnen und ihren Gegenſtänden aneignen. Im erſten Falle iſt ſie Kultur, im zweyten Bildung, im dritten Veredlung.

Die Kultur arbeitet für die körperlichen Bedürfniſſe, die aber im Menſchen mit dem Geiſtigen vermiſcht, mithin ſinnlich ſind. Sie will ſein ſinnliches Verlangen befriedigen, ſeinen Schmerz entfernen, ſeine Luſt erhöhen, ihn in immer gröſsern Maaſse mit demjenigen bereichern, was ſeinem äuſſern Leben eine gefälligere Geſtalt geben kann. Seine Exiſtenz, ſo weit ſie ſich im Körper und den Trieben deſſelben ausſpricht, angenehmer zu machen, die Freuden der Sinne zu vermehren, ihm zu verſchaffen, weſſen er bedarf — es ihm ausgeſucht, mit Reitzen für jeden Sinn geſchmückt, zu verſchaffen, ihn mit Anſtand bedürfen zu lehren, um durch das Streben nach dem Neuen die Leere auszufüllen, die der lange Beſitz und Genuſs des Alten zurücklieſs, iſt ihr einziger Zweck. Sie leitet ihn von der Nothwendigkeit zur Bequemlichkeit, von der Bequemlichkeit zum Vergnügen; und ihr höchſter Triumph iſt der, dadurch, daſs ſie ihm das

Vergnügen wieder zur Nothwendigkeit — und ihn um neue Bequemlichkeiten, und neue Vergnügungen verlegen macht, den Genuſs mit dem Verlangen wechſeln zu laſſen und ſeine Kräfte in einer immerwährenden Spannung zu halten.

Sie will ſeinen Hunger ſtillen; aber auch ſeine Lüſternheit befriedigen und ſeinen Gaumen kitzeln. Sie will ihn kleiden; aber auch ſeiner Prachtliebe und Eitelkeit Nahrung geben. Sie will ihm Thätigkeit und Ruhe im harmoniſchen Wechſel entgegen führen, und lehrt ihn, ſie im Spiele vereinigen. Sie will ſein Leben und Eigenthum ſichern gegen fremden Angriff, und verbindet zugleich fremde Kraft mit der eignen, zur Beförderung eines gemeinſchaftlichen Wohlſtandes. Sie ſchützt ſeine Freyheit, indem ſie ſie durch Geſetze einſchränkt, und lehrt ihn, ſich für dieſes Opfer in der erweiterten Sphäre eines glänzenden Sclavenlebens ſchadlos halten. Sie verſchafft ihm nicht nur unmittelbaren Genuſs, ſondern auch dieſem Genuſſe die gröſste Mannichfaltigkeit, und die unterhaltendſte Abwechſelung.

Das Alte verliert ſeinen Reitz; das errungene Ziel iſt nicht ehrenvoll, die beſchränkte Genuſsfähigkeit iſt bald erſchöpft. Die Kultur kann nicht aufhören, den Menſchen als ein perfectibles Weſen zu behandeln; ſie muſs ihn immer weiter führen. Die Natur hat auch ſchon dafür geſorgt, indem ſie an jede Befriedigung neue Sehnſucht knüpfte. Die Genuſsfähigkeit zu erhalten und auszudehnen, den verleideten Gegenſtänden immer fort veränderte Reitze zu ertheilen, oder ſie durch intereſſantere zu erſetzen, die verſchiedenen Arten ſeines Verlangens gegen einander abzuwägen, und durch die Möglichkeit ihrer geſammten Befriedigung zu beſchränken, muſs ihr eben ſo ſehr angelegen ſeyn, als das natürliche Bedürfniſs auf eine angenehme Art zu ſtillen.

Je mehr ſich der Luxus verfeinert, je weiter ſeine Herrſchaft ſich ausbreitet; je mehr ſich die Quellen des Vergnügens vervielfältigen; je leichter gränzenloſe Sinnlichkeit ſich genügen kann; je üppiger, weichlicher der Menſch wird; je mehr alles dem Bedürfniſſe dient; je tiefer der Egoismus wurzelt: deſto mächtiger ſchreitet die Kultur fort.

Die Kräfte, die die Kultur bearbeitet, ſind, wie das Bedürfniſs, wofür ſie arbeitet, die ſinnlichkörperlichen. Aber dieſe ſind im Menſchen nicht allein; ſonſt wäre keine Kultur möglich. Die eigenthümliche Stärke der körperlichen Kraft, als bloſser Naturkraft, läſst ſich nur in geringem Grade erhöhen; und ſchon dieſs nicht ohne Hülfe des Verſtandes. Eben ſo wenig würden ſie ohne Verſtand geordnet, und für die Erreichung ihrer Zwecke geſchickt gemacht werden können: alles bliebe an ihnen inſtinctmäſsig, dem Zufalle überlaſſen, blinder Mechanismus. Worauf es aber bei der Kultur am meiſten ankommt, iſt künſtliche Erhöhung ihres Vermögens durch ſelbſterfundene Mittel, Vermehrung der eignen Kraft durch fremde, Beſchleunigung ihres natürlichen Ganges, Verbreitung über mehrere Gegenſtände, weiſe Vertheilung ihres Vermögens, Vervielfältigung ihrer Wirkungen, näheres Aneinanderrücken der Zwecke, mehrſeitiges Ineinandergreifen der Mittel, was nur allein der Verſtand hervorbringen kann.

Die Kultur hat demnach auch auf den geiſtigen Menſchen zu wirken, und zwar auf dieſen vorzüglich: ihm verdankt ſie alles; durch ihn muſs ſie alle Verbeſſerung zu Stande bringen. Aber dieſe Verbeſſerung ſelbſt trifft doch zunächſt das Körperliche; dieſes iſt hier Zweck, und das Geiſtige ihm dienſtbar. Sie muſs die Sinne ſchärfen, die Aufmerkſamkeit beleben und reguliren, die Phantaſie bereichern, erweitern und ſtärken, das Genie begeiſtern, den Verſtand aufklären. Aber ſie weiſs nichts davon, daſs ſcharfe Sinne, rege Aufmerkſamkeit, eine reiche Phantaſie, erfinderiſches Genie und ein aufgeklärter Verſtand für ſich etwas werth ſind, den Menſchen ehren und vollkommner machen. Es iſt ihr nur darum zu thun, daſs ſein äuſserer Zuſtand ſich verbeſſere, ſein ſinnliches Leben leichter und angenehmer werde, daſs er mehr Vergnügen und Bequemlichkeit finde. Freye Geiſtesbeſchäftigung iſt ihm nichts, mechaniſcher Kunſtfleiſs alles. Sie ſchätzt das Talent nach dem, was es einbringt — höchſtens nach dem, was es zur Vervollkommnung des geſellſchaftlichen Zuſtandes beyträgt.

Der Geiſt der Kultur iſt kein andrer, als der leidige Kaufmannsgeiſt. Viel vortreffliches gedeiht wohl unter ſeiner Pflege: aber er achtet es nicht, weil er es nicht verſteht, keinen Sinn dafür hat, weil er nur den fühlbaren Gewinn berechnet. Kein Wunder, daſs dieſer Geiſt in unſerm überaus kultivirten Zeitalter ſo hoch geachtet iſt, eine ſo ſtolze Herrſchaft behauptet, und die Herzen der Menſchen ſo ſehr verengt.

Der Handel iſt überdem das eigenſte Medium der Kultur, ohne ein künſtliches Subſtitut der Erzeugniſſe (das Geld, ein Product des Handels), ohne den weitläufigen Verkehr der Menſchen unter einander, der den Austauſch derſelben zur Beſchäftigung eines zahlreichen und vermögenden Standes macht, iſt an keine Entwickelung und weit verbreitete Anwendung menſchlicher Kräfte, an keinen Reichthum des Erfindungsgeiſtes zu denken, fehlt es an Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, woran dieſer ſich wenden, die er bearbeiten, und von denen er den gehörigen Reitz erhalten könnte. Wo der Handel anfängt zu blühen, da weht ſchon der Odem der Kultur, da iſt ihr Geiſt ſchon rege, da können nur die widerſinnigſten Maſsregeln von oben herab, in Verbindung mit den unglücklichſten Umſtänden, ihre Fortſchritte aufhalten.

Kunſtfleiſs, Erfindungsgeiſt, erweiterte Kenntniſs der Natur, ſo weit ſie ſich für die Bedürfniſſe und das Vergnügen des Menſchen bearbeiten läſst, mehr Werk des Glückes als des angeſtrengten Nachdenkens, ſind die karge Gabe, die die Kultur aus dem unermeſslichen Schatze des Verſtandes zu vernutzen weiſs; alles andre iſt für ſie unbrauchbar. Dafür allein weckt, darnach prüſt und ſchätzt ſie die Köpfe. Hierauf beſchränkt ſich auch der Handelsgeiſt.

Kein Menſch kann ſich für ſich allein kultiviren. Nationen kultiviren ſich; der Einzelne nimmt daran Antheil, und giebt dem Jahrhunderte, die Kultur, die er von ihm empfing, nach dem Maſse ſeines Genies, umgeſtaltet und vermehrt, zurück. Er kann ihre Früchte genieſsen, ohne ſelbſt thätig geweſen zu ſeyn. Sie exiſtirt nur im Ganzen und geht von da aus in die Einzelnen über.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt nothwendige Bedingung der Kultur, die Errichtung derſelben ihr erſter Schritt, ihre Vervollkommnung der Maſsſtab ihrer Ausbildung. So lange der Menſch noch einſam rauhe Wälder durchſtreift, oder, bloſs mit ſeiner Familie verbunden, ein wanderndes Nomadenleben führt, iſt an keine nützliche Bildung und weiſe Anwendung ſeiner Kräfte zu denken. Er hat keine Bedürfniſſe, als zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen und ſein Geſchlecht fortzupflanzen, und erwartet ihre Befriedigung einzig von der Gunſt der Natur. Phyſiſche Stärke iſt bey ihm alles, das einzige Mittel, ſich die Nothwendigkeiten des Lebens zu verſchaffen — verbunden mit Klugheit — das Einzige, worin er ſeine Kräfte kultiviren kann. Er kennt keinen Trieb, ſie noch über dieſe Gränze auszudehnen. Woher ſollte dieſer ihm auch kommen; da ja dringende Bedürfniſſe ihn ganz hinhalten, und die Anforderungen derſelben noch nicht einmal ſicher geſtellt ſind; da nur der Reitz von ſeines Gleichen, der Anſtoſs und Widerſtand der Geſellſchaft ſein Verlangen erweitern, da nur die Erleichterungen, die gemeinſchaftliche Arbeiten dem Leben verſchaffen, ihm Ruhe und Zeit zu Erzeugung neuer Wünſche geſtatten könnten? Jetzt kann ſich ſein Verſtand bloſs in der unmittelbaren Lenkung ſeiner Kräfte, nicht in der Unterſtützung derſelben durch künſtliche Mittel, wozu mehrere Hände in Bewegung ſeyn müſſen, wirkſam zeigen.

Wenn ihn Zufall oder Bedürfniſs ins geſellſchaftliche Leben führt, zur Vereinigung mit andern, ihm ähnlichen Weſen, zur gegenſeitigen Sicherſtellung ihrer Rechte anleitet, die kühne Gewalt oder die verwegene Liſt des herrſchſüchtigen ihn zur Unterwerfung nöthigt: dann tritt er in den Stand der Kultur.

Jetzt iſt ſeine äuſsere Exiſtenz geſchützt, die Nothwendigkeiten des Lebens ſind ihm entweder ſchon verbürgt, oder es iſt ihm doch leicht gemacht, ſie zu erwerben. Er geht nicht mehr unter, von der Laſt eines nicht geſtillten Bedürfniſſes zerdrückt. Seine Kräfte gewinnen Zeit, ſich über die natürlichen Triebe hinaus zu erweitern. Das überſättigte Verlangen macht ihn üppig und übermüthig, und Geſchäftsloſigkeit wird ihm ein Sporn, auch auſſerhalb der Gränze des Bedürfens thätig zu ſeyn. Das ruhigere Leben, das er jetzt führt, lehrt ihn das ſüſse Gefühl der Bequemlichkeit, und zugleich neue Gegenſtände des Genuſſes kennen. Er erfindet Mittel, jenes zu unterhalten, und dieſe in ſeine Gewalt zu bringen. Zahlreichere und glänzendere und höhere Preiſe ſind ſeinem Ringen aufgeſteckt. Gegenſeitige Mittheilung erhöht ſeinen eignen Gedankenreichthum. Uebung giebt ſeinem Körper und ſeinem Geiſte gröſsere Gewandtheit. Die Vertheilung der Arbeit unter Mehrere verſtärkt das natürliche Vermögen, ſchafft Unterſtützungen und Hülfsmittel herbey. Der Handel befördert den Wucher der Kräfte aller Einzelnen; und biethet in dem vermehrten National - Reichthume neue Quellen und Triebwerke der Kultur an. Der Eigennutz erlangt ein weiteres Gebieth; der Ehrgeitz wird rege; der Erfindungsgeiſt ergieſst ſich durch tauſend Kanäle; in die Geſchäfte kommt mehr Leben und Thätigkeit; die Leidenſchaften reiben ſich mannichfaltiger an einander, das Entbehren des einen und der Ueberfluſs des andern wetteifern, neue Genüſſe zu erfinden.

Mit der Entwickelung und Vervollkommnung der bürgerlichen Geſellſchaft entwickelt und vervollkommnet ſich die Kultur. Wie die Geſetze und Verträge über das Eigenthum beſtimmter, und dem gemeinſchaftlichen Wohl angemeſſener (eben nicht gerechter, denn Gerechtigkeit iſt ein den Grundſätzen der Kultur ganz fremdes Prinzip), die Möglichkeit des Erwerbs, die Erhaltung und Vermehrung des Eigenthums für den Staatsbürger leichter, die Zweige der Induſtrie mannichfaltiger, der innere Verkehr der Bürger, und der auswärtige der Nationen vielfacher, die Aufklärung mehr geſchätzt und befördert, der Kunſtfleiſs, nicht ſo ſehr durch Privat - Vortheile, die er ſich unmittelbar erwirbt, und die in der That ſeine Thätigkeit verengen, belohnt, als vielmehr öffentlich geehrt und aufgemuntert wird; je mehr die Verhältniſſe des Einzelnen zum Ganzen den Luxus und das ſinnliche Wohlleben befördern: je mehr ſich dieſe über alle Stände ausbreiten, ohne jedoch denjenigen Grad der Verweichlichung herbey zu führen, der eine gänzliche Erſchlaffung im Gefolge hat: deſto mehr kultiviren ſich die Nationen.

Die Kultur verfolgt mithin ihren Zweck nicht zunächſt am Einzelnen. Die Geſellſchaft kultivirt ſich, und jeder Einzelne nur in ſo fern, als er zur Kultur der Geſellſchaft beyträgt, und ſeinen Beytrag, von ihr bearbeitet, zurück erhält. Sie geht vom Egoismus aus und ſucht dieſen, ſo viel als möglich, zu befeſtigen. Aber ſie kann ihn nur durch Wirken für das Ganze, durch Mittheilung an andre, durch Bearbeitung fremder Zwecke befriedigen. Sie empfängt nur in dem Maſse, als ſie giebt; ſie gewinnt nur ſo viel als ſie veräuſsert. So legte die Natur in den Eigennutz den Saamen der Uneigennützigkeit und zwang den Menſchen durch den erſtern die letztere zu üben.

Die Kultur muſs die Gewalt der Leidenſchaften brechen, die Heſtigkeit der natürlichen Begierden mäſsigen, ihre Unerſättlichkeit einſchränken, ſonſt iſt an keine Entwickelung, Anordnung, und an keinen zweckmäſſigen Gebrauch der Kräfte zu denken, und kann ſelbſt die angeſtrengteſte Bearbeitung derſelben keinen befriedigenden Genuſs geben. Sie muſs die Rohigkeit des Menſchen bändigen, ehe etwas Beſſeres aus ihm werden kann. Man kann nicht mehr von ihr fordern, als ſie durch die nothwendigen Einſchränkungen des geſellſchaftlichen Lebens, durch Vertheilung der Kräfte, durch Verbreitung der Begierden über eine gröſsere Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden, und das feinere Raffinement, wodurch ſie allein den Genuſs, als Preis, davon trägt, zu leiſten vermag. Aber alles, was ſie auch hierin thut, geſchieht wieder nur für den Egoismus.

Man kann daher von der Kultur ſagen, ſie ſey Vervollkommnung des Geiſtigen und Sinnlichen im Menſchen für den Zweck des Sinnlichen — Bearbeitung des Egoismus zu ſeiner Befeſtigung, vermittelſt der bürgerlichen Geſellſchaft und des Handels.

Die zweyte Art der Vervollkommnung menſchlicher Kräfte iſt Bildung. Sie ſteht im Dienſte geiſtiger Bedürfniſſe, und bearbeitet die geiſtigen Kräfte des Menſchen.

Bildung kennt zunächſt keinen äuſſern Zweck; ſie erſtrebt nichts um eines andern willen, um durch dieſes andre das Leben des Menſchen angenehmer zu machen. Sie kennt auch keine Gegenſtände des Genuſſes, die von ihr ſelbſt verſchieden wären; ſie thut nichts für die Erhaltung und Beförderung ſeiner ſinnlichen

Exiſtenz. Sie will keinen materiellen Stoff in ſich aufnehmen. Form, geiſtige Geſtalt, was von innen kommt und innerlich wirkt, iſt ihr Gegenſtand. Ihr Anfangs - Mittel - und Endpunct iſt der geiſtige Menſch.

Sie hat keine Bedürfniſſe die gewaltſam ergreifen, die Maſchine heftig erſchüttern, deren Nichtbefriedigung Krankheit und Tod brächte. Das Bedürfniſs, das ſie belebt, ſpricht ſich nur leiſe aus, beherrſcht den Menſchen mit einer ſtillen, ſanften Gewalt, die eben durch ihre Ruhe ſich ungehinderter über ſein ganzes Weſen verbreitet, langſam, aber dauerhaft, zuverläſſig und ſiegreich wirkt, und aus dem Menſchen nach und nach ein neues Weſen ſchafft.

Ihr entſpricht ein *geiſtiger Bildungstrieb*, der unabhängig von jedem Gegenſtande, von jedem fremden Zwecke, lediglich ſein eigenes Intereſſe hat, nur ſich befriedigen will, überall auf Erhöhung, Anordnung, Vernützlichung deſſen, was im Innern des Menſchen wohnt, ausgeht. Wie ein unſichtbarer Genius, deutet er der glücklichen Natur überall die Spuren des Wahren, Schönen, Schicklichen, Geordneten und Vortrefflichen an; und begeiſtert für ihre Formen. Er iſt ſich ſelbſt ein Geſetz, und dieſes Geſetz richtet allein über die höchſte Geiſtesvollkommenheit des Menſchen, regulirt all ſein Denken und Thun zur Darſtellung des Beſſern.

Das Beſsre gefällt an ſich; denn es ſtellt alles in einem freundlichern Lichte dar, erfüllt alles mit einer ſanften Lebenswärme, und vertheilt ſich in tauſend geiſtvolle Genüſſe. Die ſtillſten, genügendſten, dauerhafteſten und einfluſsreichſten Freuden ſind der Lohn des wahrhaft gebildeten Mannes.

Freylich bleibt es immer noch Genuſs, was der geiſtige Bildungstrieb bezweckt. Aber es iſt kein Körpergenuſs durch Berührung, durch phyſiſchen Einfluſs des Stoffhaltigen auf die ſicht- und fühlbaren Werkzeuge des Lebens, kein Genuſs, der ſeinen Gegenſtand zerſtört, verſchlingt, in ſeine eigne Natur verwandelt. Das Lebensgefühl des ſich bildenden Menſchen iſt ſchon um einen beträchtlichen Grad feiner, als das des bloſs kultivirten. Es verlangt Geiſtesgenuſs; die innere Thätigkeit ſtellt dem innern

innern Sinne ihre kräftige harmoniſche, gedankenvolle Form dar, und entzückt ihn. Es iſt der geiſtige Theil der Sinnlichkeit, der feinſte Egoismus, den die Bildung befriedigen will.

Zu dieſem innern Intereſſe geſellt ſich freylich auch oft das Intereſſe des Ehrgeitzes, der Eitelkeit und der Geſelligkeit. Sich den Beyfall der Menſchen zu erwerben, durch Witz, Verſtand, Geſchmack und feine Sitten zu glänzen, ſich denjenigen, mit denen man zur Unterhaltung, Zerſtreuung, und zum gegenſeitigen Genuſs der geiſtigen Vollkommenheit oft zuſammen kommt, in einer gefälligen Geſtalt zu zeigen, den Umgang intereſſanter, das Vergnügen deſſelben lebhafter und reichhaltiger, und uns in demſelben beliebter zu machen, ſind mächtige Anreitze, ſeinen innern Menſchen zu bearbeiten.

Aber auch dieſe Art des Egoismus iſt edler als der des bloſs kultivirten Menſchen. Der Ehrgeitz des letztern geht allein darauf aus, ſich durch die günſtige Meynung andrer mehr Gewalt über ihre Gemüther zu erwerben, um ſie deſto leichter zur Beförderung ſeiner Zwecke geneigt zu machen. Der Ehrgeits des Gebildeten hingegen will nur durch den Beyfall andrer den innern Genuſs ſeiner Vollkommenheit erhöhen, die Ueberzeugung und das Gefühl derſelben verſtärken, ſie klarer anſchauen; er iſt mehr weltbürgerlich, weniger herrſchſüchtig. Der Sinn für das geſellige Leben iſt ſchon eine Frucht der Bildung. Er kann nur in der geiſtigen Natur des Menſchen aufkommen. Eine groſse Mannichfaltigkeit ſehr feiner Operationen wirkt zu ihm mit. Sein Intereſſe iſt ſeiner Form nach noch weniger eigennützig. Der Genuſs, den es gewährt, entſpringt eben ſo ſehr aus dem Mittheilen als aus dem Empfangen. Er zerſtört nichts, wie der phyſiſche, aber er verſchönert alles.

„Der Geiſt der Bildung iſt weit liberaler als der der Kultur. Er iſt das Entgegengeſetzte des Kaufmannsgeiſtes — freyer Kunſtgeiſt. Er ſchätzt nicht das Talent um des Gewinnſtes willen, und nur in ſo fern als es etwas einbringt. Er würdigt es, als ſchöne Entfaltung eines ſchönen Lebens; er ehret in ihm die beſſre Form. Er verſchmäht jede Berechnung nach äuſsern Vortheilen, jede Rückſicht auf irgend einen Zweck. Es gefällt, es genügt, es befriedigt; das iſt der ganze Grund ſeines Genuſſes.

Die Gegenſtände der Bildung ſind die geiſtigen Kräfte des Menſchen, aber ſie ſtehen mit den körperlichen wieder in genauer Verbindung. Eben ſo wenig als der Menſch ſich kultiviren kann, ohne daſs der Geiſt daran Theil nehme, und die Kräfte des Körpers unterſtütze; eben ſo wenig kann der Menſch ſeinen Geiſt bilden, ohne daſs dieſe Bildung, wenn ſie vollendet iſt, ſich im Körper ausdrücke. Der Gedanke, die Empfindung des Geiſtes prägen ſich in ihm ab. Der Körper iſt das Werkzeug ihrer Darſtellung; ſie müſſen alſo zunächſt in ihn ſelbſt übergehen. Die Bildung wirkt auf die äuſsere Welt — nicht zu ihrer Vernützlichung, ſondern zu ihrer Verſchönerung; was muſs ſich alſo am gebildeten Manne wohl eher verſchönern, als die Haltung und Bewegung ſeines Körpers, die Form, in der er ſich andern mittheilt.

Zunächſt hat es indeſs die Bildung mit dem Geiſte zu thun, ſeine Kräfte zu entwickeln, ſie mit dem gehörigen Stoffe zu verſehen, ſie zu üben, unter einander zu ordnen, und dann auf ihre zweckmäſsige Verwendung bedacht zu ſeyn. Vorzüglich gehören die höhern Seelenkräfte hierhin. Sinn, Gedächtniſs und Erinnerung ſind ſchon durch die Kultur vielſeitig genug entwickelt; deſto mehr bedürfen Phantaſie, Witz, Scharfſinn, Verſtand, Vernunft, die feinern Gefühle und Begierden einer freyern Entfaltung.

Die Bildung ſoll die Phantaſie wecken zu Erzeugung ſchöner, lieblicher und brauchbarer Bilder, daſs ſie dem Geiſte reitzende Geſtalten zum innern Genuſſe und hinreichenden Stoff zur Erkenntniſs vorführe; ſoll ſie über eine immer gröſsere Menge von Gegenſtänden verbreiten, ihr Lebhaftigkeit, Klarheit, bewegende Wärme, Stärke und Dauer geben. Sie ſoll ihn üben, entfernte und verſteckte, aber treffende Aehnlichkeiten ſchnell zu entdecken, die Gegenſtände in überraſchende Verhältniſſe zu bringen, oder doch wenigſtens das Treffende und Feine des Witzes geſchickt zu beurtheilen. Sie ſoll ihn in den Stand ſetzen, das Einſtimmige und Widerſprechende, das Gleichartige und Verſchiedene, das Wahre und Falſche glücklich zu unterſcheiden, die Verbindungen der Dinge ſchnell zu überſehen, zu ordnen und richtig zu beſtimmen, die gemeinſamen Merkmale zu entdecken, abzuſondern, und allgemeine Begriffe zu bilden, die Begriffe von neuem in Beziehung gegen einander zu bringen, einander unterzuordnen, aus einander herzuleiten, an verwandte anzuknüpfen, und ihnen eine bleibende Stelle in ſeinem Denkſyſtem anzuweiſen, Zuſammenhang in die Erkenntniſſe zu bringen, und aus einzelnen, der Erfahrung entlehnten, Zügen, Ideale des in ſich Wahren und Vortrefflichen zu bilden. Sie ſoll ihn mit ſolchen Einſichten bereichern, die allgemein nützen und ehren, die den Geiſt eben ſo ſehr ſchmücken, als ſie unumgängliche Bedingung der weitern Fortbildung ſeiner Kräfte ſind, die er nicht nach der Unterſtützung, die er von ihnen in ſeinen Geſchäften und Vergnügungen erhält, ſondern nach ihrem innern Werthe würdigt. Sie ſoll ſeinen Geiſt aufklären.

Auch auf das Gefühl iſt der Bildungstrieb gerichtet, auf der einen Seite ſeine Reitzbarkeit zu vermehren, auf der andern ſeine Heftigkeit zu mäßigen, beſonders aber, den feinern intellectuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Gefühlen mehr Stärke und Richtigkeit zu geben. Bildung lehrt den Menſchen das Schöne reiner und lebendiger empfinden, und es nicht ſo ſehr im äuſsern Schimmer, in materiellen Reitzen und vorübergehenden Rührungen, als vielmehr in zarten, ſanften, in einander flieſsenden harmoniſchen Formen ſuchen. Sie weckt ſeine innere Empfänglichkeit für Wahrheit, verwahrt das Herz gegen den falſchen Schein des einſeitig Geordneten, des Paradoxen, Wunderbaren und Geheimniſsvollen, und gibt ihm die glückliche Fähigkeit in jeder Erſcheinung das Zweckmäſsige in jedem Gedanken, das Treffende und Gegründete zu fühlen, ehe er es noch deutlich erkannte. Sie führt ihn zum Empfinden des Anſtändigen und Schicklichen in Reden und Handlungen, und alles deſſen, was in der ganzen Aufführung den guten Geſchmack befriedigt.

Die natürlichen Triebe des Menſchen ſchränkt ſie nicht bloſs, wie die Kultur, durch einander, und durch die Bedingungen, unter denen in der bürgerlichen Geſellſchaft der Eigennutz ſeinen Vortheil finden kann, ein. Sie mäſsigt ſie durch gedankenvolle

Anordnung, unterwirft ſie der Gewalt des Geiſtigen, indem ſie ihn lehrt, auch in ſeinen Genüſſen die Würde des Begriffes auszudrücken, und alle die Beziehungen zu berückſichtigen; die Denkkraft und feineres Gefühl an die Triebe des Menſchen knüpfen. Sie ſtrebt, ſie nach frey entworfenen Regeln zu bilden, die zwar noch immer zuletzt auf Befriedigung des Luſtſinnes, aber eines vergeiſtigten berechnet ſind. Sie mildert ſeinen Eigennutz vorzüglich dadurch, daſs ſie mit Hülfe der Einbildungskraft, einen neuen Sproſsling, die Sympathie, mit allen wohlwollenden Neigungen des Gemeingeiſtes, der Freundſchaft, der Theilnahme, der Dankbarkeit; und der zarten feſten treuen Anhänglichkeit auf ihn pflanzt, und nicht bloſs, wie die Kultur, Bedürfniſſe, die ſich auf andre beziehen, äuſserlich und zufällig an ihn knüpft, ſondern etwas Geſelliges mit in ſein Weſen miſcht, ihm einen Geiſt der Liebe, die aber freylich noch immer nicht rein und uneigennützig iſt, einhaucht.

Bildung entwickelt nicht allein alle Kräfte des Geiſtes — ſie entwickelt ſie mit Ebenmaſs, in gefälliger Ordnung, zur Darſtellung eines durchaus zuſammenſtimmenden verſchönerten Menſchen.

Endlich leitet ſie auch zur glücklichen Ausführung des wahr Gedachten und rein Empfundenen. Sie hat zwar, durch diejenigen Kräfte, die ihrer Bearbeitung fähig und hingegeben ſind, keine beſtimmten äuſsern Zwecke zu befördern — die Geſtaltung iſt ihr ganzer Zweck —; aber ſie kann auch nicht im Innern verſchloſſen bleiben. Ein ſchöner gebildeter Geiſt gieſst ſein klares Licht über alles aus, was in ſeine Sphäre tritt, bildet und verſchönert alle Gegenſtände, die er berühren kann, aus eignem Bedürfniſs. Vorzüglich wird ſich die hellere Form des Geiſtes in ſeinem nächſten Organe, dem Körper, ausprägen, und ſich durch Anmuth der Gebehrden, durch Geſchmeidigkeit der Bewegungen, durch Zweckmäſsigkeit des Anſtandes, durch Gefälligkeit der Sitten, durch Schicklichkeit und Diskretion im Reden, durch immerwährende freundliche Rückſicht auf andre kund thun.

Für den dem Vergnügen geweihten Umgang bearbeitet die Bildung den Menſchen, und jene wird eben ſo ſehr durch dieſe befördert, als er wieder auf ſie zurückwirkt. Der gebildete Menſch muſs ſich mittheilen, auch von den geſelligen Neigungen abgeſehen, die in ihm erwacht ſind. Die beſſern Gedanken ſeines Geiſtes, die ſchönern Empfindungen und Triebe ſeines Herzens ſtreben unaufhörlich aus ihm heraus, ſuchen ſich ihm unaufhörlich verwandte Stoffe anzueignen. Gebildeter an Verſtand und Herz, bereichert mit wahren und einfluſsreichen Beobachtungen, kehrt er immer aus der Geſellſchaft der Gebildeten zurück; da der Kultivirte nur Menſchen aufſucht, um von ihnen zu nehmen.

Was der Staat für die Kultur iſt, das ſind die nähern geſellſchaftlichen Verbindungen für die Bildung des Menſchen. So wie die erſtere nur in jenem gedeiht, ſo gedeiht die letztere nur in dieſen ganz; doch mit dem Unterſchiede, daſs alle Kultur allein durch die bürgerliche Vereinigung der Menſchen möglich wird, und vom Ganzen auf den Einzelnen übergeht, dahingegen die Bildung, bey einem reichen Genie, auch im iſolirten Zuſtande, und, allgemeiner noch, bey einem eingeſchränkten geſellſchaftlichen Umgange möglich bleibt.

Immer aber bearbeitet hier der Einzelne zunächſt ſich ſelbſt, für ſich ſelbſt, nachher durch Mittheilung die Andern. Hier iſt kein gemeinſchaftliches Medium, auf das erſt gewirkt werden müßte; darum iſt auch die Bildung freyer.

Veredlung iſt endlich die dritte Art der Vervollkommnung, deren die menſchliche Natur fähig iſt. Sie hat nicht, wie die übrigen Arten, mehrere Kräfte zu ihrem Gegenſtande, ſondern nur eine einzige, die aber für den Gebrauch der andern die höchſte Norm in ſich ſchlieſst, die der kultivirte und der gebildete Menſch über alles zu ehren, der ſie alle ihre Zwecke zu unterwerfen gehalten ſind. Dieſe Kraft iſt der freye vernünftige Wille. Auch der Trieb, der den Menſchen für ſeine Veredlung in Bewegung ſetzt, iſt ganz eigner Art; es iſt ein Prinzip, das über all ſein ſinnliches Denken und Empfinden hinaus liegt, mit ſeinen übrigen Gefühlen nichts gemein hat, und deſswegen auch kaum den Namen des Bedürfniſſes verdient; ein geheimniſsvolles, Anfangs unverſtandenes Streben nach etwas Gröſsern und Göttlichem, das durch keinen Act dieſes Strebens ganz erreicht, in nichts Sichtbarem ganz ausgedrückt werden kann, und dem Menſchen die erſte und kräftigſte Verheiſsung des Unendlichen gibt.

So weit auch die Kultur ſeine Bedürfniſſe und Genüſſe geſichert, die Bildung ihn verſchönert haben mag: ſo bleibt doch noch eine groſse leere Stelle in ſeinem Herzen zurück — das Bewuſstſeyn, daſs er etwas noch nicht ſey, was er doch ſeyn müſste — ein dunkles, aber herrliches Ideal von etwas unübertreflich Edelm, was er in ſeinem Charakter darſtellen ſoll.

Nicht Schmerz des Entbehrens, nicht ſinnliche Luſt des Beſitzes leitet ihn dahin; ein Gefühl, das — weder Luſt noch Schmerz — ſich nicht beſchreiben läſst, weil es ſo einzig iſt, daſs nirgends Züge zu ſeinem Bilde aufzufinden ſind. Der Menſch muſs es in ſeiner Quelle, ſeinem eignen innerſten Leben ergreifen.

In ſeiner Erſcheinung iſt es bald moraliſches, bald religiöſes Gefühl, je nachdem es entweder bloſs ſeine urſprünglichen

Beſtimmungen ausdrückt, oder ſich in ſeinen geſammten Beziehungen entwickelt hat. Ueberall iſt es indeſs auf die Darſtellung eines Vortrefflichſten, auf die Ausbildung einer höchſten mit Herrſcherwürde begabten Kraft, die ſich im Menſchen regt, gerichtet; überall iſt ſein Treiben, gut zu ſeyn und immer beſſer zu werden.

Kultur und Bildung befriedigen ſie alle Forderungen der Natur, laſſen immer noch eine gewiſſe Einſeitigkeit und Beſchränktheit des Charakters, und, ſo ſehr ſie auch den Menſchen mit ſich ſelbſt und ſeinen ſinnlichen Zwecken in Harmonie zu bringen ſuchen, doch, in Beziehung auf den vernünftigen Willen, der ihn auch über ſich ſelbſt und ſeine ſinnlichen Zwecke zu erweitern ſtrebt, eine Unregelmäſsigkeit zurück, die ſchon an ſich das beſchämende Gefühl der Unwürdigkeit erweckt, noch mehr aber, wenn ſie in wirkliche Handlungen übergeht, ſich für die Menſchheit eben ſo verderblich, als dem beſſern Verlangen des Herzens widerſprechend zeigt, ſo daſs ihn alle übrigen Vorzüge nicht vor Verachtung ſeiner ſelbſt ſchützen können. So demüthigend jenes Gefühl auch an ſich ſeyn mag: ſo wird es doch ehrenvoll, da in demſelben der erſte Ruf zur Veredlung an den Menſchen ergeht. Jene Unregelmäſsigkeit zu entfernen, ſeine Kräfte und die Triebe, die ſie in Bewegung ſetzen, immer auf dasjenige zu richten, worin ſich der vernünftige Wille offenbart, dem das Gefühl des Rechts, des Guten, mithin der vorwurfsfreyen Billigung, der reinen Achtung anklebt, iſt das Geſchäft der Veredlung.

Die Veredlung ſoll den Menſchen dahin bringen, daſs der vernünftige Wille ſich entwickle, befeſtige, und ſchlechthin über ihn herrſche, ſich in allem ſeinem Denken und Thun ausführe, daſs er von ſeinen Kräften nur einen guten Gebrauch mache, nach Anleitung der überſinnlichen Regel, die in ihm liegt, und zufolge des höhern Triebes, der ihn beſeelt. Er ſoll ſich nur ſo weit kultiviren und bilden, als es mit der Selbſtſtändigkeit, Treue und Wahrheit des Charakters, die ihm aufgegeben iſt, beſtehen kann. Er ſoll in der Erweiterung und Anwendung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Fähigkeiten, in der Beförderung ſeines Vergnügens und in der Darſtellung gefälliger Formen nie die höhere Mahnung vergeſſen, die ihn allein ſicher und mit Würde durch's Leben leitet.

Der freye, vernünftige Wille iſt über jedes Intereſſe erhaben, er geht auf ein an ſich Wahres und Gutes. Das, was die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, und die ihnen entſprechenden Triebe des Menſchen eigentlich fehlerhaft macht, und mit jenem in Widerſpruch bringt, iſt das Egoiſtiſche in ihren Aeuſserungen, die beſtändige Rückſicht auf eignen ſinnlichen oder geiſtigen Genuſs. Selbſt die ſympathetiſchen Neigungen, die Freundſchaft und das Wohlwollen, deren Pflege ſich die Bildung angelegen ſeyn läſst, ſind hiervon nicht ausgenommen. Sie ſind in ihrem erſten Entſtehen feinerer Egoismus, durch das eigne Vergnügen und durch den eignen Vortheil motivirt: darin verlieren ſich alle natürlichen Triebe des Menſchen. Es iſt daher nicht genug, dieſe Triebe äuſserlich beſſer zu ordnen: das Uebel muſs in ſeiner Quelle erſtickt, der Egoismus, als herrſchendes Prinzip, und in ſo fern der Urſprung aller ſittlichen Unwürdigkeit muſs bekämpft, und zerſtört werden. Immerhin mögen Luſt und Schmerz innerhalb der Schranken des Guten Beſtimmungsgründe unſrer Handlungen bleiben, wenn ſie nur dieſen Schranken, als höhern Beſtimmungsgründen, unterworfen ſind. Sie ſollen den Menſchen nicht mehr leiten, nicht mehr die Regel ſeines Lebens ſeyn. Das Prinzip der Veredlung iſt dem Egoismus ganz entgegen geſetzt. Nicht bloſs, daſs es, ohne Rückſicht auf das, etwa daraus entſtehende Vergnügen, den eignen Vortheil, durch den fremden, einſchränkt, oft ihn aufzuopfern befiehlt: es ruht auch allein auf ſich ſelbſt, kann, ſeiner Natur nach, durch keinen Eigennutz, wenn er auch noch ſo fein wäre, in Bewegung geſetzt werden. Man muſs ihm huldigen aus innerer Nothwendigkeit, weil es ſich in einem überirrdiſchen Charakter mit dem Gefühle überſchwänglicher Erhabenheit ankündigt. Es fordert mit Würde und dieſe Würde enthält das ganze Anſehen ſeines Gebotes.

Die Veredlung bearbeitet den Menſchen, daſs er den Egoismus, durch den ſittlichen Trieb, einſchränke und jenen nur darum, und in ſo fern befriedige, weil und in wie fern dieſer Trieb es ihm geſtattet. Er ſoll allein unbedingte Herrſchaft über den Menſchen ausüben. Unter ſeiner Leitung ſoll er recht handeln, und ſeine Pflichten erfüllen.

Der Egoismus iſt Nothwendigkeit des Vortheils; ohne alle Freyheit folgt ihm der Menſch. Er wählt ſelbſt nicht; die Natur wählt für ihn, dadurch, daſs ſie an beſtimmte Gegenſtände und Handlungsweiſen überwiegendes Vergnügen knüpft. Er beſorgt ſeinen Nutzen an ihrer Hand, und nach ihrer Vorſchrift. Die Veredlung iſt frey. Sie lehrt den Menſchen, ſich, unabhängig von phyſiſcher Nöthigung, durch ſich ſelbſt beſtimmen, ſich ſelbſt die Regel und den Antrieb ſeines Thuns geben.

Aber was bleibt dann dem Menſchen in dieſem höhern Triebe, wornach er ſeine Freyheit zu reguliren hätte? Die Vernunft bleibt ihm; ſie iſt das Göttliche, das ſich in demſelben ausſpricht, deſſen Entwickelung und Anwendung Veredlung heiſst. Nach der Vernunft ſoll der Menſch handeln, durch Vernunft ſich dem Egoismus entreiſsen, und ihn in ſeine

Gewalt bekommen. Die Vernunft iſt ſeine höchſte Gebietherinn. Er kann ſich nicht mit Beſonnenheit gegen ſie auflehnen, ihr nicht mit Bewuſstſeyn widerſprechen, noch ihr eine andere Authorität entgegen ſetzen. Sie lenkt ſeinen Verſtand, und gebiert Wahrheit; ſie ſoll auch ſeinen Willen lenken, und das an ſich Gute erzeugen. In der Verachtung ſeiner Vernunft würde er ſich ſelbſt entehren; ſie iſt Quelle des Bewuſstſeyns und der Perſönlichkeit. Kultur und Bildung, ob ſie gleich oft von der Vernunft ganz unabhängig zu ſeyn ſcheinen und ſich gegen ihre Geſetze empören, wären doch ganz ohne Vernunft nicht möglich. Die Vernunft muſs für ſie den Plan entwerfen. Aber ſie ſteht hier in fremdem Dienſte, wie der Verſtand bey der Kultur; ſie muſs ſich fremde Zwecke aufdringen laſſen. Im Gebiethe der Veredlung ſoll ſie in jeder Hinſicht als Eigenmacht herrſchen. Ihr Gebot ſoll, auf ſich ſelbſt gegründet, durch nichts anders beſtimmt werden. Der veredelte Menſch ſoll die reine Handlungsweiſe der Vernunft, Einheit, Wahrheit und Harmonie in allem ſeinem Thun darſtellen.

Nichts iſt höher als das Anſehen der Vernunft. In ihr kündigt ſich das Weſen aller Weſen an, und der Menſch erkennt die Majeſtät Gottes nur durch ſeine Vernunft. Er ehret Gott nur, weil ihm ſeine Vernunft Gott zu ehren befiehlt. Er würde ganz veredelt ſeyn, wenn er immer ſie fragte, auf ſie hörte und nie gegen ihre Ausſprüche handelte.

Aber die Vernunft thut ſich verſchiedenen Menſchen auf verſchiedene Art kund. Ihre Befehle und Ausſprüche ſind nicht überall dieſelben. Alles kommt daher darauf an, daſs der Menſch nur ſie überhaupt ehre, ſie als Princip der Veredlung ergreife, und ſie dann ſo nehme, wie er ſie in ſich findet. Thue das, was du, nach reifer unpartheyiſcher Ueberlegung, für den Willen deiner Vernunft halten muſst, was du nach den Umſtänden, in denen du dich befindeſt, als das einzig Wahre und Gute erkennſt. Die reine Vernunft wohnt in keinem Menſchen; aber in jedem ein hinreichendes Maſs von Ueberlegung und vernünftigem Nachdenken. Jeder hat ſeine ſubjective Vernunft, jeder iſt der eignen Ueberzeugung fähig; wenn auch nicht in andern, doch gewiſs in moraliſchen Dingen. Hier heiſst die Erſcheinung der Vernunft Gewiſſen; und ohne Gewiſſen iſt kein Menſch. Es wäre ſchon dem Geiſte der Sittlichkeit entgegen, wenn der Menſch ſich in ſeinen ſittlichen Meynungen leiten laſſen, und auf bloſsen Glauben annehmen wollte, welche Handlungsweiſe vernünftig ſey. Alles Edle iſt durchaus Product der Freyheit, und iſt nur in ſo fern edel als es dieſes iſt, als es um ſeiner erkannten Vortrefflichkeit willen gewollt wurde. Der Vernunft allein iſt unſre moraliſche Achtung geweiht: wie könnten wir aber etwas für Vernunft halten, woran ſich dieſe in uns gar nicht thätig bewieſen hat, worin wir ihr Werk nicht erkennen, oder was uns gar auf unſerm Standpuncte als Unvernunft vorkommen muſs?

Es iſt keine Tugend, einer Vorſchrift zu folgen, die mir anderswo her aufgedrungen, oder auch als vernünftig dargeſtellt wurde; ſo lange ich dies nicht ſelbſt einſehe, und in dem Maſse davon überzeugt bin, daſs ich alles, was dagegen ſtreitet, auf die Gefahr, meiner theuerſten Güter verluſtig zu werden, für vernunftwidrig halten kann; es iſt Entehrung und ſchimpfliche Sclaverey des Geiſtes. Nur der, den die feſte Ueberzeugung des Guten belebt, und in allen ſeinen Handlungen leitet, beweiſet wahre Achtung gegen das Gute, geſetzt auch daſs ſeine Meynung irrig wäre, wenn nur der Irrthum nicht ſelbſt verſchuldet iſt.

Jedem ſagt ſein Gewiſſen was recht ſey. Das Gewiſſen kann irren. Ich kann es berichtigen, aufklären; andre können mir dazu behülflich ſeyn, mir ihre Meynung darlegen, ihre Gründe an mir verſuchen; aber ſo lange ſie mich nicht wirklich überzeugen, irrt mein Gewiſſen für mich nicht, bleibt es die einzig gültige Norm meiner Handlungen. Ich darf keiner andern folgen; ſelbſt der Gehorſam gegen die an ſich beſſere Meynung, wenn ſie auch durch die Authorität der angeſehenſten und edelſten Menſchen bekräftigt wäre, würde Verbrechen — Empörung gegen Vernunft und Gewiſſen ſeyn. Was ich thue, thue ich aus Vorurtheil, wo ich ſchlechterdings kein Vorurtheil haben — aus Zwang, wo ich frey — aus Menſchenfurcht oder Menſchengefälligkeit, wo ich nur gut, um des Guten willen handeln ſoll.

Gewiſſensfreyheit iſt das Vermögen, ſeiner ſubjectiven reiflich überdachten Ueberzeugung folgen zu dürfen. **Gewiſſenszwang** wäre Nöthigung, eine andre als die von uns für wahr gehaltene Meynung zu haben und darnach zu handeln. Er iſt aber in der That unmöglich; und in den häufigen und feurigen Declamationen darüber hat man ſich wohl ſchwerlich ſelbſt verſtanden. Mein Gewiſſen kann niemand zwingen; es bleibt bey allen Verſuchen, daſſelbe zu unterjochen, frey. Aller Druck drückt nur auf den äuſsern Menſchen. Ich verliere meine Gewiſſensfreyheit allein dann, wenn ich mich aus Trägheit oder Egoismus ſelbſt zur ewigen Unmündigkeit verdamme, zum Sclaven andrer erniedrige, unter das Joch eines fremden Glaubens oder eines unbegründeten Anſehens beuge. Der Despot kann mir verbiethen, meine Ueberzeugung laut werden zu laſſen, mich hindern ſie andern mitzutheilen; aber in mein Inneres kann er nicht dringen; hier iſt ſeine Herrſchaft zu Ende. Er kann mich nicht hindern, eine Meynung zu haben; ſo wenig als er mich zwingen kann, ihr nicht nachzuleben. Sind meine Ueberzeugungen mit der Ordnung der Dinge in Widerſpruch: ſo iſt dies für mich ein Zeichen ihrer Falſchheit, eine Aufforderung ſie zu berichtigen; denn moraliſche Meynungen vertragen ſich mit jeder rechtmäſsigen Ordnung der bürgerlichen Verfaſſung. Hier nöthigt mich mein Gewiſſen, es ſelbſt bleibt aber frey. Uebrigens kann ich allem Zwange, der Menſchen gegen mich möglich iſt, widerſtehen. Es ſind Uebel, die ſie mir zufügen, die nur durch meinen Willen auf mich wirken. Ich kann mich beſtimmen dieſe Uebel zu tragen: ſo bin ich über ihn erhaben; und das bin ich meinem Gewiſſen ſchuldig, wenn es auch der Tod wäre. Ich kann Schreckniſſe und Drohungen ſtandhaft und muthig verachten. Meine Ueberzeugung iſt eine überſinnliche Gewalt, die keiner ſinnlichen Macht unterliegt.

Der wahre Charakter eines veredelten Sinnes iſt unbedingte Unterwerfung unter die Herrſchaft der moraliſchen Kraft. Das Organ, wodurch ſich dieſe Kraft in mir kund thut, auf mich wirkt, und ihre Befehle ausſpricht, iſt die Vernunft. Ein anders gibt es nicht: ihr Befehl iſt ſchlechthin Pflicht. Nur in meiner Vernunft redet ſie zu mir: ich vernehme ihre Befehle nur, in wie fern ſie ſich in meinem Glauben geſtaltet. Kein Menſch kann für mich die Vernunft repräſentiren. Was andre gegen meine Denkungsart davon halten, ſind für mich verkehrte, unmoraliſche Maximen; und was ich ihnen zufolge thue, thue ich nicht im freyen Gehorſam gegen Sittlichkeit und Recht. Wenn ich moraliſch geſinnt bin, und eine feſte Ueberzeugung habe: darf ich keine andre würdige Handlungsweiſe kennen als die, die durch dieſe Ueberzeugung beſtimmt iſt.

Der Geiſt der Tugend iſt ein Geiſt der Freyheit, der ſich unabhängig von äuſsern Geboten und Zwecken ſelbſt ſein Geſetz gibt, und auf die Geſtaltung des Innern allein gerichtet iſt. Der Menſch ſoll frey ſeyn; das Wie bleibt ſeinen individuellen Beſtimmungen und Anſichten überlaſſen; jeder mag es nach der Art ſeyn, die für ihn allein möglich iſt. Es kommt nicht darauf an, daſs etwas Beſtimmtes, in einer beſtimmten Form, durch ihn gewirkt werde, ſondern daſs er überhaupt der Vernunft gehorche; die ihr angemeſſene Geſinnung gilt alles, wie ſie ſich auch ausdrücke. Was aber der Vernunft angemeſſen ſeyn ſoll, muſs auch durch ſie gewirkt ſeyn. Wäre es hier auf die Folgen unſrer Handlungen abgeſehen, wollte die Tugend äuſsere Zwecke realiſiren, etwa den Menſchen glücklich machen: dann gäbe es nur Eine Form des Rechthandelns, nämlich diejenige, die jene Folgen herbeyführte, menſchliche Glückſeligkeit zuverläſſig beförderte. Dann wäre aber auch Sittlichkeit nicht mehr das Werk einer ſelbſtſtändigen Vernunft; ſie empfinge vielmehr ihre Geſetze von der Natur.

Das höchſte Ziel der Veredlung iſt, den Menſchen dahin zu bringen, daſs er ſtäts, nach beſter Einſicht, ſeiner Vernunft folge. Ueberzeugung — freye, mit Wahrheitsliebe, unverdroſſenem Eifer, und der höchſten Anſtrengung aller intellectuellen Kräfte errungene Ueberzeugung iſt die Grundlage des moraliſch guten Charakters. Daſs er dieſe Ueberzeugung immer vor Augen halte, nichts thue, ohne den Glauben, daſs es recht ſey, moraliſche Beſonnenheit, durchgeſetzt gegen den heftigſten Affect, bewährt im Kampfe mit der feurigſten Leidenſchaft iſt ſein Weſen. Wäre es einmal dahin mit dem Menſchen gekommen: dann hätte die Veredlung kein Geſchäft mehr an ſeinem Willen und an ſeinen Neigungen; die Berichtigung des Verſtandes, die Verbeſſerung ſeiner Einſichten bleiben ihr allein noch übrig; oder vielmehr die Veredlung hätte ihr Werk an ihm ganz vollendet, Aufklärung wäre von nun an ſeine einzige Angelegenheit. Denn, da er es einmal über ſich erhalten hat, immer ſeiner Ueberzeugung zu folgen: ſo würde er gewiſs der erleuchteten, verbeſſerten ſeinen Gehorſam nicht verſagen.

Groſs kann indeſs die Verſchiedenheit menſchlicher Ueberzeugung in Anſehung deſſen, was gut und recht iſt, nie ſeyn. Nur in einzelnen, verwickelten, und einer ſehr vielſeitigen Beurtheilung fähigen Fällen wird ſie ſtatt finden, und auch hier nur aus einer fehlerhaften Anſicht dieſer Fälle — nicht aus den Grundſätzen, die auf ſie angewendet werden, entſpringen. Alle moraliſche Ueberzeugung iſt Werk der Vernunft; und ſo wie die Vernunft in allen Menſchen, ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer übrigen Geiſteskräfte, dieſelbe iſt, und ihr unveränderliches Weſen hat: ſo werden auch die Grundſätze, die aus ihr hervorgehen, mit einander übereinſtimmen. So gewiſs es eine Vernunft im Menſchen gibt: ſo gewiſs gibt es auch ein allgemeines höchſtes moraliſches Geſetz, das nichts anders als die Form ihrer Thätigkeit ausdrückt, und durch ſeine Anwendung auf einzelne Fälle, alle Moralität beſtimmt.

Die Vernunft kennt nichts Höheres als ſich ſelbſt. Sie allein iſt der Gegenſtand einer ſolchen Achtung, wie ſie ſich im moraliſchen Gefühle ankündigt. Alles andre iſt, in dem Grade ſeines nähern oder entfernteren Verhältniſſes zur Vernunft, achtungswerth. Heilig iſt nur das was das Gepräge der Vernunft trägt, was der Ausführung vernünftiger Ideen geweiht iſt. Sie gebeut daher Anerkennung, Verehrung, Schonung, Heilighaltung des Vernünftigen überall wo es ſich kund thut, Erhöhung ſeines Vermögens, Beförderung ſeiner Zwecke, Verherrlichung ſeines Weſens.

Die Vernunft kann von ſich ſelbſt nur die höchſte, umfaſſendſte Anſicht ergreifen. Sie geht überall aus auf Vereinigung des Getrennten, auf Vollendung des Unvollendeten, auf das Einige Abſolute, in ſich Beſtehende, das bey allem Wechſel bleibt, ſich über alles Mannichfaltige ausgieſst. Für ſie iſt nur Ein Punct im Univerſum, an den ſie zur freundlichen Harmonie alles anknüpft. Sie iſt ſelbſt auch überall nur Eine, ein Gemeingut der Menſchheit, das durch Vertheilung an die Individuen nicht vereinzelt werden kann, ſondern das Einzelne zum Ganzen hinüber zu ziehen ſtrebt. Durch ſie hängt die Menſchheit zuſammen, iſt ſie Ein Reich der Vernünftigen. Freye Thätigkeit der Menſchheit — nicht des Individuums, iſt daher auch die höchſte Idee, die ſie von ſich ſelbſt hat, der letzte Zweck, den ſie dem Individuum aufſtellt. Sie muſs den Einzelnen nothwendig auf das Ganze beziehen, als Glied des Ganzen beurtheilen, und aus dem Geſichtspuncte des Ganzen handeln lehren. Dieſe beſtändige Richtung aller Kräfte auf die Darſtellung einer höchſten Würde der geſammten Menſchheit, das Verlieren des ſubjectiven Intereſſes in dem allgemeinen der Vernünftigkeit, iſt Darſtellung des edeln Charakters. (Man vergleiche hierüber meine Schrift über den Geiſt der reinen Sittlichkeit. S. 182—201.)

Der veredelte Menſch will und thut alles um der Vernunft willen. Durch die Vernunft iſt er mit allen vereinigt; er muſs ſie daher anſehen — nicht als etwas in ſeine Individualität Verſenktes, ihr Hingegebenes, ſondern als etwas, dem ſein Leben ſelbſt angehört, das ihn aus ſeiner Individualität herausreiſst, ihn an alle hingibt. Er kann nur das wollen, was die Menſchheit für alle ihre Glieder will.

Die Menſchheit will für alle ihre Glieder einen immer beſſern Zuſtand, der nur durch die vereinigte Thätigkeit der Einzelnen erreicht werden kann, darum iſt der edele Menſch unverdroſſen thätig zur Beförderung des Weltbeſten, ohne Rückſicht auf eignen Gewinn, bloſs um darin zum erhabenen Zwecke der Menſchheit mitzuwirken, um ſeinem ehrenvollen Rufe zu genügen. Darum erhält er ſich immerfort im Zuſtande der Nüchternheit, Beſonnenheit und Mäſsigung, in dem er allein ſtändig wirken kann. Darum erwirbt er ſich die Fähigkeiten des Körpers, des Geiſtes und des Herzens, die ihn dazu in den Stand ſetzen müſſen, Gewandtheit, Klugheit, Muth und Beharrlichkeit.

Die Menſchheit will Ordnung unter ihren Individuen; jeder ſoll frey neben dem andern beſtehen und wirken, leben, und Rechte haben. Darum unterwirft er ſich den Geſetzen des Staates, wodurch allein dieſe Ordnung aufrecht erhalten, dieſe Güter geſichert werden können.

Die Menſchheit will äuſsern und innern Wohlſtand aller ihrer Glieder, als die ſinnliche Bedingung ihrer überſinnlichen und rein vernünftigen Wirkſamkeit. Darum unterſtützt der edle Menſch, ohne Rückſicht auf Privatvortheil, jede gemeinnützige Anſtalt. Die Menſchheit will allgemeine Aufklärung. Darum befördert er Wahrheit und Licht, wenn er auch ſelbſt ihr Opfer werden ſollte.

Die Menſchheit will fortdauernde Thätigkeit aller ihr angehörigen Kräfte. Darum iſt ihm Menſchenleben heilig, der

Ruf zu ſeiner Erhaltung und zu ſeinem Schutze in ſich und andern ehrwürdig.

Die Menſchheit will öffentliches Vertrauen unter allen ihren Individuen. Jeder ſoll ſich auf den andern verlaſſen können; was jeder weiſs, ſoll er recht wiſſen; was er durch andre erfährt, ſoll er ganz erfahren wie es iſt. Wer den Einzelnen unrecht berichtet, hintergeht die Menſchheit, vernichtet, ſo viel an ihm iſt, jenes Vertrauen. Darum hält es der edle Menſch für Pflicht, die Wahrheit unverhohlen zu ſagen.

Der Menſchheit iſt daran gelegen, daſs jedem ſeine Wirkungsſphäre geſichert ſey, daſs jeder habe was ſein iſt, empfange worauf er rechnen kann. Darum läſst der edle Menſch jedem was ihm zukommt, ohne Betrug und Berückung, darum iſt ihm ſein Wort ſo heilig wie ein Eidſchwur.

Es iſt das Intereſſe der Menſchheit, daſs jeder von jedem eine gute Meynung habe, ſo lange er ſich derſelben nicht ganz unwerth macht. Darum hält der edle Menſch die Ehre eines jeden ſeiner Mitmenſchen hoch, er läſtert und verläumdet nicht, er vertheidigt den ungerechter Weiſe Angegriffenen; er lohnt dem Verdienſte durch ſtillen und öffentlichen Beyfall.

Es iſt der Menſchheit Wille, daſs alle gebildet und gebeſſert werden. Darum iſt der edle Menſch überall dafür thätig, durch Worte und Handlungen, durch Lehre und Beyſpiel. Darum duldet er nicht, daſs Einer leide, Einer gedrückt und in ſchimpflicher Knechtſchaft gefangen gehalten werde; darum hilft er, wo es in ſeinem Vermögen ſteht, auch mit groſsen Aufopferungen; darum biethet er alle Kräfte auf, menſchliche Bedürfniſſe zu befriedigen.

Der Menſchheit iſt daran gelegen, daſs jeder auch da Gutes thue, wo er wohl das Recht hätte, zu ſchaden. Darum iſt der edle Menſch billig gegen Unvermögende, groſsmüthig gegen Beleidiger, verſöhnlich gegen Feinde.

Der Menſchheit iſt daran gelegen, daſs ihre Individuen ſich unter einander näher verbinden, zur gegenſeitigen Erfüllung ihrer Pflichten, zur gemeinſchaftlichen Beförderung ihrer Zwecke. Darum iſt der edle Menſch: ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte, und ein beſorgter Vater.

Tief im moraliſchen Bewuſstſeyn des Menſchen entwickelt ſich das Ideal eines höchſten, vortrefflichſten Weſens, das alle Forderungen der Veredlung realiſirt in ſich darſtellt, und einer durch daſſelbe vermittelnden ewigen Beſtimmung des Menſchen, die nichts anders iſt, als eine unendliche Entwickelung zum Beſſern, unter der Aufſicht und Leitung dieſes Weſens. Nach einem in ihrer Natur liegenden Geſetze, erhebt ſich die Vernunft unwillkührlich und unvermeidlich zu dieſem Ideale. Wo ſich das Moraliſche im Menſchen noch in räthſelhafter Verborgenheit befindet, das Bewuſstſeyn deſſelben noch unentwickelt iſt, regt ſich ſchon die dunkle Ahndung einer höhern Welt, der er durch das geheime Streben ſeines Herzens angehört, und eines unſichtbaren Herrn, Gebieters, Geſetzgebers und Regierers dieſer Welt. Heller tritt dieſe Idee hervor, wenn er anfängt über ſeine moraliſchen Angelegenheiten zu reflectiren, ihre For-

Forderungen zu deuten und das Bild deſſen, was er werden ſoll, vollſtändiger zu entwickeln Seine beſchränkte Güte führt ihn dann zum Gedanken der unendlichen, der Befehl der Pflicht zum Gedanken ihrer vollkommnen Erfüllung; das Gefühl der Achtung, die er gegen das idealiſche Geſetz fühlt, wird Ehrfurcht gegen das realiſirte. Dies ſind die erſten Keime der Religion, die nichts anders als moraliſche Beziehung des Endlichen auf das Unendliche iſt.

Mit voller Klarheit geht dieſe Idee in der Seele des Menſchen auf, in dem die moraliſche Geſinnung ſchon anfängt ſich zu regen, und wird mit der fortſchreitenden Veredlung immer heller. Er kann das einzelne Gute nicht denken ohne eine allgemeine Güte, von der jenes nur ein beſchränkter Theil iſt. Die höchſte Vortrefflichkeit war es immer, der er ſich entgegen bildete, der Maaſsſtab, wornach er immer ſeinen Werth würdigte, die Grundidee ſeines Veredlungsplanes. Die unbedingte Schätzung des an ſich Guten gab dem Geſchäfte ſeiner Veredlung fortwährend Conſiſtens und Haltung. Ohne daſs er nach der Realität dieſer Idee noch gefragt hätte, in theoretiſcher Hinſicht um ſie bekümmert geweſen wäre, ſetzt ſie ſich in ſeiner Seele feſt, befreundet ſich da mit allen Empfindungen, und verklärt ſich in lebendiges Anſchauen. Er findet nun das höchſte Weſen in ſich, er glaubt, weil er es verehrt, und er verehrt es, weil er ſonſt kein guter Menſch ſeyn könnte. Das Herz iſt ihm Bürge des Unſichtbaren; denn es iſt ſeiner Herrlichkeit voll. Er kann nicht zweifeln; denn alles, was Edles in ihm iſt, iſt ihm Gottes Offenbarung. Das Gute führt ihn zum Beſſern, das Beſsre zum Beſten, und er umfaſst es mit dem freudigen Gefühle unendlicher Anbetung. Moralität iſt ihm unzertrennlich vom Gedanken der Gottheit — Veredlung nur denkbar, als Hinſtreben zu ihr.

Der edle Menſch iſt nothwendig auch ein religiöſer Menſch. Aus ſeinem beſſern Selbſte erzeugt ſich die Idee des höchſten Weſens, und das reinſte, wahrſte, lebendigſte Gefühl für daſſelbe. Mit dem Fortgange ſeiner Veredlung bilden ſich Glaube und Verehrung immer vollſtändiger aus. Aber Religion iſt, aus dem Geſichtspuncte, woraus wir ſie bisher betrachteten, nicht vor der Religioſität, die Erkenntniſs nicht vor dem Gefühle, der Gedanke nicht vor der Geſinnung. Die moraliſche Stimmung des Herzens geht von ſelbſt in Frömmigkeit, und durch dieſe in Ueberzeugung über. Selbſt wo der Verſtand noch mit Zweifeln ringt, ehrt doch das Herz Gott, und umfaſst ihn mit gläubiger, treuer, unſterblicher Liebe.

Die Idee von Gott ruht im natürlichen Bewuſstſeyn, die klare lebendige Idee mit praktiſcher Realität im Herzen des edeln Menſchen. Die Frage über die ſpeculative Realität derſelben gehört für den Verſtand; die theoretiſche Ueberzeugung bildet ſich auf einem ganz andern Wege. Sie kann auch für ſich beſtehen und es iſt nicht nöthig, daſs das Herz ſchon wirklich gut ſey, um zu ihr zu gelangen.

Unmöglich kann ſich der Menſch veredeln, ohne über ſich ſelbſt — und beſonders über ſeine moraliſchen Anlagen, ihre Tendenz und ihr Verhältniſs zu ſeiner ganzen Natur und zu der ihn umgebenden Welt zu denken. Und da entdeckt er dann bald in den erſtern einen fühlbaren Mangel an Haltung und Harmonie, in den letztern auffallende Widerſprüche. Er fühlt, jene Haltung müſſe ihm noch kommen, jene Widerſprüche müſſen verſchwinden. Es iſt eine Lücke in ſeinem Leben, die nur ausgefüllt werden darf, und alles ſtimmt wieder zuſammen, alles hängt feſt an einander, in allem iſt nur Ein Geiſt und Eine Beſtimmung. Im ganzen Gebiethe des Denkens iſt aber nur Ein Gedanke, der ſie ausfüllen, und den Streit ſeiner Natur ſchlichten kann. Erwartend und ahndungsvoll ſieht er ihm entgegen. Unbemerkt hat er ſich ſchon in ſeinem Innern gebildet. In voller Klarheit ſteht er nun vor ihm da; und ehrfurchtsvoll fällt er nieder vor Gott, freudig ſchwingt er ſich der Ewigkeit entgegen.

Es iſt ein höchſter Geiſt, ſpricht er nun zu ſich ſelbſt, ſo gewiſs ich ein beſchränkter Geiſt bin. Das Fundament, die Haltung, die ich für meine Vernunft, für meine Menſchenwürde ſuchte, finde ich in ihm. Ich gehorche nicht bloſs dem Geſetze; ich gehorche dem Geſetzgeber der Geiſterwelt. Ich bin nicht bloſs mir ſelbſt treu, wenn ich meine Pflicht thue; ich ehre auch den unendlichen Beherrſcher des Weltalls. Nun verſtehe ich erſt recht, was ich thun ſoll: ich ſoll mich veredeln zur Aehnlichkeit mit Gott. Nun begreife ich, woher jenes wunderbare Gefühl, jener heilige Trieb zur Veredlung mir komme; es iſt Gottes Geiſt in mir. Ich habe ein unauslöſchliches Verlangen nach Glückſeligkeit. Meine Pflicht fordert Opfer. Ich werde elend; aber ich muſs gehorchen. Und doch kann ich auch jenen Wunſch nicht aufgeben. So bin ich, ohne Gott in der Welt — mit mir ſelbſt im Streite. Durch ihn iſt meinem Tugendeifer Belohnung, meinem Entbehren Genuſs, meiner Aufopferung Erſatz verheiſsen. Der Dienſt der Tugend macht mich nun glücklich. Ich fühlte wohl, daſs es ſo ſeyn müſſe; aber nur, indem ich Gott glaube, ſehe ich ein, wie es ſo ſeyn könne. Ich erkannte den Ruf zu einer groſsen Beſtimmung, aber daſs ich ſie erreichen werde, kann ich nur durch ihn, und durch ein andres Leben möglich finden, So gibt die Reflexion dem für das höchſte Gut ſchon begeiſterten Herzen einen wirklichen Gegenſtand, führt ihm das, was ihn das Gefühl ſchon ahnden lieſs, durch den Verſtand entgegen, und macht ſeine Religioſität zur verſtändigen.

Verſtändige Religioſität iſt ein nothwendiger Beſtandtheil des moraliſch guten Charakters und modificirt nicht nur die einzelnen Züge deſſelben, durch die Beziehung auf die höchſte vollendete Güte, verwandelt nicht nur die tugendhafte Denkungsart in eine fromme, und richtet ſie auf ein letztes Ziel hin; ſondern dient auch wieder dazu, dieſer Denkungsart mannichfaltige Anreitzungen und Unterſtützungen zu geben, und den Eifer der fortſchreitenden Veredlung immer lebendig zu erhalten.

Zur gänzlichen Veredlung des Menſchen iſt es noch nicht hinreichend, dem moraliſchen Prinzip diejenige Stärke zu verſchaffen, daſs es die Aeuſserung ſeiner Kräfte leite, alle ſeine Handlungen beſtimme. Es ſoll feſt und lebendig in ihm wohnen, ihn unumſchränkt beherrſchen, ihm zur andern Natur — das Freye, zu einer zweyten Nothwendigkeit werden, daſs er nicht anders als recht handeln könne, daſs es ihm unmöglich ſey, ſeine Pflicht nicht zu thun.

Um es dahin mit dem Menſchen zu bringen, müſſen Vernunft und Sinnlichkeit, Geſetz und Naturtrieb aufhören, gegen einander kämpfende Kräfte zu ſeyn. Durch öftere Lenkung ſeiner ſinnlichen Begierden, Mäſsigung ihres heftigen Andranges, Unterdrückung ihrer wilden, geſetzwidrigen Ausbrüche, müſste er die letztern nicht bloſs der Herrſchaft der erſtern unterworfen haben, ſondern beyde müſsten in ihm eines geworden ſeyn, ſo daſs die natürliche Neigung nur in der geſetzmäſsigen Form, die er ihr frey gegeben hätte, fortdauerte, allein in ihren Schranken thätig ſeyn, nichts begehren, nichts anſtreben könnte als das Vernünftige. Die Vernunft müſste in der Sinnlichkeit ihr Weſen für immer abprägen, daſs für alle Forderungen der erſtern in der letztern Leben und Trieb vorhanden wäre. So vereinigten ſich beyde zu Einem Menſchen; die Sinnlichkeit gäbe die Materie, die Vernunft die Form her, und würde dafür von jener wieder durch die Stärke ihres Antriebes ſchadlos gehalten. Der Menſch ehrte nicht bloſs den Befehl der Pflicht; ihre Erfüllung wäre auch die einzig mögliche Befriedigung ſeines Bedürfniſſes. Ihr Dienſt wäre nicht mehr ſchmerzhaft; ſchmerzhaft wäre jede That, die ihr widerſpräche, wenn eine ſolche der veredelten Natur möglich bliebe. Der moraliſche Trieb und der Glückſeligkeitstrieb wären feſt durch einander geſchlungen, hätten von nun an nur Ein Intereſſe. Das Feuer der Leidenſchaft dauerte fort; aber ſie wäre allein für das Gute begeiſtert. Eine hohe Wärme durchglühte die Bruſt des Menſchen, die aber durchaus rein und edel, ihn allein für die Pflicht thätig erhielte.

Dieſe hohe Vollendung, die ſich in ſittlicher Hinſicht als Fertigkeit und Freudigkeit in der Pflichterfüllung, in Beziehung auf Gott als praktiſche Liebe und Verehrung offenbart, und das Höchſte zum einzig wirkſamen Prinzip eines friedevollen Wirkens im Menſchen macht, iſt das letzte Ziel ſeines Strebens, das er auf Erden nicht ganz, ſondern höchſtens nur in einigen Zügen erreicht.

Ein niederer Grad der Veredlung iſt der, wo er zwar den vernünſtigen Willen zum beſtändigen Einfluſs auf ſeine Handlungen verſtärkt hat, aber in ſeiner Ausführung noch immer gegen mächtige Neigungen kämpfen, heftige Gemüthsbewegungen niederſchlagen, dringende Anforderungen der Leidenſchaft zum Schweigen bringen muſs. Es iſt hier mehr Fertigkeit der Vernunft als der Neigung. Man kann es dabey wohl zu einer ſtillen Heiterkeit, im Gefühle des harmoniſchen freyen Wirkens, aber nie zu einer ununterbrochnen Freudigkeit bringen. Dieſe wird nur da ſtatt finden, wo die Pflicht zufällig mit natürlichen Neigungen zuſammenſtimmt.

Dies iſt der Grad der Veredlung, den der Menſch auf dieſer Erde ganz erreichen kann, während es ihm nur in einzelnen Stücken gelingt, den Affect an die Vernunft zu gewöhnen. Und hier iſt die Religion nicht bloſs weſentlicher Beſtandtheil, natürliche Entwickelung des veredelten Charakters; ſie iſt auch nothwendiges Bedürfniſs des guten Willens, ihn in der Ausübung der Pflicht, wo ſie mit Aufopferungen, Hinderniſſen und Gefahren verbunden iſt, wo die Reitzungen zur Uebertretung heftig und mannichfaltig ſind, zu unterſtützen.

Daſs es für den, der noch immer mit ſich ſelbſt im Streite liegt, viele Verſuchungen gebe, die das moraliſche Gefühl mit einer ſo überwiegenden Macht angreifen, daſs es oft ſchon ganz überwältigt iſt, ehe der Wille zu ſeiner Belebung herbeyeilen kann, wird niemand läugnen, der je ernſtlich darnach geſtrebt hat, überall gut zu ſeyn. Nichts muſs ihm daher mehr angelegen bleiben, als ein Mittel zu haben, wodurch er dieſes Gefühl in ſeinem Herzen befeſtigen, es an mehrere Regungen anknüpfen, durch mehrere Empfindungen verſtärken, zu einer dauerhaften Beſonnenheit erheben, ſeinen Vorſchriften gröſsern Nachdruck, ſeinem Befehle eine höhere Tendenz geben könnte. Und was könnte dazu wirkſamer ſeyn, als der Glaube an ein heiliges Weſen, das durch dieſes Gefühl uns ſeinen Willen zu erkennen gibt, zugleich Urheber unſrer Natur, Herr und Regierer unſrer Schickſale iſt und uns einer groſsen Beſtimmung entgegen führen will, das wir bey allen Empfindungen und Handlungen zum immer gegenwärtigen Zeugen haben, dem unſer redlicher Eifer und unſre treuen Bemühungen bekannt ſind, wenn ſie auch aller Welt verborgen blieben, dem aber auch keine Vernachläſſigung der Pflicht, keine unſittliche That verborgen bleibt, deſſen Wohlgefallen wir uns, durch unermüdetes Arbeiten an unſrer Veredlung erwerben, deſſen Miſsfallen und Abſcheu unſre Unwürdigkeit begleitet, dem wir, durch Tugendeifer und Ueberzeugungstreue, nicht allein gefällig, ſondern auch ähnlich werden, das unſre Fortſchritte in guten Geſinnungen leitet, den Plan des Weltalls zur Unterſtützung derſelben eingerichtet, und an ſie die gröſsten, herrlichſten Belohnungen geknüpft hat.

Mit einem Herzen voll Aufruhr und Streit blickt der fromme Verehrer Gottes zum Himmel auf; ſein Auge erheitert, ſein Muth belebt, ſeine Kraft rüſtet ſich — eine groſse Zukunft liegt vor ihm offen — und, von ihr begeiſtert, beginnt er entſchloſſen den Kampf mit der Leidenſchaft — und beſiegt ſie.

Es iſt nunmehr nicht ſchwer, die Haupt-Charakterzüge, auf die die Veredlung hinzuarbeiten hat, anzudeuten. Sie ſind Religion, Menſchenliebe, Mäſsigung, Seelenſtärke und Klugheit.

Alles kömmt zuvörderſt darauf an, daſs das Herz für das Gute begeiſtert, von der Schätzung deſſelben ganz durchdrungen werde, daſs er in Gott die höchſte Quelle und das höchſte Ideal deſſelben anerkenne, ihm huldige, den Befehl der Vernunft, als den ſeinigen, ehre, und die Ausführung deſſen, was er ſelbſt nicht vermag, ſeiner Macht und Weisheit anvertraue. Religion oder religiöſe Moralität iſt nicht bloſs der erſte und vornehmſte Zug im Charakter des edeln Menſchen; ſie iſt auch derjenige, woraus ſich alle übrigen entwickeln. Um gut zu handeln, muſs der Menſch das Gute ſchätzen; um es darzuſtellen, muſs er an der Möglichkeit ſeiner Ausführung nicht zweifeln: um auf ſeine, und die Beſtimmung der Menſchheit hinzuwirken, muſs er von ihrer Erreichbarkeit überzeugt ſeyn. Er muſs das Geſetz der Sittlichkeit, als eine heilige und allmächtige Gewalt, ehren, und ihm, in der

Perſon des höchſten Weſens, nicht bloſs unbegränzte Achtung weihen, ſondern auch vertrauen, daſs es über ſein Schickſal entſcheiden, und ſeine Zwecke, nach dem Maaſse ſeiner Würdigkeit vollführen werde.

Die Veredlung ſoll daher die moraliſche Kraft des Menſchen dahin verſtärken, daſs er in ihr Gott vernehme, ſie, als etwas Göttliches, freudig umfaſſe, und in der Anordnung ſeines Lebens darſtellle, daſs er ihr all ſein Denken, Wünſchen, Streben und Hoffen hingebe.

Auf tugendhafte Geſinnung muſs ſich alles am Menſchen gründen, und dieſe tugendhafte Geſinnung erſcheint nicht bloſs ehrwürdiger und heiliger, wenn ſie in Frömmigkeit übergeht, ſie ſteht ſo auch feſter, offenbart ſich mannichfaltiger, und vielſeitiger, ergreift mehr den ganzen Menſchen. Sie verwandelt ſich überdem in dieſelbe eben ſo natürlich wie der Begriff der Tugend in den Begriff der Heiligkeit, wie der Gedanke des Strebens in den Gedanken deſſen, was erſtrebt werden ſoll, wie das Intereſſe für einzelne Tugenden in warme Liebe für alles Gute.

Reiner und offener Sinn für Wahrheit und Recht, Heilighaltung und lebendige Schätzung deſſen, was mit Moralität und Religion in einiger Verbindung ſteht, durch Geſinnung, Wort und That, beſonnener Eifer für jede gute Sache, thätiges Beſtreben, dem Ideale des Vortrefflichen, nicht nur ſelbſt immer näher zu kommen, ſondern ihm auch immer mehr Verehrung zu verſchaffen: das iſt die Religion des edeln Mannes, die Grundlage ſeines beſſern Charakters.

Aber Religioſität iſt an ſich bloſse Geſinnung; ſie muſs auch angewandt werden auf den freyen Gebrauch der Kräfte im Leben. Die Veredlung ſoll den Menſchen zwar von innen heraus bilden; aber eben darum muſs ſie auch in ſeine Handlungsweiſe nachher übergehen, ſein geſammtes Thun gewiſſen Regeln unterwerfen, und es auf gewiſſe Zwecke richten. Beyde ſind von der Vernunft durch die Idee der Menſchheit beſtimmt. Die Verherrlichung der menſchlichen Würde iſt der letzte Zweck — das

Handeln nach ſolchen Maximen, die das allgemeine Intereſſe der Menſchheit, als eines durch Vernunft verbundenen Ganzen, ausdrücken, das höchſte Geſetz alles moraliſchen Thuns.

Menſchenliebe, wenn man darunter nicht ſinnliche Zuneigung, ſondern Intereſſe für die Menſchheit, Achtung und Heilighaltung menſchlicher Würde verſteht, iſt verſinnlichte Religion, und daher der zweyte Beſtandtheil des edeln Charakters — im Grunde nur Offenbarung des erſten, und von dieſem verſchieden, durch den Gegenſtand und die Richtung nach auſsen. Gegen Gott ſind nur Geſinnungen — keine Thaten möglich: denn auf Gott kann niemand wirken. Aber dieſe Geſinnungen, wenn ſie anders wahre Verehrung ſind, verwandeln ſich von ſelbſt im Thaten gegen die Menſchheit. Die Idee der Gottheit, iſt der Menſchheit vollendetes Ideal. Achtung gegen die Menſchheit iſt Achtung gegen das Geſetz — denn auf dieſe iſt das Geſetz gerichtet — und zugleich Ehrfurcht gegen den Urheber des Geſetzes. In dem Befehle des Gewiſſens ehrt der Menſch die

Menſchheit, und in der Menſchheit Gott. Menſchenliebe kann in der Erſcheinung früher ſeyn als Gottesfurcht; aber ſie empfängt von dieſer ihre Vollendung, und iſt nur in ſofern rein und bewährt, als ſie ſich in ſie verwandelt. Ohne Religion iſt ſie beſchränkt und unlauter; aber in dieſe übergegangen, ſtellt ſie das Maximum der moraliſchen Geſinnung dar. Man braucht dem zur Religion veredelten Menſchen nur Gelegenheit zu geben, ſeine Kräfte, ſeiner Denkungsart gemäſs, zu brauchen: ſo iſt er auch ſchon zur Menſchenliebe veredelt. Man braucht ihm nur ſeine geſammten Beziehungen zur Menſchheit zum deutlichen Bewuſstſeyn zu bringen: ſo wird ſie den höchſten Grad von Vollkommenheit und Wirkſamkeit zeigen.

Ohne Menſchenliebe iſt die Religion leerer Schein — eingebildet oder erheuchelt — Wahn oder Betrug. Jene iſt der allein ſichere Probierſtein von dieſer.

Der veredelte Menſch fühlt das lebendigſte Intereſſe für alles, was die Menſchheit angeht. Die Anerkennung ihrer Rechte, die Entwickelung ihrer Vorzüge, die Verbeſſerung ihres

ihres Zuſtandes iſt nicht bloſs Gegenſtand ſeiner feurigſten Wünſche, ſondern auch ſeiner thätigſten Bemühungen. Daſs es mit der Menſchheit beſſer werde, daſs ihre Plagen ſich vermindern, daſs phyſiſche Schmerzen und Unfälle, geiſtige Kraftloſigkeit, Unwiſſenheit, Aberglaube und Irrthum aufhören, ihre tyranniſche Gewalt über ſie auszuüben, daſs Aufklärung, Weisheit, Lebensgenuſs, edle Geſinnungen wachſen und ſich ausbreiten, daſs der Niedergedrückte ſich erhebe, der Schwache ſtark, der Verzagte muthvoll, der Leidende froh werde, dafür wirkt er unabläſſig.

Aber über der Menſchheit verliert er den Menſchen nicht aus den Augen. Auf jene kann er nur mittelbar und entfernt, auf dieſen unmittelbar und zunächſt wirken, durch dieſen nur jene berühren. Für die meiſten bleibt das Ganze eine bloſse Idee, die weder ihr Verſtand umfaſſen, noch ihr Herz erreichen kann. Sie muſs ihnen am Einzelnen verſinnlicht werden. Die Menſchen, mit denen ſie leben und in Verbindung ſtehen, die Menſchheit in ihrer eignen Perſon ſind die nächſten Gegenſtände ihrer Achtung und Sorge.

Dieſe Menſchenliebe ſetzt aber eine gewiſſe Anordnung des natürlichen Charakters voraus, ohne welche überhaupt die tugendhafte Geſinnung den Menſchen nie ganz durchdringt, ſeine Kräfte für das Moraliſche nie recht thätig ſeyn können. Der Luſtſinn iſt das Princip des natürlichen Charakters. So lange der Menſch dieſen noch nicht nach ſittlichen Grundſätzen zum moraliſchen gebildet hat, ſind Schmerz und Vergnügen die einzigen Motive ſeiner Kräfte. Aus ihm entſpringen Affecte, Neigungen und Leidenſchaften; die auf nichts anders als entweder auf wirkliche Gegenſtände des Genuſſes, oder auf die Mittel, die dazu verhelfen können, gerichtet ſind; je nachdem von dieſen Gegenſtänden und Mitteln das eine oder andre, durch beſondre Neigungen, Vorurtheile, Gefühlsſtimmungen, und Angewöhnungen ein höheres Intereſſe erhielt, den Bedürfniſſen des Individuums angemeſſener wurde. Dieſe erfordern, ſowohl in ihrer Quelle und in ihrem Weſen, als auch in der Art ihrer Befriedigung eine doppelte Einſchränkung und Umbildung zu andern Verhältniſſen; eines Theils um den innern Menſchen ſelbſt mit den Forderungen des moraliſchen Geſetzes einſtimmig zu machen; andern Theils um ihn für die Wirkſamkeit nach denſelben fähig zu erhalten.

Der immerwährende Genuſs des Vergnügens lähmt nicht bloſs die körperlichen Kräfte, er verweichlicht auch den Geiſt, benimmt ihm die Fähigkeit des ernſthaften Nachdenkens und des beſonnenen Handelns, raubt dem Charakter alle Feſtigkeit, macht leichtſinnig in jeder Hinſicht, ſchwächt die höhern Triebfedern des Herzens und mit ihnen den Muth und die Entſchloſſenheit zu edeln Handlungen, wo ihre Ausübung mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden iſt. Er iſt eben ſo ſehr den Pflichten als der Würde eines vernünftigen Weſens entgegen.

Der veredelte Menſch wird nicht bloſs ſeine Vergnügungen durch ſeine Pflichten einſchränken: er mäſsigt ſie auch da, wo er ihnen wohl ohne Verletzung ſeines Gewiſſens nachhangen könnte, um nicht der Luſt eine zu groſse Herrſchaft über ſeinen Charakter zu geben, um nicht ſeine Kräfte zu ſehr zu ſchwächen und zu zerſtreuen, um nicht zu weit aus ſich ſelbſt herauszutreten, und ſeine vernünftige Beſtimmung aus den Augen zu verlieren.

Dies gilt nicht bloſs von wilden, rauſchenden Zerſtreuungen — Beſchäftigungen des Augenblicks, mit dem ſie vorübergehen, um das Herz ſeinen unnatürlichen Zuſtand ſchrecklich büſsen zu laſſen; — auch jene ſanfte, ſtille, ruhige Fröhlichkeit, die das ganze Weſen ununterbrochen beherrſcht, und eben ſo oft die Frucht einer ordnungsvollen Seele als eines geſunden Körpers iſt, verlangt öftere Unterbrechungen, auch ihr darf ſich der Menſch nicht immer hingeben, wenn er die Würde eines geſetzten Charakters, der an ſich ſelbſt Pflicht iſt, behaupten, und nicht über dem, was er iſt, das, was er noch werden und thun ſoll, vergeſſen will.

Eine heitere Ernſthaftigkeit, die ein frohes Selbſtgefühl mit ſolchen Betrachtungen, die ſich auf die höhern Angelegenheiten des Menſchen beziehen, mit ſolchen Anſtrengungen, die die Ausübung der Pflicht nothwendig macht, weiſe verknüpft, iſt eine der vorzüglichſten Eigenſchaften, auf die die Veredlung hinwirken ſoll. Sie iſt dem Menſchen eben ſo anſtändig, als ſeiner Religioſität und Menſchenliebe, und beſonders der thätigen Erweiſung der letztern zuträglich.

Freywillige Unterbrechung und Mäſsigung ſelbſt des erlaubten Vergnügens wird den Hang nach ſinnlichen Zerſtreuungen, der den Menſchen ſo leicht überwältigt, mit der Zeit ſelbſt ſchwächen, und ihn mit denjenigen Empfindungen, die aus höhern Antrieben entſtehen, in das gehörige Gleichgewicht bringen. Nur in ſo fern iſt die Einſchränkung des Genuſſes Charakterzug des edeln Mannes, als dadurch das innere Princip des Luſtſinnes ſelbſt eingeſchränkt wird, und in eine bleibende Fertigkeit, mit Weisheit froh zu ſeyn, übergeht.

Noch weniger vertragen ſich zu heftige Affecten, ausſchweifende Freude, tief gebeugte Traurigkeit, ſchwärmeriſche Hoffnung, niederſchlagende Furcht, feuriges Verlangen, lebhafter Abſcheu, wandelbare Laune, und finſterer melancholiſcher Tiefſinn mit der Denkungsart des durchaus edeln Mannes, und mit den Pflichten, die er als ein ſolcher zu erfüllen hat. Sie ziehen ihn zu ſehr in ſein ſinnliches Leben hinein, und von demjenigen ab, was ſeine moraliſche Sorge beſchäftigen ſollte; ſie verzehren die beſten Kräfte, verengen das Herz, und verhindern diejenige Erhebung des Geiſtes, die zur Tugend nothwendig erfordert wird. Die Veredlung ſchlägt die Bewegungen des Gemüthes nicht ganz nieder; ſie mildert und ordnet nur ihre Reitzbarkeit, unterwirft ſie den Geſetzen der Vernunft, und einem weiſen Nachdenken über die wahre Beſchaffenheit und den Werth der Lebensgüter und gibt dem Menſchen Gewalt über ſie, ſie jedes Mal nach Maſsgabe der Umſtände verſtärken und ſchwächen zu können.

Was indeſs am tiefſten in den innern Menſchen eingreift, und auf den Gebrauch ſeiner Kräfte am meiſten wirkt, ſind die auf einzelne Gegenſtände des Genuſſes, ihre Hinderniſſe und Beförderungsmittel gerichteten Triebe. Der natürliche Charakter empfängt von ihnen ſeine ganze Beſchaffenheit, und iſt ſo oder anders geſtimmt, je nachdem der eine oder der andre eine vorzügliche Stärke erreicht, und ſich die übrigen unterworfen hat, oder mehrere zugleich ihn beherrſchen. Bey einer ſolchen Heftigkeit einzelner oder mehrerer Begierden, iſt das Herz in immerwährender Unruhe und Verwirrung. Bey dem reinſten und lebendigſten Pflichtgefühle reiſsen ſie den Menſchen doch hin, ihm entgegen zu handeln. Ehrbegierde, Geldhunger, Neid, Rachſucht, Liebe und Stolz können, wenn ſie ihre ganze tyranniſche Gewalt über das Gemüth ausüben, den beſten Charakter verderben, die kräftigſte Richtung auf Menſchenliebe verrücken, die wärmſte Religioſität unwirkſam machen. Ihre Maximen ſind mit den Maximen der Tugend immerfort im Streite, immerfort ausſchweifend egoiſtiſch. Nicht zu gedenken, daſs ſie der Geſundheit des Körpers und des Geiſtes gleich gefährlich ſind, Nachdenken und vernünftige Grundſätze eben ſo ſehr ſtören, als ſie das Handeln nach denſelben erſchweren.

Die Mäſsigung des veredelten Charakters offenbart ſich nicht bloſs in der Schwächung der lebhaftern Begierden bis auf denjenigen Grad, der dem Intereſſe der tugendhaften Geſinnung angemeſſen iſt — Selbſtverläugnung; —

ſondern auch vornehmlich in einer vernünftigen Anordnung derſelben, nach den Regeln der Vernunft, um die Gewalt der letztern jederzeit an ihnen ausüben zu können, und ihre Form ſo in ihnen abzuprägen, daſs der Menſch, wenn er ſich ihrer Leitung überläſst, nie in Gefahr ſey, etwas ſeiner Unwürdiges zu thun — Selbſtbeherrſchung. —

Die Veredlung geſtaltet nicht bloſs den innern Charakter; ſie will ihn auch äuſserlich in guten Handlungen darſtellen. Sie bedarf daher nicht nur eines geordneten, ſondern auch eines kraftvollen Willens.

Die Menſchenliebe iſt mehr als Geſinnung, als bloſse Achtung gegen die Menſchheit; ſie iſt Wirken für die Menſchheit. Das Herz muſs daher nicht allein geſchickt ſeyn, ſie aufzunehmen durch Mäſsigung; es muſs ſie auch überall beweiſen können mit der That — Seelenſtärke —

Eine ſtarke Seele offenbart ſich eben ſo ſehr in dem innern Widerſtande, den ſie, dem Schmerze, und der Vorſtellung eines künftighin möglichen Schmerzes, der Gefahr, entgegenſetzt, als auch in der Anſtrengung, womit ſie ihre Entſchlieſsungen gegen ſich ſelbſt und gegen äuſsere Hinderniſſe ausführt. Sie trägt, wirkt, dauert aus, beſiegt, vollendet.

Feige Nachgiebigkeit gegen den Schmerz, wobey jede leiſe Berührung deſſelben den ganzen innern Menſchen erſchüttert, und ſich das Gefühl bloſs in träge Klagen ergieſst, iſt unter der Würde eines vernünftigen Weſens. Aller Schmerz kommt von auſsen, und wirkt auf den Sinn; was aber von auſsen kommt, darf ihn nicht beugen; der Sinn darf die Vernunft nicht verwirren. Zu groſse Empfänglichkeit für den Schmerz macht weibiſch, verdroſſen, unthätig, ſpannt die Seele ab, und läſst ſie nichts ausführen. Nichts Groſses wird da vollbracht, wo man nicht auch tragen kann. Schon die Selbſtüberwindung iſt mit bitterm Schmerze verknüpft; wer dieſen nicht zu verachten weiſs, wird nie den Muth haben, ein guter Menſch zu ſeyn. Der Befehl der Pflicht fordert uns eben ſo oft auf, heftige Leiden zu übernehmen, als mit groſser

Anſtrengung etwas auszurichten; der Preis gehört eben ſo oft der Geduld als der Arbeit. Keine Tugend ohne Opfer. Wie ſoll der freywillig leiden, der nicht einmal die nothwendigen Uebel tragen kann? Der edle Menſch iſt Herr über ſeinen Schmerz. Höheres Selbſtgefühl, ruhige Betrachtung und Würdigung menſchlicher Schickſale, vernünftige Schätzung der Güter, deren Verluſt den meiſten Kummer zu verurſachen pflegt, und religiöſe Grundſätze lehren ihn das Gefühl derſelben dahin ſchwächen, daſs die Ruhe des Gemüthes dadurch nicht mehr geſtört, ſeine Gedanken und Entſchlieſsungen nicht verwirrt, und ſeine Thätigkeit nicht geſchwächt werde. Er duldet im Unglück ſtandhaft; er wird nie erſchöpft: ſeine innern Kräfte ſind nie verbraucht.

Wichtiger noch iſt die Abhärtung gegen die Vorſtellung künftiger ſchmerzhafter Ereigniſſe, die mit der Vollendung gewiſſer Plane verbunden ſeyn können, Geringſchätzung der Gefahr. Faſt nichts läſst ſich ganz ohne Gefahr unternehmen. Das Unglück, das uns ſchnell überraſcht, gibt uns oft eine unvermuthete Entſchloſſenheit, eine wunderbare Kraft daſſelbe zu tragen. Wir ſchicken uns leicht, weil es nicht zu ändern ſteht; die Faſſung findet ſich gewiſſer Maſsen von ſelbſt. Der Gedanke des künftigen, wenn es in unſrer Gewalt ſteht, ihm durch Unterlaſſung gewiſſer Handlungen zu entgehen, bewegt das Gemüth hin und her, und erregt einen langen Kampf. Das unbekannte Unglück, das uns noch droht, iſt ſchrecklicher als das wirkliche, das uns ſchon getroffen hat. Der Verſtand hat bey jenem mehr Zeit und Ruhe, ſich daſſelbe, ſeinem ganzen Umfange nach, zu denken, und es in ſeine Theile zu zergliedern; die Phantaſie, durch ihn geweckt, mahlt alle dunkle Züge ſchwärzer. Es kommt nicht bloſs darauf an, etwas zu dulden, was nicht zu ändern iſt; wir ſollen etwas thun, was in unſerm Willen ſteht, was wir auch wohl nicht thun könnten. Wie leicht wird unſer Entſchluſs auf das Letztere fallen, wenn nicht eine groſse innere Kraft ihn aufrecht hält! und wie wenig wird alsdann geſchehen!

Die Veredlung ſoll den Menſchen zu einer Wärme für ſeine Pflicht begeiſtern, die dieſe nie unerfüllt läſst; ſie muſs daher auch ſeine Seele ſtark machen. Sie muſs, auf der einen Seite, ſeinen Enthuſiasmus für das, was er zu thun hat, erhöhen, ein lebendiges Gefühl dafür erwecken, ſeine denkenden und empfindenden Kräfte ſo ganz darauf hinleiten, daſs er jenes für ſeine höchſte Angelegenheit halte, alles nur aus dieſem Geſichtspuncte betrachte und thue; auf der andern Seite muſs ſie ihn lehren die Vorſtellung von der Gröſse der Gefahr zu ſchwächen, dadurch, daſs ſie den Gedanken der Ungewiſsheit des Uebels belebt, alle leeren Einbildungen entfernt, und durch fortwährende Uebung, nach deutlichen Begriffen zu handeln, die innere Widerſtehungskraft der Seele vermehrt. Sie muſs ihm Muth und Unerſchrockenheit geben.

Schwere Unternehmungen fordern mehr Aufwand von Kraft und eine längere Anſtrengung derſelben, die, eben ſo ſehr, durch ihre gröſsere Spannung, als durch die Einförmigkeit ihres Gegenſtandes, ſchmerzhaft wird. Hinderniſſe, ſie mögen in der Ferne vorausgeſehen werden, oder unvermuthet eintreten, machen ein vielſeitigeres Verfolgen des Zweckes, mannichfaltigere und langwierigere Bemühungen nothwendig, und ſetzen eine Feſtigkeit des Herzens voraus, die nur der Preis langer Uebung iſt. Gemeine Seelen unterliegen beyden: ſo wohl die Schwierigkeiten, die mit der Vollendung eines Werkes verbunden ſind, als auch widrige Umſtände, die ihr in den Weg treten, ermüden ſie bald, nehmen auch dem feurigſten Triebe Gutes zu thun ſeine Wärme. Und doch gibt es faſt keine wahrhaft edle That, wobey nicht beyde zuſammenträfen.

In uns ſelbſt iſt es die Heftigkeit der Leidenſchaften, die uns die Ausübung der Pflicht erſchwert, und uns dieſelbe als ein trauriges Opfer anſehen lehrt. Wer hier nicht ihren Befehl mit Entſchloſſenheit ergreift, ſich ſeiner in ſeiner ganzen Kraft und Würde bemächtigt, und ihn dann ohne Schwanken in der That hinſtellt, wird ihn nie vollführen. Aber der Menſch ſoll nicht bloſs einzelne Pflichten gegen die Leidenſchaft durchſetzen; er ſoll die letztern ganz in ſeine Gewalt bekommen. Hier ſtellt ſich ihm nicht allein ihre natürliche Stärke entgegen; künſtliche Reitze, öftere Befriedigung, die Macht der Gewohnheit haben ſie noch vermehrt, ſie ſcheinen unüberwindlich zu ſeyn, wiederhohlte vergebliche Verſuche benehmen vollends die Hoffnung, etwas über ſie zu erlangen. Welche Kraft der Seele, die da noch ausdauert, noch muthig ans Werk geht, wo ſie das alles vorherſieht!

Auſser uns ſind es Unbildſamkeit des Stoffes, der Widerſtand fremder Kräfte, das Eintreffen unerwarteter Umſtände, die immer neue Beſtimmungen unſers Planes nothwendig machen, die Thorheit, Hartnäckigkeit, und Unbiegſamkeit der Menſchen, auf die wir entweder wirken, oder auf die wir doch mit rechnen müſſen, die unſer Ziel oft in eine unerreichbare Ferne hinauswerfen und uns nur durch die angeſtrengteſten, aufopferungsvollſten und anhaltendſten Bemühungen ihm näher kommen laſſen. Nur ſtarke Seelen ſind mit Erfolg thätig für das Heil der Menſchheit, drücken ganz die Würde des ſittlichen Charakters aus, und erreichen, auch auf der mühvolleſten Bahn, ihr Ziel. Ausdauern, wo ſich die Arbeit ohne Aufhören verdoppelt; Muth behalten, wo alles den Muth ſchwächt, entſagen, wo alles zum Vergnügen einladet, wiederhohlen, wo der erſte Verſuch vergebens war, einlenken, wo die Umſtände es nothwendig machen, was auf dieſem Wege nicht gelang, auf einem andern verſuchen, mit vermehrter Kraft gegen den vermehrten Widerſtand kämpfen, bey dem allem einen unverdroſſenen Eifer behalten: dadurch wird der edle Mann groſs, dadurch gibt er allen ſeinen übrigen Eigenſchaften ihre Vollendung. Dazu ſtärkt er ſich durch erhöhtes Tugend- und Religionsgefühl, durch Selbſtvertrauen und lebendigen Glauben an die Macht des Guten.

Er liebt nicht bloſs das Gute und wirkt darauf hin; er opfert auch auf in ſeinem Dienſte; er kämpft für daſſelbe, wenn er auch unterliegen müſste. Er duldet den Schmerz, er entſagt ſeinen theuerſten Gütern, er gibt die ſüſseſten Genüſſe hin. Er lebt nur für das Eine, was noth iſt, dem iſt alles geweiht;

und ohne dieſes hat ſein Leben weder Zweck noch Werth.

Alle wohlwollende Maximen, alle Ruhe des Charakters, und alle Stärke der Seele würde indeſs vergebens ſeyn, wenn er nicht auch die Kunſt verſtände, die erſteren auf die beſondern Umſtände anzuwenden, und die letztern auf eine zweckmäſsige Art in Bewegung zu ſetzen. Dazu wird Reichthum und Uebung des Verſtandes erfordert, die Kunſt, das Allgemeine auf das Beſondere zurückzuführen, beydes in ſeinem wahren Verhältniſſe zu einander, die Forderung der Regel für den einzelnen Fall ſchnell und richtig zu erkennen. Ferner wird dazu erfordert ein Schatz empiriſcher Kenntniſſe und Grundſätze, die ſich auf die Erreichung menſchlicher Zwecke durch menſchliche Mittel beziehen, und nur durch beſonnene Erfahrung und Beobachtung erworben werden können — vorzüglich Kenntniſs des Menſchen; denn der Menſch greift am mannichfaltigſten in das Triebwerk menſchlicher Arbeiten und Angelegenheiten ein, wir bedürfen ſeiner am meiſten, ſeine Abſichten kommen mit den unſrigen am öfterſten in Colliſion; er iſt der letzte Zweck unſrer moraliſchen Bemühungen — ferner Kenntniſs derjenigen Naturkräfte, die für die menſchlichen Arbeiten am häufigſten müſſen in Bewegung geſetzt werden, ihre Grade, Richtungen und Abänderungen. Es wird dazu erfordert Freyheit des Geiſtes, die durch keine vorgefaſste Meynungen, ſelbſt wenn ſie ſich durch Beobachtung und Nachdenken gebildet hätten, gehindert werde, ſie durch neue Erfahrungen näher zu beſtimmen, oder wenn es nöthig wäre, der beſſern Einſicht aufzuopfern und überhaupt jede Sache ganz ſo zu nehmen wie ſie iſt. Es wird dazu erfordert beſtändige Beſonnenheit, ein vollkommenes ruhiges Selbſtbewuſstſeyn, Achtſamkeit auf alles, was in unſre Urtheile einflieſst und falſche Anſichten veranlaſſen könnte. Stäte Vergegenwärtigung unſrer Verhältniſſe und Maximen nebſt der Fähigkeit, die letztern auf die erſtern anzuwenden, und nach denſelben zu modificiren, jeden Fall nach allen ſeinen Beziehungen zu erwägen und mit unſerm jedesmaligen Intereſſe

* * *

in das rechte Verhältniſs zu bringen — Eigenſchaften, die zuſammengenommen die Klugheit ausmachen.

Klugheit, als Kenntniſs unſrer Zwecke und der dazu dienlichen Mittel, verbunden mit einem hellen und gewandten Geiſte, der beyde gleich überſieht, durchſchaut, und für einander beſtimmt, iſt die letzte Eigenſchaft des edeln Mannes, die aber nicht ſo ſehr die Veredlung ſelbſt, als vielmehr die Darſtellung derſelben, nicht ſo ſehr das Herz, als den Verſtand angeht, aber doch mit jenem in einer ſehr genauen Verbindung ſteht. Religioſität, Menſchenliebe, Mäſsigung und Seelenſtärke machen eigentlich die tugendhafte Denkungsart, den innern veredelten Menſchen aus. Klugheit iſt das Aeuſsern davon — an ſich nichts Edles — und nur in ſo fern achtungswerth, als ſie einen edeln Charakter umgibt, für die Ausführung moraliſcher Zwecke erworben wurde, und wirklich verwendet wird. Ihre Verbindung mit einem guten Herzen muſs ſie adeln und zur Weisheit erheben. Man kann in einem hohen Grade klug ſeyn, alle mögliche Verſchlagenheit beſitzen, und doch ein ſchlechtes Herz haben. Eine ausgezeichnete Anlage dazu iſt ſchon eine groſse Verſuchung, ein nichtswürdiger Menſch zu werden, und dann iſt ſie ſehr tadelhaft. Auf der andern Seite hat es viele edle Menſchen gegeben, denen es an aller Klugheit mangelte; entweder weil die ſittliche Bildung des Herzens ſie zu angelegentlich beſchäftigte, als daſs ſie auf das Aeuſsere und Zufällige die gehörige Sorgfalt hätten verwenden können; oder weil es ihnen an natürlichem Talent dazu fehlte.

Aber in keinem dieſer Fälle iſt denn doch dieſer Mangel ganz zu entſchuldigen. Die Forderungen der Veredlung gehen zwar zunächſt auf den Charakter, auf Stärke des guten Willens; aber dieſer iſt ſelbſt ſchon Tendenz zum äuſsern Wirken, gibt ſich ſelbſt den Befehl das Gute auch auszuführen; und es iſt Pflicht ſich diejenigen Eigenſchaften des Verſtandes zu erwerben, die dazu nothwendig ſind.

Freylich iſt die Klugheit gröſsten Theils natürliches Talent, oder das Werk einer mechaniſch kultivirenden Erziehung, nicht jedem in gleichem Grade erreichbar, und der Mangel derſelben oft Schuld der Natur. Aber auch bey den unglücklichſten Anlagen kann der Menſch doch immer etwas thun. Er ziehe ſeinen Wirkungskreis enger zuſammen, aber fülle ihn aus. Er beſchränke ſeine Zwecke aber vollführe ſie. Er rücke ſein Ziel näher, aber er bleibe nicht hinter ihm zurück. Die Uebung im Kleinen wird ihn bald des Gröſsern fähig machen.

Es gibt alſo fünf Haupttugenden des edeln Mannes,*) die indeſs nicht als ſo viele Eintheilungsgründe zur Unterordnung der Pflichten zu betrachten ſind, ſondern als derſelben einige Charakter in verſchiedenen Beziehungen angeſehen werden müſſen. Der gute Wille an ſich, als ein inneres Prinzip, iſt die Grundlage von allem und heiſst in ſofern **Religion**. Er exiſtirt aber im Menſchen nie abgeſondert, ſondern er ſoll auf ſeine Natur und Verhältniſſe angewandt werden, ſich thätig ausdrücken. Er wird ſich alſo zuvörderſt auf einen Zweck und Gegenſtand richten müſſen, und da wird er dann **Menſchenliebe**. Er muſs ſich, zweytens, im empiriſchen Charakter des Menſchen abdrücken, ſeine natürlichen Neigungen, aus denen alle ſeine Handlungen herflieſsen, formen; in ſo fern äuſsert er ſich als **Mäſsigung**. Er muſs, drittens, als **Seelenſtärke** ſo wohl in der innern Selbſtbildung, als auch in der Ausführung ſeiner äuſsern Plane ausdauern, den Schmerz tragen, Gefahren trotzen, Schwierigkeiten überwinden können. Er muſs endlich,

---

*) In meiner Schrift über den Geiſt der reinen Sittlichkeit (Lemgo 1802.) habe ich S. 423. u. f. vier Kardinaltugenden, nämlich Reinheit des Herzens, Harmonie des Herzens, Seelenſtärke und Seelengröſse aufgeführt. Aus einem andern Geſichtspuncte war dieſe Eintheilung entworfen. Dort war es mir um die Form, hier um die Materie der moraliſchen Denkungsart zu thun. Dort wollte ich zeigen, wie der gute Wille ſich darſtelle in Beziehung auf Herz und Leben, nämlich nach ſeinem Beſtimmungsgründe als Reinheit, nach ſeiner Form als Harmonie des Herzens, nach ſeiner Kraft als Seelenſtärke, nach ſeiner Dauer als Seelengröſse — hier was er in ſich ſchlieſse, nämlich einen Reichthum guter Maximen, (Religion und Menſchenliebe) ordnungsvolle Thä-

---

tigkeit (Mäſsigung), Kraft und Geſchicklichkeit zur Ausführung (Seelenſtärke und Klugheit).

viertens, die Geſchicklichkeit beſitzen, ſeine innere Stärke recht zu gebrauchen, Klugheit.

Religion, Mäſsigung und Menſchenliebe greifen feſt in einander; die zweyte iſt die thätige Darſtellung der erſtern im Herzen, die dritte führt ſie in's Leben ein. Mäſsigung kann in einzelnen Maximen ohne Menſchenliebe vorhanden ſeyn. Dann iſt ſie aber gewiſs eigennützig, ſo ſchwer es auch ſeyn mag, ihre Motive zu erforſchen. Menſchenliebe mit erhöhter Energie iſt Seelenſtärke. Man kann ſie auch in folgender Ordnung darſtellen; Liebe zum Guten iſt Religion, Kraft zur Ausübung Seelenſtärke, Anordnung dieſer Kraft Mäſsigung, Richtung auf ihren einzig möglichen Zweck Menſchenliebe.

Nach dieſem allem läſst ſich das Weſen der Veredlung dahin beſtimmen: ſie ſoll die moraliſche Kraft im Menſchen verſtärken, daſs ſie in einen dauerhaft guten Willen, in das beſtändige Beſtreben, nach vernünftigen Ueberzeugungen zu handeln, übergehe — ſeine natürlichen Neigungen ſo mäſsigen, ordnen und bilden, daſs ſie mit Energie auf die Beförderung des allgemeinen menſchlichen Intereſſes gerichtet ſeyen, und dieſem angemeſſen handeln.

Zur vollſtändigeren Einſicht in die Natur der ſittlichen Veredlung, wird es nicht undienlich ſeyn, ſie mit der Kultur und Bildung, ſo wie dieſelben vorher ſind gezeichnet worden, in Parallele zu ſetzen, und ihren Unterſchied von den letztern, ſo wie ihr Verhältniſs zu denſelben, in Anſehung ihres Zweckes, ihrer Quellen, Methoden und Wirkungen bemerklich zu machen.

Die Kultur beabſichtigt ſinnlichen Genuſs, die Bildung geiſtiges Vergnügen, die Veredlung Selbſtſtändigkeit und Würde. Die erſte will nur die Güter vervielfältigen, die die äuſsere Exiſtenz des Menſchen erhalten und angenehmer machen, ſeine Kräfte üben, ſich dieſelben auf die leichteſte Art zu verſchaffen und ſie geſchickt zu verwenden. Das Bedürfniſs geht vor ihr her; und nie tritt ſie über ſeine Schranken hinaus. Auch die Bildung wird von einem Bedürfniſſe geleitet, beabſichtigt Genuſs. Aber jenes Bedürfniſs entſpringt aus der geiſtigen Natur; dieſer Genuſs ſetzt nicht nur mannichfaltige Entwickelungen des Verſtandes und Herzens, ſondern auch einen höhern Grad zarter Empfindſamkeit voraus. Er iſt ſchöner Selbſtgenuſs, Gefühl der Harmonie, der geordneten Thätigkeit, ſtille beſonnene Heiterkeit des Geiſtes, nicht ungeſtüme Freude, die von ihrem eignen Feuer verzehrt wird. Veredlung verſchmäht allen Genuſs; er iſt ihr etwas Unwürdiges; ſie will den Menſchen dahin bringen, daſs er ſich ſelbſt ganz beſitze, aus ſich ſelbſt die Beſtimmungsgründe ſeiner Handlungen nehme, daſs er frey und groſs ſey, Würde habe, und das Vergnügen verachten könne. Sie weckt ihn zu einem höhern Leben, das ſich nicht mehr durch Luſt und Schmerz, ſondern allein durch vernünftige Selbſtachtung kund thut.

Die Kultur muſs ihn daher immer mehr verweichlichen; ihr Fortſchritt erhöht nicht ſo ſehr ſeine Kraft, als der übermäſsige Genuſs, zu dem ſie einladet, ſie abſtumpft. Die Bildung vergeiſtigt ihn, ſie entwickelt ſeine Fähigkeiten harmoniſch, aber ſie läſst ihm nichts Kraftvolles. Phantaſie und Mitgefühl gehören hier mehr für die idealiſche als für die wirkliche Welt. Sie verſchwendet an jene das Vermögen, das die Kultur in dieſer verzehrt. Die Veredlung weiſs beyde Welten mit einander zu vereinigen, indem ſie aus jener ihre Formen, aus dieſer ihren Stoff nimmt. Sie erhält den Menſchen thätig, auch über ſein Bedürfniſs hinaus; aber ſie ordnet ſeine Thätigkeit, daſs ſie ſich nie erſchöpfe; ſie bringt verſtändigen und heroiſchen Ernſt in ſeine Lebensweiſe.

Die Kultur gründet ſich auf Egoismus, und beſchränkt ſeine Wirkungen, um dadurch ſein Leben zu erhöhen, ihm ſeine Sphäre deſto mehr zu verſichern. Sie läſst ihm ſeine rohe Geſtalt, und modificirt ihn nach den Rechten und Anſprüchen andrer, damit er durch ſie nicht geſtört werde. Der blöſs kultivirte Menſch kann es nicht begreifen, warum er etwas thue — warum etwas ſeiner Bewunderung oder Aufmerkſamkeit werth ſeyn ſoll, wovon er den Nutzen nicht berechnen kann. Fremdes Wohl zu befördern, iſt ihm Schwärmerey. Er iſt gerecht, weil man ihn dazu zwingt, weil jede Ungerechtigkeit ihn ſelbſt wieder zu treffen droht.

Bildung läutert den Egoismus. Sie gibt ihm die Geſtalt der Liberalität, des Wohlwollens, der Liebe und Freundſchaft; ſie verbreitet ſich über fremdes Vergnügen, weil ſie nur darin ihr eignes finden kann. Sie gibt nicht, um wieder zu empfangen; ihr Geben ſelbſt iſt ſchon Lohn. Sie liebt, weil ſie nicht ohne Liebe ſeyn kann. Sie intereſſirt ſich für das Gefällige, Anſtändige und Schöne, um ſich darin ſelbſt zu befriedigen; Befriedigung iſt für ſie, was für die Kultur der Beſitz iſt. Der Kultivirte reiſst überall an ſich, der Gebildete theilt ſich mit. Beyde ſuchen ihr Intereſſe.

Die Veredlung zerſtört den feinern ſo wohl als den gröbern Egoismus. Ihr Charakter iſt Uneigennützigkeit, in der reinſten Bedeutung des Wortes. Ueberall keine Beziehung auf das Individuum; überall die Menſchheit alles in allem; überall nur das Wahre und Gute, weil es wahr und gut iſt, Zweck und Motiv, wenn auch der, der es befördert, ſelbſt ſeinen Segen nicht erführe, wenn er nichts als Schmerz, Aufopferung und Undank davon hätte. In der Menſchheit ſoll ſich das Individuum verſchönert wieder finden; nicht durch ſein Wirken auf die Menſchheit ſich ſelbſt bereichern,

Die Kultur bearbeitet zunächſt die körperlichen Kräfte des Menſchen — und die geiſtigen nur für ihren Dienſt. Die letztern ſind der eigenthümliche Gegenſtand der Bildung, und allein in wie fern ſie ſich in einer ſchönern Form des Körpers ausdrücken, nimmt ſie auch auf dieſen Rückſicht. Die Veredlung wirkt zunächſt auf den Willen, aber durch ihn ergreift ſie den ganzen Menſchen, und bildet beydes, ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte für einen höhern Zweck, nach einem herrlichern Ideale.

Je mehr die Kultur fortrückt, deſto mehr wird alles am Menſchen blinder Mechanismus. Sie ſucht ihn, ſo viel als möglich, im Zwange vorgeſchriebener Formen zu halten. Phyſiſche Zwecke werden nicht beſſer erreicht, als wenn alle Kräfte, die dazu in Bewegung ſind, einer Einzigen untergeordnet, dieſer blindlings dienen, auf eine einförmige Thätigkeit beſchränkt, künſtlich in einander greifen, ohne ſelbſt davon zu wiſſen. Fabrikenmäſsig müſſen die Producte erzeugt — damit Luxus und Handel gedeihen — militäriſch die Geſchäfte betrieben werden, wenn im Staate Ordnung ſeyn, und Induſtrie empor kommen ſoll.

Bildung ſetzt den Menſchen einiger Maſsen in Freyheit. Sie entwickelt in ihm Kräfte, die noch nicht gebunden, noch keinem phyſiſchen Bedürfniſſe unterworfen ſind, lehrt ihn mannichfaltige Zwecke kennen, unter denen er wählen, bildet ihm eine Sphäre, in der er ſich weiter ausbreiten kann. So enge auch die Gränzen ſind, die Staat und Handelsgeiſt um ſeinen Kopf und ſein Herz gezogen haben: ſie weckt in ihm hohen Genius, klares, volles inneres Leben.

Auch hier vollendet die Veredlung den Menſchen, indem ſie Freyheit und Mechanismus in ihm vereinigt, und dadurch jene ganz in ihre Rechte einſetzt. Sie empfängt ihn, wo er ſich der trägen Nothwendigkeit der Kultur entriſſen hat, durch Bildung ein unabhängiger Menſch wurde, aber unterwirft ſeine Freyheit einem neuen Geſetze, das nicht nur höher und umfaſſender als jenes erſte, ſondern auch ſelbſt ein Geſetz der Freyheit iſt. Sie macht ihn vollkommen frey, indem ſie ihn die Vorſchriften der Vernunft ehren und befolgen lehrt.

Die Kultur bearbeitet den Menſchen für das bürgerliche Leben. Sie will zwar zunächſt das Intereſſe des Einzelnen; aber es iſt ihr nur erreichbar durch Vereinigung aller zum wechſelſeitigen Schutze ihrer Rechte, und zur wechſelſeitigen Unterſtützung. Er kann nur da viel wirken und genieſsen, wo die Gebiethe und Kräfte gehörig vertheilt ſind, und einem jeden das Seinige durch alle gegen alle geſichert iſt. Wenn ſein letzter Zweck in der Selbſtſucht liegt: ſo kann ſein nächſter nur ſeyn, im Ganzen eine Stelle einzunehmen, ſich für das Ganze zu eignen, und es, ſo viel an ihm iſt, zu vervollkommnen. Jeder hat Kultur nur in der Nation und durch die Nation; ihr vorzuſpringen iſt unmöglich.

Die Bildung führt den Menſchen in das geſellige Leben ein. Sie arbeitet nicht mehr für das rohe Bedürfniſs; unter ihrer Pflege wachſen feinere auf. Aber alle Bedürfniſſe beziehen ſich auf Menſchen. Wo unſer Nutzen durch ſie beſorgt iſt, da muſs unſer Ehrgeitz, unſre Eitelkeit, unſre Wiſsbegierde, unſre Mittheilungstrieb, unſre Sympathie, unſre Geſchmack, unſer Schicklichkeitsgefühl befriedigt werden. Dies geſchieht nur in den engern, dem Umgange, dem Vergnügen, der Freundſchaft und Liebe geweihten Zirkeln. Die Bildung weckt dieſe Bedürfniſſe. Wenn ſie daher auch zunächſt die Abſicht hat, dem Menſchen ſelbſt zu genügen: ſo kann ſie das doch nur dadurch bewirken, daſs ſie ihn andern angenehm macht.

Veredlung ſucht wieder beydes zu vereinigen, und den Menſchen nützlich und angenehm zugleich zu machen. Sie thut dies aber nicht unmittelbar, durch gegenſeitiges Annähern und Ausgleichen; ſondern ſie unterwirft alle geſellſchaftlichen Triebe und Bedürfniſſe Einem moraliſchen Grundtriebe, darauf die groſse Geſellſchaft der Vernünftigen berechnet iſt. Die Idee der freyen Menſchheit iſt das Regulativ, wornach ſie den Charakter ordnet; und indem ſie den Menſchen zum Weltbürger erhebt, ſtellt ſie in ihm zugleich den gerechten und klugen Staatsbürger, den uneigennützig thätigen Mann, den gefälligen Geſellſchafter, und den warmen Freund dar.

Die Kultur iſt beſchränkt durch die Geſetze des Staates. Sie kann nur im Staate ihre Zwecke erreichen. Sie darf daher, wenn ſie es auch vermöchte, die Gränzen nicht überſpringen, die ihr durch ſeine rechtliche und politiſche Verfaſſung geſetzt ſind. Sie darf ihrem Zeitalter nicht vorgreifen. Sie kann es auch nicht, ohne ſich ſelbſt entgegen zu arbeiten.

Die Bildung gibt ſich zwar zunächſt ſelbſt ihr Geſetz: aber da ſie ſich nur im geſelligen Leben vollenden kann, ſo darf ſie nicht alle Rückſicht auf daſſelbe verſchmähen. Der gebildete Menſch darf nicht ganz nach ſeinen Einſichten vom Wahren, Zweckmäſsigen, Schönen und Anſtändigen handeln. Wenn auch nicht von ihm verlangt werden kann, daſs er ſich dem herrſchenden Geſchmacke unterwerfe, ſeine Urtheile und ſein Betragen durch den feinen Weltton beſtimme: ſo muſs er doch das Aeuſsere ſeiner Grundſätze darnach modificiren; ſein reicheres, ſchöneres Leben muſs in der Hülle des Zeitalters erſcheinen, und durch ſie hindurch ſchimmern; die Eingebungen ſeines innern Menſchen müſſen ſich geſtalten nach den Forderungen des Zirkels, in dem er lebt.

Die Veredlung iſt **durch nichts beſchränkt als durch die Vernunft**, auf deren Darſtellung ſie ausgeht; ſie beſchränkt ſich ſelbſt nur, durch ihren freyen Zweck. Vernunft iſt ihr eigenſtes Prinzip; alles was ihre Form trägt, iſt veredelt. Sie verſchmäht jede Berückſichtigung, jede Nachhülfe. Jede Beſtimmung durch etwas anders iſt Verderbniſs. Sie ſoll zur Selbſtſtändigkeit erheben; darum muſs ihr Schaffen am Menſchen ſelbſtſtändig ſeyn. Durch feige Nachgiebigkeit gegen ſinnliches Intereſſe, Menſchenſatzungen und Zeitgeiſt erniedrigt ſie ſich ſelbſt, beraubt ſie

ſich

ſich ihrer Würde. Sie iſt nicht mehr Veredlung, wenn ſie nicht freye Vernunft iſt.

Die Kultur empfängt ihre Richtung von außen her. Das Bedürfniſs, das ſie leitet, liegt zwar im Herzen des Menſchen; aber die beſondern Zwecke, auf die ſie in dieſer Abſicht wirken ſoll, müſſen doch durch das Verhältniſs der Außendinge zu dieſem Bedürfniſſe, durch ihren Standpunct, ihre Höhe und politiſche Lage beſtimmt werden. Sie hat ein vom Menſchen ſelbſt verſchiedenes Ziel, das ſie anſtrebt; und dieſes ſteht unter den Geſetzen der Natur. Der Menſch darf hier nichts thun, als die Natur verſtehen lernen, und ihr blindlings folgen. Jede Abweichung davon, jede eigenmächtige Veränderung ihrer Maximen zerſtört ihr ganzes Werk.

Die Bildung arbeitet ſchon mehr nach eignen Geſetzen; aber ſie kann dieſe Geſetze doch nur mit beſtändiger Rückſicht auf Naturanlagen, individuelle Bedürfniſſe und Hülfsmittel, und ihr Verhältniſs zur feinern Menſchenwelt ausführen. Die eigenthümliche

Beſchaffenheit jeder einzelnen Kraft muſs zur Beſtimmung der Handlungsweiſe eben ſo viel beytragen als die Regel des Geiſtes.

Die Veredlung empfängt gar nichts von auſsen, als ihren Stoff; und obgleich dieſer Stoff im Aeuſsern des Charakters Veränderungen hervorbringen kann, ſo berührt er doch das Innere, welches bey der Veredlung die Hauptſache iſt, gar nicht. Nichts treibt ſie aus dem Geleiſe des Rechts, der Wahrheit und Güte. Sie iſt ſich überall ſelbſt Geſetz und kann in der Befolgung deſſelben durch nichts gehindert werden. Sie lehrt den Menſchen, wie er in allen Verhältniſſen denken und handeln müſſe; aber ſie verändert ſich nicht nach dieſen Verhältniſſen. Sie iſt unter allen Umſtänden, und in allen Umgebungen gleich möglich: denn ſie iſt nichts als reine Menſchheit.

Die Kultur ſchreitet mechaniſch fort. Der Menſch wird zu ihr getrieben. Er thut nur das, wozu die Natur ihn leitet. Er kann nicht höher kommen, als ſie es ihm geſtattet; er kann nur auf dem Wege ſein

Ziel erreichen, den ſie ihn führt; er kann nur diejenigen Eigenſchaften entwickeln, die von ihr angeregt werden, und wozu ſie ihm die Hülfsmittel darbeut. Egoismus iſt das einzige in ihm wirkſame Prinzip; Sinnenluſt motivirt alle ſeine Handlungen; nichts iſt ſeiner Wahl überlaſſen. Die Art, wie er ſeine Bedürfniſſe befriedigen ſoll, wird ihm durch ſeine Einſicht in die nothwendige Beſchaffenheit, und den Zuſammenhang der äuſsern Dinge vorgeſchrieben. Der bloſs kultivirte Menſch iſt durchaus Sclave ſeiner Neigungen. Er wird, was er werden kann — nicht mehr und nicht weniger.

Bey der Bildung iſt ſchon eine gröſsere Mannichfaltigkeit der Zwecke und Fähigkeiten, und der Methoden ihrer Bearbeitung. Sie iſt in ſo fern frey, als der Menſch dabey von den Geſetzen ſeiner eignen Natur geleitet wird. Aber er hat ſich dieſe Geſetze doch nicht ſelbſt gegeben; ſie ſind das Reſultat ihrer urſprünglichen Einrichtung, und des Verhältniſſes ihrer Kräfte zum geiſtigen Bedürfniſs. Er entwickelt ſich zwar aus ſich ſelbſt heraus, aber doch immer ſeiner Natur gemäſs. Die Mannichfaltigkeit, die ihm hier übergeben iſt, ſteht doch zuletzt unter Einem Prinzip; er kann auch hier nicht wählen. Er wird das, was ſeine Natur ihn werden läſst; er wird es aber mit Beſonnenheit und Ueberlegung.

Die Veredlung iſt ganz frey — ganz Werk des Menſchen. Er ſteht hier zwiſchen zweyen Prinzipien in der Mitte, unter denen er Eins ſelbſtthätig ergreifen kann. Nichts treibt ihn zum einen oder andern; er muſs ſich ſelbſt treiben. Nichts nöthigt ihn; er muſs ſich durch Vernunft ſelbſt nöthigen. Nichts kann ihn edel machen, er muſs ſich ſelbſt veredeln. Selbſt ſeine Natur leitet ihn hier nicht mehr; er iſt über die Bildungsgeſetze ſeiner geiſtigen Fähigkeiten erhaben, ſteht ſelbſt noch höher als die Pflicht: denn er kann dieſer eben ſo wohl den Gehorſam aufkündigen, als ihre Befehle vollführen.

Kultur kann man daher einem Menſchen geben, der ſie noch nicht hat, indem man ſeine Kräfte übt, und ihm diejenigen Kenntniſſe mittheilt, die zu einer zweckmäſsigen Anwendung derſelben beytragen. Es iſt auch gleichgültig, ob er ſich alles ſelbſt erworben habe, oder ob es ihm von andern mitgetheilt ſey. Eben ſo kann der Menſch auf der andern Seite in ſeiner Kultur gehindert, aufgehalten werden, wenn man ihn in ein zu enges Joch ſchmiedet, ſeinen Kopf verfinſtert, und ſeinen Willen entkräftet, ihm ſeinen natürlichen Standpunct verrückt, oder ihn durch phyſiſches Elend muthlos macht. Wo alle körperlichen und geiſtigen Kräfte unterdrückt, für fremde Zwecke in Anſpruch genommen ſind, oder kaum hinreichen, die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, da iſt nicht daran zu denken, daſs ſie ſich entwickeln, ordnen, und für erweiterte Bedürfniſſe verwenden werden.

Weil die Bildung freyer iſt, darum iſt ſie auch weniger von der äuſsern Lage des Menſchen abhängig, kann ſie weniger durch andre Kräfte bewegt und aufgehalten werden. Man kann den Menſchen wecken, reitzen, anſpornen, daſs er ſich bilde, man kann ihm Stoff und Winke dazu geben. Aber dieſen Stoff zu verarbeiten, dieſe Winke zu benutzen, iſt ſeine eigne Sache. Wahre Bildung iſt Darſtellung der ſchönen Menſchennatur nach ihren eigenthümlichen Geſetzen, mit beſonderer Hinſicht auf die Modificationen, die ſie in jedem Individuum annimmt.

Unter fremder Hand verkrüppelt der Menſch. Man kann ihm Meynungen, Anſichten, Urtheile, ſelbſt Gefühlsſtimmungen aufdringen, ſeine Triebe in gewiſſe Schranken zwingen; aber man kann ihm das alles nicht zu eigen machen, nicht mit ſeinem Weſen befreunden. Was von andern kommt, wird nur dann ein lebendiges Ganze, wenn es nach den Geſetzen unſrer Natur verarbeitet wird, und man dieſe Natur, zu der für ſie gehörigen Vollkommenheit zu erheben ſucht. Man muſs den Menſchen dahin bringen, daſs er ſich in ſeinem Vermögen fühle; und ihn dann allein ſich ſelbſt überlaſſen. Man kann aber auch ſeine Bildung, wenn ſie begonnen hat, nicht aufhalten; man kann ſie nicht einmal ganz hindern zu beginnen. Man kann ihr ihre Hülfsmittel entziehen — und ſie wird unvollkommner, aber doch immer etwas bewirken. Man kann ihre Anreitze ſchwächen; Armuth, Geiſteszwang, Sclavenſinn, Muthloſigkeit können eine Nation entkräften, und die fähigen Köpfe einſchränken; aber der lebendige Genius bricht allenthalben durch. Man kann es nicht verhüten, daſs nicht hier und da ein freyer Geiſt ſeine Feſſeln abwerfe, und es verſuche, zwar in der engen Form, worin es ihm allein möglich iſt, frey zu leben, aber nicht, ohne dieſe Form nach und nach zu erweitern. Wird er Anfangs nur, was er bey den Vorurtheilen und den Beſchränktheiten des Zeitalters werden kann: ſo wird er ſich doch allmählig darüber erheben, dieſe Vorurtheile durch immer hellere Anſichten berichtigen, dieſe Schranken immer weiter hinausrücken.

Die Veredlung kann dem Menſchen auf keine Weiſe gegeben werden. Sie hört auf Veredlung zu ſeyn, wenn ſie nicht durchaus ſein eignes Werk iſt. Man kann ihn dazu weder nöthigen noch reitzen. Ihr Antrieb kommt vom moraliſchen Gefühle, alles andre vom Willen, der ſich ſelbſt eine freye Richtung auf dieſes Gefühl gibt, und es dadurch in Wirkſamkeit ſetzt. Das Einzige, was hier geſchehen kann, iſt, daſs das moraliſche Gefühl entwickelt, geſchärft, belebt, und die natürlichen Neigungen dahin geſchwächt und geordnet werden, daſs ſie der Herrſchaft jenes Gefühles nicht zu heftig entgegenſtreben. Man hat wohl den Gedanken gehabt, den Menſchen dadurch zu verſittlichen, daſs man die Tugend mit ſeinen natürlichen Neigungen in Harmonie brächte, ihm Selbſtveredlung als Selbſtbeglückung anpries, und ihn ſo durch ſein eignes Intereſſe nöthigte, moraliſch gut zu werden. Aber dies iſt ſchon deſswegen ein miſsliches Unternehmen, weil Tugend und Lebensglück ſo heterogene Dinge ſind, daſs ſie nur durch den unnatürlichſten Zwang in Vereinigung gebracht werden können — einen Zwang, der ſchon bey der erſten Aufopferung merkbar wird, das ganze Raiſonnement als ein Gewebe von Sophiſtereyen darſtellt, und die Tugend zuletzt ſelbſt verdächtig macht. Wollte man die ſympathetiſchen und religiöſen Gefühle dazu benutzen: ſo würde in ihren Antrieben zwar mehr Uebereinſtimmung mit dem Moraliſchen ſeyn; aber ſie ſind zu ſchwach, um, ohne die Hülfe des Willens, den ſinnlichen Menſchen, der ſeine Glückſeligkeit in etwas ganz anderm ſucht, zu nöthigen und alle künſtliche Verſtärkung würde ihnen doch nicht über den gröbern Egoismus das Uebergewicht geben. Geſetzt indeſs, dies wäre möglich: habt ihr ihn denn dadurch veredelt, daſs ihr ihn aus einem gröbern Egoiſten, zu einem feinern machtet? Die Veredlung geht ſchlechthin auf Vernichtung alles Egoismus. Ihr habt einen glänzenden Tugendſchein um ihn gehangen, um ihn vom Geiſte wahrer Güte deſto weiter zu entfernen. Ihr habt ihm das Aeuſsere des moraliſchen Charakters, und mit ihm eine groſse Einbildung von ſich ſelbſt gegeben; ohne ihn dem Innern in etwa zu befreunden. Ihr habt eine moraliſche Maſchine aus ihm gemacht, die euer Intereſſe recht gut befördert, aber ſich ſelbſt nicht regiert, für ſich ſelbſt nichts iſt. Ihr habt ihn entwürdigt, da ihr das Prinzip der Freyheit in ihm erſticktet. O daſs doch nie einer auf den unſeligen Gedanken gekommen wäre, die Menſchen zu veredeln! Tauſend Uebel hätte die Welt nie kennen gelernt, unter denen ſie ſchrecklich litt, und auch um den moraliſchen Charakter ſelbſt würde es beſſer ſtehen wie jetzt, da man den edelſten Triebfedern ihr Leben nahm, und noch dazu der Menſchheit heiliges Recht kränkte. Ehret nur dieſes Recht, und überlaſst es ihm dann ſelbſt, ſich für eine höhere Weltordnung zu bearbeiten.

Man kann daher auch auf der andern Seite den Menſchen in ſeiner Veredlung nicht aufhalten. Man mag ihn wohl durch böſes Beyſpiel und frivole Reden veranlaſſen, von der Tugend ſchlecht zu denken, ſein moraliſches Gefühl abſtumpfen, die Kraft religiöſer Wahrheiten ſchwächen, aber das alles wird doch nur in ſo fern bey ihm wirken, als er ſelbſt darin willigt. Wer die Wahrheit von Herzen ehrt, dem wird kein Spott ſie verächtlich machen; wer ſein Gewiſſen achtet, dem wird man es nie ausreden können, wer den feſten Willen hat, gut zu ſeyn, den wird kein böſes Beyſpiel darin zum Wanken bringen. Verführung iſt nur da möglich, wo man ſich verführen läſst. Wo die Sitten durch äuſsere Urſachen verdorben werden, da iſt noch keine wahre Moralität geweſen. Der natürliche Charakter, der äuſsere Menſch wird ausſchweifender, zügelloſer, für die Geſellſchaft wird er ſchlechter, aber für die Tugend war noch nichts zu verderben. Gleichwohl bleibt die Schuld deſſen groſs, der dazu Veranlaſſung gab.

Die Bildung lieſs ſich noch hemmen, dadurch, daſs man ihr ihren Stoff entzog, den Menſchen geiſt- und herzlos machte; die Veredlung hat ihren Stoff in der menſchlichen Natur, und er kann ihr nur durch die Zerſtörung dieſer Natur genommen werden. Ueberall, wo noch Menſchenkräfte rege ſind, bleibt ſie auch möglich. Selbſt das Maſs dieſer Kräfte macht hier keinen Unterſchied: denn die moraliſche Geſinnung wird nach ihrer innern Gröſse, nicht nach ihrem äuſsern Einflüſſe, der unter der Gewalt der Natur ſteht, gemeſſen.

Sehr verſchieden äuſsern ſich Kultur, Bildung und Veredlung in ihrem Einfluſs auf den Charakter. Auch die beyden erſtern bringen, indem ſie den Menſchen in's geſellige Leben einführen, gewiſſe Tugenden hervor, die den Anſchein einer nähern Verwandtſchaft mit der Veredlung veranlaſſen könnten. Aber da ſie doch den Egoismus nur einſeitig und unvollkommen beſchränken, ohne ihm die Herrſchaft über das Herz zu nehmen: ſo werden ſie eines Theils die Fehlerhaftigkeit, die ſeiner Natur anklebt, übrig laſſen, und nie die Höhe der uneigennützig tugendhaften Geſinnung erreichen: andern Theils auch nur einzelne gute Eigenſchaften — nie den veredelten Charakter entwickeln.

Arbeitſamkeit, *Mäſsigkeit* und *Gerechtigkeit* ſind die Tugenden der *bloſsen Kultur*. Sie ſind aber Wirkungen des Eigennutzes, der in ihnen ſein ganzes Vermögen erſchöpft hat, und deſswegen ohne moraliſchen Werth. Der kultivirte Menſch iſt arbeitſam, um zu leben, und die Annehmlichkeiten ſeines Lebens zu vermehren. Er iſt mäſsig, um ſeine Kräfte zu ſchonen, um angeſtrengter für ſeine ſinnlichen Zwecke wirken zu können, um die Fähigkeit und die Mittel zum Genuſſe nicht zu ſchnell zu verſchleudern. Er iſt gerecht, weil es ſein Vortheil ſo mit ſich bringt, weil er nicht leben, ſeine Zwecke nicht erreichen kann, ohne in Vereinigung mit andern, und dieſe Vereinigung nur ſo lange beſteht, als auf das Recht gehalten, einem jeden das Seinige verſichert, und jede Verletzung deſſelben beſtraft wird. Er iſt auch wohl gerecht in Handlungen, die auſser der Sphäre der bürgerlichen Gewalt liegen, aber aus keiner andern Urſache, als weil er wieder ſo behandelt ſeyn will. Er nützt wohl andern, aber er erzielt dabey nur ſein eignes Intereſſe; er will dafür gewinnen. Daſs andere an ſich ein Gegenſtand ſeines Wohlwollens ſeyen, auf ſeine Hülfe und Unterſtützung Anſpruch machen können, davon weiſs er nichts. Sein Wahlſpruch iſt: jeder für ſich;

dem andern — nicht, was er braucht, ſondern was er bezahlen kann. Verſtandesaufklärung iſt ihm Sache des Metiers, über daſſelbe hinaus, denkt und fühlt er nichts dabey. Die Religion, wenn er anders kultivirt genug iſt, kennt er nur als Angelegenheit des Staates, als ein Mittel die zügelloſen Leidenſchaften zu beſchränken, den laſttragenden Theil im Zaume zu halten, dem Geſetze Heiligkeit und Nachdruck zu geben, die Gerechtigkeit auch dem wichtig zu machen, den ſein eigner Vortheil nicht feſt genug an ſie bindet. Auf einer tiefern Stufe gehört er ſelbſt noch zu denen, die ſich durch religiöſe Schrecken bändigen laſſen. Gott iſt ihm nur ein mächtigerer Despot als der, der ihn in ſeine Feſſeln geſchmiedet hat, der letztere vollſtreckt des erſtern Willen. Wie vor jenem, nur mehr noch, zittert er vor dieſem. Kein freudiges Gefühl für ihn iſt in ſeinem Herzen, kein von ihm ausgehender Antrieb zum Rechtthun. Der moraliſche Charakter des Kultivirten iſt geſelliger Egoismus.

Der gebildete Menſch hat die geſellſchaftlichen Tugenden angelegentlich in ſich entwickelt. Dahin führen ihn ſo wohl ſeine humanen Neigungen, als auch das Bedürfniſs, mit andern umzugehen. Mit dem bürgerlichen Leben kommt er ſelten in Colliſion. Mit dem gröbern Eigennutze hat er wenige Berührungspuncte. Er iſt daher weniger gerecht als der kultivirte; die Gränzen dieſer Tugend ſind ihm unabänderlich durch das Geſetz beſtimmt; wo dieſes ſchweigt, hört auch ihr Intereſſe auf. An ſich liegt ſie weiter von den Vortheilen entfernt, die für ihn den gröſsten Werth haben. Dafür hat er mehr weiches Mitgefühl. Eine lebhafte Phantaſie ſtellt ihm fremde Freuden und fremden Schmerz ſinnlicher und gegenwärtiger dar. Eine reitzbare Empfindſamkeit drückt beyde ſeiner Seele tiefer ein. Er iſt wohlwollend und wohlthätig, weil ihm das Vergnügen macht, weil fremdes Leiden ihn rührt, fremdes Wohl ihn erheitert. Er iſt dienſtfertig, gefällig, aufmerkſam, freundlich, beſcheiden, geſittet, ſanft und höflich, eines Theils weil es ihm Bedürfniſs iſt, ſo zu ſeyn, andern Theils weil er nur dadurch die Menſchen für ſich einnehmen kann. Seine Wiſsbegierde geht nicht bloſs auf das Nützliche: ſie geht auch auf das Intereſſante, auf alles, was den Verſtand ziert; ſie iſt human — nicht kaufmänniſch. Seine Religion iſt entweder bloſs ſpeculativ, oder in ihren Empfindungen ganz ſinnlich; entweder Theorie für den Verſtand, ein ſinnreicher Commentar über die Natur, ihre Ordnung und Zweckmäſsigkeit, oder der Gegenſtand äſthetiſcher Gefühle. Er fühlt Bewunderung für die groſsen Ideen der Gottheit und Ewigkeit, Liebe und Dankbarkeit für den Urheber ſo vieler Wohlthaten, Wohlgefallen an dem Schönen, worin er ſich offenbart, Zuverſicht, daſs er, unter ſeiner Regierung, ſein Glück nicht verfehlen werde; aber keine Verehrung, kein moraliſches Vertrauen. Seine natürliche Denkungsart wird durch Religion nicht veredelt, denn dieſe iſt nach jener gebildet, ſondern nur dauerhaft wirkſam gemacht. Der gebildete Menſch kennt wohl einen gütigen Gott, aber keinen gerechten Vergelter; weil er ſelbſt nur gütig — nicht gerecht iſt; und dieſer Glaube befeſtigt ſeine Handlungsweiſe wieder. Sein Charakter iſt egoiſtiſche Geſelligkeit.

Der veredelte Menſch vereinigt alle dieſe Tugenden, übt ſie um ihrer ſelbſt willen, und vermehrt ſie durch Aufrichtigkeit und Wahrheit des Sinnes, wovon Kultur und Bildung nichts wiſſen, denen die erſtere vielmehr entgegen arbeitet, und die die letztere ihrem Intereſſe ſelten zuträglich findet. Der gute Wille iſt das Fundament ſeines veredelten Lebens; alle Tugenden werden hier zu rein moraliſchen. Er iſt mäſsig, arbeitſam und gerecht, wie der kultivirte; aber er iſt es aus Gehorſam gegen die Vernunft. Er iſt dienſtfertig, gefällig, aufmerkſam, freundlich, ſanft, beſcheiden und höflich, wie der gebildete; aber er iſt es aus Pflicht. Er iſt treu, wahr und redlich, weil er ſich dadurch ſelbſt behauptet, ein Leben voll Würde führt. Seine Religion iſt durchaus moraliſch, aus dem ſittlichen Gefühle entſprungen, von einer ſittlich guten Denkungsart genährt, dient ſie dieſer wieder zur Stütze. Der Gott des veredelten Menſchen iſt nicht bloſs allmächtig, weiſe und gütig; er iſt auch heilig und gerecht, der Urheber und Exſecutor des Geſetzes — die

Ewigkeit, kein Schreckmittel, auch keine Freudengeberinn, ſondern Vergelterinn. Ehrfurcht vor Gott, Vertrauen, daſs durch ihn das Gute werde ausgeführt werden, und Achtung gegen die èwige Beſtimmung des Menſchen, ſind die religiöſen Grundzüge des veredelten Charakters.

Zweytes Buch.

Natürlicher Zuſtand
des
menſchlichen Herzens
in
Beziehung auf ſeine Veredlung.

Um das Geſchäft der Veredlung des Menſchen nicht bloſs im Allgemeinen, ſondern auch mit Rückſicht auf ſeine Natur, wie ſie in der Erfahrung erſcheint, zu beſtimmen, und einen auf die Kenntniſs der Geſetze dieſer Natur gegründeten Plan dafür zu entwerfen, müſſen wir vor allem unterſuchen, was der Menſch urſprünglich, in moraliſcher Hinſicht ſey. Wir müſſen einen feſten Punct haben, von dem die Veredlung ausgehen, aus dem ſie ſich orientiren, und nach dem ſie ihre Maximen modificiren könne. Wo könnte dieſer aber anders liegen, als in derjenigen Beſchaffenheit des Herzens, der Neigungen und Handlungen, die ſich ſchon an ihm findet, ehe er mit ſeiner Veredlung den Anfang macht, die ihm theils angeboren, theils durch ſeine Lebensumſtände, theis durch den Gebrauch ſeiner Fähigkeiten angebildet iſt. Je nachdem dieſe ſo oder anders iſt, muſs ihn die Veredlung ſo oder anders behandeln.

Es macht einen groſsen Unterſchied, ob der Menſch von Natur gut oder böſe — und, ob er das letztere bloſs aus Irrthum, aus verfehlter Wahl des Guten, oder zufolge einer verkehrten Beſchaffenheit ſeiner Triebe, oder gar mit Zuſtimmung ſeines Willens; nach einer freyen Entſchlieſsung iſt. Iſt er von Natur gut: ſo kommt es nur darauf an, ſeine Anlagen zu entwickeln und in die gehörige Wirkſamkeit zu ſetzen, auf ihre Gegenſtände hin zu richten, ihre etwaigen Mängel zu verbeſſern, und ihr die höchſte Vollkommenheit zu verſchaffen. Iſt er von Natur böſe: ſo muſs eine totale Reform mit ihm vorgenommen, er muſs ein andrer Menſch werden. Iſt er böſe aus Irrthum: ſo iſt bloſs der Verſtand zu verbeſſern, Aufklärung, geſunde Begriffe, richtige Kenntniſs ſeiner ſelbſt und ſeiner Bedürfniſſe, vernünftige Schätzung der Lebensgüter, und beſſer geleitete Wahl werden alles vollenden. Sein Zuſtand wird nicht einmal den Namen der ſittlichen Verkehrtheit verdienen. Iſt er es bloſs durch eine verkehrte Naturbeſchaffenheit ſeiner

Neigungen: ſo kann man ihn weder böſe noch gut nennen. Es kann nur in demjenigen Zuſtande der Fall ſeyn, wo er noch nichts für die Verbeſſerung ſeines fehlerhaften Herzens thun konnte, wo er ganz ohne Schuld iſt, weil er weder Vernunſt noch Willen hat; und die Veredlung muſs damit anfangen, daſs ſie die erſtere weckt und den letztern auf ſie hin richtet. Iſt er endlich aus freyer Entſchlieſsung, nach einer mit Bedacht gefaſsten Maxime böſe: ſo kann er nur durch eine gänzliche Sinnesänderung, durch die Verbeſſerung der innern Grundmaxime ſeines Willens veredelt werden, neue, dem gegenwärtigen entgegengeſetzte Grundſätze und Motive müſſen in ſeine Seele kommen, und jene daraus verdrängen, oder doch ihres Einfluſſes berauben. Lieſse ſich endlich hierin von der Menſchheit im Ganzen nichts behaupten; wäre der natürliche Zuſtand in jedem Individuum verſchieden, in dem einen gut, in dem andern böſe, in dem dritten vermiſcht; ſo würde auch die Veredlung nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Subjecte einen verſchiedenen Gang nehmen müſſen.

Es iſt daher allerdings eine, zur vollſtändigen Erörterung unſeres Gegenſtandes gehörige, Frage: welches iſt der natürliche Charakter des Menſchen, wie iſt ſein Zuſtand beſchaffen, ehe die Veredlung bey ihm begonnen hat, und wie iſt dieſer Charakter entſtanden — wie iſt er in dieſen Zuſtand gekommen?

Die Frage iſt von jeher ſehr ungleich beantwortet worden. Bald war man unerſchöpflich in Lobſprüchen auf die urſprüngliche Güte der menſchlichen Natur, berief ſich auf Züge des Mitleidens, des Wohlwollens und des Edelmuthes, die ſie überall verherrlichet haben ſollten, wo ſie noch nicht von auſsen her irre geleitet war. Man bemerkte, daſs dem Menſchen ſeine natürlichen Triebe von ſeinem Urheber ſelbſt eingepflanzt wären, und alſo unmöglich an ſich ſchlecht ſeyn könnten, wenn ſie nicht ſchlecht gemacht würden, was doch eigentlich gar nicht in ihrem Weſen liege, wovon bloſs der Zufall die Schuld trage. Man brachte in Erinnerung, daſs der Grundtrieb des menſchlichen Herzens der Trieb nach Glückſeligkeit ſey, daſs er dieſem zufolge nur das wolle, was ſeinen Zuſtand verbeſſere, und ſich allein durch Kurzſichtigkeit, unverſtändige Wahl, falſche Grundſätze, und die Beyſpiele andrer Menſchen für Scheingüter einnehmen laſſe, um ihnen die wahren aufzuopfern. Wenn er aufgeklärt genug wäre, meynte man, würde er immer mäſsig, weiſe, gerecht und gütig ſeyn. Man zweifelte, ob es wohl überhaupt möglich ſey, das Böſe anders, als unter dem Scheine des Guten zu wollen. Man durchforſchte die natürlichen Anlagen des Menſchen, und zeigte, daſs ſie alle, ohne Unterſchied, entweder unmittelbar auf das Gute gerichtet ſeyen, oder es doch mittelbar befördern, mahlte insbeſondere die Wirkungen der Sympathie und der geſelligen Neigungen, der Freundſchaft, der Liebe, der Dankbarkeit, des Ehrgefühls, und des Thätigkeitstriebes mit den glänzendſten Farben, entwarf ſchöne Ideale von dem was der Menſch durch dieſe ſeyn könnte, wenn man ihn nicht ſchon in der früheſten Erziehung verdürbe, wenn er nicht ſo viel Böſes um ſich her ſähe, wenn die Geſellſchaft nicht zu viele nothwendige Uebel erzeugte, die auch auf den moraliſchen Charakter wirken, wenn ihm nicht Aberglaube und Vorurtheile ſo frühe eingepflanzt, und in alle ſeine Begriffe und Gefühle verwebt würden, wenn er nicht ſo oft durch ſeine bürgerliche Lage genöthigt wäre, auf Dinge einen Werth zu ſetzen, die an ſich keinen haben. Man ſuchte die menſchliche Natur, unter der Bedingung, daſs man dieſes alles abrechne, was ſie ohnehin nicht verſchuldet habe, ſo hoch zu erheben, daſs die Veredlung ſelbſt an ihm nichts mehr zu verbeſſern, höchſtens ſeine urſprüngliche Güte, durch Verſtandesaufklärung, und durch eine günſtigere äuſsere Lage zu vollenden hätte.

Auf der andern Seite war man eben ſo unerſchöpflich im Tadeln. Man konnte am Menſchen nichts als Böſes finden. Sein Weſen, behauptete man, ſey durchaus verdorben, die Verkehrtheit ſeines Willens ſo groſs, daſs ſie alle ſeine Angelegenheiten verwirre; ſein Verſtand, unfähig das Wahre und Göttliche zu erkennen, könne nur irren; die Bewegungen ſeines Herzens ſeyen, durch Heftigkeit und Unordnung, dahin gebracht, daſs ihm das Sündigen gewiſſer Maſsen zur Nothwendigkeit der Natur geworden ſey; es fehle ihm ſogar an aller Kraft, aus dieſem verdorbenen Zuſtande herauszutreten, wenn nicht eine höhere Gnade ihn rette; er ſey nicht einmal im Stande, ſich dieſer Gnade würdig zu machen. Man berief ſich auf tauſendfache Beyſpiele von gröbern und feinern Laſtern, von Verbrechen der Rohigkeit und der Kultur, die ſeine Geſchichte beflecken, von unzähligen Abſcheulichkeiten, die ſeine Schande verewigt haben. Man machte darauf aufmerkſam, wie er ſich hier durch Trägheit, Weichlichkeit, Unmäſsigkeit und Wohlluſt, dort durch Uebermuth, Neid, Schadenfreude, Eigennutz, Stolz, unauslöſchliche Rachbegierde, Grauſamkeit, Falſchheit und Tücke auszeichne, wie ſelbſt diejenigen Neigungen, die ſeine Güte am nachdrücklichſten documentiren ſollen, Mitleiden und Ehrgefühl, ihn zu unüberſehbaren Fehltritten verleiten, unſägliches Verderben anrichten, wie das erſte durch ſchwache Nachgiebigkeit, das andre, durch kühnes Emporſtreben, alles zu Grunde richte. So viele Gräuel, meynte man, könnten doch wohl unmöglich Werk des

Zufalls, von auſsen her angebildet ſeyn; ſie müſsten vielmehr nothwendig aus einem verderbten Willen, aus einem durchaus böſen Prinzip hervorgehen; er müſſe die Ordnung ſeiner Natur durchaus verkehrt haben; Böſartigkeit ſey ſein natürlicher Charakter, und auch diejenigen Handlungen, die man an ihm als einen Beweiſs ſeiner Vortrefflichkeit bewundert, bloſse Scheintugend, und ganz ohne moraliſchen Werth — eine zufällige Richtung ſeiner böſen Neigungen auf das Beſſere.

Während man ſo die menſchliche Natur auf der einen Seite ſo hoch als möglich zu heben ſuchte, und ihre Ehre überall laut predigte, auf der andern ſie aber ſo tief als möglich herabwürdigte, und den Menſchen als das verworfenſte Geſchöpf betrachtete, gab es doch noch einige, die das Wahre in der Mitte zu finden hofften, und, ohne den Samen des Böſen in ihr zu verkennen, doch auch zugleich in ihr nicht allein Anlagen zum Guten, ſondern ſelbſt viel wirkliches Gute fanden, und den Menſchen als ein Geſchöpf darſtellten, das mit vielen Fehlern behaftet, zu noch mehrern andern einen ſtarken Hang in ſich nähre, aber auch zu manchem Vortrefflichen, eine natürliche und unvertilgbare Neigung beſitze, die zwar von jenem durchgängig überwogen werde, aber durch Vernunft und Freyheit mehr belebt, und zur Herrſchaft über ſie erhoben werden könne — das eben ſo wenig ganz böſe, als ganz gut, vielleicht jenes mehr als dieſes, das Vermögen habe, durch Entwickelung ſeiner guten Anlagen immer beſſer zu werden.

In allen dieſen Meynungen, ſelbſt die letztere nicht ausgenommen, ſcheint die menſchliche Natur immer noch zu einſeitig betrachtet, und nicht alles, was zur Beſtimmung ihrer Güte oder Verkehrtheit in Anſchlag gebracht werden muſs, gehörig erwogen zu ſeyn. Die Sache verdient allerdings ganz und in ihrem innerſten Grunde unterſucht zu werden.

Das Böſe, das dem Menſchen Schuld gegeben wird, läſst ſich in einer doppelten Hinſicht betrachten; ein Mal, in wie fern es in einer ſolchen Beſchaffenheit ſeiner natürlichen Triebe beſteht, die den moraliſchen Forderungen der Vernunft widerſpricht; und dann, in wie fern es allein dem Willen angehört, der ſich, gegen dieſe Forderungen der Vernunft, für die Sinnlichkeit beſtimmt und ſchon deſswegen fehlerhaft ſeyn würde, wenn er auch nie den Buchſtaben des Geſetzes überträte. Des erſte iſt das materiale; das zweyte das formale Böſe; das erſte das Böſe der That, das zweyte das Böſe der Geſinnung. Wir fangen mit dem an, was zunächſt in die Sinne fällt, den Handlungen des Menſchen, um daraus auf den Werth ſeiner Maximen und Geſinnungen fortzuſchlieſsen.

Hier zeigt ſich uns aber der Menſch von ſo verſchiedenen Seiten, in ſo verſchiedenen Geſtalten, mit ſo verſchiedenen Beſtimmungen, ſeine Handlungen in einem ſo verſchiedenen Lichte, daſs es beym erſten Anblick unmöglich zu ſeyn ſcheint, ſo wohl über die menſchliche Natur im Allgemeinen, als auch über den Einzelnen, in Anſehung ſeiner ganzen Handlungsweiſe, zu urtheilen. Der Menſch iſt nicht bloſs ein andrer in jedem Individuum; er iſt ein andrer faſt in jedem Augenblicke, in jeder Lage ſeines Lebens, die auf ihn wirkt, in jeder Umgebung der Umſtände, die ihn in eine beſondere Stimmung ſetzt, in jeder Eigenſchaft des Herzens, die dadurch berührt, und zum thätigen Einfluſſe auf ſeine Handlungen angeregt wird. Ueberall, wo wir auch die Menſchheit betrachten mögen, finden wir ſo wohl im Ganzen, als im Einzelnen eine Miſchung von Kleinheit und Gröſse, von Schwäche und Kraft, von Niedrigkeit und Hoheit, von Egoismus und Edelmuth, die uns in ihm einen Widerſpruch offenbaren, den nur das Eindringen in die verborgenſten Quellen ſeiner Handlungen auflöſen kann. Kein Geſchöpf, das, wenn wir bloſs beym Aeuſsern ſtehen bleiben, ſo viel Güte und Verworfenheit, ſo viel Nützliches und Verderbliches, ſo viel Achtungs- und Verabſcheuungswürdiges in ſeinen Handlungen vereinigte, als der Menſch.

Bald finden wir ihn unverdroſſen thätig, alle ſeine Kräfte in Bewegung, alle Mittel, die ihm zu Gebote ſtehen, auf ein Ziel hingerichtet, das er raſtlos verfolgt, ohne ſich durch etwas irre machen zu laſſen. Bald iſt er träge, verdroſſen, muthlos, nichts reitzt ihn, nichts ſpornt ihn, wenn es nicht das dringendſte Bedürfniſs iſt, und auch da verfolgt er unmuthig ſeinen Zweck, ermüdet bey der geringſten Anſtrengung, wird vom geringſten Hinderniſſe beſiegt, und läſst ſein Werk halb unvollendet. Kein Trieb, keine Luſt etwas auszurichten, wodurch Gutes geſtiftet, und ſein Name weiter getragen würde.

Bald iſt ſeine Thätigkeit den edelſten Abſichten geweiht, das Wahre und Gute zu befördern, ſeine Stelle in der Welt würdig auszufüllen, der Menſchheit nützlich zu ſeyn. Bald geht ſie auf kleine, unwürdige Dinge, die an ſich eben ſo wenig Werth haben, als andern dadurch geholfen wird, bald findet ſie gar ein Vergnügen darin Schaden anzurichten. Den Fortgang des Guten aufzuhalten, zu unterjochen, und zu zerſtören, ſcheint oft nur Eine Maxime unzähliger Handlungen zu ſeyn.

Bald befördert er mit edler Uneigennützigkeit fremdes Wohl, iſt, ohne Rückſicht auf Vortheil, ganz dafür begeiſtert, opfert ihm wohl gar in einigen Stücken ſein eignes auf. Bald kennt er keine andre Triebfedern, als ſeinen Egoismus, bezieht alles auf ſich ſelbſt, ſucht

ſucht alles ſeinem Intereſſe zu unterwerfen, thut nichts, und duldet nichts, wobey nicht für ihn der gröſste Vortheil iſt.

Bald iſt er mitleidig, gefühlvoll, hat für fremde Noth ein offenes Herz, fremder Schmerz dringt ihm tief in die Seele, fremde Thränen rühren ihn zu eignen; er kann es nicht dulden, daſs jemand unglücklich ſey. Bald iſt er hartherzig, gefühllos, grauſam, der Anblick des Elends läſst ihn kalt; ruhig ſieht er den Unglücklichen zu Grunde gehen. Mit der gröſsten Gleichgültigkeit hilft er ſeinen Untergang beſchleunigen.

Bald nimmt er innigen Antheil an der Freude des andern; ſein Glück macht ihn froh, und er befördert es aus allen Kräften. Bald iſt er neidiſch, miſsgünſtig, ſchadenfroh, es iſt ihm zuwider, daſs es andern wohl geht, daſs andre über ihn ſind, wenn er auch ſelbſt nichts dabey verliert.

Bald iſt er groſsmüthig im Nachlaſſen von ſeinen Rechten, im Vergeben und Vergeſſen erlittener Beleidigungen; er thut ſelbſt Feinden Gutes. Bald zeigt er ſich rachſüchtig, ſtolz, bitter bey der geringſten Kränkung, verfolgungsſüchtig ſelbſt bey der bloſs eingebildeten. Nichts kann ihn verſöhnen, nichts ihm alte Feindſchaft aus dem Andenken bringen. Unauslöſchlich wüthet der Groll in ſeinem Herzen, und er erlaubt ſich alles gegen ſeinen Gegenſtand.

Bald iſt er treu, offen, wahr und aufrichtig, gibt ſich wie er iſt, verheimlicht nichts, überdeckt auch ſeine Fehler nicht, Wort und That ſpiegeln unverfälſcht ſeine Seele ab. Bald zeigt er ſich argliſtig, verſteckt, ränkevoll, falſch, treulos und unzuverläſſig, redet immer anders als er denkt, handelt anders als er geſinnt iſt.

Bald iſt er gerecht im Anerkennen fremder Anſprüche, wenn auch die ſeinigen dadurch vermindert würden. Bald erhebt er ſich mit übermüthiger Anmaſsung. Seine Vorzüge ſollen allein glänzen, ſeine Meynung allein gelten, auf ihn ſollen aller Augen gerichtet ſeyn. Andre zu verdunkeln, bedient er ſich der niedrigſten Mittel, und wird ſelbſt am treueſten Freunde zum Verräther.

Bald iſt ſeine Ehre ihm heiliger als alles, Nichts, was er nicht für ſie wagte, ſelbſt ſein Leben nicht ausgenommen. Bald iſt ſie ihm für den kleinſten Preis feil, für einige Goldſtücke läſst er ſeinen Nahmen brandmarken, ſeinem Andenken ewige Schandſäulen errichten. Für wenige genuſsvolle Augenblicke erlaubt er ſich die gröſste Niederträchtigkeit, wirft er ſich weg zum Schmeichler und Sclaven.

Bald iſt ihm nichts theurer als Wahrheit, opfert er für ſie Ruhe, Bequemlichkeit und Lebensglück auf. Bald gibt er ſie willig für den angebeteten Irrthum hin, verkauft ſie für Volksgunſt, oder für den Beyfall der Angeſehenen, biethet ſich dem verdorbenſten Zeitgeiſte zum Sprecher feil, verblendet ſich ſelbſt, und ſtreitet mit der entſchloſſenſten Hartnäckigkeit für Aberglauben und Irrthum.

Bald iſt er mäſsig im Genuſſe ſinnlicher Vergnügungen, ordnet ſie höhern Zwecken unter und ſchränkt ſie ein nach vernünftigen Geſetzen, behauptet gegen ſie ſeine freye Würde. Bald iſt er Sclave der Sinnlichkeit, der gröbſten körperlichen Luſt, ohne auch nur eine Ahndung davon zu haben, daſs er zu etwas Beſſerm geboren ſey, verwüſtet er durch ſie Geiſt und Körper, gibt alle ſeine Kräfte ihrem Dienſte hin, und ſinkt tief unter ſich ſelbſt herab.

Bald zeigt er Wunder der Selbſtverläugnung und Selbſtbeherrſchung, eine Einſchränkung der Affecten, eine Stärke der Seele und Standhaftigkeit im Unglück, die uns in Erſtaunen ſetzt. Bald ſteht ſein Herz jedem Eindrucke offen, läſst er ſich von jedem Scheine blenden, kann er keiner Aufwallung widerſtehen, iſt ſeine Heftigkeit ohne Gränzen.

Bald iſt er beharrlich, kraft- und muthvoll, unerſchrocken in der gröſsten Gefahr. Bald ſchreckt ihn die geringſte, bebt er vor der kleinſten Schwierigkeit zurück, mag er nichts beginnen, noch weniger etwas vollenden, wozu Anſtrengung erfordert wird. Weibiſche Feigherzigkeit lehrt ihn, wirkliche Gefahr ſehen, wo kaum der Anſchein davon da iſt.

Bald iſt ſein Herz warm für Gott, Tugend und Ewigkeit. Ein hoher Glaubensgefühl beſeelt ihn für alles Gute, lehrt ihn alles dulden und alles wagen. Bald iſt er ſo ganz verloren im Irrdiſchen, ſo ganz hingegeben einem frivolen Weltſinn, daſs kein Gedanke aus der höhern Welt in ſeinen Verſtand kommen, kein Gefühl, das ihr angehört, ſein Herz berühren kann. Er iſt des Sichtbaren ſo voll, ſinnliche Zwecke haben ſich ſo ganz ſeiner bemächtigt, daſs das Unſichtbare, Werth und Glauben verliert, daſs ihm alles, was über die gemeine Wirklichkeit hinausliegt, nur eine Geburt frommer Schwärmerey iſt.

Ein ſolches widerſprechendes Geſchöpf, eine ſolche, ſonderbare Vermiſchung von Gutem und Böſem iſt der Menſch, wenn wir auf ſeine Handlungen, das Materiale ſeines Charakters ſehen. So iſt nicht bloſs das Geſchlecht im Ganzen, beym Einzelnen iſt es nicht anders. Schöne und häſsliche Züge, Ehrgefühl und Hartherzigkeit, Menſchenliebe und Feigheit, Mitleiden und Ungerechtigkeit, Verdroſſenheit und Zartgefühl, Wohlthätigkeit, unbiegſamer Stolz und viehiſche Wolluſt vertragen ſich ſehr gut in demſelben Charakter. Nicht ſelten zeigen ſich die entgegengeſetzten Eigenſchaften in den Handlungen deſſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten. Wer bey der einen Veranlaſſung, ſeine Empfindſamkeit äuſsert, beweiſt oft bey der andern die gröſste Härte. Wer in der einen Angelegenheit ſeine Ehre über alles hoch hält, kann ſie in einer andern wegwerfen, ohne daſs es ihm das Geringſte koſte. Wer in der einen Art von Genuſs die ſtrengſte Mäſsigkeit beobachtet, iſt oft deſto ausſchweifender in der andern. Wer die eine Leidenſchaft ganz in ſeiner Gewalt hat, iſt oft der andern deſto mehr unterworfen. Es gibt nur wenige Charakterzüge, die nicht durch die Umſtände eine durchaus entgegengeſetzte Richtung annehmen könnten, ohne deſswegen ihr urſprüngliches Weſen zu verläugnen.

Im Menſchen iſt nicht bloſs Gutes und Böſes mit einander vermiſcht; beydes wechſelt auch unaufhörlich, und es iſt ſehr ſchwer auf eine entdeckte Eigenſchaft des Charakters ein richtiges Urtheil über die daraus flieſsenden Handlungen zu gründen, und noch ſchwerer über das Maſs ſeiner Güte und Unwürdigkeit darnach zu entſcheiden.

Die meiſten Menſchen handeln nach zufälligen Eindrücken, ohne alle Grundſätze. So wie ein Trieb in ihnen entſteht, reiſst er ſie hin, wenn ihm nicht ein ſtärkerer entgegen wirkt. Ihre herrſchenden Neigungen beſtimmen ihre Handlungsweiſen nur im Allgemeinen; das Beſondere wird von ihren jedesmaligen Umgebungen beſtimmt, und iſt daher eben ſo verſchieden, als dieſe. Je nachdem etwas mit ihnen in Verbindung tritt und auf ſie wirkt, weckt es ſie zu eigenthümlichen Aeuſserungen, und immer nur durch dasjenige, was am erſten daran auffällt, und die meiſte Befreundung in ſeinem Herzen vorfindet. Selbſt die Grundtriebe verändern ſich nicht ſelten mit dem Körper.

Indeſs gibt es doch auch viele Menſchen, die in ihrem natürlichen Zuſtande nach Grundſätzen handeln, die ſie mit Rückſicht auf ihre herrſchenden Neigungen gefaſst haben. Und hier zeigt ſich dann wieder in den Maximen dieſelbe Miſchung von Gutem und Böſem, die wir dort in den Handlungen entdeckten. Wir finden Maximen des Eigennutzes und des Wohlwollens, der Güte und der Härte, der Redlichkeit und der Falſchheit, der Gerechtigkeit und der Unterdrückung, der Demuth und des Stolzes ſo mit einander gepaart, als ob ſie zu Einer Natur gehörten.

Die Art dieſer Vermiſchung iſt in verſchiedenen Menſchen wieder verſchieden; bey dem einen mehr, bey dem andern weniger Gutes, nach der Verſchiedenheit des Temperamentes, und der natürlichen Neigungen. Je nachdem das erſtere mehr ruhig oder heftig, die letztern mehr egoiſtiſch oder geſellig ſind; je nachdem kalte Ueberlegung oder natürliche Hitze mehr prädominirt, wird der Charakter ſanfter oder rauher, ſelbſtſüchtiger oder wohlwollender, geſetzter oder zügelloſer ſeyn, Härte, Weichheit oder Ernſt ausdrücken. Roher Eigennutz, der alles zerſtört und unter die Füſse tritt, und reitzbare Empfindſamkeit, die bey jeder leiſen Spur des Elendes ſchnell und tief gerührt wird, ſind die beyden Extreme, die der natürliche Charakter, in unendlicher Annäherung zu vereinigen ſtrebt. So wie er ſich mehr zu der einen oder andern hinüberneigt, ſtellt er immer neue Formen dar, von denen keine die Idee der Tugend ganz erreicht, keine ſich aber auch ganz von ihr entfernt.

Einen durchaus böſen Menſchen gibt es wohl eben ſo wenig, als einen vollkommen guten; überall läuft beydes in einander. Ein gewiſſes Uebergewicht des Böſen über das Gute wird man indeſs im erſcheinenden Charakter des Menſchen nicht abſtreiten können; ſo wohl was die Menſchheit im Ganzen, als auch jeden Einzelnen betrift. Wenn gleich groſse Verbrechen zu den ungewöhnlichern Erſcheinungen gehören: ſo wird man doch auch beym Beſten immer mehr Abweichungen von den Geſetzen der Tugend finden, als ſolche Handlungen, die ihr angemeſſen ſind. Es gibt allerdings Menſchen, die uns eine ſo glänzende Auſsenſeite zeigen, daſs dadurch die Meynung von der angebornen Güte der menſchlichen Natur vollkommen gerechtfertigt zu ſeyn ſcheint. Aber ſie ſind ſelten. Und dann iſt es auch nur Auſsenſeite. So bald wir etwas tiefer in ihre Maximen eingehen, die Gründe ihrer Handlungen näher unterſuchen, findet ſich, daſs es Aufwallungen eines gutmüthigen Temperamentes waren, welches nur etwas heftiger oder von einer andern Seite durfte gereitzt werden, um zu ganz entgegengeſetzten Handlungen zu führen.

Das wahre Verhalten der Sache iſt folgendes. In ſeinem natürlichen Zuſtande ſteht der Menſch unter der Herrſchaft ſeiner Neigungen. So wie dieſe ſind auch Charakter und Handlungen; er iſt ſo gut und ſo ſchlecht, als er ihnen zufolge ſeyn kann. Neigungen gehören zur Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit iſt dem Menſchen angeboren, wird durch Erziehung, Beyſpiele und Weltverbindungen weiter geſtimmt, und er ſelbſt vermag daran, bevor er ſie durch Freyheit in ſeine Gewalt bekömmt, nichts zu ändern. Je nachdem nun dieſe Sinnlichkeit dem äuſsern Eindrucke ganz hingegeben oder durch Phantaſie verfeinert iſt, wird ſie den Menſchen roher oder milder machen. Je nachdem ſie entweder ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, oder vom ordnenden Verſtande geleitet wird: wird ſie entweder jeder Aufwallung folgen, oder ihre einzelnen Triebe, Einem höchſten Intereſſe unterwerfen, und darnach einſchränken — alles ohne Verdienſt und Schuld des Menſchen. Egoismus iſt die Triebfeder der Sinnlichkeit; der

Charakter kann daher auch nicht anders als egoiſtiſch ſeyn. So weit die Selbſtliebe zur Humanität veredelt werden kann, wird er auch das Aeuſsere der Tugend haben. Aber dieſes iſt auf einen gewiſſen Grad eingeſchränkt. Mitleiden und Wohlwollen dauern nur ſo lange, als ſie nicht vom eignen Luſt- oder Schmerzgefühle überwogen werden, und auch da, wo ſie noch wirken, verläugnen ſie doch ihren Urſprung aus der Selbſtliebe nicht. Wir bedauern im Andern uns ſelbſt, weil unſre Phantaſie von ſeinem Leiden Veranlaſſung nimmt, uns ein ehemaliges vergangenes Leiden zu vergegenwärtigen. Wir freuen uns ſeiner Freude, weil die lebhafte Einbildung uns darüber unſern wirklichen Zuſtand vergeſſen lehrt, und uns den des andern als den unſrigen darſtellt. Wir ſchätzen im andern uns ſelbſt, weil wir in ihm das Bild unſers Charakters, das Werk unſrer Kräfte, oder den Beförderer unſers Wohls finden, weil uns Gewohnheit an ihn feſſelt, und Gewohnheit ein ſüſses Gefühl iſt.

Freylich gibt es auch wohl hier Handlungen, die allein aus einer Wirkung des moraliſchen Gefühls erklärt werden können, indem ſie gegen alle natürliche Neigungen des Menſchen, die reine Form des Gewiſſens ausdrücken. Aber dies darf uns nicht irre machen, deſswegen beſſer von Menſchen zu denken. Das moraliſche Gefühl läſst ſich, dadurch; daſs es mit andern Empfindungen verbunden wird, und von ihnen gröſsere Lebhaftigkeit erhält, in ein Naturgefühl verwandeln. Die Erziehung kann ihm eine ſo feine Ausbildung geben, daſs es oft jeden andern Trieb ganz mechaniſch überwältigt, ohne daſs ſich der Menſch frey dazu entſchloſſen habe. Auf dieſe Weiſe kann er immer nach Neigung handeln, und doch etwas thun, was dem natürlichen Intereſſe der Neigung ganz entgegen iſt.

Dürften wir hierbey ſtehen bleiben, und die Beſchaffenheit des Menſchen bloſs nach dem materialen Charakter ſeiner Handlungen beſtimmen: ſo würde das Reſultat folgendes ſeyn: „Gutes und Böſes iſt mit einigem Ue-„bergewicht des letztern in ihm vermiſcht; „er iſt das eine oder das andre mehr oder „weniger, je nachdem ſeine Neigungen es

„ſind, er iſt gerade das, was er dieſen zu„folge ſeyn kann, aber er iſt es ganz ohne „Verdienſt und Schuld, mithin an ſich weder „gut noch böſe; was er iſt, dazu hat ihn „die Natur gemacht.“

Wir dürfen indeſs hierbey nicht ſtehen bleiben. Der Menſch ſoll ſeiner Neigung nicht folgen. Eben das iſt das Weſen der Tugend, daſs er ſich über die Neigung erhebt — das Weſen der Verkehrtheit, daſs er ihr folgt. So lange er noch nicht zum Gebrauche ſeiner Vernunft gelangt iſt, muſs er freylich nothwendig von ſeinen Neigungen abhangen. Aber wie dieſe Neigungen auch ſeyn mögen: ſo erhält er doch durch ſie weder moraliſchen Werth noch Unwerth. Mit der Vernunft erwacht auch die Freyheit. Er kann jene in ſeine Maxime aufnehmen, um durch ſie ſeine natürlichen Neigungen zu beſchränken; und von nun an wird er für ſeine Denkungsart ſelbſt verantwortlich — aber nicht dafür, daſs er dieſe Neigungen hat, ſondern dafür, daſs er ſie der Pflicht nicht unterwirft.

Die Handlungen haben nicht bloſs einen materialen, ſondern auch einen formalen Charakter. Bey ihnen darf nicht bloſs ihre Uebereinſtimmung mit dem Geſetze, ſondern muſs auch das Prinzip, woraus ſie gefloſſen ſind, in Anſchlag gebracht werden. Der erſtere gehört der Natur an; den letztern kann ſich der Menſch ſelbſt geben, und darnach jenen reguliren. In Anſehung ſeiner natürlichen Beſchaffenheit muſs man alſo nicht fragen, wie zeigt er ſich in ſeinen Handlungen? — denn es könnte wohl ſeyn, daſs er manches Gute thäte, ohne gut zu ſeyn — ſondern wie iſt ſein Wille? vernünftig oder ſinnlich beſtimmt? In dem letztern Falle lebt er in einem unmoraliſchen Zuſtande, wenn auch die Erſcheinung ſeines Lebens, vermittelſt einer beſſern Miſchung ſeiner ſinnlichen Triebe, noch ſo geſetzmäſsig wäre.

Eben darin äuſsert ſich die formale und eigentliche Verkehrtheit des Menſchen, daſs er unter dem Prinzip des Böſen ſteht, ſeine Neigungen noch nicht dem Geſetze der Vernunft frey unterworfen, und darnach verbeſſert, dieſes Geſetz noch nicht mit Beſonnenheit in ſeine Maxime aufgenommen, zum beſtändigen Beſtimmungsgrunde ſeiner Handlungen erhoben hat.

Woher nun dieſe verkehrte Beſchaffenheit des Menſchen?

Sie kann, zuvörderſt, nicht bloſs von der Sinnlichkeit herrühren. Die Sinnlichkeit enthält allerdings den Grund der Illegalität, der materialen Verkehrtheit der Handlungen, aber nicht der Immoralität des Willens. Dieſe Meynung kann nur dann einen vernünftigen Sinn haben, wenn man annimmt, daſs die moraliſchen Anlagen allein in der Empfindung des Vergnügens und Schmerzes, nebſt den daraus entſpringenden Trieben, und dem Verſtande, als dem Vermögen die Triebe zu ordnen, und auf dasjenige hinzuleiten, was er nach langer Ueberlegung, und Erwägung der entfernteren Folgen, als das Beſte, d. h. dem Intereſſe, der Selbſtliebe, Angemeſſenſte erkennt, beſtehen. Dann wäre das ſittliche Uebel, bloſs Mangel jener Ueberlegung und Anordnung, und dieſer käme von der Heftigkeit des ſinnlichen Verlangens, von der allzuregen Empfindſamkeit für den Schmerz, von der Stärke des Luſtſinnes her, der vom Gegenwärtigen ſo lebhaft afficirt wird, daſs der Menſch entweder an die Folgen gar nicht denken kann, oder daſs dieſer Gedanke nicht hinreicht, den gegenwärtigen Antrieb zu überwinden. Aber dies könnte doch dem Menſchen nicht zur Laſt gelegt werden. Nicht er ſelbſt, die Natur hätte es verſchuldet, die ſeiner Sinnlichkeit eine ſolche überwiegende Stärke gab. Es iſt auch nicht einzuſehen, wie er je hiervon frey werden könne. Um den Ueberlegungen des Verſtandes das gehörige Intereſſe zu geben, und dadurch die Sinnlichkeit zu ſchwächen, müſste die letztere ſchon geſchwächt ſeyn; um ihr entgegen zu arbeiten, müſste er ſie ſchon überwunden haben. So lange dieſes nicht iſt, muſs er ja thun, was ſie ihm eingibt; und ſchwerlich wird ſie ſich anders als irgend einmal zufällig dem Verſtande unterwerfen. Die Natur kann den Menſchen allein veredeln, und jede Unterſtützung, die er von ihr erhält, iſt eine Gunſt, die er nicht im Stande iſt zu verdienen, noch ihr abzunöthigen. Aufklärung iſt das einzige Mittel ihm zu helfen. Aber er ſelbſt kann ſich nicht aufklären; denn er hat keinen Willen. Seine Veredlung iſt der Geſchicklichkeit und dem guten Willen andrer ganz Preis gegeben. Alles iſt an ihm mechaniſch. Ein inneres Prinzip des Guten und Böſen gibt es nicht. Die einzig mögliche Sittlichkeit iſt verfeinerte Selbſtliebe. Die Sinnlichkeit verkündigt durch den Verſtand ihr Geſetz, und dieſes iſt ſeine höchſte Richtſchnur. Kein Handeln nach Vernunft, aus freyer Ueberzeugung, für die Menſchheit und um der Menſchheit willen findet ſtatt. Von Natur iſt der Menſch Sclave der Sinnlichkeit, und muſs es bleiben, bis ſie ihn frey läſst, oder für gut findet, ihre Geſetze zu verbeſſern, ihre Herrſchaft gelinder zu machen. So bald man im Menſchen ein von der Sinnlichkeit verſchiedenes, ſelbſtſtändiges Prinzip des Guten annimmt, verliert die angeführte Behauptung allen Sinn. Sie kann bloſs das materiale — nie das formale Verderben erklären. Ob die Sinnlichkeit durch den Verſtand geordnet ſey oder nicht, iſt, ſo lange ſie den Menſchen beherrſcht, in moraliſcher Hinſicht, gleichgültig. Nur der Wille, der ſich ſelbſt für ſie, oder für die Vernunft beſtimmt, entſcheidet über den moraliſchen Werth. Dann iſt der Menſch gut, wenn er das Geſetz, um ſeiner ſelbſt willen, zum Richter ſeiner Maximen wählt; dann iſt er ſchlecht, wenn er ſich ſelbſt entſchlieſst, den Eingebungen der Sinnlichkeit zu folgen, mögen ſie auch dem Verſtande noch ſo angemeſſen ſeyn.

Die Sinnlichkeit iſt gar nicht ſchlecht; der Wille iſt ſchlecht, der ſich ihr hingibt. Die Sinnlichkeit iſt Mitgabe der Natur, und der Umſtände, die den Menſchen erzogen haben; und was von der Natur kommt, iſt in ſo fern immer zweckmäſsig. Aber der Menſch hat die Fähigkeit, ſeine Natur zu leiten und zu verbeſſern; und daſs er das nicht thut, muſs ihm als Schuld angerechnet werden.

Freylich enthält die Sinnlichkeit mehr Antrieb zu böſen als zu guten Handlungen. Dies war auch nothwendig, wenn der Menſch im Stande ſeyn ſollte, den Charakter der Tugend rein und vollſtändig auszudrücken, dem Geſetze einen freyen Gehorſam zu leiſten. Die gute Geſinnung kann nur im Kampfe mit entgegen ſtehenden Trieben erworben werden. Er muſs auch ſündigen können, das Sündigen muſs für ihn Reitz haben, wenn er wahrhaft edel werden ſoll. Triebe ihn ſeine Sinnlichkeit ſchon zu geſetzmäſsigen Handlungen: ſo könnte er nie von ihr loskommen; das Bewuſstſeyn der Pflicht würde nie bei ihm erwachen, das nur durch das Gefühl des Pflichtwidrigen lebendig wird. Es käme ihm nie in den Sinn, etwas Beſſeres zu werden, da er ſich über nichts Vorwürfe zu machen hätte, da er ſchon von Natur wäre, wie er ſeyn ſoll.

Antrieb, Reitz zum Böſen war in der menſchlichen Natur nothwendig, aber darin liegt die Verkehrtheit nicht; daſs der Menſch dieſem Reitze nachgiebt, darin liegt ſeine Verkehrtheit. Und dieſe kann unmöglich aus der Sinnlichkeit erklärt werden. Da der Menſch Freyheit hat für die Sinnlichkeit und für das Geſetz: ſo bleibt, bey allen Vorwürfen, womit man die erſtere überhäuft, noch immer die Frage zurück, warum er ſich ihr unterworfen habe. Daſs er unter dieſer Bedingung unſittlich handeln müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Eben ſo einſeitig, und dazu noch ungereimter iſt es, zweytens, den moraliſch verkehrten Zuſtand des Menſchen als angeboren zu betrachten. Es iſt gar nicht wahr, worauf man ſich zum Beweiſe hierfür zu berufen pflegt, daſs er ſich von der Wiege an zeige, daſs ſchon die erſten Aeuſserungen des Kindes bösartige Geſinnungen verrathen.

Ehe ihr den Neid, die Selbſtſucht, die Heftigkeit, und den Eigenſinn, womit das Kind die Befriedigung ſeiner Wünſche verlangt, tadelt, ſolltet ihr doch unterſuchen, ob ihr den erſtern nicht durch eure zweckwidrige Behandlung ſelbſt erzeugt habt, und ob die andern nicht eine nothwendige Veranſtaltung der Natur ſeyen, die Exiſtenz eines Geſchöpfes zu ſichern, das ſich ſelbſt noch nicht helfen kann, alles von andern haben muſs, und auch dieſen ſeine Bedürfniſſe und Empfindungen noch nicht deutlich zu machen vermag.

Urſprünglich iſt im Kinde nichts als Gefühl für Vergnügen und Schmerz, und Verlangen, jenes zu unterhalten, dieſen zu entfernen, wodurch es, ohne ſein Wiſſen, nur ſeinem natürlichen Lebenstriebe nachgeht. Es will nicht hungern, nicht Durſt leiden, nicht krank ſeyn, nicht Froſt und Hitze fühlen, und ſpielend ſeine Kräfte üben; das iſt alles was ihr an ihm findet. Es dringt darauf mit einer Heftigkeit, in der die Natur ſelbſt ſpricht; es ſträubt ſich, wo ihm etwas ſchmerzlich wird. Iſt darin denn etwas Böſes? Wohin dieſe Neigungen ausſchlagen, wenn der Verſtand erwacht, wenn es mit mehreren Gegenſtänden in Beziehung kommt, wenn ſeine Bedürfniſſe ſich erweitern, und Mittel zu Zwecken werden, das hängt von euch und von ſeinen Umgebungen ab.

Aber geſetzt darin läge ſchon die Dispoſition zu gewiſſen Unordnungen des Herzens: wollt ihr darum das Verderben nennen, worauf es die Natur ſelbſt angelegt hat, was eine nothwendige Folge ihrer Forderungen iſt, und nie anders geweſen ſeyn kann? Iſt denn mit jener Dispoſition zum Fehlerhaften der Menſch ſelbſt ſchon fehlerhaft? Soll das Kind deſswegen bösartig ſeyn, weil die Natur Neigungen zu manchem Böſen in daſſelbe gelegt hat? Nur der Wille iſt verkehrt und zurechnungsfähig. Iſt der denn auch angeboren? Das Kind hat ja noch keinen Willen, er kommt ihm erſt mit der Vernunft: Und wie kann das, was erſt nach mehreren Jahren entſteht, als angeboren, oder gar in einer beſtimmten Qualität angeboren betrachtet werden? Wie iſt es überhaupt möglich, daſs dem Menſchen ein beſtimmter Wille angeboren ſey? Er iſt ja frey, und ohne Freyheit nichts — bloſser Naturtrieb. Nur das, was unter dem Geſetze der Nothwendigkeit ſteht, wird angeboren. Körperliche Diſpoſitionen, mithin auch diejenigen Triebe, die zunächſt aus dem Körper kommen, vererben ſich. Aber nicht dasjenige, was dem Menſchen erſt durch Entwickelung ſeiner geiſtigen Natur zu Theil werden muſs, noch weniger dasjenige, was nur in ſo fern etwas iſt, als man es ſelbſt zu etwas macht.

Dadurch, daſs man das moraliſch Böſe für etwas Angebornes ausgibt, erklärt man zugleich, daſs es gar nicht in der Freyheit gegründet, kein Fehler des Herzens, ſondern nur Verſchuldung der Natur ſey; und in ſo fern fällt alſo dieſe Erklärung mit der erſten zuſammen.

Noch ungereimter wird ſie durch die Annahme, daſs, durch eine Vergehung der erſten Menſchen, das Verderben in die menſchliche Natur, die ſich vorher eines beſſern Zuſtandes erfreute, eingedrungen ſey, das böſe Prinzip in ihm die Herrſchaft erlangt, und ſeine Gewalt über das Herz auf alle folgende Generationen fortgepflanzt habe. Wie iſt es möglich, daſs eine einzige That den Willen, der doch frey iſt, und in jedem Augenblicke anders handeln kann, nothwendig determinire, immer ſo zu handeln — und nicht bloſs für das Subject, das die That beging, ſondern auch für alle ſeine Nachkommen? Müſste da nicht durch dieſelbe die ganze Natur des Menſchen verändert, ihr Weſen und ihre Beſtimmung aufgehoben worden ſeyn? — und das bey dem fortdauernden Gefühle der Freyheit, bey den fortdauernden Mahnungen des Gewiſſens, bey dem fortdauernden Streben nach dem Beſſern.

Nicht befriedigender wird das Böſe im Menſchen erklärt, wenn man es allein aus dem Willen herleiten will. Das Materiale der Handlung liegt immer in den Neigungen, der Wille thut nur das Formale hinzu, indem er ſie zu Beſtimmungsgründen ſeiner Handlungen macht. Nicht die einzelnen Maximen ſind des Menſchen Werk; ſie werden von der Sinnlichkeit eingegeben, und ihre Verkehrtheit richtet ſich nach der gröſsern oder geringern Disharmonie der Triebe. Ihm gehört nur die Grund - Maxime, ſich der Sinnlichkeit hinzugeben. Es wäre überdem auch unbegreiflich, wie der Wille, unter ſo vielen möglichen Handlungsweiſen in allen Menſchen dieſelbe gewählt habe, wenn nicht eine äuſsere Veranlaſſung dazu da war, die in der menſchlichen Natur ihren Grund hatte, wenn nicht die allgemeinſten unter ihnen, durch das ſinnliche Begehrungsvermögen prädeterminirt, nur vom Willen beſtätigt werden dürſten. Daſs der Menſch ſo und nicht anders handeln, thut er nicht, ſchlechthin weil er ſo und nicht anders handeln will; ſondern weil es in ſeiner Natur liegt, ſo und nicht anders zu handeln, ſo lange er ſich nicht über die Natur erhebt, weil er ſo und nicht anders handeln muſs, ſo lange er unter der Herrſchaft des Egoismus ſteht, der in ihm gerade auf dieſe Weiſe modificirt iſt. Vom auſsen her dringen die Verwüſtungen in die menſchliche Natur ein. Die Empfänglichkeit liegt in ihm, aber Reitz, Richtung und Stoff zu geſetzwidrigen Handlungen muſs er anderswo her empfangen.

Selbſt das innere Prinzip der Verkehrtheit, die böſe Dispoſition des Willens, der Hang deſſelben die Sinnlichkeit über das Geſetz zu erheben kann nicht allein aus einem freyen, abſoluten Entſchluſſe dieſes Willens entſprungen ſeyn, der dieſelbe, etwa durch eine intelligible That in ſich erzeugt, die Maxime des Böſen, ohne durch etwas anders motivirt zu ſeyn, auf eine unerforſchliche Art in ſich aufgenommen habe, und deſswegen, ſo frühe, als ſich nur immer der Gebrauch der Freyheit äuſsert, überall die Erſcheinung des Böſen zeige*).

---

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, daſs hier von der Kantiſchen Theorie des radicalen Böſen die Rede ſey. Und da iſt es denn freylich nicht zu vergeſſen, daſs Kant den überſinnlichen Menſchen, nicht den Men-

Es hat allerdings ſeine Richtigkeit, daſs der Wille, ſo frühe, als ſich der Gebrauch

ſchen in der Erſcheinung vor Augen hat, daſs er nicht nach dem Zeit- ſondern nach dem Vernunfturſprunge des Böſen fragt. Dies heiſst, deutlicher entwickelt, ſo viel, als: da der Menſch, in wie fern er Gegenſtand der Erfahrung iſt, nur nach Geſetzen des Vorſtellungsvermögens erkannt werden kann, und da es in dieſen Geſetzen liegt, daſs alles wirklich Vorhandene auf etwas Vorhergehendes als ſeine Urſache müſſe bezogen werden: ſo würde, wenn man die menſchlichen Handlungen in ſo fern, als ſie in ein Syſtem der Erfahrung gehören, betrachten und erklären wollte, die Freyheit derſelben gänzlich verloren gehen, und ſie alle, mithin auch das urſprüngliche Böſe unter die Gewalt einer phyſiſchen Nothwendigkeit fallen. Da indeſs das moraliſche Böſe, doch aus der Freyheit herflieſst, und durchaus nicht Werk der Nothwendigkeit ſeyn kann: ſo müſſe man den Menſchen hier nach ſeinem überſinnlichen Charakter nehmen, wo er über alle Erfahrung hinausgerückt, den Geſetzen der Naturnothwendigkeit nicht mehr unterworfen, dem Einfluſſe phyſiſcher Urſachen gänzlich entnommen iſt; und da könne dann allerdings das Böſe allein aus einer abſoluten That des Willens, ohne durch irgend etwas anders gereitzt oder veranlaſst zu ſeyn, da alles andre zur Erſcheinung gehöre, ſeinen Urſprung herleiten.

Aber es entſteht die Bedenklichkeit, ob eine ſolche Anſicht für Weſen, die nun einmal ſchlechthin in ihren Erkenntniſſen an die Form des ſinnlichen Vorſtellungsvermögens gebunden ſind, möglich ſey, ob ſich der Freyheit im Menſchen äuſsert, ſchon im Argen liege. Das heiſst aber, wenn man auf

von Gegenſtänden, auf die die Anſchauungen des Raumes und der Zeit eben ſo wenig als die Denkweiſen des Verſtandes anwendbar ſind, nur ein verſtändliches Wort reden laſſe; ob nicht die ganze Unterſuchung auf eine unnütze Spitzfindigkeit hinauslaufe, da man, wenigſtens von Zeitbedingungen, ſelbſt wenn man vom Ueberſinnlichen redet, nie gänzlich abſtrahiren kann? Schon der Begriff Urſprung findet allein durch ſie Bedeutung. Urſprung iſt Werden aus einem andern; wie kann aber etwas werden, als nur innerhalb einer gewiſſen Zeit. Wenn man ſich daſſelbe auch als Werk eines Augenblickes denkt: ſo iſt doch dieſer Augenblick wieder ins Unendliche theilbar; es muſs darin ein Vorher und Nachher geben, ſonſt kann in ihm nichts geworden ſeyn. Urſache und Wirkung laſſen ſich nur durch zwey Stücke unterſcheiden: Erſtens durch den Uebergang vom einen zum andern; und was iſt dieſer, wenn er nicht ſucceſſiv iſt, in einer abflieſsenden Zeit geſchieht? Zweytens durch die Dependenz; und auch dieſe iſt, wenn man ſie auf ihr wahres Weſen zurückführt, wieder nur Folge, ein Späterſeyn des einen in Beziehung auf das andre. Man mag es noch ſo idealiſch denken; es bleibt immer etwas der Zeit Analoges: wir denken das Ueberſinnliche mit Beſtimmungen, die ihm gar nicht angehören, die von den Geſetzen unſrer Sinnlichkeit hergenommen ſind.

So viel iſt freylich wahr, das moraliſch Böſe kann nicht ſchlechthin aus einem vorigen Zuſtande erklärt, ſein Urſprung nicht in den formalen Charakter ſieht, von dem hier die Rede iſt, nicht mehr, als daſs er ſich noch

---

Natururſachen geſucht werden. Man muſs vielmehr jede That ſo anſehen, als ob, hinter ihrem erſcheinenden Grunde, noch ein andrer moraliſcher, und durchaus freyer Grund im überſinnlichen Charakter des Menſchen läge, der ganz von ſeinem Willen abhinge. Wollen wir nun bey dieſem überſinnlichen Charakter ſtehen bleiben: ſo dürfen wir uns auch gar nicht unterfangen, irgend etwas über die Beſchaffenheit des Willens, die Art, wie er böſe — und noch weniger, wie er es geworden ſey, zu beſtimmen. Das alles iſt für uns unerforſchlich; wir müſſen uns dabey ſolcher Begriffe bedienen, die hier alle Bedeutung verlieren. Die Behauptung: der Wille iſt lediglich durch ſich ſelbſt böſe geworden, geht ſchon über die Gränze hinaus, ſagt ſchon mehr, als daſs er es nicht durch Natururſachen geworden ſey. Jener moraliſche, überſinnliche Grund iſt nur deſswegen nicht aus der Acht zu laſſen, weil ſonſt die Verkehrtheit des Willens aufhörte ſelbſtverſchuldet zu ſeyn. Er wird in praktiſcher Abſicht angeführt, und darf nicht weiter ausgedehnt, über ſeine Natur darf nichts weiter hinzugefügt werden, weil hier alles Verſtehen aufhört. Es ſoll damit nur geſagt werden, daſs es dem Menſchen ungeachtet aller Umſtände, die, nach der Erfahrung, dazu mitgewirkt haben, doch ſelbſt zur Laſt falle, wobey es indeſs noch immer möglich bleibt, daſs ihn etwas andres dazu veranlaſst, ihm die Annahme dieſer Maxime leichter gemacht habe.

Iſt es aber erlaubt, das Ueberſinnliche nach der Analogie des Sinnlichen zu denken, nicht, mit dem erſten Gebrauche derſelben, von der Herrſchaft ſeiner Neigungen losgeriſ-

welches man doch vorausſetzt, wenn man von einem Urſprunge redet: warum ſoll dann der Wille allein das Ueberſinnliche ſeyn? warum ſoll nicht auch dem Naturtriebe ein intelligibles Subſtrat correſpondiren? warum ſoll ſich die nothwendige Beſchränktheit des Willens, nicht als überwiegender Reitz zum Böſen ankündigen?

Vielleicht lieſse ſich die Sache aus dieſem Geſichtspuncte am beſten folgender Maſsen anſehen. Der Wille iſt frey; er liegt zwiſchen zweyen Antrieben in der Mitte, wovon der eine auf das Unendliche, die Vernunft geht — der andre auf das, was die Vernunft beſchränkt, und in der Erſcheinung Sinnlichkeit heiſst. Urſprünglich ſteht der Menſch unter der Gewalt des letztern; denn er ſoll aus dem Endlichen zum Unendlichen ſtreben. Das Gefühl der Beſchränkung iſt lebhafter, als das der Erweiterung. Es wird dem Willen leichter, ſich dem erſtern als dem letztern hinzugeben. Der Antrieb zum Böſen iſt ſtärker als der zum Guten; durch Anſtrengung reiſst er ſich von jenem los und gibt ſich dieſem hin. So muſste es auch ſeyn: denn er ſollte darin ſeine Güte erproben, daſs er der ſchwächern Vernunft über den ſtarkern Naturtrieb den Sieg verſchaffte. Bey einem vollkommenen Gleichgewichte konnte er keine poſitive Kraft offenbaren.

Doch es iſt Zeit, den tranſcendentalen Standpunct, der ſich für dieſe Schrift gar nicht eignet, wieder zu verlaſſen. Es war uns nur darum zu thun, zu zeigen, daſs ſich nach ihm die Sache nicht viel anders als nach dem empiriſchen verhalte.

ſen habe. Unter ihr ſteht er von Natur, und darum iſt ſeine Handlungsweiſe geſetzwidrig, und bleibt es ſo lange, bis er ſich über ſie erhebt. Aber daraus folgt nicht, daſs dieſe Verkehrtheit in einer intelligibeln That, in einem unerforſchlichen, abſoluten und urſprünglichen Entſchluſſe ſeinen Grund habe.

Bey den wenigſten Menſchen iſt die Folgſamkeit, die ſie ihrer Sinnlichkeit leiſten, freye Entſchlieſsung, willkührliche und bewuſste Annahme einer Handlungsweiſe. Sie iſt vielmehr Mangel an Aufmerkſamkeit und Achtung auf das Geſetz. Es koſtet ihnen zu viel Anſtrengung, der Vernunft, die ſo eben in ihnen erwachte, die Gewalt über diejenigen Prinzipien zu verſchaffen, die bisher in ihnen wirkſam geweſen ſind. Sie beſtimmen ſich nicht mit Wiſſen und Vorbedacht für das Böſe, ſie ſind nur zu verdroſſen, das Gefühl des Guten lebendig zu machen. Viele gelangen nicht einmal zu einem deutlichen Bewuſstſeyn ihrer moraliſchen Angelegenheiten, und werden daher nie frey; ihre Handlungen haben bloſs einen materialen Charakter. Bey beyden iſt keine intelligible That, ſondern vielmehr Unterlaſſung einer That, die bey den letztern gar nicht möglich iſt — nicht verkehrter Gebrauch, ſondern verſchuldeter oder unverſchuldeter Nichtgebrauch der Willensfreyheit.

Aber auch da, wo der Menſch mit dem vollen Gefühle ſeiner Pflicht im Dienſte ſeiner Sinnlichkeit bleibt, kann dieſes doch nicht als ein abſoluter, von keinem Antriebe motivirter Vorſatz des Willens angeſehen werden. Dies würde allerdings eine Geſinnung verrathen, die das Böſe als Böſe in ihre Maxime aufgenommen hätte, gegen welche ſich doch die Vertheidiger dieſer Meynung ſelbſt nachdrücklich genug erklären. Sie behaupten, daſs die Bösartigkeit des Herzens, der höchſte Grad der Unſittlichkeit, nicht Bosheit, nicht Feindſchaft gegen das Geſetz ſey, ſondern Verkehrtheit, Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, die in der Befolgung der angenommenen Grundſätze nicht ſtark genug iſt, und in dem mächtigern Intereſſe der Sinnlichkeit, in der Anhänglichkeit an die Triebfedern derſelben ihren Grund habe. Damit geſteht man aber ja der Sinnlichkeit das Vermögen zu, den Willen zu reitzen, für ſich einzunehmen. Wie ſollte er dann allein aus ſich ſelbſt, durch eine intelligible That jenen Hang erzeugt haben?

Ohne einen äuſsern, das Böſe begünſtigenden, Grund bleibt die Allgemeinheit dieſes Hanges das gröſste Wunder. Wie läſst es ſich denken, daſs ſich der Wille, dem es nicht nur möglich war, der ſogar auch ein gleiches Intereſſe hatte, ſich anders zu beſtimmen, ſich nicht bloſs in den meiſten, ſondern in allen Menſchen ohne Unterſchied gerade ſo beſtimmt habe, ohne durch irgend etwas veranlaſst zu ſeyn. Der Umſtand, daſs etwas überall auf gleiche Weiſe geſchieht, bezeichnet ſonſt immer den Charakter der Nothwendigkeit, ſo wohl für das dunkele Gefühl als für den denkenden Verſtand. Eben die Allgemeinheit jenes Hanges müſste uns deſswegen vermögen, dem Willen die Freyheit gänzlich abzuſprechen, und ihn ſelbſt als eine angeborne Eigenthümlichkeit des menſchlichen Weſens anzuſehen: wenn nicht das Gefühl der Freyheit dem Herzen ſo tief und unauslöſchlich eingeprägt, die Ueberzeugung davon ſo deutlich und unwiderſprechlich, ſo weit über alle Täuſchung erhaben wäre. Wenn wir es daher nicht, deſſen un-

geach-

geachtet, für Täuſchung erklären wollen: ſo finden wir uns gedrungen, die Quelle der verkehrten Dispoſition in irgend einem, zwar nicht nöthigenden, aber doch, wenn ihm nicht innere Kraft entgegengeſetzt wird, beſtimmenden Einfluſs auf den Willen, der ſich bey allen Menſchen auf dieſelbe Weiſe äuſsert, zu ſuchen.

Wie iſt überhaupt, bey abſoluter Freyheit, ohne Widerſpruch, eine gröſsere Dispoſition zu dem einen oder andern denkbar; geſetzt daſs man ſie auch, als durch dieſe Freyheit erzeugt vorſtellte. Gefühl der Luſt, vermittelſt deſſen Gewohnheiten im *ſinnlichen* Charakter einwurzeln, iſt auch bey ihr nicht, und mithin nichts, wodurch ſich irgend ein Hang fortdauernd machen könnte. Hat ſie ſich einmal für etwas beſtimmt: warum ſoll es ihr nicht gleich möglich ſeyn, ſich im nächſten Augenblicke für das Entgegengeſetzte zu beſtimmen? Man wird hier vielleicht zum intelligibeln Charakter ſeine Zuflucht nehmen, in Anſehung deſſen es keinen Augenblick gibt, und die ganze Geſinnung, die ganze Reihe der Handlungen gleichſam nur Eine That iſt.

Aber was läſst ſich davon wohl Verſtändliches ſagen? Wo keine Zeit iſt, da iſt auch keine Veränderung, kein Anfangen und kein Aufhören, da iſt keine böſe Maxime erſt angenommen, noch wird ſie abgelegt. Es heiſst hier nur ſie iſt, und weiter kann darüber nichts geſagt werden. Allein über den empiriſchen Menſchen, der ſich unter Zeitbedingungen entwickelt und handelt, läſst ſich raiſonniren; und ſelbſt ſein überſinnliches Weſen muſs, wenn nur Eine Frage darüber beantwortet werden ſoll, wenigſtens jenen Bedingungen analog gedacht, und jede andre Charakter-Darſtellung als eine neue That des Willens betrachtet werden. Wie geſchieht es denn nun, daſs da, wo alles, was ſonſt wohl die Denkungsart fixirt, aufhört, eine einzige Handlung die Quelle und der Beſtimmungsgrund aller andern wird? Dies iſt gewiſs eben ſo ſehr der Natur des Willens entgegen, als es unbegreiflich iſt, daſs dieſe Handlung in allen Menſchen dieſelbe ſey.

Von jener angeblichen intelligibeln That müſste der Menſch doch auch wohl etwas wiſſen. Nun iſt ſich zwar jeder bewuſst, ſeine Pflicht oft übertreten — aber keiner, die Maxime des Böſen vorſätzlich in ſich aufgenommen, und dadurch den Grund zu einer bleibenden Dispoſition des Willens gelegt zu haben. Noch ſchwerer iſt es, zu reimen, daſs dies auf eine ſolche Art geſchehen ſeyn ſoll, daſs ſie der Menſch ſchon beym erſten Gebrauche ſeiner Freyheit in ſich finde.

Die Sinnlichkeit gibt uns eben ſo wenig als der freye Wille, wenn wir jedes für ſich betrachten, Auſſchluſs über den Urſprung des Böſen. Um dieſen zu entdecken, müſſen wir den ganzen Menſchen erforſchen; ſeine Entwickelungsgeſchichte in ſeinem eignen Bewuſstſeyn — nicht in ſpeculativen Theorieen aufſuchen: denn der Menſch iſt nur in ſo fern etwas, als er es von ſeinem Bewuſstſeyn iſt. Eine That, die auſser dieſer Sphäre läge, würde nicht ſeine That — und, wenn ſie ihm ja beygelegt werden müſste, keine moraliſch zurechnungsfähige That — würde die Wirkung einer uns unerforſchlichen überſinnlichen Natur ſeyn. Nicht er, ſondern die

Macht, die ihn unwiderſtehlich beherrſcht, würde ſie in dieſem Falle beſchloſſen haben.

Die Geſchichte, wie die Beſtimmung des Menſchen iſt ein beſtändiges Fortgehen vom Schlechten zum Beſſern. So tief als möglich fängt die Natur mit ihm an, um ihn ſo hoch als möglich zu heben. Er ſollte alles durch ſich ſelbſt werden. Nicht das Ziel, ſondern die Annäherung iſt ſein Verdienſt und ſeine Belohnung. Er ſoll jeden Schritt dahin mit Bewuſstſeyn thun. Nichts Vortreffliches für ihn, zu deſſen Empfänglichkeit er nicht erſt erzogen werden müſste. Das Beſte gelangt am ſpäteſten zur Reife. Die Vernunft iſt bloſse Geſtaltung — zwar das Höchſte im Menſchen, aber doch nichts ohne einen, ſchon mannichfaltig verarbeiteten Stoff, in dem ſie ſich ausprage. Der Widerſtreit dieſes Stoffes macht erſt ihr zartes Bedürfniſs rege. Die Geſetzloſigkeit läſst die lebendige Stimme des Geſetzes laut werden.

Die Sinnlichkeit iſt das Erſte, was ſich im Menſchen nach und nach entwickelt. Sie muſs zu allem die Grundlage hergeben: an ihr offenbart ſich ſeine ganze Wirkſamkeit. Sie liefert ihm die Elemente ſeiner Erkenntniſs. Sie weckt ſeine Phantaſie, und erfüllt ſie mit mannichfaltigen Bildern. Sie hat ihn ſchon lange auf dem weiten Gebiethe des Wahnes und der Täuſchung herumgetrieben, ehe die ſcheidende und richtende Vernunft in ihm erwacht, und ihm den ehrwürdigen Beruf der Wahrheit ankündigt. Sie eröffnet ihm ſeine erſte Wirkungsſphäre, und treibt ihn darin thätig zu ſeyn. Er hat lange in ihrem Dienſte gehandelt, tauſend Bedürfniſſe gefühlt und befriedigt, ein ganzes Syſtem von Neigungen und Handlungsweiſen hat ſich ſchon in ihm entwickelt, ehe er von Regel, Geſetz und ſelbſtſtändiger Ordnung eine Ahndung hatte, ehe in ſein Herz ein Gefühl des Rechts und der Pflicht kam. Manche Veränderungen ſind ſchon mit ihm vorgegangen, manche Kräfte ſind ſchon in Bewegung, vieles hat der Verſtand ſchon geſchlichtet, ehe mit den Aeuſserungen der Vernunft die Fähigkeit zur Veredlung begann.

Ohne Vernunft iſt der Menſch auch nicht frey, hat er keinen Willen. Es iſt nur Ein Prinzip in ihm, dem er nothwendig folgen muſs. Freylich laſſen ſich in demſelben mancherley mögliche Richtungen unterſcheiden; aber welche unter denſelben er nehmen ſoll, das iſt durch die Natur, die an die eine oder andre ein ſtärkeres Luſtgefühl knüpfte, unvermeidlich beſtimmt. Seine Neigungen beherrſchen ihn: denn er hat nichts, wodurch er ſich ihnen entreiſsen, nichts, was das Bewuſstſeyn der Unrechtmäſsigkeit dieſer Herrſchaft in ihm rege machen könnte. Was er iſt, iſt er durch äuſsere Nothwendigkeit.

Mit der Vernunft erwacht der Wille. Er vernimmt die Aufforderung, ſeinen Charakter und ſeine Handlungen zu verbeſſern, das Prinzip, dem er bisher unwillkührlich folgte, dem höhern, das die Vernunft ihm darſtellt, gänzlich zu unterwerfen und dem erſtern nur in ſo fern und darum zu folgen, in wie fern und weil es das letztere verlangt. Er fühlt ſich frey, es zu können. Ein doppeltes Gewicht zieht jetzt an ihm, und ihm iſt es überlaſſen, den Ausſchlag zu geben. Das Gefühl der Pflicht krönt ihn mit der Würde und Allmacht der Freyheit.

Aber er hatte ſchon einen Charakter, ehe er frey wurde. Er darf nicht überhaupt von Zweyen Eins wählen; er ſoll ſich einer Gewalt, unter der er von Natur ſteht, entreiſsen, um ſich einer andern zu übergeben. Er iſt ſchon etwas, das er nicht bleiben ſoll. Es gibt keine völlige Gleichgültigkeit des Willens. Schon in ſeinem Werden hat er den Menſchen in einem Zuſtande gefunden, und ſeine Freyheit beſteht nicht darin, daſs er dieſen Zuſtand auch ganz hätte vermeiden können, ſondern darin, daſs er ſich von ihm losmachen, und der Vernunft als ſeiner Gebietherinn huldigen kann. Er iſt, als ein auf das Sinnliche gerichteter Wille, nur mit dem Vermögen, auch nicht ſinnlich zu ſeyn, in ihm entſtanden. Dieſes Vermögen iſt ſeine natürliche Freyheit. Die reine vollkommne Freyheit ſoll er vermittelſt dieſer, durch moraliſche Würdigkeit, ſelbſt geben. Nicht durch eine intelligible That hat er Hang zum Böſen, ſondern dadurch, daſs die Natur ihn erſt da entwickelte, wo er nicht anders als auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt ſeyn konnte, weil der Charakter ſchon beſtimmt war.

So iſt nicht bloſs die Möglichkeit eines allgemeinen Hanges zum Böſen in der menſchlichen Natur erklärbar: ſondern dieſer geht auch aus der eigenthümlichen Entwickelung derſelben unvermeidlich hervor. Sinnlichkeit hat den Menſchen bis dahin allein geleitet; eine groſse Strecke ins Leben hinein hat er unter ihrer Führung zurückgelegt. Alle Erinnerungen, alle Empfindungen und Gedanken ſind an ſie gekettet; alles führt ihn auf ſie zurück. Selbſt wenn er ſchon manche Verſuche gemacht hat, ſich von ihr loszureiſsen, muſs er ſich immer wieder zu ihr hingezogen fühlen. So oft er ſich ſelbſt aus der Acht läſst; ſo oft er nicht ſeine ganze Kraft auf die Pflicht hin richtet, fällt er wieder unter ihre Gewalt. Um ihr zu folgen, braucht er ſie nicht erſt hervorzurufen; ſie drängt ſich ſelbſt vor. Aber um dem Geſetze der Vernunft zu folgen, muſs er dieſe erſt wecken, ſich verläugnen, das nicht ſeyn wollen, was er von Natur iſt, wegdenken von dem, was ſich jedem ſeiner Gedanken darſtellt, unterdrücken, was ſich immer wieder mit jugendlicher Stärke erhebt, das ergreifen, was ihm noch durchaus fremd iſt, ſich noch mit keinem Gegenſtande und mit keinem Gefühle freundlich vereinigt hat — und es mit entſchloſſenem Muthe, mit ausdauernder Kraft feſt halten. Iſt es zu verwundern, daſs ſich dieſe hohe Seelenſtärke ſo ſelten zeigt, daſs es dem Menſchen ſo ſchwer wird, gut zu ſeyn und zu bleiben, daſs ſich ſein Wille zwar als Freyheit, aber doch auch verbunden mit einem Hange zum Sinnlichen ankündigt?

Auf dieſe Weiſe ſcheint es indeſs, als wenn jener Hang zum Böſen ganz unverſchuldet wäre. In ſo fern iſt er freylich unverſchuldet, als ihn der Menſch ſich urſprünglich nicht ſelbſt gegeben hat. Er iſt ihm angeboren, oder vielmehr der Wille iſt in ihm geboren; wer möchte ihn dafür verantwortlich machen? Es war Plan der höchſten Weisheit, daſs der Menſch durch Ueberwindung des Böſen gut werden ſollte. Aber in ſo ferne iſt er allerdings verſchuldet, als es in des Menſchen Macht ſtand, ihn zu überwinden, und er ihn doch nicht überwunden hat. Seine Schuld iſt nicht die, daſs er die böſe Maxime wählte, ſondern daſs er es bey ihr lieſs, daſs er ſie nicht verbeſſerte. Es iſt nothwendig, daſs der Wille in ſeinem Entſtehen böſe ſey; aber ſchon für den erſten Augenblick ſeines wirklichen Daſeyns iſt er verantwortlich. Seine eigentliche moraliſche Verkehrtheit iſt Nachgiebigkeit gegen jenen Hang, Schwäche, Trägheit, Leichtſinn, ununterlaſſener Gebrauch der Freyheit. Er hat ſich nicht ſowohl für das Böſe beſtimmt, als vielmehr, entweder gar nicht auf das Geſetz reflectirt, was er doch ſollte und konnte; oder er bleibt, was er von Natur iſt, weil es ihm leichter wird, billigt, was ihm näher liegt, ob er gleich im Stande war es zu verwerfen, und darin ſeinen Werth und ſein Verdienſt zu offenbaren.

Der Hang zum Böſen kommt zunächſt zwar von der Natur, aber in ſo fern iſt er doch nicht im ſtrengſten Sinne des Wortes *böſe*; denn das iſt nur das Freye, Selbſtverſchuldete. In ſo fern iſt er böſe, als er vom Willen genährt wird. Die Richtung auf unmoraliſche Handlungen, und überhaupt auf die Selbſtliebe als die Quelle derſelben, iſt angeboren; aber daſs ſich der Menſch nicht ſelbſt die Richtung auf das Beſſere gegeben hat, das iſt innere Verkehrtheit des Herzens, die aber, weil ſie bloſse Unterlaſſung iſt, in ihrer Allgemeinheit nicht mehr befremdend ſeyn kann.

So iſt es denn auch einleuchtend, daſs es keine abſolute Bosheit des Willens gebe. Dieſer wählt nicht die böſe Maxime ſchlechthin, weil ſie böſe iſt, aus Haſs gegen die Tugend, welches nothwendig der Fall ſeyn müſste, wenn nicht in ſeinen Neigungen ein Antrieb dazu läge. Er wählt ſie entweder gar nicht, denkt nicht daran, etwas anders zu werden, als was er ſchon iſt, geht, wie die meiſten, in dumpfer Beſinnungsloſigkeit durch das Leben; oder er wählt ſie, weil er in ſeinem vorigen Zuſtande, wo er noch gar keinen Willen hatte, an ſie gewöhnt wurde, weil er ſie nur durch poſitive Anſtrengung ablegen kann.

Das Reſultat von dieſem allem iſt kurz in Folgendem zuſammengedrängt. „Im Menſchen iſt ein eigennütziger und uneigennütziger Trieb, ein Prinzip des Böſen und des Guten; das erſte in der Sinnlichkeit — das zweyte in der Vernunft. Er hat Freyheit zwiſchen beyden zu wählen. Er ſoll die letztere über die erſtere erheben. Dieſe iſt zwar geſetzwidrig, aber an ſich nicht böſe; der Wille iſt böſe, der ſie zur Triebfeder ſeiner Handlungen macht. Die Vernunft ſoll herrſchen; das iſt ſeine Güte. Ob er nun gleich die Fähigkeit hat, ihr zu folgen: ſo war doch die Sinnlichkeit eher da, und hat ſich tiefer in ſein Leben hinein gewurzelt; der Wille gehört ihr gleichſam ſchon urſprünglich an. Daher in allen Menſchen der Hang, ſie vorzuziehen und zu begünſtigen; daher die Gebrechlichkeit, die ſich erſt langſam Stärke in der Befolgung guter Grundſätze erwirbt.

Nach dem Vorhergehenden gibt es indeſs nicht allein eine innere, formale, ſondern nicht eine äuſsere materiale Verkehrtheit, leiten die natürlichen Neigungen den Menſchen mehr zu ſchlechten als zu guten Handlungen. Es entſteht daher noch die Frage: ob dieſe Beſchaffenheit der Sinnlichkeit von Natur anklebe, oder ob ſie erſt ſpäterhin hinzu gekommen ſey, und welche Umſtände ſie im letztern Falle erzeugt haben? Eine Frage, die zwar zunächſt nicht das Weſen, ſondern nur zufällige Beſtimmungen des Charakters angeht, aber doch da, wo von der Veredlung, die von innen heraus den äuſsern Menſchen verbeſſern ſoll, die Rede iſt, nicht übergangen werden darf. Um zu wiſſen, wie es anzufangen* ſey, daſs der Menſch beſſer werde, müſſen wir vorher einſehen, wie er das geworden ſey! was er iſt. Die formale Güte ſoll eine materiale werden, die Geſinnung ſich in Maximen und Handlungen ausdrücken. Um die letztern der erſtern anzueignen, die zweckmäſsigen Hülfsmittel dafür zu wählen, darf uns nicht unbekannt bleiben, was ſie damit in Widerſpruch geſetzt hat. Nicht weniger als der formale Charakter des Willens intereſſirt uns daher der materiale.

Ein Blick auf die menſchliche Natur, ihre Einrichtung und Entwickelung lehrt uns bald, daſs nicht alle Neigungen, die wir nachher an ihr finden, ſchon urſprünglich in ihr liegen, und daſs auch diejenigen, die unläugbar angeboren ſind, doch nicht ganz in der Richtung, und in dem Verhältniſſe, worin ſie die Quelle verkehrter Maximen und Handlungen werden, angeboren ſeyen. Der Stand der Unſchuld iſt kein bloſser Traum. Er iſt für die Menſchheit ſo gewiſs einſt wirklich geweſen, als er ſich noch an unſern Kindern realiſirt, ehe äuſserliche Umſtände, Colliſionen des bürgerlichen Lebens und vorzüglich ehe andere Menſchen an ihnen gearbeitet haben. Aber eben ſo wenig iſt es zu läugnen, daſs die Dispoſition zu mannichfaltigen Verwirrungen in der erſten Einrichtung der Sinnlichkeit liege, daſs die fortgehende Bildung ſie nothwendig herbey führe. Jener Stand der Unſchuld war auch nicht Beſtimmung des Menſchen. Er konnte und ſollte nur ſo lange dauern, als die Natur es zuträglich fand, ihre Vormundſchaft über ihn fortzuſetzen. Zur Freyheit geboren, ſollte der Menſch alles durch ſie werden. In der Hülle des Schlechten reift die köſtliche Frucht des Beſſern. Die Unſchuld des Kindes weicht den Fehltritten des Jünglings, daſs der Mann, durch Erfahrung gewitzigt, jene wieder herſtelle, aber in einer edlern gröſsern umfaſſendern Form, mit eignem Verdienſte, daſs ſie herrliche Menſchheit werde. Er ſtürzt ſich aus der engen Welt des kindlichen Friedens in die weite des Streites und des Elendes, daſs er Felder voll Unkraut anbaue, und aus ihnen Paradieſe ſchaffe. Er verliert das Ebenmaſs der Natur in der Unordnung der Kultur, daſs er es nach einem neuen Plane, auf erweiterten Räumen ausführe.

Gering iſt die Zahl der Triebe, die die Natur nach einem richtigen Verhältniſſe in ihn gelegt hat; und unter dieſen kein einziger, der ſchon an ſich tadelnswürdig wäre. Könnte er immer auf dem Puncte ſtehen bleiben, auf den ſie ihn niedergeſetzt hat: ſo würde er auch immer ein freundliches, gutartiges Weſen ſeyn, aber nie groſs werden, nie Würde haben.

Der Lebenstrieb, die Quelle aller andern kündigt ſich in wenigen Bedürfniſſen an, und dieſe ſind die bewegende Kraft des ganzen Menſchenweſens, der Luſtſinn beſtimmt alle ſeine Aeuſserungen. So enge wie der Raum iſt, in dem er ſich bewegt: ſo klein iſt auch die Zahl der Gegenſtände, die Verlangen und Abſcheu in ihm wecken, bevor Erfahrung und Nachdenken ſeinem Blicke ein weiteres Gebieth eröffnen, ſeinen Lebenstrieb mehr ausgebreitet und ihm mannichfaltigern Beziehungen der Dinge enthüllet haben. Zu eſſen, zu trinken, in einem der Beſchaffenheit des Körpers angemeſſenen Grade thätig zu ſeyn, und wieder auszuruhen, die Empfindungen des Schmerzes von ſich zu entfernen, und angenehme Gegenſtände um ſich zu haben, das ſind die einzigen Beſtrebungen; die an dem Kinde, und am Erwachſenen auf der niedrigſten Stufe der Kultur ſichtbar werden. Bey dem letztern geſellt ſich hierzu noch Geſchlechtsluſt, Fortpflanzungstrieb.

So wie Phantaſie und Wahrnehmungsvermögen ſich einiger Maſsen entwickeln, fremde Empfindungen zu vernehmen, und in ihnen eigne anzuerkennen, erwacht auch das Mitgefühl, und mit ihm mehrere freundliche, wohlwollende Triebe. Bis jetzt iſt er noch Ganz Kind der Natur, ein gutmüthiges Geſchöpf,

ſchöpf, nichts Hartes, Unbiegſames, Ungeregeltes, Heftiges, Ausſchweifendes in ihm. Gebt ihm, weſſen er zu ſeinen Lebensverrichtungen nothwendig bedarf, deſſen Mangel ihm heftigen Schmerz verurſachen muſs, und laſst ihn in ſeiner kleinen Welt ruhig ſeinen ſchuldloſen Neigungen nachgehen, und ihr werdet recht friedlich mit ihm leben können.

Aber der Lebenstrieb und die daran geknüpften Bedürfniſſe zeigen ſich nicht überall in derſelben Geſtalt und Richtung. Die Verſchiedenheit der Menſchen iſt urſprünglich — und vielleicht noch mehr in Anſehung des Herzens als des Verſtandes. Bey dem einen iſt die Erhaltung, Fortſetzung und Erhöhung des bewuſsten Daſeyns mehr an dieſe, bey dem andern mehr an andre Bedingungen geknüpft. Bey dem einen haften ſie mehr an dieſen, bey dem andern mehr an andern Umgebungen. Bey dem einen werden ſie mehr durch dieſe, bey dem andern mehr durch andre Eindrücke befördert. Ob daher gleich in der geſunden Natur jedes Menſchen alle genannten Triebe vorhanden ſind: ſo ſind ſie doch nicht überall in gleicher Miſchung vorhanden. Bald finden wir den einen, bald den andern lebhafter, bald das Bedürfniſs der Thätigkeit, bald das Selbſt- bald das Mitgefühl, bald das Bedürfniſs der Ruhe überwiegend. Da aber nur Ein Maſs das richtige ſeyn kann: ſo müſſen alle dieſe Verſchiedenheiten als gröſsere oder geringere Abweichungen von demſelben angeſehen werden, und ſich nachher zu bedeutenden Fehltritten entwickeln, wenn nicht eine äuſserſt beſonnene Erziehung alles wieder in's rechte Geleiſe bringt, das Ueberflüſſige ausſchneidet, das zu Starke ſchwächt, das zu Schwache ſtärkt. So iſt ſchon durch die Natur eine gewiſſe Disproportion in den Menſchen gelegt, die ſich von nun an immer mehr hervorthut, immer mehr Fehler in den Charakter bringt. Wir finden den Menſchen nie im völligen Gleichgewichte ſeiner natürlichen Triebe, ſo gewiſs er ein Individuum iſt, und ſein eignes Leben hat.

Zu dieſer verſchiedenen Miſchung der Triebe kommt nun noch Verſchiedenheit des Temperamentes oder der Grade des intenſiven Lebens, der gröſsern Lebhaftigkeit, womit ſinnliche Bedürfniſſe und Triebe ſich ankündigen, der Kraft, womit ſie wirken, des Verhältniſſes der Sinnlichkeit zum Verſtande, wodurch es dem letztern leichter oder ſchwerer wird die erſtere zu beſtimmen. Es gibt ſanfte und heftige, ruhige und feurige, träge und thätige, ſchwache und kraftvolle, flüchtige und beſonnene Charaktere und alle dieſe müſſen ſich von der natürlichen Ordnung mehr oder weniger entfernen.

Durch Erfahrung und Unterricht belehrt, unterſcheidet der Menſch bald gewiſſe Gegenſtände, als ſolche, die entweder nothwendige Bedingungen der Befriedigung ſeiner natürlichen Bedürfniſſe ſind, oder dieſe Befriedigung doch leichter und angenehmer machen; und dieſe werden ihm zu neuen Bedürfniſſen. Er ſtrebt nicht mehr bloſs nach dem, was ihn an ſich ſelbſt ergötzt; auch nach dem was ihn zum Beſitze des Ergötzenden führt. Sein Verlangen richtet ſich nicht mehr allein auf den Genuſs, ſondern auch auf die Mittel des Genuſſes. Er will nicht bloſs angenehme Empfindungen haben; ſondern auch das, wodurch er ſich, ſo oft es ihm gefällt, angenehme Empfindungen verſchaffen kann. Die

Fortdauer unſrer Exiſtenz, die gute Meynung andrer Menſchen von uns, der freye Gebrauch unſrer Kräfte, und der Beſitz eines eignen Vermögens ſind Dinge, die ein jeder zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe unentbehrlich findet. Sie werden Anfangs nur als Mittel begehrt, uns durch ſie etwas anders zu verſchaffen. Aber dadurch, daſs unſer Streben ſich oft darauf richtet, daſs wir ſie oft mit dem, was wir dadurch erlangen wollen, zuſammen denken, geht das Gefühl, welches das letztere begleitet, auf ſie über; ſie erwecken nun ein unmittelbares Wohlgefallen. Zu den vorhin genannten Trieben geſellt ſich nun auch noch Liebe zum Leben, zur Ehre, zur Freyheit und zum Eigenthum.

Die Handlungsſphäre des Menſchen erweitert ſich, und mit ihr dehnt ſich die Disproportion der Neigungen weiter aus, gibt zu mehrern Verwirrungen Veranlaſſung. Eine gröſsere Summe der Thätigkeit wird nun erfordert, den lebhaftern Trieb zu befriedigen, darum muſs dieſe Befriedigung, wo ſie das gehörige Maſs überſchreitet, als eine gröſere Reihe pflichtwidriger Handlungen erſcheinen, und die Abweichung vom moraliſchen Geſetze auffallender werden. Er läſst ſich jetzt nicht allein von Einer Luſt zu ſtark beherrſchen; er thut auch in ihrem Dienſte mehr, was nicht recht iſt. Werden Leben, Ehre, Freyheit und Eigenthum gar Gegenſtände der unmittelbaren Neigung: ſo muſs dadurch die Regelloſigkeit des Begehrungsvermögens noch höher anwachſen. Auch ſie können nicht in allen Menſchen gleiche Luſt und gleiches Verlangen erwecken. Je nachdem das eine mehr mit dem individuellen Lebenstriebe zuſammenhängt; je nachdem die Phantaſie es leichter, ſchneller und lebhafter in ſeinem Verhältniſſe zum Genuſſe, und dieſen Genuſs unter mannichfaltigern und reitzendern Formen darſtellt; je nachdem die Art, wie wir mit dieſen Dingen bekannt, und die Schätzung, zu der wir angeleitet werden, beſchaffen iſt: wird auch die Neigung dazu anders modificirt ſeyn, und den Charakter von neuem mit der moraliſchen Ordnung in Widerſpruch bringen.

Alles, was uns anhaltend und vielſeitig beſchäftigt, wird uns deſswegen theuer. Wir ſchätzen an ihm die daran verſchwendete Kraft, möchten nicht gerne um wenig ſo viel gethan haben, und erhöhen in der Einbildung ſeinen Werth. Eine ſüſse Gewohnheit, daran zu denken und dafür thätig zu ſeyn, befreundet uns immer mehr mit ihm. So werden auch die lebhaftern Triebe, dadurch, daſs ſie ſich nun weiter in's Leben hinein erſtrecken, und der Menſch mehr für ſie aufwenden muſs, wieder ſtärker, ſetzen ſich tiefer im Herzen feſt, reiſsen immer mehr an ſich und machen die Verwirrung immer gröſser.

So iſt ſchon die vollſtändige Entwickelung der angebornen Triebe, wenn ſie auch in ihren erſten Keimen noch ſo ſchuldlos waren, Verderbniſs. Sie dürfen nur in dem Verhältniſſe, worin ſie die Natur geſetzt hatte, fortwachſen, und ſich mit den übrigen Angelegenheiten vermiſchen: ſo werden ſie unvermeidlich, auf eine oder andre Art, ausſchweifend, und erzeugen mancherley Laſter. Selbſt die Beſonnenheit, womit der erwachte

Verſtand ſie nährt, ordnet und leitet, dient dazu, ſie von der Einfalt ſittlicher Wahrheit und Güte noch weiter zu entfernen.

Aber damit iſt die Verirrung des Herzens noch nicht vollendet. Innere und äuſsere Urſachen vereinigen ſich vielmehr, dieſe Regelloſigkeit zu vermehren, und nicht bloſs das ſchädliche Uebergewicht herrſchender Neigungen zu begünſtigen, ſondern auch neue üppige Auswüchſe zu erzeugen, auf die es die Natur gar nicht angelegt hatte, ſeine Thätigkeit auf ſolche Gegenſtände zu richten, und ihr ſolche Formen zu geben, die die Vernunft nicht billigen kann, ſeinen Bedürfniſſen Befriedigungsarten zu erkünſteln, die die Menſchheit noch mehr entehren, als jede Ausſchweifung der angebornen Triebe.

Zu den innern Verderbniſsmitteln des Herzens gehört zuvörderſt das Gefühl. Jeder Trieb iſt an ein Gefühl geknüpft. Das gehemmte Leben kündigt ſich durch Schmerz, das beförderte durch Luſt an. Unaufhörlich ſtrebt das Herz, jenen zu entfernen, dieſe zu erhöhen; und dieſes Streben gibt dem Bedürfniſſe immer mehr Nahrung, ſo, daſs es nach jeder neuen Anſtrengung immer lauter wird, immer dringender fordert. Die extenſive Ausbreitung der Thätigkeit vermehrt die intenſive Stärke. Ohne äuſsere Unterſtützung wächſt die einmal angeregte Kraft bloſs durch erhöhten inneren Reitz. Dem Triebe erſcheint der Gegenſtand von immer neuen Seiten, in immer neuen Beziehungen, und er weiſs jeder ihr eignes Intereſſe abzugewinnen, um ihn dadurch mit dem innern Menſchen genauer zu verbinden; Gedanke und Gefühl ketten ſich feſter an ihn; alles wird auf ihn bezogen, jede Beſchäftigung auf ihn hingeleitet, ſelbſt das Feindſelige ausgeſöhnt, und mit ihm befreundet. Die an ihn verwendete Arbeit wird ein Trieb noch immer mehr an ihn zu verwenden. Er gefällt nicht bloſs durch eignen Reitz; in ihm gefällt auch das Product unſrer Thätigkeit, mit ihm treten tauſend Formen hervor, die die Phantaſie, durch ihn veranlaſst, geſchaffen, tauſend Ideen, die die Vernunft, von ihm geleitet, erzeugt und mit ihm verknüpft hat.

Durch die Gewalt,* womit er ſich ſchon gleich des Herzens bemächtigte, zog er auch den Verſtand an ſich. Die Reflexion war oft allein, immer aber vorzüglich auf ihn gerichtet. So verlieren wir mit der Zeit an ihm unſre Menſchheit. Wir leben nur in ihm, fühlen uns nur in ihm; er drängt ſich vor zum Bewuſstſeyn, ſo oft wir etwas anders denken wollen. Was Anfangs bloſse Neigung war, wird jetzt heftige Leidenſchaft. Leidenſchaften richten aber nicht bloſs dadurch groſse Verwüſtungen an, daſs ſie das Gleichgewicht des Herzens ſtören, die Natur aus ihrem Geleiſe werfen, grobe Ausſchweifungen erzeugen, und viele andre Verkehrtheiten in ihrem Gefolge haben; ſie geben auch dem ſinnlichen Gefühle eine unnatürliche Stärke, die es, zwiſchen mehrere Gegenſtände vertheilt, nicht hatte, indem ſie es auf einen einzigen hinleiten, und nachher wieder mit derſelben Heftigkeit über mehrere verbreiten. Sie befeſtigen die Sinnlichkeit, das Prinzip der Verkehrtheit, und machen es der Vernunft ſchwerer, mit ihren einfachen, ruhigen Forderungen durchzudringen.

Das Zweyte, was auf die Verwilderung des Herzens Einfluſs hat, iſt die Phantaſie. Wo noch keine Unordnung iſt, kann ſie ſie ſchaffen, und wo ſie iſt, wirkt ſie unaufhörlich, ſie zu vermehren. Ihre müſsigen Spiele dürfen nur oft einen Gegenſtand berühren, ſo iſt ſchon ein neues, und nicht ſelten verkehrtes Bedürfniſs da. Sie darf nur an dem Gleichgültigen ihre Schöpfungskraft üben, das Reitzloſe mit ihren Farben ſchmücken; und das Verlangen erwacht mit jugendlicher Stärke, wo es nicht erwachen ſollte. Es gibt Stunden der Ruhe, in denen es der Natur gelingen würde, das Gleichgewicht des Herzens wieder herzuſtellen, wenn ſie nicht dazwiſchen träte, bald neue Wünſche zu wecken, bald unvermerkt der Seele auf die alten eine verſtärkte Richtung zu geben. Die meiſten erkünſtelten Bedürfniſſe, die ſo vieles am Menſchen verrückt und verſchroben haben, ſind Kinder der Phantaſie. An jeden Gegenſtand irgend einer natürlichen Neigung knüpft ſie unzählbare andre an, die ſie mit jenem zugleich wieder hervorruft, um das Intereſſe deſſelben ihnen mitzutheilen. Faſt alle an ſich fehlerhafte Begierden beruhen auf Vorurtheilen, und die Vorurtheile auf Blendwerken der Einbildungskraft, die ſie durch Aſſociation der Ideen und Uebertragung der Gefühle erzeugt. Nichts erhöht die Heftigkeit der Begierden mehr als der reiche Erfindungsgeiſt, womit ſie ihre Gegenſtände ausſchmückt, ihre Flecken verwiſcht, ihre Reitze erhöht, und in einem glänzendern Farbenſpiele zeigt. Die Wirklichkeit würde durch die bedeutenden Mängel, die ſie uns an ihnen entdecken läſst, oft unſer Feuer dämpfen, wenn ſie es nicht wieder anfachte. Die Befriedigung würde uns manches verleiden, wenn ſie es nicht wieder verſchönerte. Der Genuſs würde unſer Verlangen ſtillen, wenn ſie nicht immer neue Genüſſe ahnden lieſse. Alles gewinnt durch ſie ein freundlicheres Anſehen, das Dunkle eine helle, das Traurige eine fröhliche, das Ernſte eine lachende, das Angenehme eine angenehmere Geſtalt, das Dürftige verborgene Fülle, das Leere innern Reichthum. Sie macht die herrſchende Neigung nicht allein ſtärker; ſie zieht auch noch viele andre in ihr Intereſſe hinein und gibt dieſen dadurch eine unnatürliche Richtung, die mehr in Laſter als in Tugenden ausſchlägt.

Unzählbare andre Dinge ſetzt die Phantaſie in Bewegung, die ſonſt wohl nie einigen Einfluſs auf den Charakter erhalten hätten und weiſs durch tauſend Kanäle das Verlangen in's Leben zu leiten. Jeder neue Weg, den irgend ein ausſchweifender Trieb in der wirklichen Welt nimmt, iſt ihm von der Phantaſie in der idealiſchen vorgezeichnet worden.

Wo noch keine Neigung die herrſchende war, da verwendet ſie zufällig ihre Zauberkraft an die eine oder andre, und dieſe bemächtigt ſich von nun an des Herzens.

Noch weit mehrere Dinge dringen von auſsen auf den Menſchen ein, ihn von der urſprünglichen Einfalt ſeines Weſens abzuführen, den einmal in ihn gelegten Samen der Disharmonie zu pflegen, und zu derjenigen Reife zu bringen, wo er in die gröſsten Pflichtübertretungen übergeht. Die allgemeinſten unter ihnen ſind die Geſellſchaft und die Schickſale des Lebens.

Eben ſo unwillkührlich als unvermeidlich, oft aber auch abſichtlich, nimmt die Geſellſchaft Antheil an der geſammten Geiſtes - und vorzüglich an der Herzensbildung jedes Einzelnen. Nur in der Geſellſchaft wird jeder ganz Menſch. Für die Geſellſchaft, und durch die Geſellſchaft erzogen, trägt er überall ihr Gepräge. Alle ſüſsen und bittern Früchte des Lebens ſind gröſsten Theils ihr Werk.

Die Geſellſchaft befördert nicht bloſs diejenigen Triebe, die die Natur ſchon dem Menſchen eingepflanzt hatte; ſie verſtärkt auch ihr Gewicht, durch die verſchiedenen Verhältniſſe, in denen ſie dieſelben an die gemeinſamen Angelegenheiten knüpft, durch die vielſeitigere und reichhaltigere Befriedigung, die ſie ihnen anbeut. Hier können vorzüglich Ehrgeitz und Liebe zum Eigenthume erſt recht wirkſam werden, wo nicht bloſs genuſsfähige Güter und gefällige Meynungen von unſerm Werthe; wo Herzen und Kräfte zu gewinnen ſind, wo ſich ſo viele Seiten des Gemüthes entfalten, und ſo viele äuſsere Berührungspuncte hervorſpringen, die ſich auf ſie beziehen; wo, durch Vermögen und Anſehen, gröſsere Zwecke erreicht, gröſsere Maſſen bewegt, gröſsere Zwecke ausgeführt werden; wo ſich ſogar ganze Stände organiſiren, die von ihnen allein ihr Leben und ihre Tendenz erhalten. Natürlich müſſen daher nicht allein dieſe: ſondern auch alle andere Triebe, da ſie von mehrern Seiten geweckt, und auf mehrere Gegenſtände verwendet werden, in neuen Geſtalten erſcheinen, neue Richtungen annehmen, die für das Herz kaum anders als verderblich ſeyn können, ob ſie gleich durchgehends das Wohl und die zweckmäſsige Wechſelwirkung der Geſellſchaft befördern.

Das geſellſchaftliche Leben iſt ein Zuſtand der fortſchreitenden Kultur. In ihrer Vereinigung haben die Menſchen natürlich mehr Zwecke als jeder Einzelne haben kann; die ſich zum Theil auf das geſellſchaftliche Wohl, zum Theil auf die Mittel beziehen, wodurch ſie ſich unter einander ihre Abſichten befördern helfen. Der Menſch wird hier mit ſeiner Gattung und mit ſeinem Wohnplatze bekannter. Er lernt immer mehr Gegenſtände kennen, die auf ſeine natürlichen Bedürfniſſe Beziehung haben,* oder ein bisher nicht geahndetes Verlangen in ihm wecken. Seine Empfänglichkeit erweitert ſich mit ſeinem Geſichts - und Wirkungskreiſe. Sein enges Herz wird immer umfaſſender, ſeine Kräfte nach mehreren Seiten vertheilt, ſein Gefühl durch mehrere Gegenſtände aufgeregt, ſeine Empfindſamkeit reitzbarer gemacht. Die Erleichterung, die er durch die vereinigten Bemühungen Aller findet, läſst ihn auf neue Wünſche ſinnen. Erfindungsgeiſt und Kunſtfleiſs ſtreben immer höher, dringen immer tiefer, Neue Beſchäftigungen und Genüſſe kündigen ſich, eben weil ſie neu ſind, mit einem ſtärkern Intereſſe an. Der Luxus breitet ſein Zauberlicht über das ganze Leben und alle ſeine Angelegenheiten aus. Der Egoismus ſetzt ſich feſter, und zieht nicht bloſs von der gröſsern Menge der Gegenſtände, ſondern auch von der Verfeinerung, die ihm in der Geſellſchaft den Schein der Humanität gibt, immer mehr Nahrung.

Die herſchenden Neigungen vertheilen ſich in mehrere untergeordnete, die ſchon ihre bewegende Kraft in ſich ſelbſt haben, und nun, als treue Verbündete, die Macht der erſtern verſtärken. Wenn dieſe herrſchenden Neigungen auch nicht ſchon dadurch eine Quelle groſser Verirrungen geworden wären, daſs ſie die übrigen, die doch auch mit zum Weſen des Menſchen gehören, zu tief herabſetzen: ſo müſsten ſie doch durch die vielen ungleichen Gewichte, die im geſellſchaftlichen Leben allenthalben an ihnen ziehen, regellos werden. Je nachdem dieſe oder jene Gegenſtände ſchwächer oder lebhafter auf ſie wirken, ſchlagen ſie in dieſe oder jene, ſchwächere oder lebhaftere untergeordnete Neigungen aus, die in ihren Aeuſserungen, mehr oder weniger, von der Regel der Natur abweichen.

Selbſt die edleren Neigungen, die ſich auf andre Menſchen beziehen, und daher noch etwas der Tugend Verwandtes haben, Mitgefühl, Liebe und Freundſchaft werden durch die Verfeinerung der Kultur, und die Gegenſtände, die nun in ſie einflieſsen, weit öfter ausarten, als ſich veredeln.

Mehr Bedürfniſſe machen auch mehr Mittel der Befriedigung nöthig, die die Einfalt und Wahrheit der Natur, um ſo viel weiter hinter ſich zurück laſſen, je mehr dieſe Bedürfniſſe ſich vervielfältigen.

Im geſellſchaftlichen Leben erfährt der Menſch mannichfaltigen Widerſtand. Die Abſichten, die er verfolgt, ſind auch die Abſichten Andrer; ſein Intereſſe geräth mit dem ihrigen oft in Colliſion. Der eine kann in keinem hohen Grade geehrt ſeyn, ohne daſs dadurch der andre zurückgeſetzt wird. Was dem einen Gewinn iſt, iſt dem andern Verluſt. Was der eine beſitzt, entbehrt eben darum nothwendig der andre. So ſehr ihr gemeinſchaftliches Zuſammenleben dazu geeignet iſt, ſie mit einander zu vereinigen: ſo wird es doch auf der andern Seite wieder deſto mehr Trennungen veranlaſſen. So mannichfaltig auch die Puncte ſind, in denen ihre Wünſche und Beſtrebungen friedlich zuſammentreffen: ſo werden ſie ſich doch noch öfter in denjenigen Stücken, die in die individuelle Sphäre eines jeden eingreifen, feindſelig begegnen; ſie werden ſich einander im Wege ſtehen, und überall hinderlich ſeyn. Wenn daher die Geſellſchaft durch den öffentlichen Frieden, den ſie zwiſchen ihnen ſtiftet, ihre Herzen ſanfter und milder, ihre Beſtrebungen menſchlicher macht, und der Selbſtſucht kräftig entgegen arbeitet: ſo wird ſie ſie, auf der andern Seite, durch den Streit, den ihre Privatabſichten unterhalten, deſto weiter von einander entfernen, ſie rauh, hart und eigennützig machen. Haſs, Rachſucht, Neid und Schadenfreude ſind Bewegungen, die die Natur nicht kennt, die einzig und allein durch den Widerſtand, den der Menſch von ſeines Gleichen erfährt, und der vorzüglich in der Geſellſchaft wirkſam iſt, erzeugt werden.

Hier ſtehen wir an der Quelle derjenigen Neigungen, in denen ſich der Egoiſmus am häſslichſten und verderblichſten offenbart, durch welche er in die Laſter der Bosheit ausſchlägt, deren Urſprung man bald in der Natur, bald in einer abſoluten Verkehrtheit des Willens ſuchte. Es ſind aber in der That zufällige Richtungen, die die Sinnlichkeit dann nimmt, wenn ihren heftigern Beſtrebungen zu ſehr entgegen gewirkt wird, und deren Stärke von der Lebhaftigkeit des Temperamentes abhängt. Gewöhnlich entwickeln ſie ſich in den frühern Jahren, wo der Menſch noch nicht über die Natur der Hinderniſſe, die ihn in den Weg treten, nachdenken kann — und ſind Anfangs weiter nichts, als Unwille über vereitelte Wünſche, gröſserer Andrang des Triebes, eine von dunkeln Gefühlen geleitete und beſtimmte Kraftäuſserung, den Widerſtand zu entfernen, die ſich nachher durch die Gewohnheit in Fertigkeit verwandelt, und, wenn ſich jene dunkeln Gefühle mit etwas Einſicht und Ueberlegung verbinden, in feindſelige, neidiſche und rachſüchtige Empfindungen gegen den, den wir als die Urſache unſers Miſsvergnügens betrachten, übergeht. Wie viel könnte hier die Erziehung verhüten, wie viel verbeſſern! Anlage zu den genannten Fehlern iſt da, aber keine ſolche, die ſie nothwendig erzeugt. Alles hängt davon ab, wie die frühern Eindrücke geleitet werden.

Der Widerſtand macht überdem die Begierde lebhafter. Die Phantaſie mahlt das ſchwierige Gut reitzender aus. Die Vorſtellung ſeines Werthes erhöht ſich, da wir ſo viele darnach ringen ſehen. Die Anſtrengung, die wir ſelbſt darauf verwenden, flieſst in dieſe Vorſtellung mit ein, und das Unbedeutende wird wichtig, weil es nicht ſo leicht zu erlangen iſt. Was wir daran gewagt haben, darf nicht umſonſt gewagt ſeyn. Was ſonſt vielleicht bloſs durch eine geringfügige Eigenſchaft intereſſirte, wird nun Sache der Ehre; wir dürfen nicht unterliegen. Wir müſſen mehr darauf ſinnen und denken, mehr Mittel ergreifen, verwerfen und anwenden; und ſo wächſt der Trieb ſelbſt immer tiefer in das Herz hinein.

Die durch den Widerſtand geweckte Heftigkeit der Begierde offenbart ſich nicht nur in unſittlichen Ausſchweifungen und feindſeligen Geſinnungen gegen den, der unſern Abſichten entgegen iſt; ſie richtet noch gröſsere Zerrüttungen in unſrer Natur an, indem ſie uns in der Beförderung unſrer Zwecke von dem allein rechtmäſsigen Wege abführt. Gewalt gegen den Widerſtand zu brauchen, iſt dem Schwachen unmöglich, und der Stärkere wird daran durch die geſellſchaftliche Einrichtung verhindert. Wer ihn erfährt, und ſich durch ihn eingeſchränkt fühlt, wünſcht ihn auch da zu entfernen, wo er durch das Recht nicht zwingen kann. Ihm bleibt nichts übrig als zur Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Er wird heimlich dem andern Fallen ſtellen, ihm Blendwerke vorgaukeln, und im Verborgenen ſeine Anſchläge ausführen. Er wird Winkelzüge brauchen, wo es dem geraden Sinne nicht gelingt; er wird durch Ränke zu erlangen ſuchen, was er nicht fordern darf. Er wird anders reden als er denkt, ſich anders ſtellen als er geſinnt iſt, ſich gleichgültig zeigen bey dem, was ihn im höchſten Grade intereſſirt, Freundſchaft heucheln, wo er Haſs im Herzen trägt. Argliſt, Verheimlichung, Betrug, Lügen, zweydeutige, verfängliche Worte werden ſich ſeiner Handlungen bemächtigen, eine Neigung dazu wird ſich mit der Zeit ſeinem Charakter mittheilen. So dringt das Laſter der Falſchheit in die menſchliche Natur ein, um das, was noch etwa an ihr gut war, vollends zu verderben. Es iſt nicht angeboren. Nur in ſchlechten, feigen, eigennützigen Seelen ſchläft der Same davon. Ein edles Gemüth verachtet den ungerechten Gewinn, verſchmäht auch beym gerechten dieſe Kunſtgriffe, und widerſteht innerlich der Begierde, wo er das äuſsere Hinderniſs nicht entfernen, ihren Gegenſtand nicht erreichen kann. Auch hier wirken Temperament, Erziehung, Schickſale, die Beſchaffenheit der natürlichen Neigungen, und die Art dieſes Widerſtandes ſo mannichfaltig, daſs auch der gröſste Menſchenkenner nicht im Stande iſt, die Wirkungen des letzteren zu berechnen.

Das geſellſchaftliche Leben erzeugt eine Menge praktiſcher Vorurtheile, die ihren Einfluſs auf das Herz nicht verfehlen. Die Vorurtheile, die der Menſch, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, nährt, ſind bloſs eine Folge ſeines Mangels an Bildung, an Erfahrung und Nachdenken. Sie entſpringen aus dem Kopfe, und wirken ſelten weiter als auf dieſen zurück, verwirren gewöhnlich nur Meynungen; und wo ſie ja in das Leben eingreifen, ſchaden ſie mehr ſeinem gemeinen, bürgerlichen, als ſeinen höhern Angelegenheiten, arbeiten ſie mehr dem Intereſſe der Klugheit, als dem der Sittlichkeit entgegen, verleiten ſie mehr zu zweckwidrigen, als zu verderblichen Handlungen und berichtigen ſich mit der Zeit ſelbſt. Sie ſind weniger hartnäckig, weil ſie an nichts Geliebtem feſthangen. Die beſſere Einſicht zerſtört ſie bald, da ſie in nichts Widerſtand findet. Nur dumpfe Geiſtesträgheit macht ſie unüberwindlich. Ganz anders iſt es mit den Vorurtheilen, die im geſellſchaftlichen Leben empfangen werden. Sie betreffen Dinge, die für den moraliſchen Menſchen wichtiger ſind, die das Herz zunächſt intereſſiren, deren vernünftige Kenntniſs, und Würdigung das Leben eben ſo ſehr veredelt, als eine unrichtige Denkungsart über dieſelbe ſeine Verſchlimmerung unvermeidlich herbeyführt. Sie beziehen ſich auf den Werth derjenigen Güter, in deren übermäſsiger Schätzung ſich die verkehrte Geſinnung vornehmlich offenbart, wozu die Neigung am leichteſten ausſchweift, und eine unüberſehbare Reihe unſittlicher Handlungen herbeyführt. Sie rechtfertigen und beſchönigen Leidenſchaften, die ſchon an ſich ſehr mächtig ſind. Sie heben Zwecke hervor, die ſchon von Natur dem Menſchen mehr als zu viel gelten. Sie paaren die ſinnlichen und moraliſchen Angelegenheiten ſo, daſs nothwendig die letztern ihrem Geiſte nach verdunkelt werden — oder ſie tilgen dieſe wohl gar ganz weg. Sie verderben die Art über Religion und Sittlichkeit zu denken, verbreiten falſche, abergläubiſche Begriffe über die Natur ihrer Lehren und Vorſchriften, die dieſen nicht allein ihre wirkende Kraft benehmen, ſondern noch dazu den beſleckteſten Neigungen durch eine heilige Sanction, unbeſiegbare Feſtigkeit geben, die den Menſchen nicht bloſs pflichtwidrig, ſondern auch ohne Vorwurf pflichtwidrig handeln laſſen, und den Wahn unterhalten, die höhern Forderungen der Natur da ſchon befriedigt zu haben, wo das Herz noch unter der traurigſten Verwüſtung liegt. Sie ſchleichen ſich ſo unvermerkt ein, daſs man ſelbſt nicht weiſs, wie man dazu gekommen iſt, und dabei die Stimme der Natur in ihnen zu vernehmen glaubt, die Möglichkeit eines Zweifels dagegen unbegreiflich findet. Es ſcheint, als ob jeder Menſch ſo denken müſſe.

Die Vorurtheile der Geſellſchaft wirken mit gröſserer Gewalt auf das Herz; denn ſie haben gewöhnlich im Herzen ihren Urſprung oder werden doch, wenn ſie anderswo her kommen, gleich von ihm in Schutz genommen. Es iſt oft in ihnen eine einſeitige Wahrheit, die ſich zufällig im Leben bewährt und daher ſtärker blendet, die andre Seite leichter überſehen läſst. Wirklich haben die Güter, in deren übertriebener Schätzung ſich jene Vorurtheile offenbaren, in der Geſellſchaft mehr Werth, als ſie in einer iſolirten Lage haben können. Sie verſchaffen weit mehr angenehme Genüſſe, tragen weit mehr zur Beförderung unſrer anderweitigen Zwecke bey, machen unſre Exiſtenz leichter, froher und ſchöner. Ihr Mangel kündigt ſich oft durch den empfindlichſten Druck, durch das ſchmerzhafteſte Entbehren an, und drohet uns den Verluſt unſrer ganzen geſellſchaftlichen Exiſtenz. Veranlaſſung genug, ſich von ihnen ganz einnehmen zu laſſen, und ihre Würdigung aus einem höhern Standpuncte zu vernachläſſigen, oder ihren Einfluſs, in der Einbildung, auch bis dahin zu erweitern, wohin er in der Wirklichkeit nicht dringt. Hierzu kommt nun noch die öffentliche Meynung, die mit dem Intereſſe eines verführeriſchen Scheines, und eines geneigten Herzens ihre Stimme vereinigt, und dadurch auf mehr als Eine Weiſe den Verſtand für ſich zu gewinnen weiſs. Leicht theilen ſich Vorurtheile mit unter Menſchen, die mit einander in immerwährendem Verkehr ſtehen, täglich ihre Gedanken wechſeln, nach denſelben Gütern ſtreben, ſo viele Wünſche und Ueberzeugungen gemein haben, ſich ſo oft auf demſelben Wege begegnen, wo ſich einer dem andern ſo gerne gefällig macht, ſo leicht gleich ſtellt. Unwillkührlich dringt ſich uns die Meynung an, die wir aus jedem Munde hören, die in jeder Maxime befolgt wird, die alle Beſtrebungen leitet, die gröſsten Veränderungen herbeyführt, der alles mit Liebe entgegen kommt, nach der ſich alle Gedanken reguliren, von der alle Herzen voll ſind.

So geht dann der arme verblendete Menſch unter der Laſt verderblicher Vorurtheile dahin, und weiſs nicht, welch eine ſchwere Bürde er trägt, verwildert, wo er denkt veredelt zu werden. Unter ihrer Pflege ſchieſst der Same ungeregelter Neigungen üppiger empor, von ihrer Hand gezogen und genährt, wächſt die natürliche Verkehrtheit zu einer Höhe, in der ſie faſt unverbeſſerlich iſt.

Nicht weniger verdirbt die Geſellſchaft am Menſchen, durch die Beyſpiele, die ſie ſeinem Nachahmungstriebe darſtellt. Unvermerkt theilt ſich ihm dasjenige mit, was er oft an andern ſieht, gehen nicht bloſs ihre Handlungen, ſondern auch ihre Handlungsweiſen, ihre herrſchenden Empfindungen und Beſtrebungen in ihn über, bemächtigen ſich ſeines Herzens vorzüglich da, wo es noch keine beſtimmte Richtungen erhalten hat, noch durch keine Grundſätze fixirt iſt, ſtellen ihm alles unter dieſer Form dar, und werden unwillkührlich zur That.

Die öftere Erfahrung, daſs etwas ſo und nicht anders geſchieht, erzeugt ein dunkles Gefühl von einem alſo geſchehen Müſſen, das ſich zwar nicht in Begriffen ausſpricht, aber deſto ſchneller und nachdrücklicher in Handlungen offenbart, und ſchon vieles gewirkt hat, ehe man noch im Stande iſt, ſelbſt zu überlegen, oder die Stimme der Wahrheit und des Rechts aus dem Munde andrer zu vernehmen. Und was iſt denn auch dieſe Stimme, die doch nur an den Verſtand gerichtet iſt, während das Beyſpiel zum Herzen redet, die nur Urtheile hervorbringt, während das letztere mit Gewalt in die Sinnlichkeit eindringt. Die Menſchen, beſonders der ungebildete Theil, verrichten faſt eben ſo viele Handlungen, weil ſie ſie überall verrichten ſehen, weil es einmal ſo üblich, und ihre Denkweiſe damit gleichſam zuſammengewachſen iſt, als weil eine beſondre Neigung ſie dazu treibt. Oft vermag das allgemeine Beyſpiel uns ſogar zu ſolchen Dingen, die unſrer herrſchenden Neigung ganz zuwider ſind, zu Aufopferungen, die unſre heftigſten Leidenſchaften beeinträchtigen. Die meiſten Erſcheinungen, die gutmüthige Menſchen ſo leicht für Wirkungen eines reinen und unbedingten Pflichtgefühles nehmen: was ſind ſie anders, als das Reſultat einer durch öffentliche Meynungen und Maximen hervorgebrachten Vorſtellungsfertigkeit, die ihre Formen ſchnell und unwiderſtehlich in Handlungen umſetzt.

Dies ſind indeſs nur noch unbewuſste, mechaniſche Wirkungen des Beyſpiels. Bedeutender ſind die beſonnenen, wo man ſich ſelbſt beſtimmt, ſich nach den allgemein, oder von einzelnen intereſſanten Menſchen angenommenen Maximen zu richten. Wer möchte ſich nicht gerne ſeinem Zeitalter gefällig machen? Wer möchte ſich vor ſo vielen durch Eigenthümlichkeiten auszeichnen, die nur innere Billigung, öffentlich gewiſs Tadel zu erwarten haben? Man iſt nun einmal in die Nothwendigkeit geſetzt, mit Menſchen zu leben, man muſs ſich alſo auch wohl ihrer Geiſtesſtimmung, ihren Vorurtheilen und Sitten anbequemen. Von dem Grade dieſes Anbequemens hängt die Gröſse des Vortheils, dem wir von ihnen zu ziehen, der Grad des Vergnügens, das wir in ihrem Umgange zu finden hoffen dürfen, ab. Wir müſſen uns ihnen gleich ſtellen, wenn ſie uns nur dulden — wie viel mehr, wenn ſie uns liebevoll aufnehmen ſollen? Zu allen Zeiten gibt es Thorheiten, welchen zu huldigen, Thoren, welchen zu folgen der einzige Weg zu einem bedeutenden Anſehen iſt — Laſter, gegen welche ſich aufzulehnen überall den Namen der Geiſtesſchwäche und der Engherzigkeit trägt. Die Eigenheiten des Zeitalters und ſeiner Lieblings-Charaktere drücken ſich auf dieſe Art mehr oder weniger in jedem Einzelnen ab, und mit ihnen dringt ſein Verderben überall ein.

Es gibt aber Beyſpiele, die uns noch näher liegen, an Menſchen, mit denen wir öfter umgehen, die wir mehr beobachten, deren Sitten uns anſchaulicher entgegenkommen, kräftiger anſprechen, die uns bald das Vorurtheil des Anſehens, der Aufklärung und Geiſtesbildung, bald Zutrauen zu ihrer Weisheit und Herzensgüte, bald die Gewohnheit des Zuſammenlebens, bald das Intereſſe der Achtung, des Wohlgefallens, der Freundſchaft und Liebe, bald Eigennutz oder Eitelkeit wichtig macht, und als Muſter der beſonnenen Nachahmung aufſtellt. Selten widerſteht da das Herz. Viel Edles, das wir an ihnen bemerken, verblendet uns für ihre Fehler; Anhänglichkeit und Vertrauen lehren uns über ſie wegſehen oder zeigen ſie uns in einem vortheilhaften Lichte. Oft ſind es ſelbſt dieſe

Fehler, die das Zeitalter an ihnen bewundert; wir glauben nichts Ehrenvolleres, Zweckmäſsigeres und Belohnenderes unternehmen, unſern Vortheil nicht ſicherer beſorgen zu können, als wenn wir uns beſtreben ihnen hierin gleich zu werden, und thun oft unſerm Charakter die ſchmerzhafteſte Gewalt an, um ſeine natürlichen Gebrechen durch neue zu vermehren, opfern gute Eigenſchaften, die mit unſern Neigungen im freundlichen Einverſtändniſſe waren, auf, um ſchlechte zu gewinnen, die dieſen Neigungen ganz entgegen ſind.

Der natürliche Thätigkeitstrieb, unter allen angebornen und angebildeten, bey weitem der umfaſſendſte und einfluſsreichſte, iſt an ſich unbeſtimmt. Er geht nicht auf dieſes oder jenes. Er will nur ſchaffen, wirken, bauen oder zerſtören, gleichviel an welchem Objecte und auf welche Art, wenn nur beydes dem Grade ſeines innern Lebens angemeſſen iſt. In ihm iſt Möglichkeit und Tendenz auf alle nur denkbare Weiſe ſeine Kraftäuſserung zu offenbaren. Alles, was in ſeine Sphäre fällt, alles, was er erreichen, berühren, bearbeiten kann, ergreift er mit gleichem

Intereſſe, da er von Natur für nichts Beſonderes intereſſirt iſt. Nichts deſto weniger iſt er doch auch dazu geeignet, bleibende Richtungen anzunehmen, ſich in ein unveränderliches Geleiſe treiben, ſich nach beſtimmten Formen leiten zu laſſen. Dies iſt der Grund, warum er den Wirkungen des Beyſpiels ſo ganz offen ſteht. Es braucht hier nichts Vorhandenes zerſtört oder umgeſchaffen, nichts ſchon auf eine gewiſſe Art Geordnetes anders geordnet, nichts abgeſchnitten, nichts eingelenkt, nichts zuſammengedrängt zu werden. Es iſt hier Empfänglichkeit für jedes Gepräge, und zugleich Streben, eine Form anzunehmen. Dem erſten Anſtoſse von auſsen fügt ſich alles wie von ſelbſt. Jeder Eindruck geſtaltet, ohne erſt lange mit einer trägen Maſſe kämpfen, ohne Hinderniſſe entfernen zu dürfen. Mechaniſch drängt ſich der Trieb in die Handlungsweiſe hinein, die das Beyſpiel ihm vorhält. Sehr viele Verirrungen des Herzens, und vor allen diejenigen, die ſo manches abſchreckende Gemählde von der menſchlichen Natur veranlaſst haben, ſind nichts anders, als verkehrte Richtungen des Thätig-

keits

keitstriebes, natürliches Bedürfniſs zu wirken, vom Beyſpiele irre geleitet. Manchen menſchenfeindlichen Mann, den wir jetzt, als eine boshafte Seele, verabſcheuen, würden wir liebevoll bedauern, wenn uns die Geſchichte ſeines Herzens bekannt wäre, wenn wir wüſsten, wie dieſes Herz, ſonſt voll natürlicher Güte, aber warm und heftig — dieſer Kopf mit den herrlichſten Anlagen, aber feurig ſtrebſam, ehe er ſich ſelbſt bewachen konnte, durch andre verdorben, und in eine Richtung gebracht wurde, die er ſich ſelbſt nie würde gegeben haben.

Daſs der Menſch aber wirklich durch dieſen mächtigen, ſich durch das ganze Leben hinziehenden, und beſonders in der Periode der gröſsten Bildſamkeit ſehr wirkſamen Einfluſs des Beyſpieles verdorben, die natürliche Regelloſigkeit des Herzens vermehrt werden müſſe, iſt auſser Zweifel. Nur ſelten, und unter äuſserſt glücklichen Umſtänden wird er mehr Gutes als Böſes, mehr Handlungen von einem lautern Gefühle geleitet, nach vernünftigen Grundſätzen geordnet, als wilde Ausbrüche der Leidenſchaft zeigen.

Man darf nicht fürchten, durch dieſe Behauptung über die Moralität des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen zu hart zu urtheilen. Moralität der Geſinnung iſt nicht ſo bald Tugendhaftigkeit des Lebens. Wahre Güte des Willens kämpft lange gegen die Leidenſchaft an, ehe ſie ſich in den Handlungen realiſirt, während eine glückliche Natur ſich leicht und ſchnell in äuſsere Geſetzmäſsigkeit ausprägt. Der edeldenkende Menſch verirrt ſich vielleicht, beſonders wenn in ihm Anlagen zu einem groſsen Charakter ſind, mehr als der gemeine Menſch ohne ſittlichen Werth, den bloſs Furcht, Weichlichkeit und Kleinmuth verhindern, daſs ſeine Leidenſchaften nie über die Gränzen der bürgerlichen Rechtlichkeit hinausdringen. Und auf das Aeuſsere kommt doch hier alles an, denn nur durch das Aeuſsere und auf das Aeuſsere kann das Beyſpiel wirken; das Innere wird allein durch Selbſtpflege des ſittlichen Gefühls geweckt.

Umgebt den Jüngling, in den Jahren der höchſten Empfänglichkeit für alles, was ihm entgegenkommt, mit ſolchen Menſchen, die überall das Gepräge der Wahrheit und Mäſsigung in ihrem Charakter und in ihren Handlungen zeigen; laſst ſeine Eltern, Lehrer und Freunde Muſter der Weisheit und Nüchternheit ſeyn: wird er ſich nie aus dieſem Kreiſe, in dem ihr ihn doch halten müſstet, wenn er gut bleiben ſoll, heraus verirren? wird er nie unter ſolche gerathen, die ſeinen Hang zum Heftigen, Ausſchweifenden, Leidenſchaftlichen anſprechen; die er von dem Feuer ergriffen ſieht, das ſchon lange in ihm aufzuwallen ſtrebte? Wird nicht die Neuheit, das Eccentriſche, die anſcheinende Gröſse, das volle Leben, die hier überall ſo gewaltſam auf ihn eindringen, in Einem Augenblicke alles zerſtören? Werden ihm nicht dann, wenn ihr ihn nicht mehr bewachen könnet, wenn ihn ſein Schickſal in ausgebreitetere Verbindungen führt, weit mehr Erſcheinungen des brennenden Ehrgeitzes, des unerſättlichen Geldhungers, der irre geleiteten Thätigkeit, der ungebändigten gröbern oder feinern Wolluſt, der raffinirten Falſchheit, des Neides, der Schadenfreude und der Rachbegierde, als des richtigen Ehrgefühles, der Uneigennützigkeit, des weiſen Wirkens, der

Enthaltſamkeit und Mäſsigung, der Wahrheit und Offenheit, des ſchlichten geraden Sinnes und des thätigen Wohlwollens begegnen? Dazu kommt noch dies. Für Eine, vielleicht für mehrere von jenen Leidenſchaften iſt er gewiſs ſchon intereſſirt, ſie entſprechen ſeinen natürlichen Trieben, zu den entgegengeſetzten Tugenden hat er bloſs die Anlage. Sie muſs ſich erſt durch Vernunft und Grundſätze entwickeln; was ſind aber Vernunft und Grundſätze, wo der Menſch noch ganz von ſinnlichen Eindrücken fortgeriſſen wird!

Geſetzt aber, dies wäre nicht ſo, diejenigen natürlichen Neigungen, die mit dem moraliſchen Gefühle zuſammenſtimmen, äuſserten ſich häufiger als die entgegengeſetzten: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daſs nur ſehr wenige ſonſt gutmüthige Menſchen ihr Inneres in Ordnung gebracht haben. Die natürliche Verwirrung des Herzens muſs ſich in der gleichen Verwirrung, die man faſt bey allen andern bemerkt, nachdrücklich beſtärkt finden. Und auch das möchte noch hingehen. Bildete ſich der einzelne Menſch nur nach dem Einzelnen oder nach dem Zeitalter, deſſen Charakterzüge doch immer eine gewiſſe Einheit haben, in Einem Zwecke zuſammenſtimmen, durch Ein, wenn auch nicht moraliſches, Band verknüpft ſind: ſo würde doch wenigſtens die Disharmonie des Herzens nicht ſo groſs ſeyn. Aber er nimmt von allen an; allgemeine Eigenſchaften des Zeitgeiſtes und beſondere der Individuen theilen ſich ihm mit. Er vereinigt in ſeinem Charakter die verſchiedenartigſten Züge. Die heterogeneſten Beſtandtheile ſammeln ſich zu einander und vereinigen ſich zu einem Ganzen, wie es der Zufall mit ſich bringt. Wie iſt da ſittliche Ordnung zu erwarten! — muſs nicht vielmehr die natürliche Unordnung und Verwilderung noch immer gröſser werden!

Endlich wirkt die Geſellſchaft zur moraliſchen Verſchlimmerung des Herzens durch verwahrloste oder verkehrte Erziehung, durch abſichtliches Irreleiten des Verſtandes, der Geſinnung und Handlungsweiſe, durch die thätige Bemühung der Menſchen, ſich unter einander ſo viel als möglich zu verderben. Unſre Erziehung, die groſse Angelegenheit des Jahrhunderts, über die ſo viel gedacht und geſchrieben, für die ſo manche Methode vorgeſchlagen, für die ſo vieles gethan iſt — fährt ſie nicht noch immer fort, bald aus Unwiſſenheit, bald aus Trägheit, bald aus gutmüthiger Philanthropie, bald aus Pedanterey, bald aus Ueberſpannung, bald aus Gedankenloſigkeit und Einſeitigkeit Fehler zu erzeugen, die die Natur ohne ſie nie würde hervorgebracht haben, Leidenſchaften zu erhitzen, die ſonſt nur mit ſanfter Wärme das Herz bewegt hätten, und ſich nun mit Gewalt zwiſchen die ruhigen Beſtrebungen der Natur drängen, das Gleichgewicht der Seele aufheben?

Einfalt und Kunſt wetteifern hierin mit einander. Bald glaubt die Beſchränktheit alles gethan zu haben, wenn ſie den Liebling ihres Herzens nur mit Zärtlichkeit pflegt, alles Unangenehme von ihm entfernt, ſeine Wünſche, ſo viel als möglich, befriedigt, und ihm alles recht bequem zu machen ſucht, ohne ſich nur in den Sinn kommen zu laſſen, daſs der junge Menſch dadurch verweichlicht, ſeine Begehrlichkeit vermehrt, ſein Egoismus unterſtützt, der Kreis ſeiner Wünſche unnatürlich erweitert, ihre Heftigkeit entflammt, und in die verkehrteſten Aeuſserungen geleitet werde, wenn das Verlangte nicht zu erreichen ſteht. Bald wähnt die Trägheit, durch Unterricht, Lehre und Vorſchrift alles zu bewirken, während ſie, durch das lebendige Beyſpiel, nicht allein jene ihres Erfolgs beraubt, ſondern auch den Reitz des Verbotenen noch mehr erhöht, und den Uebergang der Grundſätze in das Herz auf immer unmöglich macht. Bald erfüllt die Eitelkeit die Seele mit unbedeutenden Beſtrebungen, leitet alle natürlichen Kräfte ausſchlieſsend auf das Sinnliche, unterwirft alles den Grundſätzen eines froſtigen Welttons, kettet alle ſo feſt an die kleinen Zwecke des geſellſchaftlichen Umgangs, daſs ſie ſich ohne Rettung ganz in dieſelben verlieren. Bald verrückt ihm Frivolität den Standpunct des Lebens, verwirrt in dem Grade ſeine natürlichen Gefühle, daſs es ein Wunder wäre, wenn er noch einen Funken jenes zarten Sinnes für Wahrheit und Ordnung mit in die Jahre herüberbrächte, die ihn in die Welt einführen. Bald kennt die Einſeitigkeit nichts Höheres als Raffinerie, Klugheit, feinen Verſtand, wenn ſie ſich auch in Verſtellung, Falſchheit, Argliſt und Schiefheit des Herzens offenbarten, treibt wohl ſelbſt dazu an, zerſtört die Einfalt, Wahrheit und Offenheit der Natur oder nährt doch wenigſtens durch jene Bewunderung, übertriebene Schätzung der intellectuellen Fähigkeiten, und einen gränzenloſen Ehrgeitz. Bald iſt es ein heilloſer Geiſt der Zeit, dem alles untergeordnet, alle Anlagen geheiligt, in deſſen Dienſte die natürlichſten Bedürfniſſe unterdrückt, und die unnatürlichſten erkünſtelt werden. Bald ſind es die widerſinnigſten Begriffe über Menſchenbeſtimmung und Lebenszweck, nach denen man alles regulirt, und darüber die köſtlichſten Blüthen des Geiſtes und Herzens zerſtört. Bald ſind es geiſtloſe Formeln, in die das volle, ſchöne Leben eingezwängt, träger Mechanismus, wodurch der geſunde Verſtand und das rege Gefühl unterdrückt, enge Feſſeln, worin die freye Phantaſie gelegt wird. Bald iſt es eine leidige Methode, nach der man, engherzig genug, alles zu regeln ſtrebt, *falſche Kunſt*, die ohne eignes Urtheil und ſelbſtſtändige Behandlung anflickt und abſchneidet, erweitert und zuſammenpreſst, und die Natur vollends zu Grunde richtet. Bald iſt es eine *miſsverſtandene Liberalität*, nach der der Menſch ganz aus ſich ſelbſt entwickelt, nichts an ihm geordnet, und nur ſeinen Anlagen, wie ſie ſich in ihm finden, Stoff und Reitz ertheilt werden ſoll. So verdirbt fehlerhafte Erziehung den Menſchen. Lieſse ſie ihn nur wie er iſt: der innere Streit des Herzens würde lange nicht ſo lebhaft, ſo heftig, ſo anhaltend und ſo weit verbreitet worden ſeyn.

Aber nicht bloſs die Erziehung, ſondern auch das *ganze nachherige Leben* der Menſchen mit einander iſt voll von abſichtlichen und unwillkührlichen Bemühungen, alte Laſter zu befeſtigen und neue hervorzutreiben, ausſchweifende Begierden anzuregen, und ſie ſich über eine immer gröſsere Menge von Gegenſtänden ergieſsen zu laſſen. Wie oft weckt das wohlwollende, aber unüberlegte Beſtreben andrer, uns Freude zu machen Neigungen in uns auf, die eine unerſchöpfliche Quelle der traurigſten Verirrungen werden! Wie oft ertheilt ihnen die ſchwache Billigung derer, deren Urtheil bey uns Gewicht hat, unüberwindliche Stärke! Wie oft iſt der Scharfſinn andrer, wo der unſrige uns verläſst, unermüdet thätig, dem alten Vergnügen neues Leben zu geben, dem reitzlos gewordenen Genuſſe neue Modificationen zu erkünſteln, der erbleichten Geſtalt neue Farben aufzutragen, die verbrauchten Mittel durch andre zu erſetzen, das erſtorbene Feuer wieder anzufachen! Viele unſittliche Wünſche laſſen ſich nur gemeinſchaftlich mit andern befriedigen, die man nicht allein dafür ſtimmen, ſondern auch in dieſer Stimmung erhalten muſs. Oft macht es das Intereſſe eines auszuführenden Planes nothwendig, andre mit hineinzuziehen, und ſie mithin für alle die feinen Ränke empfänglich zu machen, ſie zu der heilloſen Halbheit und Verſchrobenheit des Charakters zu bringen, die dazu erfordert werden. Es gibt viele Menſchen, denen es ein eigenthümliches Geſchäft iſt, an dem Geiſte und Herzen der andern nach und nach alles zu verrücken; ſie können das mit einer

Unbefangenheit, die ihrem Verſuche das Gelingen ſicher verbürgt. Es iſt oft weit ſchmeichelhafter ſeiner Denkungsart Verehrer, ſeiner Handlungsweiſe Nachahmer, als ſeinen Meynungen Anhänger erworben zu haben. Unzählbar ſind die Methoden, die ſich die ſchlaue Verführung erſonnen hat, auf den Verſtand und das Herz zu wirken, Ueberzeugung und Gefühl gefangen zu nehmen. Wenige treten mit einem Herzen, woran Vorurtheile, Beyſpiele und Erziehung noch nichts aus einander geſchoben haben, in die Welt; aber wer hätte ſich wohl von den Grundſätzen, die in ihr herrſchen, ganz frey gehalten, wer wäre nicht einiger Maſsen durch die Bemühungen andrer Menſchen verdorben worden!

Das zweyte unter den allgemeinen Verderbniſsmitteln der menſchlichen Natur iſt das Schickſal. Es iſt einer der lauteſten und zuverläſſigſten Ausſprüche unſrer moraliſchen Natur, eine der erſten Ueberzeugungen des religiöſen Glaubens, daſs unſre Lebensereigniſſe den Geſetzen einer ſittlichen Ordnung unterworfen, und für die Beförderung unſrer Bildung und Veredlung zweckmäſsig eingerichtet ſind. Aber dahin können ſie nicht von ſelbſt, nicht mechaniſch wirken, oder die Veredlung müſste aufhören Werk der Freyheit zu ſeyn. Es iſt hier auf die Bemühungen des Menſchen mit gerechnet. Er muſs ſein Schickſal verſtehen lernen, auf ſeinen Lebenszweck beziehen, mit ſeinen Bedürfniſſen vergleichen und in Harmonie ſetzen, und darnach ſeine jedesmaligen Wirkungen reguliren; die Eindrücke, die es auf ihn macht, feſthalten oder unterdrücken, einſchränken oder erweitern, ſo oder anders leiten. Ohne das wird es ihn unvermeidlich verderben. Er wird den lebendigſten Gefühlen folgen, die es in ihm erweckt — oft nur erweckt, daſs er ſich ihnen widerſetze, und darin ſeine ſittliche Energie übe. Er wird ſich oft aufgemuntert fühlen, wo es ihn warnen wollte, oft bewegt werden, wo er nur lernen, oft blindlings ergreifen, was er mit Beſonnenheit fliehen ſollte.

Unter allem Menſchlichen wirkt das Schickſal am anhaltendſten, zuverläſſigſten und vielſeitigſten auf das Herz. Es begleitet den Menſchen allenthalben. Wo er jedem andern entflieht, ſteht es noch immer in ſeiner ganzen Gewalt vor der Seele. Bey aller Veränderlichkeit, bey allen Abwechſelungen ſeiner Ereigniſſe, behält es doch durchgängig eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Tendenz, die theils in dem individuellen Charakter, theils in etwas Höherm gegründet zu ſeyn ſcheint. Selbſt die ſchnellſten und auffallendſten Kataſtrophen tragen das Gepräge Einer Grundform, ſchmiegen ſich Einem groſsen Entwurfe an, der ſelten ganz erforſchlich, deſſen Spur aber immer unverkennbar iſt. In allen ſeinen Momenten iſt es voll mannichfaltiger Beziehungen auf das Gefühl, die letzte Bewegungskraft des Geiſtes. In keiner Erſcheinung verfehlt es, irgend etwas am Herzen zu wirken. Ueberall drückt es ſich ihm, nicht allein in einer herrſchenden Stimmung, ſondern auch in einzelnen Zügen ein. Keine Anlage, kein Trieb der Natur, die nicht von ihm Begünſtigung oder Beeinträchtigung erführen und auf dieſe Weiſe modificirt würden. Keine Angelegenheit des Lebens, auf deren Anſicht und Würdigung nicht das Schickſal bedeutenden Einfluſs hätte. Keine Kraft, der es nicht zum Theil ihre Richtung gäbe. Von ihm begünſtigt und erhoben, von ihm gedemüthigt und gedrückt, trägt der Menſch allenthalben ſein Bild an ſich, und kann es nur ſelten an der Auſsenſeite verbergen. Das Schickſal zählt ihm ſeine Leiden und Freuden zu; was iſt der natürliche Charakter des Menſchen aber gewöhnlich anders, als eine Miſchung von beyden? Das Schickſal führt ihn in ſeine Verbindungen; und wird ihm nicht faſt jede praktiſche Lehre, ſo wie das Maſs ſeines Muthes und ſeines Eifers durch dieſe Verbindungen? Das Schickſal verfügt darüber, wie alles an ihm wechſeln ſoll; und beſteht nicht gewöhnlich die ganze Form ſeines Innern aus Zügen, die dieſer Wechſel darauf gezeichnet hat? Das Schickſal lähmt ſeinen Geiſt, und gibt ihm freyen Aufſchwung; und liegt nicht hierin das ganze Reſultat ſeines wirkſamen Lebens?

Selten nur treibt das Schickſal Blüthen, die nicht auch die ſich ſelbſt überlaſſene Natur entfaltet hätte; nur daſs es ſie ſchneller, ſchöner, voller und lieblicher entwickelt, daſs in ſeinem günſtigen Sonnenſcheine alles beſſer gedeiht. Aber oft erſtickt es die edelſten Keime, tritt die herrlichſte Pflanze nieder, verwüſtet die reichſten Ernten, vergiftet den beſten Samen zu verderblichem Unkraut.

Wer kann in dem verachtenden Blicke, dem höhnenden Uebermuthe und in dem tollen Leichtſinne des Ueberglücklichen, die ſo genannte Gunſt — in jenem wilden Trotze, in jener feigen Verzagtheit, in jener kalten Reſignation, in jener dumpfen Gefühlloſigkeit, und in jener feigen Liſt die ſchwere Hand — in jenem vergrabenen Talente, in jener unterdrückten Kraft die Grauſamkeit — in jenem verſtimmten, mürriſchen Sinne die launige Wandelbarkeit — in jenem nie geſtillten Verlangen, in jener mächtigen Begehrlichkeit, in jener unruhigen Zerſtreuungsſucht die Verweichlichung des Schickſals verkennen?

Mehr als irgend etwas von dem bisher Genannten wirkt das Schickſal geradezu auf die Geſinnung. Unvertilgbarer als alle andre ſind die Züge, die es der Seele einprägt — ſchrecklicher die Verirrung, wozu es leitet, tiefer, feuriger, unergründlicher und regelloſer dieſe Leidenſchaften, die es durch eine Reihe von Zufällen und Veränderungen hervorbringt.

Was nun auf dieſe Weiſe die Natur erzeugt, Gefühl und Phantaſie von innen erweitert, Geſellſchaft und Schickſale von auſſen vollendet haben, das befeſtigt endlich die Gewohnheit und bringt es zur vollen Wirkſamkeit. Sie überwindet die Hinderniſſe, die ſich der neuen, durch Beyſpiel oder Erziehung, empfohlenen Maxime, in angebornen Trieben und natürlichen Gefühlen entgegenſetzen, indem ſie dieſen Gefühlen nach und nach eine andre Stimmung, jenen Trieben eine befreundetere Richtung gibt, und, durch öftere Uebung, der Lebensthätigkeit dieſe Form mehr aneignet. Sie führt den Gedanken zum Vorſatz, den Vorſatz zur That, die That zur Fertigkeit, die Fertigkeit zur Neigung, und bringt dieſe mit der, Anfangs noch ſo heftig widerſtrebenden, Natur in Harmonie. Sie macht das Mühvolle leicht, das Widrige gefällig, nimmt dem Schmerze ſeinen Stachel und erhöht

erhöht die Reitze des Intereſſanten unaufhörlich. Was ohne ſie die Seele nur flüchtig berührt und höchſtens auf ihrer Oberfläche einige Spuren zurückgelaſſen hätte, wird durch ſie bleibendes Bedürfniſs, und drückt ſich, als ſolches, dem Herzen unauslöſchlich ein. Sie beſtimmt das Unbeſtimmte ſchärfer, als die Natur es vermocht hätte, und prägt das ſchon Beſtimmte anders aus. Sie verewigt angeborne und angebildete Thorheiten, ſie heiligt die Verirrungen des Herzens, und gibt ihnen eine ſo feſte Geſtalt, die allein durch kräftige Grundſätze und die Stärke eines ſtandhaft guten Willens kann zerſtört werden.

So bildet ſich das Materiale des Charakters durch die natürlichen Triebe der Sinnlichkeit und äuſsern Lebensverhältniſſe zu gränzenloſer Disharmonie, ehe der Menſch durch das Formale, welches in Vernunft und Freyheit begründet iſt, auf ihn wirken kann. So liegt in dem urſprünglich geordneten Sinne ſchon der Same des Böſen und entwickelt ſich unvermeidlich nach der Nothwendigkeit der Natur. So zerbricht er die Feſſeln eines weiſen und wohlthätigen Inſtinctes, um in ein freyes Leben voll Verwirrung und Elend überzugehen, und immerfort mit ſich ſelbſt im Streite zu liegen.

Die Sinnlichkeit, ob ſie es gleich von Natur nicht war, iſt alſo ſchon verdorben, wenn ſie in die Gewalt des Menſchen fällt, wenn man unter Verderben Regelloſigkeit ihrer Neigungen verſteht. Die Anlage zu dieſem Verderben war auch in ihr. Aber darüber haben wir die Natur nicht anzuklagen: denn das Natürliche iſt nicht das wahrhaft Menſchliche; das Moraliſche, was wir uns ſelbſt anbilden, iſt allein menſchlich. Nur durch dieſes werden wir würdig oder unwürdig. Jenes Verderben iſt der Weg zur Veredlung; ohne daſſelbe würde der Menſch immer unter der Herrſchaft des Inſtinctes geblieben, nie ein wahrhaft tugendhaftes Geſchöpf geworden ſeyn, zwar mit ſich ſelbſt einſtimmiger, froher, glücklicher gelebt, aber nie wahren Geiſtesadel errungen haben. Blinde Folgſamkeit gegen eine geſetzmäſsige Sinnlichkeit iſt ſchon Immoralität. Alles hängt davon ab, daſs das Formale gut ſey, und von dieſem die Güte auf das Materiale übergehe.

Allmählig reift der Menſch, unter den mancherley Beſtrebungen, die Natur und Zufall in ihm wecken, zur Vernunft hinan. Die

Beobachtungen über Welt, Menſchen und ſein eignes Herz, die er bisher einſammelte, und die ſich ihm zum Theil unwillkührlich aufdrangen, haben ihn nicht allein im Denken, Vergleichen und Unterſcheiden, im Reflectiren über menſchliche Handlungen und Maximen geübt; ſie haben ihn auch gelehrt, ſeinen Blick bis über das Ganze derſelben erweitern, ſie nach ihrem innern und äuſsern Zuſammenſtimmen, nach ihrer Angemeſſenheit zu einer groſsen rein-menſchlichen Form, zu dem Ideale, das davon in die Geſetzgebung der Vernunft niedergelegt iſt, würdigen. Obgleich jene Form und dieſes Ideal ſich, ihrem Weſen nach, nur in dunkeln Ahndungen ankündigen; ſo offenbaren ſie ſich doch vernehmlich genug in ihren Wirkungen, da ſie in der That nichts anders ſind, als die natürliche Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes. Die Vernunft gibt ſich als moraliſches Gefühl zu vernehmen in mannichfaltigen Ausſprüchen über Pflicht und Recht, Wahrheit, Ordnung und Würde des Lebens, durch reine Achtung dem Herzen verſiegelt. Bedürfniſs der Harmonie ſpricht den Menſchen in allen Situationen ſeines Lebens an, der Weg zur Veredlung iſt ihm bezeichnet. Vernunft und Freyheit haben ihn zu dieſem groſsen Geſchäfte eingeſegnet.

Die Regelloſigkeit, worin er ſich findet, dient nun dazu, jenes Gefühl lebhafter, dieſes Bedürfniſs dringender zu machen, die Vernunft ſchneller und kräftiger zur Sprache zu bringen, die Forderungen des Geſetzes deutlicher zu entwickeln. Je gröſser die Verirrung iſt, deſto eher muſs er ihrer inne werden, deſto wirkſamer wird die Einſicht ſeyn, daſs es ſo nicht bleiben dürfe.

Es kommt nun darauf an, daſs er auf die Ausſprüche der beſſern Natur merke, die Achtung für ſie in ſich befeſtige, ſein Herz damit erfülle, ſeine Freyheit ununterbrochen darauf richte, ſeine Geſinnung dadurch heilige, ſo zuerſt in der tugendhaften Geſinnung das Formale des Charakters bilde, und dann durch dieſes nach und nach auch das Materiale in Ordnung bringe, die wilden Ausbrüche der Sinnlichkeit, wie innere und äuſsere Umſtände ſie veranlaſst haben, mäſsige und ihnen den Geiſt moraliſcher Ordnung einhauche.

Aber gerade da, wo Vernunft und Freyheit erwachen, finden ſie den Menſchen ſchon in der Knechtſchaft einer ungebändigten Sinnlichkeit, die ſein ganzes Leben beherrſcht. Die Freyheit wird gewiſſer Maſsen ſinnlich empfangen und geboren. Hier iſt die Quelle der eigentlichen, moraliſchen und formalen Verkehrtheit. Er muſs ſich deſswegen erheben, losreiſsen. Dazu wird erfordert Energie und Anſtrengung des Willens, lebendige Sprache des ſittlichen Gefühls. Und dies iſt ſchon das Erſte, woran es ihm fehlt. Das ſittliche Gefühl äuſsert ſich bey den Meiſten nur als unentwickelte Anlage, als dunkle Ahndung des Beſſern, es redet nicht ernſt, nicht laut genug, um zur Selbſtbeſinnung zu wecken, aus der Ruhe des ſinnlichen Lebens aufzuſtören. Es iſt erſtickt unter der Laſt ſinnlicher Empfindungen und Eindrücke, verdunkelt durch die Sorgen und Beſtrebungen, die ſich überall auf die ſinnlichen Lebenszwecke heften. Es kann ſich nicht rein, wahr und vernehmlich ausſprechen, darum auch nicht zum Bewuſstſeyn der Freyheit erheben. Das formale Verderben äuſsert ſich in ganz zerrütteten Naturen als moraliſcher Stumpfſinn; aber ohne Schuld.

In andern iſt die Stimme des Gewiſſens zwar deutlicher, aber nicht nachdrücklich gnug ſanctionirt. Ihre Forderungen ſind beſtimmter, aber der Menſch fühlt ihr Gewicht nicht hinlänglich; er ahndet etwas von Veredlung, aber ſie hat ihm nicht Werth genug. Und ſo dürfte es bey allen ſeyn, die das Gefühl dieſes Werthes nicht, durch beſtändiges Hinrichten des Geiſtes auf daſſelbe, erhöhen. Aber gewohnt ſich von ſinnlichen Eindrücken leiten zu laſſen, nur in äuſsern Gegenſtänden zu leben, nur den Charakter zu haben, den ſie unwillkührlich anbilden, mag der Menſch ſeinen Blick nicht in ſein Inneres kehren, iſt ihm Selbſtbetrachtung zu dürre und zu lebensarm, beſonders da, wo ſie mit dem höchſten Geiſtigen beſchäftigt iſt. Er läſst alſo ſeine moraliſchen Angelegenheiten bey Seite liegen, ohne auf ihre Forderungen zu achten; er verſchmäht, verwirſt ſie nicht, aber er mag ſich doch auch nicht ſonderlich um ſie bekümmern — Moraliſcher Leichtſinn. Hier iſt die Schuld ſchon gröſser, weil der Wille mehr Antheil daran hat.

Bey mehr gebildeten Menſchen müſſen die Anforderungen der Sittlichkeit auch mehr zur Sprache kommen, die Ideen von Pflicht und Beſtimmung ſich lebendiger in ihrem nöthigenden Anſehen darſtellen. Aber es erfordert Selbſtzwang, muthigen Eifer, rüſtige Kraft, ſie im Gemüthe zu fixiren, und noch mehr, ſie im Leben auszuführen. Es muſs ein Intereſſe bekämpft werden, das ſo ſüſs iſt; es ſind Gewohnheiten zu unterdrücken, die eine ſo groſse Macht haben, Neigungen zu zähmen, die ſo ſiegreich über die Gränze dringen. Man ſoll aus einer Bahn treten, die man ſo lieb gewonnen hat, wo jeder Schritt ſo leicht und ſo angenehm gemaccht war. Alles feſſelt an die bisherige Lebensweiſe; jede Umgebung und jede Angelegenheit iſt mit ihr verwandt, jeder Gedanke, jede Empfindung durch ſie beſtimmt, das ganze Herz nach ihr geformt. Alle Kräfte des Menſchen müſſen ſich zuſammennehmen, die reine ſittliche Würde im Auge zu behalten, die nichts verſpricht, mit nichts verwandt iſt, die überall nur fordert, feierlichen Ernſt offenbart. Es bedarf keiner ausdrücklichen Widerſetzlichkeit, keiner intelligibeln That, keiner freyen Entſchlieſsung für das Böſe; Mangel an moraliſcher Energie, die ſich aber freylich der Menſch ſelbſt geben müſste, reicht allein ſchon hin, die materiale Verkehrtheit auch formal zu machen.

Es iſt hier noch immer mehr Einwilligung als Zuſtimmung, mehr Nachſicht als That, mehr Hingebung als Beſtimmung, mehr Negatives als Poſitives, aber doch iſt die Schuld noch gröſser, als in beyden vorhergehenden Fällen.

Leicht wird man hierin die Herzensgeſchichte des gröſsten Theiles der kultivirten Menſchen erkennen. Sie ehren das Gute, ſie fühlen ſeine Heiligkeit, und wünſchen auch wohl ſelbſt gut zu ſeyn, wenn ſie es werden könnten, ohne die einmal vorhandene Natur zu verläugnen, wenn das Geſchäft der Veredlung kürzer, leichter, weniger umfaſſend wäre. Sie haben oft die Mahnungen der Pflicht vernommen, ſich nicht dagegen abgehärtet, ſie nicht ſelten ausgeführt, aber zur Bildung der Geſinnung und des Lebens nach ihrer erhabenen Norm mochten ſie nie ſchreiten. Verdroſſenheit iſt das allgemeine Verderben der Menſchen, die ſich dann, je nachdem die Sinnlichkeit mehr oder weniger aus der Ordnung gebracht war, das Temperament feuriger auf ſie eindrang, oder ſie leiſer bewegte, in Laſtern thieriſcher Rohheit, verfeinerter Kultur oder irre geleiteter Humanität offenbart.

Indeſs iſt doch auch nicht zu läugnen, daſs ſich die Stimme der Pflicht jedem einiger Maſsen gebildeten Menſchen bey gewiſſen Veranlaſſungen ernſthafter, feierlicher ankündigt, und ihr Befehl ſich ſeiner Beherzigung unwillkührlich aufdringt. Dann iſt ſein Ungehorſam allerdings mehr als träge Unterlaſſung. Er muſs ſie verwerfen, ſeine Aufmerkſamkeit davon abwenden, ihre Wirkſamkeit aufhalten, ſich ihr thätig entgegenſetzen, er muſs ſich entſchlieſsen, im Dienſte der Sinnlichkeit zu bleiben. Hier beginnt der eigentlich verkehrte Wille, in den jene Trägheit, wenn ſich der Menſch ihr nicht muthig entreiſst, endlich übergeht. Er wählt nun das mit Beſonnenheit, dem er ſich Anfangs unbeſonnen hingab, ſtellt es als oberſtes Prinzip an die Spitze ſeiner Handlungsweiſe, und ſetzt es gegen jeden Antrieb der Pflicht durch. In feinern Naturen werwandelt ſich dieſe Denkungsart in ein künſtliches Syſtem von Selbſtbetrug und moraliſcher Sophiſtik, die die Anſprüche der Veredlung entweder ihren Wünſchen anbequemt, oder mit den Anſprüchen der Kultur und Bildung verwechſelt. In rohen Menſchen entſteht nach und nach völlige Ruchloſigkeit des Charakters. Die Urſachen der ſinnlichen Verderbniſſe wirken fort, und dieſe ergieſsen ſich in immer reichern Strömen über das Leben. Nichts ſchränkt den tobenden Ungeſtüm der Leidenſchaften ein; alles treibt ihn höher und weiter. Die Verwilderung, die ſonſt ohne Geſetz war, wird jetzt Trotz gegen das Geſetz; der höchſte Grad formaler Verdorbenheit, aber noch immer nicht das, was man abſolute Bosheit nennen könnte, ſondern mit Beſonnenheit durchgeführte Sinnlichkeit.

So findet die Veredlung den Menſchen, den ſie von nun an bearbeiten ſoll. Kein Weſen mit bloſs natürlich-guten, nur noch unentwickelten Anlagen, die allein einer harmoniſchen und zweckmäſsigen Ausbildung bedürften. Ein Wille entweder aus Stumpfſinn, oder Leichtſinn oder Trägheit oder mit Entſchloſſenheit im Dienſt der Sinnlichkeit, der er durchaus nicht gehorchen ſoll — und dieſe Sinnlichkeit zwar nicht arm an einzelnen ſchönen Zügen, die die Vernunft auch bey der unlautern Quelle ehrt, aber doch im Ganzen genommen von innen und auſsen verwüſtet.

Nur indem wir dieſen Zuſtand vor Augen behalten, iſt es möglich, den Weg der Verbeſſerung nicht zu verfehlen.

Drittes Buch.

Vorbereitung des Menſchen
zur
Veredlung
durch Staat, Erziehung, Kirche
und ſchöne Kunſt.

Die moraliſche Veredlung iſt durchaus Werk der Freyheit — und nur in ſofern möglich, als ſich der Menſch, ſelbſtthätig, und von allem Aeuſsern unabhängig, die Form der Vernunft anbildet. Alle Angemeſſenheit zu ihr, die ihm irgend anderswo her kommt, verdient dieſen Namen nicht, iſt nur Gepräge ohne Gehalt. In ſich ſelbſt muſs er ſeinen Sinn kehren, da ſein höheres Leben entdecken und kräftig ergreifen, um es in alle ſeine Verbindungen überzutragen. Alle Veranſtaltungen, die andre treffen, ihn zu veredeln, ſind vergebens, wenn er nicht ſelbſt muthig zu dieſem Werke ſchreitet. Auch die redlichſten und weiſeſten Bemühungen dieſer Art haben die reine Menſchheit mehr zerſtört als hervorgehoben, mehr gefeſſelt, eingezwängt, unterjocht, als in ſchöne Freyheit geſetzt, den Funken des moraliſchen

Daſeyns getödtet, ſtatt ihn zum Leben zu wecken, das Streben, ſtatt ihm eine höhere Tendenz zu geben, noch mehr in die Tiefen der gemeinen Wirklichkeit hinabgetaucht, und ihm zugleich die Flügel gelähmt, auf denen er ſich vielleicht einſt, zur Selbſtbeſinnung erwacht, oder durch eine erhabene Situation gerührt, gehoben hätte.

Ihr könnt die Menſchen nicht beſſer machen, wenn ſie nicht ſelbſt gut ſeyn wollen. Feige Sclaven könnt ihr aus ihnen ziehen, furchtſame niederträchtige Lohndiener, die kein Geſetz übertreten, weil ſie den Muth dazu nicht haben, kein Verbrechen begehen, weil es ihnen an Kraft dazu fehlt, die nie über die Schranke hinausdringen, weil ſie zugleich ihr inneres Leben begränzt; aber keine wahrhaft edle Weſen. Dieſe müſſen ihren Adel im Kampfe mit ſich ſelbſt erſiegen. Alles was ihr in dieſer Hinſicht unternehmt, alle Geſetze, die ihr promulgirt, alle Unterrichts - Inſtitute, die ihr anlegt, alle Schreckniſſe, womit ihr von euren Thronen, und ſelbſt aus dem Himmel herab ſie bedroht, mögen ſie wohl bändigen, dreſſiren; kultiviren, aber nicht einmal bilden, geſchweige veredeln. Ihr berührt damit nur den äuſsern Menſchen, der innere bleibt roh, wie er war.

Was iſt es doch auch, wodurch Menſchen auf Menſchen wirken? Wort, That, bewegende Kraft — immer etwas Sinnliches, etwas, das durch das Gefühl des Schmerzes und des Vergnügens motivirt iſt, das unter Naturgeſetzen ſteht, mithin nur das Sinnliche und Natürliche am Menſchen trifft. Die Veredlung aber ſtellt ihm ein Ziel auf, das mit dem Natürlichen und Sinnlichen in gar keiner Verbindung ſteht. Sie verlangt von ihm, daſs er ſich vom Sinnlichen losreiſse, über das Natürliche erhebe, um ſich in der überſinnlichen Welt ein freyes Gebieth zu erobern.

Dieſem allem zufolge müſste die Veredlung des Menſchen von ihm ſelbſt ausgehen, und ſich durch ihn ſelbſt vollenden. Aus dem Fond ſeiner moraliſchen Anlagen müſste, ohne anderweitige Unterſtützung, ſein ganzer Reichthum erwuchert werden. Er müſste überall nur bey ſich ſelbſt Rath, Weiſung und Kraft ſuchen. Selbſt die Allmacht könnte ihn nicht unterſtützen.

So würde es ſeyn, wenn der natürliche Charakter beſſer wäre, wenn ſich die Anlagen des Menſchen nicht ſchon urſprünglich in einer Verwirrung befänden, die ſeiner Veredlung faſt unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legt, bey der es ſogar unbegreiflich ſcheint, daſs er ſich von ſelbſt auch nur zum deutlichen Gefühl des Beſſern, zur Ahndung des groſsen Berufes, den er in ſeiner Veredlung übernimmt, erhebe. Wir haben den Menſchen wirklich in einem Zuſtande des Herzens gefunden, in dem es kaum zu erwarten iſt, daſs er derjenigen Freyheit theilhaftig werde, wodurch er ſich allein veredeln kann, daſs die Vernunft ſich zu dem Grade der Klarheit und Stärke entwickele, der ihn in den vollen Beſitz ſeines Vermögens ſetzte. Wie ſoll der Sclave, in Feſſeln geboren, der nie das Wort Freyheit ausſprechen hörte, in dem die harte Knechtſchaft alles Gefühl dafür vertilgte, auf den Gedanken kommen, ſich frey zu machen, und in ſeiner Freyheit beſſer zu leben. Wenn auch die Stimme des Geſetzes in ihm ertönt: wie ſoll ſie durch den Tumult der rohen Begierden dringen, wie

wie der erſchlafften Weichlichkeit vernehmbar werden?

Es ſcheint alſo allerdings, als ob der Menſch zu ſeiner Veredlung des begünſtigenden Einfluſſes äuſserer Umſtände bedürfte, wenn auch nicht, um durch ſie wirklich veredelt — doch, um zu ſeiner Selbſtveredlung vorbereitet, zum moraliſchen Freyheitsgefühle geweckt zu werden. Und ſo verhält es ſich in der That. Die ſittlichen Anlagen ſind zwar urſprünglich in ſeiner Natur deutlich genug ausgedrückt; aber die frühere, vielſeitige und regelloſe Beſchäftigung der Sinnlichkeit hat ihre Entwickelung nicht bloſs verhindert, ſondern ſie auch irre geleitet. Der Menſch muſs daher, ehe er ſich veredeln kann, von auſsen her gezähmt, zur Selbſtbeſinnung geweckt, zum Gefühle ſeiner Würde und Beſtimmung erhoben werden.

Im natürlichen Zuſtande der Menſchen iſt ewiger Krieg. Keiner erfreut ſich eines ſichern Beſitzes, keiner einer geſchloſſenen Lebens-Sphäre. Der Eigennutz beherrſcht alles; und ſo verſchieden er ſich auch in verſchiedenen modificirt, ſo begegnen ſich doch die Menſchen überall bey ſeinen vorzüglichſten Gegenſtänden, und gerathen darüber mit einander in Streit. Angriff und Widerſtand wecken immer neue Sorgen, neue Begierden, und verzehren das Leben, ohne daſs er an etwas anders denken könnte. Selbſt die Verſchiedenheit der Beſtrebungen und der Güter, auf die ſie gerichtet ſind, ſind nichts weniger als dazu geeignet, jedem einen feſten Standpunct, und eine freye Dispoſition über ſeine Kräfte zuzuſichern. So iſt es nicht möglich, daſs der Menſch ſich veredle. Es müſſen Veranſtaltungen getroffen werden, daſs jedem ſein Wirkungskreis, ſein phyſiſches Leben mit allen ſeinen Erforderniſſen verbürgt ſey.

Eben ſo nothwendig iſt es, daſs die äuſsere Rohigkeit des Charakters gemildert, die wilden Ausbrüche verderblicher Leidenſchaften, die alle Zucht zur Sittlichkeit unmöglich machen, gebändigt werden. Beyde Aufgaben ſind im Staate gelöst. Der Staat legt den erſten Grund zur menſchlichen Veredlung; er bearbeitet den äuſsern Menſchen, indem er ihm ſeinen Standpunct im Leben anweiſet, und ihn kultivirt.

Aber er darf den innern Menſchen nicht berühren. Er würde ſich an der Heiligkeit menſchlicher Rechte, die er doch ſchützen ſoll, vergreifen, wenn er es wollte. Ueberdem würde er nicht im Stande ſeyn, das Geiſteseigenthum zu bewahren, die innern Neigungen des Herzens zu mäſsigen, und ſie in eine zweckmäſsige Thätigkeit zu ſetzen, wie er das phyſiſche Eigenthum ſchützt, die äuſsern Ausbrüche der Leidenſchaft einſchränkt, und eigennützige Körperthätigkeit befördert. Doch darf der innere Menſch nicht ohne eigenthümliche Pflege und Bearbeitung bleiben: denn von ihm geht die Veredlung aus, und ihn hat ſie zum Gegenſtande. Seine Kräfte müſſen ſich entwickeln und ordnen. Er muſs ſie kennen und gebrauchen lernen, beſonders ſeiner moraliſchen Anlagen inne werden. Uebung, künſtliche Anreitzung und Leitung können allein die Fehler der Natur verbeſſern, ihrer Trägheit nachhelfen. Erziehung iſt daher das zweyte Vorbereitungsmittel zur Veredlung; ſie bildet den innern Menſchen.

Hiermit iſt indeſs für das eigentliche Princip der Moralität noch wenig geſchehen. Die Erziehung geht darauf aus, den Menſchen in der Geſammtheit ſeiner Fähigkeiten darzuſtellen, und bis auf den Punct zu führen, wo er ſeine Beſtimmung ſelbſt übernehmen, ſeinen Lebenszweck frey wählen kann. Sie darf für ſeine Sittlichkeit nicht mehr wie für jede andre Anlage ſeiner Natur ſorgen. Es ſind gewöhnlich ſchlimme Heiligen, die aus ihren Händen hervorgehen. Wenn ſie ſich indeſs die Entwickelung, Schärfung und Belebung des moraliſchen Gefühls auch noch ſo ſehr angelegen ſeyn lieſs: ſo iſt doch die ganze Lage des Menſchen in der Welt dazu geeignet, dieſes Gefühl wieder irre zu leiten und abzuſtumpfen. Es bedarf einer eignen Veranſtaltung, die ihm eben ſo ſeine ſittlichen Zwecke ſichern, wie der Staat ſeine natürlichen ſichert, die ſeine überſinnliche Exiſtenz ſchütze und erweitere wie dieſer ſeine ſinnlichen ſchützt und erweitert. Um auf das Gemüth zuverläſſig zu wirken, müſste dieſe Veranſtaltung jene Zwecke in dem ganzen Umfange ihrer Beziehungen, in Verbindung mit Religion, darſtellen. Sie müſste ein Inſtitut ſeyn, einzig der Aufklärung und Belebung des moraliſch - religiöſen Glaubens geweiht — Ein ſittlicher Staat. Ein ſolches Inſtitut iſt die Kirche. Sie iſt fortgeſetzte höhere Erziehung: ihr Gegenſtand der moraliſche Menſch.

Aber der ſinnliche und moraliſche Menſch liegen in einer unermeſslichen Weite aus einander. Jener iſt das Prinzip der Endlichkeit, dieſer das Prinzip des Unendlichen. Jener geht auf Beſchränkung, dieſer auf Erweiterung, jener auf das Individuum, dieſer auf die Gattung. Jener iſt durchaus eigennützig, dieſer ſtrebt nach reiner Uneigennützigkeit. Jener ſucht in das irdiſche Leben immer tiefer hineinzudringen, dieſer ringt über das irdiſche Leben, und alles Sichtbaren hinaus. Der Menſch iſt hier mit ſich ſelbſt in einem traurigen Streite. Bey aller Klarheit und Wärme des Pflichtgefühls kann er ſich der Gewalt des Sinnlichen nicht entreiſsen, wenn nicht vorher beyde mit einander einiger Maſsen befreundet werden, Geſetz und Neigung mit einander in Verbindung treten. Die ſchöne Kunſt ſtiftet dieſe Verbindung. Sie löſet die Feſſeln ſinnlicher Knechtſchaft, und macht den Menſchen frey, unter die Herrſchaft des Geſetzes zu treten, indem ſie ihn in eine Stimmung verſetzt, worin Sinnlichkeit und Geſetz Eins ſind.

Es gibt alſo vier Vorbereitungsmittel der moraliſchen Veredlung, die den Menſchen von auſsen her für ſie bearbeiten, wovon es das erſte — der Staat — auf die Kultur des äuſsern, das zweyte — die Erziehung — auf die Bildung des innern, das dritte — die Kirche — auf die Belebung des höhern moraliſchen, das vierte — die ſchöne Kunſt — auf die Vereinigung des äuſern und innern mit dem moraliſchen Menſchen angelegt hat. Die beyden erſten wirken mehr negativ durch Entfernung der Hinderniſſe, die dem Menſchen in ſeiner äuſsern Lage und ſeiner eignen rohen Gemüthsart entgegenſtehen; die beyden letzten poſitiv und direct, die ſittliche Natur über die ſinnliche zu erheben.

Dieſe Vorbereitungsmittel können indeſs eben ſo wohl der Sittlichkeit entgegen arbeiten als ſie befördern, ja ſogar die ſubjective

Möglichkeit derſelben aufheben. Alles kommt auf ihre zweckmäſsige Form an. Es iſt deſswegen allerdings der Mühe werth noch näher zu unterſuchen, wie viel man von jedem unter ihnen für menſchliche Veredlung zu erwarten habe, und unter welchen Bedingungen ſie derſelben allein beförderlich werden.

I.

Der Staat.

Es muſs gleich Anfangs einiger Maſsen befremden, den Staat unter den Vorbereitungsanſtalten der ſittlichen Veredlung aufgeführt zu ſehen; da doch, nach den neuern Unterſuchungen, die Unabhängigkeit deſſelben von den moraliſchen Angelegenheiten des Menſchen faſt allgemein anerkannt iſt. Er ruht ganz auf ſich ſelbſt, hat ſeinen Zweck in ſich, organiſirt ſich nach dieſem Zwecke, und verfolgt ihn, ohne darauf zu achten, ob der moraliſche Menſch dadurch leide oder gefördert werde. Er hat es allein mit dem phyſiſchen Menſchen zu thun, würdigt ſeine Güter nach ihrem ſinnlichen Werthe, und begreift ſeine Beſtrebungen erſt da, wo ſie in das Gebieth der Natur fallen. Er iſt Vereinigung der Menſchen zur gegenſeitigen Sicherſtellung und Ausübung ihrer Rechte. Jeder ſoll frey ſeyn, ſeine Kräfte ungeſtört zur Erhaltung ſeines Lebens und zum Genuſſe ſeines Vergnügens verwenden können, ſo weit es ohne Beeinträchtigung aller andern möglich iſt. Alle garantiren ihm, in ihrem Repräſentanten, dem Oberhaupte, ſeine Freyheit, unter der Bedingung, daſs er keinen andern im Gebrauche derſelben hindere. Die Gränzen dieſes Gebrauches ſind durch das bürgerliche Geſetz beſtimmt. Das bürgerliche Geſetz ſagt, was jeder thun und nicht thun dürfe, damit alle leben und frey ſeyn können. Was dieſes Geſetz ihm geſtattet und andern unterſagt, dazu hat er ein Recht. Der Staat ſoll darüber wachen, daſs dieſes Geſetz überall ausgeführt werde, und die dazu nöthigen Vorkehrungen treffen. Dies iſt ſeine Beſtimmung; weiter geht ſeine Gewalt nicht.

Es iſt demnach nur die äuſsere Freyheit, Freyheit von dem Zwange der Menſchen, das Wirken in der Sinnenwelt, was er zugleich beſchützt und beſchränkt. Von einer innern Freyheit der Selbſtbeſtimmung weiſs er nichts.

Er rechnet vielmehr darauf, und muſs darauf rechnen, daſs der Menſch von ſeinen Neigungen ganz abhange, ihren Eingebungen unvermeidlich folge, keinen Willen habe, ihnen entgegen zu handeln. Sonſt konnten ſich ſeine Geſetze, die allein dieſe Neigung in Anſpruch nehmen, und durch ſie wirken, nie realiſiren. Er behandelt ihn ganz als Naturweſen, wirkt durch Naturkräfte, ſeine Geſetze ſind nicht Freyheitsgeſetze, ſondern verbeſſerte Naturgeſetze. Er ſelbſt iſt nichts anders als Natur, einem andern Zwecke dienſtbar gemacht, und dahin geleitet, daſs ſie den Menſchen nöthige, in ſeiner Sphäre zu bleiben und niemand zu verletzen. Freylich iſt für ihn die einzig rechtliche Form durch die Geſetzgebung der Vernunft beſtimmt; aber dieſe Geſetzgebung iſt doch eine andre als die moraliſche. Sie verlangt nur Uebereinſtimmung der äuſsern That mit der Möglichkeit des vereinigten äuſsern Lebens. Die moraliſche wendet ſich an den überſinnlichen Willen, und fordert Heilighaltung und Beförderung eines überſinnlichen Zweckes, der Geſammtwürde vernünftiger Weſen.

Geſetzt, es wäre dem Staate auch möglich, ſich der Veredlung ſeiner Individuen anzunehmen, ſo würde er es doch nicht können, ohne die natürlichen Gränzen der menſchlichen Angelegenheiten ganz zu verwirren, ſeinem eignen Zwecke entgegenzuhandeln, und das Recht zu unterdrücken, zu deſſen Schutze er aufgerufen iſt, ohne die höhern Bedürfniſſe des Menſchen der gröſsten Gefahr bloſszuſtellen. Einer Gewalt, wie ſie ſich in den Händen des Staates befindet, konnte ſich der Menſch nur unterwerfen, um ſeine Freyheit zu gewinnen. Er darf es um keinen Preis dulden, daſs ſie ſich weiter ausdehne, dieſe Freyheit ſelbſt, und ſich in dasjenige miſche, was billig ſeiner eignen Sorge überlaſſen werden muſs. Dem Staate hat ſich der Menſch ganz hingegeben, und unter dem Vorwande, ihn zu veredeln oder zu beglücken, könnte er die heilloſeſten Maſsregeln gegen ihn kehren, ohne ihm dafür verantwortlich zu ſeyn. In der That bliebe ihm auch gar keine Freyheit mehr übrig, wenn der Staat das Recht hätte, darüber zu verfügen, wie er ſich beſſern oder ſein Glück befördern ſoll. Immer waren es auch die

Maximen eines gränzenloſen Despotismus, die in die Sorge für das phyſiſche oder moraliſche Wohl der Unterthanen ihre ſchändlichen Unterjochungsplane oder ihre verrätheriſchen Finanz-Operationen einhüllten.

Es iſt alſo eben ſo ſehr dem natürlichen Zwecke des Staates entgegen, auf die Veredlung ſeiner Bürger direct hinzuwirken, als er durch jeden Verſuch der Art die Gränzen ſeiner Gewalt überſchreiten würde.

Aber daraus folgt noch nicht, daſs er auch nicht, ohne ſich über ſeine Sphäre zu erweitern, als Vorbereitungsmittel wirken könne; und dies iſt es eben, was wir von ihm erwarten. Er ſoll den äuſsern Menſchen kultiviren, daſs er für ſeine höhere Beſtimmung empfänglich werde. Dies leiſtet er ſchon einiger Maſsen dadurch, daſs er jeden in ſeinem Rechte, in dem Beſitze desjenigen ſchützt, was zu ſeiner Wirkſamkeit nothwendig erfordert wird. Ohne ſein Leben auf der Erde befeſtigt zu haben, kann es der Menſch nicht über die Erde hinaustragen. Phyſiſche Kräfte ſind es, die er auf phyſiſche Gegenſtände verwenden muſs, um dem moraliſchen Willen ein Gebieth in ſeinem Herzen zu verſchaffen. Seine dringendſten Bedürfniſſe müſſen geſtillt ſeyn, ehe der geiſtige Trieb erwacht und ſein eignes Intereſſe gewinnt. Seine irrdiſche Exiſtenz darf nicht mehr bedroht werden, wenn er daran denken ſoll, ein höheres Daſeyn in ſich zu bilden. Er darf nicht mehr ängſtlich ſorgen für ſeinen Unterhalt, miſstrauiſch gegen ſeines Gleichen, einzig beſchäftigt mit den Dingen dieſer Erde, ganz hingehalten vom natürlichen Schmerzgefühle ſeyn, wenn er ſeinen Blick in ſich ſelbſt kehren, ſich mit Freyheit ſeines höhern Strebens bemächtigen ſoll. Er muſs einen Kreis haben, in den kein andrer treten, aus dem ihn nichts verdrängen, in dem er allein wirken kann, wie es ihm gefällt; möge er übrigens noch ſo klein ſeyn. Er muſs ſich einer, wenn auch noch ſo eingeſchränkten Unabhängigkeit, freuen können. Der Staat verſchafft ihm dieſe Unabhängigkeit, weist ihn in jenen Kreis ein, löſet die Feſſeln, worin der wilde Streit und der harte Zwang des Naturſtandes ihn gefangen hielten, zerſtört die Knechtſchaft, unter die der Stärkere den Schwächern gebeugt hatte, weckt in dieſem edles Gefühl der Selbſtſtändigkeit und paart es in jenem mit dem Begriffe der Ordnung, der Gleichheit und des Rechtes und führt beyde zur Anerkennung und vernünftigen Schätzung ihrer Kräfte.

So arbeitet der Staat ſchon durch ſeinen unmittelbaren Zweck der Veredlung vor.

Zu derjenigen Kultur aber, die zur Veredlung des Menſchen vorausgeſetzt werden muſs, und die ihm nur von auſsen her kommen kann, wird noch mehr erfordert. Die rohe Begierde darf nicht mehr zerſtörend auf ihren Gegenſtand eindringen. Ihre tobenden Ausbrüche müſſen zurückgehalten, ihre heftige Gluth muſs gedämpft, die wilde Leidenſchaftlichkeit den Grundſätzen eines verſtändigen Egoiſmus unterworfen, jede Neigung von einem humanen Geiſte belebt, den geſellſchaftlichen Verhältniſſen angebildet werden. Kraft und Milde, Ernſt und Fröhlichkeit, müſſen ſich im äuſsern Charakter vereinigen, vernünftige Einſichten in die Angelegenheiten des Herzens ſich verbreiten, und das Nachdenken aber dieſe erleichtern und rege erhalten. Ein gemiſchtes Gefühl von Selbſtſtändigkeit und Abhängigkeit muſs, auf der einen Seite, das Bewuſstſeyn moraliſcher Würde, und auf der andern, der vernünftigen Geſetzmäſsigkeit im ſinnlichen Menſchen vorbereiten. Das Bedürfniſs der Ordnung muſs ſchon im phyſiſchen Leben erwacht und einiger Maſsen befriedigt ſeyn, ehe der Geiſt reif wird zur ſittlichen Veredlung.

Daſs der Staat hierin vieles zurückhalten und verderben könne, iſt einleuchtend. Die Geſchichte ſtellt faſt auf jedem Blatte die empörendſten Zeugniſſe dafür auf. Faſt überall, wo wir eine an Geiſt und Herz verkrüppelte Menſchheit finden, wo angeſpannte und regellos wirkende Kräfte ſich unter einander aufreiben und alles in Verwirrung ſetzen, wo Weichlichkeit und Erſchlaffung jeden aufſtrebenden Gedanken im Keime vernichten, wo die Laſter der Rohigkeit und der Kultur mit einander wetteifern, ihre Scheuslichkeiten zu verewigen, da finden wir auch ein verarmtes, ſeiner Freyheit beraubtes, unter dem Drucke eines eiſernen Despotismus ſchmachtendes Volk, oder ein Volk das in wohllüſtigem Müſsigang und träger Ueppigkeit ſeine Kräfte und Güter verſchwelgt, das von ſeinen Machthabern ſelbſt in einem ewigen Taumel gehalten wird, damit es die Schläge nicht höre die ihm immer ſchwerere Ketten ſchmieden, oder endlich ein Volk, das unter dem Schutze laxer Geſetze ganz Charakterlos geworden iſt.

Auf der andern Seite hat es der Staat in ſeiner Gewalt, durch weiſe Vorkehrungen, jene höhere Kultur herbeyzuführen und dadurch der Veredlung zweckmäſsig vorzuarbeiten.

Er muſs, in dieſer Hinſicht, zuvörderſt dafür ſorgen, daſs die Sitten des Volkes gemildert und äuſsere Geſetzmäſsigkeit in den Charakter gebracht werde. So lange der tobende Ungeſtüm des Herzens, die nie geſattigte Begierde, die alles verſchlingende Ungenügſamkeit fortdauert, ſo lange wenigſtens den äuſsern Wirkungen eines irre geleiteten Thätigkeitstriebes, eines ausſchweifenden Ehrgeitzes, eines unbegränzten Geldhungers und der brennenden Rachbegierde keine Gränzen geſetzt ſind, iſt an keine Veredlung zu denken.

ken. Zwang muſs die regelloſe Natur zügeln. Das einſeitige und eben darum verderbliche Intereſſe muſs vertheilt, auf mehrere Gegenſtände hingeleitet, mit mehrern Zwecken in Verbindung geſetzt, das Leben muſs in ein Syſtem gebracht werden, wenn es auch nur ein Syſtem des Eigennutzes wäre. Der Verſtand muſs überall mehr Einfluſs erlangen; und wo der Verſtand nicht ordnen kann, wo er zu ſchwach oder ſeines Intereſſes zu wenig kundig iſt, da muſs das kräftigere Geſetz mit gebiethendem Anſehen die Gränze bewachen. Trieb muſs ſich an Trieb, Leidenſchaft an Leidenſchaft abſchleifen; und wo die bürgerliche Ordnung nicht bis in den innern Mechanismus des Herzens dringen kann, da muſs ſie wenigſtens auf die äuſsern Enden drücken.

Gleichgewicht des Charakters iſt das Fundament der ſittlichen Veredlung. Durch die ſchreienden Miſstöne eines disharmoniſchen Herzens dringt das Bedürfniſs des Beſſern nicht durch, iſt ſein Anklang zu kraftlos, um vernommen zu werden. Ein Geſetz der Nothwendigkeit muſs das wilde Leben des Menſchen in Ruhe gebracht haben, ehe das Geſetz der Freyheit ihn in ſeine Pflege nehmen kann. Eine gewiſſe Beſonnenheit muſs von auſſen her auf ihn eindringen, ſonſt gelangt er nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt, und ohne Reflexion wird er nie vernünftig, nie veredlungsfähig. Woher ſoll nun dieſe äuſsere Zucht dem Menſchen kommen, wenn ſie nicht der Staat übernimmt? Er kann allein den Menſchen nach einem ſelbſtentworfenen Plane behandeln, mit Weisheit auf ihn wirken, ſeine Zwecke mit Gewalt ausführen, und den Streit der Leidenſchaften durch Strafgeſetze endigen.

So nothwendig es daher iſt, daſs der Staat den Menſchen, wenn er ihn zu ſeiner Veredlung vorbereiten will, beſchränke: eben ſo nothwendig iſt es auch auf der andern Seite, daſs er dieſer Beſchränkung ſelbſt Gränzen ſetze, daſs er die Freyheit ſeiner Bürger nicht bloſs heilig halte, ehre und ſchone, ſondern auch, ſo viel an ihm iſt, befördere, daſs er ſich keine Einſchränkung erlaube, die nicht die öffentliche Ruhe nothwendig macht, und Veranſtaltungen treffe jede Einſchränkung mit der Zeit entbehrlich zu machen.

Der Menſch muſs freyſeyn, wenn er ſich veredeln ſoll, d. h., keiner muſs ihn hindern können, zu thun was ihn beliebt, wenn er damit das Geſetz nicht übertritt, und er ſoll unter keinem Geſetze ſtehen, als in dem ſich der allgemeine Wille der Bürger vereinigen kann. Er muſs niemand angehören, als ſich ſelbſt; er muſs alle Kräfte behalten und über alle Kräfte disponiren können, die er nicht den Bedürfniſſen des Ganzen aufzuopfern genöthigt iſt. Keine Willkühr darf über ihn gebiethen; nur das Recht iſt ſein Richter. Die Geſetze des Staates weiſen ihn ein in die Schranken der wahren Menſchheit: aber innerhalb dieſer Schranken darf ihn nichts weiter einengen als ſein eigener Wille.

Die Veredlung iſt eine Frucht der innern Freyheit. Wie will er aber zu dieſer gelangen, wenn ihm ſogar die äuſsere genommen iſt? Er muſs überzeugt ſeyn, er könne, was er wolle: wie iſt aber eine ſolche Ueberzeugung möglich, wenn er ſein äuſseres Thun überall beſchränkt findet, wenn ihm alles ſagt, er könne nichts, er habe keinen Willen? Sclavenſinn macht zahme furchtſame Menſchen; aber kein Gehorſam iſt etwas werth, wobey man nicht auch weiſs, daſs man im Stande ſey, ihm zu verweigern. Wie ſoll der Menſch beſſer werden ohne zu denken? Und wie ſoll er denken, wenn ihm dieſes Denken durch die Geiſtesdumpfheit, worin man ihn gefangen hält, unmöglich gemacht wird? Wie ſoll er ahnden, daſs er ſelbſt etwas iſt, und noch etwas Gröſseres werden kann, wenn ihm ſeine bürgerliche Lage täglich in die Ohren ruft: er ſey nichts? Wie ſoll er ſich ſelbſt achten, auf ſich ſelbſt vertrauen, wo alles ihn demüthigt, alles ſeine Kräfte bindet, wo er über ſich allmächtige Unterdrücker, neben ſich eben ſo feige und dienſtbare Geſchöpfe findet als er ſelbſt iſt? Woher ſoll ihm der Gedanke an das Beſſere, das Gefühl ſeiner Würde und Beſtimmung werden, wo er allenthalben von einem jammervollen Leben umgeben, und einzig damit beſchäftigt iſt, ſich die Ketten zu erleichtern, die er nicht zerbrechen kann? Wo ſoll er Muth und Stärke hernehmen, ſich über die ſichtbare Wirklichkeit zu erheben, wo die Knechtſchaft alle ſeine Kräfte gelähmt hat, wo alle Thätigkeit vernichtet, der ganze innere Menſch im Sclavendienſte verzehrt iſt? Ein gedrücktes, zertretenes, ſeiner Rechte und ſeiner Freyheit beraubtes, an die blinde Willkühr ſeiner Machthaber gefeſſeltes, oder von barbariſchen Geſetzen beherrſchtes Volk iſt nicht allein feige, muthlos, laſterhaft; ihm iſt auch alle Möglichkeit benommen beſſer zu werden.

Ein freyes Volk hat vielleicht manche Fehler an ſich, die jenem unbekannt ſind; es lebt vielleicht üppiger, ausſchweifender, und was der Uebermuth ſonſt noch mit ſich bringt; aber es läſst ſich leichter heilen; und wird ſelbſt dieſe Fehler mit manchem Schönen und Edlen zu verbinden wiſſen. Je mehr äuſsere Freyheit, deſto mehr innere Beſchränkung durch die Regeln des Anſtandes, der Ordnung und Wahrheit, wenn auch nicht durch das moraliſche Gefühl. Dagegen erzeugt das Sclavenleben Laſter, die nicht bloſs entehrender, ſcheuslicher, widriger, ſondern auch dazu ſchwerer zu verbeſſern ſind; Niederträchtigkeit, viehiſche Wohlluſt, lauernde Tücke, finſtrer Argwohn, brütende Rachgier, ſtumpfe Gefühlloſigkeit und rauhe Selbſtſucht ſind ſeine Wirkungen am Charakter.

Freyheit eröffnet dem Menſchen einen weiten Wirkungskreis, und gibt ihm das Gefühl ſeines unbegränzten Vermögens. Freyheit erhebt den Geiſt und erweitert das Herz. Unter ihrem Schutze gedeihen die herrlichſten Tugenden. Sie nährt die Seele mit groſsen Gedanken und ſchönen Empfindungen; ſie bringt ſelbſt in ihren zügelloſeſten Ausſchweifungen der Vernunft näher. Sie weckt Selbſtgefühl, Muth, Entſchloſſenheit, und entwickelt alle Anlagen des Menſchen. Sie begeiſtert Phantaſie, und durch dieſe nimmt der ganze Menſch eine höhere Richtung. Der freye Menſch iſt zwar nicht immer in der Erſcheinung der edlere; aber er hat doch für Veredelung die meiſte Empfänglichkeit.

Nicht weniger muſs ſich der Staat, drittens, um ſeine Bürger zur moraliſchen Veredlung vorzubereiten, die Sorge für ihren Wohlſtand laſſen angelegen ſeyn. Mit dem Körper verarmt auch der Geiſt. Der Menſch muſs erſt leben können, ehe er daran denken kann, ſeinem Leben eine höhere Bedeutung zu geben. Erſt wenn die natürlichen Bedürfniſſe befriedigt ſind, erwachen die geiſtigen: Ohne das iſt auch keine vernünftige Freyheit möglich, muſs ſie nothwendig neue Stöhrerinn der öffentlichen Ruhe werden. Nur ein Zwang, der noch ſchrecklicher iſt als ſein Elend, kann den Mangel von wüthenden Verbrechen zurückhalten, den zügelloſen Ausbrüchen thieriſcher Rohheit ſteuern. Armuth und Knechtſchaft ſtehen immer mit einander im Bunde. Wen eine naturwidrige Ordnung der Dinge zum Entbehren verdammte, den hat ſie eben dadurch auch zum Sclaven geſtempelt. Wer nichts hat, wovon er leben möge, der kann auch keinen Willen haben; er iſt zum Gehorchen geboren. Wenn ihn nicht fremder Egoismus in ſeinen Dienſt zwingt, ſo wird eigne Noth ſeinen Nacken unter das Joch beugen; und ſo ruht denn alle Schmach und Entehrung der verrathenden Freyheit auf ihm.

Ein verarmtes Volk verzehrt ſeine Kräfte im ewigen Ringen mit der Natur um ſeine phyſiſche Nothdurft. Sein Muth geht in ſeinem Elende unter. Vergebliche Arbeiten erſchöpfen Geiſt und Herz. Immerwährende Sorgen machen ihn melancholiſch und düſter, erfüllen das Gemüth mit Trübſinn und Haſs gegen diejenigen, die ſeinen ſauren Schweiſs verſchwelgen. Wer des Nothwendigen entbehrt, wird verdroſſen zu allem Werk, er mag nicht denken, nichts vernehmen, ſeine ganze Wirkſamkeit nimmt die Sorge für den Lebensunterhalt weg. Er hat kein Gefühl für Menſchenwürde, da er von Menſchenrechten nichts weiſs. Selbſtachtung iſt ihm fremd, weil er allenthalben verachtet wird. Den Werth ſeines Daſeyns kann er nicht ſchätzen, weil es ſo ganz ohne Freude iſt. Streben nach dem Höhern kann ihm nicht in den Sinn kommen, da ihn eine eiſerne Nothwendigkeit ſo feſt an das Irrdiſche ſchmiedete; er kann kaum wiſſen, daſs es etwas Höheres gibt.

Druck und Elend haben oft groſse Thaten erzeugt, kühne Entſchlieſsungen geweckt, wenn ſie nur eine kurze Zeit dauerten; aber eine unvermeidliche Folge ihres längern Anhaltens iſt, daſs der Geiſt ihnen unterliegt. Das wahrhaft Köſtliche und Edle am Menſchen iſt die Frucht eines heitern und fröhlichen Sinnes, eines ſanft bewegten Lebens, wozu nur das befriedigte Bedürfniſs führen kann. Dauerndes Elend macht unempfindlich und hart. An die ſchreiende Stimme des Jammers gewöhnt, unter rohen Leidenſchaften und Sitten aufgewachſen, verliert der Menſch alles Gefühl für Harmonie und Wahrheit, mit ihm die ſanftern Neigungen des Wohlwollens, der Theilnahme und des Vertrauens. Das moraliſche findet vollends keinen einzigen Punct, worin es ſich mit einem ſo verwilderten und entwürdigten Leben befreunden könnte. Pflicht, Güte und Uneigennützigkeit ſind und bleiben unverſtandene Worte.

Was ſollen alle der Veredlung der Menſchheit geweihten Anſtalten, ſo lange noch ſo viele im tiefſten Elende ſchmachten? Sie finden nirgends etwas, woran ſie den Menſchen berühren, wovon ſie mit ihm beginnen könnten. Was ſollen die langen Predigten von Tugend und Menſchlichkeit denen, die nur immer nach Brod ſchreien, und die eben darum noch gar nicht menſchlich werden können? Gebt ihnen zu leben, und das Uebrige wird ſich von ſelbſt finden. Geſellt ihnen in der Erleichterung ihrer bürgerlichen Lage den freundlichen Genius zu, der ſie ſicher zum Guten leiten wird. Tauſende ſind einer geiſtreichen

Anſicht des Lebens, einer freyen Erhebung des Geiſtes ganz unfähig, weil ſie aller erfreulichen Güter entbehren, haben keinen Sinn für Glauben und Tugend, weil ſie ſo elend ſind. Die Religion kann ihnen, ſo lange dieſer Zuſtand fortdauert, nur ein Schreckmittel — nie ein Mittel der Veredlung ſeyn.

Der Staat kann hier allein helfen. Seine Schuld iſt es, wenn er noch Bürger zählt, die für ihre Kräfte keinen Wirkungskreis, für ihre Anſtrengung keine angemeſſene Belohnung finden. Er muſs dafür ſorgen, daſs die Beſchäftigungen unter ſeine Bürger gehörig vertheilt ſeyen, daſs, wer arbeiten kann, auch Arbeit habe, daſs keiner ſeinen Fleiſs einem Geſchäfte widme, das ſeiner nicht bedarf, daſs keine Hände der Bequemlichkeit dienen, deren die Nothdurft nicht entbehren kann. Dann werden gewiſs alle zu leben haben.

Ueberfluſs iſt der Veredlung eben ſo gefährlich als drückender Mangel. Jener verſchwelgt die Kräfte, die dieſer in mühſamer Arbeit verzehrt. Jener macht ſchlaff, und dieſer lähmt, jener verweichlicht, dieſer verhärtet, jener überfeinert, dieſer verwildert. Jenem vergeht das moraliſche Gefühl durch übergroſse ſinnliche Reitzbarkeit, bey dieſem kann es nicht aufkommen vor träger Indolenz, jener iſt zu abgeſpannt, dieſer zu angeſpannt. Bey jenem iſt zu viel Willkühr, bey dieſem zu viel Nothwendigkeit. Nur mäſsiger Wohlſtand erzeugt die geſunde Energie des Geiſtes, deren die Veredlung nicht entbehren kann.

Viertens hat der Staat, wenn ihm die Veredlung ſeiner Bürger am Herzen liegt, auch für ihre Aufklärung zu ſorgen. Sein Leben ſoll der Menſch veredeln, es iſt daher auch nothwendig, daſs er dieſes Leben, ſeine mannichfaltigen Bedürfniſſe, Zwecke, Angelegenheiten und Verhältniſſe kenne, daſs ihm ſeine Lage in der Welt und die Forderungen, die von daher an ihn ergehen, nicht fremd ſeyen. Man hat dieſer Aufklärung freylich oft einen zu groſsen Werth beygelegt. Die Behauptung; „man dürfe den Menſchen nur verſtändiger machen, und er werde auch zugleich moraliſch beſſer ſeyn,“ war unſtreitig übertrieben. Bey einem wenig kultivirten Verſtande, kann er das Gute aufrichtig ſchätzen, und auch wirklich in einzelnen Fällen ausüben. Dies iſt mehr Sache des Herzens als des Verſtandes. Keiner iſt ohne Gewiſſen; dieſem darf er nur folgen, um ſeine Pflichten zu erfüllen. Aber in vielen iſt das moraliſche Gefühl ſo zurückgedrängt oder verdunkelt, daſs es durch ſich ſelbſt nicht zur Sprache kommen kann. Dieſe müſſen erſt zur Vernunft gebracht, ſie müſſen geübt werden, über die mannichfaltigen Beziehungen ihrer Exiſtenz zu reflectiren, bis ſie ſich allmählig dem Geſichtspuncte nähern, in welchem ſich ihnen die moraliſche Seite derſelben enthüllt und ein verwandtes Bedürfniſs ihres Herzens anſpricht. Noch mehr aber bedarf es der Aufklärung, wenn der Menſch aus ſeiner Veredlung ein eignes Geſchäft machen, wenn er auf Tugend, als ſeine höchſte Beſtimmung, hinarbeiten, nach ihr und für ſie ſein inneres Leben und ſeine äuſsern Verhältniſſe bilden ſoll. Dies iſt nicht möglich ohne vielſeitige Selbſt - und Weltkenntniſs, eine reife Urtheilskraft, durchdachte Maximen, ohne Bekanntſchaft mit dem Weſen und den Zwecken der Dinge.

Ueberdem iſt es dieſelbe Vernunft, der in der Aufklärung der Verſtand, und in der Veredlung das Herz unterworfen werden ſoll, die dort die Gedanken, hier die Geſinnungen richtet, dort zur Wahrheit, hier zur Tugend leitet. Es ſind dieſelben Forderungen, die ſie an die Denk- und Willenskraft thut, abſolute Einheit. Es iſt dieſelbe Form der Zuſammenſtimmung, die ſie beyden aufprägen will, derſelbe Charakter des überſinnlichen Menſchen, der ſich in beyder Rückſicht in ihr offenbart, daſſelbe Prinzip der höhern Geiſtigkeit, das den vollkommen Aufgeklärten, wie den vollkommen tugendhaften Mann belebt. Es iſt dieſelbe Stimmung des Herzens, die ſich für die intellectuellen und moraliſchen Bedürfniſſe, für jene als Wahrheitsgefühl, für dieſe als moraliſches Gefühl intereſſirt. Beyder Befriedigung kündigt ſich dem Geiſte auf dieſelbe Weiſe an. Nur dieſer Unterſchied zeigt ſich zwiſchen ihnen, daſs ein lautrer Sinn für Wahrheit, mithin auch ſeine Frucht eine geſunde Aufklärung allein durch den tugendhaften Willen beſtehen, geweckt und unterhalten werden kann, daſs das Prinzip der Veredlung die Form der Vernunft in einer Reinheit ausdrückt, die die Aufklärung nie erreicht, und daſs das praktiſche Intereſſe im Menſchen immer das höchſte bleibt.

Mag der aufgeklärte Menſch nicht immer der beſte ſeyn, mag die vernachläſſigte moraliſche Kultur ſich vielmehr in bedeutenden Fehlern ankündigen, und ſelbſt der Egoismus, die Grundquelle aller ſittlichen Verkehrtheit, von ſeinem erleuchteten Verſtande Nahrung gezogen haben. Er hat doch eine Richtung zum Guten, eine innere Verwandtſchaft mit dem Prinzip der Moralität, die ihm die tugendhafte Geſinnung leichter macht. Sein Kopf iſt voll Gedanken, ſein Herz voll Empfindungen, in denen ſich das Weſen des Intellectuellen offenbart. „Das moraliſche Gefühl findet einen weichern, biegſamern Charakter, einen offnern Sinn, gröſsere Empfänglichkeit, ſeine Ausſprüche werden deutlicher und angelegentlicher gehört.

Wahre Aufklärung kündigt ſich an durch freyes ſelbſtthätiges Denken; und freyes, ſelbſtthätiges Denken, das ſich in That verwandelt hat, iſt Tugend. Der aufgeklärte Menſch hat ſein Leben ſchon da befeſtigt, wo er nur einige Schritte thun darf, um ein edler Menſch zu ſeyn. Er hat ſich ſchon orientirt in der überſinnlichen Welt, in der er ſich nur anbauen darf, um ihr würdiger Bürger zu werden. Wir lernten oben das Handeln nach Ueberzeugung, als das letzte Ziel der Veredlung kennen. Nur Aufklärung kann den Menſchen dahin führen, daſs er eine eigene Ueberzeugung habe, und ſich für ſie intereſſire. Wo man ihn zwingt, der Anhänger fremder Meynungen zu ſeyn, wo man es ihm unmöglich macht, mit eignen Augen zu ſehen, die Reſultate ſeines Nachdenkens durch Mittheilung zu berichtigen und gegen fremde Einſichten auszutauſchen, den Unterſuchungsgeiſt durch heilige Symbole in enge Gränzen zwingt, da wird es nie mit ihm zur Veredlung kommen. Der Obſcurantismus kann wohl moraliſche Automathen hervorbringen, aber er verurtheilt ſie auch zugleich, ewig Automathen zu bleiben. Alle Vorkehrungen, die darauf ausgehen, das Selbſtdenken unter dem Volke zu verhindern, oder auf phyſiſche Bedürfniſſe einzuſchränken, lähmen die Vernunft, vernichten die Menſchheit im Menſchen, tödten den letzten ſchwachen Funken des moraliſchen Lebens.

Der Staat hat es in ſeiner Gewalt, die Aufklärung des Volkes zu leiten. Er kann Volkslehrer und Volksſchriftſteller beſtellen, die vernünftige Einſichten verbreiten, Vorurtheilen und Irrthümern entgegen arbeiten, die Erfindungen des erleuchteten Theiles, vereinfacht und verdeutlicht, dem Volke übergeben, den Geiſt des Denkens unter ihm wecken, und ihn, wo er ſich etwa verirrt hätte, wieder ins rechte Gleiſe leiten. Wenn er nur planmäſsig verfährt, ſich vernünftiger Werkzeuge bedient, alles auf den Charakter, die Bedürfniſſe und den gegenwärtigen Zuſtand des Volkes berechnet: ſo darf er gar nicht fürchten, daſs Einſeitigkeit und falſche Aufklärung die Köpfe verrücken und die bürgerliche Ordnung verwirren werden. Er darf dann die Preſſen freygeben und damit die Ehre der Menſchheit retten, ſie in ihr Recht wieder einſetzen. Verderbliche Irrthümer können bey wenigen ſchlechten und beſchränkten Menſchen, aber nicht bey dem gröſsern, erleuchteten Theile Eingang finden. Die verſtändigen und beſſerdenkenden werden ſie auch den übrigen bald in ihrer Blöſse darſtellen. Die öffentliche Meynung, die dann

die

die wahre iſt, wird auch dieſe mit fortreiſsen, und, wenn ſie ſie auch nicht vernünftig machen kann, doch wenigſtens ihre Unvernunft verhindern, ſchädlich zu werden. Daſs zur Zeit noch Cenſur-Verordnungen nöthig ſind, entſchuldigt den Staat gar nicht. Eben das iſt vielmehr ſeine Schuld und ſein Vorwurf — ein Beweis, daſs er bisher ſeine Bürger in träger Unmündigkeit gefangen hielt, daſs er der Aufklärung mehr entgegengearbeitet als ſie befördert hat. Sie entwickelt ſich allmählich, ruhig und ordnungsvoll, wenn man ihren Gang nur nicht abſichtlich ſtört. Sie wird einſeitig, wenn man die Reife der Menſchheit entweder beſchleunigen oder aufhalten will.

Lehret die Menſchen richtiger denken, gebt ihnen beſſere Einſichten, weckt ſie zum eignen Forſchen, baut ihren Verſtand an, überzeugt ſie, daſs Wahrheit etwas werth ſey: und ein neuer, hoher und kühner Geiſt wird über ſie kommen, der ſie für alles Gute empfänglich macht.

Mit derjenigen Aufklärung, die der Staat befördern ſoll, wird ſich zugleich die ſinnliche Kultur vermehren. Nichts iſt natürlicher, als daſs ſich jene zunächſt an die

Zwecke, Bedürfniſſe und Kräfte des phyſiſchen Lebens wende, die erſten zu erweitern, die zweyten zu verfeinern, die dritten geſchickt zu machen, jene leichter und angenehmer zu befriedigen. Ob nun gleich dieſe Kultur, in wie fern ſie den Egoismus befeſtigt, und auf Grundſätze bringt, die Sinnlichkeit nährt und ihre Regungen vervielfältigt, im Vorhergehenden mit Recht unter die Verderbniſsmittel des menſchlichen Herzens gezählt wurde: ſo kann dies doch nur in ſo fern von ihr gelten, als ſie, allein ſich ſelbſt überlaſſen, auf Sinnengenuſs berechnet, in Ueppigkeit, Schwelgerey und Frivolität ausartet. Unter einer vernünftigen Leitung läſst ſie ſich in ein verſtändiges Verfeinerungs - Syſtem bringen, das der Veredlung trefflich vorarbeitet. So lange ſie ihren eignen Zweck verfolgt, ſich nur anſtrengt, um angenehmer zu leben, ohne auf das Gefühl der Verwendung ihrer Kräfte ſelbſt Werth zu ſetzen, wird ſie Körper und Geiſt verweichlichen, und mit der Zeit eben ſo unfähig zum Genieſsen als zum Handeln, eben ſo unfähig machen, etwas Groſses zu denken, als es auszuführen, und in einen Zuſtand der völligen Erſchlaffung, Verzagtheit und der Indolenz herabſtürzen.

Der Staat hat dafür zu ſorgen, daſs der Ertrag des Geſammtfleiſses ſeiner Bürger ſich mehr über das Ganze verbreite, als Einzelne im Uebermaſse bereichere, mehr allen ein ſorgenfreyes und bequemes Leben, als einigen wenigen ein luxuriöſes Leben verſchaffe. Er muſs dafür ſorgen, daſs die arbeitenden Hände ſich mehr der Verfeinerung und der Verſchönerung des nothwendigen als der Erfindung und Herbeyſchaffung deſſen, was, ohne eigentlichen Genuſs zu geben, der Eitelkeit, der Prachtliebe, dem erkünſtelten Wohlleben zur Nahrung dient, widmen, daſs die Induſtrie mehr die Bedürfniſſe des ganzen Lebens umfaſſe, als neue erwecke, und dieſe zum höchſten Grade der Vollkommenheit führe. Er muſs der natürlichen Tendenz der Kultur eine andre Richtung geben, das Mittel zum Zwecke machen, durch ein weiſe organiſirtes Handels-Syſtem die Einrichtung treffen, daſs jeder, der nicht aus Pflicht arbeitet, doch auch nicht allein für das Vergnügen arbeite. Freylich bleibt ihm da nichts übrig, als die Gewinnſucht in Bewegung zu ſetzen, alle Kräfte auf den Erwerb hinzulenken. Aber dadurch werden ſie doch vom bloſsen Genuſſe abgelenkt. Der ausſchweifende Luxus, der das moraliſche Gefühl im Keime vergiftet, und alle fehlerhaften Leidenſchaften in volle Flammen jagt, wird eingeſchränkt, und der Charakter des Volkes vor Erſchlaffung bewahrt. Es wird ein, zwar immer noch eigennütziges, aber doch ſchon mehr unmittelbares Intereſſe an Thätigkeit erzeugt, und dieſe Thätigkeit, da ſie nicht mehr in abſpannenden Genuſs, ſondern in Gewinn endet, der zu neuer Thätigkeit anſpornt, in freyem Schwunge erhalten. Die Kultur arbeitet ſich immer mehr von den Feſſeln des Egoismus los, wird immer mehr reine, durch ſich ſelbſt intereſſirende Kraftäuſserung, nähert ſich immer mehr der abſoluten Selbſtthätigkeit; und abſolute Selbſtthätigkeit der Vernunft iſt ja Moralität.

Um für Veredlung empfänglich zu ſeyn, bedarf der Charakter endlich noch, auſser der ſchon angeführten Einſchränkung und Milderung der Leidenſchaften, einer formalen

Feſtigkeit und Haltung in ſeinem innern Prinzip, die ſich bey wenigen Menſchen von ſelbſt einfinden, es ſey denn durch ausgezeichnete Kälte des Temperamentes oder durch ein zufällig angebornes Gleichgewicht der Neigungen. Beydes wird aber nur zu oft, durch die ganz verſchiedenen Eindrücke, die der Menſch von auſsen her empfängt, und die ſo bald wieder von andern verdrängt werden, unwirkſam gemacht. Charakterlos iſt faſt jeder Menſch, dem nicht durch gewiſſe unwandelbare Umgebungen eine feſte Form aufgeprägt iſt, innerhalb welcher zufällige Umſtände nur neue Modificationen anbringen, ohne ſie ſelbſt zu verändern.

Dieſe Charakterloſigkeit, gränzenloſe Unbeſtimmtheit und Beſtimmbarkeit durch alles und für alles iſt abſolute Unfähigkeit zur moraliſchen Veredlung. Sie macht zwar nicht alle Wirkungen des moraliſchen Gefühls unmöglich, im Gegentheil iſt ſie einzelnen tugendhaften Handlungen, wegen ihrer allſeitigen Empfänglichkeit, weit günſtiger als durchgängige Beſtimmtheit. Aber das Herz muſs feſt geworden ſeyn, ehe es ganz gut werden kann.

Der Wille gibt der innern Conſiſtenz eine andre Form, macht ſie vernünftig, aber ſchafft ſie nicht aus ſich ſelbſt. Sie iſt die Grundlage, auf der er ſein Werk erbaut. Die Vernunft muſs ſich des Menſchen verſichert halten können, muſs wiſſen, wie weit ſie auf ihn vertrauen dürfe, ehe ſie ihn in ihre Pflege nimmt. Eine aufgedrungene Geſetzmäſsigkeit muſs dem Sinne für die reine Selbſtſtändigkeit vorarbeiten. Der Menſch darf nicht mehr das ſchwankende, wandelbare Weſen bleiben, welches er gewöhnlich iſt, wenn er zur moraliſchen Beſonnenheit erwachen, ſeine Beſtimmung ergreifen, kräftig feſthalten, und in ſein Leben hineintragen ſoll. Er muſs ſchon auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmt, gegen das Eindringen fremder Stoffe verwahrt ſeyn, ehe er ſich weiter beſtimmt, und ſeine eigenthümlichen Stoffe verarbeitet.

Durch nichts wird das moraliſche Leben mehr in der Wurzel getödtet, als wenn der Staat, durch ſchwankende oder kraftloſe Geſetze, dieſe Unſtätigkeit und Charakterloſigkeit nicht bloſs im Beyſpiele lehrt, ſondern auch unmittelbar befördert. Für die ſittliche

Bildung eines Volkes iſt es immer beſſer, es ſtehe unter gar keinen oder unvollkommnen Geſetzen, die ſich in ihrer Mangelhaftigkeit deutlich ausſprechen, und nachdrücklich ausführen, als unter ſolchen, mit denen die Willkühr ſpielt, die die Chikane hintergeht, die die Verſchlagenheit drehet und wendet, wie es ihr beliebt, die die Gunſt ihrer Vollzieher mildert, denen die Weichherzigkeit nachſieht, gegen die der Despotismus ſeine Machtſprüche durchſetzt, in denen das ſchlaue Verbrechen allenthalben Lücken findet, in ſie einzudringen, und ſich unter ihrem Schutze zu verbergen. Hier ſitzt die Leidenſchaft auf dem Throne. Die Begriffe von Ordnung und Recht löſen ſich in leeren Schein, in nichtsbedeutende Formeln auf. Nirgends etwas Feſtes und Haltbares, woran man das Herz faſſen könnte. Ein Wille, dem von auſsen her alle Schranken geöffnet ſind, wird gewiſs nicht durch die Geſetze der reinen Vernunft gebändigt. Wie viel mehr Veranlaſſung, dieſe für leeren Schein zu halten, da die bürgerlichen, ohngeachtet ihres Zwanges, ſchon ſo kraftlos ſind.

Will der Staat die Veredlung ſeiner Bürger nicht ſchlechterdings unmöglich machen: ſo ſey er durchaus beſtimmt in ſeinen Geſetzen, ſein Wille ſey klar, unzweydeutig, zuverſichtlich, ohne einiger Klügeley, woraus nachher nothwendig moraliſche Sophiſterey entſpringt, Raum zu laſſen. In ihrer Vollziehung ehre er ihre Heiligkeit, ſey er ernſt, ſtrenge, unerbittlich, wie das Schickſal. Das Recht gelte überall, und es ſey keine Möglichkeit da, ſeinen Verfügungen zu entgehen. So nur kann das Volk einen Charakter haben. Je feſter die Schranken der ſinnlichen Willkühr ſtehen, deſto gröſser iſt die Macht des reinen Willens.

Es entſteht indeſs die Frage: ob der Staat durch die angeführten Vorkehrungen nicht die Gränzen ſeiner Gewalt überſchreite, über ſeinen natürlichen Zweck, und die Rechte, die ihm die Vernunft für denſelben ertheilt hat, hinausgehe. Daſs er ſich dadurch um die Menſchheit ſehr verdient machen könne, iſt auſser Zweifel. Aber Gerechtigkeit, Freyheit ſeiner Bürger müſſen ihm mehr gelten als alles. Wo dieſe gekränkt werden, hört das Verdienſt auf, Verdienſt zu ſeyn, wird es ſchändliche Verrätherey. Der Schutz der Geſammtrechte iſt ihm aufgetragen. Die Sorge für Aufklärung, öffentlichen Wohlſtand, Einſchränkung der Neigungen und des Luxus, und die Leitung der National - Kultur hat ihm niemand übergeben.

Bey einigem Nachdenken über die Art, wie jener letzte Zweck des Staates erreicht, der Schutz der Geſammtrechte realiſirt werden könne, zeigt ſich indeſs, daſs dies nur durch diejenigen Mittel möglich ſey, die wir ſo eben, als Vorbereitungsmittel der Veredlung kennen gelernt haben.

Was zuvörderſt **die Einſchränkung der Leidenſchaften und die Milderung der Sitten** betrifft, die, als erſtes Erforderniſs, zur Veredlung des Herzens vorausgeſetzt werden: ſo ſind ſie ſchon eine nothwendige Folge derjenigen Zwangsgeſetze, die die allgemeine Sicherheit aufrecht erhalten, indem ſie die Freyheit jedes Einzelnen auf die Bedingung ihres Zuſammenſtimmens mit der

Freyheit aller, beſchränken. Ohne es eben darauf anzulegen, den unbändigen Charakter des Volkes zu zügeln, ohne, durch despotiſche Erweiterung der Polizeygewalt, ſich zum Sittenrichter aufzuwerfen, darf der Staat nur darüber wachen, daſs ſich keiner am andern vergreife, daſs jedem ſein Recht werde, daſs das Anſehen der Geſetze ungeſchwächt, das Verbrechen nicht unbeſtraft bleibe; und die verwilderte Begierde wird ſich ſelbſt in die Schranken der Regelmäſsigkeit und Ordnung fügen. Er darf nur Exſecutor des gemeinſamen Willens ſeyn; dieſer enthält ſchon alle Geſetzmäſsigkeit, die ſich dem Menſchen von auſsen her aufzwingen läſst, alle Ehrbarkeit und Sittſamkeit, die die Moralität zu ihrer Gründung vorausſetzt. Eine zuverläſſige Folge davon iſt diejenige Nüchternheit und Ruhe des Gemüthes, bey der alle Kräfte des Menſchen ſich frey entwickeln und äuſsern, jede innere Stimme zur Sprache kommt.

Je weiter er aber über dieſen allgemeinen Willen hinausgeht; je mehr er der Willkühr Einfluſs in die Geſetzgebung und Entſcheidung geſtattet, das Gleichgewicht der

Stände aufhebt, der Freyheit noch andre Forderungen androht, als er durch ſeinen Zweck geltend machen kann: deſto rechtswidriger verrückt er ſeine Gränzen; deſto frecher ſpricht er der Vernunft Hohn, deſto frevelhafter vergreift er ſich an dem, was der Menſchheit heilig iſt.

Eben die Schonung und Förderung der Freyheit, die die Sorge für die Veredlung ſeiner Bürger vom Staate verlangt, iſt ihm ſchon durch ſeine eigne Natur aufgegeben. Er darf die Freyheit nicht unterjochen: denn durch ſie beſteht er allein, auf ihr ruht ſein ganzes Anſehen. Er darf ſie nicht willkührlich beſchränken: denn er ſoll ſie ja nur beſchränken, um ſie zu retten. Er darf keine Kräfte binden, die durch ſeinen natürlichen Zweck losgelaſſen ſind, weil er eben in dieſen Kräften lebt. Er darf keinen ſeiner Bürger dem andern aufopfern: denn alle haben ſich ihm nur unter der Bedingung völliger Gleichheit unterworfen.

Freylich ſteht es nicht in ſeiner Macht, Vernunftwidrigkeiten, die in poſitiven Verträgen gegründet ſind, auf einmal und mit Gewalt aufzugeben, widerſinnige Formen, die das Anſehen des Rechts erhalten haben, mit Einem Schlage zu vernichten, die gedrückte Freyheit da zu erlöſen, die geſtörte Gleichheit da wiederherzuſtellen, wo, nach der Verfaſſung, der alle gehuldigt haben, auf jene widerſinnigen Formen für einen Theil der Staatsbürger Anſprüche gegründet ſind. Er würde eben damit an der wahren rechtmäſsigen Freyheit zum Verräther werden. Aber die Vernunft will doch auch nicht, daſs es ſo bleiben, daſs das Unvernünftige ſich mit ihrem Anſehen brüſten, unter ihrem Schutze verewigen ſoll. Sie macht es ihm zur Pflicht, durch Aufklärung und Ueberzeugung die Bevortheilten für das allgemeine Recht zu gewinnen, ohne ihrem beſondern Rechte zu nahe zu treten, das Beſſere allmählich herbeyzuführen, und den Nothſtaat in einen Vernunftſtaat zu verwandeln.

Ueberdem iſt es auch nicht ſo ſehr die abſolute, in der Form des Geſetzes ſelbſt gegründete, Freyheit, obgleich auch dieſe nicht ganz fehlen darf, welche zur Veredlung erfordert wird, als vielmehr die Freyheit vor dem Geſetze, das Bewuſstſeyn, durch nichts als durch das Geſetz eingeſchränkt zu ſeyn, wenn dieſes auch noch ſelbſt manche willkührliche Einſchränkung verlangte.

Mehr Schwierigkeit hat es, einzuſehen, wie der Staat, ohne ſeine Gränzen zu überſchreiten, ſich den Wohlſtand ſeiner Bürger zu einer eigenthümlichen Angelegenheit machen dürfe. Dieſe Schwierigkeit würde unüberwindlich ſeyn, wenn er weiter nichts zu thun hätte, als ein aus dem Naturſtande herübergebrachtes, oder von da weiterhin durch Tauſch und Verträge erworbenes Eigenthum zu ſchützen. Es dürfte ihn dann gar nicht kümmern, wie das Vermögen vertheilt wäre, und wie damit gewuchert würde; er könnte ohne Vorwurf den gröſsten Theil ſeiner Bürger beym redlichſten Fleiſse verarmen und verhungern ſehen, und es geſchähe damit was recht wäre. Aber ſo iſt es nicht. Im Naturſtande mag der Menſch wohl ein Recht auf ein Eigenthum überhaupt haben, aber ein beſtimmtes wirkliches Eigenthum hat er noch nicht; das empfängt er erſt durch den Staat. Und jenes Recht iſt nichts weiter, als die Befugniſs, jeden durch Zwang zu nöthigen, mit ihm in einen Staat zum rechtmäſsigen Beſitze eines Eigenthums zu treten. Der Staat beſtimmt dieſes Eigenthum nach dem allgemeinen Willen, und bekräftiget es durch denſelben. Er kann dabey Grund und Boden, woran urſprünglich alles Eigenthum haftet, nicht mehr als etwas, das an ſich Werth hätte, und woran an ſich ein Recht haften könnte — er muſs es vielmehr betrachten als etwas, wovon Producte für den Unterhalt der Menſchen gewonnen werden können. An der Gewinnung dieſer Producte haftet das Recht. Nicht das Haben, ſondern der mögliche Gebrauch iſt das Prinzip deſſelben. Die Anſprüche eines jeden richten ſich nicht nach dem, was er wirklich von dem erſtern beſitzt, ſondern nach dem, was er zur Erzeugung und Verarbeitung der letztern beyzutragen vermag. Die Beſchäftigungen müſſen vertheilt, und dem, der kein wirkliches Eigenthum erhielt, muſs in ſeinem Wirkungskreiſe ein ſolches angewieſen werden. Jeder, der arbeiten kann und will, hat das Recht, den Ertrag ſeiner Arbeit vom Staate zu fordern, ſein Menſchſeyn, der Beſitz dieſer Kräfte iſt ihm eine Anweiſung auf ſo viel Genuſs, als dieſe Kräfte werth ſind, d. h., als das Ganze durch ihren Gebrauch gewinnen könnte. Mit eben dem Rechte verlangt der Nichtbegüterte von ihm einen angemeſſenen und belohnenden Wirkungskreis, als der Begüterte den Schutz ſeines Eigenthums. Ueberdem — wer lebt, muſs auch leben können, wenn er anders das Seinige thut. Er hat von der Natur die Verheiſsung empfangen; und jeder Beſitz, der ihn darin einſchränkt, iſt unrechtmäſsig. Wenn andre ſich vor ihm des Bodens bemächtigten: ſo hat er das als Verfügung des Schickſals anzuſehen. Aber wenn das Aequivalent, das ihm in der Anwendung ſeiner Kräfte dafür gegeben wurde, nicht gelten ſoll: ſo iſt dies Verbrechen der Menſchen. Immerhin mögen einige Ueberfluſs haben. Edlere Kräfte gründen höhere Anſprüche; andre Beſchäftigungen führen andre Lebensbedürfniſſe herbey. Aber keiner muſs darben. Jede Staatsform iſt rechtswidrig, bey der auch nur Einer, der Kraft und Luſt zu arbeiten hat, nicht bequem leben kann, die die Nahrungszweige nicht ſo vertheilt, daſs jeder, der nicht ſein Leben im Müſsiggang verſchwelgt, noch mehr hat, als zur Befriedigung ſeiner dringendſten Bedürfniſſe nöthig iſt. Und gerade das iſt das Maſs des Wohlſtandes, das wir, im Vorhergehenden, der Veredlung allein zuträglich fanden: Der Staat braucht dabey nicht über ſeine Beſtimmung hinauszugehen, keine beſonderen Bemühungen anzuwenden, keine ihm fremden Vorkehrungen zu treffen. Er darf nur leiſten, was er leiſten ſoll, darf nur jedem ſein Recht widerfahren laſſen: und keiner wird unter drückenden Nahrungsſorgen ſchmachten, keiner im Elende ſein Leben verzehren, keiner beym vergeblichen Ringen nach Unterhalt ſeine Menſchenwürde verkaufen, keiner im Tumulte ungeſtillter heftiger Bedürfniſſe verwildern. Thätigkeit und Frohſinn wird unter ſeinen Bürgern herrſchen, und der Genius der Tugend freundlich auf ſie herabſehen.

Hiermit ſtehen nun auch Aufklärung und Kultur in genauer Verbindung. Ein Volk kann nicht wohlhabend werden, die Kräfte können nicht harmoniſch in einander greifen, keine zweckmäſsige Thätigkeit kann ſich durch alle Stände ſchlingen, wenn dieſes Volk nicht auch aufgeklärt iſt, wenn nicht jeder ſein Geſchäft,

ſeine

ſeine Lage im Staate, ſeine nähern und entferntern Verbindungen, und überhaupt die Zwecke, Angelegenheiten, Pflichten und Verheiſsungen des Lebens kennt, wenn nicht jeder denkend arbeitet, und ſich durch die Bedingungen des allgemeinen Wohlſtandes ſelbſt einzuſchränken weiſs. Je mehr ſich die Einſichten des Bürgers erweitern und aufklären: deſto kräftiger wird er die Ordnung des Ganzen befördern helfen.

Alle Vorkehrungen des Staates, die öffentliche Thätigkeit einſtimmig, das Eigenthum im Gleichgewicht zu erhalten würden indeſs vergeblich ſeyn, wenn es der Kultur frey gelaſſen wäre, nach Belieben, Bedürfniſſe zu wecken und zu befriedigen, und ihre Bemühungen ausſchlieſsend auf Sinnengenuſs hinzulenken. Kein Geſetz würde die ausſchweifende Begehrlichkeit abhalten, ſich auf Unkoſten andrer zu bereichern. Der Luxus mit ſeinen verderblichen Folgen würde überall eindringen, und, beym Ueberfluſſe des einen, der andre im Elende verſchmachten. Aber das iſt nicht einmal zu beſorgen. Eben damit; daſs der Staat die öffentliche Thätigkeit anordnet, jedem ſeinen Wirkungskreis und ſeinen Arbeiten eine angemeſſene Belohnung zuſichert, iſt der Ueppigkeit gewehrt, ausſchweifender Luxus unmöglich gemacht, führt er die Aufſicht über den Gang der Kultur, ſieht er ſich gedrungen, ihr, ſtatt des ſchwächenden Genuſſes, immer fortſchreitende, ſich immer mehr veredelnde Thätigkeit zum Zwecke anzuweiſen.

Was nun noch das Letzte angeht, wodurch der Staat der Veredlung ſeiner Bürger vorarbeitet, und ihnen die dazu nöthige Feſtigkeit und Haltung des Charakters gibt, nämlich Beſtimmtheit, Deutlichkeit und ſtrenge Vollziehung der Geſetze: ſo iſt von ſelbſt einleuchtend, daſs auch dies von einer vollkommnen Verfaſſung unzertrennlich ſey.

Aus dieſem allem geht hervor, daſs der Staat nur ſeinen eigenthümlichen Zweck verfolgen, ſeine rechtmäſsige Form vollenden dürfe, um alles das zu leiſten, was er für die Veredlung ſeiner Bürger zu leiſten im Stande iſt. So weit auch beyde Zwecke aus einander liegen; ſo treffen ſie doch in mehr als Einem Puncte zuſammen. Ein neuer Beweis von der groſsen Harmonie, die in der Natur des Menſchen herrſcht, wornach ſich überall Analogieen ſeiner moraliſchen Beſtimmung vorfinden.

Der Staat ſelbſt iſt eine ſolche Analogie — der äuſsere Repräſentant der innern Menſchheit. Was er in der Sinnenwelt darſtellt, Vereinigung aller unter Ein Intereſſe, zum gemeinſchaftlichen Wechſelwirken, zum harmoniſchen Ineinandergreifen der ſinnlichen Kräfte, das beabſichtigt die Veredlung für die Geiſterwelt, — dieſelbe Vereinigung, dieſelbe Wechſelwirkung, daſſelbe Ineinandergreifen der überſinnlichen Kräfte. Was der Staat durch Nothwendigkeit wirkt, daſſelbe wirkt die Veredlung durch Freyheit. Was der Staat für das phyſiſche Leben iſt, daſſelbe iſt die Veredlung für das moraliſche. Was der Staat für den Genuſs thut, daſſelbe thut die Veredlung für die Würde. Ueberall iſt es die reine Form der Menſchheit, die ſich in derſelben Vernunft, nur an veränderten Gegenſtänden ausſpricht.

Dadurch iſt dem Staate nun noch ein neuer Einfluſs auf die höhere Kultur eröffnet.

Er umgibt den Menſchen als eine verkörperte Vernunft, eine verſinnlichte Menſchheit, und legt ihm dadurch ſeine Beſtimmung in einer dunkeln, aber kräftigen und erhabenen Hieroglyphe an's Herz. Veredelt nur ſeine Form, bringt ſie ihrem Ideale näher, ſtellt in ihr Freyheit und Nothwendigkeit, Menſchheit und Menſch, Vernunft und Sinnlichkeit in immer genauere Verbindung: und ihr werdet damit zwar nicht den Willen des Menſchen veredeln, aber ihn doch zu dieſer Veredlung nachdrücklich auffordern und vorbereiten.

II.

Erziehung.

Der Staat ſoll den Menſchen durch Kultur zur Veredlung vorbereiten. Er verarbeitet dazu ſein äuſseres Leben, entwickelt und ordnet ſeine Kräfte, beſchränkt ſeine Neigungen für den ſinnlichen Lebenszweck. Der Menſch erſcheint hier überall als Sinnenweſen. Seine Beſtimmung gehört der Erde an. Zu einer höhern Anſicht ſeiner Natur erhebt er ihn nicht, kann er ihn nicht erheben, wenn er nicht über ſeine natürlichen Gränzen hinausgehen, ſeine Gewalt miſsbrauchen will. Das Geiſtige am Menſchen, das noch in einer weit nähern und wirkſamern Beziehung auf das Moraliſche ſteht, liegt auſser ſeiner Sphäre. Und doch bedarf dieſes derſelben Bearbeitung, wie das Sinnliche. Wo die Kultur aufhört, muſs die Bildung anfangen, um den Menſchen zu dem groſsen Geſchäfte ſeiner Veredlung einzuweihen.

Dieſe Bildung hat es allein mit dem Geiſtigen zu thun, geiſtige Kräfte für eine geiſtige Beſtimmung darzuſtellen, der Befriedigung des Bedürfniſſes, das ſich in ihnen ſelbſt ausſpricht, anzueignen. Der Körper iſt ihr nur in ſo fern Gegenſtand, als er, Werkzeug und Ausdruck des Geiſtes, die Entwickelungen des letztern in der Welt auszuführen, und in ſeiner eignen Form abzubilden fähig iſt. Sie ergreift den Menſchen auf einem neuen und höhern Standpuncte.

Zwar konnte auch ſchon die Kultur, die er aus den Händen des Staates empfing, das Geiſtige nicht ganz umgehen, weil es mit dem Sinnlichen überall in Verbindung ſteht, und dieſes nur durch jenes geleitet werden kann. Aber weil doch das Sinnliche zuletzt der Zweck iſt, auf den ſie alle ihre Bemühungen richtet, und das Geiſtige, ohne alle Ahndung von einer eigenthümlichen Beſtimmung deſſelben, bloſs als Mittel für jenes betrachtet, wird ſie nie in Bildung ausſchlagen. Sie beſchränkt die natürlichen Neigungen, aber nur, wo ſie das Gebieth der Erſcheinung berühren, um den Streit des phyſiſchen Lebens zu endigen, und dieſem Leben ſeine Güter ſicher zu ſtellen. Die Ordnung, die dadurch von auſsen her in's Herz kommt, iſt nur zufällig, nach einer fremden Regel bewirkt, und darum höchſt beſchränkt. Die Bildung verlangt, daſs das Gemüth, durch ſich ſelbſt, nach einem innern Prinzip geregelt, der Streit nicht bloſs in ſeinen thätlichen Ausbrüchen gehemmt, ſondern in ſeinem innern Keime erſtickt werde. Wenn der Staat die Verpflichtung auf ſich hatte, Freyheit zu ehren und zu befördern: ſo war es doch nur die äuſsere Freyheit; es geſchah nicht, daſs der Menſch ſich ſelbſt, ſondern daſs er die Natur beſitze; nicht, daſs er verſtändig lebe, ſondern daſs er etwas Sinnliches habe. Wenn er Aufklärung und Thätigkeit begünſtigte: ſo that er dies nur, um durch ſie die Erreichung ſinnlicher Zwecke zu befördern, den Erwerb leichter, den Beſitz angenehmer, den Gebrauch gemeinnütziger zu machen. Daſs der Menſch in der

Erweiterung ſeiner Einſichten, im Anbau ſeiner Verſtandeskräfte, von allem Nutzen abgeſehen, ſeine Natur entfalte, ſeinen Geiſt verſchönere, ſeiner Beſtimmung nachlebe, darauf konnte und durfte er keine Rückſicht nehmen — noch weniger darauf, daſs er hierdurch ſchon eine Richtung auf etwas Höheres empfange.

Wenn alſo der Staat ja etwas für den Geiſt thut: ſo arbeitet er doch ſeinen eigenthümlichen Bedürfniſſen mehr entgegen, als daſs er ſie unterſtützte, geht mehr darauf aus, ihn zu unterjochen, als ihn frey zu machen, und ihm ſelbſtſtändiges Leben zu ertheilen. Er kann ſeine Kräfte nur in eine einſeitige und verkehrte Richtung bringen. Ueberdem vermag er auch bey weitem nicht, alle in ſeine Pflege zu nehmen, allen die gehörige Nahrung zu geben. Es iſt ihm nicht um den Menſchen, ſondern um den Bürger zu thun. Wir finden jenen in einer Beſchränktheit, aus der er nothwendig wieder herausgehoben werden muſs, wenn etwas Edles aus ihm werden ſoll. Je mehr dieſe Beſchränktheit ſein äuſseres Leben umſchlingt und feſt hält; deſto dringender wird das Bedürfniſs, ſeine innere Natur davon zu befreyen, und ihm in derſelben ein eigenthümliches Gebieth zu erringen. Der für den Preis einer angenehmen Exiſtenz an den Staat verkaufte Menſch muſs ſich durch Geiſtesreichthum von ihm loskaufen, ehe er für das Beſſere empfänglich wird.

Es käme alſo nun alles darauf an, den Bürger wieder zum Menſchen zu machen, auf die Entwickelung und Anordnung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten, ihrer natürlichen Beſtimmung gemäſs, bedacht zu ſeyn, ihn in den vollen Beſitz des Verſtandes und Herzens zu ſetzen. Ob dazu der Staat, wenn er auch könnte, mitzuwirken geneigt ſeyn werde, iſt eine Frage, die ſich leicht beantwortet. Er geht nur immer darauf aus, daſs jeder ſeiner Bürger ganz Bürger ſey, und für ſein Intereſſe iſt nicht beſſer geſorgt, als wenn keiner mehr iſt. Zwar möchte die Natur, wenn ſie ſich ganz ſelbſt überlaſſen wäre, ihn noch wohl zu einer gewiſſen Entwickelung ſeiner Fähigkeiten führen; jede ihrer Kräfte iſt auch zugleich Trieb, in möglichſt gröſster Vollkommenheit wirkſam zu ſeyn. Aber ſie iſt ſchon in die Feſſeln der geſellſchaftlichen Verfaſſung geſchlagen; der bürgerliche Zwang hat ihren Kräften eine fremde Richtung gegeben. Sie kann nicht mehr für ſich arbeiten; ſie muſs einem andern dienen, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträuben mag. Sie muſs entweder ihren Zweck ganz aufgeben, oder darf ihn doch nur auf einem äuſserſt beſchränkten Gebiethe ausführen. Und auch hier iſt ſie ſchon nicht mehr frey; auch bis dahin ſucht die fremde Gewalt, der ſie unterworfen iſt, unaufhörlich ihre Herrſchaft zu erweitern. Geſetzt, dies wäre auch nicht ſo: ſo würde ſie doch, ohne künſtliche Hülfe, ihr Werk nur langſam und nach vielen Verirrungen zur Reife bringen.

Vor allem aber bedarf das moraliſche Gefühl einer eignen Pflege. Schon urſprünglich ſpricht es ſich nicht ſo laut und nachdrücklich aus, als der ſinnliche Trieb. Es gehört ein eigner Grad von Bildung der Vernunft dazu, daſs ihre Form ſich der Empfindung darſtelle, wenn dieſe nicht überdem ſo oft wieder verdunkelt, oder irre geleitet würde. In der natürlichen Verkehrtheit des Herzens liegt zwar ein mächtiger Reitz, das moraliſche Gefühl zur Sprache zu bringen, aber auch ein gewaltiger Hang, die Aufmerkſamkeit davon abzulenken, wenn es der Egoismus nicht gar ſeinem Intereſſe ganz unterwirft, und es, durch künſtliche Sophismen, mit ſeinen Forderungen einſtimmig macht. Bey den vielen Verderbniſsmitteln, wovon der Menſch allenthalben umgeben iſt, wird es ſich nur in glücklichen Naturen rein entwickelte und erhalten.

Es iſt zwar wahr, daſs der Staat, wenn er ſeiner Beſtimmung entſpricht, die moraliſche Natur des Menſchen nicht ganz verläugne, daſs ſeine Kultur eine Tendenz zur Veredlung habe, daſs er, ſchon in der Art, wie er die Freyheit beſchränkt, noch mehr aber in ſeiner Form, eine Analogie des Moraliſchen enthalte. Aber es iſt doch kein ſittliches Intereſſe, was ihn dabey leitet, kein moraliſcher Geiſt, keine Ausführung eines moraliſchen Zweckes, kein abſichtliches Hinwirken auf Veredlung. Im Gegentheil geht bey ihm die Form in der Materie unter. Die Geſetzgebung der Vernunft verliert ihre Reinheit, indem ſie ſich bloſs an die Natur wendet, ſelbſt zur Natur wird, ſinnliche Zwecke befördert, das Freye als ein

Nothwendiges behandelt. Er kann daher das moraliſche Gefühl nur beyläufig rühren, nicht eigentlich wecken. Er wird das Rechtliche, auf Unkoſten des Sittlichen, hervorheben, vielleicht gar das letztere unterdrücken, das bürgerliche Geſetz an die Stelle des Gewiſſens ſetzen, und den Wahn nähren, als ob die Tugend nur um der geſellſchaftlichen Zwecke willen da ſey. Allein abſichtliche Bemühungen, einzig darauf gerichtet, können dem moraliſchen Gefühle das Leben, die Klarheit, Vielſeitigkeit und Reinheit ertheilen, durch die es zur Veredlung des Herzens thätig wird.

Aber woher ſollen nun dieſe Bemühungen kommen? Was ſoll den Menſchen zu dieſer Entwickelung ſeiner geſammten Geiſtesfähigkeiten, und beſonders des moraliſchen Gefühles behülflich ſeyn? Die Natur, die ihn umgibt, wirkt nach eignen Geſetzen, und ſcheint es eben nicht darauf angelegt zu haben, den Menſchen zu bilden. In ihr iſt allerdings Verſtand, regt ſich ein moraliſcher Geiſt, hat alles Beziehung auf ſeine Vervollkommnung. Aber ſie hat dabey noch auf etwas ganz anders gerechnet. Der Menſch muſs ſie ſelbſt dazu in Bewegung ſetzen und leiten; und wo er das nicht vermag, muſs ſie anderswo her für ihn in Bewegung geſetzt und geleitet werden. Er müſste jenen Verſtand ganz gefaſst, in jenen moraliſchen Geiſt tief eingedrungen ſeyn, jene Beziehungen in ihrem groſsen Zuſammenhange begriffen haben. Bis dahin iſt der Einfluſs der Natur zufällig und ohne Zweck. Es muſs planmäſsig, mit Ueberlegung, und nach einem verſtändigen Prinzip auf ihn gewirkt werden, wenn etwas aus ihm werden ſoll. Nur der Geiſt kann den Geiſt wecken, ſein Leben erweitern, ſeine Kräfte in ordnungsvolle Thätigkeit bringen. Der Menſch muſs den Menſchen bilden.

Es entſteht aber die Frage: wie dies in's Werk zu bringen ſey, ohne der Freyheit zu nahe zu treten? Der gröſste Theil widerſtrebt in gedankenloſer Trägheit aller Bildung; ſie könnte ihm nur aufgedrungen werden, und würde dadurch aufhören Bildung zu ſeyn. Dann, würde auch ein ſolches gegenſeitiges, abſichtliches Einwirken der Menſchen auf einander Vorkehrungen nothwendig machen, wobey einer immer in die Rechtsſphäre des andern träte, und das Recht ſelbſt in gränzenloſe Verwirrung geriethe.

Es könnte mithin nur dann geſchehen, wenn der Menſch noch durch die Natur andern unterworfen iſt, und weiter keine Rechte hat, als das, einſt Rechte zu erlangen, wozu er erſt durch ſie in den Stand geſetzt werden ſoll. Die Bemühung, ihn zu bilden, müſste mit der, ihm zum Beſitze derjenigen Kräfte zu verhelfen, auf die ſeine künftigen Rechte allein gegründet werden können, zuſammenfallen. Die Verarbeitung, wodurch er Bürger wird, müſste ihn zugleich zum Menſchen machen. Dadurch, daſs ſeine äuſsere Natur dem Zwange des Geſetzes durch Kultur unterworfen wird, müſste die innere durch Bildung in Freyheit geſetzt werden.

Nach dieſem allem gibt es nur Ein rechtmäſsiges Mittel, den Menſchen zu bilden, nämlich die Erziehung.

Die Erziehung ſoll es auf nichts Beſtimmtes mit dem Menſchen anlegen, keinen fremden Zweck verfolgen. Sie würde dadurch ſeinen natürlichen Kräften eine einſeitige Richtung geben, ihre Tauglichkeit für allerley Zwecke, ohne welche ſie weder ihre Beſtimmung erreichen, noch die Grundlage der Sittlichkeit werden könnten, zerſtören. Sie darf daher weder die Glückſeligkeit, noch die Moralität, noch beyde in ihrer harmoniſchen Vereinigung im Auge haben.

Die Glückſeligkeit iſt nur ein untergeordneter Theil der höhern Beſtrebungen des Menſchen. Mit allen Erforderniſſen eines frohen Lebens ausgerüſtet, würde es ihm an dem Wichtigſten, das ſeinem Leben allein Werth und Ehre gibt, fehlen. Je beſſer ſein Wohlſeyn beſorgt wäre, deſto ſchlechter würde es um ſeine Sittlichkeit ſtehen. Je mehr er ſich des erſtern erfreute, deſto weiter würde er von der andern entfernt bleiben. Auf jenes wäre die ganze Ausbildung ſeiner Fähigkeiten berechnet, nur im Hinwirken auf daſſelbe hätte er ſie in ſeiner Gewalt, es wäre ihm unmöglich, ſie für etwas anders zu verwenden. Freyheit, der Charakter der Menſchheit, ginge verloren, und er bliebe ſein ganzes Leben im Dienſte der Sinnlichkeit, die das Prinzip der Glückſeligkeit iſt. Eine methodiſche Erziehung zur Glückſeligkeit iſt überdem unmöglich. Das Bedürfniſs und der Begriff derſelben, beſtimmen ſich in jedem Menſchen; nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeiner körperlichen und geiſtigen Natur anders — nach ſolchen Momenten, die ſich am tiefſten in ſein Inneres zurückziehen, ſich nur nach und nach in einzelnen Wirkungen kund thun, ſo, daſs die Periode der Erziehung ſchon vorüber ſeyn würde, ehe man nur einmal wüſste, worauf man hinzuwirken habe. Sie hätte nicht bloſs allgemeine Regeln nach individuellen Rückſichten einzuſchränken, das Streben nach dem höchſten Zwecke, nach der beſondern Natur zu modificiren; Regeln und Zwecke ſelbſt müſsten allein aus der letztern hergenommen werden. Von einem Syſtem der Erziehung könnte gar nicht einmal die Rede ſeyn. Geſetzt indeſs, es wäre auch möglich, im Hinwirken auf dieſes Ziel alle Kräfte des Menſchen in harmoniſche Thätigkeit zu ſetzen, die Erziehung zur Glückſeligkeit wäre zugleich die vollkommenſte Ausbilbildung: ſo liegt doch etwas ſehr Entehrendes in dem Gedanken, daſs es mit ſo vielen vortrefflichen Fähigkeiten allein auf das Genieſsen abgeſehen ſeyn ſolte.

Die Erziehung, welche die Moralität als den letzten Zweck ihrer Bemühungen anſieht, arbeitet auf etwas Höheres hin, macht etwas Beſſeres aus dem Menſchen, entwickelt ſeine Natur vielſeitiger, weckt mehr kräftige Tugenden in ihm, und behandelt ihn mehr ſeiner Würde gemäſs. Aber auch ſie widerſpricht ſeiner Natur und ſich ſelbſt. Der Menſch ſoll frey ſeyn im Gebrauche ſeiner Kräfte. Sie beugt ihn unter die Nothwendigkeit der Vernunft, die, zwar eine ehrenvollere als die der Sinnlichkeit — aber doch immer noch Sclaverey bleibt. Nur der freye Menſch kann ſich veredeln; nur durch die Möglichkeit auch ſchlecht zu ſeyn beſteht ſeine Fähigkeit zum Guten. Eine aufgedrungene, angewöhnte Tugend iſt ſchlimmer, als die gröſste Macht der Sinnlichkeit. Sie ertödtet, in der ſelbſtſtändigen Wirkſamkeit der Vernunft, das eigentliche Prinzip der Veredlung und bringt den Menſchen dahin, bey dem

Scheine der Güte das Weſen deſſelben entbehrlich zu finden, dieſes Weſen gänzlich aus dem Auge zu verlieren, und es zuletzt gar nicht mehr zu vermiſſen. Zur Moralität ſoll der Menſch nicht erzogen werden; er ſoll, wenn er erzogen iſt, ſich ſelbſt zu ihr erheben. Es widerſpricht ihrem Weſen, daſs ſie durch Lehre und Uebung von auſſen her angebildet werden könne. Sind nur die Anlagen dazu mit den übrigen Anlagen ſeiner Natur in gleichem Grade entwickelt; iſt nur das moraliſche Gefühl deutlich und lebhaft genug: ſo muſs das Uebrige allein von der Stärke des guten Willens herkommen.

Es iſt eine ſehr gemeine Erfahrung, daſs der Menſch unter den Bemühungen, ihn recht moraliſch gut zu machen, an innerm Werthe immer mehr verliert, und ſich diejenige Feigheit und Kraftloſigkeit, die der Moralität am meiſten hinderlich iſt, immer tiefer bey ihm einniſtet. Man ſetze ihn nur in den Stand, das zu werden, worauf es die Natur bey ihm angelegt hat, und überlaſſe dann ihm ſelbſt die Sorge für ſeine Veredlung.

Unter allen Eigenſchaften des Menſchen iſt zwar die Tugend diejenige, welche am tiefſten in ſein ganzes Weſen eingreift, ſeine Kräfte am weiteſten umfaſst und ſie alle am meiſten in gleichem Maſse in Anſpruch nimmt. Deſſen ungeachtet iſt es dem Intereſſe der menſchlichen Natur entgegen, daſs dieſe Kräfte, durch fremde Gewalt, einzig jenem Zwecke unterworfen werden, wird durch eine ausſchlieſsende Erziehung zur Tugend ihm die freye Dispoſition über ſie genommen, worauf er ein gegründetes Recht hat, und ohne welche nichts aus ihm werden kann. Gerade dadurch wird der Tugend am meiſten vorgearbeitet, daſs jene Kräfte ohne Rückſicht auf ſie ſich entwickeln, indem ſich gar nicht vorausſehen läſst, von welchen unter ihnen der Menſch im Dienſte der Pflicht den meiſten Gebrauch werde zu machen haben.

Eben ſo wenig darf die Erziehung auf Moralität und Glückſeligkeit in Vereinigung hinarbeiten. Hierin liegt zwar allerdings der höchſte Zweck des Menſchen; aber dieſer iſt ein ſolcher, deſſen Ausführung weit über ſeinen beſchränkten Ideenkreis hinausliegt, auf Bedingungen ruht, die für ihn eben ſo unerforſchlich als unerreichbar ſind, der in den Plan des ganzen Univerſums eingreift, und nur von der höchſten Weisheit, die dieſes überſicht und ordnet, realiſirt werden kann. Er ſelbſt ſoll dafür ſorgen, daſs er durch ſittliche Güte der Glückſeligkeit würdig werde und dann die letztern allein von der moraliſchen Ordnung der Dinge erwarten. Noch weniger können andre hierin thun, die ſeinen Werth und ſeine Bedürfniſſe nicht zu beurtheilen im Stande ſind. Die Erziehung kann nicht einmal jedes von beyden allein hervorbringen; viel weniger noch in einer weiſen Vereinigung.

Sie ſoll durchaus nichts davon wiſſen, daſs der Menſch einen letzten Zweck habe. Mag man dieſen auch beſtimmen, wie man will, ſeinen Urſprung aus dem eignem Weſen des Menſchen noch ſo einleuchtend darſtellen, ſeinen Zuſammenhang mit demſelben noch ſo deutlich entwickeln, die Hervorbildung der vernünftigen Selbſtthätigkeit in ihm noch ſo anſchaulich machen: er wird doch immer als etwas gedacht, das von ihm ſelbſt verſchieden ſey, über ihn ſelbſt hinausliege. Im Begriffe des Menſchen und ſeiner Anlagen iſt ihr eine Gränze geſetzt, die ſie nicht überſchreiten darf. Sie ſoll nichts aus ihm machen, was die Natur nicht auch aus ihm gemacht haben würde. Aber, was die Natur nur langſam, auf vielen Umwegen, durch mancherley Hinderniſſe beſchränkt, unvollkommen und in fehlerhafter Richtung geweckt hätte, ſoll ſie ſchneller, kräftiger, vollkommner, unbeſchränkter zu Stande bringen. Sie darf nicht einmal den Weg der Natur verlaſſen, nichts anregen, worauf ſie nicht rechnete, ſich keiner Methode bedienen, die nicht von ihr angewinkt war, keine Kräfte in Bewegung ſetzen, deren ſie ſich nicht eben ſo würde bedient haben. Sie ſoll nur die Fähigkeiten, die jene verwahrloſte, reitzen und üben, denen, die ſie ungenutzt lieſs, Gegenſtände der zweckmäſsigen Thätigkeit unterlegen, diejenigen, denen ſie eine einſeitige Tendenz gab, veranlaſſen, ſich anderswo hin zu verbreiten, den Stoff vermindern, wo er der Form zu mächtig wird, und den formenden Geiſt beſchränken wo er den Stoff zu überwältigen droht, das

Ausſchweifende mäſsigen, und das zu Begränzte erweitern, die Willkühr dahin leiten, daſs ſie ſich ſelbſt dem Geſetze unterwerfe, und das Gebundene unterſtützen, daſs es durch eigne Kraft frey werde.

Jedes Maſs von Fähigkeiten, das einem Menſchen übergeben iſt, deutet auf einen Plan hin, den die Natur an ihm ausführen wollte, und auch ausgeführt haben würde, wenn ſie nicht durch andre Zwecke zu ſehr wäre eingeſchränkt worden. Die Grundzüge dieſes Planes in ſeinem Innern zu entdecken und auszufüllen, das Werk der Natur an ihm zu vollenden, und einen ſolchen Menſchen aus ihm zu machen, wie ſie ihn entworfen hat, iſt das Geſchäft der Erziehung.

Die Sorge für die höchſte Beſtimmung ſeines Lebens iſt dem Menſchen ſelbſt allein aufgetragen, und kein andrer kann darin etwas für ihn übernehmen. Die Fähigkeit zu dieſer Beſtimmung iſt der angeborne Charakter der Menſchheit, für ſie ſind alle Anlagen, ſo wohl der ganzen Gattung, als der Individuen eingerichtet. Die Natur hat es auf dieſe Fähigkeit, und auf weiter nichts bey dem Menſchen angelegt; wenn er ſie ganz beſitzt, iſt er ein *natürlich vollkommner* Menſch, ein Menſch, wie ſie ihn haben will. Aber ſie hat dazu nur die erſten Keime in ihn niedergelegt, deren Entwickelung die Erziehung beſorgt. Der Gebrauch dieſer Fähigkeit, um durch ſie ſein Leben zu vollenden, um ein Menſch zu werden, wie ihn die Vernunft haben will, iſt ſein eignes Werk, für ihn iſt er allein verantwortlich.

Fähigkeit zur Selbſtveredlung iſt *Freyheit des Willens.* Die Erziehung ſoll alſo den Menſchen ſo bearbeiten, daſs er im vollen Sinne des Wortes frey werde, und im Stande ſey, ſeine höchſte Beſtimmung ſelbſt zu ergreifen, und ihr entgegenzuſtreben. Der Menſch iſt nicht frey geboren, er wird nur frey durch die vollſtändige Entwickelung ſeiner natürlichen Anlagen. Um es wirklich zu ſeyn, muſs er zwiſchen zweyen Entgegengeſetzten, ohne durch irgend etwas für das eine oder andre beſtimmt zu werden, wählen, ſich für das eine oder andre ſchlechthin entſchlieſsen können. Damit alſo der Menſch frey ſey, müſſen ſich nicht allein Kräfte, durch welche er zu handeln, und die Gegenſtände ſeines

Handelns zu kennen, zu vergleichen, und zu beurtheilen im Stande ſey, ſondern auch entgegengeſetzte Prinzipien, durch entgegengeſetzte Motive unterſtützt, für den Gebrauch dieſer Kräfte in ihm finden. So lange er noch unter Einem Prinzip ſteht, hat er nur Einen Hauptzweck, dem er nothwendig nachgeht, und bey aller Ueberlegung, die er anſtellt, bleibt er doch ein Sclave dieſes Zweckes, wählt er immer dasjenige, was dem Intereſſe deſſelben am zuträglichſten iſt.

Eine ſolche Entgegenſetzung findet ſich wirklich in der menſchlichen Natur. Sinnlichkeit und Vernunft, als Eigenſchaften, Glückſeligkeit und Sittlichkeit, als Zwecke, machen ſich immerfort die Herrſchaft über den Willen ſtreitig. Es gibt kein natürliches Maſs, vermittelſt deſſen ſie mit einander verglichen und gegen einander gewürdigt werden könnten. Jedes hat ſein eignes Intereſſe, und nur der Wille kann entſcheiden. Wäre der Menſch bloſs ſinnlich — zur Glückſeligkeit beſtimmt: ſo wäre keine Freyheit; weil er dann dem Geſetze der Sinnlichkeit gehorchen, und unvermeidlich das thun müſste, was ihm glücklich macht. Wäre er, auf der andern Seite, bloſs vernünftig: ſo wäre wieder keine Freyheit; er würde tugendhaft ſeyn, und nichts anders ſeyn können. Die Erziehung muſs dafür ſorgen, daſs beydes, das ſinnliche und vernünftige Prinzip im Menſchen gehörig entwickelt werde; dadurch macht ſie ihn frey.

Nach dieſer Entwickelung des wahren Weſens der Erziehung und ihres Verhältniſſes zur moraliſchen Natur, iſt es nun nicht mehr ſchwer, ihren Einfluſs auf die Veredlung zu beſtimmen, auf diejenigen Momente aufmerkſam zu machen, die hier von vorzüglicher Wichtigkeit ſind, und die Maximen anzugeben, durch deren Befolgung ſie für dieſe groſse Angelegenheit des Menſchen wohlthätig wird.

Zuvörderſt iſt die Erziehung ſchon durch ihren eigentlichen Zweck Vorbereitung zur Veredlung. Ohne Freyheit iſt keine Veredlung möglich. Sie iſt das Fundament, auf welches alles Moraliſche gebaut werden muſs. Das Gute, das nicht frey gewählt und ausgeführt würde, iſt nur leerer Schein, eitles Gepränge. Je mehr es ſich daher die Erziehung angelegen ſeyn läſst, nicht dem Menſchen Kräfte mitzutheilen, ſondern in ihm eigne Kräfte zu wecken — ihn nicht zu dem, was er thun ſoll, nöthigt, ſondern ihn veranlaſst, ſich ſelbſt zu zwingen — nicht zum Guten reitzt oder treibt, ſondern ihn lehrt, ſich ſeiner Menſchheit bemächtigen, und ſich ſelbſt zum Guten reitzen — nicht ihn überall durch Vorſchriften feſſelt, ſondern es ihm nahe legt, durch Vernunft ſich ſelbſt Vorſchriften zu geben: deſto mehr ſetzt ſie ihn in den Stand, ein edler Menſch zu ſeyn. Sie darf ihn nicht leiten, ihm keine Formen, weder in Meynungen noch in Sitten aufdringen: ſie muſs ihn in den Stand ſetzen, ſich ſelbſt zu leiten, ſich für ſeine Meynungen die wahrſte, für ſeine Sitten die ſchönſte Form zu erzeugen. Wenn ſie Fähigkeiten in ihm aufweckt, darf ſie nicht darauf ſehen, daſs dieſe eine gewiſſe, einmal für immer beſtimmte Geſtalt annehmen, und ihr Gebrauch ſich nach gewiſſen, einmal für immer beſtimmten Geſetzen richte: ſondern, daſs die Fähigkeiten ſelbſt ſo vollkommen werden, wie ſie ihrer Natur nach ſeyn können, und er im Stande ſey von ihnen einen weiſen Gebrauch nach eignen Einſichten zu machen. Sie muſs ihn lehren, ſeine ſinnliche und vernünftige Natur in ſeiner Gewalt haben, aber ihn weder für die eine noch für die andre beſtimmen. Frey in jeder Hinſicht muſs die Erziehung den Menſchen machen: oder er wird entweder ein Weichling oder ein Heuchler; das Erſte, wenn er nur ſinnlich bleibt; das Zweyte, wenn ihm die Tugend aufgezwungen wird. Nur wenn es in ſeinem Vermögen ſteht, ſchlecht oder gut zu ſeyn, kann er ein edler Menſch werden. Schon das Vertrauen, das er dadurch zu ſich ſelbſt faſst, wird ihn veredeln. Ihr richtet die Menſchheit im Menſchen zu Grunde, indem ihr den letztern zum Sclaven von Meynungen, Grundſätzen, Maximen und Gebräuchen herabwürdigt. Er würde ſeine Freyheit ſo leicht nicht miſsbrauchen, wenn ihr ſie ihm nicht ſo lange vorenthalten hättet. Der Sclave, der ſeine Ketten zerbricht, iſt gefährlich — nicht der Menſch, der frey geboren wurde. Freyheit iſt das Element der menſchlichen Natur.

Zweytens wirkt die Erziehung dadurch zur Veredlung des Menſchen, daſs ſie ſeinen geiſtigen Kräften eine freyere und höhere Entwickelung gibt, als die Kultur ihnen geben konnte. Sie erſt kann ihm zu dem Maſse der Verſtandeseinſicht verhelfen, ihn zu derjenigen Empfindſamkeit des Herzens ſtimmen, ohne welche er kaum den Gedanken der Veredlung zu faſſen im Stande ſeyn würde. Durch ſie ſoll die Aufklärung etwas Selbſtſtändiges — von der Dienſtbarkeit der Lebensbedürfniſſe entbunden, und mit einer gleichmäſsigen Ausbildung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten verbunden werden, ſo daſs ſie den Menſchen von ſeiner intellectuellen Seite faſſe, und dadurch ſchon einiger Maſsen in ſeine moraliſche Exiſtenz eingreifen. So lange das Geiſtige dem Sinnlichen untergeordnet bleibt, wie bey der Kultur durch den Staat, iſt ihr Einfluſs auf die moraliſche Veredlung noch immer ſehr bedenklich. Erſt da iſt er ganz geſichert, wo die Aufklärung als eine eigenthümliche, durch ſich ſelbſt intereſſirende Angelegenheit der menſchlichen Natur erſcheint. Aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet und behandelt ſie eine weiſe Erziehung. Sie entwickelt alle Fähigkeiten des Menſchen, ſo, daſs er von ihnen denjenigen Gebrauch machen könne, den die Verſittlichung nothwendig fordert. Sie lehrt ihn die Formen des Wirklichen klar und vollſtändig auffaſſen, durch Phantaſie mannichfaltig verſetzen und umbilden, durch den Verſtand richtig beurtheilen, und nach Idealen der Vernunft würdigen. Sie weckt ſein Gefühl eben ſo für das Wahre, Schöne, Anſtändige, Groſse und Gute, wie es von Natur ſchon für das Angenehme empfänglich iſt. Sie ſchränkt fehlerhafte Neigungen ein, mäſsigt die heftigern, belebt die ſchwächern, und bringt dadurch in ſein Herz die ſanfte Wärme, die ihn ſtäts in harmoniſcher Thätigkeit hält, ſeine Triebe in die weiſe Ordnung, bey der er ſich allein frey fühlen kann.

Alles kommt hier darauf an, daſs ſie den Menſchen nach dem Umfange ſeiner ganzen Natur entwickele, auf ſeine verſchiedenen Kräfte, ſo weit ſie derſelben, ihrer Beſtimmung nach, werth ſind, eine gleichmäſsige Bemühung verwende, und ſich keinen andern

Zweck vorſetze, als den, einen vollkommnen Menſchen darzuſtellen. Sie würde die Veredlung eben ſo ſehr hindern, wenn ſie einzelne Geiſteskräfte vorzüglich erhöhte, einzelne Gefühle vorzüglich verſtärkte und verfeinerte, einzelnen Trieben immer Nahrung gäbe und andre dagegen vernachläſsigte oder abſichtlich unterdrückte, wie es etwa dem Geiſte der Zeit, oder ihren Launen angemeſſen wäre, als wenn ſie die Entwickelung ſchon gleich auf einzelne Zwecke und Verhältniſſe berechnen, den Menſchen für *ſeinen Stand* — nicht für die *Welt* erziehen wollte. Die unvermeidliche Folge davon wäre die, daſs der ganze Menſch mit dieſen Verhältniſſen und dieſem Stande zuſammenwüchſe, nur für ſie geeignet wäre, nur in ihre Formen paſste, und auſser denſelben gar kein Gebieth mehr hätte. Die Veredlung erhebt ſich über das bürgerliche und geſellſchaftliche Leben; wer bloſs für dieſes gebildet iſt, ihm mit ſeinem ganzen Vermögen angehört, kann zwar einige Pflichten erfüllen, aber dieſes Leben nicht durch den hohen Geiſt der Tugend verſchönern, er kann ein guter Arbeiter, ein treuer Bürger, aber kein Menſch ſeyn, dem für das Beſſere das Herz ſchlägt. Er wird nie mit ſeinem Denken und Streben über ſein Geſchäft hinauskommen.

Die Erziehung, die den Menſchen veredeln will, darf nichts davon wiſſen, daſs er in der Welt in dieſen oder jenen Verbindungen leben, ein beſtimmtes Geſchäft treiben, einen beſondern bürgerlichen Standpunct behaupten — ſie ſoll nicht anders denken, als ob er überall mit ſeiner ganzen, vollen Menſchheit wirken werde. Hat er dieſe erlangt: ſo wird er ſich für ſeinen Stand ſelbſt bearbeiten, und ſie darnach beſchränken, aber ſie auch in und auſser demſelben behaupten können.

Wichtiger noch iſt es, daſs die Erziehung keine einzelne Neigung vor andern begünſtige. Sie hat dazu mehr Mittel in der Hand als die Natur, kann gröſsere Verheerungen anrichten, Leidenſchaften zu einer Stärke treiben, die dieſer unerreichbar geweſen wäre, indem ſie dieſelben entweder direct befördert oder die entgegenſtehenden zu ſehr vernachläſsigt. Unermeſslich iſt der Schade, den ſie dadurch ſtiftet. Sie unterwirft den Menſchen ſo ganz ſeiner herrſchenden Neigung, daſs er ſich durch nichts mehr von ihr losreiſsen kann. Nichts befördert dagegen, auf der andern Seite, die Freyheit zur Veredlung mehr, als wenn ſie überall auf ein kräftiges, ruhiges, fröhliches Leben hinwirkt, und ihn mehr veranlaſst, ein ſolches Leben in ſich ſelbſt zu erzeugen, als ihm daſſelbe durch Lehre und Strafe aufzwingt.

Drittens wird die Erziehung noch für die Veredlung wichtig durch *die Art, wie ſie das moraliſche Gefühl in ihre Pflege nimmt.* Daſs ſie ſich deſſen Bildung vorzüglich müſſe angelegen ſeyn laſſen, leuchtet ſchon daraus ein, daſs ſie ohne dies ihren Hauptzweck nicht erreichen, den Menſchen nicht frey machen kann. Durch die Entwickelung aller übrigen Fähigkeiten wird der Menſch doch nicht mehr, als ein vollkommnes ſinnlich-geiſtiges Geſchöpf: denn einer feinern Sinnlichkeit bleiben die Bedürfniſſe des Geiſtes untergeordnet, ſo lange ſie unter keinem moraliſchen Prinzip ſtehen; und es iſt dabey immer nur Eine Handlungsweiſe möglich.

lich. Daſs er noch etwas Beſſeres als ein richtig denkendes und empfindendes Weſen werden, daſs er nach höhern Grundſätzen handeln könne, davon iſt hier noch keine Ahndung.

Je leichter ſich die übrigen geiſtigen Kräfte von ſelbſt entwickeln; je mehr dadurch gewöhnlich das moraliſche Gefühl, das ſchon an ſich einer künſtlichen Aufregung und Leitung bedarf, zurückgedrängt oder verfälſcht wird: deſto dringender iſt die Pflicht des Erziehers ſich des letztern anzunehmen. Er muſs vor allem dafür ſorgen, daſs es neben der gehörigen Stärke und Klarheit ſeine ganze Reinigkeit behalte. Es darf eben ſo wenig nach den Wünſchen der Sinnlichkeit irre geleitet, als durch die Macht derſelben unterdrückt — eben ſo wenig mit verwandten Gefühlen vermiſcht, als nach den Grundſätzen einer falſchen Moral angeordnet werden. Wird der phyſiſche Menſch zu ſehr verweichlicht, ſeinen Wünſchen zu ſehr gefröhnt, der Sinn für Bequemlichkeit und Vergnügen zu ſehr geſchärft: ſo muſs es den Beſtrebungen, die ſich darauf beziehen, bald ganz unterliegen, und ſich allmählig aus der Seele verlieren. Werden einzelne Neigungen zu heftig: ſo bequemt es ſich dieſen ganz an. Der Verſtand klügelt ſo lange an ſeinen Ausſprüchen, bis ſie mit jenen übereinſtimmen, und der Menſch bildet ſich ein, ſeine Forderungen erfüllt zu haben, wo er nur ſein ſinnliches Intereſſe befriedigte. Die geſelligen Gefühle und diejenigen, die ſich auf die ſchöne Anordnung des äuſsern Lebens beziehen, ſind dem moraliſchen nahe verwandt. Aber deſſen ungeachtet iſt in den erſtern bloſs die Phantaſie, in den andern zwar die Vernunft, aber nach ſinnlichen Prinzipien und Motiven wirkſam. Wird das moraliſche Gefühl hiermit verwechſelt; ſo wird es gewiſs verunreinigt, verliert ſeine wahre Beſtimmung, und wird bloſses Naturgefühl. Ein ſehr gewöhnlicher Fehler der Erziehung unſrer Zeit, der Weichherzigkeit und äſthetiſche Bildung für moraliſche Empfindſamkeit hält, und die letztere da bewirkt zu haben glaubt, wo nur die erſtern erreicht ſind. Der Veredlung wird dadurch ihre wahre Norm entriſſen, ein falſches Prinzip untergeſchoben, und das Entſtehen der Freyheit unmöglich gemacht.

Das zweckmäſsigſte Mittel, das moraliſche Gefühl zu entwickeln, iſt fleiſsige Uebung in der Beurtheilung moraliſcher Gegenſtände und Charaktere, und das Vorhalten moraliſcher Beyſpiele. Aber hier iſt eine vorzüglich weiſe Vorſicht nöthig, daſs jene Gegenſtände nicht in einen unrichtigen Geſichtspunct geſtellt, mit falſchen Begriffen in Verbindung gebracht werden, wodurch nicht bloſs der Verſtand zu einer fehlerhaften Anſicht geführt, ſondern auch das moraliſche Beurtheilungsvermögen an Maximen und Grundſätze gewöhnt würde, die ſeinen Gebrauch für immer irre leiten müſsten. Eben ſo nöthig iſt es, daſs man keine ſolche Charaktere und Beyſpiele wähle, die durch den falſchen Schein des Edeln blenden, in denen moraliſche Gröſse mit einer bloſs phyſiſchen ſo vermiſcht iſt, daſs beyde nur von Einem Geiſte beſeelt zu ſeyn ſcheinen, in denen ſich das künſtliche Laſter mit dem Anſehen der Tugend brüſtet, ausgezeichnete herrliche Eigenſchaften ſo nahe an tadelnswerthe Verirrungen gränzen, daſs nur ein ſehr geübter Verſtand fähig wäre beydes von einander zu unterſcheiden.

Noch gefährlicher iſt es, das Gefühl auf irrige Grundſätze zu bauen; die Moral als Glückſeligkeitslehre, oder als Inbegriff von Befehlen eines unbedingten göttlichen Willens zu behandeln. Im erſten Falle wird das Leben nur ſo lange ſeine Geſetzmäſsigkeit behalten, als der Verſtand noch nicht angefangen hat, über Glückſeligkeit zu denken, und ſich, nach ſeinen ſubjectiven Bedürfniſſen, ein Syſtem derſelben zu erbauen. Das Nützliche tritt an die Stelle des Edeln, die Stimme des Vortheils herrſcht allein über das Gemüth, und das Höchſte, was der Menſch da wird, iſt ein verfeinerter Egoiſt.

Im andern Falle werden vielleicht Furcht und Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit den Vorſchriften des höchſten Willens ein ſtarkes Intereſſe geben, aber damit auch reine Uneigennützigkeit der Geſinnung unmöglich machen, die Freyheit lähmen und dabey einen feigen, knechtiſchen Charakter hervorbringen, der zur wahren Achtung des Guten ganz unfähig iſt.

Ueberhaupt darf die Erziehung gar kein beſtimmtes Syſtem der Moral durchſetzen, die Tugend nicht nach Grundſätzen, die Lebenspflichten nicht in Begriffen lehren wollen. Sie führt ſonſt unvermeidlich dahin, daſs man die Moral als Theorie, als intereſſante Speculation für den Kopf betrachte, was ſie leider im Munde des Zeitalters zu oft iſt — das ſittliche Gefühl wird Grundſatz einer Wiſſenſchaft, nie ein frey entſtandenes und frey wirkendes Motiv. Menſchen, die im eigentlichſten Sinne in moraliſchen Dingen unterrichtet worden ſind, können ſich ihr ganzes Leben damit beſchäftigen, ohne auch nur eine einzige Anwendung davon auf ſich ſelbſt zu machen. Je mehr die Liebe zur bloſsen Theorie wächſt, deſto mehr verliert ſich der Sinn für das Praktiſche. Der Menſch muſs das moraliſche Gefühl ſchon lange in ſich genährt haben, ehe er es, ohne Gefahr für das Herz, auf Begriffe bringen darf, und dieſe Begriffe müſſen, wenn ſie nicht alle Wirkſamkeit verlieren ſollen, aus ihm ſelbſt entwickelt werden; kein andrer kann ſie ihm mittheilen. Er muſs ſchon Pflichten ausgeübt haben, ehe er ſie als Pflichten kannte, und nur das belohnende Bewuſstſeyn, das ſie begleitet, ſoll ihm ſagen, daſs er damit ſeine Pflicht that. Alle moraliſchen Bemühungen der Erziehung ſollen darauf gerichtet ſeyn, die Vernunft zu üben, ihr Veranlaſſung zu geben, ihre eigenthümliche Thätigkeit zu äuſsern, dadurch das Gefühl aufzuwecken, daſs es die ſittliche Handlungsweiſe aus ſich ſelbſt erzeuge. Nur dann kann der erzogene Menſch davon einen weiſen Gebrauch zu ſeiner Veredlung machen.

III.

Die Kirche

Die Erziehung ſoll den Menſchen bilden, ſeine Kräfte dahin entwickeln und ordnen, daſs er ſie auf ſeine Veredlung weiſe verwenden könne. Aber viele Menſchen werden gar nicht erzogen, ſie wachſen nur auf, und ihre Natur entwickelt ſich, wie es die Umſtände, worin ſie ſich befinden, mit ſich bringen. Bey vielen iſt die Erziehung einſeitig, und gar nicht dazu geeignet, ſie zu freyen Menſchen zu machen, die ihre Beſtimmung in ſich zu ergreifen, zu ehren, und ihr nachzuringen im Stande wären. Die Anlagen, von denen alle Veredlung ausgehen muſs, bleiben roh, während die übrigen ſich kultiviren, werden andern Zwecken untergeordnet, in andere

Beſtrebungen hineingezogen, können in einem ganz verwilderten oder verweichlichten Herzen keine Wurzel faſſen, und was etwa Kunſt oder Zufall noch anpflanzten, rottet ein unglückliches Schickſal wieder aus. Ihre Natur kommt ſo nie aus dem Dienſte phyſiſcher Bedürfniſſe. Bey weitem dem gröſsten Theile der Menſchen wäre alle Ausſicht auf Veredlung verſchloſſen, würde es dazu an Kraft und Vermögen fehlen, wenn es nicht noch eine andre Veranſtaltung gäbe, die Mängel der Erziehung zu verbeſſern, und auch dieſe zu einem lebendigen Gefühle ihrer veredlungsfähigen Exiſtenz zu wecken.

Wenn auch die Erziehung noch ſo viel für das moraliſche Gefühl gethan hat: ſo bedarf es doch einer fortdauernden Pflege und Belebung, wenn es nicht wieder ganz abſtumpfen, oder irre geleitet werden ſoll. Mit einem Herzen, das neben dem Bedürfniſs des Guten noch für ſo manches andere, das eben ſo leicht zum Schlechten ausſchlagen kann, Trieb und Sinn hat, mit einer Empfänglichkeit für die verſchiedenartigſten Eindrücke, mit einem Geiſte voll reger Kräfte, die ſich nach allen Seiten hin zu äuſsern ſtreben, erſcheint er in der Menſchenwelt, wo ſein ſinnliches Leben ſo vielfach beſchäftigt, ſeine Neigungen ſo heftig gereitzt, ſeine Bedürfniſſe ſo hoch geſpannt, ihre Befriedigung ſo oft erſchwert wird, wo Zerſtreuungen, Arbeiten und Sorgen ihn ganz hinhalten, die Nothwendigkeiten ſeines Lebens ſeine Kräfte verzehren, wo unaufhörliche Angriffe eine beſtändige Wachſamkeit fordern, wo die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſo viele neue Zwecke erkünſtelt haben, die ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, wo er die Zeit und den Fleiſs, die er noch erbeuten kann, immer zu Bildung des Geiſtes — nie an das Moraliſche zu verwenden veranlaſst wird. Wie ſoll er da das Gefühl für das Gute retten, das mit dem allem ſo gar nicht verwandt iſt, die reine Stimme des Herzens vernehmen, die ſo ſelten ſpricht, und ſo leicht in dem lauten Tumulte überhört wird. Alles arbeitet daran, ihn davon abzulenken. Hier blendet ihn der Glanz, dort betäubt ihn das Geräuſch. Hier feſſelt ihn die Luſt, dort bricht ihm der Schmerz das Herz. Hier verwirrt ihn die Thorheit, dort ſtumpft der Sclavendienſt ihn ab, macht ihn das Elend gefühllos. Bald muſs er mit der Natur, bald mit dem Schickſale, bald mit Menſchen kämpfen; bald ſich gegen den wirklichen Widerſtand zur Wehr ſetzen, bald ſich gegen den angedrohten waffnen, bald gegen den bloſs möglichen auf ſeiner Huth ſeyn. Das Phyſiſche wird bey dem allem wohl kultivirt, aber in moraliſcher Hinſicht verwildert der Menſch deſto mehr, wenn nicht die Erziehung noch gewiſſer Maſsen in den Jahren der Mündigkeit über ihn fortgeſetzt wird, um ſein ſittliches Gefühl unter allen Stürmen, die auf ihn eindringen, unverletzt, ſeine Ausſprüche rein und kräftig zu erhalten.

Dazu kommt noch dies. Die Erziehung durfte das moraliſche Gefühl nicht in wie fern es das höchſte Intereſſe des Menſchen umſchlieſst — ſie durfte es nur als eine von den vielen Anlagen behandeln, die zu ſeinem Weſen gehören. Sie konnte daher nicht mehr thun, als daſſelbe reitzen, ſich ſelbſt zu entwickeln, und ihm dann, durch Uebung in der Beurtheilung moraliſcher Situationen, Klarheit, Richtigkeit und Leben geben. Zur Veredlung wird aber mehr erfordert. Der Menſch muſs nicht bloſs ſein moraliſches Gefühl verdeutlicht, ſeine Forderungen verſtanden und in ein Syſtem gebracht — er muſs es in ſeinem ganzen Umfange, nach allen ſeinen Andeutungen, Winken und Ausſichten, nach ſeinen geſammten Verhältniſſen zu ſeiner Natur, er muſs es als heilige, höchſte Angelegenheit ſeines Lebens, die ſeine Exiſtenz in einer andern Welt gründet, und ihm für alle Perioden der gegenwärtigen einen feſten Plan vorzeichnet, begriffen haben. Er muſs begriffen haben, in wie fern ihm darin eine Beſtimmung angedeutet, eine gewiſſe Anordnung ſeiner Beſtrebungen für einen letzten Zweck aufgelegt, und für ihn eine neue Verbindung mit allen Vernünftigen geſchloſſen wird. Er muſs in ihm erkannt haben die Stimme eines höchſten Weſens, mit dem er durch daſſelbe in Verbindung ſteht, das ihn dadurch auffordert und verpflichtet, nach immer reinerer Vollkommenheit zu ringen, das das Geſetz der Pflicht in ſein Herz gelegt, für ſeine Befolgung ſeine Natur eingerichtet, das Weltall geordnet hat, und alle Schickſale ſeines Lebens zur Beförderung ſeiner treuen Bemühungen leitet. Er muſs darin erkannt haben die Verheiſsung des ewigen Lebens, des unaufhörlichen Fortſchreitens in der Veredlung. Mit andern Worten, das moraliſche Gefühl muſs, um für ſeine Veredlung wirkſam zu ſeyn, bis dahin geführt werden, wo es Religion, Glaube an Gott, Ehrfurcht gegen ſeinen Willen, Vertrauen auf ſeine Regierung, Hoffnung der Unſterblichkeit wird. Alle dieſe Momente ſind in ihm angedeutet, und gehen aus einer vollſtändigen Entwickelung ſeines Inhaltes unwiderſprechlich hervor. Es kommt nur darauf an, daſs es nach allen ſeinen Beziehungen erwogen, mit den übrigen Angelegenheiten des Herzens und Lebens in Uebereinſtimmung gebracht werde. Aber dazu wird ein Sinn für Selbſtbeſchäftigung erfordert, den nur wenige haben, ein Maſs des Nachdenkens, deſſen nur wenige fähig ſind. Aber auch hiermit hinreichend ausgerüſtet, würde der Menſch, wenn er alles aus ſich ſelbſt ziehen ſollte, erſt ſpät und nach vielen Verirrungen zu dieſer höhern Anſicht des Moraliſchen gelangen.

Um ihn zu ſeiner Veredlung ganz vorzubereiten, iſt alſo nicht bloſs eine fortgeſetzte, ſondern auch eine höhere, moraliſchreligiöſe Erziehung erforderlich, die auf ſeine Veredlung ausſchlieſsend berechnet, das ſittliche Gefühl in ihre Pflege nimmt, und dahin entwickelt, daſs er es als ſeine heiligſte Angelegenheit betrachten, und nach ihm ſein Leben einer höhern Beſtimmung entgegen bilden kann.

Eine ſolche höhere Erziehung, der freye Menſchen unterworfen werden ſollen, iſt nur denkbar, als freye Wechſelwirkung derſelben unter einander, durch gegenſeitige Aufklärung ihrer Gedanken, und Verſtärkung ihrer Empfindungen ihr moraliſches Leben zu erweitern. Dazu wird aber erfordert Kenntniſs und Werthſchätzung ihrer ſittlichen Angelegenheiten, und ein feſter Plan, nach dem die Beſorgung derſelben fortgeführt werde. Ohne daſs ihr Wille ſchon gut ſey, werden ſich die Menſchen nie entſchlieſsen, in eine ſolche Verbindung zu treten. Ohne einen entwickelten Begriff ihrer Beſtimmung hat die Idee derſelben keine Bedeutung für ſie, wiſſen ſie nicht, wovon ſie ausgehen und worauf ſie hinwirken ſollen. Sie müſsten gewiſſer

Maſſen ſchon wirklich erzogen ſeyn, um auf den Gedanken zu kommen, ſich unter einander zu erziehen. Ohne ihre Wechſelwirkung nach einem feſten, auf die ganze Gemeine der Vereinigten berechneten, in die Zukunft tief eingreifenden Plane einzurichten, wird ſie nie in einen vernünftigen Gang kommen, nie den jedesmaligen Bedürfniſſen entſprechen, wird alles vom Zufalle abhangen, werden ſchon ihre erſten Verſuche fehlerhaft ſeyn, und ihre Gebrechen auf alle kommenden Zeiten übertragen. Wie ſoll aber ein ſolcher Plan — beſonders von ſolchen Menſchen, die noch auf der niedrigſten Stufe der moraliſchen Kultur ſtehen, entworfen werden? Es bleibt hier nichts übrig, als die Vorſehung ſelbſt muſs ins Mittel treten, um ein ſolches Erziehungs-Inſtitut zu gründen, zu ſchützen und zu befördern, nur durch ſie kann jene Idee angeregt, nur durch ſie, die das Ganze überſieht und ordnet, jene Vereinigung geſtiftet, jene Wechſelwirkung nach einem weiſen Plane zu Stande gebracht werden.

Gleichwohl müſste ſich doch auch dieſes Inſtitut durch menſchliche Kräfte organiſiren:

denn es iſt ja auf Menſchen berechnet, Menſchen ſollen dafür Empfänglichkeit haben, und die haben ſie nur für das, was ſelbſt menſchlich iſt. Eine höhere Macht, die hier unmittelbar handelte, würde, wenn ſie auch von ihnen, als eine ſolche erkannt werden könnte, doch nicht in ihre Natur eingreifen, ſich ihnen nicht, ihren Bedürfniſſen angemeſſen, mittheilen, ſie würde die Veredlung nicht mehr frey laſſen, und alſo ihren wahren Charakter vernichten. Nur müſſen dieſe menſchlichen Kräfte unter höherer Leitung ſtehen, über ihr Wirken muſs eine moraliſche Ordnung verfügen. Die Idee eines ſolchen Inſtitutes muſs in einer menſchlichen Vernunft erwachen, menſchlich ſich entwickeln und menſchlich ausgeführt werden; aber ſie muſs darin höhere Geſetze befolgen.

Die Vorſehung muſs einen Menſchen zum Stifter deſſelben wecken, mit ungewöhnlichen Kräften ausrüſten, um dadurch die Aufmerkſamkeit der Welt auf ihn hinzuleiten. Die Welt muſs in ihm ihren Geſandten ehren. Durch Wort und That muſs er ſich als Liebling der Gottheit, als ihr Bevollmächtigter, als ihr Werkzeug in einer groſsen Angelegenheit der Menſchheit ankündigen. Seine letzte Anſicht kann keine andre ſeyn, als die Menſchen zu einem moraliſchen Staate, zur freyen und zweckmäſsigen Wechſelwirkung zu vereinigen. Das Mittel, wodurch er auf ſie allein, in dieſer Hinſicht, wirken kann, iſt Unterricht. Er muſs dabey beſtimmte Anſichten von den moraliſchen Beziehungen der menſchlichen Natur zum Grunde legen, um vermittelſt derſelben die Menſchen nach und nach zum Gefühle ihres höhern Lebens zu wecken, und ſie in den Stand zu ſetzen, ſich ihre Ueberzeugung aus ſich ſelbſt zu bilden. Dieſe Anſicht darf aber nichts weiter beſtimmen, als den Punct, wovon die moraliſche Kultur ausgehe. Sein Anſehen muſs ihm den Weg bahnen. Er muſs durch daſſelbe für das, was er lehrt, Glauben fordern — aber nicht unbedingt, nicht für ewige Zeiten; ſondern nur um etwas zu haben, worauf er ſich ſtütze, ſo lange ſie der eignen Einſicht noch nicht fähig ſind. Er ſoll die Menſchen nicht durch poſitive Dogmen erziehen, aber durch ſie die Idee der Erziehung veranlaſſen, und die Selbſterziehung der Menſchheit erleichtern.

Er iſt kein Religionsſtifter oder Religionslehrer, denn Religion kann weder geſtiftet noch gelehrt werden. Aber er iſt Stifter und Lehrer von Meynungen, die die Menſchen zur wahren Religion reif machen ſollen. Er kann für ſeine Lehre keinen Glauben erzwingen: denn in moraliſchen Angelegenheiten iſt alles frey. Es muſs jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, ob er ſich in dieſes Inſtitut begeben will oder nicht. Er darf es ihnen nur nahe legen, ſie nur auffordern, ſich mit einander zum Zwecke deſſelben zu verbinden, und dazu auch ſein Anſehen verwenden. Die Gläubigen treten in eine freye Verbrüderung. Eine heilige Urkunde, die die Lehren, und die damit in Verbindung ſtehenden Schickſale des Stifters enthält, iſt das ſichtbare Band ihrer Vereinigung; das unſichtbare iſt der Zweck der fortſchreitenden Ausbildung. Sie verpflichten ſich auf jene, und ihre Auslegung, das Symbol, in wie fern dieſe irrdiſche Repräſentanten der ewigen Wahrheit nicht dieſe Wahrheit ſelbſt ſind, nach welcher alle ſtreben. Sie bekennen ſich für ſie, weil der Zweck des Stifters auch der ihrige iſt, weil ſein Geiſt ſie belebt. Sie ehren ihn dadurch, daſs ſie fernerhin in dieſem Geiſte fortarbeiten und in demſelben ihr ſittliches Intereſſe zu befördern ſuchen.

So ſind wir denn bey der reinen, moraliſchen Idee der Kirche angekommen. Sie iſt das höhere Erziehungs-Inſtitut für die Veredlung des Menſchen.

Die Kirche iſt Vereinigung zu einem beſtimmten Zwecke in einer beſtimmten Form und unter beſtimmten Geſetzen — ein moraliſcher Staat. Wie der bürgerliche den ſinnlichen Menſchen in ſeinen Schutz nimmt, ihm ſeine Rechte und ſeine äuſsere Freyheit ſichert, ſeine ſichtbare Wirkſamkeit befördert: ſo nimmt die Kirche, als moraliſcher Staat, den ſittlichen Menſchen in ſeinen Schutz, ſeine innere Freyheit zu befördern, ſeine überſinnlichen Zwecke zu unterſtützen.

Daſs der Menſch ſeine äuſsere Freyheit, auf gewiſſe Bedingungen beſchränke, dazu kann er, nach der Vernunft, gezwungen werden, weil ſie mit der Freyheit aller nach einem allgemeinen Geſetze zuſammenſtimmen ſoll. Aber daſs er von ſeiner innern Freyheit einen gewiſſen Gebrauch mache, nach gewiſſen Gütern ſtrebe, gewiſſe Geſinnungen ſich anzueignen ſuche, dazu kann man ihn nicht zwingen, dazu muſs ſein eignes Herz ihn auffordern. Er kann genöthigt werden, ſich in einen Staat zu begeben, und ſich nach den Geſetzen deſſelben zu fügen — aber nicht, in eine moraliſche Verbindung zu treten und ſich ihren Anordnungen zu unterwerfen. Darüber darf er nur ſelbſt ſich richten; nichts darf ihn dazu beſtimmen, als der Wunſch ſeine ſittlichen Anlagen zu entwickeln. Das Schickſal ſorgt indeſs auch hier für den Menſchen. Es läſst ihn in der Kirche geboren werden, preiſt ſie ihm überall, als ein heilſames Inſtitut, an und gewinnt dadurch ſeine Zuſtimmung, wie es ihn in den bürgerlichen Staat einführt, und an denſelben feſſelt, ohne daſs er ſich erſt durch einen beſondern Vortrag mit ihr verbinden dürfte.

Als moraliſcher Staat hat die Kirche moraliſche Geſetze. Es ſind keine andere als die

die Vernunft jedem Menſchen gibt. Sie ſind die Grundlage und der Zweck jeder vernünftigen kirchlichen Verfaſſung. Aber ſo wie der bürgerliche Staat nicht ohne nähere poſitive Beſtimmungen beſtehen kann: ſo bedarf auch die Kirche poſitiver Verfügungen, die ihre äuſsere Form, ihr Verhaltniſs zur reinen praktiſchen Vernunft, und die Art, wie ihre Zwecke an ſinnlichen Menſchen ausgeführt werden können, betreffen. Sie enthalten den Geſichtspunct, aus dem ſich die Ueberzeugung orientiren, das Fundament, auf dem ſich die moraliſche Kultur erbauen ſoll. Sie beſtehen in gewiſſen Dogmen, die ſich urſprünglich auf die Lehren des Stifters in der heiligen Urkunde gründen, und dieſe Lehren, durch den Geiſt der Zeit und den Grad der moraliſchen Kultur der Gläubigen modificirt, darſtellen; in wie fern ſich dieſe in ihnen vereinigen, ſind ſie das Symbol der Kirche.

Aber ſo wie die poſitiven Geſetze des Staates darauf ausgehen, ſich ſelbſt mit der Zeit entbehrlich zu machen und einen reinen Vernunftſtaat zu gründen: ſo ſollen auch die poſitiven Beſtimmungen der Kirche keine allgemeine Verordnung für alle Zeiten, ſondern nur ein Vehikel ſeyn, wodurch ſie ihre Wirkungen auf das Herz vorbereitet, nur das Ganze vorläufig zuſammenhalten, ſich ſelbſt immer mehr entbehrlich machen, und zur reinen Vernunftreligion veredeln. Das Symbol iſt immerfort veränderlich, und drückt keinesweges die unwandelbare Ueberzeugung aller, ſondern nur die vorläufige Ueberzeugung der Zeit ſeiner Abfaſſung aus, die noch immerfort gereinigt, berichtigt, und dem wahren Geiſte der moraliſchen Religion gleichförmiger gemacht werden ſoll. Die Kirche darf es gar nicht unternehmen, gewiſſe Meynungen durchſetzen, ein feſtes Lehrgebäude errichten zu wollen. Ihr Zweck iſt, den Menſchen zur Veredlung vorzubereiten; ſie wählt dazu jedes Mal diejenigen Mittel, Formen und Dogmen, die den Bedürfniſſen des Zeitalters angemeſſen ſind. Dieſen Bedürfniſſen gemäſs hat ſie alſo ihre Symbole zu deuten, und überhaupt zu gebrauchen. Sind dieſe von der Art, daſs das bisherige Symbol ganz unbrauchbar wird, oder daſs das moraliſche

Gefühl auf eine andre Art beſſer belebt werden kann: ſo ſteht es ihr frey, ein andres abzufaſſen. Nur müſſen alle Glieder derſelben ſo weit aufgeklärt ſeyn, daſs ſie ſich von ſelbſt dazu verſtehen. Doch ohne dieſen Grad der Aufklärung kann das Bedürfniſs einer ſolchen Veränderung nicht eintreten. Die Vernünftigern müſſen ſich dann an den Geiſt des Symboles halten, und ſeinen Buchſtaben nach ihrer eignen freyern Anſicht nehmen.

Die Geſetze der Kirche ſind keine Zwangsgeſetze, wie die Geſetze des Staates. Sie können nicht zu Meynungen verpflichten, wie dieſer zu Handlungen nöthigt. Dies würde überhaupt ſchon ungereimt ſeyn. Der reine moraliſche Glaube iſt überall einleuchtend, wo die Menſchen nur Gelegenheit haben, ihn in ſich zu entwickeln. Es iſt gar nicht nöthig, auf ihn zu verpflichten. Und doch wenn jemand auch dieſen verläugnen wollte: ſo hätte die Kirche kein Recht, ſich dem zu widerſetzen. Das Poſitive iſt Zeitbedürfniſs, Umgebung, Hülle des Wahren, Darſtellung ſeines Verhältniſſes zur jedesmaligen Wirklichkeit. Auf dieſes läſst ſich noch weniger verpflichten. Der Glaube der Väter darf den ſpätern Nachkommen, für die eine ganz andre Form des Denkens eingeleitet iſt, nicht aufgedrungen werden. Nur in ſo fern bleibt das Symbol für alle Zeiten ehrwürdig, als es den Geiſt darſtellt, in dem die Kirche auf den höhern Menſchen wirkt, und aus der Art, wie darin jener Geiſt mit dem damaligen Zeitalter in Verbindung geſetzt iſt, die Art, wie er dem gegenwärtigen anzuformen ſey, beſtimmt werden kann. Es kann Parteyen geben, die in mehrern Puncten von einander abgehen, und daher andre Geſetze haben; aber ſie werden nur in ſo fern verſchiedene Kirchen ausmachen, ihre Geſetze verſchiedene Symbole ſeyn, als in ihren abweichenden Meynungen eine andre Methode, den Menſchen, in moraliſcher Hinſicht, zu bearbeiten, oder wohl gar ein ganz andrer Zweck enthalten iſt: denn in allen übrigen Stücken iſt das Symbol ſelbſt veränderlich. Es bindet kein Gewiſſen, ſchreibt keinen Glauben vor; es iſt die ſinnliche Darſtellung des unſichtbaren Bandes, das die ganze Gemeine umſchlingt, die Hülle des erhabenen Geiſtes, der alle regiert — nur in ſo fern allgemeine Ueberzeugung, als es alle verpflichtet nach freyer Ueberzeugung zu ſtreben, und dieſe fortdauernd zum Andachtsgefühl zu beleben.

Die Kirche hat, wie der bürgerliche Staat, eine äuſsere Verfaſſung. Aber ſie iſt nicht, wie bey dieſem im Vertrage beſchworen; ihre Form nicht durch den Begriff ſchon beſtimmt. Sie iſt dem Zwecke untergeordnet, hängt von dieſem allein ab, die Tauglichkeit zu demſelben iſt ihr einziges Prinzip; ſie muſs ſich verändern, wie ſich die ſittlichen Bedürfniſſe der Gläubigen ändern. Der Fortgang zum Beſſern iſt hier lange nicht von ſo vielen Schwierigkeiten gedrückt, wie dort, wo die jedesmalige Verfaſſung vom Rechte in Schutz genommen wird, und jede Veränderung die Einſtimmung zweyer Parteyen erfordert, deren Intereſſe mit einander im Streite liegt. Hier dürfen nur die Mitglieder jene Bedürfniſſe anerkennen, und niemand kann ſie hindern, alles nach denſelben zu beſtimmen.

Ihre Verfaſſung iſt republikaniſch. Sie erkennt keinen Oberherrn, kein Verhältniſs zwiſchen Regent und Unterthan. Alle haben gleiche Rechte durch ihre Vernunftwürde; alle wirken durch Vernunft auf alle zur Erleuchtung und Belebung des moraliſchen Gefühls. Sie iſt ein Freyſtaat unter moraliſchen Geſetzen. Keiner darf den andern drücken, ihm Geſetze geben, Befehle ertheilen, Meynungen aufdringen. Nur Gott iſt ihr idealiſcher Regent; ſie ehret ihn als ſolchen im moraliſchen Glauben. In ſo fern iſt ſie göttlicher Staat, werden ihre Zwecke für Zwecke Gottes, ihre Geſetze für göttliche Geſetze, ihr Stifter für Gottes Geſandten erkannt. Aber weiter geht ihr Verhältniſs zu Gott nicht. Er iſt überſinnlicher Geſetzgeber, Richter und Vollzieher; auf Erden repräſentirt ihn niemand als der erſte Stifter des Bundes. In der Erſcheinung iſt alles Menſchenwerk, das Symbol menſchliche Lehre, jede Unordnung menſchliche Verfügung. Alles wird nach ſeiner Zweckmäſsigkeit beurtheilt, und daran ſeine Göttlichkeit erkannt. Kein in's Mittel Treten, keine höhere Erleuchtung, kein beſonderer Einfluſs Gottes. Die Vernunft iſt ſeine Stellvertreterinn in der ſichtbaren Kirche.

Die Kirche übernimmt die Pflege des moraliſchen Menſchen überhaupt. Alles was in dieſer Hinſicht von auſsen her geſchehen kann, iſt, daſs auf das ſittliche Gefühl gewirkt werde, zur Verdeutlichung ſeines Inhalts — religiöſe Aufklärung — und zur Beförderung ſeines Einfluſſes auf den Willen — Weckung und Belebung des religiöſen Sinnes. — Sie vereinigt alſo die Menſchen, erſtens, durch freye Wechſelwirkung ihre moraliſch - religiöſe Aufklärung zu beſorgen. Jeder ſoll durch alle, im Geiſte des erſten Stifters, immer weiter geführt werden in der Erkenntniſs ſeiner höhern Bedürfniſſe und Angelegenheiten und der ſämmtlichen Beziehungen ſeiner moraliſchen Natur. Er ſoll ſeine Pflicht immer deutlicher, gewiſſer, gründlicher und fruchtbarer einſehen, ihr Zuſammenſtimmen zu einer groſsen Lebensbeſtimmung richtiger begreifen, immer heller und wahrer darüber denken, durch welche Mittel er ſein Weſen veredeln könne. Vorurtheile ſollen immer mehr von ihrem Anſehen, Irrthümer von ihrer Gewalt, der Aberglaube von ſeinem magiſchen Einfluſſe auf die Verdunkelung der Köpfe und die Verunreinigung der Herzen verlieren. Sie ſoll ſowohl die Lehren des Stifters, als das aus denſelben gezogene Symbol, ſo gebrauchen, daſs der Sinn beyder, nicht bloſs nach der Bedeutung des Buchſtabens, ſondern vorzüglich nach ſeiner letzten Tendenz, beſſer gefaſst, die darin enthaltenen Wahrheiten auf die Bedürfniſſe jedes Einzelnen glücklicher angewendet, und dasjenige, was darin dem Geiſte der Zeit angehörte, oder, als ſpeculative Lehre, zum Introductionsmittel diente, immer mehr ihrem letzten Zwecke angeeignet werde; daſs die Vernunft ſich über alle Dogmen erhebe, von jedem Zwange der Meynungen frey mache, daſs Ein Glaube und Ein Geiſt allenthalben herrſche.

Die Kirche ſoll, zweytens, das moraliſche Gefühl, und zwar, da ſie ein religiöſes Inſtitut iſt, nicht bloſs an ſich, ſondern in Verbindung mit den Ideen von Gott, Weltregierung und Unſterblichkeit beleben. Sie ſoll dieſe Ideen in eine ſolche Beziehung zum Herzen bringen, daſs dieſes von ihrer Kraft und Würde mehr durchdrungen, von ihrer

Erhabenheit begeiſtert werde, und der Wille ſich fähig fühle, ſie zu beſtändigen Maximen ſeiner Handlungen aufzunehmen. Das natürlichſte Mittel dazu iſt einfache Darſtellung ihres groſsen Gehaltes, kunſtloſe Schilderung ihres herrlichen Geiſtes: denn in ihrer Einfalt ſind ſie rührend, ohne erkünſtelten Schmuck ergreifen ſie das Herz. Alles fremde Angehänge dient nur ſie zu verunſtalten, und in das Gemeine herabzuziehen.

Aber ihr Gehalt iſt unausſprechlich. Ihre Gegenſtände liegen in einer andern Welt, wohin die Erkenntniſs des Menſchen nicht zu dringen vermag. Keine Rede erreicht ſie, kein Begriff denkt ſie, kein menſchliches Wort faſst ſie. Auch die einfachſte Darſtellung enthält ſchon etwas Fremdartiges. Ueberdem müſste die intellectuelle Bildung des Menſchen weiter fortgerückt ſeyn, als ſie wircklich iſt, wenn moraliſch - religiöſe Ideen in ihrer ganzen Lauterkeit ſein Gefühl treffen, eine Richtung des Geiſtes auf ſich hin wecken, und den Nachdruck wirkſamer Beſtimmungsgründe für den Willen erlangen ſollten. Die Glieder der Kirche ſind ſinnliche Menſchen, ſinnlich erzeugen, und ſollen ſich vom Sinnlichen zum Moraliſchen erheben. Sinnlich bedingt iſt ihre ganze Mittheilung. Nur in der ſinnlichen Hülle wird ihnen das Ueberſinnliche vernehmbar, nur im ſinnlichen Bilde redet es kräftig zum innern Menſchen. Ihre Vereinigung ſelbſt muſs, wenn ſie fortdauern und eine moraliſche Wechſelwirkung unterhalten ſoll, durch das Sinnliche unterſtützt werden. Die Kirche bedarf alſo wie für den Verſtand einer ſchriftlichen Urkunde, eines gemeinſchaftlichen Glaubensbuches, ſo für das Herz gewiſſer Feierlichkeiten, ſinnlicher Bilder und äuſserer Ceremonieen, eines Theils, um ihre Ideen ſymboliſch darzuſtellen, und dadurch das Auffaſſen derſelben zu erleichtern, andern Theils, um ihrem Bunde ſelbſt Feſtigkeit zuzuſichern, ſeine groſse Tendenz vernehmlicher anzudeuten, die Gemüther in Enthuſiasmus für ſeinen Zweck zu erhalten, und dadurch eine religiöſe Stimmung im Ganzen zu befördern, die das Herz für die Wirkung einzelner Wahrheiten aufſchlieſst. In dieſer letzten Rückſicht werden ſie ſich vorzüglich auf die erſte Stiftung des Bundes beziehen, dem Andenken des Stifters geweiht ſeyn, um durch dieſes Andenken den Sinn auf das Ueberſinnliche zu richten — nicht engherzige Anhänglichkeit an die Perſon des Stifters ſelbſt, ſondern Verehrung deſſelben, als Repräſentanten der Gottheit, als Urhebers eines groſsen Werkes, und Muth, dieſes Werk mit Liebe und Eifer fortzuführen zu erwecken.

Die Wechſelwirkung der Gläubigen zur Beförderung ihrer Erkenntniſſe und Empfindungen iſt eines Theils mit groſsen Hinderniſſen verbunden, weil ſie in dem Grade ihrer Aufklärung zu weit von einander abſtehen, und ihre Denkungsart zu verſchieden iſt; andern Theils kann ſie auch nur höchſt unvollkommen ſeyn, weil jeder auſser dieſer noch viele andre Angelegenheiten in ſeinem Leben zu beſorgen hat, und er ihr alſo nur einen geringen Theil ſeiner Zeit und Kräfte widmen, nur ein geringes Maſs der dazu erforderlichen Einſichten beſitzen kann. Es müſſen Perſonen da ſeyn, die dieſe Wechſelwirkung theils vermitteln, theils vertreten, die ſich einzig dem Geſchäfte weihen, die öffentliche Meynung zu leiten und weiter zu führen, ſich auf daſſelbe durch Nachdenken über die heiligſten Angelegenheiten des Menſchen vorbereitet, und ihre Tüchtigkeit dazu durch hellere Einſichten und einen moraliſchen Wandel beurkundet haben. Dies iſt die Beſtimmung des Kirchenlehrers. Er iſt das Organ, wodurch ſich die gemeinſame Ueberzeugung eines jeden allen anderen mittheilt, in dem die Anſichten aller ſich vereinigen, modificiren und durch einander berichtigen. Er muſs dieſe Ueberzeugung ſelbſtſtändig bearbeiten, aufklären, weiter entwickeln und ſo zur Beförderung wahrer Einſichten in die moraliſche Beſtimmung des Menſchen verwenden.

Er iſt alſo nicht Haupt, ſondern Diener der Kirche. Er kann keinen Glauben vorſchreiben, ſondern nur den gemeinſamen Glauben erklären, und im Namen der Kirche ausbilden. Aber auch in dieſer Geſtalt kann er ihn niemand aufdringen, ſondern nur öffentlich vortragen. Er iſt kein Geſetzgeber, ſondern Ausleger der Geſetze, Beförderer ihrer Wirkſamkeit. Er iſt kein Repräſentant des oberſten Herrn, kein Mittler zwiſchen dem

Himmel und der Erde, kein Prieſter, der die Rathſchlüſſe des Regenten verkündigte, ſeine Befehle ausführte, und die Angelegenheiten der Gläubigen vor den höchſten Gerichtshof brächte. Die Kirche ſteht mit dieſem oberſten Gerichtshofe in keinem andern Verkehr, als dem des moraliſchen Glaubens. Sie bedarf daher keines Mittlers. Er ſoll ſie zur Anerkennung ihres Oberherrn und Regierers führen, ohne daſs er ihm darum ſelbſt näher wäre. Er iſt nicht Bevollmächtigter Gottes, ſondern der Gemeinen; und auch dieſe vertritt er nicht vor Gott, ſondern in ihrer Wechſelwirkung. In ihrem Namen — nicht im Namen Gottes lehrt er; ſelbſt im Namen der Vernunft und Wahrheit nur in ſo fern, als ihn die Gemeine dazu authoriſirt hat. Er iſt auch nicht unmittelbarer Nachfolger des erſten Stifters, ſondern er iſt dieſes nur durch den Willen der Gemeine, die ihn dazu anordnete, das Geſchäft deſſelben fortzuſetzen.

Nicht höhere Authorität, nicht die Weihe des Himmels — ſein Geſchäft iſt ſeine Würde. Aber dieſes Geſchäft iſt von der Art, daſs

ſchon

ſchon der Gedanke daran ihn mit Begeiſterung erfüllen muſs. Er iſt Beförderer der Religion und Sittlichkeit unter einer Geſellſchaft freyer, vernünftiger Weſen. Die höchſten Angelegenheiten der ganzen Gemeine ſind in ſeine Hände niedergelegt. Er ſoll ihr moraliſcher Erzieher ſeyn. Alle Erleuchtung, alles kräftige Gefühl für Menſchenwürde und Beſtimmung ſoll von ihm ausgehen. Das heilige Intereſſe aller flieſst in ihm zuſammen, und kehrt von ihm wirkſamer zu allen zurück. Er iſt Lehrer der Menſchheit — nicht durch Wort und Bild, Buchſtabe und Meynung, ſondern dadurch, daſs er ſie anleitet, in Wort und Bild, Buchſtabe und Meynung einen lebendigen Geiſt aus ihrem Innern hinüberzutragen, ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit für ihre Veredlung in Bewegung ſetzt.

Er ſoll die Lehre des gemeinſchaftlichen Glaubensbuches vortragen, verdeutlichen, entwickeln, und anwenden, die Gebräuche der Kirche ordnen und für das Andachtsgefühl wirkſam machen. Aber das Symbol ſoll zur freyen Ueberzeugung, der ſinnliche Kultus allmählich zur abſoluten Anerkennung und Verehrung des Ueberſinnlichen führen. Er darf alſo nicht in dem Sinne auf das Symbol verpflichtet ſeyn, daſs er ſeinen Inhalt, nach jeder einzelnen Beſtimmung deſſelben nur auslege — auf die vorgeſchriebenen Gebräuche (Liturgie) nicht in dem Sinne, daſs er ſie jederzeit in der Form, die einmal für ſie feſtgeſetzt iſt, verwalte. Zwar ſteht es nicht bey ihm, das Symbol und die Liturgie eigenmächtig zu verändern; dazu muſs ihn die Kirche erſt bevollmächtigen. Aber er kann ſie durch Aufklärung dahin bringen, daſs ſie die Nothwendigkeit dieſer Veränderung anerkenne; er kann das Symbol, in der Anwendung, die er davon zum Unterrichte macht, veredeln das Poſitive durch einen moraliſchen Geiſt beſeelen, der Liturgie eine würdigere Form, eine höhere Bedeutung geben. Dies muſs ihm allerdings frey ſtehen; dadurch allein wird ſein Geſchäft ein freyes, und für menſchliche Veredlung geſegnetes Geſchäft.

Die Kirche hat dem zufolge auf die Veredlung des Menſchen einen doppelten Einfluſs.

Zuvörderſt dadurch daſs ſie, wie aus dem Vorhergehenden einleuchtet, dem moraliſchen Gefühle eine ſolche Bearbeitung gibt, vermittelſt welcher es dem Willen möglich wird, es in ſeine Maxime aufzunehmen, und als Prinzip der Veredlung auf ſein Leben anzuwenden. Sie macht ihn nicht moraliſch beſſer, aber ſie ſetzt ihn in den Stand, daſs er durch ſich ſelbſt beſſer werden kann.

Zweytens wirkt ſie auch dahin durch ihre Form. Sie iſt freye Vereinigung für moraliſche Zwecke und ſtellt demnach diejenige Idee, die die Veredlung am Menſchen ausführen ſoll, in der Wirklichkeit dar. Wir haben daſſelbe ſchon vom Staate zu bemerken Gelegenheit gehabt. Doch tritt hier zum Vortheil der Kirche ein bedeutender Unterſchied ein. Der Staat organiſirt ſich, wie die veredelte Menſchheit organiſirt ſeyn ſoll, aber zu phyſiſchen Zwecken und durch Zwangsgeſetze — die Kirche zu moraliſchen Zwecken, und durch Freyheitsgeſetze. Sie iſt dem höchſten Ideale näher. Was ſie noch davon zurückhält, iſt: erſtens, daſs der moraliſche Zweck, den ſie zu erreichen ſtrebt, nicht der ganze Menſchheitszweck, auf den die Vernunft durch die Veredlung hinzuwirken befiehlt, ſondern nur Mittel zu dieſem iſt; zweytens, daſs die Wechſelwirkung in derſelben nicht aus Pflichtliebe und nicht unmittelbar geſchieht. Die meiſten halten ſich zur Kirche, weil ſie darin geboren ſind, und haben ihre Angelegenheiten in dieſer Hinſicht ganz und auf immer in die Hände des Kirchenlehrers niedergelegt. Deſſen ungeachtet wird eine vollkommen eingerichtete Geſellſchaft nach Tugendgeſetzen, wie die Kirche ſeyn ſoll, ein würdiges und kräftiges Vorbild der Veredlung bleiben, dem Menſchen dieſes Geſchäft näher bringen und immer gegenwärtig halten.

Aber nur dann darf man dieſes Einfluſſes der Kirche verſichert ſeyn, wenn ſie in beyden angeführten Stücken ihrer Beſtimmung treu bleibt.

Was das Erſte, nämlich die Art betrifft, wie ſie die moraliſchen Angelegenheiten des Menſchen behandelt: ſo muſs

zuvörderſt die Religion, zu der ſie ſich bekennt, entweder der rein moraliſche Glaube ſeyn, oder doch unfehlbar auf denſelben hinwirken, und durch ihre anderweitigen Beſtimmungen ihn allein befördern wollen. Sie hat ſich daher eben ſo ſorgfältig vor ſchwärmeriſchem Supernaturalismus, als vor frivolem Naturalismus und laxem Indifferentismus zu hüten.

Der Supernaturalismus will alles zum Uebernatürlichen ſublimiren, und dieſes letztere zur einzig untrüglichen Quelle der Religion und Moral machen; da doch umgekehrt nur durch das Moraliſche dem Menſchen das Uebernatürliche — nicht als Gegenſtand des Wiſſens, ſondern lediglich des Glaubens — gegeben wird, und an ſich nie eine ſolche Erkenntniſs davon möglich iſt, wodurch die ſittlichen Angelegenheiten könnten begründet werden. Ihm iſt Pflicht unbedingter Gotteswille, einzig durch das Anſehen dieſes Willens gehalten und geheiligt — Religion Gottesoffenbarung, die natürliche Erkenntniſs von beyden voll Irrthümer. Die Offenbarung zu verſtehen bedarf es einer höhern Erleuchtung, die Pflicht zu vollbringen einer höhern Kraft; beydes iſt Geſchenk freyer Gnade. Alles, was aus dem Menſchen Gutes werden ſoll, muſs ihm von oben herab kommen. Alle Veredlung iſt blinder Glaube an poſitive Dogmen, unbedingte Unterwerfung unter den abſoluten Willen des höchſten Weſens, gedankenloſe Beobachtung gewiſſer Gebräuche, die von ihm als Gnadenmittel vorgeſchrieben ſind. Und dieſe Veredlung iſt an ſich nichts werth, ſondern gilt lediglich in ſo fern etwas, als man ſich dadurch den Beyfall jenes Weſens erwirbt und der verheiſsenen Glückſeligkeit des künftigen Lebens theilhaftig wird. Daſs der Supernaturalismus in dieſer rohen Geſtalt die Veredlung ganz unmöglich mache, daſs eine Kirche, die ihn ſo lehrt, ſich die Verdunkelung des Kopfes und die Lähmung des Willens vor allem werde angelegen ſeyn laſſen, leuchtet von ſelbſt ein. Hier werden ſymboliſche Bücher beſchworen, hier ſind die Kirchenlehrer Glaubensrichter, Stellvertreter, Bevollmächtigte Gottes. Hier iſt es Verbrechen, über ſeine Angelegenheiten zu denken, das höchſte Verdienſt, ihre Satzungen über alles heilig zu halten, ihre Ceremonien mit frömmelnder Andacht zu beobachten.

Aber auch der ſeinere Supernaturalismus, der zwar moraliſch - religiöſe Anlagen in der menſchlichen Natur anerkennt, aber doch zum deutlichen Bewuſstſeyn derſelben, und zur Ausfüllung des Mangelhaften eine göttliche Einwirkung verlangt, eine Unzulänglichkeit der natürlichen Religionserkenntniſs, die durch poſitive Lehren ergänzt werden müſſe, behauptet, und daher dieſe nicht bloſs als Gründungsmittel einer moraliſchen Religion, ſondern als etwas, das an ſich ewige Gültigkeit habe, anſieht, legt der ſittlichen Veredlung groſse Hinderniſſe in den Weg. Bey ihm iſt es nicht mehr möglich dieſe Veredlung als freye Entwickelung der Vernunft zu betrachten. Die ſittlichen Geſetze erſcheinen nicht mehr in ihrer eignen Würde, wodurch ſie allein erheben und veredeln können; in ihnen redet der Wille des Geſetzgebers, der ſich in rohen Naturen durch Furcht, in beſſern durch Hoffnung, überall aber durch Eigennutz, nie durch reine Werthſchätzung des Herzens bemächtigt. Die Kirche hört auf, ein moraliſches Inſtitut für die Menſchheit zu ſeyn; ſie beſteht nur als Mittel, einen unbedingten Rathſchluſs des Ewigen auszuführen. Es gibt Meynungen, die vom ſittlichen Gefühle unabhängig dem Menſchen Werth geben. Er muſs nach Vorſchriften leben, deren Vortrefflichkeit er nicht einſieht, von denen er höchſtens den Einfluſs in die Beförderung ſeiner Glückſeligkeit wahrnimmt.

Der Naturalismus iſt ein doppelter; er ſteht entweder dem Supernaturalismus oder dem moraliſchen Glauben entgegen. Der erſtere will alles auf natürlichem Wege erlangen. Alle Religionserkenntniſs ſoll dem Menſchen durch ſeine Vernunft kommen, und von der Angemeſſenheit zu dieſer Vernunft ihre Würde und Bekräftigung erhalten. Er ſoll auch nie anders denken, als daſs er dieſelbe aus der Betrachtung der Natur oder aus der Entwickelung des Inhaltes ſeines moraliſchen Gefühls geſchöpft habe. So fruchtbar auch dieſe Anſicht an ſich für die Veredlung des Menſchen ſeyn würde: ſo reicht ſie doch, bey der Gebrechlichkeit ſeiner Natur, nicht hin, ihn auf dieſelbe vorzubereiten, und läſst ſich dabey in einem religiöſen Erziehungs-Inſtitute nicht ausführen. Dieſes ſoll freylich daran arbeiten, den Menſchen für reine Vernunftreligion empfänglich zu machen; aber es kann das nicht, ohne, in ſeiner Stiftung von etwas Poſitivem auszugehen, ſich auf ein höheres Anſehen zu ſtützen, eine heilige Urkunde zum Grunde zu legen, und auch im Fortgange ſeiner Ausbildung die Idee eines von Gott ſelbſt gegründeten Staates, als Regulativ, vor Augen zu halten, von jener Urkunde und dem daraus verfertigten Symbole aus, die öffentliche Ueberzeugung zu leiten und zu beſſern.

Die andere Art des Naturalismus iſt nicht bloſs dem Supernaturalismus, ſondern auch dem moraliſchen Glauben entgegengeſetzt, und thut ſich kund in der herrſchenden Maxime, alles zur Natur, d. h., zu etwas Sinnlichem, den Geſetzen phyſiſcher Nothwendigkeit Unterworfenem zu machen. Nach dieſer gibt es überhaupt keine höhere Angelegenheit des Menſchen, kein reines für ſich ſelbſt beſtehendes Intereſſe der Sittlichkeit. Die Vernunft hat keine beſondere Geſetzgebung; ihr einziges Geſchäft iſt Erfahrungen zu ordnen, Schlüſſe daraus zu ziehen, und die Geſetze der wirklichen Welt zu erforſchen. Religion iſt eine bloſse Speculation über die Natur, Gott entweder die erzeugende Natur ſelbſt, oder ein in ihr wirkſames verſtändiges Prinzip, das aber auch nichts mehr als verſtändig iſt, ohne alle moraliſche Eigenſchaften. Moralität iſt Lebensweisheit, die ſich darin offenbart, daſs der Menſch die Zwecke der Natur geſchickt erforſche und nach beſtem Vermögen befördere, um ſich ſo glücklich als möglich zu machen. Er darf ſich nicht erſt ſelbſt dazu bilden; eben die Natur, von der er allenthalben umfangen iſt, leitet ihn dahin, ſein eignes Intereſſe treibt ihn, ſeine Abſichten mit Klugheit zu befördern.

Ein ſolches Syſtem, wenn es in einer Kirche herrſchend wird, muſs dieſe zu einem bloſsen Inſtitute für Volks-Kultur herabwürdigen, Sittlichkeit in ihrem Keime zerſtören, und alles Streben nach Veredlung unmöglich machen, indem es den Menſchen mit ſeinem ganzen Vermögen an ſein phyſiſches Daſeyn bindet. Statt vom höchſten Weſen hört man da überall von Naturgeſetzen, ſtatt von Würdigkeit von Wohlſeyn reden, ſtatt der Sittlichkeit Klugheit anpreiſen, ſtatt der ernſthaften Lehren der Wahrheit und Tugend ökonomiſche und diätetiſche Regeln vortragen. Wo ſoll da das moraliſche Gefühl Nahrung finden, wodurch ſich das Streben nach dem an ſich Guten erhalten? Der reine Werth der Tugend ſchwindet ganz dahin, das Prinzip der Veredlung wird ausgetilgt, die Vorſchriften der Pflicht verlieren ihre Selbſtſtändigkeit, und verſchmelzen ſich mit den Forderungen der Selbſtliebe. Es gibt keine Beſtimmung mehr, die der Menſch über die Natur und das gegenwärtige Leben hinaustragen könnte.

Der Indifferentismus betrachtet die Religion vollends als bloſse Angelegenheit der Politik. Sie iſt ihm Mittel die Leidenſchaften des Volks zu zähmen, im Aufruhr ſeiner Begierden, und unter den Kämpfen des Elendes die bürgerliche Ordnung aufrecht, und den Sclaven in den Ketten gefangen zu halten, die er ſonſt vielleicht in einer muthigen Anwandlung von Freyheitsſinn zerbrechen möchte. Moral, Gottesverehrung ſind ihm an ſich nichts, die Lehren der Religion bloſse Meynungen. Er beurtheilt alles nach der Tauglichkeit zu dem angegebenen Zwecke. Diejenige Form der kirchlichen Verfaſſung iſt ihm die beſte, dasjenige Glaubensbuch das wahrſte, diejenigen Statuten, die heiligſten, die den groſsen Haufen in ſeiner Blindheit, Folgſamkeit und Duldung am meiſten beſtärken. Gewöhnlich ſchlägt er ſich, in ſeinem äuſsern Bekenntniſſe, zu der Partey der gröbern Supernaturaliſten, weil ihr Syſtem dem gedankenloſen Glauben und dem unverſtandenen Gehorſam den meiſten Vorſchub leiſtet, weil ſich hier die Sache des Eigennutzes ſelbſt durch Religion verfechten, und zur Sache Gottes machen läſst. Dem Indifferentiſten, der auch allen Schein der Tugend vernichtet, welchen der Naturaliſt doch noch wenigſtens mit einem Theile ihrer äuſsern Form feſthält, bleibt Veredlung ein Wort ohne Bedeutung. Eine Kirche von dieſem Geiſte regiert, iſt ein elendes Machwerk des Ehrgeitzes und der Herrſchſucht, ein Fluch für das menſchliche Geſchlecht, das durch ſie phyſiſch und moraliſch zu Grunde gerichtet wird.

Nur dann kann die Kirche dem Menſchen eine höhere Erziehung zu ſeiner Veredlung geben, wenn ſie, auf moraliſche Grundſätze gebaut, von der moraliſchen Natur des Menſchen ihr Weſen empfängt, der Glaube, den ſie in Schutz nimmt, aus dem Herzen hervorgeht, und aus allen Einkleidungen, Umgebungen, Dogmen und Statuten, die ihre Introduction nothwendig macht, ihren moraliſchen Urſprung und ihre moraliſche Tendenz unverkennbar hervorſcheinen läſst, und jene dazu benutzt, durch ſie allmählig zum reinen Vernunftglauben zu führen.

Dann muſs aber auch zweytens der Zweck, auf den ſie durch alle ihre Anordnungen hinwirkt, kein andrer als die moraliſche Bildung ihrer Glieder ſeyn. Dies folgt ſchon aus ihrem Weſen. Aus der moraliſchen Natur des Menſchen, ihrer Idee nach, allein entſprungen, kann ſie auf nichts anders als auf die Forderung dieſer moralichen Natur ausgehen, es dem Menſchen, durch ein helleres und kräftigeres Gefühl ſeiner hohern Würde leichter zu machen, die Verherrlichung dieſer Würde zur letzten Beſtrebung ſeines Lebens zu wählen. Sie darf es ſich nicht in den Sinn kommen laſſen, den Menſchen beglücken zu wollen, und überhaupt nichts davon wiſſen, daſs er auſser den Vorſchriften der Pflicht noch den Wunſch glücklich zu werden in ſeinem Herzen trage. Unter ihren Lehren mag immerhin darüber Auskunft gegeben werden, wie beydes mit einander zu vereinigen ſey; aber dieſe Vereinigung ſelbſt zu bewirken liegt auſser ihrer Sphare. Sie mag daran erinnern, daſs in der moraliſchen Ordnung der Dinge die Tugend eine ihr angemeſſene Glückſeligkeit zur Folge habe, um die Hinderniſſe einiger Maſsen zu entfernen, die der Entwickelung des ſittlichen Gefühls, in den Forderungen der Sinnlichkeit im Wege ſtehen: aber ſie ſoll ſelbſt nur für die erſtere arbeiten. Wollte ſie ihn auf Erdenglückſeligkeit hinweiſen: ſo verfiele ſie damit auf den Naturalismus, und würde zuletzt ganz von ihm verſchlungen werden. Legte ſie es darauf an, den Menſchen für die Seligkeit des künftigen Lebens zu erziehen: ſo geriethe ſie damit in die Schlingen des Supernaturalismus und müſste bald dahin kommen, ihm durch Obſervanzen und blinden Glauben den Himmel erwerben zu wollen. In beyden Fällen wird ſie den Sinn entweder ganz vom Moraliſchen ablenken, oder dieſes doch dadurch verunreinigen, daſs ſie es als ein bloſses Mittel zur Glückſeligkeit behandelt; nie wird ſie ihm die eigne Wahrheit, Würde und Stärke verleihen können, welche erfordert wird, wenn die menſchliche Natur dadurch ſoll veredelt werden.

Drittens wird die Kirche aufhören ein Veredlungs - Inſtitut zu ſeyn, ſobald *ſie ihren Lehren und Gebräuchen ſelbſt einen Werth beylegt*, den ſie doch nur durch ihren Einfluſs auf das m[illegible]liſche Gefühl behaupten können; ſey es [illegible] daſs ſie dieſe Dinge in einer beſtimmten [illegible] zu verewigen trachtet, oder auch [illegible]upt nur den Wahn nährt, als ob es [illegible]was ſey, daſs der Menſch erleuchtete [illegible]en in die Religion habe, und ihre Gebräuche in irgend einer Geſtalt beobachte.

Der Unterricht der Kirche ſoll dem Menſchen ſeine Beſtimmung in ihrem ganzen Umfange darlegen, daſs er wiſſe, welchen Weg er einzuſchlagen, welcher Mittel er ſich zu bedienen, was er an ſich darzuſtellen habe, um zu ihr zu gelangen. So bald die Lehre anfängt, von dieſem Zwecke abgeſehen, Wichtigkeit zu erlangen, wird ſie das Streben vom Sittlichen gerade ſo viel ablenken, als es leichter iſt, den Verſtand aufzuklären denn das Herz zu veredeln. Es entſteht ein unbegränzter Hang, über überſinnliche Dinge zu grübeln, der durch jede Vorſpiegelung von Einſichten aus der Geiſterwelt hintergangen, in die unſinnigſte Schwärmerey ausartet. Feierliche Gebräuche ſollen den Menſchen ſeiner Beſtimmung näher bringen, ein lebendiges Gefühl für ſie wecken. Werden ſie, hiervon abgeſehen, ihm zum Verdienſte angerechnet: ſo wird er ſich lieber durch ihre Beobachtung, als durch die beſchwerlichere ſeiner Pflicht genügen wollen, und ſich nie wahrhaft veredeln. Das Symbol ſoll zur reinen Ueberzeugung der Vernunft, die Liturgie zur freyen Anerkennung des Ueberſinnlichen führen. Wird das erſtere zu einer beſtändigen Glaubensformel: ſo verſinkt der Geiſt in Dummheit, Aberglauben und gänzliche Erſchlaffung. Es wird ihm bald eben ſo ſehr an Fähigkeit als an Kraft fehlen, ſich

ſich ſeiner moraliſchen Anlagen zu bemächtigen. Und wenn ja der rege Verſtand dieſe Feſſeln abwirft, wenn die fortſchreitende Kultur ihm die Augen öffnet: ſo wird der Verdacht gegen alle Anſtalten der Kirche ihn einem gänzlichen Indifferentismus in die Arme werfen. Werden die Feierlichkeiten und ſymboliſchen Darſtellungen der Religion als unabänderliche Formen behandelt: ſo muſs die veränderte Anſicht der Gegenſtände, die ſie verſinnlichen, und der veränderte Geſchmack, deſſen Bedürfniſſen ſie nicht mehr angemeſſen ſind, den ſie wohl gar beleidigen, nothwendig Gleichgültigkeit dagegen erzeugen, womit aller Einfluſs auf die Belebung des moraliſchen Gefühls für immer vernichtet iſt.

Es gibt eine gewiſſe Gränze, über welche die Kirche eben ſo wenig die Verſtandeskultur, als die ſinnliche Darſtellung in heiligen Gebräuchen ausdehnen darf. Die erſtere ſoll nur dazu dienen, die Thatſachen des moraliſchen Bewuſstſeyns in Beziehung auf das wirkliche Leben aufzuklären, den Menſchen ſich ſelbſt, ſeine Welt und ſeine Verhältniſſe in moraliſcher Hinſicht verſtehen zu lehren.

Sie ſoll durchaus praktiſch ſeyn. Alles, was darüber hinausgeht, um das Weſen der religiöſen Gegenſtände ſelbſt zu erklären, ihre Beziehungen an ſich zu ergründen, alles, was, ſeiner Natur nach, bloſs Theorie ſeyn kann, iſt überſchwängliche Speculation, führt nur zu unnützen Spitzfindigkeiten, zieht den Menſchen von wichtigern Beſchäftigungen ab, und raubt ihm allen Muth und Eifer ſich zu veredeln.

Symboliſche Darſtellungen ſollen wenige moraliſche Ideen, aber dieſe ſo rein als möglich ausdrücken. Sie müſſen daher einfach, und der mit ihnen verbundenen Gebräuche wenige ſeyn: ſonſt kann ſich der Geiſt nicht ſammeln, er verliert in dem ſinnlichen Gepränge ſich ſelbſt und ihre Bedeutung, Betäubung tritt anſtatt des erhöhten ſittlichen Gefühles ein.

Viertens hängt auch viel davon ab, *daſs die Kirche Lehre und Darſtellung, Verſtand und Empfindung, Intellectuelles und Sinnliches in ein richtiges Verhältniſs bringe.* Offenbar wird in der proteſtantiſchen Kirche zu viel gelehrt, der Verſtand zu viel mit Ideen beſchäftigt, die nicht einmal er ſelbſt, viel weniger das Herz erreichen kann. Auf das intellectuelle Vermögen wirkt man hin, als ob es das höchſte — und mit der Aufklärung alles erreicht wäre. Selbſt die wenigen Gebräuche, die uns Ehrfurcht gegen den Stifter des chriſtlichen Bundes zu verdrängen verboth, ſind zu verſtändig, zu regelmäſsig, zu wenig feierlich und bewegend. Nur in einer ſinnlichen Umgebung, nur wo die Phantaſie mit beſchäftigt, das Gefühl mit geweckt, das Ueberſinnliche in der Anſchauung dargeſtellt wird, redet es zum Herzen, ergreift es das Herz und erfüllt es mit der ganzen Majeſtät des Höchſten und Beſten. Selbſt den religiöſen Vorträgen fehlt in dieſer Hinſicht nicht wenig. Freylich iſt es noch Zeitbedürfniſs, viel zu lehren, weil es noch zu viel Unwiſſende gibt. Aber manche Gegenſtände, die ohnehin an der Gränze des Wiſſens liegen, würden uns heiliger ſeyn, wenn man ihnen mehr ihr natürliches Helldunkel bewahrte.

Eben ſo kann aber auch auf der andern Seite die Verſinnlichung zu weit getrieben werden, wenn ſie nämlich nur entfernte Beziehungen des Moraliſchen, und ſolche Gegenſtände, die an ſich unbeſtimmbar ſind, darſtellt, oder das Moraliſche mit ſo vieler Ueberladung, und mit einer ſo lebhaften Farbengebung des Bildes ausdrückt, daſs die höhere Bedeutung darüber ganz verloren geht, höchſtens von dem gebildetern Theile gefaſst werden könnte, mit äuſserm Glanze das ganze Gemüth erfüllt, und alle Beſchäftigung des Verſtandes und des reinen Gefühls unmöglich macht. Das Sinnliche muſs ſich überall als Hülle des Ueberſinnlichen ankündigen, darf nirgends objectiv werden, ſondern immer nur als Darſtellung groſser Ideen erklärbar ſeyn. Ohne das gibt es nur der Phantaſie Gelegenheit zu müſsigen Spielen, die moraliſchen Bedürfniſſe gehen leer aus, verſchwinden bald ganz aus der Seele. Nur abergläubiſche Religionen ſind mit äuſserm Gepränge überladen; dadurch erhalten ſie den Hang zum Wunderbaren und Geheimniſsvollen, darauf gründen ſie Prieſterherrſchaft und blinden Glauben, und nehmen den religiöſen Veranſtaltungen alles, wodurch ſie Mittel der Veredlung werden könnten.

Die Kirche wirkt auch noch durch ihre Form zur Veredlung des Menſchen, indem ſie in derſelben ein Bild deſſen darſtellt, was der Menſch, in Beziehung auf die Menſchheit, werden ſoll. In dieſer Hinſicht muſs ſie freye Vereinigung und Wechſelwirkung ſeyn, allein durch die Idee des Geſetzes, ſeines Urhebers und Vollziehers vermittelt, durch nichts beſchränkt, als durch ihren Zweck, und den moraliſchen Glauben, den ſie in ihren Gliedern realiſiren will. Sie darf keinen Glaubensrichter haben, keinem ſichtbaren Oberhaupte gehorchen, an keines Conciliums Entſcheidungen gebunden — ihre Lehrer dürfen keine Prieſter ſeyn, keine Verbindung mit dem höchſten Weſen heucheln; kein Symbol darf ihre Ueberzeugung einſchränken, keine authoriſirte Liturgie der Veredlung ihres Kultus in den Weg treten. Sie darf ſchlechterdings keinen Herrn erkennen. Alle Verbündeten müſſen gleiche Rechte haben, wie ſie in den Angelegenheiten gleich ſind, die ſie durch die Kirche beſorgen wollen. So bald ſie darauf ausgeht, die Gemüther einem angeblichen ſichtbaren Stellvertreter der Gottheit, ſey es in Einem Subjecte (geiſtliche Monarchie), oder in einem geweihten Körper (geiſtliche Ariſtokratie) zu unterwerfen, oder auch nur einen poſitiven Willen der Gottheit ihrer Verfaſſung auf immer zum Grunde zu legen: verwirrt ſie den Begriff der menſchlichen Veredlung und Beſtimmung, zerſtört ſie das reine Pflichtgefühl, von dem alle Veredlung ausgehen muſs, und ſetzt blinde Folgſamkeit, feigen Sclavendienſt an die Stelle des freyen moraliſchen Gehorſams.

Bleibt die Kirche ihrer urſprünglichen Idee, der eines moraliſchen Inſtitutes für freye Menſchen getreu: ſo iſt ſie die ehrwürdigſte menſchliche Anſtalt, ſie beſorgt das höchſte Intereſſe des Menſchen, und wirkt kräftiger als alles andre auf Veredlung hin. Mit der Achtung für ſie verſchwindet aller Sinn für höhere Würde.

IV.

Schöne Kunſt.

Sinnlich iſt der Menſch, den die Veredlung in ihre Pflege nimmt, im Sinnlichen geboren und erzogen, vom Sinnlichen allenthalben umfangen, an das Sinnliche durch ſeine ganze gegenwärtige Exiſtenz, durch alle Bedingungen und Bedürfniſſe derſelben gekettet. Und doch ſoll er über das Sinnliche herrſchen, es dem Vernünftigen unterwerfen, und nach den Geſetzen deſſelben bilden. Dazu hat er auch wirklich die erforderlichen Anlagen. Dieſe Geſetze ſprechen ſich aus im moraliſchen Gefühle. In der Freyheit des Willens beſitzt er das Vermögen, ſich, den Eingebungen der Sinnlichkeit zuwider, ſchlechthin für das

Gute zu beſtimmen, und durch das Gute ſein Leben immer mehr zu heiligen.

Aber der Wille iſt ſchon ſinnlich beſtimmt, wenn er in die Gewalt des Menſchen kommt. Das Sinnliche hat ſich früher entwickelt. Sein Leben iſt ſchon ganz darin eingewurzelt, ehe das moraliſche Gefühl erwacht, und ihm ein Leben außer und über dem Sinnlichen in dunkler Ferne andeutet. Soll dieſes Leben ſein Intereſſe gewinnen: ſo muſs es ihm näher gebracht, der Uebergang zu demſelben vorbereitet werden. In ſeiner durchaus ſinnlichen Denkungsart iſt er noch unfähig, die Vernunft in ihren erhabenen Förderungen zu faſſen; wenn er nicht allmählig vom einen zum andern geleitet wird, wenn ſich nicht beyde mit einander befreunden, wenn nicht das eine Beſtimmungen erhält, wodurch es ſchon einiger Maſsen das andre ankündigt. Dies iſt es, was die Kirche durch ihre heiligen Gebräuche und ſymboliſchen Darſtellungen beabſichtigt: ſie bedient ſich ſinnlicher Gegenſtände und Handlungen, um darin Analogieen des Ueberſinnlichen niederzulegen, den Verſtand zum Vernehmen, das Herz zum Empfinden des letztern zu wecken.

Sie führt den Menſchen vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen. Iſt er bey dieſem angekommen: ſo verliert er jenes aus den Augen, aller Verkehr mit demſelben hört auf. Er hat nun nichts mehr, als das Moraliſche in ſeinem Verſtande und Gefühle — das Sinnliche hinter ſich in ſeinem wirklichen Leben, in ſeinen Trieben und Beſtrebungen. In dieſes wird er jeden Augenblick durch ſeine natürlichen Bedürfniſſe wieder hinabgezogen; er muſs ſich, ohne Aufhören, durch dieſelben Verſuche wieder zu ihm hinaufſingen, ohne daſs er je weiter fortrückte, ohne daſs er im Stande wäre, der Vernunft thätigen Einfluſs auf ſeine Neigungen und Handlungen zu verſchaffen. Soll es mit der wahren Veredlung zur Wirklichkeit kommen: ſo müſſen wir einen Weg finden, der vom Ueberſinnlichen aus wieder zum Sinnlichen führe, und das letztere fähig mache, durch das erſtere gebildet zu werden.

Die Vereinigung, die die Kirche zwiſchen beyden ſchloſs, war nur einſeitig, zufällig und veränderlich. Sie hatte einen ſinnlichen Stoff, der an ſich ohne alle Bedeutſamkeit war, durch eine willkührliche Form, auf das Moraliſche bezogen. Die Analogie, die ſie ihm mit dieſem ertheilte, drang nicht in das Weſen ein, war nur ſubjectiv und idealiſch, nur auf Bezeichnung, nicht auf reale Uebereinſtimmung berechnet. Sie konnte daher das Intereſſe von beyden nie zu Einem und demſelben machen, nie den Geiſt des einen dem andern mittheilen.

Vom Sinnlichen ſoll der Menſch zum Vernünftigen übergehen, nicht bloſs idealiſch, daſs er Gedanke und Gefühl zu ihm erhebe, ſondern praktiſch, daſs er ihm jenes ſchlechthin unterwerfe, nach ihm ordne, ſeine Form daran ausführe. Beyde ſtehen ſich entgegen wie Leiden und Thätigkeit, Nothwendigkeit und Freyheit, wie Natürliches und Uebernatürliches, Materie und Form, Endliches und Unendliches. Es iſt nicht möglich, daſs der Menſch ſchlechthin vom einen zum andern übergehe. Es muſs ein Drittes in der Mitte liegen, das dieſen Uebergang bedinge, in dem der Streit zwiſchen Leiden und Thätigkeit, Materie und Form, Nothwendigkeit und Freyheit dahin geſchlichtet iſt, daſs die Vernunft ohne zu heftigen Widerſtand der Sinnlichkeit ins Leben eindringen könne. Das ſinnliche Leben des Menſchen iſt durch ſeine Bedürfniſſe und Triebe durchaus und in jeder Hinſicht beſtimmt, und in ſo fern nicht mehr frey, die Beſtimmungen des höhern Lebens anzunehmen. Die Materie iſt durch ſich ſelbſt ſchon geformt, darum iſt für die reine Form der Vernunft nirgends Raum. Das Leiden hält ſeine ganze Exiſtenz gefangen, darum kann keine Thätigkeit ſich ſeiner bemächtigen. Der Menſch ſteht unter der Herrſchaft ſeiner Neigungen und kann ſich dem moraliſchen Geſetze nicht eher unterwerfen, als bis er ſich dieſer entriſſen hat. Er kann ſich ihr aber nicht entreiſsen, als eben nur durch das Geſetz, nicht aus ihrem Gebiethe heraustreten, es ſey denn daſs das Geſetz ihn erlöſe. Das Geſetz aber erhält wieder nicht eher Gewalt über ihn, als bis die Gewalt der Neigungen gebrochen iſt. Die Sinnlichkeit muſs ihn aus ihrem Dienſte laſſen, ehe die Vernunft ihn in Schutz nehmen kann; und doch iſt wieder nur dieſe Vernunft im Stande, ihn aus der Dienſtbarkeit des Sinnes herauszuführen. Dieſer Widerſpruch iſt nicht anders zu heben, als durch einen ſolchen Zuſtand, worin die phyſiſche Beſtimmtheit des Lebens dadurch aufhörte, daſs die Sinnlichkeit ſchon vernünftig, das Leiden auch zugleich ſchon Thätigkeit, das Endliche unendlich wäre, worin die Freyheit als Nothwendigkeit und die Nothwendigkeit als Freyheit erſchiene, worin die Materie ihre eigne Form zum Theil aufgegeben, und dafür die Form der Vernunft angenommen hätte.

> „Schon auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen Lebens," ſagt Schiller, „muſs der Menſch ſein moraliſches anfangen; noch in ſeinem Leiden muſs er ſeine Selbſtthätigkeit, noch innerhalb ſeiner ſinnlichen Schranken ſeine Vernunftfreyheit beginnen. Schon ſeinen Neigungen muſs er das Geſetz ſeines Willens auflegen; er muſs den Krieg gegen die Materie in ihre eigne Gränze ſpielen, damit er es überhoben ſey, auf dem heiligen Boden der Freyheit ge-

„gen dieſen furchtbaren Feind zu fechten; „er muſs lernen edler begehren, „damit er nicht nöthig habe erhaben zu „wollen.“

Der angedeutete Zuſtand iſt kein andrer als der, worin ſich das Gemüth bey der Betrachtung eines ſchönen Kunſtwerkes befindet. Hier iſt der Menſch gleichmäſsig thätig und leidend, Mannichfaltigkeit und Einheit beſchäftigen die Seele, die Nothwendigkeit verliert ſich ſpielend in Freyheit, Materie und Form ſtimmen mit einander zum freundlichen Wohlgefallen.

„Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung,“ heiſst es in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, „wird die Selbſtthätigkeit der Vernunft „ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit „eröffnet, die Macht der Empfindung „ſchon innerhalb ihrer eignen Gränzen „gebrochen, und der phyſiſche Menſch „ſo weit veredelt, daſs nunmehr der „geiſtige ſich nach Geſetzen der Freyheit „aus demſelben bloſs zu entwickeln „braucht.“

In der Kunſt erſcheint die Analogie des Sinnlichen und Ueberſinnlichen nicht bloſs zufällig und an den Stoff gebunden: das erſtere ſteht zum letztern in einer nothwendigen und weſentlichen Beziehung, es iſt durch daſſelbe objectiv und in jeder Hinſicht beſtimmt. Sie veranſtaltet dieſes auf einem doppelten Wege; entweder indem ſie das Vernünftige zugleich als ein Sinnliches; oder indem ſie das Sinnliche unter einer vernünftigen Form darſtellt. Das Erſte geſchieht im Erhabenen, das Andre im Schönen.

Im Erhabenen befreundet die Kunſt das Intellectuelle dem Sinnlichen, prägt die reine Form in einem materiellen Stoffe ab, und führt ſo die Würde, die der Geiſterwelt angehört, in die Körperwelt ein. Das Sittlichgute an und für ſich erweckt Achtung, erweitert das Herz über ſich ſelbſt hinaus; es mag nun in der bloſsen Betrachtung des Geſetzes oder im Leben erſcheinen. Aber jedes Gefühl der Achtung iſt auf der einen Seite, in Erwägung unſrer eignen Schwäche und Unwürdigkeit, ſehr demüthigend, und auf der andern zu rein geiſtig, als daſs es beym ſinnlichen Menſchen in ſeiner Lauterkeit wirken könnte. Nur da wird es ſich ſeiner bemächtigen, wo groſse Gegenſtände der Natur, die er mit ſeinem ſinnlichen Vermögen nicht faſſen, oder Kräfte, denen er durch ſein ſinnliches Vermögen nicht widerſtehen kann, ihm in ſeiner Vernunft noch gröſsere Ideen entdecken, in ſeiner Freyheit eine noch ſtärkere Kraft ahnden laſſen, wo das Moraliſche durch den Gegenſatz des Sinnlichen als unendliche Selbſtmacht erſcheint. Hier wird er für jenes begeiſtert, er fühlt ſich auf daſſelbe hingeriſſen, indem er in ihm die ganze Natur ſich unterworfen ſieht. Er iſt groſs, indem er gut iſt. Vernunft und Trieb, Freyheit und Nothwendigkeit ſind nicht mehr mit einander im Streite; denn der Trieb wird von Vernunft, das Nothwendige vom Freyen beherrſcht. Und auch da, wo unbezwingliches Leiden ihn beugt, wo ein unerbittliches Schickſal ihn zwingt, beſiegt er doch die Natur dadurch, daſs er freywillig das Leiden duldet, freywillig dem Willen des Schickſals gehorcht. In der Tugend vereinigen ſich ſinnliches und moraliſches Intereſſe, indem die

Kunſt ſie als erhabene Denkungsart erſcheinen läſst, und was als Güte überall heftigen Widerſtand fand, überwindet als Gröſse. Die Kunſt des Erhabenen zieht das Ueberirrdiſche in's phyſiſche Leben hinein, lehrt die Menſchen durch die Gemählde und Bildungen, mit denen ſie ihn umgibt, und das Erhabendenken führt zum Edeldenken.

Sanfter, milder iſt die Gewalt, die die Kunſt im Schönen über das Herz des Menſchen ausübt. Im Erhabenen paart ſie die überſinnliche Form mit einem ſinnlichen Stoffe, und rückt dadurch den beſchränkten Geiſt über ſich ſelbſt hinaus. Im Schönen iſt es der Stoff, das Mannichfaltige und Nothwendige, von dem ſie ausgeht, um es durch Form, Einheit und Freyheit zu veredeln. Das Erhabene rührt in der Idee; das Schöne gefällt in der Anſchauung: Sein Charakter iſt Zuſammenſtimmen, Zerflieſsen der Theile im Ganzen, Harmonie des Verbundenen, Zweckmäſsigkeit ohne beſtimmten Zweck, leichtes Spiel der Einbildungskraft und des Verſtandes, Senſualität, die ſich in Intellectualität auflöſt. Sie zerſtört das ſinnliche

liche Leben nicht, aber ſie legt den Keim des überſinnlichen darin nieder. Sie bewahrt dem Menſchen ſeine Verbindung mit der Natur, und die ſich darauf beziehenden Triebe, aber durch ſie wird die Natur beſſer, der Trieb geordneter. Sie hebt das Nothwendige nicht auf, denn mit ihm würde die Exiſtenz des Menſchen, die ſich allenthalben durch daſſelbe hindurch ſchlingt, zu Grunde gehen, aber ſie zeigt das Nothwendige zugleich als ein Freyes: denn ſie iſt Zweckmäſsigkeit und doch auch nur Spiel. Sie erzieht den Menſchen zur Vernunft, indem ſie die Sinnlichkeit vernünftig macht, und bereitet ihn dadurch vor, jener eine unumſchränkte Herſchaft zu geben. Sie feſſelt ihn an ein durch Vernunft Beſtimmtes, damit er ſich bald frey entſchlieſse, ſich durch Vernunft ſelbſt zu beſtimmen. Ihr ſinnlicher Gegenſtand hat nothwendig ſinnliche Empfindung zur Begleitung, aber das Wohlgefallen an ſeiner Form iſt rein vernünftig, mithin ohne alles Intereſſe. So fühlt er zugleich Luſt, als das Prinzip der Endlichkeit, und reine Uneigennützigkeit, als ſeine Beſtimmung zum Unendlichen. Sie gibt ihm die Freyheit wieder, die er an ſeinen rohen, ungebändigten Sinn verloren hatte.

Die Kunſt muſs ſich in ſich ſelbſt befeſtigen und begränzen, ſich ſelbſt Zweck werden, ihr eignes Intereſſe haben; darauf beruht ihr ganzer ſittlicher Einfluſs. Eben dieſes eigne Intereſſe iſt der mittlere Zuſtand, der den Uebergang vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen bedingt, in welchem beyde in einander greifen, und das eine ein Bild des andern wird, iſt diejenige Freyheit, worauf es Erziehung und Kirche ſchon anlegten, die ſie aber nicht erreichen konnten. Sie verfehlt ihre Wirkung eben ſo ſehr, wenn ſie eine moraliſche Tendenz annimmt, als wenn ſie der Sinnlichkeit dienſtbar wird. Sie darf eben ſo wenig lehren als bloſs vergnügen. Sie muſs durch ſich ſelbſt gefallen, den Kunſtſinn befriedigen; je mehr ſie ihrer Natur getreu bleibt, deſto wohlthätiger wird ſie für die Veredlung. Sie ſoll den Uebergang zum Guten machen, dadurch daſs ſie Leiden und Thätigkeit, Nothwendigkeit und Freyheit in idealiſcher Vereinigung darſtellt — nicht das Gute ſelbſt erzeugen. Arbeitet ſie für moraliſche Zwecke: ſo wird ſie nothwendig froſtig, geiſtlos, und läſst dabey dieſe Zwecke in einer Höhe liegen, wo der Menſch nicht an ſie hinanreichen kann. Freylich darf ſie nicht unſittlich werden, nicht das Laſter verſchönern und die Leidenſchaft unterſtützen, damit ſie nicht ihrer eignen Beſtimmung entgegenhandle. Auch ſind moraliſche Ideen nicht von ihrem Gebiethe ausgeſchloſſen; aber ſie gehören demſelben nur an, in wie fern ſie einer groſsen oder ſchönen Darſtellung fähig ſind. Sie wird äuſserſt verderblich, wenn ſie um den Beyfall der Menge buhlt, mehr ergötzen als gefallen will, das Erhabene mit dem Schwülſtigen, Abentheuerlichen und Wunderbaren, das Schöne mit dem Angenehmen, Reitzenden und Rührenden verwechſelt. Sie tödtet dann jedes kräftige Gefühl im Menſchen, macht ihn weichlich, üppig, leichtſinnig, kindiſch, verdroſſen zu allem Guten; ſtatt ihn zu erlöſen, ſchlägt ſie ihn nur feſter in die Feſſeln der Sinnlichkeit.

Vor allem muſs ſie nach reinen Idealen arbeiten, denen zwar eine ſinnliche Normal-Idee zum Grunde liegt, aber durch die wunderbare Kraſt des Genies veredelt, mit der Form der Vernunſt gezeichnet, durch vollendete Harmonie, zum Unendlichen erweitert. Das Ideal der Kunſt ſey zugleich Ideal der Menſchheit, dort in der Natur, hier in der Geſinnung vernünftiger Weſen ausgeführt.

In den Producten der Kunſt findet der Menſch ſein beſſeres Leben. Umgebt ihn mit erhabenen, edeln und ſchönen Geſtalten, weckt dafür ſeinen Sinn; und ihr habt das groſse Räthſel gelöst; das durch alle andre bisher angeführte Veranſtaltungen nur zu ſeiner Auflöſung vorbereitet werden konnte: Wie der Menſch frey werde, ſich zu veredeln.

Der Staat kultivirt, die Erziehung bildet den Menſchen, die Kirche weckt ihn zum Gefühl ſeiner moraliſchen Beſtimmung, führt vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, indem ſie beydes mit einander ausſöhnt, und dem erſtern die Fähigkeit gibt, durch das letztere beſtimmt zu werden. Vorzüglich viel lieſse ſich davon hoffen, wenn Staat und Kirche ihre Bemühungen mit einander vereinigen, und auf Einen Punct richten wollten, wenn die Kirche es nicht verſchmähte, durch die Kunſt ihre ernſten Lehren zu vermenſchlichen, ihre Gebräuche zu verſchönern, und die Kunſt — ihre Zauberkraft an den Gegenſtänden der Religion zu verherrlichen. Dem Streite, worin beyde liegen, und worin die eine die andre von ihrem Gebiethe immerfort zu verdrängen ſucht; iſt es zuzuſchreiben, daſs die Kunſt den Menſchen ſo oft flach macht, während die Kirche ihn überſpannt, die erſtere ſo ſelten über das Gemeine hinausgeht, und die letztere ihre Anſprüche ſo ſelten zum wirklichen Leben herabſtimmt. Das Ueberſinnliche kann nur in der *erhabenen Darſtellung* das Herz treffen; das Sinnliche nur in der ſchönen Form die höhere Selbſtthätigkeit anregen.

Hiermit iſt nun alles vollendet, was von auſsen her für den Menſchen gethan werden konnte, ihn zu ſeiner Veredlung vorzubereiten. Von nun an beginnt ſein eignes Werk. Er iſt jetzt hinlänglich ausgerüſtet, ſeinen groſsen Beruf ſelbſt zu übernehmen und auszuführen.

Verbeſſerungen.

S. 8 Z. 10 v. o. ſtatt alle l. all'
— 40 — 1 v. u. — jene l. jener.
— 41 — 7 v. o. fällt ihm weg.
— 57 — 8 — — ſtatt bleiben l. blieben.
— 64 — 7 — — — vermittelnden l. vermittelten.
— 97 — 7 — — — ihre l. ihrer.
— 105 — 5 v. u. — thue l. thun.
— 119 — 5 — — — hinaustrücken l. hinausrücken.
— 188 — 6 — — — nicht l. auch.
— 267 — 15 v. o. nach ſelbſt ſetze hinzu angreife.
— 279 — 2 — — ſtatt neue l. eine.
— 279 — 18 — — — verrathenden l. verrathenen.
— 280 — 4 — — — vernehmen l. vornehmen.
— 352 — 2 v. o. — Anſicht l. Abſicht.
— 355 — 4 v. u. — Vortrag l. Vertrag.
— 361 — 7 — — — Unordnung l. Anordnung.

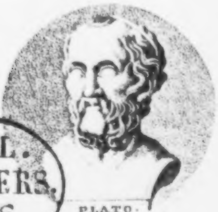
Die

Veredlung des Menſchen

nach
ihren Hauptmomenten,
Bedingungen und Hülfsmitteln.

Für
alle, denen ihre moraliſche Bildung wichtig iſt,
und
beſonders für diejenigen, die dazu geſetzt ſind,
dieſelbe bey andern zu befördern.

Von
Friedrich Ehrenberg,
reform. Prediger zu Plettenberg in der Grafſchaft Mark.



BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweyter Band.

Leipzig.
bey E. F. Steinacker 1803.

Zur
Ueberſicht des Ganzen.

Zweyter Band.
Viertes Buch.
Die Veredlung als Geſchäft des Willens betrachtet
oder
Grundzüge einer Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen.

Einleitung.

Idee einer Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen. Drey Perioden derſelben, von welchen die erſte die tugendhafte Geſinnung und Handlungsweiſe im Willen gründet, die zweyte dieſe Handlungsweiſe zur Fertigkeit macht, und die dritte ſie dem Charakter aneignet. Nebenbey über die Tugendmittel und den zuläſſigen Gebrauch der ſinnlichen Motive. S. 1—34.

Erſte Abtheilung.

Veredlung der Geſinnung und der Handlungen S. 35—211.

Eine kräftige Richtung des Willens auf das Gute iſt die erſte und höchſte That, mithin auch die Grundlage der Veredlung S. 35. Sie unterſcheidet ſich von der frommen Rührung S. 40. vom bloſsen Wunſche und einem lebhaften Sinne für das Gute S. 41. und vom moraliſchen Enthuſiasmus S. 48. Verhältniſs derſelben zu den verſchiedenen Arten der formalen Unwürde S. 50. Sie muſs gleich Anfangs religiös ſeyn S. 50. Hiermit iſt der überſinnliche Charakter ganz veredelt, aber in der Erſcheinung erſt die gute Geſinnung hervorgebracht, welche ſich nun befeſtigen und zur That werden muſs S. 56. Mittel zu dem erſtern ſind: Entfernung der Zerſtreuungsſucht S. 65. Beſchränkung der ſinnlichen Begehrlichkeit S. 70. Freywillige Einſamkeit S. 74. Nachdenken über die ſittlichen Angelegenheiten S. 80., welches noch wirkſamer wird, wenn es ſich zum Gebethe erhebt S. 87. Verbindung dieſer Angelegenheiten mit dem Leben S. 96. Lectüre S. 101, kirchliche Uebungen 120, Umgang mit weiſen und tugendhaften Menſchen 133. moraliſche Naturbetrachtung 142. Uebung der Vernunft 150.

Daſs die Geſinnung zur That werde, hat eigene Schwierigkeiten, und erfordert eigene Bemühungen 153. Dahin gehört 1. Kultur des Gewiſſens 158. 2. Aufklärung 190. 3. Schärfung des Sinnes für das Geordnete und Uebereinſtimmende 197. 4. heitre Ruhe und froher Muth 203.

Zweyte Abtheilung.

Veredlung der Maximen S. 212—413.

Verkehrte Maximen ſind tief beym Menſchen eingewurzelt. Dieſe bedürfen einer beſondern Bearbeitung, wenn die tugendhafte Geſinnung ganz ins Leben eindringen, und die beſsre Handlungsweiſe zur Fertigkeit werden ſoll. Hierin ſind folgende vier Momente zu unterſcheiden.

I.

Selbſterkenntniſs S. 219—303.

Sie befaſst

1. Kenntniſs der Pflichten S. 220.
2. Kenntniſs unſers moraliſchen Zuſtandes S. 231. Schwierigkeiten derſelben S. 233. Mittel dagegen S. 240. Die Hauptſache dabey iſt fleiſsige und ſorgfältige Selbſt-

beobachtung 253. Sie iſt eine eigne Kunſt, und die Regeln derſelben beantworten vorzüglich zwey Fragen: 1. in welcher Ordnung ſoll man ſeine innern Erſcheinungen beobachten? S. 254. 2. wie ſoll man ſich beym Beobachten ſelbſt benehmen? S. 262. Beyläufig etwas über Tagebücher 273. Auſserdem wird die Kenntniſs unſers Zuſtandes noch erleichtert: durch das Leſen ſolcher Schriften, die ſich mit dem Menſchen beſchäftigen 287, durch Beobachtung andrer 291, und vernünftigen Gebrauch ihrer Urtheile über uns S. 295.

3. Kenntniſs deſſen, was nun zu thun ſey S. 298.

II.

Wirkungen der Selbſterkenntniſs auf das Gefühl 303 — 327.

Die erſte dieſer Wirkungen iſt eine aus Billigung und Tadel, jedoch mit einem beträchtlichen Uebergewichte des letztern, gemiſchte Empfindung, Demuth, moraliſche Selbſterniedrigung S. 304. Verbindet ſich damit die Reflexion auf den Urſprung dieſer Mangelhaftigkeit im freyen Willen: ſo wird ſie Selbſtanklage, moraliſche

Reue S. 315. Sie iſt edler Unwille über den von uns verſchuldeten Mangel an Würde, und in ſo fern eine ſehr erhabene Stimmung S. 317.

III.

Praktiſche Lebensgrundſätze oder Folgen der Selbſterkenntniſs für den Willen S. 327 — 363.

Indem ſich der Wille der Selbſterkenntniſs und der ſie begleitenden Gefühle bemächtigt, entſtehen praktiſche Lebensgrundſätze S. 327. Alles kommt darauf an, wie dieſe gleich Anfangs gefaſst werden S. 329. Wie hat man ſich deſswegen dabey zu benehmen? S. 332.

IV.

Weitere Bearbeitung und Ausführung dieſer Grundſätze S. 363—414.

Dritte Abtheilung.

Veredlung des Charakters S. 414.

Das Ziel der Veredlung in der zweyten Periode war die Tugend als Fertigkeit, ſich in der Ausführung guter Vorſätze gegen alle Hinderniſſe und Reitzungen der Sinnlichkeit zu behaupten.

Aber die Einigkeit des Willens ſoll alle Kräfte des Lebens in Harmonie bringen. Die Sinnlichkeit ſoll gar nicht mehr widerſtreben, ſondern mit der Vernunft ganz eins werden. Das iſt Veredlung des Charakters.

I. Der ganze innere M[illegible]ſch ſoll durchaus moraliſch geſtimmt ſeyn. Mäſsigung S. 421.
  Im Genuſſe S. 423.
  In den Begierden S. 442.
  In den Affecten S. 465.

II. Alle Triebe und Kräfte ſollen thätig ſeyn für den Zweck der Menſchheit. Menſchenliebe S. 479.

III. Im Hinwirken auf dieſen Zweck ſoll die Seele eine unbeſiegbare Stärke zeigen S. 533.
  Im Ertragen des Schmerzes S. 539.
  In der Geringſchätzung der Gefahr S. 546.
  In groſsen Anſtrengungen S. 558.

IV. So verklärt ſich endlich das ganze Leben in innige, ungetheilte und ewige Liebe des Höchſten. Das iſt diejenige Religion, die den veredelten Charakter vollendet S. 566.

Viertes Buch.

Die
Veredlung als Geſchäft des Willens
betrachtet,

oder

Grundzüge einer Veredlungsgeſchichte
des ſinnlichen Menſchen.

Einleitung.

Die Natur und das höchſte Ziel der Veredlung lernten wir im erſten, den wirklichen Zuſtand, worin ſich der Menſch findet, wenn an ihn der Ruf der Veredlung ergeht, im zweyten, endlich die daraus entſpringenden Bedürfniſſe, die Vorbereitungen und Unterſtützungen, die ihm, eben um dieſes Zuſtandes willen, von auſsen her kommen müſſen, wenn er jenen Ruf vernehmen, ſeinen Sinn verſtehen, ſeine Gröſse faſſen, und ſich frey beſtimmen ſoll, ihm aus innerer Achtung überall Folge zu leiſten, ihn in Geſinnung und That auszuführen, im dritten Buche kennen.

Um den Punct, auf dem wir angekommen ſind noch mehr aufzuhellen, uns mit dem Wege, den wir jetzt einzuſchlagen haben, im voraus einiger Maſsen bekannt, unſre fernern Unterſuchungen zuverſichtlicher zu machen, und beſſer anzuordnen, wird es dienlich ſeyn, noch einmal zu überlegen, wie uns jetzt der Menſch erſcheine.

Er iſt ein ſinnlichgeiſtiges Weſen, in mehr als einer Rückſicht der Entwickelung und Vervollkommnung fähig, das unter vielen andern auch die Aufgabe hat, die ſich ihm aus ſeinem Innern als höchſte, heiligſte Angelegenheit ankündigt: eine moraliſche Kraft, deren Anlage in ihm ſchläft, zu wecken, in Thätigkeit zu ſetzen, in ſeinen Willen, der dadurch ein vernünftiger wird, aufzunehmen, und dann dieſen Willen ſo zu verſtärken und zu befeſtigen, daſs er die einzige und unbedingte Herrſchaft über das Leben führe, daſs alles, was im Leben geſchieht, nach ihm und durch ihn geſchehe, und der Egoismus ganz vernichtet werde. Aus einem andern Geſichtspuncte konnten wir das auch ſo ausdrücken: alles, was er thut, ſoll er auf Befehl der Vernunft thun, und dazu ſoll ein Prinzip der Vernünftigkeit in ſeinem Willen angelegt werden; er ſoll nicht allein nie anders als aus Ueberzeugung handeln, ſondern auch immer darauf ausgehen, eine reine, freye, unpartheyiſche, vielgeprüfte Ueberzeugung zu haben, ſeine Einſicht ſoll die möglichſt beſte ſeyn; ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit ſoll ihn in allem leiten. Angewandt zuvörderſt auf ſeine Handlungen heiſst das: er ſoll ſolche Maximen wählen und befolgen, von denen er mit voller Zuſtimmung ſeiner ganzen Menſchheit ſagen kann: er könne wohl leiden, ja er wünſche, daſs alle ſie befolgten, ſo wohl, wenn ſie im Verkehr unter einander, als auch mit ihm ſelbſt begriffen ſind, daſs ſelbſt die Natur, in wie fern ſie auf ihn und alle wirkt, nach keinen andern eingerichtet ſey — durch deren individuelle und allgemeine Befolgung das Intereſſe der Menſchheit am beſten beſorgt, ihre Würde am meiſten verherrlicht werde. Angewandt, zweytens, auf das Herz heiſst es: er ſoll ſeinem Charakter immer mehr wahre Religioſität, reine und thätige Menſchenliebe, weiſe Maſsigung, unbeſiegbare Seelenſtärke anbilden, ſeine natürlichen Neigungen ſo beſchränken, erweitern und anordnen, daſs ſie ſich von ſelbſt in dieſe Haupttugenden des veredelten Menſchen verwandeln — und dann in der Darſtellung dieſer Eigenſchaften, im Gebrauche derſelben für den höchſten Zweck der Menſchheit, immer verſtändiger, gegenwärtiger, beſonnener, überlegſamer zu Werke gehen.

Der Menſch erſcheint uns ferner als ein Weſen, das auſser jener Aufgabe noch mancherley, ſeiner Sinnlichkeit angehörige, Neigungen und Triebe hat, die ihm vieles aufgeben, was mit den Forderungen der Veredlung im Widerſpruche ſteht, und ob ſie gleich tief unter der Würde und dem Anſehen der letztern bleiben, ihn doch weit kräftiger faſſen, mehr an ſich ziehen und feſſeln. In ihnen iſt der Menſch geboren, und ſchon darum iſt ihr Intereſſe ſtärker, darum der Wille ſchon gleich anfangs für ſie geſtimmt, und bald aus Stumpfſinn, bald aus Trägheit, bald aus Schwäche und Nachgiebigkeit, bald mit Vorſatz und beſonnener Billigung geneigt, ſich ihnen ganz hinzugeben. Um aber gut zu ſeyn, müſste er ſich erſt ganz von ihnen losreiſsen, allein auf die Vernunft hören, und ihnen dann nur darum und in ſo fern folgen, weil und in wie fern dieſe es billigt. So entſteht ein Hang zum Böſen, der, je länger es der Menſch aufſchiebt, ihn zu bekämpfen, deſto tiefer wurzelt, ſich nicht allein ſelbſt immer feſter anſetzt, ſondern auch die fehlerhaften Neigungen allen verderblichen Einflüſſen von innen und auſsen ſo ganz preisgiebt, daſs ſie nothwendig immer fehlerhafter werden müſſen. Die Triebe des Herzens verwildern, und werden in dieſer Verwilderung heftiger, ungeſtümer, ſchwerer zu bändigen. Auf der andern Seite verliert das moraliſche Gefühl, wovon alle Veredlung ausgehen muſs, immer mehr an Klarheit, Richtigkeit und Leben. In dieſem Zuſtande iſt es nicht möglich, daſs der Menſch ſich ſelbſt veredle, wenn er nicht vorher durch äuſsere Umſtände und Veranſtaltungen bearbeitet, zum Gefühl ſeiner höhern Beſtimmung, und zur Fähigkeit ſich ihr zu weihen geweckt wird.

Was dieſe Umſtände und Veranſtaltungen aus ihm machen, oder doch aus ihm machen könnten, wenn ſie zweckmäſsig eingerichtet wären, aus ihm machen müſsten, wenn ſie ſich für ſeine moraliſche Bildung verwenden wollten, haben wir zuletzt geſehen. Er erſcheint uns nun durch Staat, Erziehung, Kirche und ſchöne Kunſt, zu ſeiner Veredlung hinlänglich vorbereitet, mit allem dem ausgerüſtet, weſſen er dazu bedarf, ohne es ſich doch ſelbſt geben zu können. Seine Triebe ſind nicht mehr ſo wild, ſo regellos und ſo ſtürmiſch, daſs in ihrem Tumulte die beſsre Stimme des Herzens überhört würde. Geiſtige Fähigkeiten ſind in ihm erwacht, und mit ihnen iſt ein freyeres und ſchöneres Bildungsprinzip in ſein Leben gebracht, auch zugleich das moraliſche Gefühl ſo weit angeregt, daſs er nunmehr ſelbſt im Stande iſt, es ganz zu entwickeln. Es iſt noch mehr geſchehen, der Inhalt dieſes Gefühles iſt ihm klar, ſein Befehl heilig geworden. Er ſteht in einem Bunde, der allein zu dem Zwecke zuſammen trat, daſs alle auf alle wirken möchten, die Erkenntniſs des Guten weiter zu führen, immer heller, gewiſſer und fruchtbarer zu machen, das Herz immer mehr für daſſelbe zu begeiſtern. Der Streit der Begierde und des Geſetzes iſt geſchlichtet, ſein getheiltes Leben geeinigt, und er hat ſich ganz in ſeiner Gewalt, iſt ganz frey, das Geſchäft ſeiner Veredlung zu beginnen.

Was ihm nun in dieſer Hinſicht aufliege, wie der Fortgang und die Ausführung dieſes Geſchäftes, durch ſein eignes Weſen, durch die Geſetze ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Natur, und die Verhältniſſe in denen er lebt, beſtimmt ſeyen, welche Mittel er zu ergreiffen, welche Ueberlegungen er anzuſtellen, wie er ſeine Kräfte zu verwenden, und ſich zu bearbeiten habe, um ſein groſses Ziel zu erreichen, ein durchaus edler Menſch zu werden, das iſt es, was wir jetzt unterſuchen müſſen.

Unſer Weg wird von nun an heller, freundlicher und ausſichtsvoller. Wir haben uns durch die Dornen der allgemeinen Erörterungen, die wir, um unſre Aufgabe, die ſo oft durch falſche Anſichten und unächte Zuſätze entſtellt worden iſt, rein ins Auge zu faſſen, nicht umgehen konnten, glücklich hindurch gewunden. Nur noch einige vorläufige Bemerkungen — und wir treten in das ſchöne Gebieth der Erfahrung und des praktiſchen Lebens.

Die Hauptſache bey dem ganzen Geſchäfte der Veredlung iſt: daſs der Menſch einmal in ſich ſelbſt gehe, ſeine ganze Menſchheit ſammle, des Geſetzes, das in ihm wohnt, der Vernunft, die über ihn gebietet, der Würde, mit der ſie ſich ankündigt, der Freyheit, die er hat, ſich vom Egoismus loszureiſsen, und ihr zu unterwerfen, inne werde, mit dem Gefühle derſelben ſein Herz ſo anfülle, daſs ſie ſich ſelbſt ausführe, und ſich ſeines ganzen Lebens bemächtige; — daſs er ſich eine kräftige Richtung auf das Gute gebe, die in ſich ſelbſt gegründet, und auf ſich ſelbſt ruhend, ſich ſelbſt erhalte und befeſtige, ihn überall in ſeinem Denken und Thun beſtimme, und ihm gleichſam phyſiſch nothwendig mache, alles zu thun, was zu ihrer Belebung und Darſtellung geſchehen muſs, alle Ueberlegungen anzuſtellen, alle Mittel zu ergreiſſen, die dieſes Gute befördern, ſeinen Sieg über das Schlechte herbeyführen; — endlich daſs dieſes alles geſchehe, bloſs zufolge jener urſprünglichen Richtung, ohne daſs er ſich erſt zu jedem insbeſondre entſchlieſsen dürfe, welches überdem auch nicht möglich iſt, wenn er nicht ſchon überhaupt das Gute ernſtlich will. Nur eine ſchon vorhandene innige Hochſchätzung der Tugend kann den Menſchen beſtimmen, auf die fernere Ausbildung derſelben Fleiſs zu verwenden.

Wäre der Menſch ein bloſs praktiſches — nicht auch intellectuelles — ein bloſs moraliſch — nicht auch ſinnlich beſchränktes Weſen: ſo würde er gar nicht unter Zeitbedingungen ſtehen; ſeine Ausbildung wäre kein Fortſchreiten — keine Entwickelung — kein Entfernen ſolcher Hinderniſſe und Anreitzungen, die ſich nach und nach hervorthun, kein allmähliges Verſtärken. Auch ſeine Veredlung wäre kein Geſchäft, keine anhaltende Bemühung, kein mannichfaltiges, vielſeitiges, berückſichtigendes Wirken, ſondern nur eine That. Freylich würde dabey immer noch ein gewiſſer, aus der Endlichkeit ſeiner Natur hervorgehender Widerſtand, ein Reitz zum Argen zu bekämpfen ſeyn. Aber der eine kräftige Entſchluſs, die eine kräftige Richtung würde dieſen ganz und für immer niederſchlagen. Wo aber dieſer Entſchluſs, dieſe Richtung nicht kräftig genug wäre, da würde ſich das nicht in einem ſolchen Kampfe zwiſchen dem guten und böſen Prinzip, worin bald das eine, bald das andre ſiegte, ſondern darin zeigen, daſs das gute Prinzip ganz unterläge, oder doch nur zu einem mangelhaften, unvollſtändigen Einfluſſe käme, der kaum den Nahmen der moraliſchen Würde verdiente. So müſſen wir uns die Sache vorſtellen, wenn wir, um die Möglichkeit der Freyheit zu retten, auf den erſten Grund ihres Gebrauches, aus dem ſich alle nachherige Anwendungen derſelben natürlich und nothwendig entwickeln, im überſinnlichen Charakter zurücke gehen, wenn wir den Menſchen betrachten, wie er an ſich und ohne die Bedingungen ſeyn mag, die für ſeine Erkenntniſs in den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes beſchloſſen liegen. Hier iſt kein nach Momenten getheiltes, ſondern nur ein Einiges Handeln.

Aber wir können von dieſen Bedingungen eben ſo wenig beym Handeln, als beym Erkennen abſtrahiren. Auch das erſtere gelangt nur in den Formen der Sinnlichkeit und des Verſtandes zum Bewuſstſeyn, und wird nur ſo unternommen, wie es in dieſem Bewuſstſeyn beſtimmt iſt. Jene Richtung auf das Gute wird dadurch eine beſonnene, daſs ſie in der Zeit erſcheint, und alle Modificationen derſelben annimmt. Da offenbart ſich denn nicht allein der an ſich einige und ſelbſtſtändige veredelte Charakter in verſchiedenen Tugenden, und vertheilt ſich nach der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, auf die er wirkt, und der Triebe, die er ordnet in mannichfaltige Handlungen der Pflicht: ſondern auch die an ſich einige That der Veredlung wird zu einer Reihe von Arbeiten und Uebungen des Willens. Und obgleich der Keim ſeiner Vollendung ſchon in der Kraft der erſten Entſchlieſsung liegt, von dieſer auch die Treue, der Eifer und Fleiſs, die er in jenen Arbeiten beweiſt, mithin ſein Werth vor dem Herzenskündiger abhängt: ſo kann doch jene Kraft ſelbſt nur aus ihren Früchten erkannt werden; ihre Darſtellung erfolgt nach und nach, und der Werth vor Menſchen, und gröſstentheils auch vor dem eignen Gewiſſen richtet ſich nach dem, was durch fortgeſetzte Bemühungen wirklich erreicht wird, nach dem Maſse, worin ſich die Entwickelung jenes Keimes der Reife nähert. Daran kann man ſich verſichern, daſs der gute Wille wirklich vorhanden ſey, wenn er ſich in dem Beſtreben, ſich ſelbſt immer mehr zu verſtärken, zu erweitern, gegen allen Widerſtand der Sinnlichkeit durchzuſetzen, und dieſen Widerſtand endlich ganz zu beſiegen, an ſeiner Pflicht immer treuer und feſter zu hangen, ſie freudiger, unerſchrockener, ſtandhafter in ihrem ganzen Umfange auszuführen, ſeine beſſere Form dem ſinnlichen Charakter immer mehr anzubilden, immer ſeiner in ihm auszudrücken, kund thut.

Freylich kann dieſes Beſtreben allein aus ihm ſelbſt hervorgehen; und wo es recht in ſeiner Fülle wirkt, da iſt ſicher der Wille an ſich auch ſchon ſtark. Aber ſeine Energie im erſcheinenden Leben, wornach er ſich allein richten kann iſt erſt Folge — aber unvermeidliche Folge davon. Die Schuld des Menſchen, wenn er weit hinter ſeinem Ziele zurück bleibt, iſt nie die, daſs er nicht fleiſsig genug an ſich gearbeitet, ſondern daſs er ſich nicht gleich anfangs lebendig genug für das Gute beſtimmt hat, woraus dieſes dann nothwendig hervorgegangen wäre.

Was ſinnlich erſcheint, iſt ſinnlich bedingt, darin bezieht ſich immer das Eine auf das Andre, ſteht alles in einem feſten, unzertrennlichen Zuſammenhange. In der Zeit iſt Ordnung, in ihr folgt nichts, ohne daſs ein Andres vorhergehe. Ueber allem herrſcht das Verhältniſs der Urſache und Wirkung. Man kann bey keinem Ziele ankommen, ohne durch ein Mittleres hindurch zu gehen. Kein Zuſtand geht in einen andern über, es ſey denn durch einen dritten, der beyde mit einander verbindet; um jenen zu beſtimmen, muſs erſt auf dieſen gewirkt werden.

Die Reihe von Arbeiten und Uebungen, die die Veredlung fordert, ſteht daher auch unter dem Geſetze der Zeitverknüpfung. Auch in ihr giebt es eine nothwendige Ordnung. Nur ein Glied daraus weggerückt, und ihr habt alles zerſtört; es iſt kein Ganzes mehr, der Anfang gehört nicht mehr zum Ende. Es muſs hier manches, das an ſich ganz gleichgültig iſt, bloſs deſswegen gethan werden, weil etwas anders, das erreicht werden ſoll, nur als Erfolg davon erreicht werden kann. Um ſein ſinnliches Leben durch Vernunft zu beſtimmen, darf es der Menſch nur ſelten geradezu angreifen. Er muſs erſt auf etwas anders gleichfalls Sinnliches wirken, was auf der einen Seite mit ihm in Verbindung ſteht, und daſſelbe, wenn es erſt ſelbſt beſtimmt iſt, nothwendig mit beſtimmt; auf der andern Seite dem Puncte näher liegt, auf dem die Vernunft ihr

Werk begonnen hat, und zunächſt in daſſelbe eindringen konnte. Nur *durch den Gebrauch gewiſſer Mittel*, kann der Menſch ſeine Veredlung in der Erſcheinung vollführen.

Auch der Widerſtand, den das Geſetz der Vernunft, die freye moraliſche Kraft, von ihrer natürlichen Beſchränkung, der Sinnlichkeit, dem Prinzip des Egoismus erfährt, fällt in das Gebieth der Erſcheinung, thut ſich in der Zeit hervor, und offenbart ſich als eine Reihe von mannichfaltigen Hinderniſſen, Schwierigkeiten, Reitzen und Verſuchungen, die dem Menſchen bey verſchiedenen Veranlaſſungen, und auf verſchiedenen Wegen begegnen, bald von auſsen her, bald unmittelbar aus ſeinem Herzen kommen, ſich ſeinen Bemühungen bald hier, bald da entgegen ſtellen, überall aber durch Vergnügen und Schmerz motivirt ſind, als ſinnliches Verlangen oder ſinnlicher Abſcheu wirken. Er darf ſeine Sorge nicht mehr allein auf die moraliſche Geſinnung verwenden, nicht mehr allein die zu ihrer Belebung erforderlichen Mittel ergreiffen, er muſs auch auf das denken, was dieſe unaufhörlich ſchwächt,

Vor-

Vorkehrungen treffen, es entweder wegzuſchaffen, oder ihm doch ſeinen ſchädlichen Einfluſs zu benehmen. Aber dieſe Vorkehrungen können wieder nicht geradezu auf das Wegſchaffen oder Modificiren ausgehen. Auch hier iſt das Sinnliche ſinnlich bedingt; auch hier kann man nur durch das nothwendig Vorhergehende das Nachfolgende erreichen. Um gewiſſe Triebe der Natur einzuſchränken, oder anders zu leiten, gewiſſen Eindrücken auf das Herz eine andre Geſtalt zu ertheilen, und beyde in ein andres Verhältniſs zur moraliſchen Geſinnung zu bringen, muſs für gewiſſe andre Eindrücke der Sinn geöffnet, müſſen gewiſſe andre Triebe geweckt, müſſen Gedanken und Gefühle herbeygerufen werden, die jene entweder ganz aus der Seele entfernen, oder ihnen doch eine veränderte Richtung geben. Selbſt die Wirkſamkeit der Vernunft bedarf näherer Beſtimmungen und einer künſtlichen Leitung, um dieſen Eindrücken und Trieben zweckmäſsig zu begegnen, muſs neue Mittel ergreifen, um ſich gegen ſie zu behaupten. Die Reihe ihrer Uebungen und Arbeiten wird immer mannichfaltiger, ſchlingt ſich immer vielfacher durch das praktiſche Leben.

So entſicht die Idee einer Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen, die ſich damit beſchäftigt, den Fortgang der Veredlung in der Zeit, wie er durch die Geſetze der menſchlichen Natur, durch den Zuſammenhang ihrer mannichfaltigen Zuſtände, durch die Art, wie in derſelben Empfindungen, Gedanken, Triebe, Neigungen und Maximen durch einander bedingt ſind, wie das eine vom andern abhängt und durch das andre geweckt werden muſs, beſtimmt iſt, vorzuzeichnen, einen allgemeinen Plan für die menſchliche Veredlung zu entwerfen, ihn zu belehren, wie er es anzufangen habe, ſich die Richtung auf das Gute zu geben, und ihr die Herrſchaft über ſein irrdiſches Leben zu verſchaffen, welche Perioden, durch die urſprüngliche Einrichtung ſeines Weſens, für den Uebergang von der allgemeinen Entſchlieſsung für die Tugend zu der durchgängigen Vollendung des moraliſchen Charakters feſtgeſetzt ſind, wie er in jeder dieſer Perioden erſcheine, in welchem Verhältniſſe er in jeder zu ſeiner ſittlichen Beſtimmung ſtehe, was er in jeder für ſie thun könne, auf welches Ziel er hinzuarbeiten, welcher Mittel er ſich dabey zu bedienen habe, wie ſich der Widerſtand der Sinnlichkeit in jeder modificire, mit welchen Hinderniſſen, Verſuchungen und Anreitzen er auf ihn eindringe, welche Anſtalten er dagegen treffen, durch welche Gedanken und Gefühle er ihn in jeder bekämpfen müſſe.

Es iſt leicht einzuſehen, daſs eine ſolche Veredlungsgeſchichte, wenn ſie ihrer Beſtimmung nach, allgemein, und auf jedes vernünftige Individuum anwendbar ſeyn ſoll, groſse Schwierigkeiten habe. Sie muſs ſich allein auf Kenntniſs der menſchlichen Natur, der Geſetze ihrer geſammten Entwickelung, ihrer Thätigkeit und ihres Leidens und des Verhältniſſes von beyden zu einander, wie ſie ſich in der Erfahrung offenbaren, nicht wie man ſie wohl a priori durch Begriffe anordnen könnte, gründen. Dieſe Kenntniſs iſt aber zur Zeit noch äuſserſt mangelhaft, ſchwankend, und gar nicht auf das Umfaſſen der menſchlichen Natur im Ganzen berechnet. So treffend einzelne Erſcheinungen derſelben erörtert ſind: ſo wenig iſt auf ihr Verhältniſs unter einander, auf ihren Beytrag zur Darſtellung der vollen Menſchheit, auf ihre Entwickelung, Hinderniſſe und Beförderungsmittel in Beziehung auf das höchſte Ziel des Lebens geachtet. Sie ſcheint ſchon deſswegen zum Fundamente eines feſten Veredlungs - Planes ſchlecht geeignet zu ſeyn. Wenn dies indeſs auch anders wäre: ſo zeigt ſich eine ſo groſse Verſchiedenheit unter den Menſchen in Anſehung ihrer angebornen und erworbenen Fähigkeiten, ihrer Art zu empfinden und zu denken, ihrer Bedürfniſſe und ihrer geiſtigen Ausbildung, daſs ſich nur wenig angeben läſst, worin alle zuſammentreffen, und das Geſchäft der Veredlung die meiſten ſeiner Geſetze aus der Individualität eines jeden hernehmen muſs. In jedem ſtehen die moraliſchen Anlagen in einem andern Verhältniſſe zur ſinnlichen Natur, und zu denjenigen Kräften, die zu ihrer Bildung und Ausführung beſtimmt ſind, in jedem haben ſie eigenthümliche Gedanken, Empfindungen und Phantaſiebilder näher an ſich gezogen, durch die ſie am leichteſten wieder erweckt und verſtärkt werden können. In jedem hat das ſittliche Gefühl ſeine eigne Reitzbarkeit, ſeinen eignen Grad der Verwandtſchaft mit äſthetiſchen, intellectuellen und ſympathetiſchen Empfindungen! In jedem ſind beſondere Triebe, Neigungen und Diſpoſitionen vor andern angeregt, die die ſittlichen Bemühungen bald unterſtützen, bald aufhalten, den guten Willen bald nähren, bald ſchwächen. Jeder erfährt ſeine eignen Verſuchungen zum Böſen, hat ſeine eignen gefährlichen Stunden und Situationen, ſeine eigne Schwäche des Herzens, lebt in einer eignen Lage, die bald dieſe, bald jene Bedürfniſſe erzeugt, und ihnen bald dieſe bald jene Geſtalt giebt. Es können daher nur Grundzüge einer Veredlungsgeſchichte ſeyn, die ſo weit gehen als die allgemeinen Geſetze der menſchlichen Natur ſchon hinlänglich erforſcht ſind, von der erweiterten Erfahrung noch mancherley Modificationen erwarten, den Fortgang des Guten ſo beſtimmen, wie er, der nothwendigen Einrichtung des Menſchenweſens zufolge, ſich überall zeigen muſs, die es einem jeden ſelbſt überlaſſen, ſie auf ſeinen individuellen Zuſtand anzuwenden, und das, was in ihnen noch fehlt, durch weiſe Erforſchung und Ueberlegung des letztern auszufüllen, was wir hier entwerfen werden. Wer auch hiervon die Möglichkeit läugnen wollte, müſste zugleich die Einheit und Selbſtſtändigkeit der menſchlichen Natur, und mit ihr die moraliſche Beſtimmung derſelben aufheben, alles zu einem Werke des Zufalles und der Umſtände machen.

Die Mittel, deren ſich der Menſch zur Stärkung der moraliſchen Geſinnung und des moraliſchen Lebens zu bedienen hat, beſtehen im Allgemeinen theils darin, daſs er ſich in gewiſſe Situationen bringe, oder gewiſſe vorhandene Situationen erhalte, die das moraliſche Gefühl beleben, das Andenken an die Pflicht erleichtern, und überhaupt dem Sinne für das Gute Nahrung geben; theils darin, daſs er diejenigen Gedanken und Empfindungen, die durch die Geſetze der Ideen - Aſſociation an moraliſche Gedanken und Empfindungen geknüpft ſind, und dieſe leicht und ſtark erwecken, zur Fertigkeit bringe, die Zahl ſolcher Verknüpfungen immerfort vermehre, daſs ihn in allem, was ihn umgiebt, ein moraliſcher Geiſt anſpreche; theils in der Anregung ſolcher Gefühle, die auf Wahrheit und Harmonie hindeuten, und durch ihre

Verwandtſchaft mit dem Tugendgefühle dieſem treffliche Unterſtützung gewähren; theils in gewiſſen Betrachtungen und Ueberlegungen, die dazu geeignet ſind, den Forderungen der Vernunft mehr Intereſſe zu ertheilen, ſie entweder dem ſinnlichen Menſchen kräftiger, würdevoller, beziehungsreicher darzuſtellen, oder ihren Ernſt mit Freundlichkeit, ihre überſinnliche Majeſtät mit ſinnlicher Klarheit und Lebensfülle zu paaren, auf der andern Seite, das Gewicht ſchädlicher Begierden zu vermindern, den ſinnlichen Reitz durch ſich ſelbſt zu ſchwächen, den Glückſeligkeitstrieb, durch Aufklärung über ſich ſelbſt, in eine weiſere Ordnung zu bringen, der Pflicht durch einen verſtändiger gewordenen Eigennutz, durch verfeinerte Selbſtliebe zu Hülfe zu kommen; theils endlich in der Uebung derjenigen Kräfte, die ſich in der Tugend thätig beweiſen, oder doch zu ihr mitwirken müſſen, daſs ihr Gebrauch ſich dem Menſchen da unwillkührlich aufdringe, wo er zu zerſtreut, zu leichtſinnig, zu ſehr aus ſich ſelbſt herausgerückt iſt, ſich ſeiner aus eignem Triebe zu bemächtigen.

Man ſieht leicht, daſs dieſes alles Dinge ſind, die den ſinnlichen Menſchen in Anſpruch nehmen, zunächſt durch ſinnliche Gefühle wirken, ſeiner Tugend durch feinern Eigennutz und einen künſtlichen Mechanismus der Natur zu Hülfe kommen; und es ſcheint, als ob ſie ihr gerade ſo viel, als ſie zu ihrer Beförderung beygetragen haben, von ihrem wahren Werthe, welcher auf der freyen und uneigennützigen Selbſtbeſtimmung braucht, rauben müſsten. So würde es allerdings ſeyn, wenn ſie allein, oder ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wie ſie dem Menſchen durch die Umſtände entgegengeführt werden, ohne daſs er aus ſich ſelbſt einen Grund hernähme, ſie in Bewegung zu ſetzen, zu erhalten und anzuordnen, als erſte Motive der Veredlung wirkten, das Streben nach ihr nicht nur weckten, ſondern auch leiteten. Hier wäre entweder gar kein, oder doch nur ein äuſserſt geringer Gebrauch der Freyheit — nichts oder wenig von dem ſelbſtſtändigen, edeln Geiſte der Tugend — aller Schein der letztern entweder ein künſtlich verſchleierter Egoismus, oder durch denſelben in einem hohen Grade verunreinigt, allein durch ein zufälliges Zuſammentreffen der Umſtände hervorgebracht. Aber das macht hier einen merkwürdigen Unterſchied, daſs ſie in der Gewalt des guten Willens ſtehen, und von dieſem als Mittel ſich ſelbſt auszuführen gebraucht werden, und dieſer Gebrauch nichts anders, als die nothwendige Handlungsweiſe deſſelben in der Erſcheinung iſt. Sie haben, ſo wie wir ſie hier betrachten, das tugendhafte Beſtreben nicht zuerſt erzeugt, dieſes Beſtreben hat ſich ſelbſt aufgerichtet, und trifft nun, in der Reihe der Uebungen, zu denen es ſich ſelbſt, eben weil es ein ſolches Beſtreben iſt, beſtimmt, auch auf dieſe Vorkehrungen und Betrachtungen. Das Sinnliche unterſtützt hier nicht das, was in der Veredlung eigentlich moraliſch, ſondern das, was ſelbſt ſinnlich iſt, dem aber die ſchon vorhandene moraliſche Form aufgetragen werden ſoll. Es iſt nicht Zweck, ſondern wird darum berührt, weil der ſinnlich bedingte Zweck, den ſich der moraliſche Wille aufgiebt, nicht anders erreicht werden kann, als dadurch, daſs zunächſt auf dasjenige, was durch die Zeitordnung als ſeine vorhergehende Bedingung beſtimmt iſt, gewirkt werde.

Wenn der moraliſch geſinnte Menſch den ſinnlichen Werth der Tugend erwägt, um ſich in ihrem Dienſte zu ſtärken: ſo iſt es ihm dabey nicht um dieſen ſinnlichen Werth ſelbſt zu thun, ſondern nur darum, daſs dadurch Hinderniſſe entfernt werden, die der gute Wille ſelbſt nicht unmittelbar wegſchaffen kann, weil ſie auſser ſeiner Sphäre liegen. Er will damit auch nicht das Gefühl des moraliſchen Werthes erhöhen; denn eben die Stärke dieſes Gefühles beſtimmte ihn ja, jenen ſinnlichen zu beherzigen, er will ihm nur den Eingang ins Leben eröffnen. Nur das würde zu tadeln ſeyn, wenn er erſt durch die Betrachtung ihrer Vortheile für die Tugend müſste gewonnen werden.

Hiernach iſt es nun nicht mehr ſchwer, über den Gebrauch der ſinnlichen, von der eignen Glückſeligkeit hergenommenen Bewegungsgründe bey der Veredlung des Charakters, ein gründliches und zuverſichtliches Urtheil zu fällen; und die gewöhnliche, aber dunkle und ſehr ſchwankende Behauptung, ſie ſollen nicht Triebfedern, ſondern Ermunterungsgründe ſeyn, gewinnt hier volles Licht. Sie heiſst nämlich nach unſrer Anſicht, ſo viel: ſie dürfen nicht die Stelle der reinen Achtung für das Geſetz der Vernunft vertreten, oder ſich mit ihr vereinigen, um den guten Willen zu gründen; dieſer muſs ſich erſt ſelbſt gründen, und darf ſich ihrer dann bedienen, um, bey ſeinem Uebergange in die Welt der Erſcheinungen, den Widerſtand zu überwinden, der ihm da überall begegnet, durch ſie ſoll die Tugend nicht bewirkt, ſondern an ſinnlichen Gegenſtänden ausgeführt werden. Man darf ſie daher nicht nach ihrem Erfolge, man muſs ſie nach der Abſicht würdigen, in der der Menſch ſie herbeyzieht, nach der Energie und Treue, womit er ſie, nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Beförderung der Charakter - Veredlung willen feſt hält und anwendet. Diejenigen vergeben offenbar der Reinheit und Selbſtſtändigkeit der moraliſchen Geſinnung zu viel, widerſprechen Begriffen, die ſie ſonſt überall von der ſittlichen Natur des Menſchen zu haben vorgeben, die die ſinnlichen Bewegungsgründe der reinen Triebfeder der Vernunft in der Erzeugung des guten Willens beygeſellen, wenn ſie ihnen auch nur eine untergeordnete Stelle anweiſen. Der Freyheit, mithin auch der Würde gehört immer nur ſo viel an, als der Vernunft angehört. Was nicht in jeder Hinſicht vernünftig iſt, iſt eben darum ſinnlich, mithin verwerflich und unlauter. Alle Verſuche, die Vernunft mit der Sinnlichkeit zu vereinigen, und der letztern einigen Einfluſs auf den überſinnlichen, nicht erſcheinenden Charakter zu verſchaffen, können nur die menſchliche Gebrechlichkeit verewigen. Auf der andern Seite verkennen auch diejenigen die Gränzen und die doppelte Anſicht der menſchlichen Natur, die aus ihren ſinnlichen und überſinnlichen, aus ihren intellectuellen und moraliſchen Anlagen hervorgeht, die das ganze Geſchäft der Veredlung allein durch den kategoriſchen Imperativ und die Achtung, die für denſelben im ſittlichen Gefühle liegt, vollenden wollen. Sie betrachten den Menſchen bloſs als überſinnliches und praktiſches Weſen, und vergeſſen, daſs die innere Geſinnung, die freylich allein auf dem Machtgebote der Pflicht ruht, auch äuſserlich ausgeführt werden ſoll, und daſs nicht bloſs die Welt, ſondern auch ſeine eigne erſcheinende Natur ſinnlich bedingt, daſs jede Entwickelung derſelben eine aneinander hangende Reihe ſey, in der man das Folgende, das eigentlich angeſtrebt wird, nicht ohne das Vorhergehende, das vielleicht an ſich gleichgültig iſt, erreichen kann. Die ſinnlichen Bewegungsgründe behalten daher in der Veredlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen ihren Werth; aber nicht als ob ſie ihn ſelbſt veredeln könnten, ſondern weil ſich die veredelte Geſinnung in ihrem Gebrauche wirkſam beweiſt, weil ſie ſich ihrer als Mittel bedient, um durch ſie in das ſinnliche Leben einzudringen.

Das Erſte und Vornehmſte bey dem ganzen Veredlungsgeſchäfte iſt die Hervorbringung und Stärkung des guten Willens. Ohne dieſen wird der Menſch nichts für ſeine moraliſche Bildung thun, die zweckmäſsigſten und kräftigſten Mittel wird man ihm vergebens empfehlen. Er wird ſie entweder gar nicht, oder nur zufällig gebrauchen, wenn es ihm etwa ein anderweitiger Vortheil anräth — und auch dann wird er nur wenig damit ausrichten, ſeinen moraliſchen Werth aber gar nicht erhöhen können. Dieſer Wille muſs aus ſich ſelbſt den Trieb hernehmen, ſich zu unterhalten, zu erweitern und auszuführen, alle Veranſtaltungen zu treffen, und alle Betrachtungen herbeyzuziehen, die ihm darin behülflich ſeyn können, und ſeine thätige Erweiſung in tugendhaften Handlungen leichter, angenehmer, nachdrücklicher und dauerhafter machen; er muſs ſtrengſte praktiſche Gewiſſenhaftigkeit werden. So weit iſt ſich das Veredlungsgeſchäft in allen Menſchen gleich, alle haben dieſelbe Aufgabe, dieſelben Pflichten, dieſelbe ſinnliche Natur. Für alle iſt nur eine Tugend, nur eine Art, tugendhaft zu ſeyn, und es immer mehr zu werden.

Aber wir finden den Menſchen da, wo er ſeine Veredlung beginnt, ſchon mit Fehlern behaftet, die ſeiner individuellen Natur angehören, aus ſeinen eigenthümlichen Neigungen entſprungen, mit ſeinen eigenthümlichen Anlagen vermiſcht, durch ſeine eigenthümlichen Lebensumſtände modificirt ſind, und ſich durch Gewohnheit immer mehr bey ihm feſtgeſetzt haben. Es iſt nicht möglich, daſs er es zu einiger Fertigkeit in der Vollbringung ſeiner

Pflichten bringe, ohne jenen Fehlern eine beſondre Bearbeitung zu widmen, ohne die ſittliche Bildung ſeines Lebens durch ſie näher zu beſtimmen. Sie ſind es, die den Sinn für das Gute am meiſten ſchwächen, von denen er in der Ausübung einzelner Tugenden den gröſsten Widerſtand erfährt. Es darf ihm daher nicht genügen, ſeine Gewiſſenhaftigkeit im Allgemeinen zu vermehren. Sie würde doch überall unterliegen, wo ſie mit dieſen Fehlern, die ein ſo mächtiges Intereſſe für ſich haben, ins Gedränge käme. Er muſs die Forderungen der Vernunft im Zuſammenhange kennen, nach ihnen ſein Herz und Leben durchforſchen, darauf heilige Vorſätze gründen, und alles an ſie verwenden, wodurch er ſich ihre Ausführung erleichtern kann. Er muſs ſich gewiſſe durch unpartheyiſche Selbſtwürdigung beſtimmte Maximen bilden, durch deren Belebung und Befolgung er ſeine individuelle Natur veredle.

Aber auch damit iſt das ganze Geſchäft noch nicht vollendet. Die Maximen der Tugend ſollen dem Charakter nicht bloſs angebildet, ſondern tief eingebildet werden. Er ſoll ſie nicht bloſs befolgen, und gegen jeden widerſtrebenden Reitz behaupten: ſie ſollen über ihn herrſchen, eine zweyte Natur in ihm werden. Sie ſollen nicht bloſs über die Sinnlichkeit ſiegen: ſie ſollen ſich dieſelbe auch ganz unterwerfen, daſs ſie nie etwas anders begehre, als was ſie ihr vorſchreiben, daſs ſie nur in der von ihnen geheiligten Form fortdaure, und zwiſchen beyden ein ewiger Friede ſey.

Das gegenwärtige Buch zerfällt demnach in drey Abſchnitte. Der erſte handelt im Allgemeinen von der Veredlung der Geſinnung und der Handlungen, von der Erzeugung und Belebung der praktiſchen Gewiſſenhaftigkeit. Der zweyte von der Veredlung der Maximen, mit Rückſicht auf die eigenthümliche Beſchaffenheit des Herzens insbeſondre. Der dritte endlich von der Veredlung des Charakters, durch die im Vorhergehenden aufgeführten Haupttugenden, Religion, Menſchenliebe, Mäſsigung, Seelenſtärke und Klugheit.

Dieſe drey Abtheilungen deuten auf eben ſo viele unterſchiedene Momente in der Veredlungsedlungsgeſchichte des ſinnlichen Menſchen hin. Erſt muſs er gelernt haben das Gute ſchätzen, und es da, wo es nicht zu ſehr mit ſeinem ſinnlichen Leben im Streite liegt, einigermaſsen mit Leichtigkeit ausüben, ehe er daran denken kann, es in dieſes Leben einzutragen, die einzelnen Züge deſſelben dadurch zu bearbeiten, und einzelne Fehler zu vertilgen. Dies iſt ſeine zweyte Sorge. Selbſterkenntniſs muſs ihn dabey leiten. Sie iſt aber mit unzählbaren Schwierigkeiten und Irreleitungen umgeben, die nur derjenige überwindet, der ſchon redlich gegen ſich ſelbſt, dem es um die Tugend ſchon reiner Ernſt iſt, dem Veredlung mehr als alles gilt. Ohne eine ſolche ſpecielle Selbſtbearbeitung wird der gute Wille immer höchſt mangelhaft bleiben, nur in wenigen Handlungen erſcheinen, und vielleicht gar nicht mehr als bloſser Wunſch ſeyn. Er muſs ſchon eine groſse Stärke in der Ausführung ſeiner Vorſatze erlangt haben, ehe er in die dritte Periode zur eigentlichen Charakter-Veredlung übergeht. Aber um ſein moraliſches Leben zu vollenden, iſt es nöthig, daſs er auch dieſen Schritt thue. Hier wird der Wille geheiligt. Hier befeſtigt ſich ſein Daſeyn in einer höhern Welt. Hier geſellt ſich zur Tugend die Freude. Hier beginnt der Wandel in der Wahrheit, im Lichte und in der Liebe, und mit ihm Freyheit und ewiges Leben.

Erſte Abtheilung.

Allgemeine Veredlung der Geſinnung und der Handlungen.

Die erſte Aufgabe der Veredlung an den ſinnlichen Menſchen iſt die, ſeine Geſinnung mit dem Geiſte der Tugend auszufüllen, das Geſetz, wo es ſich ihm im Gefühle der Achtung andringt, nicht bloſs auf ſich wirken, und dadurch einzelne Momente ſeines Lebens beſtimmen zu laſſen, ſondern es mit ſeinem Willen ſelbſtthätig zu ergreifen, dieſen Willen ihm hinzugeben, und in ſeinem Dienſte zu erhalten, daſs er nie etwas thue, was er nicht, mit Rückſicht auf jenes Geſetz, beſchloſſen habe, in Anſehung deſſen er ſich nicht deutlich bewuſst ſey, daſs er es nothwendig für Recht halten müſſe. Gewiſſenhaftigkeit, Ueberzeugungstreue im Handeln iſt der letzte Zweck der Veredlung. Es iſt aber nicht möglich, daſs er dieſe erweiſe, wenn nicht die Geſinnung, aus der alle einzelne Handlungen herflieſsen, vom Guten durchdrungen, wenn der Wille nicht Prinzip der Veredlung geworden iſt.

Alles kommt darauf an, daſs ſich der Menſch einmal *eine kräftige Richtung auf das Gute* gebe. Dieſe iſt für alle ſittliche Vortrefflichkeit, die er je erreichen wird, gerade das, was der Keim für den organiſchen Körper iſt. So wie in dieſem Keime alle Geſtalten und Beſtimmungen des Körpers, entweder ihrer Form, oder doch ihrer Anlage und ihrem Prinzip nach, ſchon *eingewickelt* ſind, und nur der *Entwickelung* bedürfen, daſs das Unſichtbare zur Erſcheinung komme, welches nach organiſchen Bildungsgeſetzen geſchieht: ſo iſt auch in jener erſten Richtung ſchon alles eingewickelt, was ſich je am Menſchen Edles zeigen wird, nur als etwas Unſichtbares, Ueberſinnliches, das ſich nur zu einem Sichtbaren und Sinnlichen *auswickeln* — nur erſcheinen darf, um gerade das darzuſtellen, was die organiſche

Ausbildung darſtellt, welches nach Geſetzen einer nothwendigen Zeitordnung geſchieht. So wie bey dem organiſchen Producte die äuſsere Vollkommenheit zwar von der Beſchaffenheit der nährenden Stoffe, und dem Verhältniſſe ihres Zufluſſes, die innere aber von der urſprünglichen Vollkommenheit des Keimes, ſeiner Kräfte und ſeines Bildungsprinzips abhängt: ſo hängt auch bey der Veredlung der Grad der äuſsern Vollkommenheit, die der tugendhafte Wille offenbaren wird, von zufälligen Umſtänden, der Lage des Menſchen, ſeinen angebornen Fähigkeiten und Lebensſchickſalen — die innere aber allein von der Vollkommenheit jener erſten Richtung ab. In ihr liegt der ganze moraliſche Werth für den höhern Richter beſchloſſen.

Dieſe Richtung auf das Gute beſteht darin, daſs ſich der Menſch ſchlechthin beſtimme, bey dem Geſetze, das ſich ihm im ſittlichen Gefühle ankündigt, zu verweilen, darauf zu achten, ſeinen Geiſt in ſich hinüber zu ziehen, bis es ſich ihm in ſeinem ganzen Ernſte, in ſeiner ganzen Kraft und Gröſse mittheile. Alles Wollen iſt, in ſeinen erſten Anfängen, ein Denken, und von der Intenſion und Energie dieſes Denkens hängt es ab, ob es in ein Wollen werde übergehen. Man darf die angeregte Thätigkeit der Vernunft nur fortſetzen: ſo wird ſie vernünftiger Wille, moraliſche Kraft des Lebens, Streben nach Veredlung. Dieſe Beſtimmung, dieſes Denken, dieſe fortgeſetzte Vernunftthätigkeit iſt eine freye That des überſinnlichen Menſchen, und darum ein unerforſchliches Geheimniſs, das nur der weiſs, der es ſelbſt in ſich erfahren hat, ohne daſs er jedoch im Stande wäre, es durch etwas anders zu erklären oder begreiflich zu machen. Er weiſs, daſs es ſeine That ſey, daſs er es ſo gewollt habe, aber wie er zu dieſer That gekommen, wie dieſes Wollen in ihm entſtanden ſey, darüber verſucht er nicht einmal zu grübeln, weil er einſieht, daſs beym Ueberſinnlichen darnach gar nicht gefragt werden könne. Jeder Verſuch ſie zu erklären würde vorausſetzen, daſs ihr etwas anders vorhergegangen ſey, das ſie erzeugt habe, würde ſie den Geſetzen der Erſcheinung unterwerfen, zu etwas Zeitlichem, Nothwendigem, zu einer phyſiſchen Wirkung machen. Sie fällt freylich in das Gebieth der Erſcheinung, aber nur in wie fern ſie in derſelben eine Reihe anfängt, nicht als ob ſie ſelbſt darin einen Anfang hätte. Sie iſt die Geburt der Menſchheit im Menſchen, die erſte Offenbarung der Geiſterwelt, die erſte Weihe ſeines Lebens für dieſelbe. Wie ſie hat werden können, iſt eben ſo unbegreiflich, als wie in der Ewigkeit eine Zeit werden konnte, ja ſie iſt ein fortgeſetztes Werden der Zeit aus der Ewigkeit, im Moraliſchen das, was im Phyſiſchen die Schöpfung ſeyn würde.

So unbekannt uns indeſs auch das objective Weſen dieſer That ſeyn mag, ſo wiſſen wir doch, was ſie für uns iſt, wir wiſſen, daſs, und wie wir ſie beginnen können, wir haben Kennzeichen, die, ſo ſehr ſie ſich auch der oberflächlichen Beobachtung entziehen, bey einer nähern Erforſchung doch hinreichen, ſie von einigen andern verwandten Erſcheinungen zu unterſcheiden.

Eben jener überſinnliche Charakter iſt ihr ſicherſtes Kennzeichen. Man muſs ſich bewuſst ſeyn, darin vollkommen frey und ſelbſtthätig gehandelt zu haben. Ueberall, wo dies nicht ſo iſt, wo ſie von ſinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlaſst, oder gar erzeugt wurde, wird ſie unfähig der Veredlung zur Grundlage zu dienen. Es fehlt ihr mit der Freyheit das eigentliche Weſen der Tugend, Würde und Uneigennützigkeit; ſie gehört dem gemeinen, irdiſchen Leben an, und kann darum nicht zum höhern wecken. Sie iſt das Werk fremder Kräfte im Menſchen, durchdringt den Willen nicht, den ſie nicht einmal berührt, und kann daher keine bleibenden Folgen haben, am wenigſten ſolche, die die ganze Denkungsart für die Tugend ſtimmten, und dieſe Stimmung fortdauernd erhöhten, allen Handlungen das Gepräge der Gewiſſenhaftigkeit aufdrückten.

Aus gewiſſen moraliſchen Regungen im Herzen, wenn ſie auch den innern Menſchen noch ſo lebhaft beſchäftigen, wenn auch die höhern Kräfte der Vernunft dadurch in Thätigkeit geſetzt werden, kann man noch nicht auf dieſe Richtung hin ſchlieſsen. Es gibt fromme Rührungen, die aus einem vermiſchten Reitze der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und des ſittlichen Gefühles entſteben, daher allerdings eine moraliſche Tendenz haben, und auch oft groſse Bewegungen in der Seele verurſachen, aber ſich dadurch leicht von jener Richtung auf das Gute unterſcheiden laſſen, daſs ſich der Menſch in ihnen, bey allem Scheine der Thätigkeit, doch im Grunde nur paſſiv verhält. Das ſittliche Gefühl wirkt als bloſses Naturgefühl auf das Herz. Zu ihm geſellen ſich noch andre Verwandte, aber doch bloſs ſinnliche Gedanken und Gefühle, die dieſe Wirkung verſtärken. Es werden von der Einbildungskraft mancherley Ideen wieder erweckt, die ſich einmal daran angelegt haben, ſich oft nur halb entwickeln, und dann durch die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, noch gröſsere Stärke erhalten. In allen Betrachtungen und Beſtrebungen, die auf dieſe Weiſe entſtehen, haben denn doch nur Eindrücke ihr Spiel mit dem Menſchen, die nie in den Willen übergehen, nie Prinzip der Veredlung werden können, welches man bey genauer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt leicht bemerken wird.

Etwas ſchwerer iſt es ſchon, den guten Willen in jener überſinnlichen That vom nicht ſo iſt, wo ſie von ſinnlichen Eindrücken und Gefühlen veranlaſst, oder gar erzeugt wurde, wird ſie unfähig der Veredlung zur Grundlage zu dienen. Es fehlt ihr mit der Freyheit das eigentliche Weſen der Tugend, Würde und Uneigennützigkeit; ſie gehört dem gemeinen, irdiſchen Leben an, und kann darum nicht zum höhern wecken. Sie iſt das Werk fremder Kräfte im Menſchen, durchdringt den Willen nicht, den ſie nicht einmal berührt, und kann daher keine bleibenden Folgen haben, am wenigſten ſolche, die die ganze Denkungsart für die Tugend ſtimmten, und dieſe Stimmung fortdauernd erhöhten, allen Handlungen das Gepräge der Gewiſſenhaftigkeit aufdrückten.

Aus gewiſſen moraliſchen Regungen im Herzen, wenn ſie auch den innern Menſchen noch ſo lebhaft beſchäftigen, wenn auch die höhern Kräfte der Vernunft dadurch in Thätigkeit geſetzt werden, kann man noch nicht auf dieſe Richtung hin ſchlieſsen. Es gibt fromme Rührungen, die aus einem vermiſchten Reitze der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft und des ſittlichen Gefühles entſteben, daher allerdings eine moraliſche Tendenz haben, und auch oft groſse Bewegungen in der Seele verurſachen, aber ſich dadurch leicht von jener Richtung auf das Gute unterſcheiden laſſen, daſs ſich der Menſch in ihnen, bey allem Scheine der Thätigkeit, doch im Grunde nur paſſiv verhält. Das ſittliche Gefühl wirkt als bloſses Naturgefühl auf das Herz. Zu ihm geſellen ſich noch andre Verwandte, aber doch bloſs ſinnliche Gedanken und Gefühle, die dieſe Wirkung verſtärken. Es werden von der Einbildungskraft mancherley Ideen wieder erweckt, die ſich einmal daran angelegt haben, ſich oft nur halb entwickeln, und dann durch die Dunkelheit, die auf ihnen ruht, noch gröſsere Stärke erhalten. In allen Betrachtungen und Beſtrebungen, die auf dieſe Weiſe entſtehen, haben denn doch nur Eindrücke ihr Spiel mit dem Menſchen, die nie in den Willen übergehen, nie Prinzip der Veredlung werden können, welches man bey genauer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt leicht bemerken wird.

Etwas ſchwerer iſt es ſchon, den guten Willen in jener überſinnlichen That vom bloſsen Wunſche, oder einem lebhaften Sinne für das Gute zu unterſcheiden. So viel iſt freylich einleuchtend, daſs der letztere nur im Gefühls- und Begehrungsvermögen ſeinen Sitz habe, daſs er nicht eigentlich Selbſtbeſtimmung ſey. Aber es iſt doch offenbar in ihm mehr Selbſtthätigkeit als in den vorhin genannten Rührungen; und die eigentliche Schwierigkeit beſteht darin, die Gränze anzugeben, wo dieſe Selbſtthätigkeit in das Gebieth des Willens fällt, und wo ſie auf der andern Seite noch immer den Neigungen angehört, oder mechaniſche Wirkung eines ſtärkern ſittlichen Gefühles iſt. Der Erfolg lehrt dies zwar unwiderſprechlich. Der bloſse Wunſch des Guten, oder auch der lebhafte Sinn für daſſelbe, bringt wohl einige moraliſche Wirkungen hervor, aber er geht nie in ein ausdauerndes Streben, ſich zu veredeln, nie in weiſen und treuen Gebrauch der Mittel über. Uns iſt indeſs daran gelegen, gleich Anfangs zu wiſſen, wie wir die Richtung auf das Gute zu nehmen haben, daſs ſie mehr als bloſs Wunſch ſey.

Beſtimmte Merkmale, woran dies gleich und immer zu erkennen wäre, laſſen ſich nicht angeben. Der Grad der Stärke und des Ernſtes, womit ſich die Reflexion auf das Geſetz richtet, der Kraft und Innigkeit, womit ſich das Denken deſſelben offenbart, muſs darüber vornehmlich entſcheiden. Je mehr dieſe That unſer Leben beſchäftigt; je mehr wir in derſelben unſer ſinnliches Ich verlieren, unſre ſinnlichen Bedürfniſſe und Beſchäftigungen vergeſſen; je höher, angeſtrengter und freyer ſich unſre Selbſtthätigkeit beweiſt; je mehr wir uns dabey gleichſam in eine andre Welt verſetzt fühlen: deſto ſicherer können wir auf den Willen vertrauen, deſto zuverläſsiger können wir ſchlieſsen, daſs hier mehr als bloſser Wunſch ſey.

Bey dem ernſten Willen iſt auch immer ſchon ein gewiſſer merkbarer Anſatz zur Thätigkeit in dem eigentlich praktiſchen Weſen des Menſchen, ein inneres Drängen und Treiben beſtimmender, nach auſsen ſtrebender Kräfte. Bey dem Wunſche erſchöpft ſich die ganze Thätigkeit im Wünſchen und Verlangen, im Betrachten des Gewünſchten und ſeiner

Vorzüge. Die Einbildungskraft iſt zu beſchäftigt, hält zu ſehr hin, als daſs die ſtrebenden und wirkenden Kräfte nur zum Beginnen kommen könnten. Sinn und Verſtand ſind zu ſehr; das praktiſche Weſen iſt zu wenig angeregt. — Das Wünſchen iſt ein müſsiges Träumen, wobey man zwar die Vortheile deutlich genug einſieht, aber nicht lebendig genug empſindet, und mehr Neigung hat, die ergötzende Einſicht zu unterhalten und fortzuſetzen, als an das beſchwerliche Realiſiren zu gehen. Ein jeder weiſs deſswegen ſehr wohl, ob er etwas bloſs wünſche, oder ob ſein Wille darauf gerichtet ſey, wenn er auch nicht im Stande iſt, anzugeben, woher er das wiſſe.

Der bloſse Wunſch iſt gewöhnlich ein Erzeugniſs ſinnlicher Bewegungsgründe; immer aber haben dieſe mehr oder weniger dazu beygetragen. Man findet die Tugend annehmlich, oder man bemerkt, daſs ſie, auſser ihrer Würde, auch Reitze, Belohnungen und Freuden habe, darum wünſcht man ſie, wären dieſe Reitze, Belohnungen und Freuden gröſser: ſo würde man ſie auch begehren; um ſie aber zu wollen, müſsten dieſe über der Würde ganz vergeſſen, der Geiſt von der letztern ganz durchdrungen werden. Man darf die Stimmung für das Gute nur näher zergliedern, und ihre Motive erforſchen, um zu wiſſen, ob ſie noch mehr als bloſser Wunſch ſey. Wo ſie allein von reiner Achtung der Tugend hervorgebracht iſt, da iſt ſie auch ſicher mehr; da gehört ſie dem Willen an, und es werden ſich bey genauer Beobachtung Spuren davon zeigen. Lauterkeit der Bewegungsgründe und freye Selbſtthätigkeit charakteriſiren die kräftige Richtung auf das Gute.

Und doch zeigt es ſich oft, daſs dieſe Richtung auch mit jenen beyden Erforderniſſen verſehen, unwirkſam bleibt. Unter denen, die auf die moraliſche Veredlung, durch Staat, Erziehung, Kirche und ſchöne Kunſt, einigermaſsen, wenn auch nur unvollkommen, vorbereitet ſind, iſt vielleicht kein einziger, der ſie nicht einmal in ſeinem Leben unzweydeutig und ernſtlich genommen hätte. Und doch gibt es ſo wenige, die aus der Veredlung ein eignes Geſchäft machen. Man kann nicht läugnen, daſs in ſolchen Fällen mehr als Wunſch und Rührung, daſs wirklich der Wille thätig war, indem ſich jeder bewuſst iſt, die erſten Anſätze des Strebens in ſich gemerkt zu haben. Jene Richtung und die Thätigkeit des Willens in derſelben muſs alſo wohl nicht kräftig genug geweſen ſeyn. Es entſteht daher noch die Frage, welcher Grad der Vollkommenheit ſchon im erſten Keime liegen müſſe, wenn er ſich vollſtändig entwickeln ſoll, und woran man dieſen Grad erkennen könne. Die Beantwortung derſelben hat noch mehr Schwierigkeit als alles Vorhergehende. Eine allgemeine, und von der Erfahrung unabhängige Entſcheidung ſcheint hier gar nicht möglich zu ſeyn, da hier ſo vieles auf die Verſchiedenheit des Temperamentes, und die Heftigkeit des, in den Leidenſchaften und äuſsern Hinderniſſen, zu überwindenden Widerſtandes ankommt. Bey einem lebhaften Temperamente ſind alle Kräfte ſtärker angeregt; wie viel mehr muſs es die ſeyn, die alle andre ihrem Dienſte unterwerfen ſoll? Beym trägen, phlegmatiſchen ſchlafen alle Kräfte, und können nur durch den vernünftigen Willen in Bewegung geſetzt werden. In beyden Fällen gehört eine ausgezeichnetere Energie, die ſich aber in dem einen mehr auf den äuſsern Reitz, der bekämpft, in dem andern mehr auf die innere Thätigkeit, die geweckt und unterhalten werden muſs, bezieht, zur Vollkommenheit der erſten Richtung, als bey gemäſsigten Charakteren. Mächtige Leidenſchaften, die der Tugend unaufhörlich entgegenſtreben, groſse Gefahren, die für ſie zu übernehmen, bedeutende Hinderniſſe, die zu entfernen ſind, erfordern eine gröſsere Stärke des guten Willens, wovon der Grund ſchon in ſeinem erſten Anſatze liegen muſs. Doch ſagt einem jeden ein dunkles Gefühl, ob er in ihm wohl den gehörigen Grad der Vollkommenheit habe, um ſich überall durchzuſetzen und auszuführen. Iſt jene Richtung bloſs einſeitig, bloſses Wollen des Guten, Reflectiren auf das Prinzip deſſelben, ohne die Antriebe der Sinnlichkeit, die dabey beſchränkt oder bezwungen werden müſſen, in Erwägung zu ziehen, und ohne ſich mit einer gewiſſen Reſignation auf das Intereſſe der letztern dem erſtern hinzugeben: ſo mag ſie übrigens noch ſo kräftig ſeyn, ſie wird doch ohne Folgen für wahre Veredlung bleiben. Nur da, wo ſie nicht bloſs mit der gehörigen Anſtrengung, ſondern auch mit dem vollen Bewuſstſeyn des getheilten Lebens, mit dem ganzen Gefühle deſſen, was man der Tugend werde aufzuopfern haben, mit froher Bereitwilligkeit, ihr jedes andre Streben unterzuordnen, und, wo es nicht anders ſeyn kann, auch hinzugeben, mit einer Verehrung ihrer Würde, wobey man weiſs, daſs man ſtark genug ſey, alles für ſie zu wagen, unternommen wird, kann man auf eine dauerhafte Wirkſamkeit ſicher vertrauen.

Doch muſs man ſich hüten, dieſes kräftige Tugendgefühl, dieſe begeiſterte Verehrung voll Reſignation mit einem frommen Enthuſiasmus zu verwechſeln, der auch das Herz mächtig ergreift, und mit Muth erfüllt, bey dem man ſich ſtark dünkt zu jeder Verläugnung, ja der uns nicht ſelten ganz über die Erde hinauf reiſst, aber doch bald wieder verfliegt. Es iſt auch nicht ſchwer ihn davon zu unterſcheiden. Bey einer nähern Beleuchtung ſeines Urſprunges zeigt es ſich bald, daſs er ſich nicht auf reine, ſelbſtſtän- Achtung des Guten gründe, ſondern, wie die Rührung und der Wunſch, von einem ſinnlichen In-

Intereſſe, das hier die Phantaſie in mannichfaltigen dunkeln Gefühlen um die Tugend legte, und mit dem wahren Intereſſe der letztern vereinigte, erzeugt ſey, daher er auch nur ſo lange fortdauert, als die Erhitzung und Bewegung der Einbildungskraft anhält. Die reine Begeiſterung der Vernunft gehört ihr allein an, iſt das Werk weiſer Ueberlegung und ruhiger Würdigung. Sie reſignirt, weil ſie einſieht, daſs alles andre gegen die Majeſtät der Tugend klein ſey, daſs die Güter, die ſie aufopfert, mit denen, für welche ſie dieſelben hingibt, in gar keine Vergleichung kommen, in jeder Hinſicht über ſie unendlich erhaben ſeyen — nicht in einer feurigen Aufwallung der Sinnlichkeit, worin man nicht mehr weiſs, als daſs man bewegt ſey. Schon das ungeſtüme Treiben, der ſchwärmeriſche Schwung, die unnatürliche Spannung muſs jenen Enthuſiasmus verdächtig machen.

Dieſem allem zufolge wird die erſte Richtung auf das Gute, die intelligible That, womit das moraliſche Leben im Menſchen anfängt, von der Art ſeyn, daſs darauf der tugendhafte Charakter gegründet werden, die

Veredlung davon ausgehen kann: wenn ſich in ihr Freyheit und abſolute Selbſtthätigkeit offenbart; wenn darin der reine Wille unabhängig von ſinnlichen Beſtimmungsgründen, die nie auf ihn, immer nur auf das ſinnliche Begehrungsvermögen treffen, wirkt; wenn ſich die Vernunft lediglich um ihrer ſelbſt willen befeſtigt; endlich, wenn ſie mit ruhiger Ueberlegung des ſinnlichen Intereſſes, und einer weiſen und kräftigen Reſignation verbunden iſt.

Im Ganzen genommen iſt die beſchriebene erſte Richtung auf das Gute, bey aller Verſchiedenheit fehlerhafter Neigungen, und in allen Arten der formalen Verkehrtheit des Willens, in allen Geſtalten, in denen ſich der natürliche Hang zum Böſen im Menſchen zeigt, dieſelbe: *vernünftige Selbſtbeſinnung, Erhöhung des moraliſchen Bewuſstſeyns*. Doch modificirt ſich nach den letztern einiger Maſsen die Beſchaffenheit und der Grad der zu ihr erforderlichen Anſtrengung.

Der Stumpfſinn kann noch nichts aus ſich ſelbſt machen, er muſs erſt von auſsen her bearbeitet, ſeiner Gedankenloſigkeit entriſſen, zum deutlichen und entwickelten Gefühle ſeiner moraliſchen Natur geweckt werden; und wie er dann die Richtung auf das Gute zu nehmen habe, das hängt davon ab, ob er gleich dem Rufe, der nun an ihn ergeht, folgt, oder ob die fehlerhafte Dispoſition des Willens fortdauert, und in welche von den andern Arten der Verkehrtheit ſie dann ausſchlägt. Im erſten Falle darf die Anſtrengung nur geringe, nur eine Fortſetzung des Werkes ſeyn, das andre in ihm angefangen haben.

Die **Trägheit** muſs ſich ſelbſt entreiſsen, aus einem Zuſtande, in dem der Wille nichts iſt, in einen andern übergehen, in dem er etwas wird. Sie braucht nichts wegzuſchaffen, kein vorhandenes Prinzip zu zerſtören, keine wirkliche Beſtimmung zu aufheben: ſie ſoll nur Thätigkeit werden, ſich einem Prinzip unterwerfen, ſich eine Beſtimmung geben.

In der **Nachgiebigkeit** hat der Wille ſchon gewirkt; es iſt eine verkehrte Richtung in ihm. Er muſs es mit ſich ſelbſt aufnehmen, zugleich etwas vertilgen und etwas andern an die Stelle ſetzen. Er muſs ſich mehr ſammeln, ſich in einem höhern Grade anſtrengen.

Iſt der Hang zum Böſen *vorſätzlich*, *beſonnene Billigung*: ſo muſs der Wille ganz auf ſeinem eignen Gebiethe kämpfen, er liegt mit ſich ſelbſt im Streite, und ſoll auch dieſen Streit beendigen. Hier hat er es nicht bloſs mit einem Zuſtande, in den ihn wenigſtens zum Theil die Umſtände könnten gebracht haben, ſondern mit einer Beſchaffenheit zu thun, die er ſich ſelbſt gegeben hat. Nur die höchſte Energie des Denkens, nur die gröſste Anſtrengung ſeiner moraliſchen Kräfte kann ihn hier retten.

Noch ein nothwendiges Erforderniſs jener erſten Richtung auf das Gute iſt, daſs ſie ſchon gleich anfangs *religiös* ſey. Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daſs ſie durch die eigenthümlichen Bewegungsgründe der Religion für das Gute erſt gewonnen, oder doch mit eingenommen und angezogen werden müſſe, daſs ſie das Gute nicht wählen und ergreifen könne, ohne dazu durch den Gedanken der Belohnung, die es in einem andern Leben erwarten darf, des Elendes, das dort das Laſter bedroht, und des ehrenvollen und erfreulichen Zieles, dem man dadurch näher kommt, ganz oder zum Theil beſtimmt zu werden. Dadurch würde der weſentliche Charakter der Tugend, Selbſtſtändigkeit und Reinheit verloren gehen. Wenn dieſe nicht an ſich ſelbſt erhaben und ſtark genug wäre, das Intereſſe des Menſchen für ſich zu wecken: ſo würden auch alle Einladungen und Drohungen nicht hinreichen ſie zu erzeugen. Die genannten eigenthümlichen Bewegungsgründe der Religion ſind ſinnlich, und können nur etwas Sinnliches bewirken; ſie modificiren den ſinnlichbeſtimmten Willen, aber ſchaffen ihn nicht um, machen ihn nicht zu einem vernünftigen. Freylich kann ſich der ſchon vorhandene gute Wille ihrer bedienen, um durch ſie, als etwas Sinnliches, auf ein andres Sinnliche zu handeln, dieſem ſolche Beſchaffenheiten mitzutheilen, welche ihm unmittelbar mitzutheilen er nicht im Stande war, — um ſich in der Erſcheinung zu entwickeln, und den Widerſtand, der ihm auf ihrem Gebiethe begegnet, zu überwinden.

Aber dann muſs ſein inneres moraliſches Leben ſchon gegründet, die erſte Richtung ſchon in der gehörigen Stärke vorhanden ſeyn; und der Erfolg dieſer Bewegungsgründe kann ſeinem wahren Werthe nichts zuſetzen; in ihrem ernſten, anhaltenden Gebrauche offenbart ſich nur jene Stärke, und dieſer iſt ſein Werth und ſein Verdienſt. Er darf und muſs ſich in dem Geſchäfte ſeiner Veredlung oft an den Herzenskündiger, der ihn, als Zeuge ſeiner Gedanken und Thaten, allgegenwärtig umgibt, deſſen Beyfall die höchſte Ehre, deſſen Miſsfallen das höchſte Unglück iſt — an den gerechten Vergelter, ſeine Strafen und Belohnungen — an den huldvollen gütigen Vater, deſſen Segnungen unausſprechlich ſind — an die Ewigkeit, die der Tugend den höchſten Preis, die herrlichſte Vollendung darbeut, erinnern, um ſich dadurch im Widerſtreben gegen den Sündenreitz zu ſtärken, ſein in Weltgeſchäften und Weltgenüſſen erkältetes Herz zu erwärmen, ſeinen müden Eifer wieder anzufeuern: aber was ſoll ihn dazu ermuntern, wenn nicht ſchon das Prinzip der Veredlung in ihm thätig iſt, wenn er nicht ſchon das

Gute um ſeiner ſelbſt willen über alles ſchätzt?

Die erſte Richtung auf das Gute ſoll religiös ſeyn, heiſst: ſie ſoll die moraliſche Kraft der menſchlichen Natur nach allen ihren Beziehungen umfaſſen, nicht bloſs auf das Geſetz, als Befehl der Vernunft, ſondern auch auf das höchſte Weſen gehen, das in ihm ſeinen Willen ausſpricht, nicht bloſs Achtung für die eigne beſchränkte, ſondern auch Ehrfurcht gegen die unendliche Vernunft, mit dem Gedanken an Gott, Weltregierung, Ewigkeit und Menſchenbeſtimmung gepaart, die Grundlage, nicht bloſs der Tugend, ſondern auch der Frömmigkeit, nicht bloſs der reinen, ſondern auch einer glaubens- und ausſichtsvollen Sittlichkeit ſeyn. Das deutliche und entwickelte Denken der praktiſchen Vernunft, iſt auch ſchon ein dunkles Denken, wenigſtens ein Ahnden, religiöſer Ideen, das aber ins Gefühl übergeht, und da eine religiöſe Stimmung bildet. Es iſt nicht möglich, daſs ſich der Menſch mit Ernſt auf das Gute richte, ohne ſich zugleich mit auf Gott und die Zukunft zu richten. Nur indem ſie zugleich eine religiöſe iſt, prägt dieſe Richtung ihren überſinnlichen Charakter ſo rein aus, als es nothwendig iſt, wenn ſie wahre Veredlung werden ſoll, offenbart ſie ſich in ihrer Selbſtſtändigkeit und Freyheit, beginnt mit ihr eine Reihe tugendhafter Bemühungen, iſt ſie kräftig genug, ihn zu allem zu vermögen, was zur Ausführung ſeines moraliſchen Charakters erfordert wird. Religiös ſoll die Veredlung des Menſchen ſeyn; denn reine Religioſität, abſolute Vereinigung der menſchlichen Natur mit dem Höchſten und Beſten iſt ihre Vollendung. Religion hängt mit ſeinem Weſen unzertrennlich zuſammen, iſt nothwendige Entwickelung, die oberſte Einheit dieſes Weſens. Etwas Religiöſes muſs alſo ſchon in der erſten Richtung liegen, die der Keim von allem andern iſt. Es iſt auch nicht ſchwer, dieſe Tendenz überall in ihr zu entdecken, wenn ſie ſich auch nicht immer beſtimmt und deutlich ausſpricht.

Mit der erſten kräftigen Richtung auf das Gute, wenn ſie den gehörigen Grad der Vollkommenheit hat, iſt der überſinnliche

Charakter ganz veredelt, der Widerſtand beſiegt, der von der Beſchränktheit der Vernunft herrührt. Aber in der Erſcheinung, wo ſie in das Gebieth der Zeit fällt, wird dieſer Widerſtand zu fortdauernden, ſich nach und nach hervorthuenden Reitzen, und die gute Geſinnung zu einer Reihe angeſtrengter Bemühungen, dieſe Reitze zu überwinden, ſich die Sinnlichkeit nach und nach zu unterwerfen, dem vernünftigen Willen immer gröſsere Stärke zu geben. Sie offenbart ſich als Kampf gegen den noch nicht ganz ausgerotteten Hang zum Böſen, der ſich in einer gewiſſen ſtärkern oder ſchwächern Dispoſition für das Sinnliche zu erkennen gibt, vermittelſt welcher ſich der Menſch bald von dieſem Sinnlichen ganz hinreiſsen läſst, ohne auf die Vernunft zu achten, bald ihr in ſo fern folgt, als ihre Forderungen mit den Forderungen des Geſetzes zuſammenſtimmen, und alſo zwar das Geſetz erfüllt, aber nicht aus Achtung gegen daſſelbe. In dem erſten Falle iſt ſie Gebrechlichkeit, in dem andern Unlauterkeit. Die Vollkommenheit der erſten Richtung hebt in der Erſcheinung dieſe Dispoſition nicht auf; aber ſie iſt ein nothwendig wirkſames Prinzip, ihr entgegen zu arbeiten.

Was dieſe Diſpoſition unterhält, iſt der fortdauernde Einfluſs der Sinnlichkeit, die ſich nicht allein noch immer dem Willen andringt, ſondern für welche ihm auch noch immer eine gewiſſe Geneigtheit, eine Fertigkeit ſich nach ihr zu beſtimmen, aus ſeinem vorigen Zuſtande her, anklebt. Dieſe Fertigkeit wirkt ganz mechaniſch, und ſie würde nie zur That werden, wenn der Wille immer ſelbſtthätig wäre, wenn er immer handelte, nie ſich hingäbe. Die Menſchen laſſen ſich leiten, ſie denken nicht an das, was ſie thun, vergeſſen, daſs ſie eine Pflicht haben, daſs in ihrer Vernunft eine höhere und edlere Norm für ihr Betragen liege, als die des Egoismus, der für das gröſste, dauerhafteſte, oder gehaltreichſte Vergnügen geſtimmten Sinnlichkeit; ſie handeln ohne daſs es ihnen in den Sinn käme, zu fragen, ob das recht ſey, oder doch ob es aus reinen Bewegungsgründen der Tugend flieſse. Könnte man es dahin bringen, daſs man nichts thäte, ohne vorher zu überlegen, ſich auf ſeine Vernunft und ihr Geſetz zu beſinnen: ſo würde entweder die dadurch wieder angeregte gute Geſinnung ſich ſelbſt durchſetzen, oder wo ſie dazu nicht ſtark genug wäre, die Reflexion auf das Geſetz ſo lange und ſo angeſtrengt fortſetzen, daſs ſie von ſelbſt in Erfüllung überginge — das moraliſche Gefühl bis zu dem Grade erhöhen, wo es jedem ſinnlichen Reitze gewachſen wäre.

Moraliſcher Leichtſinn iſt der eigentliche Fehler, der die Wirkſamkeit des Guten im Menſchen aufhebt, der ihn hindert, bey allen ſeinem Thun eine reine und feſte Ueberzeugung zu haben. Mit der Ausrottung deſſelben wäre das Maximum der Tugend erreicht; würde die erſte ernſte Richtung auf das Gute ſich immer ausführen, Eine That des ganzen Lebens werden; wer immer überzeugt ſeyn will, wird auch immer recht handeln. Aber das iſt es eben, was die Hauptſchwierigkeit macht, das iſt die groſse Kunſt und höchſte Aufgabe des Lebens, wie dem entgegen zu arbeiten, wie es anzufangen ſey, daſs man ſich nie übereilen laſſe. Man kommt freylich am kürzeſten davon, wenn man anräth, nichts ohne reifliche Ueberlegung zu thun. Aber gerade das macht die eigentliche Schwierigkeit. Die Ordnung unſers Denkens iſt durch gewiſſe Geſetze unabänderlich beſtimmt. Ein Gedanke folgt auf den andern, wie er mit demſelben weſentlich oder zufällig verwandt iſt, wie er im Gedächtniſſe an ihn gränzt, oder ſonſt mit ihm in irgend einer Verknüpfung ſteht. Die Willkühr ändert darin nichts ab. Wir merken das am deutlichſten in den Augenblicken, in denen wir uns den Spielen der Phantaſie hingegeben haben. Aber auch da, wo wir eine Erinnerung abſichtlich hervorzurufen oder zu entfernen ſcheinen, finden wir bey näherer Unterſuchung, daſs irgend ein Intereſſe uns nöthigt, unſre Aufmerkſamkeit mehr darauf hin-, oder davon abzulenken, daſs wir auch hier der Natur folgen, und daſs jede neue Veränderung wieder ein neues Intereſſe fordert, das uns beſtimme ſie vorzunehmen. So erſcheint unſer ganzes Leben als eine, durch die Einrichtung unſers Weſens, und das Verhältniſs derſelben zu den Dingen die uns umgeben, angeknüpfte, angeordnete und unzertrennlich verbundene Reihe von Gedanken und Empfindungen. Wir werden bey unſern Handlungen überlegen, wenn gerade ein hinreichend mächtiges Intereſſe dazu da, wenn gerade ein Gedanke angeregt iſt, der an diejenigen, die zur vollſtändigen Ueberlegung erfordert werden, nahe genug angränzt. Wir werden uns paſſiv verhalten, wenn die gegenwärtige Stimmung unſers Gemüthes ſich mehr zur Paſſivität hinneigt, den Eindrücken von auſsen, und den mit ihnen verwandten Bildern der Phantaſie ein freyeres Spiel geſtattet. Soll der Wille in die Reihe, die durchaus ſinnlich bedingt iſt, eingreifen: ſo kann er das nur als Naturkraft, d. h. das rein vernünftige Intereſſe in ihm muſs ſtark genug ſeyn, um jedes andre zu überwältigen, um ſich unwiderſtehlich zum Bewuſstſeyn vorzudrängen. Nicht die freye Ueberlegung ſetzt den Willen in Bewegung, denn ſie iſt nicht in der Gewalt des Menſchen; ſondern der Wille muſs kräftig gemacht werden, daſs er zum Ueberlegen nöthige. Nicht das iſt die Schuld des Menſchen, daſs er in dieſem einzelnen Falle nicht nachgedacht hat, ehe er handelte, ſondern, daſs ſein guter Wille nicht hinreichte, ihn in allen Fallen zum Nachdenken zu leiten.

Geſetzt indeſs, es wäre auch möglich, die einmal angeregte Gedankenreihe willkührlich zu unterbrechen, und aus freyer Entſchlieſsung da zu überlegen, wo das natürliche Intereſſe auf das Gegentheil gerichtet iſt: ſo würde eine ſolche Ueberlegung ſich ſelbſt überlaſſen, doch ſelten oder nie eine reine moraliſche Ueberzeugung hervorbringen. Es iſt nicht genug, daſs man bloſs aus Ueberzeugung handle, man muſs auch eine wahre, unpartheyiſche und rückſichtsloſe Ueberzeugung ernſtlich gewollt haben. Bey ſehr vielen iſt das Erſtere der Fall, wo es am Letztern gänzlich fehlt. Sie bedenken wohl, was ſie thun, ſie vergeſſen nicht zu fragen, ob das auch recht ſey; aber der Wunſch es recht zu finden, leitet ihre Ueberlegung irre. Ihr Ziel haben ſie ſchon gewählt. Sie wollen nicht beym Wahren, ſondern bey dieſem Ziele ankommen. Darnach wird jeder Gedanke modificirt. Vorurtheile, ſchiefe Anſichten, halb wahre, von der Sinnlichkeit begünſtigte Meynungen und heftige Leidenſchaften treiben hier überall ihr Spiel. Und da iſt es dann nicht beſſer, als wenn ſie gar nicht überlegt hätten. Ihr Handeln nach

Ueberzeugung iſt nichts weniger als ein moraliſches. Die gute Geſinnung iſt dabey gar nicht wirkſam; darum wird auch das Leben dadurch nicht veredelt, die verkehrte Dispoſition bleibt ungeſchwächt. Die Ueberlegung deſſen, was man thut, kann nur dann Fehler verhüten, wenn ſie ſelbſt eine Frucht des kräftig auf das Gute gerichteten Willens iſt, wenn ſie allein in der Abſicht angeſtellt wird, um dieſen Willen zu ſtärken und auszuführen.

Oft fehlt der Menſch auch deſswegen, weil er von der Heftigkeit einer Leidenſchaft, oder von dem Gedränge der Umſtände übereilt wird. Weil jene ihn zu ſtark erhitzen, als daſs er noch Fähigkeit zum ruhigen Nachdenken behalten könnte, dieſe zu ungeſtüm, zu ſchnell und in zu groſser Verwirrung auf ihn eindringen, als daſs er im Stande wäre, ſich gleich zu ſammeln. Hier iſt der gute Rath, nichts zu thun, ohne vorher überlegt zu haben, nun gar vergebens. Nur die Kraft eines innern Widerſtandes, die alſo vor der Befolgung jenes Rathes vorhanden ſeyn muſs, kann die Leidenſchaft bezwingen, den Ungeſtüm mäſsigen, die Verwirrung auflöſen, das Plötzliche einer ruhigen Betrachtung unterwerfen.

Aus dieſem allen leuchtet ein, daſs auf die Befeſtigung des guten Willens, und auf die Entfernung des moraliſchen Leichtſinnes, der nie überdenkt, was er thut, auf die Fertigkeit die beſte Einſicht zu wollen und nach ihr zu handeln, als auf das höchſte Ziel des Menſchen zugleich müſſe hingewirkt werden.

Die Bemühungen, die er in dieſer Hinſicht anzuwenden hat, gehen darauf aus: zuvörderſt das moraliſch-religiöſe Gefühl zu beleben — denn je lebendiger dieſes wirkt, deſto ſtärker wird es den Willen machen, jeden Reitz zum Böſen zu überwinden, deſto mehr wird es ſeine Paſſivität aufheben, und ihn in Thätigkeit ſetzen, ſich zu nichts hinzugeben, ohne vorher überlegt zu haben; dann, das Prinzip der reinen Selbſtthätigkeit im Willen ſelbſt zu verſtärken, ihm mehr Kraft, Dauer und Feſtigkeit zu geben — ohne das wird das moraliſche Gefühl nur Empfindung bleiben, nie That werden; endlich das, was ihm in der Sinnlichkeit entgegen ſteht, ſeine fehlerhafte Diſpoſition unterhält, ihm die Befehle der Vernunft am leichteſten in Vergeſſenheit bringt, zu ſchwächen. Es iſt indeſs nicht nöthig, dieſe Bemühungen fernerhin abgeſondert zu betrachten, da es faſt immer dieſelben Mittel ſind, wodurch ihre verſchiedenen Zwecke zugleich erreicht werden.

Wir kennen nunmehro das Ziel des Menſchen in dieſer erſten Periode der Veredlung: die einmal genommene Richtung auf das Gute ſoll dahin geſtärkt und belebt werden, daſs ſie ihn ganz beherrſche, daſs er in allem ſeinem Thun von ihr geleitet werde. Es entſteht die Frage: was er zu thun habe, um es dahin zu bringen, durch welche Reihe von Uebungen er hindurchgehen, welcher Mittel er ſich dazu bedienen müſſe? Die Beantwortung derſelben iſt in folgenden Lebensregeln enthalten.

Erſte Regel. Entreiſse dich der Zerſtreuungsſucht. Unter Zerſtreuungsſucht aber iſt zu verſtehen jede Neigung zu ſolchen Gegenſtänden und Beſchäftigungen, die den Menſchen aus ſich ſelbſt hinausrücken, ihn in fremde Zwecke vertiefen, in der Beförderung ſeiner ſinnlichen Angelegenheiten ſeine Kräfte erſchöpfen, eine weiſe Sammlung des Geiſtes verhindern, und ihn für jede höhere Sorge unfähig machen. Kein Menſch iſt hiervon ganz frey: denn das Verlangen nach Abwechſelung in dem was wir thun und genieſsen, iſt unſrer ſinnlichen Natur tief eingedrückt, gehört zu ihren unvertilgbarſten Bedürfniſſen; nur daſs es ſich, nach der Verſchiedenheit der Anlagen, auch auf verſchiedene Art modificirt, bey dem einen mehr körperlich, bey dem andern mehr geiſtig, bey dem einen mehr auf das Denken, bey dem andern mehr auf das Empfinden gerichtet iſt. Hierhin gehört nicht allein die Sucht nach immer neuen Vergnügen, die Neigung ſich unter unaufhörlichen Veränderungen herum zu treiben, für ſeine Sinne immer andre Reitze und Ergötzlichkeiten zu haben, jeden verleideten Genuſs durch einen andern zu erſetzen, von einer Beſchäftigung zur andern zu eilen, ſo bald ſie anfängt gleichgültig zu werden; hierhin gehört auch jede zu groſse Anhänglichkeit an das irrdiſche Leben und alles was darin Nothwendiges oder Erfreuliches durch Fleiſs und

Klugheit zu erlangen ſtrebt, die den Menſchen ſo ſtark an ſeine Güter feſſelt, ſo ſehr für ſie einnimmt, daſs er nur für ſie Sinn zu haben ſcheint, nur für ſie empfindet, denkt und arbeitet, daſs er nach ihnen alles berechnet, für ſie alles ſtimmt, auf ſie alles hinlenkt, ihrem Intereſſe alles unterwirft, nach ihrem Maſsſtabe alles würdigt. Endlich gehört hierhin die Unbeſtändigkeit und der Leichtſinn, die jedem Eindrucke offen ſtehen, ſich von allem feſſeln laſſen, was ihnen mit gefälligem Reitze entgegen kommt, überall ohne Nachdenken, einer blinden Eingebung des Herzens, oder der Empfindung des gegenwärtig Angenehmen folgen, die um nichts ängſtlich beſorgt, durch nichts tief gebeugt, jede Lage erträglich finden, und ihr eine ſchöne Seite abzugewinnen ſuchen. Drey Erſcheinungen, die man füglich unter dem Namen des Weltſinnes zuſammen faſſen kann, und die ihren verderblichen Einfluſs auf Sittlichkeit und Veredlung in unſerm Zeitalter vorzüglich beurkundet haben.

Schon die Veränderlichkeit, die ſie in den Gedanken, Empfindungen und Arbeiten unterhalten, die ewigen Abwechſelungen, in denen ſie den Menſchen herumführen, laſſen ihn nie zu dem weiſen Ernſte kommen, der zu dem Geſchäfte der Veredlung nothwendig, in der kräftigen Richtung auf das Gute ausgedrückt iſt, und durch den dieſe allein unterhalten wird. Die Veredlung fordert ruhige Selbſtbeſinnung, beſtändige Vergegenwärtigung unſrer geſammten, und beſonders unſrer moraliſchen Angelegenheiten. Weltſinn lehrt, uns ſelbſt vergeſſen, unſer Leben nur in ſeinen Erſcheinungen, nie in ſeinen Fähigkeiten und in ſeiner Aufgabe fühlen. Die Richtung auf das Gute dauert nur fort, wo der Sinn für daſſelbe geſchärft, das Gefühl lebendig iſt, und der Geiſt ſich immer leicht ſammeln kann. Weltſinn ſtumpſt das Gefühl für alles Höhere ab, ſchwächt in der Vernunft das Prinzip der Tugend, benimmt ihren Triebfedern alle Kraft, verengt das Herz durch die kleinen Beſtrebungen, woran er daſſelbe gewöhnt, betäubt und verwirrt den Geiſt durch den beſtändigen Wechſel von Gegenſtänden und Empfindungen, womit er auf ihn eindringt, und erſchwert es eben ſo ſehr, groſs als weiſe zu denken. Die Veredlung bedarf zur Befeſtigung des guten Willens einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen das Sinnliche. Weltſinn erhöht das Intereſſe deſſelben, zieht den Menſchen immer mehr in daſſelbe hinein, macht ihn zuletzt ganz ſinnlich. Die Veredlung verlangt ein unbefangnes, freyes Gemüth. Der Weltſinn arbeitet mehr als alles dem entgegen, macht das Herz immer abhängiger von äuſsern Gütern und Zwecken. Der Geiſt der Tugend iſt reine Selbſtthätigkeit, und ſie wird ſtärker, wirkſamer in eben dem Maſse als ſich dieſe Selbſtthätigkeit vermehrt. Weltſinn unterwirft entweder alle Thätigkeit eigennützigen Beſtimmungsgründen, wobey nicht der Menſch, ſondern die Natur in ihm thätig iſt, ihn als ihr Organ braucht — oder macht ihn durchaus paſſiv, unfähig für das Thun — allein geſtimmt für das Leiden und Genieſsen.

Dem Weltſinne und der Zerſtreuungsſucht, muſs vor allen Dingen entgegen gearbeitet werden, wo die moraliſche Geſinnung ſich nur erhalten, noch mehr aber, wo ſie wachſen und ſtark werden ſoll. Laſs dich daher nicht von ihnen beherrſchen, laſs ſie nie bey dir zur Leidenſchaft werden, nie ſo deine Liebe gewinnen, daſs für das Höhere kein Raum mehr in deinem Herzen wäre, daſs die Neigung zu Weltgeſchäften, Welteindrücken und Weltgenüſſen alles Gefühl für groſse Gedanken und die reine Würde der Tugend bey dir erſtickte. Nie überſchreie der Jubel ſinnlicher Luſt die Stimme der Vernunft. Nie müſſen ſinnliche Ergötzlichkeiten, Arbeiten und Eindrücke dich ſo feſſeln, daſs du dein beſsres Selbſt darüber vergeſſeſt, nie dich ſo hinhalten, daſs du dich in ihnen verliereſt. Darnach beſtimme das Maſs der Veränderungen und Zerſtreuungen, die du dir erlaubſt, daſs du immer deiner Geiſterwürde eingedenk bleibeſt, dich immer in deiner Gewalt habeſt, deine Gedanken und Empfindungen auf ſie hinzulenken, und ihre Forderungen zu vernehmen.

Zweyte Regel. Schwäche und beſchränke deine ſinnliche Begehrlichkeit. Dieſe iſt mit der eben genannten Weltliebe nahe verwandt, und ihre Wirkungen ſind ohngefähr dieſelben. Sie äuſsert ſich mehr in der Stärke einzelner Neigungen, in der herrſchenden Vorliebe für einzelne ſinnliche Genüſſe, wie ſie den eigenthümlichen

Bedürfniſſen des Herzens angemeſſen ſind, in der Abhängigkeit des Gemüthes von den Gegenſtänden gewiſſer natürlicher Begierden, und im Ganzen in einer Dispoſition deſſelben, jedem ſinnlichen Reitz ſtark zu empfinden, von jedem angenehmen oder unangenehmen Eindrucke in einem hohen Grade gerührt, und zu den Beſtrebungen, die er anregt, faſt unwiderſtehlich hingezogen zu werden. Der Weltſinn ſchwebt mehr auf der Oberfläche der Seele, und hängt mehr an der Oberfläche der Gegenſtände. Die ſinnliche Begehrlichkeit dringt tiefer ein, weckt gröſsere Bewegungen, haftet länger an jedem Gegenſtande und verfolgt ihn anhaltender. Jener will ſeinen Gegenſtand nur berühren und ihn dann fahren laſſen; dieſe will ihn in ſich hineinziehen, ihn immer vollſtändiger und unumſchränkter beſitzen. Jener begnügt ſich mit dem, was gerade zu haben iſt, ihn kümmern nur die gegenwärtigen Sorgen, er wählt nur unter dem vorliegenden Angenehmen das Angenehmſte; dieſe reicht in die Ferne, erſieht ſich auch da ihr Ziel, beurtheilt und benutzt darnach das Gegenwärtige, und wählt unter dem vorliegenden Nützlichen das Nützlichſte. Jener iſt mehr paſſiver, dieſe mehr activer Egoismus. Sie ſchadet daher in ſo fern dem guten Willen weniger, als in ihr mehr Thätigkeit und Sammlung des Geiſtes, mehr Beſonnenheit, Ueberlegung und Nachdenken iſt, und ſie das Leben nicht ſo ſehr in eine groſse Menge ſehr verſchiedener Empfindungen zerſtreut. Auf der andern Seite wird ſie aber dadurch gefährlicher, daſs ſich in ihr die Sinnlichkeit mächtiger regt, die Begierde dringender fordert, das Feuer der Leidenſchaft heftiger aufglüht, ein ſtärkeres Intereſſe der Richtung auf das Gute entgegenwirkt, die Verſuchungen zu dem, was mit dieſer ſtreitet, zahlreicher und gröſser ſind, und die Stimmung des Herzens noch mehr von der Tugend entfremdet, die Selbſtliebe tiefer eingewurzelt iſt.

Wo ſinnliche Begehrlichkeit ihre ganze natürliche Stärke behauptet, da kann ſich der gute Wille nicht durchſetzen, da würde der höchſte Grad der Vollkommenheit kaum hinreichen den Widerſtand zu überwinden. Ihre Heftigkeit muſs geſchwächt, ihre Macht und Ausbreitung muſs beſchränkt werden, wenn die Tugend ſich in der Seele befeſtigen, und auf die Handlungen einen beſtimmenden Einfluſs gewinnen ſoll.

Begehre nicht *zu viel* und nichts *zu ſtark*. Das Erſte würde dein Streben nach dem Sinnlichen zu weit ausdehnen, alle deine Gedanken, Empfindungen und Unternehmungen ſo feſt mit demſelben verknüpfen, daſs ſie ſich auf nichts anders mehr richten könnten. Das Andre würde dich betäuben und verblenden, dich, wenigſtens in Anſehung des Gegenſtandes deiner Begierde, aller vernünftigen Selbſtbeſinnung unfähig, den Reitz zu Vergehungen, die das moraliſche Gefühl nach und nach ganz abſtumpfen, unwiderſtehlich machen. Wache ſchon gleich Anfangs über die in dir aufſteigende Leidenſchaft; ſtelle alle die Ueberlegungen an, die ihr weiteres Umſichgreifen verhüten können; verſtopfe ihre Quellen und Zuflüſſe; vermeide alle Erinnerungen, Phantaſieen, Gefühle, Handlungen und Situationen, die ihr Nahrung geben, ihr glimmendes Feuer anfachen, ſie unvermeidlich zur That reitzen. Richte dein Denken von dem weg, was ihr ein höheres Intereſſe ertheilt;

verſtatte es dir noch weniger in der Einbildung etwas an ihr zu verſchönern. Sammle dich ſchnell, wo ſie ungeſtüm auf dich eindringt, und weiſe ſie auch da oft unbefriedigt ab, wo du ſie, ohne Verletzung deiner Pflicht, befriedigen könnteſt. Verwahre dich gegen zu groſse Bewegungen des Gemüthes: ſie ſind entweder ſchon der Saame der Leidenſchaft, oder doch ein fruchtbarer Boden, der dieſen Saamen ſchnell und kräftig entwickeln wird. Jede deiner Begierden ſtehe unter der Herrſchaft des Verſtandes. Bewahre in allen ein ſolches Maſs, daſs dein moraliſches Bewuſstſeyn durch ſie nicht gehindert werde, ſich überall klar und nachdrücklich anzukündigen. Begehre ſtats ſo, daſs du auch wollen könneſt.

Dritte Regel. Ziehe dich oft in eine freywillige Einſamkeit zurück. Wer immer in der Welt lebt, kann unmöglich von allem Weltſinne frey bleiben, unmöglich zu heftige Begehrlichkeit von ſich abhalten. Er iſt überall von ihren Erſcheinungen, Beſchäftigunnen, Sitten und Genüſſen umfangen, hört allenthalben ihre Einladungen, und wenn ſie auch an ſich kein Intereſſe für ihn haben, ſo erlangen ſie es doch dadurch, daſs er ſich allmählig an ſie gewöhnt, daſs der herrſchende Geiſt ſich auch ihm unvermerkt mittheilt, daſs das, was überall geſchieht, in ihm ein dunkles Gefühl der Nothwendigkeit weckt, und ihn durch daſſelbe mechaniſch mit fortzieht. Er muſs ſich oft mit zerſtreuen, mit leichtſinnig, mit um ſinnliche Zwecke ängſtlich beſorgt ſeyn, um ſich nicht von den Menſchen, mit denen er lebt, ganz zu entfremden. Manche ſinnliche Güter erlangen durch die Verbindung, worin wir mit andern ſtehen, und durch den beſtändigen Verkehr mit ihnen einen, mehr als eingebildeten, gröſsern Werth, die Begierde darnach wird ausgebreiteter und heftiger, das Streben unruhiger, hinhaltender, beſinnungsloſer. Auf dem groſsen Schauplatze des Lebens, iſt ein ewiges Gedränge der Leidenſchaften, das ihre natürliche Stärke, durch Widerſtand und künſtliche Reitze, immerfort erhöht. In dem lauten Geräuſche iſt es unmöglich, zum Nachdenken und zur weiſen Selbſtbeſinnung zu kommen, die warnende Stimme des Herzens zu vernehmen, ſich der Zerſtreuung zu entreiſsen, in die wir immer wieder hineingezogen werden, die anwachſende Gröſse der Begierde, die ſich, ſo viel wir auch über ſie verpochten, doch ſtäts wieder erneuert, zu bemerken, und ihr entgegen zu arbeiten. Wohlthätig iſt in dieſer Hinſicht die Einſamkeit ſchon deſswegen, weil ſie die Eindrücke der Welt doch wenigſtens oft unterbricht, die mechaniſche Angewöhnung verhindert durch die Abwechſelung, die ſie in die Empfindungen bringt, es verhütet, daſs keine zu ſtark werde, daſs ſie Augenblicke der Ruhe herbeyführt, in denen der Geiſt ſich ſammeln, ſich mit dem Intereſſe, das das Weltleben in ihm zurück lieſs, ins Gleichgewicht ſetzen, über ſeinen Zuſtand nachdenken, ſeine Vorſtellungen von dem Werthe ſinnlicher Güter berichtigen, ſich andre Bedürfniſſe vergegenwärtigen, und an ſeinen Leidenſchaften ordnen kann. Er gehört ſich hier ſelbſt an, Gedanken und Arbeiten werden ihm nicht mehr zugeführt. Es ſteht bey ihm, worauf er ſie richten will. Sein Urtheil iſt ſtrenger, rückſichtsloſer und unbefangner. In der Welt dringen ſich ihm beſchränkte Anſichten an;

hier liegen ſeine geſammten Angelegenheiten klar vor ihm.

Der Entſchluſs, ſich der Welt zu entreiſsen, die uns immer fort feſtzuhalten ſucht, ſich aus einem Kreiſe von Arbeiten und Genüſſen herauszuziehen, die ihre Reitze unaufhörlich verdoppeln, erfordert einen kräftigen Willen, und muſs als Uebung deſſelben, ungemein viel zur Befeſtigung deſſelben beytragen. Hier iſt Gelegenheit, das reine Intereſſe der Tugend oft in ſich wirken zu laſſen, und es dadurch immer ſtärker zu machen. Die Ausführung dieſes Entſchluſſes iſt ein neuer Sieg, den wir über uns ſelbſt errungen haben, verherrlicht unſer Leben, erhebt den Geiſt, erweitert das Herz, erfüllt uns mit hoher Selbſtzufriedenheit, und dieſe vermehrt das Vertrauen zu uns ſelbſt, den Trieb und Muth, das Geſchäft unſrer Veredlung freudig fortzuſetzen. Heilige Stunden, die dem Menſchen die Hoheit und Stärke ſeiner Natur ſo nachdrücklich verbürgen!

Die Einſamkeit iſt der Tugend nahe verwandt. Sie iſt, wie dieſe, die Weihe des Lebens. In ihr tritt die Welt mit ihren Forderungen an das Herz ehrerbiethig zurück vor der Majeſtät der Vernunft. Wenn der beſſere Menſch ſich ganz ihren reinen Eindrücken hingibt, und alles Fremdartige von ſich entfernt: dann erfüllt ein heiliger Ernſt, wie er die reine Selbſtthätigkeit des Willens begleitet, ſeine Seele; dann umſchwebt ihn, in ihren Schauern, die erhabene Würde der Tugend; dann iſt ihre Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen, die Erſcheinung der überſinnlichen Welt; dann fühlt er ſich mächtig zu ihr hinaufgezogen, ihre Kräfte in ſich wirkſam. Das Herz, erhoben über alles Sichtbare, ſammelt neue Stärke, den Streit mit dieſem zu beſtehen.

Dieſe Wirkung findet aber nur da Statt, wo wir allein mit uns ſelbſt beſchäftigt, unſer Denken auf unſre höhere Bedürfniſſe gerichtet iſt. Iſt unſre Einſamkeit nur Fortſetzung von dem, was wir in der Welt getrieben und empfunden haben, Erinnerung an vergangene Genüſſe, oder ſehnſuchtsvolles Sinnen auf neue, ein üppiges Schwelgen der Einbildungskraft in dem, was die Wirklichkeit verſagte, eine im Stillen fortbrennende Gluth der Begierden, denen es an äuſserer Nahrung fehlt: dann iſt ſie gefährlicher als alles, was uns im Gedränge des geſellſchaftlichen Lebens umgibt. Nirgends richtet eine zügelloſe Phantaſie mehr Verderben an, nirgends erhitzt ſie ſich in dem Grade, treibt ſie die Leidenſchaften zu der Höhe, als hier, wo ſie ganz ſich ſelbſt überlaſſen iſt, nichts ſie einſchränkt und unterbricht, keine Beſchäftigung ſie zerſtreut, kein Blick in die wirkliche Welt ſie abſpannt. Nirgends erzeugt ſie einen ſtärkern Egoismus; wenn ſie nicht einer ſtrengen Zucht unterworfen, vom Sinnlichen abgezogen, und auf eine weiſe und ruhige Selbſtthätigkeit verwandt wird.

Daher lebe oft einſam; aber deine Einſamkeit ſey voll groſser Gedanken und Empfindungen. Ueberlaſſe dich nie müſsigen Träumen, hange nie den Aufwallungen einer befleckten Sinnlichkeit nach. Entreiſse dich den üppigen Spielen der Einbildungskraft; herrſche über ſie und beſchränke ſie dahin, daſs ſie dem Denken des Wahren und Guten dienſtbar ſey, das herrliche Gefühl deiner Würde unterhalte und erhöhe. Ernſt und heilig ſey jede Regung, die da in dein Herz kommt. Dann wird ſie dich allenthalben mit dem erhabenen Geiſte der Tugend umgeben, und deinen Willen ſtärken, daſs er nicht unterliege im Kampfe mit Weltſinn und Leidenſchaft.

Vierte Regel. *Denke oft nach über dich ſelbſt, deine moraliſche Würde und Beſtimmung; vergegenwärtige dir oft den hohen Werth der Tugend.* Dazu benutze deine einſamen Stunden. Gehe in dich ſelbſt hinein. Erneure die Richtung deines Willens auf das Geſetz der Vernunft, die Gottheit und die überſinnliche Welt. Suche dich ſelbſt, nach der doppelten Beziehung deines Lebens, immer kräftiger zu faſſen, dich von der Nothwendigkeit und Würde der Tugend immer feſter zu überzeugen. Ueberlege deine ſämmtlichen Anlagen, Kräfte, Verhältniſſe und Beziehungen, was du nach ihnen biſt und ſeyn ſollſt. Vernimm in dem Unvollkommnen und Unbefriedigenden deines gegenwärtigen Zuſtandes die Ahndung eines beſſern, den Befehl, dir dieſen zu erſtreben, und den Nachdruck, womit er dich an dieſen weiſt. Erhebe dich zu den Freuden, Gütern und Hoffnungen, die an ihn geknüpft ſind. Beſinne dich auf die wahre Lage deines irrdiſchen Lebens, auf die Armuth, die Bedeutungsloſigkeit,

die

die Verwirrung und das Elend, worin es liegt, wenn du es an ſich, und bloſs als Schickſal, als etwas, das du nur tragen oder genieſsen kannſt — auf das Licht, die hohe Bedeutung und den herrlichen Frieden, die über ihm aufgehen, wenn du es in Beziehung auf eine höhere, über ihm ſelbſt hinaus liegende Beſtimmung betrachteſt, wenn du in ihm die Erſcheinung deiner Selbſtthätigkeit — und einen veredlungsfähigen Stoff findeſt. Ueberdenke, was du durch Tugend werden, welche Vollkommenheit du dir durch ſie erringen, welch ein groſses, ehrenvolles Ziel du erſtreben kannſt. Stelle dich in Gedanken auf die Höhe eines, durch ſie veredelten, Willens, und überſchaue deine ſämmtlichen Angelegenheiten, wie von da Klarheit und Ruhe in dein Empfinden, Ordnung und Wahrheit in dein Denken, Weisheit und Mäſsigung in dein Streben, Harmonie und Würde in dein Thun, Friede und Seligkeit in dein Herz kommt, wie ſich da dein ganzes Leben verklärt, über alle ſeine Ereigniſſe ſich ein ſchönes, freundliches Licht ergieſst, alles Räthſelhafte ſich auflöſt, alles Feindſelige ſich verſöhnt, alles Verworrene ſich geſtaltet, alles Mangelhafte ſich vollendet. Blicke in die Zukunft, und ſiehe dich auf einer groſsen Bahn, die von einem Beſſern zum andern führt, ein Vortreffliches an das andre reih't. Erhebe dich zu Gott, dem Urheber, Herrn und Regierer deines Lebens, der dir ſein Geſetz in dein Herz ſchrieb, dir in deiner Vernunft ſeinen Willen verkündigt, der dir jene groſse Beſtimmung anwies, deſſen heilige Nähe dich allenthalben umgibt, der überall der unbemerkte, aber ernſte Zeuge deiner Thaten iſt, der deinem frommen Streben nach Veredlung herrlichen Lohn aufbewahrt, der dich durch Tugend zu ſich hinaufziehen, dich ewig beſeligen will. Denke dich als Bürger ſeines groſsen Reiches, in dem dir ein ehrenvolles Tagewerk angewieſen iſt, als Bürger der Geiſterwelt, deren Rechte du nur allein durch treuen und ſtandhaften Fleiſs in deiner moraliſchen Bildung behaupten kannſt.

Ein ſolches Nachdenken über ſich ſelbſt befördert, in mehr als Einer Hinſicht, die Stärke des tugendhaften Willens. Die Richtung auf das Gute iſt etwas rein Geiſtiges und mithin ganz Einfaches, das ſich dem Sinne gar nicht darſtellt, mit nichts, was in das Gebieth des letztern fällt, in Verbindung ſteht, und ſich allein durch ſein eignes Intereſſe erhalten muſs. Schon beym erſten Schritte in die Welt, erkaltet ſie einiger Maſsen um ſo mehr, je mehr uns alles, was uns da begegnet, lebhaft beſchäftigt und zerſtreut. Jeder ſinnliche Eindruck ſchwächt etwas an ihr; bis ſie zuletzt von ſinnlichen Beſtrebungen ganz überwältigt wird. Möge ſie noch ſo kräftig und begeiſtert ſeyn: ſo kann ſie ſich doch nur dadurch erhalten, daſs ſie oft erneuert wird, durch lebhafte Vergegenwärtigung unſers moraliſchen Intereſſes. Dieſes iſt allein ein hinreichendes Gegengewicht gegen die mannichfaltigen Reitzungen der Sinnlichkeit und des Weltlebens. Dadurch allein kann ſie zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, die nichts mehr fürchten [illegible]. Jede ungebrauchte Kraft verroſtet; wie viel mehr wird der Wille verſchwinden, wenn ſeine Thätigkeit aufhört, der überhaupt nichts iſt als reine Thätigkeit? Je mehr man ihn aber im Denken ſeiner moraliſchen Angelegenheiten übt, deſto reiner und nachdrucksvoller muſs ſeine Wirkſamkeit werden. Dieſes Denken iſt ſelbſt ſchon ein Wollen, und nicht möglich, ohne daſs man vorher einen mächtigen Hang, ſich immer mit dem Sinnlichen zu beſchäftigen, überwunden habe.

Ein ſolches Hineingehen in ſich ſelbſt, wie das eben beſchriebene, erhöht das Intereſſe der Veredlung, indem es in die einfache Richtung eine Mannichfaltigkeit von Anſichten und Bewegungsgründen bringt, die die Ausführung des guten Willens gegen den ſinnlichen Widerſtand ungemein erleichtern. Ich bethe nicht bloſs die Tugend an; ihre Wärme durchglüht auch mein Herz, ich fühle mich muthvoll und ſtark für ſie, wenn ich weiſs, ſie ehrt nicht allein, ſie verſchönert auch mein Leben, vermehrt den Werth aller ſeiner Güter, erleichtert alle ſeine Laſten, zerſtreut alle ſeine Dunkelheiten, ſie macht mich in jeder Hinſicht beſſer, gibt mir Selbſtzufriedenheit und Selbſtgenuſs, verſichert mich des Beyfalls des höchſten und vortrefflichſten Weſens, ſie gründet groſse Anſprüche an die Ewigkeit. Dann weihe ich mich ihr mit neuem Ernſte; dann gebe ich, in der Zuverſicht auf ſie, alles hin:

dann mahnt mich alles an ſie: ich kann ſie nie vergeſſen, auch im lauteſten Geräuſche der Welt, im heftigſten Tumulte der Leidenſchaften nicht.

Man darf nicht fürchten, daſs durch ſolche Betrachtungen die Reinheit der Tugend gefährdet werde. Dieſe iſt durch die erſte Richtung hinlänglich geſichert, und ohne ſie würde ſich der Wille nie dazu entſchlieſsen jene anzuſtellen, oder ſo anzuſtellen, daſs davon einiger Erfolg könnte erwartet werden. Es gilt auch von ihnen, was oben von dem Gebrauche der Mittel überhaupt bemerkt wurde; ſie ſind ſelbſt ſchon Erſcheinung der veredelten Geſinnung.

Viel kommt aber darauf an, wie dieſes Nachdenken über uns ſelbſt, unſre Bedürfniſſe und Beſtimmung beſchaffen iſt. Es kann bloſs ſpeculativ, von einer zufälligen Neigung, von Neugierde oder Eitelkeit erzeugt ſeyn. Dann wird es allerdings, auf der einen Seite, als Uebung der Thätigkeit, und als Anſtrengung des Geiſtes, nützlich bleiben, und einiger Maſsen ſelbſt zur Schärfung und Belebung des ſittlichen Gefühles beytragen, wie denn auch die Erfahrung lehrt, daſs anhaltende theoretiſche Beſchäftigung mit moraliſchen Dingen nie ganz ohne Einfluſs aufs Herz iſt. Auf der andern Seite aber wird eine ſolche Behandlung dieſer Gegenſtände leicht auf immer eine bloſs ſpeculative Richtung nehmen; man wird ſich gewöhnen, ſie als etwas anzuſehen, worüber man bloſs denken dürfte; und das Intereſſe des Kopfes wird das Intereſſe des Herzens mit der Zeit ganz verdrängen. Ueberhaupt iſt jede Erwägung einer Sache, allein aus dem Geſichtspuncte der Theorie, von der Art, daſs die Empfindung in eben dem Maſse erkaltet, als die Einſicht heller wird; woran aber nicht dieſe hellere Einſicht, ſondern die verſtärkte Neigung zum Grübeln, die bald in Abneigung gegen das Handeln übergeht, Schuld iſt. Deſswegen findet man ſo oft, daſs Menſchen, die in moraliſchen und religiöſen Angelegenheiten am aufgeklärteſten denken, in dieſelben am tiefſten eingedrungen ſind, ſich im Leben oft am gleichgültigſten gegen ſie zeigen, und die Kraft der Wahrheit da am wenigſten erfahren, wo ſie dieſe am bündigſten demonſtriren können.

Soll das Hineingehen in ſich ſelbſt nicht mehr ſchädlich als nützlich werden: ſo muſs es von einem praktiſchen Geiſte beſeelt, auf das Thun, nicht auf das Wiſſen gerichtet ſeyn, ſich ſtärken, nicht ſich unterrichten wollen, ſein moraliſches Leben nicht nur an ſich, ſondern in ſeiner Bildungsfähigkeit zu verſtehen ſuchen.

Iſt die Betrachtung unſrer moraliſchen Angelegenheiten zugleich auf Gott gerichtet, oder mit dem lebhaften Gedanken an ihn gepaart: ſo wird ſie Gebeth, und in dieſer Geſtalt noch wirkſamer, die gute Geſinnung zu ſtärken. Das Gebeth zerſtreut mehr alle fremdartigen Erinnerungen, gibt uns mehr uns ſelbſt hin, ſchwächt die Gewalt der äuſsern Eindrücke, und verhütet mehr die Ausſchweifungen der Phantaſie, erhebt den Geiſt mehr über die Welt, erfüllt das Herz mehr mit einer heiligen Wärme, bringt mehr Ernſt und Würde in unſre Selbſtbeſchäftigung als die bloſse Betrachtung.

Es iſt ſchwer, das Nachdenken über geiſtige und überſinnliche Dinge lange ununterbrochen, und mit gleichem Intereſſe fortzuſetzen, wo es von nichts Sichtbarem oder Fühlbarem unterſtützt wird, wo ſich in unſern Umgebungen nichts Verwandtes findet, was die auf Abwege gerathene, in Neben-Ideen verlorne Einbildungskraft wieder darauf zurück lenkt. Sollen wir dennoch angelegentlich und ungeſtört dabey verweilen, ſo müſſen wir uns einen feſten Punct auszumitteln ſuchen, den wir dabey immer vor Augen haben, und woraus ſich unſer Nachdenken orientiren kann, in dem ſich die Beziehungen aller einzelnen Gedanken deſſelben ſammeln und vereinigen. Noch beſſer gelingt uns dies, wenn wir ſie an ein beſeeltes Weſen knüpfen können, dem wir uns dadurch mittheilen. Die Betrachtung wird dann gleichſam eine ſtille Unterhaltung des Herzens mit demſelben, beſonnener, angeſtrengter, wärmer und ausdauernder; es wird uns leichter, die Zerſtreuung von uns abzuhalten; unſer Intereſſe erhöht ſich; die Eigenſchaften, die wir dieſem Weſen beylegen, vermehren unſern Gedankenreichthum, erleichtern den Uebergang vom Einen zum Andern, und bringen eine ſehr angenehme Abwechſelung in unſre Beſchäftigung. Wie vielmehr wird dieſes da der Fall ſeyn, wo dieſes Weſen unter allen das erſte und höchſte iſt, zu dem wir dabey in einem eben ſo ehrenvollen als erfreulichen Verhältniſſe ſtehen, das uns auf der einen Seite, durch ſeine Unerforſchlichkeit und ſittliche Majeſtät, die gröſste Verehrung einflöſst, und uns, auf der andern, durch ſeine Güte wieder eine ſo frohe Zuverſicht gibt, ſo mächtig an ſich zieht. Die andachtsvolle Erhebung des Geiſtes zu ihm, dem Unermeſslichen, Ewigen, Allgenugſamen, unendlich Heiligen, und doch auch Vater der Menſchen iſt etwas ganz anders, als ein kaltes Nachdenken über den Werth und die Vernunftmäſsigkeit der Tugend. Es iſt kein leeres Ideal, kein Geſchöpf unſrer Vernunft, es iſt die wirklich exiſtirende höchſte Güte, die uns allenthalben umfangt, das heiligſte Leben, aus dem alles andre flieſst, womit wir hier beſchäftigt ſind — das Weſen, von dem wir überall abhangen, das uns unſre Veredlung aufgab, das unſre Schickſale leitet, das uns zur Aehnlichkeit mit ſich erheben will. Wir ſehen die Tugend hier nicht in einem todten Begriffe, oder in Bildern der Phantaſie; wir ſehen ſie, als Heiligkeit, realiſirt in ihm, der Eins in Allem iſt. Herrlicher ſtrahlt uns von dort her ihr Glanz entgegen, herrlicher geht ihre Würde uns auf, reiner ſieht ſie da im Lichte der überſinnlichen Welt, und kräftiger reiſst ſie das Herz an ſich. Gerührter, empfindungsvoller, begeiſterter und kindlich froher iſt die Seele im frommen Gebethe, als in der angeſtrengteſten Betrachtung über die moraliſchen Angelegenheiten, die nicht bis an den Gedanken der Gottheit hinauf reicht. Ueberdem iſt es bey dem erſtern viel leichter, ſich in einer ernſten Stimmung zu erhalten als bey der letztern. Ein hoher Grad von Willensſtärke wird dazu erfordert, um uns da nicht unterbrechen zu laſſen, wo das Nachdenken ganz uns ſelbſt überlaſſen iſt. Aber jeder unheilige Gedanke tritt zurück, jede ſinnliche Empfindung verſchwindet, jede unreine Begierde verſtummt, unſer ganzes Leben wird der Sinnenwelt entrückt, dem Ueberſinnlichen und Göttlichen hingegeben, wo wir uns in der Nähe des Herzenskündigers fühlen.

Es iſt aber nicht einerley, wie wir bethen. Iſt unſer Gebeth mechaniſches Andenken an Gott, oder Bewunderung ſeiner phyſiſchen Eigenſchaften, ſeiner Unendlichkeit, Macht und Gröſse, oder bloſse dankbare Freude über die natürlichen Segnungen der Erde, in denen ſich ſeine Güte offenbart, fromme Aufwallung der Sinnlichkeit, Erguſs unthätiger Wünſche, eines für das Gute geſtimmten Sinnes, der aber nichts für daſſelbe thun mag, alles von oben herab erwartet, oder ein gewiſſer religiöſer Enthuſiasmus, durch zufällige Rührungen angeregt, und allein von der Phantaſie befeuert: dann wird es eher zur Schwächung als zur Belebung des tugendhaften Willens beytragen. Es wird einer religiöſen Sinnlichkeit Nahrung geben, die zwar den Nahmen Gottes im Munde führt, die Worte, Begriffe und das Gepräge der Religion hat, aber hinter dieſe irdiſche, oft ſelbſtſüchtige und laſterhafte Beſtrebungen verbirgt, immer aber der Veredlung noch hinderlicher iſt als die profane. Es wird den wahren Geiſt der Religion, und mit ihm den Geiſt der Tugend vertilgen, die Sittlichkeit in bloſse Natur verwandeln, müſsiges Empfinden an die Stelle eines kräftigen und gemeinnützigen Thuns ſetzen, — oder bald durch erhitzte Schwärmerey, bald durch träge Andächteley dem Prinzip der Veredlung alle Wirkſamkeit nehmen, und es entweder durch Sinnlichkeit ganz verdrängen, oder der letztern in allen Stücken anbequemen — oder endlich gar den Willen im Menſchen abtödten, ihn durchaus paſſiv, und ſeine ſittliche Bildung von zufälligen Eindrücken abhängig machen.

Willſt du bethend dein Tugendgefühl erhöhen und deine gute Geſinnung ſtärken: ſo muſs dieſe Abſicht allein dich zum bethen ſtimmen; ſo entſchlage dich, ſo viel als möglich, aller ſinnlichen Empfindungen; beherrſche deine Einbildungskraft, daſs ſie nicht durch unreine irrdiſche Bilder die erhabene Würde des Ewigen beflecke. Bewundre ſeine Gröſse, freue dich ſeiner Güte; aber vorherrſchend ſey in deiner Seele der Gedanke an ſeine Heiligkeit, an ſeinen Ernſt, an ſeine ſittliche Majeſtät. Verliere dich nicht in unthätige ſchwärmeriſche Gefühle. Rüſtig, voll

Muth, Leben und Eifer richte dein Geiſt ſich hin auf ihn, als dein höchſtes Muſter, der dich nicht aus der Fülle ſeiner Allgenugſamkeit bereichern, dem du durch That, Anſtrengung, Selbſtüberwindung ähnlich werden ſollſt. Wünſche nichts von ihm, aber erhebe, ſammle, ſtärke dich durch ihn.

Ein moraliſches Gebeth iſt reines Denken des Höchſten, und zugleich Streben, dieſes Höchſte zu erreichen, mit ſich zu vereinigen, abſolute Selbſtthätigkeit mit dem Ideale ihrer Vollendung beſchäftigt. Es iſt die kräftigſte Erweiſung unſers überſinnlichen Lebens, unſre Fähigkeit zu demſelben, die zuverläſsigſte Probe unſrer Fähigkeit zur Veredlung, zugleich der reinſte Genuſs unſers beſſern Selbſtes, die höchſte Empfindung unſrer Menſchheit, iſt moraliſche Vereinigung des Göttlichen in uns mit der Gottheit, Hingabe der endlichen Vernunft an die Unendliche und darum auch voll Segen für das groſse Geſchäft unſrer moraliſchen Bildung. Wer ſich nach ihm nicht heiliger für die Tugend geſtimmt, im Kampfe gegen Sündenreitz ſtärker und muthvoller fühlt, nicht alles Gute inniger, feſter, entſchloſſener umfaſst, iſt auch noch nie von ſeinem Geiſte beſeelt geweſen. Aber ſo kann nur der bethen, der religiöſe Tugend ſchon in dem Grade der Vollkommenheit in ſeine Maxime aufgenommen hat, daſs ihre Befeſtigung und Ausbreitung ihm die wichtigſte Angelegenheit ſeines Lebens iſt, daſs ſie ihn ſtimmt alle Bemühungen anzuwenden, die dazu erfordert werden.

Es darf uns daher eben ſo wenig befremden, daſs nur äuſserſt wenige Menſchen in dieſem Sinne des Wortes bethen können, als daſs eine ſo auffallende Geringſchätzung des Gebethes zum Geiſte unſrer Zeit gehöre. Wenige haben das ernſtliche Beſtreben, gut zu ſeyn, und beſſer zu werden. Sie ſind dabey auf eine Art mit der Religion bekannt geworden, worin dieſe nichts von der ſelbſtſtändigen Kraft behielt, womit ſie ſonſt wohl, auch ohne Anſtrengung des Willens, auf ihr Herz für die Tugend gewirkt haben würde. Sie kennen ſie nur als ein nothwendiges Mittel, ihre ſinnlichen Angelegenheiten für die Gegenwart und die Zukunſt zu beſorgen. Unſer Zeitalter denkt darüber aufgeklärter; die Begriffe über den Gang und die Ordnung der Natur haben ſich berichtigt. Man erwartet vom Gebethe keinen magiſchen Einfluſs auf den, immer das Beſte bezweckenden, Willen der Vorſehung mehr. Man weiſs dabey nichts mehr für ſeine Glückſeligkeit zu gewinnen, und der Sinn für höhere Würde wird immer mehr von der Heftigkeit ſinnlicher Wünſche und Beſtrebungen verſchlungen, geht immer mehr in den Zerſtreuungen und Genüſſen der Welt unter. Was bloſs einen moraliſchen Werth behaupten kann, iſt ſo gut wie verloren, muſs entweder Aberglaube oder Schwärmerey ſeyn. Der Weiſe, der aus dem Nichtbefriedigtſeyn ſeiner irrdiſchen Exiſtenz zu einer höhern hinaufdringt, läſst ſich dadurch nicht irre machen, das Gebeth als das wirkſamſte Beförderungsmittel deſſen, woran ſeine ganze Ruhe und Hoffnung hängt, über alles zu ehren und heilig zu halten.

Das Gebeth trägt uns mit der Tugend in die überſinnliche Welt, aber die ſinnliche iſt das Gebieth, worin ihr erhabener Wille durch uns ausgeführt werden ſoll. Haben wir uns dort ihrer Reinheit und Würde verſichert: ſo müſſen wir darauf bedacht ſeyn, ſie mit dieſer wieder in Verbindung zu ſetzen.

Hierauf gründet ſich die fünfte Regel: ſuche deine moraliſchen Angelegenheiten immer feſter an dein Leben zu knüpfen. Wenn gleich die Tugend urſprünglich gar nicht auf den Frieden des Lebens berechnet iſt, und ſich vielmehr ihr wirkſamſtes Gefühl an den Mängeln deſſelben ſchärft, von ſeinem Ungenügenden geweckt, über das Leben hinausſehnt; wenn gleich ihre ganze Lauterkeit und Erhabenheit darauf beruht, daſs man ſie lediglich durch Vernunft beſtimme, ohne ſie mit den ſinnlichen Gütern des Menſchen zu vermengen, und jede Rückſicht auf Lebensgenuſs, ſo bald ſie als Erkenntniſs - oder erſter Beſtimmungsgrund gebraucht wird, ihr Weſen zerſtört: ſo iſt es doch erlaubt, nachdem man ſich vorher dieſes ihres Weſens aus der Vernunft verſichert hat, auch auf ihren Einfluſs in das Leben und ſeine Zwecke zu achten, nicht um dadurch das Gefühl ihres Werthes zu erhöhen, ſondern um ſie, für die Ausführung, unſerm Daſeyn, wie es nun einmal unabänderlich beſtimmt iſt, zu befreunden.

Wir können das Leben und ſeine Bedürfniſſe nicht verläugnen, und wenn die Heiligkeit der Tugend darauf beruht, daſs ſie noch höher iſt als dieſe, daſs ſie dieſen etwas mitzutheilen ſtrebt, was in ihnen gar nicht liegt, ſie zu etwas hinaufzieht, wozu in ihnen keine eigenthümliche Tendenz iſt: ſo würde ſie für uns doch Schwärmerey ſeyn, wenn ſie das nirgends berührte, wovon wir allenthalben umgeben ſind, das wir aus unſerm Selbſtbewuſstſeyn nicht austilgen können, das ſich uns jeden Augenblick wieder als etwas Nothwendiges andringt. Aber ſo zeigt es ſich ſchon bey einer flüchtigen Beobachtung. Die Tugend iſt auch Lebensweisheit, arbeitet überall daran dem Leben eine beſsre Geſtalt zu geben, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſeine Zwecke zu befördern, ſeine Anſicht zu verſchönern, ſeine Eindrücke zu mildern, ſeine Bildung zu vermehren, ſeine Unannehmlichkeiten zu erleichtern, ſeine Freuden zu erhöhen, Einheit, Ordnung und Frieden in ſeine Erſcheinungen und Beſtrebungen zu bringen. Wunderbar iſt die Gewalt eines edeln Herzens, ſich alles erfreulicher zu machen, das Fehlerhafte zu verbeſſern, das Widerſtrebende zu verſöhnen, dem Rauhen Zartheit, dem Ausſchweifenden Mäſsigung, dem Ernſten Fröhlichkeit, dem Gleichgültigen Intereſſe, dem Dunkeln Licht, dem Bittern Annehmlichkeit zu ertheilen.

Es liegt viel daran, daſs man ſich oft das Geſchäft der Veredlung von dieſer Seite vergegenwärtige. Die wärmſte Begeiſterung wird ein vorübergehender Enthuſiasmus bleiben, wenn uns die Vernunft bloſs ehrwürdig iſt, wenn ſie uns in der Herrſchaft, die ſie über das Leben führt, nicht als Rathgeberin und Freundin erſcheint, und durch Anmuth unſre Liebe gewinnt. Je feſter wir die Tugend an das Leben knüpfen, je mehr wir über ihre Folgen in demſelben nachgedacht, auf die Forderungen, die ſie an daſſelbe richtet, geachtet haben: deſto inniger wird ſie ſich dieſem Leben mittheilen, deſto leichter werden wir ſie in demſelben wieder finden, eine deſto gröſsere Menge von Empfindungen und Gedanken, wird mit ihr vergeſellſchaftet ſeyn, und uns an ſie und ihren Werth erinnern. Ihr Geiſt wird gewiſſer Maſsen in das Leben übergehen, und uns in jeder Erſcheinung deſſelben anſprechen.

Betrachte daher oſt die Tugend in Beziehung auf dein Leben, und ihren Einfluſs auf eine weiſe Anordnung deſſelben, auf die Beförderung ſeiner Bedürfniſſe, Zwecke und Freuden. Achte darauf, wie ihre Vorſchriften dir eine ſolche Einrichtung deines Empfindens, Denkens, Strebens und Handelns anpreiſen, wobey du überall am beſten fährſt, wobey dir alles Unangenehme am Erträglichſten, alles Angenehme am Genuſsvollſten wird, wie die Nüchternheit und Mäſsigung, die ſie von dir fordert, deinen Freuden ihre Reitze bewahrt; die die heftige Begierde oſt in einem Augenblicke verwüſtet, über deine Vergnügungen den ſtillen Zauber verbreitet, wobey deine Empfindung die zarteſte, reinſte und ſüſseſte iſt, dich ſelbſt gegen Ueberſättigung, Miſsmuth, Geiſtesleere und reuevolle Erinnerungen ſchützt, und dir die Fähigkeit erhält, immer wieder froh zu werden, wie ſie dir die heitre Stimmung der Seele gibt, in der man für wahren Genuſs allein Empfänglichkeit hat, wie ſie dich lehrt dein Unglück mit Gelaſſenheit tragen, in widrigen Ereigniſſen ein getroſtes Herz und einen ſtandhaften Muth behalten, deine Zufriedenheit von deiner äuſsern Lage unabhängig machen, wie ſie dir, in ihrem Beſitze, und dem daraus entſpringenden frohen Selbſtbewuſstſeyn, das koſtbarſte Kleinod darbeut, deſſen Werth durch nichts geſchwächt, durch kein Miſsgeſchick vermindert wird, das dir die feindſeligſten Zufälle nicht entreiſsen können, das dir immer reichen Erſatz für die bitterſten Verluſte verſchafft. Suche dich immer mehr zu überzeugen, daſs durch eine treue Erfüllung deiner Pflichten alles am beſten beſorgt werde, was du im Leben zu beſorgen haſt; daſs dir die ausgelernteſte ſelbſtſüchtige Klugheit nicht die Sicherheit verſchaffe, die ſie dir verſchafft, dich nicht ſo ſchnell, ſo zuverläſsig und durch ſo einfache Mittel zum Ziele führe, wie ſie; daſs alle deine Geſchäfte deſto glücklicher von Statten gehen, je heiliger dir dabey die Forderungen der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit ſind. Erinnere dich daran, daſs die Regeln, die ſie dir für deine Verhältniſſe, als Menſch, Bürger, Gatte, Vater und Freund vorſchreibt, diejenigen ſind, durch deren Beobachtung dir dieſe Verhältniſſe am meiſten erfreulich, friede- und ſegensvoll, ihre

Einſchränkungen am erträglichſten, ihre Zwecke am beſten erreicht werden. Denke es dir oft, daſs ſie dir von allen Gütern die dauerhafteſten und genügendſten zuführt, und daſs du durch ſie eine Gewalt über dein Leben erhältſt, wobey du das Eindringen fremder feindſeliger Kräfte gar nicht mehr fürchten darfſt. Betrachte in dieſer Hinſicht oft das Leben edler Menſchen, wie ſich in ihm die Tugend verklärte, wie es durch ſie voll Einheit und Liebe, Weisheit und Friede war.

Die ſechſte Regel betrifft die Anordnung und den Gebrauch der Lectüre. Schon als Geiſtesbeſchäftigung, die uns dem Sinnlichen entreiſst, unſre Selbſtthätigkeit anregt, und unſre höhern Kräfte in Bewegung ſetzt, muſs ſie zur Stärkung des guten Willens beytragen. Sie nöthigt die Seele ſich zu ſammeln, in ſich ſelbſt hineinzublicken, und alle zerſtreuenden Eindrücke von ſich abzuhalten. Sie vergegenwärtigt ihr Gegenſtände, die über die Erfahrung hinausliegen, oder doch durch Anſtrengung des Verſtandes und der Phantaſie aus ihr hervorgeſucht werden müſſen, und gewöhnt ſie dadurch, ſich mit dem Unſichtbaren zu beſchäftigen. Sie bringt ihr Betrachtungen nahe, deren ſie zur Erhöhung des Tugendgefühles nicht entbehren, und die ſie doch auch nicht immer ſelbſt herbeyrufen kann. Sie unterſtützt das eigne Nachdenken, führt ihm immer neue Stoffe zu, bereichert es mit fremden Anſichten, verhütet, daſs es nicht durch die Einförmigkeit des eignen Ideenganges ermüde, unterbricht es durch das Dazwiſchentreten der Gedanken andrer, ohne es zu ſtören, oder ſeine natürliche Ordnung aufzuheben. Sie feſſelt die Aufmerkſamkeit durch die ſinnlichen Zeichen, durch welche ſie uns dieſe Gedanken mittheilt. Sie bringt mehr Licht in unſre eignen, macht ſie vielſeitiger und umfaſſender, erhöht dadurch ihr Intereſſe, und vermehrt oft durch eine kräftige Darſtellung, durch einen paſſenden Ausdruck, durch ein ſchönes oder rührendes Bild ihren Nachdruck, und Einfluſs auf das Herz. Alle Vortheile einer ernſthaften Betrachtung unſrer moraliſchen Angelegenheiten treten auch hier ein, nur daſs ſie noch leichter zu erlangen ſind. Die vernünftige Lectüre iſt nichts anders als eignes Nachdenken, freye Geiſtesthätigkeit von auſsen her geweckt, unterſtützt, geleitet und unterhalten. Je nachdem dieſe Thätigkeit mehr auf die Tugend an ſich ſelbſt, oder auch auf das höchſte Weſen gerichtet iſt, wird ſie daher auch entweder Selbſtbetrachtung oder Gebeth ſeyn.

Ihr ganzer Einfluſs hängt davon ab, daſs ihr dieſe Idee zum Grunde gelegt werde, daſs ſie moraliſche Erbauung, d. i. Vermehrung der moraliſchen Einſicht und des moraliſchen Intereſſes, Erweiterung; Berichtigung und Belebung des moraliſch-religioſen Sinnes bezwecke. Eine Lectüre, die ſich bloſs belehren, oder mit dem aufgeſammelten Gedankenreichthume andrer glänzen, oder endlich nur ſich unterhalten, Phantaſie und Sinne kitzeln will, wird nicht allein für die Veredlung der Geſinnungen und Handlungen unfruchtbar bleiben, ſondern auch oft dem Herzen ſehr gefährlich werden.

Jeder gebildete Menſch, noch mehr aber der Gelehrte, muſs freylich manches leſen, um ſich zu unterrichten und ſeinen Verſtand aufzuklären. Manche wiſſenswürdige Dinge haben entweder ein bloſs ſpeculatives Intereſſe, oder ſie ſtehen zu uns in einem ſolchen Verhältniſſe, daſs dieſes uns zunächſt beſtimmt, uns mit ihnen bekannt zu machen. Eine ſolche Lectüre kann allerdings, durch die Thätigkeit des Geiſtes, die wir darauf verwenden, auch in moraliſcher Hinſicht nützlich werden, und wenn unſre intellectuellen Kräfte nicht zu ausſchlieſsend angeſtrengt ſind, manche Betrachtung herbeyführen, die auch auf das Herz wirkt, und das ſittliche Gefühl anregt. Aber man muſs nicht zu oft allein mit dem Verſtande — nicht zu oft ſolche Dinge leſen, die nur dieſen beſchäftigen können, wenn nicht jene Geiſtesthätigkeit ganz ſpeculativ werden, mit dem Willen aus allem Verkehr treten, ſich der moraliſchen Rückſichten ganz entwöhnen, und dadurch nicht allein ihren ſittlichen Einfluſs verlieren, ſondern auch verderblich werden ſoll.

Die ökonomiſch - ſcientifiſche Tendenz, die der Leſegeiſt unſrer Zeit genommen hat, iſt in ihren moraliſchen Folgen ſehr lehrreich, und hat unſtreitig viel mit beygetragen, den feinern Epicurismus des Lebens, trotz des ernſtlichen und lauten Widerſpruches weiſer und edler Männer, zu befeſtigen. Wo alles nur auf phyſiſchen Genuſs oder phyſiſchen Nutzen berechnet wird, verſchwindet auch allmählich die Empfänglichkeit für moraliſche Gedanken und Empfindungen, die ſonſt auch die frivolſte Lectüre wohl zufällig erweckt. Faſt noch mehr haben ſich eigentliche Gelehrte, ſpeculative Leſer von Profeſſion, zu hüten, daſs nicht das Moraliſche durch das Wiſſenſchaftliche verdrängt werde. Eben die genaue Verwandtſchaft, die ſich zwiſchen dem Intellectuellen und Sittlichen findet, macht es ſo leicht, das letztere unbemerkt in dem erſtern zu verlieren. Die Gleichgültigkeit, die eine anhaltende ausſchlieſsende Beſchäftigung mit der Theorie gegen das Praktiſche erzeugt, iſt Thatſache, und rührt nicht ſo ſehr von Meynungen, die dem letztern ungünſtig wären, als vielmehr von einer durchaus theoretiſchen Richtung des Kopfes her. Die Gefahr iſt um ſo viel gröſser, je glänzender das Talent, je glücklicher das Genie, und je gröſser die Vorliebe für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, und beſonders für neue Anſichten, je ſtärker die Syſtems - Sucht iſt. Hier iſt es vor allem nöthig, die ſpeculative Lectüre mit der aſcetiſchen oft abwechſeln zu laſſen, und auch jene mit einem ſittlichen Geiſte zu beleben, wenn man nicht mit der Zeit ſein ganzes moraliſches Gefühl wegleſen will.

Auch die Wahrheit verliert dabey, wenn die moraliſche Erbauung beym Leſen ganz zurückgeſetzt wird. Man wird mehr auf das ſehen, worin ſich eine groſse und feine Kunſt des Verſtandes offenbart, als was dieſen und zugleich das Herz dauerhaft befriedigt, mehr auf das Paradoxe, als auf das Haltbare, mehr auf das Zuſammenſtimmende, als auf das Wahre; mehr auf das Glänzende, als auf das Genügende, mehr auf das, was gewiſſen Lieblingsmeynungen zuſagt, vorgefaſste Hypotheſen unterſtützt, als auf das, was durch allſeitige Prüfung bewährt iſt. Reine Wahrheitsliebe, und mit ihr ruhige Unbefangenheit, vorurtheilsloſer, unpartheyiſcher Unterſuchungsgeiſt, wobey die Sache der Vernunft allein geſichert ſeyn und gewinnen kann, iſt nur da möglich, wo neben dem ſpeculativen auch noch ein moraliſches Intereſſe wirkſam iſt, wo man nicht bloſs kühn, umfaſſend und ſcharfſinnig, ſondern auch für das Herz denken will.

Vorzüglich hat man beym Leſen moraliſcher Schriften darauf zu ſehen, daſs die Neigung, die ſittlichen Angelegenheiten in ihrem ganzen Zuſammenhange, und nach allen ihren Beziehungen zu begreifen, nicht überhand nehme; wozu die an ſich ſo rühmlichen Bemühungen unſrer Zeit, in die Darſtellung dieſer Angelegenheiten mehr Licht und Ordnung zu bringen, die Moral zur Wiſſenſchaft zu erheben, einen ſtarken Reitz enthalten. Nirgends iſt die bloſs ſcientifiſche Tendenz ſchädlicher als hier, wo alles Wiſſen auch zugleich ein Thun, jede Ueberzeugung auch zugleich ein Handeln nach derſelben ſeyn ſollte, und wo die Wichtigkeit des Gegenſtandes ein höheres Intereſſe der Speculation mit Recht zu fordern ſcheint. Hat man es einmal über ſich vermocht, in einer moraliſchen Schrift allein auf das Wahre, Tiefgedachte, Feſtgegründete, nicht auch auf das Praktiſche, Nachdrückliche, Kräftigrührende, ſich dem Herzen unwiderſtehlich Andringende zu achten: ſo iſt zu beſorgen, daſs man den Sinn für moraliſche Eindrücke bald ganz verlieren werde. Nie ſollte man daher eine ſolche Schrift in die

Hand nehmen, ohne ſich feyerlich daran zu erinnern, daſs es eigne heiligſte Angelegenheit ſey, über die man ſich unterrichten will.

Noch gefährlicher iſt es, bloſs deſswegen zu leſen, damit man nur ſagen könne, man habe geleſen, um mit dem, was in der gebildeten Welt vorgeht, nicht unbekannt zu ſeyn, oder um, durch das, was man durch Lectüre aufſammelte, Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu erwecken. Da kann das Leſen gar keinen oder doch nur einen höchſt zufälligen moraliſchen Nutzen haben. Man ſieht dabey mehr auf das, was an der Tagesordnung, was neu und ausgezeichnet, als was wahr und gut iſt, mehr auf das, was der herrſchende Ton begünſtigt, in dem ſich der Geiſt des Zeitalters ausprägt, als was beſſert. Die Lectüre hört auf, eine ehrwürdige, freye und veredelnde Geiſtesbeſchäftigung zu ſeyn, ſie wird engherzig, lohnſüchtig, ſinnlich, egoiſtiſch, und entkräftet den Willen mehr, als ſie ihn unterſtützt. Die Maxime, ſich bey dem, was man thut, mehr nach der Stimme der Welt und dem Beyfalle der Menſchen, als nach eigner Ueberzeugung zu richten, gewinnt gegen ihn immer mehr Feld. Von ſelbſtthätiger Vorarbeitung, von Nachdenken, Prüfen und Anwenden des Geleſenen, kann hier gar nicht die Rede ſeyn. Die ganze Frucht einer ſolchen Lectüre iſt eine Menge zufällig aufgeraffter, unzuſammenhängender, oft einander widerſprechender, vorzüglich aber ſtark ſchimmernder Gedanken und Meynungen. Alles wird da zum Worte, nichts zur That. Ueberall herrſchen Bild, Form und Buchſtabe; — nirgends dringen Sache und Geiſt ins Leben.

In dieſer Hinſicht iſt auch dieſe Art zu leſen wieder vorzüglich dann ſchädlich, wenn ſie auf moraliſche Schriften fällt. Sie gewöhnt auch hier den Geiſt, ſich mit prächtigen Worten, ſchönen Sentenzen, höchſtens mit den Empfindungen eines ſtarken Ausdruckes zu begnügen. Die moraliſche Kraftſprache unſers Zeitalters dient zum Beyſpiele, die nur da zu ſeyn ſcheint, um die Armuth der That zu verbergen, und gerade da am vollſten tönt, wo ſich am wenigſten kräftiger Wille, das Gute auszuführen, findet. Oder iſt es etwa nicht eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung der Zeit, daſs man im Munde der kälteſten Egoiſten, der üppigſten Wohllüſtlinge und der verzagteſten Weichlinge die feurigſten Declamationen über Edelmuth und Gemeingeiſt, Weisheit und Mäſsigkeit, Muth und Seelenſtärke hört? Scheint nicht die Tugend, in eben dem Maſse von ihrer praktiſchen Verehrung zu verlieren, in welchem ihre Lobſprüche auf den Kanzeln, Bühnen und in den Logen beredter werden? Das Unweſen wird ſich noch immer vermehren; je weiter die Sucht zu leſen, um Worte zu finden, mit denen man glänzen kann, um ſich greift.

Zur fehlerhaften und moraliſch - verderblichen Lectüre gehört drittens noch diejenige, die bloſs auf Unterhaltung, Sinnenkitzel, fröhliche Beſchäftigung der Phantaſie und angenehme Bewegungen des Herzens ausgeht. Freylich iſt Abſpannung nach ernſthaften und anſtrengenden Beſchäftigungen jedem Menſchen Bedürfniſs, und wird nicht beſſer bewirkt, als wenn auch der Geiſt, den faſt bey jeder Arbeit, die Ermüdung am meiſten trifft, daran Theil nimmt, durch Auflöſung ſeiner von dem Zwecke der Arbeit gebundenen Kräfte, durch ein freyes Spiel der Einbildungskraft, mithin, weil ſich dieſe nicht immer aus ſich ſelbſt bereichern kann, durch eine unterhaltende Lectüre. Aber auch hier läſst ſich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, wenn wir zugleich unſern äſthetiſchen und moraliſchen Sinn zu befriedigen und zu bilden ſuchen, und uns nicht allein den Empfindungen des Reitzenden, ſondern auch dem Gefühle des Wahren, Schönen, Geiſtvollen, Groſsen und Guten hingeben. Geſchieht dieſes nicht, oder iſt wohl gar unſre ganze Lectüre auf angenehme Unterhaltung berechnet, und dieſe nicht Erhohlung, ſondern letzter Zweck: ſo können die Folgen davon nicht anders als ſchädlich ſeyn.

Ein ſolches Leſen iſt ein durchaus paſſiver Zuſtand, alles iſt Eindruck, nichts Thätigkeit, höchſtens die Phantaſie in Bewegung, die höhern Kräfte der Seele, Vernunft und Wille, von denen alle Veredlung ausgeht, werden von der Empfindung ganz überwältigt. Daher kommt es denn, daſs man nicht allein unfähig, Wahres und Falſches, Gutes und Schlechtes zu unterſcheiden, alles ergreift, was unter dem Geleſenen der herrſchenden Stimmung des

Herzens zuſagt, und der Verſtand mit gleichem Wohlgefallen beym Schiefen, Einſeitigen, und ſelbſt beym Widerſprechenden, wie das Gefühl beym Schimmernden, Verzogenen und Ungeheuern verweilt, ſondern auch vorzüglich eine fehlerhafte Art über das Moraliſche, was noch im Herzen übrig blieb, zu denken ſich einſchleicht. Es wird dann bloſs Sache der Empfindung, die Tugend einerley mit Gut- und Weichherzigkeit, regem Mitgefühl, und einem zarten reitzbaren Sinne. Nichts mehr von Anſtrengung und Selbſtthätigkeit von ſolchen Charakter-Eigenſchaften, die nur durch dieſe erworben werden können. Der Geiſt wahrer Willensgüte verſchwindet, die hohe Bedeutung der Veredlung mit ihrer ehrenvollen Ausſicht ihrer herrlichen Hoffnung geht verloren; und es bleibt nichts als eine geiſt- und kraftloſe Empfindſamkeit. Das iſt es ja auch, worauf die meiſten Unterhaltungsſchriften unſrer Zeit, viele der beſten nicht ausgenommen, aus allem Vermögen hinwirken.

Noch ſchlimmer iſt es mit der Lectüre, die nur die Sinne kitzeln, angenehme Bewegungen des Herzens erwecken und unterhalten, ge-

gewiſſe Neigungen in der Einbildungskraft befriedigen will, die in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden können. Hier wird der Moralität direct und abſichtlich entgegen gearbeitet. Wenn jene Bewegungen auch weniger unrein, jene Neigungen weniger befleckt wären: ſo würde ſchon die Nahrung, die die Sinnlichkeit davon zieht, eine ſolche Lectüre äuſserſt verderblich machen. Nichts verſtärkt überhaupt die Reitze derſelben mehr, als die Einbildungskraft: wie heftig muſs ſie entflammt werden, wie hoch gegen das moraliſche Gefühl anwachſen, wenn ſich mit der eignen auch die fremde noch vereinigt? Doch wem es um ſeine Veredlung wahrer Ernſt iſt, wird nie in dieſer Abſicht leſen. Die andern aber zu warnen, würde vergeblich ſeyn.

Nicht bloſs die Abſicht, aus welcher, ſondern auch die Art, wie man lieſt, iſt wichtig, wo von dem Einfluſſe der Lectüre auf die Veredlung die Rede iſt. Hierhin gehören folgende Regeln:

Beobachte in deiner Lectüre die ſtrengſte Auswahl. Mit manchem Buche würdeſt du nur die Zeit verderben, die man bey dem vielen, was es für uns in der Welt zu thun, und bey der Menge vortrefflicher Schriften, die es zu leſen gibt, gewiſs weislich zu Rathe halten muſs. Mit manchem andern würdeſt du, was noch trauriger wäre, deinen Charakter verderben. Laſs alles ungeleſen, was deinem Glauben an Religion und Tugend, deine Achtung und Wärme für beyde ſchwächen, was dich bewegen könnte, von der Menſchheit ſchlecht zu denken, und ihre Würde gering zu halten, alles, was bloſs unterhält, ohne zu nützen, was deine Sinnlichkeit erhitzt, deine Phantaſie in unordentliche Bewegung bringt, gewiſſe Leidenſchaften begünſtigt, Fehler beſchönigt, Laſter mit glänzenden Farben ſchmückt. Wenn man ſich auch dagegen hinreichend gewaffnet glaubt: ſo weiſs man doch nicht, in welcher Stimmung uns ein ſolches Buch treffen wird; und welcher Menſch hätte nicht ſeine ſchwachen Augenblicke? Die Unzuverläſsigkeit des menſchlichen Herzens macht hier groſse Vorſicht nöthig. Manche Schrift, die eben keine ſchlechte Tendenz hat, enthält doch viele Stellen, die in einer unbewachten Stunde ein gefährlicher

Zunder unſittlicher Begierden werden könnten. Lies daher vorzüglich ſolche Schriften, die zugleich deinen Verſtand erleuchten und dein Herz erwärmen, die dich über deine moraliſchen Angelegenheiten aufklären und für ſie gewinnen, in denen ſich das Wahre, Schöne und Erhabene mit dem Guten vereinigt, und Verſtand, Gefühl und Wille eine gleich kräftige, den Wachsthum des moraliſchen Lebens befördernde Nahrung erhalten, die in dem Beyſpiele groſser und edler Menſchen, in der Schilderung vortrefflicher Charaktere, der Darſtellung uneigennützig verdienſtvoller, mit Aufopferung verknüpfter Handlungen, Tugend lehren, ihre Wirkung in verſchiedenen Situationen zeigen, ihren Werth erheben, dir deine moraliſchen Verhältniſſe vergegenwärtigen, dich auf deine Pflichten in denſelben aufmerkſam machen, und dich, durch eine geiſtvolle Behandlung für ſie begeiſtern, tiefe Empfindungen für ſie aufregen, die das menſchliche Herz in moraliſcher Hinſicht, und in denjenigen Zügen entfalten, durch deren Bearbeitung du vorzüglich viel über dich ſelbſt gewinnen würdeſt. Die Bibel, in einen zweckmäſsigen, den Bedürfniſſen des Zeitalters angemeſſenen, und in ſeiner Sprache abgefaſsten Auszug gebracht, würde hier noch immer das wichtigſte Buch bleiben.

Vergegenwärtige dir ſtäts den letzten Zweck deiner Lectüre, moraliſche Erbauung, und vergiſs dieſen auch da nicht ganz, wo du zunächſt in andrer Abſicht, wie etwa zur Belehrung und Unterhaltung lieſeſt. Berechne den reellen Gewinn derſelben immer nach dem, was du dabey für die Bildung deines Herzens, für die Belebung des moraliſchen Gefühles, und die Befeſtigung des tugendhaften Willens erlangt haſt. Das wird alle ſchädliche Eindrücke, die etwa der eine oder andre Gedanke machen könnte, entfernen, dich immer aufmerkſam auf die Bewegungen deines Herzens halten, dich auf alles Gute angeſtrengter achten lehren, und es deinem Geiſte inniger mittheilen, tiefer einprägen, und dich auch aus dem manche groſse Lehre, manche kräftige Empfindung ziehen laſſen, was ſonſt für dich ohne Bedeutung und Nutzen geweſen wäre.

Lies mit Anſtrengung deiner geſammten Geiſteskräfte. Es gibt ein paſſives, hingegebenes, üppiges Leſen, das nichts als Sache eines geiſtigen Luxus iſt, wobey man ſich von ſeinem Schriftſteller gängeln läſst, und nichts weiter verlangt, als ſo eben in einer langſamen, ruhigen Thätigkeit gehalten zu werden, vom Ganzen nichts faſst, und nur bey den Stellen verweilt, die für die Empfindung einiges Intereſſe haben, angenehme Phantaſiebilder herbeyführen, immer zerſtreut iſt, von jedem dazwiſchen tretenden Gedanken unterbrochen, und auf etwas anders hingeleitet wird. Ein ſolches Leſen hat weder intellectuellen noch moraliſchen Nutzen, kann weder den Verſtand aufklären, noch das Herz in guten Geſinnungen ſtärken. Dagegen dient es den Geiſt zu verweichlichen, ihm Selbſtthätigkeit und Energie zu rauben, und ihn allen Gefahren unbewachter Eindrücke bloſs zu ſtellen.

Lies aber auch mit Nachdenken. Alle Anſtrengung, womit du dich zuſammen hältſt, um deinem Schriftſteller zu folgen, und ihn im Ganzen zu faſſen, wird ihn dir nicht lehrreich, die Beſchäftigung mit ihm nicht nützlich machen, es nicht verhüten, daſs auch das beſte Buch dir ſchädlich werde, nicht manche verkehrte Meynung in dir erwecke, manche fehlerhafte Neigung verſtärke: wenn es dir nur darum zu thun iſt, dir die Gedanken andrer zu eigen zu machen; wenn du alles, was von dieſem oder jenem Manne kommt, ſchon deſswegen für ausgemacht, beyfalls- und befolgenswerth hältſt, und mit blinder Partheyſucht auffaſſeſt. Auch die gröſsten Männer haben geirrt, und nicht ſelten haben kleine ihre Irrthümer eingeſehen und verbeſſert. Was in dem Munde eines andern wahr iſt, iſt es darum nicht auch für dich. Was in ſein Gedanken-Syſtem paſst, eignet ſich darum nicht auch für das deinige, das, ſo ſehr es ſich auch dieſem nähern mag, doch durch die Eigenthümlichkeiten deiner Denk- und Empfindungsweiſe verſchieden modificirt iſt. Was aber noch mehr Beherzigung verdient, iſt: daſs jener andre moraliſche Bedürfniſſe hat als du; daſs dir mancher Gedanke ſchädlich wird, den jener kräftig zu ſeiner Veredlung zu verarbeiten weiſs; daſs mancher in dir das moraliſche Gefühl ſchwächt, der es bey jenem belebt; daſs manche Anſicht, die jenem eine Sache recht groſs und ehrwürdig darſtellt, ſie dir gemein macht. Darum weiche nie der Geiſt weiſer Prüfung vor dir. Laſs dich nie von Vorurtheilen oder Neigungen des Herzens hinreiſsen, etwas zu billigen, was du nicht reiflich unterſucht haſt, was dir vielleicht ein ruhiges Urtheil zu verwerfen geböthe. Jede Art der Nachbeterey und der Anhänglichkeit an Autoritäten erzeugt auch im Willen Feigheit, Sclavenſinn, Schwäche, blinde Folgſamkeit, wobey die Richtung auf das Gute nie dauerhaft ſeyn kann.

Endlich beherrſche deine Phantaſie, unterwirf ſie überall dem Verſtande, verſtatte ihr weiter keinen Einfluſs, als da, wo dieſer ihrer bedarf, Stoff zu ſeinen Gedanken, oder Bilder zur Verdeutlichung des Geleſenen herbeyzuſchaffen. Wo ſie durch nichts beſchränkt iſt, da verhindert ſie das helle und ordentliche Denken, ſchweift immer auf Nebengedanken aus, verfälſcht die Begriffe, ſtört die Reinheit der Anſichten, ſetzt überall Fremdartiges an, zieht einzelne Stellen und Ideen hervor, die zurückgeſetzt, ſetzt andre zurück, welche hervorgezogen werden müſsten, um das Ganze richtig zu faſſen. Noch ſchädlicher iſt ſie dem Herzen, deſſen wahres Intereſſe nicht beſſer beſorgt wird, als wenn die Wahrheit in ihrer klaren Einfalt, ohne alle Zuthat, darauf wirkt. Jeder erborgte Schmuck iſt unnütz, verdunkelt ihr eigenthümliches Weſen, oder vermiſcht ſie mit ſolchen Empfindungen, die ſie nothwendig verunreinigen müſſen. Die Sinnlichkeit iſt immer wach, ſucht aus allem, durch Hülfe der Einbildungskraft, Nahrung zu ziehen, und es gelingt ihr, wo wir nicht über dieſe die ſtrengſte Gewalt behaupten. Sie befleckt auch das Heiligſte, entweiht auch den edelſten Gedanken, wenn wir ſie nicht dem Intereſſe des richtigen Verſtandes und des tugendhaften Willens unterordnen.

Siebente Regel. Benutze die kirchlichen Uebungen fortdauernd zur Stärkung des moraliſch-religiöſen Sinnes. Als Vorbereitungsmittel zur moraliſchen Veredlung, haben wir dieſe im Vorhergehenden gewürdigt. Wir konnten ſie da nur in ſo fern betrachten, als durch ſie das moraliſche Gefühl geweckt, entwickelt, verdeutlicht und belebt, und der Menſch in den Stand geſetzt werden ſoll, den Beruf der Veredlung anzuerkennen, und mit Freyheit zu übernehmen. Hier finden wir ihn ſchon frey, ſchon wirklich im Ringen nach dem groſsen Ziele jenes Berufes begriffen, worin er ſich, durch die Handlungen und Gebräuche, die die Kirche von ihm fordert, unaufhörlich befeuern ſoll. Hier erweitert ſich daher auch unſre Anſicht von ihr ſelbſt, ihrer Beſtimmung und ihrem Zwecke. Sie geht nun nicht mehr bloſs darauf aus, durch gemeinſchaftliche Bemühungen die ſittlichen Anlagen zu bilden, ſondern dieſe Anlagen auch für die Veredlung wirkſam zu machen. Sie wird eine unſichtbare, eine Gemeine der Heiligen, die nur diejenigen unter den Gläubigen zu ihren Gliedern zählt, die ſchon eine kräftige Richtung auf das Gute genommen haben, in denen das Streben nach Veredlung rege iſt, welches Streben ſie zu einem gemeinſchaftlichen macht.

Die Uebungen, die ſie in dieſer Hinſicht vorſchreibt, ſind öffentliche Andachten, gewöhnlich, aber etwas unſchicklich, Gottesdienſt genannt. Sie beſtehen in gemeinſchaftlicher Geiſteserhebung zum Weſen aller Weſen, gemeinſchaftlicher Belehrung und Erweckung zum Guten, und in der gemeinſchaftlichen Beobachtung gewiſſer Zerimonien, wodurch die Vereinigung aller zum Streben nach Einem Ziele ſinnlich dargeſtellt, und die religiöſen Ideen dem Gemüthe tiefer eingeprägt, rührender und feierlicher gemacht werden ſollen. In jeder dieſer Hinſicht ſind öffentliche Andachten, der Stärkung in guten Geſinnungen ungemein beförderlich.

Schon die moraliſche Vereinigung der Religiöſen, unter der Anerkennung Eines oberſten Herrn über alle, gleicher Bedürfniſſe und Zwecke iſt von groſser Wirkung auf das Herz, den Egoismus zu ſchwächen, und die Idee der Menſchheit, als eines eng verbundenen Ganzen, die die Norm und das Prinzip aller Veredlung iſt, zu beleben, ſinnlich darzuſtellen, und kräftige Gefühle für ſie zu wecken. Im geſchäftigen Leben wird uns die Menſchheit fremd — in der Welt ſtöſst ſie uns von ſich aus, oder unſer Herz reiſst ſich von ihr los. Wenn ſie uns auch oft durch die Bedürfniſſe, die wir durch ſie befriedigen, durch die Unterſtützungen, die wir von ihr erwarten müſſen, anzieht, durch empfangene Wohlthaten Dankbarkeit und Zuneigung einflöſst, durch ihre Leiden unſer Mitgefühl, durch ihr ſchreiendes Elend unſre Theilnahme rührt, für einzelne vortreffliche oder gleichgeſtimmte Individuen uns ein Herz voll Achtung, Liebe und Vertrauen gibt: ſo entfernt ſie doch noch weit öfter den Einen vom Andern, durch die Colliſionen, worin ihre Privatabſichten mit einander gerathen, durch den Eigennutz, der ſich in dem Intereſſe des andern gehindert und beeinträchtigt, durch den Ehrgeitz, der ſich durch die Anſprüche des andern gedemüthigt ſieht, durch den Stolz, der ſich über alles erhebt, durch die Unerſättlichkeit, die alles an ſich reiſsen will, durch die Ungleichheit der Glücksgüter, die den Aermern und Niedrigen von Reichen und Angeſehenen zurück hält, durch traurige Erfahrungen über die Geſinnungen der Menſchen, durch die verminderte Achtung, die nicht ſelten die Folge einer nähern Bekanntſchaft iſt, durch mancherley Miſskennungen, abſichtliche und unwillkührliche Kränkungen. Durch

Nachdenken über die Würde der Menſchheit und ihre enge Verbindung, und durch Vergegenwärtigung der Forderung des moraliſchen Geſetzes ſich über das alles zu erheben, und die Eindrücke davon dahin zu ſchwächen, daſs wir in ihrem Intereſſe noch immer das unſrige erkännten, und unſer Herz noch immer für ſie warm bliebe, dürſte es uns nur ſelten gelingen. Aber lebendig tritt unſer groſses Verhältniſs zur Menſchheit vor unſre Seele beym Anblicke einer Verſammlung, die eine Angelegenheit zuſammen geführt hat, die allen in gleichem Grade wichtig iſt, wo ſich alle in demjenigen vereinigt finden, was ſie jetzt einzig beſchäftigt, was ſie für ihr Höchſtes und Heiligſtes halten, wo alle ſich als Bürger der überſinnlichen Welt, als Geweihte der Ewigkeit betrachten, vor der die Verſchiedenheiten und Colliſionen der Erde in die Schatten der letztern zurück treten. Wie mächtig muſs hier der Gedanke das Herz ergreifen: alle, die du hier ſiehſt, unter denen ſo mancher iſt, den du haſſeſt, gegen den dich Eigennutz und Neid empören, über den dein Stolz ſich verachtend erhebt, von dem Miſsverſtändniſſe dich entfernt halten, ſind durch das engſte Band mit dir verbunden, haben mit dir gleiche Rechte und Hoffnungen, finden wie du den würdigſten Preis ihres Lebens nur in dem Streben nach dem Beſſern, huldigen alle Einem Herrn, ſind in dem Weſentlichen ihrer Menſchheit ganz wie du biſt — und nicht bloſs die du hier ſiehſt, alle Vernünftigen gehören zu dem Einen moraliſchen Reiche, das dir dieſe religiöſe Verbrüderung im Bilde darſtellt! Wenn irgend etwas die reine moraliſche Menſchenliebe, die der Geiſt aller Tugend iſt, nähren kann, ſo iſt es die, mit einer ſolchen Anſicht verknüpfte Theilnahme an religiöſen Verſammlungen.

Noch gröſser wird die Wirkung dieſer Vereinigung dadurch, daſs ſie, zwar zunächſt nur auf Entwickelung des moraliſchen Gefühls, durch Wechſelwirkung der Gläubigen, zuletzt aber auf ein gemeinſchaftliches Streben nach Veredlung berechnet iſt. Die Idee der Veredlung und dieſes Strebens, wird in uns lebendiger, feierlicher, rührender und wirkſamer. Es iſt nun nicht mehr bloſs unſre Sache, Aufgabe unſres eignen Lebens, Befehl unſrer ſubjectiven Vernunft. Es iſt Sache der Menſchheit, die heiligſte Angelegenheit aller, Ziel des ganzen Geſchlechtes, Befehl der objectiven höchſten Vernunft. Auch für den, dem Religion und Sittlichkeit gleichgültig ſind, muſs eine Verſammlung von Menſchen, alle von Einem Intereſſe begeiſtert, alle von Einem Gedanken, von Einer Empfindung durchdrungen, von Einem Streben nach Einem erhabenen Gute beſeelt und hingeriſſen, ein groſser herzerweiternder Anblick ſeyn. Wie viel mehr für den, der ſelbſt daran Theil nimmt, der eben ſo von andern befeuert wird, als er ſelbſt dazu beyträgt, ſie wieder zu befeuern.

Die öffentliche kirchliche Andacht iſt gemeinſchaftliche Erhebung des Geiſtes zum Unſichtbaren, feierliche Richtung auf das Weſen aller Weſen, Huldigung dem Herrn der Welt, dem Geſetzgeber, Regierer und Richter des moraliſchen Univerſums, Gebet und Betrachtung. In ſo fern hat ſie die Wirkung, die wir im Vorhergehenden von jeder moraliſch - religiöſen Sammlung des Gemüthes angeführt haben, daſs ſie nähmlich das Gemüth den frivolen Zwecken und Beſchäftigungen des irdiſchen Sinnes, den Zerſtreuungen des gewöhnlichen Lebens entreiſst, ihm moraliſch-religiöſe Ideen näher bringt, gröſseres Intereſſe für ſie erweckt, ſie inniger an alle Umgebungen anknüpft, und die Fähigkeit ſie zu denken, und in ihrem Geiſte zu wollen vermehrt. Aber ſie hat dieſe Wirkung in einem höhern Grade; denn ſie iſt angelegentlicher, feierlicher, und durch das Gemeinſchaftliche mehr belebt. Die einſame Beſchäftigung mit moraliſchen Gedanken iſt willkührlicher, daher man ſich auch leichter unterbrechen läſst. Man macht ſie ſich nie ſo beſtimmt zum Zwecke, daſs man darum alle Störungen entfernte, alle Hinderniſſe wegſchaffte, alle dazwiſchen tretende dringende Geſchäfte aufſchöbe, eine ungünſtige Stimmung überwände, und die fehlende Dispoſition durch Anſtrengung erzeugte; man weiſs, man werde daſſelbe auch zu einer andern, mehr dazu geeigneten, Zeit verrichten können. Die öffentliche Andacht iſt an eine beſtimmte Zeit gebunden, hier findet kein Aufſchub Statt, man weiſs vorher die Stunde, die ihr geweiht iſt, wo ſich alle dazu verſammeln, wo man kein andres Geſchäft treiben ſoll. Man iſt genöthigt, ſich jetzt dazu anzuſchicken und darauf vorzubereiten, und eben das verſetzt uns ſchon einiger Maſsen in die erforderliche Gemüthsverfaſſung, die wir leicht durch eigne Bemühungen noch mehr verſtärken. Sie iſt feierlicher als die einſame; denn ſie iſt mit gewiſſen Cerimonien verknüpft, die bey dieſer entweder alle Bedeutung, oder doch ihre rührende Kraft verlieren. Endlich erhöht auch das Gemeinſchaftliche die Andacht, vergegenwärtigt uns das Ueberſinnliche mehr. Von allen Umgebungen iſt da der religiöſe Eindruck der ſtärkſte; alle haben eine hervorſpringende moraliſche Beziehung, die nicht allein die ſinnliche Zerſtreuung verhindert, ſondern auch die Richtung unſers Gemüthes auf das Unſichtbare unterſtützt. Heilig iſt der Ort, heilig der Zweck, heilig die Gedanken der Menſchen, die hier verſammelt ſind; nur ein ruchloſes Gemüth könnte ſich hier mit Unheiligem beſchäftigen. Alles ſcheint uns ein Gefühl der nähern Gegenwart des höchſten Weſens einzuflöſsen.

Die öffentliche Andacht iſt ferner *gemeinſchaftliche Belehrung* über die Gegenſtände des moraliſchen Glaubens, eine gegenſeitige Mittheilung der Ueberzeugungen und der erweiterten Einſichten, worin der Kirchenlehrer die Glieder der Gemeine vertritt, der dazu angeordnet iſt, den Kirchenglauben, aus dem Geſichtspuncte des Symbols, weiter zu führen, den Bedürfniſſen der Zeit und den Fortſchritten der Aufklärung anzueignen. Auch von dieſer Seite betrachtet, hat ſie bedeutende Vorzüge vor dem einſamen Unterrichte durch Lectüre und Nachdenken. Der lebendige Vortrag gibt jeder Wahrheit mehr Gewicht und ſinnlichen Nachdruck, macht ſie geſchickter, die beabſichtigte Wirkung auf das Herz nicht zu verfehlen. Die Belehrung iſt mehr von einem praktiſchen Geiſte belebt, mehr von der ſpeculativen Tendenz entfernt, die ſich beym Leſen, auch da, wo es zunächſt auf Erbauung angelegt war, ſo leicht des Geiſtes bemächtigt, und den moraliſchen Einfluſs ſchwächt. Hier iſt aller Unterricht auf die ſittlich-religiöſen Bedürfniſſe berechnet, ſeine ganze Beſchaffenheit, wenn er anders zweckmäſsig iſt, arbeitet dem finſtern, zweckloſen und überſchwänglichen Grübeln entgegen. Jeder Gedanke liegt dem Herzen eben ſo nahe als dem Verſtande. Nichts iſt darin bloſs Theorie; das Ueberſinnliche, womit er ſich beſchäftigt, erſcheint darin nirgends als Gegenſtand des Wiſſens, überall als Beſtimmungsgrund und Regulativ des Handelns. Die feierlichen Umgebungen, und der Umſtand, daſs hier eine Perſon im Namen *aller* redet, den allen gemeinſchaftlichen Glauben vorträgt, erhöhen die Kraft ſeiner Lehre, und das gemeinſchaftliche Glaubensbuch, von dem er ausgeht, knüpft die Vereinigung feſter, und erhöht durch Gemeingeiſt den religiöſen Enthuſiasmus.

Die öffentliche Andacht iſt *gemeinſchaftliche Erweckung zum Guten*, durch Belebung des moraliſchen Gefühls, durch Darſtellung der Tugend in ihrer Einfalt und Würde und in ihren groſsen Beziehungen, durch Erinnerung an Gott, ihr höchſtes Urbild, an ſeinen Willen und an ſeine Vergeltung. Auch hierin iſt der eben angeführte Umſtand von groſser Wirkung. Mit der frommen Stimmung, die den Gläubigen in die Verſammlung begleitet, und ihn für religiöſe Eindrücke empfänglicher macht, vereinigt ſich der Gedanke, daſs der Redner in dem, was er von dem Werthe der Tugend ſagt, die Ueberzeugung aller ausdrücke, daſs ſie allen ſo heilig und ehrwürdig ſey, als er ſie ſchildert, daſs durch ihn alle, einer den andern, ermuntern und anfeuern, daſs das, was er ſo ſtark andringt, neben der höchſten Angelegenheit jedes Einzelnen, auch das höchſte Intereſſe des Bundes ſey, um die Kraft jener Darſtellung und Erinnerung noch mehr zu heben. Tiefer rührt das ernſte Wort, in der heiligen Stunde, am ehrwürdigen Orte, im Andenken an Gott, vor vielen Zeugen, und in vieler Namen geſprochen.

Die öffentliche Andacht beſteht endlich in der Beobachtung gewiſſer religiöſer Gebräuche, die dazu beſtimmt ſind, die Ideen des Unſichtbaren zu verſinnlichen, dem Verſtande und Herzen näher zu bringen, die Erhebung des Geiſtes zum Ueberſinnlichen zu erleichtern, die geſellſchaftliche Verbindung feſter zu machen, die Gemüther für ihr Intereſſe mehr zu erwärmen, das Andenken edler und verdienſtvoller Menſchen, und beſonders ſolcher, deren Leben für den Bund wohlthätig geworden iſt zu erhalten, und dadurch zur Dankbarkeit gegen ſie, zur frommen Nacheiferung, und zur treuen Anhänglichkeit an das Inſtitut zu ermuntern. Die moraliſche Wirkſamkeit dieſer Gebräuche hängt freylich zum Theil von ihrer Beſchaffenheit ab, ob ſie nähmlich ihrer Beſtimmung und dem Geſchmacke des Zeitalters angemeſſen ſind, ihre Bedeutung nicht zu tief verſchleiern, das Moraliſche und Religiöſe nicht zu ſehr zum Sinnlichen hinabziehen, den Aberglauben, die Schwärmerey und Geheimniſsſucht nicht begünſtigen, und doch rührend und herzerhebend ſind. Wo dieſes fehlt, darf man ſich freylich weniger von ihnen verſprechen: aber es ſteht doch noch immer in unſrer Gewalt, die Eindrücke, die ſie auf unſer Herz machen, zu veredeln, und ſie für die Stärkung unſrer tugendhaften Geſinnung zu benutzen. Auch in einem weniger gefälligen Gewande, auch da, wo ſie der Aberglaube entſtellt, zum blinden Fetiſchism herabgewürdigt hat, kann eine religiöſe Cerimonie für die Tugend fruchtbar werden. Es kommt ja nur auf uns an, wie wir ſie gebrauchen, was wir dabey denken, zu welchen Betrachtungen und Erinnerungen wir uns dadurch wollen ſtimmen laſſen. Der mangelhafte Cultus kann daher auch für den Gebildeten nie ein gegründeter Vorwand ſeyn, ſich den religiöſen Uebungen zu entziehen. Auch er könnte hier noch immer ſein Andachtsgefühl beleben, ſeinen Geiſt mit groſsen Gedanken nähren, durch das vergegenwärtigte Bild der Tugend im Leben edler Menſchen, ſich für ſie erwärmen, durch das Andenken an ihre Verdienſte, ſich in gemeinnütziger Thätigkeit ſtärken.

Achte Regel. Suche den Umgang mit weiſen und tugendhaften Menſchen. Er überzeugt auf eine ſehr anſchauliche Art von der Möglichkeit einer überall behaupteten Tugend, die uns oft, durch ſo manchen vergeblichen Kampf mit uns ſelbſt, durch ſo manchen Fehltritt, den wir, ungeachtet unſers ernſtlichen Vorſatzes, ihn nie wieder zu begehen, doch wieder begingen, durch den fortdauernden und immer erneuerten Reitz zur Sünde, durch die Erfahrung, daſs auch der Beſte ſich nicht ſelten von tief eingewurzelten Neigungen hinreiſsen laſſe, zweifelhaft wird. Wenn dann auch die, mit denen wir umgehen, nicht ganz ohne Mängel ſind: ſo finden wir ſie doch nicht ſelten von denjenigen frey, die wir für ein allgemeines Loos menſchlicher Schwachheit, und darum für unverbeſſerlich hielten; wir finden an ihnen ein ernſtliches und angeſtrengtes Streben auch die übrigen zu beſiegen, das uns vollkommen verſichern muſs, es werde ihnen einſt damit gelingen. Nichts iſt aber dem Fortgange der Tugend mehr hinderlich, als der Wahn, daſs ſie in ihrer ganzen Gröſse und in ihrem ganzen Umfange nicht erreichbar ſey, daſs es fehlerhafte Charakter-Züge gebe, die man nicht vertilgen könne. Nichts unterſtützt dieſen Fortgang, erhöht unſern Enthuſiasmus, belebt unſern Muth mehr, als die Ueberzeugung, daſs wir durch einen feſten Willen alles vermögen. Hiermit ſteht das Zutrauen zu uns ſelbſt, und der Glaube an die Menſchheit in ſehr genauer Verbindung. Wer dieſen Glauben in der Welt, auf dem groſsen Kampfplatze menſchlicher Leidenſchaften, unter der unüberſehbaren Menge kurzſichtiger, vorurtheilsvoller, verblendeter, engherziger, verkehrter, egoiſtiſcher, aufgeblaſener, argliſtiger und boshafter Menſchen verloren hat — und wer kann läugnen, daſs es leicht ſey, ihn da zu verlieren — der ſuche ihn wieder in den Armen eines edeln Freundes, und er wird ihn nicht vergebens ſuchen.

Der Umgang mit guten Menſchen bewahrt uns vor Leichtſinn, Selbſtvergeſſenheit und ausſchweifender Zerſtreuung, worin auch geſetzte und tugendhafte Menſchen nicht ſelten, ohne es merken, hineingezogen werden, und da manches begehen, was nachher keine Reue wieder vertilgen kann, und was unwiederbringlich einen Theil ihrer Ruhe und Willensſtärke mit wegnimmt. Er umgibt uns überall mit einer weiſen Beſonnenheit, mit dem heiligen Ernſte der Tugend, der uns nichts unſrer Unwürdiges thun läſst. Er macht unſern Charakter feſt, und bringt Ueberlegſamkeit in unſre Handlungen. Er ſetzt uns in ein ſolches Verhältniſs zur Welt, ihren Verbindungen, Geſchäften und Freuden, daſs wir ihre guten Eindrücke in uns aufnehmen können, ohne durch die ſchlechten verdorben zu werden, und vereinigt in ſich die Vortheile der Einſamkeit und des geſellſchaftlichen Lebens.

Er belehrt uns kräftiger als das todte Wort über die Natur eines würdigen Verhaltens, zeigt ſie uns in verſchiedenen und oft verwickelten Situationen des Lebens, in der Befolgung von Maximen, die aus freyer Ueberzeugung gefloſſen, nicht bloſs reiflich, ſondern auch vorzüglich in praktiſcher Hinſicht überdacht ſind, und muntert uns dadurch auf, das Nachdenken darüber, wo die Darſtellung in den Handlungen des andern aufhört, für uns ſelbſt weiter fortzuſetzen, und uns nicht bloſs mit den reinen Grundſätzen der Tugend bekannter zu machen, ſondern uns auch auf eine unterhaltende Art mit ihr zu beſchäftigen, und uns mit ihrem herrlichen Geiſte immer mehr zu befreunden. Er gibt uns Veranlaſſung, unſre eignen moraliſchen Ueberzeugungen zu prüfen, zu berichtigen, und das, was Vorurtheile und ſinnliche Neigungen dazu beygetragen haben, und was daher die unumſchränkte Gewalt der Tugend über uns hindert, ſorgfältig davon abzuſondern.

Er ſtellt uns den Werth der Tugend ſinnlich, mithin kräftiger und ſprechender dar. Herrlicher, ehrwürdiger, göttlicher als der erhabenſte Gedanke von ihr, als ihre beredteſte Schilderung iſt ihre Erſcheinung im Leben. Ungeachtet aller Mängel, die ihr hier noch ankleben, aller Flecken, die ſie hier noch verunſtalten mögen, iſt ſie doch gröſser als in der Betrachtung des Verſtandes. Sie iſt nicht mehr bloſses Ideal, ſie iſt Stärke des Willens, Kraft der Menſchheit, glorreicher Sieg der Vernunft. Es iſt nicht möglich, ſich alle Lagen und Verhältniſſe des Lebens, in die ſie ihren verſchönernden Einfluſs äuſsert, zu vergegenwärtigen, noch weniger ſich ſie ſo lebhaft, ſo beſtimmt, und in der feinen Nüancirung zu vergegenwärtigen, daſs daraus eine vollſtändige Einſicht in die Wirkungen der Tugend hervorginge. Gerade die kleinen Umſtände, die entweder unſre Einbildungskraft nicht alle faſſen kann, die unſrer Aufmerkſamkeit ſo leicht entſchlüpfen, oder die wir nicht der Mühe werth halten, auf ſie zu achten, wenn wir blos in Gedanken mit ihnen beſchäftigt ſind, würden uns hier am lehrreichſten ſeyn. Der vertrautere Umgang mit guten Menſchen enthüllt uns auch dieſe, und zeigt uns in der Erfahrung, im ganzen Leben das ſchöne Gebieth der Tugend, das, unter ihrer Herrſchaft, in allen ſeinen Theilen glücklich iſt.

Dieſer Umgang verſtärkt überdem das Intereſſe der Tugend, durch das Intereſſe der Nacheiferung, ohne daſs jenes dadurch verunreinigt würde: denn um das Beſtreben zu fühlen einem andern in irgend einer Sache gleich zu kommen, muſs man dieſe Sache ſchon für etwas, das an ſich des Beyfalles werth ſey, halten. Ohne das wäre nichts da, was jenes in uns wecken könnte. Wo dieſes aber iſt, da wird die natürliche Wichtigkeit der Sache dadurch erhöht, daſs wir auch andre darnach ringen ſehen; es entſteht ein edler Wetteifer, und in demſelben wird das Gefühl für ſie immer wärmer, die Thätigkeit unermüdeter und ordnungsvoller. Der gefährliche Aufſchub, der uns da, wo wir etwas bloſs in Beziehung auf uns ſelbſt zu haben wünſchen, ſo leicht beſchleicht, wird da verhindert, wo man hinter andern nicht zurück bleiben will. Das Ziel der Tugend erſcheint uns in den vortrefflichen

Eigenſchaften andrer verſinnlicht, wir haben es gegenwärtiger, und ſind darum mehr für daſſelbe eingenommen. Zu der reinen Achtung für ſie, geſellt ſich noch die Achtung und oft freundſchaftliche Geſinnung gegen den, in deſſen Leben wir ſie finden, wodurch jene verdoppelt wird.

Endlich dient auch der Umgang mit weiſen und edeln Menſchen dazu, uns an die Tugend zu gewöhnen. Gutes und Schlechtes, was wir oft ſehen, theilt ſich uns unvermerkt mit. Die Fertigkeit beydes zu denken, die ſich dadurch in uns erzeugt, geht bald auch in Fertigkeit, dem angemeſſen zu handeln, über. Für das Schlechte vermindert ſich unſer Abſcheu, wir ſöhnen uns mit ihm aus; für das Gute vermehrt ſich unſre Achtung, wir entdecken an ihm immer mehr Vorzüge, und es wird uns immer mehr zum Bedürfniſs. So gefährlich es daher iſt, mit böſen, leidenſchaftlichen Menſchen umzugehen, indem ſich uns dann unvermerkt ſchlimme Neigungen mittheilen, die nicht in unſrer Natur lagen, und diejenigen, zu denen wir Anlage hatten, ſtärker werden: ſo wohlthätig iſt es, in der

Nähe von Tugendhaften zu ſeyn, indem auch da ihre guten Eigenſchaften unwillkührlich zu den unſrigen werden, ihre Denkungsart mit der unſrigen zuſammenwächſt, unſre Seele ſich mit ſchönen und edeln Gedanken anfüllt, die bald zur That reifen, ein kräftiger Geiſt der Tugend über uns kommt, der uns ſtäts auf ihre Wege führt.

Eine ähnliche Wirkung läſst ſich von der Betrachtung vorzüglicher Charaktere erwarten. Auch ſie iſt ein geiſtiger Umgang, auch ſie kann eine erhabene Freundſchaft zwiſchen uns und ihnen ſtiften, uns durch die Erwägung ihrer herrlichen Eigenſchaften für die Tugend erwärmen und an ſie gewöhnen, zur Nachahmung ermuntern, und uns eine groſse Art zu denken einflöſsen. Wir haben hier noch den Vortheil, daſs wir uns zu dieſem geiſtigen Umgange die Vortrefflichſten, diejenigen, die mit uns am meiſten ſympathiſiren, oder die ſich durch ſolche Tugenden auszeichnen, die unſrer Sorge am meiſten bedürfen, auswählen, und uns ſo oft und ſo lange, als es uns gefällt, mit ihnen beſchäftigen können, daſs dieſer Umgang zwangsloſer, und zugleich, wo ſie aus weiter Ferne vor uns hintreten, oder aus dem Dunkel der Vergangenheit auferſtehen, feierlicher, herzerhebender iſt. Dagegen fällt der Nutzen einer vertrauten Mittheilung, einer ſpeciellern Bekanntſchaft, und einer genauern Beobachtung, die nur im wirklichen Zuſammenleben möglich ſind, weg.

Ausgezeichnete Menſchen haben gewöhnlich auch ausgezeichnete Fehler, die der Glanz ihrer Tugenden ſo leicht überſtrahlt, oder mit in ſeine Beleuchtung hineinzieht. Es iſt groſse Vorſicht nöthig, um nicht durch ihn geblendet zu werden, und unter dem Scheine der Tugend nicht auch das Laſter achten und ausüben zu lernen.

Es kann auch nicht ſchädlich ſeyn, zuweilen ſchlechte Menſchen aus der Ferne zu beobachten, um durch den Anblick ihrer Laſter und der verderblichen Wirkungen derſelben im Leben, ſeinen Abſcheu gegen dieſelben zu vermehren; wozu allerdings das lebendige Beyſpiel viel kräftiger iſt, als die darſtellendſten und feurigſten Predigten, um an ihnen zu lernen, wie Fehler entſtehen, wachſen, genährt werden, das Herz ergreifen, ſich da feſt ſetzen, und immer weiter ausbreiten, immer neue nach ſich ziehen, und wie man ſich daher am beſten gegen ſie verwahren könne. Aber nie darf dies ein vertrauter Umgang werden. Keine Tugend iſt gegen ſeine Gefahren ſtark genug gewaffnet. Und dieſe Gefahren ſind um ſo viel gröſser, je näher ſolche Menſchen mit uns verbunden ſind, je mehr liebenswürdige Eigenſchaften ſie uns intereſſant machen, je mehr ein aufgeklärter Verſtand, ein richtiger Geſchmack, eine gefällige Bildung, feine Sitten, ein angenehmes und unterhaltendes Betragen, uns für ſie einnehmen, und an ihren Umgang feſſeln.

Neunte Regel. Beſchäftige dich oft mit moraliſcher Betrachtung der Natur. Die Stimmung der Seele, worin uns eine ſolche Betrachtung verſetzt, iſt der Tugend ungemein günſtig. Sie iſt Entfernung alles deſſen, was die Sinnlichkeit ſtark afficirt, heftige Begierden aufregt, oder uns doch den Eindrücken der Weltgüter und Welterſcheinungen hingibt, Entfernung alles deſſen, was uns als Verlangen, Bedürfniſs und Sorge ſtark bewegt, und in den Strudel des Lebens hineinzieht. Sie iſt nicht ohne Rührung, aber die Empfindungen, woraus dieſe beſteht, ſind ruhig, geordnet, vom Verſtande geweckt und begleitet, beſchäftigen, unterhalten und erheitern die Seele ohne ein ſinnlich eigennütziges Intereſſe, ein Streben, irgend etwas zu beſitzen, zu erzeugen. Zurückgezogenheit, Stille, Unbefangenheit, und doch auch inniges Wohlgefallen, Befriedigung ohne körperlichen Genuſs, frohes Sinnengefühl ohne erhitzte Aufwallung des Blutes, das iſt es, was im Umgange mit der Natur unſer Gemüth erfüllt, und gerade das iſt auch die Stimmung, worin die Tugend das Herz bringt, wenn ſie einiger Maſsen die Herrſchaft über daſſelbe erhalten hat, das iſt die Stimmung, die uns zu ihrer Ausübung am meiſten aufgelegt macht.

Unter allem Sinnlichen iſt die Betrachtung der Natur am meiſten dazu geeignet, durch die eigenthümliche Beſchaffenheit der Gefühle, die mit ihr gepaart gehen, uns auf die reine Uneigennützigkeit vorzubereiten, mit der das Gute umfaſst und geübt werden muſs, wenn es in Veredlung des Lebens übergehen ſoll, und unſre Leidenſchaften, die ſich dem ſo oft widerſetzen, nach und nach dauerhaft zu mäſsigen, uns bey uns ſelbſt ſo einheimiſch zu machen, als es nöthig iſt, um unſer höchſtes Intereſſe zu beſorgen.

Der Umgang mit der Natur gibt ferner dem Geiſte eine gewiſſe Ernſthaftigkeit, eine Empfänglichkeit, und einen Sinn für ſolche Gedanken und Beſchäftigungen, die mit keinem eigentlichen Genuſſe, keiner ſinnlichen Rührung verbunden ſind — eine höhere Richtung, die auſser dem Angenehmen und Nützlichen, woran der Menſch, der ſich unaufhörlich in der Welt herum treibt, ausſchlieſsend klebt, auch das Schöne und Gute zu würdigen weiſs.

Die Betrachtungen, die ſich dem Menſchen da aufdringen, haben alle in etwa eine moraliſche Tendenz, ſind alle fähig, moraliſche Ideen in uns aufzuwecken, und dieſe durch ein ſinnliches Vehikel dem Gemüthe tiefer einzuprägen, mit ſeinen ſämmtlichen Angelegenheiten feſter zu verweben. Die Natur zeigt uns überall, ſelbſt dann, wenn wir von dem kleingeiſtigen Beſtreben, in jedem ihrer Producte irgend einen Zweck für die Genuſsfähigkeit

keit des Menſchen enträthſeln zu wollen abſtehen, Spuren von Planmäſsigkeit, Einheit, Weisheit und Ordnung, die ſich über das Ganze ihrer Erſcheinungen ausbreiten, und ſich auch da ahnden laſſen, wo wir ſie nicht beſtimmt erkennen. Sie erregt dadurch nicht allein unſre Verwunderung, ſondern klärt auch unſern Verſtand über dieſe moraliſchen Eigenſchaften mehr auf, und macht ſie durch die öftere Beſchäftigung mit ihnen dem Herzen zum Bedürfniſſe, lehrt uns nach Weisheit, Ordnung und Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt ſtreben, und überall planmäſsig, ordnungsvoll und harmoniſch handeln, ihre Eintracht, Mäſsigung, Sparſamkeit und Zweckmäſsigkeit zum Muſter unſers Lebens wählen, und uns von ihnen zu allen andern Forderungen der Tugend erheben. Bey einem tiefern Eindringen in den Geiſt, von dem ihre Geſtalten und Erſcheinungen bewegt werden, zeigt es ſich, daſs dieſer Geiſt kein andrer als ein moraliſcher iſt, offenbaren ſich in ihr überall Beziehungen auf die Tugend und die höchſte Beſtimmung des Menſchen, ihm dieſe anzudeuten, zu verſinnlichen, und in erhabenen Hieroglyphen ans Herz zu legen, und ihn im Streben nach derſelben zu unterſtützen. Dies gibt ihm nicht nur neue Veranlaſſung, ſich ſeine moraliſchen Angelegenheiten zu vergegenwärtigen, und ſich mit ihnen auf eine angenehme Art zu beſchäftigen: ſondern ſtellt ihm auch die Würde der Tugend, die Erhabenheit des Sittlichen über das Natürliche lebhafter dar, flöſst ihm gröſsere Ehrfurcht für ſie ein, und mit ihr einen thätigern und kräftigern Eifer, ſie ſeinem Leben anzueignen.

Der Anblick der Natur weckt mancherley Empfindungen auf, die mit dem moraliſchen Gefühle nahe verwandt ſind. Das Gefühl des Schönen, das uns ſo viele ihrer Gegenſtände und Erſcheinungen darbiethen, iſt, wie jenes, ein Gefühl des Geordneten, Zuſammenſtimmenden, Ineinanderflieſsenden, iſt, wie jenes, rein menſchlich, uneigennützig. Es iſt nicht möglich dieſes oft zu befriedigen, ohne daſs auch jenes dadurch genährt werde; und wem das Schöne in der Natur intereſſirt, den kann unmöglich das Moraliſche in den Handlungen gleichgültig laſſen. Je mehr unſer Auge ſich an ſchöne Geſtalten gewöhnt hat: deſto mehr werden edle Formen des Charakters uns zum Bedürfniſſe werden. Noch ſtärker trifft das Erhabene unſern moraliſchen Sinn; denn es iſt im Grunde nichts anders als verſinnlichte Würde, die Empfindung deſſelben nichts anders, als das Gefühl der ſittlichen Achtung, durch einen Gegenſtand auſser uns angeregt. Nicht dieſer Gegenſtand iſt erhaben, er iſt nur groſs, der Gedanke iſt erhaben, den der freye Geiſt von ſeiner Gröſse veranlaſst, in ſich hervorruft, das unbegränzte Vermögen der Vernunft, die unbeſiegte Kraft des guten Willens, die dadurch in uns offenbar werden. Es iſt nicht möglich, oft unter erhabenen Erſcheinungen und Schauſpielen der Natur herum zu wandeln, ihre herrlichen Wunder anzuſtaunen, ſich von ihrer Kraft und Gröſse oft ergriffen zu fühlen, und dabey eine gemeine niedrige Denkungsart zu behalten, ohne ſich an erhabene Geſinnungen zu gewöhnen. Der heroiſche Charakter der Tugend findet hier vorzüglich Nahrung, und dieſer iſt es auch, durch den ſie ſich behaupten, ins Leben eindringen, und den Widerſtand der Sinnlichkeit beſiegen muſs.

Zu dieſen geſellen ſich noch die Empfindungen des Sanften, Fröhlichen, Lebevollen, Reichen, Beſtändigen, Geſetzmäſsigen, Wohlthätigen, die der Anblick der Natur in ihren mannichfaltigen Erzeugniſſen und Veränderungen in uns erweckt, und die auch der Tugend in verſchiedenen Situationen mehr oder weniger eigen ſind, immer aber etwas an ſich haben, was uns ihr geneigt macht.

Schon wenn wir die Natur allein an ſich, in einer moraliſchen Verfaſſung des Gemüthes betrachten, dient dieſe Betrachtung dazu, jene Verfaſſung nicht bloſs zu unterhalten, ſondern auch zu erhöhen. Noch mehr aber iſt dies dann der Fall, wenn wir ſie zugleich aus dem religiöſen Geſichtspuncte anſehen, als Werk und Erſcheinung des höchſten Weſens. Sie wird uns dann ein Spiegel ſeiner erhabenen Eigenſchaften, die ſinnliche Darſtellung ſeiner unendlichen moraliſchen Vollkommenheit. Wir ſehen dann in ihrer ſchönen und kunſtvollen Anordnung die Heiligkeit, Weisheit und Güte des Ewigen. Sie iſt überall ſeines Geiſtes voll, alles bezieht ſich auf ihn, erinnert an ihn, erhebt die Seele zu ihm, erfüllt das Herz mit einem ehrfurchtsvollen und freudigen Gefühle ſeiner Nähe. Er wird uns gegenwärtiger, vernehmbarer, wir fühlen uns allenthalben von ihm umgeben, wir dürfen, wir können ihn, und mit ihm die Tugend nimmer vergeſſen. Der Gedanke an ihn wird uns theurer, unvertilgbarer, majeſtätsvoller und wirkſamer, wenn wir ihn in allem was die Natur Schönes, Erhabenes, Wohlthätiges und Erfreuliches hat, wieder finden. Unſre Würde erſcheint uns gröſser und heiliger, wenn wir wiſſen, daſs er es ſey, der uns alles unterwarf, alles unſern Bedürfniſſen anbequemte, alles für unſre Beſtimmung zweckmäſsig einrichtete.

Darum betrachte oft die Natur von ihrer moraliſch - religiöſen Seite, um dich durch ſie in eine der Tugend angemeſſene und förderliche Stimmung zu ſetzen. Sammle in ihrem Umgange deinen Geiſt zu einer weiſen Stille, zu einem beſonnenen Ernſte, und zu einer heitern Ruhe. Merke auf die Spuren der Ordnung, Weisheit und Mäſsigung, die ſich in ihr finden, und ahnde darin den hohen Geiſt der Tugend. Suche ihre moraliſchen Beziehungen immer beſſer zu verſtehen, deine Würde darin immer wärmer zu verehren. Gib dich hin den Gefühlen des Schönen und Erhabenen, des Sanften, Fröhlichen, Geſetzmäſsigen und Wohlthätigen, das ſie überall vor dir aufſtellt, daſs dadurch der Sinn für das Beſsre in dir genährt werde. Erkenne und bewundre in ihr die Groſse des Herrn, laſs ſie dich zu ihm erheben, dich immer feſter mit ihm verbinden, ihm dein Leben immer mehr hingeben.

Zehnte Regel. *Uebe überhaupt deine Vernunft, und vermehre ihren Einfluſs auf dein Herz.* Die Vernunft iſt das wirkſame Prinzip des veredelten Willens; ſie muſs ihn beſtimmen und leiten. Je nachdrücklicher ſie ſich ihm andringt, je lebhafter ſie ſich darſtellt, je leichter ſie ihre Thätigkeit ausübt, je mächtiger das Bedürfniſs des Vernünftigen das ganze Leben beherrſcht: deſto vollkommner wird dieſer Wille ſeyn, deſto mehr ihr hingegeben, und auf die Erfüllung ihrer Forderungen gerichtet. Die Vernunft iſt aber überall dieſelbe, ihre Form höchſte Harmonie, vollendete Einheit. Alles, was ſie beſchäftigt, ſie zum Denken eines Höchſten auffordert, jede Erwägung irgend eines Gegenſtandes in Beziehung auf ihre Form, jede Prüfung irgend eines Gedankens, einer Darſtellung und Handlung nach ihrer Angemeſſenheit zur Vernunft, bringt die Vernunftfähigkeit zur Fertigkeit, verſtärkt durch Angewöhnung ihr Intereſſe, und lehrt uns überall mehr auf das Vernünftige als auf das Angenehme ſehen. Wer in ſeinen Erkenntniſſen nur immer das Wahre ſucht und ehrt, dem kann in ſeinen Beſtrebungen das Gute nicht gleichgültig ſeyn; und je reiner und empfindlicher der Sinn für jenes iſt, deſto lauterer und ſtärker wird auch das Gefühl für dieſes ſeyn. Vorzüglich aber iſt die Uebung ihres praktiſchen Vermögens, d. i. ihrer geſetzmäſsigen Thätigkeit, in wie fern ſie auf die Beſtimmung des Willens, der Neigungen und Handlungen geht, dazu geeignet, ihren Einfluſs auf dieſen Willen zu vermehren. Dieſes praktiſche Vermögen wird aber geübt: durch öfteres Nachdenken über moraliſche und religiöſe Gegenſtände — wobey indeſs vor allem die Beymiſchung der Phantaſie gemäſsigt werden muſs, damit es nicht in Schwärmerey, die der Veredlung ſehr gefährlich iſt, ausarte; — durch das öftere Vergegenwärtigen äſthetiſcher und ſittlicher Ideale; durch Beurtheilung moraliſcher Charaktere und Handlungen, ohne Partheylichkeit und Leidenſchaft, die den Willen mehr verderben würden, als alle Uebung der Vernunft ihn veredeln kann; durch öftere Betrachtung der Weltbegebenheiten und Welterſcheinungen aus moraliſchen Geſichtspuncten und nach vernünftigen Grundſätzen.

Vorurtheile, Lieblingsneigungen, herrſchende Meynungen und Sitten, die Denkungsart und Handlungsweiſe des Zeitalters, ſuchen uns die Forderungen der Vernunft unaufhörlich aus den Augen zu rücken, oder ihre eignen unterzuſchieben. Auch der weiſeſte, nüchternſte Mann iſt in jedem Augenblicke der Gefahr ausgeſetzt, etwas Unvernünftiges zu billigen, wenn er nicht hierauf immer aufmerkſam iſt, alles der ſtrengſten Prüfung unterwirft, auch das nicht ausgenommen, wofür ſich ſchon angeſehene, denkende und verehrte Menſchen entſchieden haben, wenn er nicht im Stande iſt die Thorheit in jedem Gewande und unter jedem Schutze zu entdecken und zu verabſcheuen.

Der achtſame, forſchende Blick auf die Sitten und Meynungen der Zeit, ihre Verirrungen und Schwächen mag wohl bey einer reitzbaren Empfindſamkeit eben nicht dazu geeignet ſeyn, uns mit dieſer im guten Vernehmen zu halten, aber er iſt doch nothwendig, wenn man zur Verbeſſerung ihrer Fehler etwas beytragen, und nicht ſelbſt ein Opfer der Unvernunft, die oft da am kühnſten ihr Haupt empor hebt, wo die ſinnliche Kultur am weiteſten gediehen iſt, werden will, die ſich dann bald nicht mehr mit dem äuſsern Menſchen begnügt, ſondern ihre Herrſchaft auch auf den innern auszudehnen weiſs.

Die bisher angeführten Mittel beziehen ſich zunächſt auf die moraliſche Geſinnung, dieſe dahin zu ſtärken, den tugendhaften Willen, die erſte Richtung auf das Gute dahin zu befeſtigen; daſs ſie nicht allein im Herzen vorherrſche, und ſich jedes andre Intereſſe unterwerfe, ſondern auch einen bleibenden und wirkſamen Einfluſs auf die Handlungsweiſe erlange, dieſe in jedem Falle durch reine Ueberzeugung beſtimme, und in eine fortdauernde freudige Erfüllung aller Lebenspflichten übergehe.

Aber nicht überall, wo dieſe Geſinnung auch in einem vorzüglichen Grade vorhanden iſt, wird ſie zur That. Zufällige Hinderniſſe können ihre Wirkung aufhalten, oder ihren Einfluſs erſchweren. Sie müſste ſchon eine ganz ausgezeichnete Stärke beſitzen, wenn ſie ſich gegen jeden Reitz, das Entgegengeſetzte zu thun, von ſelbſt durchſetzen ſollte. In den meiſten Fällen geht ihr Einfluſs nur dahin, daſs ſich der Menſch auf ſie beſinne, ihr Intereſſe erwäge, von allem andern wegdenke, und dadurch dieſes Intereſſe erhöhe, allein in der Seele herrſchend mache. Oft aber ſind wir genöthigt, ſchnell zu handeln; entweder, weil die Umſtände dringend ſind, und die Handlung keinen Aufſchub leidet; oder, weil eine lebhaftere Empfindung uns treibt, daſs es nicht möglich iſt, ſich eher zu beſinnen. Oft verändern ſich, während wir in ihr begriffen ſind, die Umſtände ſo ſchnell und unerwartet, erfordern ſo durchaus verſchiedene Maſsregeln, daſs die Seele durch das Erſtaunen und die

Verwirrung, worin ſie geſetzt wird, oder durch die Beſchäftigung, die ihr die Sorge für dieſe Maſsregeln gibt ganz unfähig iſt, noch etwas anders zu berückſichtigen; das moraliſche Gefühl kann da oft nicht einmal zur Sprache kommen, viel weniger iſt ſie im Stande, auf daſſelbe zu achten. Sie wird von den Ideen unwiderſtehlich hingezogen, die den gegenwärtigen am nächſten liegen. Da nun, bey aller Güte der Geſinnung, die ſich der Menſch zu eigen gemacht haben mag, doch noch immer die Sinnlichkeit, vermittelſt der längern Gewohnheit tiefer bey ihm eingewurzelt iſt, mehr Gewalt über ihn behauptet: ſo wird ſie ihn in ſolchen Umſtänden immer fortreiſsen, ihren Eingebungen zu folgen.

Oft wird auch eine Leidenſchaft ſo heftig, durch Begünſtigung oder Widerſtand, durch das Zuſammentreffen mehrerer Dinge, die ſie unterſtützen, oder durch das Gedränge von Colliſionen, in die ſie geräth, in dem Grade entflammt, daſs der Menſch dadurch gleichſam aus ſich ſelbſt heraus verſetzt, einzig mit ihr und ihren Gegenſtänden beſchäftigt, zu allen anderweitigen Betrachtungen unfähig, bey dem wärmſten Gefühle für das Gute, ſich doch von ihr verleiten läſst, etwas ſeiner Unwürdiges zu thun. Ueberlegung fordert Ruhe; ſtarke Leidenſchaften aber ſind gewaltſam und betäubend, unterwerfen ſich in dem Augenblicke, wo ſie vorzüglich rege ſind, alle Kräfte und Gefühle, und rauben dem Gemüthe die Freyheit ſich ſelbſt zu lenken.

Oft ſind es auch Fehler des Kopfes, die den Uebergang einer guten Geſinnung zu ihr angemeſſenen Handlungen hindern. Irrthümer und praktiſche Vorurtheile bringen die beſten Abſichten zu verkehrten Aeuſserungen, wobey freylich, wenn ſie anders unverſchuldet ſind, der innere Werth des Menſchen nicht vermindert, aber doch ſeine Erſcheinung unvollkommen wird; leiten oft die Maximen ſo ganz irre, daſs ſie ſtatt des Intereſſes der Tugend das Intereſſe der Sinnlichkeit darſtellen. Ueberſpannte Einbildungskraft, allzugroſse Empfindſamkeit und Neigung zur Schwärmerey, verwandeln die tugendhafte Geſinnung in bloſse Gefühle, begnügen ſich mit frommen Rührungen, höchſtens mit erhabenen Ideen, und laſſen ſie nie zur That werden.

Endlich gibt es auch Gemüthsſtimmungen, in denen man für das Gute in einem vorzüglichen Grade eingenommen, und doch zu ſeiner Ausübung ganz unfähig ſeyn kann; weil ſie uns zu ſehr mit uns ſelbſt und unſrer Lage in der Welt, nicht um ſie zu verbeſſern, ſondern um ſie nur unerträglich zu finden, beſchäftigen, als daſs wir an etwas anders denken könnten; weil ſie uns das Leben zu ſehr in ſeiner Geringfügigkeit und in ſeinem Elende zeigen, als daſs wir uns um daſſelbe eine ſonderliche Mühe geben, und nicht vielmehr alle Kräfte anſtrengen ſollten, uns deſſelben zu entſchlagen; weil ſie uns überhaupt zu allem unaufgelegt machen, wozu uns nicht ein ſtarker Trieb hinzieht, weil ſie das Bedürfniſs der Thätigkeit ſchwächen, und auf die dringendſten Angelegenheiten einſchränken. Hierhin gehören vorzüglich: Unzufriedenheit mit uns ſelbſt und der Welt, melancholiſcher Trübſinn, finſtrer Ernſt und traurige Muthloſigkeit.

Die Sorge für die Veredlung unſres Lebens verlangt daher, wenn ſie nicht bloſs die Geſinnung, ſondern auch die Handlungen umſchlieſsen ſoll, noch ganz eigne Bemühungen, die ſich allein auf die letztern beziehen.

Hierhin gehört zuvörderſt die Kultur des Gewiſſens. Das Gewiſſen iſt die Fähigkeit ſich nach moraliſchen Geſetzen zu beurtheilen, ſeine Handlungen, ſo wohl vor als nach der That zu prüfen, Recht und Unrecht darin einzuſehen verbunden mit dem Gefühle der Unruhe, des Vorwurfes, der Schuld, der Selbſtverachtung und der Selbſtverdammung, wo wir das erſtere — mit dem Gefühle der Ruhe, der Zufriedenheit, der Selbſtachtung und Billigung, wo wir das letztere finden. Dieſe Fähigkeit zeigt ſich auch, wo die Natur noch unverdorben iſt, als Fertigkeit und Trieb, deren Aeuſserungen ſich nur mit Gewalt zurück halten laſſen. Unwillkührlich dringt ſich uns der Gedanke auf, daſs etwas, das wir thun wollen, recht oder unrecht ſey, geſchehen oder nicht geſchehen dürfe, und eben ſo unwillkührlich ziehen wir uns vor unſer eignes Gericht, eben ſo unwillkührlich und unvermeidlich ſind die angenehmen und bittern, die erhebenden und demüthigenden Empfindungen, die das Urtheil begleiten.

In wie fern das Gewiſſen bloſs damit beſchäftigt iſt, uns auf den Unterſchied des Guten und Schlechten, des Edeln und Nichtswürdigen aufmerkſam zu machen, heiſst es auch moraliſcher Sinn, geſunder moraliſcher Verſtand, und iſt die erſte Erſcheinung der moraliſchen Anlagen im Menſchen. In ſo fern iſt es ſchon vor der vollkommnen Entwickelung der Vernunft, und ohne deutlich gedachte Grundſätze wirkſam. Es bedarf zu ſeinen Einſichten keiner Begriffe und Schlüſſe. Die natürliche Thätigkeit der Vernunft nimmt, uns ſelbſt unbewuſst, diejenigen Operationen vor, wodurch das Gefühl des Rechtes oder Unrechtes in Beziehung auf unſre Handlungen entſteht. Der moraliſche Sinn iſt ſelbſt nichts anders, als eben dieſe Thätigkeit, die aber, weil ſie leicht irre geleitet werden kann, weil Vorurtheile und mancherley andre Gemüthserſcheinungen in ſie einflieſsen, und ſich mit ihr vermiſchen, allerdings aufgeklärt, auf Begriffe und Grundſätze gebracht werden muſs, wenn ſie unſre ſittlichen Angelegenheiten recht beſorgen ſoll.

Aber zur vollſtändigen Aeuſserung des Gewiſſens, ſind wenigſtens einige allgemeine Begriffe und Grundſätze durchaus erforderlich. Zu ihr müſſen Vernunft, Urtheilskraft und moraliſches Gefühl zuſammen wirken. Die erſte erzeugt oder denkt jene Begriffe und Grundſätze; die zweyte wendet ſie auf die Handlungen an; das dritte begleitet dieſe Anwendung mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen. Das Gewiſſen iſt daher auch kein abgeſondertes und urſprüngliches Vermögen im Menſchen, ſondern das Reſultat des Zuſammentreffens mehrerer andrer; welches Zuſammentreffen aber doch nicht zufällig, ſondern von der Natur beabſichtigt, nothwendig und unveränderlich iſt.

So wie nun die genannten drey Vermögen in keinem Menſchen ganz fehlen: ſo iſt auch keiner ganz ohne Gewiſſen. Aber ſo wie ſie nicht in allen in gleichem Grade und auf gleiche Weiſe wirkſam ſind, nicht in allen eine gleiche Bildung erhalten haben, und in ihrer Thätigkeit von mancherley Umſtänden abhangen, die ihnen eine verkehrte Richtung geben können: ſo iſt auch das Gewiſſen nicht in allen gleich richtig, klar und lebhaft ſind ſeine Urtheile und Empfindungen nicht überall dieſelben. Es gibt eine Vollkommenheit, die von der Reinheit der Vernunftthätigkeit, der Freyheit der Beurtheilungskraft und der Stärke des moraliſchen Gefühles beſtimmt, allein das Geſchäft der Veredlung recht befördern kann. Auſserdem kann der Menſch, durch Vernachläſsigung und abſichtliche Unterdrückung ſein Gewiſſen zum Schweigen bringen, ſeine Urtheile und Gefühle dahin ſchwächen, oder ſeine Empfänglichkeit für dieſelbe abſtumpfen, daſs er nichts mehr davon vernimmt. In dieſem Falle können alle Vermögen, die das Gewiſſen ausmachen, fortdauern, und in andern Angelegenheiten, ſelbſt auf eine vorzügliche Art wirkſam ſeyn, ohne die moraliſchen zu berühren, ohne ſich als Gewiſſen zu offenbaren.

Das *Gewiſſen* muſs die moraliſche Geſinnung *begleiten*, oder vielmehr dieſe muſs zugleich *Gewiſſenhaftigkeit* werden, mit einer richtigen und lebhaften Selbſtbeurtheilung nach moraliſchen Grundſätzen verbunden ſeyn, wenn ſie ſich dem Leben mittheilen, in die Handlungen übergehen ſoll.

Die Kultur des Gewiſſens iſt daher eine ſehr bedeutende Angelegenheit des tugendhaften Willens.

Dieſe Kultur geht erſtens dahin, daſs das Gewiſſen wachſam erhalten werde, d. h. daſs uns der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht deutlich bewuſst bleibe, daſs er uns insbeſondre in Anſehung unſrer vorzunehmenden oder ſchon vollbrachten Handlungen gegenwärtig ſey, und uns auf das Beyfalls- oder Tadelnswerthe mit froher Billigung, oder mit tiefer Beſchämung und beunruhigenden Vorwürfen aufmerkſam mache. Das Gewiſſen ſchläft, wenn es bey unſern Handlungen entweder gar keine Einſprache thut, oder ſeine Erinnerungen nicht mit der gehörigen Stärke zu uns gelangen, um zur Empfindung zu werden; ſey es nun, daſs ſie an ſich ſelbſt zu ſchwach ſind, als daſs ſie zum klaren Bewuſstſeyn gelangen konnten, oder daſs es uns an reitzbarer Empfänglichkeit fehlt, ſie zu vernehmen, und von ſeinen Bewegungen gerührt zu werden. Der Gewiſſensſchlaf geht mit der Zeit in Gewiſſenloſigkeit über, die entweder darin beſteht, daſs ſich der Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht in unſern Handlungen ganz verdunkelt, daſs bey allen Rückſichten, woraus wir ſie zu überlegen pflegen, nie die moraliſche zum Vorſchein kommt, daſs man gar nicht mehr daran denkt zu fragen, ob etwas von der Vernunft gebilligt werde, und dieſe Frage alle Bedeutung für uns verliert, oder darin, daſs dieſer Unterſchied zwar noch immer fortdauert, ohne aber ſonderlich beherzigt zu werden, daſs man die Verkehrtheit gewiſſer Maximen und Handlungen zwar noch immer einſieht, aber ohne dabey etwas zu empfinden, ohne dadurch beſchämt, beunruhigt oder zurückgeſchreckt zu werden.

Ein ſolches Einſchlafen des Gewiſſens, erfolgt nach und nach. Es gibt gewiſſe Situationen des Lebens, wo es gar nicht zur Sprache kommen kann, wo der Menſch allein von den Reitzungen und Eingebungen der Sinnlichkeit geleitet wird. Je öfter man in ſolche Situationen geräth, oder ſich ſelbſt darin verſetzt: deſto ſeltener wird das Gewiſſen angeregt, deſto mehr kommt es aus der Uebung, erliſcht ſeine Thätigkeit und lenken ſich die Fähigkeiten, die in ihm wirkſam ſind, auf andre Dinge hin, bis ſie ſich ganz in dieſe verlieren. Oeftere Uebertretung ſeiner Vorſchriften ſtumpft das Gefühl für ſeinen Tadel ab, benimmt ſeinen Vorwürfen ihren Ernſt, der Reue ihren Stachel, der Selbſtverachtung ihr Empfindliches. Man glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, daſs es doch mit dem Gewiſſen eine ſo bedeutende Sache nicht ſey, daſs in ſeiner erſten Unruhe die Einbildungskraft mit ihr Spiel habe, und eine vertrautere Bekanntſchaft uns leichter mit ihm ausſöhne. Es ſind ſehr zarte Saiten des Herzens, die die moraliſchen Töne von ſich geben, die geringſte Verletzung benimmt ihnen ihre Spannkraft. Nicht weniger wird das Gewiſſen dadurch eingeſchläfert, daſs man oft über daſſelbe wegdenkt, ſeine Anſprüche, Mahnungen und Vorwürfe von ſich zu entfernen, die Empfindungen, die es in uns anregt, durch Beſchäftigung mit andern Dingen in Vergeſſenheit zu bringen ſucht, entweder um durch daſſelbe in einem Vornehmen, für welches man leidenſchaftlich eingenommen iſt, nicht geſtört zu werden, oder um ſeinem Schmerze zu entgehen. Es wird dann gleichſam aus dem Leben heraus gewieſen, und die Puncte, worin es daſſelbe berührt, durch welche es in Erinnerung gebracht und geltend gemacht werden kann, verringern ſich immer mehr.

Wo das Gewiſſen anfängt einzuſchlafen, da iſt der kräftigſte Wille, der wärmſte Sinn für das Gute nicht im Stande, ſich über die Handlungen auszubreiten. Die zahlloſen Verſuchungen, die uns allenthalben umgeben, werden uns von einem Fehler zum andern fortreiſsen, oft unſre Zerſtreuung, oft unſre Schwäche, oft unſre Sinnlichkeit und unſern Weltſinn beſtürmen, oft durch unſre Irrthümer, oft durch unſre Leidenſchaften auf uns eindringen, und die frömmſte Geſinnung wird gegen ſie unbewaffnet, mit dem nöthigen Vorkehrungen unbekannt, uns nicht retten können, ſie wird ſelbſt immer ſchwächer und lauer werden, und uns dem Verderben ganz Preis geben. Nur da, wo ſie als ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit, eine mit dem gehörigen Anſehen unterſtützte Aufſicht über das Leben führt, wird ſie dieſes Leben bewahren und heiligen.

Um ſein Gewiſſen wachſam zu erhalten, muſs man oft abſichtlich auf daſſelbe reflectiren, ſich auch da, wo eine natürliche Neigung mit ihm zuſammen trifft, ſeine Forderungen recht verdeutlichen, ſich ſorgfältig hüten, daſs man nicht oft in ſolche Situationen gerathe, in denen es nicht zur Sprache kommen kann, wo es einmal angeregt iſt, ihm behülflich ſeyn, ſich vollſtändig zu entwickeln, ſeine leiſen Ausſprüche verſtärken, die dunkeln aufklären, nie ſeine Erinnerungen und Warnungen unterdrücken oder vernachläſsigen und leichtſinnig behandeln, und ſich jedes Mal ſo wohl die angenehmen als die ſchmerzhaften Empfindungen, die es nach einer vollbrachten That in uns hervorbringt, unterhalten. Die erſten werden uns mit ihm in ein freundliches Verhältniſs bringen, und die Neigung auf daſſelbe zu hören und ihm zu folgen, vermehren. Die andern werden, wenn wir oft darauf achten, in ihm die Fähigkeit uns zu beſchämen, und in uns die angeſtrengte Bemühung, durch ein pflichtmäſsiges Verhalten dieſer Beſchämung zu entgehen, verſtärken.

Die Kultur des Gewiſſens verlangt zweytens Verdeutlichung und Belebung deſſelben. Oft ſind ſeine Ausſprüche dunkel, kommen zu tief aus dem Hintergrunde der Seele, oder es ſind zugleich ſo viele andre Angelegenheiten gegenwärtig, deren Forderungen ſich mit ihnen vermiſchen, daſs wir nicht im Stande ſind, jene deutlich auszukennen, und ihren Sinn beſtimmt zu vernehmen. Es ſind mehr unruhige Ahndungen von einer nothwendigen Art des Verhaltens, als ſolche Einſichten, die unſer Betragen leiten könnten, oder wir wiſſen wohl, was wir thun, aber nicht, wie wir es thun ſollen, warum es Pflicht ſey, und was die Unterlaſſung fehlerhaft mache. Nur da kann aber das Gewiſſen recht wirkſam ſeyn, wo wir uns nicht bloſs ſeiner Forderungen, nach allen Beſtimmungen und Beziehungen derſelben, ſondern auch der Gründe, die ſie unterſtützen, und des Verhältniſſes, worin ſie zu gewiſſen allgemeinen moraliſchen Maximen ſtehen, deutlich bewuſst ſind. Wo dies fehlt, da werden die ſich immer klar und unzweydeutig ausſprechenden Triebe der Sinnlichkeit ſiegen, und vom Gewiſſen wird nichts in der Seele übrig bleiben, als eine peinigende Aengſtlichkeit, die das Leben verbittert, ohne es zu veredeln.

Der Mangel an Klarheit im Gewiſſen, kommt gewöhnlich daher, daſs es bey einer ſchwachen Vernunftthätigkeit und Beurtheilungskraft allein eine Folge dunkler Religionsgefühle iſt. Ueberall, wo es ſich auf dem natürlichen Wege, aus der Anwendung der Vernunft auf die Handlungen entwickelt, ſind ſeine Regungen nicht eher als ſeine Forderungen; dieſe wecken die Empfindung auf; die daher immer von einer hellen Einſicht begleitet iſt. Wo aber die Vernunft in dem Grade vernachläſsigt wurde, daſs es mit ihr zu keinen rein ſittlichen Aeuſserungen kommen konnte, da fehlt es doch nicht an Empfänglichkeit für diejenigen moraliſchen Rührungen, die den Ideen der Religion eigenthümlich ſind. Dieſe Ideen können aber ohne Hülfe der praktiſchen Vernunft nie ſo verdeutlicht werden, daſs ſie in religiöſe Pflichterkenntniſs übergingen. Man wird es zwar fühlen, daſs in ihnen dringende Anſprüche begründet ſind; die Ehrfurcht die ſie dem Gemüthe einflöſsen, wird dieſe Ahndung verſtärken; aber es wird doch nur Ahndung bleiben. Oft ergänzt der Unterricht die Mängel der Vernunft und Beurtheilungskraft, und prägt dem Gemüthe moraliſche Begriffe ein, ohne jene in Bewegung zu ſetzen. Das Gewiſſen iſt dann ein mitgetheiltes, und kündigt ſich nur in erlernten Maximen an, ohne ſie auf die einzelnen Fälle, die unter ſie gehören, anzuwenden, oder ſie mit andern in Verbindung zu bringen. Es wird daher in allen Fällen dunkel ſeyn, die nicht unmittelbar durch jene Maximen aufgeklärt werden.

Es gibt daher kein anderes Mittel, ſein Gewiſſen zu verdeutlichen, als: daſs man es fixire, ſeine Ausſprüche hervorziehe, ihre Bedeutung und Tendenz erforſche, ſie in dieſer Hinſicht mit einander vergleiche, und allgemeine Grundſätze des Gewiſſens bilde, aus denen ſich nachher die individuellen Forderungen, wo ſie unbeſtimmt ſind, leicht beſtimmen laſſen; daſs man die religiöſen Gefühle, auf die moraliſchen, aus denen ſie zuerſt entſprungen ſind, zurückführe, und dadurch auch die mit ihnen verbundenen Ideen und Beziehungen auf die menſchliche Natur aufkläre; vorzüglich aber, daſs man ſeine Vernunft und Beurtheilungskraft übe; jene, um die Actionen, wodurch moraliſche Grundſätze gebildet werden, leichter hervorzubringen; dieſe, um in der Anwendung dieſer Grundſätze glücklicher und zuverläſsiger zu werden.

Oft iſt das Gewiſſen nicht lebhaft genug, welches ſich entweder darin zeigt, daſs es ſeine Forderungen nicht nachdrücklich genug andringt, dem Bewuſstſeyn nicht kräftig genug darſtellt, oder daſs es den nachfolgenden Empfindungen der Zufriedenheit und der Beſchamung, der Billigung und des Tadels an der gehörigen Stärke fehlt. Beydes rührt von der Schwäche des moraliſchen Gefühles her, und iſt entweder Fehler der Erziehung, die hierauf nicht die gehörige Sorgfalt verwandte, oder eine Folge davon, daſs man der Sinnlichkeit ein zu groſses Uebergewicht gab. Dem kann nicht anders entgegen gearbeitet werden, als dadurch, daſs man das moraliſche Gefühl, durch öftere Beſchäftigung deſſelben, durch Bildung der mit ihm näher verwandten Gefühle, und durch Nachdenken über moraliſche Gegenſtände mehr hervor hebt, die entgegengeſetzten Antriebe ſchwächt, ihr Intereſſe vermindert, oder das Gewicht deſſelben bey ſich ſelbſt herabſetzt. Vorzüglich nützlich wird es aber ſeyn, dem Gewiſſen eine mehr religiöſe Stimmung zu ertheilen, die Beziehung auf Gott, die in ihm unverkennbarer als in jeder andern moraliſchen Anlage liegt, mehr zu verdeutlichen und gegenwärtig zu halten; ſo daſs es uns nicht bloſs als Freund und Genius unſers Lebens, ſondern auch als Repräſentant des höchſten Weſens, als Weiſung auf die Ewigkeit ehrwürdig werde.

Die Kultur des Gewiſſens muſs ihm drittens Feſtigkeit, Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit in ſeinen Entſcheidungen verſchaffen. Es gibt ein ſchwankendes Gewiſſen, das nie mit ſich ſelbſt eins iſt, das ſich heute erlaubt, was es ſich morgen verſagt, heute das Engherzigkeit und Peinlichkeit nennt, was ihm morgen heilige Pflicht ſeyn wird, heute ſich über alles ängſtigt, morgen ſich über alles wegſetzt, und oft auch in einem einzelnen Falle ſich für nichts entſcheiden kann, bald die Gründe auf der einen bald auf der andern Seite überwiegend, bald auch im vollkommnen Gleichgewichte findet. Daſs es bey einer ſolchen Beſchaffenheit, den gröſsten Theil ſeines Einfluſſes in die Veredlung des Lebens verliere; daſs man da, wo man zwiſchen zweyen Meynungen nicht zu wählen weiſs, gewöhnlich nichts wählt, und ſich dem gegenwärtigen Eindrucke überläſst, oder einem Dritten folgt, welches hier nichts anders als die Sinnlichkeit ſeyn kann, daſs dieſe Unzuverläſsigkeit ſich dem Charakter mehr oder weniger mittheile, alle Feſtigkeit deſſelben unmöglich mache, und zuletzt in Zweifel an der moraliſchen Beſtimmung des Menſchen und Miſstrauen gegen das Gewiſſen überhaupt übergehe, leuchtet von ſelbſt ein.

Dieſes Schwanken des Gewiſſens hat verſchiedene Urſachen. Bald iſt es Aengſtlichkeit, Unentſchloſſenheit und Veränderlichkeit, die im Körper ihren Grund hat, bald iſt es Trägheit und Unbeſtimmtheit der Seele, bald caſuiſtiſcher Kleinigkeitsgeiſt, Neigung zum Grübeln, bald Mangel an eignem Denken, an Bildung der Vernunft und an feſten Grundſätzen, bald ſind es anderweitige Rückſichten und Neigungen, die ſich in das Gewiſſen unvermerkt einſchleichen, bald iſt es abwechſelnde Gemüthsſtimmung, die uns zu der einen Zeit ernſthafter, überlegſamer, peinlicher, religiöſer, zu der andern leichtſinniger und gleichgültiger gegen moraliſche Dinge macht, bald Schwärmerey, die ſich nie genügt, und ſelbſt die Tugend noch übertreffen will, oft auch fehlende Energie des Geiſtes, die eine befriedigende Ueberzeugung gleich ausführt.

Man wird dieſem Schwanken, dieſer Unbeſtimmtheit und Veränderlichkeit des Gewiſſens am zweckmäſsigſten begegnen; wenn man ſich mit ihm auf einen feſten Fuſs ſetzt, allen Einfluſs der gerade herrſchenden Gemüthsſtimmung ſorgfältig entfernt, jede anderweitige Rückſicht von ſeinen Aeuſserungen abſondert, ſeine moraliſchen Begriffe aufklärt und genau beſtimmt, ſich unveränderliche Grundſätze zu eigen macht, die man nicht wieder verlaſſen darf, und wornach einzelne Fälle leicht entſchieden werden können; wenn man ſich gewöhnt, in der Beurtheilung dieſer Fälle, nur auf das zu ſehen, was eigentlich dahin gehört, bey den Hauptbeziehungen, von denen ihre moraliſche Würdigung abhängt, ſtehen zu bleiben, ohne durch Nebenbetrachtungen oder die Meynungen andrer, irre gemacht und zerſtreut zu werden; wenn man ſich gewiſſe Geſichtspuncte ausmittelt, aus denen man alle vorkommenden Angelegenheiten erwägt; wenn man ſich übt in einer immer gefaſsten Thätigkeit, und es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze macht, nach dem als wahr Erkannten auch auf der Stelle zu handeln, ohne ſich durch allerley kleinliche Bedenklichkeiten hinhalten zu laſſen; vorzüglich, wenn man ſtrebt, ſich ſelbſt in jeder Hinſicht immer in der Gewalt zu haben.

Zur Kultur des Gewiſſens gehört viertens die Berichtigung deſſelben. Es iſt freylich wahr, daſs man über das, was man dem Gewiſſen zufolge zu thun habe, nie im Irrthume ſeyn kann. Das Gewiſſen iſt die einzig ſichere Norm unſrer Handlungen; und nur das iſt für uns recht, was unſer Gewiſſen billigt, wenn auch alle Welt darüber anders dächte. Es iſt die Ueberzeugung, die wir von unſrer Pflicht haben, und dieſe das einzige Geſetz, das uns in dem, was wir vornehmen oder unterlaſſen, beſtimmen ſoll. Aber dieſe Ueberzeugung kann fehlerhaft, es können Vorurtheile, fehlerhafte Meynungen und andre

Umſtände in ſie eingefloſſen ſeyn, eine beſchränkte Beurtheilungskraft kann ſie einſeitig gebildet haben; und dann irrt das Gewiſſen, in wie fern es den Willen der Vernunft nicht mehr rein und unverfälſcht ausdrückt. Wenn nun auch ein ſolches irrendes Gewiſſen dem, der ſich mit Ernſt und Treue beſtrebt, ſeine Forderungen zu erfüllen, an moraliſchem Werthe, der allein von dieſem Ernſte und dieſer Treue abhängt, nichts nehmen kann: ſo bringt es doch die Handlung mit der Vernunft, und oft mit dem eigentlichen Geiſte der Tugend in Widerſpruch, entfernt uns immer mehr von dieſem Geiſte, gibt uns immer mehr dem fremden Geiſte, der uns irre leitete, und ein höchſt unreiner Geiſt iſt, hin, und legt daher auch der Veredlung groſse Hinderniſſe in den Weg.

Eine auffallend unrichtige Ueberzeugung rührt gemeiniglich auch von einer verkehrten Beſchaffenheit des Herzens, vom Mangel an Wahrheitsliebe und warmen Intereſſe für das Gute her. Wer von dem erhabenen Gebothe der Sittlichkeit ganz durchdrungen iſt, kann dies nie, es ſey denn bey auffallender Verſtandenſchwäche, ſo weit aus den Augen verlieren, daſs er Maximen billigte, die ihm durchaus entgegengeſetzt wären. Wer redlich Wahrheit ſucht, verfehlt dieſe nie ganz. Eben deſswegen dienen auch Irrthümer des Gewiſſens gewöhnlich wieder dazu, Fehler des Herzens zu verewigen, und zuletzt unüberwindlich zu machen, ein Intereſſe für ſie zu erwecken, das uns auch dann noch mit ihnen ausſöhnt, wenn unſre Einſicht ſich verbeſſert, und wir ſie wirklich für Fehler erkannt haben.

Ein aufgeklärtes Gewiſſen arbeitet mehr auf den Zweck der Veredlung hin, macht dieſes Geſchäft ernſtlicher, leichter und froher, erſpart uns ſolche Vorwürfe, die uns ängſtigen und demüthigen, ohne zu beſſern — Arbeiten, die uns Mühe und Aufopferung koſten, ohne uns unſerm Ziele näher zu bringen, und wirkt allein durch die reine Triebfeder der Tugend.

Es iſt daher heilige Pflicht, nach einem aufgeklärten Gewiſſen zu ſtreben, nie ſeinen Ausſprüchen blindlings zu folgen, ohne ſie vorher an dem Lichte der Vernunft beleuchtet, das, was bloſse Neigung oder Vorurtheil war, davon abgeſondert, den vorliegenden Fall

gehö-

gehörig erwogen, mit höhern, ſchon geprüften Regeln verglichen, und darnach gewürdigt zu haben. Keine einzige Anlage im Menſchen iſt der Gewalt der Jugendeindrücke, der Erziehung, der herrſchenden Denkungsart, der Volksſitte, des religiöſen Glaubens, des Temperamentes und der Gefühlsſtimmung ſo ſehr hingegeben, nimmt von dieſem allen ſo leicht die verſchiedenartigſten Modificationen an, als das Gewiſſen. Daher die auffallende Verſchiedenheit der moraliſchen Begriffe unter den Menſchen, für die es doch überall nur Eine Vernunft und nur Eine Tugend gibt. So wie es überhaupt ein vernünftiges Weſen tief entehrt, ſeinen Glauben von etwas anderm abhängig ſeyn zu laſſen: ſo muſs dieſes vorzüglich in den groſsen Angelegenheiten, über die das Gewiſſen richtet, der Fall ſeyn. Hier iſt es mehr als irgendwo anders nöthig, ſelbſt zu denken, weil hier mehr als irgendwo anders ein jeder ſeines Glaubens leben muſs.

Das Gewiſſen, das die meiſten Menſchen mit in die Jahre der Mündigkeit bringen, iſt ein Gemiſche unwahrer und oft widerſinniger Begriffe, zu nichts weniger geeignet, als die

Grundlage der Veredlung zu werden. Wem es um dieſe Ernſt iſt, der muſs ſich gewiſſer Maſsen, durch reiflich überdachte Grundſätze, ein neues bilden. Aber auch dann bleibt die fortgeſetzte Prüfung und Berichtigung deſſelben Geſchäft des ganzen Lebens.

Die Kultur des Gewiſſens muſs fünftens dafür ſorgen, daſs es nicht zu weit, noch zu leichtſinnig ſey. Zu weit iſt es dann, wenn es nur wenige Handlungen vor ſein Gericht zieht; zu vieles für erlaubt erklärt, oder darüber weggeht, und nur dasjenige verdammt, was den einleuchtendſten Grundſätzen der Sittlichkeit entgegen iſt. Zu leichtſinnig iſt es dann, wenn es die Handlungen nicht von allen Seiten, nach ihren ſämmtlichen Merkmalen, Beziehungen, Gründen und Folgen prüft, damit zufrieden doch etwas an ihnen gefunden zu haben, was Beyfall verdient, was wenigſtens den Schein der Tugend hat, ohne darauf zu achten, ob es auch von ihrem Geiſte beſeelt ſey, und allen ihren Forderungen genüge.

Beydes arbeitet der Veredlung in gleichem Grade entgegen. Das weite Gewiſſen rührt entweder von einer unvollkommnen Ausbildung der moraliſchen Anlagen her, oder von der Verfälſchung des moraliſchen Sinnes, durch verkehrte Begriffe und Grundſätze, die zur Erklärung deſſelben angewandt werden, wie zum Beyſpiel, die Tugend ſey die Kunſt ſich glücklich zu machen, oder Beobachtung der bürgerlichen Geſetze, ſo, daſs derjenige ſchon tugendhaft ſey, der einem jeden läſst und gibt was ſein iſt, was er mit Recht fordern, und allenfalls auch erzwingen kann. Daſs in beyden Fällen, auch bey den wärmſten Geſinnungen für das Gute, das Geſchäft der Veredlung verwirrt, von ſeinem wahren Ziele abgeleitet, und zuletzt in bloſse Kultur, höchſtens in geiſtige Bildung ausarte, iſt nicht ſchwer einzuſehen. Oft iſt das weite Gewiſſen auch eine Art von Gewiſſensſchlaf, aus dem das Gefühl noch wohl zuweilen, durch die auffallende Verkehrtheit oder Verderblichkeit einer Maxime, durch die Gröſse ihrer heilloſen Folgen, oder durch die Gefahr, der man ſich ſelbſt dadurch bloſs ſtellt, und durch mehr andre, die Sinnlichkeit afficirende Umſtände, aufgeſchreckt wird. Dann iſt zu beſorgen, daſs auch das ſich allmählig verlieren werde. Den Fall, wo man die Pflichtwidrigkeit einer Handlung wohl einſieht, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, indem man es ſich einmal vorgeſetzt hat, auf das Gewiſſen gar nicht zu achten, berühre ich hier gar nicht; weil er da, wo der herrſchende Wille auf das Gute gerichtet iſt, wie wir vorausſetzen, nicht eintreten kann.

Dem weiten Gewiſſen ſteht das *enge* entgegen, welches, wenn man darunter die Dispoſition, nichts, was man vornimmt, ungeprüft zu laſſen, nichts, was gegen die Geſetze der Tugend nur einiger Maſsen ſtreitet, zu billigen, verſteht, kein Fehler, ſondern heilige Pflicht iſt. Ueberhaupt kann der Menſch, dem ſeine Veredlung die erſte Angelegenheit iſt, ſo lange er nur von dem reinen Intereſſe der Moralität geleitet wird, nie ſtrenge genug gegen ſich ſelbſt ſeyn, aber leicht ſich zu viel erlauben, und dann bald dahin kommen, daſs er ſich über nichts mehr Vorwürfe macht.

Der *Leichtſinn* des Gewiſſens entſpringt, entweder aus einer laxen Art über die Tugend zu denken, aus der Meynung, daſs die genaue Beachtung aller geringfügigen Umſtände, die eine Handlung begleiten, eine Engherzigkeit und einen Kleinigkeitsgeiſt verrathe, die dem liberalen und humanen Geiſte der Tugend entgegen ſeyen; oder aus einem Fehler des Herzens, aus Scheu vor einem ſo freudenloſen und oft ſchmerzlich demüthigenden Geſchäfte, als die mikrologiſche Zergliederung jeder moraliſchen Erſcheinung iſt, aus einem natürlichen Hange, alles auf den leichten Fuſs zu nehmen, und ſeinen Frohſinn durch keine ängſtliche Ernſthaftigkeit unterbrechen zu laſſen. Beydes ſteht der Veredlung im Wege; das Erſte, weil es Begriffe von der Tugend verräth, die das wahre Weſen derſelben aufheben, und dem Charakter nur ihre Umgebungen aneignen; das Andre, weil die Vertilgung tief eingewurzelter Neigungen und Gewohnheiten allerdings einen Ernſt fordert, der nur ſelten eine leichte, flüchtige, ſorgenloſe Stimmung der Seele zuläſst; weil wahre Achtung für die Tugend nur da Statt finden kann, wo uns auch der kleinſte Umſtand, der auf ſie Beziehung hat, beherzigungswerth iſt, und dieſe Achtung in eben dem Maſse verſchwindet, in welchem die Aufmerkſamkeit darauf nachläſst.

Dem leichtſinnigen Gewiſſen ſteht das zarte entgegen, das den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht klar und tief empfindet, und ihn überall bis in die feinſten Beziehungen, die verborgenſten Nüancen und die unbemerkteſten Modificationen verfolgt, und dadurch nicht allein die vollkommne Darſtellung der tugendhaften Geſinnung im Leben ungemein erleichtert, ſondern auch dieſer Geſinnung immer mehr Stärke gibt. Wenn dieſes moraliſche Zartgefühl gröſsten Theils von der angebornen Empfindſamkeit abhängt: ſo kann man doch durch Uebung ſehr viel zur Schärfung des moraliſchen Sinnes und der Urtheilskraft beytragen. Ganz aber ſteht es in unſrer Gewalt, zu verhüten, daſs das Gewiſſen nie leichtſinnig werde, oder dieſen Fehler, wo er ſchon wirklich iſt, zu verbeſſern.

Ein weites Gewiſſen wird verengt, durch Berichtigung und Erhöhung des moraliſchen Gefühles, durch Bildung der praktiſchen Vernunft, durch Aufklärung über die wahren Grundſätze und Motive der Tugend, und weiſe

Abſonderung derſelben von den Grundſätzen der Klugheit und der bürgerlichen Geſetzgebung, durch den feſten Vorſatz, nie eine Handlung ungeprüft zu unternehmen, und durch Belebung der Ueberzeugung von dem hohen Werthe eines durchaus tugendhaften Lebens.

Das leichtſinnige, wird genauer und zarter; wenn man in den Geiſt der reinen Sittlichkeit, der ſich mehr in der Form, den Beſtimmungsgründen und der Tendenz unſrer Handlungen, als in ihrer materiellen Beſchaffenheit offenbart, tiefer eindringt; ſich an vielſeitiges, beſtimmtes und berückſichtigendes Denken gewöhnt; ſeine Empfindungen verfeinert; ſein Intereſſe für die Tugend vermehrt, und immer gegenwärtig hält, und nie vergiſst, daſs ohne beſtändige Beſonnenheit und reifliche Erwägung der Umſtände, keine Veredlung möglich ſey.

Die letztgenannten Erforderniſſe der Gewiſſenskultur, arten, wenn ſie über das natürliche Maſs hinausgehen, in Aengſtlichkeit und Peinlichkeit aus. Dies geſchieht aber immer nur da, wo andre Umſtände, Gemüthsſtimmungen, Gedanken und Empfindungen, wie etwa religiöſe Furcht und Vorurtheile, ein ängſtliches, ſchwermüthiges Temperament, Neigung zu ernſthaften und traurigen Betrachtungen, übertriebene Empfindſamkeit und die überall vorſchwebende Erinnerung an die Folgen unſrer Handlungen in das Gewiſſen einflieſsen, oder es ganz und gar leiten. Das ängſtliche Gewiſſen iſt zum weiten, das peinliche zum leichtſinnigen, das entgegenſtehende Extrem. Das erſte iſt die Dispoſition der Seele, ſich nie in moraliſcher Hinſicht zu genügen, ſich aus allem ein Gewiſſen zu machen, auch in den gleichgültigſten Handlungen etwas Bedenkliches zu finden, auch da, wo man ſich bewuſst iſt, ſeiner beſten Ueberzeugung gefolgt zu ſeyn, doch noch immer dem Gedanken zu viel Raum zu laſſen, ob dieſe Ueberzeugung auch wohl die wahre, auch wohl hinlänglich begründet war, ſeinen moraliſchen Werth und ſeine moraliſchen Meynungen immerfort zu bezweifeln, daher ſie auch Scrupuloſität heiſst. Das andre iſt unermüdet im Ausſpähen neuer Seiten und Beziehungen einer Handlung, die in ihrer moraliſchen Beurtheilung etwas verändern können, und weiſs auch diejenigen hineinzuziehen, die gar nicht dahin gehören; es beunruhigt ſich immerfort, durch den Gedanken, die Sache noch nicht hinreichend erwogen, in ihren geſammten Verhältniſſen beherzigt, und nach allen Regeln, die darauf einige Anwendung erleiden, geprüft zu haben. Auch der kleinſte, zufälligſte Umſtand, darf ihm nicht entgehen. Es erlaubt ſich weit eher, manche Maximen ganz zu vernachläſsigen, da es ſich dann überhaupt, wegen ſeiner übertriebenen Genauigkeit, nicht auf viele erſtrecken kann, als diejenigen, die es ſich nun einmal vorzüglich wichtig gemacht hat, nicht bis auf den letzten Grund, und die feinſte Beſtimmung zu erforſchen. Es iſt fromme Engherzigkeit, und äuſsert ſich mehr in willkührlichen Satzungen und poſitiven Vorſchriften der Religion, als in den natürlichen Pflichten des Lebens, indem es von der Beobachtung der erſtern den Beyfall des höchſten Weſens, und das Schickſal des Menſchen in einer andern Welt abhängig glaubt.

Beyden ſo wohl der Aengſtlichkeit als der Peinlichkeit des Gewiſſens, muſs in gleichem Maſse entgegen gearbeitet werden, wenn es mit der Veredlung gedeihen ſoll. Schon die ängſtlich ſchwermüthige Stimmung, die ſie unterhalten, ſind ihr hinderlich; da ſie zwar weiſen Ernſt, aber auch einen heitern Sinn und frohen Muth erfordert, und ſich mit nichts weniger verträgt, als mit einem düſtern Geiſte, und niedergeſchlagenem tieſſinnigen Weſen. Sie benehmen dem Menſchen alles Zutrauen zu ſich ſelbſt, deſſen er zu nichts weniger als zu ſeiner moraliſchen Bildung entbehren kann. Sie lehren ihn die Bemühungen, die er hierauf verwendet, als etwas Trauriges anſehen, und verleiden ihm, ſo viel als möglich, die Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, laſſen ihn, auch bey dem redlichſten Eifer, immer nur die Vorwürfe, nie den Frieden und die Billigung des Gewiſſens erfahren. Man muſs ſeine moraliſche Beſtimmung von der groſsen und erhebenden Seite faſſen, ſie muſs mit erfreulichen Gedanken den Geiſt erfüllen, ihm überall herrliche Anſichten eröffnen, wenn man ſich ihr mit Ernſt und Liebe weihen, mit unermüdetem Eifer an ihr arbeiten ſoll. Das ängſtliche und peinliche Gewiſſen, kennen ſie nur von der demüthigenden und düſtern Seite. Daher ſie denn auch, ſtatt ihr näher zu bringen, nur weiter von ihr entfernen, den Einfluſs ſolcher Empfindungen, die nichts weniger als moraliſch ſind, vergröſsern, die reinen Bewegungen der Tugend ſchwächen, in der Beobachtung der äuſsern Gebräuche der Religion äuſserſt genau, aber gegen ihre heiligſten Befehle gleichgültig machen. Im finſtern Grübeln und melancholiſchen Beängſtigungen erſchöpfen ſich die Kräfte, die einer pflichtmäſsigen Thätigkeit, und dem Fortſtreben in der Veredlung geweiht ſeyn ſollten. Ueber dem immerwährenden Forſchen nach den Forderungen der Tugend, wird keine einzige erfüllt.

Um die genannten Fehler in den Aeuſserungen des Gewiſſens zu verbeſſern, muſs man allen Einfluſs des Temperamentes dabey zu verhindern ſuchen, die Einmiſchung aller andern Rückſichten, die nicht unmittelbar aus der Achtung für das Gute herflieſsen, entfernen, um in ihm die Stimme der Vernunft unverfälſcht zu vernehmen, ſich über das, was in der Tugend Haupt - oder nur Nebenſache, was Zweck und bloſs Mittel iſt, und daher auch nur in Beziehung auf den Zweck beurtheilt werden muſs, aufklären, ſich oft daran erinnern, daſs es bey ihr mehr auf den Geiſt als auf die Umgebung ankomme, daſs das reine Herz den Irrthum des Verſtandes erſetze, daſs man ſich überall damit beruhigen könne, redlich nach Ueberzeugung geſtrebt, und ſie treu befolgt zu haben, daſs der Befehl der Vernunft und der Gottheit auf das immer rege Streben nach Vervollkommnung des Lebens — nicht auf engherzige Anhänglichkeit an den Buchſtaben des Geſetzes gehe, daſs der edle, freye Geiſt ſich ſelbſt das höchſte Geſetz ſey. Vor allem aber muſs man ſeine moraliſchen Angelegenheiten oft von ihrer hellen, freundlichen und herzerhebenden Seite betrachten, und es nie vergeſſen, daſs ſie das Leben erleuchten, anordnen, verſchönern, nicht verwirren, verdunkeln und verbittern ſollen.

Das Gewiſſen iſt, wie ſchon im Vorhergehenden bemerkt wurde, kein urſprüngliches und beſondres Vermögen im Menſchen, ſondern das Reſultat des Zuſammenwirkens mehrerer Fähigkeiten, beſonders der Vernunft, der Beurtheilungskraft, der Phantaſie und des moraliſchen Gefühles. Je vollkommner dieſe Fähigkeiten werden: deſto vollkommner wird auch das Gewiſſen ſeyn, deſto leichter die tugendhafte Geſinnung ins Leben übergehen. Die Bearbeitung derſelben im Einzelnen kann ihnen manche Eigenſchaften geben, die ihm das directe Hinwirken auf das Gewiſſen, in dem ſie ſich vereinigt, mithin auch beſchränkt haben, und wo wir ſie jedes Mahl in einer gewiſſen Richtung, nie in ihrer ganzen Freyheit finden, nicht zu ertheilen im Stande iſt. Sie ſind es überdem, die die Anwendung des Gewiſſens beſorgen müſſen; durch ſie ſoll es aus einem bloſsen Vermögen ſich ſelbſt zu richten zur Fertigkeit werden. Je thätiger die Vernunft, je reifer, beweglicher und freyer die Urtheilskraft, je lebhafter das Gefühl, je darſtellender die Phantaſie, und je weiſer das Verhältniſs iſt, worin dieſe zu einander ſtehen: deſto leichter, wahrer und nachdrücklicher wird ſich das Gewiſſen äuſsern. Auſserdem wird aber auch noch eine gewiſſe Summe natürlicher und moraliſcher Kenntniſſe und ein glückliches Gedächtniſs, das dieſe, ſo wie die Grundſätze, von denen das Gewiſſen ausgeht, und die Urtheile, die es ſchon gefällt hat, treu aufbewahre, erfordert.

Das Vorzüglichſte von dem allen vereinigt ſich in der wahren Aufklärung. Dieſe verdient daher als ein zweytes Mittel, den guten Willen zur That zu bringen, angeführt zu werden, wenn man nähmlich unter ihr dasjenige Maſs von Kenntniſſen, die ſich auf unſre Natur und Verhältniſſe beziehen verſteht, das uns in den Stand ſetzt, weiſe und dieſen Verhältniſſen angemeſſen in der Welt zu leben, unſre Zwecke in derſelben zu erreichen, uns ſelbſt zu befriedigen, und uns andern angenehm zu machen, den hellen geübten Verſtand, der alles gleich überſieht und richtig anordnet, und die Gewandtheit des Geiſtes, die ſich überall zurecht zu finden, von jenen Kenntniſſen einen zweckmäſsigen Gebrauch zu machen, und ſie auf alle vorkommende Fälle anzuwenden weiſs.

Wie die Aufklärung zur Veredlung vorbereite, davon war ſchon im Vorhergehenden die

Rede. Ihr Einfluſs dauert aber auch noch dann fort, wenn wir dieſes Geſchäft ſchon ſelbſt begonnen haben. Die Sorge für ihre weitere Bildung, darf daher nie aufhören. Sie kann vielleicht wenig dazu beytragen, die Güte unſrer Geſinnung zu vermehren, ob ſie gleich, da ſich bey ihr vorzüglich die Vernunft thätig beweiſen muſs, die unintereſſirte Wirkſamkeit derſelben erhöht, und dadurch auch ihren Einfluſs auf den Willen befördert. Aber ſie iſt durchaus nothwendig, wenn dieſe Geſinnung ſich des Lebens bemächtigen, und ſich in Handlungen offenbaren ſoll. Schon der freye, helle, ungetrübte Blick über das Leben, den ſie uns gibt, das geſchärfte Auge, mit dem ſie uns alles anſehen lehrt, das volle und reine Licht, worin ſie uns unſre geſammten Angelegenheiten zeigt, führt zu moraliſchen Anſichten, weckt höhere Bedürfniſſe auf, und deutet auf höhere Grundſätze hin, nach denen dieſe Angelegenheiten gewürdigt werden müſſen. Wir ſtoſsen da oft auf ſolche Momente, die nur im Gewiſſen verſtändlich werden, auf ſolche Verwickelungen, die nur im moraliſchen Gefühle ihre Auflöſung finden. Wäre in der gewöhnlichen Aufklärung unſrer Tage mehr Nüchternheit und Unbefangenheit, Freyheit des Geiſtes und reiner Sinn für Wahrheit, mehr Kenntniſs, reifes Urtheil und vielſeitige Bildung, weniger Vorliebe für das Neue, weniger Partheyſucht, Leidenſchaftlichkeit, Anhänglichkeit an herrſchende Meynungen, weniger Einfluſs der Neigungen: ſo würde man dieſe Folge weit öfter bey ihr bemerken.

Ohne Aufklärung artet der tugendhafte Wille leicht in Schwärmerey aus. Sein Gegenſtand, ſey er bloſs die Vernunft, oder habe ſich dieſe bis zur Idee des höchſten Weſens erweitert, iſt etwas Ueberſinnliches, das ſich durch den Verſtand nicht beſtimmen läſst, und auch von uns zu weiter nichts gebraucht werden ſoll, als um uns, vermittelſt deſſelben, in einer gewiſſen Höhe über dem Sinnlichen zu halten, aus welcher wir das letztere beſſer überſehen, und nach einem weiſen Plane anordnen können. Aber ohne mit dem Sinnlichen und ſeinen Verhältniſſen bekannt zu ſeyn, ſind wir nicht im Stande, ſeine Beziehung auf das Ueberſinnliche zu bemerken, und dieſes dafür in Bewegung zu ſetzen. Wo es hieran

fehlt,

fehlt, richtet ſich unſre ganze Thätigkeit auf unſer unerforſchliches Innere. Der Reichthum und die Erhabenheit der Ideen, die es erfüllen, zieht uns an, aber mehr durch dunkle Gefühle als durch deutliche Einſichten, die hier gar nicht möglich ſind. Die Einbildungskraft findet hier ein weites, reitzendes und fruchtbares Gebieth für ihre Schöpfungen. Sie übt ihre Macht unumſchränkt. Nichts ſtört ſie, keine Wirklichkeit zieht ihre kühnen Flüge herab, kein Begriff weckt ſie aus ihren Träumen. Die lebhafte Empfindung verwandelt ſie in Wirklichkeit. Die Verehrung, die für das Gute das Herz belebt, theilt ſich auch ihnen mit, und wird überſchwänglicher, göttlicher Genuſs. Die fromme Geſinnung kann ſich auf keine andre Art äuſsern, das Leben iſt ihr verſperrt, ſie verwandelt ſich in eingebildeten Verkehr mit der überſinnlichen Welt, der uns der ſichtbaren ganz entreiſst, in der wir uns nicht zurecht finden können, weil ſie für uns nicht gehörig erleuchtet iſt, die wir mit jener nicht zu vereinigen wiſſen, weil wir mit beyden in gleichem Grade unbekannt ſind. So verſchwendet ſich die ganze moraliſche Kraft in müſsigen Phantaſieen, transſcendenten Speculationen und dunkeln Gefühlen. Moraliſche Ideen ſcheinen nur für die Betrachtung, nicht für das Handeln da zu ſeyn, und wir glauben unſrer Beſtimmung dann am nächſten zu kommen, wenn wir uns am weiteſten von der Welt entfernen.

Ein aufgeklärter Verſtand würde uns über die wahre Beſtimmung moraliſcher Begriffe und Gefühle belehrt, würde uns in dem Wahne, mit dem Unſichtbaren in Verbindung zu kommen, die Täuſchung aufgedeckt, das Spiel einer regelloſen Einbildung enthüllt, die Gränzen des Erkennbaren angedeutet, uns in die Sphäre, in der wir allein unſre Kräfte auf eine würdige und nützliche Art verwenden können, eingewieſen, und dadurch unſern Willen in That verwandelt haben.

Es iſt gar nicht an dem, daſs das Gewiſſen alles das von ſelbſt leiſte, was wir von ihm erwarten. In ſeiner Vollſtändigkeit muſs es erſt erworben werden, und zwar vorzüglich durch Verſtandesaufklärung. Die natürliche Thätigkeit der Vernunft führt nur auf wenige ſehr einfache Grundſätze, die ſich auch in der

Sittenlehre aller Völker, deren einzelne Vorſchriften von einander abgehen, und ſich nicht ſelten ganz entgegengeſetzt ſind, wieder finden. Dieſe reichen aber nicht hin für unſer mannichfaches, verwickeltes, von ſo verſchiedenen Zwecken und Bedürfniſſen angefülltes Leben. Der Verſtand muſs hinzutreten, ihre Anwendung auf einzelne Fälle machen, und dadurch beſtimmte Regeln bilden. Alles hängt davon ab, daſs dieſer Verſtand ein erleuchteter und richtiger ſey. Das dunkle, weite, irrige, ſchwankende und ängſtliche Gewiſſen, ſind nichts anders als Erzeugniſſe eines ſchlecht unterrichteten, fehlerhaften Verſtandes.

Die menſchlichen Pflichten beziehen ſich nicht allein auf die nächſten Zwecke des Lebens. Es gibt in demſelben unzählbare natürliche und künſtliche Verhältniſſe, die eine eigenthümliche Anwendung der moraliſchen Geſetze verlangen — unzählbare, bedeutende und unbedeutende Lagen und Umſtände, die eine Veränderung in dieſer Anwendung nothwendig machen. Da iſt es denn nicht genug, die Vorſchriften eines pflichtmäſsigen Verhaltens im Allgemeinen zu kennen; denn daraus ergibt ſich noch gar nichts für den gegenwärtigen Fall. Es muſs auch eine genaue Kenntniſs dieſer Verhältniſſe, Lagen und Umſtände, ihres Urſprunges, ihrer Tendenz, ihrer Bedeutung und ihrer Beziehung auf das ganze wirkſame Leben und die höchſte Beſtimmung des Menſchen hinzu kommen, um darnach zu entſcheiden, ob und in wie fern ſie in moraliſcher Hinſicht wichtig ſeyen, und wie die Pflicht über ſie verfüge; denn dies hängt eben ſo ſehr von ihrer eignen Natur als von den Grundſätzen der Vernunft ab. Und auch dieſe Kenntniſs wird noch nicht hinreichen, wenn ſich nicht mit ihr ein heller, denkender und geübter Geiſt verbindet, der ſie in ihren individuellen Erſcheinungen noch näher beſtimme, und nach den jedesmaligen Veränderungen modificire, welche ſo mannichfaltig ſind, daſs ſie ſich unmöglich vorher berechnen laſſen.

Daſs der groſse Haufe ſich nur aus den allgemeinen Angelegenheiten, die er als Menſch hat, und den Verhältniſſen, worin er als Menſch zum Menſchen und zur Gottheit ſteht, eine Gewiſſensſache macht, die beſondern Angelegenheiten und nähern Verhältniſſe aber, die ihm ſein individuelles Leben entgegen führt, gar nicht vor dieſes Forum zieht, und daſs er über die Pflichten, die daraus hervorgehen, ſo verkehrte Begriffe hägt, rührt von nichts anderm, als von Mangel an Aufklärung, von unvollſtändiger oder fehlerhafter Kenntniſs entweder der allgemeinen Grundſätze, oder der Angelegenheiten und Verhältniſſe, die nach ihnen beurtheilt werden müſſen, oder von Trägheit des Geiſtes und Unfähigkeit, dieſe auf jene zurückzuführen, her.

Ein aufgeklärter Verſtand bringt uns dahin, daſs wir es nicht bloſs beym Wollen bewenden laſſen, ſondern daſs wir auch unſre Geſinnungen in Handlungen ausdrücken, und lehrt uns zugleich, was wir zu thun haben. So iſt er nicht bloſs, wie wir ihn ſchon oben zu betrachten Gelegenheit hatten, Vorbereitungs- ſondern wirkliches Hülfsmittel der Veredlung.

Ein drittes Mittel, die moraliſche Geſinnung für das Leben thätig zu machen, iſt *Schärfung des Sinnes für das Geordnete und Uebereinſtimmende.* Dieſer

Sinn iſt durch die ganze Natur des Menſchen verbreitet, das Prinzip der Geiſtigkeit in derſelben, das auch den thieriſchen Operationen einen höhern, menſchlichen Charakter mittheilt. Je mehr ſich der Menſch über die Gewalt der bloſsen Materie, über dasjenige, was allein durch ſinnlichen Reitz und den Einfluſs auf die gröbere, mechaniſche Lebensthätigkeit angenehm, nur in der Berührung genoſſen wird, hinaufringt; je mehr er ſeine intellectuellen Fähigkeiten, die überall auf nichts anders ausgehen, als das Mannichfaltige und Verſchiedenartige zu Einem zu machen, bildet: deſto ſtärker und zarter wird jener Sinn, deſto mehr wird es ihm Bedürfniſs, in allen Umgebungen, vorzüglich aber in den Erſcheinungen und Verhältniſſen ſeiner Kräfte, Harmonie zu finden. Geht dieſer Sinn auf die Producte der äuſsern Natur, in wie fern dieſe nothwendigen Geſetzen unterworfen iſt: ſo wird er durch ihre Zweckmäſsigkeit, durch das Zuſammentreffen ihrer einzelnen und an ſich verſchiedenen Wirkungen in Einem wichtigen Erfolge befriedigt, und entſteht das Gefühl der Ordnung. Geht er auf die Handlungen der Menſehen, wie ſie ſich in den Erſcheinungen ausdrücken: ſo verlangt er für ſie; theils eine proportionirte Schicklichkeit zu dem, was dadurch erreicht werden ſoll, die ſich auch auf die kleinern Umſtände, die in die Erreichung keinen reellen Einfluſs haben, ausdehnen muſs, um nicht bloſs dem zu genügen, der den Erfolg wünſcht, ſondern auch dem, der den intendirten Erfolg, und die darauf verwandten Bemühungen, ohne ſelbſt dabey intereſſirt zu ſeyn, mit einander vergleicht, mithin Angemeſſenheit zu den jedesmaligen Umſtänden: theils eine innre, von der Rückſicht auf den Erfolg unabhängige Proportion der Theile, die dieſe leicht zu Einem Ganzen vereinigen laſſe, und er äuſsert ſich als Gefühl des Anſtändigen und Gefälligen. Iſt es die Natur in ihrer Freyheit, und ihre Nachahmung und Idealiſirung durch Phantaſie, die ihm, ohne irgend einen beſtimmten Zweck in Anſchlag zu bringen, bloſs durch ihre Beziehung auf die nothwendige Einrichtung des Verſtandes und der Vernunft beſchäftigt: ſo iſt es die Harmonie der Geſtalt, die Einheit des Umriſſes, die Verwandtſchaft, Continuität und das ſanfte Ineinanderfließen der einzelnen Stücke, oder die Veranlaſſung, die ein Gegenſtand der Vernunft gibt, ihre urſprüngliche Thätigkeit in der Erzeugung eines Höchſten und Abſoluten zu äuſsern, was ihn mit Wohlgefallen erfüllt, und er erſcheint als **Geſchmack**, als **Gefühl des Schönen und Erhabenen.** Iſt er auf den Gebrauch der Verſtandeskräfte, und die Harmonie derſelben zur Befriedigung der Vernunft, die auf vollendete Einſtimmung alles Gedachten dringt, gerichtet: ſo zeigt er ſich als **Wahrheitsgefühl**. Seine höchſte Würde und ſeine herrlichſte Bedeutung aber erlangt er da, wo die überſinnliche Kraft des Willens ſein Gegenſtand iſt, und dieſe in Beziehung auf die höchſte und umfaſſendſte Idee, die Idee der Menſchheit, als einer Vereinigung aller Vernünftigen unter Ein Intereſſe würdigt, und **moraliſches Gefühl** wird.

In den beyden letztern Fällen iſt er allein durch den höhern Charakter des Menſchen, durch die Vernunft, in den übrigen durch Phantaſie, Urtheilskraft und Verſtand beſtimmt. Aber ſelbſt hier offenbart ſich in ihm die geiſtige Natur des Menſchen und ſeine Beſtimmung zur Vernünftigkeit, wozu er die Anlage und den Umriſs enthält, nur in einen ſinnlichen Stoff eingedrückt, und durch denſelben mannichfaltig beſchränkt.

Es kann daher für die moraliſche Bildung des Lebens gar nicht gleichgültig ſeyn, wie dieſer Sinn für das Geordnete und Uebereinſtimmende, auch da, wo er ſich in der Beſchränkung durch das Sinnliche, als Gefühl des Zweckmäſsigen, Schicklichen, Gefälligen, Schönen und Erhabenen ankündigt, noch mehr aber, wo er als Wahrheitsgefühl näher an das Moraliſche gränzt, beſchaffen ſey, welchen Grad der Ausbildung er erreicht habe, und in wie fern er das Herz beherrſche. Wo er noch ganz roh und der Gewalt des Materiellen hingegeben iſt, wird auch der moraliſche Sinn durch den Widerſtand dieſer Gewalt aufgehalten, und wenn gleich ſein Einfluſs in die Geſinnung fortdauert, doch ſeine beſtimmende Kraft für das Leben vernichtet, die durch ein vorherrſchendes, die ganze Natur beſeelendes Bedürfniſs der Harmonie erhalten und geleitet werden muſs. Unkultivirte und bloſs an gröbern Sinnengenüſſen klebende Gemüther, können für die Tugend eine groſse Achtung hägen, ihren Willen kräftig auf ſie hin gerichtet haben; aber ſie wird ſelten eher in ihren Handlungen wirkſam werden, und in Erfüllung aller Pflichten übergehen, als bis ihr der Wunſch, in alle Angelegenheiten des Lebens Ordnung zu bringen, dieſen Uebergang vorbereitet hat. Auf der andern Seite dürfen die genannten Gefühle nur geläutert, der ſinnlichen Beſchränktheit entriſſen, darf das Geiſtige in ihnen nur mehr ausgebildet werden: und ſie werden ſich mit dem moraliſchen Gefühle verbinden, um die Stärke deſſelben durch die ihrige beträchtlich zu vermehren.

Wem es Bedürfniſs iſt, in allem, was ihn umgibt, Zweckmäſsigkeit, Ordnung und Harmonie zu finden, dem iſt es freylich darum allein noch nicht Bedürfniſs, ſein Leben der Uebereinſtimmung der Tugend zu unterwerfen; denn dieſe iſt höherer Art, und ihre Forderungen gründen ſich auf den entgegengeſetzten überſinnlichen Charakter des Menſchen. Aber er hat den Punct erreicht, in dem die beyden Naturen in einander flieſsen, auf den ihn die Kunſt ſchon vor der ſelbſtthätigen Veredlung zu ſtellen ſtrebte; und das wird ihn mit der Tugend vorzüglich befreunden, daſs ſie einem ſo tief gefühlten Bedürfniſſe begegnet, die erhabenſte und vollkommenſte Einheit ſeinem Denken, Empfinden und Thun mittheilt. Er wird ſie als Licht, Wahrheit, Harmonie und Friede des Lebens freudig umfaſſen.

Endlich erfordert die tugendhafte Geſinnung, wenn ſie in beſtändige und treue Pflichterfüllung übergehen ſoll, auch noch eine ſolche herrſchende Stimmung der Seele, die uns zu allem Guten aufgelegt mache. Und dieſe iſt keine andre als heitre Ruhe und froher Muth.

Nichts macht uns ungeſchickter zu einer leichten moraliſchen Thätigkeit, die auch immer eine fröhliche iſt, als ein verſtimmtes, unruhiges, miſsvergnügtes Herz, oder, was man oft widerſinnig genug, als die einzig zweckmäſsige Dispoſition zu einem tugendhaften Leben empfohlen hat, ein trübſinniges, finſtres, melancholiſches Weſen. Wenn die ausſchweifende Freude ſich an äuſsere Gegenſtände verliert, und mit dieſen einzig beſchäftigt, die moraliſche Geſinnung ſchwächt, die Tüchtigkeit zum ſittlichen Handeln vermindert: ſo verſchlieſst die düſtre Schwermuth unſer Denken und Empfinden in uns ſelbſt, vertieft ſich in müſsiges und trauriges Grübeln, verſchwendet an ſchwarze Grillen die Kräfte, die der Ausübung der Tugend geweiht ſind, tödtet das Selbſtvertrauen, ohne welches dieſe nie ausgeführt werden kann; ſo erhält Unzufriedenheit mit dem Leben allein die Gedanken des Kummers und die Empfindungen des Schmerzes in unſrer Seele rege, die als moraliſcher Kleinmuth, ſchon an ſich der tugendhaften Geſinnung widerſtreiten, und ſie dabey ſo ganz mit ihren eigenthümlichen Betrachtungen ausfüllen, daſs für die Forderungen und Arbeiten der Veredlung nichts übrig bleibt.

Ein fröhliches Herz, ein ungetrübter, ſorgenfreyer Sinn, ein immer heitrer Blick in die Welt iſt immer auch mit einer leichten Diſpoſition zu einer gemäſsigten Thätigkeit verbunden. Sind nun dabey im Gemüthe viele moraliſche Ideen, iſt in ihm eine herrſchende Richtung auf das Gute: ſo wird dieſe Thätigkeit davon noch mehr belebt und geleitet, ein ununterbrochenes Wirken im Dienſte der Pflicht werden.

Dieſes fröhliche Herz iſt aber ſelten eine Mitgabe der Natur, und wo es dieſes iſt, gewöhnlich ein Kind des Leichtſinnes und der Gedankenloſigkeit, etwas, das weit entfernt, die Tugend zu begünſtigen, nur darauf ausgeht, ſich ihrer, ſo wie alles deſſen, was nur einiger Maſsen mit Ernſt und Anſtrengung fordert, zu entſchlagen. Um für die Tugend wirkſam zu werden, muſs es ſelbſt etwas Moraliſches, durch pflichtmäſsige Uebung Erworbenes ſeyn. Und es dahin zu bringen, daſs man auch bey angebornen Anlagen zum Trübſinne, und unter den unglücklichſten Umſtänden, einen ruhigen, heitern Geiſt behalte, iſt in der That ſo ſchwer nicht, als wir es uns bey unſrer gewöhnlichen Verdroſſenheit, dem Miſsmuthe, den Verluſte und fehlgeſchlagene Hoffnungen ſo leicht in uns erwecken, und in melancholiſchen Stunden einzubilden geneigt ſind.

Was dazu vorzüglich beytragen muſs, iſt Geſundheit des Körpers und des Geiſtes, Gleichgewicht und ruhige Bewegung unſrer phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Lebenskräfte, harmoniſches Zuſammenwirken des Verſtandes und des Herzens, freundliche Eintracht in der Bildung und dem Gebrauche unſrer Fähigkeiten, eine heitre, reiche, lebhafte und doch auch weiſe beſchränkte Phantaſie, ein richtiger und heller Kopf, eine gemäſsigte Empfindſamkeit, Freyheit von Vorurtheilen, heftigen Leidenſchaften und ſtarken Aufwallungen der Affecten, die mehr als alles unſer Leben beunruhigen und verbittern, und auch da, wo ſie eben nicht trauriger Art ſind, durch die Verwirrung und Regelloſigkeit, die ſie anrichten, ſeinen Frieden zerſtören.

Nicht weniger wird zu einer beſtändigen Heiterkeit des Geiſtes die Kunſt weiſe genieſsen, und dasjenige entbehren zu können, wovon die meiſten ihre Glückſeligkeit abhängig machen, erfordert. Wer ſeine Genüſſe nicht zu mäſsigen, auf den Zweck der Erhohlung und Erfriſchung der Kräfte zu neuer Thätigkeit zu beſchränken, und ſie überall durch einen nüchternen Sinn, die Regeln der Klugheit und die Forderungen der Pflicht zu regieren verſteht, wird vielleicht manchen frohen Augenblick, aber nichts weniger als ein frohes Leben haben. Er wird mit ſich ſelbſt zerfallen; bittre Reue und finſtrer Ueberdruſs, werden ſeine Freuden vergällen; unordentliche Begierden werden in ſeiner Seele erwachen; heftige Bewegungen die Einheit ſeines Innern, die allein die Mannichfaltigkeit des Aeuſsern freudig trägt und genieſst, auflöſen, und der gute Genius, der das fröhliche Daſeyn bewacht, wird auf immer von ihm weichen.

Es iſt unmöglich, daſs der zu einer dauerhaften Ruhe der Seele gelange, der dieſe von ſolchen Dingen abhängig macht oder erhält, die man jeden Augenblick verlieren kann, in Anſehung derer es ſo mancherley Beeinträchtigungen und unangenehme Verhältniſſe gibt. Das Schickſal wird nicht aufhören, uns ſeine Launen und ſeine Härte erfahren zu laſſen, ſeine feindlichen Anfälle zu erneuern, wo wir mit ihm im beſten Vernehmen zu ſtehen glauben. Um gegen dieſe ſicher zu ſeyn, muſs man die veränderlichen Güter der Erde in einem gewiſſen Maſse gering ſchätzen, über bittre Verluſte, ſchmerzliche Beraubungen, zurückgewieſene Anſprüche, erlittene Kränkungen, fehlgeſchlagene Hoffnungen, ängſtliche Befürchtungen, und ſelbſt über die ſchmerzhaften Gefühle eines kranken Körpers wegdenken lernen. Wir müſſen uns überzeugen, daſs das, was uns dadurch genommen wird, nicht das ſey, woran unſer Friede hängt, worauf unſer Vertrauen ſich gründet, daſs es uns wohl flüchtig erfreuen, aber nie genügen konnte, daſs nur das unſre Sorge, Pflege und ungetheilte Liebe verdiene, was uns kein Schickſal zu nehmen im Stande iſt.

Wie aber dahin gelangen? Mit bloſsem Nachdenken iſt, bey den tief eingewurzelten Vorurtheilen und der groſsen Neigung der Menſchen zu dieſen Dingen, nicht viel ausgerichtet. Es gibt ein andres Mittel, das zuverläſsiger und kräftiger wirkt, und das iſt freywillige Entſagung, verbunden mit einer unermüdeten und ordnungsvollen Thätigkeit. Wer ſich im Entbehren geübt hat, dem wird es nicht ſchwer fallen, zu entbehren, wenn er muſs. Der Verluſt eines

Gutes,

Gutes, deſſen Beſitz uns nie aufgeblaſen machte, deſſen Genuſs wir oft da verſchmähten, wo wir ihn hätten haben können, kann uns nicht tief betrüben. Wer ſein Leben mit groſsen Zwecken anfüllt, ſeine Zeit und Kräfte unter wichtige Beſtrebungen planmäſsig vertheilt, der kann nicht viel auf Dinge achten, die ihm nur Nebenſache ſind, den kann es nicht ſchmerzen, ſich deſſen beraubt zu ſehen, ohne welches er ſein Ziel ſehr wohl zu erreichen vermag; der wird keinem unthätigen Schmerze nachhangen, da ihn immer dringende Beſchäftigungen hinhalten, der hat in ſich ſelbſt eine Quelle der Zufriedenheit und des Frohſinnes, die nie erſchöpft iſt, und kann im Gefühle deſſen, was er ſich ſelbſt iſt, dem Schickſal ſeinen Lauf laſſen, dasjenige ſeiner Veränderlichkeit Preis geben, was ihm immer nur als ein Fremdes erſcheint, und ſein eigenſtes Leben gar nicht, oder nur entfernt berührt. Er ſchafft ſich ſelbſt Leben und Lebenszwecke, durch die Arbeiten, die er ſich aufgibt, und vermittelſt dieſer Lebensgenüſſe und Lebensfreuden.

Eine angreifende Krankheit kann unſre äuſsere Thätigkeit hemmen, aber die innere bleibt in unſrer Gewalt. Auch unter den drückendſten Umſtänden, bey einem verengten Wirkungskreiſe, und bey gänzlicher Unfähigkeit, uns mit etwas anderm zu beſchäftigen, können wir auf uns ſelbſt wirken, durch die Kenntniſſe, die wir uns eingeſammelt, durch die Empfindungen, die wir in uns geweckt, durch die Tugenden, die wir uns zu eigen gemacht haben, uns zerſtreuen, und aus der Fülle eines reichen Geiſtes und eines edeln Herzens Troſt ſchöpfen.

Ja es gibt eine Lebensordnung, die in des Menſchen Macht ſteht, durch deren gewiſſenhafte Beobachtung er ſich das Bitterſte verſüſsen, ſich über das peinliche Gefühl eines zerrütteten Körpers erheben, die Macht des Geiſtes über die Materie verherrlichen, und auch der unglücklichſten Lage frohe Augenblicke, ja Stunden und Tage abgewinnen, es gibt eine Höhe im Leben, auf die ſich der Menſch hinſtellen, und über die Reihe ſeiner Schickſale mit dem ruhigen Blicke eines unbefangenen Zuſchauers hinſehen kann.

Weiſe Thätigkeit befördert auch noch dadurch den Frohſinn des Herzens, daſs ſie das phyſiſche Leben unterſtützt, die Geſundheit und harmoniſche Wirkſamkeit der Kräfte erhält, angenehme Empfindungen des Wohlſeyns über den ganzen Körper verbreitet, diejenige Erſchlaffung verhütet, die ſo leicht in Miſsmuth, Leerheit des Herzens und Lebensüberdruſs ausartet, und alles von uns entfernt, was eine ſchwermüthige Stimmung begünſtigen könnte.

Es iſt eine Kunſt immer ein frohes Herz zu haben, aber eine ſolche, die ſich in mehr als Einer Hinſicht ſelbſt anpreiſt, und die ſich der weiſe Mann vor allem wird angelegen ſeyn laſſen, weil ſie an ſich Pflicht iſt, und zu derjenigen Verfaſſung der Seele führt, in der man geneigt und geſchickt iſt, alle ſeine andern Pflichten zu erfüllen.

Zweyte Abtheilung.

Veredlung der Maximen.

Wir betrachteten bisher das Geſchäft der Veredlung in Beziehung auf die menſchliche Natur, in wie fern ſie aus Sinnlichkeit und Vernunft beſteht, *überhaupt*, ohne noch auf eine beſondere Beſchaffenheit, die ihr aus der nähern Beſtimmung der Sinnlichkeit kommen möchte, Rückſicht zu nehmen. Es konnte daher bloſs von einer ſolchen Bearbeitung des Willens die Rede ſeyn, die in ihm das Prinzip der formalen Verkehrtheit vertilgte, die Richtung auf das Gute in ihn hinein brachte, und dieſe Richtung dahin verſtärkte, daſs ſie ſich gegen jeden Widerſtand behaupten, und überall in That verwandeln könne; dann noch von einer gewiſſen Beſtimmung der Kräfte unſers ſinnlichen Lebens, die das Letztere erleichtere.

Wäre der Wille bloſs formal verkehrt; beſtände Vernunftwidrigkeit allein darin, daſs er nicht aus dem Geſetze, ſondern aus der Sinnlichkeit ſeine Beſtimmungsgründe hernähme, ohne darum in ſeinen Aeuſserungen mit dem Geſetze im Streite zu liegen; wäre die Sinnlichkeit ſo beſchaffen, daſs ſie entweder mit den Forderungen der Vernunft durchgängig übereinſtimmte, und in ſich ſchon Legalität enthielte, die nur durch eine ſelbſtthätige Richtung des Willens in Moralität verwandelt werden dürfte, oder daſs ſie nur dann und wann Triebe, Reitzungen und Anläſſe zu Verſündigungen darböthe: ſo könnten wir es füglich bey dem bisher Vorgetragenen bewenden laſſen; die Stärke der guten Geſinnung würde, verbunden mit einem regen, richtigen, zarten und lebhaften Gewiſſen, mit praktiſcher Aufklärung und einem feinen Gefühle für Ordnung und Einheit, wenn ein froher, rüſtiger Muth hinzu träte, dem ſattſam widerſtehen, und ſie überall beſiegen. Der Menſch dürfte dann in den angegebenen Bemühungen nur unabläſsig fortfahren, um ſeine Veredlung ganz und in jeder Hinſicht zu vollenden.

Aber zu der formalen Verkehrtheit des Willens kommt auch die materiale. Die Sinnlichkeit wirkt nicht bloſs im Allgemeinen als fortdauernde Tendenz zu verkehrten Triebfedern, und als verſchiedentlich, bald ſo, bald anders, modificirten Widerſtand. Sie wirkt in beſondern, tief eingewurzelten und bleibenden Richtungen. Durch ſie ſind in den Willen geſetzwidrige Neigungen und Maximen eingedrungen, die eine eigenthümliche Bearbeitung verlangen, wenn dieſer durchaus veredelt werden ſoll. Die gute Geſinnung erſcheint uns nicht mehr als etwas Einiges, und nur auf Eins ungetheilt Gerichtetes; ſie erſcheint uns im Kampfe gegen mancherley böſe Tendenzen, und zerfällt in mancherley einzelne Bemühungen, die darauf ausgehen, theils dieſe Tendenzen wegzuſchaffen oder zu verbeſſern, theils die entgegengeſetzten Forderungen der Vernunft zu begründen und auszuführen. Es kommt nun darauf an, daſs der gute Wille gute Maximen in ihn ſich aufnehme, und die vorhandenen ſchlechten verbeſſere.

Es gehört mit zu der urſprünglichen und nothwendigen Einrichtung der menſchlichen Natur, daſs ſie nicht allein durch individuelle Eindrücke beſtimmt wird; wobey nie ein feſter Charakter entſtehen, nie Einheit in das Leben gebracht werden, und dieſes Leben nie etwas anders ſeyn könnte, als der Grund, auf den Zufall und Willkühr mancherley unzuſammenhängende Züge hinzeichnen, ohne daſs ein ordnendes Prinzip ſie zu Einem Bilde verknüpft. Jeder Eindruck, der uns trifft, findet eine eigenthümliche Empfänglichkeit, durch die er ſo oder anders modificirt, mit mehrern andern zu Einem Ganzen verknüpft wird, und dann ſo wirkt, wie er dieſem zufolge wirken kann. Er ſteht nicht bloſs in einem allgemeinen Verhältniſſe zur menſchlichen Natur, ſondern auſser dem noch in einem beſondern zu gewiſſen Dispoſitionen dieſer Natur, die ihn in ihre Handlungsweiſe hineinzieht. Auch der flachſte, grundloſeſte Menſch handelt nach Maximen, die ihm freylich nach dem gröſsern Grade ſeiner Flachheit und Grundloſigkeit, weniger ſelbſt angehören, mehr in unbeſtimmten Umriſſen beſtehen, die durch die Einwirkung fremder Dinge nicht bloſs ausgefüllt, ſondern auch erſt vollſtändig beſtimmt werden müſſen. Es iſt nicht möglich den Menſchen gründlich zu verbeſſern, ohne mit der Verbeſſerung dieſer Maximen zu beginnen. Zu einigen tugendhaften Handlungen mag der gute Wille und ein reges Gewiſſen ihn leiten; aber daſs er gleichförmig und immer tugendhaft handle, kann nicht anders erreicht werden als dadurch, daſs die bleibenden Beſtimmungsgründe ſeiner Handlungen tugendhaft werden.

Die Bemühungen, die ſich hierauf beziehen, können indeſs erſt in die zweyte Periode der Veredlung fallen; weil ein für das Gute ſtark intereſſirter Wille erfordert wird, der vorher ſchon begründet ſeyn muſs, um ſich zu ihnen zu entſchlieſsen.

Hiernach entſcheidet ſich von ſelbſt eine Frage, deren Beantwortung wohl aus keiner andern Urſache ſo lange ſtreitig geweſen iſt, als: weil man ſich über das Weſen der Veredlung, und ihr Verhältniſs zur menſchlichen Natur nicht hinreichend aufgeklärt hatte: ob man nähmlich in der Veredlung mit der Geſinnung anfangen, und von ihr zum Leben übergehen; oder ob man erſt ſeine einzelnen Neigungen verbeſſern, und darauf dann den tugendhaften Charakter gründen müſſe? Beydes iſt wahr, und darf nur näher beſtimmt werden, um ſich ſehr gut mit einander zu vertragen. Der durchaus und in jeder Hinſicht vernunftmäſsige Charakter, iſt das höchſte Ziel des Menſchen. Man kann aber nicht anders dazu gelangen, als dadurch, daſs man nach und nach den einzelnen Zügen deſſelben die Form des Geſetzes anbilde. Dies iſt wieder nicht möglich, wenn nicht vorher ſchon ein für die Tugend ernſtlich intereſſirter Wille da iſt. Jene Frage wurde dadurch ſo verwickelt, daſs man dieſen Willen, der in der Erſcheinung der Anfang der Vernunftherrſchaft — mit jenem Charakter, der in der Erſcheinung die Vollendung derſelben iſt, verwechſelte. Jener beruht aber bloſs auf der Anregung des höhern Prinzips, dieſer iſt durchgängige Vereinigung dieſes Prinzips mit dem Leben.

Die Veredlung der Maximen iſt ein ſehr verwickeltes, anhaltendes und mühſames Geſchäft. Es kommt hier vorzüglich darauf an, daſs das Geſetz der Vernunft in beſtimmte

Vorſchriften erſchöpfend aufgelöſt, dieſe Vorſchriften, mit Rückſicht auf die eigenthümliche Beſchaffenheit unſrer Natur, näher zergliedert, als eben ſo viele heilige Aufgaben an unſer Leben fixirt, feſtgehalten, und ſtandhaft befolgt werden. Wir müſſen alſo vor allem uns ſelbſt, unſre moraliſchen Zwecke und unſern Zuſtand richtig kennen, um dadurch zu erfahren, was wir an uns zu bilden haben, und wie dieſes anzufangen ſey; dieſe Erkenntniſs muſs lebendig praktiſche Selbſtwürdigung werden, ſich des moraliſchen Gefühles und des Willens bemächtigen, auf beyde die angemeſſenen Wirkungen äuſsern, ſich in kräftige Vorſätze für unſer künftiges Leben verwandeln, auf die wir dann fortdauernd allen Fleiſs zu verwenden haben, ſie durch alle Mittel, die uns dazu behülflich ſeyn können, zu unterhalten, zu beleben, und ihre Befolgung zur Fertigkeit bringen.

Die gegenwärtige Abtheilung zerfällt demnach in vier Abſchnitte. Sie handelt erſtens von der Selbſterkenntniſs, zweytens von ihren Wirkungen auf das moraliſche Gefühl, drittens von ihren Folgen für den Willen, oder den praktiſchen Lebensgrundſätzen, viertens von der Ausführung derſelben.

I.

Selbſterkenntniſs.

Es iſt nicht möglich, ſeine Neigungen und Maximen zu veredeln, ohne mit der gegenwärtigen Beſchaffenheit derſelben, und dem, was darin fehlerhaft iſt, was wir zu thun haben, um ſie den Forderungen der Vernunft angemeſſen zu machen, und mit den Kräften und Hülfsmitteln, die uns dabey zu Gebothe ſtehen, bekannt zu ſeyn. Es iſt vor allen Dingen nöthig, daſs wir uns ſelbſt in moraliſcher Hinſicht erforſchen, und uns über unſern wirklichen Zuſtand, in Beziehung auf unſre höchſte Aufgabe, zu unterrichten ſuchen. Dies führt zur praktiſchen Selbſterkenntniſs, die daher folgende Fragen zu beantworten hat: erſtens, was ſoll ich ſeyn, wie ſoll ich mich in allen Verhältniſſen meines Lebens verhalten, welche Maximen ſind mir durch die Vernunft aufgegeben? zweytens, was bin ich wirklich, welche Maximen liegen meinem gegenwärtigen Verhalten zum Grunde, in wie fern ſtimmen dieſe mit jenen überein, was bringt ſie damit in Widerſpruch? drittens, was habe ich nun dem zufolge zu thun, um ſie mit jenen einſtimmig zu machen, um das zu werden, was ich ſeyn ſoll?

Das erſte Stück einer gründlichen Selbſterkenntniſs iſt alſo **Kenntniſs unſrer Pflichten und unſrer moraliſchen Beſtimmung.** Dieſe muſs der Kenntniſs unſers ſittlichen Zuſtandes nothwendig vorhergehen. Um zu wiſſen, was ich bin, muſs ich erſt wiſſen, was ich ſeyn ſoll. Um mich zu überzeugen, daſs, und in wie fern mein Betragen der Vernunft widerſtreite, muſs ich die Forderungen der Vernunft kennen. Ich bin ſehr vieles, was ich da, wo es allein auf meine moraliſche Bildung abgeſehen iſt, nicht zu beherzigen brauche. Ich habe unendlich viele Beſtimmungen an mir, deren Kenntniſs mir ſehr intereſſant und nützlich ſeyn, deren Beobachtung und Erforſchung mir eine ſehr unterhaltende, und vielleicht auch moraliſch-heilſame Beſchäftigung geben kann, die mir aber da, wo ich den ſittlichen Werth meiner Maximen kennen möchte, um ſie darnach zu verbeſſern, nicht allein gleichgültig ſind, indem ſie auf denſelben gar keinen, oder doch nur einen ſehr entfernten Einfluſs haben, ſondern mich auch zu ſehr zerſtreuen, und von meinem wahren Ziele ablenken würden, wenn ich ſie alle beachten wollte. Die theoretiſche Selbſterkenntniſs mag darauf ausgehen, zu erfahren, was überhaupt am Menſchen iſt; die praktiſche will nur erfahren, was an ihm zu verbeſſern iſt. Wir müſſen hier, ehe wir zu Beobachtungen ſchreiten, einen Geſichtspunct, aus welchem, und einen Zweck; in Beziehung auf welchen wir dieſe Beobachtungen anſtellen, ausmitteln, mit uns darüber eins werden, worauf wir unſre Aufmerkſamkeit zu richten haben, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, viel Vergebliches zu thun, und die geringe Ausbeute groſser und angeſtrengter Bemühungen doch nicht einmal recht benutzen zu können. Dieſer Geſichtspunct und Zweck aber ſind allein in der Kenntniſs der moraliſchen Lebensregeln enthalten. Sie vergegenwärtigt uns die Momente, auf die wir bey der Selbſterforſchung eigentlich zu ſehen haben, und erleichtert uns dieſe dadurch, daſs ſie uns zufällig auf manche Abweichungen andeutet, die wir ſonſt vielleicht gar nicht bemerkt, oder ſehr mühſam hätten entdecken müſſen.

Um uns von unſrer moraliſchen Beſchaffenheit genau zu unterrichten, bedürfen wir eines ſichern Maſsſtabes, an den wir jede gemachte Bemerkung gleich anlegen können, ihren ſittlichen Gehalt zu prüfen. Einen ſolchen Maſsſtab aber gewährt uns nichts anders, als eine deutliche, vollſtändige und richtige Kenntniſs unſrer Pflichten. Der Mangel hieran, iſt ein vorzügliches Hinderniſs einer richtigen Selbſtwürdigung. Es bleibt uns da nichts, wornach wir unſer Urtheil reguliren könnten, als eine Miſchung von Vorurtheilen, dunkeln Gefühlen, einzelnen Gewiſſensregungen, und öffentlichen, ungeprüft, und ohne allen Zuſammenhang angenommenen Meynungen, die oft aus einer ganz andern Quelle als aus der Vernunft gefloſſen ſind. Wie kann darauf ein wahres Reſultat gegründet werden? Wenn in dem allen auch manches Wahre iſt: ſo wird dies doch bey der Regelloſigkeit, worin es mit dem Unwahren durch einander liegt, in der Anwendung falſch werden müſſen. Mögen dann unſre Beobachtungen noch ſo fein, vielſeitig und unpartheyiſch ſeyn: ſo können ſie uns doch nicht richtig über uns ſelbſt denken lehren; ſo müſſen wir doch in der Beſtimmung des Werthes unſrer Handlungen manchen ſehr bedeutenden Fehler begehen, Irrthümer bey uns unterhalten, die viele verkehrte Maximen unverbeſſerlich machen.

Wo es nur darum zu thun iſt, daſs einzelne Pflichten vollbracht werden, da bedarf es keiner vorhergehenden Kenntniſs und Ueberlegung dieſer Pflichten. Iſt das Gewiſſen nur wachſam: ſo kann man ſich ihm unbeſorgt überlaſſen, es wird uns in jedem Falle ſchon ſagen, was wir zu verrichten, und was wir zu vermeiden haben, und uns jede Pflicht nach dem Grade ihrer Wichtigkeit andringen. Es ſind hier keine Vorkehrungen zu treffen, und es iſt genug, in dem Augenblicke des Handelns den Befehl der Vernunſt zu wiſſen. Man kann es zu einer groſsen Fertigkeit in der Befolgung ihrer Vorſchriften gebracht haben, ohne auch nur zu ahnden, daſs ſie die moraliſchen Pflichten claſſificiren, und in ein Syſtem bringen laſſen. Aber die Bearbeitung der Maximen wird nicht auf Ein Mal vollendet. Sie iſt etwas, wobey man planmäſsig verfahren, ein gewiſſes Ziel unverrückt im Auge behalten, und nach und nach auf daſſelbe hinwirken muſs. Hier reicht das Gewiſſen nicht aus. Man muſs ſeine Pflichten im Zuſammenhange durchdacht haben, ſie nach allen Beziehungen, dem Grade ihrer Wichtigkeit, und ihrem Verhältniſſe zu einem höchſten Geſetze kennen. Man muſs wiſſen, welche Forderungen aus dieſem Geſetze an das Leben, nach ſeinen Hauptelementen und Situationen erwogen, ergehen, durch welches Betragen ihm ein Genüge geſchehe.

Dieſe Kenntniſs unſrer Pflichten muſs vor allen Dingen ſelbſtſtändig, rein, von allem Fremdartigen geſchieden, und einzig durch Vernunft beſtimmt ſeyn. Wo das nicht iſt, legt ſie der Selbſtwürdigung ſo wohl als der Lebensanordnung, einſeitige, irrige, oder wohl gar unmoraliſche Begriffe zum Grunde. Jene kann daher nicht anders als fehlerhaft, dieſe muſs nothwendig widerſinnig ausfallen. Es iſt deſswegen nöthig, daſs man ſich über ſeine moraliſche Natur hinlänglich aufkläre, ſie bis

bis zu den erſten Anfängen, in denen ſie ſich über die ſinnliche erhebt, verfolge, die daraus hervorgehenden höchſten Grundſätze nebſt ihren Motiven erforſche, die wichtigſten Momente des Lebens darunter faſſe, und dann zuſehe, welche Forderungen für dieſe daraus entſtehen. Wobey aber aller Einfluſs vorgefaſster Meynungen und der Neigung, etwas ſo oder anders zu finden, ſorgfältig zu verhüten iſt. Hierin liegt auch der Zweck moraliſcher Lehrbücher, die keinesweges die Vorſchriften der Vernunft erſt in den Menſchen hineinbringen, oder das Gewiſſen erſetzen, ſondern nur die Ueberſicht der Lebenspflichten zur Selbſtwürdigung und Bildung derjenigen Maximen, in denen die Veredlung vorzüglich ihr Werk hat, die durch eignes Nachdenken nur mit einem ſehr groſsen Aufwande zu erlangen ſteht, zu erleichtern. Ihrer hat man ſich daher mit Vorſicht und weiſer Prüfung zu bedienen.

Dadurch wird dann auch in die Kenntniſs der Pflichten derjenige Zuſammenhang gebracht, der nicht weniger erforderlich iſt, wenn ſie zur Veredlung der Maximen verwandt werden ſoll. Ohne dieſen iſt es nicht möglich, die nöthigen Bemühungen im Ganzen zu überſehen, ihre verhältniſsmäſsige Wichtigkeit zu ermeſſen, diejenigen Puncte, auf die es vorzüglich ankommt, auszumitteln, und ſie einander ſo bey- und unterzuordnen, daſs ſich die eine durch die andre unterſtützt finde.

Dazu muſs endlich noch Vollſtändigkeit der Pflichtkenntniſs kommen, um ſie zu einem Lebenskanon zu erheben. Dieſe darf ſich aber nicht allein darin beweiſen, daſs keine weſentliche, von der Vernunft aufgegebene Pflicht übergangen, ſondern auch darin, daſs jede einzelne tief genug ins Leben hinein begleitet werde, um zu erfahren, was ſie für jede Situation deſſelben verlange. Bey einigen Pflichten, nähmlich denjenigen, die bloſs darüber entſcheiden, weſſen wir uns zu enthalten haben, hat das wenig Schwierigkeit. Sie ſind in ſich ſo durchaus beſtimmt und unabänderlich, daſs ihre Anwendung auf jeden Fall ſich von ſelbſt ergibt. Andre, die ſich auf dasjenige beziehen, was wir thun ſollen ſind an ſich unbeſtimmt, enthalten ſolche Maximen, die, wegen ihrer Allgemeinheit, im Einzelnen nicht befolgt werden können, wenn ſie nicht vorher durch den gegenwärtigen Fall näher beſtimmt werden. Hier iſt es nun nöthig, daſs wir die bedeutendſten ſolcher Fälle vorher überſchlagen, ſie nach ihrer Beſchaffenheit, den vorwaltenden Umſtänden und ihren geſammten Beziehungen erwägen, um dadurch auszumitteln, was in jedem derſelben Pflicht ſey. Es würde z. B. zu unterſuchen ſeyn: wie iſt die Maxime der Menſchenliebe zu beſtimmen, wenn ſie mit einem nothwendigen Selbſtzwecke, wie etwa im Handel, oder mit der Liebe zu den Meinigen in Colliſion kömmt? wie weit muſs meine Nachgiebigkeit gehen, wo meine Rechte gefährdet werden? u. ſ. w. Man würde die Entſcheidung über ſolche Verhältniſſe dem Augenblicke, wo ſie eintreten überlaſſen können, wenn die Menſchen weniger geneigt wären, dann allein auf ihren Vortheil zu achten, und ihre Pflicht, wo ſie nur einiger Maſsen damit vereinbar iſt, nach ihrem Intereſſe zu deuten. Unpartheyiſcher iſt das Gemüth beym vorhergehenden Ueberdenken, wo man ſeine Maximen, noch ungewiſs, ob man ſelbſt einmal in eine ſolche Lage kommen werde, mehr aus dem Standpuncte eines andern betrachtet.

Die einzelnen Fälle, durch welche die unbeſtimmten Pflichten näher zu beſtimmen ſind, ſind nicht für alle Menſchen dieſelben. Bey aller äuſsern Aehnlichkeit, leiden ſie doch durch die Verſchiedenheit der Subjecte mancherley Abänderungen. Es iſt nicht genug die Pflichten des Menſchen überhaupt zu kennen; man muſs ſie in Beziehung auf ſich kennen: denn man ſoll und kann ſie nicht als Menſch überhaupt, ſondern als dieſer beſtimmte Menſch, der ſich in dieſer Lage befindet, der zufolge der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Verſtandes die Dinge ſo anſehen muſs, der ſo denkt, ſo empfindet, mit dieſen Kräften und Geſchicklichkeiten ausgerüſtet iſt, erfüllen. Dieſe letztern verdienen hier beſonders beherzigt zu werden. Was ich nicht zu leiſten vermag, kann auch nicht für mich Pflicht ſeyn. Wo ich ein eingeſchränkteres Vermögen beſitze, da treten, wenn ich auch nur verhältniſsmäſsig ſo viel thun will als ein andrer, noch mehr Rückſichten ein, die der andre nicht zu beachten hat. Mein Wirkungskreis nimmt vielleicht einen bedeutenden Theil der Kräfte in Anſpruch, über die der andre freye Dispoſition behält, und von mir kann deſswegen nicht daſſelbe gefordert werden. Die vollkommnen Pflichten bleiben, bey jedem Maſse von Fähigkeiten, dieſelben, überall gleich heilig und unverbrüchlich. Aber bey den unvollkommnen entſteht nothwendig die Frage: wozu bin ich hier im Stande? wie weit kann ich z. B. ohne wichtigere Zwecke zu verſäumen, meinen Verſtand aufklären? wie weit reicht meine Fähigkeit, der Menſchheit zu nützen, das Vermögen von meinen gerechten Forderungen nachzulaſſen? was kann ich durch meine Einſichten, durch die Eigenſchaften meines Körpers und meines Geiſtes, durch die Glücksgüter, die mir zu Theil geworden ſind, durch das Anſehen, das ich behaupte, durch den Stand, zu dem ich gehöre, durch den Wirkungskreis, der mir angewieſen iſt, durch die Menſchen, die mir zu Gebothe ſtehen, Gutes wirken? Ohne die Beantwortung dieſer Fragen, werden wir nie zu einer ſolchen Kenntniſs unſrer Pflichten und unſrer moraliſchen Beſtimmung gelangen, die der Prüfung und Anordnung des Lebens zum Grunde gelegt, und uns in der Veredlung unſrer Maximen ſicher leiten könnte. Alles kommt aber darauf an, daſs ſie unpartheyiſch und gewiſſenhaft, die Frucht einer ruhigen, vielſeitigen und rückſichtsloſen Selbſtſchätzung ſey.

Daran fehlt es indeſs ſehr oft. Der ſchwärmeriſche Enthuſiasmus, der ſich an alles wagt, zu allem die Fähigkeit zutraut, alles ausführbar, das beſchränkteſte Vermögen, die kleinſte Kraft hinreichend findet, mit dem Feuer der Einbildungskraft überall durchzudringen meynt, iſt eben ſo häufig nicht. Das jugendliche Feuer brennt aus, und die Erfahrung weiſt ihn unwillkührlich in die Schranken der Wirklichkeit zurück. Schwerer iſt es, dem klügelnden Egoismus beyzukommen, der ſich gern vieles anmaſst, wo man nichts von ihm fordert, ſich hoch erhebt, wo er Anſprüche macht, aber ſich deſto tiefer erniedrigt, alles klein, unbedeutend, enge beſchränkt findet, wo er etwas leiſten ſoll. Aus ihm entſpringen die meiſten Täuſchungen, die den Menſchen ſeine Pflicht verkennen laſſen. Man glaubt nichts zu können, weil man nichts will, keine Kräfte zu haben, weil man ſie nicht brauchen mag. Dem muſs mit Ernſt entgegen gearbeitet werden.

Das zweyte Stück der Selbſterkenntniſs iſt Kenntniſs unſers moraliſchen Zuſtandes, unſrer wirklichen Fehlerhaftigkeit, nach ihrer Gröſse, Beſchaffenheit, ihren Quellen und Folgen, beſonders in wie fern ſie ſich tiefer in das Herz hineinzieht, und in verkehrten Neigungen und Maximen erſcheint. Darin muſs ſich die reine, zuſammenhangende und vollſtändige Pflichterkenntniſs zuerſt bey uns wirkſam zeigen, daſs ſie uns auf die Abweichungen und Widerſprüche in unſerm Leben aufmerkſam macht, und mit der Beſchämung darüber einen edeln und kräftigen Eifer, ſie zu verbeſſern, erweckt.

Hier iſt nun noch weit mehr, wie bey dem vorhergehenden Stücke, daran gelegen, daſs man ſich nicht ſelbſt täuſche. Ein Irrthum, der etwas für Pflicht hält, was es nicht iſt, oder ſich etwas erlaubt, was er ſich nach der Vernunft verſagen ſollte, kann eher unverſchuldet ſeyn, in einem Mangel an Denk- und Urtheilskraft, einem blendenden Scheine und in mehrern andern Umſtänden ſeinen Grund haben, oder doch dadurch zunächſt veranlaſst worden ſeyn. Aber an einer falſchen Meynung von ſich ſelbſt, die entweder Fehler beſchönigt oder verdeckt, oder, welches freylich ſeltner iſt, ſich etwas als Fehler anrechnet, was nicht da iſt, oder nicht ſo genannt zu werden verdient, hat immer das Herz ethigen Antheil. Es iſt Mangel an Wahrheit — ein Hauptgebrechen der menſchlichen Natur — an Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt, Trägheit, Weichlichkeit des Willens, die heilloſe Maxime, es mit ſich ſelbſt nicht ſo genau zu nehmen, was ſie begünſtigt und unterhält. Zu dem iſt es auch weit bedenklicher, in Betreff ſeines ſittlichen Zuſtandes zu irren, als von der Pflicht eine unrichtige Ueberzeugung zu haben. Im letztern Falle kann man ſich doch noch ſubjectiv in moraliſcher Hinſicht Genüge leiſten, mit ſich ſelbſt eins ſeyn, der Vernunft nach ſeiner Einſicht in ihre Forderungen folgen, welches das Vornehmſte beym tugendhaften Willen iſt; nur die Erſcheinung im Leben wird unvernünftig, geſetzwidrig ausfallen. Im erſtern bleibt man auch mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, fährt fort, das zu ſeyn, und ſo zu handeln, was man nach eigner Ueberzeugung nicht ſeyn, wie man nach dem Gewiſſen nicht handeln ſollte, und geräth, ſtatt ſich herauszuarbeiten, immer tiefer in die Verkehrtheit hinein.

So wichtig es aber iſt, ſich ſelbſt ohne allen Betrug und Verheimlichung, zu erkennen, wie man iſt: ſo groſs ſind auch die Schwierigkeiten, die dabey überwunden werden müſſen; ſo mannichfaltig die Blendwerke, die uns umgaukeln; ſo dicht das Gewebe, hinter welches ſich der innre Menſch zurückzieht; ſo ſinnreich die Ausflüchte, womit er ſich ſelbſt zu hintergehen ſucht. Daher es denn auch äuſserſt ſelten iſt, daſs jemand ganz um ſich ſelbſt weiſs, und die meiſten weit geſchickter das fremde Herz zu ergründen, als die Falten ihres eignen aus einander zu legen verſtehen.

Zuvörderſt iſt kein Menſch von allem Egoismus frey, und auch da, wo der Wille ſchon die kräftige Richtung auf das Gute eingeſchlagen hat, dauert er noch in dem Grade fort, daſs er uns verleitet beſſer von uns zu denken, als wir ſollten, oder eine vortheilhafte Meynung von uns unterhält, der es ſo ſchwer iſt beyzukommen, weil ſie ſich nie deutlich ausſpricht, immer nur im Hintergrunde der

Seele ihr Werk treibt, und von uns unbemerkt, an unſern Urtheilen künſteln hilft. Dieſer Egoismus macht oft, daſs man einen Fehler, der doch offenbar genug iſt, gar nicht beachtet, ſeine Aufmerkſamkeit von denjenigen Erſcheinungen abzieht, die uns auf ihn führen müſsten, oder, wenn man ihn ſich nicht verbergen kann, ihn auf alle mögliche Weiſe zu verkleinern ſucht, ihn weit verzeihlicher findet, ihn durch die Umſtände, in denen man ſich befunden habe, durch das Eigenthümliche, das er von unſrer Lage und unſern Verhältniſſen annahm, entſchuldigt, oder wohl gar meynt, er höre auf ein Fehler zu ſeyn, weil unſer unfehlbares Ich ihn begangen hat. Er iſt eine Art fortdauernder Verblendung, aus der man nie zur vernünftigen unpartheyiſchen Selbſtbeſinnung kommt, ein gefärbtes Glas, das uns alle Gegenſtände anders zeigt.

Mit dieſem verderblichen Einfluſſe der Selbſtſucht vereinigt ſich der täuſchende Schein mancher Handlungen, der in keiner Rückſicht häufiger und verführeriſcher iſt, als da, wo es auf die Beurtheilung ihres ſittlichen Werthes ankommt. Die Regungen des Eigennutzes, des Ehrgefühles und der Sympathie, ob ſie gleich urſprünglich unter der Gewalt und Tendenz des Naturtriebes ſtehen, bringen, durch eine zufällige Richtung, die ihnen die Umſtände gaben, Erſcheinungen hervor, die nur der ruhige Blick, das ſcharfe, geübte Auge des Kenners von den Wirkungen des tugendhaften Willens unterſcheidet, um ihnen in der Reihe ſeiner Selbſtbeobachtungen diejenige Stelle anzuweiſen, wo ſie das gehörige Licht erhalten und wieder verbreiten können. Man muſs tief in ſeine Handlungen eingehen, ſie in ihre feinſten Beſtandtheile zerlegen, bis auf ihren erſten Urſprung verfolgen, um zu erfahren, was in ihnen wirkſam geweſen ſey, und wie ſie unter andern Umſtänden ausgefallen ſeyn würden, welchen Aufſchluſs ſie über die wahre Beſchaffenheit der Herzen geben. Wenn dies nun auch weniger ſchwer wäre, weniger complicirte Bemühungen erforderte: ſo würde ſich ſchon deſswegen nicht viel Geneigtheit dazu finden, weil wohl wenige ſich ſo wahr und genau zu kennen wünſchen; gleich als ob dem Herzen ein heimlicher Verdacht gegen ſich ſelbſt anklebte, den es ſich nur nicht gerne geſtehen mag, und dafür lieber die entgegengeſetzte Meynung von ſeinem individuellen Werthe ſtandhaft behauptet.

Nicht weniger Nahrung zieht der Egoismus in der Selbſtbeurtheilung von dem Lobe andrer Menſchen. Wenn er ſich gegen ihren Tadel, durch den Verdacht ihrer neidiſchen, boshaften Geſinnungen, oder ihrer Unfähigkeit uns zu beurtheilen, oder der gewöhnlichen Neigung gegen andre recht ſtrenge zu ſeyn, um mit ſich ſelbſt deſto gelinder verfahren zu dürfen, waffnet, und ihn entweder ihrem Haſſe, oder ihrer Kurzſichtigkeit, oder ihrer Miſsgeſtimmtheit zuſchreibt: ſo iſt ſein Vertrauen auf ihren Beyfall unumſchränkt. Betrifft dieſer Beyfall ſolche Dinge, über die er ſich noch nicht geprüft hat: ſo nimmt er ihn ſtatt dieſer Prüfung an, und läſst die Sache, in der Meynung, daſs keiner den andern leicht zu ſeinem eignen Nachtheile zu günſtig beurtheilen, und noch weniger dieſes günſtige Urtheil, um ihm nicht Veranlaſſung zu geben, ſich über ihn zu erheben, werde laut werden laſſen, damit abgemacht ſeyn. Betrifft er etwas, worüber er ſich ſchon unterſucht, und es ganz anders gefunden hat: ſo wird die eigne Entdeckung verdunkelt, der Einſeitigkeit, Aengſtlichkeit, oder der Uebereilung beſchuldigt, und, wo das nicht geſchieht, das Lob andrer in Gedanken ſo oft, und mit ſo viel Wohlgefallen wiederhohlt, daſs man ſich daran gewöhnt, und mit der Zeit das ſelbſt glaubt, wogegen man Anfangs noch wohl gegründete Einwendungen hätte machen können. Wird der fremde Beyfall durch den Schein unterſtützt: ſo gewinnt dieſer vollen Glauben, nichts erweckt mehr Miſstrauen dagegen, und man fühlt ſich gar nicht dazu berufen, noch nähere Unterſuchungen anzuſtellen. Stimmt er gar mit der Wahrheit einiger Maſsen überein: ſo iſt der Reitz, dieſe zu vergröſsern, ſich die geprieſenen Vorzüge in einem noch höhern Grade zuzuſchreiben, und noch andre hinzuzuthun, unwiderſtehlich. Was das unzeitige und übertriebene Lob ſo verführeriſch macht, iſt nicht allein die Verblendung, worin es uns hält, ſondern auch die Furcht, daſs, wenn wir ſelbſt ſchlechter von uns denken, auch andre leicht dahin gebracht werden, und wir in ihrer Achtung zu tief ſinken möchten.

Hiermit iſt ein andres Hinderniſs der richtigen Selbſterkenntniſs, nähmlich der Schmerz der Selbſterniedrigung nahe verwandt. Sich ſchlecht, und ſchlechter noch zu finden, als man geglaubt hatte, iſt demüthigend und traurig. Jeder ſucht ſich daher dergleichen Entdeckungen zu erſparen. Dies ſchreckt nicht allein von der nähern Prüfung zurück, ſondern verhindert uns, wenn wir es ja noch wagen, ſie zu unternehmen, tief genug in uns ſelbſt hineinzugehen, und alles von allen Seiten und aus allen Geſichtspuncten zu erwägen. Wir ſind zufrieden, etwas zu unſerm Vortheile gefunden zu haben, und es liegt uns nichts mehr an, als darüber zu wachen, daſs uns das nicht wieder durch andre Erfahrungen verloren gehe. Wir blicken abſichtlich über manches weg, zu dem wir uns nichts Gutes verſehen, verfälſchen unſern Maſsſtab, oder ſuchen das, was nach ihm unterſucht werden ſollte, ihm durch allerley künſtliche Operationen gleich zu machen, nehmen weg und ſetzen zu, bis wir uns ſo finden, wie wir ſeyn ſollen.

Endlich liegen auch bedeutende Schwierigkeiten in der Natur des Geſchäftes ſelbſt. Es iſt nicht genug, daſs wir das Eine und Andre von uns wiſſen, oder nur die bedeutendſten Handlungen kennen, die unſer Leben mit der Vernunft entzweyen, und entwürdigen. Unſre Kenntniſs von uns ſelbſt ſoll vollſtändig ſeyn, ſich über unſer ganzes Thun und über alle Regungen unſers Herzens erſtrecken, ſo daſs uns an uns ſelbſt nichts ein Geheimniſs bleibe. Sie ſoll uns helfen, die innern Quellen des Böſen zu verſtopfen, die verborgnen Triebe, die nicht ſelten das meiſte an uns verrücken, zu verbeſſern, und überhaupt unſern ganzen innern Menſchen in ein moraliſches Gleichgewicht zu bringen. Sie ſoll uns lehren, wodurch wir am leichteſten zu leiten ſind, wo wir die meiſte Empfänglichkeit haben, was ſich uns am tiefſten eindrückt, was wir thun und meiden müſſen, um den gefährlichſten Verſuchungen zu entgehen. Sie ſoll uns in den Stand ſetzen, vorher zu wiſſen, wie wir uns in jedem Falle benehmen werden. Alles das iſt nicht möglich ohne die ſorgfältigſte Beobachtung, ohne einen eignen

Sinn, auch das Kleinſte, Verborgenſte, und dem Anſcheine nach Gleichgültigſte zu bemerken, ohne umfaſſenden Geiſt, der ſich mit vielem zugleich beſchäftigen, vieles zugleich überſehen, und ohne etwas davon fahren zu laſſen, treu aufbewahren kann, ohne ausgezeichnete Prüfungsgabe, ohne ein vorzügliches Unterſcheidungs- und Abſtractionsvermögen, und ohne eine Stärke und Beſonnenheit der Seele, die auch unter der gröſsten Menge des Stoffes nicht erliegt, von der gröſsten Mannichfaltigkeit deſſelben nicht verwirrt wird. Seltene Fähigkeiten, ein noch ſelteneres Zuſammentreffen derſelben, die jedoch zur höchſten Vollkommenheit der Selbſterkenntniſs nothwendig erforderlich ſind, in einem geringern Maſse aber, durch andre Eigenſchaften dahin erſetzt werden können, daſs ſie wenigſtens zur Veredlung der Maximen, bey einem ernſtlich guten Willen ausreichen.

Welches dieſe andre Eigenſchaften ſeyen, das haben wir jetzt zu unterſuchen. Unter ihnen ſteht der eben genannte ernſtlich gute Wille oben an. Er muſs uns geneigt machen, alles anzuwenden, was uns zu einer

richti-

richtigen Selbſterkenntniſs verhelfen kann. Ohne ihn wird die Beſchäftigung mit uns ſelbſt bloſs ſpeculativ, Sache der Neubegierde und der Eitelkeit bleiben, unaufhörlich von allerley Rückſichten irre geleitet werden, uns nur einzelne fehlerhafte und unzuſammenhängende Bruchſtücke liefern, nie angelegentlich behandelt, auf Einen Punct concentrirt, zu einem vollſtändigen, richtigen und geordneten Reſultate führen. Eben aus dieſem Mangel eines guten Willens rührt es her, daſs auch ſolche Menſchen, die ihr Selbſtſtudium mit noch ſo viel Eifer, Liebe und Nüchternheit des Geiſtes treiben, doch nie zu fruchtbaren Einſichten gelangen, und oft ihre bedeutendſten Fehler überſehen. Eine gründliche Selbſtkenntniſs kann daher nur denen angeſonnen werden, die in der Veredlung ihrer Geſinnung ſchon einiger Maſsen fortgerückt ſind. Sie liegt auf dem Wege dieſes Fortrückens, und es iſt eben ſo unmöglich, ohne ſie weiter zu kommen, als früher zu ihr zu gelangen.

Dieſer gute Wille muſs ſich zunächſt darin offenbaren, daſs man ſich alles Intereſſes dabey zu entäuſsern ſucht, alles von ſich entfernt, was unſer Urtheil auf dieſe oder jene Seite hin lenken könnte. Wir müſſen uns in allen Rückſichten frey finden, eben ſo wenig etwas ſchon wiſſen wollen, als etwas zu finden wünſchen. Ein jeder Menſch hat in dem Augenblicke, wo er anfängt über ſich ſelbſt ernſtlich zu denken, ſchon mancherley vorgefaſste Meynungen von ſeiner moraliſchen Beſchaffenheit. Wenn dieſe ſich auch allein auf Selbſtbeobachtung gründen: ſo iſt doch nicht zu erwarten, daſs er da, wo das heilige Intereſſe der Tugend ihn noch nicht beherrſchte, wo er den Eingebungen der Eitelkeit und Selbſtſucht, ſo wie den Täuſchungen eines falſchen Scheines noch ganz bloſs geſtellt war, ſchon richtig ſollte beobachtet haben. Aber in den meiſten Fällen haben noch viele andre Dinge dazu beygetragen, dieſe Meynungen zu verfälſchen. Es iſt daher ſchlechterdings nöthig, daſs man alles vergeſſe, was man glaubt ſchon über ſich ausgemittelt zu haben, und ſich ſo benehme, als ob man jetzt den erſten prüfenden Blick in ſein Inneres werfe. Freylich möchten ſich dieſe einſeitigen Urtheile wohl nach und nach beyläufig berichtigen laſſen, wenn ſie es ſich nicht gewöhnlich anmaſsten, die nachherigen Erfahrungen zu leiten, für ihre Anordnung die Geſichtspuncte anzugeben, ihrer Erklärung zu Gründen zu dienen. Jede vorgefaſste Meynung von einer Sache zeigt uns dieſelbe in einer verkehrten Beleuchtung, miſcht das Angehänge der Einbildungskraft zu den Eindrücken der Sinne, und läſst auch aus dem, was noch etwa rein aufgefaſst war, fehlerhafte Schlüſſe ziehen.

Nicht weniger bedeutend iſt der Einfluſs des Herzens auf die Selbſtbeobachtung. Einem verſtimmten Gemüthe wird alles zu ſchwarz, einem leichten Sinne alles unbedeutend erſcheinen. Die Neigung, ſich beſſer zu finden als man iſt, iſt von Natur allen Menſchen gemein; und diejenigen, die ihr Sündenbekenntniſs überall im Munde führen, wollen damit im Grunde nichts anders als ein günſtigeres Urtheil von andern erſchleichen, um dadurch ihr waches Gewiſſen einzuſchläfern, das eigne Zeugniſs ihrer Verwerflichkeit, durch das Geſtändniſs, daſs es doch mit ihnen ſo ſchlimm nicht ſey, als ſie es machen, mildern. Der Egoismus iſt ein eben ſo ſchlauer als hartnäckiger Feind; der uns auch da beyzukommen weiſs, wo wir von allen Seiten gegen ihn glauben gewaffnet zu ſeyn.

Wer zu einer gründlichen Selbſterkenntniſs gelangen will, muſs es dabey wagen können, die demüthigendſten Entdeckungen zu machen, und ſich vielleicht noch viel ſchlechter zu finden als er es geahndet hatte. Nie iſt unerbittliche Strenge gegen uns ſelbſt mehr Bedürfniſs, als da, wo wir uns ſelbſt erforſchen wollen. Oft iſt es uns ſo angenehm, gewiſſe gute Eigenſchaften an uns zu bemerken, daſs wir nicht allein bey ihnen ausſchlieſsend verweilen, und über alles andre wegdenken, ſondern auch mit einem ſtarken Scheine zufrieden, die daran haftenden Mängel überſehen, und es verſäumen, nach ihrer wahren Natur, ihren Quellen und feinern Beſtimmungen zu fragen. Oft iſt der Abſcheu gegen gewiſſe Fehler ſo groſs, daſs die Furcht ſie an uns zu entdecken, oder die Vorliebe für gewiſſe Neigungen ſo ſtark, daſs die entfernte Vermuthung uns ihrentwegen tadeln zu müſſen, alle Seiten und Züge des Herzens unſrer Aufmerkſamkeit entzieht, die uns auf ſolche unangenehme Beobachtungen bringen könnten. Nicht ſelten iſt es auch die vorgefaſste Maxime es in einigen Stücken nicht genau mit ſich nehmen zu wollen, was uns die wahre Geſtalt unſers innern Menſchen verbirgt. Man muſs ſich durchaus iſoliren, auf ſich ſelbſt beſchränken, ſich aus ſeiner empiriſchen Exiſtenz und allen ihren Verhältniſſen heraus verſetzen, nichts als reinen Wahrheitsſinn, ein richtiges moraliſches Gefühl, geſunden Beobachtungsgeiſt, und einen natürlich guten Verſtand zur Beobachtung mitbringen, wenn ſie zur richtigen Selbſtwürdigung führen ſoll, weder etwas wünſchen, noch fürchten oder haſſen, und den ernſten Willen haben, ſich gerade ſo zu nehmen, wie man ſich findet, und ſich zu finden, wie man iſt, gar nicht daran denken, daſs uns eine Entdeckung beſchämen oder erheben könne.

Um mit dem Streben nach einer richtigen Selbſterkenntniſs zugleich das nöthige Gleichgewicht der Seele und Freyheit von allem Intereſſe zu erhalten, iſt es ſehr nützlich, ſich den Werth und die Unentbehrlichkeit der Sache in mehr als einer Hinſicht oft zu vergegenwärtigen. Das Nachdenken über ſich ſelbſt iſt für den, der mit ſeinem Herren ſchon in etwa vertraut geworden iſt, und für das Geiſtige Sinn hat, eine eben ſo unterhaltende, als erhebende Beſchäftigung. Der Weiſe trägt immer ſein edelſtes Kleinod in ſich ſelbſt, findet an ſich ſelbſt die kräftigſte Stütze, wenn ihn alles verläſst, in ſich ſelbſt den kräftigſten Troſt, wenn die Welt ſeine Anſprüche, unbefriedigt zurück weiſt, iſt in dem Maſse arm, als er ſeiner ſelbſt verluſtig wird, aus ſich ſelbſt heraustritt, ſich ſelbſt miſskennt, ſich von ſich ſelbſt entfremdet. Alles, was ihn ſich ſelbſt näher bringt, das Einkehren in ſich ſelbſt begünſtigt, ihn mit ſich ſelbſt befreundet, kann ihm nicht anders als erwünſcht ſeyn, wenn es ihm auch demüthigende Aufſchlüſſe über dieſes Selbſt gäbe. Ihm hat der Wachsthum in der Selbſterkenntniſs einen reinen unbedingten Werth.

Aber man muſs in der vernünftigen Schätzung der Dinge bis dahin vorgerückt ſeyn, wo man die wahre Haltung, das Prinzip und den Maſsſtab ihrer Güte in ſich ſelbſt findet, muſs es in der Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt ſo weit gebracht haben, daſs das Durchforſchen des Herzens in Unterhaltung mit demſelben übergeht, und man zu dieſer Unterhaltung immer hinlänglichen Stoff findet, wenn uns Selbſtbetrachtung und Selbſtkenntniſs an ſich intereſſiren ſollen. Unſer Inneres umſchlieſst vieles, was uns mit Rührung, Freude und Ehrfurcht erfüllt, und uns auch in der Erniedrigung noch Achtung gegen uns ſelbſt einflöſst; aber man muſs bey ſich heimiſch geworden ſeyn, um es zu bemerken. Die Stunden des tiefern Hineinſchauens in ſich ſelbſt ſind voll Genuſs und Würde; aber nur für den, der ſich auf jenen verſteht, und für dieſe Gefühl hat. Der gröſste Theil der Menſchen iſt gar nicht dazu geſtimmt, an der Beſchäftigung mit ſich ſelbſt viel Behagen zu haben. Er findet ſie trocken, langweilig und geiſtlos, und iſt gleich zerſtreut, wenn er es endlich einmal über ſich erlangt hat, ſich ſelbſt eines ernſtern Aufmerkſamkeit zu würdigen. Bey ihm muſs der äuſsere Werth der Sache das Intereſſe für dieſelbe rege machen. Er muſs ſich alſo oft daran erinnern, daſs ſein Selbſt ihm doch immer das Wichtigſte bleibe, daſs von da aller Friede und alles Heil des Lebens ausgehe, daſs für ihn überall keine Würde ſey, wenn nicht in ihm ſelbſt kein reifes, fruchtbares Wiſſen, ſo lange er ſich ſelbſt unbekannt iſt, daſs ohne Selbſtkenntniſs alle ſeine Angelegenheiten in gränzenloſer Verwirrung liegen, daſs er ohne ſie weder ſein Glück, noch ſeine Bildung, noch ſeine Veredlung zu beſorgen vermöge, ewig ein Spiel des Zufalles bleibe, und wo er ja einmal ſelbſt handeln muſs, bey aller übrigen Einſicht und Geſchicklichkeit, nichts recht angreife und zweckmäſsig behandle, ſich weder in der Welt, noch in der Geſellſchaft orientiren, weder auf eine angenehme, noch auf eine nützliche Art thätig ſeyn könne, vorzüglich aber, daſs ihm Selbſterkenntniſs durchaus unentbehrlich ſey, ſeine höchſte Beſtimmung zu erreichen, und daſs ohne dieſe alles andre aufhöre Werth und Bedeutung zu haben.

Es iſt indeſs nicht genug, die Wichtigkeit der Selbſterkenntniſs überhaupt zu beherzigen. Es darf dabey nicht überſehen werden, wie viel auf ihre Wahrheit ankomme. Man muſs ſich daher überzeugen, daſs, ſo wie ſie ſich verdunkle, uns auch das Licht des Lebens ausgehe, daſs jede Täuſchung alles gefährde, was wir in dieſem zu beſorgen haben, daſs jeder Irthum nicht weniger unſre Ruhe als unſern Zuſtand bedrohe, daſs niemand mehr darunter leide, als wir ſelbſt, daſs ſich verkennen eben ſo viel ſey als ſich zu Grunde richten, daſs man durch jedes Wegſehen, Vergröſsern oder Verfälſchen unredlich gegen ſich ſelbſt handle, daſs der Betrug nicht immer verborgen bleiben könne, und ſeine Entdeckung deſto ſchmerzhafter werde, je länger wir ihn verheimlicht haben, daſs man einmal nothwendig mit ſich aufs Reine kommen müſſe, und daſs dies je eher deſto leichter geſchehe, daſs man ſich durch nichts mehr Verdruſs, Beſchämung, Unzufriedenheit und Veranlaſſung zur bittern Reue zuziehe, durch nichts tiefer in ſeine Fehlerhaftigkeit verſinke, und ſich das Beſſerwerden erſchwere, als durch Irthümer in Anſehung ſeiner ſelbſt, daſs die Beruhigung, die uns eine zu vortheilhafte Meynung gewährt, nur für Augenblicke ſüſs ſey, um uns nachher deſto unangenehmern Empfindungen Preis zu geben, daſs alles Heil nur in der Wahrheit liege, und ſie allein ausdaure, und zuletzt den Sieg davon trage.

Dabey iſt es von groſsem Gewichte, ſich die Selbſterkenntniſs nicht bloſs als eine wichtige Angelegenheit, die, ſo bedeutend ſie auch ſeyn mag, doch immer in etwa von uns abhängig ſcheint, von deren Beſorgung man ſich doch zuweilen glaubt dispenſiren zu können, ohne damit etwas anderm als ſeinem eignen Intereſſe entgegen zu handeln — ſondern als heilige Pflicht vorzuſtellen, die unabänderlich und unerlaſslich über unſer Leben gebiethet, welcher uns ſchlechthin zu unterwerfen wir gehalten ſind.

Alles, was die Tugend fördert, iſt zugleich auch Pflicht. Bey der Selbſterkenntniſs trifft der Umſtand, daſs ohne ſie keine im Leben bewährte Tugend möglich iſt, damit zuſammen, daſs durch ſie ein weſentlicher, von der Vernunft aufgegebener Zweck der Menſchheit ausgeführt wird, daſs wir mit ihr etwas erweiſen, was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind, ohne Rückſicht auf einen da zu hoffenden Gewinn. Sich ſelbſt nicht erkennen wollen, heiſst die Menſchheit in ſich gering achten; ſich ſelbſt täuſchen, heiſst ſie herabſetzen, verhöhnen, ſich an ſich ſelbſt freventlich verſündigen. Ueberdem offenbart ſich in dem Letztern ein Laſter, in dem ſich die menſchliche Natur am tiefſten erniedrigt hat, das Laſter der Unredlichkeit und Unwahrheit, das krumme, verzogene und verſchobene Weſen, das von je her in der Welt ſo viel Unheil anrichtete. Wer gegen ſich ſelbſt nicht aufrichtig iſt, ſich ſelbſt noch durch heimliche Tücke hintergehen kann: wie muſs es um deſſen Charakter ſtehen; was können von dem andre erwarten?

Aus dieſem Geſichtspuncte der Pflichtwidrigkeit und Unwürde, betrachte man die vernachläſsigte oder falſche Schätzung ſeines Selbſtwerthes: und es müſste alles ſittliche Gefühl in der Seele erloſchen ſeyn, wenn das nicht tiefen Abſcheu erregte, und mit ihm eifriges Beſtreben, richtiger über ſich ſelbſt zu denken. Um ſich darin noch mehr zu beſtärken, erhebe man ſich in Gedanken zu dem allgegenwärtigen Herzenskündiger, der unſichtbar unſer Leben bemerkt, Geſinnungen, Worte und Thaten, auch da, wo ſie in das Dunkel der Verborgenheit gehüllt ſind, auf gerechter Wage wägt, den nichts täuſchen, blenden, noch bethören kann, der alles durchſchaut, vor dem alles verſchwindet, was in uns die falſche Meynung über unſern ſittlichen Zuſtand erzeugt, vor dem wir nicht anders erſcheinen, als wir uns in den Augenblicken der völligen Partheyloſigkeit, Ruhe, Gleichgeſtimmtheit und Entfremdung von allem Intereſſe, auſser der heiligen Gewalt der Wahrheit finden, bey dem alle Verheimlichungen und Beſchönigungen nichts ſind, und der überall im Lichte der Wahrheit richtet, dem wir durch nichts mehr verächtlich und verwerflich werden, als wenn wir uns eben ſo thörigt als ſtrafbar, in der heiligſten Angelegenheit, von den Blendwerken des Egoismus irre leiten laſſen, wo es in unſrer Macht ſtand, durch männlich weiſe Strenge alle Irrungen zu vermeiden. Dieſe Erinnerungen werden uns die Sammlung des Geiſtes, die Entfernung aller Zerſtreuung, den frommen Ernſt, der zur Beſchäftigung mit ſich ſelbſt erforderlich iſt, erleichtern, und uns in eine feierlich gerührte Stimmung verſetzen, die dieſe Beſchäftigung inniger, freyer und rückſichtsloſer macht.

Haben wir uns auf dieſe Weiſe gehörig darauf vorbereitet uns unpartheyiſch zu würdigen, und uns in die dazu erforderliche Verfaſſung des Herzens geſetzt: ſo müſſen wir auf die richtige Anwendung des Verſtandes bedacht ſeyn. Wir wollen nähmlich um uns ſelbſt wiſſen, um darnach die Größe und Beſchaffenheit unſrer Fehlerhaftigkeit, im Allgemeinen ſo wohl als im Einzelnen, zu beurtheilen, nicht bloſs die Handlungen, die wir uns gegen die Pflicht haben zu Schulden kommen laſſen, ſondern auch die innern Bewegungen des Herzens, die uns dazu reitzten, die herrſchenden Neigungen, die uns zu dem meiſten Böſen verleiteten, die Art, wie ſie in uns wirken, und ſich in Verbindung mit andern modificiren, und die Gefahr, die wir von ihnen zu beſorgen haben, kennen zu lernen. Dazu können wir nicht anders gelangen, als dadurch, daſs wir uns fleiſsig und ſorgfältig beobachten, und aus dieſen Beobachtungen die Folgerungen ziehen, zu denen ſie uns den Stoff darbiethen.

Beydes hat ſeine eignen Schwierigkeiten, die Beobachtungen dringen ſich uns ſo zahlreich, verſchiedenartig und regellos auf, daſs eben ſo viel dazu gehört, ſie in eine gewiſſe Ordnung und unter die Geſichtspuncte zu bringen, aus denen ſie am leichteſten zuſammengefaſst und überſehen werden können, als ſich auch die kleinern Umſtände, die auf die Entſcheidung oft groſsen Einfluſs haben, nicht entgehen zu laſſen. Manche erfordern ſo viel Feinheit und Scharfſinn des Geiſtes, zeigen ſich uns von ſo verſchiedenen Seiten und in ſo mannichfaltigen Verhältniſſen, hangen mit ſo vielem andern zuſammen, von dem ſie bald geſchieden werden, und mit dem ſie bald in Verbindung bleiben müſſen, daſs eine eigne, ſehr verwickelte Kunſt dazu nöthig iſt, ihre wahre Bedeutung zu erforſchen, und alle einſeitige Anſichten, Uebereilungen und Fehler zu vermeiden. Es wird daher nöthig ſeyn, das Wichtigſte dieſer Selbſtbeobachtungskunſt noch in einigen Regeln beyzubringen.

Zuvörderſt entſteht hier die Frage, in welcher Ordnung man beobachten ſolle? Ich blicke in mein Inneres, und es zieht vor mir vorüber eine Reihe von Erſcheinungen, die unter ſich wohl in einigem Zuſammenhange ſtehen, ſo daſs die eine von der andern herbeygeführt wird, aber doch nicht in einem ſolchen, durch den die Beobachtung erleichtert würde, durch den ſie ſich nach ihrer Gleichartigkeit unter gewiſſe Claſſen bringen lieſsen. Ich achte auf ſie, wie ſie eine nach der andern in mir entſtehen und verſchwinden. Aber dies geht ſo ſchnell, daſs ich unmöglich alles bemerken kann; vieles entgeht mir, was ich für wichtig halte, die feinern Züge, unter denen mir vielleicht manche noch lehrreicher geworden wären, ſind vollends ganz verloren. Will ich nun hinterher mich ſammeln, das Ganze durchdenken, und mir ein allgemeines Reſultat bilden: ſo finde ich mich ganz unberathen; ich weiſs wieder nicht, wo ich anfangen ſoll. Manches iſt mir ſchon wieder entfallen; und unter dem, was ich behalten habe, iſt noch immer zu wenig Gleichartiges, als daſs ich auch nur Eine zuverläſsige Folgerung daraus herleiten könnte. Ich muſs mich entſchlieſsen meine Beobachtungen noch weiter fortzuſetzen, ob mir da vielleicht manches wieder komme, was dem Gegenwärtigen ähnlich, über dieſes einiges Licht verbreite. Aber die Sache wird mir noch verwickelter, die Schwierigkeit, das alles zuſammen zu faſſen, gröſser. Richte ich mein Augenmerk nur auf das Eine oder Andre, was ich aus vorhergehenden Beobachtungen herausgehoben habe: ſo bin ich nicht gewiſs, ob dies auch das rechte ſey, ob ſich mir, indem ich hiermit beginne, nicht meine Natur ganz von der verkehrten Seite zeigen werde. Ich muſs Einen Punct haben, von dem ich ausgehe, und aus dem ich mich orientire. Aber, wo iſt dieſer Punct? Manche Erſcheinung meines Lebens iſt mir wohl intereſſanter. Aber darf ich dieſem Intereſſe auch trauen? Iſt ſie darum auch für mein Leben in moraliſcher Hinſicht wichtiger? So lange ich hiermit nicht auf dem Reinen bin, werden mich nur vergebliche Verſuche beſchäftigen; ich werde vielleicht auf manches Wahre treffen, aber es wird viel Falſches hinzu gemiſcht, und das Ganze gewiſs fehlerhaft ſeyn.

Worauf es alſo hier eigentlich ankommt, iſt: ein allgemeines und zuverläſsiges Kennzeichen zu finden, wornach ſich beurtheilen laſſe, auf welche Handlungen und Bewegungen ſeines

Innern man zuerſt und vorzüglich zu achten habe, wenn man ſich nicht verwirren, und das Wichtige über dem Unwichtigen verſäumen will.

Ein ſolches Kennzeichen iſt nun ſchon im Allgemeinen durch den Canon der Pflichten, und das Verhältniſs ihrer Wichtigkeit und ihres Umfanges, ſo wie den Grad des Widerſtandes, den ſie von der Sinnlichkeit, nach den Geſetzen der menſchlichen Natur zu beſorgen haben, beſtimmt. Daher ergibt ſich die erſte Regel: beobachte dich zunächſt mit Hinſicht auf diejenigen Vorſchriften der Moral, die für den tugendhaften Charakter die unerlaſslichſten ſind, aus denen am beſten zu beurtheilen ſteht, ob der Menſch ſeine Pflichten achte, in denen ſich die reine Uneigennützigkeit am deutlichſten ausprägt, deren Einfluſs ſich am weiteſten erſtreckt, die für die mehreſten andern Tugenden den Sinn wecken und ihnen geneigt machen; dann auch mit Hinſicht auf diejenigen, die am meiſten übertreten werden, gegen die ſich der Naturtrieb faſt überall auflehnt, und in Anſehung welcher die meiſten und bedeutendſten Abweichungen zu vermuthen ſind, und gehe zu den andern, ſo wie ſie näher an dieſe gränzen, oder weiter von ihnen entfernt liegen, über. Alſo bey jedem Wunſche, bey jeder mit Wohlgefallen unterhaltenen Empfindung, bey jedem geheimen oder offenbaren Streben, bey jeder That deines Lebens unterſuche, wie ſie ſich zu jenen Vorſchriften verhalten. Es wird dann nicht ſchwer ſeyn, die gleichgültigen bald auszukennen, und die Aufmerkſamkeit von ihnen abzulenken. Nur das Wichtige wird bemerkt — und von der Seite, bemerkt werden, von welcher es wichtig iſt, und ſich leicht mit einem Gleichartigen zuſammen faſſen läſst. Iſt man nur erſt mit ſich ſelbſt darüber verſtanden, was man wiſſen will: ſo mag die Menge und Mannichfaltigkeit des Stoffes noch ſo groſs ſeyn, man wird doch bald inne werden, worauf man zu achten, und wo man das Verlangte zu ſuchen habe.

Aber dieſes Kennzeichen iſt doch noch zu allgemein, um die Beobachtung allein zu leiten, ohne ſie ſchon gleich Anfangs über ein zu weites Gebieth auszudehnen. Es lehrt uns überdem noch nicht, welche von den auf dieſe Weiſe gemachten Bemerkungen vor allem unſre Beſchäftigung erfordern. Die auffallendſten Uebertretungen, die gewöhnlichſten Fehler ſind nicht immer die, die uns über unſer Herz die bedeutendſten Aufſchlüſſe geben. Aber aus denjenigen lernen wir uns am beſten kennen, die wir ſelbſt am häufigſten und liebſten begehen. Sie deuten unverkennbar auf das eigentliche Prinzip der Verkehrtheit hin, kommen in allen andern Verirrungen, durch die Umſtände modificirt, wieder zum Vorſcheine, oder tragen doch das meiſte bey, ſie zu beſtimmen. Auf jeden Fall aber läſst ſich aus ihnen am ſicherſten abnehmen, weſſen man ſich au ſich ſelbſt zu verſehen habe. Jeder Menſch hat Eine oder einige Hauptneigungen, die ihn beherrſchen, Motive, die am kräftigſten auf ihn wirken, Handlungsweiſen, in die er am öfterſten verfällt, Gegenſtände, mit denen er ſich am angenehmſten und befriedigendſten beſchäftigt. Durch dieſe iſt der erſte Grundriſs des Charakters beſtimmt; alle andre Züge ſind nur feinere Schattirungen oder nähere Begränzungen, die ſich mehr oder weniger nach ihnen richten müſſen. Wen ſein Egoismus nicht ganz bethört oder geblendet hat, weiſs auch recht wohl, welches Intereſſe bey ihm das ſtärkſte ſey; er weiſs es, ohne ſich abſichtlich beobachtet zu haben. Hierbey faſſe man ſich, hiervon gehe man aus, dies verfolge man in allen ſeinen Modificationen: ſo wird ſich bald volles Licht über unſer Inneres verbreiten; auch da, wo ſich ſeine Erſcheinungen noch ſo ordnungslos durch einander bewegen, werden wir uns ohne Mühe zurecht finden können. Sie fließen nun in Einem Puncte zuſammen, auf dem wir uns nur feſt halten, und von welchem aus wir uns nur in den natürlichen Richtungen erweitern dürfen, um uns ganz zu erfahren.

Von nun man muſs man ſeinem Leben, wie es ſich allmählig fortbildet, nachgehen, das Einzelne in Beziehung auf das Gefundene, Allgemeine gehörig erwägen, und nach moraliſchen Grundſätzen prüfen, und dem zufolge ſeine Fehlerhaftigkeit beſtimmen; wobey aber nicht zu vergeſſen iſt, daſs jede Neigung, nach der Verſchiedenheit der Subjecte, in denen ſie exiſtirt, und der Umſtände, die auf ſie wirken, ſo wie der Dinge, in denen ſie ihre Befriedigung ſucht, mannichfaltige Abänderungen erleide, die die richtige Selbſtwürdigung nicht überſehen darf.

Zuweilen muſs man auch ſeine Wünſche, Empfindungen und Handlungen ohne alle Rückſicht auf einen herrſchenden Charakterzug beobachten; theils, weil ſie nicht immer und in jeder Hinſicht davon abhangen, noch manche Nebenzüge da ſind, und manche Umgebungen auf das Herz wirken, welche zu überſehen Einſeitigkeit hervorbringt, und unvermeidlich in Irrthümer ſtürzt; theils, um ſie freyer nach allen ihren Eigenſchaften zu beurtheilen. Aber auch hierin werden wir uns merklich erleichtert ſehen, wenn wir uns erſt durch die Kenntniſs unſrer vorzüglichſten Eigenſchaften in uns ſelbſt haben zurecht finden gelernt. Manches iſt noch im Menſchen, was aus ſeinen herrſchenden Neigungen nicht erklärt werden kann, und doch auch nicht aus der Acht gelaſſen werden darf, wenn die Selbſtkenntniſs nicht unvollkommen und fehlerhaft ausfallen ſoll: denn auſser ihnen hat er noch andre, zwar von geringerer Stärke und jenen untergeordnet, aber doch nicht ohne allen Einfluſs in die Bildung ſeines Innern. Hat man ſich indeſs erſt über die erſtern und ihre Aeuſserungen recht verſtanden, ſo werden ſich uns die letztern nach und nach von ſelbſt aufdringen, und es muſs ſich bald zeigen, ob etwas, das wir in uns vorgehen ſehen, dahin gehöre, oder auf einen eigenthümlichen Grund im Herzen hindeute. Sorgfältig muſs man ſich daher vor dem Wahne hüten, als ob ſich in dem, was wir oft und mit Liebe denken oder thun, unſer Leben in allen ſeinen Entwickelungen darſtelle, und nur ein verändertes Aeuſseres hinzukommen müſſe, um aus ihm alle Erſcheinungen deſſelben zu erzeugen. Dieſe Entwickelungen ſind unbegränzt. Eine ins Unendliche fortgeſetzte Beobachtung würde uns immer neue Erſcheinungen unſers Selbſtes zeigen.

Haben wir die Anordnung unſrer Beobachtungen berichtigt, dann iſt unſre zweyte Sorge, dieſe auf eine vernünftige Art anzuſtellen, und aus ihnen wahre und fruchtbare Folgerungen herzuleiten.

In dieſer Hinſicht iſt zuvörderſt nöthig, daſs wir mit unſern Beobachtungen nicht bloſs *beym Aeuſsern und Allgemeinen ſtehen bleiben*, ſondern ſie vorzüglich auf die innerſten, geheimſten und beſonderſten Bewegungen unſers Herzens richten. Was ſich in Worten ausſpricht, in Thaten zu erkennen gibt, hat ſchon vieles von der reinen Eigenthümlichkeit unſers Innern verloren, ſich mit mancherley andern Rückſichten vermiſcht, die uns weniger angehören, oder als etwas Zufälliges und Veränderliches in das Urtheil über uns ſelbſt nicht einflieſsen dürfen. Die Begierde, die zu ihrem Gegenſtande hinſtrebt, iſt lange nicht ſo charakteriſtiſch mehr als die erſte Regung, der leiſe Wunſch im Herzen, die Spiele der Phantaſie und des Gefühles, in denen ſie ſich urſprünglich anſetzt. Die bedeutungsvollſten Geheimniſſe unſers Lebens bleiben im Gemüthe verſchloſſen. Wer nur auf das achtet, was zur Erſcheinung kommt, lernt wohl, wie er in vielen Fällen denkt und handelt, aber ihm bleibt unbekannt, wie ihm dieſes Denken und Handeln entſtehe, wie ſich in ihm das Weſen des Geiſtes offenbare, und wie ſich dieſes Weſen in andern Fällen geſtalten werde. Es iſt ein zartes Gewebe, aus dem ſich alles zuſammenſpinnt, was in uns wird, und aus uns heraustritt; nur der kennt ſich ganz, der in dieſem Gewebe die einzelnen Fäden unterſcheidet. Dies iſt nicht möglich, wenn man ſich nicht ganz durchſchaut, mit ſich ſelbſt in der innigſten Befreundung lebt, alles, was in uns vorgeht, zum klaren Bewuſstſeyn bringt, ſtäts darauf merkt, wie jeder Gedanke, jede Empfindung ſich entfalte, welche andre Gedanken und Empfindungen ſich am nächſten an ſie anlegen, wozu die Phantaſie am leichteſten abſchweife, wie Luſt und Schmerz in uns entſtehen, unterhalten werden, und allmählig in Sehnſucht, Verlangen, Wunſch, Begierde und Wollen übergehen, welche Beſchäftigung unſer Inneres am meiſten hinhalte, welche Situationen uns die angenehmſten ſeyen, und am öfterſten wiederkehren, wie das Fremde ſich in uns abſpiegele, von uns empfange oder bey uns verliere, worauf wir dann, wenn wir uns ſelbſt vorzüglich angehören, am erſten verfallen.

Weit mehr, als wir denken, iſt in dem, was im Hintergrunde unſrer Seele vorgeht, Gutes und Böſes. Es iſt der Same aller unſrer Verkehrtheiten und Tugenden, und daſs mancher nicht aufgeht, liegt nicht an der Beſchaffenheit des Bodens, ſondern an ungünſtigen Umſtänden, die ſeine Entwickelung hinderten. So lange wir uns noch nicht in uns zurecht gefunden haben, würde es uns freylich zu ſehr zerſtreuen, wenn wir auf das alles merken wollten. Aber ſind wir erſt dahin gelangt, dann darf uns auch nichts mehr gleichgültig ſeyn. Wir werden mit unſern Fehlern erſt dann recht bekannt, wenn wir ſie bis an ihre erſte Quelle verfolgen.

Eine zweyte Regel der Beobachtungskunſt iſt die: man beobachte ſich vorzüglich da, oder lege doch das meiſte Gewicht auf das, was man da beobachtet hat, wo der Menſch gewöhnlich am wahrſten und kunſtloſeſten handelt, ſich am meiſten in ſeiner natürlichen Geſtalt, ohne alle Verſtellung zu zeigen pflegt. Wo unſer Intereſſe für eine Sache geſpannt iſt, oder wir von Menſchen beobachtet werden, und überhaupt wo irgend etwas uns einengt, uns die Unbefangenheit und Freyheit des Geiſtes nimmt, uns nöthigt etwas anders zu thun, als wir uns ſelbſt überlaſſen gethan haben würden, erſcheinen wir nicht mehr wie wir ſind. Auch in ſolchen Verhältniſſen dürfen wir uns nicht ganz aus der Acht laſſen; eines Theils um zu erfahren, welches denn diejenigen Dinge ſeyen, die uns einengen und unſrer Freyheit berauben, bey welchen Veranlaſſungen wir uns ſelbſt am meiſten verlaſſen, in wie fern das Urtheil andrer Menſchen oder das Intereſſe für dieſe oder jene Sache, die Berückſichtigung dieſes oder jenes Umſtandes auf uns wirke — wodurch die Grundſtriche unſers Charakters, ſo wie ſeine Härte oder Weichheit, ſeine Selbſtſtändigkeit oder Paſſivität und unſre Hauptleidenſchaften beſtimmt werden; — andern Theils um zu wiſſen, welchen Einfluſs dieſe Dinge auf die übrigen Eigenſchaften und Triebe unſers Herzens äuſsern — woraus der Grad ihrer Stärke und ihre Beſchaffenheit erhellet. — Aber das wahre Weſen und die reinen Wirkungen einzelner Neigungen, werden doch nur da zuverläſsig erkannt, wo keine andre ihnen im Wege ſteht, wo nichts in oder auſser uns iſt, was uns nöthigte ſie einzuſchränken oder zu verheimlichen. Wenn wir z. B. einmal wiſſen, daſs die Furcht vor dem Urtheile, oder dem daraus hervorgehenden Miſsfallen der Menſchen an uns, oder Nachgiebigkeit gegen den herrſchenden Ton ſtark genug iſt, manche Anſprüche herabzuſtimmen, manche Begierde zu mäſsigen, und uns von manchem zurück zu halten, was wir ſonſt wohl thun möchten: ſo müſſen wir uns in eine ſolche Lage zu ſetzen ſuchen, wo das alles nicht auf uns wirken kann, wo niemand uns bemerkt, wo die gemeine Sitte ihre Bedeutung verliert, wo der Beyfall und Tadel der Menſchen uns nicht erreicht, und dann zuſehen, wie weit jene Anſprüche gehen, wozu uns jene Begierden vermögen, wie weit uns unſre eigenthümliche Handlungsweiſe führen werde.

Selbſt der Lauf unſrer innern Bewegungen wird gehemmt, wo wir uns genöthigt ſehen, unſern Gedanken und Gefühlen entgegen zu handeln. Vieles zwingt uns in der Welt, beſſer zu ſcheinen als wir ſind; wer ſich immer nur unter ihrem Einfluſs betrachtet, kommt bald dahin, dieſen Schein für die wahre Geſtalt ſeines Herzens zu halten. Oft verleitet uns Gefälligkeit gegen andre zu Handlungen, zu denen uns ihre natürlichen Bewegungsgründe nie vermocht hätten, und doch wird, wenn dies oft geſchieht, und wir nie davon abſtrahiren, die Meynung entſtehen, als ob wir urſprünglich dazu geneigt wären. Wir verfolgen ein gewiſſes Ziel, welches ohne Verläugnung andrer Wünſche, oder ohne Beſchränkung derſelben auf einen gewiſſen Grad, der vielleicht mit der Tugend zuſammentrifft, nicht zu erreichen ſteht. Wir gewöhnen uns an dieſe Verläugnung oder Beſchränkung im Aeuſsern, während jene Wünſche in den Tiefen unſers Herzens, uns ſelbſt unbewuſst, in ihrer erſten Heftigkeit fortdauern, und nur dann hervortreten, wenn wir das Ziel vergeſſen, oder das Intereſſe deſſelben zufällig geſchwächt wird. Wie natürlich iſt da die Selbſttäuſchung! Man muſs ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, alles von ſich entfernen, was uns eine einſeitige Richtung geben, oder unſre innern Bewegungen in ein fremdes Gleiſe leiten kann, wenn man ſich richtig beobachten will.

Im Innern des Menſchen ſteht, wie in ſeinem Aeuſsern, alles in einem genauen Zuſammenhange. Das Eine bewirkt oder modificirt das Andre, und empfängt wieder von ihm oder von einem noch Andern mancherley Beſtimmungen. Keine Erſcheinung exiſtirt für ſich, kann aus ſich ſelbſt ganz erkannt, und noch weniger erklärt werden. Nicht allein die zunächſt vorhergehende, ſondern auch die Diſpoſition, die ſich durch ähnliche im Gemüthe erzeugt hat, muſs mit beachtet werden, wenn ſie in ihr volles Licht treten, und über die wahre Beſchaffenheit unſers Herzens richtige Aufſchlüſſe geben ſoll. So bald wir ſie bloſs an ſich betrachten, wird ſie uns zu falſchen und ungegründeten Bemerkungen verleiten, ſchiefe Anſichten, und ſolche Bruchſtücke geben, die ſich gar nicht zu einem Ganzen vereinigen laſſen.

Es iſt daher eine dritte Regel der Selbſtbeobachtung, daſs man jeden Gedanken, jede Empfindung, und jede Neigung oder Begierde in ihrem Verhältniſſe erwägen müſſe. Man darf ſich nicht damit begnügen, etwas in ſich ſo oder anders zu finden, man muſs auch wiſſen, wie es entſtanden, ſo oder anders geworden ſey, dieſe oder jene Richtung genommen habe, was ihm zunächſt vorher ging, welche Empfänglichkeit dafür in der Seele lag, und woher dieſe entſprungen war, wie viel davon dem Gegenſtande, der zu der vorhandenen Aeuſserung reitzte, wie viel den Umſtänden, der Angewöhnung, der gegenwärtigen Gemüthsſtimmung, und wie viel der reinen Entwickelung urſprünglicher Anlagen angehöre. Man muſs auf die beſtimmenden, veranlaſſenden und abändernden Gründe achten, und ſie gehörig von einander unterſcheiden, nicht weniger auf die nächſten Folgen, die nicht allein über das, was jetzt in Wirkſamkeit iſt, mancherley Aufklärungen geben, ſondern auch künftige Beobachtungen erleichtern können. So wird man alles recht würdigen, jede einzelne Erſcheinung in ihrer Beziehung auf das ganze Leben betrachten; der innere Blick wird ſich ſchärfen, zu fernern Beobachtungen geſchickter werden, und ſich bald unwillkührlich dahin richten, wohin ihn jetzt angeſtrengte Aufmerkſamkeit lenken muſs. Die Selbſtbeobachtung wird endlich Studium der Herzensgeſchichte, und der innere Menſch offenbart ſich ihr nach ſeinen geſammten Entwickelungen.

Zu wiſſen, was man iſt, kann nur dann nützlich ſeyn, wenn man auch zugleich weiſs, wie man es geworden iſt. Die Art, wie ein Fehler bey uns nach und nach entſtand, muſs die Mittel beſtimmen, durch die wir ihn wegzuſchaffen im Stande ſind. Die Kenntniſs deſſen, was ihn zunächſt veranlaſste, muſs uns darüber belehren, was wir zu meiden haben, um nicht wieder in ihn zu verfallen. Nur eine ſolche Bekanntſchaft mit uns ſelbſt genügt unſern moraliſchen Bedürfniſſen, die ſich nicht allein auf die Beobachtung unſrer Lebenserſcheinungen, ſondern auch des Verhältniſſes derſelben zu unſrer Natur, und zu unſern vorhergehenden Zuſtänden gründet.

Dazu iſt aber erforderlich, daſs wir uns viertens vorzüglich in den Augenblicken, wo etwas in uns vorgeht, beobachten, oder uns doch in denſelben unſrer ganzen Lage, und der Beſtimmungsgründe unſrer Handlungen ſuchen bewuſst zu werden. Eben das iſt ein Haupthinderniſs der Selbſterkenntniſs, daſs es ſo ſchwer hält, ſich auf alles zu beſinnen, was man während der Zeit, da man über ſich zuletzt nachdachte, wenn dieſes auch nur ein kleiner Abſchnitt wäre, gethan, gedacht, gefühlt, und gewünſcht hat, zu beſinnen. Das Leben treibt uns vom Einen zum Andern, führt immer neue Zwecke herbey, die unſre ganze Aufmerkſamkeit fordern. Kein Moment, der uns nicht etwas Bemerkenswerthes nahe brächte, in dem uns nicht mancherley und oft, ſehr heterogene Dinge durch den Sinn gingen. Das meiſte bezieht ſich auf das Sichtbare, und prägt ſich durch ſeinen Einfluſs in unſre ſinnlichen Angelegenheiten, dem Gedächtniſſe tief ein; doch auch dies ſchon ſelten weiter als ſich jener Einfluſs erſtreckt; was daran weniger auffällt, wird entweder gar nicht beachtet, oder bald wieder vergeſſen. Die tägliche Beſchäftigung mit ſolchen Dingen, das unaufhörliche Sinnen über neuen Maſsregeln ruft ſie uns immer wieder ins Andenken zurück, friſcht ſie wieder auf, wenn ſie anfangen in der Seele zu erlöſchen. Ganz anders iſt es mit den eigentlichen Gegenſtänden der Selbſtbeobachtung, die oft nur in moraliſcher Rückſicht wichtig ſind, ein viel ſchwächeres Intereſſe haben, ſich auf das Unſichtbare bezie-

beziehen, uns ſelten anders vorkommen, als wenn wir ſie uns ſelbſt vergegenwärtigen, dagegen durch jene oft verdunkelt werden, ohne daſs wir genöthigt wären uns anders damit zu beſchäftigen, und ſie dadurch wieder in Erinnerung zu bringen, als wenn wir uns ſelbſt dazu entſchlieſsen. Hier wird ſo manches ſchon gleich Anfangs überſehen, und was davon zufällig bemerkt wurde, verliert ſich oft von ſelbſt, und wird noch öfter von neuen Gegenſtänden, die uns näher liegen, verdrängt. Wie viel iſt es wohl, auf das wir uns in den Stunden der ernſten Geiſtesſammlung, bey aller angewandten Mühe, beſinnen können. Scheint es uns nicht oft, als ob lange nichts mit uns vorgegangen ſey, was einer moraliſchen Beurtheilung fähig wäre? Und doch vergeht gewiſs kein Augenblick, in dem wir nicht etwas innerlich oder äuſserlich begehen, worüber wir uns richten müſsten, wenn wir unſer ſittliches Intereſſe angelegentlich beſorgen wollten. Von den feinern Zügen und den eigenthümlichen Beſtimmungen, die ein Gedanke oder eine That von der Situation, in der wir jenen dachten und dieſe verübten, annahm, iſt faſt alles dahin.

Dem iſt nicht anders vorzubeugen, als dadurch, daſs man ſich immer im Handeln ſelbſt beobachte, daſs man ſich ſtäts ſeiner ganz bewuſst bleibe, von allem gleich die ſtrengſte Rechenſchaft ablege, nie anders als mit beſonnener Reflexion auf ſich ſelbſt und auf die Umſtände etwas thue, nie aus ſich heraus ſehe oder ſtrebe, ohne auch zugleich in ſich hinein zu ſehen, nie etwas in ſein Leben eintreten laſſe, ohne darum zu wiſſen, und ohne den feſten Entſchluſs, dieſes ſo fort zu ſeiner Belehrung anzuwenden, oder es doch bis zur erſten gelegenen Stunde aufzubewahren. So ganz wie wir uns da faſſen können, können wir es nie wieder, auch die vollkommenſte Erinnerung wird etwas weglaſſen, zuſetzen, verwiſchen, oder entſtellen.

Aber dieſe genaue Beobachtung unſrer ſelbſt in dem Augenblicke des Handelns, reicht doch nicht aus, uns über uns ſelbſt vollſtändig zu belehren. In den meiſten Fällen iſt da unſer Gemüth von zu vielen andern Dingen eingenommen, mit ſeinem nächſten Zwecke zu ſehr beſchäftigt, wird zu ſchnell vom Einen ab, und zum Andern hingezogen, alles geht zu geſchwind und in zu bunter Miſchung bey ihm vorüber, als daſs es jeden Umſtand bemerken könnte. Es iſt dabey immer auf eine Art intereſſirt, die das unpartheyiſche Urtheil unmöglich macht. Mancherley abwechſelnde Leidenſchaften ziehen es bald auf dieſe, bald auf jene Seite hin. Noch weniger iſt man im Stande das Gefundene auf der Stelle zu verarbeiten, mit einander zu vergleichen, zu verbinden und zu ſcheiden, alles in ſeine Ordnung zu bringen, und Folgerungen daraus herzuleiten. Hierzu iſt nicht allein mehr Ruhe, als wir da, wo wir im Handeln begriffen ſind, beſitzen, ſondern auch eine gröſsere Menge gleichartiger Erfahrungen erforderlich, als wir in einer ſo kurzen Zeit machen können. Wollten wir es bey jenen Beobachtungen bewenden laſſen: ſo müſsten wir uns entweder aller Reſultate begeben, und uns an einzelnen Beobachtungen, die aber zu nichts zu gebrauchen ſind, genügen laſſen: oder dieſe Reſultate würden ganz einſeitig ausfallen, durch neue Erfahrungen unaufhörlich des Irrthumes überwieſen, bald wieder verworfen werden, um andern Platz zu machen, die nicht weniger Feſtigkeit haben.

Deſswegen iſt es fünftens nöthig; daſs man ſich ein eignes Geſchäft daraus mache, ſeine Erfahrungen von Zeit zu Zeit zu wiederhohlen, zu überdenken und in Ordnung zu bringen, mit ſich ſelbſt gleichſam abzurechnen; welches aber nicht zu lange aufgeſchoben werden darf, damit ſich der Stoff nicht zu ſehr anhäufe, und durch ſeine Menge und Mannichfaltigkeit dem Verſtande überlegen werde, und dabey noch manches Wichtige in Vergeſſenheit komme. Wie oft dieſes geſchehen müſſe, hat ein jeder bey ſich ſelbſt auszumitteln; theils nach dem gröſsern oder geringern Reichthum deſſen, was er in ſich erlebt, welcher von der Fülle und Thätigkeit ſeines Geiſtes abhängt; theils nach ſeiner Fähigkeit, viel zu behalten, zuſammen zu faſſen und zu überſehen; theils nach der Neuheit, Wichtigkeit und Feinheit ſeiner Beobachtungen; theils endlich nach ſeiner Aufgelegtheit zu dieſem Geſchäfte: denn auf dieſe kommt vorzüglich viel an. Die ruhigſten und heiterſten Stunden ſind am meiſten dazu geeignet, nicht allein uns zum Nachdenken über unſer vergangenes

Leben einzuladen, ſondern uns auch dabey unverdroſſen und unpartheyiſch zu erhalten, uns mit geſchärftem Blicke und geprüftem Geiſte alles erwägen zu laſſen. In ſolchen Stunden alſo ſammle man ſich, rufe das Vergangene zurück, laſſe es von Neuem, mit ſo viel Klarheit und Leben, als nur immer möglich iſt, vor der Seele vorübergehen. Man verſetze ſich dabey in Gedanken in die ehemaligen Situationen, vergegenwärtige ſich alles, was, und wie es auf uns wirkte, ſuche ſich das, was uns damals unbeſtimmt oder dunkel blieb, deutlich zu machen, das Verſteckte hervorzuheben, die Lücken auszufüllen, und alle Zuſätze der Einbildungskraft, ſo wie allen Einfluſs des Intereſſes ſorgfältig zu entfernen; wobey uns das trefflich zu Statten kommt, daſs wir es mit einem Vergangenen zu thun haben, woran ſich nichts mehr ändern läſst, das jetzt zu uns allein in dem Verhältniſſe der Betrachtung, nicht auch des Wirkens auf daſſelbe ſteht. Hierauf richte man dann den Verſtand, ſondre zuvörderſt alles davon ab, was uns in der Rückſicht, worin wir uns zu prüfen haben gleichgültig ſeyn kann, halte aber feſt an allem, was mit irgend einem Fehler oder einer Lieblingsneigung in Verbindung ſteht; dieſe Verbindung ſuche man zu ergründen, und ſehe dann zu, wie ſich jener Fehler oder jene Neigung hierin geſtalte, was ſich hier Neues davon zeige, vergeſſe aber dabey nicht, auch darauf zu achten, ob, und wie weit andre Neigungen mit hineinſpielen, oder darin vielleicht ganz ihr Werk haben. Diejenigen Erſcheinungen aber, die ſich unter keine der bisher bekannten Züge unſers Charakters bringen laſſen, faſſe man zuſammen, erforſche die Puncte, in denen ſie auf einander treffen, und betrachte dieſe als ganz neue Bereicherungen der Selbſterkenntniſs.

In dieſer Hinſicht iſt es ſehr zu empfehlen, alles, was man Merkwürdiges denkt, empfindet, wünſcht und vernimmt, die Gefühle, die dieſe oder jene Lage in uns weckte, die Gedankenreihe, die ſie erzeugte, ſo wie die Entſchlieſsungen, die ſie veranlaſste, am Schluſſe jedes Tages, oder, wenn man fürchtet etwas wieder zu vergeſſen, auf der Stelle ſchriftlich aufzuzeichnen. Ohne ein ſolches Tagebuch über ſich ſelbſt zu halten, iſt es faſt nicht möglich in der Veredlung des Lebens bedeutende Fortſchritte zu machen. Wir gewöhnen uns, ſorgfältiger und angeſtrengter zu beobachten, wenn wir wiſſen, daſs wir bald einen beſtimmten Gebrauch davon zu machen haben. Unſer Auge wird ſchärfer, unſre Aufmerkſamkeit reger, wenn wir uns oft mühſam auf etwas beſinnen muſsten. Bey der nächſten Gelegenheit, wird ſich das Gemüth von ſelbſt auf dieſe Dinge richten. Indem wir uns ſelbſt oft vernehmen, wird es uns immer mehr Bedürfniſs, um uns zu ſeyn, werden wir uns eine liebere Geſellſchaft, mit uns vertrauter, bey uns heimiſcher. Es wird uns leichter, auf all unſer Sinnen und Thun zu denken, und das Beobachtungswerthe gleich auszukennen, indem ſich nach und nach unwillkührlich die Merkmale deſſelben in unſerm Geiſte ſammeln, und die Fertigkeit ſie anzuwenden ſich bildet, ohne daſs wir ſelbſt recht wiſſen, wie. Wir bekommen dadurch im Ganzen eine ernſthafte, überlegſame Stimmung, die der Beobachtung vorzüglich günſtig iſt. Durch das Wiederhohlen unſrer Herzensgeſchichte, beym Aufzeichnen derſelben, prägt ſich nicht allein alles tiefer ein; wir können auch das Mangelhafte beſſer ergänzen, und alles in den gehörigen Zuſammenhang bringen, wenn wir täglich Reviſion darüber halten. Nicht ſelten geht uns, ohne daſs wir es eigentlich darauf anlegten, indem wir bloſs damit beſchäftigt waren, uns an das Vergangene zu erinnern, ein unerwartetes Licht über das Ganze oder einzelne Erſcheinungen unſers Lebens auf, das wir durch abſichtliche Bemühungen nie — oder nie ſo helle hätten hervorbringen können. Die Beobachtungen werden vollſtändiger, indem man ſich nie aus den Augen läſst, ſich nie fremd wird. Endlich iſt noch das der vorzüglichſte Nutzen ſolcher Tagebücher, daſs man durch ſie, ſo oft man es verlangt, ſein Leben in ſeinen einzelnen Zügen, ohne ſich erſt mühſam darauf beſinnen zu dürfen, vor ſich hinſtellen kann; daſs man ein Bild ſeiner moraliſchen Exiſtenz hat, das ſie nach allen ihren Beſtimmungen vergegenwärtigt, in dem das Vergangene nie erliſcht, das uns längſt vergeſſene Erſcheinungen unſrer frühern Jahre, in denen wir uns jetzt kaum noch erkennen, wieder nahe bringt; daſs uns oft das bloſse Blättern in denſelben zur Unterhaltung die belehrendſten Aufſchlüſſe über uns ſelbſt gibt, und wir mit uns bekannt werden, ohne eigentlich darauf auszugehen, und angelegentlich über uns nachzudenken. Doch darf dies Letztere nicht verſäumt werden, und wird es um ſo weniger, da es ſich durch das Tagebuch in einem ſo hohen Grade unterſtützt findet, daſs es nunmehro ein angenehmes und frohes Geſchäft wird. Wir haben alle dazu erforderlichen Materialien vor uns. Es kommt nur darauf an ſie zu benutzen.

Sechſtens müſſen wir, um vor allen Täuſchungen ſicher zu ſeyn, *nicht verſäumen, dieſelbe Erſcheinung zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Verhältniſſen zu beobachten.* Dadurch wird uns erſt recht helle, wie viel davon uns ſelbſt, und wie viel den Umſtänden angehöre, wie dieſe Umſtände auf uns wirken, jeden einzelnen Zug unſers Lebens modificieren, wie wir ſie zu vermeiden, herbeyzuziehen, zu beſchränken, zu verändern, und mit andern in Verbindung zu bringen haben, daſs ſie für uns wohlthätig werden.

Bey allem Ernſte, aller Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit, womit man die Erſcheinungen ſeines Innern betrachtet, iſt es doch nicht möglich; ſie ganz rein, und von allem Fremdartigen geſchieden aufzufaſſen. Unſre Erfahrungen modificiren ſich immer nach unſrer veränderlichen, ſubjectiven Art zu ſehen, und nach den wechſelnden Umgebungen des Gegenſtandes. Wir nehmen weg und ſetzen zu, je nachdem wir geſtimmt ſind. Nie iſt das letzte Bild ſo ganz aus unſerm Auge verſchwunden, daſs ſich nicht noch einige Farben und Züge deſſelben dem neuen mittheilen ſollten. In der Phantaſie ſind immer mehrere lebendig, die ſich entweder mit dieſem vermiſchen, oder einzelne Beſtandtheile zu ſehr hervorheben, andre zu ſehr verdunkeln. Das Intereſſe, etwas ſo oder anders zu finden, hört nie ganz auf, erhält bald vom Egoismus, bald von einzelnen ſinnlichen Zwecken Nahrung, und verfälſcht oft unſre Anſicht, ohne daſs wir es ſelbſt wiſſen. Eine innere Erſcheinung iſt anders, wenn ihr eine andre vorher geht, oder ſie begleitet, anders, wenn wir leicht darüber wegſehen, anders, wenn wir einen ſcharfen

Blick auf ſie richten, anders, wenn der Eindruck, der ſie veranlaſste, ſchwach, anders, wenn er ſtark iſt, anders, wenn er von ſeiner natürlichen Urſache allein, anders, wenn er zugleich von einer damit verbundenen herrührte. Hieraus folgt, daſs die Einmalige Beobachtung uns nie das Wahre zeigen könne, alles nur von Einer Seite und nach Einer Beziehung vorführe. Nur dadurch, daſs wir oft, und in verſchiedenen Lagen und Stimmungen, daſſelbe erwägen, können wir das Subjective vom Objectiven ſcheiden. Das Gleichartige, ſtats Widerkehrende iſt gewiſs ein Weſentliches, und gehört der Sache ſelbſt an; das Veränderliche aber ein Zufälliges, in dem unſre jedesmalige Gemüthsverfaſſung ihr Werk hat. Es iſt aber nicht ſchwer, aus dem Verſchiedenen ein Mittleres hervorzuſuchen, dem ſich alles in gleichem Grade nähert, welches dann gleichfalls als das Wahre und im Gegenſtande ſelbſt Gegründete angeſehen werden kann. Bey mehrern von einander abweichenden Beobachtungen wird man überdem auf ſich ſelbſt aufmerkſam, der Urſache dieſer Abweichung nachzuſpüren, die ſich uns dann nicht ſelten in unſeine unnatürlichen Zuſtande leicht entdecken und heben läſst. Nicht anders iſt es mit den äuſsern Verhältniſſen, die die Erſcheinungen unſers Innern verändern. Betrachtet man dieſe nur von allen Seiten und aus allen Geſichtspuncten: ſo werden ſich jene bald davon ablöſen, und das, was ihnen weſentlich zukommt, wird klar hervorgehen, und mit ihm zugleich die Mannichfaltigkeit der möglichen Beſtimmungen, die es von auſsen her erlangen kann.

Man bleibe daher nicht dabey ſtehen, etwas ſo gefunden zu haben, ſondern ſehe ſorgfältig zu, ob man es nicht zu einer andern Zeit anders finde, in wie fern dieſes der Fall ſey, und wo der Grund davon liegen möge.

Ueberhaupt *muſs man ſich vor übereilten Schlüſſen ſorgfältig hüten.* Schlüſſe ſind aber übereilt, ſo wohl, wenn die Thatſachen, worauf ſie gegründet werden, noch nicht hinlänglich berichtigt, nach allen Beziehungen erwogen worden, als auch, wenn ſie noch nicht in dem erforderlichen Maſse vorhanden ſind, um daraus allgemeine Regeln herzuleiten, wenn es den Vorderſätzen an hinlänglicher Beſtätigung fehlt, wenn für gewiſſe Erſcheinungen Urſachen angenommen werden, zu denen dieſe noch nicht berechtigen, wenn man Handlungen aus gewiſſen Neigungen erklärt, die eben ſo gut aus andern erklärt werden könnten, und in zufälligen Beſchaffenheiten eigenthümliche Prinzipien erkennt. Man darf ſich daher nicht eher von einem Fehler frey ſprechen, als bis man alle Arten, wie ſich derſelbe wohl äuſsert, alle Geſtalten, in die er ſich kleidet, erforſcht, und keine derſelben bey ſich gefunden hat. Man darf nicht ſchon deſswegen glauben eine Leidenſchaft in ſich zu nähren, weil man etwas entdeckt, was wohl ſonſt eine Wirkung derſelben zu ſeyn pflegt; denn dies kann auch wohl aus etwas anderm entſprungen ſeyn. Nur mehrere unzweydeutige Kennzeichen können uns vor Uebereilung bewahren.

Auf der andern Seite darf man aber auch die Materialien ſich nicht zu ſehr anhäufen laſſen; weil man ſonſt zuletzt darin verkennet, nicht weiſs, wo man mit dem Ueberdenken derſelben anfangen ſoll, unentſchloſſen bald hier bald dorthin greift, beginnt und wieder aufgibt, und nie zu einer befriedigenden Entſcheidung gelangt. So bald der geſammelte Vorrath nur irgend dazu hinreicht, ein allgemeines Reſultat zu bilden, darf man dies nicht länger aufſchieben. Sollte es auch nicht ganz richtig ſeyn, und noch mancherley näherer Beſtimmungen und Veränderungen bedürfen; wenn es nur nicht durchaus falſch iſt; ſo laſſen ſich die nöthigen Verbeſſerungen, bey fortgeſetzter unpartheyiſcher Beobachtung, leicht anbringen. Nur muſs man von dieſem Reſultate nicht ſo eingenommen werden, und ein ſolches Vertrauen auf ſeine Vollkommenheit ſetzen, daſs man dadurch gehindert würde, ſich ferner zu unterſuchen, auf neue Erfahrungen Rückſicht zu nehmen, und dieſe unbefangen zu beurtheilen, oder verführt, ſie einſeitig anzuſehen, und nur das darin zu bemerken, was die vorgefaſste Meynung begünſtigt. Iſt nur dafür gehörig geſorgt: ſo wird ein ſolches Reſultat unſre künftigen Bemühungen ſichrer leiten, das Zweckloſe entfernen, uns auf die Hauptſache aufmerkſam halten, und zur Berichtigung des Falſchen, das nun mehr auf einfache Puncte concentrirt iſt, behülflich ſeyn.

Auſser der Selbſtbeobachtung gibt es noch drey andre Mittel, die uns die Kenntniſs unſers Herzens, und vorzüglich ſeines ſittlichen Zuſtandes ſehr erleichtern, und auch jene, wenn ſie ſich mit ihr verbinden, trefflich unterſtützen. Sie ſind: **das Leſen ſolcher Schriften, die ſich mit dem Menſchen beſchäftigen, die Beobachtung andrer, und die weiſe Benutzung ihrer Urtheile über uns.**

Zu den Schriften, von deren Lectüre ſich reicher Gewinn für praktiſche Selbſterkenntniſs erwarten läſst, gehören nicht bloſs diejenigen, die die menſchliche Natur, ihre Kräfte, Anlagen, Verhältniſſe, mannichfaltige Aeuſserungen und Verirrungen ganz eigentlich zum Gegenſtande haben, ſondern auch diejenigen, die bey einem ganz andern Zwecke ſolche Dinge berühren, die ſich auf das menſchliche Herz und Leben beziehen, Empfindungen und Beſtrebungen, Tugenden und Thorheiten, nebſt der natürlichen Entwickelung von beyden darſtellen, oder in denen ſich auch nur der Charakter ihres Verfaſſers unzweydeutig ausprägt — überhaupt alle äſthetiſchen und moraliſchen

Schriften, die mit Einſicht und Menſchenkenntniſs geſchrieben ſind, und die Erſcheinungen des eignen oder fremden Lebens treu und wahr bezeichnen. Vorzüglich lehrreich aber ſind in dieſer Hinſicht mit pſychologiſchem Beobachtungsgeiſte und Scharfſinne abgefaſste Biographien und Charakterſchilderungen, wenn ſie auch mit Beobachtungsgeiſt, Scharfſinn und beſtändiger Anwendung geleſen werden.

Alle dieſe Schriften tragen dazu bey, unſre Kenntniſs von der menſchlichen Natur, welche, beſchränkt und näher beſtimmt, auch unſre Natur iſt, zu erweitern; ſie bringen uns die allgemeinen Einſichten bey, die zur Erforſchung der ſpeciellen vorausgeſetzt werden müſſen, und dieſe reguliren, und machen uns auf diejenigen Puncte aufmerkſam, die wir vor allen andern zu beobachten haben. Sie erhöhen das Intereſſe der Beſchäftigung mit dem innern Leben, das ſchon ſo ſchwer in ſeiner natürlichen Stärke zu erhalten iſt. Sie nöthigen uns, in uns ſelbſt hineinzuſehen, entweder durch Probleme, die nur da ihre Auflöſung finden, oder durch Bemerkungen, die nur dann verſtanden

ſtanden werden können, wenn wir die Erſcheinung, die ſie betreffen, in unſerm Innern ſelbſt entſtehen laſſen. Sie üben unſern Verſtand, und vermehren die Fähigkeit unſre Zuſtände und Handlungen zu beobachten, und zu beurtheilen. Sie enthalten Züge, in denen wir uns ſelbſt ohne Mühe wieder kennen, und die wir entweder bey uns überſehen, oder doch nicht ſo ſcharf und beſtimmt aufgefaſst hätten, wenn wir nicht durch ſie darauf wären geleitet worden. Sie zeigen uns von andern, die wir für unbedeutend hielten, durch die Verbindung mit dem ganzen Leben, worin ſie dieſelben bringen, und durch die Darſtellung ihrer Folgen, an die wir, uns ſelbſt überlaſſen, nicht gedacht hätten, die Wichtigkeit, die ſie auch für uns erlangen können. Sie erinnern uns an manches aus unſerm eignen Leben, deſſen Andenken ſchon halb erloſchen war, und das wir doch nicht vergeſſen durften, wenn wir ein fehlerſreyes Urtheil über uns fallen wollten. Sie geben uns über manches unerwartete Aufſchlüſſe, auf die wir lange vergebens hätten ſinnen können, zeigen uns manches in einem neuen Lichte, in dem ſich nach und nach noch viele andre dunkle Seiten unſers Gemüthes aufklären.

Man muſs aber ſchon einen gewiſſen pſychologiſchen Sinn, und den ernſtlichen Wunſch, ſich über ſich ſelbſt zu belehren, zur Lectüre dieſer Schriften mitbringen, wenn man aus ihr den bemerkten Nutzen ziehen will. Ueber keinen Gegenſtand ſind wohl ſo viele Paradoxieen geſagt, ſo viele einſeitige Urtheile, ſo viele offenbare Irthümer verbreitet worden, als über das menſchliche Herz. Dieſe ſind um ſo verführeriſcher, je reitzender das Gewand, in das ſie ſich kleiden, je blendender der Witz iſt, der aus ihnen hervor ſchimmert, und je ſcheinbarer ſie mit manchen Erfahrungen zuſammen ſtimmen. Auch unſre beſten Schriftſteller haben ſich dergleichen zu Schulden kommen laſſen. Wer hiergegen nicht ſorgfältig auf ſeiner Huth iſt, wird dadurch leicht verleitet, ſich ſelbſt mit zu verkennen, und unrichtig zu beurtheilen. Man nehme daher nichts an, und noch weniger mache man von etwas, ohne es geprüft, und ohne unterſucht zu haben, wie weit dies thunlich ſey, auf ſich ſelbſt Anwendung. Uebrigens achte man auf alles, was die Falten unſers Herzens aus einander legt, oder uns über uns ſelbſt Aufſchluſs geben, uns mit unſern Fehlern bekannter machen kann, laſſe ſich nichts entgehen, worin man ſich ſelbſt wieder findet, oder, wodurch man ſich weiter zu beobachten, und weiter über ſich zu denken, veranlaſst wird.

Ein gleicher Nutzen läſst ſich von der Beobachtung andrer Menſchen erwarten; wobey freylich auf der einen Seite die Unbequemlichkeit eintritt, daſs jeder, ſo viel als möglich, zu verhüten ſucht, daſs er nicht errathen werde, beſonders ſeine Thorheiten und Schwächen der Beobachtung andrer entzieht, und ſich nur ſehr ſelten zeigt, wie er wirklich iſt. Dagegen haben wir auf der andern den Vortheil, daſs wir hier alles im Leben, mithin beſtimmter und vollſtändiger vor uns ſehen, als in Büchern, daſs uns alles mehr in ſeinen individuellen Beziehungen erſcheint, daſs wir nur Irrthümer vermeiden, nicht ſchon vorhandene beſtreiten dürfen, daſs keine geſchmückten Worte uns irre leiten, und wir alles leichter nach der Wahrheit betrachten können.

In ihren Hauptfehlern ſind ſich die Menſchen ſo ziemlich gleich, weil ſie alle dieſelbe Natur haben, alle dem Egoismus und den daraus hervorgehenden Trieben mehr oder weniger unterworfen ſind. Nur daſs ſich dieſe verſchiedentlich vermiſchen, bey dem einen dieſer, bey dem andern ein andrer vorherrſcht, und auſserdem die nähern Beſtimmungen, die aus ihrer eigenthümlichen Lage und Beſchaffenheit entſpringen, noch manche Abweichungen hinzufügen. Jede Erweiterung unſrer Menſchenkenntniſs, iſt daher auch Gewinn für unſre Selbſtkenntniſs. Es iſt nicht möglich, andre lange zu beobachten, ohne zuweilen unſern Blick unwillkührlich in uns ſelbſt zu kehren. Eitelkeit läſst uns oft einen Fehler bey uns ſelbſt überſehen; aber indem wir ihn an andern entdecken, können wir es uns nicht verhehlen, daſs auch wir damit behaftet ſind. Oft glauben wir ſo gar uns davon frey ſprechen zu können; aber indem wir die Art bemerken, wie er ſich bey jenen äuſsert, finden wir mit Erſtaunen, daſs nur Selbſttäuſchung ihn uns verborgen hatte. Nicht ſelten iſt auch eine ſolche Entdeckung eine Aufforderung ernſtlicher über uns ſelbſt nachzudenken. Selbſt dasjenige, worin andre von uns abweichen, kann uns ſehr lehrreich werden, die Eigenheit der fremden Verirrung uns über die unſrige aufklären, über die Natur der Leidenſchaft, die ſich auf ſo verſchiedene Weiſe offenbart, und über das, was wir etwa von ihr zu befürchten haben möchten, unterrichten.

Das fremde Leben iſt der Spiegel des eignen; die Züge, die wir nicht unmittelbar in dieſem ſehen können, müſſen wir in jenem erkennen. Wir bemerken an ihm Eigenſchaften, die, wenn wir ſie mit den unſrigen zuſammen nehmen, uns über die Quelle der letztern, nach der wir lange vergebens geſucht hatten, nicht mehr zweifelhaft laſſen. Das Eine erklärt ſich aus dem andern: denn beydes iſt ein Menſchliches. Das Herz des andern iſt eben ſo oft der Commentar zu dem unſrigen, als dieſes den Schlüſſel und die Ergänzungsſtücke zu jenem liefert. Je mehr wir in der Beobachtung andrer Fertigkeit erlangen; deſto gröſser wird unſre Geſchicklichkeit, uns ſelbſt zu erforſchen, und die innern Regungen unſers Gemüthes bis auf die feinſten Schattirungen zu bemerken.

Man laſſe es ſich daher angelegen ſeyn, um mit ſich ſelbſt bekannter zu werden, auch auf die Denkungsart und das Betragen andrer zu achten. Man entferne dabey jedes Intereſſe, das uns verleiten könnte, ſie beſſer oder ſchlechter zu finden, als ſie wirklich ſind, man vergeſſe ſo viel als möglich, daſs ſie uns werth oder verhaſst ſind, daſs wir neben ihnen in einem vortheilhaften oder nachtheiligen Lichte erſcheinen können. Man merke bloſs darauf, wie ſich ihr Herz zu erkennen gebe; welche Fehler ſie mit uns gemein haben, und welche ihnen eigenthümlich ſeyen; wie weit die erſtern mit den unſrigen übereinſtimmen, und uns über die Urſachen und Folgen derſelben belehren; wie die letztern ſich in ihrer individuellen Beſchaffenheit gründen; und was daraus zu ſchlieſsen ſey, daſs ſie ſich bey uns nicht finden; und überhaupt, welche Aufſchlüſſe uns ihre Art zu denken, zu empfinden, zu wünſchen und zu handeln, über unſre Denk- Empfindungs- und Handlungsweiſe ertheile. Je unpartheyiſcher, ſorgfältiger und ſcharfſinniger wir dabey zu Werke gehen; je weiſer wir das Aeuſsere benutzen, um darin das Innere zu erkennen; je mehr wir darüber wachen, daſs uns nicht entgehe, was bey einer richtigen Beurtheilung in Anſchlag gebracht werden muſs: deſto wichtigere Vortheile, wird die Selbſtwürdigung daraus ziehen.

Endlich drittens dürfen wir nicht verſäumen, von den Urtheilen andrer über uns einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Sie ſehen in manchen Stücken weit heller, kennen manche unſrer Fehler beſſer, und urtheilen darüber wahrer und rückſichtsloſer als wir ſelbſt, da wir ſo oft von Selbſtliebe und Eigendünkel geblendet werden. Der Zufall macht ſie auf manches aufmerkſam, was uns entgangen war. Wir überſehen manche fehlerhafte Angewöhnung, weil ſie ſich gerade dann zu äuſsern pflegt, wenn unſer Gemüth befangen, unſer Streben auf ein Ziel gerichtet iſt, das unſer ganzes Herz einnimmt, alle unſre Kräfte beſchäftigt; oder, weil ſie uns zu ſehr zur Natur geworden, mit andern Erſcheinungen unſers Lebens zu ſehr zuſammen gewachſen iſt, als daſs ſie uns auffallen könnte. Andre, bey denen das alles nicht iſt, bemerken ſie im erſten Augenblicke. Es wäre thörigte Einbildung, unverantwortliche Vernachläſsigung unſrer ſelbſt, gränzenloſer Egoismus, wenn wir jede ſchlimme Aeuſserung über unſern Charakter und unſer Betragen, der Abneigung gegen uns, des Neides, der Verkleinerungsſucht oder der Täuſchung beſchuldigen, und ungeprüft abweiſen wollten.

Freylich dürfen wir nicht alles, was andre von uns glauben, unbedingt annehmen. Sie beurtheilen uns vielleicht öfter verkehrt als richtig; denn ſie ſind nicht im Stande, alles in Erwägung zu ziehen, was dabey berückſichtigt werden muſs. Sie können nicht in unſer Inneres ſehen, wiſſen nichts von den Gedanken und Empfindungen, die einer Handlung vorhergingen, von den Gründen, die ſie beſtimmten, von den Umſtänden, die dazu mitwirkten. Oft haben ſie nicht einmal die Handlung ſelbſt recht bemerkt. Oft liegt auch die Schuld an ihrem Willen; ſie ſind für uns eingenommen, haben für alles, was wir thun, ein gutes Vorurtheil, oder ſie fürchten uns, wollen ſich uns gefällig machen — und beurtheilen uns zu günſtig; oder wir ſind ihnen zuwider, ſtehen ihnen im Wege, haben ſie beleidigt, ihnen Veranlaſſung gegeben, ſchlecht von uns zu denken, ſie ſind verkehrt geſtimmt — und beurtheilen uns zu ſtrenge, bürden uns Fehler auf, die wir nicht haben, oder rechnen uns die wirklichen zu hoch an. In beyden Fällen iſt es gleich bedenklich, ihnen unbedingten Glauben beyzumeſſen, wie denn überhaupt jede Selbſtverkennung zum Selbſtbetruge, und dadurch zur Verſchlimmerung führt. Halten wir uns, durch die Meynung andrer irre geleitet, für ſchlechter als wir ſind: ſo werden wir nicht allein an vergeblicher Arbeit unſre Kräfte verſchwenden, indem wir Fehler wegzuſchaffen ſuchen, mit denen wir nicht behaftet ſind: ſondern wir werden auch in Kleinmuth und Miſstrauen gegen uns ſelbſt verſinken, und zu allem Guten untüchtig werden. Leihen wir der Schmeicheley unſer Ohr, und billigen das Lob, das andre uns beylegen, ohne vorher die leeren Zuſätze davon abgeſondert zu haben: ſo wird uns das nicht bloſs eine übertriebene Meynung von uns ſelbſt, die ſich mit der fortſchreitenden Beſsrung nicht wohl verträgt, einflöſsen; ſondern uns auch gegen wirkliche Fehler verblenden, oder wohl gar dahin bringen ſie für Tugenden zu halten, und ſo der Verkehrtheit, ſtatt ſie zu zerſtören, Nahrung geben.

In keiner Angelegenheit ſoll man ſich blindlings nach dem Urtheile andrer richten — denn es bleibt immer ein menſchliches, und daher dem Irrthume unterworfenes; am wenigſten aber in der Ueberzeugung, die wir von unſerm moraliſchen Werthe hägen. Dieſe entſpricht nur dann ihrer Beſtimmung, und kann nur dann für unſre Veredlung wirkſam werden, wenn ſie ſchlechthin frey, von eigner Einſicht gebilligt, im eignen Nachdenken bewährt gefunden worden iſt. Aber veranlaſſen ſoll uns das Urtheil andrer, uns genauer zu prüfen, uns Miſstrauen einflöſsen gegen unſre bisherige Meynung, uns wecken aus dem Schlafe der Selbſtbethörung, uns auf das aufmerkſam machen, was wir bisher nicht geachtet hatten, und erſt dann, und in ſo weit unſer eignes beſtimmen, wenn, und in wie weit wir es wahr gefunden haben.

Iſt man mit den beyden bis jetzt erörterten Fragen: was ſoll ich ſeyn; wie mich in allen Verhältniſſen meines Lebens betragen? und was bin ich wirklich, wie iſt mein moraliſcher Zuſtand beſchaffen? aufs Reine gekommen: ſo entſteht nun die dritte, in deren Beantwortung ſich die praktiſche Selbſterkenntniſs vollendet, nähmlich, was ſoll nun aus mir werden? wie habe ich mich nun für meine Beſtimmung zu bearbeiten? Dieſe Frage zerfällt in zwey andre: erſtens, worauf habe ich hinzuwirken, welche ſollen in Zukunft meine Maximen ſeyn, was iſt an mir zu verbeſſern? zweytens, welche Hinderniſſe ſtehen mir dabey im Wege, wie habe ich mich in Anſehung ihrer zu benehmen, welche Bemühungen muſs ich anwenden, was meiden und thun, um mir dieſe, ſo viel als möglich, zu erleichtern?

Die Beantwortung der erſtern Frage iſt leicht, und ergibt ſich ſchon aus der Beantwortung der vorhergehenden. Was ich als Menſch zu thun habe, iſt beſtimmt durch die allgemeine, was ich als dieſer Menſch in dieſer Lage, mit dieſen Kräften und in dieſem

Verhältniſſe zu andern zu thun habe, durch die vollſtändige und ſpecielle Kenntniſs meiner Pflichten. Es kommt nur darauf an, zu erfahren, wie mir dieſe Pflichten in Beziehung auf meine gegenwärtige moraliſche Beſchaffenheit erſcheinen, wie meine Beſtimmung durch meinen Zuſtand modificirt werde, welche Wichtigkeit für mich dieſe oder jene Vorſchrift erhalte, wie ich ſie zu erweitern oder zu beſchränken, und auf welche Fälle ich ſie vorzüglich anzuwenden habe, weil ich dieſe Fehler oder zu ſolchen Dingen Neigung bey mir fand, die mich leicht zu dieſen Fehlern verleiten könnten.

Die praktiſche Selbſterkenntniſs hat keinen andern Zweck, als den, mich meine Aufgabe in jeder Hinſicht verſtehen zu lehren. Dieſe hängt zunächſt von der Vernunft, als der höchſten Geſetzgeberin, dann von meinen natürlichen Anlagen, und von dem Standpuncte, den ich in der Welt einnehme, endlich von meinem Herzen und Leben, den Eigenſchaften meines Empfindungs- und Begehrungsvermögens, ſo wie meines Willens ab. Ich erforſche die letztern allein um jenes Zweckes willen.

Iſt es mir aber damit gelungen, habe ich mich nur richtig gefaſst: ſo weiſs ich auch meine ganze Aufgabe, nach allen ihren individuellen Forderungen. Ich darf nur die Reſultate meines Nachdenkens über meine geſammten Lebensregeln, und über meine ſubjective Fehlerhaftigkeit mit einander vergleichen, um beſtimmt und vollſtändig zu erkennen, worauf ich zu meiner Veredlung hinzuwirken habe.

Die zweyte Frage: wodurch ich mir nähmlich dieſes Hinwirken erleichtern, und die Hinderniſſe deſſelben am beſten entfernen könne, fordert neue Beobachtungen, vorzüglich über unſre eigenthümliche Empfindungsweiſe: denn von dieſer hängt es ab, wie etwas uns afficiren, welche Zuſtände der Luſt oder des Schmerzes es hervorbringen, in wie fern es gewiſſe Entſchlieſsungen unterſtützen, oder ihnen entgegen arbeiten werde, in wie fern gewiſſe Beſtrebungen uns natürlich ſeyen oder nicht. In Anſehung ihrer haben wir alſo zu unterſuchen, wie ſtark ihr Einfluſs auf den Willen ſey, was in ihr angenehme oder unangenehme Eindrücke hervorbringe, und in welchem Verhältniſſe dieſe Eindrücke zu unſern

Pflichten und herrſchenden Fehlern ſtehen, welche Folgen ſie für dieſelben gewöhnlich nach ſich ziehen, wo wir ihre Lebhaftigkeit einſchränken, ihre Empfänglichkeit anders ſtimmen, das Widrige in ein Erfreuliches verwandeln, und vor welchen Situationen wir uns ſorgfältig hüten müſſen, weil ſie mit einem zu mächtigen Reitze zum Böſen verbunden ſind. Nicht weniger Aufmerkſamkeit fordert die Einbildungskraft, um zu erfahren, mit welchem Grade der Stärke ſie uns abweſende Dinge vergegenwärtige, was ſie zu jedem hinzu thue, wie und in wie fern ſie ihre Gabe, etwas zu verſchönern oder zu verdunkeln, beweiſe, welche Ideenreihen ihr am geläufigſten ſeyen, welche Empfindungen ſie am öfterſten mit einander paare. Daraus ergibt ſich, theils in wie fern wir darin Abänderungen zu treffen haben; theils von welcher Seite wir uns etwas vorſtellen müſſen, um Zuneigung oder Abſcheu zu erwecken; theils endlich, wie ſie zu zügeln ſey, daſs ſie unſre kräftigſten Entſchlieſsungen nicht überwältige.

Wer ſich nur einiger Maſsen bey ſeinem Denken und Empfinden beobachtet, wird bald dahin kommen, daſs er wenigſtens ſo viel von ſich wiſſe, als dazu nöthig iſt, mit den bedeutendſten Gefahren und Beförderungsmitteln ſeiner guten Entſchlieſsungen bekannt zu werden, obgleich die Bemühung, es durch fortgeſetzte Beobachtungen hierin immer weiter zu bringen, nie aufhören darf.

II.

Wirkungen der praktiſchen Selbſterkenntniſs auf das Gefühl.

Jeder Gedanke weckt ein ihm angemeſſenes Gefühl: denn er iſt eine Wirkung der geiſtigen Lebensthätigkeit, und ſteht zu derſelben in einem merkbaren Verhältniſſe, worin er ſie entweder hemmt oder befördert. Noch viel mehr muſs dieſes der Fall ſeyn, wenn er ein ſolcher iſt, der uns ſelbſt zum Gegenſtande hat, und uns unſern Zuſtand entweder als etwas Vollkommnes oder Unvollkommnes darſtellt. Wir finden uns durch ihn entweder geehrt oder erniedrigt, erfreut oder betrübt, zu Hoffnungen oder Befürchtungen geſtimmt. Die praktiſche Selbſterkenntniſs hat ein durchaus moraliſches Intereſſe; ſie entſcheidet zunächſt über Werth und Unwürde, erwägt jeden Gedanken und jede Regung des Herzens, um daraus ihre Einſtimmung oder ihren Widerſpruch mit dem Geſetze der Vernunft zu erfahren. So lange ſie daher bloſs praktiſch iſt, wird ſie auch nur auf das moraliſche Gefühl wirken. Dieſes äuſsert ſich aber entweder als Selbſtachtung oder als Selbſtverachtung, je nachdem man ſich gut oder ſchlecht findet, ſich moraliſche Vorzüge oder Mängel zuſchreiben muſs.

Vorausgeſetzt, was im Vorhergehenden näher ausgemittelt wurde, daſs die Selbſtwürdigung in die zweyte Periode der moraliſchen Bildung falle, wo die gute Geſinnung nicht allein ſchon da, ſondern auch befeſtigt iſt, und ſich in den Handlungen einiger Maſsen wirkſam bewieſen hat, wird die Beobachtung unſers Herzens und Lebens uns eben ſo wenig bloſs zum Tadel als zur reinen Billigung Veranlaſſung geben; wir werden uns eben ſo wenig abſolut verachten als in jeder Hinſicht achten können, ſondern uns vielmehr bald durch Vernunft und Pflicht, bald durch Sinnlichkeit und Naturtrieb beſtimmt finden, und es wird entſtehen ein gemiſchtes Gefühl des Werthes und des Unwerthes. Da aber, ſo lange die beſondern Neigungen und Maximen nicht abſichtlich bearbeitet ſind, die Sinnlichkeit noch immer ihr, auf früheres Daſeyn und gröſsere Stärke ihrer Antriebe gegründetes, Recht behauptet, das Gute nur in der Geſinnung und in einzelnen Handlungen, das Böſe aber in den Beſtimmungsgründen der Handlungen herrſcht: ſo wird man doch weit mehr der Vernunft Widerſprechendes als mit ihr Zuſammenſtimmendes entdecken, und ſich vorzüglich wegen der innern Prinzipien ſeines Thuns und Laſſens verdammen müſſen. In jenem gemiſchten Gefühle wird alſo der Tadel beträchtlich hervorſtechen, es wird im Ganzen noch immer erniedrigend bleiben, obgleich uns nicht ohne Troſt und Aufrichtung laſſen. Ein ſolches Gefühl iſt es, welches wir, wenn es in eine eigne und dauerhafte Stimmung der Seele übergeht, moraliſche Demuth nennen.

Die Demuth iſt demnach die nächſte Wirkung der Selbſterkenntniſs auf das Gefühl. Sie iſt niederbeugend und beſchämend durch die Erinnerung an unſern unvollkommnen Zuſtand; auf der andern Seite aber auch wieder erhebend, indem wir nicht allein neben dem Schlechten auch manches Gute an uns inne werden, daſs uns vor gänzlicher Selbſtverachtung ſchützt, ſondern auch das Schmerzhafte der Selbſterniedrigung uns dafür Bürge wird, daſs es noch beſſer mit uns werden könne, wenn wir nur ernſtlich wollen — und uns mehr wahres und feſtes Vertrauen zu uns ſelbſt einflöſst, als eine auf Selbſttäuſchung gegründete leere Einbildung von unſerm moraliſchen Werthe.

Die moraliſche Demuth ſtellt ſich, bey gehöriger Lebhaftigkeit des moraliſchen Gefühls, nach einer richtigen Selbſtwürdigung unvermeidlich ein. Es bedarf dann keiner beſondern Bemühungen mehr, ſie zu erwecken, Man kann ihr unter dieſen Umſtänden gar nicht entgehen. Daſs es ſo viele Menſchen gibt, die ſie nie in ihrem Leben erfahren, rührt entweder daher, daſs ſie ſich nicht ſorgfältig und unbefangen genug beobachten, ſich ganz vernachläſsigen oder für beſſer halten als ſie ſind — oder die Thätigkeit der Vernunft iſt zu ſchwach, um das Gefühl zu rühren, oder dieſes zu Rumpf, um von ihr gerührt zu werden. Man kann ſich ihr aber auch zudem widerſetzen, und ſich ihrer zu entſchlagen ſuchen; entweder dadurch, daſs man ſich über ſeinen moraliſchen Zuſtand wegſetzt, das Reſultat ſeiner Selbſtbeobachtungen zu verdunkeln, in Zerſtreuungen und anderweitigen Beſchäftigungen zu vergeſſen ſucht, wie es mit dem Herzen geſtellt iſt; oder durch allerley Beſchönigungen und Entſchuldigungen, indem man ſich überredet, es ſey doch mit dieſem oder jenem Fehler ſo ſchlimm nicht, der Reitz dazu ſey auch ſo groſs geweſen, man dürfe nicht alles ſo genau nehmen u. ſ. w.

Dies kann ſelbſt da der Fall ſeyn, wo man es Anfangs mit ſeiner Selbſterforſchung ernſtlich genug gemeynt hatte. Manche Menſchen fühlen das Beſchämende in der Demuth zu lebhaft, das Erhebende darin zu ſchwach, als daſs ſie ſich dieſes Gefühles, das ihnen ihr ganzes Leben verbittert, ohne etwas daran zu verbeſſern, nicht aus aller Macht erwehren ſollten. Ihre Kleinheit und Unwürde beugt ſie ſo tief, iſt ihnen in einer ſo abſchreckenden Geſtalt gegenwärtig, daſs aller Muth und alles Vertrauen zu ſich ſelbſt, und damit zugleich alle Zufriedenheit verloren geht. Dies rührt oft von einer gewiſſen Aengſtlichkeit des Charakters, oft von einer ſchwermüthigen Stimmung der Seele, die alles von der dunkeln Seite anſieht, oft von moraliſcher Engherzigkeit, oft auch von einer verkehrten Richtung der Selbſtwürdigung und des moraliſchen Gefühles her. Das letztere iſt nähmlich bey vielen Menſchen ſo geeignet, daſs es ihnen immer nur die Obergewalt der Vernunft, nie die Würde, die ſie ihrem Leben ertheilt, nie die damit verbundene Freyheit, ihren Befehlen zu folgen, zeigt. Vorzüglich iſt dies da der Fall, wo ſich die moraliſchen Begriffe ganz in religiöſe Ueberzeugungen verloren haben, ſo daſs man im Menſchen nur die ſinnliche, fehlerhafte Natur, das Moraliſche, Ueberſinnliche allein im höchſten Weſen findet. Nicht ſelten geſtattet man auch dem Schickſale zu vielen Einfluſs in die Selbſtwürdigung. Sehr unglückliche Menſchen, denen es an Seelenſtärke fehlt, ſind der Gefahr ausgeſetzt, mit dem Vertrauen auf ihr Glück auch das Vertrauen auf ihren Werth einzubüſsen, und ſich in jeder Hinſicht für nichts zu halten. Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht begreiflich, daſs man nichts unverſucht laſſen werde, ſich Gefühlen zu entreiſsen, die nicht anders als höchſt peinigend ſeyn können.

Dem muſs man dadurch entgegen zu arbeiten ſuchen, daſs man neben dem Gefühl ſeiner Schwäche und Unwürdigkeit das Bewuſstſeyn ſeiner Vorzüge und der mannichfaltigen Anlagen zum Guten, die die menſchliche Natur überhaupt verherrlichen, bewahrt, und ſelbſt darin einen Beweis ſeiner ſittlichen Fähigkeit betrachtet, daſs man im Stande war ſeine Unvollkommenheit mit Miſsfallen zu bemerken, und ſich deſswegen ſelbſt Vorwürfe zu machen. Denn die Demuth ſelbſt darf nicht unterdrückt werden, wenn mit ihr nicht das ganze Geſchäft der Veredlung aufhören ſoll. Sie iſt nicht allein eine äuſserſt wohlthätige, ſondern auch zum fernern Fortgange im Guten ganz unentbehrliche Stimmung der Seele, ein Zuſtand, der zwiſchen der Selbſterkenntniſs und Selbſtverbeſſerung in der Mitte liegt, durch welchen hindurch man allein von jener zu dieſer gelangen kann. Sie erhält im gleichen

Maſse den Abſcheu gegen das Böſe und die Achtung gegen das Gute wirkſam, indem ſie uns jenes als Niedrigkeit, dieſes als Gröſse, und uns als ſolche Weſen darſtellt, die in jene verſunken, durch ſie tief entehrt, aber nicht ganz entwürdigt, noch von dieſer etwas an ſich haben, und zugleich das Vermögen, ſich ganz zu ihr hinauf zu ringen. Wo ſie uns begleitet, da finden wir uns nicht allein kräftig aufgemuntert zur unermüdeten Selbſtbildung, ſondern auch geſtärkt gegen allen Sündenreitz. Je mehr, und je tiefer gebeugt ich empfinde, daſs ich nicht bin, was ich ſeyn ſoll: deſto ernſtlicher werde ich ſtreben, etwas Beſſeres zu werden, deſto ſorgfältiger mich hüten, nicht noch weiter zurück zu kommen.

Es gibt eine falſche Demuth, die ſich die Selbſtverkleinerung zum Verdienſte anrechnet, das Geſtändniſs ihrer Fehlerhaftigkeit überall im Munde führt, ſich, ohne ſich ſelbſt zu kennen, verdammt, ſich alles Böſe anſchuldigt, ohne ſich eines einzigen beſtimmt überführt zu haben. Es iſt aber nicht ſchwer einzuſehen, daſs ſie entweder bloſs erheuchelt ſey, oder ſich ein heimlicher Stolz hinter ſie verberge, daſs ſie entweder andre — weil denn doch einmal die Meynung, als ob Selbſterniedrigung das Maximum aller Tugend ſey, faſt allgemein im Schwange geht — oder gar ſich ſelbſt täuſchen, und den Mangel wahrer Tugend, durch eine willkührliche, unmoraliſche Selbſtverläugnung erſetzen will.

Demuth kann nie ein Verdienſt ſeyn, denn ſie iſt von der richtigen Selbſterkenntniſs unzertrennlich. Nur der Entſchluſs, ſich unpartheyiſch, ſtrenge und gewiſſenhaft zu prüfen, iſt verdienſtlich. Das iſt es aber gerade, woran es bey der genannten angeblichen Demuth fehlt. Verläugnen muſs ſich der Menſch, wo es die Pflicht fordert. Aber ſich da herabzuſetzen, wo kein moraliſcher Zweck es verlangt, iſt die höchſte Verkehrtheit, mehr als alles der tugendhaften Denkungsart entgegen, indem es mit dem Gefühle unſrer Menſchenwürde zugleich die Fähigkeit zum Guten vertilgt, iſt Verrath an der menſchlichen Natur und Läſterung der Gottheit.

Moraliſche Demuth erniedrigt ſich auch nicht vor andern. Unſer ſittlicher Werth iſt etwas, das uns allein intereſſiren, und in

Anſehung deſſen es uns am wenigſten zu Statten kommen kann, wenn andre eine zu ungünſtige Meynung davon haben. Wenn es Unredlichkeit und Egoismus verräth, mehr ſcheinen zu wollen als man iſt, Fehler abſichtlich zu überdecken, und ſich mit dem bloſsen Scheine gewiſſer Tugenden groſs zu machen: ſo iſt es Niederträchtigkeit, abſolute Unwürde, ſeine ſittliche Gebrechlichkeit öffentlich zur Schau zu ſtellen, ſeine Mängel wohl gar, in den Klagen die man darüber führt, zu vergröſsern, als ob es gar keine Schande mache, mit ihnen behaftet zu ſeyn, oder als ob dieſe Schande dadurch, daſs man ſie kund werden läſst, ehrenvoll würde, als ob jemand damit gedient ſeyn könne, daſs man ſich für ſchlechter ausgibt als die Schlechteſten.

Die Demuth iſt in jeder Hinſicht eigne Angelegenheit, und hat nur in ſo fern Werth, als ſie uns beſſert. Sie hütet ſich vor jeder Vergleichung mit andern, die zu nichts nützen, aber mancherley Verirrungen und Nachtheile herbey führen kann. Sie richtet ſich ſelbſt, und bewahrt dieſes Geheimniſs in ihrem Herzen, läſst es nur vor ſich ſelbſt und vor Gott laut werden, weil beydes ihren Zweck befördert, und vermeidet es eben ſo ſehr, es vor der Welt ängſtlich zu verheimlichen, wo es nur durch Verſtellung verheimlicht werden könnte, als es ohne Veranlaſſung kund zu thun. Die Achtung andrer iſt ein zu wirkſames Mittel, uns vor Fehlern zu bewahren, und zu rühmlichen Handlungen zu ermuntern, als daſs es Pflicht ſeyn könnte, ſich dieſer Achtung ſelbſt zu berauben.

Noch unſittlicher iſt diejenige Art der Demuth, die, um die mühſamen Uebungen der Tugend mit einigem Scheine von ſich abweiſen zu dürfen, überall ihr Unvermögen und ihre Gebrechlichkeit vorſchützt, um nicht groſs ſeyn zu dürfen, ſich recht klein macht, und lieber alle Würde aufgibt, ſich ſogar die Fähigkeit, Würde zu erlangen, abſpricht, als die Bemühungen anwendet, die dazu erfordert werden. Sie iſt grobe Laſterhaftigkeit, die ſich ſelbſt gegen alle Befehle und Vorwürfe des Gewiſſens abhärtet, um ihrer nur auf eine gemächliche Art los zu werden, und bey ihr iſt an keine Beſſerung zu denken.

Eine dritte Art der unmoraliſchen Demuth entſpringt aus falſchen Religionsbegriffen, aus dem abergläubiſchen Wahne, als ob Gott, wie eitle Menſchen, dadurch geehrt werde, daſs man ſich ſclaviſch vor ihm beugt, auf allen Werth und alle Anſprüche Verzicht leiſtet, als ob es ihm gefalle, daſs man immerfort vor ihm klagt und winſelt über eigne Verkehrtheit, ohne an ihre Verbeſſerung zu denken. Freylich iſt die gröſste menſchliche Vollkommenheit noch unendlich tief unter der göttlichen Heiligkeit und Majeſtät, und es iſt für die moraliſche Bildung des Gemüthes ſehr heilſam, das Gefühl dieſes Abſtandes in ſich lebendig zu halten, und oft zu erneuern. Aber nie kann uns unſre phyſiſche Mangelhaftigkeit zum Vorwurfe gereichen; denn dieſer müſste den Urheber unſrer Natur ſelbſt treffen; und was die moraliſche anlangt, ſo iſt es damit freylich traurig genug geſtellt, aber alle Vorzüge können wir uns doch unmöglich abſprechen, und noch weniger die Anlagen, ins Unendliche noch immer mehrere zu erlangen. Auf keine Weiſe kann es dem höchſten Weſen gefallen, daſs wir uns unſrer Fehlerhaftigkeit gleichſam vor ihm rühmen, durch das Geſtändniſs derſelben ſeine Gunſt erſchleichen wollen; am wenigſten, wenn dieſes Geſtändniſs nicht auf Ueberzeugung gegründet wäre, wenn wir damit etwas ausſprächen, deſſen wir uns gar nicht, oder anders bewuſst ſind. Nur ein entſchloſſener, rüſtiger, muthvoller Wille erwirbt uns ſeinen Beyfall.

Alle dieſe Arten der falſchen Demuth unterſcheiden ſich dadurch, daſs ſie nicht moraliſchen Urſprunges — nicht die Frucht einer ruhigen Selbſtwürdigung und eines lebendigen ſittlichen Gefühles, ſondern Wirkungen einer ſelbſtſüchtigen, durchaus verkehrten Gemüthsart ſind; daher ſie denn auch alles beym Alten laſſen, unmoraliſche Neigungen, ſtatt ſie auszurotten, unterſtützen und verſtärken, den Menſchen verdroſſen, träge und muthlos machen, und nichts zu ſeiner Veredlung beytragen.

Die Demuth iſt, wie jede Wahrnehmung eines Unvollkommnen, ſchmerzhaft. Nur iſt ihr Schmerz durchaus moraliſch, die Empfindung eines Entbehrens — nicht des Genuſſes, ſondern der Würde, und kann daher auch mit dem phyſiſchen in weiter nichts verglichen werden als darin, daſs er eben ſo die vernünftige Lebensthätigkeit hemmt, wie dieſer die ſinnliche. Sie iſt ein paſſiver Zuſtand, und kann als ſolcher nicht lange fortdauern. Daher veranlaſst ſie zur Reflexion über die Urſache dieſer Mangelhaftigkeit, ob dieſelbe in einem Aeuſsern oder Innern zu ſuchen, vermeidlich oder unvermeidlich geweſen ſey. Da tritt dann bald klar und überzeugend der Gedanke ins Bewuſstſeyn, daſs wir nicht nothwendig ſo ſchlecht ſeyn muſsten, daſs zwar äuſsere Umſtände unſre fehlerhaften Neigungen nährten, begünſtigten, und ihre Regelloſigkeit beförderten, daſs es aber in unſerer Gewalt ſtand, eines Theils uns dieſem Einfluſſe zu widerſetzen, andern Theils uns von unſern Neigungen unabhängig zu beſtimmen, daſs wir in jedem Augenblicke anders und beſſer hätten handeln können, und daſs wir mithin von allem ſelbſt die Schuld tragen. Damit modificirt ſich auch das Gefühl, indem ſich der Verdruſs von der Unvollkommenheit abzieht, und auf uns ſelbſt als die Urheber derſelben wirft.

Es gewinnt dadurch eine ganz andre Geſtalt; auf der einen Seite wird die Unvollkommenheit leichter verſchmerzt, die zugleich mit der Ueberzeugung gepaart geht, daſs man ſie ſich ſelbſt zugezogen habe, und in Zukunft im Stande ſeyn werde, über ſie wegzukommen; auf der andern drückt das Bewuſstſeyn der eignen Schuld ſchwerer. Was daraus folgt, iſt, daſs die Stimmung mehr activ wird, und das Widrige in derſelben nicht ſo ſehr auf der Sache als auf der Perſon ruht, die ſich dabey beſſer zu benehmen weiſs. Aus der Demuth entſteht die Reue.

Moraliſche Reue iſt Unwille über uns ſelbſt, über den verſchuldeten Mangel an Würde. Abſcheu gegen das Verkehrte, nicht bloſs in wie fern es erniedrigt; ſondern vorzüglich, weil man ſich darin ſelbſt verdammen muſs, weil man durch eigne Schuld nicht iſt, was man ſeyn ſollte und könnte. So bitter es auch ſeyn mag, ſich den Vorwurf, daſs man ſich ſelbſt des Höchſten beraubt habe, machen zu müſſen: ſo hat doch die Empfindung der Reue etwas ſehr Erhabenes. Hat ſich der Affect erſt dahin gelegt, daſs wir im Stande ſind über ihn zu reflectiren: ſo finden wir uns von einem Doppelten zur Bewunderung hingeriſſen; einmal von dem Bewuſstſeyn der bey aller Kleinheit unbeeinträchtigten Freyheit, das uns dadurch entſteht; dann auch von der Stärke der Seele, die ſich ſelbſt ihre Unwürde beyzumeſſen, und darüber zu tadeln wagt. Unſre eigne Gebrechlichkeit verherrlicht die Gröſse und Kraft der menſchlichen Natur; und wenn jene das Vertrauen zu uns ſelbſt ſchwächt, ſo gibt uns dieſe überſchwänglichen Glauben an die Menſchheit, die in uns wohnt, und uns nie ganz verſinken läſst.

Es läſst ſich für die wahre Reue kein beſtimmtes Maſs des Schmerzes, als ſicheres Kennzeichen derſelben, angeben; denn eigentlicher Schmerz gehört gar nicht zu ihr. Sie iſt um ſo vollkommner, je mehr ſie gegen die Verſchuldung als That, nicht als Erfolg gerichtet iſt. Und darüber, daſs man etwas verkehrt gemacht hat, kann man wohl unwillig werden, aber nie eigentlichen Schmerz fühlen. Selbſt der moraliſche Schmerz der Demuth iſt kein Affect, und ſoll dabey in der Reue ganz aufhören; ſie ſoll vom Verluſte abſtrahiren, und allein auf das Verlieren achten. Ueberall, wo ſich mit der Reue Schmerz vermiſcht, iſt ſie auch keine rein moraliſche Wirkung, rührt dies von dem Einfluſſe der Sinnlichkeit her, iſt es der Gedanke der Strafwürdigkeit, die man ſich dadurch zugezogen, der Verachtung andrer, der man ſich bloſs geſtellt, und überhaupt der phyſiſchen Unbequemlichkeiten, die als Folge davon anzuſehen ſind, oder des Unfriedens, worin man deſswegen mit ſich ſelbſt lebt, was ſie ganz oder zum Theil beſtimmt. Hierauf kann keine reine Tugend gegründet werden. Es bleibt alles bey einem feinern Egoismus. Auch verloſcht ein ſolcher Schmerz gewöhnlich, ſo bald die Befürchtung oder wirkliche Erfahrung, die ihn erweckte, vorüber iſt. Nie aber wird er dauerhaft wirkſam. Wenn auch in ihm etwas Moraliſches war: ſo wird dies doch bald vom Sinnlichen ganz verſchlungen.

Hiervon unterſchieden iſt eine gewiſſe Rührung und Traurigkeit, die ſich nicht ſelten mit der Reue verbindet, und oft als weſentliches Erforderniſs derſelben angeſehen wird. Dieſe kommt aber vom Temperamente und von der Reitzbarkeit des Gefühlsvermögens, und könnte, wenn ſie auch wirklich zur Reue nothwendig gehörte, doch nicht allen in gleichem Grade angeſonnen werden. Aber auch das iſt nicht der Fall. Zur Reue kann nichts weiter nothwendig gehören, als was in der moraliſchen Natur beſtimmt iſt, und ihren Zweck, die Beſſerung befördert. Beydes geht jener Traurigkeit ab. Sie bleibt immer eine ſanftere Bewegung der Sinnlichkeit, und iſt lange nicht ſo kräftig, gute Vorſätze zu erwecken als jene edle moraliſche Unzufriedenheit über ſich ſelbſt. Im Gegentheile iſt ſie der Beſſerung ſehr hinderlich: denn ſie erfüllt das Gemüth mit melancholiſchem Trübſinn, der zu allem Guten untüchtig macht. Sie erſchöpft ſich in unthätigen Klagen, verſinkt in ſchwärmeriſche Träume, geht darauf aus, ſich das Uebel, ſtatt ihm abzuhelfen, recht groſs, wohl gar als unverbeſſerlich vorzuſtellen, verleitet zu dem Wahne, der die Reue, als eine Art von Selbſtbeſtrafung, Abbüſsung und Genugthuung anſieht, als etwas, das an ſich ſelbſt ſchon Werth habe, und wodurch man ſich mit dem übertretenen Geſetze eben ſo

gut

gut als durch Befolgung deſſelben ausſöhnen könne. Sie miſcht, wenn ja dabey noch gute Vorſätze entſtehen, in dieſe etwas Unlauteres, eine gewiſſe ſchmelzende Empfindſamkeit, die ihre Ausführung fehlerhaft und unkräftig macht. So heilſam es iſt, einen gewiſſen Unwillen über ſich ſelbſt zu unterhalten, um ſich dadurch gegen neue Vergehungen zu ſchützen: ſo ſchädlich iſt es, dem Temperamente einigen Einfluſs auf dieſen Unwillen zu geſtatten, daſs es zur Traurigkeit werde; welches immer den Fortgang im Guten aufhält. Am widerſinnigſten aber iſt es, gar für die Reue Thränen zu verlangen. Dieſe ſind nicht allein eine, von der Gewalt der Seele unabhängige, bloſs organiſche Wirkung, ſondern auch etwas Schwaches, Weibiſches. Die Reue aber ſoll ſtark und männlich ſeyn.

Zur wahren Reue muſs ein veredelter Wille mitwirken. Ohne ihn wird das moraliſche Gefühl nicht lebhaft, das ſittliche Intereſſe nicht ſtark genug ſeyn, daſs das Bewuſstſeyn dem letztern entgegen gehandelt zu haben, Verdruſs über ſich ſelbſt werde. Man wird ſich die ſchlechte That wohl verwerfen, darüber Unruhe fühlen, ſie ſich ſelbſt zurechnen, aber nie bis dahin kommen, daſs man ſich darüber Vorwürfe macht, und wegen ſeiner Unwürde gleichſam gegen ſich ſelbſt entrüſtet wird. Man muſs ſeine Gedanken von allem Zufälligen abziehen, auſser der moraliſchen, jede andre Rückſicht vergeſſen, die unſittliche Handlung, abgeſehen von denjenigen Beſtimmungen, die ſie uns ſonſt noch unangenehm machen könnten, betrachten, um die Empfindung der Reue unvermiſcht zu haben, alles von ihr abzuſondern, was darin nicht rein moraliſchen Urſprunges iſt, und darum ihre moraliſche Wirkungen mehr aufhält, als befördert. Man muſs ſonſt weder etwas Nachtheiliges davon empfinden noch befürchten, und, wo ſich uns etwas der Art unwillkührlich aufdringt, davon wegſehen können. Dies iſt eben ſo nothwendig als ſchwer, und nur ein kräftiger Wille kann uns über Erinnerungen erheben, die für unſer ſinnliches Intereſſe ſehr bedeutend ſind.

Die Reue muſs unterhalten werden, wenn ſie vor künftigen Verirrungen bewahren und beſſern ſoll. Der Gedanke an vergangene Fehler, ihre Häſslichkeit und unſre Schuld darf nie ganz verſchwinden, oder wir gerathen in Gefahr, dieſe Fehler von neuem zu begehen. Was ſoll uns aber beſtimmen, uns abſichtlich an Dinge zu erinnern, die eben ſo beunruhigend, als beſchämend für uns ſind, die man ſo gerne vergeſſen möchte: wenn es nicht ein weiſer und ſtarker Ernſt für die Tugend thut?

So überflüſsig, ja ſo ſchädlich alle Beängſtigungen und ſchmerzhaften Empfindungen zur wahren Reue ſind: ſo nothwendig und heilſam iſt ſie ſelbſt zur Veredlung des Lebens. Ohne ſie bleibt die Demuth ganz unwirkſam, wird das, was in ihr erhebend iſt, von dem Erniedrigenden ganz verſchlungen, wird ſie bloſses Gefühl der Kleinheit und der Unwürde, macht verzagt und ſchwermüthig, und nimmt uns alles, woran wir uns wieder aufrichten und Zutrauen zu uns ſelbſt faſſen könnten, wir gewöhnen uns unſre Verkehrtheit als ein Schickſal, das durch uns nicht zu vermeiden ſtand, zu betrachten, und es eben dieſem Schickſale zu überlaſſen, ob es uns noch einmal davon befreyen werde. In der Reue werden wir unſrer Freyheit inne. Wir wiſſen, daſs wir es ſelbſt anders hätten machen können, wenn wir ernſtlich gewollt hätten. Wir kennen kein Schickſal mehr, als ein ſolches, das wir uns ſelbſt zugezogen haben. Es iſt für uns keine Nothwendigkeit, der wir uns nicht ſelbſt unterwarfen, keine Knechtſchaft, unter die wir uns nicht ſelbſt verkauften, und der wir uns nicht jeden Augenblick entreiſsen können.

Mit dem Unwillen über uns ſelbſt iſt auch immer der lebhafte Wunſch verknüpft, daſs wir uns nicht ſo möchten benommen haben. Daran wird die Reinheit und Stärke der Reue erprobt. Gründet ſich nähmlich dieſer Wunſch allein auf das Unedle, Unvernünftige, Pflichtwidrige, moraliſch Schändliche der That, ſind wir uns bewuſst, daſs wir alles, was uns theuer iſt, hingeben könnten, um damit das Vergangene ungeſchehen zu machen, und äuſsert ſich die Aufrichtigkeit dieſer Geſinnung bey der erſten Gelegenheit, die ſich uns darbeut, etwas an dem geſtifteten Unheile mit eigner gröſser Aufopferung zu verbeſſern: dann können wir vertrauen, daſs unſre Reue wahr und ernſtlich ſey, daſs ſie für unſre moraliſche

Bildung reiche Früchte bringen werde. Könnte man die moraliſchen Büſsungen mit Recht als Mittel anſehen, das Böſe, deſſen man ſich ſchuldig gemacht hat, wegzuſchaffen: ſo würden ſie die zuverläſsigſten Kennzeichen wahrer Reue ſeyn. Aber es gibt Veranlaſſungen genug, unſern ernſtlichen Abſcheu gegen eine verkehrte Handlungsweiſe auf der Stelle an den Tag zu legen. Man darf ſich nur anſinnen, den dadurch erlangten Vortheil ſogleich hinzugeben, oder ſich dem Ungemach, dem man dadurch entgehen wollte, bloſs zu ſtellen.

Wahre Reue iſt auf jeden Fall ſchon der Anſatz beſsrer Maximen. Die verſchiedenen moraliſchen Zuſtände, durch die der Menſch zur Vollkommenheit gelangt, greifen feſt in einander. Ein jeder hat ſchon etwas vom nächſtfolgenden an ſich, ſo wie er mit dem vorhergehenden durch etwas enge verbunden iſt. Die Selbſterkenntniſs iſt auch ſchon einiger Maſsen Demuth; ſo wie in dieſer der Same der Reue liegt; und das Thätige der Reue darf nur belebt werden, um in neue Vorſätze überzugehen. Sie kann daher auch niemand erlaſſen werden: denn ſie ſtellt ſich nach der Demuth unvermeidlich und unwillkührlich ein. Man darf nur das jedem Menſchen beywohnende Gefühl der Freyheit anregen, um ſie hervorzubringen. Nur dafür hat man zu ſorgen, daſs die Reflexion nicht zu lange unthätig beym Vergangenen verweile, ſondern ſich bald zu einem kräftigen Eifer für die Zukunft umſtimme. Das Erwägen deſſen, was geſchehen iſt, hat an ſich keinen Werth, alles hängt davon ab, daſs es den Gedanken an das, was jetzt geſchehen ſoll, lebendiger mache.

Der Glaube an ein höchſtes Weſen, kann in der Reue nicht ganz unwirkſam bleiben. Er hängt mit allen unſern moraliſchen Angelegenheiten zuſammen, hat in alle einen natürlichen Einfluſs, und für alle iſt es wichtig, dieſen Einfluſs nicht zu vernachläſsigen. Mit der Moralität ſoll auch Religioſität in uns gebildet werden, jene ſoll ſich in dieſer vollenden. Unſre Reue wird eine religiöſe, wenn wir neben der abſoluten Unwürde unſrer Verkehrtheit zugleich auf ihre Folgen in einer moraliſchen Weltordnung merken, wenn wir bedenken, daſs wir durch eine böſe Handlung nicht bloſs das Geſetz der Pflicht in unſrer Vernunft, ſondern auch das Geſetz des höchſten, abſolut heiligen Willens übertreten, uns nicht bloſs mit uns ſelbſt überworfen, ſondern uns auch aus der Befreundung mit Gott, in der wir allein unſer wahres Intereſſe beſorgt finden, verloren, uns ihm miſsfällig gemacht, und an unſrer Beſtimmung eingebüſst haben, daſs unſre Unwürde auch Unvollkommenheit und Unſeligkeit ſey, etwas, das zwiſchen uns und Gott in der Mitte ſteht, und jede Annäherung und gegenſeitige Mittheilung verhindere. Hieraus entſpringt nicht allein ein lebhafterer Abſcheu gegen das Böſe, ſondern wir werden auch dahin gebracht, uns vor Gott ſchuldig zu geben, wodurch unſre Verwerflichkeit einleuchtender, und der Eifer, uns ihr zu entreiſsen, kräftiger wird.

III.

Praktiſche Lebensgrundſätze, oder Folgen der Selbſterkenntniſs für den Willen.

Die Selbſterkenntniſs ſoll nicht bloſs auf das Gefühl wirken, ſondern auch für den Willen Folgen haben. Darauf bezog ſich die dritte Frage, was ſoll nun aus mir werden? Er ſoll ſich der Grundſätze, die aus der Beantwortung derſelben hervorgehen, ſo bemächtigen, wie er ſich in der erſten Veredlungs-Periode des moraliſchen Geſetzes bemächtigte, ſie zu bleibenden Maximen des Lebens machen. Dies iſt es, worauf alles ankommt, was die Gefühle der Demuth und Reue nur vorbereiten, wozu ſie die thätige Kraft anregen ſollten.

Dieſe Gefühle enthalten ſchon in ſich kräftige Antriebe zur Befolgung der ihnen entſprechenden Grundſätze, und wirken, auch ſich ſelbſt überlaſſen, viel Gutes. Aber ſie dürfen doch ſich ſelbſt nicht überlaſſen bleiben: denn ſie ſind veränderlich, unwillkührlich und unzuverläſsig, nicht immer gleich lebhaft, und werden oft von ſtärkern Eindrücken überwältigt. Ueberdem ſoll auch in der Veredlung alles Werk freyer Selbſtthätigkeit ſeyn. Der Wille muſs daher hinzutreten, jene Gefühle und Grundſätze beleben, und ſich in den letztern die Maximen der Tugend aneignen.

Dieſe Aneignung iſt für die einzelnen Beſtimmungen und Züge des Charakters das, was die erſte Richtung auf das Gute für die edle Geſinnung im Ganzen iſt. Sie iſt wie dieſe auf ein mannichfaltiges Leben anzuwenden, kann nur nach und nach ausgeführt, und muſs in der Erſcheinung immerfort geſtärkt und unterſtützt werden, daſs ſie in Fertigkeit übergehe. Sie zeigt ſich daher Anfangs auch als eine gewiſſe Richtung des Willens, aber nicht mehr auf das Allgemeine, das Geſetz, die Gottheit, ſondern auf individuelle Grundſätze und Maximen, die dadurch zu Vorſätzen und Entſchlieſsungen werden.

So wie nun der Fortgang des ganzen Veredlungsgeſchäftes von der Stärke und Beſchaffenheit jener erſten Richtung abhängt: ſo hängt insbeſondre die Veredlung der einzelnen Neigungen von der Art ab, wie dieſe Vorſätze zuerſt gefaſst werden. Sind ſie nicht gehörig entwickelt, oder nicht ſtark genug: ſo wird es nie zu einer dauerhaften Ausführung kommen; ſie werden vergeſſen, übertreten, durch den fortdauernden Reitz der Sinnlichkeit ganz unkräftig gemacht, und verſchwinden zuletzt ganz aus der Seele.

Es gibt mancherley Mittel, wodurch wir gute Vorſätze bey uns befeſtigen, und uns die Ausführung derſelben erleichtern können, aber dieſe müſſen uns ſchon in einem hohen Grade heilig ſeyn, um uns zum Gebrauche derſelben zu vermögen. Nicht gehaltene Vorſätze ſind die traurigſten, aber ſehr gewöhnliche Erfahrungen im menſchlichen Leben. Wenn man den Urſachen davon nachſpürt: ſo wird man zwar immer finden, daſs man ſich übereilt hatte, nicht beſonnen genug war, daſs ein heftiger Affect uns hinriſs, Zerſtreuung uns hinderte, an die Entſchlieſsung zu denken, oder eine Leidenſchaft uns blendete; aber man wird ſich doch auch nicht verbergen können, daſs uns das alles nicht dahin hätte bringen können, wenn jene Vorſätze gleich Anfangs ernſtlicher geweſen wären, uns angelegentlicher beſchäftigt, oder, wir ihnen mehr Gewicht, und eine ſolche Einrichtung gegeben hätten, wodurch ſie ſich uns tiefer eingeprägt, und unſerm Leben inniger mitgetheilt haben würden.

Gewöhnlich wird nichts flüchtiger behandelt als gute Vorſätze, ſelten macht man es ſich ſelbſt recht deutlich, was man damit will.

Man denkt ſie kaum im Allgemeinen, und eilt darüber weg, indem man ſich überredet, das werde ſich alles zu ſeiner Zeit wohl geben, oder man wolle es nächſtens wieder vornehmen. Sie haben in einer doppelten Hinſicht etwas Peinliches; einmal, weil ſie uns an unſre Gebrechlichkeit erinnern, mit demüthigenden und reuevollen Empfindungen gepaart gehen, die niemand gerne lange unterhält; dann auch, weil ihrer Ausführung bedeutende Hinderniſſe entgegen ſtehen, und ſie die Bekämpfung ſolcher Neigungen fordern, denen man ſehr ungerne entſagt. Dazu iſt in der Beſchäftigung mit ihnen zu wenig Sinnliches, als daſs ſie uns lange auf eine angenehme Art hinhalten könnte. Das alles, meynt man, werde anders ſeyn, wenn ſich einmal eine Gelegenheit zeigt, ſie in Erfüllung zu bringen; bis dahin wird denn auch alles aufgeſchoben. Man verſäumt es ſogar, ſich dieſelben nur gehörig einzuprägen, noch mehr aber ſie ſich zu einer heiligen Angelegenheit zu machen. Oft hat nicht einmal der Wille daran Antheil. Man täuſcht ſich, indem man etwas für einen Vorſatz hält, was doch nicht mehr iſt, als eine fromme Aufwallung des Herzens, oder der Gedanke, daſs wir ſo wohl handeln könnten und müſsten, auch dazu geneigt ſeyn würden, wenn es nur nicht jetzt noch ſo ſchwer wäre. Wie iſt es möglich, daſs ſolche Vorſätze unter den mancherley Zerſtreuungen und Beſchäftigungen des Lebens fortdauern, ſich gegen die ſtarken Antriebe der Sinnlichkeit behaupten, und uns zur rechten Zeit wieder erinnerlich werden; da oft auch diejenigen fruchtlos ſind, mit denen wir es wirklich ernſtlich meynten, die gleich Anfangs mit feurigem Enthuſiasmus genährt wurden, und in Anſehung derer wir uns ſtark genug fühlten, ihnen alles aufzuopfern.

Das Erſte, was dazu erfordert wird, wenn wir uns von unſern Vorſätzen einen glücklichen Erfolg verſprechen wollen, iſt, daſs ſich in ihnen ein reiner, kräftiger Wille offenbare, daſs wir uns bewuſst ſeyen, ſie frey und ſelbſtthätig gefaſst zu haben. Ohne das verdienen ſie kaum Vorſätze genannt zu werden. Es gibt gewiſſe geheime Regungen des moraliſchen Gefühles, die ein von uns unbemerktes Spiel innerer Kräfte und beſonders der Phantaſie veranlaſſen, das ſich zuletzt in den Gedanken auflöſt, daſs wir das Eine oder Andre in unſerm Leben verbeſſern wollen. Sie gehen gewöhnlich ohne Wirkung vorüber, und wir beklagen uns über die Schwäche, die ihrem Vorſatze nicht treu war. Aber, wenn wir uns näher unterſuchen wollten, würden wir finden, daſs wir uns eigentlich gar nichts vorgenommen hatten, daſs jener Gedanke ohne unſer Zuthun entſtanden war. Wo keine eigne Thätigkeit iſt, iſt auch kein Vorſatz; in dieſem muſs ſchon die ganze Fülle der Geiſteskraft enthalten ſeyn, die wir auf die Verbeſſerung unſrer Maximen verwenden.

Oft bringt uns die Erfahrung einer Unannehmlichkeit, die wir uns durch ein verkehrtes Benehmen zugezogen haben, auf den Entſchluſs, unſre Handlungsweiſe zu ändern. In dieſem Entſchluſſe verhalten wir uns nun wohl nicht ganz leidend; aber die daran erwieſene Thätigkeit iſt nicht rein und ſelbſtſtändig, keine Frucht eines veredelten Willens; er kommt nicht aus dem Herzen, es iſt uns nur um den Vortheil zu thun. So wie dieſer verſchwindet, oder die Vorſtellung deſſelben ſchwächer und dunkler wird, oder ſein Werth für uns ſich vermindert, nimmt auch nach und nach die Stärke unſrer Entſchlieſsung ab. Einem bedeutendern Vortheile muſs ſie ganz und gar weichen. Oft wecken moraliſch - religiöſe Rührungen ſolche Vorſätze, die ihnen entſprechen. Aber auch hier herrſcht das Gefühl vor, der Wille wendet entweder gar keine, oder zu geringe Kraft daran; darum liegen ſie auch auſser ſeiner Gewalt; ſie verſchwinden mit der Wärme des Gefühles, ohne daſs er im Stande iſt, ſie feſtzuhalten. Es iſt nicht genug, daſs wir uns an unſern Vorſätzen thätig beweiſen; dieſe Thätigkeit muſs rein und frey ſeyn, durchaus uns ſelbſt angehören; wir müſſen fühlen, daſs nicht etwas anders, ſondern wir ſelbſt uns beſtimmt haben, und daſs uns nichts dazu vermochte als die Würde der Tugend, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer ſolchen Handlungsweiſe. Es iſt nicht genug, daſs wir zu ihnen mitgewirkt, wir müſſen ſie ſchlechthin bewirkt haben. Nur da können wir uns verſichert halten, daſs es uns mit unſerm Vornehmen ein wahrer Ernſt ſey, wo wir uns in demſelben der freyen

Anſtrengung unſers Willens bewuſst ſind, wo eine weiſe Ueberdenkung unſers Lebens, daraus entſprungene Demuth und Reue uns zur Beſinnung geweckt, und dieſe Beſinnung uns dahin gebracht hat, die beſſern Grundſätze zu herrſchenden Prinzipien in unſern Willen aufzunehmen. So entſteht das kräftige Wollen, mit welchem innerlich auch zugleich die That verbunden iſt.

In Anſehung des Aeuſsern aber iſt damit noch nichts weiter erzeugt, als Reife des Vorſatzes. Es kommt nun darauf an, dieſem diejenigen Eigenſchaften zu ertheilen, die ihn zur Ausführung im Leben geſchickt machen.

Dazu gehört nun zuvörderſt, daſs ſich die Seele feſt und ungetheilt auf ihn richte, das Bewuſstſeyn deſſelben erhöhe, ihn eine Zeitlang mit ſich herumtrage, und ſich entweder allein mit ihm beſchäftige, oder ihn doch bey ihren andern Beſchäftigungen nie ſo weit aus dem Auge verliere, daſs ſie ſeiner nicht gleich wieder inne werden könne. So nur kann er ſich ihr recht einprägen, und ein wirkſames Prinzip in ihr werden. Bey allem Ernſte, womit er gefaſst wurde, bleibt er ihr doch zu fremd, von ihren andern Zwecken zu ſcharf geſchieden und zu rein geiſtig, um ſich durch ſich ſelbſt zu erhalten, und immer ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, wenn man ihm nicht gleich Anfangs zu Hülfe kommt, ihn ſich oft und ſtark vorhält, ſich an ihn gewöhnt, das Denken deſſelben zur Fertigkeit bringt, und ihm ſo die Kraft eines natürlichen Antriebes gibt. Eben daher, weil dies ſo ſelten geſchieht, rührt es, daſs ſo mancher Vorſatz fruchtlos bleibt, ſich ſelten der Erinnerung darſtellt, und bald wieder vergeſſen wird. Er kann ſich nicht feſthalten, weil er keine Grundlage hat. Man hat ſich nicht immer in der Gewalt, zu denken, woran man will. Aber beym erſten Entſtehen eines Gedankens, können wir, durch längeres Verweilen und öftere Wiederhohlung deſſelben, ihn in uns vorherrſchend machen, daſs er ſich nachher unwillkührlich aufdringt, und uns überall zu Gebothe ſteht, wo wir ſeiner bedürfen. Es iſt freylich ſchwer, ſich eine Zeit lang immer mit derſelben Sache zu beſchäftigen, die noch dazu ſo leicht ermüdet, ſo wenig Intereſſantes hat, bey der es gar nichts Neues gibt, und von der uns die Eindrücke der Sinne ſo wohl als die Bilder der Phantaſie, die uns in einer ſo groſsen Menge und Mannichfaltigkeit zuſtrömen, beſtändig abziehen, aber ohne das iſt es doch nicht möglich, weder in der Aufklärung des Verſtandes, noch in der Bildung des Herzens bedeutende Fortſchritte zu machen.

So tief wir uns indeſs unſre Vorſätze mögen eingeprägt haben: ſo werden ſie doch unwirkſam bleiben, *ſo lange es ihnen an der gehörigen Deutlichkeit und Beſtimmtheit fehlt.* Wir müſſen uns deſſen, was wir uns eigentlich damit vornehmen, genau und ausführlich bewuſst ſeyn. Nicht genug zu wiſſen, daſs wir tugendhafte Menſchen werden, alle unſre Pflichten treu erfüllen, nichts Böſes wieder denken und thun wollen — auch nicht genug jene Pflichten und dieſes Böſe überhaupt zu kennen. Jeder einzelne Vorſatz muſs beſonders erwogen, nach allen ſeine Forderungen und Beziehungen entwickelt, nach allen Lagen und Verhältniſſen, in denen von uns eine Anwendung deſſelben möglich iſt, betrachtet, und in ſo viele beſondre Vorſätze, die ſich in ihm vereinigen, zergliedert werden. Wir müſſen uns nicht bloſs entſchlieſsen, dieſe oder jene Tugend zu üben, ſondern ſie auf dieſe Art, mit dieſen Kräften, in dieſer Situation zu üben. Wir müſſen uns gleich Anfangs unterrichten, wie unſre Grundſatze nach dem Leben zu beſchränken, zu erweitern, oder nur bloſs zu modificiren ſind, ſo daſs wir für jede Lage, in die wir kommen mögen, ſchon vorher, wie wir uns darin benehmen wollen, ausgemittelt haben.

In der Allgemeinheit, worin ihn der Verſtand gewöhnlich denkt, und nothwendig denken muſs, um ihn nach ſeinem Geiſte und ſeiner Tendenz zu faſſen, läſst ſich kein einziger Vorſatz ausführen. Es ſind immer individuelle Fälle, in denen er ſeine Anwendung findet, und alles kommt darauf an, die Beziehung ſolcher Fälle auf ihn recht zu würdigen; und dieſe iſt oft ſo verſteckt, oder ſo ſchwer auszumitteln, daſs ſie im Augenblicke des Handelns entweder ganz überſehen, oder doch unrichtig beſtimmt wird. Bey einer vorkommenden Gelegenheit, von einem Vorſatze Gebrauch zu machen, iſt man ſelten ruhig und unbefangen genug, zu unterſuchen, wie dieſer Gebrauch beſchaffen ſeyn müſſe, oft aber geneigt, ihn zu Gunſten der Sinnlichkeit zu deuten; wenn dem nicht ſchon durch vorherige Unterſuchung vorgebeugt, wenn man nicht ſchon mit ſich darüber einig geworden iſt, was man zu thun und zu laſſen habe. Daher ereignet es ſich ſo oft, daſs man Vorſätze übertritt, ohne recht zu wiſſen, daſs ihnen damit zuwider gehandelt werde. Wer ſich, z. B., nur im Allgemeinen vornimmt, nie wieder in einer Art des Genuſſes unmäſsig zu ſeyn, oder ſich von einem Affecte fortreiſsen zu laſſen, dem wird beydes oft begegnen, weil er ſich nicht darauf beſinnt, daſs dieſe Handlung dahin gehöre, daſs in ihr Ausſchweifung oder Leidenſchaftlichkeit ſey. Nur da iſt er im Stande, ſeinen Vorſatz zu halten, wo er zugleich die Art des Genuſſes, oder den beſondern Affect und das Maſs, das darin, nach den Vorſchriften der Weisheit, beobachtet werden muſs, deutlich gedacht, und mit in ihn hinein gezogen hat.

Das Allgemeine iſt an ſich unwirkſam. In ihm ſpricht allein der Verſtand; der Verſtand aber realiſirt nichts. Nur da, wo es ſich im Einzelnen darſtellt, an einem Individuellen offenbart, dringt es ins Leben, regt es das Gefühl und mit ihm die thätige Kraft an, etwas Wirkliches hervorzubringen. Was man ſich im Allgemeinen vornimmt, nimmt man ſich nur obenhin vor, und führt es gewiſs nie aus. Es hat auch gar nicht den Anſchein, als ob es damit aufs Ausführen abgeſehen ſey, als ob es je aus dem Gedanken heraus treten ſolle. Wird es aber ein Beſonderes: ſo fällt es zugleich in das Gebieth der Phantaſie, die es mit ihren Farben ſchmückt, und ihm manchfaltiges Intereſſe ertheilt. Man wird daher immer finden, daſs man diejenigen Vorſätze, die ſich auf einzelne Handlungen bezogen, treuer gehalten habe, als diejenigen, die eine ganze Handlungsweiſe umfaſsten.

Ohne vorher mit der Tendenz eines praktiſchen Grundſatzes bekannt zu ſeyn, ſich über ſeinen Entſchluſs gehörig verſtanden zu haben, und ſein Verhältniſs zur Tugend überhaupt zu kennen, laufen wir immer Gefahr, in ſeiner

Anwendung Miſsgriffe zu thun, und ihn entweder zu weit auszudehnen, mithin ſich viel Ueberflüſsiges und Unnützes aufzubürden, — welches dann bald muthlos macht, und ihn als eine zu ſchwere Laſt anſehen lehrt, der man ſich aus allen Kräften zu entledigen ſtrebt — oder ihn zu enge zu beſchränken, ſich manches zu erlauben, was man ſich nicht erlauben ſollte — wobey man verleitet wird, ſich mit der Zeit immer mehr nachzulaſſen, und zuletzt den ganzen Vorſatz zu brechen.

Je deutlicher wir uns etwas denken; je beſſer wir einſehen, daſs, und warum etwas im Allgemeinen ſo ſey, und was daraus für das Einzelne folge; je heller und beſtimmter wir dieſes in jenem erblicken: deſto fähiger ſind wir, darnach zu handeln. Dunkle, halb entwickelte Begriffe, können wohl ſtarke Empfindungen, vorübergehende lebhafte Rührungen, aber keine dauerhaften Beſtrebungen erwecken; dieſe ſind nur eine Frucht aufgeklärter Einſichten. Das deutlich Gedachte theilt ſich dem Herzen inniger mit, drückt ſich tiefer ein, und verbreitet ſich in gleichförmiger Bewegung über das ganze Leben. Was wir nach allen ſeinen Beziehungen kennen, intereſſirt uns deſswegen auch mehr, wir behalten es beſſer, und können uns leichter wieder daran erinnern. Heiliger, unvergeſslicher iſt uns der Vorſatz, kräftiger dringt er ſich uns überall an, deſſen wir uns gleich Anfangs nach allen ſeinen Beſtimmungen vollſtändig bewuſst waren, der immer in voller Klarheit vor der Seele ſtand.

Drittens, wird auch dadurch die Dauer und Wirkſamkeit eines Vorſatzes ſehr befördert, *daſs man ſich die Wichtigkeit deſſelben recht lebhaft vergegenwärtigt.* Wir müſſen ihn für etwas halten, das mit unſern höchſten Angelegenheiten in genauer Verbindung ſteht, von dem die Würde und der Friede unſers Lebens abhängt, wenn wir ihn treu bewahren, und gewiſſenhaft vollbringen wollen. Fehlt es uns an dieſer Ueberzeugung: ſo werden wir ihn nie gegen den Leichtſinn, der immer den ſtärkſten und ſinnlichſten Eindrücken folgt, retten können. Haben wir andre Zwecke, die uns mehr gelten: ſo wird er dieſen unvermeidlich aufgeopfert werden. Mag dann unſre Einſicht noch ſo deutlich ſeyn: wir handeln ihr doch entgegen. Das wird ihn dann nach und nach ſchwächen, und endlich ganz vertilgen. Es kommt uns nie in den Sinn, uns abſichtlich an ihn zu erinnern, um ihm dadurch neues Leben zu geben. Alles, was uns begegnet, oder was wir ſelbſt denken und thun, hilft ihn entkräften.

Jedem ernſtlich gefaſsten Vorſatze klebt ſchon an ſich ein Gefühl ſeiner Wichtigkeit an. Ohne das würde er nicht entſtanden ſeyn. Wer ſich vornimmt, nach irgend einem Grundſatze zu handeln, muſs vorher überzeugt ſeyn, daſs dies für ihn nothwendig ſey. Aber jenes Gefühl und dieſe Ueberzeugung ſind nicht hinreichend, uns immer dabey zu erhalten, und jeder Verſuchung zur Untreue zu widerſtehen. Beyde müſſen aufgeklärt und erweitert werden.

Da iſt denn nicht genug, im Allgemeinen einzuſehen, daſs die Tugend vernunftmäſsig ſey, dem höchſten Weſen angenehm mache, und zu unſrer Beſtimmung führe, daſs man ſich ſeiner beſſern Denkungsart nicht verſichern könne, ohne ſie in der ſtandhaften Ausführung guter Vorſätze erprobt zu haben, daſs ſich in ihrer Erfüllung allein der wahre und bleibende

Werth des Menſchen offenbare, daſs ſich der Tugendhafte nie gröſser und glücklicher fühle, als wo er ſeiner Pflicht theure Opfer bringt, und gegen die ſtärkſten Anreitzungen der Sünde ſeine Würde behauptet, daſs ihn nichts tiefer ſchmerze und mehr demüthige, als das Bewuſstſeyn, ſeinen Vorſatz nicht gehalten zu haben, daſs jede Uebertretung unvollkommner mache, und unvermeidlich in der moraliſchen Bildung zurückſetze. Man muſs dies von jedem einzelnen Vorſatze insbeſondre einſehen, ſo wie man ſich jeden insbeſondre deutlich machen muſs. Iſt es, z. B., eine Leidenſchaft, die man unterdrücken, oder eine verkehrte Gewohnheit, die man ablegen will: ſo denke man bey ſich ſelbſt nach, warum man ſich dies vornehme, welchen Einfluſs man davon auf ſeinen Charakter und auf ſein Leben erwarte, warum es gefährlich ſey ſich davon länger beherrſchen zu laſſen, und wie viel darauf ankomme, daſs man das nun unverbrüchlich halte. Man ſammle ſich, und gehe mit ſich zu Rathe. „Ich habe bisher dieſen Fehler an „mir gehabt, er hat mir oft groſse Unruhe ge„bracht, mich in manche Verlegenheit geſtürzt,

„mir ſo viele bittre Stunden verurſacht, ſo „viel an meinem Herzen verdorben, mich in „meinen irdiſchen, noch mehr aber in meinen moraliſchen Angelegenheiten zurück geſetzt. Ich habe damit Unrecht gethan; ich „habe meiner beſſern Ueberzeugung, meinen „heiligſten Gefühlen entgegen gehandelt, ehrwürdige Pflichten übertreten, ich bin ein unwürdiger Menſch geworden, ich muſs mich „ſelbſt verachten. Er hat noch manche andre „Fehler nach ſich gezogen. — Nein, ich „kann, ich will das nicht mehr thun. Dieſer „Vorſatz ſoll mir theuer ſeyn, wie mein Leben. Eher will ich alles hingeben, eher Armuth, Spott und Verachtung dulden, als ihn „übertreten. Nie will ich des Tages, nie der „Stunde vergeſſen, da ich ihn faſste. Ich will „mir darin auch nicht das Geringſte nachſehen. „Wie ſchmerzlich würde ich das bereuen, „wie unerträglich mir ſelbſt werden. Habe „ich ihn einmal gebrochen: ſo werde ich es „gewiſs mehr thun, und vielleicht bin ich „dann ohne Rettung verloren. Vielleicht „ſpricht dann der innere Freund nicht ſo laut „und ernſt, wie er jetzt ſpricht. Gleichgülti-

„ger werde ich gewiſs gegen ſeine Erinnerungen ſeyn, und das wird immer mehr bey „mir einreiſsen. Ich werde verwildern, tiefer „ſinken, als ich geſunken war, ehe ich dieſen „Vorſatz faſste, denn mein moraliſches Gefühl „wird ſtumpfer. Die Leidenſchaft wird mich „überwältigen, und mich phyſiſch und moraliſch zu Grunde richten."

Gewiſs wird ein Vorſatz, mit dieſen Erinnerungen und Ueberlegungen gepaart, nicht ſo leicht vergeſſen, oder übertreten werden.

Viertens, *muſs man ſich das Faſſen eines neuen Vorſatzes recht feierlich machen.* Dadurch verhütet man am beſten, daſs er uns je gleichgültig werde, und bringt ſich ſelbſt, in Abſicht auf ihn, in eine ſolche Verfaſſung, daſs man eine gewiſſe Ehrfurcht vor ihm behält, daſs man ſich vor ihm ſcheut, etwas zu thun, was ihm entgegen iſt. Was dauerhaft auf den Menſchen wirken ſoll, darf ihm nicht gemein werden, es muſs ihm als etwas erſcheinen, das höher iſt als er, das er mit ſeinen Gedanken und Empfindungen nicht ganz erreichen kann. Es muſs in ihm etwas enthalten ſeyn, was er nicht ganz begreift, was der Schleier eines heiligen Geheimniſſes bedeckt, das aber doch ſein moraliſches Gefühl anregt, von dem er etwas Vortreſſliches ahndet, was ſeine Einbildungskraft mit dunkeln, aber erhabenen Ideen beſchäftigt. Mag ihm eine Sache noch ſo groſse Wichtigkeit haben, mag er von ihr ſein Beſtes erwarten: ſo bald es ihm gelingt, ſie zu ſich hinabzuziehen, und ſich ganz gleichzuſtellen, oder ſie in jeder Hinſicht zu verdeutlichen, iſt zu beſorgen, daſs er ſie verſäumen, oder ſie wenigſtens da zurück ſetzen werde, wo ein ſtärkeres Intereſſe ſein Herz bewegt.

Hierauf ruht die Gewalt des Feierlichen und Geheimniſsvollen in der Religion, wenn es nur nicht in ein Schwärmeriſches, Unvernünftiges und Geſchmackwidriges ausartet. Dies muſs auch bey unſern Vorſätzen angewandt werden. Freylich darf in ihnen nichts Ueberſchwängliches, Idealiſches, Unbegreifliches ſeyn, nichts, was ſich nicht vollkommen deutlich machen lieſse. Aber mit der Stimmung, worin wir ſie faſſen, läſst ſich manches verbinden, es laſſen ſich manche Gedanken und Gefühle an ſie knüpfen, wodurch ſie, ohne an Klarheit zu verlieren, feierlich werden.

In dieſer Hinſicht bereite man ſich auf die Stunde vor, wo man ſich einen neuen Vorſatz vergegenwärtigen und einprägen will. Man wähle dazu eine ſolche, wo der Geiſt ruhig, unbefangen und fähig iſt, ſich mit einer heiligen Angelegenheit zu beſchäftigen. Man ſtimme ſich zu einem weiſen Ernſte, und entferne alle gemeine Gedanken, alle Erinnerungen, die uns ins Irrdiſche hineinziehen, entſchlage ſich alles Kleinen und Unwürdigen. Man erfülle ſeine Seele mit groſsen Ideen, und trete ſo aus ſeiner gewöhnlichen Exiſtenz heraus, um gleichſam in einer höhern Welt zu leben. Man erhebe ſich zu denjenigen Beziehungen, und dem Theile ſeiner Beſtimmung, die über dieſe Erde hinausgehen. Dann, von allem Gemeinen geſchieden, dem Ueberſinnlichen ganz hingegeben, ſpreche man zu ſich ſelbſt: „ſo war ich, und ſo will ich ſeyn; ich „gelobe es mir ſelbſt — ich gelobe es der „Menſchheit — ich gelobe es dem Allgegenwärtigen, der mich hier allein umgibt, der „mein Herz kennt, der Zeuge meines Ver-

„ſprechens iſt und mich einſt darnach richten
„wird; ich darf, ich kann nicht wieder zu-
„rücktreten, denn ich gehöre mir ſelbſt nicht
„mehr an; ich darf, ich kann nicht mehr dem
„Reitze der Sinne folgen, oder ich müſste ei-
„nen Vertrag brechen, den ich mit der Gei-
„ſterwelt geſchloſſen habe."

Nichts trägt mehr dazu bey, uns unſre Vorſätze ehrwürdig zu machen, als daſs wir uns Gott dabey vergegenwärtigen, und ſie in ein ernſtliches Gebet zu ihm einkleiden, das erhebt unſern Sinn, erweitert unſer Herz, verſtärkt mit unſerm Eifer auch unſern Muth und das Vertrauen, daſs es uns gelingen werde, ſie auszuführen. Bey jeder Veranlaſſung, ihnen entgegen zu handeln, tritt dann zwiſchen uns und die Sünde allmächtig der Gedanke: Gott ſieht es, dem du heilig gelobteſt, das nicht zu thun, du zerreiſseſt, vielleicht auf ewig, das ſchöne Band, das dich einſt in der feyerlichen Stunde des Verſprechens an ihn knüpfte.

Wir erinnern uns einer Sache um ſo viel leichter, mit je mehreren andern ſie zuſammenhängt, und je genauer ſie mit dieſen verbunden iſt. Wir brauchen nur Eine von dieſen zu ſehen, oder an ſie zu denken, um dadurch ohne Mühe auf jene geführt zu werden. Wenn wir uns auf etwas beſinnen: ſo thun wir damit nichts anders, als daſs wir die zunächſt angränzenden Ideen wieder anregen, die uns dann auch bald die geſuchte darſtellen. Die Art, wie die eine Vorſtellung die andre wieder erweckt, iſt nun freylich durch die Geſetze der Einbildungskraft beſtimmt; aber wir können ſie doch in das dazu erforderliche Verhältniſs bringen. Es gibt wohl keinen Gedanken, der nicht mit einem andern in eine ſolche Verbindung geſetzt werden könnte, vermittelſt deſſen die Phantaſie von dieſem zu jenem überginge, wenn es auch nur die wäre, daſs ſie ſich einander ausſchlieſsen und widerſprechen, oder daſs ſie einmal zu gleicher Zeit in der Seele exiſtirt haben, oder daſs man Gegenſtände, die ſich auf ſie beziehen, einmal an demſelben Orte beyſammen fand. Auf dieſe Weiſe kann man nun auch ſeine Vorſätze in ſeine Gewalt bekommen, wenn man ſie mit vielen, und beſonders ſolchen Gegenſtänden verknüpft, die uns täglich in die Augen fallen. Jeder

Blick auf dieſe, wird auch jene wieder ins Leben rufen. In dieſer Hinſicht darf man nur lange bey ihnen verweilen: und wir denken gewiſs mit ihnen zugleich noch viel andres, das uns, wenn wir es einſt wieder ſehen, an ſie wieder erinnert. Man darf ſich nur ihres Urſprunges, der veranlaſſenden und begleitenden Ideen bewuſst werden, zwiſchen ihnen und den nothwendigſten Zwecken unſers Lebens Vergleichungen anſtellen, um ſie mit dieſen Ideen und Zw[illegible]en jedes Mal in ſich wieder zu finden. Je leichter und ungezwungener der Uebergang iſt, deſto lebhafter wird die Erinnerung ſeyn.

Sind dieſe zugeſellten Ideen gar *angenehmer Art*: ſo wird dadurch neben der Leichtigkeit der Erinnerung noch das Intereſſe des Vorſatzes vermehrt. Der traurigſte Gedanke verwandelt ſich in einen fröhlichen, der gleichgültigſte wird wichtig, dadurch, daſs man heitre Phantaſiebilder um ihn herum legt, ſich gewöhnt, ihn in einer ſchönen Umgebung zu denken. Ein kräftiges, ſinnreiches, darſtellendes, vielbedeutendes Wort, iſt hierin oft von groſser Wirkung. Ein ehrwürdiger Nahme macht uns nicht ſelten die Sache ehrwürdig; ſo wie ein erniedrigender uns dieſe gering ſchätzen läſst. Eine gefällige Verſinnlichung, eine edle Bezeichnung, eine ſchöne oder rührende Beſchreibung thut noch mehr. Wie nun die Tugend überhaupt gewinnt, wenn man ſie unter lieblichen Bildern, wie etwa der, Klarheit, der Harmonie, des Friedens und des Lebens denkt: ſo läſst ſich jeder einzelne Vorſatz unter beſondern Beziehungen vorſtellen, die ihm das Herz gewinnen, die uns die Beſchäftigung mit ihm, ſo wie ſeine Ausführung erfreulich machen. Das Meiſte von dem, was wir in der Welt lieben, lieben wir weniger um ſeiner ſelbſt, als um der dunkeln, aber angenehmen, Nebenvorſtellungen und Empfindungen willen, die die Einbildungskraft darin gemiſcht hat.

Auf gleiche Weiſe kann man auf der andern Seite den lebhaften Gedanken an das Laſter, der ſo leicht zur That wird, dadurch entfernen, und den Abſcheu gegen daſſelbe verſtärken, daſs man ſich daſſelbe nie anders, als in einer widrigen Situation, unter einem verhaſsten Nahmen und unter ſolchen Beziehungen, die

die unangenehme Gefühle erwecken, vorſtellt. Wir gewöhnen uns, es ſelbſt als ein Unwürdiges, Erniedrigendes und Verächtliches zu denken und zu behandeln. Faſt eben ſo oft wird das Laſter um des glänzenden Scheines willen, den es um ſich her zu verbreiten weiſs, geſchätzt, als: weil man ſich von ihm ſelbſt Genuſs verſprechen kann.

Man kann es wirklich durch Uebung dahin bringen, die Tugend immer von einer ſchönen und ehrwürdigen, und die entgegengeſetzten Maximen von einer häſslichen und ſchlechten Seite anzuſehen. Beydes wird der Befolgung guter Vorſätze in gleichem Maſse zuträglich ſeyn.

Sechſtens iſt es ſehr nützlich, ſich bey jedem Vorſatze, den man faſst, das Bild eines edeln Menſchen, der ſich durch die ihm entſprechenden Tugenden auszeichnete, zu vergegenwärtigen, und dieſes mit ihm im Andenken zu behalten. Dadurch wird uns der Vorſatz anſchaulicher; wir ſehen ihn nicht allein in einem ſinnlichen Leben realiſirt, ſondern erblicken auch zugleich ſein Verhältniſszu den übrigen Beſtimmungen und Bedürfniſſen dieſes Lebens. Es wird uns leichter, ihn nach allen ſeinen Beziehungen deutlich zu machen, und ihn dem Gedächtniſs einzuprägen. In ihm ſpricht nicht mehr allein die Vernunft, ſondern auch die Erfahrung, und vereinigt ſich die Würde der erſtern mit der Klarheit der letztern, das Idealiſche mit dem Wirklichen. Wir bemerken hier nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Art ſeiner Ausführung, und die edlere Geſtalt, die unſer Daſeyn dadurch gewinnt. Wir können uns beſſer an das ſinnlich Dargeſtellte, als an das bloſs Gedachte erinnern. Jenes hängt mit mehr andern, und beſonders individuellen Gedanken und Empfindungen zuſammen, die uns, wenn ſie zufällig bey uns angeregt werden, unwillkührlich darauf zurückführen. Das Andenken an einen geliebten oder verehrten Menſchen drückt ſich tiefer ein, und kommt öfter und lebendiger wieder zum Vorſcheine, als das Andenken an eine Entſchlieſsung, die wir einmal gefaſst haben. Unſre Vorſätze werden auch ſtärker, wenn ſie ſtäts im Bilde ſolcher Menſchen vor unſre Seele treten. Zu ihrem natürlichen, rein vernünftigen Intereſſe, geſellt ſich das Intereſſe, das wir an jenen nehmen. Haben ſie ſich überdem noch durch andre vortreffliche Eigenſchaften ausgezeichnet, ſich durch irgend etwas Groſses um die Menſchheit verdient gemacht; waren ſie die Bewunderung ihrer Zeit und der Nachwelt; ſind noch ehrwürdige Denkmale ihres Lebens vorhanden, ſtanden ſie mit uns in näherer Verbindung; waren ſie unſerm Herzen theuer; verdanken wir ihnen unvergeſsliche Wohlthaten: ſo wird die Achtung oder Zuneigung, die das in uns erweckt, ein Beſtreben, ihnen in ihren Tugenden ähnlich zu werden, hervorbringen, das uns in der Ausführung unſrer Vorſätze kräftig unterſtützt, und ſie uns in mehrern Rückſichten zur heiligſten Angelegenheit macht. Vorzüglich wird dies dann der Fall ſeyn, wenn diejenigen, die wir uns zu Vorbildern wählen, das irrdiſche Leben ſchon verlaſſen haben. Alles iſt uns an ihnen ehrwürdiger. In ihren Tugenden reden zu uns heilige Stimmen aus einer andern Welt, auf die auch wir die Weiſung im Herzen tragen.

Die Geſchichte liefert uns genug Zeugniſſe von dem Leben ſolcher Menſchen, die uns bey unſern Vorſätzen zum Muſter dienen können. Man wähle unter ihnen diejenigen, deren Charakter uns der gröſste ſcheint, die wir immer mit der meiſten Bewunderung betrachteten, die überdem mit uns in ihrer Denkungsart und Empfindungsweiſe am meiſten übereinſtimmten, und die diejenigen Tugenden, in denen wir ihnen ähnlich zu werden ſtreben, am vollkommenſten und reinſten geübt haben, und deren Leben in ſeinen übrigen Zügen am fehlerfreyſten war.

Wir haben gewiſs auch unter unſern Bekannten und Freunden manche Menſchen gezählt, die uns in der Ausübung einzelner Tugenden vorleuchteten, deren Beyſpiel uns in der Erfüllung guter Vorſätze ſtärken kann. Das Andenken an dieſe iſt noch wirkſamer als an diejenigen, die wir erſt aus einer fernen Vergangenheit hervorrufen müſſen, über die uns allein die unvollſtändigen, und ſelten ganz getreuen und unpartheyiſchen Nachrichten der Geſchichte belehren. Wir kennen ihren Charakter und ihr Leben beſſer, beyde liegen entwickelter in ihren einzelnen Beſtandtheilen vor uns. Was ſie waren, wie ſie es waren und geworden ſind, iſt uns deutlicher. Sie waren uns näher, wir waren ſelbſt Zeugen ihrer Tugenden, wir ſahen ſie oft im Stillen handeln, wo ihr edles Herz ſich in ſeiner ganzen Vortrefflichkeit zeigte. Sie waren im Leben inniger mit uns verbunden, ſie ertheilten uns manche gute und kräftige Lehre, die ihre Handlungen verſiegelten. Wir haben von ihren beſſern Eigenſchaften Vortheile gezogen. Mit ſchmerzlicher Sehnſucht blickten wir ihnen nach, als ſie von uns ſchieden. Oft beſchäftigt uns noch immer ihr Andenken, und mit ihm der Wunſch, zu werden, wie ſie waren.

Aber das Leben auch der beſten Menſchen iſt nie ganz ohne Flecken. Mit ausgezeichneten Tugenden vereinigen ſich oft groſse Fehler. Dieſe ſind deſto gefährlicher, je leichter uns die Bewunderung der erſtern über ſie wegſehen läſst, oder ſie in einem täuſchenden Lichte zeigt, ihr Glanz uns blendet, die Mängel daran nicht zu bemerken. Oft hat zu dieſen Tugenden eine unreine Triebfeder mitgewirkt, und ihnen innere Unvollkommenheiten ertheilt, die der äuſsere Schein ganz überdeckt. Man darf ſich daher dieſelben nie unbedingt, und ohne weiſe Prüfung zu Muſtern wählen, wenn man ſich nicht der Gefahr bloſs ſtellen will, mit ihren guten auch ihre verkehrten Eigenſchaften anzunehmen. Man muſs ſeine Vorſätze erſt, von aller Rückſicht auf ſie unabhängig, bloſs von eignem vernünftigen Nachdenken geleitet, gefaſst haben, darnach ihre Maximen würdigen, und dann, was davon bewährt gefunden, wird in heiliger Erinnerung halten.

Endlich ſiebentens iſt, um uns unſrer guten Vorſätze ganz zu verſichern, noch nöthig, daſs wir die merkwürdigſten Lagen, in denen wir ſie auszuführen haben, und die Verſuchungen, die uns aus denſelben hervorgehen werden, überdenken.

Jede Entſchlieſsung, die wir faſſen, hat mit mancherley Verſuchungen zu kämpfen, in denen uns bald unſer eignes Herz, bald die ſinnlichen Güter, Zwecke und Zerſtreuungen des Lebens, bald frohe oder traurige Schickſale, bald andre Menſchen, durch Beyſpiel oder Verführung, zur Untreue gegen ſie reitzen. Wir müſſen auf ſie gefaſst ſeyn, wenn ſie uns nicht überwältigen ſollen. Viele unter ihnen ſind von der Art, daſs wir ihnen gewiſs unterliegen würden, wenn ſie uns in ihrer ganzen Stärke träfen. Dieſen müſſen wir, wenn ſie vermeidlich ſind, zu entgehen, und, wo dieſes nicht möglich iſt, ſie dahin zu ſchwächen, oder uns in eine ſolche Verfaſſung zu ſetzen ſuchen, daſs ſie uns nicht ſchädlich werden, daſs wir uns gegen ſie in unſrer Gewalt behalten. Beydes iſt aber nicht möglich, ohne vorher darüber nachgedacht zu haben, ob ſie uns wohl treffen werden, ob und in wie fern wir ihnen entgehen können, wie dies zu bewerkſtelligen, und was von ihnen zu fürchten ſey. Andre ſind weniger gefährlich, können es aber unter gewiſſen Umſtänden in einem höhern Grade werden, und erfordern gewiſſe Vorbereitungen, wenn wir im Stande ſeyn ſollen, uns in dem Augenblicke, wo ſie uns begegnen, weiſe gegen ſie zu verhalten. Auch hier iſt es nöthig, daſs wir vorher mit ihnen, und jenen Umſtänden, die ſie bedenklicher machen könnten, bekannt ſeyen, und wiſſen, wie wir dieſe und uns ſelbſt am beſten einrichten mögen. Alle aber haben das mit einander gemein, daſs ſie entweder unſern Geiſt verwirren und betäuben, oder uns zu Uebertretung verleiten, und groſse Verheerungen in unſerm Herzen anrichten, ehe wir es bemerken, wenn ſie uns ganz unerwartet kommen. In den wenigſten Fällen werden wir wiſſen, daſs etwas eine Verſuchung für uns ſey, wenn wir uns nicht in dieſer Hinſicht angelegentlich geprüft haben.

Es iſt freylich nicht wohl möglich, ſich auf alle Lagen und Verſuchungen, in die man gerathen kann, zu beſinnen, und die gehörigen Maſsregeln dagegen zu ergreifen. Das Wenigſte von dem, was uns im Leben begegnet, läſst ſich vorher ſehen, oder auch nur vermuthen. Manches wiederfährt uns gewiſs, was uns nie geahndet hätte. Doch dieſe genaue Kenntniſs unſrer künftigen Verhältniſſe iſt auch nicht ſchlechterdings erforderlich. Haben wir uns einen Vorſatz recht deutlich gemacht: ſo wiſſen wir auch, welche Handlungsweiſen ihm entgegen ſtehen, und man braucht nur einiger Maſsen mit der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Herzens bekannt zu ſeyn, um zu beurtheilen, was am meiſten zu dieſen Handlungsweiſen veranlaſst, welche von den gewöhnlichen Neigungen hier vorzüglich ihr Spiel haben. Dann ſuche man ſeine eignen ſchwachen Seiten mit Beziehung auf jenen Vorſatz zu erforſchen. Sie zeigen ſich ſo oft und mannichfaltig, daſs man ſie bald entdecken wird. Nun überrechne man, welches die merkwürdigſten Umſtände ſeyen, worin Menſchen wohl kommen können, mit welcher Wahrſcheinlichkeit man vermuthen müſſe, daſs man auch einmal in den einen oder andern gerathen werde, was in jedem derſelben ſey, wodurch den natürlichen Neigungen des menſchlichen Herzens oder den ſchwachen Seiten des unſrigen geſchmeichelt wird, was uns zu ſolchen Handlungen, die mit unſern Vorſätzen ſtreiten, reitzen könnte; und nehme ſich dann vor, dieſe Umſtände entweder ganz abzuwenden, oder ihnen doch das zu benehmen, was darin gefährlich iſt. Man frage ſich z. B., wie ſtark iſt meine Liebe zum Gelde oder zur Ehre, was vermehrt dieſe Liebe, welcher angebothene Vortheil, welches gehoffte Anſehen könnte mich wohl vermögen, etwas gegen meine Pflicht zu thun? welcher ſinnliche Trieb iſt ſo mächtig, daſs ich alles vermeiden muſs, was ihm Nahrung gibt, wenn er nicht über mich Herr werden, und mich wider meinen Willen fortreiſsen ſoll, und was gibt ihm dieſe Nahrung? in welchem Grade wirken Zerſtreuungen auf mich, mich meiner ſelbſt vergeſſen zu machen, mir meine ſittliche Beſonnenheit zu rauben, mir den Gedanken an meine Beſtimmung und an meine Pflichten aus den Augen zu rücken, mein Gewiſſen einzuſchläfern? welche Arten der Zerſtreuung haben vorzüglich dieſe Gewalt über mich, wie weit darf ich mich einer Luſtbarkeit überlaſſen, welche muſs ich ganz fliehen? wie ſtehe ich mit meiner Einbildungskraft, welche Bilder beſchäftigen ſie am meiſten; wie lebendig und reitzend ſtellt ſie mir dieſe dar, was iſt in ihnen unmoraliſch oder verführeriſch? was vermag über mich das Urtheil oder das Beyſpiel andrer Menſchen, in wie fern bin ich geneigt mich nach ihnen zu richten, wohin könnte mich dieſe Geneigtheit bringen? mit welchen Menſchen könnte ich wohl in Verbindung kommen, wie habe ich mich zu benehmen, daſs mir ihr Umgang nicht ſchade, in welcher Entfernung muſs ich mich von ihnen halten, wodurch bleibt mir der Abſcheu vor ihren Fehlern? Endlich, was wirken Schickſale auf mich, in welche Stimmung verſetzen mich traurige oder fröhliche Ereigniſſe meines Lebens, und wie muſs ich ihren Einfluſs auf mich lenken, wie mich auf ſie vorbereiten, wie mich in dem Augenblicke, wo ſie mich getroffen haben, verhalten, daſs ſie mich zu nichts bewegen, was gegen meine Entſchlieſsung iſt?

Nur die Beantwortung dieſer Fragen kann uns in den Stand ſetzen, unſre Vorſätze treu zu halten, alles zu meiden, was ſie ſchwächt, und uns an ihrer Erfüllung hinderlich iſt, und diejenigen Gedanken und Betrachtungen zu beleben, womit wir uns gegen jede Verſuchung waffnen müſſen.

IV.

Weitere Bearbeitung und Ausführung der guten Vorſätze.

Alles bisher Geſagte betraf diejenigen Eigenſchaften, die wir unſern Vorſätzen gleich Anfangs ertheilen müſſen, um ſie befolgen zu können. Es ſind eigentlich nur Vorbereitungsanſtalten auf die Ausführung, die ſich nicht unmittelbar und von ſelbſt aus ihnen ergibt, ſondern noch ihre eignen, und zwar die vorzüglichſten Bemühungen erfordert. Haben wir ſie noch ſo angelegentlich gefaſst, uns noch ſo tief eingeprägt, noch ſo deutlich entwickelt, ſo wichtig und feierlich gemacht, mit noch ſo vielen angenehmen Gedanken und Empfindungen in Verbindung geſetzt, in dem Bilde vorzüglicher Menſchen entwickelt, unſre künftige Lage überdacht, und uns gegen die möglichen Verſuchungen gewaffnet: ſo bleibt es doch möglich, daſs wir ſie oft übertreten; entweder, weil wir uns nicht gleich auf ſie beſinnen, oder, weil ein ſinnlicher Reitz zu ſtark auf uns wirkt, als daſs wir ihm ſo leicht widerſtehen könnten. Die Ausübung der Tugend iſt ein immerwährender Kampf gegen den Naturtrieb, und doch ſoll ſie ſtandhaft ſeyn, nie unterliegen, und ſich nicht bloſs in einigen Handlungen, ſondern im ganzen Leben zeigen. Es entſteht daher jetzt die Frage: wie haben wir unſre Vorſätze weiter zu bearbeiten, durch welche Mittel können wir uns die ausdauernde, ununterbrochene Befolgung derſelben erleichtern, was haben wir zu thun, daſs es uns damit immer gelinge? Hierauf beziehen ſich folgende Regeln.

Erſtens: *Sorge dafür, daſs dir deine guten Vorſätze ſtäts erinnerlich bleiben.* So viel du auch gethan haben magſt, ſie deinem Gedächtniſſe tief einzudrücken, und dir unvergeſslich zu machen: ſo kann es dir doch oft begegnen, daſs du ihnen entgegen handelſt, weil du dich ihrer nicht erinnerſt. Mehrere Dinge können dazu beytragen. Bald ſind es gewiſſe Beſchäftigungen, die dich ſo ſtark anziehen, daſs du alles, was nicht mit ihnen in Verbindung ſteht, darüber verſäumſt. Bald ſind es gewiſſe Zwecke, die du ſo raſtlos verfolgſt, daſs du allein an ſie, und an das, wodurch ſie erreicht werden können, denkſt. Bald ſind es gewiſſe Gegenſtände, die dein Wohlgefallen und deine Liebe ſo feſſeln, daſs du dich ganz in ihnen verlierſt, nur für ſie Sinn und Gefühl haſt, alles nur auf ſie beziehſt, und dasjenige, was ſich auf ſie nicht beziehen läſst, gar nicht beachteſt. Bald ſind es gewiſſe Vergnügungen, die dich in dem Maſse zerſtreuen, daſs dabey kein vernünftiger Gedanke in deine Seele kommen kann, daſs du allein in den leichten Spielen der Phantaſie, und in den wechſelnden Empfindungen der Sinne lebſt. Bald ſind es gereitzte Leidenſchaften, die dich aus dich ſelbſt verſetzen, und der Beſinnung unfähig machen. Bald iſt es ein fröhlicher Leichtſinn, der dir deine Vorſätze aus den Augen rückt, um nicht durch ihren Ernſt geſtört zu werden. Bald iſt es der heftige Wunſch, eine pflichtwidrige Handlung zu begehen, der dich über ſie wegdenken lehrt. Die Wirkungen von dieſem allem zeigen ſich nicht bloſs darin, daſs ſie dir in einzelnen Augenblicken dasjenige verbergen, was du dir heilig vorgenommen hatteſt: ſondern auch darin, daſs ſie die Erinnerung daran immer mehr ſchwächen, und es nach und nach ganz bey dir in Vergeſſenheit bringen. Gibſt du dich ihnen unbedingt hin: ſo biſt du verloren.

Darum vertiefe dich nie zu ſehr in deine Geſchäfte; überhäufe dich nie ſo mit ihnen, daſs dir keine Zeit mehr übrig bleibe, an deine höhern Angelegenheiten zu denken, fülle deinen Geiſt nie ſo mit ihnen an, daſs ſeine edlern Bedürfniſſe verdrängt werden. Laſs dich von keinem irrdiſchen Zwecke ganz hinreiſsen, daſs auf ihn ſtäts alle deine Kräfte, all dein Sinnen, Denken und Thun gerichtet ſeyen, daſs ſich deine Seele nie ſammeln könne, zur unpartheyiſchen Würdigung deines Lebens. — Bewundre, liebe nie etwas, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, ſo, daſs du nichts anders mehr ſchätzen könneſt, daſs du gegen alles andre gleichgültig werdeſt. Genieſse kein Vergnügen ſo ausſchweifend, daſs es dich ganz in ſeine Gewalt bekomme. Fliehe die Freude, von der du weiſst, daſs ſie dich bethören wird. Werde nie ſo leidenſchaftlich, daſs du dich ſelbſt darüber vergeſſeſt, ſo leichtſinnig, daſs du dich deiner ſelbſt zu entledigen wünſcheſt, und die Erinnerung an deine Vorſätze fürchteſt.

Es iſt aber nicht genug, daſs wir alles vermeiden, worüber wir unſre guten Vorſätze vergeſſen könnten. Wir müſſen auch die Erinnerung an ſie angelegentlich unterhalten. Dieſe ſchwächt ſich, wenn wir nicht immerfort darauf denken, ſie wieder zu beleben, mit der Zeit von ſelbſt, wenigſtens vermindert ſich die Fähigkeit, ſie wieder zu erwecken. Was wir im Leben zu beſorgen haben, iſt ſinnlich, bezieht ſich auf die Bedürfniſſe dieſes Lebens, hat wenige Berührungspuncte mit den Entſchlieſsungen, die das Werk des überſinnlichen Menſchen in uns ſind, und ſich auf moraliſche Bedürfniſſe beziehen. Alles erinnert uns an jenes, nichts an dieſe. Eine unvermeidliche Nothwendigkeit zwingt uns, uns täglich mit Dingen zu beſchäftigen, in Anſehung derer wir am beſten zu ſtehen glauben, wenn wir dabey die Pflicht ganz aus dem Spiele laſſen, die ganz dazu geeignet ſind, das Andenken an gute Vorſätze auszulöſchen. Frohe und traurige Ereigniſſe geben uns ſo viel zu thun, die Freuden, Sorgen und Laſten unſrer irdiſchen Exiſtenz dringen im Bewuſstſeyn ſo ſtark vor, daſs das, was damit nicht in Verbindung ſteht, nicht leicht zur Sprache kommt.

Daher darf man gute Vorſätze nicht ſich ſelbſt überlaſſen, nicht erwarten, daſs ſie ſich durch ihre eigne Stärke behaupten werden. Wir können ſie nicht ausführen, wenn ſie uns nicht immer lebhaft gegenwärtig ſind. Sie werden dies nicht bleiben, wenn wir ſie nicht

oft

oft wiederhohlen, ſie uns mit ihren Gründen und den Gefühlen, die ſie einſt begleiteten, vorhalten, nicht oft uns darauf beſinnen, daſs wir uns einſt ernſtlich entſchloſſen haben, dieſes oder jenes zu thun, oder zu meiden, daſs dies uns da über alles feſt entſchieden war. Bey der groſsen Veränderlichkeit des menſchlichen Herzens, bey dem ſtarken Hange zum Sinnlichen, der alle regiert, bey den unzählbaren und mannichfaltigen Veranlaſſungen zur Gedankenloſigkeit, womit uns unſer irrdiſches Leben umgibt: ſollten wir keinen Tag vorüber gehen laſſen, ohne unſre Vorſätze zu erneuern, ſollten wir uns an jedem Morgen, ehe wir an unſre Geſchäfte gehen, die Maximen wieder einprägen, die uns in allen unſern Handlungen leiten ſollen. Von Zeit zu Zeit muſs dies indeſs auf eine ungewöhnliche und feyerliche Art geſchehen, ſo, daſs wir uns dabey alles vergegenwärtigen, was uns mit Ehrfurcht gegen ſie erfüllen, und in ihrer Befolgung ſtark machen kann.

Zweytens. Handle nie, auch in unbedeutenden Dingen, gegen einen Vorſatz, ſondern führe ihn jedes Mal entſchloſſen, und, wenn es geſchehen kann, auf der Stelle aus. Schon das, daſs du eine Handlung für unbedeutend hältſt, die mit einem pflichtmäſsigen Entſchluſſe ſtreitet, zeugt von einer gefährlichen Gleichgültigkeit gegen dieſen, iſt ein Beweiſs, daſs er ſchon einiger Maſsen wankend geworden iſt, und noch immer unfähiger werden wird, ſich gegen die fortdauernden Reitzungen der Sünde zu behaupten. In moraliſchen Angelegenheiten iſt nichts für klein zu achten. Wenn auch die Folgen einer unſittlichen That eben nicht groſs ſind: ſo offenbart ſich in ihr doch innere Unwürde; ſo widerſpricht ſie doch der Vernunft, und iſt um ihrer Verkehrtheit willen nicht weniger verdammlich als eine andre, wodurch äuſserlich mehr Verderben angerichtet wird. Wir dürfen uns nichts erlauben, worin wir einem Vorſatze ungetreu würden. Wer ſich hierüber wegvernünfteln kann, um ſich nicht mehr nach ihm ſelbſt, ſondern nach äuſsern Wirkungen, die nur höchſt ſelten in ſeiner Gewalt ſind, zu richten, legt dadurch eine ſehr fehlerhafte Art zu denken, wo nicht gar eine ſchlechte Geſinnung, an den Tag; er ſchwächt bey ſich immer mehr das heilige Anſehen der Tugend, und gewöhnt ſich, ſie bloſs als etwas Nutzbares zu betrachten, wornach ſich dann bald völlige Geringſchätzung ſeiner bemächtigt. Das Kleine zieht das Groſse nach ſich. Wer des einen fähig iſt, kann nur durch zufällige Urſachen vom andern zurück gehalten werden. Das innere Hinderniſs, was ſich der böſen That entgegen ſetzt, iſt ſchon einiger Maſsen gehoben, wenigſtens unwirkſamer geworden. Die erſte Uebertretung führt ſicher zur zweyten. Die Stimme des Gewiſſens ſpricht leiſer, das moraliſche Gefühl wird ſtumpfer, der Vorſatz ſelbſt unwichtiger und unkräftiger, die Geneigtheit ihn zu brechen ſtärker, die Fähigkeit, ihm zu folgen ſchwächer, die Bewegungsgründe, die ihn unterſtützen, verlieren ihren Nachdruck, das Eine ſchwindet nach dem Andern dahin, und der ganze Menſch geräth in Verfall.

Darum bewache dich ernſtlich, daſs du nie in etwas willigſt, was nur entfernt gegen deinen Vorſatz ſtreitet. Hüte dich vor der verderblichen Meynung, daſs man ſich wohl Ein Mal ſo etwas erlauben dürfe. Wer ſich

Ein Mal etwas erlaubt, thut es ſicher mehr. Sey auch im Kleinſten mäſsig, wahrhaftig, gerecht, groſsmüthig und ſtandhaft; werde dir auch im Kleinſten nicht ungetreu.

Nicht weniger gefährlich iſt es, die Ausführung eines Vorſatzes nur Einen Augenblick aufſchieben, oder ihn nicht in ſeinem ganzen Umfange, nach allen ſeinen Beziehungen zu erfüllen. Ein ſehr gewöhnlicher Fehler. Man nimmt ſich zwar feſt vor, eine Handlungsweiſe künftig zu meiden, nur will man noch erſt die Eine Gelegenheit benutzen, die ſich darbeut, durch ſie einen bedeutenden Vortheil zu erlangen, eine geliebte Luſt zu befriedigen. Iſt aber dieſes geſchehen: ſo wird das Wohlgefallen daran noch gröſser, die Reitzungen, die uns Anfangs dazu bewogen, noch ſtärker; Gewohnheit macht es uns noch ſchwerer, es zu unterlaſſen. Die Geneigtheit zum trägen Aufſchieben wächſt. Wir ſetzen uns immer unſre beſtimmte Zeit weiter hinaus, wiſſen die Vorwände dazu immer geſchickter auszuklügeln. Bald ſind dann die Umſtände nicht dazu geeignet, bald haben wir andre Geſchäfte, bald iſt es noch eine Unbequemlichkeit, die wir erſt aus dem Wege räumen müſſen, bald ſind wir gerade jetzt nicht dazu aufgelegt. So geht es von einem Tage zum andern; unſre Vorſatze werden immer lauer, und wir immer ungeſchickter, ſie auszuführen. Geſchieht es dann ja Ein Mal: ſo bleibt es doch damit etwas höchſt Mangelhaftes. Und auch das iſt ſchädlich; man läſst immer mehr davon nach, bis endlich gar nichts übrig bleibt. Wir ſehen, daſs mit dem Unvollkommnen doch nichts ausgerichtet iſt, und unterlaſſen nun alles.

Darum laſs die erſte Wärme des Vorſatzes nicht verrauchen, thue das, wozu du dich entſchloſſen haſt, auf der Stelle, wenn es ſeyn kann. Haſt du noch keine Veranlaſſung dazu: ſo ſuche ſie auf, und veranſtalte ſelbſt die Vereinigung der Umſtände, die dazu erfordert wird. Iſt auch das nicht möglich: ſo bewahre ihn in lebhaftem Andenken, erinnere dich oft an ihn, und ſey aufmerkſam auf die erſte Gelegenheit, die ſich dir darbeut, ihn zu vollbringen. Denke, daſs alles davon abhängt, daſs du ſie ernſtlich und gewiſſenhaft benutzeſt, da du ſie nie wieder ſo finden wirſt. Zögre nicht länger, verweile nicht bey den

Schwierigkeiten, die damit verbunden ſind, laſs dich nicht durch unnütze Bedenklichkeiten aufhalten. Ueberzeuge dich von dem, was du zu thun haſt, und grüble dann auch nicht weiter darüber: ſo vergeht dir der Muth, ſo findeſt du immer neue Hinderniſſe, zerſtreuſt dich in Kleinigkeiten, und es wird nichts gethan. Schreite raſch und entſchloſſen zur Ausführung; ſammle deinen Geiſt; ſey dabey mit deiner ganzen Menſchheit; laſs dich durch nichts irre machen; benimm dich, als ob in dieſem Augenblicke nichts für dich in der Welt ſey, als das Werk, das du zu verrichten haſt, und umfaſſe es nach allen ſeinen Beſtandtheilen und Verhältniſſen: ſo wird dir nicht allein dies gelingen; du wirſt auch immer mehr Herr werden über die Trägheit und Unentſchloſſenheit, die ſo manches Gute ungeſchehen machen, du wirſt in der Erfüllung deiner Vorſätze immer mehr Fertigkeit erlangen.

Drittens. *Führe dich nicht ſelbſt auf eine vermeſſene Art in Verſuchung; kannſt du ihr aber nicht entgehen: ſo ſetze dich ihr ſtandhaft entgegen, und benutze alles, was* dich darin ſtärken kann. Jeder Verſuchung auszuweichen, alles zu vermeiden, was uns zum Böſen reitzen könnte, würde Feigheit verrathen, ein Zeichen ſeyn, daſs wir unſrer Tugend wenig zutrauen, und uns der Gelegenheit berauben, höhere Vollkommenheit in der Befolgung unſrer Vorſätze an den Tag zu legen. Nicht von dieſer Befolgung, ſondern von der Stärke des Willens, die wir darin bewieſen, von der Gröſse des Widerſtandes, den wir dabey überwunden haben, hängt unſer moraliſcher Werth ab. Es iſt nicht genug, daſs wir gethan haben, was wir thun ſollten, auf die Art, wie, und auf die Energie, mit der wir es thaten, kommt alles an. Das iſt noch keine Tugend, die nie fiel, weil ſie nie verſucht, weil es ihr immer leicht gemacht wurde. Das iſt Tugend, die in der Verſuchung beſtand, die in ſchweren Proben bewährt gefunden iſt, die auch in gefährlichen Stunden ſiegte.

Verſuchungen ſind dir nöthig, damit du dein Ziel erreichen könneſt. Du darfſt ihnen nicht unbedingt zu entgehen ſuchen. Oft iſt es deine Pflicht, ſie ſelbſt herbey zu führen, dir die Erfüllung deiner Vorſätze ſchwer zu machen, um zu erfahren, wie weit du es darin gebracht habeſt. Nur muſst du dich dabey vor Vermeſſenheit hüten. Vermeſſen aber handelſt du dann, wenn du dir mehr anſinneſt und zutraueſt, als du zu leiſten vermagſt, wenn du deine Tugend Gefahren ausſetzeſt, ohne dich vorher mit ihrer Natur und Gröſse bekannt gemacht, und deine Kräfte geprüft zu haben, wenn du dich unvorbereitet an Dinge wagſt, die auch den Vorbereiteten oft überwältigen, wenn du den bedenklichſten Weg einſchlägſt, um es darauf ankommen zu laſſen, ob es dir gelingen werde, da dich ein andrer ſicherer zum Ziele geführt haben würde, oder, wenn du dich gar in ſolche Situationen begibſt, dich ſolchen Eindrücken bloſs ſtellſt, von denen dir deine eigne Erfahrung ſagt, daſs du ihnen nicht gewachſen ſeyſt, in denen du ſchon oft unterlagſt, oder die ſchon andre zu Falle gebracht haben, die weit mehr vermochten als du. In allen dieſen Umſtänden, haſt du es nicht der Schwäche deiner Natur, nicht der Stärke des Reitzes, ſondern deiner Unvorſichtigkeit und deinem Uebermuthe beyzumeſſen, wenn du deinen Vorſätzen untreu wirſt.

Laſs daher die Leidenſchaft nie anregen, der du dich noch nicht ganz verſichert haſt; oft brennt das Feuer im Stillen fort, das du ſchon für ausgelöſcht hältſt. Laſs deine Phantaſie nie bey denjenigen Gegenſtänden verweilen, zu denen du noch heimlich eine ausſchweifende Liebe nährſt. Hänge nie Betrachtungen nach, die deine Sinnlichkeit zu ſtark, und auf eine ſündliche Art erhitzen. Meide die Gelegenheit, die dir einen Gewinn anbeut, den du nicht auszuſchlagen vermagſt. Höre nicht auf die Stimme, deren freundlichen, einſchmeichelnden und bethörenden Lockungen du dich nicht ſtark genug fühlſt, zu widerſtehen. Sey nie lange an dem Orte, der unreine Gedanken und Begierden in dir aufweckt. Fliehe das Vergnügen, das dein Blut in unnatürliche Wallungen bringt, dir deine Beſonnenheit raubt, und das Laſter in falſchem Glanze darſtellt. Entferne dich aus den Geſellſchaften, in denen du dich deiner Vorſätze ſchämſt, die deines Ernſtes ſpotten, in denen du leicht aus miſsverſtandenem Ehrgefühle deiner Pflicht entgegen handeln, deine Ueberzeugung verläugnen, dein Heiligſtes ſchnöder Verachtung Preis geben könnteſt.

Iſt aber eine Verſuchung gar nicht zu vermeiden, oder hältſt du dich für ſtark genug, ihr zu widerſtehen: ſo gehe ihr beſonnen und entſchloſſen entgegen. Nimm alle deine Geiſteskräfte zuſammen, mache dir ihre wahre Beſchaffenheit deutlich, halte ſie unverrückt im Auge, und dich in einem ſolchen Zuſtande, worin du immer beobachten kannſt, was mit dir vorgeht. Belebe deinen Muth. Faſſe Zutrauen zu dir ſelbſt. Erneure vorher noch einmal recht feierlich den Vorſatz, der hier gefährdet wird. Halte dir noch einmal vor, wie viel daran liege, daſs du ihn nicht übertreteſt, was du dabey verlieren, wie ſchmerzlich du es bereuen würdeſt. Erinnere dich an alles, was ihn dir wichtig machen kann. Beherzige ſeinen Einfluſs in die Ruhe, die Ordnung und das Glück deines ganzen Lebens, vorzüglich aber in die Erreichung deiner höchſten Beſtimmung, in deine perſönliche Würde und Vollkommenheit. Beſinne dich auf die groſsen Bewegungsgründe, die in deiner Natur und in den Beziehungen derſelben liegen, dich von demjenigen abzuſchrecken, was gegen ihn ſtreitet. Denke, daſs Gott auch in dieſer gefährlichen Stunde dein Zeuge ſey. Erhebe zu ihm im frommen Gebete deine Seele, ſtärke dich durch den Gedanken an ſeine Heiligkeit, Majeſtät und Allgegenwart, laſs die Richtung deines Gemüthes auf ihn durch nichts unterbrechen, ſo lange die Verſuchung fortdauert, und trage ihm alles vor, was ſich mit dir ereignet. Begeiſtre dich durch einen hoffnungsvollen Blick in die Zukunft: und neue, groſse Kräfte werden ſich in dir regen, wovon du bisher keine Ahndung hatteſt, auch beym heftigſten Reitze wirſt du unbeweglich bleiben.

Viertens: Hüte dich vor aller Vertraulichkeit mit dem Laſter. Mache dich nicht mit ihm gemein, laſs es nie mit dir dahin kommen, daſs der Abſcheu gegen daſſelbe ſich einiger Maſsen vermindere. Wache über deine Phantaſie, daſs ſie es dir nie in einer gefälligen Geſtalt, unter verſchönernden Bildern, oder in der Geſellſchaft angenehmer Ideen und Empfindungen vergegenwärtige. Meide das Leſen ſolcher Schriften, die ihm durch gefällige Schilderung, durch den Schmuck der Darſtellung, durch vorgeſpiegelte Vortheile, durch prächtige Namen, durch das Gewand der Humanität, durch künſtliche Vertheidigung menſchlicher Verirrungen, von denen ſie höchſtens als von verzeihlichen Schwachheiten ſprechen, ſein Widriges und Unwürdiges zu benehmen, das moraliſche Gefühl für daſſelbe abzuſtumpfen, oder ihm wohl gar verſühreriſche Reitze zu ertheilen ſuchen. Lieſeſt du auch ſolche Sachen Anfangs mit Unwillen, mit lauter Miſsbilligung, unvermerkt werden ſich Worte und Sentenzen in deinem Kopfe feſtſetzen, die im Herzen unreine Empfindungen erzeugen; deine Meynung wird ſich nach und nach umſtimmen, du wirſt dich gewöhnen, es ohne Abſcheu, und bald mit Wohlgefallen zu betrachten; und dann vermögen deine ernſtlichſten Vorſätze nichts mehr dagegen. Denke nie an das Laſter, ohne dir dabey ſeine ganze Häſslichkeit und Schändlichkeit zu vergegenwärtigen. Es weiſs ſich uns, auch ohne künſtliche Nachhülfe, durch unſre Sinnlichkeit ſtark genug anzudringen. Und es wird uns gewiſs mit der Zeit bethören, wenn wir nicht die ganze Stärke unſers ſittlichen Gefühles, und alle Betrachtungen, die uns mit Widerwillen erfüllen können, gegen daſſelbe aufbiethen. Denke überhaupt nie zu oft und zu lange an daſſelbe, wenn es auch mit ſtrenger Miſsbilligung geſchieht. Dasjenige, womit ſich unſer Geiſt viel beſchäftigt, wird uns geläufig, ſtellt ſich uns überall dar, prägt ſich tief ein, theilt ſich uns innig mit, wird uns etwas Gemeines, das weder unſre Achtung noch unſre Abneigung in einem hohen Grade zu verdienen ſcheint, aber eben deſswegen gethan wird, weil es etwas Gemeines iſt, vorzüglich dann, wenn ſich natürliche Neigung dazu geſellt. Der öftere Gedankenverkehr mit dem Laſter wird, ſelbſt wenn er ohne Intereſſe iſt, ſchon dadurch zur That, daſs er uns daſſelbe näher bringt, und ſolche Fertigkeiten erzeugt, die ſich darauf beziehen. Denke daher nur dann an daſſelbe, wo es nothwendig iſt, um dich dagegen zu verwahren, Vorkehrungen zu treffen, oder Mittel zu erſinnen, wodurch du es zu bekämpfen habeſt. Jede andre Erinnerung, die in dir angeregt wird, unterdrücke in ihrem erſten Entſtehen. Es iſt ſchon gefährlich, ihr einen Augenblick nachzuhangen, aber noch gefährlicher, ſeine Phantaſie anzuſtrengen, es nach ſeinen einzelnen Zügen auszumahlen, wodurch immer die Sinnlichkeit erhitzt, und ihre Beherrſchung erſchwert wird.

Fünftens: **Bringe deine ſinnlichen Begierden in weiſe Ordnung, daſs ſie weder zu ſchwach noch zu ſtark ſeyen, noch in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander ſtehen, das der Erfüllung deiner Vorſätze hinderlich iſt.** Manche natürliche Neigungen des Menſchen ſind ſo geeignet, daſs ſie nicht allein die Maximen der Tugend trefflich unterſtützen, ſondern auch bey der bekannten Schwäche des menſchlichen Herzens, zur Belebung guter Entſchlieſsungen ſo lange nicht entbehrt werden können, als die Tugend noch gegen andre heftige Neigungen kämpfen muſs. Hierhin gehören vorzüglich der Thätigkeitstrieb, der Ehrtrieb, und das auf Mitgefühl gegründete Wohlwollen. Dieſen fehlt es oft an der gehörigen Stärke, um ſich gegen andre zu behaupten; oft haben ſie eine verkehrte Richtung genommen. In dem erſten Falle muſs man ſie zu beleben ſuchen; welches vorzüglich dadurch geſchieht, daſs man ſeine Einbildungskraft viel und angelegentlich mit ihren Gegenſtänden beſchäftigt, ſolche Gefühle und Bedürfniſſe, die mit ihnen verwandt ſind, oft anregt, bey ſolchen Dingen viel verweilt, die ſie in uns erwecken können. Doch muſs man dabey auf ſeiner Hut ſeyn, daſs ſie nicht auf eine ſolche Art entſtehen, wobey ihre Aeuſserungen mit der Tugend in Widerſpruch kommen. In dem andern Falle muſs man ſie verbeſſern, von gewiſſen Gegenſtänden abziehen, und auf andre lenken, oder ſie an der einen Seite vermindern und einſchränken, an der andern vermehren und erweitern; welches vorzüglich dadurch geſchieht, daſs man ſeine Begriffe über die Natur und den Zweck der Dinge, die jenen Neigungen zum Grunde liegen, aus der Dunkelheit, die jene fehlerhaften Aeuſserungen veranlaſst, hervorzieht und berichtigt, und ſich gewöhnt, ſich nicht mehr von frühern Eindrücken und Angewöhnungen, ſondern von aufgeklärten Einſichten in ſeinem Begehren und Verabſcheuen leiten zu laſſen.

Manche andre ſinnliche Begierden ſind von der Art, daſs ſie geradezu gegen unſre Vorſätze ſtreiten, ſich gegen die Erfüllung derſelben auflehnen, und uns dieſe, bey einem höhern Grade der Lebhaftigkeit, unmöglich machen. Welche dieſe ſeyen, läſst ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Es hängt von der eigenthümlichen Natur, und den Bedürfniſſen des einzelnen Menſchen ab. Denn urſprünglich ſind alle angebornen Begierden gut, und gehen auf etwas Pflichtmäſsiges. Nur Ausſchweifungen und Miſsverhältniſſe, die von auſsen her in ſie herein kommen, falſche Meynungen, die ſich mit ihnen vereinigen, bringen ſie mit den Maximen der Tugend in Widerſpruch. Dies kann ſo gut die eine als die andre treffen. Selbſt diejenigen, von denen eben behauptet wurde, daſs ſie dieſe Maximen unterſtützen, ſind hiervon nicht ausgenommen. Vorzüglich aber gilt es von dem Hange zu den gröbern Genüſſen, und von der Neigung zu demjenigen, was eine nothwendige Bedingung derſelben iſt, zum Gelde. Aber auch der Thätigkeitstrieb kann zu feurig, die Ehrbegierde zu heftig, das Mitgefühl zu ſtark werden, als daſs eine vollkommen pflichtmäſsige Handlungsweiſe damit beſtehen könnte. Der erſte hindert uns dann, durch ſeine Unruhe, mit Bedacht zu Werke zu gehen, und die rechte Zeit abzuwarten. Die andre gibt der Meynung der Menſchen zu viel Gewicht, als daſs wir ihren Einfluſs mit Vernunft reguliren könnten. Das dritte läſst uns fremde Angelegenheiten zu tief empfinden, als daſs wir ſie auf eine der Sache angemeſſene Art, ſo wie es der Befehl der Vernunft uns aufgibt, und wie wir es uns in unſern Vorſätzen ſelbſt aufgegeben hatten, zu beſorgen im Stande wären. Ueberhaupt darf keine natürliche Neigung zu ſtark, diejenigen müſſen vor allen abſichtlich geſchwächt werden, von denen wir Hinderniſſe bey der Ausführung unſrer Vorſätze zu fürchten haben.

Laſs daher deine Begierden und beſonders die ſchädlichen nie ſo hoch anwachſen, daſs du ſie nicht mehr in jedem Augenblicke in deiner Gewalt hätteſt, daſs ſie die Lebhaftigkeit deiner Vorſatze überträfen. Es werden Stunden kommen, in denen dir dieſe nicht ſo ganz gegenwärtig — Umſtände eintreten, die mit einem auſserordentlichen Reitze für jene verbunden ſind, die dich gewiſs überwältigen werden, wenn du dich ihnen nicht ſchon frühe widerſetzt, ihre Heftigkeit gemildert, ihren Ungeſtüm gebrochen, ihre Unerſättlichkeit eingeſchränkt haſt. Ueberzeuge dich, daſs die Gegenſtände, die du ſo feurig begehrſt, nicht allen Werth haben, dir bey weitem das nicht geben, was du von ihnen erwarteſt, dagegen dich oft mit Sorge und Unruhe erfüllen, dich ſchändlich betrügen, und mit dir ſelbſt uneins machen, daſs es Güter gebe, deren geringſte Beeinträchtigung mehr auf ſich hat, als der gänzliche Verluſt von dieſen. Uebe dich im Entbehren, verſage dir oft die Befriedigung, wo du ſie dir, ohne deinen Vorſatz zu brechen, wohl erlauben könnteſt: ſo werden ſich die Forderungen deiner Begierden nach und nach von ſelbſt herab ſtimmen, und die Fähigkeit deiner Seele, ſie zu beherrſchen, wird in eben dem Maſse zunehmen.

Sechſtens: Mäſsige deine Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Dieſe verſetzen die Seele nicht allein in unmoraliſche Zuſtände, bringen nicht allein im Innern ſolche Erſcheinungen hervor, die ſchon Uebertretungen unſrer Vorſätze ſind; ſie verleiten auch mittelbar zu ſolchen Handlungen, die dieſen noch mehr widerſtreiten, ohne daſs wir im Stande wären, uns darauf zu beſinnen, und uns diejenigen Gedanken und Bewegungsgründe vorzuhalten, durch welche wir jene Aufwallungen niederſchlagen könnten. Wer z. B. zum Zorne geneigt iſt, der mag es ſich noch ſo feſt vornehmen, andre nicht mehr zu beleidigen, oder nichts Unbeſonnenes zu thun: ſo lange dieſer Affect in ſeiner Stärke fortdauert, wird es vergebens ſeyn; wider ſeinen Willen wird er hingeriſſen werden, und erſt nach der That merken, was er begangen hat. Wer ſich zu leicht, und in einem zu hohen Grade vor künftigen Uebeln fürchtet: der mag ſich noch ſo ſehr für die Ausführung eines Entſchluſſes begeiſtern: die geringſte Gefahr, die damit verbunden iſt, wird ihn davon abhalten.

Heftige Gemüthsbewegungen verwirren die Seele, machen aller Ueberlegung und alles Nachdenkens unfähig, heben das Gleichgewicht der Kräfte auf, und hindern diejenige Faſſung, ohne welche es nicht möglich iſt, Thorheiten zu vermeiden, und vernünftige Regeln zu befolgen. Sind ſie weniger heftig: ſo beſchäftigen ſie uns doch zu viel mit unſerm Zuſtande, als daſs wir auf unſer Betragen merken könnten. Wenn uns Verwunderung, Schrecken, geſpannte Erwartung, Verlangen und Abſcheu, Hoffnung und Furcht, Liebe und Haſs, ausſchweifende Freude und niederbengender Kummer aus uns ſelbſt verſetzen: ſo vertiefen uns Aengſtlichkeit, Kleinmuth, Fröhlichkeit und Betrübniſs ganz in uns ſelbſt. Beydes iſt der Befolgung guter Vorſätze, die die ganze Aufmerkſamkeit und Anſtrengung der Seele erfordern, gleich zuwider. Darum ſorge dafür, daſs nichts, was dir begegnet, zu ſtark auf dich wirke, deinen Zuſtand zu ſehr verändre. Verweile nicht lange bey den angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die die Eindrücke in deine Sinnlichkeit hervorbringen, hänge den Beſorgniſſen und Erwartungen, die ſie veranlaſſen, nicht nach, benutze ſie vielmehr, wozu ſie da ſind, entweder deinem Verſtande Stoff zu Erkenntniſſen, oder deinem Willen Antriebe zum Handeln zu geben. Gewöhne dich, dich nicht ſtimmen zu laſſen, ſondern dich überall ſelbſt zu ſtimmen, dadurch, daſs du alles ſelbſtthätig bearbeiteſt.

Denke, du willſt von dem, was dir gegeben wird, nichts empfangen, dir weder Gutes noch Schlechtes aufdringen laſſen, aber etwas daraus machen, das dir nützlich ſey. Achte nie darauf, was daraus für dein Befinden, aber deſto angeſtrengter darauf, was daraus für deine Maſsregeln folgt. Ueberzeuge dich, daſs jede zu heftige Empfindung auf einer falſchen Meynung beruhe, oder eine Zuthat der Einbildungskraft ſey; verbeſſere jene und entferne dieſe, und nimm alles nach ſeinem wahren Werthe: ſo wirſt du nie zu ſtark bewegt werden; ſo wird dich nichts, was mit dir vorgeht, in deinen Entſchlieſsungen irre machen können. Vor allem aber hüte dich, einen Affect zum Ausbruche kommen zu laſſen, oder etwas zu denken oder zu thun, was ihm Nahrung gibt. Zerſtreue dich, wenn er ſich dir aufdringt, durch intereſſante Gedanken oder ſolche Beſchäftigungen, die deine ganze Aufmerkſamkeit fordern.

Siebentens: Behalte eine ununterbrochene Wachſamkeit über dein Herz und Leben. Unzählbare kleine Umſtände treffen dich, die für deine moraliſche

Bildung wichtig ſind, die dich in der Ausführung deiner Vorſätze unterſtützen und hindern können, die auf jeden Fall eine eigne Behandlung erfordern, wenn ſie dir nicht allein unſchädlich, ſondern auch heilſam werden ſollen. Laſſeſt du dieſe aus der Acht, denkſt du, es ſeyen Kleinigkeiten, mit denen es ſich wohl von ſelbſt geben werde, auf die überall nicht viel ankomme: ſo ſteht zu beſorgen, daſs ſie dich auf eine ſehr traurige Art irre leiten, und daſs du erſt dann ihre Wirkungen erfahren werdeſt, wenn es nicht mehr ſo leicht iſt, ſie zu verbeſſern. Alles, was du erlebſt, jede Empfindung, die in dir angeregt wird, jede Lage, worin du dich befindeſt, ſteht in näherer oder entfernterer Beziehung auf deine moraliſchen Angelegenheiten, beſchäftigt dich mit Gegenſtänden und verleitet dich zu Handlungen, die entweder mit deinen Vorſätzen übereinſtimmen, oder ihnen widerſprechen, macht dich leichtſinniger oder ernſter, ſinnlicher oder vernünftiger, nährt in dir moraliſches Gefühl, religiöſe Stimmungen, oder frivolen Weltſinn, begeiſtert dich für deinen höchſten Lebenszweck, oder macht dich gegen ihn gleichgültig, rückt ihn dir aus den Augen.

Dies darf dir nicht entgehen, wenn du dein ſittliches Fortkommen nicht dem Zufalle Preis geben willſt. Du muſst im Stande ſeyn, das alles weislich zu leiten, das Gefährliche zu meiden, oder dich gegen daſſelbe zu waffnen, das Fehlerhafte zu entfernen, das Gute zu benutzen, und dich den jedesmaligen Umſtänden anzueignen. Darum muſst du dir deiner Verhältniſſe in der Welt vollkommen bewuſst bleiben, auf alles achten, was mit dir vorgeht, von allem wiſſen, wie es dich beſtimmt, was es dir aufgibt, und wie du es zu bearbeiten haſt. Nichts darfſt du unbeachtet laſſen, was mit dir in Verbindung ſteht, deinen moraliſchen Zuſtand und deine moraliſchen Bedürfniſſe verändert. Du darfſt keinen Augenblick aus dir ſelbſt heraus treten, keinen Augenblick dir fremd werden: denn ſchon in dieſem Augenblicke könnteſt du deinen Vorſatz übertreten, könnte der Same zu Gedanken und Begierden in dein Herz fallen, die dein ganzes Leben vergiften.

Dieſes Herz bedarf es vorzüglich, daſs du darüber wacheſt, daſs du dir von allen ſeinen Bewegungen Rechenſchaft gebeſt. Es iſt ſehr veränderlich, dem Einfluſſe des Schickſales immer bloſs geſtellt. Auch die ſtärkſten Grundſätze ſchützen es nicht gegen einzelne Thorheiten; auch in ſeine beſten Empfindungen miſcht ſich nicht ſelten etwas Fehlerhaftes oder Gefährliches; ſeine edelſten Neigungen gränzen oft nahe an ſchreckliche Verirrungen. Manche ſinnliche Begierden werden nie ganz unter die Herrſchaft der Vernunft gebracht, wachen oft in ſchwachen Stunden ſtärker wieder auf, und richten im Stillen groſse Verwüſtungen an. Tauſend Dinge geſtalten an ihm, drücken ihre Form in ihm ab, theilen ihm ihre Beſchaffenheit mit. Alles, wovon es berührt wird, gibt ihm eine eigenthümliche Entwickelung. Kein vorübergehender Zuſtand des Körpers iſt für daſſelbe ohne Folgen. In allem dieſem iſt Gutes und Schlechtes, Würdiges und Unwürdiges, Verführeriſches und Förderliches. Nur der, der beydes ſcharf auskennt, kann ſich weiſe einrichten. Nur der, der über ſein Herz eine beſtändige Aufſicht führt, kann ſich auf daſſelbe verlaſſen, und die Gefahr, womit ihn ſeine Veränderlichkeit und Trüglichkeit, ſeine Schwäche und Argliſt, ſeine Bethörung und Selbſttäuſchung bedroht, vermeiden. Darum werde bey dir ſelbſt heimiſch, kein Zug deines Herzens ſey dir ganz unbekannt, nichts gehe in dir und mit dir vor, warum du nicht wiſſeſt, was du nicht nach ſeiner Beſchaffenheit, ſeinem Urſprunge und ſeiner Tendenz einſeheſt, wovon du nicht die Beziehung auf deine Entſchlieſsungen erforſcht habeſt, um darnach deine Maſsregeln zu treffen. So allein kannſt du dir ſelbſt treu bleiben, und allem zweckmäſsig begegnen, den Gedanken und die Neigung in der Geburt erſticken, die dir verführeriſch werden könnten, und überall die Würde der Pflicht behaupten.

Achtens. Prüfe dich täglich nach deinen Vorſätzen. Jeder Tag hat mancherley Begebenheiten, die uns Gelegenheit geben, unſre Vorſätze in Ausübung zu bringen, die uns dieſe bald erleichtern, bald erſchweren, ſeine eignen Aufmunterungen und Verſuchungen. Jeder Tag kann uns in der ſittlichen Bildung weiter führen, unſre guten

Maximen mehr zur Fertigkeit bringen, unſre böſen Neigungen mehr ſchwächen, aber uns auch, auf der andern Seite zurückſetzen, unſre Wärme für die Tugend vermindern, ihren Bewegungsgründen ihre Kraft nehmen, uns mit gewiſſen Laſtern ausſöhnen, und verkehrte Begierden befeſtigen. Dies wird nicht immer in dem Augenblicke, da es geſchieht, bemerkt, auch bey der angeſtrengſten Aufmerkſamkeit nicht. Wir haben oft Vorſätze übertreten, ſind oft unvollkommner geworden, ohne uns deſſen bewuſst zu ſeyn. Aber es darf uns nicht unbekannt bleiben, wenn es nicht tiefer bey uns einreiſsen ſoll. Wir müſſen uns darüber zur Rechenſchaft fordern, oder wir laufen Gefahr, uns ganz zu verſäumen. Ein einmal begangener Fehler greift bald um ſich, und verbreitet ſich immer weiter, wenn man ihm nicht gleich beyzukommen, ihn in ſeinem erſten Entſtehen zu vernichten ſucht. Dies iſt aber nicht möglich, wenn man ihn nicht bald bemerkt. Kälte gegen eine Pflicht reiſst immer tiefer ein, wenn man ihr nicht bey Zeiten begegnet. Der Wachsthum im Guten gedeiht nur dann recht, wenn wir ſelbſt die

Aufſicht darüber führen. Weiter kommen in der Bildung des Herzens, kann nur dann Statt finden, wenn man jeder Verirrung gleich inne wird und wieder einlenkt, wenn man immer weiſs, wo man iſt, wie man dahin gelangte, was man dabey verſah, wie man ſich nun zu nehmen, weitere Fehltritte zu verhüten, und die ſchon geſchehenen wieder gut zu machen hat. Unſer Verhältniſs zu unſern Vorſätzen bleibt nicht immer daſſelbe, unſre Handlungen verändern es unaufhörlich. Man muſs dieſe Veränderungen beobachten, um ſich auf eine ihnen angemeſſene Art betragen zu können.

Ueber dieſes alles halte am Schluſſe jedes Tages Rechnung mit dir. Lege dir in dieſer Hinſicht folgende Fragen vor: wie habe ich dieſen Tag zugebracht, was an ihm gethan, was unterlaſſen, was ſtimmte von beyden mit meinen Vorſätzen überein, was iſt heute aus mir geworden? Habe ich Veranlaſſung gehabt, einige wichtige Pflichten zu erfüllen, welche waren dieſe und wie habe ich ſie benutzt, was iſt mir dabey förderlich geweſen, und was ſtand mir im Wege? Bin ich heute zu etwas gereitzt worden, was ich einſt nicht billigte, was ich mir vorgenommen hatte, nicht wieder zu thun? Folgte ich dieſem Reitze, und wie kam ich dazu? Wie ſteht es mit meinen gewöhnlichen Fehlern, lieſs ich mir heute wieder etwas davon zu Schulden kommen, hat mich dieſer oder jener Affect wieder überwältigt, wurde ich gleich dazu geſtimmt, oder widerſetzte ich mich lange, war es meine Trägheit, oder eine ungewöhnliche Stärke des Reitzes, wodurch ich ein Opfer deſſelben wurde? Traf ich Vorkehrungen, daſs es nicht wieder ſo kommen möchte? Iſt es mir leichter geworden, etwas zu laſſen, was ich ſonſt nicht gut laſſen konnte? Habe ich wichtigere Proben von Muth und Selbſtbeherrſchung abgelegt? Habe ich in einer Tugend gröſsere Vollkommenheit erlangt, ſie uneigennütziger, kräftiger, unverdroſſener geübt? Welcher Geiſt belebte mich bey meinen Geſchäften, welche Grundſätze leiteten mich in meinen Genüſſen? Wie oft und wie angelegentlich dachte ich an meine Beſtimmung? Was that ich, ſie mir ehrwürdig zu machen, die Hinderniſſe, die ſie mir erſchwerten, zu entfernen, wie warm, wie ausdauernd und wie thätig war mein Eifer für ſie?

Ohne eine ſolche Prüfung ſeiner Geſinnungen und Handlungen täglich vorzunehmen, iſt es nicht möglich, die Veredlung ſeiner Neigungen mit Erfolg zu betreiben. Sie iſt fortgeſetzte Selbſterkenntniſs, eine Berichtigung derſelben, nach den Veränderungen, die ſich von der Zeit an, da jene anfing in guten Vorſätzen wirkſam zu werden, mit uns ereignet haben. So wenig man der Selbſterkenntniſs zu weiſen und kräftigen Entſchlieſsungen entbehren kann: ſo wenig kann man der wiederhohlten Selbſtprüfung zum Weiterkommen in der Erfüllung derſelben entbehren.

Sie hat überdem noch den Nutzen, daſs ſie uns unſre Vorſätze oft vergegenwärtigt, das Andenken an ſie, das ſo leicht verlöſcht, und ſo ſelten abſichtlich erneuert wird, wieder anfriſcht. Es iſt unmöglich, daſs der ſeine Entſchlieſsungen vergeſſe, daſs ſie ihm nicht ſtäts in heiliger Erinnerung die Seele bewegen, der ſich täglich nach ihnen unterſucht. Die Selbſtprüfung macht uns das Geſchäft unſrer Veredlung wichtiger und angelegentlicher. Ehrwürdiger wird uns der Vorſatz, über den wir uns oft zur Rechenſchaft gezogen haben. Wir werden aufmerkſamer und gewiſſenhafter in den Handlungen, über die wir uns oft und ſtrenge richten. Wir können in Zukunft unmöglich da leichtſinnig ſeyn, wo wir einmal unſern eignen bittern Tadel erfuhren. Betrachten wir ſie bloſs als eine moraliſche Selbſtbeſchäftigung: ſo müſſen wir ihr ſchon einen ſehr heilſamen Einfluſs in unſer Leben zuſchreiben. Sie gibt uns ſtäte Beſonnenheit und denjenigen weiſen Ernſt, ohne welchen wir unſre höhern Angelegenheiten oft verſäumen werden. Sie bringt uns dieſe Angelegenheiten näher, und erhält uns mit ihnen in einer überaus wohlthätigen Befreundung. Sie macht geſetzt, überlegſam, unverdroſſen, und ertheilt dem ganzen Charakter eine ernſthafte moraliſche Richtung.

Dazu iſt aber erforderlich, daſs wir die gröſste Strenge gegen uns ſelbſt beweiſen, daſs wir uns nichts nachſehen, nichts verkleinern oder beſchönigen. Wir müſſen uns alle Vorſätze, die wir, nachdem wir unſern Zuſtand und unſer Verhalten kennen gelernt haben, faſsten, vergegenwärtigen, von jedem derſelben erforſchen, wie weit wir ihm am verfloſſenen

Tage nachgekommen ſind, oder ihn übertraten, wie weit ſich die Fertigkeit in ſeiner Befolgung erhöhte, oder die entgegengeſetzte Neigung ſtärker wurde. Auch der kleinſte Umſtand, auch die unbedeutendſte Handlung, die geheimſte Regung des Herzens, darf dabey nicht vergeſſen werden. Es muſs uns nur um die reine Wahrheit, die hier allein wirkſam ſeyn kann, zu thun ſeyn. Wenn das Reſultat unſrer Unterſuchung noch ſo demüthigend wäre: ſo darf uns dies doch nicht verleiten, das Geringſte daran zu ändern. Da die Menſchen ſich immer geneigt zeigen, ſich beſſer zu finden als ſie ſind: ſo muſs man, als Gegenmittel gegen dieſe verführeriſche Eigenliebe, ein weiſes Miſstrauen gegen ſich ſelbſt unterhalten, und ſelbſt bey dem vortheilhafteſten Scheine auf die Möglichkeit, daſs er täuſche, ein groſses Gewicht legen.

Trefliche Dienſte wird auch hier wieder das Tagebuch leiſten, welches ſchon im Vorhergehenden zur Beförderung der allgemeinen Selbſterkenntniſs empfohlen wurde. Wie es dort die Beobachtung des Herzens und Lebens überhaupt erleichterte: ſo wird es uns hier zur Bemerkung der Veränderungen, die ſeitdem mit uns vorgegangen ſind, behülflich ſeyn. Iſt die Selbſtwürdigung zu kräftigen Vorſätzen gereift: ſo muſs es mit Beziehung hierauf abgefaſst, und alles ſo eingetragen werden, daſs ſich daraus unſer Zurück- oder Weiterkommen in der Ausführung derſelben ergibt. So wie es dort die natürliche Herzensgeſchichte enthielt: ſo muſs es hier die moraliſche enthalten.

Neuntens. *Findeſt du, daſs du deinen Vorſätzen entgegen gehandelt habeſt: ſo überlaſſe dich dem moraliſchen Schmerze, der dieſe Entdeckung begleitet.* War es dir mit deinen Vorſätzen Ernſt, hat demuthsvolle Reue ſie veranlaſst, ein kräftiger Wille ſie erzeugt und befeſtigt, haſt du ſie dir gleich Anfangs recht wichtig und feierlich gemacht: ſo kannſt du unmöglich gleichgültig dabey bleiben, wenn du dir eine Uebertretung derſelben vorwerfen müſst. War bey der erſten Erkenntniſs deiner Fehlerhaftigkeit ſchon dein ſittliches Gefühl ſtark genug, dich zu beugen und mit Unwillen zu erfüllen, wo du noch nicht ſo viel für

ſeine

ſeine Bildung gethan hatteſt, wo du deine Unwürde noch einiger Maſsen mit der angebornen Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur entſchuldigen konnteſt, wo deinen Willen, nur der Tadel traf, daſs er ſich nicht früher ermannt habe: wie vielmehr wird dies jetzt geſchehen, da jenes Gefühl durch die fortſchreitende moraliſche Vervollkommnung, durch die Selbſtthätigkeit, die ſich im Faſſen und Bearbeiten deiner Vorſätze bewies, noch zarter, ſchärfer und lebhafter geworden iſt, da dir deine moraliſchen Angelegenheiten wichtiger geworden ſind, da du in deinen Vergehungen nicht mehr die Schwäche der Natur, ſondern dein eignes Herz anklagen muſst, da du dir ſelbſt untreu geworden biſt, gebrochen haſt, was du dir heilig verſprachſt. Unvermeidlich ſtellt ſich dieſer Schmerz ein, du kannſt ihm eben ſo wenig entgehen, als der Reue in der Selbſterniedrigung. Er iſt um ſo heftiger: je leichter der Fehltritt vermieden werden konnte, je mehr er für die Zukunft beſorgen läſst, je wichtiger und entſcheidender für deine Veredlung der Vorſatz war, den du darin übertrateſt, je angelegentlichere Bemühungen du ſchon an ihn verwendet hatteſt. Dem wahrhaft tugendhaften Manne geht nichts näher, ſchlägt nichts tiefer nieder, als das Bewuſstſeyn ſeine Pflicht nicht gehalten, ſein ſittliches Gefühl verletzt zu haben. Dieſes Bewuſstſeyn verfolgt ihn mit banger Unruhe, macht ihm alles und ihn ſich ſelbſt zuwider, verbittert ihm ſein Leben, zeigt ihm alles in einer ſchwarzen, unfreundlichen Geſtalt, verleidet ihm auch das Vorzüglichſte, deſſen er ſonſt froh wurde. Er kann mit nichts eins ſeyn, weil er mit ſich ſelbſt uneins iſt; nichts genügt ihm, weil er ſich ſelbſt nicht genügt; nichts zieht ihn an, weil er ſich ſelbſt zurückſtöſst; nichts weckt in ihm Liebe und Wohlgefallen, weil ihm das, woran ſein Heil und ſein Troſt hängt, verloren gegangen iſt.

Aber eben darum, weil dieſer Schmerz ſo bitter iſt, iſt er auch ein edler und wohlthätiger Schmerz. Er iſt edel, weil ihn nur der in ſeiner ganzen Gröſse fühlt, dem die Tugend über alles geht, den ihre Würde und Heiligkeit durchdrungen, der ihr ſein Leben geweiht hat. Er iſt wohlthätig: denn er macht aufmerkſam auf die Quelle der Vergehungen, vorſichtiger und ernſter in der Vermeidung derſelben. Er warnt und bewahrt uns kräftig vor neuen. Ohne ihn würden wir oft durch Eine Uebertretung rettungslos in Laſter verſinken. Er richtet uns wieder auf, wo wir noch ſo tief gefallen ſind. Durch ihn werden uns nicht ſelten unſre Fehltritte lehrreich und ſegensvoll, dient die Verirrung zur Verherrlichung der Tugend. Gewiſs würde mancher nie zu der Gröſse und unerſchütterlichen Standhaftigkeit im Guten, zu der ſiegreichen Treue gegen ſeine Vorſätze gelangt ſeyn, wenn er nie dieſen Vorſätzen untreu geworden wäre, wenn er nie gewankt, wenn nicht Reue über eine unwürdige That neue Kraft und neuen Schwung in ſein Leben gebracht, und ihn auf die Höhe geprüfter Würde erhoben hätte.

Darum ſegne und ehre auch du dieſen Schmerz. Suche ihn nicht zu entfernen; ein höchſt gefährlicher Leichtſinn würde an ſeine Stelle treten. Je bittrer, deſto heilſamer iſt er. Je tiefer er dich beugt, deſto höher wird er dich erheben; je mehr er dich beunruhigt, deſto mehr wird er dich ſtärken. Verweile bey ihm, unterhalte ihn abſichtlich, und ſchärfe ihn. Kannſt du ihn gleich nicht vermeiden: ſo kannſt du dich ſeiner doch entſchlagen; du kannſt dich zerſtreuen, andre Gedanken herbeyziehen, die ihn verdunkeln, oder ihn durch Selbſttäuſchung und falſchen Troſt mildern. Das wird dir zwar auf Augenblicke Ruhe geben, aber bald die ganze Unruhe eines verwirrten und verwüſteten Lebens über dir zuſammen häufen.

Doch darf dieſer Schmerz auch nicht zu heftig werden, daſs er dich nicht in Muthloſigkeit und Verzweiflung ſtürze, dich aller Fähigkeit, das Verdorbene wieder gut zu machen, beraube. Dies wird nie der Fall ſeyn, wenn er ein rein moraliſcher Schmerz iſt, wenn er ſich auf vernünftige Schätzung deiner Vergehungen und deiner Kräfte, die Kleinmuth und gänzliches Verzagen, auch beym tiefſten Falle unmöglich macht, gründet, wenn nicht ſchwärmeriſche Religionsbegriffe, und ſolche Betrachtungen, die ſich auf phyſiſches Wohl und Elend beziehen, in ihn einflieſsen. Hange daher dem, was darin bloſs Empfindung iſt, nicht zu ſehr nach. Belebe das Gefühl deiner Würde, ermanne dich, und laſs ihn dir ein

Sporn zu deſto angeſtrengterer Thätigkeit werden.

Zehntens: Bleibe aber hierbey nicht ſtehen, ſondern erneure feierlich deinen Vorſatz. Das muſs die erſte moraliſche Wirkung deines Schmerzes ſeyn, daſs er dich zur Beſinnung weckt, daſs er dir recht deutlich macht, was du gethan, wie du es gethan haſt, und was nun aus dir geworden iſt, daſs er deine thätige Kraft anregt, ſich auf den übertretenen Vorſatz hinzulenken, und ſich ſeiner mit gröſserer Stärke zu bemächtigen. Alles in dir muſs ſich zu dem Gedanken vereinigen: das ſoll nun nicht wieder geſchehen, ich will alles meiden, was mich dazu veranlaſſen, was dieſen Vorſatz in Vergeſſenheit bringen, verdunkeln, ſchwächen, oder mich zur Uebertretung geneigt machen könnte; er ſoll mir von nun an heiliger ſeyn als mein Leben, ich will lieber alles aufopfern, als ihm im Geringſten zu nahe treten. Der begangene Fehler ſoll mir ewig im Andenken bleiben, mich anfeuern, wenn ich träge, mich ermuntern, wenn ich müde, mich ſtärken, wenn ich wieder verſucht, mich ernſt machen, wenn ich leichtſinnig, mich demüthigen, wenn ich vermeſſen werde, mich ſchrecken, wenn ich in Gefahr bin, mich bethören zu laſſen. Sammle alles um dich, was dich in dieſer Entſchlieſsung befeſtigen kann. Wirf dich nieder vor dem höchſten Weſen, bekenne ihm deine Schuld, und zugleich deinen Vorſatz, offenbare ihm deinen Schmerz, und gelobe ihm aufs neue unerſchütterlichen Muth in der Befolgung deiner Pflicht: und du wirſt nicht leicht in Gefahr kommen ſie wieder zu verletzen.

Findeſt du endlich, daſs du es in der Vollbringung eines Vorſatzes zur Fertigkeit gebracht, eine verkehrte Leidenſchaft überwunden habeſt: ſo freue dich des Gelingens, aber werde nicht übermüthig. Eben ſo natürlich wie der Schmerz bey der Uebertretung, iſt die Freude bey der Erfüllung eines edeln Vorſatzes; und dieſe iſt um ſo gröſser, je mehr Schwierigkeiten damit verbunden waren. Nur Engherzigkeit, Hang zur Schwermuth, Unzufriedenheit mit allem und mit ſich ſelbſt, und eine Peinlichkeit, die ſich nie genug thun kann, iſt im Stande ſie zurück zu halten. Dem muſs man ſich zu entſchlagen ſuchen, wenn man nicht allen Muth verlieren will.

Wer ſich nie über ſich ſelbſt freuen kann, wird wenig Gutes ausrichten. Die Ausführung unſrer Vorſätze wird uns ſo oft erſchwert, Hinderniſſe erſchöpfen unſre Kräfte, mancherley Verläugnungen verzehren unſern Eifer, daſs uns der Dienſt der Pflicht zuletzt ganz verleidet wird, wenn uns nicht dann und wann das Vergnügen über ein wohl-vollbrachtes Werk wieder ermunterte, und neue Liebe zu ihr erweckte. Das Gefühl unſrer Unvollkommenheit, das ſich uns ſo oft aufdringt, die vielen Fehltritte, die wir uns vorzuwerfen haben, demüthigen ſo tief, daſs wir alles Zutrauen zu uns ſelbſt, und mit ihm allen Glauben an Veredlung verlieren müſsten, wenn uns nicht das Bewuſstſeyn, doch auch manchen Vorſatz gehalten, in manchen Fällen groſs und würdig und aufopferungsvoll gehandelt zu haben, mit uns ſelbſt ausſöhnte, und uns hoffnungsvoll an uns ſelbſt arbeiten lehrte. Der Blick in die Vergangenheit trifft auf ſo manche dunkle Stellen, daſs wir wohl bey den lichten Puncten in derſelben etwas verweilen mögen, um nicht auch von der Zukunft nur traurige Ahndungen zu hägen.

Wenn es ja auf der Welt eine reine, würdige und dauerhafte Freude gibt: ſo iſt es die, die wir über unſern ſtandhaft behaupteten Werth empfinden. Wenn irgend etwas unſer Wohlgefallen am Leben, bey ſeinen Mängeln und ſeinem unvermeidlichen Elende erhalten kann: ſo iſt es die Ueberzeugung pflichtmäſsig in demſelben gehandelt zu haben. Welcher Sieg kann mit dem verglichen werden, den der tugendhafte Mann über ſich ſelbſt erlangt, wenn er ſeine Leidenſchaften bezwingt? Und, di[illegible] Freude ſollte man ſich in dem freudear[illegible]ſt mühe- und thränenvollen Leben verſagen? Bey dem feurigſten Wunſche gut zu ſeyn, bey dem bittern Schmerze, den man da [illegible]pfindet, wo man es nicht war, ſollte man ſich das Zeugniſs, daſs man es geweſen ſey, vorenthalten? Je öfter wir mit Wohlgefallen bey dem Guten, das uns gelungen iſt, verweilen: deſto mehr wird unſer Herz für das Gute geſtimmt; deſto mehr eignen wir uns die hoheitsvolle Heiterkeit an, die uns die Veredlung des Lebens nicht allein zu einem leichten, ſondern auch zu einem frohen Geſchäfte macht.

Die Freude über das Gelingen unſrer moraliſchen Bildung muſs aber eine weiſe und nüchterne Freude ſeyn, darf nie laut und ausſchweifend, nie eigentlicher Affect werden. So bald dieſes geſchieht, wird ſie dem fernern Fortgange im Guten hinderlich, hemmt unſre Thätigkeit, verſetzt ſie uns aus uns ſelbſt, verliert ſie ihre Reinheit und Würde, und vermiſcht ſich mit ſolchen Empfindungen, die dem Geiſte der Tugend fremd ſind, oder ihm gar widerſprechen. Es iſt dann nicht mehr das Moraliſche, Vernunftmäſsige, Edle der That, was unſer ſittliches Gefühl rührt, nicht mehr die darin bewieſene Stärke des Willens, der wir uns freuen; es iſt phyſiſche Luſt, von den Folgen derſelben für unſer ſinnliches Wohl erzeugt, was uns mit froh macht, und die Tugend wird fortan nicht mehr um ihrer innern Vortrefflichkeit, ſondern zugleich um ihrer Annehmlichkeit, und um ihres Nutzens willen, nicht mehr als etwas, das Würde, ſondern zugleich als etwas, das Genuſs gibt, angeſtrebt. Die Lauterkeit des Sinnes geht verloren.

Noch ſorgfältiger muſs man ſich hüten, daſs jene Freude nicht in gefährlichen Dünkel, Uebermuth und Vermeſſenheit ausarte. Schlage deſswegen, weil du einige Vorzüge an dir findeſt, deinen Werth nicht zu hoch an, denke nicht, daſs du damit ſchon alles erreicht habeſt. Vergiſs nicht die Fehler zu bemerken, die dir auch noch ankleben. Schreibe dir bey deinen pflichtmäſsigen Handlungen nicht alles ſelbſt zu; denn es gehört dir ſelten alles an. Die Umſtände haben dich dabey unterſtützt; ein Gedanke, der ſich dir zufällig kräftig darſtellte, eine Empfindung die lebensvoll in dir erwachte, ein Hinderniſs, das ohne dein Zuthun eintrat, eine Situation, die gewiſſe Tugendeindrücke in dir anregte, oder dich durch ſonſt etwas mit Widerwillen gegen ein Laſter einnahm, für eine Tugend intereſſirte, hat oft mehr Theil daran, daſs du vor jenem bewahrt bliebeſt und dieſes vollbrachteſt, als die Stärke deines Vorſatzes. Dies darfſt du nicht aus der Acht laſſen, wenn du nicht beſſer von dir denken willſt, als es der Wahrheit gemäſs iſt. Freylich magſt du dich auch darüber wohl freuen, aber betrachte in der Freude das nicht als eignes Verdienſt, was nicht in deiner Selbſtthätigkeit ſeinen Grund hat. Glaube nicht, weil du einmal einem Vorſatze treu bliebeſt, du werdeſt ihm nun immer treu ſeyn, und könneſt dich nur unbeſorgt auf dich ſelbſt verlaſſen. Es können gröſsere Verſuchungen auf dich eindringen, als du bisher erfahren haſt. Vielleicht ſtanden dir da Hülfsmittel zu Gebothe, die dir einſt fehlen. Nicht immer wird dein Gefühl ſo warm, deine Vernunft ſo mächtig, deine Leidenſchaft ſo lenkſam ſeyn. Selbſt wiederhohlte Siege, die du über die ſtärkſten Antriebe davon getragen haſt, bürgen dir nicht für die Zukunft. Nichts iſt trüglicher als die günſtige Meynung, die wir von der Feſtigkeit unſers Herzens hägen. Wir dürfen auch da, wo ſie ſchon mannichfaltige und ſchwere Proben beſtanden hat, nicht unbedingt auf ſie vertrauen; ein kleiner Umſtand kann ſie in einem unbewachten Augenblicke zum Wanken bringen. Darum werde nie leichtſinnig und ſorglos; wage dich nie in eine zu groſse Verſuchung; verliere nicht die Beachtung deiner ſelbſt; verſäume nie das gewiſſenhaft anzuwenden, was deine Vorſätze ſtärken kann. Es gibt

Beyſpiele genug von edeln und groſsen Menſchen, die tief gefallen ſind; darum wandle vorſichtig, denke ſtäts, daſs dir das auch begegnen könne, und ſuche ihm ſorgfältig zu entgehen.

In dem ganzen Geſchäfte der Veredlung der Maximen iſt es von groſsem Nutzen, ſich mit einem edeldenkenden Freunde zu verbinden, und ihn zum Vertrauten unſrer Herzensgeſchichte zu machen. Dieſe Verbindung, wenn ſie anders ihre Idee rein ausdrückt, iſt etwas ſehr Erhabenes, und trägt ſchon an ſich viel dazu bey, dem Leben höhern, gediegenern Werth zu ertheilen. Sie gibt uns Gelegenheiten, uns in der Erfüllung vieler Pflichten auf eine Art zu üben, die uns dieſe ungemein erleichtert. Das gemeinſchaftliche Streben iſt feuriger, begeiſterter und ausdauernder; der Eine erwärmt ſich am Andern, und richtet ſich an ihm auf. Die beſſern Eigenſchaften des Einen theilen ſich dem Andern unwillkührlich mit, oder preiſen ſich ihm doch öfter und nachdrücklicher an. Der Eine lernt durch den Andern ſeine Fehler kennen, wo ſie ihm ſelbſt verborgen geblieben waren. Der Eine macht den Andern aufmerkſam auf Gefahren, die er überſah, auf Uebertretungen, die er nicht achtete, und ſtärkt ihn in der Verſuchung. Jeder Vorſatz, in der Nähe des Freundes gefaſst, wird heiliger und feierlicher, der Schmerz der Verirrung tiefer gefühlt und heilſamer, die Freude des Gelingens, dadurch, daſs er an ihr Theil nimmt, groſser und weiſer.

Dritte Abtheilung.

Veredlung des Charakters.

Wir haben bisher den guten Willen, in wie fern er ſich in einzelnen Beſtrebungen, den Naturtrieb zu überwinden, äuſsert, betrachtet. Das Ziel der Veredlung in der zweyten Periode war die Tugend, als Fertigkeit, ſich in der Ausführung guter Vorſätze gegen alle Hinderniſſe und Reitzungen der Sinnlichkeit zu behaupten. Begierde und Leidenſchaft lehnen ſich immer fort gegen die Vernunft auf; ſie muſs dagegen kämpfen. Selbſt wiederhohlte Siege vernichten den Feind nicht ganz. Er erhohlt ſich, und beunruhigt ſie wieder von neuem. Oft gelingt es ihm, ſie in unbewachten Augenblicken zu überwältigen, und er gewinnt dadurch die verlornen Kräfte wieder. Das Höchſte, was der Menſch in dieſer Periode erreicht, iſt, daſs die Stärke ſeines Willens ihn gegen ſeine Anfälle waffne. Nie darf er aber aufhören, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Wenn er auch immer ſeinen Vorſätzen treu bleibt, und das thut, was die Vernunft will: ſo hört doch die Sinnlichkeit nicht auf, dem entgegen zu ſtreben, und etwas in ihm zu unterhalten, was zwar ſeinen moraliſchen Werth nicht beeinträchtigt, ihm vielmehr Gelegenheit gibt, dieſen in ſeiner ganzen Gröſse zu zeigen, aber ihn doch einiger Maſsen mit ſich ſelbſt entzweyt, und ihn hindert, ſeines Werthes froh zu werden.

So darf es nicht bleiben. Der Menſch ſoll ganz zur Ruhe kommen, ganz eins ſeyn mit ſich ſelbſt. Die Einigkeit ſeines Willens ſoll alle Kräfte ſeines Lebens in Harmonie bringen, ſeine Menſchheit nach allen Rückſichten vollenden. Das iſt ſein höchſtes Ziel, davon erhält jede Aufgabe, die in moraliſcher Hinſicht an ihn ergeht, Zweck und Bedeutung. Hierin findet die Tendenz der Vernunft allein ihre ganze Befriedigung. Es iſt ſchon ein Groſses, wenn es der Menſch dahin gebracht hat, daſs er der Verſuchung nicht mehr unterliegt, daſs die Natur ihn nicht mehr zwingt, daſs kein Hinderniſs ihm zu mächtig iſt. Aber es iſt noch nicht alles. Es ſoll gar keine Verſuchung mehr auf ihn eindringen, gar keine Natur ihm entgegen ſeyn, gar kein Hinderniſs, wenigſtens aus ihm ſelbſt heraus, ihm in den Weg treten. Der Kampf zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit ſoll ſich dadurch endigen, daſs die letztere ſich der erſtern ganz füge, daſs ſie nicht anders empfinde, als wie es dem Intereſſe derſelben angemeſſen iſt, nichts anders erſtrebe, als was dieſe billigt, aber mit ihrer ganzen Stärke ſich auf die Befehle derſelben richte.

Die Sinnlichkeit gehört zur endlichen Natur des Menſchen. Zwar ſtrebt das Prinzip der Unendlichkeit in uns über ſie hinaus, und wir haben von ihm die Verheiſsung empfangen, daſs ſich einmal die Schranken auflöſen ſollen, in denen ſie uns gefangen hält. Dieſes Ziel muſs auch das höchſte Regulativ unſers Lebens ſeyn. Aber es iſt unſerm Verſtande unerreichbar. So weit wir mit einem beſtimmten

ſtimmten Denken unſre Bahn verfolgen, und uns die Perioden unſrer Veredlung ſelbſt aufgeben können, finden wir uns auch mit ihr behaftet, können wir nicht begreifen, wie wir ihrer je entbehren, und wie uns ohne ſie noch eine Sphare für unſer Handeln bleiben möge, müſſen wir in ihr eine nothwendige Bedingung unſrer moraliſchen Exiſtenz anerkennen. Wir dürfen es daher zur Zeit noch gar nicht darauf anlegen, uns ihrer zu entäuſsern. Sie ſoll nicht ausgerottet, aber geordnet, der Sittlichkeit unterworfen, von einem moraliſchen Geiſte regiert werden. Es ſoll nur Eins ſeyn im Menſchen — veredelte Sinnlichkeit.

Die Veredlung hat es auf ein Ganzes, die innere Vollendung angelegt. Sie geht deſswegen ſchon gleich Anfangs von einem Ganzen, der tugendhaften Geſinnung, der kräftigen Richtung des Willens auf das Gute aus. Ohne das kann ſie das Einzelne nicht erreichen, bleibt alle Bearbeitung des letztern ohne ſittlichen Werth, etwas, wozu die Beſtimmungsgründe von einem Sinnlichen, mithin Unlautern hergenommen ſind. Aber mit dieſem Ganzen kann ſie doch auch nicht ins Einzelne dringen, und ſich ſeiner nach allen ſeinen Beſtandtheilen bemächtigen. Die gute Geſinnung muſs, durch eigenthümliche Bemühungen, über die beſondern Maximen verbreitet werden, wenn dieſe ihre Natur und Form annehmen ſollen. Aber dieſe auf das Einzelne gerichteten Bemühungen, ſind doch nicht der letzte Zweck. Sie ſollen ſich zuletzt wieder zu einem Ganzen vereinigen, welches ſich darin von jenem erſten unterſcheidet, daſs es nicht bloſs ein Einiges, ſondern auch zugleich ein durch das Einige geformtes Mannichfaltige, ein in jeder Hinſicht Beſtimmtes und Bewährtes iſt, und nicht bloſs durch das Hinwirken auf den edlern Theil, ſondern durch Bildung des ganzen Menſchen erreicht wird.

Die Veredlung des Charakters heiligt das Leben, wie die Veredlung der Geſinnung den Willen heiligt; da hingegen die Veredlung der Maximen nur die Grundſätze tugendhaft macht. Sie enthält daher folgende Aufgaben.

Dein innerer Menſch ſey durchaus moraliſch geſtimmt. Deine Empfindungen und Begierden, wie die Handlungen, die du ihnen zufolge unternimmſt, ſtehen unter dem Geſetze der Vernunft. Es ſoll moraliſche Ordnung in deinem Herzen ſeyn, und ſich nichts in ihm regen, was dieſer widerſpräche.

Du ſollſt aber auch auf eine vernunftmäſſige Art thätig ſeyn; das iſt die Beſtimmung deines Lebens, und zu dieſer Thätigkeit muſs der ſinnliche und überſinnliche Charakter zuſammen ſtimmen. Alle deine Triebe ſeyen gerichtet auf den Zweck der Menſchheit in dir und andern.

Für dieſen Zweck muſst du eine unbeſiegbare Stärke des Willens beſitzen. Alles ſey in dir entſchloſſenes, ausdauerndes, kraftvolles Wirken im Dienſte der Pflicht. Nichts muſs mehr in dir ſeyn, vermittelſt deſſen Ungeduld, Muthloſigkeit und Verdroſſenheit ſich deiner bemächtigen könnten.

So wird ſich endlich dein ganzes Leben in Verehrung, in innige, ungetheilte, ewige Liebe des Höchſten und Beſten verklären, worin ſich die Veredlung vollendet.

Wir treffen hier alſo wieder auf die im erſten Buche aufgeführten Haupt - Momente des veredelten Charakters, Mäſsigung, Menſchenliebe, Seelenſtärke und Religion. Nur daſs ſie hier, wo die Art, wie ſie der menſchlichen Natur anzueignen ſind, beſtimmt werden ſoll, in einer andern Ordnung dargeſtellt werden müſſen, als da, wo wir ſie bloſs im Allgemeinen, und in Beziehung auf das höchſte Geſetz betrachteten. Hier muſs die Selbſtbearbeitung mit dem Innern anfangen, dann zu der Tendenz nach einem Aeuſsern übergehen, um ſich zuletzt wieder in dem Innern zu verlieren. Die Mäſsigung iſt die Grundlage der Menſchenliebe und Seelenſtärke, und empfängt in der Religion ihre letzte Weihe, die dann das veredelte Leben des Menſchen der Erde entreiſst, um es der unſichtbaren Welt auf immer zu übergeben.

Den ſinnlichen Charakter zur Mäſsigung, Menſchenliebe, Seelenſtärke und Religion zu veredeln, iſt das letzte Geſchäft der Veredlung. Wie dieſes geſchehen möge, haben wir jetzt noch zu unterſuchen. Denn was die Klugheit angeht, welche im Vorhergehenden zu den Beſtandtheilen des veredelten Charakters gezählt, oder vielmehr als Umgebung deſſelben dargeſtellt wurde: ſo iſt dort zugleich das, für den gegenwärtigen Zweck Dienliche beygebracht worden. Sie iſt eine Eigenſchaft, die zunächſt nicht dem Willen, ſondern dem Verſtande angehört, und die Kenntniſs deſſen, was zu ihr erfordert wird, enthält, wo das Herz moraliſch gebildet iſt, alle Regeln, durch deren Beobachtung ſie erworben und vervollkommnet werden muſs.

I.

Mäſsigung.

Die Mäſsigung geht auf Anordnung des Herzens in Anſehung ſeiner ſinnlichen Bedürfniſſe und der Art, wie dieſe daſſelbe beſchäftigen. Es ſoll in dem allem nichts ſeyn, was mit dem Geſetze der Vernunft ſtreitet, nichts, was die innere Eintracht des Lebens ſtört, nichts, was ſich, wenn es zum Ausbruche käme, in pflichtwidrigen Handlungen offenbaren würde. Im Herzen ſoll keine unruhige Bewegung, keine heftige Leidenſchaft, keine verkehrte Stimmung, kein mit den Forderungen der Tugend ſtreitendes Intereſſe bleiben. Es ſoll in allen ſeinen Gefühlen, Wünſchen und

Beſtrebungen das Bild nüchterner Weisheit, voll Würde und Friede darſtellen.

Alles, was im Herzen vorgeht, bezieht ſich auf ein Bedürfniſs, und iſt entweder Befriedigung, oder Streben nach Befriedigung, und den Gegenſtänden, die die Bedingung derſelben enthalten, oder endlich Wahrnehmung des angenehmen oder unangenehmen Zuſtandes, worin es durch Befriedigung oder Nichtbefriedigung, durch gelungenes oder verunglücktes Streben verſetzt wird. Genieſsen, Begehren und Empfinden, ſind die vornehmſten Erſcheinungen des Herzens. Keinem von dieſen darf ſich der Menſch unbedingt hingeben, ſeine Vergnügungen dürfen ihn nicht zu ſtark feſſeln, die Gegenſtände ſeines Verlangens ihn nicht zu viel und zu lebhaft beſchäftigen, ſeine Affecten nicht zu heftig werden, wenn er mit Würde leben will. Für ſeine Genüſſe, wie für ſeine Begierden und Gemüthsbewegungen gibt es ein gewiſſes Maſs, über welches hinaus ſie unſittlich werden, indem ſie eine innere Tendenz zu pflichtwidrigen Handlungen ausdrücken. Dies anzuerkennen, und nicht bloſs immer vor Augen zu halten, ſondern auch in ſie ſelbſt ſo hinein zu bilden, daſs ſie es nie überſchreiten, iſt eine Hauptangelegenheit der ſittlichen Veredlung. Es dahin zu bringen, fordert eine angeſtrengte Selbſtbearbeitung.

Die Mäſsigung der Vernunft, ſoll ſich demnach zuvörderſt zeigen in dem Genuſſe des Vergnügens. Dahin gehört alles, worin wir, ohne ſelbſt thätig zu ſeyn, und etwas Nützliches oder Würdiges zu beabſichtigen, uns bloſs dem Spiele angenehmer Eindrücke hingeben. Genieſsen will jeder Menſch, und wenn es manche gibt, die dagegen gleichgültig ſcheinen: ſo rührt dieſe Täuſchung daher, daſs ſie ihr Vergnügen in feinern und edlern Dingen ſuchen, daſs dasjenige, worin andre nur Arbeit ſehen, ihnen Genuſs gibt. Auch der Ernſthafteſte treibt ſeine höhern Geiſtesbeſchäftigungen oft ſo, daſs er dabey nur genieſst. Hierin iſt auch gar nichts Vernunftwidriges. Schon um zu leben, müſſen wir genieſsen. Der Genuſs iſt eine ſanftere, leichtere und abſpannende Art der Thätigkeit; ohne ihn würden ſich unſre Kräfte zu frühe verzehren. Die Anlagen und den Hang dazu kann uns die Natur auch nicht bloſs deſswegen mitgetheilt haben, daſs wir ſie überwinden ſollen. Aber wir verwenden auf jene Anlagen zu viel; jener Hang iſt gewöhnlich zu ſtark; wir wollen mehr und länger genieſsen, als wir ſollen. Hier muſs die Vernunft ins Mittel treten, und uns nicht allein das rechte Maſs des weiſen Genuſſes lehren, ſondern auch das Herz ſo bilden, daſs es nie über dieſes Maſs hinaus nach Genuſs verlange.

Der Genuſs ſoll nie bey dir Zweck, die Sorge für denſelben nicht einmal wichtige Angelegenheit — er ſoll nie zu lebhaft werden, nie dich betäuben, dich deiner ſelbſt vergeſſen machen, nie pflichtmäſsige Beſchäftigungen verdrängen, dein Herz ausfüllen, dich zu lange hinhalten, dich in den Zuſtand der bloſsen Paſſivität verſetzen, dich der vernünftigen Ueberlegung berauben; am allerwenigſten aber darf er dein Gewiſſen verletzen. Die Vernunft muſs den Genuſs heiligen. Die Neigung berechtigt uns noch nicht ihm nachzuhängen. Nur da, wo wir einſehen, daſs es uns nicht mit uns ſelbſt in Widerſpruch bringt, daſs unſer moraliſches Intereſſe nicht beeinträchtigt, unſre Pflicht nicht übertreten wird, können wir mit Würde genieſsen. Aber auch hier müſſen wir immer einen moraliſchen Zweck damit verbinden, den ſinnlichen Genuſs durch Geiſtesthätigkeit veredeln, auf höhere Bedürfniſſe beziehen, uns nicht ganz dem bloſs Körperlichen hingeben, und unſer Herz dahin zu ſtimmen ſuchen, daſs das feinſte, dauerhafteſte Vergnügen auch ihm das befriedigendſte ſey. Kein Genuſs ſoll das Gleichgewicht unſrer Gemüthskräfte ſtören, und in uns einen ſolchen Zuſtand erzeugen, den wir bey ruhiger Prüfung miſsbilligen würden, der nicht die Form der Vernunft rein und vollſtändig ausdrückte.

Was haben wir zu thun, um dies an uns zu bewirken? Das Vornehmſte iſt, daſs die übermäſsige Schätzung ſinnlicher Genüſſe, die allein zu allen Ausſchweifungen verleitet, vermindert, und nach vernünftigen Grundſätzen angeordnet werde. Bedenke daher oft, und ſuche dich immer ſtärker davon zu überzeugen, daſs du nicht zum Genieſsen geboren ſeyſt, daſs der bloſse Genuſs an ſich etwas Unwürdiges, daſs er leer und eitel, und nicht immer in deiner Gewalt ſey.

1. Du biſt nicht zum Genieſsen geboren. Wäre das: ſo könnteſt du dich mit Recht beklagen, daſs dein Leben für ſeine Beſtimmung viel zu kärglich ausgeſtattet ſey. Feinere und dauerhaftere Anlagen zum Genuſſe, und ein gröſserer Reichthum genieſsbarer Güter müſsten dich beglücken; du dürfteſt nicht ſo oft leer ausgehen; nicht ſo viele Menſchen dürften zu einem immerwährenden ſchmerzlichen Entbehren verdammt ſeyn. Keinem hat die Natur allen Genuſs gänzlich verſagt; aber keinem hat ſie ihn in dem Maſse gegeben, in welchem er ihn fordern könnte, wenn wir nur deſswegen da wären. Es gibt höhere Kräfte in uns, die uns zum Genuſſe überflüſsig ſind, die uns in demſelben öfters hindern als unterſtützen. Die Freuden des Verſtandes und Herzens könnten uns durch andre erſetzt werden, die uns ihr Angenehmes ohne ihr Bittres zutheilten, wenn Verſtand und Herz nicht eine edlere Beſtimmung andeuten. Unvertilgbar iſt in uns ein Streben, das durch keinen Genuſs

befriedigt wird, das jeden Genuſs verſchmäht und uns ſo viel ehrwürdiger iſt, je weiter es ſich von ihm entfernt. Wir finden unzählbare Veranſtaltungen in uns und um uns, die uns nur in ſo fern erklärbar ſind, als wir in ihnen den Beruf zu etwas, das mehr als Genuſs iſt, vernehmen. Vernunft und Gefühl weiſen uns gleich nachdrücklich dahin. Thätigkeit, freyes pflichtmäſsiges Wirken iſt unſre Beſtimmung: der Genuſs iſt Zugabe. Er iſt nur da um dieſer willen, und der Vernünftige darf ihn ſich nur in ſo fern erlauben, als es dieſe ihm geſtattet. Wer ihm allein lebt, oder mehr als er ſollte, ordnet den Zweck dem Mittel unter, beraubt ſich ſelbſt ſeiner ehrenvollſten Hoffnungen, und verwickelt ſich mit ſich ſelbſt in die traurigſten Widerſprüche.

2. Der bloſse Genuſs iſt an ſich etwas Unwürdiges. Würde hat nur das, worin ſich Vernunft und Freyheit offenbaren, worin wir uns unabhängig und ſelbſtthätig erkennen, was uns über den Zwang der Natur hinausrückt, und unſre Menſchheit verherrlicht, als Macht und Groſse ankündigt. Das Gegentheil von dem allem iſt im bloſsen Ge-

nuſſe. Er iſt ohne Vernunft und Freyheit. Denken und Wollen verliert ſich in unthätiges Empfinden. In ihm erſcheint der Menſch abhängig und knechtiſch, ganz Gefühl, ohne Kraft und Muth, bezwungen von fremder Gewalt, unterjocht vom Zwange der Natur, ſeiner Menſchheit beraubt, feige und klein, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig — ſein Zuſtand ſo arm und jammervoll, daſs er nur empfangen, nie geben kann. Der Genuſs macht den Menſchen gemein und verächtlich. In ihm ſteht er dem Thiere gleich; und die ausgezeichneteſten Fähigkeiten können ihm keinen Vorzug vor demſelben mehr geben, ihr Werth verſchwindet, und ſie gelten allein nach dem, was man von ihnen erleidet. Nur der freye Gebrauch adelt ſie, und erhebt uns über die andern Bewohner der Erde. So wie wir dieſem entſagen, geht uns das verloren, was uns allein auf der Höhe der Menſchenwürde erhalten kann. Das natürliche Gefühl entſcheidet darüber ſehr richtig. Wo ſich dieſes noch unverſtimmt äuſsert, fühlen wir uns durch jeden Genuſs, ſelbſt, wo es für die Bedürfniſſe des Lebens iſt, erniedrigt, und nie groſser, nie achten wir uns ſelbſt höher, als, wo wir uns freywillig einen Genuſs verſagt haben. Aber die Menſchen haben ſich ſo an ihm gewöhnt, ihn ſo lieb gewonnen, ſich ſo von ihm in das Gemeine hineinziehen laſſen, daſs ihnen jenes Gefühl faſt ganz vergangen iſt, oder daſs es durch das lebhaftere der angenehmen Befriedigung nicht mehr durchdringen kann. Darum werden ſie ihrer Entwürdigung ſelten inne. Der Beſſere würde ſich in dieſem Zuſtande ganz unerträglich werden; wenn ihn nicht der Gedanke, daſs er unvermeidlich ſey, daſs er ſich ihm aus Pflicht zuweilen hingeben müſſe, damit ausſöhnte, wenn er ſeine Genüſſe nicht durch vernünftige Thätigkeit zu veredeln wüſste.

3. **Aller bloſse Genuſs iſt leer und eitel.** Er kann nie dem Herzen ganz genügen, nie ſeine edelſten Bedürfniſſe ſtillen, nie ihm wahre Ruhe geben, nie Harmonie in ſeine Bewegungen bringen. Iſt er noch ſo geiſtvoll, noch ſo weiſe gewählt und angeordnet: das Beſte, wornach ſich dieſes Herz ſehnt, ſteht durch ihn doch nicht zu erlangen. Es ſind flüchtige Schatten, die er vor unſrer Seele

herführt, Ergötzungen des Augenblickes, die nichts zurücklaſſen als das ſchmerzliche Gefühl ihrer Nichtigkeit, bunte Farbenſpiele, womit er das Auge täuſcht, damit es der Verſtand nachher deſto mehr bedaure, daſs darin keine Wahrheit ſey. Iſt ſeine Blüthe erſt zerſtört — und wie bald iſt das geſchehen? — was bleibt dann noch an ihm, das uns gefallen möchte? Wir dürften uns nur einige Mal unmittelbar nach dem Genuſſe eines Vergnügens ernſtlich fragen, was habe ich denn eigentlich genoſſen? war er der geſpannten Erwartung und der groſsen Zurüſtungen werth? Gewiſs würde ſich unſre übertriebene Schätzung bald von ſelbſt herabſtimmen; Und wenn es das noch allein wäre. Oft läſst er im Herzen einen tief verwundenden Stachel zurück; oft nimmt er ſeinen Frieden mit weg, hebt die Eintracht ſeiner Kräfte auf; oft ſind Unmuth, Ueberdruſs und bittre Reue ſeine Begleiter; oft finden wir, daſs er für das wenige Werthloſe, was er uns gab, uns unausſprechlich viel Köſtliches genommen habe. Nur die Bethörung kann mit leidenſchaftlicher Liebe an ihm hangen, nur das verengte Herz, ſo oft es auch betrogen wurde, immer von neuem bey ihm Ruhe ſuchen. Es iſt Lebensweisheit, ſeine Genüſſe ſo viel als möglich einzuſchränken. Die Vorſchriften, die uns die Vernunft für ihre Mäſsigung ertheilt, ſind diejenigen, durch die unſre Zufriedenheit am meiſten geſichert wird.

4. Der Genuſs iſt nicht immer in deiner Gewalt. Der Zufall muſs dich darin begünſtigen, was er nicht immer thut, und ſehr ſelten, ſo wie du es wünſcheſt. Die Güter, deren Beſitz dir ihn verſchafft, hangen vom Schickſale ab. Dein Fleiſs und deine Geſchicklichkeit können ſie dir nicht immer erwerben, deine Vorſicht und dein kluges Benehmen nicht immer bewahren. Tauſend Menſchen müſſen ihrer gar entbehren, tauſenden ſind ſie entriſſen worden, wo ſie ſich ihrer erſt recht zu freuen dachten. Viel kommt auch auf deinen eignen Zuſtand an, über den du ſelten Herr biſt. Krankheiten können dich unfähig machen, des gröſsten Ueberfluſſes froh zu werden. Widrige Ereigniſſe können dich in eine Stimmung verſetzen, die dir alles verleidet. Du muſst aufgelegt ſeyn, wenn du

recht genieſsen willſt. Der kleinſte Umſtand, über den du nichts vermagſt, kann dich darin ſtören. Nimm die beſten und am meiſten von dir ſelbſt abhängigen Genüſſe, die Vergnügungen des Geiſtes und Herzens: ſtehen ſie dir wohl immer zu Gebothe? Du kannſt es dahin bringen, daſs eine peinliche Anſtrengung aufhöre, dir empfindlich zu ſeyn, daſs du dennoch dein Werk mit Liebe treibſt; aber wirſt du wohl eigentlichen Genuſs davon haben, wenn du dich in deinem Denken und Empfinden überall gehemmt fühlſt? oder ſteht es etwa in deiner Macht, alle Hinderniſſe zu entfernen, die aus deiner eignen körperlichen oder geiſtigen Diſpoſition herflieſsen? Wie thöricht iſt es, an etwas dein Herz zu hangen, was ſo höchſt unſicher iſt, dein Glück von dem zu erwarten, was dir ſo leicht entriſſen werden kann!

Gewiſs würden dieſe vier Betrachtungen, ernſthaft und oft beherzigt, die ausſchweifende Neigung zu ſinnlichen Genüſſen mäſsigen müſſen. Sie liegen uns ſehr nahe; wir werden durch mancherley Ereigniſſe auf ſie geführt; aber wir gehen zu flüchtig darüber weg, ſie

reiſen

reiſen nicht zur praktiſchen Ueberzeugung, darum bleiben ſie auch ohne Wirkung. Wie könnten wir uns von etwas unumſchränkt beherrſchen laſſen, von dem uns immer der Gedanke begleitet: das iſt deine Beſtimmung nicht, iſt ihr vielmehr entgegen, macht dich immer unfähiger für ſie, iſt an ſich nicht allein etwas, das dich tief entehrt, ſondern auch eitel, unbefriedigend, und hängt von der Gunſt des Schickſales ab, du kannſt dich ihm nicht mit Würde hingeben, wenn es nicht durch Vernunft und auf eine pflichtmäſsige Art geſchieht? Dem Menſchen, mit dem es bis dahin gekommen iſt, wo er die Veredlung ſeines Charakters beginnen kann, iſt die Erinnerung an ſeine Beſtimmung unter allen die heiligſte und kräftigſte, das Gefühl der moraliſchen Selbſtentehrung unter allen das ſchrecklichſte. Beyde dürfen nur bey ihm angeregt, und mit einer fehlerhaften Dispoſition des Herzens in Verbindung gebracht werden, um dieſer eine edlere Form zu geben, und das verkehrte Verlangen ſchon im Entſtehen zu erſticken. Noch beſſer aber wird das gelingen, wenn dieſes Verlangen zugleich als ein thörichtes erſcheint.

Wenn indeſs die Neigung zum Genuſſe ſelbſt durch Betrachtungen, wie die angeführten, geſchwächt worden iſt: ſo bleibt doch noch die Macht der Gewohnheit zurück. Man kann ſich ſeiner, wenn man auch noch ſo ſehr überzeugt iſt, daſs er nicht leiſte, was er verſpricht, daſs er vielmehr unſerm höchſten Intereſſe entgegen ſey, wenn man ihn auch nicht mehr um des gehofften Vergnügens willen begehrt, doch nicht ſo fort entſchlagen, weil er uns durch öftere Befriedigung zum Bedürfniſſe geworden iſt, weil ſich auſser dem natürlichen noch ein künſtlicher Hang zu demſelben in uns erzeugt hat, den keine Gründe zerſtören. Es iſt eine Richtung in unſrer Seele, die uns unwillkührlich zu ihm hinzieht, wenn wir auch ſeine Nichtigkeit deutlich einſehen. Wir ſtehen mit ihm in einer Befreundung, der wir uns nicht ſo leicht entreiſsen können. Dies erfordert noch eigne Bemühungen.

Man muſs ſich des bloſsen und unmäſsigen Genieſsens zu entwohnen, und ſich deſswegen den Genuſs überhaupt ſo viel als möglich entbehrlich zu machen ſuchen; welches vorzüglich durch öftere freywillige Entſagung geſchieht. Genieſse nicht immer, wo es dir deine Pflicht erlaubt, folge nicht jeder Einladung, wenn du auch damit dein Gewiſſen nicht verletzeſt, um ſo weniger, je dringender und verführeriſcher ſie ſich dir ankündigt. Muſst du genieſsen, um dein phyſiſches Leben zu erhalten: ſo lenke deinen Sinn von der thieriſchen Empfindung ab, und denke, daſs du hier nicht dir ſelbſt, ſondern der Nothwendigkeit gehorchſt, beabſichtige nicht das Vergnügen, ſondern den Zweck. Machen es dir deine erſchöpften Kräfte zum Bedürfniſs, ſie durch ſinnlichen Genuſs wieder anzufriſchen: ſo tritt dabey nie über die Gränzen dieſes Bedürfniſſes hinaus; beſchränke dich auf das, was hierzu ſchlechterdings erforderlich iſt; gehe nicht ſo weit, als du nachher wohl gehen darfſt, wenn du dich in dieſer Rückſicht einmal in Ordnung gebracht haſt. Vor allem aber verweigere ihn dir da, wo allein die Luſt dich dazu auffordert. So wird ſich allmählig jener Hang aus deiner Seele verlieren, andre Richtungen werden an ſeine Stelle treten. Du wirſt dich praktiſch überzeugen, daſs du auch ohne Genuſs fortkommen könneſt, daſs er zu deiner Zufriedenheit nicht ſchlechterdings erforderlich, daſs der Zuſtand des Entbehrens, wenn man erſt mit ihm vertraut geworden iſt, unſrer Natur nicht weniger angemeſſen ſey, und in mancher Hinſicht noch groſse Vorzüge habe.

Ein andres Mittel, der Gewohnheit des Genieſsens ihre Macht zu benehmen, iſt, daſs man ihr die des regelmäſsigen und angeſtrengten Wirkens entgegen ſetze. Der Genuſs gehört der Sinnlichkeit, das Wirken den höhern Kräften der Seele an. Kannſt du dir die Beſchäftigung des leidenden Theiles deiner Natur zum Bedürfniſſe machen: warum ſollte dir nicht ein Gleiches in Anſehung des thätigen möglich ſeyn? In jenem findeſt du dich durch ein Fremdes beſtimmt, mithin beſchränkt; in dieſem beſtimmſt du dich ſelbſt, und wirſt dadurch deines höhern Vermögens, deines ſelbſtſtändigen Lebens, das über alle Schranken hinaus ſtrebt, inne. Laſs es daher nicht genug ſeyn, dem Genuſſe zu entſagen. Dadurch würde eine unerträgliche Leere in deinem Innern entſtehen, die dich mit der Zeit wieder zu ihm zurück führte. Setze eine vernünftige Thätigkeit an ſeine Stelle. Bemühe dich immer etwas zu denken oder zu verrichten, wobey du dich nicht paſſiv verhalten kannſt. Je angeſtrengter dieſe Thätigkeit iſt; je mehr ſie dich nöthigt alle deine Kräfte aufzubiethen; je weniger ſich dabey Veranlaſſung zeigt, dich gewiſſen Eindrücken zu überlaſſen: deſto heilſamer wird ſie dir werden.

Die Thätigkeit kann ſich auch ſelbſt in Genuſs verwandeln, wenn wir nähmlich mehr damit befaſst ſind, unſern Zuſtand darin wahrzunehmen, das Sanfte, Uebereinſtimmende und Wohlgeordnete im Gebrauch unſrer Kräfte mit Wohlgefallen zu bemerken, als ſie unermüdet fortzuſetzen, und mit ihrem Gegenſtande beſchäftigt zu halten. Nichts verweichlicht das Gemüth mehr, und befördert mehr den Hang zum Genieſsen, als die Maxime, auch da Genuſs zu ſuchen, wo er am weiteſten von uns entfernt ſeyn ſollte, ſolche Anwendungen der Geiſtesfähigkeiten, bey denen uns kein beſtimmter Zweck vorſchwebt, die entweder zur Unterhaltung, oder zur Belehrung und Bildung überhaupt vorgenommen werden. Leicht ſchweift da die Phantaſie, da es ihr an einer feſten Richtung fehlt, nach allerley beliebigen Richtungen ab, je nachdem ſie an der einen oder andern mehr Vergnügen findet. Hier muſs man ſich vorzüglich beherrſchen, und auch dann, wenn man bloſs zu ſeiner Erhohlung und Aufheiterung lieſt, denkt oder arbeitet, ſich nicht ganz dem Genuſſe überlaſſen, ſondern mit ihm weiſe Thätigkeit verbinden, indem man dabey zugleich Aufklärung des Verſtandes, Bildung des Geſchmackes, Erweckung und Befeſtigung guter Entſchlieſsungen beabſichtigt. So gewinnt die Thätigkeit dem Genuſſe immer mehr Raum ab, zieht ſich dieſer in immer engere Gränzen zuſammen, und wir gewöhnen uns, ihn nie anders als in der Form der Vernunft zu verlangen.

Endlich wird die Mäſsigung in ſinnlichen Genüſſen noch durch ſorgfältige Pflege des geiſtigen Theiles unſrer Natur, und die Belebung verſtändiger Einſichten ungemein erleichtert. Das Geiſtige eignet ſich weniger zum Genuſſe als das Sinnliche; es rührt uns in einem geringern Grade. Es ſind dabey gröſsere Schwierigkeiten zu überwinden. Es erfordert ſchon Anſtrengung, ſich daſſelbe lebhaft zu vergegenwärtigen. Um ſich mit ihm zu beſchäftigen, muſs man manchem Genuſſe entſagen. Zur Vollkommenheit führt nur ſtarke Verläugnung. Es gibt freylich auch geiſtige Genüſſe; aber ſie ſind feiner, in ihnen iſt mehr Thätiges und Vernunftmäſsiges; und ehe wir es in der Anwendung des Verſtandes zu derjenigen Fertigkeit bringen, daſs wir uns ihr mit Vergnügen hingeben können, müſſen manche freudenloſe Bemühungen vorher gegangen ſey. Freylich hat es auch grobe Wohllüſtlinge von ausgezeichneter Geiſtesbildung gegeben; aber das beweiſt nichts mehr, als: entweder, daſs der angeborne Hang zu ſinnlichen Genüſſen bey ihnen zu ſtark war, als daſs ihm die edlern Bedürfniſſe das Gleichgewicht hätten halten können; oder daſs die höhere Bildung bey ihnen nicht tief genug eingedrungen war, um ſich ihres ganzen Herzens zu bemächtigen. In der Regel iſt der gebildetere Menſch auch der mäſsigere. Schon ſein feineres Gefühl bewahrt ihn vor vielen

Ausſchweiſungen. Sein innerer Reichthum beſchäſtigt ihn hinreichend; er hat nicht nöthig fremde Stoffe in ſich hineinzuziehen, um ſeine Lebensempfindung anzuregen. Der Trieb thätig zu ſeyn, iſt bey ihm gröſser; darum darf er weniger im Genuſſe Unterhaltung ſuchen.

Worauf es aber hier vorzüglich ankommt, iſt, daſs der Einfluſs verſtändiger Einſichten in die Neigungen gröſser werde. Manches Vergnügen würden wir gewiſs fliehen, wenn uns die Folgen ſeines Genuſſes gegenwärtig vorſchwebten. Das iſt es, woran es bey den meiſten Menſchen, die ſich jedem Reitze zum ſinnlichen Genuſſe unbedingt überlaſſen, fehlt. Sie wiſſen ſehr wohl, was daraus für ſie entſtehen wird, ſind auch nichts weniger als gleichgültig dagegen. Hat es ſie wirklich getroffen: ſo können ſie ſelbſt nicht begreifen, wie ſie ſo thöricht ſeyn konnten. Sie erinnern ſich, das alles vorausgeſehen zu haben, und die Unerträglichkeit ihres gegenwärtigen Zuſtandes iſt ihnen ein Beweis, wie viel ihnen daran gelegen ſey, dem zu entgehen. Aber ihr Wiſſen war, ſo lange es ſich auf etwas Künſtiges bezog, nicht lebendig genug; ſie hatten es nicht hinlänglich erwogen. Wäre es ihnen damals gegenwärtig geweſen, hätte es die Stärke eines ſinnlichen Eindruckes gehabt: es würde ganz anders auf ſie gewirkt haben. Ob die Vorſtellung des Künftigen mehr oder weniger unangenehme Folgen befaſſe, ob unſre Abneigung gegen ſie gröſser oder geringer ſey, davon hängt nicht ſo viel ab, als davon, daſs ſie den gehörigen Nachdruck habe, daſs ſie der Seele nahe genug gebracht werde, ſich ihr tief genug eindrücke. Aber das iſt eben die groſse Kunſt, die euch, wenn ihr ſie erfunden habt, in den Stand ſetzen wird, alles aus dem Menſchen zu machen was euch beliebt, eure Geſetze ſo vollkommen zu realiſiren, als ſie euer Codex darſtellt. Dahin wird es indeſs nie kommen; denn der Grad der Lebhaftigkeit, worin eine Vorſtellung ſich ihm andringt, hängt gröſsten Theils von ihm ſelbſt ab. Eine lebhafte Phantaſie kann hierin viel thun. Menſchen, die mit ihr begabt ſind, zeigen ſich überall rückſichtsvoller und bedächtiger, nehmen die Zukunft mehr zu Rathe, laſſen ſich weniger von ihren Empfindungen beherrſchen. Aber ſie ward nur wenigen zu Theil. Man muſs ſie entweder ſelbſt beleben, oder durch freye Richtung des Willens auf die Einſichten des Verſtandes, durch längeres Verweilen bey denſelben und deutlichere Entwickelung ihnen die Stärke geben, wodurch ſie der ſinnlichen Empfindung Widerſtand leiſten können, und ſich ſo nach und nach die Fertigkeit erwerben, nach ihnen zu handeln. Hat man es dahin gebracht, dann iſt es nicht ſchwer mehr, ſich in Anſehung ſeiner Genüſſe in ſeiner Gewalt zu behalten, und ſie einer weiſen und pflichtmäſsigen Ordnung zu unterwerfen. Die Natur rächt alles, was über ihr Maſs hinausgeht, wenn es der Menſch nur beherzigte.

Die zweyte Aeuſserung des Herzens, die durch Vernunft gemäſsigt werden ſoll, iſt die Begierde. Das Angenehme, was gegenwärtig, und in unſrer Gewalt iſt, iſt Gegenſtand des Genuſſes, was wir aber noch gar nicht, oder noch nicht ſo vollkommen beſitzen, als wir es wünſchen, wird begehrt. Der Genuſs iſt vorübergehend, und dauert nur ſo lange, als wir mit dem, was ihn bewirkt, in

Verbindung bleiben, oder bis Sättigung ihn uns verleidet. Die Begierde iſt eine bleibende Beſtrebung der Seele. Dasjenige, worauf ſie gerichtet iſt, ſteht mit uns in keiner wirklichen Verbindung. Wir haben daran auch nie genug; denn es iſt eigentlich nicht das, was genoſſen wird, ſondern was uns in den Stand ſetzt, uns jeden beliebigen Genuſs zu verſchaffen. Es iſt deſswegen auch ſchwerer ihr beyzukommen; ſie zieht ſich tiefer in das Herz hinein, und fordert eine angeſtrengtere Bearbeitung. Man kann ſich dem Genuſſe oft hingeben, ohne deſswegen einen leidenſchaftlichen Hang dazu zu haben. Aber jede lebhafte Begierde zeugt von einem innern thätigen Prinzip, woraus ſie entſpringt, und wovon ſie unterhalten wird. Eine zu ſtarke Begierde zieht immer an, und iſt daher auch von weit gröſsern Folgen, bringt mehr Unordnung in unſerm Innern, mehr Pflichtverletzungen in unſerm Leben hervor, als ein ausſchweifender Genuſs.

Die vorzüglichſten Mittel des Genuſſes, auf die ſich die Begierde bezieht, ſind Vermögen und Ehre. Die Gewalt, die dieſe uns über die Natur und andre Menſchen verſchaffen, bringt uns bald dahin, ſie übermäſsig zu ſchätzen. Zu dem Intereſſe ihres Nutzens geſellt ſich mit der Zeit noch ein unmittelbares, das ſich an ihren Beſitz ſelbſt heftet, und ſo gewinnen ſie dann unſer feurigſtes Beſtreben, lenken unſer Denken, Empfinden und Thun ausſchlieſsend, oder doch mehr als ſie ſollten, auf ſich hin, ſchwächen die übrigen Triebfedern des Herzens, werden der Maſsſtab, wornach wir die andern Güter würdigen, der Zweck, den wir uns bey allen Bemühungen vorſetzen, und verleiten uns zu tauſend pflichtwidrigen Handlungen. Nicht bloſs der äuſsere, ſondern auch der innere Menſch ſoll mit dem Geſetze der Vernunft übereinſtimmen; nicht allein unſer Benehmen, ſondern auch unſer Begehren ſoll ihm angemeſſen ſeyn. Hierhin gehören folgende Vorſchriften.

Begehre nichts zu ſtark. Laſs dich von keiner Begierde beherrſchen. Keine beſchäftige dich zu anhaltend und zu lebhaft. Keine ſtöre die Ordnung deines Herzens, und das Gleichgewicht deiner Kräfte. Keine ſey auf eine Handlung gerichtet, die du nicht auch unternehmen dürfeſt. Keine hindere dich zu thun, was dir obliegt; keine trete deinen höhern Beſtrebungen in den Weg; keine verleite dich zu falſchen Meynungen. Beym Streben nach Vermögen und Anſehen ſeyen dir immer deine moraliſchen Zwecke gegenwärtig, daſs du es nicht allein nach dieſen einſchränkeſt, ſondern auch anordneſt, daſs ſie dir nur darum und in ſo fern wichtig ſeyen, weil und in wie fern ſie dir jene befördern helfen.

Damit du es nun dahin bringeſt: ſo ſuche zuvörderſt über den wahren Werth der Dinge, die du begehrſt, mit dir einig zu werden. Wenn dieſer nicht ſo oft verkennt würde, würden ſich die Menſchen nicht ſo ängſtlich um ſie bemühen, würde die Begierde nach ihnen nie ſo ausſchweifend heftig ſeyn. Daſs Geld und Ehre an ſich nichts ſind, daſs alles von dem Gebrauche abhängt, der von ihnen gemacht wird, ſieht jeder wohl leicht ein, und gibt es in ſeinem Urtheile über andre nachdrücklich genug zu erkennen. Aber, was uns ſelbſt betrifft: ſo benehmen wir uns doch gewöhnlich ſo, als ob ſie uns durch ſich ſelbſt genügen könnten.

Die Leidenſchaft blendet uns hier, und erzeugt im Hintergrunde unſrer Seele das Vorurtheil, welches das Mittel an die Stelle des Zweckes ſetzt, dem, was nur einen abhängigen und bedingten Werth hat, einen ſelbſt eigenen unbedingten zuſchreibt. Dieſes Vorurtheil bemächtigt ſich dann unſers Verſtandes, oder hindert ihn vielmehr, die Sache näher zu beleuchten. So geſchieht es, daſs wir ſelbſt nach den Maximen handeln, die wir an andern als thöricht tadeln. Die meiſten deiner Beſtrebungen werden ganz anders ausfallen, und weit mäſsiger ſeyn, wenn du aufgeklärt genug über ihre Natur und Tendenz denkſt. Frage dich alſo: warum will ich reich und geehrt ſeyn? iſt das mein eigentlicher Zweck, weiſt mich mein Verſtand, weiſt mich mein Herz dahin, iſt darin etwas, das mir genügt? Du wirſt dann bald finden, daſs du durch beydes weder glücklicher noch vollkommner biſt, als du ohne das ſeyn würdeſt, daſs dir Reichthum und Ehre, wenn du dich ganz zur Ruhe bringſt, weiter nichts gelten können, als in wie fern ſie Mittel ſind, etwas anders zu erlangen. Haſt du dich hiervon überzeugt: ſo wirſt du dich dem

Streben nach ihnen unmöglich ganz ungetheilt hingeben können; ihre Schätzung wird ſich nach dem richten, was du durch ſie zu bewirken vermagſt. Sey dies nun auch, was es wolle: ſo kannſt du doch nie ſicher ſeyn, daſs du es wirklich durch ſie erreichen werdeſt, es können andre Umſtände eintreten, die dich, wenn du auch noch ſo angeſehen und reich biſt, hindern, deſſen froh zu werden. Der Beſitz der Mittel führt nicht immer den Zweck herbey. Du darfſt alſo jene dieſem nicht gleichſetzen, noch weniger über denſelben erhöhen. Du wirſt ihn gewiſs verfehlen, wenn du darauf zuviel verwendeſt. Je heftiger deine Begierde nach Anſehen und Vermögen iſt, je mehr ſie dich beſchäftigt: deſto geringer wird der Genuſs ſeyn, deſto weniger kannſt du daran denken, dir dieſen zu verſchaffen.

Frage dich nun weiter: was denn eigentlich das ſey, um deſſen willen du dich, als ein vernünftiger Menſch, um dieſe Dinge zu bemühen habeſt; ob du dabey allein auf Genuſs ſehen könneſt? Das Reſultat wird ſeyn: daſs du zwar nicht allen Genuſs zu verläugnen brauchſt; daſs er aber auch bey weitem dein

Höchſtes nicht ſeyn, dein ganzes Herz nicht ausfüllen ſoll; daſs ſittliche Würde und ihre thätige Erweiſung deine Beſtimmung iſt; daſs du nach ihr alles, was du in der Welt zu erlangen vermagſt, ſchätzen muſst; daſs es dir nur ſo viel werth ſeyn kann, als es dieſen Zweck befördert; daſs du, wenn auch Vermögen und Ehre dein Leben noch ſo genuſsvoll und glücklick machen, doch nur in ſo fern nach ihnen ſtreben darfſt, als dadurch dein moraliſches Intereſſe nicht beeinträchtigt wird; daſs du nur in ſo fern mit voller Zuſtimmung deiner Vernunft nach ihnen ſtreben kannſt, als du ſie als Mittel zur Vervollkommnung deines Lebens und zur Erfüllung deiner Pflichten zu betrachten berechtigt biſt. Ihre Beziehung auf Genuſs gibt ihnen eine zufällige, die Beziehung auf Würde eine weſentliche, unveränderliche Wichtigkeit. Begehrſt du ſie aber auf dieſe Weiſe, und allein um dieſes Werthes willen: ſo iſt gar nicht zu beſorgen, daſs deine Begierde je ausſchweifend werde. Darum halte dieſen Gedanken dir immer gegenwärtig: nicht, als ob ſie ſelbſt etwas wären, nicht weil ſie mir Genuſs verſprechen, ſondern, weil ich von

ihnen

ihnen einen weiſen Gebrauch machen kann für meine höhere Beſtimmung, will ich mich um Geld und Anſehen bemühen.

Um dir eine ſolche moraliſche Schätzung zu erleichtern, erinnere dich oft an die Unbeſtändigkeit und Unzuverläſsigkeit dieſer Güter. Denke, wie wenig es in deiner Macht ſtehe, dich ihrer zu verſichern. Nicht immer belohnt Reichthum den Fleiſs; nicht immer wird Ehre dem Verdienſte zu Theil. Der Erfolg unſrer Bemühungen hängt von tauſend Umſtänden ab, die wir nicht regieren können. Die klügſten Maſsregeln, die ernſtlichſten Bemühungen, die ſtrengſte Rechtſchaffenheit, die achtungswürdigſten Eigenſchaften verfehlen oft ihres Glückes. Ueber unſre Handlungen und innern Vollkommenheiten können wir gebiethen; aber was daraus werden wird, darüber entſcheidet das Schickſal, ohne ſich darin um unſern perſönlichen Werth zu bekümmern. Doch geſetzt, es hätte dich darin begünſtigt; weiſst du denn, wie lange es ſeine Zuneigung gegen dich fortſetzen werde? Kann es ſie nicht in jedem Augenblicke zurück nehmen? Darfſt du ſeinen

Verſprechungen trauen, oder haſt du etwas, wodurch du dich ſeiner verſichern mögeſt? Wo iſt der Liebling, den es noch nie getäuſcht, noch nie hart behandelt, der noch nie ſeinen Wankelmuth erfahren hätte? Wo der Mann, dem noch nie etwas fehl ſchlug, der ſich überall und zu jeder Zeit derſelben Ehre erfreute? Kannſt du die Zufälle zählen, wodurch es im Stande iſt, dich zu berauben, zu miſshandeln, zu verhöhnen und zu betrügen? Sind die Beyſpiele ſo ſelten, daſs Menſchen plötzlich ihr ganzes, auf Reichthum und Anſehen gegründetes Glück zerſtört ſahen? Oder biſt du etwa in der Lage, daſs du das nicht fürchten darfſt? was hat dich dann über menſchliches Loos ſo hoch erhoben? Wie thöricht handelſt du, daſs du ſo übermäſsig ſtrebſt, Schätze zu häufen, und dir einen Namen zu machen, da du beydes ſo bald verlieren, ſo bald, bey aller deiner Vorſicht und Arbeit, arm und verachtet, mit Elend und Schande bedeckt ſeyn kannſt? Dies recht erwogen, wird dich die Sorge für dein Wohl ſchon nöthigen, deine Begierden einzuſchränken.

Drittens: mache dir recht deutlich, wie wenig dieſe Güter im Stande ſind, dir alles zu geben, deſſen du bedarfſt. Schon dein irrdiſches Leben können ſie in den wenigſten Stücken zufrieden ſtellen. Mit Gelde kannſt du dir die Dienſte der Menſchen erkaufen, aber nicht ihre Liebe; und was ſind jene ohne dieſe? Um deines Anſehens willen wirſt du gefürchtet ſeyn, aber wird man dich darum auch achten? Vielleicht wird ſich der Neid dadurch an dir rächen, daſs er dich da, wo du ihn nicht erreichen kannſt, deſto tiefer demüthigt, deiner deſto kränkender ſpottet; je knechtiſcher er ſich in deiner Nähe ſchmiegt. Du brauchſt, wenn du genug haſt, um deinen Unterhalt nicht bekümmert zu ſeyn — aber auch nicht beſorgt, daſs dich irgend ein Unfall, oder die Treuloſigkeit der Menſchen deſſen beraube. Du wirſt nur um ſo mehr fürchten, je mehr du zu verlieren haſt. Kannſt du mit allem deinem Gelde oder Anſehen einen Geliebten, deſſen Verluſt dir unausſprechliches Leiden verurſacht, dem Tode entreiſsen, oder dein eignes Lebensziel verlängern? Werden die gewöhnlichen Unfälle, die die Menſchen niederbeugen, Verdruſs, Krankheiten, fehlgeſchlagene Hoffnungen, ſchmerzliche Trennungen dich deſswegen verſchonen, weil du viel bezahlen kannſt, oder bey andern viel bedeuteſt? Und wie ſteht es um deine höhern Bedürfniſſe? Kannſt du durch deine Schätze eine verkehrte Stimmung des Gemüthes verhüten oder heilen, die Ruhe des Herzens herſtellen, wo ſie verloren ging, die böſe That ungeſchehen machen, um derer willen dich dein Gewiſſen mit bittern Vorwürfen verfolgt, oder dir das Bewuſstſeyn edler Thaten erwerben, den innern Richter zum Schweigen bringen, wo er dich verdammt? Werden ſie dich tröſten, wo du einen harten Verluſt erlitten haſt, oder wo das Gefühl deines Unwerthes dein Inneres verwundet? Wird dich das Zeugniſs deines Herzens darum auch für groſs erklären, weil die Menſchen dich für groſs halten? So viel du auch beſitzen magſt: an dem, was dir ewig das Theuerſte bleibt, was den Frieden deines Lebens gründet, biſt du darum um nichts reicher geworden.

Viertens: überzeuge dich, daſs du weder eines groſsen Vermögens, noch ausgezeichneter Ehre bedürfeſt, um glücklich und weiſe zu leben, daſs du ohne ſie zufrieden und tugendhaft ſeyn, ſelbſt viel Gutes ſtiften könneſt. Und das iſt eben ſo ſchwer nicht. Du wirſt dich gewiſs mancher frohen Stunde erinnern, die eben mit keinem koſtbaren Aufwande erkauft war, wobey das Anſehen, das du unter den Menſchen behaupteſt, gar nicht in Betracht kam. Ueberall findeſt du Menſchen, die ohne Ueberfluſs und hohe Stellen recht vergnügt ſind, vergnügter als ſie mit dieſen ſeyn würden, die ihren beſchränkten Zuſtand nicht gegen die glänzendſte Lage vertauſchen möchten. Das hängt nicht allein vom Temperamente ab, iſt nicht bloſs angeborne Genügſamkeit, ſondern vielmehr eine Verfaſſung der Seele, in die wir uns alle verſetzen können, die unſrer Natur durchaus angemeſſen iſt. Wer ſich gewöhnt, ſich deſſen zu freuen, was er hat, wird nicht leicht nach dem trachten, was ihm verſagt iſt, nicht leicht im vergeblichen und undankbaren Streben nach hohen Dingen ſeine Kräfte verzehren. Ein aufmerkſamer Blick auf das viele Gute, was in unſern Lebensverbindungen liegt, und eine weiſe Schätzung deſſelben macht uns alles entbehrlich, warum es ſich die meiſten Menſchen ſo ſauer werden laſſen, und dann doch für groſse Mühe nur einen geringen Lohn davon tragen. Die koſtbarſten und dauerhafteſten Freuden ſind immer die wohlfeilſten, immer diejenigen, die jeder leicht erlangen kann, und zu denen man ſich nicht erſt durch Reichthum und Anſehen den Weg bahnen muſs. Man kann im Ueberfluſſe darben, bey der höchſten Ehre elend ſeyn, und arm und unbemerkt, im Dunkel der Niedrigkeit ein beneidenswerthes Leben führen. Nicht nothwendiger iſt der Reichthum dazu, daſs du der Tugend ergeben bleibeſt. Er hat eben ſo wohl ſeine Gefahren als die Armuth, vielleicht noch gröſsere. Alles kommt auf dein Herz, und die Stärke deiner Grundſätze an. So lange dich dieſe nicht verlaſſen, wird dein äuſserer Zuſtand dich nicht zum Wanken bringen. Ein bedeutendes Anſehen bey den Menſchen ſchützt nicht vor dem Laſter, wenn du dich nicht ſelbſt bewahrſt. Vielleicht wird es dich oft in groſse Verſuchungen führen. Wenn wir über vieles

Herr ſind, Vermögen und Einfluſs haben: ſo können wir viel Gutes ſtiften. Aber das können wir auch mit geringen Kräften, und in einem eingeſchränkten Kreiſe, wenn wir jene nur redlich gebrauchen, dieſen nur ganz auszufüllen ſuchen. Das Kleine ganz, iſt verdienſtlicher, als das Groſse halb zu thun. Wer das Gute nur ernſtlich will, findet auch immer Gelegenheit, und hat immer Mittel genug, etwas dafür zu wirken. Du kannſt dir überhaupt nichts deiner Liebe Werthes denken, in dem du nicht auch ohne die genannten Gegenſtände menſchlicher Begierde fortkommen könnteſt.

Gewöhne dich daher, fünftens, immer bey dir ſelbſt Hülfe zu ſuchen. Du wirſt, wenn du dabey nur redlich verfährſt, nie leer ausgehen. Groſse Kräfte liegen in deiner Natur, wenn du ſie nur zu ſchätzen und anzuwenden wüſsteſt. Vermögen und Ehre ſind doch nur in ſo fern etwas, als dein Verſtand ihren Gebrauch regiert. Sollte dieſer Verſtand, ohne ſie, gar keinen Ausweg mehr wiſſen; ſollte er, der durch ſie Wunder thut, nichts mehr können, wenn er von ihnen verlaſſen iſt? Die Erfahrung hat in unzählbaren Beyſpielen gelehrt, wie viel der Menſch bey einem ernſtlichen Willen vermag, wenn ihm auch nichts dabey zu Gebothe ſteht. Haſt du erſt einige Male dieſe Erfahrung an dir gemacht: ſo wirſt du es verſchmähen, das bey äuſsern und veränderlichen Dingen zu ſuchen, was du von dir ſelbſt erlangen kannſt.

Du trägſt Güter in dir, mit denen diejenigen, die dir die Welt und die Meynung der Menſchen leiht, gar nicht in Vergleichung kommen. Wenn du dieſe kännteſt, und die Kunſt verſtändeſt, ſie gehörig zu bearbeiten, zu vermehren, und ihrer froh zu werden: ſo würdeſt du gewiſs an ihnen ſo viel haben, daſs du um diejenigen, deren Schimmer gröſser iſt, als ihr Gehalt, nicht ſonderlich verlegen wäreſt. Ein wohlgeordneter, aufgeklärter Verſtand, Reichthum an nützlichen und angenehmen Kenntniſſen, die Fähigkeit, das Wahre, Schöne und Gute überall zu erkennen, und mit Wohlgefallen zu empfinden, ein ruhiges und tugendhaftes Herz, das Bewuſstſeyn treu erfüllter Pflichten und des ſtäten Wachsthumes in der Vollkommenheit, ſind doch gewiſs mehr werth als ein glanzvolles Leben; wenn man auch nicht in Anſchlag bringt, daſs dieſes ſo ſchwierig, ſo ungewiſs, ſo wandelbar, und mit ſo vielen Sorgen und Beängſtigungen verbunden iſt, da jene von allen Menſchen erlangt, genoſſen und bewahrt werden können, ſo lange es ihnen beliebt, kein Unfall uns ihrer beraubt, keine Befürchtung uns in ihrem ruhigen Beſitze ſtört. Sollten wir noch wohl ſo angelegentlich und unbedingt nach dem Aeuſsern, Veränderlichen und wenig Befriedigenden ſtreben, wenn wir das Groſse, Genügende und Unvergängliche, das unſer Geiſt umſchlieſst, erſt haben würdigen gelernt. Alles kommt darauf an, daſs man ſich auf ſich ſelbſt verſtehe, mit ſeinen Anlagen, Kräften, Bedürfniſſen, ſeinem innern Reichthume, und der Fähigkeit, ihn ins Unendliche zu vermehren, recht bekannt ſey, zu ſich ſelbſt Zutrauen faſſe, und für die höhern Freuden des Geiſtes und Herzens Empfänglichkeit habe: und man wird nicht leicht in Verſuchung kommen, das auſser ſich, mit vielem Aufwande und vielen vergeblichen Bemühungen zu ſuchen, was man in ſich ſelbſt beſſer und leichter finden kann.

Je mehr du haſt, deſto weniger wirſt du begehren. Darum vermehre deine innere Vollkommenheit; erwirb dir immer mehr Kenntniſſe, und Fertigkeit im hellen Denken und richtigen Empfinden; erhöhe deinen Sinn für das in ſich Vortreffliche; bilde und ordne unermüdet an deinem Herzen; werde gröſser und beſſer: ſo wirſt du Reichthum und Ehre auch immer mehr gering ſchätzen können.

Hüte dich aber, ſechſtens, bey allem dem, dich viel in Gedanken mit ihnen zu beſchäftigen. Laſs deinen Blick nie lange auf der glänzendern Lage des Vermögenden und Bewunderten verweilen: der äuſsere Schein wird dich allmählig blenden, daſs du etwas Beneidenswerthes darin findeſt, wenn du auch in der That ganz anders darüber denkſt. Hange nie der Betrachtung der Vortheile nach, die ihnen daraus entſpringen, und der Gelegenheiten und Mittel, die ſie beſitzen, ſich ſelbſt jedes Gewünſchte zu verſchaffen, und zu vielem Guten mitwirken zu können: du würdeſt gewiſs darüber vergeſſen, daſs das nicht reiner Gewinn ſey, daſs und warum du dieſes entbehren könneſt.

Wehre deiner Phantaſie, wenn ſie dich damit unterhalten will, daſs ſie dir allerley vorſpiegelt, was du thun, und genieſsen und in der Welt vorſtellen würdeſt, wenn du dieſes oder jenes beſäſseſt, wenn du ſo reich wäreſt, oder es ſo hoch bringen könnteſt, wie ein andrer neben dir. Gerade die Augenblicke, worin die Spiele der Einbildungskraft in uns ihr Weſen treiben, ſind für unſer Herz die gefährlichſten; gerade da ſchleichen ſich praktiſche Vorurtheile am leichteſten, unvermerkteſten und unverbeſſerlichſten bey uns ein; gerade da geſchieht es, daſs wir Dinge übermäſsig ſchätzen lernen, die wir bey ruhigem Nachdenken ſehr gering achten. Die Genüſſe, die ſie uns als die Früchte des Beſitzes darſtellt, ſind von der Art, daſs auch der Weiſeſte nie ganz gleichgültig gegen ſie iſt; das öftere Denken und Vergegenwärtigen derſelben, macht ſie uns noch werther, erhöht das, was Anfangs nur flüchtiges Verlangen war, zur fortdauernden Neigung. In der Phantaſie verſchwindet die groſse Kluft, die ſich noch zwiſchen dem Beſitze und Genuſſe findet, flieſsen beyde in Eins zuſammen, und was uns der letztere gilt, das gelten uns auch die Mittel, die gewöhnlich dazu führen. Was die Erfahrung lehrt, daſs man reich ſeyn, und doch darben, alle Ehre haben, und doch oft ſeines Zieles verfehlen, ſich dabey ſelbſt verachten könne, wird in der bloſsen Vorſtellung vergeſſen. Es iſt ſchon ſchädlich, für ſich allerley Projecte auszuhecken, wie man zu dem Einen oder Andern gelangen könnte, wenn man auch gar keinen Gebrauch davon zu machen denkt. Wir gefallen uns bald in unſerm eignen Scharfſinne, und verſuchen es Anfangs zur Probe, nach und nach wird es uns Bedürfniſs, uns mit dergleichen Dingen zu befaſſen; wir lernen ſie ſchätzen, weil wir uns auf eine angenehme Art mit ihnen unterhalten, und an ihnen thätig ſeyn können — und bald zeigt ſich die Leidenſchaft in ihrer ganzen Macht und Gröſse.

Endlich: *biſt du wirklich im Beſitze von Vermögen und Anſehen, ſo mache davon einen weiſen Gebrauch.* Beyde haben die Eigenſchaft, daſs der Menſch, je mehr er von ihnen hat, deſto mehr noch hinzu begehrt. Je mehr ſich ſeine Summen häufen, und je höher er ſteigt: deſto ärmer und niedriger dünkt er ſich, deſto weiter entfernt ſich ſein Ziel, deſto raſtloſer und ungetheilter wird ſein Streben. Dem kann man nicht anders vorbeugen, als daſs man ſich übt, das, was man erlangt hat, ſeiner Beſtimmung gemäſs zu verwenden. Die vernünftige Schätzung dieſer Güter wird gröſser, je mehr uns die eigne Erfahrung lehrt, was man alles mit ihnen ausrichten kann; aber die leidenſchaftliche, die nie geſättigt iſt, die nie an den Gebrauch denkt, die immer nur auf das Erwerben und Vermehren ausgeht, vermindert ſich. Wir gewöhnen uns immer mehr, ſie von Seiten ihres wahren Werthes zu betrachten, und ſie mit Beziehung auf denſelben, um ihres moraliſchen Zweckes, und in der Form, die dieſer Zweck für ſie vorſchreibt, zu begehren. Die Zeit und die Kräfte, die wir dazu benutzen, von ihnen einen pflichtmäſsigen Gebrauch zu machen, Gutes mit ihnen zu bewirken, werden der Begierde entzogen, und dieſe gewöhnt ſich nach und nach, dem Gebrauche Platz zu machen. Diejenigen Menſchen, die ihr Vermögen und ihr Anſehen am angelegentlichſten verwenden, ſich damit

Verdienſte um die Welt zu erwerben, haben auch immer die wenigſte Anhänglichkeit an ſie gezeigt. Was dieſe vorzüglich befördert, iſt mehr die Begierde zu ſammeln und zu haben, als der gehoffte Vortheil, vorzüglich wenn dieſer ein bloſs moraliſcher iſt.

Auch die *natürliche Liebe zum Leben* kann zu ſtark, und in Anſehung ihrer vernünftigen Mäſsigung nothwendig werden. Sie iſt zwar in der urſprünglichen Einrichtung der menſchlichen Natur tiefer gegründet, in weit mehr Fällen, und mit weniger Einſchränkung pflichtmäſsig als die Begierde nach Vermögen und Ehre. Der moraliſche Werth des Lebens iſt gröſser. Gänzliche Geringſchätzung deſſelben würde auch Geringſchätzung unſrer Menſchenwürde und moraliſchen Beſtimmung ſeyn. Aber deſſen ungeachtet kann auch ſie aus den Schranken treten, die ſittliche Ordnung im Herzen aufheben und vernunftwidrig werden. Dies iſt da der Fall, wo die Sorge für das Leben uns zu anhaltend und zu beunruhigend beſchäftigt, wo wir mit zu groſser

Aengſtlichkeit darauf denken, wie wir alles vermeiden wollen, was unſre Geſundheit ſtören, und unſer Lebensziel beſchleunigen könnte, und darüber das verſäumen oder vor dem zurück ſchrecken, was uns die Pflicht aufgegeben hat, wo uns Furcht vor dem Tode den frohen Muth raubt, der uns zur Verrichtung unſrer Lebensgeſchäfte unentbehrlich iſt — und überhaupt, wo wir das Leben, ohne auf den moraliſchen Zweck deſſelben zu ſehen, bloſs als Bedingung des ſinnlichen Genuſſes hoch halten.

Ausſchweifende Liebe zum Leben macht es uns unmöglich, in irgend einer andern Hinſicht Mäſsigkeit zu beweiſen: denn mit dem Leben ſieht alles in Verbindung, was der Menſch übermäſsig begehrt. So viel uns das Leben gilt, ſo viel gelten uns in den meiſten Fällen auch die Lebensgüter. Wem jenes über alles werth iſt, der kann dieſe nie gering achten.

Dieſe Liebe aber kann man nicht beſſer mäſsigen, als durch vernünftiges Nachdenken über die wahre Natur und den Werth des Lebens, ſo wohl nach der ſinnlichen als nach der moraliſchen Anſicht. Sinnlich betrachtet erſcheint dir dein Leben als eine Reihe mannichfaltig abwechſelnder, angenehmer und widriger Ereigniſſe, und ihnen entſprechender Zuſtände in deinem Innern. Es iſt für keinen reiner Gewinn. Dem einen ward wohl mehr Erfreuliches als dem andern zugetheilt; aber das erhebt ihn doch nicht über alle Beſorgniſſe, der Wechſel des Glückes behauptet ſein Recht. Es mag ſchwer ſeyn, uns von manchem zu trennen, was wir im Leben beſaſsen, aber von manchem ſcheiden wir doch auch mit leichtem Herzen. Die Entbehrungen, Verluſte, Miſskennungen und Täuſchungen des Lebens halten, auf das Beſte genommen, ſeinen frohen Stunden und geliebten Gütern das Gleichgewicht; bey vielen ſind ſie überwiegend. Dies recht erwogen, würde man nicht leicht zu vortheilhaft vom Leben denken, wenn uns nicht eine ſüſse Gewohnheit, die uns auch mit ſeinen Beſchwerden ausſöhnt, daran feſſelte, aber dieſe darf bey einer vernünftigen Würdigung nicht in Anſchlag kommen.

Moraliſch betrachtet iſt das Leben das Gebieth unſers pflichtmäſsigen Wirkens, eine Schule der immer höhern Ausbildung — unſrer Beſtimmung geheiligt. Dies gibt ihm allerdings groſsen Werth, und macht es uns zu einer heiligen Angelegenheit, für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Aber es darf uns doch nicht über den Zweck ſelbſt gehen; wir dürfen doch nicht über dem Leben vergeſſen, würdig zu leben. Die Tugend eröffnet noch eine Ausſicht über das Leben hinaus, ſie iſt ſich ſelbſt die Verheiſsung einer ewigen Fortdauer. Von ihr erhält das Leben Gewicht und Bedeutung. Wo die Neigung zu demſelben mit ihrem Intereſſe in Widerſpruch geräth, iſt ſie unvernünftig. An ſich iſt das Leben nichts; durch ſich ſelbſt kann es uns nicht genügen, allein dann wird es etwas, wenn wir es, durch Pflichterfüllung und unermüdetes Streben nach Vollkommenheit, ſelbſt zu etwas machen. Wenn du es ſtäts aus dieſem Geſichtspuncte ſchätzeſt: ſo wird deine Schätzung nie übermäſsig ſeyn, die Begierde nie ausſchweifen.

Das dritte, worin wir uns zu mäſsigen haben, ſind *die Affecten*. Sie ſind Bewegungen der Seele, die aus der Empfindung des Zuſtandes, worin uns die Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines Bedürfniſſes, erlangter oder verſagter Genuſs, gelungenes oder verunglücktes Streben und einzelne Ereigniſſe, die ſich darauf beziehen, verſetzen, entſpringen, und die ſich, nach dem verſchiedenen Verhältniſſe, worin ſich die Gegenſtände des Genuſſes oder der Begierde zu uns befinden, verſchiedentlich modificiren. Das erlangte Gut weckt uns zur Freude, das entfernte erregt unſer Verlangen; wird es zugleich mit Wahrſcheinlichkeit vorausgeſehen, ſo erhebt es uns zur Hoffnung, und Zuneigung, Liebe fühlen wir gegen den, dem wir ſeinen Beſitz verdanken, oder der ſich uns ſelbſt durch irgend etwas angenehm zu machen wuſste. Der verfehlte Wunſch, das verlorne Gut — mehr noch das wirkliche Uebel ſtimmt uns zur Traurigkeit, und, wenn es ein ſchnell vorübergehendes Ereigniſs iſt, zum Aerger, das entfernte erfüllt uns mit Abſcheu, und wenn es uns wahrſcheinlich treffen wird, mit banger Furcht. Zornig werden wir über den, der es uns zufügte, oder den wir doch für den Urheber einer erlittenen Kränkung halten, und die Empfindung darüber verwandelt ſich, oft wiederhohlt, in Haſs. Das Ungewöhnliche erregt unſre Verwunderung und das Plötzliche, wenn ſich zu ihm die Ahndung von etwas Unangenehmen geſellt, Schrecken.

Alle haben das mit einander gemein, daſs ſie etwas Paſſives, angenehme oder unangenehme Gefühle ſind, die nur durch die Umſtände, die ſie veranlaſsten, und die Gedanken, die ſie begleiten, mancherley nähere Beſtimmungen erhalten haben. Könnten wir dieſe davon abſondern: ſo würde uns nichts als einfache Empfindungen des Vergnügens und Schmerzes übrig bleiben, und Freude und Hoffnung, ſo wie Traurigkeit und Furcht nur dem Grade nach unterſchieden ſeyn. Aber hierauf eben beruht die groſse Gewalt, die ſie über das menſchliche Herz ausüben, und der mächtige Einfluſs, den ſie in unſre Denk- und Handlungsweiſe zeigen. Daher vorzüglich kommt es, daſs ſie ſo oft unſer ganzes Innere empören, wilde Regelloſigkeit darin anrichten, und unſer Leben noch mehr verwirren, als die ausſchweifendſte Begierde.

Die Stärke des Affectes richtet ſich gröſsten Theils nach der Lebhaftigkeit der Begierde und des Hanges zum Genuſſe. Sind beyde gemäſsigt: ſo wird auch jener nicht ſehr heftig ſeyn können. Das gering geſchätzte Gut kann uns weder in einem ſehr hohen Grade betrüben, wenn es uns genommen, noch erfreuen, wenn es uns zu Theil wird. Die Gefahr ſeines Verluſtes kann eben ſo wenig verzagte Furcht, als die Ausſicht auf ſeinen Beſitz entzückte Hoffnung erwecken. Wir werden über die Menſchen, die uns darin beeinträchtigen, eben ſo wenig heftig erzürnen, als diejenigen, die uns darin begünſtigen, leidenſchaftlich lieben. Aber auch das genügſamſte Herz hat doch immer noch etwas, das es nicht gerne hingibt. Je enger wir unſre Wünſche zuſammen gezogen haben, deſto mehr glauben wir berechtigt zu ſeyn, für die beſchränkten Bedürfniſſe Befriedigung zu fordern. Wenn uns auch ſinnliches Vergnügen, Ehre und Reichthum wenig gelten, und wir ihrer mit Ruhe entbehren können: ſo werden doch wirklicher

Schmerz, Armuth und Verachtung fortfahren uns zu beunruhigen, und auch der Beſitz und die Hoffnung von jenen wird uns einiger Maſsen in angenehme Bewegung ſetzen. Was uns nicht ſtark genug rührt, um Handlungen oder Beſtrebungen hervorzubringen, kann uns doch lebhaft genug afficiren, um Empfindungen zu erwecken. Ueberdem flieſsen in den Affect noch manche andre Gedanken und Rückſichten ein, die ihn auch bey der gröſsten Mäſsigung in Begierde und Genuſs, heftig entflammen können. Gleichwohl macht es uns dieſe, wenn ſie ſchon vorhanden iſt, leichter, ihn in Ordnung zu bringen. Unſre vorzüglichſte Sorgfalt muſs dann darauf gerichtet ſeyn, die Empfindung ſelbſt zu ſchwächen.

Dies geſchieht zuvörderſt dadurch, daſs wir immer ein klares Bewuſstſeyn unſrer gegenwärtigen Lage und Verfaſſung erhalten. Im Zuſtande der Zerſtreuung, des dunkeln Gefühles und der Selbſtvergeſſenheit wirkt alles Angenehme und Unangenehme, was uns nur eben berühren kann, weit heftiger auf uns; weil dann nichts da iſt, was ihm Widerſtand leiſtet, was ihm die Zugänge zu den reitzbarſten Stellen des Herzens verſtopft; weil wir uns weniger in der Gewalt haben; weil das, was von auſsen auf uns eindringt, uns unvorbereitet trifft, und uns in Verwirrung ſetzt, ſo daſs wir die Freude oder den Schmerz in etwa müſſen austoben laſſen, ehe wir uns ſammeln können: weil dunkle unentwickelte Empfindungen immer mehr hinreiſsen, als ſolche, die der Verſtand gleich aus einander ſetzt, und für das erkennt, was ſie wirklich ſind. Iſt es helle in unſrer Seele: ſo wird ſie alles in ihrer Beleuchtung auffaſſen. Iſt ſie ſich immer gegenwärtig: ſo wird ihr nichts unerwartet ſeyn, nichts ſie durch ſeine Neuheit blenden, durch die Stärke des erſten Eindruckes betäuben, nichts ſie hindern, ſich ſchnell zu faſſen. Die Reflexion auf ſich ſelbſt thut der Empfindung Abbruch, oder verhindert ſie, ſich in ihrer ganzen Macht zu äuſsern. Manche Affecten würden nie, andre nie in dem Grade entſtehen können, wenn es nicht unſerm Gemüthe an Beſonnenheit fehlte.

Dieſe Beſonnenheit muſs dann zweytens dazu benutzt werden, uns über das Ereigniſs, das uns freudig oder traurig macht, hoffen oder fürchten läſst, gehörig aufzuklären, uns über ſeine Natur, ſeine Urſachen, und ſeinen Einfluſs auf unſer Wohl und Weh zu unterrichten. In keiner Rückſicht verſtehen wir uns auf uns ſelbſt ſchlechter, als in Anſehung unſrer Empfindungen. Es iſt auch nicht anders möglich. Nicht vernünftige Einſichten, ſondern Vorurtheile beſtimmen ſie; und wenn wir ja noch über das, was ſie anregt, gedacht haben: ſo hat der gegenwärtige Fall wieder ſo viel Eigenthümliches, ſo ſind ſo viele beſondre Umſtände da, ſo viele andre Gedanken und Empfindungen in unſrer Seele rege, die ſich mit unſrer Meynung vermiſchen, daſs unſre beſſern Einſichten gar nicht zur Sprache kommen können. Wirkte jedes Ereigniſs nur das, was es ſeiner Natur nach wirken ſoll, und würde es immer von uns nach ſeiner wahren Beziehung auf unſer, wenn auch nur eingebildetes Wohl und Weh erwogen: wir würden nur in ſehr wenigen Fällen aus uns ſelbſt gerathen. Wir finden zu oft, wenn wir nachher über uns ſelbſt reflectiren, daſs das, was uns tief bewegte, kaum werth war, uns flüchtig zu afficiren. Der erſte Schein leiht faſt allem eine Wichtigkeit, die ſchon bey näherm Anſehen, ohne daſs wir lange darüber denken dürften, verſchwindet.

Deine Freude über das Erlangen eines Gutes iſt ausgelaſſen, von dem dir doch die Erfahrung, wenn du dich nur wieder daran erinnern wollteſt, ſagen würde, daſs es kaum zur Hälfte gegründet ſey, was du dir davon verſprichſt. Dein Schmerz über den Verluſt eines andern iſt ohne Gränzen, und doch, wenn du dich nur darauf beſänneſt, würdeſt du finden, daſs du ſchon oft einen ähnlichen überſtanden haſt, ohne deine Ruhe dabey einzubüſsen. Eine Gefahr ängſtigt dich, aber betrachte ſie nur näher: und es wird ſich zeigen, daſs ſie entweder lange nicht ſo wahrſcheinlich, oder lange nicht ſo groſs ſey, als du dir vorſtellſt. Du biſt entrüſtet über eine Beleidigung, die dir wiederfuhr, aber denke nur nach: und du wirſt inne werden, entweder, daſs deine Ehre dadurch nicht ſo gekränkt worden ſey, als du meynſt, oder daſs der, von dem ſie dir wiederfuhr, mehr unverſtändig, als vorſätzlich und boshaft handelte. Wenige Dinge in der Welt ſind ſo wichtig, daſs ſie uns, wenn wir alle Vorurtheile davon entfernten, in dem Grade rühren könnten, als ſie uns wirklich rühren. Deine Empſindungen würden ſich von ſelbſt mäſsigen; wenn du alles ſo nähmeſt wie es iſt, und der ruhigen Betrachtung des Verſtandes erſcheint; wenn du bey allem, was dir begegnet, dich immer fragteſt: wie muſs ich das als vernünftiger Menſch, bey dieſen Bedürfniſſen, und unter dieſen Umſtänden betrachten? in welchem Zuſammenhange ſteht es mit meinem Glücke? iſt das wirklich mein Glück, was ich dafür halte? kann dieſer Vorfall ſo viel dazu beytragen, oder mich um ſo viel darin beeinträchtigen, als ich mir einbilde? hat der gute oder verkehrte Wille der Menſchen daran wirklich den Antheil, den er daran zu haben ſcheint? darf ich daraus mit Recht auf Wohl - oder Uebelwollen ſchlieſsen? Das bloſse Beſtreben, uns hierüber aufzuklären, muſs ſchon die Heftigkeit des Affectes mildern, noch mehr aber die deutliche Einſicht, die daraus entſpringt. Dieſe wirkt nicht bloſs für den Augenblick. Sie zeigt ſich auch in künftigen Fällen wirkſam, und wird, je tiefer du ſie dir eingeprägt haſt, je mehr ſie dir zur Fertigkeit geworden iſt, bey jeder Veranlaſſung, die deinen Affect anregt, deſto ſchneller hervortreten, ſich deſto lebendiger darſtellen, und ſich deſto kräftiger ſeiner Aufwallung entgegen ſetzen.

Drittens, iſt es hier auch vorzüglich wichtig, daſs du deine Phantaſie unter ſtrenger Aufſicht halteſt. Es iſt faſt kein Ereigniſs in unſerm Leben, an dem ſie ſich nicht thätig bewieſe. Sie ſtellt ſeinen Einfluſs auf unſer Wohl und Weh gröſser dar, mahlt uns das, was wir dabey gewinnen oder verlieren, lebhafter aus, vergegenwärtigt uns das Zukünftige ſtärker, als es nach dem Maſse der Wahrſcheinlichkeit, womit es zu hoffen oder zu fürchten iſt, geſchehen ſollte. Durch ſie theilt ſich allem unſre gegenwärtige Stimmung, die Gedanken und Empfindungen, die in uns rege ſind, mit. Sie knüpft an alles verwandte Bilder, oder ſolche, die ihr am meiſten gegenwärtig ſind, wodurch das Angenehme noch erfreulicher wird, das Widrige noch mehr unſern Abſcheu erweckt.

Sie erhöht die natürlichen Eindrücke durch ungegründete Ausſichten und Beſorgniſſe, und zeigt uns ſo alles in einem falſchen Lichte. Gewöhnlich aber ſchlieſst ſie ſich an die herrſchende Empfindung an, dieſe durch alle Rückſichten, die dabey möglich ſind, zu unterhalten und zu verſtärken. Seltener iſt dies bey den angenehmen, häufiger bey den unangenehmen Affecten der Fall. Die Freude genügt uns mehr durch ſich ſelbſt. In der Traurigkeit finden wir uns gewöhnlich geneigt, alles herbeyzuziehen, was ſie nähren kann — im Aerger, alles Verdrieſsliche, was in einem Vorfalle liegt, uns ſo nahe als möglich zu bringen, und das Schlimmſte davon zu denken. Nicht anders iſt es in der Furcht, im Zorne und im Haſſe; überall ſind wir bemüht, zu dem wirklich Widrigen das eingebildete hinzuzuthun. Dies geſchieht oft ſo, daſs wir das Beſtreben gar nicht bemerken. Es ſind Fertigkeiten, die die hervordringende Phantaſie mechaniſch und ohne Bewuſstſeyn ausübt. In den meiſten Fällen glauben wir allein mit dem Gegenſtande beſchäftigt zu ſeyn, wo uns in der That unſre Einbildungen hinhalten. Wir ſehen die Farben auf ihn hin, die er uns zurückzuwerfen ſcheint; wir theilen ihm ſelbſt das Vorzüglichſte mit, wodurch er uns ängſtigt oder erfreut. Es iſt ſchwer, allen Einfluſs der Phantaſie von unſerm Denken und Empfinden zurückzuhalten, doch auch oft möglich; und durch eine weiſe Beherrſchung derſelben, dadurch, daſs wir ſie gewöhnen, nie anders als auf Befehl der Vernunft thätig zu ſeyn, können wir es immer weiter darin bringen. Aber durch ruhiges Nachdenken über unſern Zuſtand, und das, was uns begegnet iſt, vermögen wir jeder Zeit ihre Zuſätze abzuſondern und zu zerſtreuen, ſo daſs ſie ſich, wenn auch nicht im erſten Augenblicke, doch bald nachher aus der Empfindung verlieren. Ohne das iſt es nicht möglich, ſeinen Affect in eine vernünftige Ordnung zu bringen. Darum muſst du dich nie einer Empfindung überlaſſen, ohne vorher geprüft zu haben, was darin wahr und gegründet, und was bloſses Spiel der Einbildungskraft ſey.

Gewöhne dich, viertens, in allem, was dir begegnet, die Macht des Schickſales anzuerkennen. Entbehrungen, Verluſte, und wirkliche Schmerzen werden dich weniger betrüben; wenn ſie dir nicht unerwartet kommen; wenn du darin den unabänderlichen Lauf der Welt wieder findeſt; wenn du überzeugt biſt, daſs das nun einmal zur Ordnung der Dinge gehört, der kein Sterblicher durch Macht und Klugheit entgehen kann, und daſs in dieſer Ordnung alles einem beſtändigen Wechſel unterworfen ſey, daſs es Schwäche und Kleinmuth verrathe, ſich dem widerſetzen zu wollen, aber Gröſse der Seele, es ſtandhaft und unerſchrocken zu tragen, ſich mit erhabener Reſignation in den Willen des Schickſals zu fügen. Beleidigungen werden dich weniger kränken, wenn du bedenkſt, daſs auch in dem, was dir Menſchen zufügen, dieſer Wille des Schickſales geſchehe, das Geſetz der Natur ausgeführt werde. Vor Gefahren wirſt du dich weniger fürchten, wenn du dich erinnerſt, daſs dich nichts treffen könne, als was über dich beſchloſſen iſt. Die Freude wird dich nicht übermüthig machen, deine Liebe nie ausſchweifend werden, deine Hoffnung ſich nie zu hoch erheben, ſo lange du nicht vergiſſeſt, daſs du auch hierin unter einer fremden Macht ſieheſt, die ihre Rechte nie ganz aufgibt. Ueberhaupt jedes Ereigniſs wirkt weit heftiger auf uns, wenn wir es bloſs an ſich betrachten, oder die Urſache davon entweder in zufälligen Dingen, oder in andern Menſchen ſuchen — weit gelinder, wenn wir es in ſeinem Zuſammenhange mit andern erwägen, als einen Theil der Ausführung des groſsen Weltplanes, als die Fügung einer über uns gebiethenden Nothwendigkeit anſehen.

Wirkſamer noch wird dieſe Anſicht, wenn ſich mit ihr der religiöſe Glaube verbindet. Jene Nothwendigkeit iſt dann keine blinde, ſondern eine moraliſche; der Wille des Schickſals kein unbedingter, ſondern ein heiliger, die Ordnung der Natur keine phyſiſche, ſondern voll Weisheit und Güte. Wenn irgend etwas die Eindrücke deſſen, was uns Angenehmes oder Bittres widerfährt, gehofft oder gefürchtet wird, mäſsigen kann: ſo iſt es der Gedanke, alles was geſchieht, iſt auf dein Beſtes berechnet, durch alles wird dein höchſtes Intereſſe gefördert. Es gibt keine wahren Uebel; was du ſo nennſt, mag dir wohl vorübergehende Schmerzen verurſachen, aber darum iſt es nicht weniger heilſam. In allem, was dir begegnet, wird der Rath des Ewigen ausgeführt, geſchieht das, was nothwendig geſchehen muſs, wenn du deine Beſtimmung erreichen ſollſt. Wo dieſe Ueberzeugung recht lebendig wird, da löſen ſich alle Empfindungen in hohes, friedevolles Vertrauen auf, da kann keine innere Bewegung dein Herz beunruhigen, da wird alles in dir ſtille, ſanft und wohlgeordnet ſeyn, weder Schmerz noch Freude, weder Furcht noch Hoffnung, weder Liebe noch Haſs, können da die Harmonie deines Lebens ſtören.

II.

Menſchenliebe.

Mit der Mäſsigung iſt zwar ſittliche Ordnung ins Herz gebracht; der Widerſpruch ſeiner Neigungen und Begierden mit dem Geſetze der Vernunft aufgehoben; aber damit iſt die Veredlung deſſelben noch nicht vollendet, damit ſind die Forderungen dieſes Geſetzes noch nicht erfüllt. Dieſe gehen auch auf etwas Poſitives; ſie verlangen nicht bloſs Einſchränkung, ſondern auch Erweiterung des innern Lebens.

Auf etwas Thätiges gründet ſich die höhere Würde. Nicht genug, daſs der Menſch nur nichts Pflichtwidriges begehre; er ſoll ein Pflichtmäſsiges realiſiren. Nicht genug, daſs in ſeinem natürlichen Charakter Harmonie ſey; mit ihr ſoll ſich vernünftige Wirkſamkeit verbinden. Das Leben hat einen groſsen Zweck, und daſs nach dieſem ernſtlich hingeſtrebt werde, darauf beruht ſein ganzer Werth; in ihm ſoll ſich der ganze Menſch einig ſeyn, auf ihn ſoll er alles verwenden. Die Mäſsigung ſeiner Beſtrebungen iſt eigentlich nur Vorbereitung, ſie gibt Ruhe, aber Ruhe iſt nicht ſeine Beſtimmung; von ihr ſoll das beſſere Werk ausgehen, ſie ſoll nur darum ſeyn, daſs er ſeine höhere Arbeit ungeſtört beginnen könne.

Es kommt nun darauf an, ihn in eine thätige Richtung zu ſetzen, die ihn ungetheilt beherrſche, ihm jenen groſsen Zweck ſo anzueignen, daſs er allein für ihn lebe, für ihn begeiſtert ſey, und ihm die gröſste Anſtrengung weihe. Die Menſchheit iſt dieſer Zweck, Menſchenliebe jene Richtung. Es ſoll ein Beſtreben in ihm ſeyn, und ſich ſeiner ganzen

Natur

Natur bemächtigen, daſs die Würde der Menſchheit in ihm und allen andern heilig gehalten werde, und ſich immer mehr verherrliche, daſs ihr Sieg über Natur und Nothwendigkeit immer näher herbey komme. Nur für das Eine ſoll er mit aller Kraft ſeines Lebens wirken, daſs ihr phyſiſcher, geiſtiger und moraliſcher Zuſtand ſich verbeſſere, ihre Mängel und Leiden ſich mindern, daſs immer weniger elende, hülfsloſe, unberathene, verblendete, unter Irrthum, Laſter und ſchmähliche Sclaverey verkaufte Menſchen ſeyen, daſs jedem ſein Recht widerfahre, jeder frey, aufgeklärt, zufrieden und fähig werde, ſelbſt nach ſeinem Ziele zu ringen. Warmes, thätiges, unermüdetes und aufopferungsvolles Wohlwollen, ſoll ihn gegen Alle und jeden Einzelnen beleben; Allen und jedem Einzelnen ſoll er ſo viel Gutes erzeigen, als in ſeinen Kräften ſteht. Die Sache der Menſchheit ſoll ihm über alles gehen, er ſoll ſie retten, wo ſie gefährdet wird — wenn es auch in dem Geringſten und Unwürdigſten wäre — ſchützen, wo ſie verlaſſen iſt, führen, wo er dazu Gelegenheit hat. Das alles ſoll geſchehen zufolge Eines Prinzips, das aus ſeinem Herzen heraus, alle ſeine Handlungen regiert. Er ſoll nicht mehr frey ſeyn, etwas zu thun als das, wodurch das Heil der Menſchheit gefördert wird. Ihr ſoll er ganz angehören, nur für ſie fühlen, denken und wirken.

Dazu iſt nun zwar ſchon eine Dispoſition im gemäſsigten Charakter, nähmlich das mit der Selbſtliebe verbundene natürliche Mitgefühl, die Fähigkeit ſich im Zuſtande andrer den eignen vorzuſtellen, durch ihren Schmerz gerührt, durch ihre Freude erheitert zu werden, und die Neigung, jenen zu entfernen, und dieſe zu vermehren. Dieſes Mitgefühl iſt allen angeboren, oder vielmehr alle bringen diejenigen Anlagen mit auf die Welt, die ſich nur gehörig entwickeln, nur nicht in ihrer natürlichen Entwickelung aufgehalten oder irre geleitet werden dürfen, um daſſelbe zu erzeugen. Ganz ohne alle natürliche Menſchenliebe iſt keiner. Nur wirkt ihr der Egoismus zu oft entgegen, hindern Härte und Mangel an Phantaſie zu oft ihr Emporkommen. Ohne ſie wäre es auch nicht möglich, daſs die moraliſche den Charakter ganz durchdränge, und ſich aller ſinnlichen Beſtrebungen bemächtigte. Aber ſie darf doch nicht mit dieſer verwechſelt werden. Denn ſie bezieht ſich, wie die Selbſtliebe bey uns, nur auf die phyſiſchen Leiden und Güter der Menſchheit. Mit ihren moraliſchen Mängeln eigentliches Mitleiden zu haben, iſt unmöglich. Sie erwecken wohl Verachtung, das Gefühl der Unwürde, aber nie ein Gefühl des Schmerzes. Nur im veredelten Menſchen iſt das Beſtreben rege, der geſunkenen Sittlichkeit andrer aufzuhelfen. Ueberdem ſoll jenes Wohlwollen nicht bloſs mit der Vernunft in jeder Hinſicht übereinſtimmen, ſondern auch von einem moraliſchen Geiſte belebt ſeyn. Um den wahrhaft humanen Charakter zu gründen, muſs der gute Wille die im moraliſchen Gefühle ausgedrückte Achtung gegen die Menſchheit in ſeine Maxime aufnehmen, zur wirkſamen Triebfeder erhöhen, und ſich dann erſt des Mitgefühles bemächtigen, um ſich durch daſſelbe in der ſinnlichen Natur feſtzuſetzen, ſich alle widerſtrebenden Begierden derſelben zu unterwerfen, von hier aus das ganze Leben zu leiten, und ihm eine bleibende, kräftige Tendenz nach dem Intereſſe der Menſchheit zu geben. So wird die natürliche Menſchenliebe erhöht, geſtärkt, geordnet, und in eine moraliſche verwandelt.

Hieraus leuchtet indeſs doch ein, daſs ein lebhaftes und reges Mitgefühl der Bildung des Herzens zur Menſchenliebe ſehr zuträglich ſey, und unter den Mitteln, die uns darin unterſtützen können, vorzüglich genannt zu werden verdiene.

Mag die moraliſche Maxime der Menſchenliebe noch ſo ſtark ſeyn: ſo wird ſie doch nie die Fertigkeit, immer das zu wollen und zu thun, was der Menſchheit frommt, und dabey alle Hinderniſſe, die Trägheit und Selbſtliebe uns entgegen ſetzen, zu überwinden hervorbringen, wenn ſich nicht ein ſinnliches Intereſſe für menſchliche Vollkommenheit, ein lebhaftes Gefühl ihres Wohls und Wehes, das aber durch die ſittliche Geſinnung geheiligt ſeyn muſs, hinzu geſellt. Die reine Achtung der Menſchheit um der Vernunft und ihrer Würde willen mag wohl hinreichen, unſern Willen innerlich zu beſtimmen, und ernſtliche Entſchlieſsungen, für ihr Beſtes thätig zu ſeyn, ſelbſt in einzelnen Fällen, ſehr groſse und aufopferungsvolle Handlungen zu erzeugen: aber auch die mäſsigſten Neigungen werden ihr noch zu heftig entgegen ſtreben, als daſs ſie ſich überall realiſiren könnte, es wird noch immer an der lebendigen Wärme fehlen, die uns ihre Bedürfniſſe bemerklich, und immer geneigt machte, alle Kräfte aufzubiethen, ihnen abzuhelfen; wenn uns der Zuſtand andrer Menſchen nicht nahe gebracht, mit dem unſrigen verflochten wird, wenn uns jene Bedürfniſſe nicht ſchon an ſich ſelbſt rühren, und für ſich ſchon ein wirkſames Motiv ſeyn könnten, uns für ſie zu verwenden. Die bloſse Vernunft kann uns, in Verbindung mit dem moraliſchen Gefühle, wenn ſie auch durch nichts unterſtützt wird, von allem abhalten, was wir unterlaſſen ſollen, aber um uns geneigt zu machen, unſerm Herzen die bleibende und ungetheilte Tendenz zu geben, auch alles zu vollbringen, was wir für unſre Vollkommenheit und das Wohl andrer vollbringen ſollen, muſs noch etwas anders hinzukommen, vermittelſt deſſen ſie ſich unſerm natürlichen Charakter mittheilen, und mit ihm durchaus eins werden kann. Gerecht wird der Menſch durch das Geſetz; aber damit er auch gütig ſey, muſs ihn das Mitgefühl erweichen. Es mag wohl Menſchen gegeben haben, die durch die Stärke ihres Pflichtgefühles immer vermocht wurden, mit dem uneigennützigſten Gemeingeiſte das Beſte ihrer Mitmenſchen zu befördern, aber ihnen ſcheint auch eine gröſsere Anlage zur Vernunft angeboren zu ſeyn. Sie ſind Ideale der entſinnlichten Menſchheit — Ideale von dem, was wir vielleicht einſt, in einer höhern Periode unſrer Exiſtenz, auch ſeyn werden. So lange wir uns aber unſrer ſinnlichen Beſchränktheit nicht entledigen können, müſſen wir dahin ſtreben, die edlere Form unſrer wirklichen Natur ſo innig anzueignen, und die Empfänglichkeit, die in der letztern für ſie liegt, ſo geſchickt zu benutzen, als wir es vermögen.

Die Beſchaffenheit des Mitgefühles, und des daraus entſpringenden Wohlwollens hängt zwar zunächſt von der Natur ab, und in ſo fern kann ſeine Stärke eben ſo wenig zum Verdienſte, als ſeine Schwäche zur Schuld angerechnet werden. Dieſe rührt bald von dem geringern Grade der dazu erforderlichen Anlagen, bald von Mangel an Gelegenheit, ſie zu entwickeln, bald von einer fehlerhaften Erziehung, bald von ſolchen Schickſalen, die den Menſchen zu ſehr in ſich ſelbſt hineingezogen, bald von ſolchen Beſchäftigungen, die ihn zu ſehr abgehärtet haben, her. Man muſs das Leiden und die Freude, die man bey andern mitfühlen ſoll, oder doch etwas ihnen Aehnliches ſelbſt erfahren haben, ſo daſs man im Stande iſt, ſich eine anſchauliche Vorſtellung davon zu machen, und ſich in denſelben einen vergangenen eignen Zuſtand zu vergegenwärtigen. Daher kommt es, daſs manche Menſchen für einige Leiden und Freuden ein ſo äuſserſt reitzbares, und für andre ein ſo ganz ſtumpfes Gefühl haben, wenn ſie dieſelben, oder die Zeichen davon an andern entdecken, durch das Eine tief gerührt werden, und bey dem Andern gleichgültig bleiben. Aber dem allem läſst ſich doch beykommen. So unvermeidlich die Wirkungen davon in den frühern Jahren ſind: ſo viel kann der Menſch nachher, wenn er zur Beſonnenheit und zum ſreyen Gebrauche des Verſtandes gelangt iſt, thun, ſie zu verbeſſern, den mangelhaften Anlagen nachzuhelfen, die aufgehaltene Entwickelung durch fleiſsige Uebung zu befördern, die Fehler der Erziehung, und die ſchädlichen Eindrücke der Schickſale und Lebensbeſchäftigungen zu vertilgen, und überhaupt die Empfänglichkeit für fremden Schmerz und fremdes Vergnügen zu erhöhen.

Zu einem regen Mitgefühle *) iſt vorzüglich erforderlich: eine bewegliche und lebhafte Phantaſie, die uns bey allem, worin ſich ein menſchlicher Zuſtand ankündigt, dieſen leicht ſchnell, vollſtändig und anſchaulich vergegenwärtigt; ein reitzbares Gefühl, das die Eindrücke der Luſt und Unluſt tief empfindet, und nicht bloſs da, wo ſie von etwas Wirklichem, ſondern auch da, wo ſie von Vorſtellungen der Einbildungskraft angeregt werden; Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Arten menſchlicher Leiden und Freuden, und die Fähigkeit, an den innern Erſcheinungen des Geiſtes Intereſſe zu nehmen. Wo dies alles Statt

---

*) Ueber die Natur des Mitgefühles ſehe man das Weitere in meiner Schrift: über den Geiſt der reinen Sittlichkeit, S. 85 und 118. Genauer erörtert findet man dieſen Gegenſtand in des H. Dr. Reche vortrefflichem Werke: über die humane Sympathie. Düſſeldorf, 1794.

findet, da wird ſich von ſelbſt der rauhe Egoismus verlieren, der zu ſehr mit dem Eigenen beſchäftigt iſt, als daſs ihn das Fremde aſſiciren könnte.

Uebe daher deine Einbildungskraft, den einen Gedanken durch den andern herbeyzuführen. Merke auf die mannichfaltigen Beziehungen der Dinge, und ſuche deine Vorſtellungen immer feſter und in mehrern Puncten an einander zu knüpfen. Bemühe dich oft, dir das Abweſende zu vergegenwärtigen. Fange mit dem, was dir bekannter oder in irgend einer Rückſicht wichtig iſt, an, und gehe dann allmählig zu demjenigen über, was ſich nicht leicht ohne ſinnliche Anſchauung darſtellen läſst. Erinnere dich oft abſichtlich an ehemalige innere Situationen, vorzüglich diejenigen, die nur mit Mühe aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hervorgezogen werden können. Auch die trägſte und ſchwächſte Phantaſie kann daran gewöhnt werden, uns das Entfernte mit der ganzen Stärke des Gegenwärtigen vorzuhalten. Wache über dein Gefühl, daſs es durch Abhärtung und Angewöhnung an gewiſſe ſchmerzliche oder frohe Empſindungen nicht ſtumpf werde. Es iſt ſchwer, die verlorne Empfänglichkeit wieder zu erlangen; aber es gelingt doch einiger Maſsen, wenn man ſie durch ſolche Gegenſtände und Eindrücke reitzt, gegen welche ſie noch nicht ganz gleichgültig geworden iſt, und dann ſein ganzes Bewuſstſeyn auf die daher entſtehende Empfindung richtet. So wird ſie ſich nach und nach auch für das Feinere wieder ſchärfen. Hat die Abhärtung in den körperlichen Organen ihren Grund: ſo iſt ſie ſchwerer zu heilen. Aber in den meiſten Fällen iſt ſie geiſtig, und dann kann man ſie leicht wieder erweichen. Fliehe keine Gelegenheit, die ſich dir anbeut, mit menſchlichen Leiden und Freuden bekannt zu werden, und dich über die Eindrücke, die ſie auf das Herz machen, zu belehren. Beobachtung deiner ſelbſt in ähnlichen Zuſtänden, Aufmerkſamkeit auf das Benehmen anderer, und die Schilderung, die ſie von ihrer Lage und Gemüthsverfaſſung entwerfen, das Beſtreben, dir das, was dir noch nicht ganz deutlich iſt, durch Hülfe deiner Einbildungskraft aufzuhellen, und das Leſen ſolcher Schriften, die das menſchliche Herz in ſeinen mannichfaltigen

Zuſtänden darſtellen, wird dich bald dahin bringen, daſs du dir auch von dem, was du ſelbſt noch nicht empfunden haſt, einen ſolchen Begriff machen kannſt, der lebhaft und klar genug iſt, dein Gefühl anzuregen.

Bey allem dem wird derjenige, der, ſtäts mit ſich ſelbſt befaſst, nie auf die Leiden und Freuden andrer achtet, ſich vielmehr da, wo ſich ihm beyde unwillkührlich darſtellen, abſichtlich von ihnen wegwendet, nicht im Stande ſeyn, an ihnen lebhaften Antheil zu nehmen. Daher kommt es vorzüglich, daſs es ſo viele gefühlloſe Menſchen gibt. Gewiſs würden nicht wenige unter ihnen tief gerührt werden, wenn ihnen manches Elend in ſeiner ganzen Gröſse erſchiene, wenn ſie manches ſtille Glück recht kännten, wenn ihr Blick nicht über beydes ſo flüchtig wegeilte, wenn ſie es nicht verlernt hätten, menſchliches Schickſal zu beherzigen. Unachtſamkeit verſchlieſst uns oft das Herz, und erregt oft den Anſchein der Härte, wo wir nur zu ſehr mit unſerm eignen Intereſſe beſchäftigt ſind, um andre zu bemerken. Wer viel mit unglücklichen oder frohen Menſchen umgeht, wird ſich unwillkünſtlich ihnen gleich geſtimmt fühlen, wenn auch die Erforderniſſe der Mitempfindung nur in einem geringen Maſse vorhanden ſind. Wer ſich gewöhnt da bey dem Zuſtande andrer zu verweilen, wo er ſich durch etwas Ungewöhnliches auszeichnet, dem wird es bald leicht werden auch in unbedeutenden Angelegenheiten mit ihnen zu empfinden. Wer irgend etwas ſehr Trauriges oder Erfreuliches, das andre getroffen hat, aufmerkſam betrachtet, der muſs ſich nothwendig in die Lage des anders verſetzen, und es wird ihm unmöglich ſeyn, ganz gleichgültig zu bleiben. Es hat freylich Unmenſchen gegeben, die ſich mit gräſslicher Brutalität an den Qualen andrer weideten; aber in ihnen war die Natur ſo weit aus ihren Gränzen getreten, daſs von Veredlung derſelben gar nicht mehr die Rede ſeyn kann. Nur ſtarke Leidenſchaften, denen man zuerſt entgegen arbeiten muſs, können uns, wenn wir ein widriges oder frohes Ereigniſs, das einen Menſchen getroffen hat, ganz kennen, beym Anblicke deſſelben kalt laſſen. Ueberhaupt muſs man ſich in einer gewiſſen Befreundung mit den Menſchen und ihren Angelegenheiten halten, wenn der Egoiſmus nicht zu ſehr die Oberhand gewinnen, und alles natürliche Gefühl erſticken ſoll. Auch der weichſte Menſch wird durch Entfremdung hart.

Wo das Mitgefühl ſchon urſprünglich ſehr lebhaft iſt, haben wir nur dafür zu ſorgen, daſs ſich mit ihm pflichtmäſsige Achtung der Menſchheit und moraliſches Intereſſe für ihr Wohl vereinige, es ordne, veredle, und ihm die Würde der Tugend mittheile.

Es kann aber auch zu lebhaft werden, ſich gegen die Strenge der Vernunft auflehnen, ihren weiſen Ernſt unzeitig mildern, den Charakter ganz erweichen und auflöſen, daſs er aller kräftigen Entſchlieſsung unfähig werde, das moraliſche Gefühl durch natürliche Empfindſamkeit verdrängen, durch übertriebene Reitzbarkeit für menſchliches Elend uns in trägen, finſtern Miſsmuth verſenken, oder uns verleiten, dem phyſiſchen Wohl der Menſchen ihr geiſtiges aufzuopfern. Es wäre eine ſehr gefährliche Operation, wenn man es hier durch Selbſtſucht, oder die Erhöhung andrer Neigungen ſchwächen wollte. Vernünftiges Nachdenken, Berichtigung ſeiner ſittlichen Grundſätze, ſtäte Vergegenwärtigung deſſen, was die Pflicht will und der Heiligkeit ihres Befehles iſt das Einzige, deſſen man ſich dagegen mit Sicherheit und Erfolg bedienen kann.

Um die Bildung deines Herzens zur Menſchenliebe zu befördern, erinnere dich zweytens oft an die groſse Beſtimmung der Menſchheit. Auch das lebhafteſte Mitgefühl verliert ſeine Kraft, uns zu wohlthätigen Handlungen zu bewegen, ſo bald uns die Menſchheit gemein wird. Und es gibt einen Standpunct, in dem ſie ſehr tief vor uns herabſinkt. Die kleinen Zwecke, die ſchlechten Beſchäftigungen, mit denen tauſende ihr Leben anfüllen, die niedrigen Leidenſchaften, von denen ſie ſich herumtreiben laſſen, die Thorheiten, die ſie häufen, und wodurch ſie ſich unter einander bald lächerlich bald verächtlich machen, das Toben und Drängen auf dem Schauplatze der Welt, das allein dem Unterhalte, dem thieriſchen Genuſſe und eingebildeten Gütern gilt, muſs der Eifer, ſich um ſie Mühe zu geben, ſehr ſchwächen. Wer immer nur von dieſer Seite die Menſchheit ſieht, immer nur bemerkt, was ſie iſt oder zu ſeyn ſcheint, nie an das denkt, was ſie werden ſoll, kann unmöglich groſs von ihr denken, unmöglich Achtung gegen ſie fühlen, und ernſtlich an ihrem Wohle arbeiten. Er wird vielleicht ihr Elend bedauern, ihren phyſiſchen Bedürfniſſen mit einer Art von Groſsmuth abhelfen, ihnen helfen, daſs ſie eſſen, trinken, ſich kleiden und ſchlafen können, weil doch einmal nichts anders mit ihnen anzufangen iſt; aber der Gedanke, daſs ſie des Beſſern nicht fähig und werth ſind, der hoffnungsloſe Blick auf ihren unwürdigen Zuſtand, wird ſie ihm ganz verächtlich machen, und ihn hindern, ſich in irgend einer höhern Angelegenheit und für einen edlern Zweck für ſie zu verwenden. Und doch iſt es dieſe Seite, die ſich uns am öfterſten zeigt, die uns am erſten auffällt, ſich, ſo lange wir beym Aeuſsern ſtehen bleiben, faſt allein hervordrängt. Die wenigen, in denen ein beſſerer Trieb rege iſt, verlieren ſich zu ſehr in der zahlloſen Menge, als daſs ſie unſre Meynung umſtimmen, unſre Geringſchätzung vermindern könnten.

Aber ſo klein uns auch die Menſchheit in ihren gewöhnlichen Beſtrebungen erſcheint: ſo läſst ſich doch nicht verkennen, daſs ſie zu etwas Groſsem Anlage und Beruf habe, daſs ſie etwas Vortreffliches werden könne, und dieſes auch in ihrer tiefſten Erniedrigung nie ganz verläugne. Auch der gemeinſte Menſch trägt eine ſehr erhabene Weiſung in ſeinem Herzen. Auch da, wo das Leben dicht an die Thierheit gränzt, ſchläft in ihm der Same des Göttlichen, der ſich gewiſs einmal entwickeln wird. Wo Sinn, Verſtand, Gefühl und Freyheit ganz unter der Herrſchaft des phyſiſchen Bedürfniſſes ſtehen, liegt in ihnen Aufforderung zu etwas Höherm. Die Erleuchtung, die Denkkraft, Tugend und Willensſtärke, der Reichthum und die Gröſse des Geiſtes, zu denen ſich die Menſchheit in einzelnen Individuen hinauf gerungen hat, in denen ihre Ehre durch alle Zeitalter glänzt, ſind Beſtimmung für alle, und allen ſoll davon etwas zu Theil werden; weil ſie auch jetzt noch davon entfernt ſeyn mögen. Das irdiſche Leben genügt dem Menſchen nicht, er reiſst die Ewigkeit an ſich, um immer etwas Beſſeres zu werden. Er ſchafft ſich Ideale der Vollkommenheit, und ſtrebt ſie zu realiſiren. Es gibt eine Freyheit der Vernunft, die der höchſte Zweck aller iſt, die zwar nicht von allen gekannt und geſchätzt wird, aber von keinem immer verkannt und vernachläſsigt werden kann. Die Menſchheit im Ganzen, wie jedes Individuum, iſt in der Auflöſung einer Aufgabe begriffen, die ihr die Unendlichkeit zuſichert. Und derſelbe Menſch, der uns jetzt ſo oft verächtlich wird, ſich jetzt ſo oft an das Irrdiſche verkauft, und der Thorheit huldigt, verdient als Mitglied einer überſinnlichen Welt, die ſich unſichtbar in ſeinem Herzen entwickelt, unſre höchſte Achtung.

Hierauf muſs man ſeine Gedanken lenken, von dieſer Seite die Menſchheit betrachten, darnach ſie würdigen: und man wird gewiſs nicht mehr gegen ihr Intereſſe gleichgültig ſeyn, gewiſs nicht mehr die an ſie verwendete Mühe für verloren achten. Hat dich der Blick auf das Aeuſsere muthlos gemacht, und mit Geringſchätzung erfüllt: dann lenke ihn auf das Innere, erkenne und ehre da ihre groſse Beſtimmung, ihre herrlichen Hofinungen; und du wirſt dich gewiſs begeiſtert fühlen, alles aufzubiethen, womit du dir Verdienſte um ſie erwerben, ihr Heil befördern kannſt; ihre

Sache wird dir über alles gehen, denn ſie iſt auch die deinige, und zwar diejenige, die dein höchſtes Intereſſe umſchlieſst.

Mögen wir indeſs von der Beſtimmung der Menſchheit noch ſo erhaben denken: ſo iſt dies doch nicht im Stande, uns zur fortdauernden Achtung und Liebe gegen ſie zu bewegen, wenn ſich damit nicht *Glaube an die Menſchheit*, d. i., feſtes Vertrauen, daſs es ihr möglich ſey, dieſe Beſtimmung zu erreichen, und daſs ſie ſich ihr wirklich ſchon genähert habe, vereinigt. Ohne das kann ihr die Würde jener Beſtimmung gar nicht angerechnet werden. Je höher wir dieſe achten; deſto tiefer werden wir die Menſchen verachten, die ſie durch Laſter an ſich entweihen, und es ſich ſelbſt unmöglich machen, ihr Leben zu ihr hinan zu bilden. Denn daſs es ihnen die Natur unmöglich gemacht habe, wird nicht leicht jemand denken. Wem die Menſchen nur verſtändige Thiere ſind, die nichts weiter zu thun haben, als ihren Unterhalt zu ſuchen, den Schmerz von ſich abzuwehren, und ihren thörichten Einbildungen nachzugehen, in den Anſtalten zum Leben ihr Leben ſelbſt zu verzehren, wird ſich noch immer einiger Maſsen für ihren phyſiſchen Zuſtand intereſſiren können, die Gewalt des Mitgefühles wird ihn durch ih[illegible] Elend und ihre Freuden rühren. Wer es aber anerkennt, daſs ſie den Ruf zu etwas unausſprechlich Groſsem in ſich tragen, und doch dieſes Groſse ſo gering halten, frey ſeyn können, und doch ſich ſelbſt zur ewigen Sclaverey verdammen, ihre edelſten Güter gegen thieriſchen Genuſs verkaufen, ihr Herz durch Thorheit und Schande entweihen, und ſich ſelbſt aller Hoffnung und alles Werthes berauben, ihrer beſſern Einſicht immer entgegen handeln, ihre heiligſten Pflichten frevelnd übertreten, in dem wird ſich unwillkührlich eine Dispoſition zum finſtern Haſſe gegen alles, was Menſch heiſst, erzeugen, die die natürlichen Regungen des Wohlwollens gänzlich erſtickt; und dies um ſo mehr, je lebhafter ſein moraliſches Gefühl, je gröſser ſein Eifer für die Tugend iſt. Oder er wird, wenn er ſich mehr mäſsigen kann, verzweifelnd an ihrem Heile, ſeine Kräfte in ſich zurückziehen, und aufhören, ſeine Bemühungen am Vergeblichen zu verſchwenden; es wird ihn dünken, der verdiene auch phyſiſch elend zu ſeyn, dem durch eigne Schuld in moraliſcher Hinſicht nicht zu helfen iſt. Gewiſs iſt die Zahl derer nicht gering, die der geſunkene Glaube an die Menſchheit, bey dem feurigſten Beſtreben, und den herrlichſten Anlagen, in ihrem Dienſte muthlos gemacht hat.

Leicht geht dieſer Glaube verloren, wenn man viele traurige Erfahrungen der Art gemacht hat. Wer oft Gelegenheit hatte, die Menſchen von einer ſchlechten Seite kennen zu lernen, mit eigennützigen, neidiſchen, ſchadenfrohen, ränkevollen, wohllüſtigen, hartnäckigen, rachſüchtigen, vorurtheilsvollen Menſchen oft umgeben war, oft mit ihrem Egoismus, ihrer Hartherzigkeit, ihrem Stolze kämpfen muſste, oft von ihnen gekränkt, betrogen, überliſtet, angefeindet wurde, oft ſeine uneigennützigſten und weiſeſten, auf ihr Wohl berechneten, Unternehmungen an ihrer Verblendung oder an ihrem Eigenſinne und an ihrer Halsſtarrigkeit ſcheitern, oft ſich mit Undank, Verhöhnung und Frevel belohnt ſah, wird bald geneigt, ſie für durchaus verdorben und unverbeſſerlich zu halten, das ganze Geſchlecht nach den Einzelnen zu beurtheilen, die Bitterkeit und den Unwillen, die er gegen dieſe fühlt, auch über jenes auszudehnen. Freylich mag daran Selbſtſucht und übertriebene Empfindlichkeit groſsen Antheil haben. Der Schluſs, weil ich viele böſe Menſchen habe kennen gelernt, weil ich von allen, die in meine Nähe kamen, nicht viel Gutes rühmen kann, darum taugt das ganze Geſchlecht nicht, iſt falſch, aber es iſt doch dem gewöhnlichen Menſchen natürlich, ſo zu ſchlieſsen. Und in der That, wenn man bloſs beym Aeuſsern ſtehen bleibt: ſo darf man eben keine ausgezeichneten Erfahrungen über die Nichtswürdigkeit der Menſchen gemacht haben; die Geſtalt, in der ſie ſich täglich zeigen, läſst uns eben nicht vortheilhaft über ſie denken. Auch der Unbefangendſte und Wohlwollendſte fühlt ſeinen Glauben und ſein Vertrauen zur Menſchheit ſehr geſchwächt, wenn er ſich viel in der Welt herumgetrieben, in mannichfaltigem Verkehr mit ihr geſtanden, ihre Denkungsart und ihr Betragen oft beobachtet hat, ohne überall bis ins Innerſte zu dringen, und ſeinen Blick zuweilen abſichtlich auf die entgegengeſetzte Seite zu lenken. Denn die ſchlechte iſt gerade die, die ſie uns am häufigſten entgegenkehrt. Das Gute bleibt mehr im Verborgenen.

Den Glauben an die Menſchheit zu bewahren, müſſen ſehr angelegentliche Bemühungen angewandt werden. Dahin gehören folgende Regeln.

Verweile nicht zu oft und lange bey dem Anblicke menſchlicher Thorheiten und Laſter. Du müſsteſt gar kein moraliſches Gefühl haben, wenn dich das nicht empören, in eine finſtre, miſsmuthige Stimmung verſetzen ſollte, in der du Gefahr läufſt, ſie zu ſtrenge zu beurtheilen, und den Menſchen überhaupt Unrecht zu thun. Es gibt gewiſſe Verfaſſungen der Seele, in denen man einen eignen Hang fühlt, ſich durch die Betrachtung des Schlechten an den Menſchen zu erbittern, wo die Phantaſie unaufhörlich darauf ausgeht, die häſslichſten Züge zu ihrem Bilde zu ſammeln. Davor muſs man ſich ſorgfältig hüten. Man macht dann alles viel ſchlimmer als es iſt. Aber auch da, wo ſich uns das Schlechte unwillkührlich aufdringt, muſs man ſich nicht zu viel damit beſchäftigen, wenn man ſich nicht zu einſeitigen Folgerungen will verleiten laſſen. Auch der verdorbenſte Menſch hat noch viele gute Eigenſchaften an ſich, die nur nicht ſo ſtark auffallen, die das vorherrſchende Gefühl des Unwillens uns verhindert zu bemerken, oder die er gerade jetzt nicht, und vielleicht überhaupt ſeltener zeigt. Unter einem Haufen Niedriggeſinnter iſt gewiſs auch noch mancher Edle, der ſich nur nicht ſo laut ankündigt, deſſen geräuſchloſes Leben leichter überſehen wird. Hierauf richte deinen Blick. Ueberlaſſe dich nicht den Eindrücken, die am häufigſten und ſtärkſten auf dich eindringen, ſondern wähle dir ſelbſt diejenigen, die dir am zuträglichſten ſind, dich mit der Menſchheit auszuſöhnen, und Zutrauen zu ihr zu erwecken. Bleibe nicht beym Aeuſsern ſtehen. Verfolge das Gute in die einſame Stille, wo es ſeine Macht und Würde am meiſten verherrlicht: und wenn dich manche traurige Erfahrung erbittert, ſo wird dich manche frohe nicht allein beſänftigen, ſondern dir auch einen hohen begeiſternden Glauben einflöſsen. Im Ganzen ſteht die Menſchheit noch auf einer niedrigen Stufe der moraliſchen Kultur. Vielen fehlt es an aller Ahndung ihrer moraliſchen Beſtimmung; viele leben in dumpfer Trägheit und moraliſchem Stumpfſinne; viele geben ſich vorſätzlich ihren Leidenſchaften hin; wenige achten und lieben das Gute mit voller Seele. Aber beſinne dich; die Menſchheit hat vom Schlechten angefangen. Das Gute, was du an ihr findeſt, iſt der Preis ſelbſterkämpfter Siege über das Böſe. Und wenn deſſen noch weniger wäre, als wirklich iſt: ſo müſste es uns ſchon zu den froheſten Hoffnungen erheben.

Grüble bey den beſſern Eigenſchaften und Handlungen, die du an den Menſchen bemerkſt, nicht zu viel über ihre wahre Beſchaffenheit, über die Quellen, aus denen ſie gefloſſen ſeyn, und die Bewegungsgründe, die dazu mitgewirkt haben möchten. Vor allem hüte dich vor der Maxime des Verdächtigmachens, die oft ſchon bloſs aus der Neigung, in der Beurtheilung andrer ſeinen Scharfſinn zu zeigen, entſpringt. Es iſt nicht ſchwer, auch für die edelſte That unzählbare unlautere Triebfedern zu entdecken, die ſie hervorgebracht haben könnten, und es ſich in einem hohen Grade wahrſcheinlich zu machen, daſs eine von ihnen ſie wirklich hervorgebracht habe. Kein Menſch kann über den andern zuverläſsig richten. Bey allem Anſcheine, daſs etwas aus Eigennutz oder Ehrgeitz geſchehen ſey, bey der gröſsten Gewalt, die dieſe über das Herz behaupten, und bey dem einleuchtendſten Einfluſſe derſelben, bleibt es doch noch möglich, daſs hier reine Pflichtliebe wirkte. Nirgends kann man weniger darauf bauen, daſs etwas die Urſache habe, aus der es ſich, nach allen ſeinen Beſtandtheilen und Beziehungen, vollkommen erklären läſst, als bey den Handlungen der Menſchen. Es gehört ein ſehr menſchenfreundliches Herz dazu, um ſich dabey nicht zu verirren. Und geſetzt, eine That ſey nicht ſo rein und edel, als ſie zu ſeyn ſcheint, was kann es uns denn nützen, dies zu erfahren, und dadurch unſern Glauben an die Menſchheit zu ſchwächen? Das bleibe dem anheim geſtellt, dem es eigne Angelegenheit iſt. Eine heilloſere Bemühung hat es nie gegeben, als die, alles Gute am Menſchen auf den Eigennutz zurückzuführen. Mag ſie immerhin ſein Werk ſeyn: bemühe du dich nur das Beſte zu denken, und zerſtreue nie den Schein, der der Menſchheit Ehre macht. Freue dich des Guten, ohne zu fragen, woher es komme. Hier iſt nur darauf zu ſehen, wodurch der Eifer für die Sache der Menſchheit am meiſten gefördert werde.

Dem Böſen hingegen denke angelegentlich nach, und verfolge es bis auf ſeinen erſten Urſprung. Die Menſchen ſind lange ſo ſchlecht nicht, als ſie ſich uns in ihrem Aeuſsern darſtellen, als uns unſre gereitzte Empfindlichkeit oft glauben macht. In tauſend Fällen iſt das, was wir Bosheit oder Verhärtung nennen, nur Verblendung, Unverſtand, Kurzſichtigkeit. Fehlerhafte Erziehung, frühe Vernachläſsigung des moraliſchen Gefühles, erhitzte Leidenſchaften, irre geleitete Triebe, übermäſsige Selbſtſucht erzeugten die meiſten Verbrechen, in denen ſich die Menſchheit ſcheuslich gemacht hat, und faſt immer ſind ſie die Quellen derjenigen Laſter, die das gewöhnliche Leben der Menſchen beflecken. Mancher erſcheint uns als ein Ungeheuer, den wir als einen Verwahrloſten, höchſtens als einen Thoren bemitleiden würden, wenn wir ſeine Geſchichte kännten, in das Innere ſeines Herzens ſehen könnten. Freylich iſt das Böſe nie ganz ohne Schuld, aber dieſe auch nie ſo groſs, als wir ſie uns vorſtellen. Nie würde es uns zum Haſſe oder auch nur zur Geringſchätzung der Menſchen empören können, wenn wir wüſsten, wie es entſtand, und wovon es bewirkt wurde, welchen Antheil der Wille daran hatte, und was äuſsere Umſtände dazu beytrugen. In den meiſten Fällen liegt das, was es entſchuldigen kann, dem Beobachter nahe genug, um von ihm bald bemerkt zu werden. Achte nur, wenn du einen Menſchen ſchlecht handeln ſiehſt, auf ſein ganzes Benehmen, die vorhergehenden und begleitenden Umſtände und auf die Abſichten, die er dabey unzweydeutig zu erkennen gibt: ſo wirſt du darin vieles finden, was die Unwürde ſeiner That mildert, und auf jeden Fall überzeugt werden, daſs du darum noch nicht berechtigt ſeyſt, an der Beſſerungsfähigkeit dieſes Menſchen zu verzweifeln.

Der Glaube an die Menſchheit, wird in unſerm Zeitalter auch ſehr durch Schriften geſchwächt, die ſich durch unbeſonnenes oder hämiſches Aufdecken ihrer Verirrungen und Gebrechen, in Ernſt und Spott, ohne dabey ihrer Vorzüge mit zu gedenken, um ſie verdient zu machen, und, durch das laute Anpreiſen der Meynung, daſs Selbſtliebe die einzig wirkſame Triebfeder des menſchlichen Herzens ſey, die Aufklärung beſtens zu befördern glauben. Laſterhafte wollen, indem ſie die Schande ihres Geſchlechtes laut verkündigen, ihre eigne bedecken, finſtre Myſanthropen ihre verabſcheuungswürdige Denkungsart rechtfertigen, melancholiſche Schwärmer ihre düſtern Behauptungen begründen. Leichtſinnige Witzlinge finden in den Thorheiten der Menſchen glückliche Veranlaſſung, ihren Spott glänzen zu laſſen, oder ihre eigne Weisheit anzupreiſen. Man wähnt eine Stufe höher zu ſtehen, oder für vernünftiger und beſſer gehalten zu werden, wenn man ſich über ihre Laſter und Verirrungen andrer in feurige Deklamationen ergieſst. Schriften der Art ſind um ſo verführeriſcher, je mehr Kunſt, Darſtellungsgabe und äſthetiſcher Schmuck an ihnen verſchwendet iſt; je leichter, beredter und geiſtreicher ihre Urheber ihre Sache zu führen; je geſchickter ſie die gehäſſigen Züge herbeyzuziehen, und die beſſern ins Dunkle zu ſtellen wiſſen; je mehr der Schein ſie unterſtützt, die Verkehrtheit und Verſtimmung des Leſers ſie begünſtigt, die eigne Laſterhaftigkeit in ihnen Entſchuldigung findet. Wenn uns das alles auch nicht hinreiſst: ſo ſammeln ſich doch unvermerkt Thatſachen in unſerm Kopfe an, die ſich bald zu einem traurigen Reſultate bilden. Daſſelbe Intereſſe, was andre geneigt macht, die Menſchheit in ihren öffentlichen Aeuſserungen herab zu würdigen, gewinnt bey uns Beyfall für dieſe Aeuſserungen. Laſs deſswegen jede Schrift ungeleſen, die eigentlich in der Abſicht geſchrieben iſt, ſie verächtlich zu machen. Sie kann dir wenig lehrreich, aber ſehr verderblich werden. Lies jede mit Vorſicht, worin ſich nur beyläufig ein lebhafter und blendender Witz an dieſes troſtloſe und entehrende Geſchäft verſchwendet.

Betrachte die groſsen Anlagen, die die Menſchheit für die Erreichung ihrer Beſtimmung hat: und du wirſt nicht mehr an der Möglichkeit derſelben zweifeln können. So tief auch ein Menſch geſunken ſeyn, ſo ganz er ſich auch dem Laſter hingegeben haben mag, ſo ſtark die Leidenſchaften, ſo gefährlich die Irrthümer ſind, die ihn beherrſchen, ſo ſehr ihm das Böſe zur Gewohnheit geworden iſt: ſo iſt er doch nicht unwiederbringlich verloren. Er hat Verſtand, ſeine Beſtimmung zu erkennen, Gefühl, ſie zu achten, Gewiſſen, ihre Forderungen im Einzelnen zu vernehmen, Vernunft, ihr Ideal in ſich zu erzeugen, und einen freyen Willen, ihr nachzuleben. Das alles kann ſich verdunkelt haben und geſchwächt ſeyn; ausgelöſcht iſt es nie ganz. Es kommt nur darauf an, daſs es bey ihm angeregt werde, daſs man ihn zur Beſinnung bringe; und es ſteht dann in ſeiner Macht, ſich kräftig zu ermannen, und ſeinem Leben eine höhere Richtung zu geben. Man muſs mit der menſchlichen Natur und ihren Fähigkeiten ganz unbekannt ſeyn, um ſie in irgend einem Falle für unverbeſſerlich zu halten. So groſse Verheerungen das Laſter in ihr anrichtet: es wird uns nur mit ihrer gänzlichen Zerſtörung an ihrer Rettung verzweifeln laſſen. Die Geſchichte hat an ganzen Völkern gelehrt, daſs oft aus der dickſten Nacht der

Unwiſſenheit und des Irrthumes ein helles Licht hervorgebrochen, aus dem tiefſten Sittenverderben die Tugend herrlicher wieder auferſtanden ſey. Die Erfahrung lehrt daſſelbe an einzelnen Menſchen. Wer dies recht erwägt, darüber vernünftig nachdenkt, bey dem werden die demüthigendſten Bemerkungen den Glauben an die Menſchheit nicht wankend machen. Wenn auch unter allen kein einziger Guter mehr iſt; ſo bleibt darum doch wahr, daſs ſie alle gut ſeyn, und wir durch unſre Bemühungen dazu beytragen können, daſs ſie es werden.

Ein vorzüglich wirkſames Mittel, den Glauben an die Menſchheit zu bewahren, iſt endlich noch das Andenken an die würdigern Glieder derſelben und an das Gute, das durch ihre Bemühungen zu Stande gekommen iſt. Nie waren alle ſchlecht. Zu allen Zeiten hat es ſolche gegeben, die ihre Beſtimmung erkannten, ehrten, und ihr heilig nachlebten. Unſerm Geſchlechte gehörten die Männer an, die ſich durch Weisheit, Heldenmuth, Seelenſtärke, Uneigennützigkeit, Gemeingeiſt und groſse Aufopferungen für andre ausgezeichnet, die die Wahrheit und Würde der Tugend mit ihrem Leben bewährt, mit ihrem Tode verſiegelt haben, die als Retter des Vaterlandes, als eifrige Vertheidiger jeder guten Sache, als Beförderer der Aufklärung und Sittlichkeit, als Wohlthäter der Welt in der Geſchichte aller Jahrhunderte glänzen. In ihnen hat ſich die Ehre der Menſchheit verewigt. Vor ihrem Bilde erweitert ſich unſer Herz, fühlt unſer Geiſt ſich gröſser, erſcheint uns die Menſchheit, trotz aller ihrer Fehler, Gebrechen und Greuel, ehrwürdig und hoffnungsvoll. Aber auch in unſrer Nähe leben Menſchen, die es werth ſind, uns mit ihr auszuſöhnen. Ueberall gibt es beſſer Denkende und Handelnde, die es mit der That beweiſen, daſs noch nicht alles verloren, daſs auf dem groſsen Felde der Menſchheit noch viel zu erndten ſey, wenn nur Arbeiter da wären, die es anbauen wollten. Wenn alles andre nicht im Stande wär, unſern ſinkenden Glauben zu erhalten: ſo wird es der Umgang mit ſolchen Menſchen thun. Und wo wahre Achtung für die groſse Beſtimmung der Menſchheit, verbunden mit dieſem Glauben iſt, da iſt auch wirkſames Beſtreben, für ihr Wohl thätig zu ſeyn.

Dies

Dies wird drittens, noch ſehr vermehrt, wenn wir unſre genaue Verbindung mit der Menſchheit und unſre Verpflichtung gegen ſie oft und angelegentlich beherzigen. Du gehörſt der Menſchheit an, biſt ein Glied von ihr, durch Vernunft ihrem Dienſte geheiligt. Du ſollſt nur denken und wollen, wie du in ihrem Namen denken und wollen kannſt. Von ihr empfängſt du moraliſches Daſeyn und Würde. Daſs du etwas mehr biſt, als bloſses Sinnenweſen, daſs du nach einem Höhern ſtrebſt, daſs dein Leben ein groſses Ziel hat, rührt allein daher, daſs Menſchheit in dir wohnt. In allen Idealen, die du dir ſchaffſt, in allen erhabenen Gedanken, zu denen dein Geiſt ſich aufſchwingt, drückt ſich mehr oder weniger die Idee der Menſchheit aus, und ſie ſind um ſo viel erhabener, je lebhafter und reiner dieſes geſchieht. Das Geſetz der Pflicht beruht, ſeiner letzten Tendenz nach auf dieſer Idee; ſeine ganze Bedeutung kommt ihm daher, daſs du dich deiner moraliſchen Anlage nach, als mit der Menſchheit eins, deiner phyſiſchen Exiſtenz nach, als ihr Werkzeug betrachten muſst. So wie du die Menſchheit gering ſchätzeſt, verachteſt, verhöhnſt, ſchätzeſt du dich ſelbſt gering, verachteſt und verhöhnſt du dich ſelbſt. Du kannſt dich ihrer nicht entäuſsern, ohne dich deiner höhern Natur zu entäuſsern, ohne aus der Ordnung herauszutreten, in der du allein Würde und Beſtimmung haſt. Alle Hoffnung des Beſſern iſt auf deine Verbindung mit der Menſchheit berechnet, mit ihr nur kannſt du zur Vollendung fortſchreiten. Was ſie drückt, drückt auch dich, was ſie herabſetzt, ſetzt auch dich herab, was ſie unvollkommner macht, macht auch dich unvollkommner. Durch ihre Ehre wirſt auch du geehrt, ihr Wohl iſt auch dein Wohl, ihre Erhebung deine Erhebung, ihre Würde auch deine Würde. Es iſt dieſelbe Menſchheit, die nur verſchiedenen Individuen mitgetheilt ward, in der alle wieder zuſammenflieſsen, um vor der Vernunft nur eine idealiſche Perſon darzuſtellen. Willſt du dich nicht ganz in deine Individualität, d. h., in deine ſinnlichen Zwecke verlieren, womit du zugleich auf allen Werth reſigniren müſsteſt: ſo darfſt du deine Verbindung mit der Menſchheit nie aus den Augen laſſen. Allein durch ſie kannſt du dich in dem Standpuncte der Wahrheit und Willensgüte erhalten, allein durch ſie dein Leben dahin retten, wo es vor den Bedrängniſſen, Beraubungen und Zerſtörungen der Erde ſicher iſt. Wie könnteſt du dir aber das ganz vergegenwärtigen, ohne daſs damit eine praktiſche Richtung auf die Menſchheit deine ganze Seele erfüllte, ohne nach ihr alle deine eignen Angelegenheiten zu würdigen, dein Intereſſe in dem ihrigen zu verlieren, ihr alle deine Zwecke hinzugeben, nach ihr all dein Denken und Wollen zu reguliren.

Aber auch in deiner ſinnlichen Exiſtenz, biſt du innig mit der Menſchheit verbunden. Alle Beſtimmungen und Kräfte derſelben beziehen ſich auf ſie, ſtehen mit den Beſtimmungen und Kräften anderer in Wechſelwirkung, und können ſich nur in ſo fern entwickeln und äuſsern, als ſie ſich ihnen mittheilen, und ihren Einfluſs wieder erfahren. Fremde Menſchheit begränzt überall die Menſchheit in dir, und dieſe Begränzung iſt dein ſinnliches Leben, in ihr gründen ſich alle Bedürfniſſe, Beſtrebungen und Genüſſe deſſelben. Welche

Zwecke würdeſt du wohl im Stande ſeyn zu erreichen, wenn andre dich nicht unterſtützten? Wie viele Bequemlichkeiten und Freuden würdeſt du haben, wenn du dir alles ſelbſt hätteſt erarbeiten ſollen? Was wäre aus deinem Verſtande geworden, wenn andre ihn nicht geweckt und geleitet hätten? Auf welcher Stufe der Kultur würde er ſich befinden, wenn nicht noch immer ein ſolcher Verkehr unter den Menſchen Statt fände, wodurch einer den andern aufklärt? Wie arm würde dein Herz an Empfindungen ſeyn, wenn du bloſs den Eindrücken der Natur und deiner innern Erſcheinungen überlaſſen wäreſt, ohne daſs Menſchen an beyden geſtalten oder dir unmittelbar Vergnügen und Schmerz geben könnten? Wie viele Dinge verlören für dich ihren Werth, wenn ihnen die Beziehung auf Menſchen denſelben nicht erhielte? Wie enge würde ohne ſie die Sphäre deiner Thätigkeit ſeyn? Es vergeht kein Augenblick, in dem nicht Menſchen mannichfaltig auf dich einwirkten. An allem, was du ſiehſt, berührſt, gebraucheſt, haben Menſchen gearbeitet, und es würde ganz anders ſeyn, wenn ſie es nicht hätten. Je beſſer ihr Zuſtand iſt, deſto leichter, bequemer und erfreulicher iſt auch der deinige. Alles, was Menſchen beſitzen, iſt ein Gemeingut. Keiner hat ein ausſchlieſsliches Eigenthum; etwas davon geht gewiſs an andre über, und theilt ſich durch ſie, vermittelſt des allgemeinen Zuſammenhanges der Dinge, auch dir mit. Du kannſt keinem Gutes erzeigen, das nicht, früh oder ſpät, freylich in einer andern Geſtalt, aber gewiſs als ein Gutes zu dir zurückkehrte, wenn es auch erſt in deinen Nachkommen wäre. Es iſt unmöglich, daſs du nicht erndteſt, wo du geſäet hatteſt. Wie könnte dir, wenn du dieſes recht beherzigſt, der Zuſtand der Menſchheit je gleichgültig ſeyn?

Aber vermöge dieſer allgemeinen Wechſelwirkung biſt du auch der Menſchheit in einem hohen Grade verpflichtet. Sie hat dir unendlich mehr Gutes erzeigt, als du ihr bisher vergelten konnteſt. Mit allem, was du thuſt, trägſt du nur eine alte Schuld ab. Bedenke, wie viele Jahre du bloſs empfangen, nichts geben konnteſt, und ſeit du geben kannſt, haſt du nicht aufgehört zu empfangen, viel mehr zu empfangen, als du erſtatteſt. Alles, was du haſt, iſt auſser den Anlagen, die du mit auf die Welt brachteſt, Geſchenk der Menſchheit. Und was ſind dieſe Anlagen gegen den Reichthum des Beſitzes, deſſen du dich freuſt? Wie hülflos, arm und traurig wäre dein Leben, wenn keine Menſchen vor dir gearbeitet, die Erde angebaut und verſchönert, Hülfsmittel des Genuſſes und der Bequemlichkeit erfunden hätten? Menſchen haben dich zum Theil erzogen, zum Theil Veranſtaltungen getroffen, daſs du erzogen werden, nützliche Kenntniſſe einſammeln, deine Geiſtesfähigkeiten entwickeln, und dich auf deinen künftigen Beruf in der Welt vorbereiten konnteſt, zum Theil zum Unterhalte dieſer Veranſtaltungen beygetragen. Menſchen haſt du es zu verdanken, daſs es dir nicht an Mitteln fehlt, deinen Verſtand aufzuklären, und deine Bedürfniſſe zu befriedigen. Noch immer ſind in jedem Augenblicke unzählbare Hände beſchäftigt, dein Leben froher zu machen. Wenn auch die Einzelnen in manchen Fällen, zunächſt ihren eignen Vortheil beabſichtigten; wenn auch der Nutzen, den du davon zogſt, in Anſehung ihrer nur zufällig war, indem viele unter ihnen gar nichts von dir wiſſen konnten: ſo hört darum deine Verbindlichkeit gegen die Menſchheit, die dich unter ihre Glieder zählt, die dir den Mitgenuſs der ihr angehörigen, und von ihr, in ihren andern Gliedern, erworbenen Güter geſtattete, nicht auf. Viele haben ſich doch auch mit der uneigennützigſten Liebe deiner angenommen, ſich mit der zärtlichſten Sorgfalt für dich aufgeopfert. Den Dank dafür biſt du nicht ihnen allein, biſt du der Menſchheit ſchuldig; denn jene waren darin ihre Repräſentanten. Du müſsteſt wenig Gefühl haben, wenn dieſe Betrachtung in dir nicht den wärmſten Eifer, ihr mit allen deinen Kräften wieder zu dienen, und das thätigſte Wohlwollen gegen Alle und jeden Einzelnen erzeugen ſollte.

Ein viertes Mittel, die Bildung des Herzens zur Menſchenliebe zu befördern, iſt, daſs man ein lebhaftes Gefühl des bedürftigen und unvollkommenen Zuſtandes der Menſchheit in ſich unterhalte. Dies iſt vorzüglich dazu geeignet, unſer Wohlwollen in kraftvolle Wirkſamkeit zu ſetzen, und es mit einem feurigen und doch auch weiſen Enthuſiasmus zu verpaaren. Es iſt nicht minder gefährlich, zu vortheilhaft, als zu ſchlecht über die Lage der Menſchheit zu denken. Wenn das Letztere mit unſrer Achtung gegen ſie das Prinzip eines ächten moraliſchen Gemeingeiſtes ertödtet: ſo hindert uns das Erſte an der thätigen Erweiſung derſelben, und verwandelt ſie in bloſse Geneigtheit, die ſich mit nichts Groſsem glaubt befaſſen zu dürfen, und ſich daher bald in leeren Schein auflöſt. Nur zu oft ſucht man ſeine Verdroſſenheit, ſeinen Eigennutz und ſeine Bequemlichkeitsliebe damit vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, daſs man ſich überredet, das Elend, dem man abhelfen ſoll, ſey ſo groſs und drückend nicht, als es zu ſeyn ſcheint, man könne in den Umſtänden, in denen man ſich befindet, nichts Gutes mehr ſtiften, es ſey ſchon alles gethan, was geſchehen müſſe, und gelangt dann bald dahin, ſich von aller Verbindlichkeit frey zu ſprechen, das Gute, was man wohl im Stande wäre, zu verrichten, zu unterlaſſen, ohne ſich darüber Vorwürfe zu machen. Nie würde es uns damit ſo leicht gelingen, wenn wir über den wahren Zuſtand der Menſchheit um uns her reiflich nachgedacht, wenn wir nur das Auffallendſte davon beherzigt, wenn wir nicht ſo oft unſer Auge gegen die offenbaren Mängel derſelben aus Weichherzigkeit oder Leichtſinn verſchloſſen hätten.

Ueberall findeſt du Menſchen, die, bey den herrlichſten Anlagen zur Erkenntniſs der Wahrheit, in der gröſsten Unwiſſenheit leben, von ſchändlichen und verderblichen Irrthümern jeder Art miſshandelt werden, mit ihrer groſsen Beſtimmung ganz unbekannt ſind, — die die Würde ihrer Natur durch thieriſche Laſter entweihen, weil es ihnen an Gefühl dafür fehlt, die an ihre höhern Zwecke gar nicht denken können, weil die unentbehrlichſten unter den phyſiſchen ſchon ihre Kräfte verzehren, die zur Freyheit und Freude geboren, im Jammer vergehen oder ſich ſelbſt zu Sclaven verkaufen, die entfremdet von allem Erheiternden und Frohen, unbekannt mit den edlern Beſchäftigungen und feinern Genüſſen des Geiſtes unfähig, für etwas anders als den täglichen Unterhalt zu ſorgen, in finſtrer Traurigkeit und dumpfer Gefühlloſigkeit an ihrem Joche ziehend, ihr Leben hinbringen, in denen du kaum an etwas mehr als an ihrer körperlichen Geſtalt die Menſchheit erkenneſt. Der aufgeklärte, glückliche und freye Theil iſt bey weitem der kleinſte. Dem gröſsten fehlt es noch an allem, was ihn in den Stand ſetzen muſs, ſeiner Beſtimmung nachzuſtreben, und den Charakter der Vernünftigkeit auszudrücken. Dies gilt ſelbſt von den kultivirteſten Völkern und Gegenden; wie viel mehr von denjenigen, die noch in roher Barbarey, unter eiſernem Despotismus in einem an die Thierheit gränzenden Zuſtande ſchmachten, denen das Licht der Vernunft noch nicht aufgegangen iſt, die es erſt kaum in der Ferne dämmern ſahen? Wie viel gibt es alſo noch zu thun, wenn man nicht einmal der kleinern Gebrechen gedenken will, die ein jeder in ſeinem Kreiſe am beſten ſelbſt bemerken kann? Wie erhaben und umfaſſend wird hier der Beruf zur wohlwollenden Thätigkeit? welche Preiſe gibt es hier zu erkämpfen? Wer vermag ſich das lebhaft vorzuſtellen, und nicht mit einem brennenden Eifer erfüllt werden, alles aufzubiethen, was in ſeinem Vermögen ſteht, daſs es beſſer werde. Und iſt erſt der ernſtliche Wille da, ſich der Menſchheit nützlich zu machen, dann wird das Intereſſe an dem Werke ſich bald auf ſeinen Gegenſtand lenken, und Wohlwollen, wo es fehlte, erwecken, wo es ſchon war, vermehren.

Fünftens, wird auch das Menſchenliebe als thätige und bleibende Richtung des Charakters ſehr befördern, *wenn man ſich oft und lebhaft an ihren Segen, und an den Fluch, der die Selbſtſucht überall begleitet, erinnert.* Sie iſt es, die unſer Leben mit ſich ſelbſt uneins macht, die alle Leidenſchaften zu der Höhe treibt, wo ſie unſre ſchrecklichſten Peiniger werden. Sie erſinnt die unruhigen und gefährlichen Plane des Ehrgeitzes und der Gewinnſucht, die Beängſtigungen der Furcht, die Qualen des Neides, den tobenden Ungeſtüm der Rachbegierde, die bittern Empfindungen des Haſſes, die ſorgenvollen Ränke der Falſchheit. Sie vergiftet das innere Leben an der Quelle, und macht den Menſchen zu ſeinem ärgſten Feinde, lehrt ihn bald in thörichten Anſchlägen, bald in unbeſonnenen Unternehmungen gegen ſich ſelbſt wüthen, und verwickelt ihn in die traurigſten Widerſprüche. Wo ſie herrſcht, da erſtarrt das Herz in fürchterlicher Kälte, da flieht alle tröſtende Theilnahme, alles erfreuende Wohlwollen, alles annähernde und hingebende Vertrauen. Weit entfernt, irgend ein Gutes zu befördern, wo nicht eigener Vortheil dazu treibt, hindert ſie es überall, wo es mit ihrem Intereſſe ins Gedränge kommt. Sie behandelt alles, wie es ihr am zuträglichſten iſt, ohne dabey etwas anders zu berückſichtigen. Sie bekämpft und zerſtört alles, was ihr widerſteht, wenn auch von ihm das Heil der Welt abhinge. Argwohn, Betrug, Tücke, Verrath, Feindſchaft, Härte, Herrſchſucht und Grauſamkeit, ſind in ihrem Gefolge. Sie reiſst Menſchen von einander, die, in Liebe verknüpft, ſich dem ſchönſten Bunde geweiht hatten. Sie verwirrt und entzweyt die Plane, die, in friedlicher Einigung, viel Groſses und Edles bewirkt haben würden. Verwüſtung und Elend bezeichnen ihre Schritte. Aller Schmerz, der je ein Menſchenherz drückte, alle Thränen, die auf Erden geweint, alles Blut, das auf ihr vergoſſen, alle Denkmäler der Kunſt, des Fleiſses und der Aufklärung, die auf ihr zerſtört, alle Unmenſchlichkeiten, die auf ihr verübt worden ſind, aller Despotismus, der auf ihr tyranniſirt hat, alle gemeinnützigen Anſtalten, die an unüberwindlichen Hinderniſſen ſcheiterten, alle Zerrüttungen in gröſsern und kleinern Geſellſchaften, alles, worin ſich die Menſchheit ſchändete, vereinigt ſich zur ſchrecklichen Klage gegen die Selbſtſucht. Forſche ihren Wirkungen nach in der Geſchichte unſers Geſchlechtes, vergegenwärtige ſie dir wahr und treu, ſo lebhaft du es vermagſt, und ein mächtiger Abſcheu wird dich ergreifen gegen jede, auch die kleinſte Aeuſserung des Egoismus, die du an andern und an dir ſelbſt findeſt. Du wirſt dich dem nicht mehr ergeben können, was du ſo unnachſichtlich verdammen muſst.

Dagegen beherzige auf der andern Seite den Segen der Liebe, wie ſie das Herz ſanft, milde und froh macht, wie ſie alle Beſtrebungen einigt, alle Kräfte mit freundlicher Harmonie beherſcht, dem Ungeſtüme beunruhigender Leidenſchaften ſteuert, den innern Menſchen zur Ruhe bringt, ihn lehrt mit Wohlgefallen auf ſich ſelbſt hinſehen, ihn mit dem ſtillen Bewuſstſeyn eines wohlgeordneten und nützlichen Lebens beglückt, ihm in edelmüthiger und aufopfernder Thätigkeit die ſchönſten Freuden bereitet — wie ſie die Menſchen durch Theilnahme, Vertrauen, und eifrige Bemühungen, ſich unter einander ihre Laſten zu erleichtern, ihre Zufriedenheit zu vermehren, verknüpft, und ſie lehrt, mit einander in Friede und Eintracht dahin zu wirken, daſs es immer beſſer werde — wie ſie harte Gemüther erweicht, dem Elende Linderung verſchafft — wie aus ihren Händen nichts als Gutes hervorgeht, alles ſich verſchönert, alles erträglicher, brauchbarer und genuſsvoller wird — wie durch ſie ſchon ſo viel Herrliches und Segenvolles ausgerichtet iſt, und noch weit mehr ausgerichtet werden würde, wenn ihre Gewalt ſich vermehrte und ausbreitete, wenn ſie tiefer und allgemeiner in die Herzen der Menſchen dränge. Bey ſolchen Betrachtungen kann die elende Sophiſterey, daſs es doch vom Einzelnen nicht abhänge, einen ſolchen Zuſtand herbeyzuführen, daſs ſein Wohlwollen wenig vermöge, oder ihn wohl gar unglücklich machen müſſe, ſo lange der Egoismus der andern fortdaure, nicht einmal aufkommen. Unvermeidlich theilt ſich uns die Eigenſchaft mit, deren Wirkungen ſo groſs und ſo rührend ſind.

Endlich ſind auch noch Familienliebe und Freundſchaft treffliche Beförderungsmittel der allgemeinen Menſchenliebe. Nur in kalten Vernunftmenſchen, kann das Intereſſe an der Menſchheit ohne Intereſſe für diejenigen, mit denen man zunächſt verbunden iſt, beſtehen. In den meiſten wird der Mangel an Befreundung, Sympathie, Vertrauen und gegenſeitigem Wohlwollen, der hier herrſcht, noch viel mehr gegen andre Gleichgültigkeit, Argwohn und Starrſinn, wenn nicht gar Miſstrauen, Bitterkeit und Haſs gegen die ganze Menſchheit erzeugen. Wenn ausſchweifende Liebe zu einzelnen Menſchen die Neigung für die andern ſchwächt: ſo trägt die vernünftige, mäſsige und wohlgeordnete dazu bey, ſie zu erwecken und zu verſtärken. In unſrer Familie berührt uns die Menſchheit am nächſten. Sie iſt der erſte von den vielen hinter einander liegenden Kreiſen, worin ſie uns umgibt, und durch den alles, was von uns, als dem Mittelpuncte, zu den entferntern kommen ſoll, hindurch gehen muſs. Familienliebe iſt der Keim der allgemeinen Menſchenliebe, zu der ſie ſich bald ſelbſt entwickelt, wenn ihr nur keine ungünſtigen Umſtände entgegen wirken. Sie darf nur genährt, unterhalten, und zweckmäſsig geleitet werden, um in dieſe auszuſchlagen. Der zärtliche Gatte, der beſorgte Vater iſt gewiſs auch ein wohlwollender Menſch. Sie mäſsigt den Egoismus, ſchlägt die heſtigen Leidenſchaften nieder, gewöhnt an Einſchränkung und Aufopferung für andre, durch ſolche Fälle, wo es uns weniger ſchwer wird; ſie macht das Herz weich, ſanft, empfindſam; ſie übt uns, die Angelegenheiten andrer zu unſern eignen zu machen, von ihnen, wie von eignen, erfreut und betrübt zu werden, ſie lehrt uns in der Sorge und Thätigkeit für andre eine Quelle ſtiller und befriedigender Freuden kennen; ſie ſchärft unſer Gefühl für menſchliche Bedürfniſſe, und ſetzt uns in die ruhige und fröhliche Verfaſſung der Seele, in der man zu nichts mehr geneigt iſt, als Gutes zu thun. Sie gibt uns von dem Glücke und den

ſchönen

ſchönen Wirkungen der Liebe eine anſchaulichere und bewegendere Vorſtellung, als die angeſtrengteſte Betrachtung und die lebhafteſte Phantaſie ſie hervorbringen kann. Gewiſs wird der ſie höher ſchätzen, der ihren Segen aus eigner Erfahrung, als derjenige, der ihn bloſs durch Nachdenken kennt. Daher wecke und vermehre in dir ſorgfältig den Familienſinn; meide und entferne alles, wodurch er beeinträchtigt werden könnte; unterhalte und erhöhe die Neigung zu denjenigen Menſchen, die die Natur zunächſt mit dir verbunden hat: und du wirſt überhaupt immer wohlwollender auch gegen andre werden.

Ein mehr moraliſches, aber nicht weniger wirkſames Mittel, die Menſchenliebe zu befördern, iſt die Freundſchaft. In der Familienliebe iſt es ſinnliche Neigung, die nur ſelten, mit einigem moraliſchen Gefühle vermiſcht, unſre Seele bewegt; an den Freund aber, wenn anders die Verbindung mit ihm ihrer vernünftigen Idee entſpricht, feſſelt uns ein ſittliches Intereſſe. Es iſt die Menſchheit, die durch ihn repräſentirt wird, wo wir ſie entweder mit unſrer Achtung und Liebe nicht umfaſſen können, oder wo unſer Herz erſt zu dieſer allgemeinen Achtung und Liebe ſoll gebildet werden. Oft macht uns Eigennutz, oft Kälte, oft an Widerſpruch gränzende Ungleichheit der Denkungsart, oft das Unvermögen, unſre Thätigkeit über eine ſo weite Sphäre zu verbreiten, als es geſchehen müſste, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſoll, ungeneigt oder unfähig, uns für das Wohl andrer nachdrücklich zu verwenden. Sie ſind uns nicht nahe genug, als daſs das Intereſſe für ſie, bey der noch wenig befeſtigten tugendhaften Geſinnung, alle Hinderniſſe überwinden könnte. Wo aber unſer Zuſammenhang mit der Menſchheit zu ſchlaff iſt, da ſiegt der enge und heilige Bund der Freundſchaft. Wo jene uns gleichgültig und gemein wird, da hebt ſich ihr Werth wieder, indem ſie uns in dem edeln Vertrauten unſrer Seele erſcheint, da fordert ſie durch ihn ihre Rechte an unſer Herz und an unſre Bemühungen zurück. Alles, was unſre wohlwollenden Maximen gegen ſie ſchwächt, verliert ſich in der Freundſchaft, oder dient wohl gar, ſie zu ſtärken. An die Stelle des Eigennutzes und der Kälte tritt feuriger Enthuſiasmus. Im Freunde iſt die Menſchheit nicht mehr mit uns im Widerſpruche. Harmonie der Gemüther, Einigkeit der Empfindungsweiſe, der Denkungsart und der Sitten macht alle Entfremdung unmöglich. Keine Pflicht, die wir nicht gegen den Freund erfüllen, kein Opfer, das wir nicht ihm darbringen könnten, wenn uns auch beydes gegen die Menſchheit noch ſo ſchwer gemacht wird, wenn es uns ſo gar an allem Vermögen dazu fehlen ſollte. Sie wird uns in ihm erreichbar, wo ſie an ſich unerreichbar iſt.

Von der wahren moraliſchen Freundſchaft geht die wahre moraliſche Menſchenliebe aus, und von ihr wird ſie fortdauernd genährt und geſtärkt. Nur da, wo jene durchaus ſinnlich, von phyſiſcher Neigung, äſthetiſchem Wohlgefallen, von einem aus Gewohnheit des Umganges entſtandenen Bedürfniſſe, oder von dem Wunſche der gegenſeitigen Mittheilung und Unterſtützung erzeugt wurde, kann das Intereſſe für das Individuum dem Intereſſe für die Menſchen Abbruch thun, die ausſchweifende Neigung zu dem Einzelnen uns gegen die übrigen gleichgültig machen, unſer Herz verengen, unſre gemeinnützige Thätigkeit einſchränken, und unſre Bemühungen, indem ſie dieſelben auf den Einen hinlenkt, von den Andern abziehen. Wahre moraliſche Freundſchaft verknüpft feſter mit der Menſchheit. Was uns an den Freund, dem wir uns aus Pflicht hingaben, bindet, iſt die gemeinſame Würde Aller, die uns in ihm anſchaulicher wird, und uns dadurch ihre Heilighaltung und Erhöhung erleichtert. Es iſt unmöglich, daſs die Achtung und Liebe, die wir gegen ihn empfinden, ſich immer auf ihn allein beſchränken, ſich nicht allmählig immer weiter ausbreiten, nicht mit der Zeit das Ganze umfaſſen und Achtung und Liebe gegen alle werden, die mit ihm derſelben Menſchheit theilhaftig ſind. Darum befördere in dir den Sinn für Freundſchaft, wähle dir einen edeln Vertrauten, dem du dich ganz hingeben kannſt, der dir die Menſchheit rein und würdig darſtelle: und deine Geſinnungen gegen ihn werden ſich immer mehr zu einer thätigen, ausdauernden und uneigennützigen Menſchenliebe erweitern.

III.

Seelenſtärke.

Iſt der ſinnliche Charakter geordnet, und ihm eine dauerhafte und thätige Richtung auf den Zweck der Menſchheit mitgetheilt, ſo daſs er nie anders als in der pflichtmäſsigen Form begehre, empfinde und handle: ſo kommt es nun noch darauf an, ihm die gehörige Stärke zu geben, daſs er dieſen Zweck unermüdet verfolgen, und alle Hinderniſſe, die ihm dabey in den Weg treten, überwinden könne. Hierfür iſt zwar ſchon in etwas durch die Mäſsigung der Empfindungen geſorgt. Denn nichts kann uns in irgend einer Art der Thätigkeit Widerſtand leiſten, wenn es nicht auf dieſe wirkt, und durch unangenehme Eindrücke uns entweder zerſtreut, oder uns die Fortſetzung der Thätigkeit ganz verleidet. Aber eines Theils iſt es weder vernünftig noch möglich, die Empfindungen, beſonders die ſchmerzlichen ſo zu ſchwächen, daſs ſie uns nie mehr hinderlich ſeyen, und uns nie in der Ausführung eines Unternehmens zur Verdroſſenheit und zum Wanken bringen; und ſchon deſswegen ſind eigne Bemühungen nothwendig, die das Werk der Mäſsigung vollenden, und die Seele in den Stand ſetzen, ſich auch in auſserordentlichen Fällen, wo höhere Anſtrengungen gegen den Affect gebraucht werden müſſen, zu behaupten. Andern Theils bewirkt die Mäſsigung nur etwas Negatives — Schwächung. Daſs aber der Menſch ſeine Entſchlieſsungen immer vollbringe, daſs er in ſeinen pflichtmäſsigen Arbeiten ausdaure, und auf ſie alles verwende, muſs noch etwas Poſitives — eigentliche Kraft hinzukommen. Es iſt nicht genug, daſs die Seele ſich ſelbſt nicht hindre; ſie muſs auch ſtark gemacht werden, immer zu thun, was ſie ſoll.

Dreyerley iſt es vorzüglich, was ſich uns in der thätigen Erweiſung der Menſchenliebe widerſetzt, wirkliche Uebel, oder ſolche, die uns wahrſcheinlich treffen werden, oder die Gröſse der Anſtrengung, die bey einem Unternehmen eingetretene Hinderniſſe und Verwickelungen nothwendig machen. Stärke der Seele zeigt ſich daher: erſtens, in der gelaſſenen Ertragung des Schmerzes; dann in der Geringſchätzung der Gefahr; und endlich im Ausdauern beym Entgegenwirken groſser Hinderniſſe. Standhaftigkeit, Muth und Beharrlichkeit ſind ihre vornehmſten Aeuſserungen.

Wirkliche Uebel, ſie mögen körperlich oder geiſtig, phyſiſch oder moraliſch ſeyn, pflegen einen doppelten nachtheiligen Einfluſs in die Seele zu haben. Entweder ſie ziehen ſie zu lebhaft an, beſchäftigen ſie zu ſehr mit dem Schmerze, den ſie verurſachen, verſetzen ſie zu ſehr in einen paſſiven Zuſtand, als daſs ſie ihre Zwecke, mit der gehörigen Faſſung, dem erforderlichen Nachdenken, und der Verwendung ihrer geſammten Kräfte, verfolgen könnte, woraus eine mit dem Uebel vorübergehende Zerſtreuung und Verdroſſenheit — oder ſie ſpannen ab, ſchlagen nieder, hemmen ſie in ihren Beſtrebungen, woraus eine Muthloſigkeit und Trägheit entſteht, die länger fortdauert, und deren Folgen oft nie ganz können vertilgt werden. Stärke der Seele iſt eine ſolche Verfaſſung derſelben, worin ſie über beydes erhaben iſt, und ſich durch Unfälle weder verwirren noch beugen läſst, weder ihre Ruhe noch ihre Thätigkeit verliert. Dies kann entweder darin ſeinen Grund haben, daſs ſie von widrigen Ereigniſſen weniger afficirt wird — ſey es, daſs ſie vermöge ihres Temperamentes weniger Empfänglichkeit für den Schmerz, oder die Empfindung deſſelben durch Uebung gemäſsigt habe, — oder darin, daſs ſie in ſich ſelbſt eine Macht beſitze, ſich dem noch ſo heftig angeregten Gefühle des Schmerzes zu widerſetzen, und gegen ihn ihre Würde und Selbſtſtändigkeit zu behaupten. Nur das Letztere verdient eigentlich Seelenſtärke genannt zu werden; das Erſtere nur dann, und in ſo fern, als es eine Wirkung freyer Selbſtbearbeitung iſt, und die öftere Erhebung des Geiſtes über den Affect dieſen ſelbſt ſchwächte. Doch kommt Mäſsigung des Affectes dem Bemühen der Seele, durch ſie unbeeinträchtigt ihre moraliſche Thätigkeit fortzuſetzen, trefflich zu Statten, und wird mit Recht unter die Hülfsmittel der Seelenſtärke gezählt. Auf gänzliche Abſtumpfung des Gefühls kann dieſe indeſs eben ſo wenig gegründet ſeyn, als ſie es ſich vorſetzen darf, darauf hinzuwirken.

Die Seele widerſetzt ſich dem Uebel; entweder, indem ſie andre erheiternde Vorſtellungen herbeyzieht und belebt, ihm durch Beruhigungsgründe das Gleichgewicht hält, und ſich ſo diejenige Freyheit und Ruhe bewahrt, deren ſie bedarf, ihrer Beſtimmung nachzuleben; oder durch das erhöhte Gefühl ihres Werthes, der Entbehrlichkeit äuſserer Güter und der Erhabenheit über äuſsere Verluſte im Bewuſstſeyn deſſelben; oder endlich durch den Enthuſiasmus, womit ſie ihre Zwecke verfolgt, durch die Kraft, die ſie auf ihre Beſtrebungen wendet, und vermittelſt welcher ſie über alles andre, ſo heftig es auch ihre Sinnlichkeit erſchüttern mag, muthig hinaus ſtrebt. Im erſten Falle offenbart ſie ſich in einer gelaſſenen Verfaſſung des Gemüthes, die durch die Erwartung, daſs es ſich einſt beſſern werde, ſehr befördert wird, und heiſst Geduld. Im zweyten iſt es ein gewiſſes Gefühl der Sicherheit, wodurch ſie den Schmerz lindert, und ſie heiſst moraliſche Reſignation. Im dritten iſt ſie feſtes Ruhen auf ſich ſelbſt, und eigentliche Stärke der Seele in der höchſten Bedeutung des Wortes. Die Geduld iſt mehr ſinnlich und paſſiv; die eine Empfindung wird durch die andre geſchwächt, daher auch das Gefühl, das ſie erweckt, ein ſinnliches iſt. Die Reſignation iſt zwar auch noch paſſiv, aber bewirkt durch vorhergegangene Selbſtthätigkeit; auch iſt das mit ihr verbundene Gefühl ein moraliſches. Die eigentliche Seelenſtärke iſt volle, raſtlos ſtrebende Kraft, die Offenbarung des höchſten und heiligſten Lebens, das Ideal, worauf alle ſittlichen Bemühungen gerichtet ſeyn ſollen. Eine gewiſſe Vermiſchung von allen dreyen ſcheint indeſs dem Zuſtande der Menſchheit, in ihrer gegenwärtigen Lage, am meiſten angemeſſen zu ſeyn. Wir werden demnach dahin zu arbeiten haben, daſs vernünftiges Nachdenken die Empfindung des Schmerzes mindere, das Gefühl unſers Werthes uns gegen ſie gleichgültig mache, und pflichtmäſsiges Wirken auf unſern innern Menſchen uns immer mehr überzeuge, daſs er kein wahres Uebel ſey, und wir über ihn eine groſse Gewalt haben. Hierdurch ſind nun auch die Mittel beſtimmt, wodurch die Seelenſtärke befördert wird.

Suche daher, erſtens, deinen Schmerz durch erheiternde Vorſtellungen, vernünftiges Nachdenken, und beſonders durch Belebung des Glaubens an die Vorſehung zu mildern. Ueberzeuge dich, daſs nicht alles ein Uebel ſey, was es Anfangs zu ſeyn ſcheint, und wirklich bittre Empfindungen erweckt, daſs wir ſelbſt unvermerkt das Meiſte, wodurch es unangenehm wird, hinzuthun. Entferne den Gedanken an die Urſache deſſelben, ſie möge nun in andern, oder in dir, oder in den Umſtänden liegen. So ſehr dieſer bey einem vollkommen ruhigen Ueberlegen beruhigen kann: eben ſo ſehr muſs er in dem erſten Augenblicke dahin wirken, dich noch mehr aufzubringen, den Verdruſs über die Sache ſelbſt, durch den Aerger über den, dem du die Schuld davon beymiſſeſt, zu vermehren, und dich durch finſtre Erinnerungen noch mehr verſtimmen, wo du dich durch frohe erheitern ſollteſt. Mit jedem Widrigen iſt auch immer etwas Angenehmes verknüpft, das uns nicht ſelten eine ſehr weite ſchöne Ausſicht eröffnet, aber nur zu oft überſehen wird. Hierauf ſey aufmerkſam; hierbey verweile mit deiner Betrachtung. Kein Schmerz wüthet ununterbrochen; iſt er heftig, ſo dauert er nicht lange, und die Stunden der Ruhe werden dir deſto genuſsvoller ſeyn. Er wird einſt aufhören, und die Freude wird dir deſto ſchöner aufgehen, je länger und trauriger dein Entbehren war. Blicke nur oft in die beſſere Zukunft. Jedes Leiden hat beglückende Folgen; es wird dir weiſe und nützliche Belehrungen zuführen, ſanfte und frohe Empfindungen in dir wecken, dich mit vortreſſlichen Eigenſchaften des Herzens bereichern, die du ohne das nie erlangt hätteſt, dich vor Verirrungen bewahren, und dir das, was es dir auf der Einen Seite nahm, auf der andern deſto reichlicher erſetzen. Dies ſuche dir, durch Erwägung deiner Lage und deiner Bedürfniſſe anſchaulich zu machen: und unmöglich wird dich der Schmerz heftig angreifen können; das Licht der Betrachtung wird die trüben Wolken zerſtreuen, die dein Inneres verdunkelten.

Noch mehr wird der Glaube an die Vorſehung dazu beytragen, dein Gemüth zu beruhigen, wo es der Kummer heftig bewegt hatte. Er läſst dich nicht zweifeln, daſs der Schmerz dir heilſam ſey, und ſich einſt in Freude verwandeln werde. Er lehrt dich, auch da vertrauen, wo du es ſelbſt nicht begreifſt, umgibt dich da mit fröhlichen Bildern, wo du ſonſt nichts als Schatten ſahſt. Ewige Weisheit und Güte walten über deinem Leben, alles; was dir begegnet, iſt dir von ihnen zugewogen, und beabſichtigt dein Wohl. Du wirſt und kannſt nicht ewig nach Befreyung dich ſehnen. Die Zukunft wird dir den Frieden wieder geben, den dir die Gegenwart raubte. Dir kann nichts begegnen, w[illegible] für dich ein Unglück wäre. Der trübe [illegible] führt den ſchönern herauf. Wie iſt [illegible]glich, dieſe Betrachtungen in ſich zu [illegible] ohne durch ſie heiterer geſtimmt, [illegible]er erhabenen Ruhe erfüllt zu werde[illegible] ſich ſtark zu fühlen, auch das Härteſte geduldig zu tragen, auch unter den traurigſten Ereigniſſen frohen Muth zur Vollbringung ſeiner Pflicht zu behalten.

Zweytens: *verſchaffe dir ein lebendiges Gefühl deines innern Werthes.* Wer auf ſich ſelbſt vertrauen kann,

kann gleichgültig ſeyn, gegen äuſsern Gewinn und Verluſt. Wer bey ſich ſelbſt Troſt findet, kann vieles entbehren und vieles dulden, ohne ſeine Faſſung zu verlieren. Auch in den traurigſten Erfahrungen, beym ſchmerzhafteſten Gefühle groſser körperlicher Leiden, verläſst uns das Bewuſstſeyn ſtandhaft behaupteter Würde nicht. Es iſt eine unausſprechlich groſse Empfindung, die der ganze Reichthum des Glückes nicht aufwiegt, wenn man von allem andern verlaſſen, ſagen kann: ich bin mir doch ſelbſt noch treu, und mein Geiſt und mein Herz ſind mir mehr als alle Welt mir zu geben vermag. In dieſer Ueberzeugung iſt man über dem Schickſale, kann man alle ſeine Begünſtigungen und Miſshandlungen verachten. Mächtig erweitert ſich das Herz bey dem Gedanken etwas zu haben, das kein Unglück antaſtet, an dem ſich kein Frevel vergreift. Wen wahres moraliſches Selbſtgefühl belebt, der trägt in ſich eine unzerſtörbare, ihm ganz genügende Welt. Er darf ſich nicht mit trotziger Kälte beugen unter den unüberwindlichen Willen des Glückes; er ſteht auf einer Höhe, wo dieſes gar keine Gewalt mehr an ihm hat.

Seinen innern Werth zu retten und zu bewahren, das iſt bey allen Anfällen deſſelben ſeine einzige Sorge. Das Uebrige gibt er willig hin, ohne ſichs nahe gehen zu laſſen, weil er es gering achtet. Und wer nichts als den zu retten und zu bewahren hat, dem iſt nichts zu groſs und zu ſchwer, der wird durch nichts gedrückt und aufgehalten, der vermag alles.

Es iſt aber nicht genug, daſs man Werth habe, man muſs auch ſelbſt daran glauben, in der Ueberzeugung davon feſt ſeyn, und ſich darauf verlaſſen können; ſonſt wird er die Seele nie ſtark machen. Sehr edle Menſchen werden oft durch eine unwürdige Behandlung des Schickſales an ſich ſelbſt irre. Weil ihnen alles entgegen iſt, verlieren ſie auch das Zutrauen zu ſich ſelbſt, und können bey aller Vortrefflichkeit ihres Herzens, doch nur wenig leiſten, weil ſie ſich zu allem für unfähig halten; laſſen gleich den Muth ſinken, weil ihr Urtheil über ſich ſelbſt von äuſsern Ereigniſſen abhängt. Uebertriebene Schätzung führt zum Eigendünkel, der ſich zuverläſsig mit der Zeit ſelbſt beſtraft, und ſich da unberathen ſieht, wo es darauf ankommt, ſich von ſeinem innern Reichthume zu erhalten. Nur richtige Selbſtwürdigung bey wahren Verdienſten gibt der Seele die edle Feſtigkeit, die ſie ſchirmend in jedem Unglück begleitet, und ſie über alle widrigen Vorfälle hoch empor trägt.

Drittens: ſuche dich durch die That zu überzeugen, daſs für den, der ſeine höhere Natur begriffen, der ſich ſeiner Beſtimmung bemächtigt hat, der Schmerz kein Uebel ſey. Du wirſt dies aber dann thun, wenn du dich für die Gröſse und Heiligkeit deiner Pflicht immer mehr begeiſterſt, dir das erhabene Verdienſt, das du dir durch ſtätes, unverdroſſenes Hinwirken auf das Beſte der Menſchheit erwerben kannſt, lebhaft vergegenwärtigſt, dich oft an der Betrachtung des Guten, das aus deinen Händen hervorgeht, erwärmſt, die reine Triebfeder der Vernunft, den heiligen Enthuſiasmus für ihr Geboth und ihren Zweck immer mächtiger bey dir werden läſſeſt, dich immer mehr einer uneigennützigen und raſtloſen Thätigkeit weihſt, immer mehr Beſtimmungsgründe, die dich darin erhalten — Veranlaſſungen, die dich dazu auffordern, um dich ſam-

ſammelſt. Der Schmerz hat in unſrer ſinnlichen Natur ſeinen Sitz. Je mehr wir uns dieſer entäuſsern, ihren Einfluſs auf uns herabſetzen; deſto mehr verliert auch er ſeine Gewalt. Dies geſchieht aber nicht nachdrücklicher, als dann, wenn wir die ihr entgegengeſetzte moraliſche Selbſtthätigkeit erhöhen, durch unabläſsiges Wirken auf unſern innern Menſchen und ſeine Zwecke, dieſem die Herrſchaft erringen. Ueberhaupt möchte wohl die Vermehrung der abſoluten Kraft des reinen Willens das einzige Mittel ſeyn, zu einer wahren Seelenſtärke zu gelangen, während alle andre nur darauf aus ſind, ſie durch fremde Kräfte zu unterſtützen, und der Beſchränktheit des irrdiſchen Lebens allein geſtattet werden mögen. Man kann es wirklich durch Fortbildung der Tugend und Belebung des Intereſſes für das Gute zu dem feſten Ruhen auf ſich ſelbſt, zu der Erhebung über die Welt und ihre Angelegenheiten bringen, worin es gar kein Unglück mehr für uns gibt, wo nur allein ſelbſtverſchuldeter Verluſt unſrer Würde uns betrüben, und uns einem ſolchen Schmerze hingeben könnte, für den wir zugleich in uns ſelbſt die

Heilmittel haben. Dahin zu ſtreben, darf der edle Mann nie aufhören.

Ein andres Hinderniſs pflichtmäſsiger Bemühungen, ſind *ſolche Uebel, die bey gewiſſen Unternehmungen als wahrſcheinlich, oder gar gewiſs vorausgeſehen werden. Die Gefahr weckt* Furcht, deren Gröſse ſowohl von der Gröſse des Uebels, als der Wahrſcheinlichkeit, womit, und der Nähe, worin es erwartet wird, abhängt. Furcht aber ſchlägt nieder und wirkt, weil die Phantaſie das künftige Ereigniſs ſchrecklicher mahlt, als uns die Empfindung das Gegenwärtige darſtellt, oft unſerm Beſtreben heftiger entgegen als der Schmerz. Es gibt wenige Unternehmungen, bey denen gar nichts zu wagen wäre; und wer überall fürchtet, wird mit dem beſten Willen nie viel ausrichten. Bey der Ausführung groſser und ſehr wohlthätiger Plane muſs immer viel, oft alles daran geſetzt werden, und ſie wird nur dem gelingen, der der Gefahr kühn zu begegnen weiſs. Stärke der Seele muſs ſich daher in der

Geringſchätzung der Gefahr, in entſchloſſenem Muthe, der auch da, wo ſie plötzlich eintritt, nicht durch ſie geſchreckt und ſeiner Faſſung beraubt wird, offenbaren.

Alles, was uns die Ertragung wirklicher Uebel erleichtert, erhöht auch zugleich unſern Muth in Anſehung der bloſs möglichen oder wahrſcheinlichen. Wem nicht viel Unangenehmes begegnen kann, der darf auch nicht viel fürchten. Wen das gegenwärtige Unglück nicht hart drückt, den wird das geahndete, wenn er es ſich auch gröſser vorſtellt, nie ganz aus ſich ſelbſt verſetzen. Doch hat die Gefahr noch manche Eigenthümlichkeiten, durch welche ſie ſich vom eingetroffenen Leiden unterſcheidet, wohin beſonders gehört, daſs ſie uns auch durch ſolche Dinge ſchreckt, von denen wir, wenn ſie gegenwärtig wären, wenig oder nichts empfinden würden, weil ihr Schmerzliches vorzüglich vom Nachdenken herrührt, deſſen wir dann unfähig ſind — und daſs ſie uns mehr an der Beförderung einzelner Zwecke, mit der ſie verbunden iſt, hindert, während der Schmerz die Seele ſchlaff und verdroſſen zu allem macht. Es gibt daher noch einige beſondere Mittel, durch welche wir uns Seelenſtärke in der Gefahr erleichtern können, und dieſe laufen, wie leicht zu erachten iſt, darauf hinaus; theils die Vorſtellung von dem, was gewagt wird, zu ſchwächen, und wo möglich zu entfernen; theils die von dem Guten, was wir bewirken wollen, kräftiger zu machen, und der Seele mehr anzueignen.

Erſtens: gewöhne dich, über alles; was dir begegnen kann, richtig zu denken, dir von allem deutliche Begriffe zu erwerben. Ein künftiges Uebel ſcheint uns oft allein darum ſo fürchterlich, weil es ſich uns in dunkler Ferne zeigt, weil wir es noch nicht recht kennen, weil die einzelnen Beſtandtheile in unſrer Phantaſie in einander flieſsen, und ſich verwirren. Der Unwiſſende fürchtet immer mehr als der Aufgeklärte. Ein heller, ruhiger Blick, dringt bald durch die Nebel, und zerſtört das Phantom. Die Uebel, die uns gewöhnlich im Leben treffen, ſind ſo groſs nicht, daſs ſie uns ſehr erſchrecken könnten, wenn wir nur vernünftig überdächten, was eigentlich daran ſey. Und geſetzt ſie wären wirklich groſs: ſo muſs ſie ſchon das ſehr herabſetzen, daſs wir uns viel mit ihnen beſchäftigt, den Gedanken an ſie beſtändig mit uns herumgetragen haben, und ſo mit ihnen vertraut geworden ſind. Das Fremde, Unbekannte und Ungewöhnliche hat immer etwas Aengſtigendes, aber dies verſchwindet, ſo bald wir uns einiger Maſsen damit befreunden. Viel kommt auch darauf an, zu wiſſen, wie wahrſcheinlich es ſey, daſs uns etwas treffen werde. Das traurigſte Reſultat iſt immer noch beſſer als der ahndende Zweifel. Iſt es entſchieden, daſs etwas nicht zu vermeiden ſey, werden wir uns nach und nach darin ſchicken und die Maſsregeln treffen, wodurch wir uns in etwa dagegen ſchützen, oder es uns erleichtern können. Die Ungewiſsheit hingegen hält in fürchterlich banger Erwartung, ohne daſs wir uns zu zerſtreuen, oder mit etwas anderm zu beſchäftigen vermöchten.

Seelenſtärke zeigt ſich nicht allein darin, daſs wir der vorausgeſehenen Gefahr entſchloſſen entgegen gehen, ſondern auch darin, daſs uns die plötzlich eintretende nicht erſchüttere und zum Wanken bringe. Eine kleine Verlegenheit, in die wir unvorbereitet gerathen, thut gröſsere Wirkung als der bedenklichſte Umſtand, auf den wir gefaſst waren. Die Fertigkeit, über alles gleich richtig zu denken, reicht nicht überall hin; wir können zu ſehr überraſcht und zu heftig betäubt werden, als daſs wir davon Gebrauch machen könnten; deſswegen muſs ſie noch beſonders auf die Fälle, die uns gerade vorliegen, bezogen werden. Man muſs ſich gewöhnen, ehe man zu einem Werke ſchreitet, das Ganze und alle Umſtände, die dabey eintreffen können, ſo wie das, was wir ihnen entgegen ſetzen wollen, zu überſehen, und ſelbſt die entfernteſte Möglichkeit nicht ganz aus der Acht zu laſſen, ſich die Wirkung von allem vorab verdeutlichen, und ſich auf die Maſsregeln beſinnen, die man dagegen ergreifen will. So nur gelangt man nach und nach zu der Feſtigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, die ihm nicht allein ſeine Grundſätze und Entſchlieſsungen ſtäts gegenwärtig hält, ſondern ihn auch nie verläſst, wo es einer ſchnellen Beſinnung und einer muthigen Entſchloſſenheit bedarf.

Lerne, zweytens, das, was du im Dienſte der Pflicht wagen muſst, gering ſchätzen. So lange du es ſehr hoch hältſt, wenn du dich übrigens noch ſehr darüber aufgeklärt hätteſt, wirſt du nie mit weiſer Ruhe an ſeinen Verluſt denken können. Welche Güter ſind es denn wohl, die dir, indem du einen groſsen Zweck verfolgſt, entriſſen oder beeinträchtigt werden könnten? Diejenigen, die dir, bey vernünftiger Ueberlegung, die theuerſten ſeyn müſſen, von denen dein wahrer Friede abhängt, gewiſs nicht. Nichts kann dir zuſtoſsen, wodurch du weniger weiſe, weniger frey und tugendhaft würdeſt, wenn du nicht ſelbſt darin willigſt. Nichts kann dich nöthigen, deine wahre Ehre, deine Rechtſchaffenheit, dein Gewiſſen preis zu geben, dir ſelbſt treulos, und moraliſch ſchlechter zu werden, deine Würde und Beſtimmung zu verläugnen. Es bleibt nichts übrig, als diejenigen Güter, die am Körper haften, deren du täglich durch tauſend andre Umſtände beraubt werden kannſt, die du einmal ohne das verlaſſen muſst, die an ſich keinen Werth haben, ſondern ihn allein dadurch erlangen, daſs du von ihnen einen pflichtmäſsigen Gebrauch machſt, dein Vermögen, deine Geſundheit, deine äuſsere Ehre und Freyheit, und höchſtens dein Leben. Aber das alles haſt du ja nur, um es für moraliſche Zwecke zu verwenden; kannſt du nur in ſo fern mit Würde beſitzen, als du dies nie verſäumſt. Du bedarfſt deſſen nicht mehr, es hört auf für dich ein Gut zu ſeyn, ſo bald die Pflicht es zurück fordert, es wird ein ſchreckliches Uebel, wenn du dich weigerſt, es zu geben. Daſs der heilige Wille der Vernunft geſchehe, daran muſs dir alles liegen, dafür darf dir kein Opfer zu theuer ſeyn. Du biſt mit allem, was du haſt, nur Werkzeug der Menſchheit und des erhabenen Geſetzes, das dich zu ihrem Dienſte verpflichtet. Aus dieſem Geſichtspuncte muſst du dich und alles, was du haſt, ſchätzen. Je mehr und ungetheilter du dich als ein ſolches darſtellſt, deſto gröſser und herrlicher wirſt du. Es iſt nicht möglich, daſs du hier etwas verliereſt, was dir nicht gröſsern Gewinn brächte. Der Menſchheit Ehre iſt auch deine Ehre; was ſie verherrlicht, verherrlicht auch dich. Wenn deine ſinnliche Exiſtenz unterginge; ſo wuchert deine moraliſche in ihr und mit ihr deſto mächtiger fort. Was iſt dein Leben ohne die Pflicht? Was hat es für Bedeutung, die es nicht durch ſie erhielte? was kann dir ſeine Fortſetzung wünſchenswerth machen, wenn es nicht die Beziehung auf ſie, wenn es nicht der Gedanke iſt, noch mehr zu thun und noch beſſer zu werden? Was iſt es vollends, wenn du es durch Unterlaſſung deſſen, was du thun ſollſt, woran deine Würde hängt, erkaufen muſst? Was ſind die paar erbettelten Jahre gegen die Schmach und Verächtlichkeit, die auf ihnen ruht? Wie kannſt du dir einreden, daſs du dich der Pflicht habeſt erhalten wollen, da eben dieſe Erhaltung eine Verletzung derſelben war? So lerne dein Leben, und was ihm angehört, würdigen, dieſe Grundſätze präge dir tief ein: und die Ueberzeugung, daſs du da, wo du eine edle That vollbringſt, eine Unternehmung ausführſt, die dir von der Vernunft aufgegeben iſt, nichts verlieren kannſt, keine Gefahr fürchten darfſt, wird dir einen Heldenmuth einflöſsen, der alles wagt und nie von dir weicht.

Drittens: übe dich, deine Seele unverwandt auf den Zweck, in deſſen Ausführung du begriffen biſt, und auf das, was du dabey zu thun haſt, hin zu richten: ſo werden die Beſorgniſſe, die allenfalls in ihr noch zurückgeblieben ſind, vollends verſchwinden. Nur wenigen wird es vielleicht gelingen, ſich durch deutliche Begriffe, durch weiſe Vorbereitung auf die Gefahr, und durch vernünftige Schätzung deſſen, was dabey zu wagen iſt, ganz über ſie zu erheben, und das Gefühl ihrer Beſtimmung ſo ſtark zu machen, daſs ſie dagegen in gar keine Betrachtung kommt. Aber alles Uebel hört auf uns zu drücken und zu ängſtigen, wenn wir darüber wegdenken. Bey gegenwärtigen iſt dies ſchwer. Der empfundene Schmerz erinnert uns jeden Augenblick wieder daran, zieht uns unwiderſtehlich darauf hin. Aber bey künftigen, bloſs gefürchteten ſteht dies immer in unſrer Gewalt, und noch mehr dann, wenn wir mit etwas beſchäftigt ſind, an das wir alle unſre Gedanken hangen, mit dem wir unſer ganzes Herz erfüllen können. Freylich iſt immer ein Hang in der Seele, denjenigen

Betrachtungen, die die Befürchtung in ihr wecken, nachzuhängen; aber er iſt nie unüberwindlich, und wir werden ihn deſto leichter beſiegen, je mehr wir uns für die Sache, die wir zu führen haben, intereſſiren. Eben darauf beruht die Allmacht der Freyheit, daſs wir unſre Gedanken willkührlich lenken, und die Wirkung der ſinnlichen Eindrücke dadurch aufhalten können, daſs wir unſre Reflexion auf das Entgegengeſetzte richten. Haſt du erſt das über dich vermocht, daſs du alles, woran du dich gibſt, mit deiner ganzen Menſchheit thuſt, dann wird dir ſo leicht nichts begegnen, das dich verwirren, und aus der Faſſung bringen könnte. Wer nicht an die Gefahr denkt, für den gibt es auch keine. Freylich darf ſie nicht ganz aus der Acht gelaſſen werden. Oft können wir ſie durch Behutſamkeit und Vorſicht vermindern, oft ſie ganz abwenden; immer aber erfordert ſie weiſe Rückſicht in unſerm Benehmen. Nie ſollte dies indeſs weiter geſchehen, als es nöthig iſt, um uns auf ſie vorzubereiten, und unſre Maſsregeln abzuändern. Wer immer auf alles merkt, über alles grübelt, alle Bedenklichkeiten aufſpäht, bey jedem Schritte, den er thut, ängſtlich um ſich ſieht, ob auch wo etwas zu fürchten ſey; wer nicht ſeinen Zweck feſt im Auge behalten und alles vergeſſen kann, was nicht mit ihm in nothwendiger Verbindung ſteht, wird nie einen ſtandhaften und entſchloſſenen Muth zeigen. Man kann die Gefahr ſo ſorgfältig beherzigen, als es erforderlich iſt, ihr zu entgehen oder ſie zu vermindern, ohne durch ſie erſchüttert zu werden. Das Letztere wird um ſo weniger geſchehen, je mehr es uns darum zu thun iſt, uns in Anſehung ihrer mit Weisheit zu benehmen, je mehr wir ſie in Beziehung auf das, was wir zu thun haben, betrachten. So dient das Denken an ſie ſelbſt dazu, uns über ſie wegzuſetzen.

Viertens: erhöhe dein Gefühl für das Gute. Je mehr du von ſeiner Würde und Heiligkeit durchdrungen biſt: deſto mehr wird dich die Nützlichkeit deſſen, was du unternimmſt, anfeuern zum unerſchrockenen Wirken, deſto ſtärker wirſt du dich dafür intereſſiren, deſto leichter die Gefahr verachten. Der eigne Vortheil, der uns aus der ſtandhaften Ausführung eines Planes erwächſt, vermag viel, aber doch nicht alles — und nur ſo lange, als er nicht von der Gröſse des gefürchteten Uebels überwogen wird, oder gar ſich ſelbſt bedroht ſieht; er verläſst uns oft da, wo wir am meiſten der Unterſtützung bedürfen. Je eifriger wir ihn ſuchten, deſto verzagter werden wir ſeyn, wo wir für ihn ſelbſt beſorgt ſeyn müſſen. Nur das Gute wird nie an ſich ſelbſt zum Verräther. Wem dafür hoch das Herz ſchlägt, wer das mit reiner Achtung umfaſst, dem mit heiliger Liebe ſich weiht, der trägt die unverſiegbare Quelle eines ſtandhaften Muthes in ſich, der fühlt ſich immer ſtark, alles andre, was er dabey verlieren könnte, zu verachten. Es bedarf nichts als der Ueberzeugung, daſs es durch irgend eine That gefördert werde, um ihn für dieſe ſo zu entflammen, daſs er alles an ſie wagt.

Wer für das Gute recht begeiſtert iſt, der vertraut auch auf ſeine Macht, der *kann nicht* daran zweifeln, daſs es einſt ſiegen, und daſs auch ſeine Bemühungen nicht vergebens ſeyn werden. Er weiſs, daſs es unter dem Schutze einer unendlichen Gewalt ſtehe, die es gewiſs, ſo viele feindliche Kräfte ſich auch dagegen auflehnen mögen, einſt zu einem herrlichen Ziele führt, daſs nichts verloren gehe, was dafür geſchah, daſs dieſe Gewalt auch ihn beſchirme und leite, daſs ihm nichts begegnen werde, was ſie nicht über ihn beſchloſſen habe. Mit freudiger Zuverſicht erfüllt ihn dieſer Glaube. Sein Schickſal iſt nicht mehr ſeine Sache; er hat es der ewigen Weisheit und Güte übergeben. Er iſt unbeſorgt um das, was ihn treffen wird, weil er darin ihren heiligen Willen ehrt; es muſs alles ſo kommen, wie es am beſten iſt. Nur das iſt ſeine Sache, was die Pflicht ihm aufgegeben hat. Er ſtreitet für etwas, zu deſſen Beförderung ſich einſt alles vereinigen muſs. Mögen dann Gefahren ihn ringsum bedrohen, durch die ſich gar kein Ausweg zeigt, mag er ſelbſt untergehen: er kann nicht fallen, es ſey denn als Opfer für das, worauf das Einzige Sehnen, das feurigſte *Intereſſe ſeines Herzens gerichtet iſt,* und mit dem ſüſsen Bewuſstſeyn, daran treu gearbeitet zu haben.

Stärke der Seele zeigt ſich drittens als **Beharrlichkeit und Anſtrengung,** wo die Ausführung eines Unternehmens mit äuſsern und innern Hinderniſſen, Beſchwerden und Aufopferungen verbunden iſt. Alles Gleichförmige, ſo wie dasjenige, wobey wir länger verweilen, mehr Verſuche anſtellen, mehr Kräfte aufbiethen, und etwas verläugnen müſſen, was uns theuer iſt, ermüdet, und wird dadurch ſchmerzhaft. Wir müſſen uns auf dieſelbe Art dagegen waffnen wie gegen wirkliche Uebel und Gefahren, nur mit dem Unterſchiede, daſs wir uns hier nur einer fremden Gewalt, die feindſelig auf uns eindringt, zu widerſetzen haben, wozu die Klugheit ſchon anleitet, dort aber ſelbſt angreifen, uns zu etwas Schmerzhaftem beſtimmen müſſen, was wir auch wohl vermeiden könnten. Es iſt im letztern Fall kein Leiden, ſondern eigne Thätigkeit, wodurch wir unangenehm afficirt werden. Es kommt nicht darauf an, etwas zu tragen, ſondern uns zu etwas *willkührlich zu entſchlieſsen*. In ſo fern wird zur Anſtrengung gröſsere innere Kraft erfordert, als zur Geduld und zum Muthe. Sie findet ſich aber auf der andern Seite durch mehr und ſtärkere Bewegungsgründe, und vorzüglich durch das Ehrgefühl unterſtützt. Daſs ich bey meinem Vorſatze ausharre und ihn vollende, davon hängt der ganze Gewinn ab, auf den ich hoffte, und es iſt ſchimpflich, es erniedrigt mich tief in den Augen andrer, ihn deſswegen aufzugeben, weil er mir ſchwer gemacht wird. Sie wird auch da, wo ſie durch Geringſchätzung des Schmerzes und der Gefahr ſchon vorbereitet iſt, immer noch eine eigne Bearbeitung fordern. Vernünftige Grundſätze und Uebung ſind dazu die wirkſamſten Mittel.

Unter den Grundſätzen, die uns die Anſtrengung bey groſsen Hinderniſſen und Aufopferungen erleichtern können, ſind folgende vornehmlich zu bemerken.

1. Anſtrengung iſt unſre Beſtimmung. Die Natur konnte unſre Bemühungen um vieles abkürzen, ohne daſs dadurch ihre übrigen Zwecke wären beeinträchtigt worden. Sie konnte uns mehr Hülfsmittel zu unſern Arbeiten darreichen, einen hellern und ſchärfern Blick, der die dunkelſten Verwickelungen gleich durchſchaut, ein ſchnelleres und reiferes Urtheil, das nicht erſt durch vergebliche Verſuche gewitzigt werden darf. Sie konnte uns den

den Gegenſtänden näher ſtellen, die wir jetzt nicht anders erreichen können, als indem wir erſt durch viele andre hindurch gewirkt haben. Sie konnte unſre Stoffe bildſamer, die Menſchen, mit denen wir es zu thun haben, lenkſamer und willfähriger machen, unſre Kräfte mit dem, was durch ſie erreicht werden ſoll, mehr in Proportion bringen, ſo daſs es der künſtlichen Zurüſtungen und Verſtärkungen nicht bedurft hätte, deren wir uns jetzt bedienen müſſen. Sie konnte uns eine ſchwächere Anhänglichkeit an diejenigen Güter geben, die wir dabey ſo oft aufopfern müſſen. Sie konnte alles einfacher anordnen, uns überall auf geradern und angenehmern Wegen zum Ziele führen; wenn es ihr nur darum zu thun war, daſs dieſes erreicht werde. Aber es war ihr um uns zu thun, um unſert willen iſt das Ziel aufgeſteckt. Wir ſollen im Ringen nach demſelben gröſser, kraftvoller, männlicher und vollkommner werden. Nie lebt der Menſch würdiger und ſeiner Beſtimmung angemeſſener als da, wo er ſich anſtrengt.

2. Was aber unſre Beſtimmung iſt, das kann unmöglich immer und

in jeder Hinſicht ſchmerzhaft ſeyn. Es muſs auch etwas Erfreuliches haben, wenn dies auch Anfangs wenig oder gar nicht empfunden werden ſollte. Alles Beſſere offenbart nur nach und nach ſeine Vortrefflichkeit, und leuchtet nachher in deſto hellerm Glanze, je mehr ſich dieſer allmählig aus der Dunkelheit erhob, je länger er mit ihr kämpfen muſste. So iſt es auch mit der Anſtrengung. Sie dünkt uns hart, ſo lange ſie uns fremd iſt, ſo lange ſich die in Trägheit verſunkene Natur noch gegen ſie ſträubt. Sie wird immer ſüſser, je mehr wir uns daran gewöhnen. Geht man nur ſtufenweiſe vom Leichtern zum Mühſamern fort: ſo wird es uns mit der Zeit zum Bedürfniſs, etwas zu ſchaffen, wozu Beharrlichkeit und ein groſser Aufwand von Kraft erfordert wird. Nichts genügt uns mehr, nichts wird mit Luſt von uns bearbeitet, als wobey wir ſinnen und denken, mancherley Verſuche machen, neue Wege einſchlagen, länger verweilen, und uns ſelbſt verläugnen müſſen. Unſer ganzes Weſen iſt zur Anſtrengung eingerichtet. Nur wo wir uns ſeiner noch nicht bemächtigt haben, dünkt ſie uns hart, und erregt unſern Widerwillen.

Und doch muſs ſie die freundliche Harmonie in unſer Leben bringen, durch welche allein wir ſeiner wahrhaft froh werden können. Und welches Vergnügen reicht wohl an das über das endliche Gelingen deſſen, woran wir lange und angelegentlich, bald hoffend, bald zweifelnd, gearbeitet haben? Der Menſch muſs ſich ſelbſt verkennen, um in träger Ruhe ſeine Zufriedenheit zu ſuchen.

3. Anſtrengung iſt belohnend. Nur ſie führt zum ehrenvollen Ziele. Ohne ſie iſt noch wenig Groſses und Nützliches ausgerichtet worden. Alle, die je Gutes gewirkt haben, alle, deren je die Menſchheit ſich freute, muſsten ſich mühſam ihren Weg bahnen, ſich durch Hinderniſſe hindurch ſchlagen, mit feindſeligen Umſtänden kämpfen, unermüdet thätig ſeyn, ausharren bey den traurigſten Ausſichten, und ohne Erſatz groſse Opfer bringen. Alle Güter und Bequemlichkeit, die wir beſitzen, ſind uns theuer erkauft worden; groſse Kräfte und mancher ſaure Schweiſstropfen wurden an ſie verſchwendet; viel Geliebtes und heiſs Erſehntes wurde für ſie hingegeben. Keine Anſtrengung iſt auch ganz vergebens. Dem aus-

dauernden Fleiſse gelingt faſt immer, woran er ſich wagt. Ihm fügen ſich die Umſtände, ſo unbezwingbar ſie auch Anfangs zu ſeyn ſchienen. In ſeinen Dienſt treten fremde Mächte, ſo wild ſie ſich auch gegen ihn auflehnten. Und wenn ihm auch nicht alles ganz gelänge: ſo iſt es doch immer etwas, und dieſes Etwas iſt ſchon werth, daſs man ſich mit dem feurigſten Eifer dafür verwende. Andre werden es vollenden, und ihm bleibt das ſtille, oft verkannte, aber in der That herrliche Verdienſt, das Gute begonnen zu haben. Und wenn es auch nichts wäre als die Vollkommenheit, die der Menſch ſelbſt, und vorzüglich der Geiſt dadurch gewinnt. Schon dieſe reicht dem Vernünftigen hin, ein ernſtes, thatenvolles Leben einem trägen und weichlichen vorzuziehen.

4. Durch die Anſtrengung, womit es errungen wurde, erhält das Gute erſt ſeinen vollen Werth. Mag es an ſich noch ſo viel Vorzügliches haben; es wird mit der Zeit ſeinen Reitz verlieren, wenn es uns nichts gekoſtet hat, wenn wir nicht in ihm unſer mühevolles Werk ſchätzen. Auch das Beſte wird lange nicht ſo hoch

gehalten, als es verdiente gehalten zu werden, wenn wir es als Geſchenk des Zufalles anſehen müſſen. Die Leichtigkeit, mit der wir dazu gelangt ſind, theilt ſich ihm unvermerkt in unſrer Phantaſie mit, und es ſcheint uns geringfügiger, weil wir auf eine ſo einfache Art dazu kamen. In dem Selbſterworbenen bringen wir, auſser ſeinem wahren Gehalte, noch den Preis in Anſchlag, um den es uns zu Theil geworden iſt. Das Gefühl, etwas geleiſtet, ſich ſelbſt einen Beweis von Kraft, Muth, Feſtigkeit, Verſtand und Gewandtheit gegeben zu haben, kann uns nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn. Das Bewuſstſeyn, viel zu vermögen, erhebt weit höher, als alles, was wir uns dadurch zu verſchaffen im Stande ſind. Nur der entwürdigte knechtiſche Menſch kann ſich eines Gutes freuen, bey dem er ſich ſelbſt verächtlich vorkommen muſs, weil er inne wird, daſs er deſſen nicht entbehren und ſich doch auch nicht dazu verhelfen konnte. Der freye, edle Mann wird nur durch das geehrt, worin er ſich zugleich ſelbſt ehren muſs. Je gröſser, koſtbarer und ſtandhafter die Anſtrengung: deſto reicher der Genuſs des Gutes, das wir uns damit erkauften.

Dieſe Grundſätze, dem Herzen tief eingeprägt, mit ſeinen Empfindungen innigſt verwebt, müſſen uns jede Anſtrengung wünſchenswerth, und uns zu jeder Aufopferung geneigt machen.

Mehr noch wird die Uebung bewirken. Sie überzeugt uns von ihrer Wahrheit, auf eine Art, die ihren Einfluſs in unſre Beſtrebungen nicht verfehlen kann. Wenn du es nur erſt über dich vermagſt, dich einige Male zu zwingen: ſo wird dein Widerwille ſich allmählig vermindern; du wirſt dich ermannen und deine Beſtimmung erkennen; das Entehrende jener dumpfen Trägheit, jener feigen Unmännlichkeit fühlen; was in dir der Anſtrengung entgegen ſtrebt, wird ſeine Wirkſamkeit verlieren; du wirſt ihr Süſses empfinden, ihre Belohnung einerndten, deine Freuden durch ſie erhöht und verſchönert finden, und das alles wird dazu beytragen, dich immer mehr für ſie zu gewinnen, ſie immer mehr in dir zur Fertigkeit zu bringen.

IV.

Religion.

Religiöſe Geſinnung war ſchon in der erſten Richtung des Willens auf das Gute, wurde mit ihr geſtärkt und fortgebildet, und prägte ſich in jeder Beſtimmung, die dieſelbe weiterhin erhielt, mit aus. Von dem, was ſie befördert, iſt daher auch ſchon die Rede geweſen. Aber mit ihr iſt noch nicht alles erreicht, was der Glaube aus dem Menſchen machen ſoll. Sie bemächtigt ſich nur der höhern Natur, aus der dieſer Glaube entſpringt, und muſs immer noch im Kampfe gegen ſinnliche Gefühle, unterhalten und bewahrt werden. Die Vernunft geht auf das Unendliche, das Herz hängt am Irrdiſchen und Beſchränkten. Wo jene ſich regt, da bewegt nichts als heilige Ehrfurcht und Liebe die Seele; aber dieſes fordert bald ſein Recht zurück, und ſtimmt ihn tief herab. So gibt es dann Stunden, wo er ſich gar nicht mit religiöſen Ideen beſchäftigen kann. Auch der edle Mann empfindet, wenn ſie mit ſeiner gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung im Streite liegen, eine unüberwindliche Abneigung dagegen, die er ſich kaum anders als aus fortdauernder Willensverkehrtheit erklären kann, wobey aber immer ein widerſtrebendes Naturgefühl im Hinterhalte liegt. Noch öfter fehlt es uns, durch gleiche Schuld, an der Wärme, womit wir ſie ſonſt wohl denken, und durch welche ſie allein auf Herz und Leben wirken können.

So darf es nicht bleiben. Wie in moraliſcher, ſo ſollen auch in religiöſer Hinſicht, der ſinnliche und ſittliche Charakter ſich einigen, der letztere den erſtern ganz in ſich hinüberziehen, und der erſtere nur in der Form des letztern ſich darſtellen. Ein Glaubensgefühl und Ein Glaubensſinn, die ſich in beſtändiger Richtung des Herzens auf Gott, das Ideal aller Vortrefflichkeit kund thun, ſich das ganze Leben unterwerfen. Es ſoll keine Empfindung und keine Beſtrebung mehr in ihm bleiben, die nicht durch Religion geheiligt wäre. Selbſt das, was ſonſt immer zum Ungöttlichen reitzte, ſoll ein Göttliches werden. Ehrfurcht und Liebe ſollen ihn ganz durchdringen, und in allem, was ſich in ihm regt, bemerkbar ſeyn. Seine veredelte Natur ſoll ihn mit dem höchſten Weſen aufs innigſte vereinigen, ſo daſs er ſich überall in ſeiner Nähe finde, und dieſer angemeſſen geſtimmt ſey.

Hierzu bedarf es nun weiter keiner beſondern Vorkehrungen. Mit der moraliſchen Bildung des Charakters ſchreitet die religiöſe auch fort. So wie ſie das Herz in Ordnung bringt, und dem höchſten Zwecke der Vernunft heiligt, reift es zur Gottähnlichkeit hinan; und wer das Bild des Höchſten in ſeinem Herzen trägt, der iſt auch des Glaubens und der Anbetung voll. So wie Mäſsigung, Menſchenliebe und Seelenſtärke ſich vermehren, gewinnt das Sinnliche eine moraliſche Geſtalt, und das Moraliſche tief befeſtigt, verklärt ſich von ſelbſt in ein Religiöſes. So wie ſich alles Innere der Regelmäſsigkeit der Vernunft fügt, und alles verſchwindet, was ihr entgegen iſt, wächſt die Stärke derjenigen Gefühle, die ſich auf Religion beziehen, und ſich unvermeidlich zu ihr entwickeln. So wie ſich die Gewalt des Ueberſinnlichen immer mehr im Leben zu erkennen gibt, reiſst ſie dieſes auch immer mehr an ſich, und trägt es auf die höchſte Höhe, wo die Unendlichkeit ſein Eigenthum iſt, wo ſeine Begränztheit ihm immer mehr aus den Augen verſchwindet, und die Veredlung ihr letztes Ziel erreicht hat.

Verbeſſerungen.

S. 24 Z. 10 v. o. ſt. braucht l. beruht.
— 86 — 8 — — durfte l. darfe.
— 124 — 8 — — fällt es weg.
— 158 — 11 — — erſtere l. letzte.
— 158 — 13 — — letztere l. erſte.
— 170 — 2 v. u. ſt. deſſelben l. derſelben.
— 185 — 10 v. o. — dann l. denn.
— 205 — 12 — — — fällt mit weg.
— 225 — 3 v. u. — ſie l. ſich.
— 225 — 7 v. u. — zu erleichtern l. erleichtern ſollen.
— 275 — 1 — — nicht weniger l. nicht mehr.
— 285 — 3 v. u. ſt. verkennt l. verkommt.
— 381 — 7 — — dann l. da.
— 410 — 15 v. o. Tugendeindrucke l. Jugendeindrucke.
— 428 — 10 — — dieſes l. dieſe.
— 445 — 15 — — verkennt l. verkannt
— 454 — 3 — — warum l. worum.
— 496 — 6 v. u. weil l. wie weit

R. Corbould del. C. Heath sculp.

Euphranor.

Ueber

die Liebe.

Ein Buch für die Freunde eines ſchönen, gebildeten und glücklichen Lebens.

Herausgegeben

von

Friedrich Ehrenberg.

SCHLOSS BIBLIOTHEK ZU

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Elberfeld und Leipzig,
bey Heinrich Büſchler. 1805.

Vorrede.

Den Freunden eines ſchönen, gebildeten und glücklichen Lebens iſt dieſe Schrift zunächſt geweiht, und ſie entſpricht ihrem Zwecke; wenn ſie dieſe mit der Natur einer der zarteſten und edelſten Leidenſchaften des menſchlichen Herzens bekannt macht; wenn ſie ihnen in einer verſtändlichen Sprache und ohne Erörterungen, die nur den gelehrten Menſchenforſcher intereſſiren können, ſagt, was Liebe ſey, wie ſie ſich von gemeiner Sinnlichkeit unterſcheide, in welchen Geſtalten ſie ſich zeige, wie ſie auf die übrigen Angelegenheiten der Menſchen wirke, was ſie zur Bildung, Verſchönerung und Veredlung des Lebens beytrage, und wie ſie zu dem Ende behandelt ſeyn wolle. Die Liebe läßt ſich freylich nicht, wie eine Kunſt, erlernen; eben ſo wenig als die Tugend. Aber es iſt doch gut, von beyden recht unterrichtet zu ſeyn; weil man nur dadurch in den Stand geſetzt wird, ihnen ihren Wehrt und Rang in der Reihe menſchlicher Dinge anzuweiſen, und die Abwege, auf die man ſich ſo leicht verirrt, zu vermeiden.

Eine ſolche populäre Philoſophie der Liebe ſcheint mir, bey der groſſen Menge von Schriften über dieſen Gegenſtand, noch nicht zu den Ueberflüſſigen gezählt werden zu dürfen. Unter den Deutſchen iſt er wohl am vollſtändigſten von v. Ramdohr und Thieß *) behan-

---

*) Venus Urania von F. W. B. von Ramdohr, drey Bände. Leipzig bey Göſchen 1798.
Ueber die Liebe und Ehe, von J. O. Thieß.
. Einzelne treffliche Bemerkungen über dieſen Gegenſtand findet man bey Herder, Hippel, Peckel, Brandes, Schloſſer, Benecken, Kant, Fichte und andern.

delt worden. Ihnen verdankt die gegenwärtige Schrift manche ſchätzbare Belehrungen und Aufſchlüſſe. Für das bloß gebildete Publicum iſt indeß Ramdohrs claſſiſches Werk vielleicht zu weitläufig und zu gelehrt. Thieß gibt mehr ein ſchönes Gemählde von den Erſcheinungen der Liebe, als pſychologiſche Anſichten und Unterſuchungen über die Natur derſelben. Zwiſchen beyden wünſcht vorliegendes Buch die Mitte zu halten. Auch haben beyde ihren Gegenſtand noch nicht erſchöpft, und einem künftigen Bearbeiter noch manche intereſſante Seite desſelben und hinlänglichen Stoff zu eignen und neuen Bemerkungen übrig gelaſſen. Wie dieſer hier benutzt ſey, darüber müſſen Sachkundige urtheilen.

Sehr ſollte es mich indeß freuen, wenn auch Pſychologen darin manches ihrer Aufmerkſamkeit nicht unwehrt fänden. Das Gebieth der Menſchenkunde iſt noch lange ſo angebaut nicht, daß nicht jeder Verſuch zur Bereicherung desſelben, in welcher Form er auch erſcheine, mit ſchonender Nachſicht ſollte aufgenommen werden.

Man wird es entſchuldigen, daß das Wort Liebe hier allein der edlern Geſchlechtsliebe vindicirt iſt. Es geſchah nicht, um dem Sprachgebrauche Gewalt anzuthun; ſondern um eine weitläuftigere Bezeichnung zu vermeiden, und weil überdem in der Geſchlechtsliebe, die auf der innigſten Sympathie des Körpers und des Geiſtes beruht, das Charakteriſtiſche der Liebe am reinſten ausgedrückt iſt. Man mag übrigens, wo es auf ſo genaue Unterſcheidung nicht ankommt, immerhin Freundſchaft, Anhänglichkeit, veredelte Sinnlichkeit auch Liebe nennen. Hier durfte aber nicht überſehen werden, daß ſie von jener weſentlich verſchieden ſeyen, und eine andere Quelle haben.

Manchem wird es vielleicht ſcheinen, als ob die Liebe hier zu idealiſch gezeichnet, und mehr geſagt ſey, wie die Liebe ſeyn ſoll, als wie ſie wirklich iſt. Aber wenn die Liebe Anlage der Natur iſt, dann muß ſie auch in ihrem höchſten Streben dargeſtellt werden. Mit den niedern Graden gibt es ſich dann von ſelbſt. Auch wird der zweyte Theil hierauf, ſo wie überhaupt auf die Einſchränkungen und Bedingungen, unter welchen die Liebe im menſchlichen Leben erſcheint, mehr Rückſicht nehmen können.

So viel als möglich war, habe ich mich bemüht, tief eingehende Unterſuchungen zu vermeiden. Sollte deſſen ungeachtet manchem Leſer, der nur an leichte Speiſe gewöhnt iſt, im erſten Buche Einiges zu viel Nachdenken erfordern: Einem ſolchen iſt nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er die Stellen, bey welchen dies der Fall iſt, welcher doch nur wenige ſeyn werden, überſchlage, und ſich damit tröſte, daß ſchon im zweyten Buche alles viel beſſer geht; ſo werden ſie es auch mit dem dritten und vierten, die den zweyten Band ausmachen, finden. Bey dem Abſchnitte über Liebe und Schönheit könnte man ſich, um des Intereſſe's des Gegenſtandes willen, wohl einige Anſtrengung gefallen laſſen. Keinem, der auf Bildung einigen Anſpruch macht, dürfen dieſe Begriffe ganz fremd ſeyn.

Inhalt.

Erſtes Buch.

I. Euphranor. 3

II. Euphranors Glaubensbekenntniß. Ein Vermächtniß an ſeine Tochter. 10

III. Euphranors Morgenbetrachtungen, an ſeinem fünf und achtzigſten Geburtstage. 31

IV. Das Weſen der Liebe. Auszüge aus Euphranors Papieren.

1. Was iſt Liebe? 38

2. Liebe und Selbſtſucht. 59

3. Liebe und Freundſchaft. 66

4. Liebe und Schönheit. 86

5. Liebe und Sinnlichkeit. 107

6. Liebe und Eitelkeit. 120

7. Liebe und Einbildungskraft. 133

8. Liebe und Tugend. 147
9. Liebe und Verliebtheit. 163
10. Charakter der Liebe. 184

Zweytes Buch.

I. Sinnliche und geiſtige Liebe.

1. Sophron an Euphranor. 205
2. Euphranor an Sophron. 215

II. Das Glück der Liebe.

Emilie an Euphranor. 234

III. Wohlthätiger Einfluß der Liebe.

Euphranor an Kleon. 252

IV. Erforderniſſe zur Liebe.

Euphranor an Kleon. 279

V. Stärke und Muth der Liebe.

Fragment einer Rede. 300

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Erſtes Buch.

1.

Euphranor.

Euphranor war einer der ſeltenen Menſchen, welche die Wahrheit, die Innigkeit und das fröhliche Leben der Natur, auch unter den ungünſtigſten Umſtänden, zu bewahren, und was dieſe gewöhnlich zu ſchwächen oder zu trüben pflegt, in ein Läuterungs- und Erhöhungsmittel zu verwandeln wiſſen. Das Schickſal hatte viel an ihm gebildet; aber er hatte ſeinen Einfluß überſehen und beherrſcht. Bei ſeinem zarten und tiefen Gefühle wäre er ein finſtrer und bittrer Menſch geworden, wenn ſeine Verhältniſſe ihn ganz in ihre Gewalt bekommen hätten. Da er aber viel Willenskraft, einen hohen Grad von praktiſcher Aufklärung und eine ungemeine Geſchicklichkeit beſaß, ſich in mancherley Geſichtspunkte zu ſtellen, und auf die Gegenſtände ſeiner Betrachtung eine eigne Beleuchtung fallen zu laſſen: ſo konnte der Verdruß, der ihm zahlreiche Unannehmlichkeiten verurſachte ſich nie bis ins Innerſte ſeines Gemüthes hinein ziehen und zur Stimmung werden. Das Höchſte, was ſie über ihn vermochten, war, daß ſie zuweilen einige unmuthige Augenblicke und ernſthafte Betrachtungen hervorbrachten, die ſeine Menſchen- und Lebenskenntniß vermehrten, und ihn weiſer und duldſamer machten. Dabey veranlaßten ſie ihn oft, bei ſich ſelbſt einzukehren; theils um da zu genießen, was ihm die Welt verſagte; theils um ſich in ſich ſelbſt deſto tiefer zu gründen, je mehr Täuſchendes, Schwankendes, Unzuverläſſiges und Ungenügendes er außer ſich fand; theils um ſich gegen die verderblichen Eindrücke ſeiner Lage ſicher zu ſtellen.

Er hatte in mancherley Verhältniſſen gelebt, ſich in vielen Geſchäften verſucht, und Gelegenheiten genug gehabt, Erfahrungen einzuſammeln, die dann auch nicht unbenutzt geblieben waren. Es gab nicht leicht eine Anſicht des Lebens, welche ihm die Wirklichkeit nicht ſchon vorgeführt hatte, oder die ſich ſein ahndendes Gefühl nicht aus den zerſtreuten Bildern, die ſie ihm gewährte zuſammenſetzen konnte. Damit vereinigte ſich eine reiche und blühende Einbildungskraft. Und über dem allem wachte ein eingeborner guter Geiſt. Darum konnte er ſich nie in Verlegenheit fühlen, wenn äußerer Zwang ihn auf ſich ſelbſt beſchränkte, oder inneres Bedürfniß ihn nöthigte, bey ſich ſelbſt Troſt zu ſuchen.

In den vielen Kreiſen, worin er gewirkt, und in den vielen, zum Theil glänzenden, Verbindungen, worin er geſtanden hatte mußten ihm die Menſchen in allen Geſtalten erſchienen ſeyn, mit und ohne Verhüllung. Ihr geheimes Spiel konnte ſich ſeinem Beobachtungsgeiſte nicht leicht verbergen. Seine Begriffe darüber waren auch nicht die vortheilhafteſten. Er kannte ihren Eigennutz, ihren falſchen Ehrgeitz, ihre Treuloſigkeit, ihre Verſtellungskunſt, ihre Schleichwege, ihre Halbheit, ihre kleinliche Denkart und ihr klägliches Weſen beſſer als man es von ihm dachte, und beſſer als viele erklärte Menſchenhaſſer, ohne das letztere zu ſeyn. Sein Glaube an die Menſchheit ſtand zu feſt, als daß er durch dergleichen wäre wankend zu machen geweſen. Er kam aus dem Herzen, und da ihm dieſes treu blieb, dienten Erfahrungen der Art nur dazu ihm noch mehr Nahrung zu geben.

Oft bewegte es ihn zum tiefſten Mitleiden, wenn er die Menſchen ſich für die verächtlichſten Preiſe feil biethen, für die nichtswürdigſten Dinge es ſich ſo ſauer werden laſſen, und um das tägliche Brod des Hungers oder der Eitelkeit das mühſeligſte Leben führen ſah. Aber er dachte helle und groß genug, daß ihn das nicht erbittern konnte. Er erblickte die natürlichen Gründe von dem allem in der früheſten Erziehung, in dem Drange der Noth, in der Betäubung der Leidenſchaft, in dem Elende des bürgerlichen Lebens, in den unvermeidlichen Uebeln der geſellſchaftlichen Verfaſſung, in der langen Gewohnheit kleinen Zwecken nachzuſtreben und in der Unkunde des Beſſern. Er wußte, daß die Menſchen weniger ſchlecht wären, wenn ihnen das Leben weniger ſchwer gemacht, wenn ſie nicht ſchon von Jugend auf mit den Ketten des Jammers behangen würden.

Er war viel gedrückt, verrathen, betrogen, in ſeinen wohlthätigen Bemühungen gehindert, verkannt und mit Undank belohnt worden. Er war in Angelegenheiten verwickelt geweſen, wo er es mit allem, was die menſchliche Natur herabſetzt, hatte aufnehmen müſſen. Aber was andre hart und zu kalten Egoiſten gemacht haben würde, das machte ihn weich, und gab ſeinem natürlichen Wohlwollen eine beſtimmtere, kräftigere Ausbildung und eine entſchiedenere Richtung.

Er konnte nicht aufhören an *etwas Göttliches im Menſchen* zu glauben. Dieſer Glaube war ihm durch ſich ſelbſt bewährt. Selbſt in den traurigſten Verirrungen erblickte er nur Verunſtaltungen, die nicht alle Züge desſelben hatten auslöſchen können. Aus den unedelſten Bemühungen ſah er es oft klar hervorſchimmern. Auch in denen, die ihn anfeindeten, war noch immer etwas, worin er ſich mit ihnen berührte, was ihn unwiderſtehlich anzog, und ihm mit ſchmerzlicher Sehnſucht den Seufzer auspreßte: o, daß ich euch doch ganz lieben könnte; daß nicht ſo vieles zwiſchen uns läge, was uns hindert einander alles zu ſeyn, und was gleichwohl euch fremd iſt, wie mir eitles, nichtiges, aufgedrungenes Weſen!

Die Gewalt der Liebe hielt ihn aufrecht. In Liebe zerfloß ſeine ganze Natur. Die Liebe lehrte ihn erhaben vom Menſchen denken. Sie zeigte ihm da oft irregeleitetes herrliches Talent, wo ein andrer an ſeiner Stelle unerbittlich verdammt haben würde. So gelang es ihm, ſich manches jungen Menſchen zu bemächtigen, und ihn zu retten, der ohne ihn wäre verloren geweſen. Das war ſein liebſtes Geſchäft. Und er gewann dann für Zeitlebens. Ein milder Ernſt, eine ſanfte Hoheit des Blickes, aus welcher der kräftige, feſte und humane Charakter ſtrahlte und eine ſtille Majeſtät, die über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen war, kam ihm hierin treflich zu Statten.

Doch wäre es wohl auf die Dauer nicht ſo mit ihm geblieben; unter kalten und engherzigen Menſchen wäre er auch wohl kalt geworden; und nie hätte er es zu der Gediegenheit des Charakters gebracht, die er haben mußte, um manche Abſcheulichkeit ſo ruhig zu beurtheilen, und manches Mißgeſchick ſo gefaßt zu tragen: wenn er nicht noch frühe genug das Glück des häuslichen Lebens, und einige vorzügliche Menſchen hätte kennen gelernt, mit welchen ihn innige Freundſchaft verband. Das Herz leert ſich bald aus, wenn es allein von ſich ſelbſt nehmen ſoll; ſeine feinere Gefühle verlieren ihre Wärme, wenn ſie nie Nahrung erhalten; ſeine menſchlichere Triebe nehmen die eigennützige Natur an, wenn ſie überall an eine unfreundliche Selbſtſucht ſtoßen. Und ohne das Herz hat auch der Verſtand keine Hülfe mehr. Aber wo das Herz ſich hingeben kann und Erwiederung findet, da iſt es unerſchöpflich im Hervorzaubern ſchöner Genüſſe.

Euphranor hatte ein herrliches Weib, und eine blühende, hoffnungsvolle Tochter. Jenes hatte ihm reine Liebe zugeführt, und er hatte mit ihm alles erhalten, was die Liebe erwarten und geben kann, die volle Wonne des gemeinſchaftlichen Daſeyns und Glückes. An ſeiner Tochter entzückte ihn das ſchöne Enthalten echter Weiblichkeit, die heitre Unſchuld, das Herz voll Wohlwollen, das ſtille, ſanfte und reiche Gemüth und die fromme Zärtlichkeit, womit ſie an ihren Eltern hing. Die Zahl der übrigen Nahen und Fernen, die ihm ganz ergeben waren, war zwar klein, aber dafür herrſchte unter ihnen eine Anhänglichkeit, ein Vertrauen, eine Treue und eine Theilnahme, wie ſie ſelten auf Erden gefunden werden.

Er pflegte oft zu ſagen: „der Grund im Menſchen iſt nicht ſchlecht, aber es wird viel Schlechtes

„auf den guten Grund gebaut; ein hoher Sinn liegt in der menſchlichen Natur, aber die meiſten ſtehen zu tief, als daß ſie etwas von ihm vernehmen könnten, zur Duldſamkeit, zur Liebe und Treue, zum Vertrauen und Edelmuthe ſchlummern vortrefliche Anlagen in ſeiner Bruſt, aber das Unkraut des Egoismus iſt darüber her gewachſen, und niemand rottet es aus; die tauſendfache Noth, wovon er gedrängt wird, nährt dieſes Unkraut; wenn keine Noth wäre, wäre auch keine Lüge und keine Härte: wenn kein Menſch mehr gedrückt iſt, und alle zu eſſen haben wird es zwar noch nicht ſeyn, wie es ſeyn ſollte aber unendlich beſſer als es jetzt iſt; dahin iſt es noch nicht gekommen, daß man den Menſchen entweder bemitleiden oder verachten müßte, man kann ihn noch achten und lieben. Wer in ſich ſelbſt etwas Göttliches anerkennt, findet es auch leicht in andern.“

So ſprach der oft empfindlich gekränkte, vielfach verfolgte und gemißhandelte Mann; und was er ſprach, kam ihm tief aus der Seele.

Aus den ſpeculativen Wiſſenſchaften machte Euphranor nicht viel; ob er gleich ſelbſt mit den meiſten von ihnen in einem hohen Grade vertraut war, und es in einigen bis zur Meiſterſchaft gebracht hatte. Er hielt es allerdings für nothwendig, daß man ſich mit ihnen bekannt mache, weil ohne das keine wahre Aufklärung und keine geſunde Ausbildung des Geiſtes möglich ſey. Aber er meynte, die eigentliche Liebhaberey für ſie trockne den Menſchen leicht aus, und tödte das warme Leben des Herzens, wie den friſchen Muth der That, durch den kalten Buchſtaben des Begriffes. Er hatte es zu oft geſehen, daß das bloße Wiſſen, ohne praktiſche Tendenz, Einſeitigkeit, abſprechende Raiſonnierſucht, Phantaſterey, Sophiſterey und gränzenloſen Eigendünkel hervorbringe, und glaubte deßwegen jeden jungen Mann ſeiner Bekanntſchaft nicht nachdrücklich genug davor warnen zu können. Sein Hauptſtudium war der Menſch, ſeine Natur und ſeine Verhältniſſe. Aus dem, was er in ſich ſelbſt fand, und was Erfahrung ihn lehrte ſuchte er ſeine Begriffe über das Höchſte im Leben, über Lebenswehrt und Lebensglück, und die Mittel, durch welche man ſelbſt dazu gelangt, und andre dazu führen kann immerfort zu berichtigen. Was ſeinem Herzen das Wichtigſte war, das beſchäftigte auch ſeinen Verſtand am öfterſten und angelegentlichſten. Auf eine Philoſophie, die ſich nicht auf das Herz gründe und das Herz befriedige konnte er keinen ſonderlichen Wehrt ſetzen. Glaube, Liebe und Hoffnung, die Ehre und Freude des Menſchen waren nach ihm das Eine zuſammenhangende große Thema der wahren Philoſophie. Philoſophiren hieß ihm, den Menſchen über ſich ſelbſt und ſeine ewigen Bedürfniſſe aufklären. Der, ſagte er, philoſophirt am beſten, der das Menſchliche im Menſchen am ſicherſten trifft, und durch die Hervorbildung desſelben in ſeiner ganzen Reinheit das Göttliche zu erreichen ſucht.

Religion, Moral, Geſetzgebung, Tugend, Gerechtigkeit, Glückſeligkeit, Freundſchaft und Liebe waren die gewöhnlichen Gegenſtände ſeines Nachdenkens und der Unterhaltung mit ſeinen Freunden. Er pflegte ſie da aufzufaſſen, wo ſie ohne künſtliche Abſtraction erreicht werden können, in dem einfachen Gewebe einer ſchönen Seele, und ſie dann in die mancherley Situationen des Lebens hinein zu führen.

Ob er gleich in ſeinem Leben viel Nützliches begonnen und zu Stande gebracht hatte; ſo wurde er doch ungerne daran erinnert. Ein düſtrer Unmuth über die Gebrechlichkeit alles menſchlichen Weſens überzog ſein Geſicht, wenn davon die Rede war. Kein Menſch, meynte er, leiſte etwas Beträchtliches. Wenn man auch die Hinderniſſe, welche ihm andre oder die unbezwingliche Natur der Dinge entgegen ſtellen abrechne: ſo bleibe aus Trägheit ſo manches ungethan, worauf es hauptſächlich ankommt, ſo werde ſo manches bis auf eine andre Zeit verſchoben, die dazu weniger zweckmäßig iſt, und ſo falle dabey ſo manches Verſehen zur Laſt, daß nur der Eigendünkel ſich darauf viel zu

Gute thun könne. Wichtiger ſey es indeß, daß man in dem allem ſelbſt gebildet werde und andre bilde, daß man das Unlautere und Verkehrte an ſich ſelbſt einſehen und abſcheiden lerne, und mit Menſchen in Verbindung komme, an denen ſich noch etwas ausrichten läßt.

So war denn ſein ganzes Daſeyn ein beſtändiger Erguß von Wohlwollen, Herzlichkeit und jener ſtillen Freude, die das Werk eines wohlgeordneten und mit ſich ſelbſt einigen Lebens iſt — und ſein ungetheiltes Beſtreben darauf gerichtet, im Genuſſe der Liebe und alles Schönen vollkommner zu werden und vollkommner zu machen.

Das geiſtloſe Weſen, wie es täglich um ihn her getrieben wurde, erweckte in ihm an dem Geſchäftleben, welches ihn unaufhörlich damit verwickelte, doch endlich einen zu großen Eckel, als daß er es lange dabey hätte aushalten können. Er ſah die ſchlechteſten Abſichten über den reinſten Gemeingeiſt triumphiren, den echten Patriotismus von ſelbſtſüchtiger Heucheley verdächtig gemacht, und den treuen Eifer durch ſchlaue Kabale entwaffnet. Sein ſchon genug beſchränktes Vermögen Gutes zu ſtiften ward ihm von Tag zu Tage noch immer mehr verengt. Es war ihm unerträglich, da der Sclave eines trägen Mechanismus zu ſeyn, wo er ſelbſt denken und handeln konnte, und wo das gegenwärtige Bedürfniß ſo klar vor ſeiner Seele ſtand, und ſo laut zum Selbſtdenken und Selbſthandeln aufforderte. Er vermochte es nicht länger über ſich, ſich da in veralteten Formen zu bewegen, wo die gegenwärtige Lage eine totale Umgeſtaltung derſelben, wenn nicht gar ganz neue Vorkehrungen forderte. Sein gerader Kopf und ſein redlicher Sinn verſtatteten ihm auch nicht, das Gute, was er noch hätte ſtiften können, auf Schleichwegen und im verdeckten Widerſpruche mit dem, was er öffentlich vorgab zu bewirken. Dies und die Gefahren, die er in dem Kreiſe, worin er lebte, für ſeine Tochter beſorgte, verbunden mit dem Wunſche ihr eine Erziehung zu geben, die von dem Geiſte, der in ſeiner Nähe herrſchte, ſo weit als möglich abwich, veranlaßte ihn, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen.

Auf einem angenehmen Landguthe lebte er nun ſich, den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden, viele von ihnen waren in der Nähe. Er ſahe ſie oft, und ward eben ſo herzlich von ihnen empfangen, als ſie ihm willkommen waren. Um ihn her bildete ſich ein Zirkel auserwählter Menſchen, die kein andres Ziel kannten, als gegenſeitige Veredlung und Beglückung durch gemeinſchaftliches Sinnen, Wirken und Genießen; ein Zirkel, in welchem innige Vertraulichkeit, unbegränztes Wohlwollen und eine nur ſelten unterbrochene Fröhlichkeit alle Herzen beſeelten und verknüpften. Häusliche Feſte und ländliche Vergnügungen wechſelten mit ernſtern Unterhaltungen und einer eben ſo belehrenden als bildenden Lectüre. Euphranor wußte in das alles eine ſo reitzende Mannichfaltigkeit zu verweben, und einen ſo großen Sinn zu legen, daß faſt jede Zuſammenkunft eine neue ſchöne Seite des Lebens zu enthüllen ſchien. Entzückt riefen ſie dann oft aus: wie reich iſt das Leben! und keiner dachte daran, daß dem Leben aller Reichthum vom Menſchen komme; ſo ganz waren ſie im Genuſſe, ſo rein floſſen Natur und Herz in einander über.

Euphranor war die Seele dieſes Zirkels. Im Umgange mit der Natur und ſeinen Geliebten, in der unaufhörlichen Fortbildung ſeines Innern, und im Anſchauen der Welt, die ſich fröhlich und gemiſcht um ihn bewegte, ſammelte er die unerſchöpfliche Heiterkeit und das friſche Leben, das er über ihn ausſtrömte. Die Weisheit ging hier mit der Liebe und Freude im Bunde, oder ſie war vielmehr, was ſie ſo ſelten unter den Menſchen iſt, ein Kind der Liebe und Freude. Umgekehrt dienten die Mittheilungen dieſes Zirkels dazu ſeine innere Bildung zu begünſtigen, dem Umgange mit der Natur und mit ſeinen Geliebten neue Reitze zu geben, und das Anſchauen der Welt um ihn her mit ſeinem Herzen in größere Befreundung zu bringen.

Auch in der Ferne war er von vielen geliebt, und mit dem größten Theile von ihnen ſtand er in Briefwechſel. Dieſen benutzte er, ſeine Erfahrungen und Gedanken über die menſchlichen Verhältniſſe und Angelegenheiten mitzutheilen. In wichtigen Sachen wurde nichts unternommen, ohne Euphranor vorher um Rath gefragt zu haben. Ueber jeden neuen Schritt in das Daſeyn hinein, über jede neue Beobachtung, die man an ſich ſelbſt machte, unterhielt man ſich gerne mit Euphranor. Seine Briefe waren entweder Antworten, die, neben ſeiner Anſicht der Sache, gewöhnlich noch einen Satz lehrreicher Winke über das innere und äußere Leben des Menſchen enthielten, oder ein freier Erguß von Gedanken und Gefühlen. Immer aber ſuchte er ſeine Freunde in ſich ſelbſt hinzuführen, ſie ſich ſelbſt verſtehen zu lehren, und ſie aus ſich ſelbſt heraus zur Darſtellung alles Vortreflichen zu bringen. Dies hielt er für die einzige Methode, das Beſte, was er werden kann aus dem Menſchen zu machen.

Um nicht ganz ohne beſtimmte Beſchäftigung zu ſeyn, widmete er ſich der Bildung junger Leute, die einſt in der großen Welt auftreten ſollten, und deren er immer einige im Hauſe hatte, um ſie auf das akademiſche Leben oder andre Verbindungen vorzubereiten. Sein Hauptaugenmerk war dabei ein geſunder Kopf, Gradſinnigkeit, Beſcheidenheit mit Selbſtvertrauen gepaart, Feſtigkeit und Energie des Wollens und ein gemäßigter Enthuſiaſmus. Auf ſie ſucht er auch nachher noch zu wirken, und ſelten ging einer von ihm weg, der nicht die Tage, die er bei ihm zubrachte, unter die Glücklichſten ſeines Lebens zählte, und den nicht oft das Bedürfniß des Rathes oder des Troſtes wieder zu ihm zurück führte.

Die heiterſten Stunden des Tages gehörten ſeiner Emilie. Mit Entzücken ſah er an ihr die Blühte der Weiblichkeit ſich immer ſchöner entfalten. Bei der geraden Richtung ihres Kopfes und der reinen Stimmung ihres Herzens durfte er faſt nichts thun, als jenem hinlänglichen Stoff geben, und ihn zu den nöthigen Uebungen veranlaſſen, und dieſes vor verderblichen Eindrücken bewahren, und dann und wann eine zu heftige Aufwallung jugendlicher Wärme oder jugendlichen Muthwillens mäßigen. Ein Geſchöpfe voll Einfalt und Sanftmuth, voll Wahrheit und Klarheit des Sinnes, ſtill, weich und beſonnen, für alles Rührende empfänglich und für alles Gute enthuſiaſtiſch, gütig, hingebend und frohſinnig wuchs unter ſeinen Augen auf, und war die Wonne ſeines Lebens. Ein braver Mann warb um ſie. Er konnte ihr nichts anbiethen als ein treues, liebevolles Herz, ein mittelmäßiges

Einkommen und jenes geräuſchloſe Glück, das gute Menſchen, im ſüßen Vereine und in der ungetheilten Gemeinſchaft des Denkens, Strebens, Thuns und Genießens, einander gewähren. Euphranor hielt dies für mehr, als Gold, Ehrenſtellen und Weltglanz. Er legte ihre Hände in einander, und gab ihnen ſeinen Segen. Auch nach der Trennung war ſie ſeine liebſte Beſchäftigung. Seine beſten Gedanken zeichnete er für ſie auf. Und manches theure Vermächtniß an ſeine Tochter, das den reinſten Abdruck ſeiner Seele enthielt, verſchloß ſein Pult. Erſt nach ſeinem Tode ſollte ſie es erhalten.

So entſtanden auch unter andern ſeine Papiere über die Liebe, die hier theils im Auszuge, theils in ihrer lebendigen Individualität geliefert werden.

Euphranor ſchrieb nie für den Druck. Wenn er ſchrieb, war er entweder durch perſönliche Angelegenheiten ſeiner Freunde dazu veranlaßt, oder er that es, weil es ihm gerade Bedürfniß war. Er liebte darin das Schlecht und Recht, und meynte: im Schlafrocke ſey man den Freunden zwar lieber, und lebe herzlicher mit ihnen, aber vor der Welt dürfe man ſo nicht erſcheinen; um als Schriftſteller ſein Glück zu machen, müſſe man vieles annehmen, was mit ſeiner eigenthümlichen Weiſe in Widerſpruch ſtand, und vieles aufopfern, was unſern Werth als Menſch und für die Menſchen, denen man ſich einmal ganz hingegeben hat beträchtlich erhöht; — man entferne ſich im Leben von den Menſchen und erkalte für ſie, wenn man es mit ihnen zu viel auf dem Papier zu thun habe, und ſie mehr beobachte, um ſie zu ſchildern und zu belehren, als um ſich ihnen im Handeln und Genießen mitzutheilen. Gleichwohl zeichneten ſich mehrere ſeiner Arbeiten durch eine Correctheit und äußere Politur aus, die auch den ſtrengern Kunſtrichter zufrieden geſtellt haben würden. Aber dieſe Eigenſchaften waren das unwillkührliche Werk ſeines gebildeten Geiſtes und ſeines feinen Geſchmackes — nicht einer künſtlichen Anſtrengung. Darum wußte er es ſelbſt nicht. Weil er nie an ſeinen Arbeiten feilen mochte glaubte er immer es fehle ihnen noch etwas.

So heiter und ſanft wie ſein Sinn war auch ſein Glaube — der Widerſchein ſeines Lebens, im Weſentlichen ganz aus ſeinem Innern geſchöpft. Er kannte die Weiſen alter und neuer Zeit, und verdankte ihnen viel. Aber die Grundzüge ſeiner Ueberzeugungen ſtanden in ſeinem Gemüthe vorgebildet. Sie rein aufzufaſſen war der Zweck ſeines Selbſtſtudiums — ſie beſſer zu verſtehen, ſie aus der Dunkelheit des ahndenden Gefühles hervorzuheben, das Individuelle daran zu einem allgemein Menſchlichen zu erhöhen, das Unvollſtändige zu ergänzen und das Einſeitige zu berichtigen der Zweck ſeiner Lectüre.

Um in dem Folgenden ſeinen Geiſt reiner zu vernehmen, mögen uns hier ſein Glaubensbekenntniß, wie es ſich unter den Vermächtniſſen an ſeine Tochter fand, und ſeine, gleichfalls von ihm für ſie niedergeſchriebenen, Betrachtungen an ſeinem fünf und achtzigſten Geburtstage, noch einige Aufſchlüſſe über ihn ſelbſt geben.

II.

Euphranors Glaubensbekenntniß.

Ein Vermächtniß an ſeine Tochter.

Ich habe ernſtlich nach Wahrheit gerungen. Sie war das Ziel meiner jugendlichen Anſtrengungen; ſie beſchäftigte mein männliches Nachdenken in frohen und in ſehr ernſten Stunden; das Forſchen nach ihr iſt mit mir grau geworden. Ich habe oft fehlgegriffen und vielfach geirrt. Ich habe manchen Irrthum abgelegt, und mich über manches Vorurtheil erhoben. Aber vieles iſt mir auch geblieben, was ich ſchon frühe ehrte. Vieles, das mir ſchon frühe ahndete hat ſich aufgeklärt, berichtigt und bewährt gefunden bis auf den heutigen Tag. Meine Ueberzeugung davon iſt die reinſte und lebendigſte. Sie hat ſich unter den verſchiedenartigſten Situationen gebildet, erprobt und befeſtigt. Sie hat mein Leben geleitet, mich im Glücke bewahrt, im Unglück aufgerichtet, die Ruhe meines Herzens geſchützt, und mein Alter heiter gemacht. Darum ſey ſie jetzt in flüchtigen Zügen, für Dich, meine Tochter, der Feder anvertraut. Sie mag Dich an die Maximen erinnern, nach welchen ich Dich erzogen habe, und nach welchen Du mich immer handeln ſahſt. Sie mag Dich über das, was tief in Deiner Seele ſich bewegt und was ſich in Deinem Leben ereignet mit Dir ſelbſt verſtändigen. Sie mag Dir Winke geben, über deine künftige Selbſtbildung und die Erziehung deiner Kinder, und Dir die Geſichtspuncte zu einem weitern Nachdenken über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen andeuten.

Ich habe dieſes Glaubensbekenntniß in ſeiner Beſtimmtheit und in ſeinem Zuſammenhange nicht früher vor dir ausgeſprochen; theils damit du es im Leben ſelbſt auffaſſen möchteſt; theils damit ich dir etwas hinterlaſſen könnte, was durch die Gefühle meiner letzten Stunde verſiegelt wäre und worin künftighin die letzten Laute eines Sterbenden an dein Herz tönten.

Der Menſch, in vielen Stücken ein Sclave der Erde, gehört ihr doch nicht ganz an. Es iſt etwas in ihm, was nicht von der Erde ſtammt, größer als alles, was die Erde trägt, und woran die Erde keine Gewalt hat. Jedes erhabene Gefühl iſt davon erfüllt, jeder idealiſche Gedanke hat etwas davon an ſich.

Es iſt das Göttliche in der menſchlichen Natur.

Der Menſch wäre das elendeſte Geſchöpf, und ſein Leben bedauernswehrt, wenn nichts Göttliches in ihm wäre. Keine Begeiſterung höbe ſeine Bruſt; keine Hoffnung des Beſſern tröſtete ihn unter dem Drucke des Mangelhaften und Schmerzlichen, was ihn überall umgibt und auf ihm laſtet.

Im Gefühle des Göttlichen hat der Menſch allein Würde, und ahndet er unausſprechliche Seligkeit.

Das Prinzip des Göttlichen im Menſchen iſt die Vernunft — nicht bloß als Vermögen des Erkennens, ſondern als lebendige Kraft, Streben nach dem Vollkommnen für ſich und andre, nach Seligkeit in der Vereinigung der vernünftigen Geiſter.

Dieſes Streben, feſtgehalten, zum Herrſchenden im Leben erhoben, und gegen alles Widerſtrebende behauptet, iſt Tugend.

Der Charakter der Tugend iſt reine Uneigennützigkeit, Liebe des Vollkommnen um ſein ſelbſt willen, Verlangen nach Seligkeit nicht als angenehmen Zuſtand des Individuums, ſondern als Ziel und Hoffnung der Menſchheit.

Je uneigennütziger jemand iſt; deſto göttlicher iſt er.

Das Erſte in der Tugend iſt ein reines Herz, das

Andre Schäzung des Vortreſflichen und Vollendeten, das Dritte umfaſſendes Wohlwollen, das Vierte ein feſter Charakter. Daraus fließen: Redlichkeit, Treue, Pflichteifer, Gerechtigkeit, Sanftmuth und Zutrauen zu ſich und andern.

Freyheit iſt das Vermögen zur Tugend oder das Vermögen das Göttliche in ſich zu fixiren, auszubilden und zum Herrſchenden im Leben zu machen.

Die Freyheit läßt ſich nicht demonſtriren, aber erfahren. Man wird ihrer inne im Anſchauen des Göttlichen, mehr aber noch im gewiſſenhaften Denken, Wollen und Handeln.

Sie iſt ihrem Weſen nach unbegreiflich. Sie erwacht in der erſten Regung des Göttlichen. Sie wird lebendig in der erſten göttlichen That, die man verrichtet.

Dem Göttlichen ſteht entgegen das Weltliche.

Im Weltlichen iſt der Menſch geboren, und er kann nicht darüber weg. Aber es kann ſich ſeiner bemächtigen und ihm göttliches Leben mittheilen.

Er ſoll das Weltliche nur durch das Göttliche genießen.

Das Weltliche iſt an ſich nicht ſchlecht. Aber der Menſch wird ſchlecht, wenn er ſich davon durchdringen und überwältigen läßt.

Im Weltlichen iſt ein reiner und ein unreiner Geiſt. Jener iſt dem Göttlichen verwandt, und kann durch Tugend in daſſelbe übergehen. Aber der unreine Geiſt allein dringt in den Menſchen, der ohne Tugend unter dem Weltlichen ſteht.

Dieſer unreine Geiſt iſt der Charakter des Weltlichen, wo es über den Menſchen herrſcht und heißt Eigennützigkeit.

Je eigennütziger ein Menſch iſt; deſto ungöttlicher iſt ſein Leben.

Eigennützig iſt jeder, der nur auf ſich ſieht, das für ſich Erwünſchte will, es ſey nun ein Angenehmes oder ein Nützliches.

Deßwegen hat die Eigennützigkeit ein doppeltes Weſen: ſie iſt Sinnlichkeit und Selbſtſucht. Als Sinnlichkeit ſteht ſie der Liebe zum Vollkommnen, als Selbſtſucht dem Wohlwollen entgegen, worin nach dem Vollkommnen für alle geſtrebt werden ſoll.

Die Eigennützigkeit wohnt im unreinen Herzen. Daraus fließen Gleichgültigkeit gegen das Vortreffliche und gegen die Menſchen, Unzuverläſſigkeit, Treuloſigkeit, Verſtellung, Argwohn, Ungerechtigkeit und Pflichtvergeſſenheit.

Die Erſcheinung des Göttlichen im Herzen iſt Freude — aber jene ſtille, ſelige, die das ganze Herz erfüllt und mit ſanften Bebungen durchdringt, die aus dem Gefühl ungeſtörter Einigkeit mit ſich ſelbſt entſteht. Wie könnte das Höchſte auch anders als mit Luſt und Wonne empfunden werden? Was das Daſeyn erhöht muß es auch erweitern und in ſüßes Entzücken auflöſen.

So viel Sinn für echte Freude der Menſch hat ſo viel Empfänglichkeit hat er auch für die Tugend. Die Verſtimmung, welche es ihm unmöglich macht ſich zu freuen macht es ihm auch unmöglich, im vollen Sinne tugendhaft zu ſeyn.

Wer das Göttliche nicht in heitrer, fröhlicher Geſtalt umfaßt bleibt ewig davon geſchieden. Seinen herrlichen Geiſt vernimmt er nie.

Das Gute muß ſich auch im Menſchen verklären. Der Himmel darf auch im Widerſcheine nicht trübe ſeyn.

Freude iſt zwar nicht die Quelle des Göttlichen, denn dieſes iſt in ſich ſelbſt gegründet; aber ſeine unzertrennliche Begleitung und ſein belebender Geiſt.

Zuweilen iſt auch wohl im Weltlichen Freude. Aber nur wenn es ſich zufällig dem Göttlichen nähert. Schlechte Menſchen ſind zum Guten aufgelegt, wenn ſie wahrhaft froh ſind.

Was ſonſt im Weltlichen Freude genannt wird iſt ihr täuſchendes Afterbild, flüchtiger Sinnenrauſch, der ſeine Unnatur in bittern Nachwehen zu erkennen gibt.

Im Weltlichen iſt überall Widerſpruch, darum

Freudenloſigkeit. Sein Streben iſt voll Sorgen, ſelbſt ſeine Befriedigung voll Unruhe. Seine Genüſſe erſchüttern die Sinne, aber ſie erquicken das Herz nicht.

Zwiſchen dem Göttlichen und Weltlichen liegt das Menſchliche in der Mitte. Dies iſt es, was unter jenen das ſchöne Bündniß ſtiftet, in welchem der Menſch ſich allein wohl fühlt.

Durch das Menſchliche bleibt man mit dem Weltlichen in der nöthigen Befreundung, und wird doch zugleich dem Göttlichen vertraut.

Im Menſchlichen eignet ſich das Göttliche unſrer Natur an. Könnte dieſe das Göttliche in ſeiner ganzen Reinheit und Klarheit aufnehmen: ſo könnte der Menſch auch ein Gott werden.

Das Menſchliche vermittelt den Uebergang vom Weltlichen zum Göttlichen.

Das Weſen des Menſchlichen iſt in der Schönheit und Liebe. Schönheit iſt die Abbildung des Göttlichen im Weltlichen, der Widerſchein der Tugend in der ſinnlichen Natur. Liebe iſt Vereinigung der Herzen zum gemeinſchaftlichen Daſeyn und in dieſem zum gemeinſchaftlichen Vollkommenheits- und Seligkeitsgefühl. In ihr läutert ſich das Weltliche zum Göttlichen.

In der Schönheit iſt die Uneigennützigkeit und Harmonie der Tugend. Aber ſie iſt ruhiger Genuß, kein Streben.

Wo Schönheit iſt, da iſt auch Wohlwollen und Freude, da ſchwebt das Herz im ruhigen Entzücken. Im Anſchauen der Schönheit verſchwindet alle ſelbſtige Beziehung. Es iſt zugleich Bedürfniß mitzutheilen.

Die Liebe will das Angenehme, und in ſo fern iſt ſie ſinnlich und nicht von aller Eigennützigkeit frey. Aber ſie will es nicht für ſich. Sie will froh geſtimmt ſeyn, um froh zu ſtimmen. Sie will nur empfangen, damit der Geliebte das ſüße Gefühl des Gebens habe, und damit ſie verſchönert zurück geben könne.

In Beziehung auf andre iſt die Liebe eigennützig, aber in Beziehung auf den Geliebten Uneigennützigkeit. Sie vereinigt ihr Daſeyn um das fremde empor zu heben, und im Beſeligen ſelig zu ſeyn.

Die Verwandtſchaft der Liebe mit dem Göttlichen zeigt ſich auch in der Freude. Freude iſt die Seele ihres Strebens und Freude ihr Genuß. In der Freude beglückt ſie und wird beglückt. Sie vollendet ſich in der Wonne in einander fließender Herzen.

Im Anſchauen der Schönheit und im Gefühl der Liebe wird allein die grobe Eigennützigkeit gebrochen, und fähig gemacht, Uneigennützigkeit zu werden.

Das Schönheitsgefühl weckt den Sinn für alles

Vortreffliche. Die Liebe lehrt wohlwollend darnach ſtreben, und es andern gerne gewähren. Beyde verſetzen in eine erhabene Stimmung, worin man ſich dem Göttlichen näher fühlt, und nur von den edelſten Beziehungen des Weltlichen gerührt wird.

Menſchen ohne Empfänglichkeit für das Schöne und ohne Liebe ſind dem Geiſte der Tugend fremd. Je mehr und reiner jemand liebt; deſto beſſer genießt er ſein Leben, und deſto reiner ſtrahlt das Göttliche in ſein Leben herab.

Wo Liebe iſt, da iſt Redlichkeit, Treue, Zutrauen und ein reines Herz.

Das Weltliche vergeht; es iſt flüchtig, voll Veränderung und Unbeſtand. Das Göttliche iſt *ewig*, *unwandelbar* und dem Menſchen *Verheißung des ewigen Lebens*. Ich kann nicht untergehen, weil ich etwas empfunden habe, das nicht in die Heimath des Todes gehört. Ich trage die Bürgſchaft meiner Unſterblichkeit in mir. Das, wornach iſt ſtrebe kann mich nicht täuſchen.

Auch das Menſchliche iſt *ewig*. Darum hört die Schönheit nicht auf zu ergötzen. So lange wir bei ihr verweilen, und ſo oft wir zu ihr zurück kehren: wir werden des Anſchauens nicht müde, wir betrachten ſie immer mit demſelben Entzücken. Darum iſt echte Liebe treu bis in den Tod. Nichts bricht den

Bund verwandter Seelen, und was hier der Ernſt des Schickſals trennte, das einigt ſich wieder in beſſern Welten.

Das Göttliche im Menſchen iſt Offenbarung Gottes. Wer es in ſich vernimmt und ehrt, der zweifelt nicht an dem Daſeyn eines höchſten vortrefflichen Weſens. So gewiß das göttliche Streben in der Bruſt des Menſchen Wahrheit und Bedeutung hat: ſo gewiß gibt es auch ein großes Ziel dieſes Strebens, ſo gewiß wird es von einer weisheitsvollen Aufſicht geleitet. Ein göttliches Leben iſt ein Gott ähnliches Leben.

Auch im Weltlichen wird Gott erkannt. In der Natur ſtrahlt ſeine Herrlichkeit; die Geſchichte verkündigt ſeine Majeſtät. Für ein echt menſchliches Gemüth iſt alles von einem göttlichen Geiſte angehaucht, bildet in allem eine göttliche Ordnung.

Ein wahrhaft göttlicher Sinn iſt voll Andacht, Ehrfurcht, Anbethung und Ergebung und damit ein religiöſer Sinn. Bey aller Tugend iſt Religion, wenn auch nicht im Glauben, doch in der That. Wer die Größe der Tugend erkennt, dem iſt es Bedürfniß, anzubethen und zu vertrauen.

In der Religion, als Geſinnung betrachtet, vereinigt ſich Göttliches und Menſchliches. In beyden wird Gott vernommen und geliebt. Das Göttliche führt zu ihm hin. Das Menſchliche befreundet ihn mit dem Herzen.

Die frömmſten Menſchen ſind die, die am tugendhafteſten leben, und am wärmſten lieben.

Einen hat unſer Geſchlecht gekannt, der das Göttliche rein darſtellte in Geſinnung, Wort und That. Er war auch der menſchlichſte und frömmſte: Jeſus von Nazareth.

Alle Freude, welche die Tugend, Schönheit und Liebe beſeelt, fließt zuſammen in die Eine, welche der Gedanke an Gott in reinen Seelen hervorbringt. In der Religion iſt die höchſte, reinſte, göttlichſte und zugleich menſchlichſte Freude.

Nichts geht über das Entzücken der kindlichen Verehrung Gottes. In ihm leuchtet der Glanz der Ewigkeit auf die Uebel der Erde herab.

Das war das Streben meines Lebens, das Menſchliche in mir ſo vollſtändig als möglich auszubilden, um im Menſchlichen mich dem Göttlichen immer mehr zu nähern und im Göttlichen Gott zu ſchauen. Darum ſehe ich mit unerſchütterlicher Zuverſicht einem ſchönen Daſeyn entgegen.

III.

Euphranors Morgenbetrachtungen

an ſeinem fünf und achtzigſten Geburtstage.

Wie ſchön leuchtet der junge Tag in die Welt herein! Wie ſteht alles ſo fröhlich in ſeinem Glanze, Ueberall regt ſich friſches Leben. Blumen ohne Zahl öffnen ihre Kelche, und verbreiten ihre balſamiſchen Düfte. Heiter lacht der Himmel über die Erde. Mit Entzücken durchſtrömt mich mein Daſeyn. Mit Entzücken grüße ich den Tag meiner Geburt.

Vier und achtzig Jahre habe ich gelebt, und noch finde ich das Leben ſchön, noch erfüllt jugendliche Heiterkeit mein Gemüth. Die meiſten von denen, die ich gekannt habe ſind nicht mehr. Die Gefährten meiner Jugend ſind alle begraben. Und auch dich treue Seele, die mit mir des Lebens Freuden genoß, ſeine Laſten trug, und ſeine Sorgen theilte, du, die mir alles war und die ich nie vergeſſe, auch dich deckt ſchon viele Jahre das Grab!

Gott wie ſoll ich dir danken für dieſen Tag, deſſen Sonne mir noch ſo freundlich aufgeht, für die Geſundheit und Stärke, die du mir erhielteſt, für die tauſend Freuden, die du mir ſchenkſt und für die guten Menſchen alle, die mir voll Liebe ergeben ſind, und mit ſo vieler Zärtlichkeit und Aufopferung mich die Beſchwerden des Alters vergeſſen machen!

Mir iſt wohl — unausſprechlich wohl. Der Sturm der Leidenſchaft hat ſich gelegt; der Ernſt des Arbeitens hat ſich gemildert. Die Wunden des Herzens ſind geheilt, tauſend bittre Gefühle verſchmerzt. Ruhiger als am Mittage ſchlägt dieſes Herz am Abend meines Erdendaſeyn. Im Morgenſchimmer der Jugend breitet ſich das Leben wieder um mich her, mit allen den fröhlichen Geſtalten bevölkert und in den weichen Duft gekleidet, worin es mich dort entzückte. Mit leichtem Sinne trat ich in die Welt, und mit leichtem Sinne werde ich auf ihr weggehen. In der Mitte der Laufbahn iſt die Schwüle und das Gedränge.

Aber auch da, war mir oft wohl — unausſprechlich wohl. Ein heitrer Blick ruht nicht bloß auf dem ſtillen Lande der Kindheit; auch vieles aus dem männlichen Alter zieht ihn an und feſſelt ihn. Ich habe nie nach mehr geſtrebt, als menſchlich zu ſeyn, und mich im Menſchlichen dem Göttlichen zu nähern. Ich habe mir nie ein andres Ziel geſetzt, als was meine Natur mir andeutete; darum brauche ich auch nie aus den Schranken dieſer Natur zu treten und elend zu ſeyn. Ich habe mich menſchlich gefreut, und durfte es nie bereuen. Die Freude machte mein Herz weit, und öffnete es allem Guten und Schönen.

Frühe lernte ich die Nichtigkeit der meiſten Dinge einſehen, warum ſich die Menſchen ſo viele Mühe geben. Frühe ward mir die Einſicht, daß des Menſchen Glück in ihm ſelbſt ſey, nicht in den Dingen die er beſitzt oder in der Meynung andrer. Ich bin glücklich geweſen auf eine Art, wie es wenige ſind, wie ſie es aber vielleicht alle ſeyn ſollten. Mein Glück und meine Weißheit waren eins. Beyde aber ſind mir dadurch bewährt, daß mein Gewiſſen mir keine Vorwürfe darüber machte, daß ich darin mir ſelbſt nicht widerſprach.

Mein Leben war einfach. Von nichts habe ich mich ſchwer getrennt, als von guten Menſchen. Das Uebrige, was ich bedurfte lag in mir ſelbſt. Wo die Pflicht Reſignation geboth oder die Ruhe des Herzens ſie verlangte, da war ſie mir nicht bitter.

Vier und achtzig Jahre — ein bedeutender Zeitraum! Wie viele Tage — wie viele Stunden! Welch eine Menge von Gedanken, Empfindungen, Wünſchen, Abſichten und Beſtrebungen ſind fortgeſtrömt von der Fluth der Zeit! Welch eine Menge von Erfahrungen iſt vor mir vorüber gegangen! Wie viele frohe und traurige Ereigniſſe habe ich erlebt! Das meiſte iſt verſchwunden im Dunkel des Vergeſſens. Von vielem dämmern nur noch ſchwache Bilder vor meiner Seele. Weniges blieb mir in lebendiger Klarheit gegenwärtig. Aber dieſes Wenige umſchließt ſo manche ſüße Erinnerung und ſo manche große Lehre, daß ich es um keinen Preis hingeben möchte.

Wie ein Traum liegt das Leben hinter mir. Aber es war mehr als Traum, oder wenigſtens ein Traum von tiefer, ernſter Bedeutung. Ich fand im Leben eine Beſtimmung und einen Gott, ich fand Liebe und Freunde; freylich alles nicht ohne Mängel, wie es die Natur des Irrdiſchen iſt; freylich alles Traum in Vergleichung mit dem, was hier die Seele wohl ahndet, was aber nur das Land über dem Grabe erfüllt. Wo iſt aber auf Erden reinere, höhere Wahrheit. Herzen haben ſich mir geweiht und für mich geſchlagen, und ich habe ihren Wehrt empfunden und mich ihnen wieder gegeben. Heilige Stunden habe ich gefeiert, wo ſich mir der Himmel aufthat, und alle ſeine Herrlichkeit und Seligkeit auf mich herabſtrömte. Die Natur hat in erhabenen Hieroglyphen meinen Sinn angeſprochen. Ich habe nach etwas Großem gerungen, und mein Ringen iſt nicht ganz vergebens geweſen. Ich trage etwas in der Bruſt, das nicht vergehen kann. Ein prophetiſcher Geiſt klärt mir die freudigen Geheimniſſe der Zukunft auf.

War denn alles andre flüchtig und eitel: hieran hatte ich genug, mehr als ich fordern und erwarten konnte. Ich bin nicht betrogen, aber meine Erwartungen ſind übertroffen worden.

In meinem Thun war viel Thorheit und Uebereilung. Oft hat mich die Leidenſchaft verblendet, oft der Enthuſiaſmus irre geführt; oft hat mich meine Kurzſichtigkeit hintergangen. Aber mein Wille war redlich. Ich habe verbeſſert, was ich konnte. Manches Verſehen hat die Zeit ausgeglichen. Auch unſre Fehler weiß die Vorſehung für die Ordnung und das Wohl des Ganzen nützlich zu machen. Dabey iſt mir auch oft eine beßre That gelungen, deren Andenken mich in trüben Stunden ſtärkte, und mich noch jezt mit inniger Selbſtzufriedenheit erfüllt. Oft habe ich den Segen meiner Bemühungen geſehen, und wo ich ihn nicht ſah, da wird es doch auch nicht umſonſt ſeyn was ich that.

Viel Gutes habe ich genoſſen — mehr als ich verdiente. Ich habe glückliche Gatten, Eltern und Kinder geſehen, und bin ſelbſt glücklich geweſen. Gott gab mir ein edles Weib, und Dich meine Julie, die Du der Troſt und die Freude meines Alters biſt. Hätte ich auf der Welt nichts als das gehabt: ſo war das ſchon genug zum Glücke. Aber ich hatte mehr.

Mannichfach wurde ich auch geprüft. Manches harte Schickſal hat mich getroffen. Aber es iſt vorüber gegangen, und es hat mich gebeſſert. Mit einer ſtillen Freude vermiſcht ſich jede wehmüthige Erinnerung aus der Vergangenheit. Heitrer und erfahrungsreicher erwartet man das Ende ſeines Lebens, wenn man viel gelitten hat.

Und ſo ſehe auch ich denn ruhig und gefaßt dem Augenblicke entgegen, der mich von der Welt fordert. Ich fürchte den Tod nicht; eher ſehne ich mich nach ihm. Man wird doch des Lebens endlich müde, wenn man auch nicht zu klagen hat. Feſt iſt mein Glaube an die Zukunft, und meine Erwartung von ihr groß. Das Verlangen, das hier ſo oft meine Bruſt erweiterte, wird dort Erfüllung werden. Das Göttliche, dem ich hier im Glauben nachſtrebte wird im Glanze der Verklärung vor mir ſtehen. Und Euch, die ich hier beweinte finde ich ja dort; dort wird uns die Liebe noch inniger und feſter verknüpfen als hier auf Erden; dort wird der tiefe Sinn unſres Bündniſſes, den hier nur das Gefühl ahndete, uns aufgeſchloſſen.

Ich fühle es, meine Julie, bald werde ich bey

Dir ſeyn. Das Grab wird unſern Staub vermiſchen, der Himmel, was jenen überlebt, vereinigen.

Die übrigen Tage meines Lebens ſeyen denn der Liebe, Freundſchaft und Freude geweiht, denen mein ganzes Leben gehörte. Jetzt eile ich zu Dir, meine Emilie. Noch einmal will ich im Kreiſe der deinigen froh ſeyn. Vielleicht erlebe ich keinen Geburtstag wieder. Dann lies an dieſem Tage dies Blatt deinen Kindern vor.

IV.

Das Weſen der Liebe.

Auszüge aus Euphranors Papieren.

1.

Was iſt Liebe?

Was Liebe ſey iſt ſchwer mit Worten zu ſagen. Liebe iſt lebendiges Gefühl des Herzens; Gefühle aber laſſen ſich nicht in Formen zwingen und von Buchſtaben umſchließen. Nur in Liebe wünſcht die Liebe ſich mitzutheilen; nur in Liebe kann ſie es. Sie wird nur verſtanden, wo ſie empfunden wird. In der Liebe ſind alle Kräfte der Seele Eine geworden, der ganze Menſch, mit allem ſeinem Denken und Sehen, Fühlen und Dichten, Wünſchen und Begehren, Ein ſtrömendes Leben.

Es iſt ſchwer für den, der es ſagen ſoll. Er ſoll das tiefſte Geheimniß ſeines Lebens ausſprechen. Liebt er wirklich: ſo iſt ſeine Seele zu voll und zu bewegt, als daß ſich etwas darin feſthalten, ausſcheiden und zu einer beſtimmten Geſtalt bilden ließe. Liebe iſt wunderbar, wie das Bewußtſeyn; dieſes die Wurzel des Ich — jene das Prinzip des Du im Ich. Beyde erkennen ſich in ihrem Begriffe nicht wieder. Wer ſie hat kann, in dem Augenblicke, wo er ganz von ihr erfüllt iſt, nicht mehr ſagen: als ich liebe. Wer nicht mehr liebt kann noch weniger ſagen, was Liebe ſey. Er mag nicht daran denken. Der Gedanke der Liebe erinnert ihn entweder an ein großes Unglück oder an eine ſchwere Schuld. Rein ausgelöſcht ſind aus ſeiner Seele die fröhlichen Bilder, in denen einſt ihr Leben ſich fortbewegte. Nicht einmal ein Blick der wehmüthigen Sehnſucht fällt auf das verlorne Paradies der Liebe.

Auch das iſt indeß der Liebe eigen, daß ſie in beſonnenen Momenten bey ſich ſelbſt einkehrt, in ſtiller Reflexion ſich ſelbſt genießt. Da kann denn — nicht ausgeſprochen — doch angedeutet werden das Weſen der Liebe. Andeuten kann es denn auch in ſolchen Momenten der ſinnige Menſch, der bloß ihr Verlangen kennt, wenn er gleich ihre Erfüllung noch nicht erfahren hat. Die Ideale ſeiner Liebe ſind prophetiſche Sprüche.

Aber wem ſoll es geſagt werden? Wer nie liebte wird es nicht verſtehen. Ihm ſind die Worte, was die Zeichen der Myſterien dem Ungeweihten. Wer ſelbſt liebt ſcheint es nicht zu bedürfen. Er hat mehr als ein Wort ihm geben kann. Doch wird es nützlich ſeyn, jenen auf die verdunkelten Züge der Natur aufmerkſam zu machen, und dieſem Winke zu geben, die ihm helfen ſich über ſein Inneres ſelbſt aufklären.

Liebe zeigt ſich, zuerſt, als Bedürfniß ein andres Weſen um ſich zu haben und ſo nahe als möglich an ſich zu ziehen. In der Liebe fühlt die Selbſtheit ſich arm; ſie will ſich in einem andern ſpiegeln, ſich mit einem andern bereichern, und ſich von einem andern zurück empfangen. Du biſt mein Leben, mein Alles ſpricht die Liebe, ohne dich iſt die ganze Welt nichts für mich; in dir allein möchte ich ſie genießen, von dir allein jede Freude empfangen; von allem Schönen biſt du mir das Schönſte, von allem Guten das Beſte, von allem Genügenden das Genügendſte; ohne dich wäre alles mangelhaft; alles Treffliche ſtrahlt von dir mir verklärter zurück.

Der Liebe ſind nur empfindende und vernünftige Weſen fähig. Gefühl und Beſinnung müſſen ſich vermählen, wo Liebe entſtehen ſoll. Die Liebe wünſcht im Anſchauen des Geliebten zu leben. Aber ſie iſt nicht bloß Auge, ſie iſt auch Herz. Das bloße Gefallen und der Wunſch vom Gefallenden ſtäts umgeben zu ſeyn iſt noch nicht Liebe. Auch das Seelenloſe kann dieſen Wunſch erwecken, aber nie Liebe. Er wird Liebe, wo aus dem Gefallenden der lebendige Geiſt mich anſpricht, wo ich das Bild meines Ichs finde, und wo ich im Stande bin dieſen Wunſch mitzuthellen und in ein empfindendes Herz zu verſenken.

Aus dem Herzen tritt die Liebe erſt ins Auge, oder das Herz erhebt erſt das, was ruhige Freude war zur Wonne der Liebe; das Herz macht den Blick trunken, der ſonſt mit ſtillem Entzücken verweilte. Darum weil dieſes Weſen meinem Herzen vermählt iſt, kann ich nicht müde werden es anzuſchauen, darum ſoll es dem Sinne immer gegenwärtig ſeyn. Weil ich mein Daſeyn in das ſeinige zu verweben wünſche, darum iſt mir ſeine Nähe beglückend.

Die Liebe will empfangen. Der Geliebte ſoll ihr geben, daß ſie genieße. Der Geliebte ſoll die Stelle ausfüllen, die die ganze Welt leer läßt, und die das reichſte eigne Gemüth nicht ausfüllen kann. Es iſt ihr nicht um den eiteln Gewinn, nicht um Geld und Ehre, um Beyſtand und Troſt, um Einſicht und Wiſſenſchaft, was überall zu hohlen iſt. Es iſt ihr um das, was nur Ein Geſchöpf auf der ganzen Erde geben, was nur ein reines Gemüth empfangen kann, was man um ſo beſſer genießt, je uneigennütziger man iſt, und worin nicht die Gabe, ſondern das Geben entzückt.

Die Liebe will aber auch ſelbſt geben; ſie will nicht anders empfangen als indem ſie giebt. Ihre höchſte Wonne iſt im Geben. Sie rechnet zwar nicht, aber ſie erſtattet doch alles. Sie will nur darum empfangen, damit ſie die Gabe verſchönert zurück reiche. Was ſie empfängt will ſie nicht nehmen, es ſoll ihr gegeben werden, wie ſie ſelbſt gibt. Darum muß der Geliebte die Gabe annehmen; ſie muß für ihn Wehrt haben, ihn erfreuen, und zu neuen Gaben ſtimmen, um nichts unvergolten zu laſſen. Sonſt iſt kein Genuß weder des Gebens noch des Empfangens.

Die Liebe iſt *wechſelſeitiges Geben und Empfangen*, eins durch das andre unaufhörlich hervorgebracht, und doch ſchon an ſich ſelbſt Bedürfniß, eins, wie das andre, unerſchöpflich. Keine Liebe iſt möglich ohne *Gegenliebe*. Die thieriſche Empfindung begnügt ſich am Genuſſe: ſie iſt zufrieden, wenn der Gegenſtand der Luſt nur nicht widerſtrebt. Die wahre Liebe, will auch Luſt erwecken, und was ſie erhält ſoll ihr Liebe allein gewährt haben. Sie weiß von keinem Genuſſe, den nicht das Herz des Geliebten gab, und der nicht aus eben dem Bedürfniſſe gegeben wurde, womit er empfangen wird.

Liebe ohne Gegenliebe verzehrt ſich in ſchmerzlicher Sehnſucht. Nicht genug, daß der Geliebte dem Liebenden alles gibt, was die Liebe von der Liebe erwartet; er muß es auch geben aus eigner Liebe; er muß es geben weil er ſelbſt empfangen möchte, weil ihm der Wunſch des Empfangens das Geben zur Wonne macht. Sein Geben muß den Gedanken ausſprechen: dir gehört mein Herz.

Darum iſt die Liebe auch wechſelſeitiges Hingeben. Wer den Geliebten nur zu beſitzen wünſcht, unbekümmert ob ihm auch das Herz angehöre, der kennt ſicher wahre Liebe noch nicht. Seine Sinnlichkeit oder Eitelkeit hat das Opfer erlangt, wornach ihr gelüſtete. In der Liebe vereinigen ſich die Herzen zum gemeinſchaftlichen Daſeyn und Glücke. Das Geben und Empfangen der Liebe iſt nur Ausdruck des nie vollendeten Strebens, ganz eins zu ſeyn; ein Erſatz für das, was die Individualität und Selbſtſtändigkeit der Naturen unmöglich macht. Der Liebende kann nicht ſeyn ohne dies andre Weſen. Dieſes nicht ohne jenen. Sie wollen ſich in einander verlieren und nur Eine Perſönlichkeit ausmachen, das iſt unmöglich. Darum ſoll wenigſtens ihr Intereſſe Eins ſeyn, und das iſt es, was ſich im wechſelſeitigen Geben und Nehmen darſtellt.

Liebe tritt nicht früher in ihr volles Recht, als bis die Liebenden ſich erkannt haben, und das Bedürfniß der Herzen geſchloſſen iſt. Das Ich bin Dein und Du biſt mein muß nicht bloß von Mund zu Mund getönt, es muß auch tief im Gemüthe nachgeklungen, lebendiges Gefühl, feſte Ueberzeugung geworden ſeyn, wenn von Liebe in der ganzen Bedeutung die Rede ſeyn darf. Bis dahin iſt ſie bloß Streben, mehr in Sorge und Unruhe als in Luſt. In der echten Liebe aber iſt Befriedigung und Wonne. Das Streben der Liebe kann nie aufhören, denn ihr Ziel iſt nie erreicht. Es iſt das Unendliche, was die Liebe anſtrebt. Kein Moment faßt es. Die Augenblicke des höchſten Genuſſes ſind nur Nachbildungen der Phantaſie.

Alſo auch die erwiederte Liebe iſt nicht ohne Streben. Aber ihr *Streben* iſt von *Stimmung*, *Genuß* und *That* begleitet.

Die Liebe iſt *Stimmung*, und heißt in ſo fern *Anhänglichkeit*. Wo die Herzen ſich einander ergeben haben, da beherrſcht ſie auch das Bedürfniß, ganz und immer für einander zu leben, ſich ewig zu beſitzen und anzugehören — das Gefühl, daß ſie ſich unentbehrlich ſind und die Gewohnheit, ſich nie anders als in innigſter Vereinigung zu betrachten. Die Liebenden ſuchen ſich überall, vermiſſen ſich überall, wo ſie ſich nicht finden, ſind im Geiſte mit einander beſchäftigt, wo Verhältniſſe ſie äußerlich trennen, und wünſchen, ſich immer einander mittheilen, und für einander etwas thun zu können.

Sie iſt *Genuß*, der höchſte und reinſte, den es außer den Gefühlen der Religion und Tugend gibt.

Der Liebende iſt beglückt durch alles, was ihm der Geliebte gewährt, durch die Schönheit des Körpers, wie durch den Adel der Seele und durch jeden rührenden Zug des Charakters, durch jedes geäußerte Gefühl, und durch jeden geoffenbarten Gedanken. Er iſt beglückt durch die Erſcheinung ſeiner eignen Liebe, durch jede Gelegenheit, etwas zum Wohl des Geliebten zu thun, durch alles, was dem Geliebten an ihm gefällt, durch jede beßre Eigenſchaft von ihm, die ſich in dem Gemüth des Geliebten abbildet, und ihm von da ſchöner zurück ſtrahlt. Er iſt endlich beglückt mehr als durch alles andre, durch das Gefühl des Einsſeyns, des Habens und Angehörens, des in einander fließenden Lebens in der Sehnſucht nach noch immer genauerer Vereinigung. Das iſt das unnennbare Gefühl des gelöſten und geöffneten Herzens, des gebrochenen und beſiegten Egoismus, das die Wonne der Liebe.

Die Liebe iſt auch That. Weil man am Geliebten hängt, ſeine Vereinigung immer inniger wünſcht, und ſich darin glücklich fühlt, unternimmt man für ihn alles. Die Liebe wird nicht müde, um den Geliebten zu wachen, auf das was ihn freut oder betrübt zu merken, ſeine Wünſche zu erſpähen, ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, und ſein Vergnügen zu vermehren. Sie thut dies mit der größten Anſtrengung und Aufopferung. Sie ſcheut weder Mühe noch Verläugnung. Sie wagt alles, duldet alles, und hält beym Härteſten aus. Bewundernswürdiger als die glänzendſten Siege des Muthes, als die glorreichſten Werke des Ehrgeitzes ſind die ſtillen Werke der Liebe. Sie kann alles — nur eins nicht dem Geliebten entſagen.

Auch dann nicht, wenn die Ruhe des Geliebten es forderte? Welch' eine Frage! Wie kann ſie das fordern, wo echte Liebe iſt? Wo gibt es da Ruhe außer der, welche die Liebe gewährt? Welche Unruhe wiegt die der getrennten Herzen auf? Erwiederte Liebe wird allein durch ſich ſelbſt beglückt. Da kann keiner vom andern laſſen. Liebe aber ohne Erwiederung entſagt von ſelbſt, weil hier keine Erfüllung möglich iſt.

Wahrhaft Liebende können ſich unter gewiſſen Umſtänden täuſchen, und die Trennung für zuträglich zu ihrer Ruhe halten; aber ſie bereuen es [illegible]iß, wenn ſie dieſem Wahne vertrauen.

Wäre indeß ein ſolcher Fall denkbar, wo die Ruhe des Geliebten dem Bündniſſe der Herzen widerſtritte; ſo könnte die Pflicht wohl Reſignation gebiethen; aber nicht die Liebe. Ihr Weſen iſt ja Bedürfniß der Vereinigung, und aus dieſem Bedürfniſſe entſteht erſt der Wunſch, den Geliebten glücklich zu ſehen.

Die Liebe iſt unendliches Streben. Dazu begeiſtert ihre Wonne. Liebende glauben ſich alles zu ſeyn, und doch fühlen ſie in demſelben Augenblicke, daß ſie ſich noch mehr ſeyn könnten. Ihr Genuß iſt nie ohne Sehnſucht. Die Freiheit von dieſer wäre ſein Tod. Nie iſt das Ideal realiſirt, das ihnen vorſchwebt. Immer werden ſie daran erinnert, daß noch zwey Naturen von einander getrennt ſind, ſo vielfach ſie ſich auch berühren und durchdringen.

In zweierlei Geſtalten pflegt ſich die Liebe vorzüglich zu zeigen, nähmlich bald als feurige bald als zärtliche. In der feurigen iſt Genuß mit dem Streben — in der zärtlichen Genuß mit der Anhänglichkeit und That gepaart, vorherrſchend. Die feurige zeigt ſich nur in einzelnen vorüber gehenden Aufwallungen und iſt eines hohen Grades von Enthuſiasmus fähig, dieſer iſt aber das Werk des Blutes oder der Einbildungskraft; darum muß ihr die zärtliche zum Grunde liegen, wenn man ſie für echte Liebe, und nicht bloß für körperlichen Affect halten ſoll. Sie iſt an ſich reißend und überſtrömend. Die zärtliche iſt ſtill und hingebend; ſie lebt geräuſchlos im Geliebten und für ihn. Sie kennt keine erſchütternde Gefühle. Aber dafür bleibt ſie ſich gleich, und dauert aus bis in den Tod. Um ſie blüht ein freundliches Paradies voll Morgenroth und Abendglanz in ewiger Schönheit. Die feurige Liebe, wenn ſie rechter Art war, kehrt immer wieder zur zärlichen zurück, um zuletzt ganz in ſie überzugehen.

Zärtlichkeit iſt der göttliche Reitz der Liebe. In ihr wird Liebe am innigſten genoſſen, und ſtellt ſich Liebe am gefälligſten und einnehmendſten dar. Schon das Wort deutet auf Zartheit des Gefühls und des Betragens. Sie zeigt ſich im gegenſeitigen errathen, in der gegenſeitigen Aufmerkſamkeit auch auf das Kleinſte, und in dem Beſtreben, die Wonne des Beglücktſeyns überall auf eine ihr angemeſſene Weiſe zu äußern. Wo ſich in einem weichen und ſeiner Empfindungen fähigen Herzen zur Anhänglichkeit der Genuß derſelben geſellt, da bildet ſich die Liebe von ſelbſt zur Zärtlichkeit aus. Eigentlich iſt keine wahre Liebe ohne Zärtlichkeit, wenigſtens muß ſie dieſen Charakter annehmen, wenn ſie beſtehen ſoll.

Dieſem allem zufolge hat die Liebe ſechs Perioden, in welchen ſie ſich zu entwickeln ſtrebt, die als eben ſo viele charakteriſtiſche Momente derſelben anzuſehen ſind. Das Bedürfniß ein gleichgeſchaffenes Weſen um ſich zu haben, dem man ſich ganz hingeben könne; das Finden und Erkennen; das Streben nach Vereinigung; die Einigung ſelbſt in der Gegenliebe; der

Genuß mit der ihn begleitenden liebenden Anhänglichkeit und Sorge; und die unendliche Sehnſucht.

Nicht überall erreicht indeß die Liebe die idealiſche Reinheit und Vollkommenheit, in welcher ſie hier dargeſtellt wurde. Das Höchſte, deſſen die Natur fähig iſt mußte gezeigt werden, damit man im Stande ſey, das Geringere darnach zu würdigen, und auch in ihm das Vortreffliche nach Verdienſt zu ehren.

Vorzüglich hat das Streben nach Einigung wie die Einigung ſelbſt verſchiedene Grade. Nicht alle Naturen ſind dazu geeignet, ſich mit einer befreundeten zu durchdringen und in Eine aufzulöſen. Nicht alle fühlen auch das Bedürfniß. Nicht bey allen Liebenden iſt die Uebereinſtimmung der Gemüther ſo groß, daß ſie in jeder Rückſicht Eins werden könnten. Sie greifen wohl in einander und ergänzen einander, aber manches entfernt ſie von einander. Daher die meiſten Liebenden noch etwas vor einander zu verbergen haben, und man angehenden Eheleuten den Rath gibt, einander zu ſchonen, und mit den Gebrechen etwas zurück zu halten. In der höchſten Liebe müßte auch das nicht ſeyn, da dürften die Fehler des Geliebten die Liebe eben ſo wenig vermindern, als die eignen Fehler der Selbſtliebe Eintrag thun, ſie müßten vielmehr als eigne betrachtet werden und nichts erwecken als gemeinſchaftliches Intereſſe an ihrer Verbeſſerung. Endlich iſt das eben die Fortbildung, woran es der echten Liebe nicht fehlen darf, daß ſie ſich immer mehr hinzugeben, ſich immer mehr im andern zu verlieren und wiederzufinden, und immer mehr hinwegzuräumen wünſcht, was der vollen Einigung im Wege ſteht.

Immer aber wird die Wonne des wechſelſeitigen Gebens und Empfangens dazu erfordert, wenn von Liebe die Rede ſeyn ſoll. Daß man einander wehrt, und gerne einer um den andern iſt macht die Liebe noch eben ſo wenig aus, als das Beſtreben einander zu beglücken. Jenes kann ein bloßes Gefallen ſeyn, das ſich auf vorzügliche Eigenſchaften gründet, wobey es gleichgültig bleibt, ob wir das Herz des andern beſitzen, wenn nur ſeine Nähe uns erfreut. Der Liebe aber iſt es nicht um das, was der andre iſt und hat, ſondern um ſeine Perſon ſelbſt zu thun, ſie will nicht bloß empfangen, ſondern auch geben; ſie will die Ueberzeugung, daß die Gabe, die ſie empfängt, von Herzen gegeben — und daß die, welche ſie gibt gerne angenommen werde. Das Beſtreben zu Beglücken, entſpringt oft aus ſolchen Quellen, die mit der Liebe nichts gemein haben. Es iſt oft nichts als bezahlter oder noch Bezahlung fordernder Eigennutz.

Das von der Pflicht geforderte, und unter dem

Nahmen der Menſchenliebe bekannte, thätige Wohlwollen gegen andre verdient daher nur ſehr uneigentlich Liebe genannt zu werden. Es iſt ihr in nichts gleich als im Wohlthun, und, wenn es hoch kommt, in der Freude am Daſeyn und Wohlergehen der andern. Die Menſchenliebe iſt um ſo viel reiner; je weniger ſinnliches Wohlgefallen an den Menſchen und ſinnliches Intereſſe für ſie dazu mitwirkt; je mehr die bloße Ueberzeugung und Achtung der Pflicht ihre Triebfeder iſt. Sie kennt nicht die lebendige Wärme, die hohe Innigkeit und das heilige Band der Liebe. Lange Uebung beugt wohl den Egoismus zuletzt dahin, daß das Wohlthun zum Bedürfniß wird, die Thränen des Dankes ſind rührend und ſtärken das Gemüth; aber wir verlangen doch nicht, daß uns das Herz aller derer angehöre, deren Wohlthäter wir ſind. Die Menſchen haben auch zu wenig Liebenswürdiges, als daß das, was wir ihnen ſchuldig ſind Liebe ſeyn könnte. Und vollends gegen alle — wo unter tauſenden oft nur zu Einem ein leiſer Zug der Verwandtſchaft uns hinzieht. Aber freylich iſt nicht zu läugnen, daß zu einem rein menſchlichen Wohlwollen nichts trefflicher bilde als ein Herz voll Liebe, und daß in der großen Bahn der Geiſter ein Zuſtand liege, worin ihre Verbindung inniger ſeyn wird, als ſie hier auf Erden ſeyn konnte.

Es gibt Menſchen, mit denen wir in einem höhern

Grade ſympathiſiren als mit andern, Aehnlichkeit der Denkart, der Ueberzeugung und der Maximen, oder ein gemeinſchaftlicher Zweck, oder die phyſiſche oder moraliſche Nähe, worin ſie zu uns ſtehen, bilden *ein Verhältniß, worin man ſich vorzüglich wohl will, an dem Schickſale des andern lebhaften Antheil nimmt, zur Verminderung ſeiner Leiden und Erhöhung ſeines Glückes recht viel beyzutragen wünſcht.* Aber auch dieſes Verhältniß iſt nicht Liebe. Es iſt nur ſtärkeres Mitgefühl, durch zufällige Umſtände erleichtert. Man intereſſirt ſich für einander; aber nicht eigentlich das Herz für das Herz. Das Aeußere zieht ſich an, aber nicht die Gemüther. Man ſucht dieſe vielmehr gewöhnlich ſo weit als möglich aus einander zu halten, damit keine unglückliche Entdeckung und kein disharmoniſches Zuſammentreffen die Verbindung ſtöre. Indeß kann doch Liebe daraus werden, wenn ſich immer mehr geiſtige Verwandtſchaft entwickelt.

Eben ſo verhält es ſich auch mit dem *Bedürfniß ſich mitzutheilen.* Es iſt die Wurzel der Liebe. Es treibt uns an, ein befreundetes Weſen aufzuſuchen, das die Bewegungen unſers Innern, die wir gerne ausdrücken möchten, eben ſo gerne annimmt. Oft finden wir mehr als wir ſuchten; ein Weſen, dem wir nicht bloß unſre Gedanken und Empfindungen, dem wir uns ſelbſt geben können. Durch öftere wechſelſeitige Berührung bildet ſich dann dieſes Verhältniß zur Liebe aus. Oft haben dieſes Bedürfniß ſolche Menſchen, denen es an Talent zur eigentlichen Liebe fehlt. Dann können daraus leidliche Verbindungen entſtehen, welche die Liebe einiger Maßen erſetzen; aber man hüthe ſich doch, daß man ſich nicht zu nahe komme. Das Band iſt nicht ſtark genug, um ſo viele Härten, Ungleichheiten und Widerſprüche zuſammen zu halten. Nur die Liebe trägt alles und duldet alles. Oft ſind auch die Menſchen, denen wir uns mittheilen können, nur dazu geeignet, unſre Gedanken, Erfahrungen und Empfindungen aufzunehmen und zu erwiedern, nicht aber dazu, das Herz zu verſtehen und ihre Perſönlichkeit mit uns zu wechſeln. Der Erguß der Gemüther kann eine hohe Innigkeit erlangen und die Wonne der Liebe erreichen, ohne darum ſelbſt Liebe zu werden, oder die Fülle und Dauer der Liebe zu zeigen. Sich herzlich mittheilen kann man vielen, und dabey denſelben Genuß haben. Aber die Liebe hat ewig nur Einen Gegenſtand.

Nicht anders iſt es mit der Sehnſucht nach häuslicher Stille und nach dem Genuſſe, den die nahe Vereinigung mit Menſchen und das ſchöpferiſche Schalten und Walten in einem kleinen, vor der Welt verborgenen Kreiſen gewährt. Es iſt nicht die Sehnſucht der Liebe. Menſchen können uns darin alles ſeyn, wenn ſie nur Wohlwollen, ein freundliches Gemüth, Heiterkeit und Sinn für das Eigne, Heimiſche und Geräuſchloſe haben. Aber die Liebe hat hieran bey weitem noch nicht genug; und es iſt bloßer Zufall, der freylich oft mit dem Menſchen ſein Spiel hat, wenn daraus Liebe wird. In den meiſten von den Ehen, die man die beſſern nennt, wird nicht mehr verlangt. Man ißt und trinkt mit einander, hat Kinder, ſpricht, wenn es etwas zu ſprechen gibt, trägt Sorgen und Laſten gemeinſchaftlich, freut ſich gemeinſchaftlich, verſchmerzt Mißverſtändniſſe, wird mit einander alt, und kommt durch die Welt. Für die meiſten Menſchen gehört auch nicht mehr, und es wäre ein Glück, wenn der dreyßigſte Theil der Ehen in dieſem Sinne geſchloſſen würde und dieſe Art hätte.

Auch verdient der Geſchmack, den man an einander hat noch nicht Liebe genannt zu werden. Dieſer iſt gewöhnlich nichts weiter als Reitz für die Sinne, ein flüchtiges Gefallen, das der erſte Eindruck erweckt, höchſtens Luſt an einzelnen Zügen ſchöner Weiblichkeit, oder glänzenden Geiſteseigenſchaften. Ein lebhaftes oder ſanftes Weſen, eine üppige Form, ein ſchmachtendes oder feuriges Auge, Anmuth und Grazie, Witz und Naivetät beym andern Geſchlechte ſind es vorzüglich, was dieſen Geſchmack bey uns befriedigt. Aber wir wollen auch nichts weiter, als dies genießen und damit unterhalten ſeyn, wenn nicht gar bloß der thieriſche Trieb, von der Einbildungskraft in etwa vergeiſtigt, hierin ſein Spiel treibt. Bis dahin, wo das Bedürfniß des Herzens oder die Harmonie der Herzen ſich erproben könnte läßt man es nicht kommen. Weit früher iſt ſchon alles gewöhnlich, wenn nicht gar zum Ekel geworden. Zu ſchnell iſt die geheimnißvolle Göttergeſtalt aus dem Nimbus hervor getreten, und eine gemeine Sterbliche geworden. Oder ein neuer Gegenſtand, der dem Geſchmacke noch mehr ſchmeichelt hat den alten verdrängt. Der Geſchmack huldigt nur der Einzigen; aber freylich nicht länger, als bis er eine andre findet, die noch reitzender iſt, oder für das Langweilige der frühern Verbindung mehr Mannichfaltigkeit anbiethet.

Die Liebe kommt nicht von außen in den Menſchen herein; ſie wird ihm nicht angebildet. Was nicht in ihm ſelbſt entſteht iſt nicht Liebe. Das Herz muß ihre Sehnſucht geweckt und genährt, das Herz ſeinen Gegenſtand erkannt, und ſich ihm in freudiger Weihe ergeben haben. Gewöhnlich geht es in der Welt anders. Man heirathet, und hofft, die Liebe werde hintennach kommen. Wenn die Gemüther nicht gar zu verſchieden, oder die Fehler des Einen oder andern nicht gar zu auffallend ſind, kommt freilich auch etwas hintennach, was wie Liebe ausſieht. Nähmlich man findet ſich erträglich, man empfängt von einander Dienſte und erwiedert ſie, man iſt oft zuſammen, lebt mit einander fort, und gewöhnt ſich auf dieſe Weiſe ſo aneinander, daß man einander faſt gar nicht entbehren kann. Man iſt um einander herzlich beſorgt, man tröſtet einander und macht ſich das Leben leicht, man fühlt ſich einſam und ſeine Umgebungen öde, wenn man lange nicht beyſammen ſeyn kann, man freut ſich der traulichen Unterhaltung, und trauert dem weggegangenen Gefährten in ſchmerzlicher Wehmuth nach. Alles, weil man viel mit einander umgegangen iſt, und vieles gemeinſchaftlich erduldet hat. Die Gewohnheit knüpft die äußern Enden des Lebens feſt an einander und dieſe ziehen die Herzen nach. Trifft ſie hier und da Uebereinſtimmung der Denkart, der Wünſche und der Empfindungen: ſo wird das Band noch feſter geſchlungen. Zur zärtlichen Stimmung kann ſich dieſes Verhältniß entwickeln. Aber Liebe wird es nie; dieſe iſt nur im vollen Einklang der Seelen. Sie kommt aus dem Herzen. Was die Gewohnheit wirkt iſt dem Herzen nicht eigen; es wird erſt in das Herz gebracht. Darum ſind auch die Bündniſſe, die ſie ſtiftete, vergänglich; die Zeit löſcht das Andenken an den beweinten Gefährten des Lebens aus, und man gibt wohl gar einem neuen die Hand, welcher dann das

Herz wieder folgt, wie vorhin. Liebe iſt ewig wie das Herz, unſterblich wie das Bewußtſeyn. Wer Ein Mal wahrhaft geliebt hat, kann nicht zum zweiten Male lieben. An tauſend Menſchen könnte man ſich wohl gewöhnen, aber nur Einen kann man lieben — und dieſen Einen nicht anders als ewig.

Die Liebe vergeht nicht; ſie kann nicht vergehen. Herzen, die es fühlen, daß ſie für einander geſchaffen ſind, können nicht aufhören für einander zu ſchlagen. Zwei Weſen, die es erkannt haben, daß in ihnen nur Ein Leben iſt, daß es für ſie nur ein Glück gibt, nur Ein Denken, Wirken und Streben, daß allein in ihrer Vereinigung ihr Daſeyn ſich vollendet, laſſen ſich nie trennen. Ihr könnt ſie von einander entfernen, aber ſie werden es ewig fühlen, daß ſie einander angehören, ſie werden dies um ſo lebendiger fühlen, und ſich in Gedanken um ſo feſter vereinigen, je mehr Mühe man ſich gibt, ſie einander vergeſſen zu machen. Stärker als der Genuß feſſelt das Entbehren. Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Er kann es auch nicht.

Liebe iſt treu bis in den Tod. Aber auch die betrogene Liebe? O, daß je betrogne Liebe auf Erden weinen mußte! Wer nur ein leiſes Gefühl von der Wonne, der Anhänglichkeit und der Sehnſucht der Liebe hatte, ſollte der ein liebendes Herz täuſchen —

wer noch etwas Heiliges ehrt, ſollte der das Heiligſte entweihen können! Nein nur die ſinnliche Begierde kann die Treue verlaſſen. Darum wehe dem Herzen, das die Begierde fur Liebe nimmt, und ſich ihr in Liebe hingibt!

Indeß auch die betrogene Liebe wird nicht ganz vertilgt, auch ſie läßt Spuren zurück, die laut von dem zeugen, was einſt das Herz bewegte. Sie vertrauert entweder ihr Leben im Stillen, und hört nicht auf an den Treuloſen zu denken, und ihn im Herzen zu tragen; bange klopft dieſes Herz bei jeder Bothſchaft die ihn nennt, die Möglichkeit, daß er noch ohne Schuld befunden werde iſt ihre einzige Hoffnung; mit offnen Armen würde ſie ihn empfangen, und alles vergeſſen, wenn er wieder käme, und nichts als Thränen hätte. — Oder ſie wird bittrer Haß. Wie kann ein reitzbares Gemüth anders als haſſen, wo ſein ganzes Glück zerſtört, ſein feſteſtes Vertrauen getäuſcht, ſein Himmel vor ihm zerfallen iſt!

2.

Liebe und Selbſtſucht.

Der Liebe ſteht entgegen die Selbſtſucht. Dies ſind zwei Triebfedern der menſchlichen Natur, die unaufhörlich mit einander im Kampfe liegen. In der Selbſtſucht iſt der Menſch geboren. Aber er hat unter dem warmen Herzen einer Mutter gelegen; darum muß ihm noch etwas anderes als Selbſtſucht eingeboren ſeyn. Mit der erſten Nahrung, die er empfing, ward ihm ein edlerer Keim in die Bruſt geſenkt. So wie er auf die Welt kommt iſt das Erſte, was ſich in ihm regt Bedürfniß, darum Selbſtgefühl, und dieſes vorherrſchend durch das ganze Leben. Sein Bedürfniß wird geſtillt, die Liebe ſtillt es, die Arme der Zärtlichkeit thun ſich ihm auf. Er ſchläft und wacht am mütterlichen Buſen. So wird der edlere Keim befruchtet. Er lernt ſich fühlen in andern und mit andern, ſein Leben iſt überall ins fremde gewebt. Die Liebe pflegt ihn, und begleitet ihn tiefer in das Leben hinein. Wie ſollte ſie ſich nicht in ihm entwickeln, und der Selbſtſucht immer mehr Raum abgewinnen! Wie iſt es möglich, daß er je bis in das Innerſte ſeines Weſens, ein Egoiſt werde? wo er es am erſten werden könnte, wo die Welt mit ihren Reichthümern, mit ihrer Luſt und Freude ſich ihm aufthut, und die Selbſtſucht nun zu ihm ſpricht: dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällſt und mich anbetheſt; da tritt das befreundete Weſen vor ihn hin, aus ihrem klaren Auge ſtrahlt eine höhere Wonne ihn an, in ihrem Herzen thut eine ſtillere aber glücklichere Welt ſich ihm auf. Hier iſt keine Wahl mehr; unwillkührlich zieht es ihn an; unwillkührlich jauchzt es in ſeinem Innern auf: Du biſt mein, und ich bin Dein, und wir wollen alles theilen!

Vollſtändig wird die Selbſtſucht nur in der Tugend beſiegt. Die Tugend iſt reine Uneigennützigkeit, Liebe des Guten und Wirken für das Gute um des Guten willen. Der Tugend gilt das Fremde und eigne gleich; denn ſie kennt gar nichts eignes. Das Wahre und Rechte ſoll überall ſeyn, und darin ihre Freude. Dafür will aber auch die Tugend mühſam errungen werden. Sie iſt nicht urſprüngliche Natur, ſondern eine zweyte, höhere, das Werk der Freyheit. Nur wenige Sterbliche erreichen ſie in ihrer ganzen Reinheit. Wäre nur ſie und nicht die Liebe: ſo könnte man nicht ſagen, der Menſch ſey nicht bloß ſelbſtſüchtig, ſondern nur es ſey ihm möglich, von der Selbſtſucht frey zu werden, er werde es aber ſelten — nicht er ſey uneigennützig, ſondern nur, er habe Anlagen zur Uneigennützigkeit, die noch auf die eigne Pflege der Willensſtärke warten. In der Liebe iſt dem Menſchen die Uneigennützigkeit eingeboren. Die Liebe verhütet, daß uns nicht der größte Theil des Geſchlechtes verächtlich werde, und daß nicht ein kalter Egoismus mit allem Schönen und Guten auch alle Freuden des Lebens verheeren. Die Liebe ſöhnt uns wieder aus, wenn die Unthaten der Selbſtſucht das Herz empört haben.

Darum iſt auch die Liebe eine treffliche Vorübung zur Tugend, durch ſie iſt man ſchon mit dem Geiſte der Tugend befreundet, ehe man ihn kennt. Ohne Liebe würde vielleicht kein Menſch tugendhaft ſeyn. In der Liebe empfängt der Menſch die erſte Ahndung von der Möglichkeit, ſich über alle Selbſtſucht zu erheben, und die Kraft und Richtung des Geiſtes, die dazu erfordert wird.

Will man die Freyheit von der Selbſtſucht darin ſolgen, daß alle Beziehung auf das Ich wegfällt, und man in den Erweiſungen ſeines Wohlwollens ſich ſelbſt gar nicht mehr berückſichtigt, daß man gibt ohne die Wonne des Gebens zu haben, daß man empfängt, damit dem andern die Wonne des Gebens werde, die doch nicht unſer Glück mit iſt: ſo iſt die Liebe freylich nicht ohne Selbſtſucht. In ihr iſt ja alles wechſelſeitig; ihr Weſen wird durch jede Einſeitigkeit zerſtört, wenn dieſe auch die meiſte Uneigennützigkeit wäre. Luſt und Freude des Daſeyns iſt freylich die Quelle der Liebe; aber in dieſe Luſt und Freude ſoll das fremde Daſeyn hineingezogen werden. Man opfert beyde dem Geliebten auf, um ſie in ihm zu wecken, und da wieder zu nehmen. Das frohe Leben ſtröme durch die Seele des Geliebten, und kehre dann zu uns zurück. Die Liebe nimmt auch das theure Opfer an, das ihr gebracht wird, weil im geliebten Weſen die Süßigkeit des Darbringens den Schmerz des Verluſtes überwiegt, weil es im Darbringen unausſprechlich glücklich, und ſein Glück auch des andern Glück iſt.

Emilie bringt ihrem Julius die Blume, die ihre ſorgfältige Pflege zur ſchönſten Fülle gezogen hat. Ihm fällt nicht ein zu ſagen behalte ſie, du haſt ja ſo gerne Blumen, und haſt dieſer ſo mühſam gewartet. Er würde die Liebe nicht kennen, er würde die zarteſte Empfindung des liebenden Herzens nicht verſtehen, und dieſes Herz tief verwunden, wenn er es ſagen könnte. Er nimmt ſie, nicht weil er die Blume gerne hat; auch nicht allein deßwegen, weil ſie ihm Pfand der Liebe iſt, die Liebe bedarf keine

Beweiſe, das wäre noch immer Selbſtſucht. Er nimmt ſie, weil er darin wonnevoll das Bild ihrer treuen Liebe ſieht, weil es Emilien Freude war, ſie für ihn zu ziehen, weil ſie voll Freude ihrer Entfaltung für den Geliebten zuſah, weil es ihre höchſte Freude iſt, ſie ihm geben und darin ſagen zu können, ſo liebe ich dich. Wer mag dies darum läſtern, weil dieſe Freude auch ſein Gemüth erfüllt!

So iſt die Liebe ein Gewebe von Freuden, die von Herzen zu Herzen gehen, und immer geiſtiger und verklärter aus dem Einen ins andre fließen ohne Aufhören. Sie iſt frohes Streben dem andern allen Genuß zu gewähren, und ſelbſt keinen Genuß zu haben als in dieſem.

Auch in ſo fern iſt die Liebe nicht frey von aller Selbſtſucht, in wie fern ſie das gemeinſchaftliche Intereſſe der Vereinten dem Intereſſe aller andern vorzieht. Dem Wohl des Geliebten gibt ſie alles hin, wenn ſie ohne Tugend iſt: nur die Tugend iſt Uneigennützigkeit gegen alle, und darin unterſcheidet ſie ſich von der Liebe. Aber rohe Selbſtſucht gegen andre kann auch in ſolchen Gemüthern nicht wohnen, die die Liebe erweicht hat. Mit einer ſanften Milde beherrſcht ſie alles Leben und Streben der Menſchen. Wer ſich beglückt fühlt, wie die Liebe beglückt, der muß auch andre glücklich machen. Wer reich iſt, wie die Liebe die doch nicht unſer Glück mit iſt: ſo iſt die Liebe freylich nicht ohne Selbſtſucht. In ihr iſt ja alles wechſelſeitig; ihr Weſen wird durch jede Einſeitigkeit zerſtört, wenn dieſe auch die meiſte Uneigennützigkeit wäre. Luſt und Freude des Daſeyns iſt freylich die Quelle der Liebe; aber in dieſe Luſt und Freude ſoll das fremde Daſeyn hineingezogen werden. Man opfert beyde dem Geliebten auf, um ſie in ihm zu wecken, und da wieder zu nehmen. Das frohe Leben ſtröme durch die Seele des Geliebten, und kehre dann zu uns zurück. Die Liebe nimmt auch das theure Opfer an, das ihr gebracht wird, weil im geliebten Weſen die Süßigkeit des Darbringens den Schmerz des Verluſtes überwiegt, weil es im Darbringen unausſprechlich glücklich, und ſein Glück auch des andern Glück iſt.

Emilie bringt ihrem Julius die Blume, die ihre ſorgfältige Pflege zur ſchönſten Fülle gezogen hat. Ihm fällt nicht ein zu ſagen behalte ſie, du haſt ja ſo gerne Blumen, und haſt dieſer ſo mühſam gewartet. Er würde die Liebe nicht kennen, er würde die zarteſte Empfindung des liebenden Herzens nicht verſtehen, und dieſes Herz tief verwunden, wenn er es ſagen könnte. Er nimmt ſie, nicht weil er die Blume gerne hat; auch nicht allein deßwegen, weil ſie ihm Pfand der Liebe iſt, die Liebe bedarf keine

Beweiſe, das wäre noch immer Selbſüſucht. Er nimmt ſie, weil er darin wonnevoll das Bild ihrer treuen Liebe ſieht, weil es Emilien Freude war, ſie für ihn zu ziehen, weil ſie voll Freude ihrer Entfaltung für den Geliebten zuſah, weil es ihre höchſte Freude iſt, ſie ihm geben und darin ſagen zu können, ſo liebe ich dich. Wer mag dies darum läſtern, weil dieſe Freude auch ſein Gemüth erfüllt!

So iſt die Liebe ein Gewebe von Freuden, die von Herzen zu Herzen gehen, und immer geiſtiger und verklärter aus dem Einen ins andre fließen ohne Aufhören. Sie iſt frohes Streben dem andern allen Genuß zu gewähren, und ſelbſt keinen Genuß zu haben als in dieſem.

Auch in ſo fern iſt die Liebe nicht frey von aller Selbſtſucht, in wie fern ſie das gemeinſchaftliche Intereſſe der Vereinten dem Intereſſe aller andern vorzieht. Dem Wohl des Geliebten gibt ſie alles hin, wenn ſie ohne Tugend iſt; nur die Tugend iſt Uneigennützigkeit gegen alle, und darin unterſcheidet ſie ſich von der Liebe. Aber rohe Selbſtſucht gegen andre kann auch in ſolchen Gemüthern nicht wohnen, die die Liebe erweicht hat. Mit einer ſanften Milde beherrſcht ſie alles Leben und Streben der Menſchen. Wer ſich beglückt fühlt, wie die Liebe beglückt, der muß auch andre glücklich machen. Wer reich iſt, wie die Liebe bereichert, der hat weder in den Kämpfen noch in dem Glücksſpiele des Eigennutzes etwas zu gewinnen oder zu verlieren.

Aus der Selbſtſucht kann nie Liebe werden. Sie kann ſich in einem hohen Grade verfeinern; aber nie bis zur Liebe. Sie kann mancherlei Geſtalten der Liebe annehmen, aber nie ihre Natur. Sie ſucht doch immer nur das Ihrige. Wer ſich an dem Daſeyn des Geliebten erfreut, ſelbſt mit dem Bedürfniß der Ueberzeugung, daß er geliebt werde, liebt darum noch nicht. Vielleicht will er nur dieſe Freude. Er gibt ſein Herz nicht dafür hin; darum iſt, was er Liebe nennt, nur ein Spielwerk für ſeine Sinne. Wer den Geliebten mit großer Aufopferung zu beglücken ſucht, liebt darum noch nicht. Vielleicht geſchieht es nur, weil er ſich in dieſer ſcheinbaren Uneigennützigkeit gefällt; vielleicht auch, weil er ſich dem Geliebten bedeutend zu machen, und das Herz, das er nicht verdient, immer feſter an ſich ziehen will, um den Triumpf des Sieges und Beſitzes zu haben. Auch das iſt baare Selbſtſucht.

Wer wahrhaft liebt zieht ſich dem Geliebten auf keine Weiſe vor. Er ſtrebt nichts durch ihn etwas zu werden; aber alles in und mit ihm. Er entwickelt ſeine Vorzüge vor den Augen des Geliebten — nicht damit dieſer ihn höher achte, ſondern damit er durch daß Anſchauen derſelben ſich in höherm Grade beglückt fühle.

Die Liebe duldet keine Art von Selbſtſucht. Aber freylich gelingt es ihr nicht auf Ein Mal, ſich dieſe ganz zu unterwerfen. Nach und nach, wie ſie ſelbſt ſich immer freyer entfaltet, verſchwinden auch alle ſelbſtſüchtigen Beziehungen. Nur die werdende Liebe kennt Störungen und Mißverſtändniſſe.

3.

Liebe und Freundſchaft.

Woher nun jenes ſonderbare, allem Selbſtſüchtigen ſo ganz entgegengeſetzte Weſen, das wir Liebe nennen? Was erregt und leitet jene Sehnſucht nach Vereinigung, die ſo wenig den eignen Vortheil will, daß ſie ſogar ihre höchſte Luſt in der Aufopferung deſſelben für den Geliebten findet? Was zieht die Gemüther ſo unwiderſtehlich an, daß ſie nichts von einander fordern, nur einander alles geben mögen? Wo iſt die Quelle der namenloſen Wonne, welche den Liebenden ihr gemeinſchaftliches Daſeyn und Genießen gewährt?

Alle dieſe Fragen finden ihre Antwort *in der Macht der Sympathie.* Sympathie iſt der ſanfte, aber gewaltige Geiſt, der die Herzen zu einander hin bewegt — das einfache aber feſte Band, welches ſie unzertrennlich an einander knüpft. *Befriedigte Sympathie iſt die Wonne der Liebe.*

Das Wort Sympathie hat indeß eine doppelte Bedeutung. Bald bezeichnet es eine *vorübergehende Anwandlung* von Luſt und Schmerz, die durch den glücklichen oder leidenden Zuſtand eines andern Weſens in uns erzeugt wird, bald eine *bleibende und herrſchende Stimmung* der Seele, die ſich auf das ganze Daſeyn des andern bezieht, und nicht bloß daraus etwas entfernen oder etwas in dasſelbe hereinſchaffen, ſondern dieſes Daſeyn in ſich aufnehmen, und, umgekehrt, ſich in dasſelbe verſenken will.

Sympathie in der erſten Bedeutung iſt das, was auch ſonſt *Mitgefühl* genannt wird. Wir empfinden das Elend oder die Freude andrer empfindender Weſen, wie eigne, und damit das Beſtreben, jenes zu entfernen, und dieſe zu befeſtigen und zu vermehren. Ihr Urſprung aus der Selbſtheit iſt unverkennbar. In jenem Beſtreben ſucht man ſich nur des eignen Schmerzes zu entledigen, oder des eignen Vergnügens in höherm Grade zu verſichern. Die Zeichen des fremden Elendes oder der fremden Freude wecken in unſrer Einbildungskraft die Vorſtellungen des Elendes und der Freude ſelbſt, die um ſo lebhafter ſind, und das Gemüth um ſo heftiger afficiren: je leichter ſie in dasſelbe eingehen, und ſich an den eignen Zuſtand anſchließen; je näher uns das leidende oder erfreute Weſen ſteht; je mehr es uns durch Gleichheit der Gemüthsart oder durch die Gewohnheit des Zuſammenlebens befreundet iſt. Je lebhafter aber dieſe Vorſtellungen ſind, und je heftiger ſie das Gemüth afficiren; deſto inniger verſchmelzen ſie ſich mit demſelben; deſto eher entſteht die Täuſchung des eignen Leidens und der eignen Freude; und deſto ſtärker wird das daran geknüpfte Beſtreben. Wir rechnen ein ſolches Weſen gleichſam mit zu unſerm Selbſte. Wir müſſen ſein Wohl wünſchen, weil unſre Stimmung davon abhängt. Die öftere Mittheilung macht es uns noch theurer. Das iſt die Quelle des gewöhnlichen Wohlwollens gegen natürliche Verwandte, und ſolche mit denen wir lange umgegangen ſind, oder die mit uns viele gleiche Schickſale erlebt haben.

Hieraus kann eine *liebende Anhänglichkeit* entſtehen, worin man einander ganz unentbehrlich iſt, und viel für einander aufopfert, aber nie *echte Liebe*. Man betrachtet in dieſer Anhänglichkeit den andern als Mittel des eignen Genuſſes, als etwas zu uns Gehöriges — nicht von uns Getrenntes. Man will ihn nur haben, um ſich ſeiner zu freuen, ohne das Bedürfniß, ſich ihm wieder mitzutheilen, und für ihn zu leben. Wenn man gibt: ſo ſind es nur *Gaben*, nie das *Daſeyn ſelbſt*. Er ſoll auch nur die Luſt an der *Gabe* haben — nicht am *Geben*. Sie ſoll ihm Beytrag ſeyn zu ſeinem Glücke — nicht der Anfang eines unendlichen Tauſches von Glückſeligkeit, und eines unendlichen gemeinſchaftlichen Beſitzes. Die Liebe aber ehrt im Geliebten das ſelbſtſtändige Weſen, und will von ihm wieder erkannt ſeyn. Sie würde herabſinken von ihrer höhern Lauterkeit in das Trübe des eigennützigen Weſens, wenn ſie nur einen Augenblick denken könnte, der Geliebte ſey nur um des Liebenden willen da, Mittel zu ſeinem Genuſſe, oder er werde ihm einen Genuß gewähren, der nicht wieder zu ihm zurückkehre.

Sympathie in der zweiten Bedeutung worin es heißt, daß wir mit einem Weſen ſympathiſiren, und deßwegen mit ihm eins zu ſeyn wünſchen, iſt über alle Selbſtheit erhaben. Sie iſt ein, von der Natur ſelbſt eingepflanzter, urſprünglicher Trieb, der in keinem andern ſeine Wurzel hat, und zwiſchen der Selbſtheit und der Uneigennützigkeit, als vereinigendes Glied, in der Mitte ſteht, das rein Menſchliche, was das Weltliche an das Göttliche knüpft.

Selbſtheit und Sympathie ſind ſich darin gleich, daß in beyden das phyſiſche und geiſtige Lebensgefühl ſich harmoniſch zu erhöhen ſtrebt. In der Selbſtheit will es ſich für ſich ſelbſt erhöhen, und nimmt deßwegen nur in ſich auf, und zwar todte Stoffe. In der Sympathie will es ſich erhöhen durch Vermiſchung mit dem Lebensgefühl eines andern gleichartigen Weſens. Es findet hier das Aufnehmen todter Stoffe unter ſich, und intereſſirt ſich für daſſelbe nicht weiter, als in wie fern es ein gemeinſchaftliches ſeyn kann, ein neues Band der Herzen, ein neues Unterpfand des verſchmolzenen Lebens. Auch ſie zieht an, aber um ſich in gleichem Maße wieder anziehen zu laſſen. Ihr Streben will ein gegenſeitiges erregen. Ihrer Frage ſoll geantwortet werden.

Die Selbſtheit erkennt im Fremden etwas ihr Angehöriges, nur auf ſie zu Beziehendes und von ihr zu Vernutzendes. Die Sympathie will im Fremden ſich ſelbſt ſchauen, vom Fremden die Verſicherung ihres eignen Lebens empfangen, durch das Fremde ihr Daſeyn ergänzen. Die Selbſtheit kann nur zerſtören; die Sympathie aber erhält, ſchont und verherrlicht.

Nur Weſen derſelben Art können mit einander ſympathiſiren — der Menſch nur mit dem Menſchen. Das Weſen, das ich mir näher aneignen, und dem ich mich hingeben ſoll muß mir mein Bild darſtellen und meine Natur haben. Weil ich mich hier erblicke, darum werde ich nicht müde hier zu verweilen.

Die allgemeine Gleichheit der Gattung reicht indeß nicht hin, Sympathie wirklich hervorzubringen; nicht mit allen Menſchen kann der einzelne ſympathiſiren. Das erſte Erforderniß iſt allerdings Anerkennung beſeelter Menſchheit. Aber dieſe prägt ſich in ſo vielen verſchiedenartigen Formen aus; ſie ſetzt ſich in ihren Individuen ſo viele Zwecke, wodurch ſie einander abſtoßen: daß das Gemeinſchaftliche dagegen faſt gar nicht in Betrachtung kommen, wenigſtens keine nähere Anziehung bewirken kann, wenn nicht eine beſondere Gleichheit der Denkart, der Stimmung und des Strebens ſie wieder in Verbindung bringt.

Das Weſen, mit dem ich ſympathiſiren ſoll, muß, außer dem allen gemeinſchaftlichen höhern Charakter, auch noch etwas haben, worin es meinem individuellen Charakter verwandt iſt. Es muß ſo geſtimmt ſeyn, daß es meine Empfindungen, Anſichten, Meynungen, Wünſche und Zwecke leicht in ſich aufnimmt, und daß es in mir Empfindungen, Anſichten, Meynungen, Wünſche und Zwecke erregen kann, denen meine Natur nicht widerſtrebt, in denen ſich vielmehr mein Leben, in ſeiner eignen Richtung, raſcher und reicher fortbildet; denn das Leben will ſich ja in der Sympathie verſtärken. Ungleiche Menſchen ſind einander gleichgültig, wenn ſie ſich nicht durch ein zufälliges Intereſſe wehrt werden. Menſchen von entgegengeſetzten Charakteren fliehen einander. Das Eine Leben droht feindlich dem andern Vernichtung, ſo lange ſich der Widerſpruch nicht in irgend etwas Verſöhnendem auflöst.

Hier iſt Antipathie, die, wenn die Entgegenſetzung groß wird, in Haß übergeht.

Auf der andern Seite verträgt ſich die Sympathie auch mit keiner vollkommnen Gleichheit. Menſchen, die in gar nichts von einander verſchieden wären könnte auch nichts zuſammenhalten, als etwa die Eitelkeit, von ſich ſelbſt ein getreues Bild zu ſehen. Das Intereſſe der Sympathie, das eigne Leben im fremden zu erweitern und zu erhöhen geht ganz verloren. Gleiche Weſen können auch an einander keine Selbſtſtändigkeit ehren, was zur Sympathie ſchlechterdings gehört. Wenn mich das ganz Entgegengeſetzte zurückſtößt: ſo erweckt in mir das ganz Gleiche den Ekel der Leerheit. Ich kann mich an Dich nicht anſchließen; weil Du mir nicht intereſſant biſt; weil ich an Dir nichts finde als was ich ſelbſt ſchon habe; weil Du mir keine neue Seite der Welt enthüllſt und keinen neuen Zug in mein Leben bildeſt.

Gleichheit und Verſchiedenheit der Charaktere ſind beyde nothwendig, wenn Sympathie entſtehen ſoll. Jede zieht auf ihre eigne Weiſe die Gemüther zu einander hin; die Gleichheit; indem ſie das Leben, durch das Bild, welches ſie ihm darſtellt, erhöht; die Verſchiedenheit, indem ſie es durch das fremde, was ſie ihm mittheilt, erweitert.

Daher gibt es eine doppelte Art der Sympathie:

indem entweder die Gleichheit oder die Verſchiedenheit überwiegt, das andre nur zu ſich geſellt und in ſeiner Gewalt hat. Wo die Gleichheit das Uebergewicht hat, da iſt Freundſchaft, wo die Verſchiedenheit vorherrſcht Liebe.

Freunde können nur diejenigen ſeyn, die ſich im Weſentlichen gleich und im Zufälligen von einander verſchieden ſind. Sie ſind von Natur enge mit einander verbunden, und ihr Beſtreben iſt, ſich darin von einander zu entfernen, daß ſie die Eigenthümlichkeiten ihres individuellen Lebens, auf welche ſich ihre Verſchiedenheit gründet, vor einander entfalten. Freunde bleiben ſich nur intereſſant durch die Mannichfaltigkeit und den Wechſel, womit ſie die Einförmigkeit ihres gemeinſchaftlichen Daſeyns unterbrechen. Angelegentlich muß ſich der Freund bemühen, im Freunde die Selbſtſtändigkeit anzuerkennen, die ſo leicht über der Gleichheit vergeſſen werden könnte. Darum iſt auch Achtung, welche verhüthet, daß ſie ſich nicht zu nahe kommen, die Stutze der Freundſchaft.

Mit der Liebe iſt es umgekehrt. Lieben können ſich nur diejenigen, die in irgend etwas Weſentlichem von einander verſchieden und in etwas Zufälligen einander gleich ſind, ſo daß beyde ſich als Ergänzungsſtücke Eines Daſeyns ſuchen. Die Liebe fängt von der Trennung an, und ſtrebt unaufhörlich nach Einigung.

Wie Freunde, urſprünglich eins, ſich einander immer mehr in ihrer Verſchiedenheit darſtellen wollen: ſo wollen Liebende, urſprünglich getrennt, dadurch alle Verſchiedenheit auslöſchen, daß ſie ſich an einander anſchlieſſen und eins werden. Liebende bleiben ſich intereſſant durch den fortdauernden Erguß der Herzen und die unaufhörliche Sehnſucht, ſich in einander aufzulöſen. Die Liebe, die mit der Anerkennung der gegenſeitigen Selbſtſtändigkeit beginnt, tendirt dahin, dieſe immer mehr zu vergeſſen, und die Selbſtſtändigkeiten zweyer Weſen in Eine zu verſchmelzen. Liebende können ſich nicht nahe genug kommen. Sie ſollen ſich mit allem, was ſie ſind und haben vereinigen. Wo die Liebe ihre volle Reife erreicht hat, da braucht ſie auf keine Schonung mehr bedacht zu ſeyn. Der Liebende ſcheut ſich nicht vor dem Geliebten, weil dieſer ſein zweytes Ich iſt. Da ſie aber ſelten dieſe Reife erreicht: ſo bleibt der Rath, daß man ſeine Fehler vor einander noch in etwa verbergen, manche Gebrechen verhüllen, und die ſich vordrängende Selbſtſucht mit Gewalt in ihre Gränzen zurück weiſen möge in ſeiner vollen Kraft.

Doch nicht jede Art der Verſchiedenheit iſt zur Sympathie geeignet. Z. B. diejenige, welche aus der Verſchiedenheit des Alters, des Standes oder der Beſchäftigung entſteht kann nie die Herzen ſympathetiſch vereinigen. Die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Es fehlt hier an den nöthigen Berührungspuncten. Auch im Verſchiedenen muß ſich Gleichheit zeigen, ſo daß es nicht Widerſpruch werde, ſondern in Eine Natur eingehen könne. Zu grelle Entgegenſetzungen ſtoßen ſich ab. Der finſtere Trübſinn und der fröhliche Leichtſinn begegnen ſich feindlich, und können ſich nie mit einander vermiſchen; aber der würdevolle Ernſt der Betrachtung und des Thuns und die ſanfte Anmuth im Spiele der Gedanken und des Lebens gatten ſich gerne, um ein harmoniſches Ganze zu bilden. Sie ſind ſich in ihrer Entgegenſetzung befreundet. Die Natur hatte ſie für einander beſtimmt, und ihnen die Sehnſucht nach einander eingepflanzt. Darum iſt alle Liebe wechſelſeitig. Das Bedürfniß des Liebenden iſt auch im Geliebten. Nach dem Willen der Natur gehören beyde einander an, und dieſer Wille ſpricht ſich aus in derjenigen Verſchiedenheit der Weſen, die mit dem Verlangen nach Einigung verbunden iſt.

Damit indeß dieſer Wille keinem Mißverſtande und keiner Verfehlung ausgeſetzt ſey, hat die Natur diejenigen Entgegenſetzungen, die einer ſympathetiſchen Einigung fähig ſind, auch äußerlich von einander geſchieden, und dadurch kennbar gemacht, daß ſie dieſelben an verſchiedene Geſchlechter vertheilte. Jedes Geſchlecht hat ſeinen Charakter, der ſich mit dem Charakter des andern zu vermählen ſtrebt, weil er von ihm zwar verſchieden, aber doch auch mit ihm verwandt iſt, und nur in der Vereinigung mit ihm volle Menſchheit ausdrückt. Dieſes Gefühl der vollendeten Menſchheit iſt es, was das Verlangen und die Wonne der Liebe erzeugt. Alle Liebe außer der Freundſchaft iſt Geſchlechtsſympathie.

Der Charakter der Männlichkeit iſt Feſtigkeit, Kraft und Ernſt, Würde und Streben, ſich nach außen zu verbreiten; der Charakter der Weiblichkeit iſt Zartheit, Fülle, Fröhlichkeit, Sanſmuth und Innigkeit, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren ſtrebt. Des Mannes Blick ſchaut und ſein Wirken greift weit um ſich her. Des Weibes Blick iſt in ſein Inneres gekehrt, und in die nächſten Kreiſe führt es unwillkührlich die Geſtaltungen ein, die es dort vorgebildet findet. Die Feſtigkeit muß ſich mit Zartheit, die Kraft mit der Fülle, der Ernſt mit der Fröhlichkeit, die Würde mit der Sanſmuth, das Streben, ſich nach außen zu verbreiten mit dem, ſich in ſich ſelbſt zu verlieren vereinigen, wenn unbedürftiges, voll befriedigtes Daſeyn entſtehen ſoll. Das iſt das Bündniß liebender Herzen.

Der geiſtige Charakter hat ſein Abbild im Körper, auch hier trennen Feſtigkeit und Zartheit, Kraft und

Fülle, Ernſt und Fröhlichkeit, Würde und Sanftmuth die Geſchlechter, und ſuchen ſich im Anſchauen, in der Berührung, im Händedruck und im Kuſſe wieder zu vereinigen. Die Liebe iſt zwar in ihrem Weſen geiſtig, aber in ihrer Erſcheinung auch körperlich. Es gibt eine körperliche Geſchlechtsſympathie, die mehr iſt als der thieriſche Geſchlechtstrieb, und oft ohne dieſen beſteht. Es iſt möglich, das fremde Weſen in Luſt zu ſchauen, und zu umfaſſen, ohne ſeiner zu begehren. Die Liebe iſt ihrer Natur nach rein und keuſch; die Begierde muß durch ſie geheiligt werden, und darf nicht eher erwachen als im höchſten Momente derſelben.

Der männliche Charakter hat zwei Seiten, und indem entweder die Eine oder die andre vorherrſcht entſtehen zwei Hauptgattungen der Männlichkeit, der betrachtende Verſtand und der ſchaffende Wille, wovon jede ſich wieder ihre beſondern, mit ihr zuſammenſtimmenden Züge, aneignet. So auch der weibliche. Die Weiber laſſen ſich unterſcheiden in ſanfte und in naiv fröhliche; je nachdem in ihrer Natur mehr das Leidende oder das Thätige ausgebildet iſt. Der zur Betrachtung geneigte Mann wählt ſich gewöhnlich das ſanfte — der zum ſchaffen disponirte das naiv fröhliche Weib;

wenn nicht anderweitige Stimmungen und Verhältniſſe der innern Natur, derer es unendlich viele gibt, darin veränderte Bedürfniſſe hervorbringen. In der Regel würde dem betrachtenden Manne das naiv fröhliche Weib zu männlich, und dem ſchaffenden Manne das ſanfte Weib zu weiblich ſeyn. Die Liebe flieht die Extreme, ſo wie die zu große Gleichheit. Die letztere iſt ihr nur da erwünſcht, wo jene mehr zur Freundſchaft inclinirt.

Die Individuen des männlichen ſowohl als des weiblichen Geſchlechtes ſind vielfach unterſchieden; nicht allein durch die individuellen Beſonderheiten, die überhaupt den Einen Menſchen vor dem andern auszeichnen, ſondern auch durch den höhern oder geringern Grad ihrer Männlichkeit und Weiblichkeit, und durch die einzelnen männlichen und weiblichen Eigenſchaften, die in ihnen vorzüglich hervorgebildet ſind. Darauf gründen ſich die Neigungen der Individuen zu einander. Jedes Individuum ſehnt ſich nach demjenigen, womit es nicht nur überhaupt durch den Geſchlechtscharakter ſympathiſirt, ſondern das auch zu ſeiner individuellen Menſchheit ſtimmt, und ſeinem individuellen Geſchlechtscharakter weder zu fern noch zu nahe iſt.

Nicht immer bindet ſich der innere Unterſchied der Geſchlechter an die äußerlichen Kennzeichen. Es gibt Männer, die wenig Männliches an ſich haben, oder wohl gar in einem hohen Grade weiblich ſind. So wie man umgekehrt auch Weiber findet, die, ihrem innern Weſen nach, eher zu den Männern gezählt werden müßten. Beyde ſcheinen mehr zur Freundſchaft als zur Liebe geboren zu ſeyn. Wenigſtens wird man ihnen leichter das gleichgeartete, als das geſchlechtsverſchiedene Weſen anweiſen können, mit welchem ſie zu ſympathiſiren im Stande wären.

Entſpräche die innere Natur den äußern Kennzeichen, ſo müßte zwiſchen Mann und Mann, zwiſchen Weib und Weib nur Freundſchaft, und zwiſchen Mann und Weib nur Liebe möglich ſeyn. Der Mann würde im Mann nur das gleiche, im Weibe nur das verſchiedene, aber durch Sympathie vereinte Weſen erkennen. Perſonen von Einem Geſchlechte können in kein andres als in ein freundſchaftliches, ſo wie die von verſchiedenem Geſchlechte in kein andres als in ein liebendes Verhältniß treten. Liebe iſt zwiſchen zwey Individuen, welche beyde den männlichen oder weiblichen Charakter haben eben ſo unmöglich, als Freundſchaft zwiſchen ſolchen, die durch Geſchlechtscharaktere von einander getrennt ſind. Je mehr ſich die Verſchiedenheit der Geſchlechtscharaktere der Gleichheit nähert; deſtomehr nähert ſich die Liebe der Freundſchaft: und wo ſich in der Freundſchaft die Gleichheit in Verſchiedenheit auflöſt, da iſt ſie im Begriff Liebe zu werden. Sie iſt es vielleicht ſchon wirklich, und täuſcht ſich nur noch durch den äußern Unterſchied der Geſchlechter.

Dieſer ſtimmt nähmlich nicht immer mit dem innern überein. Wenn man zuweilen Männer von weiblicher Zartheit, Fülle und Sanftmuth, und Weiber findet, die eine faſt männliche Feſtigkeit, Energie und Strebſamkeit zeigen: ſo kann es dann allerdings geſchehen, daß der Mann den Mann und das Weib das Weib liebe, und der Mann des Weibes Freund, das Weib die Freundinn des Mannes ſey. Immer aber ſind dies Anomalien und Mißgriffe der Natur, in die man nicht einſtimmen, die man am wenigſten zur herrſchenden Sitte erheben ſollte. Die Männerliebe der Griechen war nicht überall unrein, aber nie ohne Gefahr. Häufig erzeugte ſie, wenn ſie auch aus einer edlern Quelle entſprungen war, die gröbſten Ausſchweifungen, und gereicht in jeder Hinſicht dem Zeitalter, das ſie geſtattete zu einem ſehr bedeutenden Vorwurfe.

Fehlerhaft, und auf gänzliche Verkennung der Natur gegründet bleibt indeß der Gemeinſpruch, daß die Liebe ſich mit der Zeit in Freundſchaft verwandeln müſſe. War ſie anders je echte Liebe: ſo kann ſie dies nie. Freundſchaft und

Liebe ſind ſich durchaus entgegengeſetzt, und vermögen deßwegen nimmer die Eine die Natur der andern anzunehmen; oder der Geſchlechtscharakter des Einen der verbundenen Individuen müßte ſich ändern. Die Liebe kann ſich wohl zu einem ſanftern Tone ſtimmen; aber ſie bleibt doch in ihrem Weſen Liebe. Wo man in einer Ehe nichts als Freundſchaft findet, da iſt auch von je her nichts als Freundſchaft geweſen.

Eben ſo unpſychologiſch iſt die Beſorgniß, daß aus der Freundſchaft zweyer Individuen von verſchiedenem Geſchlechte ſich allmählich Liebe entwickeln möge. Gemeiniglich iſt dieſe angebliche Freundſchaft ſchon wirklich Liebe, die ſich vor ſich ſelbſt oder vor andern unter dem erborgten Namen verbirgt, und dann muß der Betrug freylich mit der Zeit zum Vorſchein kommen. Iſt ſie aber das, wofür ſie ſich ausgibt: ſo kann es keine ſichere Bürgſchaft geben, daß hier nie Liebe entſtehen werde. Es müßte denn ſeyn, daß ſich beyde in ihren Charakteren geirrt, und wie ſich nach und nach dieſe Entdeckung hervorthat, ſich in einer andern Hinſicht immer mehr für einander geeignet gefunden, und immer näher an einander angeſchloſſen hätten.

Freundſchaft kann nie ſo innig werden, wie die Liebe, das Verhälniß der Freunde nie die Zärtlichkeit und die Stärke des Wohlwollens gewinnen, wie ſie unter Liebenden Statt finden. Denn Freunde müſſen dahin ſtreben, ſich durch Verſchiedenheit intereſſant zu bleiben, und einander immer mehr Reichthum des mannigfaltigen Lebens zu offenbaren. Der Bund der Liebenden iſt durch Reichthum des mannigfaltigen Lebens geknüpft, und ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, dieſe Mannigfaltigkeit zur Einheit zu bringen. Die Baſis der Freundſchaft iſt Anerkennung der gegenſeitigen Selbſtſtändigkeit. In der Liebe iſt die ſüſeſte Luſt, einander alles Selbſtſtändige hinzugeben, und in jeder Rückſicht eins zu ſeyn. In der Freundſchaft muß der Charakter ſo viel als möglich in ſeiner Individualität hervorgehoben, und dem gemeinſchaftlichen entgegengeſetzt — in der Liebe, ſo viel als möglich, geeinigt, und in den gemeinſchaftlichen aufgelöst werden. Die Freundſchaft erkaltet, wenn ſich Freunde zu nahe kommen; die Liebe wächſt mit jedem Momente der innigern Vereinigung. In der Freundſchaft iſt mehr Egoismus als in der Liebe, darum weniger Hingebung. Die Freundſchaft läßt das Intereſſe getheilter, weil ſie nicht, wie die Liebe, den ganzen Menſchen vereinigt. In der Freundſchaft ſtehen zwey Weſen gegen einander.

In der Liebe ſchließen ſich zwey Hälften Eines Daſeyns an einander an.

Daher wird denn Freundſchaft nicht ohne Kampf errungen und behauptet. Sie liegt mit der Selbſtſucht unaufhörlich im Streite, und muß immer neue Siege erfechten. Sie hat es bald mit dem Dünkel, bald mit dem Eigennutze, bald mit der Gleichgültigkeit aufzunehmen. Die Verſchiedenheit der Charaktere, die ſich erſt mit der Zeit entwickelt, ſtößt oft überall Ecken gegen einander. Die Liebe weiß von keinem Kampfe; in ihr iſt alle Selbſtſucht auf ewig vernichtet. Liebende ſind in allem eins, und haben nichts gegen einander durchzuſetzen. Mit ihr iſt die Hingebung gleichſam eingeborner Inſtinct. Die Verſchiedenheit der Charaktere ward ihnen gleich Anfangs offenbar. Sie iſt das Band, das ihre Herzen zuerſt verknüpfte, alles Getrennte legt ſich hier leicht, ſanft und feſt in einander. Zur Harmonie tendirt ihr ganzes Weſen.

In der Freundſchaft iſt *Kraft*, in der Liebe *Fülle* das Hervorſtechende. Die Freundſchaft lebt in der gewaltigen Anſtrengung und im kühnen Wirken; die Liebe im Vollgenuſſe des ſüßen innern Daſeyns, und im ſtillen Walten um und für den Geliebten.

Die Freundſchaft iſt *erhaben*, in ihr glänzt die *Stärke* der Menſchheit. Die Liebe iſt *ſchön*, in ihr verklärt ſich ihre Harmonie. Es iſt ein großer Moment, worin zwey Geiſter ſich das Wort geben. Es iſt ein ſeliger Augenblick, worin zwey Herzen ſich erkennen, und in einander fließen. Die Freundſchaft ſpricht: ich weihe mich für dich dem Tode; die Liebe: wir wollen mit einander ſterben, auch im Tode noch ungetrennt. Laut ſchlagen in der Freundſchaft die Herzen an einander; ſanft wallen ſie ſich in der Liebe entgegen. Nach kühnen Zwecken ſtrebt die Freundſchaft, und vollbringt herrliche Werke. Die Liebe will Wonne geben und haben. Die Freundſchaft, wo ſie erſcheint, erregt hohe Bewunderung; die Liebe feſſelt das Anſchauen in ſtillem Entzücken. Die Freundſchaft geht ins Unendliche, und begeiſtert zu Ideen. Die Liebe kehrt ins Unendliche in ſich ſelbſt zurück, und vermählt die Ideen mit der Wirklichkeit. In der Freundſchaft erhebt ſich das Geiſtige über das Sinnliche, und weckt durch ſein Uebergewicht über die höchſte ſinnliche Gewalt, welche in der Selbſtſucht iſt, das Gefühl des Erhabenen. In der Liebe theilt ſich das Geiſtige dem Sinnlichen mit, und erzeugt den Einklang des Schönen.

Der Liebe vertraute darum auch die Natur die Erzeugung und Erziehung des Menſchen, daß er der Liebe lebe, und ſich dem Schönen weihe. Menſchlicher konnte ſie nicht mit ihm anfangen, und einen ſchönern Segen ihm nicht mitgeben, als daß ſie ihn entſtehen ließ eine Frucht und ein Pfand der Liebe. Inniger knüpft der Neugeborne die Gemüther der Liebenden an einander, zärtlicher drücken ſich die Vermählten ans Herz, wenn ſie auf den ſchlummernden Säugling blicken. Dafür leiten ihn Vater- und Mutterliebe fröhlich ins Leben hinein. Wo die Freundſchaft ſich eine idealiſche Ewigkeit ſchafft, da entwickelt ſich aus der Liebe eine wirkliche, von ihrem Geiſte beſeelt, als Nachwelt. Durch die ganze Schöpfung tönen die ſanften Laute der Liebe, und von Mund zu Mund geht der Vater- und Mutternahme ins Unendliche. Bey aller Mühſeligkeit, von der es gedrückt wird, kann das Leben doch nie ganz elend ſeyn, das von der Liebe, in der es empfangen ward, die Verheißung der Freude empfing.

4.

Liebe und Schönheit.

Das Wohlgefallen, welches die Schönheit der Geſtalt erweckt iſt nicht allein von der Empfindung, welche das Weſen der Liebe bezeichnet verſchieden, ſondern auch nicht einmal dazu geeignet, Liebe hervorzubringen. Tauſend Gegenſtände ſind ſchön, die wir nie lieben werden, weil ihnen das wichtigſte Erforderniß der Liebe, die Beſeelung, und, mit dieſer, die Fähigkeit der gegenſeitigen Mittheilung fehlt. Das Auge iſt trunken, aber das Herz kann ſich nicht anſchließen.

Auch die Schönheit der belebten, ſelbſt der menſchlichen Geſtalt reicht noch nicht zur Liebe hin. Wir verweilen bey ihr im ruhigen Anſchauen, und erwarten von ihr nichts weiter. Was ſie uns geben kann, gibt ſie uns in Einem Augenblicke ganz. Wir kehren zu ihr mit immer neuem Vergnügen zurück; aber wir ſind gar nicht dabey intereſſirt, ſie näher an uns zu ziehen. Der Gegenſtand iſt uns gleichgültig; nur die

Form gefällt. Eigentlich iſt die Schönheit nicht einmal etwas, das am Gegenſtande ſelbſt haftet. Er veranlaßt nur in uns ein leichtes und fröhliches Spiel der Gemüthskräfte. Das freudige Gefühl davon iſt es, was wir als Schönheit preiſen, und auf den äußern Gegenſtand übertragen.

Die Liebe geht auch vom Anſchauen aus, und ergötzt ſich im Anſchauen. Aber es iſt ein Anſchauen reeller ſittlicher Eigenſchaften und Verhältniſſe, und erregt das Intereſſe des Beſitzes und der Vereinigung. Man erwartet vom Geliebten mehr als die Außenſeite zeigt. Aus den Tiefen des Gemüthes ſollen immer neue Eigenthümlichkeiten hervorſteigen, welche die Wonne erhöhen und das Band feſter knüpfen. Das Gefühl deſſen, was man hat iſt zugleich Ahndung einer unerſchöpflichen Fülle, die ſich noch enthüllen ſoll. Die Liebe iſt ein unendliches Geben, ſie reiht Verlangen an Verlangen, Genuß an Genuß ohne Aufhören. Was der Liebende vom Geliebten fordert iſt nicht bloß Form, ſondern Gehalt, der ſein eignes mangelhaftes Weſen ausfülle, und ein ewiges Bedürfniß befriedige.

Die Natur der Schönheit iſt *Zuſammenſtimmen des Mannichfaltigen zu Einem, harmoniſche Verſchmelzung der einzelnen Züge, Ordnung und Ebenmaß des Verſchiedenen ohne Rückſicht auf einen beſtimmten Zweck.*

Daraus entſteht die freye Luſt des erweiterten Herzens und des unbeengten Lebens. Auch in der Liebe iſt dieſes Zuſammenſtimmen und dieſe Verſchmelzung, dieſe Ordnung und dieſes Ebenmaß. Aber es ſind hier die Charaktere, was ſie vereinigen ſoll. Die Beſchaffenheit des Innern bringt die Form des Aeußern zu Wege. Die Schönheit kann ſich in tauſend Formen ſpiegeln; die Liebe aber erkennt nur Eine, die durch das Weſen ſelbſt beſtimmt iſt. Die Schönheit iſt erfüllt in der Harmonie der einzelnen Theile zu Einem Ganzen. Die Liebe verlangt Harmonie zweyer Individuen, die ſich in Eins aufzulöſen ſtreben. Die Schönheit begnügt ſich am Umriſſe der Geſtalt, die Liebe fordert gewiſſe Eigenſchaften. Darum können wir auch einem beſeelten Weſen den höchſten Preis der Schönheit zugeſtehen, ohne die geringſte Anwandlung von Liebe zu empfinden. Im Gegentheil, je vollkommner eine Schönheit iſt; deſto mehr iſt ſie auch in ſich geſchloſſen; deſto mehr ſcheint das Weſen, welches ſie ſchmückt ſich ſelbſt genug, und der Aufnahme eines andern in ſich unbedürftig zu ſeyn. Eine vollendete Schönheit, die mithin weder männlich noch weiblich wäre, ſondern vielmehr beydes in ſich vereinigte, müßte den Gedanken der gänzlichen Unfähigkeit zur Liebe erwecken.

Damit ſoll aber nicht geläugnet werden, daß Schönheit überhaupt, und vorzüglich, vermittelſt einer Iluſion der Einbildungskraft, die hinter dem Aeußern ſo gerne ein gleich geſtaltetes Inneres träumt, die Liebe, wo ſie einmal iſt, verſtärken und ihr neue Reitze geben könne.

Etwas anders verhält es ſich mit der eigenthümlichen Schönheit der Geſchlechter. Wenn der Geſchlechtscharakter ſich auch im Körper abbildet: ſo muß ſich im männlichen ſowohl als im weiblichen die Schönheit, dieſem Charakter gemäß, verſchieden ausdrücken. Die männliche Schönheit wäre demnach die Harmonie in der Kraft und Feſtigkeit; das Beſtimmte, Gediegene, Geſpannte und Strebſame würde hier vorzüglich entzücken. Die weibliche Schönheit dagegen wäre Harmonie des Zarten und Fröhlichen; das Weiche, Ineinanderfließende, Sanfte und Verlorene würde hier vorzüglich auf Schönheit Anſpruch machen können.

Wenn dieſe Geſchlechtsſchönheit nun auch nicht durchaus erforderlich zur Liebe iſt, und um ſo eher entbehrt wird, je mehr das Geiſtige über das Körperliche herrſcht: ſo trägt ſie doch viel zu ihrer Erhöhung bey, und muß da ſeyn, um die Liebe in ihr volles Recht zu ſetzen. Der Anblick einer reinen weiblichen Schönheit iſt nie ohne liebende Empfindung, und dieſe würde ſchon Liebe ſeyn, wenn die letztere ſich je mit dem Aeußerlichen begnügen könnte. Zur vollen Liebe aber bildet ſie die Entdeckung, daß ſich wirklich, und nicht bloß ſcheinbar, in der weiblichen Geſtalt auch ein echt weiblicher Charakter ſpiegele.

Die weibliche Schönheit ſo wohl als die männliche ſind von der eigentlichen Schönheit an ſich weſentlich verſchieden. Jene können in einem hohen Grade da ſeyn, ohne daß ſie auf dieſe Anſpruch machen dürfen. Deßwegen geht die Liebe ſo oft bey den blendenden Schönheiten vorüber, und wendet ſich an Gegenſtände, die, nach genauem Maßſtabe gemeſſen, nichts weniger als ſchön ſind.

Außer der *Schönheit der Geſtalt* iſt noch beſonders in Erwägung zu ziehen, und in gegenwärtiger Hinſicht noch wichtiger: *die Schönheit in der Bewegung*. In der männlichen Schönheit fließen beyde in einander, weil ihr Charakter Kraft und Strebſamkeit, dieſe aber ohne Bewegung nicht möglich iſt, und ſich immer wenigſtens als erſter Anſatz zur Bewegung, und als Tendenz, in Bewegung überzugehen ausdrückt. Der Mann deſſen Stellung Feſtigkeit, Beſtimmtheit und Gediegenheit hat, wird auch mit Sicherheit und mit der, dieſer eignen, Abgemeſſenheit um ſich greifen, und vor ſich ſchreiten; er wird die Schönheit der Würde auch in der Bewegung zeigen.

Anders iſt es mit der weiblichen Schönheit. Aus der Natur des Weichen, Sanften und Verlornen folgt noch nicht, daß es ſich bewegen werde. Die Umriſſe der weiblichen Schönheit ſcheinen weit eher auf Ruhe zu deuten, und noch ein ganz eignes belebendes Prinzip zu erfordern, wenn Bewegung entſtehen, und beſonders, wenn ſie ſich ſelbſt in dieſer Bewegung offenbaren ſollen. Daher ſehen wir nicht ſelten Geſtalten, denen eine ſchöne weibliche Form nicht abgeſprochen werden kann, die uns aber deßwegen ſehr gleichgültig laſſen, weil das Leben gleichſam in ihnen erſtarrt iſt, weil ſie uns nichts als das Ebenmaß einer ſeelenloſen Maſſe gewähren, oder weil in ihren Bewegungen gar keine Schönheit, und am wenigſten weibliche, ſichtbar wird, weil uns hier bald das Langſame, bald das Heftige, bald das Eckige, bald das Gezierte und bald das Einförmige und Abgezirkelte beleidigt. Das alles ſind Eigenſchaften, die nicht ſehr zur Liebe einladen, und ſchon im Aeußern eine mangelhafte Weiblichkeit verrathen, wovon man leicht auf ein ähnliches Inneres ſchließt.

Die weibliche Schönheit in der Bewegung heißt Anmuth oder Grazie. Ihr ſteht entgegen: auf der Einen Seite die Ruhe, auf der andern die zu große Lebhaftigkeit der Bewegung, und das daraus entſpringende Ungeregelte.

Das erſte Erforderniß der Grazie iſt, daß ſie das

Weſen der Schönheit überhaupt an ſich habe, nähmlich: Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie des Verſchiedenen. Die einzelnen Theile der Bewegung müſſen mit einander in einem richtig abgemeſſenen Verhältniſſe ſtehen, ungezwungen in einander übergehen, und ſich leicht zu einem wohl geordneten Ganzen einigen. Wo es hieran fehlt, da kann von keiner Grazie die Rede ſeyn. Ein Körper, der ſich nicht einmal ſchön bewegt wird ſich noch weniger anmuthsvoll bewegen.

Aber die bloße Schönheit der Bewegung iſt allein noch nicht Grazie. Um Grazie zu werden, muß ſie zugleich eine weibliche ſeyn. Es fehlt auch nicht an Weibern, die jene ohne dieſe haben, und deßwegen wohl gefallen, aber nicht durch Weiblichkeit das Herz anziehen, wie es in der Liebe ſeyn ſoll. Das Weib hat Grazie, wenn ſich in ſeine Bewegungen eine fröhliche Lebhaftigkeit mit Sanftheit vereinigt, und jene von dieſer gemildert wird. Ein ſtiller, wohlwollender Geiſt ſcheint über dem mannichfaltigen und ſchnell fortſchreitenden Spiele der Bewegung zu herrſchen. Alle Bewegungen ſcheinen die flüchtige Poeſie einer, von einem ſichern Geſchmacke geleiteten liebevollen Seele zu ſeyn. Alles ſcheint aus Einem zu kommen, in vielfaches Leben ſich auszugeſtalten, und ſich dann wieder in Eins aufzulöſen.

Grazie iſt nicht allein in der eigentlichen Bewegung durch den Raum, ſondern auch in der Stellung, im Blicke, in den Geſichtszügen, und ſelbſt in der Haltung und der Geſtalt des Körpers. Anmuthsvoll iſt der Mund, um den das ſtille Lächeln der wohlwollenden Heiterkeit ſchwebt. Grazie glänzt aus dem Auge, in welchem ſich die Lebhaftigkeit des Entzückens mit Verſchämtheit und ruhiger Ergebung, das ſüße Verlangen mit beſcheidener Reſignation, der Schmerz des Leidens mit dem Frieden der Unſchuld, der ſchnelle Geiſt mit dem innigen Gefühl paart. Die Grazien haben die Wangen gefärbt, auf welchen ſich die innere Bewegung im holdſeligen Errӧthen bricht. Jene Geſtalt, die in weichen Linien ſich vollendet, haben die Grazien gebildet; darum ſcheint ſie ein ruhendes Schweben zu ſeyn. In jener Stellung wirft ſich der Körper ſo leicht aus einander, daß wir ihn in einer Bewegung zu erblicken glauben, die ſich in die ſanfteſte Harmonie verliert. Auch hier iſt Grazie.

In der Grazie muß ſich die Lebhaftigkeit der Bewegung in ihrer Sanftheit ſo verlieren, daß aus dieſer Vermiſchung jene bezaubernde Leichtigkeit entſtehe, die wir an ihr vorzüglich bewundern. Gleichwohl bleibt hier noch ein bedeutender Unterſchied übrig. Bald iſt nähmlich die Lebhaftigkeit von der Sanftheit ſo verſchlungen, daß dieſe für das Weſentliche und jene nur für das zufällige Spiel derſelben gilt. Bald wird die Lebhaftigkeit von der Sanftheit geleitet nur leiſe modificirt, daß dieſe einem halb durchſichtigen Schleier gleicht, der die Umriſſe zwar einiger Maßen verbirgt und für das Auge abglättet, aber ſie doch auch nicht ſelten hervorſchimmern läßt, immer aber mehr oder weniger die Form des Gegenſtandes annehmen muß, welchen er bekleidet. Das Erſte iſt bey der ſanften, das andre bey der naiven Grazie der Fall.

Die ſanfte Grazie iſt reinere Weiblichkeit, dafür entzückt uns die naive durch ihr munteres Weſen, und durch die blühenden Reitze, die ſie, immer neu, und in nie erſchöpfter Mannigfaltigkeit aus einander legt. Jene gewinnt das Herz, und dieſe macht es weit. Die ſanfte Grazie iſt voll Huld, die naive freundlich.

Schon dieſes Wenige, was wir hier über die Natur der Grazie mitgetheilt haben, muß uns ihren großen Einfluß in die Liebe zu erkennen geben. Bloß als äußerliche Erſcheinung betrachtet, vermag ſie zwar allein nicht Liebe hervorzubringen, aber doch ſie zu veranlaſſen und zu ſtärken. Das Wohlgefallen, womit mich die weibliche Grazie erfüllt iſt eine äſthetiſche Empfindung, und noch nicht Liebe, aber ſchon regt ſich in ihm liebende Sehnſucht, ſchon entwickelt ſich in ihm die Ahndung eines befreundeten Weſens, dem ich vielleicht einſt angehören kann. *Vielleicht* — ob es wirklich ſo ſeyn werde, das hängt von dem nähern Verhältniſſe unſrer beſondern Naturen und unſrer geiſtigen Charaktere ab. Dieſe individuelle weibliche Anmuth muß zu dieſer individuellen männlichen Würde, und überdem dieſer weibliche Charakter zu dieſem männlichen ſtimmen, daß beyde ſich zu einigen, und ein gemeinſchaftliches Daſeyn darzuſtellen ſtreben. Darauf beruht das ſtärkere Intereſſe womit uns die Eine anmuthige Geſtalt vor der andern anzieht, das oft in das ſtille Geſtändniß des Herzens übergeht, *dieſes Weſen wirſt du lieben können.*

An ſich iſt die ſanfte Grazie mehr zur Liebe geeignet als die naive. Da aber, wie die Naturen, ſo auch die Bedürfniſſe verſchieden ſind, ſo macht auch e , manche die naive Grazie tiefere Eindrücke, je nachdem ihr männlicher Charakter etwas anders gemiſcht iſt. Auch iſt dabey die Stimmung des Liebenden ſehr in Anſchlag zu bringen. Gegen die reine Männlichkeit würde die ſanfte Grazie vielleicht zu ſehr contraſtiren. Ein jovialiſcher Mann würde vielleicht die naive Grazie intereſſanter, oder bey ihr mehr Unterhaltung finden.

Der Mangel an äußerer Grazie iſt oft die Folge des Mangels an Kultur, und in ſo fern iſt es möglich, ein weibliches Geſchöpf ohne Grazie zu lieben. Aber ſelbſt in dieſem Falle bleibt wenigſtens eine unverkennbare Anlage zur Grazie von der echten Weiblichkeit unzertrennlich; und wo auch dieſe fehlt, da wird nie Liebe entſtehen. Was übrigens die Kultur verſäumt hat, das wird die Liebe erſetzen. Dieſe iſt die beſte Lehrerin der Grazie. Jedes, ſelbſt das am meiſten verſäumte Weib, wird anmuthsvoll, wenn es liebt. Die ſüße Wonne der Liebe iſt ſchon innere Lebhaftigkeit der Bewegung in Sanftheit verloren, und wird auch die äußere Bewegung zur Grazie verklären. In der Liebe feiern die Grazien ihren herrlichſten Triumpf.

Die reine Grazie, welche Liebe erweckt und pflegt iſt aber nie bloß eine äußerliche. Ihr entſpricht gewöhnlich ein gleichgeſtimmtes Inneres. Es gibt freylich einen gewiſſen genialiſchen Inſtinkt der jene fröhlich ſtillen Geſtalten in der Bewegung, die wir Grazie nennen, gleichſam hinwirft, ohne daß das Gemüth ſelbſt ſo geartet iſt; und nicht ſelten verhüllt ſich in dieſen natürlichen Schein ein heftiges und regelloſes Herz. Aber die Leidenſchaft kann ſich nicht immer zurück halten; und wenn ſie einmal durchbricht, dann vernichtet ſie den Zauber auf immer. Sie läßt auch auf das Aeußere Spuren ihres Daſeyns fallen, die dem geübten Auge des Kenners nicht entgehen. Dieſer erräth die Furie auch hinter dem Blicke und den Bewegungen eines Engels.

Die Grazie thut erſt da ihre volle Wirkung, ſie iſt erſt da von Dauer, und verſchmelzt ſich erſt da mit dem ganzen Weſen, wo ſie zugleich eine ſittliche iſt, und dieſe ſich eigentlich nur in der äußern ſpiegelt.

Die innere Bewegungen, in welchen ſich die ſittliche Grazie offenbart ſind Gedanken, Empfindungen und Neigungen. Sie haben Grazie, wenn ſich in ihnen Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und fröhliches Leben mit Innigkeit, Zartheit und Ergebung vermählen; wenn die Gedanken ſich raſch und doch auch ſchüchtern hervordrängen; wenn die Empfindungen tief gehen, im leichten Wechſel ſchnell dahin ſchweben, und doch auch in holder Verſchämtheit ſich ſelbſt anhalten; wenn das ſüße Verlangen unaufhörlich ſtrebt, und doch auch unaufhörlich von Beſcheidenheit und Unſchuld gefeſſelt und gemäßigt wird.

Wo bloß Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und fröhliches Leben, ohne Innigkeit, Zartheit und Ergebung, ſich im Blicke und in der äußern Bewegung offenbaren, da iſt *geiſtvolle Schönheit*, aber keine Grazie. Die geiſtvolle Schönheit iſt zu wenig weiblich, um Liebe zu gewinnen. Sie weckt nur das Intereſſe des Umganges, und allenfalls der Freundſchaft. Das geiſtvolle Weib findet Anbether genug, und auch ſolche, die ſich mit ihm zu verbinden wünſchen; weil ſeine Verſchönerungsgabe unerſchöpflich iſt; weil das Leben unter ſeinen Händen immer neue Reitze gewinnt; und weil es in jedes Verhältniß die intereſſanteſte Mannichfaltigkeit bringt. Trifft dieſe geiſtvolle Schönheit auf ein verwandtes Herz, das ſich mit ihr in Liebe vereinigen kann: ſo wird ſie auch dieſes Bündniß mit immer friſchen Blumen umkränzen. Aber es muß noch etwas andres zu ihr hinzu kommen, damit Liebe ſich bilden könne.

Wo, auf der andern Seite, Innigkeit, Zartheit und Ergebung nicht mit Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und fröhlichem Leben gepaart gehen, da iſt die Schönheit eine *ruhige und ſanfte* aber nicht Grazie. Die ruhige und ſanfte Schönheit iſt in einem hohen Grade weiblich. Dafür entbehrt ſie indeß, im Mangel an Geiſt, etwas, das in der Liebe nicht wohl fehlen darf, wenn ſie nicht einförmig werden ſoll. Sie iſt Ausdruck des Duldens, des Wohlwollens und der

Zärtlichkeit — aber in allem dem des bloßen Leidens. Die Liebe verlangt mehr; ſie beſteht nicht ohne thätiges Entgegenwirken.

Uebrigens bleibt es allerdings möglich, daß ein geiſtvoller Blick oder ein ſanftes Auge ohne Schönheit der körperlichen Geſtalt ſich zeige. Dies wird ihre Wirkungen indeß nur wenig ſchwächen. Daſſelbe gilt von der natürlichen und ſittlichen Grazie. Sie ſind nicht nothwendig mit einem ſchönen Körper in Verbindung. Man findet ſogar häßliche Weiber, die uns durch eine unausſprechliche Anmuth bezaubern. Dieſe werden bey gebildeten Männern weit mehr Glück machen als die ſchönſten, welche die Grazien verſäumt haben. Schönheit ohne Grazie erregt nur auf den erſten Augenblick Bewunderung, nachher Widerwillen. Aber echte Grazie läßt den Mangel an Schönheit leicht überſehen.

Wie es eine *doppelte natürliche Grazie* gibt, von welchen in der Einen die *Sanftheit* in der andern die *Lebhaftigkeit* hervorſticht: ſo gibt es auch eine *doppelte ſittliche*, von welchen in der Einen die *Innigkeit* und *Ergebung*, in der andern die *Mannichfaltigkeit* und das *fröhliche Leben* das Uebergewicht haben. Jene iſt *Holdſeligkeit*, dieſe *Liebreiz*.

Die *Holdſeligkeit* iſt ſanfte Grazie des Aeußern, von einem gleich geſtimmten Innern belebt. Sie geht gewöhnlich mit einer gewiſſen ſüßen Schwärmerey gepaart, und lebt im Anſchauen ſolcher Gefühle, die ſich auf das Geiſtige und Ueberſinnliche beziehen. Verlangen, von Beſcheidenheit und Scham zurückgehalten, glänzt im ſchwimmenden Auge; ein wehmüthig frohes Lächeln ſchwebt um die Lippen; und das ganze Weſen iſt gleichſam in Freundlichkeit und inniges Wohlwollen aufgelöst. Das holdſelige Weib ſcheint nur da zu ſeyn, um zu beglücken, und allem eine Freude anzuhauchen, die ſo ſtill iſt, wie ſein Gemüth. Leidend nimmt es jeden Eindruck auf. Sein Blick hängt am Himmel, und ſieht doch oft ſchüchtern vor ſich hin. Es weiß wohl, daß es alles erwarten muß. Nirgends aber zeigt ſich die Holdſeligkeit glorreicher als in der Andacht und im Schmerze. Dort iſt es der fromme, hier der duldende Sinn, der alle innern und äuſſern Bewegungen verklärt.

Der Liebreitz iſt die naive Grazie des Aeußern, in ſo fern ſich in der Lebhaftigkeit und Sanftheit desſelben, die Mannichfaltigkeit der Gedanken, Empfindungen und Neigungen, durch Innigkeit und Ergebung gemildert, abſpiegelt. Beym liebreitzenden Weibe ſteht alles in fröhlichem Leben, das ein heiliger Geiſt der Sittlichkeit und Schicklichkeit beherrſcht. Flüchtig, wie Vorſtellungen und Wünſche durch ſeine Seele gehen, ſchweben tauſend Geſtalten vor uns vorüber, und alle regiert die Einheit eines klaren Sinnes. Das liebreitzende Weib ſcheint leichtſinnig zu ſeyn, und vergißt ſich doch nie. Seine Munterkeit gränzt an Ausgelaſſenheit, und wird doch vom ernſten Anſtande bewacht. Heiterkeit ſtrahlt aus dem ſeelenvollen Auge, aber ſie iſt mit einer Milde gemiſcht, die alle Herzen anzieht. Auch des liebreitzenden Weibs Weſen iſt vom Widerſcheine reiner Güte übergoſſen; es weiß ſelbſt nicht, daß es andern ſo zur Freude lebt.

Was kann ſtärker zur Liebe einladen als dieſe Grazien der Holdſeligkeit und des Liebreitzes! Vielleicht verdient in dieſer Rückſicht die erſtere im allgemeinen den Vorzug. Aber bey der Verſchiedenheit der menſchlichen Charaktere und Bedürfniſſe, kann in vielen Fällen auch die letztere glücklicher in ihren Siegen ſeyn. Wenn ſich indeß das liebreitzende Weib nicht ſo innig im Weſen der Liebe ſelbſt vereinigen kann, und vielleicht die ganze Stärke derſelben nicht einmal empfindet: ſo wird es doch äußerlich mehr die Wonne des Mannes ſeyn, und dem Bündniſſe der Herzen in den Umgebungen mehr Nahrung und Unterhaltungsmittel verſchaffen.

Zwiſchen der eigentlichen Schönheit und der Grazie liegt in der Mitte die intereſſante Schönheit, die vorzüglich durch dasjenige gefällt, was wir niedlich nennen. Sie zeigt ſich, wie die Grazie, nicht bloß in der Form, ſondern auch in der Bewegung. Die Form iſt weiblich zart, die Bewegung weniger weich, mehr beſtimmt, gerundet und künſtlich regelmäßig als in der Grazie, mehr durch Witz und Schicklichkeitsgefühl als durch ein mit ihr harmonirendes Inneres geſtaltet. Das Geiſtige, was ſich in ihr ausdrückt iſt mehr Bedürfniß und Inſtinct als Stimmung und Zuſtand.

Das Auge verweilt zwar mit Luſt bey der intereſſanten Schönheit, aber ſie ſpricht wenig zum Herzen. Die Bedürfniſſe der Geſelligkeit und der Häuslichkeit werden reich befriedigt, aber das Verlangen nach Einigung geht ziemlich leer aus, wenn nicht die dichtende Einbildungskraft das Meiſte dazu thut. Die intereſſante Schönheit findet ſich ſelten bey echt weiblichen Gemüthern. Sie verräth, ſelbſt dann, wenn ſie bloß Werk der Natur oder des natürlichen Talentes iſt, eine Abgemeſſenheit, die ſich mit echter Weiblichkeit nie recht verträgt. Doch gibt es bey ihr Grade, in welchen ſie ſich der Anmuth nähert. Uebrigens ſind die Empfindungen, welche ſie erweckt der Liebe doch einiger Maßen verwandt.

Außer der Schönheit und Grazie gibt es noch eine gefallende Eigenſchaft der körperlichen Geſtalt, die für die Liebe nicht ganz gleichgültig iſt: den ſinnlichen Reitz. Er iſt von zweyfacher Art, nähmlich entweder Reitz für die Sinne, oder Reitz für die Phantaſie. Wie die Schönheit ihr Weſen in der Form hat: ſo haftet der Reitz ganz am Stoffe. Die Schönheit ergötzt durch die Harmonie der Theile, der Reitz durch den Beſtand derſelben, durch dasjenige, woran ſich jene offenbart. Die Schönheit wird in der Anſchauung, der Reitz im Gefühle empfunden. Die Schönheit wirkt auf den Verſtand, der Reitz nur auf die Sinnlichkeit. Schönheit kann nicht anerkannt werden ohne Reflexion, der Reitz thut ſeine ganze Wirkung ſchon, indem er afficirt, und dadurch unmittelbar ein leichtes Spiel der untern Lebenskräfte hervorbringt.

Am meiſten zeigt ſich dieſe materielle Natur im Reitze für die Sinne. Ein voller, üppiger Bau, eine ſanfte Ründung und eine weiche Bekleidung ſind die vorzüglichſten Mittel deſſelben; Eigenſchaften, die in der Berührung das Gefühl des Zarten und Geſchmeidigen erwecken, und dem Auge nur in ſo fern gefallen als ſich die Erinnerung an den Gefühlseindruck in die Empfindung deſſelben miſcht und ſich dieſer mittheilt. Die Lippe ſcheint zum Kuſſe einzuladen, die Hand den freundlichen Druck gerne aufzunehmen. Dieſer Reitz hat allerdings Einfluß auf die Liebe: denn in ihm ſtrebt das Männliche ſich dem Weiblichen, das Sanfte dem Starken, das Weiche dem Feſten äußerlich zu vereinigen, wie innerlich in den Charakteren. Da aber die innere Einigung das eigentliche Weſen der Liebe iſt: ſo kann der Reitz auch nicht mehr als die äußere Begleitung und den Schein derſelben hervorbringen. Aber viel muß er beytragen, jene, wo ſie einmal iſt, zu verſtärken.

Der Reitz für die Phantaſie beſteht in einem zufälligen Gedankenſpiel, und iſt deßwegen bloß ſubjectiv. Das Reitzende liegt nicht in der Natur des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern in einem intereſſanten Gedanken, der dadurch geweckt wird, und deſſen Empfindung mit der Empfindung des Gegenſtandes in einander fließt. Es iſt keine Eigenſchaft des letztern, ſondern die Verbindung die zwiſchen einer Eigenſchaft desſelben und einer andern in unſrer Einbildungskraft, die uns angenehm iſt, und wodurch wir an dieſe erinnert werden, Statt findet, was uns in dieſer Art des Reitzenden vergnügt. Daher kommt es, daß für den Einen ein Geſicht oder eine Geſtalt reitzend ſeyn kann, die jeden andern ſehr gleichgültig läßt. Denn nicht allein die Urſachen des ſinnlich Angenehmen, ſondern auch die Verkettungen der Ideen ſind in verſchiedenen Menſchen ſehr verſchieden. Dasjenige, wodurch das Reitzende ſeine Macht übt liegt in der geheimſten innern Lebensgeſchichte des Menſchen, die vielleicht ihm ſelbſt noch nicht offenbar geworden iſt, und gehört gewöhnlich zu den Eigenthümlichkeiten, die ihn von andern unterſcheiden, und zu dieſem individuellen Weſen machen. Unter allen Empfindungen iſt auch keine, über die man ſich weniger Rechenſchaft ablegen kann, als die des Reitzenden. Man müßte dazu nicht allein eine ganze innere Welt voll Geſtalten aus ihrem Helldunkel, in dem ſie gleichſam begraben liegen, hervorzaubern, ſondern auch die verborgenen Machinationen der Seele, durch welche ſich dieſe Welt gebildet hat ans Licht ziehen können. Fand doch der berühmte Cartoſius jedes ſchielende Mädchen reitzend, weil er in ſeiner Jugend eine Geliebte hatte, die etwas ſchielte.

Das reitzende für die Einbildungskraft iſt ungemein anziehend, und weiß ſich des Herzens mit einer gewiſſen ſanften Gewalt zu bemächtigen. Darin gleicht es dem Schönen, und wird daher vielfach mit demſelben verwechſelt. Oft ſind die Bilder, durch die es entzückt wirklich ſchön. In dieſer Verwechſelung hat es wohl ſeinen Grund, daß das Schöne oft, und vorzüglich im gemeinen Leben, wo man ſo fein nicht unterſcheidet, für ſubjectiv erklärt, und ihm ſein Anſpruch auf allgemeines Gefallen ſtreitig gemacht wird. Das Schöne gefällt nothwendig allgemein, denn das Gefühl deſſelden entſpringt aus einer weſentlichen Form des menſchlichen Geiſtes, oder vielmehr aus dem Verhältniſſe, worin die Formen der Dinge zu dieſer ſtehen. Das Reitzende iſt eben ſo nothwendig überall ein andres, weil es auf der individuellen Stimmung und dem zufälligen Spiele der Phantaſie beruht; weil es nichts in der Sache, ſondern immer etwas iſt, was jeder aus ſeinem beſondern Eignen hinzuthut.

Auch dieſe Art des Reitzenden kann, wie das Schöne überhaupt, der Liebe zuträglich werden. Das vermehrte Gefallen vermehrt auch die Zuneigung und die Luſt des Hingebens. Aber für ſich allein bedeutet ſie weniger als die erſte Art deſſelben, weil ſie kein beſonderer Ausdruck des Geſchlechtscharakters iſt.

5.

Liebe und Sinnlichkeit.

Kaum kann man ſich an der Ehre der menſchlichen Natur ſchwerer verſündigen, als wenn man den rohen körperlichen Trieb Liebe nennen wollte. Er iſt vielmehr der Liebe entgegen geſetzt, und baare Selbſtſucht; denn er ſucht nichts als das eigne Vergnügen, und betrachtet den andern bloß als Mittel des Genuſſes; nur in feinern und gebildetern Menſchen wird das Vergnügen durch den Gedanken erhöht, daß auch der andre erfreut ſey. Der gemeine Menſch dringt ſeine Gunſtbezeugungen mit Gewalt auf, oder erkauft ſie für Geld. In keinem Falle iſt auf Mitgenuß gerechnet; in jedem erröthet die Humanität. Es iſt eben ſo ſchändlich ein andres Weſen zum Werkzeuge ſeiner ſinnlichen Luſt zu erniedrigen, und, wenn es ſich ſelbſt dazu erniedrigt, ſich nicht mit Verachtung davon wegzuwenden, als es für dieſes Weſen ſchändlich iſt, ſich für ſchnöden Gewinn dazu hinzugeben.

Und was iſt es für ein Vergnügen, welches der rohe Trieb begehrt? Ein bloßer Kitzel der Sinnlichkeit, etwas wahrhaft Ekelhaftes, wenn es nicht durch eine edle Geiſtesnatur geheiligt wird, worin der Menſch zum Thiere herabſinkt, wenn er ihm nicht etwas Menſchliches mitzutheilen, und dadurch ſeine Würde zu retten weiß. Es iſt Brutalität, den rohen Trieb ohne Liebe zu befriedigen. Daher die Schamhaftigkeit, die in Anſehung ſeiner allen nur in etwas kultivirten Menſchen eigen iſt. Daher die Erfahrung von dem unausbleiblichen totalen Verfall des moraliſchen Charakters unter denjenigen, die ſich gemeiner Luſt ergeben haben, oder wohl gar damit ein öffentliches Gewerbe treiben. Nirgends aber richtet er gröſſere Verwüſtungen an, als in der weiblichen Natur. Wo er ſich ſelbſt überlaſſen herrſcht, da wird alle Weiblichkeit vertilgt oder zur widerlichſten Geſtalt verzerrt. Und das ſollte Liebe ſeyn? Liebe, die mit der Tugend ſo nahe verwandt iſt, die die menſchliche Natur ſo herrlich ſchmückt, und ſo hoch erhebt, die an allem was ſchön und trefflich iſt ein ſo reines Gefallen hat, die das Gefühl für Anſtand und Schicklichkeit ſo heilig achtet, in welcher echte Weiblichkeit ſo rührend glänzt, und von welcher ſie ſo zart gepflegt wird?

Der rohe Trieb iſt ein ſchnell auflodernes und wieder verlöſchendes Feuer. Wahre Liebe entbrennt allmählich in ſanfter Wärme; aber dieſe Wärme ſteigt zu immer höherer Gluht, und verliſcht nie. Der rohe Trieb endet mit Ueberdruß; die Liebe verliert ſich in immer reineres Entzücken. Jener will immer Abwechſelung, und treibt ſich von Einem Gegenſtande zum andern. Dieſe bleibt ewig ergeben, und läßt nie vom Geliebten. Für ſie gibt es keinen ſchönern als den, welchen das Herz gewählt hat; oder vielmehr, Reiz und Schönheit ſind nichts, wo das Herz wählt.

Wo der gröbere Trieb in ſeiner ganzen Stärke und Rohheit herrſcht, da iſt Liebe nicht möglich. Er verſchlingt alle beſſern Empfindungen, aus welchen die Liebe ihre Nahrung zieht. Er läßt das Geiſtige nicht aufkommen; und die Liebe iſt ihrer Natur nach geiſtig. Er ſieht in andern nur Werkzeuge des Genuſſes; wer wollte dieſe lieben? Ihm kann nicht einmal der Gedanke an liebendes Anſchließen und liebende Mittheilung entſtehen. Das Gemüth muß erſt befreyt werden von der Macht der Begierde ehe, im ſtillen, harmoniſchen Leben, das Bedürfniß der Liebe erwacht. Die Sclaven des gröbern Triebes ſinken gewöhnlich zu immer tieferer Gemeinheit, bis ihre Kräfte erſchöpft, und ſie die Opfer ihrer zerſtörenden Leidenſchaft geworden ſind. Nur ſelten machen früh Verführte, denen eine beßre Natur zu Theil ward, und die ein guter Genius wieder zur Tugend zurück führt, hiervon eine Auknahme. Aber ihr Herz war auch eigentlich nie unkeuſch, ſo ärgerlich auch ihr Leben ſeyn mochte. Im tiefſten Verfall war noch nicht alle Unſchuld von ihnen gewichen. Doch hat die Begierde ihr Inneres ſchon zu ſehr verunreinigt, und mit zu vielen Bildern und Wünſchen angefüllt, die der echten Liebe widerſtreiten, als daß es ſich zu dieſer weihen könnte.

Der gröbere Trieb iſt dem Menſchen angeboren, daher allen gemein, und entwickelt ſich unwillkührlich. Die Anlagen zur Liebe ſind zwar auch in die Natur gewebt; aber ſie bedürfen doch einer künſtlichen Pflege und einer feinen Geiſtesbildung. Der Liebe ſind nur diejenigen fähig, die ſich auf das Gemüth verſtehen, und denen die leiſern Züge deſſelben in ſich und andern nicht verborgen bleiben. Um zu lieben muß man Gefühl für das natürlich und ſittlich Schöne haben. Das haben aber wenige, und wenige bringen es zu dem Grade der Kultur, worauf die zarten Laute der Liebe vernehmbar werden. Die meiſten ſind durch ihre geiſtige Rohheit dazu verdammt, unter der Herrſchaft des ſinnlichen Triebes zu bleiben, und das Verhältniß der Geſchlechter nie anders als in ſeinen Reitzungen zu empfinden. Dieſer Trieb iſt es, was ihre Bündniſſe ſchließt, in die ſich nur zu bald der Ekel, das Mißbehagen und die lange Weile einſchleichen, wenn ſie ſich nicht gar ſchon gleich nach dem Hochzeittage auflöſen.

Aber der ſinnliche Trieb iſt nicht immer ein grober und thieriſcher. In der menſchlichen Natur nimmt er nicht ſelten Menſchlichkeit, und oft eine ſo edle Geſtalt an, daß ihn nur der forſchende Blick des Menſchenkenners von der echten Liebe unterſcheiden kann.

Dies iſt zuweilen ſchon da der Fall, wo er ſich als Trieb ausſpricht, und aus ſeiner irrdiſchen Natur gar kein Geheimniß macht. Es ſey, daß dich zunächſt ſinnliche Begierde an ein weibliches Weſen feßle. Aber, daß du gerade dieſe wählteſt, das war doch nicht bloß Sinnlichkeit. Dein Herz hatte auch Forderungen, die du nicht ganz umgehen konnteſt. Du biſt ein Menſch, und haſt menſchlichen Sinn; darum mußt du vorausgeſetzt, daß es dir nicht an aller Bildung fehle, noch auf manches andre ſehen, und darum muß dein Gemüth von manchem andern getroffen werden, was geiſtiger und edler iſt. Sollte dieſe holde Geſtalt, dieſes geiſtvolle Auge, dieſes bezaubernde Lächeln, dieſe ſanfte Güte, wenn du auch keine Bedürfniſſe in dir fühlteſt, denen das alles entſpricht, dich denn ganz gleichgültig laſſen? Sollte es dir nicht zugleich beßre Empfindungen einflößen? Sollte dich nicht Wohlwollen zu dem Weibe hinziehen, das ſich dir ſo ganz ergibt? Sollte ſich überhaupt der Naturtrieb nicht im gebildeten Menſchen mit manchem ſchnen Zuge des Geiſtes und Herzens vereinigen, wovon der Ungebildete nicht weiß?

Auf dieſe Art können Verbindungen geſtiftet werden, die ſehr dauerhaft und zärtlich ſind, wenn anders die Verbundenen die nöthige Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt nicht verſäumen, und das Beſtreben einander intereſſant zu bleiben, und ſich immer neue intereſſante Seiten zu zeigen nicht erkalten laſſen. Vorzüglich wichtig ſind für ſie Delicateſſe und fortſchreitende Geiſtesbildung.

Auch durch die Hülfe der Einbildungskraft erſcheint der ſinnliche Trieb oft in einer edlern Geſtalt. Sein erſtes Erwachen iſt, wenigſtens in ſolchen Gemüthern, deren Unſchuld das Gift der Frechheit und der Verführung noch nicht berührt hatte, ein unbeſtimmtes Sehnen, das ſich ſelbſt nicht verſteht — aber ſanft, ſtill und rein, wie alles, was von der Natur kommt; ein wehmüthig ſüßes Verlangen, von jugendlichem Frohſinne geleitet, das ſeinen Gegenſtand noch nicht kennt. Die Phantaſie trägt ihm ihre Farben auf, und gewinnt Veranlaſſung und Stoff zu tauſend romantiſchen Träumen. Ehe ſich dieſes Verlangen vernehmlicher ausſpricht, hat ſich eine zahlloſe Menge von ſchönen Bildern, Wünſchen und Hoffnungen daran gekettet, daß ſeine urſprüngliche Natur faſt nicht mehr darinn wiedergefunden werden kann.

wenn es nun wirklich zum Vorſchein kommt. In der That ſind es nicht die Regungen des Triebes, ſondern jene romantiſchen Träume, jene geiſtigen Bilder, Wünſche und Hoffnungen, denen der Jüngling und das Mädchen nachgehen. Es iſt ihnen unbekannt, aus welcher Quelle dieſe fließen und woher ſie ihr Leben haben. Sie würden erröthen, oder ſich mit Unwillen wegwenden, wenn man ſie darauf aufmerkſam machen wollte. Könnte die Täuſchung immer fortdauern: ſo würde auf dieſe Weiſe manches ſchöne und beglückende Band geknüpft werden.

Tadelt ſie nicht, die Beglückten, die mit dieſem trunkenen Entzücken an einander hangen, für die die Welt nichts als Blumen hat, und die mit einer ſo ſüßen Schwärmerey und einer ſo hohen Begeiſterung der Zukunft entgegen ſehen. Ihre Herzen ſind gewiß rein, ſie wiſſen nicht, was in ihnen vorgeht. Es ſind die Geſchöpfe ihrer Phantaſie, die ihnen vorgaukeln; ſie glauben das im gegenſeitigen Beſitze ihrer Herzen zu haben, was nur in ihrer Einbildung iſt. Aber habt Mitleiden mit ihnen und warnt ſie. Einmal müſſen doch die Hüllen fallen. Einmal wird doch die Wirklichkeit den fröhlichen Spielen der Phantaſie ein Ende machen, und den Betrogenen ihren Himmel zerſtören. Einmal werden ſie doch erfahren, auf welch einen lockern Grund alles gebaut war.

Aber daraus folgere man nicht, daß jene Gefühle für die wahre Liebe zu hoch, und daß ſie immer phantaſtiſch ſeyen. Sie hat auch ihre Wonne und ihr Entzücken, und dieſe ſtrahlen nie heller als in der heitern Lebenszeit, in den Jahren der Jugend. Aber ſie werden bey ihr nicht aus jener unreinen Quelle geſchöpft, nicht durch die Täuſchungen der Einbildungskraft unterhalten. Sie fließen rein und ungetrübt aus der menſchlichen Natur. Sie ſind von großer Wahrheit, die ſich immer mehr erprobt. Sie vergehen nie. Ihr ſchimmernder Glanz mag ſich wohl in etwa verlieren: dafür wird ihr inneres Leben deſto kräftiger.

Wenn indeß auch jene ſchwärmeriſchen Träume und Hoffnungen nie zerſtört würden; wenn die Farben der Phantaſie nie verblichen, und ſie nie ermüdete im Hervorzaubern neuer Geſtalten: ſo könnte daraus wohl eine zärtliche Anhänglichkeit, aber doch keine Liebe entſtehen. Das Bedürfniß ſich einander hinzugeben und zu Einem Daſeyn zu vereinigen muß von der Natur ſelbſt geſchaffen ſeyn, und kann durch keine Täuſchung der Einbildungskraft hervorgebracht werden. Dabey iſt in jenen Träumen und Hoffnungen, da ſie im Grunde vom ſinnlichen Triebe ausgehen, noch viel Selbſtiſches, was ſich mit der Liebe nicht verträgt. Freylich kann ſich nachher wirkliche Liebe dazu geſellen; freylich kann Verwandtſchaft der Gemüther das Band feſter anziehen. Aber theils iſt dies zufällig; theils wird auch dann das idealiſche Weſen der Liebe nicht erreicht.

Nicht ſelten ereignet es ſich auch, daß dasjenige, was Anfangs nichts mehr als bloßer ſinnlicher Trieb war, ſich nachher in etwas Beſſeres verwandelt. Das Gefühl gemeinſchaftlicher Freuden erzeugt auch eine gewiſſe Gemeinſchaft der Gemüther. Man betrachtet einander mit höherm Wohlgefallen, weil man mit einander glücklich war. Erinnerung und Dankbarkeit feſſeln die Herzen. Man kann ſich ſogar eine Zeit lang unentbehrlich werden, und im Umgange mit einander eine Wonne empfinden, die der Liebe gleich kommt. Nur rohe Menſchen wechſeln mit den Gegenſtänden ihrer Luſt, und vergeſſen wieder was ſie liebten. Gebildeten verbiethet das ſchon die Delicateſſe, noch mehr aber die feinern ſympathetiſchen Bedürfniſſe, die in ihnen rege ſind. Unter einem kultivirten Geſchlechte würde die Ehe ſchon geachtet werden, wenn auch keine Liebe wäre, und wenn ſie auch nicht durch bürgerliche Verhältniſſe und durch das Intereſſe der Erziehung nothwendig gemacht würde. Die meiſten Ehen beſtehen durch ein ſolches Nachgefühl ſinnlicher Luſt, die oft im höhern Alter noch aus den Schatten einer weiten Vergangenheit herauf dämmert, und, in Verbindung mit der Macht der Gewohnheit, der gemeinſchaftlichen Schickſale und der gegenſeitigen Hülfe eine ſüße Verbindung zwiſchen den Gemüthern unterhält.

Bleibt indeß dieſe Verbindung ſich ſelbſt überlaſſen, wird ſie durch kein andres Band feſt gehalten: ſo muß ſich doch mit der Zeit ihr Intereſſe verlieren. Das Meiſte thut dabey die Phantaſie; dieſe aber pflegt nur zu ſchnell der nackten Wirklichkeit Platz zu machen. Auch wird man der Träume bald müde, wo man ſich in ein Detail von Geſchäften und Erfahrungen verwickelt ſieht, wie ſie im häuslichen Leben vorfallen, und wo man ſo oft mit ernſten und finſtern Sorgen zu kämpfen hat. Dabey gibt es Colliſionen der gegenſeitigen Selbſtſucht, die weit heftigere Empfindungen erwecken, als die der Delicateſſe und der Dankbarkeit ſind. Daher kommt es, daß von den meiſten Ehen bald nichts weiter übrig iſt als die politiſche Vereinigung.

Sie ſind aber wohl einer längern Dauer fähig. Wenn ſich noch etwas andres zu ihnen geſellt, wie etwa eine ſchöne Form, Reiz für den Sinn oder für die Phantaſie, die freylich bald verblühen, ein angenehmes Weſen, eine geiſtreiche Unterhaltung, ein gebildeter Verſtand, Güte des Herzens, unverkennbares Wohlwollen in der Miene und im Betragen, ein heiteres Gemüth, eine aufgeweckte Einbildungskraft und vorzüglich reine Züge des Geſchlechtscharakters: ſo gehen dieſe Verbindungen mit der Zeit in eine frohe Häuslichkeit über, die aber weit unter der Liebe bleibt. Man behandelt ſich mit großer Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit, opfert viel für einander auf, und hält treu bey einander aus. Aber die volle Hingebung und das herrliche Leben der Liebe ſucht man doch hier vergebens.

Es gibt indeß doch eine Liebe, die bloß ſinnlich iſt, ob ſie gleich mit dem rohen Triebe nichts gemein hat. Es iſt nicht Regung dieſes Triebes, auch nicht Spiel der Phantaſie mit demſelben, wenn die Lippen zum Kuſſe, die Hände zum Drucke ſich ſuchen, und die Arme zum innigen Umſchließen ſich aufthun, wenn das Herz am Herzen zu ſchlagen begehrt. Es iſt unwillkührliches Verlangen der Natur, das ſich auch in unbefleckten Seelen äußert. Wie die Geiſter, ſo ſind auch die Körper für einander geſchaffen, wie jene, ſo erkennen ſich dieſe und ſtreben nach Annäherung. Es iſt das geiſtigſte Leben, was Lippe auf Lippe haucht, wie hier das feinſte Gefühl wohnt. Das Zarte und Feſte ſtreben ſich im Händedruck zu vereinigen. Das glühende Herz will ſich am ſanften beruhigen, das ſanfte am heftigern ſtark werden. Aber unter der Würde des Menſchen und dabey ſehr gefährlich iſt dieſe ſinnliche

Liebe, wenn ſie nicht mit der geiſtigen gepaart geht. In allem Sinnlichen ſoll der Menſch das, damit verknüpfte, Geiſtige ſuchen. Und leicht entbrennt das ſinnliche Verlangen zur gröbern Begierde, wenn es nicht von dem heiligen Geiſte der Unſchuld und Liebe bewacht wird. Nie ſollte der Jüngling dem Mädchen, das er nicht mit voller Seele liebt, die Hand drücken. Nie ſollte das Mädchen ſeine Lippe zum Kuſſe hingeben, wo ſie nicht damit den Bund der Herzen verſiegeln kann.

Allerdings will ſich die geiſtige Liebe auch äußerlich offenbaren. Die Liebe iſt für den ganzen Menſchen. Wo die Geiſter ſich durchdringen, da ſollen ſich Hand und Lippe berühren. Was, an ſich betrachtet, gemein und unrein wäre, wird durch den Geiſt geadelt. Die echte Liebe begründet eine ewige Gemeinſchaft, von der nichts ausgeſchloſſen iſt; ſie muß Ehe werden. Dabey iſt das Aeußere Zeichen des Innern, und alles, was das Innere lebendig bewegt, muß ſich in ſeinem Zeichen ausſprechen. So wird der Kuß Pfand der Einigung, ſo werden die in einander geſchlungenen Hände Bild der unzertrennlich verketteten Gemüther. Wie die Herzen äußerlich an einander ſchlagen: ſo ſind Gedanke, Gefühl, Wunſch und Streben, das ganze Daſeyn innerlich eins. Auch hier iſt die Liebe wechſelſeitiges Geben und Empfangen ins Unendliche. Was dem Geliebten glücklich macht, das gewährt der Liebende gerne. Ihn macht es glücklich, dies gewähren zu können.

6.

Liebe und Eitelkeit.

Liebe und Eitelkeit vertragen ſich nicht mit einander. Wo die Eine iſt, treibt ſie die Andre aus. Das liebende Weib iſt zu hoch geſtimmt, als daß es auf diejenigen Dinge, woran ſich die Eitelkeit ergötzt, einigen Wehrt ſetzen — das eitle Weib iſt zu gemein und zu ſelbſtſüchtig, als daß es ſich, ſo lange es dieſen Götzen huldigt, der Liebe ganz ergeben könnte.

Ob das weibliche Geſchlecht im allgemeinen eitler ſey als das männliche, darüber mag es ſchwer ſeyn, etwas Entſcheidendes zu ſagen, weil die hierhin gehörigen Erfahrungen ſo vielerley Beurtheilungen zulaſſen. So viel iſt aber gewiß, daß Eitelkeit der weiblichen Natur und den weiblichen Verhältniſſen näher liegt, und aus beyden nicht allein leichter zu erklären, ſondern auch leichter zu entſchuldigen iſt, und daß der Mann, um eitel zu werden, den männlichen Charakter in einem hohen Grade verläugnen muß. Nur in Einem Falle kann der Mann eitel ſeyn, ohne jenem Charakter zu nahe zu treten, nähmlich in Anſehung des Beyfalles, der ihm wegen ſeiner Talente und ſeines Wirkens gezollt wird. In jedem andern macht Eitelkeit den Mann verächtlich, und zur Liebe ganz unfähig.

Das Weib ſoll für andre leben, Ergebung iſt ſeine Beſtimmung; darum kann ihm ſelbſt das ängſtliche Beſtreben Aufmerkſamkeit zu erregen nicht verargt werden. Es bewegt ſich in einem kleinen Kreiſe, und beſchäftigt ſich mit kleinen Gedanken; darum kann man es ihm nicht verdenken, wenn es auch durch Kleinigkeiten zu gefallen ſucht. Es dringt überall nicht ſo tief ein, und urtheilt nicht nach ſo ſtrengen und beſtimmten Grundſätzen; darum muß man es nicht ſo ſehr tadeln, wenn es ſich oft mit dem ſchönen Scheine begnügt, und die Zeichen des Wehrtes mit dem Wehrte ſelbſt verwechſelt. Nur wenn die Liebe kommt, muß die Eitelkeit weichen. Der Mann ſoll in ſich ſelbſt gegründet ſeyn, nach Großem trachten, und in einer weiten Sphäre wirken. Er muß richtig unterſcheiden, und ſich durch gediegenen Wehrt geltend machen. Er darf wohl ehrgeitzig ſeyn, um das Gefühl ſeiner Vollkommenheit, durch die fremde Anerkennung derſelben, zu beleben, und ſich für das, was er zu thun hat, größere

Macht zu verſchaffen. Er trachte nach Anſehen. Will er aber bloß gefallen, iſt es ihm wohl gar mehr um die Zeichen des Wehrtes als um dieſen Wehrt ſelbſt zu thun: ſo kann er nicht verhüthen, daß man nicht allgemein von ihm denke, es fehle ihm nicht allein an allem Gehalte, ſondern noch dazu an Verſtand.

Was ſollte auch ein Weib, das nur halb vernünftig iſt, an dem luſtigen Weſen zu lieben finden, deſſen ganze Seele im Anzuge ſitzt, und höchſtens noch eine Spur von ſich über Sprache und Bewegung verbreitet!

Das eitle Weib will gefallen, weiter nichts. Zuweilen lauert wohl im Hinterhalte die ſinnliche Luſt oder der Wunſch unter die Haube zu kommen. Aber das iſt doch das Seltenere. Gewöhnlich iſt das Gefallen ſelbſt Zweck. Deßwegen iſt es ihm auch einerley, wodurch es dies erlangt, und worin der Beyfall, der ihm gezollt wird, ſeinen Grund hat. Was am meiſten blendet, mit der herrſchenden Meynung am meiſten übereinſtimmt, und am allgemeinſten bewundert wird, iſt ihm das Zuträglichſte; mag es dies dem Scheine oder dem Vorurtheile zu verdanken haben, darum bekümmert es ſich nicht. Mögen andre über dieſe Dinge denken, wie ſie wollen, wenn ſie nur eine gewiſſe äuſſere Aufmerkſamkeit zeigen, die ſie doch nicht wohl verſagen können.

Das liebende Weib will auch gefallen, aber damit es geliebt werde. Das Gefallen iſt ihm an ſich gleichgültig; es betrachtet es nur als Mittel, ſich den Weg zum Herzen des Geliebten zu bahnen und ihn zu beglücken. Es würde ſehr elend ſeyn, wenn es nur gefiele, und wenn der Geliebte mit ſeinem Beyfalle ſich nicht zugleich ſelbſt gäbe. Darum iſt es ihm auch nicht gleichgültig, auf welche Art und durch welche Eigenſchaften es gefällt. Es muß dies ſolchen Eigenſchaften verdanken, die einen ſittlichen und echt weiblichen Wehrt haben.

Dem eiteln Weibe kann es ſchmeicheln, das Herz eines andern zu beſitzen, aber bloß, weil es darin eine Eroberung gemacht hat, weil ſeiner Eitelkeit darin ein Opfer gebracht wurde — nicht weil es dieſe Empfindung zu erwiedern wünſcht, und ſich darin glücklich findet. Die Liebe des gewonnenen Herzens ſoll ihm bey andern helfen, nicht bey dieſem ſelbſt. Es will ſich und der Welt darin gefallen, nicht darin wonnevoll mit dem Geliebten leben. Nur eine plötzlich erwachte beßre Empfindung wird es länger an dieſen Gegenſtand feſſeln. In der Regel aber wird es, ſo bald es ſich dieſes verſichert hat, gleich auf neue Eroberungen ausgehen. So zeigt es denn auch wohl eine kurze Zeit das Beſtreben, viel für den vermeinten Geliebten zu thun. Im Grunde iſt dieß indeß nichts andres, als eine Anwandlung von Dankbarkeit für den der Eitelkeit geſtreuten Weihrauch, die nur ſo lange dauert, bis eine neue ſchmeichelhafte Verbindung neue Gefühle und Verpflichtungen erweckt.

Die Eitelkeit ſucht Anbether, und deren kann man nie zu viele haben. Sie will allen gefallen. Es iſt wohl möglich, daß das eitle Geſchöpf endlich auf einen Gegenſtand treffe, der ihm eine dauerhafte Neigung einflößt, die endlich Liebe werden kann; aber es geſchieht ſelten. Und in den meiſten Fällen der Art möchte dieſe Neigung wohl nichts als eine gemeinſchaftliche Wirkung der Phantaſie und der Sinnlichkeit ſeyn. Die Liebe will nur Einem gefallen; aber dieſem ganz und ungetheilt. Das liebende Weib thut deßwegen auch nicht groß damit, daß es geliebt wird, nicht einmal gegen Perſonen ſeines eignen Geſchlechtes. Ihm genügt es, glücklich zu ſeyn, und glücklich zu machen. Es lebt für den Einzigen; was kümmert andre ihr Verhältniß! Es würde ſchon nicht mehr rein lieben, wenn die Meynung andrer, daß es geliebt werde, ſeinem Glücke den geringſten Zuſatz geben könnte. Dieſes Glück iſt ſeine Welt, außer ihm iſt nichts für es da. Es iſt ein Geheimniß, das tief im Herzen verborgen bleibt, weil es hier am ſicherſten verwahrt iſt, und am innigſten genoſſen wird — und das höchſtens die vertrauteſte Freundſchaft erfährt. Wohl aber darf das liebende Weib ſtolz ſeyn auf den wahren Ruhm und das echte Verdienſt des Geliebten. Das iſt ja etwas, das zu ihrem verbündeten Daſeyn gehört; darin will es ſich ja nicht gegen den Geliebten behaupten, und über ihn erheben; ſondern ſich nur an ihm aufrichten. Darin will es nicht andern bedeutend werden, ſondern ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen und den Geliebten beglücken.

Widerlicheres aber gibt es kaum, als wenn der Mann unter dem weiblichen Geſchlechte Eroberungen zu machen ſucht oder mit dieſen Eroberungen prahlt. Zu Eroberungen iſt ihm ein ganz andres Feld angewieſen. Welch ein Sieg, ein ſchwaches, leicht verblendetes und bethörtes Herz gefeſſelt zu haben!

Die Eitelkeit ſucht das Ihrige, die Liebe aber das, was des andern iſt. Dies unterſcheidet beyde unverkennbar, wo ihre Wirkungen zuweilen in einander laufen. Jener ſieht man es an, daß ſie in ihrer Geſellſchaft nur bedeutend werden, und die Macht ihrer Reitze zeigen will. Hat ſie nur geſiegt, ſo iſt ihr das Schickſal des Beſiegten gleichgültig; ſie nimmt nur in ſo fern Theil daran, als es nöthig iſt, um ihren Triumph fortzuſetzen. In dem Beſtreben, ihren Gegenſtand zu feſſeln, ſchont ſie ſeiner auf keine Weiſe. Bald ſucht ſie Eiferſucht in ihm zu erwecken;

bald quält ſie ihn mit ihren Launen; bald bringt ſie abſichtliche Mißverſtändniſſe in das gegenſeitige Verhältniß; bald legt ſie ihm Entbehrungen auf, oder ſchreckt ihn durch Kälte und eine finſtre Miene zurück, um ihn deſto lüſterner zu machen; bald kränkt ſie ihn durch die empfindlichſten Demüthigungen, weil ſie ihm damit Ehrfurcht einzuſtößen meynt; bald fordert ſie von ihm Dienſte, die er, ohne große Aufopferung — bald Gefälligkeiten, die er, ohne ſich ſelbſt zu erniedrigen, nicht leiſten kann. Sie erwartet davon keinen andern Genuß als den, einen unterthänigen Sclaven zu ihren Füßen zu ſehen. Wie wenig Ehre es bringe, über charakterloſe Menſchen zu herrſchen, davon haben ſolche Geſchöpfe keinen Begriff.

Das wahrhaft liebende Weib weiß von dem allem nichts. Alles, was es thut geſchieht für den Geliebten. Es will nichts gelten als nur bey ihm — und bey ihm nur darum, damit er in der Liebe glücklicher ſey. Am wenigſten denkt es daran, auf irgend eine Weiſe zu herrſchen, ihm etwas anzuſinnen, oder ihm irgend auf eine Probe zu ſtellen. Die Liebe iſt voll Vertrauen. Sie nimmt nur Aufopferungen von ihm an, weil es ihm Freude macht, ſie ihr darzubringen. In der ſüßen Selbſtvergeſſenheit ihres Wonnegefühls ſtrebt ſie nach dem Einen, ſich unbefangen und wahr auszudrücken. Sie würde nicht mehr Liebe ſeyn, wenn ſie etwas Erkünſteltes oder mühſam Erſonnenes annehmen könnte. Sie würde den Geliebten verabſcheuen, den die Liebe zu einer knechtiſchen Denkart und zu einer ſchimpflichen Selbſterniedrigung fähig machte. Sie reſignirt auf alles, nur nicht auf das Herz des Geliebten. Keine Forderung an ihn zu haben, alle Anſprüche für ihn aufzugeben, das iſt ihre höchſte Luſt.

Sehr verſchieden ſind auch Liebe und Eitelkeit in den Mitteln, wodurch ſie gefallen wollen.

Die Eitelkeit will es durch Schönheit, Zierlichkeit des Betragens, Eigenheiten im Sprechen und Handeln, durch Putz und äußern Schimmer. Sie ſieht dabey nicht auf dasjenige, was dem gebildeten Geſchmacke gefällt, ſondern auf das, was den Beyfall der Menge für ſich hat. Nicht auf das, was durch ſeine Anmuth der Weiblichkeit angemeſſen iſt, und dieſe hebt oder ſchmückt, ſondern entweder auf das, was die Mode mitbringt, oder auf das, was am meiſten hervorſticht, oder das eigne Talent bewundern läßt. Hält ſie ja noch dafür, daß man auch durch geiſtige Eigenſchaften glänzen könne: ſo ſind es ſüffiſante Urtheile, ſentimentale oder gelehrte Floskeln, von denen ihr Mund unaufhörlich überſtrömt; ſo iſt es eine ganz verſchrobene Art zu denken und zu empfinden, wodurch ſie ſich am vortheilhafteſten auszuzeichnen, und ihre Bildung am treffendſten zu beurkunden meynt. Kurz das ganze Weſen des eiteln Weibes iſt ſo, daß ſich nur Thoren und Neulinge davon beſtricken laſſen. Der Mann von richtigem und feinem Gefühl braucht es nur zu ſehen und ſprechen zu hören, um auf immer von ihm zurückgeſtoßen zu werden.

Wie ganz anders iſt es mit dem liebenden Weibe! Es gefällt auch durch Schönheit. Aber es ſetzt darauf wenig Werth. Es weiß zu gut, wie wenig das noch zu dem ſey, was ihm über alles geht; es weiß, daß es durch ſein Herz gefallen, durch ſein ganzes Daſeyn anziehen müſſe, um Liebe zu erwecken. Es ſucht ſeine Schönheit zu erhalten, weil es dadurch dem Geliebten intereſſanter wird. Aber weit mehr Sorgfalt wendet es auf die Kultur ſeines Herzens; weit mehr bemüht es ſich, ihr durch echt weibliche und ſittliche Grazie jenen mächtigen Zauber zu geben, der die erbärmlichen Zierereyen der Eitelkeit ſo weit hinter ſich zurück läßt. Am wenigſten dünkt es ſich etwas auf ſeine Schönheit; es ſcheint ſelbſt die Gewalt ſeiner Schönheit nicht einmal zu kennen.

Es ſchmückt ſich auch für den Geliebten; aber nicht, um ihn dadurch zu gewinnen, er wäre ſeiner Liebe nicht werth, wenn er dadurch könnte gewonnen werden; ſondern um ihm in allem angenehm zu ſeyn. Sein Schmuck iſt einfach, wie ſein Herz; auch in ihm gibt ſich die Anmuth ſeines ganzen Weſens zu erkennen. Es zeichnet ſich mehr durch Reinlichkeit als durch Koſtbarkeit aus. Eine Blume am Buſen oder im Haar hat für den Geliebten mehr Wehrt als das edelſte Geſchmeide.

Für ſeine Sprache und ſeine Bewegungen kennt es keine Regel. Sie ſind natürlich, und allen Reitz, den ſie empfangen können, gibt ihnen die Liebe und die weibliche Holdſeligkeit. Am weiteſten bleibt es von dem Eigenſinne der Mode, der Prätenſion und Laune entfernt.

Die Liebe lehrt es, ſeinen Geiſt ausbilden, und ihn mit allem, was dieſen ſchmücken, und das liebende Verhältniß verſchönern kann, bereichern. Aber es will weder gelehrt noch witzig ſeyn, ſondern nur das Wahre, Schöne und Gute tief empfinden, um es lebendig mitzutheilen, und überall anzuwenden. Ein heller Blick, ein ſicherer Geſchmack, ein reines und kräftiges Gefühl, ſind es allein, was es in allem ſeinem Beobachten, Denken und Leſen beabſichtigt.

Die Eitelkeit will mit ihren wirklichen oder vermeynten Vorzügen glänzen. Ueberall merkt man ihr das Beſtreben an, ſie ſichtbar zu machen. Dies bringt in die herrlichſte Natur etwas Aengſtliches, Künſtliches und Geſchrobenes, was ſie dem feinern Gefühle widerlich macht. Die Liebe zeigt ſich überall, wie ſie iſt. Sie hat ſo wenig etwas zu verbergen als hervorzuheben. In ihrer holden Unbefangenheit entfaltet ſie ihre Vorzüge am ſchönſten und rührendſten. Doch ſie entfaltet ſie ſelbſt nicht; zufällige Umſtände und Veranlaſſungen ſind es, die ſie ans Licht ziehen. Sie gibt ſich dem Geliebten hin, und inniger Genuß iſt für ſie das frohe Erſtaunen, worin ihn die tägliche Entdeckung neuer trefflicher Eigenſchaften verſetzt. Flüchtig gehen die Blicke des eiteln Weibes umher, und wenn ſie bey einem Gegenſtande verweilen, ſo ſcheinen ſie immer fordern zu wollen. Sanft ruht das beſcheidene Auge des liebenden Weibes auf dem Geliebten, und in ihm liegt das ſtille Geſtändniß: ich bin alles durch dich, und der Wunſch: möchte ich dich nur recht glücklich machen können!

In den Anfang der Liebe mag ſich wohl immer einige Eitelkeit miſchen. Wohl mag es den Jüngling, der, ohne viel Zutrauen zu ſich ſelbſt, in die Welt trat, freuen, der Aufmerkſamkeit eines Mädchens würdig befunden zu ſeyn, das, von der ſüßen Glorie der Schönheit und Anmuth umſchimmert, die Bewunderung ſeines Kreiſes iſt, und Jung und Alt da entzückt. Wohl mag dieſe Freude ſich in ſeine Liebe miſchen, ſie ſtärker und feuriger machen, und ihre Reife beſchleunigen. Wohl mag ſich das Mädchen, ſeiner weiblichen Schwäche ſich bewußt, geſchmeichelt fühlen durch die Liebe des Jünglings, der auf einem herrlichen Schauplatze wirkt, den der Ruhm der Verſtändigen auf ſeiner Laufbahn begleitet, und dem Talent, Geſchicklichkeit, Fleiß und Rechtſchaffenheit, Ehre und Achtung bey der Menge verſchaffen. Wohl mag dieſe Empfindung ſeine Anhänglichkeit erhöhen und es zum willigern Hingeben ſtimmen. Iſt denn das nothwendig Eitelkeit? Kann es nicht auch Freude ſeyn, ſeine Wahl gebilligt zu ſehen, und ſich in derſelben nicht geirrt zu haben? — oder Anerkennung des männlichen Charakters und der männlichen Würde? Und wäre es Eitelkeit: ſo iſt ſie doch hier von der verzeihlichen Art — nicht jene gemeine, ſelbſtſüchtige und anſpruchvolle — eine Eitelkeit, die mit dem ſittlichen Gefühl genau verwandt iſt, die der menſchlichen Natur und beſonders dem weiblichen Geſchlechte leicht nachgeſehen werden kann. Indeß muß die Liebe auch das einſt vertilgen, wenn ſie ihren eigenthümlichen Charakter bis zu ſeiner idealiſchen Reinheit entwickeln ſoll.

Nie darf aber die Liebe davon allein ausgehen. Das Mädchen, das in der Aufmerkſamkeit und dem Geſtändniſſe des Jünglings nichts als eine ſchmeichelhafte Auszeichnung findet, und ihm dafür wohl will wird ſeine Gunſt bald einem andern ſchenken, von dem es noch ſchmeichelhafter ausgezeichnet wird. Schon im erſten Entſtehen muß die Liebe ihre edlere Natur offenbaren.

7.

Liebe und Einbildungskraft.

Die Liebe iſt eine romantiſche Stimmung, und entſteht nicht ohne Mitwirkung der Einbildungskraft. Menſchen, denen es hieran fehlt, ſind zu jener wenig geeignet. Je reger, lebhafter und blühender die Einbildungskraft iſt; deſto höher iſt auch die Empfänglichkeit für Liebe.

Das Bedürfniß der Liebe wird nicht immer erſt durch den Gegenſtand derſelben geweckt; gewöhnlich iſt es früher da, und reizt uns, das Weſen zu ſuchen, in dem es ſeine Befriedigung findet. In der Ergebung wird eine lange genährte Sehnſucht erfüllt —; eine Sehnſucht, die das Herz ſchon vielfach beſchäftigt, in manchen ſüßen Traum gewiegt, und es mit manchem ſchönen Bilde erfreut hat. Lange ſchon trug der Jüngling die Geliebte in ſeinem Innern, ehe ſie ihm in der Wirklichkeit begegnete. Lange ſchon hatten ſich die holden Züge des Geliebten im Gemüthe des Mädchens entfaltet, ehe ſein Blick ihn erwählte. Wer erkennt hier nicht das vereinte Spiel der Phantaſie und des Herzens? Wie würde dieſes ohne jene ſich nur von ferne verſtehen? Wie würde ſein Verlangen eine beſtimmte Richtung nehmen, wenn ihm nicht die Einbildungskraft den Gegenſtand anwieſe, der in der Wirklichkeit noch immer geſucht wird? Wie würde ihm dieſes Verlangen ſo reichen Genuß gewähren, wenn ſich nicht die Einbildungskraft ſeiner annähme, und es mit ihren Blumen und Farben ſchmückte? Woher das, wenn gleich noch unbeſtimmte und ſchwankende Bild in der Seele, wenn es nicht die Einbildungskraft hervorgezaubert hat? Selbſt die Täuſchungen des liebenden Herzens ſetzen eine Ausbildung des Verlangens voraus, die allein von der Einbildungskraft herrühren kann. Freylich iſt die Liebe Bedürfniß des Herzens, aber ein Bedürfniß, das ohne Antheil der Einbildungskraft nie zur Sprache kommen würde.

Es gibt zwey Stimmungen der Seele, in welchen die Liebe allein gedeihen kann: Fröhlichkeit und Wehmuth. Beyde ſind das Werk der Phantaſie, und von beyden wird die Phantaſie beflügelt. Ernſt und Kummer laſſen die Liebe eben ſo wenig aufkommen, als die laute ſinnliche Freude; aus keinem andern Grunde, als weil ſie zu ſehr an das Wirkliche fetten, den Sinnen und dem Verſtande zu viel, der Einbildungskraft zu wenig Nahrung geben.

Zur Liebe gehört eine idealiſche Richtung des Geiſtes, Empfänglichkeit für Gedanken, Beſchäftigungen und Genüſſe, die nicht in das Gebieth des Irrdiſchen fallen. Darum gilt den Menſchen, die hierzu nicht aufgelegt ſind, alle Liebe, die ſich von dem gröbern Triebe unterſcheiden will, für eitel Schwärmerey. Das Idealiſche aber, wenn es gleich in der menſchlichen Natur einen tiefen und feſten Grund hat, empfängt ſein Leben und ſeine Bekleidung von der Phantaſie. Für Gedanken, Beſchäftigungen und Genüſſe, die nicht in das Gebieth des Irrdiſchen fallen, hat man nur ſo viel Sinn als die Lebhaftigkeit und der Reichthum der Phantaſie geſtatten. Darum iſt auch die Zeit, wo ſich die Phantaſie am ſtärkſten regt, und der Seele die kräftigſten und reitzendſten Bilder vorführt, die Blüthenzeit der Liebe. Zärtlicher, dauerhafter, beglückender wird ſie wohl ſpäterhin, aber feuriger, muthiger, ſehnſuchtsvoller und mehr in ihr Entzücken verloren iſt ſie nie als da, wo ſich die ganze Fülle einer jugendlichen Einbildungskraft in ſie ergießt.

Die Eigenſchaften, welche Liebe erwecken, ſind geiſtig. Der Sinn vernimmt bloß ihre Erſcheinungen und ihre Zeichen. Sie ſelbſt können nur von der Einbildungskraft gefaßt, und für die Empfindung des

Herzens dargeſtellt werden. Das Auge haftet am Aeuſſern, das Innere, was die Gemüther verknüpft, wird von ihm nicht einmal geahndet, viel weniger verſtanden. Die Gewalt der Liebe wohnt im Unſichtbaren, und fordert ein andres Organ als dasjenige iſt, durch welches das Sichtbare zu uns redet. Selbſt der ſinnliche Reitz und die Grazie können nicht einmal ohne die Phantaſie wirken; wie viel weniger dann die ſittlichen Eigenſchaften der Geſchlechtscharaktere, die den Bund der Liebe ſchließen! Durch Hülfe der Phantaſie wird dir, in jener anmuthsvollen Geſtalt, in jener zarten Bewegung und in jener lieblichen Sprache, das ſanfte, milde, wohlwollende und geiſtreiche Weſen kund gethan, das dich zum Vollgenuſſe deines menſchlichen Daſeyns führt.

Die Phantaſie leiht der Liebe die tauſendfachen Formen, in welchen ſie, ewig dieſelbe, und doch immer neu, das Gemüth erfreut, und das Schönſte des Lebens, in unerſchöpflicher Mannichfaltigkeit, entwickelt. Die verſchiedenen Arten, wie die Liebe ſich ausdrückt und mittheilt, die ſo viel zu ihrer Erhöhung und Belebung beytragen, ſind die Schöpfungen einer vom Herzen begeiſterten Phantaſie. Was die Liebenden ſich ſchon unzählige Mal geſagt haben, ſagen ſie ſich immer wieder mit andern Worten, und es iſt ihnen, als ob ſie immer etwas neues hörten, das ihre

Herzen ſtärker anziehen müßte. Was ſie ſchon unzählige Mal für einander thaten, thun ſie immer wieder auf eine andre Weiſe für einander, und ſehen darin eine neue Beſtätigung ihrer Liebe.

Die Liebe iſt nie vollendet. Mit dem Genuſſe iſt ſtäts Ahndung, Sehnſucht und Streben gepaart. Ihre Außſichten verlieren ſich in das Unendliche. So viel ſie auch erfahren und genoſſen hat, ſo oft ſie auch glaubte, es ſey keine höhere Glückſeligkeit möglich: ſo hört ſie doch nicht auf zu hoffen, und die Zukunft mit neuen Träumen zu erfüllen. So viel ſie auch dem Geliebten gewährte: ſie will ihm immer noch mehr gewähren. Was noch nie da war, wird geſucht; was noch nie empfunden wurde, wird erwartet. Woher dieſes Ahnden, Sehnen und Streben, wenn nicht von der Einbildungskraft?

Die Einbildungskraft iſt es, welche das Bild des Geliebten in der Abweſenheit bewahrt. Sie iſt es, welche die Einſamkeit mit ſüßen Erinnerungen, mit Sorgen und Wünſchen für den Geliebten erfüllt. Sie iſt es, welche ſich mit dem Geliebten, wenn er entfernt iſt, unterhält, reitzende Situationen mahlt, angenehme Plane entwirft, die intereſſanten Eigenſchaften des Geliebten vergegenwärtigt, und das Herz in die sanfteſten Empfindungen wiegt; die dadurch der Liebe eine immerwährende Dauer und ein immer friſches Leben ſichert, und dem Einverſtändniſſe eine Innigkeit gibt, die es ohne das nicht haben würde. Nähme ſich die Einbildungskraft der verlaſſenen Liebe nicht an: ſo würde ſie doch vielleicht eine zu lange Trennung nicht überleben. Dies kann ihr indeß keineswegs zum Vorwurfe gereichen; da dieſe genaue Verwebung mit der Einbildungskraft weſentlich zu ihrer Natur gehört, und dieſes Vermögen des menſchlichen Geiſtes, um ſeines weit verbreiteten und wohlthätigen Einfluſſes in alle menſchlichen Angelegenheiten willen, mehr geſchätzt zu werden verdient als gewöhnlich geſchieht.

Die Einbildungskraft gehört ſelbſt mit unter diejenigen Eigenſchaften, welche Liebe erwecken. Die Einbildungskraft muß in der männlichen Natur das Feuer entzünden, und in der weiblichen die Sanftheit beleben, die ſich liebend ſuchen, und an einander anzuſchließen wünſchen. Ohne Einbildungskraft bleibt dem Manne nichts als der rechnende Verſtand — und dem Weibe nichts als phlegmatiſche Ruhe von den Eigenthümlichkeiten der Geſchlechtscharaktere übrig. Beydes aber erweckt keine Liebe. Das *Geiſtreiche*, was im *männlichen Tiefſinne* und im *weiblichen Zartgefühle* der Liebe ſo günſtig iſt, wird größten Theils von der Einbildungskraft hervorgebracht. Durch eine blühende Phantaſie macht das Weib ſchon ein bedeutendes Glück beym männlichen Geſchlechte. Leicht vereinigen ſich mit ihr auch andre weibliche Vorzüge, die den Eindruck verſtärken. So iſt auch, auf der andern Seite, eine ſtarke und kühne Einbildungskraft für den Mann eine nicht geringe Empfehlung beym weiblichen Geſchlechte.

Wenn die Dauer der Liebe im Herzen gegründet iſt: ſo hängt die Stärke derſelben von der Einbildungskraft ab. Die Stärke der Liebe zeigt ſich in dem Muthe, welchen ſie einflößt, in den Gefahren, denen ſie ſich ausſetzt, in den Aufopferungen, die ſie unternimmt, in den Anſtrengungen, wozu ſie begeiſtert, in den Leiden, die ſie für den Geliebten unternimmt. Wenige Leidenſchaften ſetzen uns dadurch ſo in Erſtaunen, wie die Liebe. Der Ehrgeitz wagt das nicht, und leiſtet das nicht, was die Liebe wagt und leiſtet. Und vielleicht gibt es keine, die die Furchtſamkeit ſo in Heldenkühnheit verwandelt, die Schwäche ſo zur Kraft ſtählt, die Weichlichkeit ſo zur Seelenſtärke erhebt, wie die Liebe.

Aber ſie muß auch Leidenſchaft ſeyn, um dies zu vermögen. Die Zärtlichkeit leiſtet zwar viel, aber mehr im Ausdauern als im Vollbringen. Sie muß, ſelbſt wenn ſie ſchon herrſchende Stimmung geworden iſt, ſich wieder zur Leidenſchaft entflammen, wo etwas

Ungewöhnliches gethan werden ſoll. Das entehrt ſie eben ſo wenig, als es die Tugend entehrt; wenn ſie den Enthuſiasmus zu großen Thaten aufbiethen muß. Bey beyden verräth es ſchon eine edle Natur, daß ſie einen ſo reinen und dabey doch ſo mächtigen Enthuſiasmus erwecken können. Soll aber die Liebe zur Leidenſchaft ſteigen: ſo muß die Einbildungskraft ſie in Bewegung ſetzen. Ihr allmächtiger Zauber, der Reichthum der rührenden und entzuckenden Bilder, die ſie in Einem Nun hervorruft, iſt es, was die Seele anregt. Die ſchönſte Wirklichkeit kann das nicht in Einen Augenblick zuſammen drängen, was die Einbildungskraft in ihm zuſammenfaßt.

Freylich darf die Liebe nicht immer Leidenſchaft ſeyn. Zärtliche Anhänglichkeit iſt der Zuſtand, in welchem ſie ſich am beſten gefällt, und der ihrer Dauer, wie ihrem Glücke, am zuträglichſten iſt. Die Leidenſchaft zerſtört entweder ihren Gegenſtand, oder ſie verzehrt ſich ſelbſt. Aber jede echte Liebe iſt einmal Leidenſchaft geweſen, und jede muß ſich, von Zeit zu Zeit, in leidenſchaftlichen Aeußerungen zeigen, wenn es auch nur wäre, um ſich ſelbſt genug zu thun.

Selbſt da, wo nichts als jene zärtliche Anhänglichkeit von der Liebe verlangt wird, muß die Einbildungskraft ihr zu Hülfe kommen, damit ſie immer intereſſant bleibe, und ihre angelegentlichſten Wünſche erfüllen könne. Sie will den Geliebten erfreuen; das iſt ihre wichtigſte Angelegenheit. Sie will Reiz und Abwechſelung in das Leben bringen, und den Geliebten mit immer neuen Schöpfungen umgeben. Wie kann ſie das, wenn nicht eine zarte und dichteriſche Einbildungskraft ihr zur Seite geht? Welche Mannichfaltigkeit und welche Fülle beſeelt nicht alle Mittheilungen der Liebe? Wie ſind ihre Aeußerungen und ihre Gaben nicht immer anders, und doch immer gleich wohlthuend und herzgewinnend? Wie vieles weiß ſie zu erſinnen und zu geſtalten, wie viel Eigenes in das Gewöhnlichſte, wie viel Herrliches in das Gemeinſte zu verweben? Welche Farben ſchimmern in den Kränzen, die ſie windet? Welche Düfte verbreiten die Blumen, die unter ihrer Pflege aufwachſen? Wie reich iſt jeder Tag der Liebe an ungekannter Glückſeligkeit? Das iſt nur dann möglich, wenn ihr ein ſo unerſchöpfliches Vermögen, als die Einbildungskraft iſt, zu Gebothe ſteht?

Doch die Liebe ſelbſt würde die Einbildungskraft wecken, wenn ſie nicht ſchon rege wäre. Werden doch die kälteſten Gemüther warm, wenn ſich die Liebe ihrer bemächtigt. Scheint doch ein dichteriſches Weſen die Köpfe, die ſonſt nur zum Rechnen geboren ſind, anzuwehen, wenn die Liebe ſie begeiſtert. Sprechen doch die proſaiſchſten Menſchen in Bildern und

Reimen, wenn ſie eine Angebethete beſiegen oder ihr ihre Huldigung darbringen wollen. Scheint doch dem Liebenden die ganze Natur von einem poetiſchen Geiſte belebt zu ſeyn, und weiß er doch allem ein eignes Intereſſe für ſeine Leidenſchaft zu geben. Welche Lieder ſind ſchöner als die, welche die Liebe ſingt? Wo jubeln die Töne der Freude lauter und reiner, wo klagt die Wehmuth rührender und weicher als in der Liebe?

Im Herzen muß gleichwohl die Liebe beginnen und gebildet werden. Wo das Herz nicht die Einbildungskraft anregt, da entſteht keine Liebe. Die Einbildungskraft kann für ſich allein nicht mehr als ein täuſchendes Bild derſelben hervorbringen, das ſich bald in ſein Nichts wieder auflöst.

Bey vielen, welche die Liebe trunken gemacht zu haben ſcheint, mag es wohl der Fall ſeyn, daß ſie für Liebe nehmen, was im Grunde Rauſch der Phantaſie iſt. Von einer ſchönen Geſtalt, einem gefälligen Weſen und vorzüglich von einem gewiſſen ſinnlichen Reitze befeuert, vermiſcht ſie die Züge, die ſie vorfindet, mit ſolchen, die ſie aus ihrem eignen Vorrathe nimmt, bildet daraus ein idealiſches Ganzes, das ſie auf die Wirklichkeit überträgt, und zuletzt mit dieſer verwechſelt. So ſteht dann ein Geſchöpf da, ausgerüſtet mit allen Vorzügen, die ihm die Liebe des Individuums, welches nur nicht merkt, daß es darin ſein eignes luſtiges Werk liebe, erwerben können. Nichts iſt natürlicher, als daß ſich dieſe Täuſchung auch des Herzens bemächtigt, das ſich ohnehin ſo gern täuſchen läßt. Geprieſen, angebethet und immer herrlicher ausgemahlt, immer höher gehoben bis zur Klarheit und Vollendung des Ideals wird das Weſen, das nirgends exiſtirt. Das Gemüth verliert ſich immer tiefer in den Rauſch des Entzückens.

Aber ſchlimm iſt dabey, daß ein ſolches Verhältniß faſt allein einen geiſtigen Umgang geſtattet, daß der Betrug ſich immer mehr enthüllen muß, je näher man ſich in der Wirklichkeit kommt, und je beſſer man ſich kennen lernt. Nur zu oft zeigt es ſich da, daß die Gemüther, die ſo viel von einander träumten, gar nicht zu einander paſſen, oder ſich wohl gar feindlich zurück ſtoßen. Die Einbildungskraft kann ſich des Herzens eine Zeit lang bemächtigen, aber ſie kann ihm keine dauerhafte Richtung geben.

Dies iſt der gewöhnliche Urſprung *der ſchwärmeriſchen Liebe*. In den meiſten Fällen iſt ſie allein von der Phantaſie eingegeben, und läßt, wenn dieſe ihr Spiel nicht weiter fortſetzen kann, nicht einmal eine Spur von liebender Empfindung zurück.

Sie kann indeß auch aus echter Liebe des Herzens entſtehen, wenn man dabey der Einbildungskraft zu viel Einfluß geſtattet. Die echte Liebe hat ihre erſte Quelle in dem, freylich meiſt nur dunkel empfundenen Bedürfniſſe, ſich an ein verwandtes Weſen anzuſchließen; — einem Bedürfniſſe, das immer in der Natur gegründet iſt, aber oft erſt durch den Gegenſtand, der ihm entſpricht, in ſeiner ganzen Lebendigkeit, aufgeweckt wird. Im erſten Entzücken des Findens und in der fernern Wonne der zärtlichen Anhänglichkeit und des wechſelſeitigen Beglückens wird die Phantaſie in eine, der herrſchenden Stimmung angemeſſene Thätigkeit gebracht. Sie biethet ihr ganzes Vermögen auf, um den Geliebten mit allen Vorzügen auszuſtatten, die jene Wonne rechtfertigen und erhöhen können. Das Sinnliche wird vergeiſtigt, das Schöne idealiſirt, das Beſchränkte erweitert und in Freyheit geſetzt. Mängel werden bedeckt und vortheilhafte Eigenſchaften hinzugedichtet. So wird ein Weſen gebildet, das, wenn es irgendwo vorhanden wäre, nicht geliebt, ſondern angebethet werden müßte.

Deſſen iſt man ſich auch wohl bewußt. So idealiſch als der Geliebte iſt, ſoll auch die Empfindung und das ganze Verhältniß ſeyn. Irrdiſche Annäherung würde ein ſo reines Bündniß beflecken. Hier ſchickt ſich nur geiſtige Berührung. Ohne Organ ſollen, in wunderbarer Sympathie, die Gedanken und Empfindungen vom Einen zum andern gehen. Im unſichtbaren aber wirklichen phyſiſchen Ineinanderſchließen der Herzen ſoll ſich das Schöne zum Schönen, das Vortreffliche zum Vortrefflichen geſellen, und ſich durch gegenſeitiges Einwirken noch immer mehr läutern und zu höherer Vollkommenheit erheben.

Es iſt einleuchtend, daß durch dieſe romanhafte Stimmung das Herz eine ganz verkehrte Richtung bekömmt, daß das wahre Weſen der Liebe darin verunſtaltet — und der echte Genuß, wie das ſchöne Thun und das freudige Streben derſelben, zuletzt ganz unmöglich gemacht wird. Alles Ueberſpannte vernichtet ſich mit der Zeit, und dann iſt es ſchwer, zu der Natur zurückzukehren, die man verlaſſen hat, und deren ſanfte Regungen durch das exaltirte Weſen ganz verdrängt worden ſind.

Dem jugendlichen Alter hält man dieſe Schwärmerey zu Gute; weil hier mit der Lähmung der Phantaſie ſo mancher edle Keim erſtickt, und ſo manche herrliche Triebfeder unwirkſam gemacht würde. Aber ſie darf auch hier nicht zu lange dauern, wenn ſie nicht für das ganze Leben Verſchrobenheit des Kopfes und des Herzens hervorbringen ſoll. Unterhält man ſie nur nicht gefliſſentlich: ſo wird der natürliche Gang der menſchlichen Dinge ſie ſchon von ſelbſt heilen, und das Verhältniß, worin die Liebe zuletzt führt, ſie zur beſonnenen, aber doch herzlichen und dauerhaften Zärtlichkeit herabſtimmen.

Auch eine zu feurige Einbildungskraft iſt der Liebe nachtheilig. Sie theilt ihre Gluth nur zu leicht der Sinnlichkeit mit, verwandelt das, was Anfangs ſchöne menſchliche Empfindung war, in rohen Affect, und verwüſtet die Natur durch dasjenige, was ſie veredeln ſollte. Wo dies nicht geſchieht, da ſinkt ſie bald in erſtarrende Kälte, erfüllt das Herz mit Gleichgültigkeit und Ueberdruß, und raubt ihm die natürlichen Anlagen zur Liebe. Es ſind die unglücklichſten Menſchen, denen das erloſchene Feuer der frühern Jahre das Leben zum Ekel gemacht hat.

8.

Liebe und Tugend.

Es iſt ſchon angedeutet worden, daß ſich zwiſchen Liebe und Tugend eine gewiſſe Verwandtſchaft zeige. Beyde ſind von dem Bedürfniſſe der Harmonie beſeelt; beyde ſind in dem edlern Theile der menſchlichen Natur gegründet; beyde erwecken reine Freude. Die Tugend iſt das Göttliche, die Liebe das Menſchliche im Menſchen. In ihrer Vereinigung wird ein genügendes Daſeyn verlebt.

Die Liebe erzieht zur Tugend; aber ſie ſetzt auch einen gewiſſen Grad derſelben voraus. Die Tugend wird durch die Liebe ſanfter, freundlicher und reicher in ſchönen Handlungen. Aber in einem Herzen, das noch nicht durch den Geiſt der Tugend geregelt und gemildert iſt, wird nie Liebe entſtehen. Die Liebe bildet und gewöhnt zur Uneigennützigkeit; aber wo die Begierde noch ihre volle Gewalt hat, finden die zarten

Regungen der Liebe keinen Raum; ihre leiſen Laute werden unter den tobenden Ausbrüchen der Leidenſchaft nicht vernommen.

Die Umſtände, unter welchen die Menſchen aufwachſen, und die Eindrücke, welche ſie empfangen, leiſten größten Theils der Sinnlichkeit zu viel Vorſchub, und verſtärken die Triebe derſelben zu ſehr, als daß nicht die liebenden Neigungen von ihr entweder ganz verſchlungen, oder doch verbildet werden ſollten, wenn ihr nicht ein andres Prinzip entgegen-geſetzt wird. Menſchen, welche ganz unter ihrer Herrſchaft ſtehen, kennen die Liebe nicht. Sie kann ihnen nicht mehr ſeyn als körperliche Luſt, und nicht länger dauern als dieſe gereizt wird.

In einem freyen und frohen Herzen will die Liebe wohnen. Darum kann ihr nur die Tugend eine würdige Stäte bereiten. Wenige Dinge ſind ihr ſo ſehr zuwider als der Ernſt und die Mühſeligkeit des Lebens, welches diejenigen führen, die in der Schätzung weltlicher Güter keine Gränzen kennen. Der Geiz, die Ehrbegierde und die ſorgenvolle Geſchäftigkeit, verengen das Gemüth. Die Liebe will ins Weite. Sie fixiren die Seele auf gewiſſe Puncte, um die ſich alles drehen ſoll. Die Liebe will ungefeſſelt ſchalten und walten; ſie will das Leben genießen, wie es ihr gefällt. Im fröhlichen Spiele ſoll es dahin gehen. Ihre

Werke ſind vollkommen, aber ohne Sorge und Mühe. Nur die Tugend kann dieſe glückliche Unbefangenheit gegen Weltgüter einſtößen; nur ihr ſind die Grundſätze eigen, in deren Anwendung das Leben ſelbſt über ſeinen einzelnen Zwecken nicht verſäumt wird.

Die Tugend allein gibt dem Herzen Frieden. Ohne Tugend iſt es voll Widerſprüche und im ewigen Streite mit ſich ſelbſt. Die Liebe aber gedeiht nicht anders, als in der ſtillen Eintracht der Seele, im ruhigen Gleichgewichte aller Kräfte. Sorgen kann die Liebe verſcheuchen, aber nicht den innern Tadel über eigne Nichtswürdigkeit zum Schweigen bringen. Die Bitterkeit des Kummers kann ſie lindern, die Wolken des Unmuthes zerſtreuen, aber nicht den Stachel aus dem Gewiſſen ziehen. Unter rauſchenden Luſtbarkeiten verſtummen ſeine Vorwürfe, aber in der Stille, welche die glückliche Liebe umgibt, werden ſie lauter. Ihre Wonne kann nur von reinen Herzen rein empfunden werden. Das Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit muß uns das Recht auf ſie geben, und damit den Muth, vor dem Geliebten zu erſcheinen. Selbſt der Verworfene fühlt es, daß er die Liebe entweihen würde, wenn er ihr ſeine Laſter antragen wollte. Mehr als das Urtheil der ganzen Welt demüthigt der ſtrafende Blick des Geliebten. Wir wagen es nicht, die kleinſte Forderung bey ihm geltend zu machen, bis der beleidigte

Genius der Tugend wieder ausgeſöhnt iſt. Und wenn er gleich vergeben und vergeſſen hat: ſo miſcht ſich doch das Gefühl der Unwürde beſchämend und verbitternd in alles, womit die Liebe erfreut.

Eben ſo iſt es, auf der andern Seite, unmöglich, ein Weſen ohne Tugend zu lieben. Die Eigenſchaften, welche Liebe erwerben, ſind ſelbſt ſchon Tugenden. Aber die Liebe begnügt ſich noch nicht damit, daß dieſe, vielleicht als Ausſtattungen der Natur, da ſind. Sie verlangt auch, daß ein edler Sinn ſie bewache, belebe, zu herrſchenden Charakterzügen erhöhe, mit denjenigen vermehre, die ſonſt noch zu einer tugendhaften Denkart gehören, und ſie gegen Verirrungen ſchütze. Eine unordentliche Leidenſchaft iſt im Stande, die vereinigten Eindrücke der größten Vorzüge zu verdunkeln. Wer könnte ein geitziges, neidiſches, verläumderiſches, rachſüchtiges oder wollüſtiges Weib lieben, wenn es auch übrigens noch ſo viel Weibliches hätte, und alle Schönheit und Anmuth beſäße, die mit einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit nur irgend verträglich ſind. Gewöhnlich ſind die Spuren, die ſie im Aeußern zurückläßt, und die Verheerungen, die ſie in der ganzen innern Stimmung anrichtet, ſo auffallend, daß ſchon deßwegen das feine Gefühl nicht leicht davon angezogen wird. Wo keine Tugend iſt, da findet man ſelten echte Weiblichkeit, Schönheit und Anmuth. Mit dem Achtungswehrten verſchwindet gewöhnlich auch das Liebenswürdige. Könnte dies indeß ohne jenes beſtehen: ſo würden die widrigen Empfindungen, welche von den genannten und ähnlichen moraliſchen Fehlern hervorgebracht werden, doch viel zu lebhaft ſeyn, als daß irgend etwas andres ſie zu überwiegen oder gar zu vertilgen vermöchte.

Das Weib, das eine ungeregelte Leidenſchaft in ſich herrſchen läßt, ſey eine Grazie, ſie bezaubre durch ihre Sanftheit und Ergebung, ſie entzücke durch ihren hellen Verſtand und ihren ſchimmernden Witz: wir werden ſie bewundern, aber nie lieben. Wir werden uns vielmehr von ihr wegwenden, mit Unwillen darüber, daß die Natur ihr herrliches Meiſterſtück ſo verderben läßt. Das Weib, das wir lieben ſollen, muß die Forderungen des Herzens in jeder Rückſicht befriedigen, und darf am wenigſten unſer ſittliches Gefühl beleidigen. So bald etwas der Art zum Vorſchein kommt, iſt die innigſte Verbindung aufgelöſt. Die Liebe iſt überall mit der Vernunft einverſtanden; ſie kann nichts billigen als was vollkommen iſt.

Freylich iſt alles Menſchliche fehlerhaft. Vollkommene Freyheit von allen ſittlichen Mängeln kann nur die überſpannte Schwärmerey verlangen, die darum auch nie glücklich wird. Die Liebe iſt duldſam. Daß ſie vergeben kann, iſt ja ein bedeutender Theil ihrer Freude. Aber das verlangt ſie mit Recht, daß der Geliebte keine grobe Fehler an ſich habe, keine ſolche, die von einem ſchlechten Herzen zeugen, die jedes ſchöne Verhältniß zerſtören, und das geſunde Gefühl heftig empören. Die Fehler des Geliebten dürfen keine Laſter und nicht unverbeſſerlich ſeyn. Das demüthigende Bewußtſeyn, das redliche Geſtändniß, und das Beſtreben ſie abzulegen, muß uns einiger Maßen mit ihnen ausſöhnen.

Die liebende Neigung, welche *laſterhafte Weiber* wohl erwecken, iſt nichts anders als Sinnlichkeit, und gewöhnlich Sinnlichkeit von der gröbſten Art. Bald ſind es ihre körperlichen Vorzüge, bald ihr lebhafter Geiſt, bald ihr angenehmes Weſen, bald ein gewiſſer Reitz für die Phantaſie, bald ihre verbuhlten Künſte, wodurch ſie die Herzen ſolcher Männer gefangen nehmen, die für nichts anders als für dies Empfänglichkeit haben. Sie finden auch leicht hier ihre Rechnung; da es ihnen an moraliſchem Sinne fehlt, um durch häßliche Eigenſchaften des Gemüthes zurückgeſtoßen zu werden, und ſie überdem auch nichts verlangen, wobey ihnen dieſe hinderlich ſeyn könnten. Ihr ganzes Bedürfniß iſt auf Unterhaltung oder gemeinen Genuß berechnet. Sie kommen dem Gegenſtande ihrer Zuneigung nie ſo nahe, daß ſie Forderungen an den ſittlichen Charakter zu machen hätten. Bey rohen Wüſtlingen ſind oft die Ausſchweifungen der Weiber eine nicht geringe Empfehlung, vorzüglich wenn in ihnen noch ein gewiſſer Anſtand beobachtet wird. Es darf uns nicht wundern, den entnervten Sclaven der Begierde in den Armen eines üppigen und zügelloſen Weibes zu finden. Er iſt keines Beſſern wehrt, und es iſt der Wolluſt eigen, daß ſie ſich zuletzt an Geſchöpfe hängt, die ſich durch ihre phyſiſche und moraliſche Ekelhaftigkeit auszeichnen. Dies verdient indeß kaum bemerkt zu werden, wo von echter Liebe die Rede iſt.

Die Weiber ſcheinen den Männern darin mehr nachzuſehen, und an ihren Geliebten Fehler zu dulden, die wir ihnen nicht zu Gute halten würden. Aber dies gilt doch nur von einer gewiſſen Art von Fehlern, die mit Guthmüthigkeit des Herzens beſtehen, und durch die Liebe verbeſſert werden können, oder die durch etwas Kräftiges und Kühnes, was in ihnen liegt, den männlichen Charakter ſtark ausſprechen, und ſo wohl gar vortheilhaſt wirken, oder die durch andre Tugenden erſetzt werden. Dazu kommt der weibliche Leichtſinn und die Schwäche des weiblichen Herzens, wobey ſie es, wenn dieſes gefeſſelt iſt, ſo genau nicht nehmen, und der Macht der Liebe vertrauen, den Geliebten, wenn ſie ihn einmal beſitzen, auf andre Wege zu bringen.

Gegen keine Art der Unſittlichkeit iſt das Weib im liebenden Verhältniſſe gleichgültig; aber ſeine innigere Liebe und ſeine ſchonendere Güte bedecken viele Fehler. Sein moraliſches Gefühl iſt darum nicht weniger zart und lebhaft; aber die Gebrechen des Mannes ſtellen ſich ihm nicht ſo grell und häßlich dar, und er hat bey ihm zu warme Fürſprecher. Der Mann kann bedeutende Fehler haben, und dabey noch weit mehr, was ihn dem weiblichen Herzen empfiehlt. Die Fehler des Weibes zerſtören gewöhnlich ſeine ganze Weiblichkeit.

Ueberdem gibt es viele Fehler, die auch das Weib dem Manne nicht nachſieht, den es lieben ſoll. Welch ein Geſchöpf müßte es ſeyn, das ſich einem rohen, geitzigen, tückiſchen, ränkevollen, niederträchtigen oder charakterloſen Manne ergeben könnte! Ein ſolches dürfte wenigſtens, in den Angelegenheiten echter Liebe, nicht als Beyſpiel aufgeführt werden. Mit je größerm Zutrauen ſich das Weib in die Arme des Mannes wirft: deſto ſtärker iſt auch ſein Abſcheu, wenn es durch ein ſchlechtes Herz betrogen wird.

Unverkennbar iſt der Einfluß der Tugend auf die *Erhöhung der Liebe*. Sie verherrlicht alle Züge der Weiblichkeit; ſie gibt der Schönheit Glanz und der Grazie Leben; durch ſie wird alles, was das Herz anzieht, ausgebildet. Nie iſt die Anmuth rührender, als wenn das Licht der Unſchuld ſie umſchimmert. Nie iſt die Zärtlichkeit ſo geſchäftig, ſo unermüdet und ſo reich beglückend, als wenn ſie vom Wohlwollen einer tugendhaften Seele geleitet wird. Inniger drückt der Mann das Weib an ſeine Bruſt, dem bewährte Grundſätze das Herz unbefleckt erhielten, das, durch ſtrenge Wachſamkeit über ſich ſelbſt, und durch gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit auf die Regel des Guten in ſeinem Gemüthe, jeden ſeiner natürlichen Vorzüge erhöht hat. Freudiger vertraut das Weib dem Manne, den Rechtſchaffenheit und Großmuth noch mehr als Kraft und Feſtigkeit ſchmücken, der überall ſeine Pflicht ehrt, und ſeiner Ueberzeugung getreu iſt. Auf ihn ſieht es mit edelm Stolze hin, von ihm erwartet es ungeſtörtes Glück. Sein ſittlicher Charakter leiſtet ihm für alles Bürgſchaft, woran es ſonſt noch zweifeln möchte. Es iſt ihm nahmenloſe Freude, ſich ſagen zu können: den ich liebe, iſt nicht nur der Liebenswürdigſte, ſondern auch der Beſte.

Tugend, für ſich allein, erweckt noch keine Liebe. Gegen den Tugendhaften, der unſer Herz nicht ſonſt zu intereſſiren weiß, empfinden wir wohl Achtung, die zuletzt in ein inniges Wohlwollen, in das Beſtreben, uns ihm gefällig zu machen, und ihm zur Freude zu leben, übergeht. Aber die Zärtlichkeit der Liebe wird hier nicht erreicht. Die Achtung hält uns, indem ſie geneigt macht, immer noch in einiger Entfernung. Gleichwohl kann ſie in der Liebe, wie dieſe gewöhnlich unter den Menſchen gefunden wird, nicht entbehrt werden. Menſchen, die ſich verachten müſſen, können unmöglich einander lieben. Ein Bündniß, das nicht gegenſeitige Achtung zuſammenhält, müßte die höchſte idealiſche Innigkeit des Einſeyns erlangt haben, wenn es nicht zerfallen ſoll. Achtung darf die Liebenden nicht von einander entfernen; der Liebende ſoll am Geliebten auch die Fehler dulden; aber ſie muß ſie beſchützen, daß ſie nicht in das Gemeine fallen, und die Vereinigung ihrer Herzen nicht der Würde beraubt werde. Die Anſprüche des moraliſchen Sinnes bleiben auch bey ſchlechten Menſchen noch in einiger Kraft. Es iſt gar nicht möglich, ſich einem Weſen in Liebe zu nähern, das man nicht achten kann.

Ohne Tugend iſt die Liebe der Gefahr mannichfaltiger und groſſer Verirrungen ausgeſetzt. Freylich die vollkommne, reine, zartfühlende Liebe nicht; ſie bewacht ſich ſelbſt. Aber ſie iſt ſelten unter den Menſchen, und wo ſie iſt, da verdankt ſie ihre Vollkommenheit, ihre Reinheit und ihr Zartgefühl der Mitwirkung der Tugend. Wo die Tugend von der Liebe weicht, da iſt ſehr zu beſorgen, daß ſie bald in Leidenſchaft ausbreche und ſich dann ſelbſt verzehre, bald ſich unordentlichen

Aufwallungen überlaſſe, und ihr ſchönes Gleichgewicht zerſtöre, bald der Eitelkeit und Selbſtſucht zu viel Raum gebe, und Anſprüche mache, von denen ſie nichts wiſſen ſoll, bald ſich einer bloß ſinnlichen Luſt ergebe und immer tiefer zur rohen Begierde herabſinke. Die Tugend mäßigt und verſchönert die Empfindungen der Liebe; ſie ſichert ihr Dauer und immer gleiche Wonne, und bringt ſie mit den übrigen Verhältniſſen der menſchlichen Natur in Uebereinſtimmung.

Endlich wird die Liebe auch durch die Tugend veredelt. Sie theilt ihr einen höheren Geiſt und eine höhere Richtung mit. Die Verbindungen, welche die Liebe ſchließt, ſind ſchön. Sie ſind zugleich rührend und erhebend, wenn die Tugend ihren Segen dazu ſprach. Nichts kann ſie zerſtören; ihnen iſt das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt. Zu dem Beſtreben einander zu beglücken geſellt ſich das Beſtreben einander zu bilden und zu vervollkommnen. Alles, was den Liebenden Freude gibt, befeſtigt ſie auch im Guten. Sie theilen einander ihre beſſern Eigenſchaften mit. Sie erinnern und belehren ſich gegenſeitig. Sie ſagen ſich ihre Fehler, und muntern einander auf. Sie faſſen ihre Vorſätze gemeinſchaftlich, und der Wehrt, den Einer auf den Beyfall des Andern ſetzt, der Wunſch, von ihm immer mehr geliebt zu werden, iſt ihm ein neuer kräftiger Antrieb, ſie zu halten. So gedeiht bey ihnen, im freudigen Genuſſe des Schönen, alles Vortreffliche herrlich.

Wo ſich Liebe und Tugend mit einander vereinigen, da gehen ſie leicht in eine religiöſe Stimmung über. In beyden hat das Gemüth ſchon eine Richtung nach dem Unſichtbaren hin, die durch ihre Vereinigung verſtärkt werden muß, indem die Tugend der Liebe ihren überſinnlichen Charakter, die Liebe der Tugend ihr warmes Leben und ihren innigen Erguß mittheilt. Die Tugend bedarf eines höchſten Weſens, das ſie, als Ziel ihres Strebens, verehre, auf deſſen Allmacht ſie vertraue, und von dem ſie alle Unterſtützung erwarte, deren ſie zur Erreichung ihres Zieles bedarf. Sie gibt ſich dieſem Weſen hin; wenn die Liebe das Herz vom Sinnlichen geläutert, von der Selbſtſucht befreyt, mit ſeinen Ahndungen, Hoffnungen und Wünſchen über das Sichtbare erhoben hat; wenn ſie ſüße Geheimniſſe des Herzens einem unſichtbaren Freunde entdecken, und für die Wonne des beglückten Daſeyns danken möchte. Die ſtille Freude zieht zu Gott hin. Sie ſcheint aus einer unerſchöpflichen Güte hervorzuſtrömen. Von ihr erfüllt, glaubt man gerne an Gott, und hängt an ihm mit kindlicher Verehrung. Es muß ein guter Geiſt ſeyn, der die Herzen für einander ſchuf, der ihre Vereinigung wollte, und in dieſe Vereinigung ſo viel Glückſeligkeit legte. Bey jedem neuen Beweiſe der Liebe, den Liebende einander geben, bey jedem neuen Gefühl deſſen, was ſie an einander haben, bey jedem neuen Geſtändniß, das ſie einander thun, richten ſich mit dankbarer Rührung Augen und Herz gen Himmel.

Wo Religioſität ſchon in der Seele herrſcht, da wird ſie durch tugendhafte Liebe noch mehr erwärmt, belebt und dem Gefühle tiefer eingedrückt. Die Verehrung Gottes wird erſt dann Liebe zu ihm, wenn die Sehnſucht oder die Befriedigung der Liebe zu einem menſchlichen Weſen ſie dazu bildet. Freylich nimmt die Religioſität dadurch einen etwas ſchwärmeriſchen Charakter an. Aber dieſer iſt doch nicht von der überſpannten, feurigen und wilden, nicht von der ſinnlichen, phantaſtiſchen und unreinen Art, wodurch die Geſinnung verunſtaltet, die moraliſchen Triebfedern geſchwächt, und die Angelegenheiten des Lebens verwirrt werden. Es iſt eine ſanfte, geiſtige Schwärmerey, die ihre Gegenſtände dem Herzen befreundet, ohne ihnen ihre Majeſtät zu rauben, und die man der menſchlichen Gebrechlichkeit wohl nachſehen mag. Die moraliſche Stimmung, die ſie beſeelt, verhütet alle ungeregelten Ausſchweifungen.

Oft iſt die weibliche Religioſität nichts anders als eine Frucht der Liebe; und dann ſteht es ſchon bedenklicher mit ihr. Verbildete Weiber oder ſolche, denen das Schickſal den Genuß der Liebe verſagte, wollen mit dem höchſten oder andern idealiſchen Weſen ſympathiſiren, wie ſie mit einem Geliebten auf Erden ſympathiſiren würden, wenn ſich einer fände. Ihre Phantaſie hat hier einen unermeßlichen Spielraum. Sie ſtattet dieſe Weſen mit allen Eigenſchaften aus, die dem ſehnſuchtsvollen Herzen genügen. Sie bildet das Verhältniß ſo geiſtig oder ſo ſinnlich, als die Bedürfniſſe des Herzens es geſtatten. Sie erhebt es bald zum feinſten Verkehr der Gedanken und Empfindungen, und läßt es bald zur groben Luſt herabſinken. Bald iſt der Unſichtbare der liebevolle Vertraute ihres Lebens, dem man alles geſteht und von dem man überall aufgerichtet wird. Bald ſind es die üppigſten Begierden, das wollüſtigſte Verlangen einer kranken Imagination, was durch ihm geſtillt werden ſoll. Daher der weibliche Hang zum Myſticiſmus und zur Pietiſterey. Wer ihn genauer beobachtet, wird nicht ſelten die Züge einer ſehr menſchlichen Liebe darin entdecken, immer aber finden, daß ihm eine liebende Neigung zum Grunde liege. Dies, und nicht die natürliche Verbindung zwiſchen Andacht und Liebe, iſt die Urſache davon, daß die ſchwärmeriſchen Weiber in der Regel unter allen am meiſten verführbar ſind.

Echte Religioſität entſteht auf dieſe Weiſe nie. Nur iſt die religiöſe Stimmung mehr oder weniger ſinnlich; je nachdem die Liebe ſich mehr oder weniger dem gröbern Triebe nähert; je nachdem die Phantaſie ihre Geſtalten mehr für den Sinn oder für den Geiſt ausbildet. Bey reiner Liebe kann ſie echte Religioſität werden; wenn ſich zu ihr ein lebhaftes und ſcharfes moraliſches Gefühl geſellt, und ſich die Uebertreibungen des jugendlichen Feuers nach und nach herabſtimmen. Immerhin aber mag die weibliche Religioſität mehr Liebendes behalten als die männliche. Die Liebe iſt der weiblichen Natur mehr geeignet; ſie ſoll hier mehr leiſten und tragen; ihrer Sorge iſt mehr anvertraut, und von ihrer Stärke wird mehr erwartet.

Umgekehrt wirkt die Religioſität auch wieder verſchönernd auf die Liebe zurück. Sie beſchützt ihre Reinheit mächtiger als die bloße Tugend. Sie heiligt ihre Freuden. Sie verknüpft ſie mit erhabenen Gedanken und Gefühlen. Sie lehrt ihre Leiden geduldiger tragen, und das Beſchwerliche muthvoller überſtehen. Sie gibt dem Umgange der Liebenden eine ſanfte Stille und eine heitre Milde, die ſie gegen Ueberdruß ſicher ſtellt. Sie macht ihre Gedanken mannichfaltiger und ihre Mittheilungen intereſſanter, und gibt der Seele eine Stimmung, worin ſie die Wonne der Liebe reiner und ſtärker empfindet als es ſonſt möglich wäre.

In dieſer Stimmung wiſſen ſie, daß ihr Bund für die Ewigkeit geſchloſſen iſt.

Echte Religioſität kann die Liebe nicht verdammen, die ihr ſo viel Nahrung gibt, und mit ihr aus einer ſo edeln Quelle entſpringt. Nur jene finſtre und heuchleriſche, welche die Phantaſie melancholiſcher oder herrſchſüchtiger Menſchen ausgebrütet hat, verdammt ſie, und mit ihr noch ſonſt viel Vortreffliches im Menſchen, um ſich dafür in der heimlichen und öffentlichen Befriedigung grober Begierden ſchadlos zu halten. Doch ſie bleibe der Finſterniß, die ſie erzeugte.

9.

Liebe und Verliebtheit.

Die gemeine Sprache macht keinen Unterſchied zwiſchen Lieben und Verliebtſeyn. Kein Wunder; das gemeine Leben macht ihn auch nicht. Unbekümmert um die Quellen und Aeußerungen der menſchlichen Empfindungen, wirft es ſie in Eine Klaſſe, wenn ſie nur einerley Gegenſtand und einerley Beſtreben haben. Nicht ſelten dünkt man ſich ſchon viel auf die Würde und Vortrefflichkeit ſeiner Liebe, wenn man es bis zum ernſtlichen Verliebtſeyn gebracht hat. Bey vielen Menſchen muß man auch zufrieden ſeyn, wenn ſie nur nicht etwas Schlimmeres ſind als verliebt.

Gleichwohl liegen Liebe und Verliebtheit ſo weit aus einander, ſie ſind in ihrem Urſprunge, in ihrem Weſen und in ihrer Erſcheinung ſo verſchieden, daß an die erſte nicht einmal gedacht werden ſollte, wo die letzte ſich zeigt. Die Verliebtheit ſitzt nie tief. Das

Herz hat eigentlich mit ihr nichts zu ſchaffen. Die Sinne, die Phantaſie oder die Eitelkeit ſind gefeſſelt. Das geht den innern Menſchen nicht an. Selten iſt die Verliebtheit Werk der Natur. Gewöhnlich entſteht ſie aus Verbildung, oder ſie iſt eine von den Künſten deren die Menſchen, bald aus irgend einem Bedürfniſſe, bald zum Zeitvertreibe, ſo viele ſuchen. Wo die Natur ſie hervorbrachte, da war es wenigſtens keine geſunde Natur.

Verliebtheit deutet entweder auf einen bleibenden Zuſtand oder auf eine gegenwärtige Stimmung hin. In der erſten Bedeutung ſagt man von jemand, er ſey ein verliebter Menſch, in der andern, er ſey jetzt verliebt. Man kann das Erſte Verliebtheit, das Zweyte Verliebtſeyn nennen.

Die Verliebtheit iſt eine Diſpoſition des Gemüths, etwas im Charakter, wenn man nicht richtiger ſagen kann: ſie iſt Mangel an Charakter in der Liebe. Der grobe Wollüſtling heißt uns nie verliebt. Was er ſucht, ſticht zu ſehr hervor, und ſpricht ſein wahres Weſen zu beſtimmt aus, als daß hier noch von etwas der Liebe Verwandtem die Rede ſeyn könnte. Wir nennen es lieber bey ſeinem rechten Nahmen. Der Verliebtheit mag wohl oft der rohe Trieb zum Grunde liegen; aber er hat ſich dann doch ſehr verſchleiert, die Phantaſie hat ihn in eine mehr geiſtige Stimmung verwandelt.

Der Verliebte weiß eigentlich ſelbſt nicht recht, wie er mit ſich daran iſt. Er fühlt eine Sehnſucht, die er ſich nicht erklären kann, etwas Leeres in ſeinem Weſen, das ausgefüllt werden muß; aber wo er es eigentlich ſuchen ſoll, darüber kommt er gewöhnlich erſt dann mit ſich auf das Reine, wenn es nichts mehr zu ſuchen für ihn gibt. Perſonen vom andern Geſchlechte ſind ihm nicht gleichgültig. Je ſchöner ſie ſind, oder je mehr ſinnliche Reitze ſie beſitzen: deſto tiefere Eindrücke machen ſie auf ihn. Die Eine gefällt ihm noch beſſer als die Andre. Aber keine läßt ihn ganz kalt. Jede gewinnt ihm, wenn ſie nur einiger Maßen leiblich iſt, ein eignes Intereſſe ab. Am Ende möchte er ſie gerne alle haben. Und was denn mit ihnen anfangen? ſcherzen, tändeln, Süßigkeiten ſagen, küſſen, phantaſiren, Gedichte an ſie machen, ſich an ihrem Anſchauen berauſchen, mitunter etwas Solideres, was er ſich noch nicht ſagen mag. Alles kommt darauf an, wie ſinnlich, oder wie romantiſch jemand geſtimmt iſt. Manchem genügt es ſchon, einen flüchtigen Blick von dem vergötterten Weſen zu erhaſchen, das Kleid deſſelben zu berühren, oder auch nur an dasſelbe denken, und dem Monde ſeine Empfindungen ſagen zu dürfen.

Oft regt ſich in dieſem verliebten Weſen das irregeleitete und mit der Sinnlichkeit vermiſchte Bedürfniß der Liebe in ſeinen erſten dunkeln Anfängen, das nur noch nicht zur Sprache kommen kann, entweder weil es ſich noch nicht genug entwickelt — oder weil es den Gegenſtand noch nicht gefunden hat, der ihm Befriedigung gebe. Neulinge in der Welt, wenn ſie zuerſt mit dem andern Geſchlechte bekannt werden, fühlen es wohl, daß ſie etwas für ihr Herz von demſelben zu erwarten haben. Es werden Neigungen in ihnen aufgeregt, die ihnen bis jetzt fremd blieben, und die ihnen auch nun noch unverſtändlich ſind. Sie folgen, wohin ſie gezogen werden, weil ihnen dabey wohl iſt. Da dieſe Neigungen ſich noch nicht haben fixiren können: ſo iſt ihnen alles willkommen, was dieſen einiger Maßen entſpricht. Sie können noch geheilt werden, wenn ſie nicht in die Hände liſtiger und verbuhlter Weiber fallen, die das Schwanken ihrer Neigungen zu ihrem eignen Vortheil zu unterhalten verſtehen.

Oft iſt auch das verliebte Weſen die Folge der Weichlichkeit. Weichliche Menſchen ſind einer dauerhaften Leidenſchaft unfähig, und ſuchen, ſo viel ſie können, zu verhüthen, daß eine in ihnen entſtehe. Ihre Sinne und ihre Phantaſie wollen gekitzelt, aber nicht angeſtrengt ſeyn. Ihre Empfindungen ſind ihnen ein Spielwerk. Auf leidenden Genuß muß alles berechnet werden, was ſie vergnügen ſoll. Das tief Gegründete, was nicht anders als mühſam erworben werden kann, und das Herz anhaltend und innig beſchäftigt, iſt ihnen zuwider. Der Weichling wird nie lieben, aber deſto mehr verliebt ſeyn. Seine Verliebtheit iſt eine Art von geiſtiger Schwelgerey. Er hängt ſich an die Weiber, weil ſie ihm angenehme Empfindungen geben, die ihm nichts koſten, die ihn berauſchen, ohne ihn zu ermüden. Er verſteht nicht, ſich ſelbſt Gewalt anzuthun. Jeder Eindruck reißt ihn fort, wird von einer regen Imagination feſtgehalten, und mit reitzenden Bildern geſchmückt, bis er das Herz ganz in Flammen geſetzt hat.

Die Verliebtheit des Weichlings iſt in einem hohen Grade ſinnlich. Die Ueppigkeit und Fülle des weiblichen Körperbaues ſetzt ſie vorzüglich in Bewegung. Aber auch dann, wenn ſie ſich für etwas Andres, wie etwa Schönheit, Witz, angenehme Unterhaltung, intereſſirt: ſind es doch die ſinnlichſten Gefühle, was er davon erwartet. Wo er etwas der Art findet, da wirkt es unwiderſtehlich auf das, was er ſein Herz nennt. Er kann nicht leben ohne eingebildete oder wirkliche Liebesverſtändniſſe. Nichts gewährt ihm ſo viel Nahrung für ſeine kranke Reitzbarkeit. Die Symptome der gröbern körperlichen Luſt ſind dabey nicht ſelten, und am Ende mag es ihm wohl um dieſe vornehmlich zu thun ſeyn.

Etwas ätheriſcher, aber im Grunde nicht weniger connex mit der Sinnlichkeit, iſt die empfindelnde Verliebtheit. Sie hat es größten Theils mit den Geſchöpfen der Einbildungskraft zu thun, denen ſie alle Geſtalten leiht, welche das Wohlgefallen anziehen können. Wenn ſie auf einen Gegenſtand in der Wirklichkeit verfällt: ſo verlangt ſie von ihm doch nicht mehr, als daß er ihre Phantaſie romantiſch ſtimme. Der Empfindelnde lebt überhaupt in einer theatraliſchen Welt. Er hat ſich entweder ſelbſt überſpannt, oder ſein Herz hat zufällig eine ſchiefe Richtung genommen, oder er affectirt ſo lange alles ungewöhnlicher zu nehmen, und von allem geiſtiger und tiefer gerührt zu werden als andre Menſchen, bis er es endlich erkünſtelt hat. Mit ſeinen Empfindungen will er nichts als ſpielen. Sie beſchäftigen ihn um ſo angenehmer; je mehr ſich in ihnen Lebhaftigkeit und Sanftheit, Frohes und Wehmüthiges vermiſchen. Darum ſind ihm die Träume der Liebe ſo intereſſant, weil er für das alles nirgends mehr Nahrung findet als hier. Darum vermeidet er aber auch, aus ihnen Ernſt zu machen, weil ſie dann aufhören würden, Träume zu ſeyn. Er iſt dabey ſehr genügſam. Seine Anſprüche gehen nicht weiter, als ſich an einem angebethetem Bilde in der Einbildung zu ergötzen; und er iſt unausſprechlich glücklich, wenn er einmal ein Weſen findet, worauf er dieſes Bild mit einigem Fuge übertragen kann. Doch iſt auch in ſeinem Herzen für viele Raum, da ihm alles recht iſt, wobey ſich ſeine verliebten Phantaſien anbringen laſſen.

Beym männlichen Geſchlechte wird das verliebte Weſen, wenn es nicht bey Zeiten eine vernünftige Richtung bekommt, zur beynahe unheilbaren Narrheit. Es verfällt auf alle mögliche Faſeleyen. Es hat die bizarre Rittergalanterie, die ſüße Luſtigkeit unſrer Elegants und die albernen Anſtrengungen unſrer alten Gecken hervorgebracht. Die Liebe vergißt ſich nicht, ſie bleibt immer mit der Vernunft im Einverſtändniß. Die Verliebtheit iſt ſelten bey Sinnen. Sie dünkt ſich um ſo mehr, je toller ſie es treibt. In der Liebe wird Würde behauptet; ſie iſt ſelbſt voll Würde. Der Verliebte wirft ſich zu allem weg, und erlaubt ſich jeden Unſinn, der ihm von ſeinen verliebten Grillen eingegeben wird. Er ſtellt ſich ſo ungebährdig, als ſein verrenktes Gemüth ihn anleitet. Iſt das Maß der Verliebtheit bey ihm erfüllt: ſo iſt an eine ordentliche Lebensweiſe und an Brauchbarkeit zu ernſthaften Geſchäften gar nicht mehr zu denken. Noch mehr leidet der moraliſche Charakter. Alle Kraft und Selbſtſtändigkeit, alle Fähigkeit zu großen Gedanken und tiefen Empfindungen geht verloren. Der verliebte Mann wird weibiſch im verächtlichſten Sinne des Wortes.

Beym weiblichen Geſchlechte geht die Verliebtheit in Cokette rie über, und richtet in der Seele desſelben nicht geringere Verwüſtungen an. Wenn das liebende Weib unter allen nur den Einzigen ſucht, und nur für dieſen Sinn hat: ſo betrachtet das verliebte Mädchen das ganze männliche Geſchlecht als ſein natürliches Eigenthum, und ſucht davon ſo viel an ſich zu bringen als gehen will. Es verlangt nichts als einen Liebhaber, der nur nicht ganz häßlich und nicht ganz gleichgültig gegen ſeine Reitze ſey. An das Herz macht es eben keine Anſprüche, wenn er nur ſeinen Sinnen ſchmeichelt, ſeine Eitelkeit befriedigt, ſich ſeine Liebkoſungen gefallen läßt und ſie erwidert. Iſt es ſehr empfindſam: ſo gibt es ſich auch ſchon zufrieden, wenn es an ihn denken kann, und dabey nicht durch den Gedanken geſtört wird, daß ihm das zuwider ſey. Aber gewöhnlich iſt die weibliche Verliebtheit reeller. Kann es mehr als Einen Liebhaber bekommen, deſto beſſer. Es kann dann den angenehmſten, ſchönſten oder gefälligſten wählen, oder ſie auch wohl alle behalten, um mit ſeinen Empfindungen gehörig zu wechſeln und ein mannichfaltiges Glück zu vereinigen. Ueberall gehen ſeine Blicke umher, alle

Künſte des Putzes, des Anſtandes und der Ziererey werden aufgebothen, um etwas zu feſſeln. Sein ganzes Weſen ſpricht es aus, was es ſucht, und an ſeinem ganzen Betragen merkt man es, daß man hier keine Fehlbitte thun werde. Selbſt eine gewiſſe angenommene Sprödigkeit iſt nichts weniger als unverſtändlich. Alles, was es thut, bezieht ſich auf ſo genannte Liebe. Von Träumen der Liebe iſt der ganze Kopf voll. Mit ihnen verrichtet es ſeine Arbeiten, mit ihnen ſteht es auf, und geht es wieder zu Bette. Zu den Unterhaltungen mit andern Weibern iſt immer der Stoff entweder von der Liebe hergenommen, oder es wird doch eine Nutzanwendung der Art davon gemacht, ohne daß es je von echter Liebe etwas empfunden oder begriffen hätte. In der kleinſten Aufmerkſamkeit erkennt es einen Anbether, und zögert dann auch nicht lange, ſein Herz gefangen zu geben. Jede neue Bekanntſchaft wird, als möglicher Liebhaber, gemuſtert und ſelten untauglich befunden.

So grell äußert ſich indeß die Verliebtheit nicht überall beym weiblichen Geſchlechte. Oft bewahrt ſie weibliche Zucht und Delicateſſe vor Coketterie, oder geſtattet nur eine feinere Art derſelben. Vielen verliebten Weibern iſt es doch nicht einerley, was ſie für Liebhaber haben. Sie ſehen auf Schönheit, Talent und Charakter; aber Ueberſpannung kann man ihren

Idealen eben nicht vorwerfen. Ihre Schlingen ſind feiner, ihre Künſte verſteckter. Sie tragen ihre Vorzüge nicht zur Schau, ſondern ſuchen ſie nur gelegentlich bemerkbar zu machen. Es gelingt ihnen, von den meiſten für unbefangen gehalten zu werden. Sie erbeuten nicht ſelten ein treffliches Herz, und werden dann entweder gebeſſert, und für echte Liebe gewonnen, oder ſie richten dieſes mit zu Grunde. Manche unter den verliebten Weibern ſind wirklich unbefangen, und ihre Verliebtheit zeigt ſich nur darin, daß ſie leicht Feuer fangen. Dies iſt entweder erhitzte Sinnlichkeit oder Bedürfniß der Liebe, das aber zu unbeſtimmt oder zu ſtark iſt, als daß ſie nicht in jedem leiblichen Manne die Befriedigung desſelben ahnden, und ſich ihm im Drange des bethörten Herzens ergeben ſollten.

Dieſe weniger plumpe Verliebtheit verdient bey dem weiblichen Geſchlechte einige Entſchuldigung. Die Weiber ſind mehr zur Liebe organiſirt als die Männer. Das Bedürfniß der Liebe iſt bey ihnen zarter und inniger. Sie müſſen es mehr in ſich verſchließen, und können es weniger zur beſtimmten Neigung entwickeln. Im Herzen glüht das Feuer deſto heftiger, das nicht ausbrechen kann. Sie dürfen ſich nicht antragen, und haben in der Regel eine ſehr kleine Auswahl unter denen, die ſich ihnen anbiethen. Dazu kommt die nicht ungegründete Furcht vor dem Unglück, eine alte Jungfer zu werden, welche oft diejenigen noch verliebt macht, die es ſchon wirklich getroffen hat. So bleibt vielen unter ihnen faſt nichts übrig, als ihre Netze überall auszuwerfen, oder doch wenigſtens ſich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen, gleich annehmen zu können, was kommt.

Weniger zu verzeihen iſt die eigentliche Coketterie. Sinnliche Begierde, eine fehlerhafte Reitzbarkeit, frühe Abrichtung dazu und Eitelkeit ſind ihre gewöhnlichen Quellen. Wenn der Einfluß dieſer Dinge auf das weibliche Herz ſchwer zu verhüthen: ſo hat dieſes Herz dagegen auch wieder ſehr viele glückliche Anlagen, die ihn vermindern können, und ihn in edeln Weibern wirklich ſo weit einſchränken, daß er für nichts zu achten iſt. Aber gewöhnlich wird er willkührlich vermehrt. Die Begünſtigungen, die man der Sinnlichkeit widerfahren läßt, die Reitzungen, die man für ſie erkünſtelt, das Unterhalten ſolcher Vorſtellungen, die ſie erregen und entflammen, die Ausſchweifungen einer zügelloſen Phantaſie, denen man ſich ergibt, die Romane, durch deren Lectüre man ſich bildet, oder die Zeit vertreibt, der Wehrt, den man auf Kleinigkeiten ſetzt und das gränzenloſe Streben zu gefallen, das alle Gedanken und Beſchäftigungen beſtimmt, können nichts anders als

Coketten bilden, die nicht Mittel genug aufzutreiben wiſſen, dem armen Herzen, ſo ſchnell als möglich, Rath zu ſchaffen. Ihr gewöhnliches Schickſal iſt entweder bald verführt, oder von liſtigen Männern am Narrenſeile herumgeführt zu werden.

Unheilbar ſind die Wunden, welche die verliebte Coketterie dem ſittlichen Charakter der Weiber beybringt. Die natürliche Gradheit und Aufrichtigkeit, die dieſem Geſchlechte ſo ſehr zur Zierde gereicht, kann dabey nicht wohl beſtehen. Das verliebte Weib muß ſich verſtellen, es muß jedes Mal das zu ſeyn ſcheinen, was die günſtigſten Eindrücke macht; ſo unnatürlich ihm dieſe Maske immer ſeyn mag. Mit der Einfalt iſt auch die Unſchuld dahin. Es werden Empfindungen geduldet und gehägt, Gedanken verfolgt, Plane geſchmiedet, vor denen das beßre Weib erröthet. Die Sinnlichkeit gewinnt immer mehr Raum und Stärke. Man nimmt Maximen an, und erlaubt ſich Schritte, die mit der zarten Delikateſſe des Weibes unvereinbar ſind, und die natürliche Schamhaftigkeit, dieſe köſtliche Eigenthümlichkeit des weiblichen Lebens, vertilgen müſſen. Das einmal entweihte Gemüth gibt ſich immer mehr der Unſittlichkeit hin, und wird immer unfähiger zu ſolchen Gefühlen, die das Leben ehren und verſchönern. Man hat es allein dem Glück der Umſtände, der vortheilhaften Organiſation des Herzens oder der Gewalt früherer Eindrücke zuzuſchreiben, wenn ſolche Weiber nicht zur tiefſten Gemeinheit herabſinken. Für echte Liebe ſind ſie ohnehin verdorben. Der ſchönſte Schmuck der Weiblichkeit iſt ſchon bey denen verwelkt, deren Gemüth von jener feinern Art der Verliebtheit eingenommen iſt.

Je zarter das weibliche Herz iſt, und je mehr es durch echte Liebe veredelt wird; deſto leichter kann es auch verletzt, und deſto mehr muß es durch die Ausartungen derſelben verunſtaltet werden. Die Achtung der Männer wird ſich das verliebte Weib nie erwerben.

Das Verliebtſeyn bezieht ſich immer auf einen beſtimmten Gegenſtand, durch welchen es erſt hervorgebracht wird, ohne daß vorher eine verliebte Diſpoſition da zu ſeyn brauchte. Jedes Geſchlecht hat für das andre, außer den Eigenſchaften, welche Liebe erwecken, noch unzählbare Reitze, die zum Wohlgefallen, zum Bedürfniſſe des Umganges und des Beſitzes, nicht ſelten zur heftigſten Leidenſchaft ſtimmen, ohne das Herz dauerhaft feſſeln zu können. Bald ſind es Annehmlichkeiten für den Sinn, bald ſolche, welche die Einbildungskraft in ein leichtes Spiel mit intereſſanten Bildern ſetzen, bald ſind es Schönheit oder Gaben des Geiſtes, bald perſönliche Verhältniſſe, bald das Schmeichelhafte, was in der Aufmerkſamkeit gewiſſer Menſchen, oder in der Verbindung mit ihnen liegt, was uns verliebt macht. Oft wirkt dieſes alles zuſammen mit vereinigter Kraft. Oft miſchen ſich auch Züge echter Weiblichkeit oder Männlichkeit in die herrſchende Empfindung; aber ſie verlieren ſich unter dem Uebrigen, und können die Geſtalt der Empfindung nicht umändern. Mehr oder weniger verſteckt liegt indeß der gemeine Trieb dem Verliebtſeyn zum Grunde. Daher die Stärke und das Feuer der Neigung. Nur in Perſonen des andern Geſchlechtes verliebt man ſich. Das Verlangen des Verliebten iſt auch ſehr körperlich, und behält nur ſo lange den Schein der Geiſtigkeit, als die Einbildungskraft ihre Träume fortſetzt. Je ſinnlicher und üppiger jemand iſt: deſto leichter verliebt er ſich.

Zum Verlieben wird eine *rege und reiche Phantaſie* erfordert. Man ſagt daher nicht allein, jemand *ſey verliebt*, ſondern auch wohl, *er habe ſich verliebt*, zum Zeichen, daß ihm das Verliebtſeyn nicht ſo ganz von ſelbſt gekommen iſt, ſondern daß er etwas dazu gethan hat. In vielen Fällen iſt das Verliebtſeyn eine leere Affectation, vorzüglich wenn es einmal herrſchende Sitte geworden iſt, und die Maximen der Verliebten zur feinen Lebensart gerechnet werden, wie in der Ritterzeit. Oft iſt es zwar mehr als Schein, aber doch erkünſtelt. Die Beyſpiele davon, daß man ſich ordentlich anſtrengt, um ſich zu verlieben, ſind auch jetzt noch ſo ſelten nicht. Einzelne vortheilhafte Eigenſchaften würden nie die Trunkenheit des Verliebtſeyns erzeugen können, wenn nicht die Phantaſie noch manches andre hinzuthäte und alles erhöhte.

Das Verliebtſeyn iſt gewöhnlich das Werk eines *plötzlichen Eindruckes*, auf den ſich die Phantaſie in ihrer ganzen Stärke wirft. Die Erſcheinung einer Stunde, ein einziger Blick ſogar, kann einen ſonſt recht ordentlichen Menſchen zum Narren machen. Die Liebe entſteht auch oft ſchnell, aber ſie muß doch ſo viel Zeit haben, daß ſich der Charakter des Geliebten einiger Maßen äußern, wenigſtens eine Ahndung von ſich geben kann. Dafür ſteigt auch die Liebe mit der nähern Bekanntſchaft. Das Verliebtſeyn hat in jenem Momente ſein Höchſtes erreicht. Es nimmt immer mehr ab; je mehr die Phantaſie ſich abkühlt, je genauer ſich die Verliebten kennen lernen, je beſtimmter ſie mit ihren Forderungen herausrücken, und je mehr es ihnen ſelbſt deutlich wird, was ſie eigentlich wollen. Es iſt ein vorübergehender Rauſch.

Es gibt ein *Verliebtſeyn zum Zeitvertreibe*. Manche Menſchen verlieben ſich, weil ſie etwas um die Hand haben müſſen, was ihre leeren Stunden ausfüllt, und ſie durch den Wechſel froher und wehmüthiger, hoffender und fürchtender, erhebender und niederſchlagender Gemüthsbewegungen unterhält. Liebesverſtändniſſe ſind ihnen das, was andern das Kartenſpiel iſt. Sie wählen ſich entweder die Perſonen aus, in die ſie ſich verlieben wollen, oder ſie nehmen, was gerade da iſt. Verſtehen ſie ſich auf die Lebenskunſt: ſo ſuchen ſie dies Verhältniß ſo verwickelt zu machen, und ſo viele andre Leidenſchaften hinein zu ziehen, als nur möglich iſt. Sie verabſchieden den Handel mit der Leichtigkeit, womit man einen verbrauchten Zeitvertreib fahren läßt, und werden nur dann aufgebracht, wenn man ſie darin ſtören will, ehe ſie ihm ſelbſt entſagt haben; es ſey denn, daß eine ernſtlichere Neigung dazwiſchen trete, oder daß ſie Perſonen kennen lernen, die noch mehr Reitz für ſie haben, und der Sache ſo ein Ende gemacht werde.

Noch eine andre Art des Verliebtſeyns entwickelt ſich erſt *im Umgange* mit einander. Sie iſt einer längern Dauer und einer höhern Zärtlichkeit fähig, dagegen aber auch mit der echten Liebe näher verwandt. Indeß kann ſie doch nicht immer beſtehen, wenn ſie nicht in ein wirkliches Einverſtändniß der Herzen übergeht.

Das Verliebtſeyn iſt, nach der größern oder geringern Lebhaftigkeit des Temperamentes, nach der größern oder geringern Reitzbarkeit der Phantaſie, und nach der Beſchaffenheit der Vorzüge, worin man eigentlich verliebt iſt, verſchiedener Grade fähig. Es kann ſich bis zu einer Leidenſchaftlichkeit erheben, welche die Liebe nie erreicht. Die Liebe ſtimmt den ganzen Menſchen harmoniſch. Das Verliebtſeyn ſpannt ihn einſeitig an, und hebt das Gleichgewicht ſeines Gemüthes auf. Der Verliebte iſt immer unruhig. Ihm fehlt etwas, und er weiß nicht, wo er es ſuchen ſoll. Er kann nichts ordentlich verrichten. Ueberall verrückt ihm ſeine Einbildungskraft den Kopf. Ueberall vergißt er ſich, und macht etwas anders als er ſollte. Ueberall verſtößt er gegen die Lebensart, und verräth, was er verheimlichen wollte. Die Art, wie das Verliebtſeyn ſich ausſpricht, iſt nicht ſelten lächerlich, und gränzt zuweilen an Verrücktheit. Keine Leidenſchaft kann einen ſonſt verſtändigen Menſchen ſo aus der Faſſung und aus dem Gleiſe bringen, als dieſe. Keine macht ſolche Uebertreibungen und verfällt auf ſolche Thorheiten. Es laſſen ſich faſt keine Hyperbeln erſinnen, die nicht von den Verliebten ſchon längſt verbraucht wären. Sich ſtärker auszudrücken als ein Verliebter iſt ohnehin unmöglich. Es gibt keine Art von demüthigender Huldigung und von niederträchtiger Wegwerfung, die ſich nicht ein Verliebter ſchon gegen ſeine Angebethete erlaubt, keine ſo unbedingte Herrſchaft über den ganzen Menſchen, die er ihr nicht geſtattet hätte. Es iſt noch ein Glück, daß die Manie nicht lange dauert, und der verſchwundene Zauber dem Thoren Zeit und Beſinnung gibt ſich zu ſchämen.

Das Verliebtſeyn hat ſchon an ſich etwas Närriſches. Der geſunde Menſchenſinn findet es immer komiſch. Der Widerſpruch zwiſchen einer unbedeutenden Sache und dem großen Aufwande, der dabey gemacht wird, fällt gleich in die Augen. Darum hat auch die Sprache ſo viele humoriſtiſche Ausdrücke, Bilder und Neben-Ideen zur Bezeichnung des Verliebtſeyns.

Einmal in ſeinem Leben verliebt ſich wohl jeder Menſch, denn ein jeder muß doch durch die berühmte Periode im menſchlichen Leben. Manche verſtändige Menſchen wohl mehr als einmal; aber ſie lenken doch bey Zeiten wieder ein, und treiben es überhaupt, wie alles, mit Verſtand. Es ſoll ſogar gewiſſe Arten des Verſtändigſeyns geben, die zum Verlieben ſehr incliniren. So viel iſt gewiß: dieſe Leidenſchaft liegt der menſchlichen Gebrechlichkeit nahe, und mag ihr, wie manches andre, nachgeſehen werden, wenn ſie nur mit Vernunft behandelt wird, und man ihr keinen zu großen Einfluß auf den Charakter und das Leben gewährt. Bey manchen Menſchen dient das Verlieben dazu, ſie auf einmal von allem Unſinn zu befreyen, und den Durchbruch der geſunden Vernunft zu beſchleunigen.

Das hat das Verliebtſeyn vor der Verliebtheit noch voraus, daß es ſich immer nur auf einen Gegenſtand beſchränkt, während ſich dieſe an ſo viele hängt, als ſich auftreiben laſſen. Wer wirklich verliebt iſt, hält es für eben ſo unmöglich, noch für ein andres Weſen Raum im Herzen zu haben, als der Angebetheten je ungetreu zu werden, und ihre Stelle einer andern zu ſchenken. Das Letztere aber zeigt die Erfahrung bald anders. Der Wechſel iſt vom Verliebtſeyn nicht weniger unzertrennlich, als vom verliebten Weſen überhaupt.

10.

Charakter der Liebe.

So vielfach auch die Geſtalten ſind, in denen die Liebe ſich zeigt: ſo muß ihnen doch etwas Feſtes und Unwandelbares zum Grunde liegen, das ſich überall wiederfindet. Die Liebe muß *einen Charakter* haben, der durch jedes Kleid, worin ſie ſich verhüllt, hindurch ſchimmert. Alles, was im Plane der Natur liegt, hat ſeinen unzweydeutigen Charakter. Alles, was zufolge eines urſprünglichen Triebes des menſchlichen Herzens entſteht, hat eine nothwendige Richtung und Wirkungsart. Die Liebe aber gehört zur Naturbeſtimmung des Menſchen; ſie iſt unvermeidliche Aeußerung eines jeden unverdorbenen und unverſtimmten Herzens.

Dieſen Charakter der Liebe müſſen wir noch kennen lernen, um ihr hohes und geheimnißvolles Weſen vollſtändig zu faſſen.

Der Liebe iſt zwar Frohſinn eigen; aber doch nur ein ſolcher, der ſich mit ſinnigem Ernſte nicht allein verträgt, ſondern auch mit demſelben gewürzt iſt. Laute Fröhlichkeit kennt die Liebe nur in einzelnen Aufwallungen, nur dann, wenn ſie durch zufällige Umſtände veranlaßt wird: ſie iſt ihrem Weſen fremd. Der Leichtſinn iſt ihr durchaus entgegen geſetzt. Ihre Gefühle, ihre Beſtrebungen und ihre Werke geſtatten nichts Flüchtiges und Schwankendes. Alles zieht das Herz an, alles ladet zur Beſonnenheit ein, und will tief empfunden ſeyn, denn alles iſt ja vom Herzen eingegeben. Die Freude des liebenden Beglücktſeyns iſt eine ſtille in ſich gekehrte. Sie iſt darum ſo ſchön, weil ſie die ganze Seele erfüllt, und ihre geheimſten und ſanfteſten Bewegungen aufregt. Was ſchnell vorüber geht ſtimmt nicht in den Einklang der Liebe.

Was die Liebe gibt, muß ernſtlich gemeynt ſeyn: es ſoll ernſtliche Bedürfniſſe befriedigen, und in ihm liegt immer eine große Bedeutung. Leichtſinnige Menſchen ſind darum nicht ſonderlich empfänglich für echte Liebe. Wer ſtäts luſtig geſtimmt ſeyn will, der muß ſein Glück bey der Liebe nicht ſuchen. Wer mit der Geliebten, wie im Tanze, durch das Leben dahin zu ſchweben begehrt, der glaube nur ſicher, daß er ihre reine Flamme nicht kennt. Was er fühlt mag Freundſchaft oder Bedürfniß der Mittheilung ſeyn. Liebe iſt es gewiß nicht. Das iſt aber die Beſtimmung der Liebe, daß ſie den raſchen Flug des Lebens anhalten, und den unſtät umher ſchweifenden Blick auf das Innere zurück lenken ſoll. Die Liebe fixirt den Menſchen; ſie ſcheidet das Schwankende, Unhaltbare und Ueberflüſſige bey ihm aus. Der Flüchtigſte wird geſetzt und in ſich gekehrt, wenn die Liebe ſich ſeiner bemächtigt.

Die Liebe verſchmäht ſüße Tändeleyen nicht; aber ſie macht ſie auch nicht zur Hauptſache, und ſie weiß an Kleinigkeiten etwas Großes zu knüpfen. Ihre Spiele ſind heiter und leicht, aber voll Geiſt. Sie hat wichtige Sorgen, und ſie würde an ihrem Ruine arbeiten, wenn ſie dieſe je ganz vergeſſen könnte. In ihren ſchönen Planen und in ihren zarten Ueberlegungen iſt ſie über alles entzückend. Die Menſchen, welche die Stunden des liebenden Beyſammenſeyns ganz vertändeln können, betrügen ſich ſelbſt, und täuſchen einander über das, was in ihrem Innern vorgeht. Sie merken es nicht, daß ſie eine Leere ausfüllen wollen, die da gar nicht Statt finden kann, wo echte Liebe iſt.

Es gibt auch Scherze der Liebe. Aber ſie ſind keine Uebungen des Witzes, keine Ausbrüche der Laune. Die Guthmüthigkeit, die ſie eingibt, beſeelt ſie. Sie ſprechen das herrſchende, ſanfte und heilige Gefühl der Seele in neuen Formen aus. Wenn die

Liebe ſcherzt: ſo iſt ſie dabey nicht leichtſinnig oder luſtig. Es ſey denn, daß gerade ein frohes Ereigniß von außen, oder eine liebliche Erinnerung die Aufmerkſamkeit von ihrem einzigen Gegenſtande abgeleitet, und die Empfindung modificirt habe. Am wenigſten kann die Liebe ſcherzend beginnen; und die ſo genannten verliebten Neckereyen führen auch nicht weiter als zum Verlieben. In Scherze geht die Liebe erſt dann über, wenn ſie ſich in ſtille Zärtlichkeit verwandelt hat, und dem Spiele mannichfaltiger Empfindungen mehr Raum läßt.

In den Neckereyen der Liebe ſucht ſich dieſe die Wonne des Genuſſes in verſchiedenen Geſtalten vorzuführen; darum ſind ſie ſo zart und innig. Sie werden die Veranlaſſung zum ſchönſten Erguſſe des Herzens. Sie ſind eine beſtändige Rückkehr vom Spiele zum Ernſte. Die Liebe verſucht es, etwas andres zu werden, wohl gar in das Entgegengeſetzte überzugehen, um ſich zu überzeugen, daß ſie nichts anders ſeyn könne und wolle. Die Neckereyen der Buhlerey haben eine ganz andre Abſicht; darum ſind ſie auch ohne die Anmuth, die jene beſeelt; in ihnen regt ſich die Aufwallung des Uebermuthes, der ſich mit der Liebe auf keine Weiſe verträgt.

Damit hängt genau zuſammen die Zartheit der Liebe. In ihr iſt nichts Ungeſtümes und Heftiges. Ihr iſt jede Sprache verſtändlich. Sie ahndet in jedem Zeichen den Sinn des Geliebten. Sie lieſt tief in ſeiner Seele. Sie erräth ſeine leiſeſten Wünſche und ſeine geheimſten Empfindungen. Sie kommt ihm auf jedem Wege entgegen. Ueberall treffen die Gedanken der Liebenden zuſammen, und locken ſich gegenſeitig hervor. Mißverſtändniſſe ſind unter ihnen ſelten möglich. Mit der feinſten Delicateſſe, die die Kunſt lehren kann, und die doch hier die reinſte Natur iſt, wird das Verhältniß der Liebenden behandelt, und alles darin entfernt gehalten, was darin etwas Trübes und Unlauteres miſchen könnte. Alles muß hier das Einverſtändniß vermehren und die Wonne erhöhen. Hier wird nichts geduldet, was nur die kleinſte widrige Empfindung hervor zu bringen vermöchte. Nirgends wird das Unannehmliche ſo ſorgfältig vermieden, und das Widerſtreitende ſo ſchön ausgeglichen, als in der Liebe. Dieſe Zartheit iſt allem angehaucht, was die Liebe denkt. Es iſt ſinnreich, voll Geiſt, reich an ſchönen Nüancen, und doch überall den Regeln der Schicklichkeit angemeſſen, und auf das Wohl des Geliebten berechnet. Jeder Gedanke hat ſein eignes mannichfaltiges und freudiges Leben, und iſt doch auch wieder nur der einzelne Ton einer großen Harmonie.

Zart iſt die Liebe im Schonen. Nichts darf dem Geliebten wehe thun; nichts darf läſtige Erinnerungen in ihm erzeugen; nichts darf ſeine Stirne umwölken und ihn mit Sorgen quälen. Lieber duldet ſie ſelbſt alles. Zart iſt die Liebe im Fordern, ſie fordert gar nicht. Sie meynt immer, ihr werde mehr gegeben als ſie verlangen könne. Zumuthungen kennt nur die Selbſtſucht. Eben ſo zart iſt ſie im Geben. Sie will gar den Schein des Gebens nicht haben. Ihre Gabe ſoll dem Geliebten auf keine Weiſe beſchwerlich fallen, nicht von ihm als Wohlthat angeſehen werden können. Sie ſucht es auf alle mögliche Weiſe zu verbergen, auch vor ſich ſelbſt, daß ſie gibt. Am wenigſten dringt ſie etwas auf, ſinnt ſie dem Geliebten ihre Bedürfniſſe an, rechnet ſie auf Dank, oder ſucht ſie der Welt bemerklich zu machen, was ſie thut. Zart iſt ſie im Empfinden. Sie faßt alles ſo rein und ſo lebendig auf, wie es nur immer von einem weichen Herzen aufgefaßt werden kann. Nicht leicht entgeht ihr eine Aufmerkſamkeit oder ein Vorzug des Geliebten. Nicht leicht bleibt von ihr etwas unbeachtet oder unverſtanden, was er zu ihrer Beglückung thut. Zart iſt endlich die Liebe in ihren Werken und Bemühungen. Mit Zartheit ſucht ſie den Geliebten feſt zu halten, und ein immer neues Intereſſe bey ihm zu erwecken. Mit Zartheit ſchmückt ſie ſich für ihn, mit Zartheit erfindet ſie, was ihn erfreuen und ſein Leben verſchönern kann.

Sie iſt die zarteſte Empfindung des menſchlichen Herzens; darum kann ſie ſich nicht anders als mit Zartheit äußern. Das Zartgefühl hat keinen beſſern Schutz und keine beßre Pflege als die, welche ihm die Liebe angedeihen läßt.

Aus dieſem Zartgefühl entſpringt *die Schamhaftigkeit der Liebe*, und dadurch tritt dieſe mit der Sittlichkeit in eine Verbindung, die ſie mit dem höchſten Glanze beſtrahlt. Schamhaftigkeit iſt der Liebe ſo tief eingepflanzt, daß ſie ſich gar nicht von ihr trennen läßt, daß ſie dieſelbe bis ins höchſte Alter begleitet, und ſich auch bey der innigſten Vertraulichkeit wirkſam zeigt. In Gemüthern, denen dieſe Schamhaftigkeit nicht eingeboren iſt, kann die Liebe nie Platz nehmen, und wo die Schamhaftigkeit ſich verliert, da iſt auch die Liebe zu Ende.

Die Liebe erfordert ein reines Herz und einen ſcharfen Sinn für das Gute, Anſtändige und Schickliche. Wie könnte ſie ſich denn je etwas Unanſtändiges und Zweydeutiges erlauben? Wie ſollte ſie nicht alles, was die Natur oder die Convention verſchleiert haben will, auch mit der zarteſten Schonung behandeln? Wie ſollte ſie je etwas an ſich dulden, was von der Herrſchaft niederer Begierden zeugte? Wie ſollte ſie je ein unſittliches Wort ohne Erröthen und Unwillen anhören, wie ſich je bis zu unreinen Scherzen vergeſſen?

Der Liebe liegt alles daran, den Adel ihres Weſens zu behaupten, und ſich über die Macht der Sinnlichkeit zu erheben. Wie könnte ſie ſich denn den regelloſen Aufwallungen der letztern überlaſſen? Wie ſollte ſie nicht alles verbergen, was den Schein des Gemeinen und Thieriſchen hat? Nur ſo lange die Schamhaftigkeit unverletzt blieb, können die Liebenden ſich gegenſeitig achten, und für die feineren Genüſſe ihres Verhältniſſes Empfänglichkeit behalten. Die Schamhaftigkeit iſt die Grazie der Liebe. Ekel und Widerwillen trifft auch in rohen Gemüthern zuletzt alles ſchamloſe Weſen.

Die Schamhaftigkeit gehört mit zu den zarteſten Arten der Aufmerkſamkeit, welche ſich Liebende zu ihrer gegenſeitigen Beglückung beweiſen können. Nie kann in ihren Herzen etwas erwachen, was ihr entgegen wäre. Wo Natur und Erziehung ſie nicht ſchon gelehrt haben, da muß die Liebe ſelbſt ſie lehren.

Nur die gemeinſte Sinnlichkeit kann ſich über die heiligen Forderungen der Schamhaftigkeit erheben; aber auch nie ungeſtraft. Darum iſt ihre Flamme ſo bald erloſchen, weil ſie die Geheimniſſe der Natur frevelnd entweiht, und dasjenige zur Schau ſtellt, was tief im Herzen bewahrt bleiben ſollte. Selbſt feinere Wollüſtlinge laſſen deswegen der Schamhaftigkeit ihre Ehre widerfahren.

Die Schamhaftigkeit der Liebe kommt aus dem Herzen. Es iſt Eingebung des Herzens, die ſie alles, was ſich auf das liebende Verhältniß bezieht, mit dieſem Zartgefühle zu behandeln nöthigt. Die Schamhaftigkeit der Coketterie iſt leere Ziererey, künſtliche Affectation, mühſam angewöhntes und eingelerntes Weſen. Man merkt es auch bald, was ſich hinter ſie verbirgt. Alle Gewalt, die ſie ſich anthut, und alle Schlauigkeit, womit ſie ſich zu verſtecken ſucht, kann nicht verhüthen, daß die Regungen der Luſt oft auffallend hervor ſcheinen. Wenn es überhaupt mißlich iſt, mit einer Tugend zu prunken, die man nicht hat: ſo iſt dies bey der Schamhaftigkeit am allermißlichſten.

Die Liebe iſt wahr in ihrem ganzen Weſen. Keine Lüge wird in ihrem Munde gefunden. Sie iſt ja die Wahrheit der Natur ſelbſt; wie könnte ſich je unwahres zu ihr geſellen? Sie äußert nichts, was ſie nicht glaubt und empfindet. Sie kennt keine Verſtellung. Der Liebende will dem Geliebten ganz angehören, und ihm mit ſeinem eigenſten Daſeyn beglücken. Er kann durch nichts andres gefallen wollen, als durch das, was er wirklich hat und iſt. Gelänge es ihm, durch den Schein gewiſſer Tugenden Zuneigung zu erwecken: ſo könnte das unmöglich ſeinem Herzen genug thun. Er müßte es doch fuhlen, daß dieſe Zuneigung nicht ihm, ſondern dem erlogenen Weſen gelte, und daß daraus nie das Anſchließen, die Zärtlichkeit und die Wonne der Liebe entſtehen werde. Das Glück, das er verlangt, iſt das reellſte, was das Leben kennt: es darf durchaus auf keine Täuſchung gebauet werden.

Der Selbſttadel des Betrugs wird nie tiefer empfunden, als in dem Zartgefühle der Liebe. Aber dieſes Zartgefühl lehnt ſich ſchon frühe gegen alles Betrügliche auf, und geſtattet ihm keinen Raum in der Seele. Die Liebe gibt ſich mit allen ihren Fehlern hin, aber auch mit dem Beſtreben, ſie zu verbeſſern. Sie können ja doch dem Geliebten nicht verborgen bleiben. Sie meynte es mit ihm nicht redlich, wenn ſie im Stande wäre, ihm den bittern Schmerz der Täuſchung zu bereiten. Auch in gleichgültigen Dingen iſt ſie keiner Verſtellung fähig. Wo ſie ihr Herz offenbart hat, da muß ſie auch alles offenbaren, wie es iſt.

Die Liebe ſchmeichelt nicht. Schmeicheleyen ſind Künſte der Bethörung und verderben das Herz. Sie haben eigennützige Abſichten, die von der Liebe fern bleiben ſollen. Man will ſich Gunſtbezeugungen erkaufen, in die das Herz nicht einſtimmt. Man will die Eitelkeit berauſchen, um ſie zu benutzen. Es iſt unmöglich, demjenigen zu ſchmeicheln, den man achtet. Wer durch Schmeicheley zu erobern ſucht, verräth dadurch wenig Zutrauen zu ſich ſelbſt, und legt damit das Geſtändniß ab, daß er von ſeinen perſönlichen Vorzügen nicht viel erwarten dürfe. Die Menſchen, welche durch ihr galantes Weſen, durch falſche oder übertriebene Lobſprüche beym andern Geſchlechte ihr Glück machen, haben einen ſchwankenden und unzuverläſſigen Charakter, und ſind deßwegen zur ernſten Liebe wenig geeignet. Die Schmeicheley hat immer etwas unverſchämtes, und widerſpricht der feinen Delicateſſe der echten Liebe.

Nichts deſto weniger *hat die Liebe doch ihre Geheimniſſe*. Wenn ſie ſich gleich in nichts verſtellt: ſo muß ſie doch manches verbergen. Vieles muß ſelbſt dem Geliebten noch verborgen bleiben, bis das Bündniß zur vollen Reife gediehen iſt. Manche Empfindung, die das Herz des andern bewegt, muß er ſelbſt errathen. Er muß ſie in den Zügen leſen, im Betragen vernehmen, ehe der Mund ſie geſteht. Wollte das liebende Weib dem Manne, dem ſie ergeben iſt, alles ſagen, ſo müßte ihr weibliches Zartgefühl oft beleidigt, und manche ſchöne Ueberraſchung unmöglich gemacht werden. Aber es iſt weder Verſchloſſenheit noch Mißtrauen, was die Geheimniſſe der Liebe bewacht. Sie hat dieſe nur entweder weil ihre Stunde noch nicht gekommen iſt, oder weil ſie durch das ſpäte Geſtändniß deſto mehr erfreuen will. Sie hat ſogar Geheimniſſe vor ſich ſelbſt. Vieles geht im Gemüthe vor, was ſie ſelbſt nicht verſteht, und nicht verſtehen mag. Viele ihrer Empfindungen ſind ihr ſelbſt räthſelhaft, und ſie läßt ihnen das räthſelhafte Anſehen, weil ſie dadurch höher entzücken.

Am meiſten hat die Liebe Geheimniſſe *vor der Welt*. Selbſt dann, wenn ſie von dem Bekanntwerden ihres Verhältniſſes keine Nachtheile zu befürchten hat, ſucht ſie daſſelbe ſo viel als möglich der Aufmerkſamkeit der neugierigen, neidiſchen und klatſchſüchtigen Menge zu entziehen. Es iſt viel zu heilig, als daß man es der Entweihung des Pöbels, der ſo etwas gar nicht zu beurtheilen verſteht, und der daraus nur Stoff zu ſeinen ſchlechten Zeitvertreiben hernimmt, Preis geben könnte. Dazu iſt es bekannt genug, wie geneigt die Menſchen ſind, ſich, eben nicht aus den freundlichſten Abſichten, in fremde Dinge zu miſchen, wie gerne ſie Störungen und Trennungen veranlaſſen, und wie ſehr ſie andern das mißgönnen, was ſie ſelbſt nicht haben können. Wäre es indeß auch weiter nichts, als daß die Sache beſprochen wird: ſo iſt ſchon das eine hinreichende Urſache für ſie, ſich verborgen zu halten. Man weiß, was es mit dem Beſprechen, bey ſolchen Menſchen, die allem ihren gemeinen Sinn, und ihre verdorbenen Sitten leihen, für eine Bewandtniß hat. Das Glück der Liebe wird um ſo reiner empfunden, je geheimer es iſt. Das einſamſte Plätzchen iſt für die Liebe das ſchönſte und das ſüße Geheimniß wird ein neues Band, das die Herzen an einander knüpft.

Nichts geht über die Verſchwiegenheit der Liebe. Das redſeligſte Weib wird verſchloſſen, als wenn ihm die Zunge gelähmt wäre, wo es die Angelegenheiten eines Herzensverſtändniſſes betrifft. Weder Verſprechungen noch Drohungen bringen etwas aus ihm heraus. Hier iſt der einzige Fall; worin die Liebe auch heucheln kann. Der wachſamſte Aufſeher wird betrogen, den ſchlaueſten Verdacht täuſcht die Miene der Unbefangenheit, und die Scharfſichtigkeit der Medisance wird übertroffen.

Sinnreich iſt die Liebe, in der Erfindung deſſen, was den Geliebten beglücken kann, aber noch weit ſinnreicher in der Erfindung der Mittel, die Welt zu täuſchen.

Die Liebe iſt voll Zutrauen. Sie läßt keinen Argwohn in ſich aufkommen. Das Herz kann ſich nur dem ergeben, von dem es ſein ganzes Glück mit freudiger Zuverſicht erwartet. Es hat den Wehrt des fremden Herzens erkannt, und es hängt an ihm mit unerſchütterlichem Glauben. Der wahrhaft Liebende iſt überzeugt, daß er liebt, wie er geliebt wird; er müßte an der Treue ſeiner eignen Liebe zweifeln, wenn er einem Verdachte in die Liebe des andern Raum geben wollte. Die ſinnliche Begierde iſt mißtrauiſch, weil ſie der Eigennutz leitet. Die Eitelkeit wird leicht eiferſüchtig, weil ſie in der Liebe mehr die Auszeichnung als das Herz ſchätzt, und die kleinſte Gefälligkeit gegen andre, von welcher die echte Liebe nichts beſorgt, ſchon als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte anſehen muß. Der Liebende kann es gar nicht denken, daß der Geliebte etwas andres als ſein Glück wolle, weil er von ſich weiß, wie theuer ihm des Geliebten Glück — und wie bereitwillig er iſt, dieſem alles aufzuopfern.

Darum iſt aber die Liebe doch nicht ohne Unruhe. Von dem Gefühle des höchſten Glückes kann die Erinnerung an den möglichen Verluſt deſſelben nicht getrennt werden. Der Gedanke, daß man ſich doch wohl geirrt, und etwas für Liebe genommen haben könnte, was nicht mehr als Freundſchaft oder achtungsvolle Aufmerkſamkeit war, muß ſich, vorzüglich im Anfange des liebenden Verſtändniſſes, beunruhigend einſtellen. Die Schüchternheit und Schamhaftigkeit der Liebe muß öftere Mißkennungen verurſachen. Anſcheinende Kälte oder nöthige Verſchloſſenheit können das Gemüth, dem die zufälligen Urſachen davon unbekannt ſind, nicht gleichgültig laſſen. Kommen dazu Hinderniſſe, mit welchen die Liebe zu kämpfen, oder die ſie noch zu befürchten hat: ſo müſſen dadurch ihre Beunruhigungen noch vermehrt werden. Wo das höchſte Glück des Lebens auf dem Spiele ſteht, da kann man doch nicht kalt und unbefangen bleiben.

Dieſe Sorgen verlieren ſich indeß, indem die Liebenden ſich näher kommen, indem die Gewißheit, daß ſie ſich wirklich lieben, und ſich durch nichts wollen trennen laſſen, in ihnen feſter wird, und ſo das gegenſeitige Zutrauen immer mehr über alle Bedenklichkeiten ſiegt. Aber auch dann hört die Unruhe der Liebe noch nicht auf. Wie vieles kann dem Geliebten begegnen, wie manches kann ihn drücken! Er kann krank, er kann beleidigt werden, Verdruß haben, ſeine Bemühungen vereitelt ſehen, er iſt vielleicht vom Liebenden getrennt, und wer weiß, wie es ihm geht, welcher von den unendlich vielen unangenehmen Zufällen des menſchlichen Lebens ihn getroffen hat. Einmal wird der Tod das Band auflöſen, und die Liebenden für dieſe Welt auf immer von einander entfernen. Wie bald kann dies vielleicht ſeyn! Wie bald wird die jetzt glückliche Liebe nichts als Klagen haben!

Die Liebe behält ihre Unruhen und Beſorgniſſe. Ohne dieſe wäre ihre Wonne weniger entzückend. Sie ſind die Würze ihrer Freuden, und ſie gewähren der Zärtlichkeit mehr Leben, und einen rührendern Ausdruck.

Als eine ſchöne Eigenthümlichkeit der Liebe verdient auch *das ſinnige Weſen derſelben* angemerkt zu werden. Die Welt iſt ihr gleichgültig, und ſie achtet nur in ſo fern auf die Eindrücke, die ſie von ihr empfängt, als ſie dieſelben auf ſich und den Gegenſtand ihrer Leidenſchaft beziehen, als ſie daher Stoff zur Verſchönerung des gemeinſchaftlichen Daſeyns nehmen kann. Ihr Blick iſt in ſich gekehrt, und für alles verſchloſſen, was einem eiteln und gemeinen Sinne genügt. Ihre Empfindung iſt immer gefeſſelt, ihr Nachdenken immer beſchäftigt, ohne daß darum jene heftig und dieſes angeſtrengt wäre. Das Bewußtſeyn ihres Zuſtandes, der Genuß ihres Glückes, und die Sorge um den Geliebten ſind alles, was ihre Seele bewegt, aber mit der Fülle und dem Reichthum der ſeligſten Gefühle. Jedes Gefühl wird ihr, ohne ſeine Lebendigkeit zu verlieren, zum Gedanken, und jeder Gedanke vermählt ſich freundlich mit der Wirklichkeit. Das Bild des Geliebten weicht nie von ihr. Stäts hat ſie etwas an ihm zu erſpähen, für ihn zu erdenken oder von ihm zu träumen.

Das wahrhaft liebende Mädchen iſt in der Geſellſchaft einſam, wo alles aufmerkt, zerſtreut, wo alles ſich ergötzt, entweder gedrückt oder doch in ganz andre Betrachtungen verloren. Darum flieht es auch die rauſchenden Zirkel und mag keinen Theil nehmen an den öffentlichen Unterhaltungen der Freude. Es will allein ſeyn, und ſich mit fröhlichen Bildern erheitern, oder auch nur weinen, und einer wehmüthigen Sehnſucht nachhangen. Seine Welt iſt in ſeinem Herzen.

Aber dem Geliebten theilt der Liebende ſich gerne mit. Ihm ſagt er alles, was Schüchternheit und Zartgefühl ihm nicht verbiethen. Die glücklichſten Stunden in der Liebe ſind die der vertraulichen Unterhaltung und des warmen Erguſſes der Herzen. Tauſend Kleinigkeiten, die andre nicht der Aufmerkſamkeit würdigen, ſind der Liebe wichtig, und werden die Veranlaſſung zu den intereſſanteſten Eröffnungen. Was man ſchon lange gewußt hat, hört man gerne wieder aus dem Munde des Geliebten, und was man ſonſt nicht beachtet, wird merkwürdig, wenn dieſer es erlebt hat. Liebende haben ſich auch immer etwas zu ſagen; denn der Reichthum ihres Lebens iſt unerſchöpflich. Sie haben alles gemein, ſie erfahren ſo vieles, was ſie beyde angeht, oder dem Einen doch in ſo fern bedeutend wird, als es den andern trifft, und dieſen zufrieden oder mißvergnügt macht. Wie viele Gedanken gibt es hierüber zu wechſeln, wie viele Anſichten und Plane, Wünſche und Hoffnungen gegen einander aufzutauſchen? Der Liebe iſt nichts gemein; denn alles wird durch das Herz veredelt.

In der Liebe ſollen ſich die Gemüther vereinigen; wie iſt das möglich ohne gegenſeitige Mittheilung? In dieſer Mittheilung ſchließt ſich der geheimſte Sinn auf; in ihr erkennen ſich die Weſen, die für einander geſchaffen ſind; in ihr treten die Eigenſchaften, die ſie einander wehrt machen, immer klarer hervor; in ihr finden ſie ſich immer liebenswürdiger, und ſchließen ſich immer dichter an einander an; in ihr klingen die ſanften Laute der Sympathie heller, und in ihr offenbaren ſich vorzüglich die geiſtigen Charaktere der Geſchlechter, von denen das Bündniß der Liebe geknüpft wird. Die ſanfte Fröhlichkeit des Weibes und der kräftige Ernſt des Mannes fließen da zuſammen, und enthüllen das leichte und doch gedankenvolle Spiel des Lebens in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit.

Der Liebe wird alles zur Sprache. Beredter als das Wort iſt ihr oft ein Blick, ein Geſichtszug, eine Geberde und ein Händedruck. Sie ſagt oft mehr durch das tiefe Schweigen, als andre durch die längſten Reden. Sie wird ſchon verſtanden, wenn ſie ganz in den Eindruck einer Erinnerung oder eines Anblickes verloren zu ſeyn ſcheint. Die Herzen der Liebenden begegnen ſich überall, und ſind das Eine des Andern treueſter Dolmetſcher. Selbſt lebloſe Gegenſtände dienen ihr zu Zeichen ihrer Gedanken und Empfindungen. Das unbedeutendſte Geſchenk macht ſich nicht ſelten dadurch wichtig, daß es die intereſſanteſten Mittheilungen überbringt.

Aber die Sprache der Liebe iſt, wie ſie ſelbſt, zart und ernſt, keuſch und ſchamhaft, wahr und offenherzig, doch auch zur rechten Zeit verſchloſſen und bekümmert. Was ſie ausdrückt iſt ihr vom Herzen eingegeben — und nicht weniger die Art, wie ſie es ausdrückt. Die reinſte Sittlichkeit und das innigſte Wohlwollen gibt allem ſein Gepräge. Die Liebe ſpricht nicht künſtlich, aber doch ſchön; denn ſie denkt und empfindet ſchön, der herrliche Geiſt, der ſie belebt, kann nichts anders als Schönes hervorbringen. Sie affectirt nicht, aber was ſie ſagt, iſt von ſelbſt voll Anſtand. Sie übertreibt nicht, aber ihr mäßigſter Lobſpruch erfreut das Herz durch ſich ſelbſt. Sie frömmelt nicht, aber ihre Worte empfehlen von ſelbſt die Tugend. Sie ſtudirt nicht darauf, was ſie vermeiden will, aber es iſt ihr unmöglich, auf etwas zu verfallen, das übel lautet, worin Verfänglichkeit geſucht werden, was wehe thun oder ſchlechte Gedanken erwecken könnte.

Man hat auch wohl von Sonderbarkeiten und Launen der Liebe geſprochen. Aber die echte Liebe hat keine Launen. Sie iſt ſich immer gleich, und ſie hat Gewalt genug, den Einfluß eines jeden böſen Dämons abzuwehren. Die Sinnlichkeit hat ihre Launen, die bald aus einer kranken körperlichen Diſpoſition, bald aus dem drückenden Gefühl ihrer nicht befriedigten Forderungen, bald aus dem Ekel des Uebermaßes im Genuſſe, bald aus vermeynter oder wirklicher Kälte des Geliebten entſpringen, bald auch nur eine Makke ſind, durch deren Betrug dieſer noch feſter angezogen werden ſoll. Die Eitelkeit hat auch ihre Launen, um damit zu cokettiren. Sie iſt andächtig und leichtſinnig, zuvorkommend und ſpröde, offenherzig und zurückhaltend, feurig und kalt, wie ſie es zuträglich findet: denn ſie hat alles gelernt.

Der Welt muß freylich das Weſen der Liebe auch oft räthſelhaft ſcheinen, denn ſie weicht ſehr von der Sitte der Welt ab, und hat andre Meynungen, Anſichten und Gefühle als die Welt. Aber die Liebenden ſelbſt werden in dieſer Rückſicht nie Beſchwerden führen. In allen ihren zufälligen Erſcheinungen bleibt die Liebe doch ihrem wahren Charakter immer getreu.

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Zweytes Buch.

I.

Sinnliche und geiſtige Liebe.

1.

Sophron an Euphranor.

Mit unſerm Charites hat ſich eine große Veränderung zugetragen, die mich für ihn nicht wenig beſorgt macht. Was meynſt Du, was, in der kurzen Zeit, die wir von Dir getrennt leben, aus ihm geworden ſey? Nichts Geringeres als ein moraliſcher Weichling und ein toller Träumer. Sein ruhiger Sinn für die Welt und ſeine brennende Liebe zu den Wiſſenſchaften ſind dahin. Der fleißigſte, ordentlichſte Menſch hat ſich in einen unthätigen, faſelnden Phantaſten verwandelt. Die Geſpinnſte ſeiner Einbildungskraft haben ihn ſo umſtrickt, daß er nicht mehr ſieht und hört, was im Leben vorgeht. Alle Kraft ſeines Geiſtes ſcheint erloſchen zu ſeyn, oder ſich in ein ſchwärmeriſches Sehnen und in ein ſüßliches Tändeln mit den luſtigen Geſchöpfen ſeiner Imagination aufgelöſt zu haben. Gelingt es einmal, ihn zum Worte zu bringen: ſo wird man durch die abentheuerlichſten Dinge erbaut, und noch obendrein als ein Alltagsmenſch bemitleidet, wenn man dem ſublimen Weſen keinen Geſchmack abgewinnen kann; welches auch dem gutmüthigſten und gefälligſten Menſchen ſchwer fallen muß, der nicht allenfalls mit der Verrücktheit ſelbſt zu ſympathiſiren vermöchte.

Ihn zur Vernunft zu bringen iſt ſchlechterdings unmöglich. Gegen das, was wir geſunde Vernunft nennen, hägt er die tiefſte Verachtung. Für unſer Einen, der nichts Beſſeres könnte, meynt er, ſey ſo etwas immer gut genug; aber einem, der ſich, wie er, zu den Regionen des rein geiſtigen Lebens aufgeſchwungen habe, und des unmittelbaren Anſchauens des Schönen theilhaftig geworden ſey, müſſe man die trüben Brillen des gemeinen Lebens nicht mehr aufdringen wollen; man müſſe einem jeden ſeine Art zu empfinden laſſen, und ſo wenig er von uns verlange, daß wir uns zu ihm hinaufſtimmen ſollen, ſo wenig ſeyen wir berechtigt, ihm anzuſinnen, daß er ſich zu uns herabſtimme. In der That, er würde um ſeine Selbſtgenügſamkeit und um ſeinen Göttergenuß zu beneiden ſeyn, wenn es ſo bleiben könnte, und wenn man für ſeine Brauchbarkeit und für ſein künftiges Schickſal dabey nichts zu befürchten hätte.

Du errähſt wohl von ſelbſt, daß die Liebe an dieſer Ueberſpannung ſchuld ſey. So iſt es wirklich. Er liebt, und zwar ſo ätheriſch, und ſo frey von dem Einfluſſe alles deſſen, was die Sinne afficirt, als es in dem Zuſtande der Entkörperung, wo die Seelen ſich unmittelbar berühren und in einander fließen, möglich ſeyn mag. Es iſt nichts als die geiſtige Schönheit, die Unſchuld und Güte des Herzens, der heilige unentweihte Sinn, worin ſich die Klarheit einer andern Welt abſpiegelt, was ihn an ſeine Serena — ſo heißt die Engelreine, die, ſo romanhaft wie er, von der ſchlechten Erde nichts als ihren Mondſchein, ihre Blumendüfte und ihre Sommernächte brauchen kann — feſſelt.

Darum ruht ſein Blick ſo lange auf ihrem ſchönen Geſichte, weil er darin die Züge der herrlichen Seele verkörpert findet. Darum ſchaut er ihr mit trunkenem Entzücken ins ſchmachtende Auge, weil er darin die wehmüthig ſüße Sehnſucht nach dem Unendlichen und die innige Andacht eines unbefleckten Gemüthes liest. Darum hängt er an ihren zarten Lippen, weil um ſie das Lächeln der Seligen ſchwebt, und in ihnen der Himmel des Herzens ſich öffnet. Wäre er je einer gröbern Begierde fähig: ſo würde er vor Scham vergehen, wenn er die leiſeſte Regung derſelben, in der Gegenwart des geliebten Mädchens, oder bey der Erinnerung an ſie, könnte aufkommen laſſen.

Die Art, wie ſie mit einander umgehen, iſt ſo unſchuldig, als ſie nur gedacht werden kann. Sie nennen es freylich Liebe, was ſie für einander empfinden. Es ſoll aber eine Liebe ſeyn, wie ſie nur in der Freundſchaft gefunden wird. Sie würden es ſehr übel nehmen, wenn man eine Beziehung auf ſinnliche Vereinigung hinein legen wollte. Von Ehe iſt wohl nie unter ihnen die Rede geweſen. Sie ſcheinen an dem Einverſtändniſſe ihrer Herzen ſo ganz genug zu haben, daß eine weitere Forderung, oder ſchon der Gedanke an etwas Weiteres, ihnen eine Entweihung desſelben ſeyn müßte. Sie glauben zu einem Weſen des eignen Geſchlechtes in dasſelbe Verhältniß treten zu können, wenn ſich nur eins von dieſer Vollkommenheit und innern Verwandtſchaft zu ihnen fände.

Stunden lang ſitzen ſie, Hand in Hand, neben einander; Stunden lang gehen ſie neben einander her, und ſprechen kein Wort. Tiefe Seufzer ſind das Einzige, was man von ihnen hört. Ein ſeelenvolles Begegnen ihrer Blicke das Einzige, woran man merkt, warum ſie beyſammen ſind. Einer iſt dem Andern das Organ, wodurch er die Natur verſteht; aber nicht anders als in wunderbarer Sympathie der Seelen.

Wann man ſie ſo ſieht, ſollte man ſagen, ſie könnten auf dieſe Weiſe mehrere Jahre fortleben, ohne ſich nur einen Kuß zu erlauben. Wenn ſie ſprechen, ſo geſchieht es nicht anders als im höchſten Entzücken; das Uebermaß ihrer Empfindungen ſcheint ſie fortzureißen.

Ob ſie das wirklich empfinden, was das trunkene Auge, die hyperboliſchen Worte, und das ganze überſpannte Weſen ausdrücken, ob ſie dieſe Empfindungen in ſich erkünſteln, oder gewaltſam von ſich erpreſſen, oder ob alles nur leere eingelernte Grimaſſe iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Wenigſtens ſind es Empfindungen, wie ſie kein andrer Menſch hat. Man begreift nicht, wo ſie den Stoff dazu hernehmen. Sie bewundern einander wie überirrdiſche Weſen, ſie wiſſen ſich nicht ſtark genug zu ſagen, was ſie einander ſind; und man merkt gar nicht, daß ſie etwas an einander haben, als das Sehen und Loben.

Je länger ſie es treiben, deſto ärger wird es. Unſer Charites geht dabey zu Grunde. In ſeinen Arbeiten wird er unordentlich. Man findet ihn immer zerſtreut, und ſelten bey dem, was er zu verrichten hat. Seine Bücher ekeln ihn an. Romane und Elegien ſind das Einzige, was man noch bey ihm findet. Uebrigens geht er bald wie ein Träumer umher auf der Stube, oder auf einſamen Spaziergängen; bald heckt er verliebte Grillen aus, und bringt ſie zu Papiere. Dabey correſpondirt er ſehr ſtark mit dem Monde, und weiß davon die wunderlichſten Dinge zu erzählen. Man bleibt unſchlüſſig, ob man darüber lachen oder weinen ſoll. An Luſtbarkeiten nimmt er keinen Antheil. Nichts iſt ihm mehr zuwider als das Geräuſch. Nichts ſucht er angelegentlicher als die Stille. Niemand iſt glücklicher als er, wenn er ſich ungeſtört ſeinen Phantaſien überlaſſen, und ſich in dem Wonnemeere ſeiner geiſtigen Liebe berauſchen kann. Seine Freunde vernachläſſigt er. Sie ſind ihm gemeine Menſchen, die von dem Zuſtande eines Herzens, welches das Leben der Himmliſchen in ſich geſogen hat, keine Ahndung beſitzen. Wer es nicht ganz verderben will, muß ſich nur nicht um ihn bekümmern.

Das Schlimmſte iſt, daß er nicht allein ſeine Bildung verſäumt, ſondern ſich bis zur höchſten Verkehrtheit, bis zur völligen Unbrauchbarkeit für die Welt verbildet. Nach ſeinen überſpannten Begriffen beurtheilt er alles; er behandelt alles mit der tiefſten Verachtung, was dieſen nicht entſpricht, und zeigt gegen alles, was ihnen keine Nahrung gibt, die größte Gleichgültigkeit. Von ſeinem Charakter ſcheinen wirklich nur noch einige Trümmer da zu ſeyn. Und wo ſoll es mit dieſen verſchobenen Anſichten, mit dieſer exaltirten Art zu denken und zu empfinden hinaus? Welcher reelle Gewinn iſt dabey für die Zukunft zu hoffen? Wie unglücklich wird Charites ſich fühlen, wenn das luſtige Gewebe, das ſeinen Himmel trägt, und das doch nicht immer halten kann, zerreißt? Möchte immerhin in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande vieles übertrieben ſeyn: dies könnte dem jugendlichen Hange zum Idealiſiren, der ſich mit der Zeit wohl von ſelbſt verliert, wenn man überall auf die Bemerkung geſtoßen wird, daß es in der Welt ganz anders ausſieht als im Kopfe, zu Gute gehalten werden; wenn es nur überhaupt ſo etwas gäbe, als ſeine geiſtige Liebe ſeyn ſoll, wenn es damit nur etwas mehr als Schwärmerey — und wenn dasjenige, was in der Liebe weſentlich und bleibend iſt, nur etwas andres als bloße Sinnlichkeit wäre.

Ich wenigſtens kann mir von einer geiſtigen Liebe keinen Begriff machen. Worauf ſoll ſich dieſe Liebe beziehen? Was ſoll ſie wecken und halten? die ſchwankenden, vielleicht gar inhaltsleeren, Floskeln und ſentimentalen Tiraden von Seelenſchönheit und dergleichen erklären nichts. Weiß uns denn wohl Einer von jenen Ueberglücklichen zu ſagen, worin dieſe Seelenſchönheit beſtehe? Das müßten ſie doch können, wenn es nicht etwas bloß Erträumtes ſeyn ſoll. Sind es glänzende Eigenſchaften des Geiſtes, Verſtand, Witz, Herzensgüte? Man müßte nicht wiſſen, wie viel dieſe

Dinge gewöhnlich in der Welt gelten, um zu glauben, daß ſie eine ſo mächtige Leidenſchaft, als die Liebe iſt, erzeugen können. Warum entſteht denn keine Liebe zwiſchen Perſonen von demſelben Geſchlechte, die jene Eigenſchaften an ſich finden? Warum bringen ſie es hier nicht weiter als zu der unvergleichlich kältern, ruhigern und ernſthaftern Freundſchaft? Geiſtige Vorzüge verknüpfen vielleicht mit der Liebe die Achtung. Aber die erſtere entſpringt doch aus ganz andern Quellen. Wenn das Feuer der Sinnlichkeit ſich abgekühlt hat, wie traurig ſieht es dann mit der Liebe aus? Entweder gar nichts, oder bloß die Achtung, die wir dem Geiſte und den Sitten zollen, bleibt zurück.

Die Schönheit mag allerdings zur Liebe etwas beytragen. Aber ſie thut es wahrlich allein nicht, und ſcheint in vielen Fällen an dem Eigenſinne der Liebe ihre ganze Gewalt zu verlieren. Der ſinnliche Reitz, der weiche, üppige Körperbau wirkt gewöhnlich mehr, als die regelmäßigſte Form und die zarteſte Harmonie aller Theile.

Die Entwickelung der Liebe hält genau gleichen Schritt mit der Entwickelung der körperlichen Begierde, mit ihr erwacht ſie, und mit ihr vergeht ſie wieder. Sie iſt ſo lebhaft wie dieſe, ſo warm wie das Blut, ſo romantiſch als die Phantaſie, die ſich hiermit vereinigt. Was kann augenſcheinlicher ſeyn, als daß ſie die verſchönerte Begierde ſelbſt iſt?

Zuletzt macht die Sinnlichkeit doch auch immer ihre Rechte geltend. Die geſpannteſte Sentimentalität ſinkt frühe oder ſpät erſchlafft in ihre Arme. Es wird den Verliebten immer einleuchtender, daß man doch von Luft und Mondſchein nicht lebt. Sie werden des ewigen Anſchauens endlich ſatt, und verlangen nach etwas anderm: Die Hülle wird immer durchſichtiger, bis ſie endlich ganz und gar abfällt.

Die geprieſene Sympathie, die in der Liebe ſo große Dinge thun ſoll, kann ich auch nicht wohl für mehr als eitle Träumerey halten. Das Herz ſteht ſchon in Flammen, ehe hiervon nur eine Ahndung da ſeyn konnte. Die meiſten Ehen, welche die Liebe geſchloſſen hat, ſind auch nicht dazu geeignet, dieſer Sympathie das Wort zu reden. Wenn die Sympathie ſie zuſammen halten müßte, dann wäre es traurig um ſie geſtellt.

Bey unſerm Charitek wird ſich die Sache nicht anders verhalten. Gewiß iſt es verſchleierte Sinnlichkeit, was ſeinem vermeynten rein geiſtigen Verhältniſſe zu Serena zum Grunde liegt, deſto mehr beſorge ich für ſeinen Charakter. Dieſe Sinnlichkeit wird ſich bey ihm rechtfertigen, und ſich ſeiner immer mehr bemächtigen. Die Kultur derſelben wird ihr eine unbeſiegbare Stärke geben. Ich fürchte auf dieſem Wege mehr für ihn, als wenn er ſich gemeiner Ausſchweiſung ergeben hätte, von welcher ihn ſein beßrer Genius gewiß bald zurück rufen würde. Hier muß ihn die Mengerey der Empfindungen verderben; alle Kraft ſeines Lebens muß ſich in dieſe verfeinerte Sinnlichkeit auflöſen, und mit ihr nachher zur gröbern herabſinken. Er wird immer mehr ein phyſiſcher und moraliſcher Weichling werden. Jede Art der Schwärmerey iſt auch ſchon Schwelgerey.

Gewiß wünſcheſt Du eben ſo ſehr als ich ihn zu retten. Was ſoll man mit ihm anfangen? Gründe hört er nicht; auf das Raiſonniren läßt er ſich nicht ein. Für alles, wodurch man ihn zerſtreuen könnte, hat er den Sinn verloren. Wenn noch etwas an ihm auszurichten iſt: ſo wirſt du es vermögen. Ertheile mir bald deinen Rath.

2.

Euphranor an Sophron.

Was Du mir, theurer Sophron, von unſerm Charites meldeſt, hat mich nicht ſehr befremdet. Es war voraus zu ſehen, daß es ſo kommen würde. Sein weiches Gefühl, ſeine arbeitſame Imagination, ſeine überſpannten Begriffe und ſeine hohe Sentimentalität hatten den Keim ſchon lange genährt, der jetzt ſeine Hülle ſprengt. Er gehört zu den Menſchen, bey welchen Natur, Erziehung und Schickſal gemeinſchaftlich dahin gewirkt haben, ihre Aufmerkſamkeit vom Aeußern abzulenken, und ganz auf das Innere zu richten. An der idealiſchen Welt, worin er jetzt lebt, hat ſein inniges Gemüth ſchon lange gearbeitet, und es bedurfte nur noch des letzten Zauberſchlages, um ſie in voller Entfaltung an das Licht treten zu laſſen. Dazu war ein Mädchen, wie Serena ganz geeignet.

Ich kenne dieſe Serena. Sie hat ein gutes, nur zu empfängliches Herz. Sie iſt durch eine verkehrte Erziehung und durch Romanenlektüre verbildet. Ihre herrlichen Anlagen haben nicht ganz verwüſtet werden können. Aber ein glückliches Weib wird ſie nie werden. Die weibliche Schwärmerey, wenn ſie dieſe idealiſche Richtung genommen hat, iſt nur auf Koſten des moraliſchen Charakters heilbar. Ein liſtiger Verführer kann aus den empfindelnden Geſchöpfen alles machen.

Für unſern Charites bin ich weniger beſorgt. Er wird es in den überſinnlichen Regionen nicht lange aushalten. Sein entſchloſſener Wille wird verhüthen, daß er kein Weichling wird. Sein geſunder Verſtand und ſein kräftiges Gefühl werden ihn wecken. Es iſt in ihm alles zu klar und zu geſchieden, als daß es mit ihm je zu der gefährlichen Mengerey der Empfindungen kommen könnte, die alles in phyſiſche oder ſittliche Ueppigkeit auflöst. Er hat das Große im Leben zu feſt ins Auge gefaßt, als daß er es je über einer romanhaften Tändeley im Stande wäre zu vergeſſen. Mit der Zeit muß ihm dieſe zum Ekel werden; er muß die Nichtigkeit aller ſeiner Träume ſelbſt einſehen. So wird ſeine Verirrung ihn läutern und gediegener machen.

Es iſt etwas ganz andres, wenn fade, geiſtloſe Menſchen auf dieſes herzbrechende Weſen verfallen, bey welchen es allerdings eine leere Grimaſſe bleibt —

und wenn die unreifen Gedanken oder die exaltirten Empfindungen eines Mannes von Kopf und Herz darin ausbrechen. An jenen iſt nichts zu verderben, und dieſe kehren um.

Mein Rath wäre daher, ihn dieſes Weſen ſo lange treiben zu laſſen, bis er deſſen ſelbſt ſatt hat. Freylich, er verſäumt ſeine Arbeiten und wird unordentlich. Aber er hohlt das alles wieder ein. Die zurück gehaltene Kraft wirkt deſto nachdrücklicher, wenn ſie ſich wieder in Freyheit geſetzt hat. Das Lehrgeld einiger verlornen Monathe muß jeder einmal an irgend eine Narrheit entrichten.

Vor allen Dingen hüthe man ſich, mit ihm von ſeiner Leidenſchaft zu ſprechen, oder ſie mit Gründen zu bekämpfen. Dies muß ſie mehr entflammen. Der Widerſpruch reizt, wie das Verboth der Begierde. Sie wird deſto hartnäckiger, je mehr man ihr darein redet. Sie zieht aus den Kämpfen mit ihren Gegnern noch lange Nahrung, wenn ihr Gegenſtand ſelbſt ihr keine mehr gewährt.

Das Einzige, was man noch bey ihm thun könnte, wäre; zufällig Erinnerungen an die vorige Zeit, an ehemalige Verhältniſſe, Beſchäftigungen und Ausſichten bey ihm anzuregen. Dies würde ihn vielleicht zu heilſamen Vergleichungen veranlaſſen, die, nach mehreren Rückſichten, oft wiederhohlt, gewiß nicht ohne

Erfolg bleiben können. Dabey könnte man ſein moraliſches Gefühl, dem ich immer noch viel zutraue, durch nahe liegende Vorfälle zu intereſſiren, und ihn in Lagen zu bringen ſuchen, die Beſonnenheit und Selbſtkraft erfordern. Es iſt ſchon viel, wenn er nur nicht gegängelt wird. Vielleicht kann gar ſeine Leidenſchaft ſelbſt gegen ihn gebraucht werden, welches ich ſeinen Freunden, die ihn umgeben, überlaſſen muß. Dabey iſt aber große Behutſamkeit nöthig, weil hier die entgegengeſetzten Wirkungen nahe beyſammen liegen.

Ich bin mit Dir darin einverſtanden, daß es mit der vielfach geprieſenen rein geiſtigen Liebe nicht mehr und nicht weniger als Schwärmerey iſt. Man findet ſie auch nur in den Jahren, wo die Phantaſie in ihrer vollen Blüthe ſteht, und die Empfindungen des Herzens entweder größten Theils beſtimmt, oder doch ſo modificirt, daß ſie den Gegenſtänden der wirklichen Welt nicht mehr entſprechen, und wo das Körperliche und Geiſtige am Menſchen ſich in ſeinem Bewußtſeyn ſo innig vermiſchen, daß dieſes faſt immer mit jenem verwechſelt wird.

Der Menſch iſt Leib und Seele. Der erſtere beſteht nicht weniger eigenſinnig auf ſeinen Forderungen als die letztere. Man mag ſich noch ſo hoch hinaufſtimmen, und ſich mit noch ſo vieler Anſtrengung in der Höhe zu halten ſuchen: die Erde läßt uns doch nicht los. Man muß der Natur ihren Tribut bezahlen. Die Stunden der feinſten Sentimentalität ſind oft die gefährlichſten Verſuchungsſtunden der Liebe. Und diejenigen, die auf uns andre oft ſo verächtlich herabſehen, und uns um unſre rohe Natur nicht genug bemitleiden können, erfahren es in der Regel nur zu frühe, daß ſie auch Fleiſch und Blut haben, wie wir. Die Sinnlichkeit iſt ein nothwendiger Theil unſers Menſchenweſens; durch ſie müſſen wichtige Zwecke ausgeführt werden; die Tugend ſelbſt verlangt nur ihre weiſe Beherrſchung — nicht ihre unmögliche Unterdrückung. Man kann ſich wohl eine Zeit lang von ihr losreißen, aber ſich nie mit ſeinen Wünſchen und Forderungen ganz über ſie erheben. Ihre Triebe ſind uns ſo tief eingepflanzt, daß an der Ausrottung derſelben wohl ewig vergebens wird gearbeitet werden. Ich möchte den ſublimen Weiſen ſehen, der ſich ſtäts gegen die weiblichen Reitze im Gleichgewichte behauptet hätte, den der Umgang mit Weibern nie anders als durch ihre Seelenſchönheit intereſſirte, und der, ſelbſt im geiſtreichſten Verhältniſſe mit Weibern, ſeine Sinnlichkeit immer aus dem Spiele halten konnte.

Gewiß ſieht auch unſer Charites in dem ſchönen Gefühle, in dem ſchmachtenden Auge und den zarten Lippen ſeiner Serena noch etwas mehr als die herrliche Seele, die wehmüthig ſüße Sehnſucht nach dem Unendlichen, die ewige Andacht des Gemüthes, und den Himmel des Herzens. Schwerlich würde er das alles in einem unförmlichen Geſichte, und in häßlichen Zügen finden. Schwerlich würde ihn das alles an einem weniger reitzenden Mädchen ſo bis zur höchſten Schwärmerey entzücken. Ich traue ſeiner Aufrichtigkeit alles zu. Aber im Hintergrunde ſeiner Seele geht vieles vor, was er ſelbſt nicht weiß, und nicht wiſſen kann, weil er ſich die Mühe nicht genommen hat, ſeine Empfindungen zu zergliedern. Die tiefen Seufzer, und die ſeelenvollen Blicke, mögen auch noch wohl etwas andres bedeuten, als er denkt, und an den enthuſiaſtiſchen Ausbrüchen des Gefühls mag das warme Blut einen nicht geringen Antheil haben. Ob ſie an dem Einverſtändniſſe der Herzen ſo ganz genug haben, darüber wird die Zeit die beſte Auskunft geben. Ich bin feſt überzeugt: wenn der Ueberdruß ihr Verhältniß nicht früher zerſtört: ſo finden ſie ſich bald an einer Stelle, wo ſie ſich nie vermuthet hätten.

So lange wir Erdenbürger bleiben, wird ſich dem Geiſtigen immer etwas Sinnliches beymiſchen müſſen, wenn es auf die Dauer lebhaft intereſſiren ſoll. Das Geiſtige iſt uns doch zu fremd und zu einfach, als daß es unſer Herz, welches immer vom Sinnlichen angezogen und beſchäftigt wird, ganz feſſeln könnte, wenn es ſich dieſes Sinnliche nicht zu befreunden weiß.

Ich glaube gar behaupten zu dürfen, daß diejenigen Menſchen, die ſo viel von einer geiſtigen Liebe träumen, von der echten Liebe, welche Herzen an Herzen zu einem unzertrennlichen Bunde knüpft, am weiteſten entfernt ſind, daß ſie von dieſer Liebe nie etwas empfunden haben, und daß dasjenige, was ſie dafür halten, nichts als verſteckte Sinnlichkeit iſt, die denn auch hier und da deutlich genug unter der Hülle hervorſchimmert.

Die wahre Liebe feſſelt den ganzen Menſchen, und ihr iſt nichts mehr entgegen, als Einſeitigkeit. Sie hat nichts zu verbergen; denn das Sinnliche an ihr iſt durch das Geiſtige veredelt. Aber die Sinnlichkeit darf ſich nicht in ihrer rohen Geſtalt zeigen; darum ſchmückt ſie ſich mit fremden Kleidern, und verläugnet gerne ihre ganze Natur, wenn ſie kann. Sie gewinnt dabey ein ſo reitzendes Anſehen, und weiß ſich vor dem moraliſchen Gefühle ſo gut zu rechtfertigen, daß ihr Genuß in der Verfeinerung ſehr beträchtlich erhöht werden muß. Du wirſt daher finden, daß bey den Verehrern der geiſtigen Liebe, die Sinnlichkeit zwar verfeinert, aber überaus mächtig iſt, daß ſie keine willigere Sclaven hat als jene, ſo bald ſie ſich einen Anſtrich von Sentimentalität zu geben weiß. Es iſt eigentlich ein Schleichhandel, den Sinnlichkeit und Verſtand in ihnen treiben. Eben ſo willig als ſich die erſte in die Formen des letztern ſchmiegt, eben ſo willig bequemt ſich dieſer auch jener wieder an, wenn er bey den geiſtreichen Wollüſtlingen etwas gewinnen will.

Ich ſtimme Dir vollkommen bey, wenn Du Dir unter der angeblichen Seelenſchönheit nichts denken kannſt. Es iſt wohl nichts dabey zu denken. Tugend ſoll es nicht ſeyn; dieſe erweckt Achtung, aber nicht Liebe. Auch nicht Geiſt, Talent, Geſchmack oder Witz. Es ſoll etwas ſeyn, das noch höher und himmliſcher iſt als dieſes alles, was ſanſtere und ſüßere Empfindungen erweckt, was die Herzen magiſcher anzieht und in einem höhern Grade beſeelt — ein Nachklang von den Tönen einer andern Welt. Nimmt man von den Ausdrücken, worin die Empfindſamen dieſe Seelenſchönheit beſchreiben, die poetiſchen Bilder weg: ſo iſt gar nichts mehr da. Am Ende reduzirt ſich alles auf ſinnliche Reitze, welche die Phantaſie ſo dicht mit ihren Blumen umwunden hat, daß ſie darunter gar nicht mehr erkannt werden.

Aber darin kann ich Dir unmöglich beyſtimmen, daß die Liebe überhaupt nichts als Sinnlichkeit ſey. Ich glaube an eine wahre, beßre Liebe, die ſich zwar nicht anmaßt, rein geiſtig zu ſeyn, die den Antheil der Sinnlichkeit nicht zu verläugnen verlangt, wozu aber doch ein edleres Prinzip mitgewirkt, die ſogar von dieſem edlern Prinzip ihr Weſen hat. Die Fälle, wo von der angeblichen Liebe nichts als Sinnlichkeit übrig bleiben würde, wenn man ſie von allen Zuthaten einer berauſchten Phantaſie entkleiden könnte, mögen freylich wohl die häufigern ſeyn. Doch zeigt ſich nicht ſelten die Liebe in einer Reinheit und in einer Würde, die ſie unmöglich von einem körperlichen Triebe kann empfangen haben.

Was bloß vom Sinnlichen kommt, verläugnet ſeine gemeine Natur nie ganz, ſo viele Mühe man ſich auch geben mag, ſie zu verſtecken. Das Sinnliche, das durch nichts Geiſtiges veredelt ward, macht ſich immer verächtlich. Aber es gibt eine Liebe, die wir nie ohne Verehrung betrachten können. Es gibt eine Liebe, die, mit unſrer moraliſchen Natur nahe verwandt, die Tugend nachdrücklich unterſtützt; die mit ihrem Geiſte innigſt befreundet und die Ausübung der ſchönſten Pflichten erleichtert; die mehr als alles das Herz vor ſträflichen Begierden ſchützt, und die in etwas ganz anderm als in dem Kitzel gemeiner Luſt oder in romanhaften Tändeleyen ihre Nahrung ſucht. Es gibt eine Zärtlichkeit, die uns durch ihren ſanften ſtillen Charakter und doch zugleich durch ihre Wärme entzückt; die, der höchſten Innigkeit fähig, doch nichts übertreibt; die ganz Empfindung iſt, und ſich doch durch reelle

Vorzüge ihres Gegenſtandes zu rechtfertigen weiß; die in Werken der Liebe nicht ermüdet, und bis an das Ende ausdauert; die ſich für den Geliebten in Sorge und Arbeit verzehrt; die ſich ganz für ihn aufopfern kann, und nie vermindert wird. Das läßt ſich nicht aus der Sinnlichkeit erklären. So weit bringt es die ſtärkſte Anſpannung der Phantaſie nicht.

Die Liebe, die uns an beſſern Menſchen rührt, muß einen höhern Urſprung haben. Eine Leidenſchaft, die ſo herrliche Wirkungen hervorbringt, kann nicht aus dem ſchlechten Boden der Sinnlichkeit entſproſſen ſeyn.

Wenn in der Sinnlichkeit etwas liegt, was die Menſchen zur Vereinigung leitet; warum ſoll ihm nicht im Geiſte etwas correſpondiren? Warum ſoll nicht auch hier etwas die Gemüther für einander intereſſiren, und das Bedürfniß des nähern Anſchließens werden? Warum ſoll der Geiſt, der ſonſt ſeine Vortrefflichkeit überall behauptet, hier gerade zurück ſtehen, der in alle Angelegenheiten der Menſchen ſeinen Einfluß äußert, hier ausgeſchloſſen ſeyn? Oder iſt etwa das zärtliche an einander Hangen, das innige Ergeben ſeyn, das Leben für einander nicht vortrefflich genug, um ſich der Aufmerkſamkeit des Geiſtes wehrt zu machen? Freylich, eine ſolche Vereinigung, wie diejenige iſt, wornach die Begierde ſtrebt, kennt der Geiſt nicht.

Aber gibt es nicht auch eine andre, die im Austauſche der Gedanken und Empfindungen, im Gemeinhaben des innern Lebens und aller ſeiner ſüßen Geheimniſſe, die im gegenſeitigen Rath und Troſt, in gegenſeitiger Unterſtützung und Aufrichtung beſteht, die ihre Freuden aus dem Sichtbarwerden liebenswürdiger Gemüthseigenſchaften ſchöpft?

Wenn es möglich iſt, daß zwey Menſchen in ihren Charakteren einiger Maßen übereinſtimmen, muß dann dieſe Uebereinſtimmung nicht mit Wohlgefallen empfunden werden, und muß dieſes Wohlgefallen ſich nicht um ſo viel mehr der Wonne nähern, je größer dieſe Uebereinſtimmung wird? Iſt es aber nicht der Geiſt, der dieſe Harmonie empfindet, dem das Bedürfniß der Harmonie einwohnt, und den die Betrachtung der Harmonie vergnügt? Schon in der Natur des Geiſtes liegt die Anlage zur Liebe, und um ſie zu läugnen, müßte man das Weſen des Geiſtes ſelbſt läugnen. Die Luſt, die ihm das Lebloſe gewährt, muß ihm noch vielmehr das Lebendige und Beſeelte gewähren. Wenn die Einheit im freyen Spiele der Geſtalten entzückt: ſo muß dieſe Einheit in den mannichfaltigen und freyen Bewegungen zweyer verwandten Herzen ihn noch mehr entzücken. So lange man noch etwas Geiſtiges im Menſchen anerkennt, wird man ihm ſeinen Antheil an der Liebe nicht abſprechen können. Der Geiſt darf nur in die Lage kommen, worin ſich ſeine Kräfte ungehindert zu entwickeln vermögen: ſo wird in ihm von ſelbſt ſchon das Bedürfniß der Liebe erwachen. Wenn keine einzige Erſcheinung für die Wirklichkeit einer geiſtigen Liebe zeugte: ſo würde die Natur des Geiſtes ſelbſt ſchon dafür zeugen.

Die Schönheit allein weckt freylich noch keine Liebe. An dem Eigenſinne der letztern wird oft ihre ganze Gewalt zu Schanden. Bey den meiſten mag der ſinnliche Reitz ungleich mehr wirken. Daraus folgt nicht, daß von dieſem alle Liebe komme. Es folgt nichts weiter, als daß die meiſten nur einer ſinnlichen Liebe fähig ſind. Es gibt aber noch ein Drittes, das, edler als die Schönheit, ſtärker als aller Reitz, die Herzen feſſelt, das oft die roheſten Gemüther beſänftigt, und ſelbſt diejenigen, die ſonſt nur dem Zuge des Reitzes nachgehen, nicht ganz gleichgültig läßt — die Grazie.

Ein Auge voll Leben und Sanftheit, ein Geſicht, auf dem ſich das ſchüchterne Verlangen ausdrückt, eine Geſtalt, die auch in der Ruhe zu ſchweben ſcheint, Bewegungen, die, den ſtrengſten Forderungen der Harmonie und des Anſtandes angemeſſen, doch nicht den mindeſten Zwang verrathen, in denen überall die Fülle und Klarheit einer reichen und ſchönen Seele ſich offenbart, ſind ihrer ſiegreichen Eindrücke auf unſer

Herz immer gewiß. Wir können das Weſen, das damit ausgeſtattet iſt, nicht anſehen, ohne das innere Geſtändniß, daß wir in ſeinem Beſitze das höchſte und reinſte Erdenglück haben würden, ohne uns von den zärtlichſten Empfindungen und von dem ganzen Verlangen der Liebe durchdrungen zu fühlen. Das iſt doch wohl keine Sinnlichkeit.

In der Grazie redet der Geiſt zum Geiſte. Sie kommt vom Geiſte, und wird auch nur vom Geiſte verſtanden. Was uns an ihr rührt, iſt nicht das Sichtbare und Körperliche, ſondern das Unſichtbare und Geiſtige, das ſich in jenem abbildet, das Gleichgewicht der Neigungen, das ſich im Gleichgewichte der Bewegungen offenbart. In die ſinnlichſte Liebe miſcht ſich etwas Geiſtiges, wenn Anmuth die Liebenden ſchmückt. Der reitzendſte Gegenſtand, der nichts weiter iſt als reitzend, wird uns ſogar widerlich, wenn er neben der Grazie ſteht.

Es bedarf daher auch jener erträumten und unverſtändlichen Schönheit nicht zur Möglichkeit einer Liebe, die mehr als ſinnlich iſt. Es iſt der eigenthümliche Charakter des weiblichen Geiſtes, der ſich in der Anmuth — wie der des männlichen in der Würde — ausſpricht. Weil im Weibe das Zarte und Sanfte, im Manne das Feſte und Starke herrſcht; darum müſſen beyde ſich ſuchen und lieben; darum iſt in beyden das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, und einander zur Darſtellung vollkommner Menſchheit zu ergänzen. Zum Weibe wird der Mann durch ſeine Freundlichkeit und Milde, durch ſeinen weichen Sinn, durch ſein inniges Gefühl, durch ſeine herzliche Güte, durch ſeine ſchonende Gelindigkeit, durch ſeine zärtliche Aufmerkſamkeit auf andre, durch ſeine unnachahmliche Unterhaltungsgabe, durch ſeinen unerſchöpflichen Erfindungsgeiſt, durch ſeine Beſcheidenheit, Demuth und Reſignation, durch ſein munteres, und doch auch ſtilles Weſen — das Weib zum Manne durch ſeinen tiefen Blick, durch ſeinen eindringenden Verſtand, durch ſein umfaſſendes Vermögen, durch den Ernſt ſeines Denkens, die Energie ſeines Wollens, durch die Kraft ſeines Wirkens, durch ſeine Groſmuth und Selbſtſtändigkeit, an der es immer Stütze und Schutz haben wird, durch ſeinen Muth und Unternehmungsgeiſt, durch die Hoheit ſeiner Denkart und durch den edeln Trotz, den er dem Unrecht entgegenſetzt, in Liebe hingezogen. Beyde finden in einander, was ſie zum vollen Genuſſe eines befriedigten Daſeyns bedürfen. Wie ihre Körper für einander organiſirt — ſo ſind ihre Geiſter für einander gebildet. Sie können in jeder Hinſicht nur Ein Leben haben; ſie müſſen alles mit einander theilen.

Sympathie iſt alſo allerdings das Band der Liebe; aber nicht jene flache, die an dem Ekel der Einförmigkeit ſtirbt; nicht jene geiſtloſe, die Uebereinſtimmung aller Gedanken und Empfindungen fordert, und von der man es gar nicht bedauern kann, daß ſie in ſo wenigen Ehen Statt findet. Es iſt die urſprüngliche Sympathie der Geſchlechter, worin die Natur für die Mannichfaltigkeit und für die Harmonie des Lebens gleich bekümmert war, die, um erkannt zu werden, nicht immer einen langen Umgang und eine anhaltende gegenſeitige Beobachtung fordert, ſondern die ſich vielmehr oft in Einem Blicke, in Einem Worte, in Einer That dem Herzen zu erkennen gibt, und die nicht ſelten, wie mit einem elektriſchen Schlage, in einem Nu Menſchen, die ſich ſonſt nie ſahen, mit dem, freylich zuweilen täuſchenden, Gefühle durchdringt, daß ſie für einander geboren ſind. Sie ſchließt auch, ehe ſie ſich zur Reife der Liebe gebildet hat, mancherley Mißverſtändniſſe und harte Colliſionen nicht aus, die daher nicht als Beweiſe gegen ſie angeführt werden können.

Wenn Deine Behauptung, daß die Liebe mit der Sinnlichkeit gleichen Schritt halte, mit ihr erwache und vergehe, ihre Richtigkeit hätte: ſo folgte daraus doch nicht, daß beyde ganz einerley ſeyen. Wenn in der Liebe, wie in allen menſchlichen Dingen, Geiſtiges und Sinnliches zuſammenwirken ſollen: ſo war es zweckmäßig, daß die Natur ſie in Correſpondenz ſetzte, und die Entwickelung des Einen an die Entwickelung des Andern knüpfte. Aber es verhält ſich wirklich nicht ſo. Oft erwacht die echte Liebe erſt dann, wenn das Feuer der Sinnlichkeit ſchon halb erloſchen iſt. Oft zeigen ſich von ihr ſchon Spuren in einem Alter, wo von körperlicher Begierde noch gar nicht die Rede ſeyn kann. Der wilde Knabe verläßt ſeine lärmenden Kameraden, um ſich zu dem ſtillern Mädchen zu geſellen, und wird weit mehr von dem ſanften, unſchuldigen, eingezogenen Weſen und den naiven Plaudereyen des letztern, als von den rauſchenden Spielen und dem ungeſtümen Trieben der erſtern angezogen, ob ihm gleich dieſes weit natürlicher iſt. Das Mädchen bemerkt dieſes nicht ungerne; es weiß jede kleine Aufmerkſamkeit zu ſchätzen und zu erwiedern. Es fühlt ſich wohl an ſeiner Seite, und möchte immer um ihn ſeyn. Selbſt das Kühne und Trotzige am Knaben gefällt ihm. Es iſt doch hier ſo ganz anders als unter ſeines Gleichen.

Beym weiblichen Geſchlechte zeigt ſich dies weit häufiger als beym männlichen. Die meiſten Weiber gedenken der Zeit nicht, wo ſie nicht ſchon ihre Günſtlinge hatten, die allen andern vorgezogen wurden. Die größere Innigkeit des weiblichen Charakters bringt das Bedürfniß des männlichen Umgangs und des Anſchließens an Männer früher zur Sprache. Liebe iſt das freylich noch nicht; aber doch der Keim, aus dem ſich Liebe entwickelt und ſchon wirklich das erſte Regen derſelben. Ehe der körperliche Trieb zum Vorſchein kommt, haben dieſe Empfindungen oft ſchon tiefe Wurzel gefaßt, und ſich weit ausgebreitet. Wenn in andern Dingen das Sinnliche dem Geiſtigen voreilt: ſo kann man es hier als Regel annehmen, die freylich auch ihre Ausnahmen leidet, daß jenes erſt dann entſteht, wenn dieſes ſchon eine beträchtliche Stärke gewonnen hat. Dies muß uns von der edeln Natur und der hohen Beſtimmung der Liebe überzeugen.

Liebe wird dieſes Bedürfniß allerdings erſt in der Periode der erwachten Sinnlichkeit. Das darf uns aber nicht befremden. Denn dieſe Periode iſt überhaupt für den ganzen Menſchen bedeutend; es iſt diejenige, wo ſich alles ausſpricht, was ſich vorher nur dunkel regte, wo alles thätig wird, was vorher in der Anlage ſchlief. Und dann begehrt ja auch die Liebe nicht ganz geiſtig zu ſeyn.

Eben ſo wenig läßt ſich behaupten, daß die Liebe mit der Sinnlichkeit abnehme. Die wahre Liebe thut dies nie. Sie wird von Tag zu Tage wärmer und feſter, ſie erreicht nicht ſelten dann erſt ihre höchſte Zärtlichkeit, wenn die gröbere Sinnlichkeit nichts mehr zu fordern hat, und zeigt ſich da noch in ſehr rührenden Erweiſungen, wo die Reitze für Sinn und Phantaſie erloſchen ſind. Jenes glühende Feuer der Leidenſchaft mag dann freylich nicht mehr bey ihr zu finden ſeyn. Aber dieß iſt auch nur eine zufällige Erſcheinung derſelben, und ihrem wahren Weſen ganz fremd.

Die Stärke der Liebe richtet ſich auch nicht immer nach der Lebhaftigkeit der Begierde oder des Temperamentes; ſie iſt oft bey denjenigen die größte, deren Neigungen die gemäßigtſten und deren Blut das ruhigſte iſt. Je weniger heftig das Aeußere ergriffen wird; deſto zarter ſind gewöhnlich die innern Empfindungen.

Die Sympathie der Liebe geht den ganzen Menſchen an. Sie iſt theils körperlich, theils geiſtig. Von der Beſchaffenheit der Naturen hängt es ab, ob das Körperliche oder das Geiſtige das Uebergewicht haben werde. In manchen iſt das Geiſtige kaum bemerkbar, und äußert ſich nur als Sinn für die Anmuth der Geſtalt. In manchen iſt es herrſchend, und dringt tief in die Eigenthümlichkeiten des Gemüthes. In ſehr gebildeten Menſchen kann es ſich ſogar über alles Sinnliche erheben; aber auch dann iſt es immer noch etwas andres als jene geiſtige Liebe, wovon oben die Rede war.

Du wirſt mir dieſe Digreſſion, die ſchon weitläufiger geworden iſt als das, was ich Dir über die Angelegenheit ſelbſt, die ſie veranlaßte, zu ſagen hatte, verzeihen. Die Sache, welche ſie betrifft, ſcheint wohl einer nähern Prüfung wehrt zu ſeyn; da ſie mit den wichtigſten Geheimniſſen der menſchlichen Natur zuſammenhängt, und auf das Schöne und Gute im Leben einen bedeutenden Einfluß hat.

II.

Das Glück der Liebe.

Emilie an Euphranor.

Du nimmſt, beſter Euphranor, einen zu lebhaften Antheil an dem Ergehen deiner Freunde, als daß ich nicht hoffen dürfte, das Geſtändniß ihres Glückes werde nicht ganz gleichgültig von Dir aufgenommen werden. Dir verdanke ich es, daß ich mit den Empfindungen, die jetzt meine Seele erfüllen, bekannt ward, Dir muß ich auch ſagen, wie ſie mich ſo reich und ſo zufrieden machen.

Ein halbes Jahr lebe ich im Beſitze meines Julius. Eine Reihe von ſchönen Tagen ging dahin. Ich weiß nicht, wo ſie geblieben ſind, und habe auch nicht Zeit darnach zu fragen; da noch immer der Eine ſchöner als der Andre iſt. Mein Glück iſt ſo einfach und rein, es bedarf ſo wenig zu ſeiner Fortdauer, daß ich gar keine Unterbrechung desſelben fürchte.

Das Vergangene war freylich anders. Viele mögen wohl nicht unrecht haben, wenn ſie die Zeit des Brautſtandes die Roſenzeit der Liebe nennen. Auch ich werde mich ihrer immer mit einem wehmüthigen Entzücken erinnern. Nie erſcheint uns das Leben in einem ſo ſchimmernden Lichte, nie iſt die Phantaſie romantiſcher geſtimmt, nie ſehen wir leichter über die Gebrechen der Welt und der Menſchen weg, nie wiſſen wir uns ſo geſchickt von allem das Erfreulichſte anzueignen als da.

Wie zerfloß mein Herz, als das erſte Geſtändniß der Liebe auf meinen zitternden Lippen ſchwebte! Ich kann gar nicht ſagen, wie mir da war. Ich fühlte eine nahmenloſe Angſt, aber ſo unausſprechlich ſüß, daß ich noch keine Empfindung kenne, um die ich ſie hätte vertauſchen mögen. Mit welcher Wonne erforſchte ich an meinem Julius jeden Zug, der ihn mir wehrter machen konnte! In welcher idealiſchen Geſtalt ſtand er vor mir! Mit welchem freudigen Stolze nannte ich ihn im Herzen den meinigen! Welchen Himmel fand ich in ſeinen Armen! Jedes wiederhohlte Geſtändniß ſeiner Liebe ſchien mir ihn von neuem zu geben. Wie war mir alles ſo theuer, was von ihm kam! Wie war mir alles ſo wichtig, was mich an ihn erinnerte, und nur die kleinſte Beziehung auf ihn hatte!

Mit welchem Entzücken fühlte ich, daß ich ihm ganz angehöre, und nur für ihn leben könne! Mit welcher Freude ſah ich die Leidenſchaft für ihn wachſen! Mit welcher Innigkeit dachte ich an ihn, wenn er entfernt war! überall umgab mich ſein Bild. Mit welcher Sehnſucht erwartete ich die Stunden des Wiederſehens! wie glaubte ich über die ganze Welt gebiethen, und dem Schickſale trotzen zu können, wie wähnte ich mich über alle weibliche Schwachheit ſo hoch hinauf gerückt, wenn ich an ſeiner Bruſt lag! Wie war ich für alles Gute begeiſtert, wenn ich ihn davon reden hörte! Welche Entſchließungen erwachten in mir im Austauſche unſerer Empfindungen! Und welch einer Zukunft ſahen wir entgegen! Welche Plane wurden entworfen, welche Einrichtungen gemacht, wie alles ſo ſchön ausgemahlt, was uns da umgeben und beſchäftigen ſollte!

Wie fühlten wir uns auf unſern Abendſpaziergängen ſo rein geſtimmt, ſo hoch über alles Gemeine und Schlechte erhaben, wie innigſt befreundet mit dem Beſten unter allen Weſen! Wie tief empfanden wir ſeine Güte! Die ganze Natur dünkte uns mit dem Geiſte der Liebe erfüllt, und dieſer Geiſt in jedem Laute ſich zu regen. Wie herrlich war mir Julius, wenn ich die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne auf ſeinem Geſichte glänzen ſah! Wie weit wurden unſre Herzen, wenn um uns her feyerliche Stille herrſchte, und die Schatten der Nacht ſich um die bluhende Erde legten!

Zwar war auch dieſe Zeit nicht ohne Unruhen und Sorgen. Zwar trübten oft kleine Zweifel und Mißverſtändniſſe unſern heitern Himmel. Wird er dich immer lieben, wirſt du ihn immer glücklich machen können? das waren ein paar Fragen, die mir oft beängſtigend durch die Seele gingen, und deren Ernſt ſich zuweilen in unſre ſchönſten Stunden miſchte. Wenn ich zuweilen einigen Unmuth auf ſeiner Stirne oder einige Kälte in ſeinem Weſen zu bemerken glaubte, und die Urſache davon nicht gleich entdecken konnte, wie bekümmerte mich das! Oder wenn ich glaubte, er müſſe kommen, und er kam nicht — was konnte ihm begegnet ſeyn? Vielleicht war er krank, vielleicht war er gleichgültig geworden. Zu dem allen konnte ich einer gewiſſen langen Ahndung, daß es ſo nicht immer bleiben möchte, oft gar nicht los werden. Nicht als ob ich mir dabei etwas Beſtimmtes gedacht hätte. Es war nur ein dunkles Gefühl in meiner Seele, das mich zuweilen ſehr ängſtigte.

Aber in der That dienten dieſe Unruhen und Sorgen unſer Glück zu erhöhen. Sie ſchienen uns nicht ſelten ſo unzertrennlich von den Freuden unſrer Liebe zu ſeyn, daß wir ſie nicht gerne hätten entbehren mögen. Was wir um einander litten, machte es uns immer deutlicher, wie viel wir einander waren. Es war ja auch ſo bald vergeſſen.

Das alles iſt jetzt um vieles anders geworden, aber gewiß nicht ſchlechter. Meine Empfindungen ſind ruhiger, aber nicht weniger ſüß. Die Täuſchungen der Phantaſie ſind verſchwunden, aber eine ſchöne Wahrheit des Lebens iſt an ihre Stelle getreten. Aus den Träumen der Nacht hat mich ein heiteres Morgenlicht geweckt. Die Mängel der Wirklichkeit ſind mir kein Geheimniß mehr; aber ſie ſtören auch meine Zufriedenheit nicht. Manches iſt nicht ſo, wie ich es mir einſt vorſtellte; aber ich finde keine Urſache darüber traurig zu ſeyn. Die romantiſche Stimmung des Herzens hat einer klaren Anſicht und einer ordentlichen Thätigkeit Platz gemacht, und ich befinde mich dabey beſſer; denn ich fühle, daß es ſo bleiben kann. Ich ſehe meinen Julius nicht mehr in dieſer idealiſchen Geſtalt, er iſt mir kein Engel mehr; aber ein edler, herrlicher Menſch, aufgeklärt, hochgeſinnt, feſt, muthvoll und zartfühlend. Meine Liebe iſt weniger glühend, aber zärtlicher, aufmerkſamer, vertrauensvoller. Wir kennen uns ganz. Bedeutende Mißverſtändniſſe ſind nicht mehr zu fürchten; und vieles, was uns ſonſt Sorge machte, hat aufgehört.

Gewiß haben jene Unrecht, welche behaupten, daß die Liebe im erſten Kuſſe ſterbe, oder ſie haben mit der Liebe etwas andres verwechſelt, was nie ſo heißen ſollte. Ich wenigſtens möchte die Gegenwart nicht für die Vergangenheit hingeben.

Es liegt ſchon unausſprechlich viel Süßes in dem Bewußtſeyn, ein Weſen zu haben, an dem man mit ganzer Seele hängt, von dem man überall verſtanden wird, und bey dem man immer Erwiederung findet. Mehr als das Gefühl des eignen froh geſtimmten Lebens beglückt das Gefühl eines Daſeyns, das mit ſeinen zarteſten Fäden in fremdes Daſeyn hineingewebt iſt. Kein Menſch erregt bey mir tieferes Mitleiden, als der, den ein hartes Schickſal oder eigene Engherzigkeit nöthigt, allein zu ſtehen. Ich kann es mir nicht erklären, aber es iſt ſo: der Beſitz eines Herzens, wenn man auch nichts für einander thun könnte, iſt das Köſtlichſte, was die Erde hat. Bis zu Thränen rührt es mich, wenn ich nur denke, wie ich meinen Julius liebe, und wie ich von ihm geliebt werde.

Der Menſch muß doch nicht ſo ſchlecht ſeyn, als man ihn gewöhnlich macht. Wie könnte er ſich ſonſt ſo anſchließen, und ſich ſo aufopfern, und im Anſchließen und Aufopfern eine ſo reine Wonne empfinden! Es iſt mir, als ob ich mit meinem Julius die ganze Welt hätte, als ob ich um ſo viel reicher würde, je mehr ich mich ihm hingebe. Ich könnte mit ihm arm ſeyn, und mir die größte Einſchränkung aller Bedürfniſſe gefallen laſſen, ohne daß man je eine Klage von mir hören ſollte. Das iſt es eben, daß ich nichts für mich, und er nichts für ſich ſeyn mag, was ich nicht müde werde, mir zu wiederhohlen.

Ich denke beſſer von mir ſelbſt, da er mich achtet. Uns Weibern bleibt ein gewiſſes peinliches Mißtrauen in unſern moraliſchen Wehrt ſehr natürlich. Es rührt wohl vom Gefühl unſrer Schwäche und unſrer großen Verführbarkeit her. Dieſen Wehrt von einem tugendhaften Manne anerkannt — ihn gar durch ſeine Liebe anerkannt zu ſehen, kann auch der Beßten unter uns nicht gleichgültig ſeyn. Ich geſtehe gerne, daß die Zufriedenheit meines Julius mit mir, mir wohl thut, und daß ſeine Anhänglichkeit mir auch darum wichtig iſt, weil ſie mir mehr Zutrauen zu mir ſelbſt einflößt. Vielleicht iſt darin etwas Eitelkeit. Aber es macht mich doch nicht ſchlechter: und warum ſollte ich es meinem väterlichen Freunde verbergen, vor dem ich keine Geheimniſſe haben mag?

Es iſt mir oft, als ob ich an der Seite meines Julius nichts zu fürchten brauchte, und als ob bey ihm für alles Rath und Hülfe ſeyn müßte. Das Schickſal iſt nicht ſelten ſo hart mit uns Menſchen, wir ſind ſo manchen feindlichen Anfällen ausgeſetzt, daß es gewiß dem ohnmächtigen Weibe nicht verdacht werden kann, wenn es ſich nach einer feſten Stütze ſehnt, auf die es ſich immer verlaſſen möge, und wenn es ſich freut, ſie in der Liebe des ſtärkern Mannes gefunden zu haben. Ruhe und Sicherheit für das künftige Leben iſt doch wahrlich ein beneidenswehrtes Gut.

Ich glaube, daß ſelbſt die Männer in der Liebe muthiger und zuverſichtlicher werden. Ein menſchliches Weſen, das mit ungetheilter Ergebenheit an uns hängt, ſcheint doch immer zu unſerm Schutze etwas beyzutragen, wenn es auch bloß durch ſeine Gegenwart und durch ſeinen Troſt wäre. Ich werde nie verlaſſen ſeyn; ein innigſt befreundetes Weſen wird das Widrige, wo es möglich iſt, von mir abwenden, wo nicht möglich iſt, mit mir tragen, und es mir überall durch ſeine Theilnahme und ſeinen Zuſpruch erleichtern; in dieſem Gedanken glaube ich oft alle Schreckniſſe des Unglücks beſiegt zu haben.

Täglich wird es uns heller, daß wir für einander geboren ſind. Täglich treffen wir in neuen Anſichten und Gefühlen zuſammen. Nicht, als ob wir über alles einerley dächten. Aber unſre verſchiedenen Gedanken ſcheinen zu einander zu gehören, und ein Ganzes zu bilden. Julius kann ſich oft in meine Empfindungen nicht hinein verſetzen; aber ſie intereſſiren ihn doch. Es muß ihm oft wohl klein vorkommen, wenn mich dies und jenes rührt, worüber er hinweg iſt;

aber er merkt doch darauf mit einer Theilnahme, die gewiß nicht erkünſtelt iſt, und die mir zu erkennen gibt, er habe einiges Wohlgefallen daran. Ich kann oft ſeinen Urtheilen nicht beyſtimmen, ſie ſind mir zu kühn und ſtürmiſch; aber ich höre ihn doch ſo gerne; ſein Enthuſiasmus kann mich entzücken; die hohe Wärme, die ſeine Aeußerungen belebt, ſpricht mich mit einiger Fremdheit an, und doch vergeſſe ich dabey nicht ſelten, daß ich ein Weib bin.

Dies gibt unſern Unterhaltungen unausſprechliche Reitze. Den Tag über ſehen wir uns nicht viel, wenigſtens nicht lange. Mein Julius geht ſeinen Geſchäften nach, und ich beſorge die häuslichen Verrichtungen. So iſt es auch wohl beſſer, als wenn man immer beyſammen iſt. Aber die Abendſtunden gehören mir ganz. Da es noch dunkel und unfreundlich war, ſaßen wir im traulichen Stübchen beyſammen. Jetzt gehen wir in den Garten oder ins Feld. Alles, was den Tag über gedacht, empfunden und gewirkt iſt, wird da erzählt.

Man kann es uns Weibern zwar nicht nachrühmen, daß wir es mit der Wichtigkeit unſrer Unterhaltungen genau nehmen. Doch hätte ich früher nicht begreifen können, wie ſolche Kleinigkeiten, die uns Stunden lang angenehm hinhalten, einem vernünftigen Menſchen intereſſant ſeyen. Es muß wohl im Grunde wenig an den Sachen liegen, worüber man ſpricht; aber deſto mehr an der Art, wie man davon ſpricht, und an dem Antheil, den das Herz daran nimmt. Was ein geliebter Menſch thut oder erlebt, das ſollte uns nie gleichgültig ſeyn. Oft liegt darin ein tieferer Sinn, als in den gelehrteſten und ernſthafteſten Erörterungen. Nicht ſelten betreffen unſre Geſpräche Haushaltungsangelegenheiten, Anordnungen, die getroffen ſind, oder Einrichtungen, die noch gemacht werden ſollen, und die Weiſe, wie ſie am beſten zu bewerkſtelligen ſeyen. Ich kann die Gefälligkeit, womit ſich mein Julius zu dergleichen Dingen, die ihm ſonſt nie Geſchmack abgewinnen konnten, herabläßt, nicht genug bewundern. Die gemeinſchaftliche Berathung und Ueberlegung einer kleinen Angelegenheit hat ungemein viel Anziehendes. Das kommt wohl zum Theil mit daher, weil man denkt, ſie ſey dem andern wichtig und werde die Annehmlichkeiten ſeines Lebens erhöhen. Immer aber leitet uns das zu Mittheilungen, die aus dem Innerſten des Herzens geſchöpft ſind, und in denen ſich das Herz frey ergießt.

Ich begreife nicht, wie Menſchen, die ſich wahrhaft lieben, je über lange Weile klagen, und ſich nach fremdem Umgange ſehnen können. Man hat ſich ja ſo vieles zu ſagen. Alles, was man denkt und fühlt, wird ja zur Sprache. Jeder Gegenſtand ſcheint der

Unterhaltung einen unerſchöpflichen Stoff darzubiethen. Vielleicht wollen die Menſchen an allem zu viel drehen und zirkeln. Aber das zeugt ja eben von Herzloſigkeit. Und wie können Herzloſigkeit und Liebe je beyſammen ſeyn!

Ich rechne es mit zu den größten Glückſeligkeiten der Liebe, daß man keine Geheimniſſe vor einander hat, außer denen, welche der weiblichen Zucht und Delicateſſe anvertraut ſind. Für mich liegt in dem freyen Erguſſe des Herzens eine Wonne, die ich nicht beſchreiben kann. Ich muß meinem Julius alles ſagen, was ich weiß. Ich würde es mir zur Sünde rechnen, wenn ich etwas zurück hielte, ſo bald es ihn nur einiger Maßen intereſſiren kann. Und was intereſſirt die Liebe nicht? Um abgeſchmackte Dinge und die Fehler des Nebenmenſchen bekümmert man ſich ohnehin nicht mehr, wenn man liebt.

Das Bedürfniß der Mittheilung iſt wohl bey uns Weibern ſtärker, und darum der Genuß ſeiner Befriedigung inniger. Aber ich kann mir nicht denken, daß es nicht auch in das männliche Leben viel Zufriedenheit bringen ſollte. Es ſcheint mir ſo menſchlich zu ſeyn, daß die menſchliche Natur mit ihm ihren ſchönſten Schmuck verlieren würde. Wem muß es nicht, bey dem ewigen Auflauern im menſchlichen Leben, wohl thun, wenn er ſich einmal, ohne Mißtrauen und Rückhalt, ganz wie er iſt, in ſeinem eigenſten Daſeyn offenbaren kann? Das iſt ja ein neues Zeichen davon, daß man ſich einander ganz ergeben habe, und nichts mehr allein ſeyn möge.

Oft haben aber auch unſre Unterhaltungen andre und ernſthaftere Gegenſtände. Die Gedanken und Empfindungen, die der Anblick einer ſchönen Natur, die ſanfte Abendſtille, die unermeßlichen Welten über uns, die unermeßliche Bahn vor uns erweckt, die Beſtimmung des Menſchen, die Würde des Lebens, der Wehrt eines gemeinnützigen Daſeyns, unſre Fehler und unſer Verhalten, Regeln und Vorſätze beſchäftigen uns auf eine eben ſo lehrreiche als unterhaltende Art. Es iſt, als ob dieſe Dinge ihren Ernſt ablegten, und den ſanften Charakter der Liebe annähmen, wenn ich meinen Julius davon reden höre. Vieles, das ich recht gut zu verſtehen glaubte, ſehe ich jezt, ſeit ich ſeinen Unterricht darüber beſitze, mit ganz andern Augen an, und merke, daß ich es damals nicht verſtand. Vieles wirkt tiefer auf mich, wenn er darüber ſpricht. Man handelt doch nicht billig, wenn man uns Weibern das Recht eines gebildeten Verſtandes abſpricht. Mich macht es überaus glücklich, von meinem Julius belehrt zu werden. Jede neue Aufklärung, die er mir gibt, zeigt mir das Leben in einer ſchönern Geſtalt: und ich finde gar nicht, daß ich darum meine weiblichen Pflichten weniger liebe, wohl aber, daß ich ſie beſſer erfüllen kann. Ein großer Theil meiner Zufriedenheit würde verloren gehen, wenn ich hierauf Verzicht leiſten ſollte, wenn ich nicht auch hierin von meinem Julius empfangen, und die Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes bewundern könnte.

Eine Stunde iſt täglich dem Leſen gewidmet. Julius lieſt mir vor; und dann iſt mir alles verſtändlicher; dann geht alles lebendiger in meine Seele ein; und ich finde, daß ich um vieles aufgeklärter und beſſer werde. Eben ſo lehrreich, als die Lectüre ſelbſt, werden mir die Betrachtungen, wozu ſie uns Veranlaſſung gibt. Den ganzen Tag freue ich mich auf dieſe Stunde.

Unſre ſittliche Verbeſſerung iſt uns eine eben ſo wichtige als freudenreiche Angelegenheit. Ich glaube, daß die meiſten Bündniſſe der Liebe darum ſo kalt und flach werden, und ſich ſo frühe auflöſen, weil man dieß hier nicht anzubringen, oder wohl gar überhaupt nichts daraus zu machen weiß. Man kann doch nicht recht froh ſeyn, wenn man nicht recht gut iſt. Liebe und Tugend ſtehen in ſo genauer Verbindung mit einander, daß die erſte ohne die letzte nicht wohl entſtehen, noch weniger von Dauer ſeyn kann. Je mehr Mühe man ſich gibt, beſſer zu werden; deſto mehr muß man auch an einander haben. Die intereſſanteſten Situationen in dem Leben der Liebe, führt das Beſtreben, ſeinen Charakter gegenſeitig zu bilden, herbey; und je beſſer man wirklich wird, deſto reiner und ſtärker wird auch die Liebe. Ich höre meinen Julius eben ſo gerne, wenn er mir meine Fehler ſagt, als wenn er mich lobt. Auch da ſpricht ſich ſeine Liebe ſo ſchön und ſo zart aus. Die Bemerkung, daß man weiter kommt, gewährt ein ſo lauteres und ſtill ſeliges Vergnügen, daß ich es um keinen Preis in der Welt hingeben möchte. Und wo macht man wohl ſchnellere Fortſchritte, als da, wo man vom Wetteifer der Liebe beflügelt wird, wo man nicht bloß ſich ſelbſt zu genügen, ſondern auch dem Geliebten zu gefallen, und ſeine Liebe immer mehr zu verdienen wünſcht! Das Glück der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt wird nirgends ungetrübter empfunden als in der Liebe.

Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen — wie dürfte ich mich deſſen auch bey Dir ſchämen? — daß die Religion einen nicht geringen Antheil an dem Glücke unſrer Liebe hat. Es iſt meinem Herzen Bedürfniß, all' die Seligkeit, die meine Bruſt erfüllt, einem höhern Weſen zu verdanken. Auch mein Julius verehrt dieſes Weſen, gegen welches ſonſt in der jüngern Welt überall eine ſo auffallende Gleichgültigkeit herrſcht; und ſucht jede Empfindung in mir, die ſich auf daſſelbe bezieht, zu beleben. Die Richtung meines Geiſtes nach ihm hin ſcheint mir ſo natürlich zu ſeyn, daß ich nicht einſehe, wie ich es je vergeſſen könnte. Es iſt mir zur Gewohnheit geworden, meine Liebe und mein Leben mit ihm in Verbindung zu denken; beyde kommen mir in dieſer Verbindung ſchöner und genußreicher vor. Seit ich das beſte Glück der Erde kenne, macht mich der Gedanke an Gott viel froher als ſonſt.

Täglich wird mir mein Julius theurer; und es iſt ein weſentlicher Theil meines Glückes, daß ich ihn immer mehr lieben kann. Ich ſehe ihn nicht mehr in jenem idealiſchen Lichte, worin ihn mir meine Einbildungskraft ſonſt darſtellte. Ich bin nicht blind gegen ſeine Fehler. Aber ich weiß auch, und das wird mir immer mehr offenbar, daß er Vorzüge hat, die jene weit überwiegen. Was ich ſonſt in ihm ehrte, war ein dunkles Bild von männlicher Größe und ſittlicher Vollkommenheit, das keine nähere Entwickelung vertrug. Was ich jetzt in ihm liebe, das ſind beſtimmte einzelne Züge, die ich in ſeinen Handlungen beobachtet, und zum Theil ſeinem Herzen abgelauſcht habe; Züge, die mich in ihrer Individualität, Wahrheit und Lebendigkeit mehr rühren, als die höchſten Ideale. Es iſt doch etwas andres, von Menſchenliebe und Großmuth zu träumen, und ſie in ihrer unermüdeten und aufopferungsvollen Thätigkeit zu beobachten. Es liegt darin etwas, das ſich gar nicht in Worte auffaſſen läßt. Es thut dem Herzen wohl, ſeinen Glauben an Tugend und Menſchenwehrt gerechtfertigt zu ſehen — wie viel mehr denn, ihn an denen gerechtfertigt zu ſehen, die man liebt! Ich bin ſtolz auf jede edle Handlung, die mein Julius verrichtet, als wenn ich ſie ſelbſt verrichtet hätte. Nichts kann uns wohl höher heben, als das Bewußtſeyn, von tugendhaften Menſchen geliebt — und mit ihnen zum innigſten Genuſſe des Daſeyns vereinigt zu ſeyn. Jedes neue Gute, das ich an ihm bemerke, iſt mir eine neue Bürgſchaft dafür, daß wir uns ewig lieben werden.

Eine ſehr reichhaltige Quelle des Genuſſes in der Liebe iſt unſtreitig das, was man für einander thut. Wie viel thut Julius für mich! Wie freudig gibt er alles hin, ſo bald er nur bey mir den leiſeſten Wunſch merkt! Wie ſorgfältig vermeidet er alles, was mir zuwider ſeyn könnte! Welche Mühe gibt er ſich, alles Unangenehme von mir entfernt zu halten! Wie ſtrengt er ſich oft an, den Kummer, der in ſeiner Seele arbeitet, zu verbergen, damit ich dadurch nicht betrübt werde! Wie zärtlich weiß er zu ſchonen, wie ſanft zu tröſten, wie freundlich zu helfen und zu erleichtern! Er ſcheint ſelbſt keine Bedürfniſſe zu haben, und nur für die meinigen zu leben.

Auch ich kann alles vergeſſen, was mich drückt, wo ich im Stande bin, etwas zur Annehmlichkeit ſeines Lebens beyzutragen. Ich kenne keinen Wunſch, den ich ihm nicht aufopfern könnte, und in deſſen Verläugnung ich mich nicht ſehr glücklich fühlte, wenn ſie für ihn geſchieht. Die ſchwerſten Arbeiten werden mir leicht, wenn ich dabey an ihn denke! und die einförmigſte, wie die mühſamſte, Verrichtung wird mit Luſt gethan, wenn ich mir vorſtelle, daß er Freude daran haben werde. Wahrlich die Sorgen der Liebe drücken nicht, und dieſe wäre um einen wichtigen Theil ihres Vergnügens gebracht, wenn es keine Mängel mehr gäbe, denen ſie abhelfen kann. Nichts iſt mir unangenehmer, als daß ich nicht noch mehr für ihn zu thun vermag. Es ſind vielleicht alles nur Kleinigkeiten, was wir Weiber geben können; aber wir geben auch mit vollem Herzen.

In freyer und froher Thätigkeit geht ſo ein Tag nach dem andern dahin, ohne uns etwas zu wünſchen oder zu bedauern übrig zu laſſen. Die Leidenſchaft hat nichts zu ſagen, wo die Liebe das Regiment führt. Sie ſtellt alles in ein freundliches Licht, und gibt allem eine ſüße Vertraulichkeit. Alles ſcheint mit uns einverſtanden zu ſeyn, und gewiſſer Maßen zu uns zu gehören; alles ſcheint unſre Empfindungen zu kennen, und ſie zu theilen. Ueber dem ganzen Leben ſcheint ſich eine ſtille Harmonie zu bewegen. Das Herz begehrt nichts mit Heftigkeit; darum kann es auch nicht tief verwundet werden.

Noch ſo vieles möchte ich Dir ſagen; man ſpricht ja gerne von dem, wovon man voll iſt. Aber ich habe wohl ſchon zu viel geſagt. Du wirſt bald ſelbſt kommen, um Zeuge von dem Glücke zu ſeyn, welches größten Theils durch Dich gegründet iſt.

III.

Wohlthätiger Einfluß der Liebe.

Euphranor an Kleon.

Sehr befremdet, beſter Kleon, hat mich der ſtoiſche Ernſt, womit Du über eine Angelegenheit abſprichſt, gegen welche man ſonſt in Deinen Jahren eben nicht kalt zu ſeyn pflegt. Dein enthuſiaſtiſcher Eifer nöthigte mir oft ein kleines Lächeln ab. Dieſe heftige Declamationen gegen die Liebe, bey dieſem weichen Herzen, bey dieſem regen Sinne für alles Schöne, bey dieſer lebhaften Phantaſie und bey dieſem großen Bedürfniſſe ſich mitzutheilen! Ich geſtehe, daß ich das nicht recht zu reimen weiß. Ich kann es mir nur aus irgend einer Ueberſpannung oder einer einſeitigen Richtung, die Dein Geiſt zufällig genommen haben muß, erklären, und beſorge ſehr, daß ſich die Liebe bald für die Verachtung, die du ihr beweiſeſt, an dir rächen werde.

Ueber menſchliche Dinge muß man rein menſchlich denken. Jede falſche Meynung oder ungerechte Herabſetzung iſt hier von ſehr ſchädlichen Folgen, und ſie verbreitet leicht ihren verderblichen Einfluß auf unſre übrigen Begriffe vom Guten und Schönen. Sie leitet unſer Betragen irre, und kann leicht der Grund zu einer totalen Verbildung werden. Ein harmoniſches Leben entſteht nur da, wo nichts von ſeiner Stelle gerückt wird, und alles ſo in einander greift, wie es die weiſe Natur angeordnet hat. Ein Leben aber, dem es an Harmonie fehlt, iſt eben ſo wenig ein würdiges als ein glückliches. Du wirſt mir erlauben, daß ich, um Dich auf Dein künftiges Schickſal vorzubereiten, die Liebe gegen Dich in Schutz nehme, und wenigſtens eben ſo viel zu ihrem Lobe ſage, als du zu ihrem Tadel geſagt haſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von einer ernſtlichen Neigung nicht eher die Rede ſeyn darf, als bis man einen feſten Standpunct in der bürgerlichen Geſellſchaft gewonnen hat. Die Liebe ſoll in die Beſtimmung des Lebens eingreifen, nicht ihr voran eilen. Man muß erſt in der Welt etwas geworden ſeyn, ehe man darauf denken darf, ſich in ihr anzubauen. So lange man ſich noch auf das, was man einſt ſeyn und leiſten will, vorbereitet, muß das Herz unter der ſtrengen Diſciplin des Kopfes bleiben; ſonſt geht es mit der ganzen Lebensfahrt quer.

Eine ernſtliche Liebe verträgt ſich nicht wohl mit den Anſtrengungen, die zur Ausbildung des Verſtandes und zum Erwerb nützlicher Kenntniſſe erfordert werden. Sie will zu ſehr als eigene Angelegenheit behandelt ſeyn, als daß ſie ſich für diejenigen Zeiten ſchicken könnte, wo wir für andere Angelegenheiten ungetheilt leben müſſen. Sie gibt der Phantaſie, vorzüglich in dieſen Jahren, zu viele Nahrung, als daß dabey ein ordnungsvoller Fleiß beſtehen könnte. Je weiter ihr Ziel noch hinaus liegt, je ungewiſſer es noch iſt, ob ſie dieſes je erreichen werde; deſto mehr wird ſie in müßigen Träumen ſchwärmen, und den Sinn für das Wirkliche verlieren. Verbindungen dieſer Art ſind unter allen die romanhafteſten, und da ſie ſich ſelten realiſiren, ſo iſt gewöhnlich der ganze Gewinn, den man davon trägt, die verlorne Zeit und ein verſchrobener Kopf.

Gleichwohl kann auch jetzt ſchon ein wärmeres Intereſſe für ein edles weibliches Weſen, wenn es nicht in Leidenſchaft ausartet, ſehr heilſam werden. Ich kenne mehr als Einen jungen Mann, der dadurch von Ausſchweifungen, denen ſich das jugendliche Alter ſo gerne überläßt, zurücke gehalten, der dadurch in manfenden Grundſätzen befeſtigt, der dadurch in ſeinen Sitten verfeinert, zu einer größern Empfänglichkeit für das Gute und Schöne angeleitet, und zu einem eifrigen Fleiße in dem Beſtreben, ſich zu einem brauchbaren Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden, ermuntert wurde.

Das lebhafte Intereſſe, das wir für ein ſchönes und tugendhaftes Weib empfinden, duldet keinen unreinen Gedanken in unſerer Seele. Wir würden es als die gröbſte Beleidigung anſehen, wenn wir einem ſolchen Gedanken neben ſeinem Bilde auch nur Einen Augenblick Raum geben könnten. Es iſt eine Art von Verehrung, womit wir in den erſten Regungen der Liebe zu dem Gegenſtande derſelben hinauf ſehen; wir ſind darin über die Forderungen der Sinnlichkeit weit erhaben.

Die jugendliche Phantaſie will immer mit etwas Reitzenden beſchäftigt ſeyn. Wenn es ihr an edlerm Stoffe fehlt: ſo ſind es die Wallungen einer befleckten Begierde, die ſich ihrer bemächtigen. Auf dieſe Art ward ſchon manches unſchuldige Herz vergiftet; und ich bin faſt überzeugt, tauſend Jünglinge, die eines beſſeren Schickſales wehrt waren, würden nie ein Opfer des Verderbens geworden ſeyn, wenn man ihre Einbildungskraft für etwas andres hätte intereſſiren können. Selbſt die Künſte der Verführung ſiegen nicht anders, als durch den Zauber, womit ſie die Phantaſie gefangen nehmen. Würde dieſe, bey ſolchen Menſchen, die für etwas Höheres Sinn haben, wohl auf das Gemeinſte verfallen, wenn ſie bey einem würdigern Gegenſtande Unterhaltung fände.

Die beßre Liebe ſtößt gegen jede Aeußerung einer bloß thieriſchen Begierde Ekel ein, und macht es ſchon dadurch unmöglich, ſich ihr zu überlaſſen. Sie regt das moraliſche Gefühl an, und wirkt auch dadurch der Sinnlichkeit entgegen. Sie lehrt uns ein ſchöneres Verhältniß der Geſchlechter kennen, und das gröbere verſchmähen. Wer ſich von einem tugendhaften Mädchen mit Aufmerkſamkeit behandelt ſieht, der müßte der roheſte Menſch ſeyn, wenn er ſich in die Arme einer feilen Dirne werfen könnte. Wer ſich die Achtung eines tugendhaften Mädchens zu erwerben wünſcht, der wird gewiß ſeine Sitten mit der größten Strenge bewachen, und gegen alle Lockungen und Machinationen der raffinirteſten Buhlerinn geſichert ſeyn.

Für die weibliche Sinnlichkeit, die in unſern Zeiten von Jugend auf ſo viele Nahrung und eine ſo zärtliche Pflege bekömmt, iſt in dieſer Hinſicht die Liebe nicht weniger wichtig. Den Sitten der Weiber ſind freylich, in ihrer Schamhaftigkeit und in den gefährlichern Folgen ihrer Ausſchweifungen, andre Dämme geſetzt; und doch werden auch dieſe oft durchbrochen.

Aber damit iſt die Reinheit des Herzens, ohne welche das unbeſcholtenſte Betragen immer wenig bedeutet, noch nicht bewacht. Sie findet ihre ſtärkſte Stütze und ihren zuverläſſigſten Schutz in einer edeln Liebe.

Der Umgang mit einem tugendhaften Weibe, für das man ſich intereſſirt, iſt eins der wirkſamſten Mittel, die Rohheit zu mildern, der ſich die Jugend ſo gerne überläßt, und in welcher ſie nicht ſelten einen gewiſſen heroiſchen Muth bewundert. In der Gegenwart, ſelbſt des leichtſinnigen Weibes, darf man ſich keine ungezogenen Scherze, keine ſchmutzigen Anſpielungen und keine unſaubern Zweydeutigkeiten erlauben, die in männlichen Geſellſchaften oft mit ſo großem Wohlgefallen gehört werden. Das ungeſtüme, raſende und zügelloſe Weſen, das hier ſo viel Aufmunterung findet, fällt dort weg. Auch das leichtſinnige Weib weiß den feinen und geſitteten Mann wohl vom groben Geſellen zu unterſcheiden, ſelbſt in den Angelegenheiten, wo das Herz ſpricht. Wer ſeine Liebe gewinnen will, wird ſich gewiß eines anſtändigen, ordentlichen und geiſtreichen Betragens befleißigen. Wie viel mehr wird das alles beym tugendhaften Weibe der Fall ſeyn! Ueberdem kann der zartere Sinn und das ſchärfere Schicklichkeitsgefühl des Weibes ſeines Einfluſſes auf den, der ihm zu gefallen wünſcht, nicht verfehlen. Es wärk ein Wunder, wenn das alles nicht mit der Zeit in das Weſen des Menſchen ſelbſt einginge, und zur andern Natur würde. Die feinſten Männer ſind in der Schule der Weiber gebildet worden. Wo wird aber ihr Unterricht mehr wirken, als wo ihm das Herz ſchon offen ſteht?

Auch dem jugendlichen Leichtſinne werden durch eine reine Liebe Gränzen geſetzt. Sie führt uns in uns ſelbſt hinein, und gibt dem Gemüthe eine Innigkeit, die kein flüchtiges und unbedachtſames Weſen geſtattet. Es iſt der Liebe eigen, auf alles zu achten, und alles nach ſeinem Wehrte und nach ſeinen Folgen zu erwägen. Sie ſammelt die Gedanken, ſie fixirt die Aufmerkſamkeit, und gibt den Empfindungen eine gewiſſe Tiefe, die dem ſchnellen Wechſel derſelben vorbeugt.

So lange wir noch nicht durch eine genauere Beobachtung mit der Schwachheit des weiblichen Geſchlechtes bekannt geworden ſind, trauen wir demſelben mehr Tugend zu, als wozu wir eigentlich Grund haben. Jedes Weib dünkt uns, wo nicht ein Engel, doch ein ſehr edles Weſen zu ſeyn. Die Herzensgüte, die größere Eingezogenheit dieſes Geſchlechtes und die größere Diskretion, womit ihm überall begegnet wird, ſind hiervon wohl die Urſachen. Wir glauben uns ihm nicht beſſer als durch Heiligaltung ſtrenger Grundſätze empfehlen zu können. So dient das Beſtreben ihm zu gefallen zur Verbeſſerung unſers Charakters, und zwar zu einer Zeit, wo dieſer die meiſte Empfänglichkeit und Bildſamkeit hat, wo am vortheilhafteſten auf ihn gewirkt — er aber auch am leichteſten verdorben werden kann.

Sind wir gar ſchon durch eine Unart oder durch eine rohe Seite der Geliebten mißfällig geworden; welch ein Antrieb für uns, ſie abzulegen. Kein Tadel kann weher thun, als der von ihr kommt, und der uns mit ihrer Achtung auch ihr Herz zu nehmen droht. Ueberdem iſt der ernſte Charakter der Liebe der Bildung und Befeſtigung edler Grundſätze ungemein günſtig. So lange Liebe im Menſchen iſt, kann er nie ganz ſchlecht werden.

Selbſt der Fleiß, für den Du von der Liebe ſo viel fürchteſt, kann von derjenigen Art derſelben, von welcher hier die Rede iſt, bedeutende Vortheile ziehen. Er iſt eine Eigenſchaft, welche die Weiber an uns vorzüglich zu ſchätzen wiſſen, und deren Mangel allein ſchon hinreicht, uns einen groſſen Theil ihrer Zuneigung zu rauben. Ein Weib von geſundem Verſtande und Herzen wird nie dem müſſigen Pflaſtertreter ſein Herz ſchenken. Der Gedanke an das geliebte Mädchen iſt ein ſtarker Sporn, ſich auf eine rühmliche Art auszuzeichnen, und ſich diejenigen Geſchicklichkeiten zu erwerben, die uns einſt berechtigen, um ſeine Hand zu werben, und die uns in den Stand ſetzen, ihm ein ſorgenfreyes und ehrenvolles Leben zu verſchaffen. Ein ſehr angeſehener Mann, dem ich meine Verwunderung über ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeinen unermüdbaren Geiſt und ſeine ordnungsvolle Arbeitſamkeit zu erkennen gab, geſtand mir, daß er dieſe, bey einer angebornen ſehr ſtarken Indolenz ſeines Temperamentes, einer frühern Liebe verdanke, die in dieſer Hinſicht faſt ein neues Weſen aus ihm geſchaffen habe.

Was die eigentliche Liebe, als ernſtliche Neigung, die zu einem beſtimmten Ziele führen ſoll, angeht: ſo können dieſe die Vorwürfe, welche Du ihr machſt, unmöglich treffen, wenn ſie anders wahre Liebe iſt, und ſie nicht mit bloßer Sinnlichkeit oder ſchwärmeriſcher Sentimentalität verwechſelt wird. Dieſe mögen freylich den Menſchen üppig oder weichlich machen, ihm alle Kraft oder Selbſtſtändigkeit rauben, alle Ehrbegierde in ihm auslöſchen, und ihn in den rühmlichſten Beſtrebungen aufhalten. Aber die wahre Liebe kann den Menſchen ſo gewiß nicht verderben, als die Anlage dazu tief in ſeiner Natur liegt, und mit allem, was dieſe Natur Vortreffliches hat, genau zuſammenhängt. Sie trägt vielmehr ein Bedeutendes zu ſeiner Vervollkommnung bey, und greift überall verſchönernd in ſein

Leben ein. Ich hoffe Dir dies in mehr als Einer Rückſicht darthun zu können.

Die Liebe muß den Menſchen feſt und mit ſich ſelbſt eins machen. Sie muß ihm den Standpunct anweiſen, auf welchem er im Leben einwurzeln, und mit Sicherheit um ſich greifen könne. An den herrlichſten Werken, die aus den Köpfen und unter den Händen der Menſchen hervor gegangen ſind, hat die Liebe ihren Antheil gehabt. Ohne Liebe mag wohl manches zu Stande kommen, was ſich durch glänzende Eigenſchaften auszeichnet, und worin einzelne Kräfte ſich auszeichnen; aber ihm wird doch immer Einſeitigkeit ankleben, und das Gepräge reiner Menſchlichkeit, die hohe Vollendung, wodurch es unſre vollſtimmige Menſchheit zurückſtrahlt, fehlen. Wo der ganze Menſch arbeitet, da begeiſtert ihn auch die Liebe. Wo ſie ihn nicht begeiſtert, da iſt auch ſicher eine Lücke geblieben, oder etwas verſchoben, oder etwas vernachläſſigt, oder etwas zu ſtark hervorgehoben. Die ſtille Harmonie, die alles in Eins auflöſt, die kein Mißlaut ſtört, und die eine ungetrübte Befriedigung gewährt, iſt immer ein Werk der Liebe.

Ohne Liebe weiß der Menſch ſelten, was er will; denn er iſt noch nicht da angekommen, wo ihm die Bedeutung des Lebens klar wird; er hat noch nicht die Reife erlangt, bey der er alle ſeine Angelegenheiten überſehen, gegen einander abwägen, und zu einander in das gehörige Verhältniß bringen könnte. Er legt es zwar auf manches an, ſetzt ſich mancherley Zwecke, geht auf dies und jenes zu; aber er gibt Eins nach dem Andern wieder auf, durch Erfahrung ſchmerzlich belehrt, daß es das Rechte noch nicht war. Er überläßt ſich bald ſeinem Ehrgeitze, bald einem wohlwollenden Eifer, bald ſeiner Verſtimmung, und wird überall betrogen. Hält er gleichwohl an Einem feſt: ſo geſchieht es auf Koſten ſeiner Ruhe, und es kann ihm kein Geheimniß bleiben, daß er ſich verbilde und den Plan des Lebens zerreiße.

Anders iſt es nicht möglich. Die Einheit des Lebens liegt nicht im Individuum. Sie liegt zwiſchen zweyen Geſchlechtern in der Mitte, und nur in der Vereinigung derſelben iſt es möglich, ſie klar hervorzuheben und durchzuführen. Keiner iſt für ſich allein Menſch. Mann und Weib ſtellen in ihrer Verbindung den vollen Menſchen dar. Das Weib iſt dem Manne der Schlüſſel zu den Schätzen der Natur; der Mann dem Weibe der Vermittler einer höhern Welt. Ohne das Weib will der Mann zwar vieles, aber er richtet wenig aus, weil er über alles wegſtürmt. Durch das Weib lernt er ſich ſelbſt verſtehen, und die Stoffe finden, an die ſich ſeine Kraft wenden kann. Durch das Weib wird ihm der hochfliegende Wunſch zur liebenden

Sorge. Sein Weib zu beſchützen und zu beglücken, ſeine Kinder zu ernähren, für beyde zu arbeiten, und, durch den Gedanken an beyde geſtärkt, ſich dem gemeinen Wohl, dem Anbau des menſchlichen Verſtandes, der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, den Geſchäften des Staates oder einem nützlichen Berufe zu widmen, mit ihnen vereint nach höherer Veredlung ſtreben: das iſt jetzt die Aufgabe, in der ſich ſeine unbeſtimmte Kraft concentrirt, wodurch er ſeinen Ehrgeitz anhält, ſeine Launen beherrſcht, und ſeinem wohlwollenden Eifer eine verſtändige Richtung gibt. Er weiß jetzt, wo er das Glück ſuchen ſoll, das er nirgends finden konnte: — in den Umarmungen und in dem keuſchen Kuſſe ſeines treuen Weibes, unter den muntern Spielen ſeiner geliebten Kinder, im frohen Kreiſe einer zärtlichen Familie. Er hängt jetzt mit der Welt zuſammen, die ihn ſonſt immer floh. Er iſt jetzt im Beſitze deſſen, was ihm fehlte, um ſich ſelbſt ganz zu kennen, und zu wiſſen, was es eigentlich mit dem Leben für eine Bewandniß hat.

In Leerheit, Ueberdruß und in den abgeſchmackteſten Grillen endigt die Verachtung der Liebe. Ich darf hier nur an die allbekannten Zeitvertreibe und Beluſtigungen der Hageſtolze erinnern; und was haben ſie daran? Welche unſelige Mühe geben ſie ſich, ſich gegen die Zeit und das Leben zu vertheidigen; — und wie gelingt es ihnen damit? Sie können der Welt, mit der ſie ſich nie befreunden mochten, doch nicht entbehren; ſie greifen blindlings, wie in einen Glückstopf, hinein, und ſetzen aus dem, was ſie erbeuten, zuſammen, was, nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Narrheit, daraus werden will. Die alten Jungfern helfen ſich zwar beſſer. Aber zufrieden wird man doch auch nicht, wenn man vom Leben nichts weiter hat, als daß man ſeine Läſterſchulen durchgeht, und alle ſeine Neuigkeiten davon trägt.

Nicht weniger als der Mann gewinnt das Weib in der Liebe. Sein Leben iſt zwar einförmig genug, um ſich bald darin zurecht zu finden, und in der Wahl ſeiner Zwecke und Mittel nicht oft fehlzugreifen. Aber eben dieſe Einförmigkeit muß es ihm unerträglich machen. Wenn es ihm nicht an allem Verſtande oder an aller Bildung fehlt: ſo kann ihm nicht wohl verborgen bleiben, daß das Waſchen, Kochen und Stricken zu etwas Weiterm führen müſſe. Es kann unmöglich ſeine Beſtimmung hierauf beſchränken. Es ahndet in ſchmerzlicher Unruhe etwas Beſſeres, worüber ihm nur die Liebe nähere Aufſchlüſſe geben kann. Nicht weniger ſagt ihm ſeine Ohnmacht, daß es ſich an ein ſtärkeres Weſen anzuſchließen habe, um einen feſten Stand in der Welt und einen Charakter zu gewinnen. Um mit ſich ſelbſt eins zu werden, muß es noch einem beunruhigenden Mangel abgeholfen ſehen. Es muß lieben, um eine Beſtimmung zu haben und ihr nachzuleben, um ſeine höhern Beziehungen zu erkennen, und ſeine Verbindung mit einer andern Welt zu begründen.

Zuverſicht zu ſich ſelbſt, feſtes Ruhen auf ſich ſelbſt, Haltung, Charakter und ordnungsvolle Thätigkeit, wird dem Menſchen nur durch die Liebe ganz eigen.

Die Liebe macht aber auch ſeine Thätigkeit freyer, froher und erfolgreicher. Wann thut der Menſch ſo viel, und wann wird ihm alles ſo leicht, als wenn er im Dienſte der Liebe arbeitet, und in den Armen der Liebe den ſchönſten Lohn findet? Was für Weib und Kind geſchieht, das geht raſch von der Hand, wenn es auch noch ſo verwickelt iſt; dabey iſt man fröhlich und guter Dinge, wenn es auch noch ſo beſchwerlich fällt, wenn auch noch ſo viele Hinderniſſe zu überwinden ſind, und wenn das Einerley auch noch ſo ſehr ermüdet. Die Liebe duldet keinen Müßiggänger. Der verdroſſene Menſch wird regſam und aufgelegt, wenn die Liebe ihn leitet, wenn es für die gilt, an denen ſein Herz hängt. Nichts muntert mehr zur Arbeit auf, als die Freuden, welche die Liebe gewährt. Keine Erhohlung iſt ſüßer und ſtärkender als die trauliche Unterhaltung mit geliebten Menſchen.

Nicht weniger wichtig iſt der Einfluß der Liebe auf den Charakter. Eigenſinn, Unbiegſamkeit und Störrigkeit ſind gewöhnlich da zu Hauſe, wo die Liebe keinen Eingang findet. Sie bricht den eiſernen Willen, ſie ſchleift alle rauhen Ecken ab, ſie vertilgt alle eingewurzelten Eigenheiten. Sie macht das Herz weich und empfänglich für Erinnerungen, für fremden Rath und für Rückſicht auf die Wünſche und Neigungen andrer. Die wunderlichſten Menſchen ſind ſchon durch ſie ordentlich, und die ſteifſten Starrköpfe vernünftig geworden. Die roheſten Egoiſten hat ſie zur Humanität geführt.

Je mehr ſich der Menſch iſolirt; deſto feſter beſteht er darauf, daß ſich alles nach ihm richten ſoll; deſto mehr Grillen heckt er aus, und deſto mehr gewöhnt er ſich daran, der Welt darin Trotz zu biethen, daß er überall von ihr abweicht und ſich mit ihr in einen ſo ſtarken Contraſt ſetzt, als nur immer möglich iſt. Das kann ſo nicht bleiben, wenn ihn die Liebe in ihre Gewalt bekömmt. Wer wollte die Einwendungen eines Menſchen, den man wahrhaft liebt, nicht gerne hören? Wer wollte ihm zu Gefallen nicht gerne einmal von ſeinem Sinne abgehen, ſich ihm anbequemen, und ſelbſt ſolche Plane aufgeben, die er ſich feſt in den Kopf geſetzt hat? Wer wollte ſich nicht ſelbſt in manchen Stücken nach den Geliebten bilden, und ihm ſeine feurigſten Wünſche aufopfern? Es iſt nicht möglich, daß man da immer nur ſeinen Weg gehe, wo ein freundliches Weſen uns an die Hand faßt, und uns bittet einen andern zu gehen.

Das iſt wahrlich kein geringer Vorzug der Liebe. Wie viel Unheil hat nicht die Starrköpfigkeit von je her in der Welt angerichtet? Wann ſieht es wilder im Herzen aus, als wenn es vom Unkraute des Querſinnes überwachſen iſt? Wo wird ſo viel Tolles begonnen, als wo Halsſtarrigkeit das Regiment führt, und ſchalten und walten kann, wie ſie will? Und welche Menſchen ſind unglücklicher, und quälen ſich ſelbſt mehr, als die, welche immer Recht haben müſſen, und nach deren Grillen ſich alles richten ſoll?

Der weibliche Eigenſinn bedarf des Beyſtandes der Liebe eben ſo ſehr, wenn er nicht zuweilen in die widerlichſte Bizarrerie ausarten ſoll. Die beſten Weiber ſind nicht dagegen geſichert, und oft iſt alle Mühe, womit ſie ihm entgegen arbeiten, vergeblich. Frühe Verwöhnung, die Hätſcheley unſerer modernen Erziehung, das Gefühl ihrer einförmigen Lage, fehlgeſchlagene Erwartung, Verſtimmung des Temperamentes, überſpannte Begriffe, Nervenſchwäche und kränkliche Diſpoſitionen nähren dieſen Charakterfehler, und bilden ihn nicht ſelten zu einem unheilbaren Schaden. Je mehr das Weib ſich ſelbſt überlaſſen iſt, je mehr es bey ſeinen einſamen Beſchäftigungen allen Grillen nachhangen kann; je mehr Zwang und je weniger Freywilliges in den Rückſichten iſt, die es auf andre zu nehmen hat: deſto ärger muß es damit werden. Die milde Gewalt der Liebe muß hier helfen. Sie macht weich und biegſam. Sie nöthigt zum Nachgeben, ohne zu zwingen. Sie lehrt, aus eigenem Triebe ſich in andere ſchicken, und ſich glücklich fühlen in den Opfern, die man ihnen bringt. Mit der ſanften Stimmung, die ſie dem Herzen gibt, kann nichts Hartes, Willkührliches und Eigenſüchtiges beſtehen.

So iſt es mit allen Leidenſchaften. Die Liebe bricht ihren Ungeſtüm, ſie mäßigt ihre Heftigkeit und beugt ihren Trotz. Sie hält nicht allein die regelloſen Ausbrüche derſelben zurück; ſondern unterwirft ſie auch innerlich den Regeln der Vernunft; ſie nöthigt der Natur derſelben eine Ordnung und ein Gleichgewicht auf, in welcher ſich gar keine Einſeitigkeit und Diſharmonie hervor thun kann. Freylich kann die Liebe nicht jeden andern Wunſch aus dem Herzen nehmen, und nicht jedes leidenſchaftliche Intereſſe vertilgen. Sie will und ſoll das auch nicht. Sie kann ſelbſt ohne mancherley innere Anregungen nicht beſtehen. Sie verlangt eine Thätigkeit, die ſich für edle Zwecke enthuſiaſtiſch verwende. Sie ſoll keine Triebfeder ſchwächen, wodurch Gutes gewirkt werden kann; ſie iſt ja ſelbſt für alles Gute erwärmt. Aber ſie kann und ſoll verhüthen, daß unſre Wünſche ſich keine Herrſchaft über das Herz anmaßen, und zu verderblichen Bemühungen verleiten, daß das leidenſchaftliche Intereſſe nicht die Ruhe des Gemüthes aufſtöre, oder zu einer Flamme werde, die das Innere verzehrt.

Der Mann, der ſein Weib wahrhaft liebt, wird ſich ſchon deswegen den Stürmen ſeiner Ehrbegierde nicht überlaſſen, weil er dabey ſeinem Weibe nicht alles ſeyn kann, was er ihm ſeyn ſoll, weil er es da erſt verſäumen und den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen ausſetzen müßte. Er wird über eine Kränkung oder Zurückſetzung nicht in wüthenden Zorn gerathen, weil ſein Weib ihm mit ſanften Worten zuredet. Er wird eine Beleidigung nicht rächen, weil ſein Weib ihn mit Thränen darum bittet. Er wird ſeiner Verſchwendung und ſeiner Spielſucht Gränzen ſetzen; weil es ihm nicht verborgen bleiben kann, wie ſich ſein Weib im Stillen darüber grämt; weil das Elend vor ſeiner Seele ſteht, worin er die ſtürzen wird, die er liebt; weil ihm der Gedanke, daß ſie einſt mit Mangel und Hunger werden zu kämpfen haben, ſchrecklicher iſt als der Gedanke an alle Leiden, die ihn ſelbſt treffen.

Das Weib, das ſeinen Mann wahrhaft liebt, wird dem Geitze, der Habſucht und der Knickerey nicht länger ergeben bleiben können; weil ihm die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Geliebten wichtig ſind, weil es ihm Freude macht, für ihn etwas aufzuopfern. Es wird nicht verdroſſen, nachläſſig und unordentlich werden; weil es nur durch Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß und gute Wirthſchaft das Herz bewahren und näher an ſich ziehen kann, deſſen Beſitz ſein Stolz und ſein Glück iſt. Alles ſoll den Geliebten gefällig und freundlich umgeben; heiter, wie ſeine Seele, ſoll auch alles um ihn her ſeyn. Es wird weder der Neubegierde, noch der Klatſch- und Läſterſucht in ſeiner Seele Raum geben; weil es dabey dem Geliebten nicht allein nicht gefallen kann, ſondern ſich ihm auch höchſt widerlich machen muß; weil es an eine beſſere Unterhaltung gewöhnt iſt, und beſſere Freuden kennt, in Vergleichung mit welchen jene ihm anekeln.

Die Liebe macht das Herz weich, und öffnet es allen ſchönen Empfindungen. Liebende können unmöglich bey den Leiden und Freuden andrer gleichgültig bleiben. Die Liebe beruht auf Sympathie des Geiſtes und des Körpers; darum muß ſie für jede Art des Mitgefühls empfänglicher machen. Nichts Menſchliches iſt der Liebe fremd. Sie wird leicht und tief gerührt. Sie nimmt an allem den innigſten Antheil. Sie freut ſich Noth zu ſtillen und Thränen abtrocknen zu können. Keine Tröſtungen ſind ſanfter als die, welche die Liebe ſpricht; keine Aufmerkſamkeit iſt zärtlicher als die, welche die

Liebe zeigt, und keine Hülfe wird freundlicher gewährt als die, welche die Liebe leiſtet. Sie belebt den Sinn für die Schönheiten der Natur. Sie lehrt den tiefen Geiſt, der in ihren Werken liegt, erkennen. Herrlicher lacht ihr die Blumenwelt. Melodiſcher tönen ihr die Stimmen des Waldes. Heitrer breiten ſich die Farben der Flur vor ihr aus. Prächtiger ſtrahlen ihr Morgen- und Abendroth. Die großen Empfindungen der Religion dringen ihr wärmer ans Herz. Glaube und Hoffnung ſprechen ſie vertraulicher an, und ſchöner ſieht ſie das Licht einer beſſern Welt auf die Nebel der Erde herableuchten. Thaten des Edelmuthes und erhabene Geſinnungen finden bey der Liebe die reinſte Bewunderung, und werden von ihr in ihrem ganzen Wehrte erkannt. Nicht bloß für die Schönheiten der Natur, auch für moraliſche Schönheit iſt ihr Gefühl ſchärfer.

Vor allem andern ehrenvoll ſind aber die Siege der Liebe über die Selbſtſucht, dieſen Erbfeind der beſſern Menſchheit in uns und alles deſſen, was an dieſer Köſtliches gedeiht. Die Liebe gewöhnt uns daran, unſer Selbſt gering zu halten und es oft zurück zu ſetzen. Sie lehrt uns, die Forderungen deſſelben einſchränken und uns für andre aufopfern. Sie empfängt ſo viel Glück von andern; wie ſollte ſie nicht dafür dankbar ſeyn? Sie genießt in andern ſo viel

Großes; wie ſollte ſie ſich dann übermüthig erheben? Sie hat erkannt, wie viel Wonne in der Verläugnung ſey; wie ſollte ſie nicht von dem Beſtreben, überall das Seinige durchzuſetzen, abbringen?

Die Liebe macht demüthig und beſcheiden. Wer wahrhaft geliebt hat, kann nicht mehr von ſich halten, als ſich gebühret, und nicht mehr verlangen, als ihm zukommt. Es muß ihm leicht werden, auch von ſeinen rechtmäßigen Forderungen abzuſtehen. Er weiß von ſeinen Vorzügen einen andern Gebrauch zu machen, als damit zu glänzen. Wenn er ja welche hat: ſo werden ſie ſein und des Geliebten Glück ſeyn.

Die Liebe erhöht das natürliche Wohlwollen. Nie wünſcht man mehr, daß alle glücklich ſeyen, als da, wo man es ſelbſt ſo rein und in einem ſo hohen Grade, wie in der Liebe, iſt. Nie iſt man geneigter zu geben, als wo einem ſelbſt ſo viel gegeben wurde. Nie wird man des Gedankens für ſich zu behalten leichter entwöhnt, als in der Liebe. Die Zärtlichkeit und Schonung, die Liebende einander beweiſen, das herzliche und gränzenloſe Wohlwollen, womit ſie für einander leben, muß ſich doch auch einiger Maſſen auf ihr Verhältniß mit andern übertragen. Der kann die Menſchen nicht haſſen, der unter ihnen eine Seele fand, welcher er ſich mit dem vollen Zutrauen der Liebe ergeben kann, und die ihm den ganzen Lohn der Liebe gewährt.

Die Liebe bildet zur Großmuth. Sie gibt dem Sinne Weite und Höhe. Sie lehrt die Dinge verachten, in deren übertriebenen Schätzung die Menſchen gewöhnlich ſo klein und engherzig werden. Für ſie iſt manches kein Gut, wovon andre ſo ſchwer ſcheiden. Für ſie iſt manches keine Beleidigung, was andre nie vergeſſen können. Manches iſt ihr nicht ſchmerzlich, worüber andre die bitterſten Klagen führen. In ſo fern kann es ihr nicht einmal zum Verdienſte angerechnet werden, wenn ſie vielem Angenehmen entſagt, vieles Unangenehme übernimmt, und ſich für andre ſchweren Arbeiten und großen Gefahren unterzieht. Aber ſie hat gelernt, auch das wirklich geſchätzte Gut entbehren, ſich über die tief gefühlte Beleidigung wegſetzen, und das gefürchtete Uebel ertragen, wo es das Wohl andrer verlangt. Sie gibt auch das hin, was zu ihrem Glücke beyträgt; ſie iſt darin, daß ſie es hinzugeben vermag, noch glücklicher, als wenn ſie es behalten könnte.

Mit der Großmuth bildet ſich Uneigennützigkeit; der reinſte, edelſte Sinn, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt. Was ſonſt ſo ſchwer iſt, und von vielen ſogar für eine ſchwärmeriſche Forderung gehalten wird, das wird der Liebe unendlich leicht: nähmlich, nicht allein den eignen Vortheil zu verläugnen, und das zu thun, was gegen denſelben ſtreitet; ſondern auch, ohne alle Rückſicht auf irgend eine Art des eignen Vortheiles, zu handeln. Das iſt der Triumph der Liebe, daß ſie dem Geliebten alles vergeben und nachſehen, daß man über dem Geliebten ſich ſelbſt vergeſſen kann; und wer das kann, ſollte ſich der gegen andre engherzig zeigen? ſollte ſich dem ein uneigennütziger Sinn nicht immer mehr aneignen? Wenn er nur mit ihm befreundet würde: ſo iſt ſchon das ein nicht geringer Gewinn in einer Welt, wo ſo vieles den Eigennutz in Athem hält, und die Neigungen, die aus ihm entſpringen, ſo vielfach gereizt werden.

Zur echten Humanität wird der Menſch nicht wirkſamer erzogen, als durch die Liebe.

Auch das iſt kein geringer Vortheil der Liebe für den Charakter, daß die Liebenden einander von ihren verſchiedenen Eigenſchaften mittheilen, und dadurch das Mangelhafte ausfüllen, das Uebertriebene mildern, und Einer des Andern Fehler verbeſſern. Der heftige Mann wird ſanfter an der Bruſt des ſtillern Weibes; er lernt von ihm, das gegenwärtige Gut, das er ſo oft überſieht, froh genießen, und unabänderliche Uebel mit Gelaſſenheit tragen, ſich in die Zeit ſchicken und warten bis es anders wird. Das zaghafte Weib wird muthvoll an der Hand des Mannes, und lernt von ihm Entſchloſſenheit und Feſtigkeit in der Befolgung ſeiner Grundſätze, Selbſtbeherrſchung und Erhebung über ſeine Schwäche.

Fehler läßt man ſich nicht von jedem vorwerfen. Aber wen könnte es erbittern, von der Liebe darauf aufmerkſam gemacht zu werden? Wie könnte ſich hier die Eitelkeit gekränkt fühlen? Wie hier der Verdacht unlauterer Abſichten Wurzel faſſen? Wird man in ihrer Verbeſſerung nicht eifriger ſeyn, wenn man weiß, daß man dem Geliebten gefälliger wird, und glücklicher mit ihm lebt? Wenn der Tadel andrer uns beſchämt, und das Uebel oft ärger macht: ſo können die ſchonenden Zurechtweiſungen der Liebe nicht anders als wohlthätig wirken.

Selbſt auf die Kultur des Verſtandes hat die Liebe einen vortheilhaften Einfluß. Sie iſt nicht immer blind, vorzüglich da nicht, wo es darauf ankommt, das Herz des Geliebten immer mehr zu gewinnen, und ihm Annehmlichkeiten zu verſchaffen. Die Liebe erräth leicht, ſie iſt ſcharfſinnig und erfinderiſch. Sie übt den Kopf an tauſend kleinen Aufgaben, die ſonſt eben im Leben nicht häufig vorkommen, aber ungemein viel zu ſeiner Aufklärung und zu größerer Gewandtheit beytragen. Sie nöthigt uns, uns vieles deutlich zu machen, in Anſehung deſſen wir uns ſonſt mit dunkeln Vorſtellungen behalfen.

Sie nöthigt uns, vielem tiefer auf den Grund zu ſehen, wovon wir ſonſt nur die Oberfläche ſahen, viele Ideen in Ordnung zu bringen, die ſonſt wohl immer in Verwirrung geblieben wären, und vieles zu berichtigen, worauf wir ſonſt nur eine halbe Wahrheit gehabt hätten. Vorzüglich bereichert ſie unſre Menſchenkenntniß; vorausgeſetzt, daß man mit Vernunft liebt. Sich ſelbſt lernt man da kennen, wie man ſich nie kannte. Seine Fehler und Vorzüge erblickt man in einem Lichte, worin man ſie nie erblickte. Kaum gibt es eine intereſſantere Situation, den Menſchen zu beobachten, als wenn er liebt. Sein Gutes und ſein Schlechtes kommt da zum Vorſchein. Das Weib iſt nirgends wahrer und offener, und läßt nirgends tiefer auf den Grund ſeiner Seele ſehen, als in der Liebe.

Die Einbildungskraft wird in der Liebe reiner und ruhiger geſtimmt. Sie bereichert ſich mit ſchönen Bildern, und folgt dem Zuge eines wohlgeordneten Herzens. Wo die Leidenſchaft der Vernunft gehorcht: da kann die Phantaſie das Herz nicht vergiften.

Endlich iſt es auch nicht zu verkennen, daß die Liebe für die Sittenbildung wohlthätig ſey. Eine ſanfte Stimmung verträgt ſich mit keinem rohen Betragen. Das Gleichgewicht der Seele drückt ſich im äußern Anſtande aus. Das Beſtreben, einander wehrt zu bleiben und zu beglücken, gibt ſich in Worten und Werken zu erkennen. Die feinſten Sitten ſind eine widerliche Grimaſſe, wenn ſie nicht von innerm Wohlwollen eingegeben werden. Wo iſt aber ein ſo ungeheucheltes Wohlwollen, als in der Liebe? Darum ſpricht auch hier ein artiges Benehmen am meiſten zum Herzen. Menſchen, die ſich im Umgange mit einander vergeſſen, und ſich die geringſte Unanſtändigkeit erlauben können, haben ſich nie recht geliebt. Um die Fortdauer ihrer Liebe kann es ihnen auf keinen Fall ernſt ſeyn. Der Liebende iſt gegen den Geliebten zwar weniger formell, weniger ängſtlich im Beobachten der Etikette, aber gewiß nicht weniger aufmerkſam, zuvorkommend und verbindlich. Er vermeidet das Unſchickliche eben ſo gewiſſenhaft, wie gegen jeden andern, und iſt in ſeinem ganzen Betragen ſo gefällig, als ob er ſich ihm jetzt zuerſt empfehlen wollte.

Wenn die Liebe überhaupt den Sinn für das Einſtimmige und Wohlgeordnete ſchärft: ſo muß ſie auch den Sinn für das Schickliche verfeinern, und ein Betragen, das den Regeln des Anſtandes auf das Vollkommenſte angemeſſen iſt, zum unvertilgbaren Bedürfniſſe machen.

Du wirſt es dem Enthuſiasmus eines alten Mannes, der der Liebe nicht allein ſeine ſchönſten Stunden, ſondern auch den bedeutendſten Theil des Guten, was an ihm ſeyn mag, verdankt, und der auch gerne ſeinen, oft trübſinnigen, vielleicht zu ſpeculativen und zu ehrgeizigen Ideen, durch die Liebe glücklich ſähe, verzeihen, wenn ich zu weitläufig geworden bin.

IV.

Erforderniſſe zur Liebe.

Euphranor an Kleon.

Es mag wohl wahr ſeyn, was Du auf meinen letzten Brief erwiederſt, daß der Einfluß der Liebe, wie ich ihn dort geſchildert habe, ſelten gefunden werde. Aber dies kann kein Beweis gegen meine Behauptungen ſeyn. Liegt es in der Natur der Liebe, wie ich glaube dargethan zu haben, daß ſie den Charakter veredelt, den Verſtand und die Sitten bildet: dann muß die Schuld auf die Liebenden fallen, wenn dieſe Wirkungen ausbleiben. Entweder ſie wiſſen ihre Liebe nicht gehörig zu behandeln, oder ſie kennen die wahre Liebe nicht, und es iſt bloß gemeine oder verfeinerte Sinnlichkeit, was ſie ſo nennen. Das Letztere iſt nur zu oft der Fall — und der verſchönernde Einfluß der Liebe aus keinem andern Grunde ſelten, als weil die Liebe ſelbſt ſelten iſt.

Die echte Liebe iſt nicht jedermanns Ding. Die meiſten ſind zu roh, als daß ſie für ein ſo zartes und reines Gefühl Empfänglichkeit haben könnten. Die Anlage und das Bedürfniß der Liebe zeigen ſich zwar in allen. Aber damit iſt es nicht genug. Jene Anlage muß auch entwickelt, dieſes Bedürfniß muß aufgefaßt, verſtanden und gegen die verderblichen Wirkungen ſelbſtſüchtiger oder thieriſcher Begierden geſchützt werden, wenn daraus wirkliche Liebe entſtehen ſoll. Zu allem Vortrefflichen hat der Menſch Fähigkeit, und doch kommt wenig Vortreffliches zur Reife; weil jene Fähigkeit ſo wenig gepflegt wird, und ſo mancherley Verbildungen ausgeſetzt iſt; weil ſie vielen Widerſtand findet, und mit ſeiner eigenen verkehrten Natur einen ſo harten Kampf aufzunehmen hat.

Betrachteſt du die Art, wie die Menſchen gewöhnlich erzogen werden: ſo wirſt Du die Seltenheit echter Liebe nicht unbegreiflich finden; es wird Dir vielmehr oft vorkommen, als ob man es abſichtlich darauf anlege, ſie davon ſo fern als möglich zu halten. Wie viele Nahrung empfängt die Selbſtſucht des Kindes ſchon in der erſten Zeit von der Unwiſſenheit, von der Schwäche, von der mißverſtandenen Zärtlichkeit und von der Bequemlichkeitsliebe der Mütter? Welch ein verzogenes, rechthaberiſches, gebietheriſches, launiges und eigenſinniges Geſchöpf iſt nicht oft ſchon das Mädchen von vier Jahren? Wie ſind da nicht ſchon alle zarten Keime wohlwollender Neigungen gegen die Menſchen erſtickt? Hat nicht da der Geiſt ſchon eine unlenkſame Richtung auf das Ich genommen? Iſt es da nicht ſchon herrſchende Maxime geworden, alles auf ſich ſelbſt zu beziehen, und in allem ſich ſelbſt zu ſehen? Wie kann in dem verengten Herzen das Bedürfniß ſich anzuſchließen und mitzutheilen, das Weite und Höhe verlangt, Platz finden?

Wie wenig geſchieht nachher gewöhnlich für das Geiſtige, von dem die Liebe doch, wenn ſie auch nicht alles Sinnliche verſchmäht, ausgehen muß? Iſt es nicht faſt allein zufälligen Umgebungen oder der Stärke der natürlichen Diſpoſition zuzuſchreiben, wenn die feinern äſthetiſchen und ſympathetiſchen Empfindungen noch zuweilen angereizt werden? Sucht man ſie nicht, in den meiſten Fällen, durch das Uebergewicht, das man den ſinnlichen Trieben gibt, zu unterdrücken? Wie viele unlautere Begierden, wie viele regelloſe Leidenſchaften erfüllen nicht das Herz, in dem noch der ganze Friede der Unſchuld wohnen ſollte? Iſt es möglich, daß dieſes Herz, das man für ſo viele eitle Dinge intereſſirt, und überall von ſich ſelbſt los zu machen ſtrebt, bey ſich ſelbſt etwas ſuche? Iſt es möglich, daß das

Gemüth Innigkeit und eignes friſches Leben bewahre, das unaufhörlich zerſtreut und aus ſich ſelbſt herausgetrieben wird? Iſt es möglich, daß das Würdige, Genügende und Bleibende da etwas gelte, wo man ſo frühe gewöhnt wird, dem Nichtswürdigen, Schimmernden und Vergänglichen einen Wehrt anzukünſteln, den es nicht hat? Muß nicht alle Wahrheit der Natur zu Grunde gehen, und mit ihr auch die Fähigkeit, dieſer Wahrheit zu vertrauen, wo man den Menſchen ſchon frühe mit ſo viel leerem Schein behängt, und ihn lehrt, ſeine natürliche Geſtalt verhüllen, um mit einer erlogenen zu prunken? Was ſoll der Menſch dem Menſchen ſeyn, was das Herz dem Herzen gelten, wo die ganze Aufmerkſamkeit auf die Oberfläche gerichtet iſt, und jeder nur darauf denkt, wie er über den andern Vortheile gewinnen, und ihn ſeinen Wünſchen dienſtbar machen könne?

Man unterrichtet unſre Töchter in der Kunſt Männern zu gefallen, Männer zu erobern und zu beherrſchen, aber nicht in der Kunſt ihre Herzen zu gewinnen. Freylich iſt dies auch keine Kunſt, die erlernet werden kann. Wenn man denn nur nicht das ſchöne Werk der Natur zerſtörte; wenn man nur nicht die dem weiblichen Geſchlechte angeborne Grazie zu der widerlichſten Ungeſtalt verzerrte; wenn nur nicht die einfache Sprache des Herzens ſich die, bald lächerlichen, bald ekelhaften, Formen der Ziererey müßte aufdringen laſſen. Man ſchmückt ſie für das verwöhnte Auge; aber man vergißt darüber den köſtlichen Schmuck, der, in einem gebildeten Geiſte, jedes unverſtimmte Gemüth entzückt. Man führt ſie in Geſellſchaften, woher ſie, wo möglich, noch leerer zurück kommen als ſie hingegangen waren. Man macht ſie mit allen Künſten der Buhlerey bekannt, die der Eitelkeit und Sinnlichkeit gleich viel Nahrung geben. Man lehrt, ſie die Männer als Werkzeuge derſelben anſehen, ihre Schmeicheleyen und ihre Unterwürfigkeit als den höchſten Preis für die aufgewandte Mühe.

Wie kann auf einem ſo wüſten Boden und in einer ſo kalten Luft die zarte Pflanze der Liebe gedeihen? Muß ein ſo verwahrloſtes und verunſtaltetes Herz nicht immer mehr von dem Bedürfniſſe, in der Verbindung mit Menſchen ein reines Glück zu genießen entfremdet, muß ihm nicht dasjenige, wodurch Menſchen einander im Daſeyn und Wirken beglücken, entrückt werden? Das gemeine Leben, welches in der Welt geführt wird, lernen ſolche Menſchen gut genug kennen; aber das innere, das man mit ſich ſelbſt und einem befreundeten Weſen führt, bleibt ihnen ewig unbekannt. Die Forderungen des thieriſchen Triebes lernen ſie frühe genug verſtehen; aber die Forderungen einer höhern Sympathie und die Kunſt, jenen durch dieſe zu veredeln, hat ſich ihnen auch nicht einmal in einer Ahndung offenbart. Ihre Herzen werden ſich nie angehören; darum können ſie auch nie bildend und veredelnd auf einander wirken.

Andre glauben für die Herzenskultur ihrer Töchter beſſer zu ſorgen, wenn ſie ihnen recht viele empfindſame Romane in die Hände ſpielen, und bedenken nicht, daß das Herz vielleicht dadurch noch weit mehr verzogen wird. Feiner, ſentimentaler mögen ihre Töchter dadurch werden, aber wahrlich nicht empfänglicher für echte Liebe. Was in den meiſten dieſer Romane ſein Weſen treibt, das iſt nicht Liebe, ſondern entweder verſteckte Sinnlichkeit, oder eine überſpannte, träumeriſche Einbildungskraft, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. Am wenigſten kann dadurch eine innige Zärtlichkeit, eine dauerhafte Anhänglichkeit und die Fähigkeit, einander im Umgange das Leben zu verſüßen, hervorgebracht werden. Im Gegentheil müſſen auf dieſe Weiſe vielmehr diejenigen Neigungen ganz verſäumet werden, die echte Liebe begründen.

Zur echten Liebe wird vor allem ein gebildeter Geiſt erfordert. Freylich hat ſich die Liebe auch auf den niedrigſten Stufen der Kultur, in ſehr rührenden Erſcheinungen, in einer Stärke, Reinheit und Dauer gezeigt, wovon ſich unſre verfeinerte Welt kaum einen Begriff machen kann. Aber unſre Verfeinerung iſt nicht immer Bildung; und der Mangel an äußerer Politur nicht immer Rohheit. Unter Menſchen, denen es an aller äußern Politur fehlt, entwickelt ſich nicht ſelten die Natur in einer Wahrheit und Harmonie, die ihre köſtlichſten Früchte zu einer ſchönen Reife bringt; während die Abglättung der heutigen Welt den Verſtand mit Vorurtheilen erfüllt, und das Herz ſeiner edelſten Empfindungen beraubt. Unter der Bildung, ohne welche überall keine Liebe ſeyn kann, verſtehe ich einen geſunden Verſtand, eine reine und freye Phantaſie und ein feines Gefühl. Der Verſtand erkennt das verwandte Weſen und ſeine liebenswürdigen Vorzüge; das Gefühl zieht uns zu ihm hin, und gibt uns ſeinen Wehrt, und das Glück der Vereinigung mit ihm, zu empfinden; die Phantaſie unterſtützt beyde, und bringt die mannichfaltigſten Reitze in die liebende Verbindung. Wo der Verſtand irre geleitet oder durch Vorurtheile geblendet iſt, da ſchätzt man eher alles andre als diejenigen Eigenſchaften, die Liebe erwecken. Wo das Gefühl zu ſtumpf oder zu einſeitig reitzbar iſt, da mag der Verſtand jenen Eigenſchaften alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen: das Herz, in welchem die Liebe wohnt, bleibt doch kalt. Die Wonne der

Liebe gehört nicht für diejenigen, die nur durch grobe ſinnliche Genüſſe gerührt werden können, auch nicht für diejenigen, deren Einbildungskraft nichts als die letztern producirt, oder ganz unter der Gewalt der Sinne ſteht, oder an den Anfällen einer überſpannten Sentimentalität kränkelt.

Dieſe Bildung iſt größten Theils das Werk eines glücklichen Naturells, und gedeiht gewiſſer Maßen von ſelbſt da am beſten, wo die Bedürfniſſe noch einfach, die Verhältniſſe der Menſchen wenig verwickelt, ihre Colliſionen wenig zahlreich und ihre Sitten unverdorben ſind. Unter den Menſchen, die wir vornehm nennen, wird ſie ſelten gefunden, weil die Arbeitsnoth, die Lebensſorge, der Luxus, die Kämpfe des Eigennutzes, und die Künſte der Verſtellung ihr überall mächtige Hinderniſſe in den Weg legen. Darum iſt auch hier weniger Liebe als im Naturſtande; weil hier mehr praktiſche Irrthümer, mehr ungeregelte Neigungen, mehr Mühſeligkeit und mehr Dißharmonie des Herzens ſind.

In Zeiten, wo die äußere Kultur ſo weit fortgeſchritten iſt, als in den unſrigen; da muß die Liebe auch an die Bildung höhere Forderungen machen; da reicht eine ſolche, wie ich ſie eben bezeichnet habe, noch nicht aus; da wird nicht allein ein geſunder, ſondern auch ein aufgeklärter und kenntnißreicher Verſtand, — nicht bloß ein feines, ſondern auch ein für die zarteſten Lebensverhältniſſe und für alle leiſen Schattirungen des Gemüthes, die ſolche Zeiten hervorbringen, verfeinertes Gefühl, — nicht bloß eine reine und freye, ſondern auch eine reiche und romantiſche Phantaſie, und überdies Gewandtheit im Betragen und conventionelle Delicateſſe verlangt. Die Natur muß hier durch die Schule der Kunſt gegangen, und doch wieder zu ſich ſelbſt zurückgekehrt ſeyn.

Die meiſten erheben ſich wohl über die Natur; aber zu ihrem eignen Verderben. Sie ſind ſo weit davon entfernt, wieder zu ihr zurück zu kehren, daß ſie es ſelbſt in der Kunſt nicht weiter als zur elendeſten Stümperey bringen. Darum trifft man hier ſo wenig echte Liebe. Die natürliche Bildung der Unſchuld, die ſich ohnehin nicht mehr zu der anderweitigen Verfeinerung paſſen würde, iſt verloren, und die höhere, die dieſer Verfeinerung angemeſſen wäre, und bey ihr einen freyen, edeln Sinn erhalten könnte, wird von wenigen geſucht, und von noch wenigern gefunden. Wenige verſtehen ſich auf die Gefühle, in denen, zu der jetzigen Zeit, die Liebe allein leben kann. Wenige beſitzen die Eigenſchaften, in welchen der Menſch dem Menſchen Gegenſtand eines reinen Wohlgefallens wird. Im entferntern Verkehre mit andern kann man ſich geſchickt genug geltend machen, aber nicht in dem nähern, der das Herz intereſſirt.

Wir ſtehen nun einmal ſo hoch, daß die Liebe natürlicher Menſchen uns nicht mehr beykommen kann. Wir müßten noch etwas höher ſtehen — über dem herrſchenden Vorurtheile, über dem mechaniſchen Etikettenzwange, über den eingelernten Formeln, im erwärmenden Lichte des eignen reichen und ſchönen Lebens; wir müßten mit Kenntniſſen, die den Verſtand ſchmücken, mit der Fähigkeit, das Schöne ſelbſt zu empfinden, das Wahre, Zweckmäßige und Treffliche ſelbſt anzuerkennen, überhaupt in uns ſelbſt etwas Erfreuendes zu entdecken, und aus uns ſelbſt etwas Treffliches zu nehmen, ausgerüſtet ſeyn, um der Liebe ein offnes Herz anbiethen zu können.

Wie die Bildung des größten Theiles beſchaffen iſt, kann ihnen die Liebe nie durch etwas andres bekannt werden, als durch das, was die gemeinſte Sinnlichkeit gewährt. Was das Innere gibt und allein verſteht, muß ihnen deßwegen fremd bleiben; weil auf dieſes Innere nie Sorge gewendet wurde, weil es völlig leer iſt. Was man bey der Liebe ſucht, iſt entweder Befriedigung des Naturtriebes, oder ein gutes Unterkommen. Da läßt ſich freylich kein veredelnder Einfluß erwarten. Vorzüglich möchte das weibliche Geſchlecht zu lernen haben, was Weiblichkeit und Grazie iſt.

Wenn die Liebe ein wechſelſeitiges Geben und Empfangen iſt, dann verlangt ſie doch auch, daß man etwas zu geben habe, und ſich auf das Empfangen verſtehe. Des Anſchauens einer angenehmen Geſtalt hat man bald ſatt; gegen ihre Reitze wird man bald gleichgültig; die Küſſe verlieren bald ihr Feuer, wenn kein edlerer Geiſt ſie belebt. Die Gefälligkeiten, die man einander erweiſt, könnte man auch wohl von andern erlangen. Was ſoll denn da die Gemüther zuſammenhalten, was ſoll dem Bündniſſe jene Herzlichkeit und jene fortdauernde Wärme geben, die wir der Liebe anſinnen? Woher ſoll die ſteigende Wonne der Vertrauten ihre Nahrung ziehen, wenn das verblüht iſt, woher ihr erſtes Entzücken entſtand? Es bleibt nichts übrig, als daß ſich das Innere nun reicher entfalte; daß ſich Geiſt und Herz in immer neuen intereſſanten Formen darſtellen, und dadurch der äußern Geſtalt und Bewegung neue Reitze mittheilen; daß innere Vorzüge, mit äußerer Grazie vermählt, immer deutlicher hervortreten; daß Einer dem Andern immer etwas zu ſagen habe, was dieſer gerne hört, weil er dadurch belehrt, gebeſſert, geſtärkt und erheitert wird, und weil er darin die Liebe einer ſchönen Seele vernimmt.

Die nie erſchöpfte fröhliche Unterhaltung, der freye Erguß der Herzen, die mannichfaltigen Aeußerungen eines Gemüthes, das den Charakter ſeines Geſchlechtes rein ausdrückt, ſind das Leben der Liebe. Dazu gehört aber Fülle des Geiſtes, die nur von einer reichen Natur, durch ſorgfältige Bildung, erworben wird. Die Bildung allein macht es noch nicht aus. Sie muß ſich mit dem Leben innigſt vereinigt, ſie muß ſich an die Bedürfniſſe des Herzens dicht angeſchloſſen haben, wenn die Liebe aus ihr Gewinn ziehen ſoll. Eine Bildung, die ſich vornehmlich mit dem Verſtande beſchäftigt, leiſtet dem geſellſchaftlichen Umgange beträchtliche Vortheile; aber die Liebe wird durch ſie nicht glücklicher. Man wird geſitteter, lehrreicher, artiger und aufheiternder, aber nicht herzlicher, und nicht fähiger, Wonne zu geben. Eine Bildung, die den Menſchen in ſich hineinführt, und ihn lehrt, alles aus ſich nehmen, die ihn in die große Kunſt des innern frohen Lebens einweiht, macht allein ihn zur Liebe geſchickt.

Darum laſſen die Liebenden gewöhnlich ſo bald den Kopf hängen, und wiſſen nicht, was ſie alles thun ſollen gegen die lange Weile; weil ſie ſich nichts zu zeigen und zu ſagen haben, und weil, wenn auch der Eine noch Vorzüge beſäße, oder etwas zu ſagen hätte, der Andre es nicht verſteht. So weit iſt es mit unſrer geprieſenen Bildung gekommen. Wahrlich die Menſchen werden das Gute des Lebens nicht eher zu genießen verſtehen, als bis ſie etwas mehr aus ſich werden gemacht haben.

Eben ſo wichtig, als ein gebildeter Geiſt, iſt für die Liebe ein geſundes Herz. Die echte Liebe wohnt nur bey der Unſchuld. Wo dieſe verloren ging, da lernt man nie wieder ſo rein empfinden, als es die Liebe verlangt. Ein von befleckter Leidenſchaft zerriſſenes Gemüth wird nie wieder ſo geheilt, daß dasjenige bey ihm reifen könnte, was die Frucht einer fröhlichen Harmonie aller ſeiner Kräfte iſt. Schande, die auf dem Leben haftet, verbittert alle ſeine ſtillen Genüſſe. Vorwürfe, die wir uns ſelbſt zu machen haben, laſſen uns nie auf eine recht menſchliche Art heiter ſeyn. Das iſt der ſchöne Vorzug reiner Seelen, daß ſie lieben, und durch die Liebe glücklich werden können.

Dies gilt insbeſondre vom weiblichen Geſchlechte. Die zarte Natur dieſes Geſchlechtes macht jeden Schaden, den hier das Laſter ſtiftet, unverbeſſerlich. Seinem weichern Herzen drückt ſich alles tiefer ein, und alles läßt darin unvertilgbare Spuren zurück. Die größten Verheerungen ſind darin angerichtet, wenn die Gefühle des Schicklichen, der Schamhaftigkeit und des Gewiſſens erſt einmal beſiegt ſind. Man will zwar Beyſpiele haben von verdorbenen Weibern, die wieder zur Tugend und zu einer edlern Liebe zurück gekehrt ſind. Aber ich kann nicht daran glauben. Entweder hatte ihr Herz an ihren Ausſchweifungen keinen Theil genommen, was zwar nicht unmöglich, aber gewiß ein ſeltener Fall iſt; oder ſie haben auch nachher noch Liebe und Sinnlichkeit mit einander verwechſelt. Der Keim der Liebe iſt ſo zart, daß er nothwendig erſtickt werden muß, ſo bald die ſinnliche Luſt über ihn her wächſt. Die Empfindungen der Liebe ſtehen mit der Tugend in ſo genauer Verbindung, daß der Abfall von dieſer nothwendig auch jene aus der Seele wegnimmt. Sie hangen ſo feſt am ſittlichen Gefühle, daß die Abtödtung deſſelben auch ihrem Leben ein Ende macht.

Bey den Männern geſchicht es noch wohl eher, daß unter dem Dienſte des Laſters ihre Empfänglichkeit für reine Liebe nicht ganz verloren geht, weil die Macht einer ſinnlichen Begierde hier nicht ſo den ganzen Charakter angreift, und weil ſie hier in feſtern Grundſätzen einen größern, wenn auch nicht immer wirkſamen, Widerſtand findet. Aber auch hier darf man nicht darauf vertrauen; auch hier darf das Laſter nicht zu tief eingedrungen ſeyn; auch hier wird die Liebe nie den Adel, die Stärke und Reinheit gewinnen, zu denen ſie ſich in ſolchen Gemüthern erhebt, die ſich von den Verderbniſſen der Sinnlichkeit unbefleckt erhielten.

Wo die Liebe in ihrer vollen Kraft und Würde entſtehen ſoll, da muß nicht allein das Herz, ſondern auch die Phantaſie, rein geblieben ſeyn. Man muß nicht allein rein gelebt, ſondern auch rein gedacht und empfunden, und keine unlautre Begierde bey ſich geduldet haben. Die Liebe darf nie erröthen; ſie darf auf keinen Gedanken und auf keine Regung treffen, deren ſie ſich zu ſchämen hätte. Sie iſt ſelbſt rein, wie die Unſchuld; darum kann ſie ſich nur mit dem, was rein iſt, verbinden.

Im Bewußtſeyn der Unſchuld genießt die Liebe ihre Freuden unvermiſcht. Dieſes Bewußtſeyn macht ſie ſelbſt ſchön, und alle ihre Erſcheinungen rührend. Darum iſt ſie ſo zuverſichtlich und ſo freudig, weil ſie ſich nichts vorzuwerfen hat. Wie die Liebe in der Tugend weiter führt und inniger mit ihr befreundet: ſo muß ihr ſchon Tugend zum Grunde liegen, damit dieſe von ihr neue Stärke empfange.

Die Liebe ſetzt nicht allein Herzensreinheit, ſondern auch Herzensgüte voraus. Harte, ſtörrige, eigenſüchtige und untheilnehmende Menſchen können nicht lieben, weil ſie nicht geben können. Wer liebt, will nicht haben, ſondern aufopfern, und je mehr er aufopfern kann, deſto glücklicher fühlt er ſich. Wer liebt, beſteht nicht auf ſeinem Sinne, er kennt keine Forderungen, er weiß von keinen Rechten, die geltend zu machen wären; er weiß nur, daß er ſich hingeben, und den Geliebten ſo glücklich machen will, als er kann. Keine Reſignation iſt größer als die, welche die Liebe fordert; wie ſollte ſie ohne Herzensgüte geleiſtet werden?

Das Wohlgefallen, welches Liebende an einander finden, das Gefühl, daß ſie ſich unentbehrlich ſind, kann freylich den mächtigſten Egoismus beſiegen. Aber wo dieſer Egoismus über das Gemüth herrſcht; da wird er es gegen die Liebe abhärten; da wird jenes Wohlgefallen nie ſtark genug werden, um ſeine volle Wirkung zu haben; und da wird jenes Gefühl des Unentbehrlichſeyns nie entſtehen können. Natürliches Wohlwollen muß der Liebe den Zugang zum Herzen verſchaffen. Wem die Menſchen gleichgültig ſind, wer ſich von ihnen abſondert, oder ſie wohl gar haßt, der wird auch den Liebenswürdigſten unter ihnen, auch das treffliche Weib nicht lieben.

Das natürliche Wohlwollen iſt ſelbſt eine mächtige Triebfeder der Liebe. Ohne Herzensgüte iſt das Weib dem Manne ſchwerlich mehr als Gegenſtand des ſinnlichen Gelüſtens. Ohne Herzensgüte wird er ſich nicht ſo weit zu ihm hinneigen, und ihm nicht ſo viel Aufmerkſamkeit ſchenken, daß er es lieb gewinnen könnte. Das Weib, dem es an Herzensgüte fehlt, wird höchſtens den Mann nur begehren, um ſeine Begierden zu ſtillen, und im übrigen ſeiner Eitelkeit, ſeiner Neugierde, ſeiner Medisance, ſeinen Luſtbarkeiten und ſeiner Laune nachgehen. Es wird ihm nicht in den Sinn kommen, ſein Herz zu gewinnen, da es davon keinen Begriff hat, und die Mittel, die es dazu anwenden müßte, entweder nicht kennt, oder nicht gebrauchen mag. Zur Zärtlichkeit, die ſich ſonſt in der weiblichen Natur ſo erfreuend geſtaltet, iſt es ganz unfähig, und eben ſo unfähig, die kleinen Gefälligkeiten und die zarte Schonung zu beweiſen, worin ſich wahre Liebe ſo gerne ausſpricht.

Mit der Güte des Herzens ſteht in genauer Verbindung die Fähigkeit und Neigung, ſich an andre anzuſchließen. Je mehr man ſich gewöhnt, für ſich zu leben; deſto mehr geht auch der Sinn für die Liebe, und die Tauglichkeit zur Liebe verloren. Man findet da alles in ſich ſelbſt; man hat an ſich ſelbſt genug; man betrachtet ſeine Angelegenheiten als Dinge, in die ſich kein andrer zu miſchen habe; man kann ſich nicht mehr zu andern herablaſſen; man wird jeder Art freundlicher Mittheilung abgeneigt; man dünkt ſich weiſer und gebildeter als andre; man treibt alles nach ſeinem Willen und Gutdünken, und duldet keine Einreden; man befeſtigt ſich in ſeinen Grillen; man geräth immer mehr aus der Befreundung mit menſchlichen Dingen heraus, und betrachtet das immer mehr als Kleinigkeit, wovon doch die ſchönſten Freuden des

Lebens kommen. Was ſollen denn ſolche Menſchen in der Liebe finden? Was für Reitze ſoll der Beſitz eines Herzens, oder die Vortrefflichkeit eines menſchlichen Weſens für ſie haben? Sind ſie nicht gegen das Beſte, was die Liebe gibt, gleichſam abgeſtumpft? Geſetzt es wäre möglich, daß eine Anwandlung von Liebe ſich ihrer bemächtigte, was ſollen ſie daraus machen? Kann ſie je wirkliche Vereinigung werden? Müßte ſich dieſe nicht ſchon in ihren erſten Anfängen durch den Geiſt des Eigenſinnes, der Widerſpenſtigkeit und der Rechthaberey geſtört finden?

Jeder menſchliche Charakter hat wohl ſeine Ecken und rauhen Seiten, die Liebe ſoll ſie ja abglätten. Aber ſie dürfen doch ſelbſt der Liebe nicht widerſtreben. Sie dürfen der Vereinigung der Gemüther nicht in Weg treten, und die gänzliche Hingebung an einander nicht unmöglich machen.

Um lieben zu können, muß man die Menſchen nicht zurückſtoßen, ſondern vielmehr Zutrauen zu ihnen haben, und ſich ihnen gerne mittheilen. Wer überall ſchlechte Abſichten argwöhnt, wer von niemand Gutes erwartet, und allem die übelſte Deutung gibt, für den iſt die Liebe nicht oder vielmehr er nicht für ſie; denn ſie verlangt ungetheilte Hingebung. Sein Sinn iſt viel zu düſter, als daß er die heitern Empfindungen der Liebe aufzunehmen im Stande wäre. Mag ein

Weſen mich durch ſein ganzes Daſeyn entzücken und feſſeln: ſo lange ich ihm nicht alles anvertrauen, und alles mit ihm gemein haben kann, iſt noch keine Liebe in meinem Herzen.

Endlich verlangt die Liebe auch einen tiefen, gründlichen und feſten Charakter. In Vergleichung mit dem gewöhnlichen Ernſte des Lebens ſcheint ſie freylich nur Spiel zu ſeyn; aber darum gehört ſie doch nicht für diejenigen, die mit allem nur ſpielen wollen. Sie iſt wenigſtens ein Spiel von großer Bedeutung; und wer dieſe nicht faßt, kann dasſelbe unmöglich lange unterhaltend finden. Um der Liebe Geſchmack abzugewinnen, muß man die Fähigkeit haben, ſich von etwas ganz anziehen, und in allen ſeinen Kräften beſchäftigen zu laſſen, und dabey auszudauern. Menſchen, die nur an der Oberfläche kleben, die immer von Einem zum Andern eilen, deren Gemüth in ewiger Zerſtreuung hin und her wogt, und deren Empfindungen ſich nicht ſchnell genug verdrängen können, werden ſich oft verlieben, aber nie ernſtlich lieben. Sie laſſen ſich dazu keine Zeit; das Bedürfniß der Abwechſelung iſt bey ihnen zu groß. Ehe die volle Neigung zu einem Gegenſtande erwacht iſt, ehe ſie mit ſeinen Vorzügen recht bekannt geworden ſind, iſt er ihnen entweder ſchon verleidet oder gar vergeſſen. Für dasjenige, was wahre Liebe erwecket, für die ſtille Anmuth, für die ſanfte, duldende und wohlwollende Gemüthsart des Weibes, für die Würde und den Wehrt des Mannes, für die ausgezeichneten Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens haben ſolche flüchtige Menſchen keinen Sinn. Sie ſehen nur auf äußern Schimmer, deſſen Wirkungen, wie er ſelbſt, ſchnell verlöſchen, und der nie eine bleibende wonnevolle Vereinigung ſtiftet. Wo Liebe entſtehen ſoll, da muß ſie das Gemüth in ſeinem Innerſten ergreifen und durchdringen, und ihren Einfluß über alle ſeine Angelegenheiten verbreiten können, da muß alles in Liebe gedacht und gethan werden.

Du ſiehſt alſo, es iſt nichts Geringes, was die Liebe fordert. *Bildung und Fülle des Geiſtes, Reinheit und Güte des Herzens, die Fähigkeit ſich anzuſchließen und Tiefe des Charakters*, das alles ſind Eigenſchaften, die wenigſtens in einem gewiſſen Grade da ſeyn müſſen, wenn Liebe entſtehen ſoll; und doch bringen ſie die Liebe ſelbſt noch nicht zu Wege. Sie ſind die Bedingungen, nicht die Urſachen derſelben. Sie ſind der Boden, in welchem ihr Keim ſich entfalten kann. Die Liebe iſt Sympathie der Geſchlechter, und muß ſich aus ſich ſelbſt entwickeln. Sie tritt erſt ins volle Leben, wo ſie das verwandte Weſen, in dem ihre dunkeln Ahndungen ſich ausſprechen — und wo ſie Gegenliebe findet. Wenn alſo jene Eigenſchaften in ihrer Vereinigung gleich weniger ſelten angetroffen würden: ſo müßte doch manches Herz ſchon deßwegen verarmen, weil es ſein Ideal nirgends, auch nur unvollkommen, in der Wirklichkeit antrifft, weil auf die Frage ſeiner Sehnſucht nie geantwortet wird. Wie manches warme und gebildete Leben mag ſich im Schmerz einer abgedrungenen Reſignation vertrauern, da ihm die Welt nichts zu geben hat?

Mag es denn ſeyn, daß ſie viel verlangt: ſie gibt auch viel. Sie gibt unendlich mehr als ſie fordert. Was ſind die Kronen der Ehre gegen die Freuden der Liebe? Sie könnte nicht ſo viel geben, wenn ſie nicht ſo viel verlangte. Es verlohnt ſchon der Mühe, ihr zu huldigen; weil man auf ihre Belohnungen nicht rechnen kann, ohne ſich zu einem trefflichen Menſchen zu bilden. Es iſt ſchon ein herrliches Lob, daß ſie nur in edeln Gemüthern wohnt. Gewiß wird ſie dieſe noch mehr reinigen, und ihnen noch höhern Adel ertheilen.

Das Gute iſt nie unter den Menſchen gemein. Es liegt in ſeiner Natur, daß es nur von wenigen gekannt und geſchätzt wird. Deſto mehr ſollten ſich die Beſſern beeifern, ihm überall Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

V.

Stärke und Muth der Liebe.

Fragment einer Rede.

Es erregt billig unſer Erſtaunen, wie eine ſo zarte Leidenſchaft, als die Liebe iſt, ſo große, ich möchte faſt ſagen, ſo gewaltſame Veränderungen bey einem Menſchen hervorbringen, und ſeine Natur gleichſam umwandeln kann. Was man nie konnte, das kann man, wenn man liebt. Stumpfſinnige macht die Liebe ſcharfſinnig, Einfältige verſchlagen, Furchtſame muthig, Langſame entſchloſſen, Träge unverdroſſen, Schüchterne und Schwankende zuverſichtlich und feſt — und das alles nicht durch allmählige Bildung. Wie durch ein Wunder ſteht das neue Geſchöpf da. Alles ſcheint hervorgezaubert zu ſeyn. Aber es iſt doch kein Wunder. Die belebende Wärme der Liebe brachte zur Reife, wozu die Anlage allerdings vorhanden war, die ſich aber ohne jene nicht hätte entwickeln können. Die Liebe ergießt ſich über den ganzen Menſchen; darum regt ſie auch gleichförmig und dauerhaft den ganzen Menſchen auf. Andre Leidenſchaften ſind einſeitig, ſie ergreifen bloß die einzelne Kraft, oder bilden ſich aus dem einzelnen Triebe; darum gleichen ihre Wirkungen elektriſchen Schlägen.

Es iſt Verſtärkung des innern Lebens, Erhöhung aller Gemüthskräfte, wodurch die Liebe ihre großen Erſcheinungen hervorbringt. Die Zeit der vollen Liebe iſt deßwegen auch die Blüthenzeit der menſchlichen Kraft. Nie wird alles mit höherm Feuer ergriffen, mit mehr Enthuſiaſmus gedacht, mit größerm Glücke ausgeführt, und mit feſterer Standhaftigkeit ertragen als hier.

Die Liebe weiß ſich den Verſtand trefflich dienſtbar zu machen. Sie betrügt die Schlauigkeit der wachſamſten Aufſeher; ſie entſchlüpft den Argusaugen der ſpähſüchtigſten Neugierde. In welche Hüllen weiß ſie ſich zu kleiden, in welche Falten zu legen! Ihr errathet ſie wahrlich nicht, wenn ſie nicht errathen ſeyn will. Sie hat tauſend Wege, die Ihr nie ausfindig machen werdet, wenn Ihr auch ſelbſt ſchon geliebt habt. Und wenn Ihr alle Zugänge verſchloſſen glaubt, ſo treibt ſie ihren Verkehr eben ſo glücklich, als wenn es öffentlich geſchehen könnte. Sie redet in tauſend Sprachen, die Ihr nicht verſteht, wobey ihr nicht einmal merkt, daß geſprochen wird, und die doch an Ort und Stelle ohne Commentar und Verabredung verſtanden werden. Sie ſagt durch einen Blick, eine Verbeugung, eine Bewegung der Hand, eine Blume und eine Schleife, Dinge, die Ihr Mühe haben ſolltet, mit Worten auszudrücken, und die Ihr mit allem Wortgepränge gewiß nicht ſo rein, ſo kräftig und ſo rührend geſagt haben würdet.

Wie reich iſt ſie an Erfindungen, ſich zu erkennen zu geben, und den Geliebten zu beglücken! In welch einer reitzenden Mannichfaltigkeit weiß ſie ſich darzuſtellen! Welch ein Leben bringt ſie in ihre Gedanken, Empfindungen und Handlungen! Wie ſcharf und richtig beurtheilt ſie Dinge, die der Liebende ſonſt nicht zu bemerken oder nicht zu kennen ſchien. Zahlloſe Ideen, die ſonſt im Hintergrunde der Seele ſchlummerten, kommen jetzt in voller Klarheit zum Vorſchein. Zahlloſe Verhältniſſe, in denen man ſich ſonſt nicht zu helfen wußte, werden jetzt, ohne fremden Rath und ohne eigene Verlegenheit, mit der größten Leichtigkeit abgethan. Liebende überliſten wollen, iſt das Bedenklichſte — und Liebende zurechtweiſen, das Ueberflüſſigſte, was man unternehmen kann. Der Liebe bleibt nichts verborgen. Über ſie ſelbſt, wenn ſie will, aller Welt.

Gleichwohl iſt auch in einer andern Hinſicht wahr: *daß die Liebe alles glaubt* — nur nicht das Schlechte vom Geliebten. Sie glaubt: das Nachtheilige, was man von ihm ſagt, ſey nichts als neidiſche Verläumdung; ſeine Betheurungen ſeyen viel zuverläſſiger als die Gerüchte, womit ſich das Publikum trägt; ſeine Vertheidigung ſey ſo ſonnenklar, daß nur die giftigſte Bosheit ſie entkräften, nur der Unverſtand ihr ſeine Zuſtimmung verſagen könne; ſeine kleinen Fehler werden von ſo vielen beſſern Eigenſchaften aufgewogen, daß man ſie leicht überſehe, oder ſie haben wohl gar in einem gewiſſen gutmüthigen Leichtſinne ihren Grund, der ſich von der Hand der Liebe gerne werde zurecht führen laſſen; ſeine Ausſchweifungen rühren von der ſchlechten Geſellſchaft her, in die er gerathen ſey, oder von dem drückenden Gefühle der Leerheit eines Herzens, das ſich bisher vergebens nach einem Weſen geſehnet habe, das einer echten Liebe werth geweſen wäre; ſeiner Verſchwendung, ſeiner Spielſucht, ſeiner wilden Gelage ſey er ſchon längſt überdrüſſig, und es werde ihr nicht ſchwer fallen, ihn davon abzubringen. Sie glaubt den Thränen der Reue mehr als dem Verdachte, daß ſie wohl erheuchelt ſeyn möchten. Sie glaubt dem Verſprechen der Beßrung mehr als der Erfahrung, daß dieſes Verſprechen oft gethan, aber nie gehalten wurde.

Oft mag dieſer Glaube der Liebe wohl Schwäche ſeyn. Aber gewiß nicht immer. Oft iſt er die Folge eines wahrhaft hohen Sinnes, den die Liebe erwecket, und der darum gerne das Beſte annimmt, weil er ſelbſt weit über das Schlechte erhaben — weil es ihm Bedürfniß iſt, zu vertrauen, und weil er von dem Wehrte der menſchlichen Natur durchdrungen iſt. Die Selbſtſucht iſt mißtrauiſch aus dem Gefühl ihrer eignen Verwerflichkeit. Die Liebe glaubt nicht bloß von dem Geliebten; ſie glaubt von allen Menſchen das Beſte.

Größer noch als in der Liebe des Mannes iſt der Glaube in der Liebe des Weibes. Denn dieſe Liebe iſt ſelbſt keuſcher, ſittlicher, wärmer und uneigennütziger.

Die Liebe hoffet alles. Die bedenklichſten Ausſichten machen ſie nicht bekümmert. Sie weiß, was ſie vermag. Und wenn alles verloren zu ſeyn ſcheint: ſo glaubt ſie noch, alles zu beſitzen oder alles wieder zu gewinnen. Hat ſie doch ſich ſelbſt, ihre Treue und ihre Wonne noch. Dem widrigſten Geſchicke glaubt ſie Trotz biethen zu können; denn ſie hat ihre Welt in ſich ſelbſt. Die drohendſte Gefahr hofft ſie zu überſtehen, den unbiegſamſten Eigenſinn zu beſiegen, die erbitterteſte Leidenſchaft zu beſänftigen, und, wenn alles ſich gegen ſie verſchworen hätte, doch nicht unter zu liegen. Die Unwahrſcheinlichkeit ſchreckt ſie nicht zurück: denn ſie iſt doch keine Unmöglichkeit, und die Phantaſie kann ja ſo viel davon wegnehmen, als ſie will.

Darum können auch Hinderniſſe ſie nicht ermüden. Der Widerſtand, den ſie erfährt, dient, ſie noch mehr zu entflammen. Die Gründe, die man ihr entgegenſetzt, veranlaſſen ſie, zu ihrer Vertheidigung, das Bild des Geliebten noch ſchöner zu mahlen. Nirgends wirkt der Reitz des Verbothes mächtiger als in der Liebe. Es iſt weit eher möglich, daß Liebende ſich, durch langen Umgang und durch die Freyheit zu leben wie es ihnen gefällt, gleichgültig werden, als daß ſie ſich vergeſſen, wenn man ſie von einander zu entfernen ſucht. Je weniger ſie ſich ſehen können; deſto öfter und wärmer werden ſie an einander denken. Je ſchwerer man es ihnen macht, ſich einander mitzutheilen; deſto mehr werden ſie ihre Kräfte aufbiethen, ſich ſelbſt Wege zu bahnen. Und was erhöht die Liebe wohl ſo ſehr, als die Erinnerung an das, was man für einander gethan hat?

Weil die Liebe alles hofft, *darum unternimmt ſie auch alles.* Weil ihr keine Erwartung zu kühn iſt, darum iſt ihr auch kein Wagen zu bedenklich. Ihr Ein und Alles ſteht auf dem Spiele; was ſollten ſie nicht daran ſetzen? Nichts geht über *den Muth der Liebe.* Der Ehrgeitz bricht ſich

Heldenbahnen, er ſtürzt ſeine Sclaven, in faſt wahnſinniger Wuth, den fürchterlichſten Martern und dem Tode entgegen. Aber er ſetzt den Muth ſchon voraus, den er befeuern ſoll. Nur in muthvollen Seelen kann er Wurzel faſſen. Die Schwäche in Stärke verwandeln, das zaghafteſte Geſchöpf zum unternehmendſten umſchaffen, die Furchtſamkeit zur Unerſchreckenheit ſtählen, über alle Rückſichten, die ſonſt dem Herzen ſüß und ſelig ſind, erheben: das kann er nicht, das kann nur die Liebe. Nichts iſt natürlicher. Der Ehrgeitz hat tauſend Mittel ſich zu verherrlichen. Iſt das Eine zu gefährlich: ſo ſtehen ihm Andre bequemere zu Gebothe. Die Liebe kennt nur Einen Weg zum Glücke, den Beſitz der geliebten Perſon. Darum iſt ihre Loſung: ſiegen oder ſterben.

Die grauſamſte Behandlung tyranniſcher Eltern iſt ihr eine Kleinigkeit, wenn es dem höchſten Wunſche des Herzens gilt; und vorzüglich dann, wenn ſie ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen kann. Die Delicateſſe, die ſie ſonſt um keinen Preis mit einem Gedanken, geſchweige denn mit einem Worte, verletzen möchte, wird aufgeopfert, um ſich ſelbſt zu retten. Ihr Ruf, der ihr ſonſt für nichts auf Erden feil iſt, wird nicht geachtet, wenn ſie ſich zu behaupten oder zu vertheidigen hat. Rings um ſie her mögen ſich Ungewitter lagern: ſie ſteht ohne Furcht in ihrer Mitte, mit dem

Geliebten im Herzen. Alle Drohungen mögen gegen ſie aufgebothen werden: ſie fragt nicht darnach, wenn ſie nur ihn behält. Die Welt mag ſie verläſtern und mißhandeln, wie ſie will: ihre Ehre und ihre Wonne bleibt der Geliebte. Wo für ihn etwas zu thun iſt, da iſt ihr kein Opfer zu theuer, keine Anſtrengung zu groß, und keine Reſignation zu unnatürlich.

Dies gilt nicht bloß von der entbrannten Wolluſt und von der überſpannten Phantaſie. Es gilt auch von der reinen Liebe; auch ſie iſt zu allem entſchloſſen, und ſiegt in allem. Nur über Eins kann ſie nicht ſiegen. Die Pflicht iſt ihr heiliger. Sie müßte mit der Verletzung derſelben ſich ſelbſt zerſtören. Doch ſie kann auch mit ihr nie ins Gedränge kommen: denn ſie iſt überall mit ihr einverſtanden.

Die Liebe duldet alles. Vorzüglich das, was für den Geliebten geduldet werden muß. Der Schmerz däucht ihr nicht bitter zu ſeyn, wenn ſie ihn um ſeinetwillen trägt. Vorwürfe ſind ihr nicht empfindlich, Schmähungen nicht kränkend, Entbehrungen thun ihr nicht wehe, Verluſte entlocken ihr keine Klagen: denn der Gedanke an den Geliebten verſüßt alles, der Gedanke, daß er dadurch glücklicher wird, macht alles zur hohen Luſt. Es ſcheint ihr nur eine halbe Gefälligkeit zu ſeyn, die ihr nichts koſtet. Sie glaubt eine Gegenliebe noch nicht zu verdienen, ſo lange ſie noch nicht um ſeinetwillen gelitten hat. Sie vertrauert den angreifendſten Kummer im Stillen, damit er nur nicht mit leiden möge, und verbirgt das zerriſſene Herz hinter den freundlichen Blick, damit ſeine Heiterkeit nicht geſtört werde. In ſeinem Beſitze hat das Leben keine Laſten für ſie; denn er erleichtert ſie alle, er tröſtet in allem, und ſteht ihr in allem zur Seite. Je mehr Mißgeſchick ihr begegnet; deſto mehr wird ihr offenbar, welch einen reichen Schatz ſie im Herzen des Einzigen beſitzt, und wie viel ſie ſelbſt vermag.

Unter dem Schutze der Liebe ſind wir gegen alle feindlichen Angriffe und Erſchütterungen des Lebens geſichert. Von ihr belebt wird alles Herrliche am Menſchen noch herrlicher. O laßt uns der Liebe vertrauen!

Die wichtigſten Druckfehler, welche hier angemerkt ſind, bittet man vor dem Leſen zu verbeſſern.

S. 1. Z. 1. v. u. ſt. der verurſachte l. den verurſachten.
• 8. Z. 10. v. u. ſt. Enthalten l. Entfalten.
• 15. Z. 13. v. u. ſt. Satz l. Schatz.
• 33. Z. 9. v. o. ſt. warum l. worum.
• 36. Z. 1. v. o. ſt. Julie l. Emilie.
• 43. Z. 4. v. u. ſt. Bedurfniß l. Bündniß.
• 45. Z. 13. v. u. ſt. in l. und.
• 48. Z. 11. v. o. ſt. ſeiner l. feiner.
• 61. Z. 3. v. u. ſt. folgen l. ſetzen.
• 62. Z. 4. v. o. ſt. meiſte l. reinſte.
• 64. Z. 4. v. u. ſt. nichts l. nicht.
• 81. Z. 7. v. u. ſt. ſichere l. ſichrere.
• 94. Z. 2. v. o. del. geleitet.
• 105. Z. 13. v. o. ſt. Cartoſius l. Carteſius.
• 125. Z. 7. v. u. ſt. Geſellſchaft l. Gefallſucht.
• 139. Z. 14. v. o. ſt. unternimmt l. duldet.
• 201. Z. 3. v. o. ſt. werden l. werden.
• 224. Z. 10. v. u. ſt. werden l. wecken.
• 237. Z. 10. v. u. ſt. langen l. bangen.
• 255. Z. 5. v. u. ſt. faſt l. feſt.
• 272. Z. 3. v. o. nach ſie l. das.

In der Büſchlerſchen Buchhandlung in Elberfeld ſind folgende Schriften verlegt und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reden über wichtige Gegenſtände der höhern Lebenskunſt. Von Fr. Ehrenberg, 1804. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Dieſe Schrift iſt eigentlich Fortſetzung von des Verf. „Reden an gebildete Menſchen" und wird auch als dritter Theil derſelben verkauft, macht aber nichts deſto weniger ein beſonderes, für ſich beſtehendes Werk aus, deſſen Inhalt durch den oben bemerkten Titel treffend bezeichnet wird. Die wichtigſten Momente und Grundſätze der Lebenskunſt findet man hier in der bekannten gedankenreichen und kräftigen Manier des Verfaſſers entwickelt. Die Deutlichkeit der Darſtellung, die bluhende Sprache und das Intereſſe des Ganzen, werden keinen gebildeten Leſer unbefriedigt laſſen. Lebensbeſtimmung, Lebenswerth, Lebensgenuß, Lebensſchätzung, Aufklärung, Ruhe, Freundſchaft u. ſ. w., das ſind die wichtigen Gegenſtände, welche hier verhandelt werden. Nicht allein in Deutſchland, auch im Auslande ſind die Ehrenbergſchen Reden mit verdientem Beifall aufgenommen worden. Zu Amſterdam bei Timmer iſt eine holländiſche Ueberſetzung erſchienen.

Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte. Von Fr. Ehrenberg. 1804. gr. 8. m. 1 K. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Ein Gegenſtück zu Ewalds Kunſt, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin zu werden, aber von verſchiedener Beſtimmung, daher es auch von denen, die dieſes Buch mit Intereſſe leſen, nicht wohl entbehrt werden kann. — Wenn Ewald lehrt, wie ſich das Weib in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen mit Weisheit zu betragen habe: ſo wird hier gezeigt, wie die Würde des Weibes behauptet und die Schönheit des ächt weiblichen Charakters gebildet werde. Dieſe Reden ſind deswegen auch ſchon in vielen Gegenden mit Recht das Lieblingsbuch gebildeter Frauen.

Michel Mort der Kreuznacher, eine romantiſche Ausſtellung aus der vaterländiſchen Geſchichte, mit hiſtoriſchen Farben gezeichnet. Vom Verf. der Henriette von Detten. 16 Ggr.

Das leſende Publikum darf hierauf ganz beſonders aufmerkſam gemacht werden, je reichhaltiger das Gemälde aus der vaterländiſchen Geſchichte ausgeſtattet iſt, und überall die Spuren jener üppigen Phantaſie und Menſchenkenntniß trägt, die das Publikum bei dem Verfaſſer bewunderte.

Züge edler Liebe in Erzählungen nach wahren Geſchichten. 1805. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Unter dieſem Titel findet man hier zwey Erzählungen, die der Ueberſchrift ganz angemeſſen ſind. Die erſte ſtellt das belohnte Vertrauen auf in Nanettens, Kunigundens, Ferdinands und van der Hopens Geſchichte. Der alte biedere General Bredow erſcheint als Nebenperſon, wie der gute Entiner Paſtor Rombrand; gegen beide ſticht aber ſehr ab der geldſüchtige und adelsſtolze Geheimerath von Seebach. Wie edel die Hauptperſonen in Geſinnung und Benehmen auftreten, ſo unerwartet ermuntert finden wir den Lohn ihrer Tugend durch Vermittelung des braven Bredows.

Die gute Tochter iſt der Inhalt der zweyten Erzählung. Die Mutter der guten Tochter Meta, die Frau Kammerräthin von Warnery, Friderike, Carl von Wallmons und deſſen Vater ſind jene, welche in dieſer Erzählung, unter mannigfach verwickelten Umſtänden handeln, aber ſo einfach, ſo unſchuldig, ſo edel, daß es einem wirklich wohl wird, die unglückliche Frau von Warnery noch endlich eben ſo glücklich werden zu ſehen, als deren gute Tochter, die Meta. Man glaubt verſichern zu können, daß vorzüglich die letzte Erzählung viel Idylliſches an ſich hat. Da die Richtung in beyden Darſtellungen moraliſch iſt: ſo können Eltern ſie ſogar ihren Kindern unbeſorgt in die Hände geben, um ſo eher, da gute Beiſpiele ſtärker auf ſie wirken, als bloße gute Lehren. In der erſten Erzählung ſieht man die freudige Wahrheit durchgeführt, daß Glücklichmachen Glücklichwerden heißt. Die Zweyte zeigt eben dieß, aber auch noch, daß ſelbſt Irrthum ſo gewiß er über kurz oder lang gewöhnlich ſchadet, doch zuweilen, zumal wenn er unverſchuldet iſt, wider Erwarten beglücke. Kurz, man leſe und prüfe, und man wird einſehen, daß der Verfaſſer, ſeinem Motto gemäß, es nicht unglücklich getroffen hat, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und durch jenes dieß eindringlicher aufzuſtellen.

Das Schickſal. Von Fr. Ehrenberg. 2 Thle. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Es iſt ein großes Gemählde des Lebens in ſeinen mancherlei Verwickelungen und Auflöſungen, was der bekannte Verfaſſer hier in einer maleriſch kräftigen Sprache aufſtellt. Hier wechſeln Reflexionen über den Gang der Dinge, Schilderungen aus der Menſchenwelt, Erfahrungen, die bald in die engern Kreiſe des Lebens, bald auf den weiten Schauplatz der öffentlichen Angelegenheiten führen, mit philoſophiſchen Raiſonnements und Darſtellungen aus den Tiefen des Gemüthes. Der Verf. leitet den Menſchen durch alle Irrgänge des Schickſals, worin er unter der Abhängigkeit von demſelben ſeufzt, bis zu der Höhe, wo in Wahrheit und Würde die königliche Freiheit thront, und er als Gebieter ſeines Schickſals erſcheint. Die Schrift iſt für ein großes Publikum geſchrieben. Wer das Leben, den Lauf der Welt, den Menſchen in ſeiner Größe und ſich ſelbſt kennen lernen will, der wird hier Befriedigung finden.

Characterzüge aus dem Leben edler Geſchäftsmänner und berühmter Kaufleute; zur Lehre und Nachahmung der merkantiliſchen Jugend geſammelt und herausgegeben von S. G. Meißner in Breslau. 10 Ggr.

Der Herausgeber dieſes ſo wichtigen und lehrreichen Werkchens für die Jugend überhaupt und beſonders für Jünglinge, die ſich der Handlung widmen wollen, iſt durch ſo manches vortreffliche Werk rühmlichſt bekannt. Das Ganze enthält folgende Biographien: des Joh. Chr. Hickert, Bellalene, Anton Rindenſchwender, Thurneiſen, Graf Fries, Graf Schimmelmann, Bourdales, Friedrich Sadebeck, Peter Haſenclever, Daniel Tſchepke, Johann Chr. Schedel.

Eliſa's des Weibes wie es ſeyn ſollte Vermächtniß für ihre Tochter Henriette. 8. m. 1 Kpf. 1 Rthlr. **Neue Auflage.**

„Hier meine theuerſte Tochter! — ſo ſprach die ſterbende Eliſa zu ihrer Tochter Henriette, indem ſie ihr das gegenwärtige Werkchen im Manuſcript überreichte; — hier übergebe ich dir, in der letzten Stunde meines Lebens, das edelſte Kleinod von allem was ich hinterlaſſe. Es ſind Maximen und Vorſchriften der Weisheit und Tugend, die ſich vorzüglich über deine jetzt beginnenden Lebensperioden, als Gattin, Mutter und Erzieherin verbreiten, und die ich größtentheils in unſern Feierſtunden an deiner Seite ſammelte und bearbeitete. Möchten ſie deinem Geiſte immer ſo belehrend und unterhaltend und deinem Herzen ſtets ſo theuer bleiben, als ſie es waren, wie du ſie zuerſt von mir vorleſen hörteſt, oder ſie ſelbſt laſeſt; möchteſt du ſie ſtets als Richtſchnur vor Augen halten und zur Baſis deiner Handlungen machen! — Doch gute Henriette, du biſt ja mit mir völlig einverſtanden, und was könnte mir wohl meine Todesſtunde zur ſeligſten Feierſtunde erheben, wenn ich nicht ſicher wüßte, daß auch du überzeugt ſeyeſt, daß nur Tugend, des Weibes höchſter Ruhm und ſchönſte Zierde ſey.“ — So wandelte Henriette immer feſten Schrittes auf der Bahn der Tugend, indem ſie die ihr hinterlaſſenen mütterlichen Lehren auf das gewiſſenhafteſte befolgte.

Des Hrn. von Z....n unentbehrliche Hausmittel, oder mediciniſches Noth- und Hülfsbüchlein für Jedermann. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben von ſeinem Freunde M...d. 20 Ggr.

Dieſe durchaus bewährten Mittel, verrathen ſämtlich den ächt practiſchen Geiſt und die mit reifer Erfahrung verbundenen mediciniſchen Kenntniſſe ihres Verf., und werden daher dem Arzte und Nichtarzte gleich ſchätzbar ſeyn. Faſt jedem Mittel, ſendet der Verf. eine kurze und deutliche Erklärung der Krankheit, in der es gebraucht wird, voraus, beleuchtet dann die Wirkungsart des Mittels ſelbſt und zeigt zugleich die Kautelen an, die bei ſeinem Gebrauche zu beobachten ſind. Schon hierdurch zeichnet ſich dies Werkchen vor vielen ſeiner Geſchwiſter, die nichts als eine trockene und dem Nichtarzte oft höchſt gefährliche Receptſammlung enthalten, ſehr vortheilhaft aus.

Euphranor.

Ueber

die Liebe.

Ein Buch für die Freunde eines ſchönen,
gebildeten und glücklichen Lebens.

Herausgegeben

von

Friedrich Ehrenberg.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

SCHLOSS BIBLIOTHEK

Zweyter Theil.

Elberfeld und Leipzig,
bey Heinrich Büſchler. 1806.

Inhalt.

Drittes Buch.

I. Natürliche Geſchichte der Liebe. 3

II. Unterſcheidende Züge der männlichen und der weiblichen Liebe. 35

III. Was erweckt die Liebe. 72

1. An Jünglinge. 74

2. Für Mädchen. 106

IV. Worauf ſoll man bey dem Geliebten vorzüglich ſehen? 121

V. Umgang der Liebenden. 148

VI. Noch einige Regeln für den Umgang der Liebenden. 176

VII. Veredlung der Liebe. 192

Viertes Buch.

I. Die Ehe. 207
II. Hinderniſſe der Ehe. 230
III. Wahl des Gatten. Euphranor an Klinias. 247
IV. Der Brautſtand. Euphranor an Glycera. 263
V. Erhaltung der Liebe in der Ehe. Euphranors Rath für Gatten. 276
VI. Untreue und Eiferſucht. 302
VII. Die Familie. Eine Geſellſchaftsrede. 328
VIII. Mutterliebe. Euphranor an Diotime. 344
IX. Gefahren der Liebe.
  1. Euphranor an Eudora. 363
  2. Geſtändniſſe einer Verführten. 379

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Drittes Buch.

1.

Natürliche Geſchichte der Liebe.

Die Liebe iſt Eins der wichtigſten Momente im menſchlichen Leben. Ihre Freuden und Bildungen verweben ſich mit dem ganzen Daſeyn und Wirken des Menſchen. Sie hängt genau mit allem zuſammen, was ſonſt Vortreffliches bey ihm zur Reife kommt. Manches wird zwar, ehe ſie erwachte, ſchon angeregt; aber die fortgehende Entwickelung und die thätige Erweiſung jeder Anlage gelangt nur unter ihrem ſchirmenden, pflegenden und leitenden Einfluſſe zu einiger Vollkommenheit. Sie lehrt das Schöne finden, genießen und weiſe behandeln, daß ein noch Schöneres daraus werde.

An allem Denken, Fühlen und Wollen des Menſchen hat die Liebe bedeutenden Antheil. Sie miſcht ſich in ſeine Anſichten, Urtheile und Maximen. Seine Sittlichkeit, ſeine Religion, ſeine durchgängige Gemüthsſtimmung und ſein Menſchenwehrt ſind mit ihr genau verbunden. Wie die Welt ſich in ihm geſtalten, wie er ſich und andre genießen, wie er, was ihm gegeben iſt, bearbeiten, wie nahe er ſich ſein Ziel ſetzen oder wie weit er es in die Ferne werfen, mit welcher Innigkeit oder mit welchem Geräuſche er leben werde, darüber entſcheidet ſehr viel der Grad und die Art, das Glück oder Unglück ſeiner Liebe, die innere und äußere Beſchaffenheit der liebenden Verhältniſſe, worin er ſteht. Man weiß ſchon viel von einem Menſchen, wenn man weiß, wie er liebt. Die Liebe iſt der Spiegel des Herzens.

In Liebe wird der Menſch empfangen und geboren. Sein Daſeyn iſt Werk und Frucht der Liebe. Sie entfaltet und belebt die Blüthe der Jugend. Sie führt das reifere Leben in die Stille der Häuslichkeit — mitten unter ihre Herzensergüſſe, ihre Freuden und Hoffnungen. Und nur dann iſt das Alter arm und beklagenswehrt, wenn ihm kein Pfand der Liebe zurück bleibt, und wenn keine Erinnerung der Liebe aus den Nebeln der Vergangenheit heraufdämmert. Nur dann wird das Sterben ſchwer — oder, wie man will, auch leicht — wenn uns keine liebende Hand die Augen zudrückt.

Es kann nicht anders als belehrend und intereſſant ſeyn, der Geſchichte der Liebe im menſchlichen

Herzen nachzuforſchen. Wir behorchen da die zarteſten und ſüßeſten Laute der Natur.

Es verſteht ſich, daß nur die unverſtimmte Natur entſcheidende Zeugniſſe ablegen kann. Nicht ihre Verirrungen, ſondern ihre ſchöne Entfaltung ſoll hier gezeichnet werden. Ich will nicht ſagen, wie die Wolluſt entbrennt, wie die Schwärmerey träumt, wie die Empfindeley tändelt, wie die Eitelkeit buhlt, wie die Verliebtheit mit wahren oder erlogenen Empfindungen ſpielt. Wie in dem edeln Jüngling und dem gefühlvollen Mädchen das Bedürfniß des vereinten Daſeyns erwacht; wie das ſehnſuchtsvolle Herz dem verwandten Herzen ſich aufſchließt; wie ſie einander ſich weihen und ergeben; und wie nun die Wonne des ewigen Angehörens eine eigne ſchöne Welt um ſie bildet: darauf möchte ich in einigen Zügen hindeuten.

Ein vollſtändiges Gemählde — wer könnte das geben; da das Einzelne ſich in jedem Liebenden anders geſtaltet, da die Liebe eben dadurch ſo rührend ſchön wird, daß ſie ſich an die Eigenthümlichkeiten — verſteht ſich: die beſſern — der Liebenden dicht anſchließt, und oft ſo gar aus dieſen Eigenthümlichkeiten hervorzuwachſen ſcheint! Welch ein Blick in die Tiefen des Herzens würde dazu erfordert! Und welches Herz verſchließt ſich wohl mehr dem fremden Blicke, und verſchließt tiefere Geheimniſſe, als das liebende!

Alſo nur allgemeine Züge — nur was ich an einfachen reinen Menſchen ſah — was ein einfaches, reines Herz nicht verbergen kann — das Bild des Gemüthes, ſo weit es ſich auf der Außenſeite ausdrückt, und überall daſſelbe iſt.

In der Liebe fließen die Herzen des Jünglings und des Mädchens in einander. Aber in jedem iſt ſie anders entſtanden. In jedem iſt der Moment der Entdeckung und Hingebung anders herbey geführt. Auch hier offenbart ſich die Verſchiedenheit der Geſchlechter. Warum nicht hier, wo alles auf ſie gegründet iſt?

Auch das liebt der Mann am Weibe, daß es anders zu dieſer Liebe gekommen iſt, daß darin echte Weiblichkeit ſich treu blieb.

Was Liebe ſey, lernt das Mädchen ſpäter als der Jüngling. Aber Anlagen der Liebe entwickeln ſich in ihm früher. Die Natur will bey ihm durch Liebe das Meiſte ausrichten. Seine erſten Empfindungen, Neigungen und Beſchäftigungen verrathen ſchon viel, woraus einſt Liebe werden muß. In ihnen erkennt man ſchon die Knoſpen, woraus ſich einſt die ſchönſte Blüthe des Lebens entfalten wird.

Dieſelbe Diſpoſition, die zu allen weiblichen Eigenſchaften da iſt, findet ſich auch ſchon zur Liebe, und wie jene ſich ausbilden, und ihre eigenthümliche Natur immer reiner ausſprechen, bildet auch dieſe ſich hervor, und verkündigt immer mehr ihr eigenthümliches Weſen. Wenn das Weib im vollen Schmucke ſeiner Sanftmuth und Demuth, ſeiner Geduld und ſeiner Herzensgüte ſteht, dann hat auch die Liebe dasſelbe zu ihren Freuden eingeſegnet.

Ihr bemerkt an dem Mädchen eine Stärke und Tiefe der Empfindung, die ihr an dem Knaben nicht gewahr werdet. Der Knabe wird gereizt und widerſteht; das Mädchen nimmt auf, und verarbeitet alles in ſein eignes Leben. Der Knabe will hinaus, das Mädchen in ſich ſelbſt hinein.

Zwar hüpft auch das Mädchen fröhlich in die Welt. Wie ſollte es die erſten Regungen des Lebenstriebes unterdrücken! Es muß Stoff für ſeine Empfindungen haben; und es muß thun, wozu die friſche jugendliche Kraft von der Empfindung getrieben wird. Aber wie ganz anders betrachtet es die Welt als der Knabe, und wie ganz anders iſt ſeine Freude! Von nichts ſtark angezogen, auf nichts einſeitig beſchränkt, ſchaut es nach allem Schönen, und von allem Schönen wird ſein Herz ſanft bewegt. Die äußere Welt ſcheint nur da zu ſeyn, um ihm die innere aufzuſchließen. Ueberall leuchten helle Bilder in ſeine Phantaſie hinein, woraus ſich dieſe innere Welt zuſammen ſetzt. In allem ſieht es ſich ſelbſt, ohne es zu wiſſen. Seine

Freude iſt das Auffaſſen eines ruhigen und klaren Sinnes, das Gefühl eines rein dahin ſtrömenden Lebens.

Selbſt, wo das Mädchen aus ſich heraus tritt, hält es an ſich. Sein ſinniges Weſen läßt ſchon erwarten, daß es wieder in ſich einkehren werde. Nie verliert es ſich in den Außendingen. Es gibt ſich, um ſich zu finden. In allem zeigt ſich das Beſtreben, durch ſein Herz alles zu ſeyn, und an dem, was das Herz gewährt, alles zu haben.

Wenn das Mädchen ſich an Einzelnheiten und an Aeußerlichkeiten hängt: ſo verläugnet es darin ſeine weibliche Natur; es wird der Liebe entbehren können, und vielleicht nie lieben lernen, weil es ſchon den Samen der Leidenſchaft im Buſen trägt. Was bey andern Liebe wird, das wird bey ihm Eitelkeit, Sinnlichkeit oder etwas noch Schlimmeres.

Die Tiefe der Empfindung und das ſchnelle Uebergehen der Anſchauung in Empfindung, iſt der erſte Keim der Liebe im weiblichen Herzen.

Der Knabe hat gerne Thiere. Sie geben ſeinem Thätigkeitstriebe Nahrung. Er kann ſie abrichten, an ihnen ſeine Kräfte üben, und durch Widerſtand ſeiner Selbſtſtändigkeit inne werden. Er findet hier daſſelbe äußerliche, raſch bewegte Leben, das auch in ihm iſt.

Das Mädchen hat lieber Blumen. Sie ſind der Spiegel ſeines ſtillen Gemüthes — mehr für die Empfindung und für die Phantaſie. Sie ziehen die Betrachtung mehr an, und geben dem Herzen mehr Nahrung. Sie ſcheinen ihm ein verborgen fröhliches Leben zu führen. Es träumt ſo gar Empfindung in ſie hinein. Es ſpricht mit ihnen, und glaubt in ihnen Stimmen der Natur zu vernehmen. Was ſind dieſe Träume anders als das Bedürfniß, etwas Beſeeltes um ſich zu haben, dem man ſich mittheilen und woran man ſich anſchließen könne? Die Blumenwelt athmet Geiſt der Liebe. Das iſt es, was das weiche Herz in ihr anzieht.

Der Knabe will das Fortkommen und die Früchte ſehen; das Mädchen will ſelbſt ſorgen und pflegen. Die Theilnahme iſt ihm ſchon Freude, das Aufmerken und Warten ſüßer Genuß. Der Knabe reißt das Vogelneſt aus, um Vögel zu haben. Das Mädchen ſieht täglich darnach, und ſucht die kleinſte Störung von den lieben Geſchöpfen fern zu halten. Es fühlt eine ſüße Sympathie zu ihnen, und Bilder der innigen Anhänglichkeit füllen dabey ſeine Seele. Holdes Geſchöpf, welch einen Reichthum wird einſt dein Herz aufſchließen, wenn du das Weſen findeſt, dem du dich ganz hingeben kannſt! Wie wirſt du einſt Theil nehmen, wenn du dich ſelbſt verſtehſt und andre! Wie es etwas weiter kommt, nach den Urſachen ihres Schmerzes! Wie tief aus dem Herzen, und mit welcher ungekünſtelten Bewegung des ganzen Weſens hören wir es fragen: Mutter, was fehlt dir! Welch reine und rührende Naivetät liegt in ſeinem kindiſchen Beſtreben zu tröſten oder zu helfen! Wie jubelt es in ihre Freude! Wie ſchwebt gleichſam ſeine ganze Seele ſo ungetrübt in dem Entzücken, welches es um ſich her verbreitet ſieht! Wie freut es ſich überall mit den Fröhlichen, und trauert mit den Trauernden! Wie gerne gibt es dem Hungernden, und wie lieb iſt es ihm, wenn die Noth des Bedürftigen geſtillt wird! Gewiß iſt die *Fähigkeit und der Trieb, ſich ſo in andre hinein zu fühlen,* Anlage zur Liebe.

Die innigere Empfindung des Mädchens zieht es doch nicht ganz in ſich ſelbſt hinein. Es empfängt nur, um wieder zu geben. Es bildet für ſein Herz, um damit Herzen zu gewinnen. Was ſein Inneres froh bewegt, das kann es unmöglich für ſich behalten. Was ſeinen Geiſt angelegentlich beſchäftigt, das macht es ſich durch Mittheilung noch intereſſanter. Seine Erfahrungen werden ihm anſchaulicher, ſeine innere Welt, die ganz ſeine Heimath iſt, wird ihm lebendiger, indem es beyde in andern wiederfindet. Es hat mehr ſich ſelbſt, indem es ſich nicht bloß in andern ſieht, ſondern ſich gleichſam in ſie hinein lebt. Die Freude iſt ihm doppelt ſüß, die ein andrer mit fühlt. Der Schmerz wird ihm leichter, wenn es davon ſprechen kann.

Wie wird dich das einſt tröſten, wenn des Lebens Laſten auf dich gelegt werden; und man legt viel auf dein weiches Herz, armes duldendes Weib! Wohl dir, daß dir ſchon frühe das Mittheilen Luſt iſt! Dein ganzes Wirken unter den Menſchen iſt ein Mittheilen, und die höchſte Wonne des Daſeyns, die Liebe, iſt innigſt an das Mittheilen geknüpft.

Seht, wie das Mädchen die Mutter umſchlingt, wie es am Vater hinaufreicht, wie es am ſtärkern Bruder ſich feſt hält. Es fühlt, daß es für ſich nicht ſeyn kann, daß es einer Stütze bedarf im Gedränge des Lebens, daß es ſich vereinigen muß, wenn ſein mangelhaftes Daſeyn ausgefüllt werden, und es einen feſten Standpunct gewinnen ſoll.

Der Knabe ſucht einen Kameraden, und macht weiter keine Anſprüche an ihn, als daß er ſich mit ihm zu ſeinen Spielen und Streifereyen vereinige. Außer dem iſt er ihm gleichgültig. Das Mädchen ſucht ſchon frühe eine Freundinn des Herzens, bey der es das Bedürfniß des Anſchließens und Hingebens ganz befriedigen könne.

wirſt du ſorgen und pflegen, wenn deine Zärtlichkeit ins volle Leben tritt! Wie wirſt du den Gatten und die Kinder lieben!

Ein gleicher Unterſchied zeigt ſich zwiſchen den Spielen des Knaben und des Mädchens. Der Knabe wählt ſich geräuſchvolle, die ihn zerſtreuen und umhertreiben. Er muß in ſeine kleine Welt ſchon hinein ſtürmen können, wenn ihm wohl ſeyn ſoll. Die Spiele des Mädchens ſind aus dem häuslichen Kreiſe genommen, in dem es einſt ſchalten und ordnen ſoll, Bilder des künftigen trautern Lebens unter den Menſchen und der engern Verhältniſſe, die das Herz angehen. Die Gegenſtände, die es beſchäftigen, reitzen nicht zur äußern Thätigkeit, aber ſie führen Empfindungen zu, und wecken ſympathetiſche Regungen des Herzens. An ihnen äußert ſich ſchon das Bedürfniß, in andern und für andere, und eben darum auch in ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt zu leben.

In den Spielen des Mädchens bilden ſich die Herzlichkeit und das Wohlwollen, die zwar nicht Liebe ſind, aber ſich doch freundlich zu ihr geſellen, und ihre Erweiſungen für den Liebenden ſelbſt zu einer neuen Wonne machen.

Es iſt Natur — nicht Werk und Kunſt der Menſchen, daß das Mädchen nach der Puppe greift. In dieſem Spiele liegt eine tiefe Bedeutung. In ihm drückt ſich der Sinn des Kindes mehr aus, und an ſeiner Leitung liegt mehr gelegen, als man gewöhnlich denkt. An dieſem Spiele könnt ihr es ſchon abnehmen, ob es einſt ſelbſt eine Puppe, oder ein ſeelenvolles, klares, tiefes Weſen in ſich darſtellen werde.

Auch der *häusliche Sinn des Mädchens*, der aus ſeinem ganzen Treiben hervorſcheint — und er ſcheint überall hervor, wo die Eitelkeit, der verdorbene Geſchmack oder die einſeitige Behandlung der Mütter, ihn nicht unterdrückt haben — iſt noch nicht Liebe; aber ohne ihn kommt doch Liebe nicht auf, und er enthält ſchon einen hohen Grad von Empfänglichkeit für Liebe. Liebe ſoll ja ins häusliche Leben führen, und ihre ganze Natur iſt häuslich.

Daſſelbe gilt von dem *zarten Mitgefühle* und *von dem lebhaften Bedürfniſſe ſich mitzutheilen und anzuſchließen*, die im weichern Herzen des Mädchens wohnen.

Wenn der Sinn des Knaben, von äußern Gegenſtänden angezogen, vom Einen zum Andern eilt, und ſeine Kraft bald hierhin bald dorthin ſtrebt: ſo verweilt der ſpähende Blick des Mädchens auf dem Geſichte der Mutter, und weiß ſchon frühe die Züge des Kummers und der Heiterkeit zu unterſcheiden. Es wird traurig oder froh, wenn es die Mutter traurig oder froh ſieht. Wie ſorgſam erkundigt es ſich, wenn es etwas weiter kommt, nach den Urſachen ihres Schmerzes! Wie tief aus dem Herzen, und mit welcher ungekünſtelten Bewegung des ganzen Weſens hören wir es fragen: Mutter, was fehlt dir! Welch reine und rührende Naivetät liegt in ſeinem kindiſchen Beſtreben zu tröſten oder zu helfen! Wie jubelt es in ihre Freude! Wie ſchwebt gleichſam ſeine ganze Seele ſo ungetrübt in dem Entzücken, welches es um ſich her verbreitet ſieht! Wie freut es ſich überall mit den Fröhlichen, und trauert mit den Trauernden! Wie gerne gibt es dem Hungernden, und wie lieb iſt es ihm, wenn die Noth des Bedürftigen geſtillt wird! Gewiß iſt die Fähigkeit und der Trieb, ſich ſo in andre hinein zu fühlen, Anlage zur Liebe.

Die innigere Empfindung des Mädchens zieht es doch nicht ganz in ſich ſelbſt hinein. Es empfängt nur, um wieder zu geben. Es bildet für ſein Herz, um damit Herzen zu gewinnen. Was ſein Inneres froh bewegt, das kann es unmöglich für ſich behalten. Was ſeinen Geiſt angelegentlich beſchäftigt, das macht es ſich durch Mittheilung noch intereſſanter. Seine Erfahrungen werden ihm anſchaulicher, ſeine innere Welt, die ganz ſeine Heimath iſt, wird ihm lebendiger, indem es beyde in andern wiederfindet. Es hat mehr ſich ſelbſt, indem es ſich nicht bloß in andern ſieht, ſondern ſich gleichſam in ſie hinein lebt. Die Freude iſt ihm doppelt ſüß, die ein andrer mit fühlt. Der Schmerz wird ihm leichter, wenn es davon ſprechen kann.

Wie wird dich das einſt tröſten, wenn des Lebens Laſten auf dich gelegt werden; und man legt viel auf dein weiches Herz, armes duldendes Weib! Wohl dir, daß dir ſchon frühe das Mittheilen Luſt iſt! Dein ganzes Wirken unter den Menſchen iſt ein Mittheilen, und die höchſte Wonne des Daſeyns, die Liebe, iſt innigſt an das Mittheilen geknüpft.

Seht, wie das Mädchen die Mutter umſchlingt, wie es am Vater hinaufreicht, wie es am ſtärkern Bruder ſich feſt hält. Es fühlt, daß es für ſich nicht ſeyn kann, daß es einer Stütze bedarf im Gedränge des Lebens, daß es ſich vereinigen muß, wenn ſein mangelhaftes Daſeyn ausgefüllt werden, und es einen feſten Standpunct gewinnen ſoll.

Der Knabe ſucht einen Kammraden, und macht weiter keine Anſprüche an ihn, als daß er ſich mit ihm zu ſeinen Spielen und Streifereyen vereinige. Außer dem iſt er ihm gleichgültig. Das Mädchen ſucht ſchon frühe eine Freundinn des Herzens, bey der es das Bedürfniß des Anſchließens und Hingebens ganz befriedigen könne.

Was bey dem allem zur Liebe noch fehlt, iſt, außer der vollſtändigen Entwickelung der genannten Anlagen, das Verſtehen ſeiner ſelbſt und das Anerkennen des fremden Weſens, das ſich mit dieſem Selbſte zu Einem Ganzen einigen kann. Hierzu muß es tiefer in das Leben hinein gekommen ſeyn.

Aber etwas hiervon findet ſich doch auch ſchon in dem Alter der Kindheit. Der Umgang mit dem wildern Knaben hat für das Mädchen einen ganz eignen Reitz, einen Reitz, wo nicht ſtärker, doch von andrer Art, als der Umgang mit ſeines Gleichen.

Ob ihm gleich die Spiele des erſtern zu rauſchend ſind: ſo übernimmt es darin doch gerne die ſanftere Rolle, und, wenn es das nicht kann, ſo ſtiehlt es ſich nicht ſelten aus dem Kreiſe ſeiner Geſpielinnen heraus, um dem Treiben der Knaben zuzuſehen. Der Knabe iſt ihm zu rauh und ſtürmiſch; doch hat es oft an dieſem rauhen, ſtürmiſchen Weſen ſein Wohlgefallen. Sein ungeſtümes, trotziges, anmaßendes Betragen ſtößen ihm etwas mehr als Reſpect ein. Es findet dieſes intereſſant, und duldet gerne kleine Mißhandlungen, die es davon erleiden muß. Ohne recht zu wiſſen, was das heiße, iſt es ihm lieb, wenn es ſich ſeine Braut kann nennen laſſen. Wer erkennt hierin nicht ſchon den Zug des Geſchlechtscharakters, dasjenige, woraus einſt jenes Verſtehen ſeiner ſelbſt und jenes Anerkennen des fremden Weſens hervorgehen wird! Jetzt iſt alles noch Unſchuld. Daher die edle Unbefangenheit.

Das Mädchen wächſt heran, und mit ſeinen übrigen Anlagen entwickelt ſich auch immer mehr die Anlage zur Liebe, vorzüglich, was darin das Weſentliche iſt, das zuletzt bemerkte Hinneigen zum andern Geſchlechte; nur daß es ſich auf eine andre Art, ſchon heimlicher und ſchüchterner, ausſpricht. Es zeigt eine Aufmerkſamkeit auf die Männer, ſelbſt auf ſolche, welche weit über ſeine Jahre hinaus ſind, die Perſonen ſeines Geſchlechtes ihm nicht abgewinnen können.

Viele mögen dazu freylich von den Müttern abgerichtet ſeyn, die ihren Töchtern ihre Beſtimmung zum Eheſtande und die Wichtigkeit vieler Eroberungen unter dem männlichen Geſchlechte, nebſt den Künſten der Buhlerey nicht frühe genug glauben bekannt machen zu können. Aber auch bey denen, in welchen noch eine reine Natur wohnt, werdet ihr dieſe Aufmerkſamkeit nicht verkennen.

Sie benehmen ſich ſorgfältiger in Geſellſchaft von Männern, ſie ſind bald eingezogener und ſtiller, bald lauter und zudringlicher; je nachdem ſie ſich durch das

Eine oder das Andre beſſer zu empfehlen glauben. Sie bewachen ſich ängſtlicher, ſie reden verſtändiger, ſie ſchmücken ſich mit mehr Fleiß, ſie ſuchen ihre Reitze in ein vortheilhafteres Licht zu ſetzen. Das Urtheil der Männer iſt ihnen wichtiger als das Urtheil der Frauen. Es kränkt ſie mehr, wenn ſie hier überſehen werden oder ungünſtige Eindrücke machen. Es iſt ihnen angenehm, in der Nähe von Männern zu ſeyn, und oft laſſen ſie ſogar die fröhlichſte Unterhaltung mit ihres Gleichen fahren, um die trockenſten und ernſthafteſten Geſpräche derſelben anzuhören.

Auch das iſt nicht Liebe. Aber gewiß ſind darin ihre Regungen. Noch iſt das Intereſſe für die Männer allgemein. Noch wirken die übrigen Anlagen zur Liebe, die Innigkeit der Empfindung, der häusliche Sinn, das Bedürfniß ſich anzuſchließen, zu empfangen und mitzutheilen in andern Richtungen, und ohne alle Beziehung auf das *ſtarke Intereſſe für das männliche Geſchlecht*.

Indeß fängt das Mädchen doch nun an, einen Unterſchied zwiſchen Männern und Männern zu machen. Es findet den Einen liebenswürdiger als den Andern; es hört ihm lieber zu; es legt auf ſeine Meynung mehr Gewicht, und möchte ihm lieber gefallen. Schon hat es ſeine Günſtlinge; aber noch keinen ausſchließenden, noch keine ernſtliche Neigung zu Einem Gegenſtande, der das ganze Herz ausfüllen könnte. Zu dem Einen zieht es dieſe, zu dem Andern eine andre Eigenſchaft hin. Oft ſind dies ſolche, die einen allgemein menſchlichen Wehrt haben, oft ſolche, in denen das Geſchlecht ſich ausdrückt, oft ſolche, die der Eitelkeit ſchmeicheln, und oft auch ſolche, denen der Eigenſinn der Laune oder ein dunkles Bilderſpiel der Phantaſie ihren ganzen Reitz gibt. Es weiß noch nicht, daß es einen Mann beſitzen, und ſich ihm ganz ergeben möchte.

Aber eine dunkle Ahndung arbeitet ſich immer mehr in ſeiner Seele hervor. Jetzt iſt die phyſiſche Natur zur Reiſe gekommen, und damit erwacht die eigentliche Sehnſucht der Liebe, die aber von ihm ſelbſt nicht erkannt wird. Es weiß nicht was Liebe iſt. Es weiß es nicht eher, als bis es den Einzigen gefunden, bis Herz und Herz ſich vereinigt haben zum ungetrennten Daſeyn und zur höchſten Wonne des Lebens. Erſt im Gefühle der Gegenliebe, erſt im Augenblicke der völligen Hingebung, wird dem unverdorbenen Mädchen das Weſen der Liebe offenbar. Die Erfahrung muß das Geheimniß des Herzens aufdecken: denn es läßt ſich in Worten nicht ausſprechen, wenn unſer Inneres nicht den Schlüſſel zu ihrem Sinne hat.

Viele ſcheinen freylich zu wiſſen, was Liebe iſt, ehe es ihnen auf dieſem Wege klar wurde. Aber von ſolchen laßt uns nur ſicher annehmen, daß ſie wahre

Liebe nie werden kennen lernen. Sie führen den Nahmen der Liebe im Munde, was das unverdorbene Mädchen nie thut, bis es liebt und geliebt wird, und ſo, durch die Sache, das Wort bekommt. Aber was ſie Liebe nennen iſt Sinnlichkeit, Eitelkeit, Buhlerey. Dieſe verbilden ihr Herz, und machen es der echten Liebe für immer unzugänglich. Was ſie davon wiſſen, haben ſie entweder von ihren coketten Müttern und Geſpielinnen, oder aus Romanen, oder es iſt natürlicher Ausbruch des rohen Triebes. In dem allem wird auch nicht der leiſeſte Laut reiner Liebe vernommen. Unglückliche Geſchöpfe, euch iſt ſchon frühe der heitre Tag des Lebens untergangen! Wehe denen, die ihn euch in Wolken hüllten, welche kein guter Genius wieder zerſtreuen wird!

Das unſchuldige Mädchen weiß in dieſer Periode nicht mehr, als daß ihm etwas fehlt, was ihm die Welt nicht geben kann. Die jugendliche Munterkeit hat ſich in eine Art von ſüßer Traurigkeit verwandelt. Seine gewöhnlichen, ſonſt ſo innig geliebten, Zerſtreuungen, ekeln es an. Schimmernder Putz iſt ihm zuwider. Oeffentlichen Luſtbarkeiten kann es keinen Geſchmack mehr abgewinnen. Es begreift nicht, wie ſie ihm ſonſt etwas ſeyn konnten. Es flieht das Geräuſch großer Geſellſchaften. Die Einſamkeit iſt ihm eine liebe Vertraute. Im Beſitze einer gleich geſtimmten Freundinn, der es ſein Herz öffnen, und ſeine wunderbaren Empfindungen mittheilen kann, und der dieſe Empfindungen nicht fremd ſind, glaubt es alle übrige Menſchen entbehren zu können. Die Natur gewinnt ihm neue unausſprechliche Reitze; und doch erſcheint ſie ihm in einem melancholiſchen Dämmerlichte, welches das Gemüth tief bewegt, und den ganzen Reichthum ſeiner Empfindungen aufweckt. Herbſt und Frühling ſind ihm die intereſſanteſten Jahreszeiten. Im Herbſte denkt es ans Sterben — aber eine Roſe auf das Sterbekleid, Blumen auf das Grab und die Thränen einer Freundinn dazu. Das Leben des Frühlings zaubert liebliche Bilder in ſeiner Seele. Aber es fühlt ſchmerzlich, daß es nicht einſtimmen kann in den vollen Jubel der Natur. Das reiche, harmoniſche Treiben außer ihm macht ihm den Mangel und die Disharmonie des eignen Herzens auffallender. Es ſucht überall, und findet nirgends, was es ſucht. Es greift nach dieſem und jenem; aber es iſt nie das Rechte. Ein Gewebe unbeſtimmter Gefühle iſt ſein Gemüth; aber es findet Wohlbehagen daran, dieſen Gefühlen nachzugehen, und zwar um ſo mehr, je unbeſtimmter und mannichfaltiger ſie ſind.

Jetzt iſt der gefährliche Moment gekommen, in welchem ſo viele den ſchönen Frieden des Daſeyns einbüßen, die herrlichen Anlagen der Natur, in denen die ſchönſten Hoffnungen der Zukunft aufblühen, den traurigſten Zerrüttungen preis geben, und von dem Wege echter Liebe auf immer abgeführt werden.

In der unerklärbaren Sehnſucht des Herzens glaubt das Mädchen, daß ihm jene Schriften Befriedigung geben werden, die den Nahmen der Liebe unaufhörlich im Munde führen, aber entweder ihn mit den ſchmutzigen Farben der Wolluſt beflecken, und in der Erhitzung der jugendlichen Sinnlichkeit ihr höchſtes Intereſſe finden, oder das Gemüth mit romantiſchen Träumen nähren, die nie in Erfüllung gehen können, und es zu einer Höhe ſpannen, worin es für alle Befreundung mit den Dingen dieſer Erde auf immer verdorben iſt.

In Romanen ſuchen die meiſten Mädchen Aufſchluß über ihre räthſelhafte Stimmung. In Romanen machen ſie die erſte Bekanntſchaft mit einer Angelegenheit, die ſie nicht eher kennen lernen ſollten, und nicht eher rein auffaſſen können, als bis ihr Herz ſie darüber belehrt hat. Dafür ſind es denn auch jene zweydeutigen Aftergeſtalten der Liebe, die eine kleine Zeit über reitzende Blumengefilde vor ihnen her gaukeln, aber ſie nur zu bald in die Sümpfe des größten menſchlichen Elendes locken. Denn iſt es nicht ein großes Unglück, das ſchöne Ziel des Lebens in der Ferne geſehen zu haben, und es, im ewigen Streite mit ſich ſelbſt, mit bittern Vorwürfen, und peinigender Unruhe beladen, nie zu erreichen.

Menſchenfreund, der du Sinn haſt für menſchliche Glückſeligkeit, und in dem heiligen Frieden der Unſchuld das höchſte Kleinod des Lebens erblickſt, erwirb dir, wo du kannſt, das Verdienſt, ſie vor dem Gifte zu bewahren, das dem Munde ſo ſüß iſt, aber das innerſte Leben des Herzens zerſtört. Beſorgte Väter und Mütter, gebt euern Töchtern keine Liebesgeſchichten in die Hände, bevor ſie gebildet und glücklich ſind in der Liebe eines edeln Mannes; und dann werden ſie nicht mehr darnach verlangen. Bey den meiſten wird es ihnen auf den erſten Blick einleuchten, wie weit hier die Natur verfehlt — oder wie gemein und unwahr die Natur ſey, die hier erſcheint, gegen die, welche ihr Leben erfreut.

Nur ſolche Mädchen, die durch eine verkehrte Lectüre irre geleitet ſind, können ſich Ideale von künftigen Geliebten bilden. Nur ihre Phantaſie trägt die Züge zuſammen zu Weſen, denen ſie ihr Herz einſt werden ſchenken können; freylich läßt dieſes Herz nachher viel von den ſtrengen Forderungen ab. Oft iſt jenes Bild kein andres als dasjenige, welches der letzte Roman, den ſie geleſen haben, aufſtellte; oft etwas, das dem reinen Geſchmacke als eine abſcheuliche Carricatur erſcheint, und daß ſich der geſunde Verſtand nur aus grober Sinnlichkeit erklären kann.

Dem echt weiblichen und unverdorbenen Mädchen kommt dergleichen gar nicht in den Sinn. Von einem Geliebten weiß es nicht eher, als bis es den Einzigen gefunden hat; und nicht ſelten hat es ihm ſchon lange ſein Herz geſchenkt, ehe es in ihm den Geliebten erkennt. Es verſteht ja die Sehnſucht ſeines Herzens nicht, wie ſollte es ihr einen Gegenſtand dichten können? Und verſtände es ſie: ſo müßte ſeine zarte Schamhaftigkeit die Phantaſie davon ablenken. Dem edeln Mädchen koſtet es viel, ſich ſagen zu können: ich liebe. Und je mehr es deinem Mädchen koſtete; deſto reiner und wärmer wird es dich einſt umfangen; deſto dauerhafter, reicher und beglückender wird ſeine Liebe dich umgeben.

Mit dieſer unerklärbaren Sehnſucht, mit dieſer ſüßen Wehmuth kommt nun das Mädchen in eine Geſellſchaft. Dort erblickt es einen jungen Mann, deſſen edle Geſtalt, deſſen durchdringender aber doch ſanfter Blick, deſſen volle tönende Stimme, deſſen entſcheidendes, kräftiges Benehmen, worin jedoch der Ausdruck des Wohlwollens unverkennbar iſt, deſſen Muth, Feſtigkeit und Hochſinn, mit ſtiller Beſcheidenheit gepaart, ihre ganze Aufmerkſamkeit anziehen. Sie möchte immer nur ihn ſehen, nur ihn hören; und doch fürchtet ſie ſich, ein Auge nach ihm aufzuſchlagen; ſie weiß nicht warum. Einmal begegnete es ſeinem Blicke, und ihre Wangen waren von Feuer übergoſſen. Er bezeigt ihr kleine Aufmerkſamkeiten. Sie wird verwirrt und verlegen. Sie, die ſonſt durch ihre Gewandtheit alles bezauberte, weiß jetzt nicht, wie ſie ſich benehmen ſoll, und kann keine Worte finden, um etwas Gewöhnliches zu ſagen.

Mit einem tiefen Eindrucke geht ſie nach Hauſe. Sein Bild verfolgt ſie, und tritt mit der geheimen Sehnſucht ihres Herzens in immer genauere Verbindung. Ihre ſtillen Phantaſieen ſchließen ſich unvermerkt, aber dichter an dasſelbe an. Sie kann nicht müde werden, ſich zu widerhohlen, wie er war und was er ſprach. Das Räthſel ihres Gemüthes fängt an klar zu werden; aber das Einzige was ſich noch in demſelben hervor thut, iſt das Geſtändniß: er iſt doch ganz anders als alle, die ich kenne. Mehr als ſonſt iſt ſie jetzt einſam. Sorgfältiger als ſonſt wartet ſie ihre Blumen. Die Sympathie zwiſchen dieſen und ihrem Herzen iſt inniger und zärtlicher geworden.

Sie ſehen ſich öfter. Er ſucht ſie auf. Sie möchte ihm ausweichen, und doch auch entgegen kommen. Sie möchte um alles in der Welt nicht von ihm mißverſtanden werden, um alles in der Welt nicht ihn kränken. Und doch iſt es auch, als wenn ſie etwas vor ihm verbergen müßte. Schon liebt ſie wirklich; aber es iſt ihr ſelbſt verborgen. Sie denkt an nichts weniger, als daß das Liebe ſey. Achtung, Bewunderung däucht es ihr zu ſeyn. Woher ſonſt ihr Erröthen? Weißt du denn nicht, liebes Mädchen, daß das Erröthen der herrliche Widerſchein reiner Liebe iſt? Nein, du kannſt es nicht wiſſen, weil keine Kunſt an dir iſt. Wenn du es wüßteſt, du würdeſt vielleicht nicht erröthen, aber auch nicht ſo himmliſch lieben.

Sie lernen ſich immer genauer kennen. Sie erblickt in ihm immer mehr Züge edler Tugend und feſter Männlichkeit. Sie fühlt ſich immer mehr zu ihm hingezogen. Zwar macht ihre Schüchternheit ſie Anfangs, wenn ſie zuſammen kommen, ſehr verwirrt. Aber es wird ihr leichter ums Herz, wenn er erſt ſpricht. Sie kann nun auch ſprechen; und ſie ſpricht wahrer, einfacher und ſchöner als je. Es wäre ihr unmöglich, hier zu künſteln, oder auch nur einen Sprachfehler zu verbeſſern. Der Wunſch, ein ſolches Weſen immer um ſich zu haben, es immer bewundern, ihm recht viel ſagen, ſich von ihm belehren laſſen, und nach ihm ſich bilden zu können, ſteigt immer lebendiger und vernehmbarer in ihr auf. Und ſie erkennt darin nur den Zug verwandter Herzen — nicht die Gewalt der Liebe.

Schon lange hatte er tief in ihrem Innern geleſen, und da all' den Reichthum ſtiller Tugend und edler Weiblichkeit gefunden, den die Anmuth ihres äußern Weſens dem erſten Blicke zu verkündigen ſchien. Lange hatte ihm ſchon ſein Herz, das ſich beſſer als das weibliche auf ſich ſelbſt verſtand, geſagt, an dieſem Weibe hängt das Glück deines Lebens. Lange hatte er die Spuren ihrer Zuneigung und ihrer wachſenden Anhänglichkeit, ihre Schüchternheit und ihr Erröthen mit innigem Entzücken bemerkt. Aber nur ein leiſer Händedruck hatte ihr die Bewegung ſeines Innern verrathen. Zu einem offnern Geſtändniß hätte ihm der Muth gefehlt. Nicht eine ungünſtige Antwort, aber Beleidigung ihrer Delicateſſe fürchtete er. Jetzt, in einem Augenblicke höherer Begeiſterung — ſie hatte eben eine köſtliche That verrichtet, oder einen ſchönen Zug des Herzens offenbart, oder, eben war die Sonne vor ihnen untergegangen — unwillkührlich umſchlingt ſie ſein Arm, unwillkührlich bebt es in trunkener Freude über ſeine Lippen. Die innere Welt, die noch immer in der Dämmerung lag, geht nun mit einem Male ihr auf. Das Räthſel des Lebens ſteht im Sonnenlichte. Zitternd ſinkt ſie an ſeine Bruſt, und ihr Schweigen, ihr ſanfter Blick, antwortet beredter und wahrer als ein menſchliches Wort es könnte — antwortet, was ſie jetzt erſt weiß: ich liebe dich. Wir gehören uns auf ewig. Ja auf ewig. Der erſte Kuß verſiegelt den herrlichen Bund, und für beyde beginnt ein neues verdoppeltes Daſeyn; ihr Leben fließt immer inniger in einander. Die Natur ſprach den Segen dazu.

Hier war die Liebe Werk des Augenblickes, des erſten plötzlichen Eindruckes. Als ſie ihn zum erſten Male ſahe, war es ſchon entſchieden, daß ſie ihn lieben würde; wenn anders dieſer Eindruck ſich nicht in Täuſchung auflöſte; wie ihr ſchwächern Geſchöpfe, ach! ſo oft betrogen werdet. Es war Ahndung des verwandten Weſens, aufgeregte Sympathie des Geſchlechtes, was ſie zu ihm hinzog. Jene durfte nur aufgeklärt, dieſe nur vollſtändig entwickelt werden, um ſich als Liebe zu offenbaren.

So entſteht weibliche Liebe in der Regel; aber nicht immer. Oft iſt ſie die Frucht eines langen Umganges. Erſt ſpät bildet ſich oft im weiblichen Herzen liebende Neigung zu dem Manne, der ihm vorher gleichgültig war. Dies wird der Fall ſeyn; wo das Verhältniß, in welchem es ſonſt mit ihm ſtand, zur Achtung nöthigte, bis endlich längere Bekanntſchaft, Vertraulichkeit, und damit mehr Gefühl der Gleichheit hervor brachte; oder wo die Eigenſchaften, welche die Liebe verlangt, unter einem unſcheinbaren Aeußern verborgen lagen, und nun allmählich hervor treten; oder wo die Gemüther in ſolchen Puncten zuſammen treffen, die nur eine genauere und öftere Beobachtung enthüllt; oder wo im Mädchen ſelbſt wenig Anlage und Bedürfniß der Liebe iſt.

So geſchieht es denn, daß ſelbſt ſolche Verbindungen, in welche das Herz des Weibes Anfangs nicht einſtimmte, zuweilen noch glücklich ausſchlagen. Aber es wird dazu große Klugheit von Seiten des Mannes erfordert, und es bleibt immer ſehr mißlich, es darauf ankommen zu laſſen.

Unbefangen nähert ſich das Mädchen dem Manne, für den ſein Herz nicht weiter ſpricht, als daß es ſeinem menſchlichen Wehrte, ſeiner Aufklärung, ſeiner Bildung, ſeiner bewährten Rechtſchaffenheit oder ſeinen erworbenen Verdienſten, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit eben der Unbefangenheit beträgt es ſich gegen ihn, und beobachtet ihn. Er wird ihm immer wehrter; denn es entdeckt immer mehr ſchätzbare Eigenſchaften an ihm. Er gewinnt ſein Zutrauen. Er behandelt daſſelbe mit Aufmerkſamkeit; und dies gibt Gelegenheit zu Mittheilungen und Herzensergüſſen, die bald in eine wärmere Zärtlichkeit übergehen. Noch kann man nichts dagegen haben, wenn dies Freundſchaft genannt wird, obgleich der Keim der Liebe darin ſchon unverkennbar liegt. Er kann tröſten, wie kein Weib es kann; er weiß Rath zu ertheilen, den kein Weib gefunden hätte. Es iſt etwas Feſtes, Kräftiges, Durchdringendes in ſeinem Blicke und in ſeinem ganzen Weſen — in ſeinem Geiſte eine Tiefe und ein kühnes Erheben, wo beym weiblichen Geſchlechte nur Anmuth, Zartheit, Stille und Innigkeit herrſcht. Aber eben darum kann es ſich feſt an ihn anſchließen. Er hat gerade, was ihm ſelbſt fehlt. Von dem Scheine der Freundſchaft getäuſcht, gibt es ſich ihm unbeſorgt hin. Erſt ſpät wird ihm die Veränderung klar, die ſich mit ihm zugetragen hat; bis endlich äußere Gelegenheit das lange vorbereitete Geſtändniß gegenſeitiger Liebe an den Tag bringt.

Selten wird ſich die Liebe, die ſo entſtand, zur Leidenſchaft erheben. Aber dafür wird ſie deſto fröhlicher ausdauern, und ſich deſto inniger mit dem ganzen Leben verflechten.

Anders entwickelt ſich die Liebe im Manne. Die frühe Innigkeit, der häusliche Sinn, die ſtille Anhänglichkeit, das zarte Mitgefühl und der rege Trieb ſich mitzutheilen, die im Gemüthe des Mädchens die Liebe vorbereiten, ſind, wie wir ſchon oben bemerkten, den Knaben fremd. Alles iſt an ihm Kraftäußerung, alles nach außen gerichtet, ſtrebendes, wirkſames Leben. Er betrachtet alles als Stoff für ſeine Thätigkeit, und will an allem ſeine Thätigkeit üben. Das Innere des Menſchen iſt ihm gleichgültig; da ihm ſein eignes Inneres nur im Aeußern vernehmbar wird. Die Menſchen intereſſiren ihn nur, in wie fern ſie ſich mit ihm zu gemeinſchaftlichen Zwecken vereinigen, oder ihm entgegen wirken. Wenn in ſeinem Herzen auch eine reichere Fülle wohnte: ſo würde er deſſen doch nie inne werden, da er nie in ſich ſelbſt blickt. Von der Bruſt der Mutter, die den lieben Wildfang ſo gerne feſt hielte, reißt er ſich los, und ſtürmt unter ſeine ungeſtümen Kameraden. Alles Stille, Eingezogene und in ſich Gekehrte ſtreitet gegen ſeine Natur.

Das ſanfte Mädchen hat für ihn weniger Intereſſe als der brauſende Knabe. Ob er gleich jenem befehlen kann: ſo fügt er ſich doch lieber in dieſen, wenn er ihm gleich zuweilen gehorchen muß. Er iſt ſich ſelbſt genug. Er bedarf keines Anſchließens, um feſt zu ſtehen, und keiner Stütze, um den Gang durch das Leben ſicher zu gehen. Seine Spiele füllen ſeine Bedürfniſſe aus. Nichts ſpricht in ihm für das Geſchöpf, auf welches er gewohnt iſt, mit Verachtung herabzuſehen. Doch Eins ſpricht für daſſelbe. Seine Schwäche ſpricht ſeine Großmuth an. Er wird ſein Beſchützer. Aber er folgt darin mehr ſeinem Kraftgefühle, ſeinem Muthe und ſeinem Widerwillen gegen Unterdrückung und Unrecht, als dem Gefühle des Mitleidens oder einem Zuge des Herzens. Eben darum, weil er ſein Beſchützer wird, muß es ihm in jeder andern Hinſicht weniger ſeyn.

So wächſt er zum Jüngling heran. Seine Kräfte entwickeln ſich; ſein Muth wächſt; ſeine Begierden werden heftiger; ſeine Phantaſie entflammt; ein weites Feld öffnet ſich ihm; ſein Ehrgeitz erwacht, und wird immer feuriger. Glänzende Hoffnungen ſteigen vor ihm auf; herrliche Ideale ſtellen ſich vor ihm hin; kühne Plane heben ſeine Bruſt. Er verliert ſich in ſeiner Welt. Sein Leben brauſt wie ein Strom dahin. Er vergißt ſich in ſeinen Träumen. Aber es iſt nichts Süßes und Tändelndes darin. Die Höhe und die Weite ſind ihr Gebieth. Die Natur rührt ihn zwar, aber mehr in ihrer Größe, als in ihrer Schönheit. Wenn zuweilen eine ſanfte Empfindung ſein Herz beſchleichen will: ſo wird ſie gleich durch eine ſtarke Idee verdrängt. Wenn zuweilen das Mädchen ſeine Aufmerkſamkeit anhält: ſo zieht er ſie gleich, unwillig und beſchämt über ſich ſelbſt, zurück. Noch iſt keine Spur von Liebe da — noch kein Bedürfniß laut, das auf ſie hindeutet. Die Sehnſucht, die das Mädchen in die Einſamkeit treibt, und mit den Blumen befreundet, kennt er nicht.

Das iſt das Eigenthümliche des männlichen Charakters, daß er erſt durch das Weib zur Liebe geweckt werden muß. Zwar ſind auch in ihm Anlagen zur Liebe; aber ſie liegen tiefer. Sie bedürfen, um ſich zu entfalten, eines äußern Reitzes. Auch er iſt ſo geeignet, daß er nur durch Vereinigung mit dem Sanften, Innigen und Stillen des weiblichen Charakters zur vollen Menſchheit und zu einem genügenden Leben kann gebildet werden; aber er weiß das nicht von ſich ſelbſt. Es muß ihm erſt durch den Anblick des Weibes in der Blüthe der Grazie offenbar werden. Er fühlt deßwegen keine Leere in ſeinem Innern, bis die Schönheit des Weibes ihn angezogen hat, und ihm nun die Reflexion auf ſich ſelbſt ſagt, wie viel inniger und froher ſein Daſeyn an der Seite der liebenden Gefährtinn werden müßte. Beym Weibe kommt die Liebe ganz aus dem Innern. Beym Manne kommt ſie gewiſſer Maßen von außen herein.

Es iſt dem ſchönern Geſchlechte gelungen, die Aufmerkſamkeit des feurigen Jünglings zu erregen. Er ſieht jetzt das Weib in ſeiner ſtillen Glorie. Die Schwäche hat ſich ausgebildet zur rührenden Anmuth. Es geht in der Engelsgeſtalt der Unſchuld und Sanftheit vor ihm vorüber. Seine Phantaſie unterläßt nicht zu den natürlichen Reitzen noch tauſend neue hinzuzuzaubern, und über das ganze Weſen einen magiſchen Schleier zu weben. Eine unbekannte Welt öffnet ſich vor ihm — ein Paradies in ewiger Blüthe. Geheimnißvolle Tiefen ſeines Lebens, die er nicht einmal ahndete, werden ihm aufgethan. Er erblickt ſich in einem Lichte, worin er ſich nie ſah, und ſteht in ihm, wie verklärt. Süße Träume erwachen in ſeiner Bruſt. Seine kühnen Plane verſchwinden. Sein Ehrgeiz verſtummt. Sein feuriges Treiben ekelt ihn an. Jetzt weiß er, daß ihm etwas fehlt, und daß er ſich ſelbſt nicht genug ſeyn kann. Jetzt wird ihm die Stille lieb. Jetzt ſchließt er ſich mehr der Natur an, und ihre Milde ſtrömt ihn leichter ins Herz. Fröhliche Bilder haben die großen Ideen verjagt, und umſchweben ihn allenthalben. Er will nicht mehr in die weite Welt; ein kleines Plätzchen in derſelben, worauf er ſich mit einem befreundeten Weſen anbauen kann, iſt hinlänglich für ihn und ſein Glück.

Noch hat er das Weib nicht gefunden, dem ſein Herz zuſagt. Aber er weiß doch ſchon, was er will mit ſeinem Sehnen und Suchen. Das Mädchen konnte das nicht wiſſen, weil ſeine Sehnſucht ganz in ſeinem Innern aufgewachſen war; weil es keinen Gegenſtand kannte, der ihm Aufklärung darüber zu geben vermochte. Bey ihm iſt die Sehnſucht durch einen äußern Gegenſtand geweckt; darum iſt ihr Ziel und ſie ſelbſt ihm bekannter. Noch liebt er nicht; aber das Bedürfniß der Liebe iſt ihm klar; er iſt fähig darüber nachzudenken, und fühlt ſich dazu aufgefordert. Für ihn iſt das Forſchen, für das Mädchen das Fühlen. Daher lernt er die Liebe, dem größten Theile nach, früher kennen, als ſie ſein Herz in Beſitz genommen hat. Darum iſt er im Stande, ſich ein Ideal der künftigen Geliebten zu bilden, und dies im Leben aufzuſuchen. Die Züge zu dieſem Ideal ſind von allem Vortrefflichen hergenommen, was er an einzelnen Weibern bemerkte. Er verſteht ſich mehr auf die Liebe; darum wird er weniger überraſcht und ſeltener betrogen. Er bemerkt den Wachsthum und den Gang ſeiner Leidenſchaft, und berechnet mit mehr Zuverläſſigkeit die Eindrücke, die er bewirkt hat.

Nun ſieht er das Mädchen, das die Natur für ihn geſchaffen zu haben ſcheint. Er findet in ihr ſein verehrtes Ideal, und was in der Wirklichkeit etwa noch fehlen ſollte, thut die Phantaſie leicht hinzu. In dem erſten Gefühl, das ihr Erſcheinen bey ihm hervor brachte, erkannte er ſchon Liebe. Er gehört ihr an. Und nur der Zweifel, ob er auch bey ihr dieſelben Eindrücke gemacht habe, und Schonung der weiblichen Delicateſſe, halten ihn noch zurück, mit dem Geſtändniſſe ſeines Herzens zu ihren Füßen zu ſinken.

Oft geht die Liebe auch hier einen langſamern Gang. Oft entſteht ſie auch beym Jünglinge erſt im längern Umgange mit dem beſcheidenen Weibe, das ſeinen köſtlichſten Schmuck, wie die Knoſpe die Blume, in eine weniger ſchimmernde Hülle verſchließt. Doch iſt dies bey ihm noch wohl ſeltener als beym Mädchen.

Für beyde beginnt nun ein neues Leben, in immer neuen ſchönen Entwickelungen.

II.

Unterſcheidende Züge der männlichen und der weiblichen Liebe.

Ihrem innern Weſen nach iſt Liebe überall dieſelbe, das wonnevolle innigſte Anſchließen verwandter Charaktere des Mannes und des Weibes, zum gemeinſchaftlichen Daſeyn, Genießen und Wirken. Aber die Geſtalt, worin ſie erſcheint, die Züge, worin ſie ſich kund thut, und die Formen, in welchen ſie ſich bewegt, ſind, nach der Verſchiedenheit des Naturells, der Complexion, des Temperamentes, und vorzüglich des Geſchlechtes, verſchieden. Die Eigenthümlichkeiten der männlichen und weiblichen Natur verrathen ſich auch hier. Wie aus ihnen die Liebe ihr ſchönes Leben hat, ſo ſpiegeln ſie ſich in ihr wieder ab, um ihre Bündniſſe in einer bezaubernden Harmonie und Vollendung darzuſtellen.

Wir müſſen die Liebe auch in dieſen nähern Modificationen, als männliche und weibliche Liebe, betrachten. Wir dringen ſo tiefer in ihr Inneres und in ihren Zuſammenhang mit allem, was am Menſchen herrlich iſt, ein; wir erhalten Gelegenheit, ihr noch manche intereſſante Aeußerung abzulauſchen, und lernen beſſer einſehen, was zu einem gebildeten und glücklichen Leben gehöre.

Man hat oft dem weiblichen Geſchlechte vorgeworfen, es ſey ſinnlicher in der Liebe als das männliche. Aber gewiß mit Unrecht, wenn dieſer Vorwurf das Geſchlecht im Allgemeinen treffen ſollte. Einzelne entartete Geſchöpfe mag es unter den Weibern wohl geben, in welchen die Triebe gemeiner Luſt die beſſern Regungen des Herzens nicht aufkommen laſſen; ihrer gibt es auch unter den Männern genug. Es mag ſogar nicht an ſolchen fehlen, die in der Heftigkeit und Schamloſigkeit des ſinnlichen Begehrens die größten Wüſtlinge unter den letztern hinter ſich zurücklaſſen. Indeß in der Regel verhält es ſich anders.

Wäre die ſinnliche Luſt beym Weibe von Natur wirklich ſtärker als beym Manne: ſo findet ſie doch in der dem Weibe angebornen Delicateſſe, in der Erziehung und in den Umgebungen deſſelben, im Zwange der Convention, und in den Einſchränkungen des geſelligen Lebens, ſo viele Gegengewichte, daß ſie in jener urſprünglichen Stärke nicht zum Vorſchein kommen würde. Und auch jenes iſt nicht einmal der Fall. Die Erfahrung lehrt es nicht, und aus der weiblichen Natur läßt es ſich eben ſo wenig erweiſen.

In einer gewiſſen Bedeutung iſt das Weib allerdings ſinnlicher als der Mann. Es klebt mehr an der Außenſeite der Dinge; es beſchäftigt ſich lieber mit dem, was in die Sinne fällt und dieſe zerſtreut; es wird ſtärker von flüchtiger Luſt angezogen. Sein Geiſt hebt ſich nicht ſo hoch, dringt nicht ſo tief, und ſondert ſich nicht ſo zum eignen ſelbſtſtändigen Leben ab. Er hält ſich überall mehr an das Sicht- und Fühlbare. Aber das iſt nicht die Bedeutung, worin wir das Wort Sinnlichkeit hier nehmen. Es kommt hier auf die Stärke des ſinnlichen Triebes an.

Die Sinnlichkeit des Weibes verträgt ſich ſehr wohl mit einer feinen geiſtigen Bildung, und ſchließt ſich ſogar, wenn ſie recht geleitet wird, freundlich an dieſe an; während ſich die Stärke des ſinnlichen Triebes dem Geiſte entgegen ſetzt. Eben darum, weil das Weib auf jene Art ſinnlich iſt, iſt es geiſtiger in der Liebe. Wenn der Geiſt des Mannes ſich höher hebt und tiefer dringt; wenn die Beſchäftigung mit dem, was in die Sinne fällt, ihn weniger intereſſirt: ſo ſind damit die Forderungen der ſinnlichen Natur noch nicht abgewieſen; ſie kündigen ſich im Gegentheile lauter und zudringlicher an, weil das Leidenſchaftliche zu ſeinem Geſchlechtscharakter gehört. Wenn ſich in ihm Geiſtiges und Sinnliches ſchärfer von einander abſondern: ſo gewinnen dadurch beyde mehr Kraft. Mit derſelben Gewalt, womit der Geiſt ſich von der Erde losreißt, zieht ihn die Sinnlichkeit wieder zu ihr zurück.

Das Geiſtige, was ſich in der männlichen Natur auszeichnet, iſt nicht dasjenige, wovon die Liebe ihre Nahrung zieht. So iſt auch das Sinnliche, welches ſich in der weiblichen Natur vorzüglich zeigt, nicht dasjenige, was die Liebe gemein macht. Die meiſte Diſpoſition zu einer edeln Liebe iſt nicht da, wo der Verſtand in kühnen Speculationen, in umfaſſenden Entwürfen und in großen Formen glänzt; — ſondern da, wo ſtille Beſonnenheit ihren Blick unverwandt auf das Innere gerichtet hat, wo die Welt des Innern in reichen und lebenvollen Geſtalten klar und bezaubernd hervor tritt, wo das Leben in ſeiner Beziehung auf das Gemüth fleißig beachtet wird, und wo liebliche Phantaſieen ſich um die treu aufgefaßte Wirklichkeit legen.

Dies iſt offenbar des Weibes Vorzug, bey aller ſeiner Sinnlichkeit. Es beſitzt einen Sinn für Welt und Menſchen, den wir nicht kennen. Es faßt von beyden Verhältniſſe auf, die uns in ihrer Feinheit entgehen. Es weiß in tauſend Dinge etwas hinein zu legen, und aus tauſend Dingen etwas heraus zu nehmen, bey welchen wir gleichgültig bleiben. Es ſchaut tiefer in die Gemüther andrer, und läßt, was es da findet, tiefer in das eigne Gemüth eingehen. Das Bedürfniß der Sympathie iſt bey ihm lebendiger; darum ſteht auch ſein Denken und Fühlen mehr in dieſer Richtung. Die große Kunſt, aus allem etwas für das Herz zu ziehen, und das Herz mit allem in Verbindung zu ſetzen, iſt bey dem Weibe Gabe der Natur. Das Zuſammenleben mit Menſchen iſt ihm in ſeinen geiſtigen Verhältniſſen eine Veranlaſſung zu ſo vielen intereſſanten Beſchäftigungen und eine Quelle ſo reicher Genüſſe, daß ſeine Aufmerkſamkeit nicht einmal auf dasjenige fallen wird, was darin die gröbere Sinnlichkeit reizt.

Aus Armuth des Geiſtigen oder aus Mangel an Empfänglichkeit für das, was in der Liebe geiſtig iſt, gibt ſich unſer Geſchlecht oft dem Sinnlichen hin, oder geſtattet ihm doch Vorrechte, die mit der ſchönen Einheit eines friedevollen Lebens nicht beſtehen können.

Die Sinnlichkeit des Weibes iſt mehr zerſtreut. Ihr Verlangen und ihre Genüſſe ſind unter eine größere Mannichfaltigkeit von Gegenſtänden vertheilt; darum im Einzelnen weniger heftig. Die Sinnlichkeit des Mannes iſt mehr einſeitige und ausſchließende Leidenſchaft: darum in dem, worauf ſie gerichtet iſt, aufwallend, ſtürmiſch und unerſättlich.

Die Sinnlichkeit des Weibes iſt mit natürlicher Sanftheit gepaart, und ſteht unter der Zucht eines zarten Gefühles. Die Sinnlichkeit des Mannes iſt, wie ſein ganzes Weſen, brauſend und ſtark. Sie kennt keine Regel als die, welche ihr von einem entſchloſſenen Willen aufgedrungen wird. Seelenſtärke, das Eigenthum weniger Ausgezeichneten, muß ſie bekämpfen.

Dies alles ſcheint zu dem Reſultate zu berechtigen: *das Weib liebt im Ganzen geiſtiger als der Mann.* In den Aeußerungen ſeiner Liebe mag es immerhin mehr dem Zuge angeerbter Sinnlichkeit folgen; dies geht aber das Weſen der Liebe nicht an, und kann ſie auch nicht verunreinigen. Verliebte Tändeleyen ſind dem Weibe wohl mehr Bedürfniß. Aber es ſpricht darin ſeine Weiblichkeit aus, und verſchönert des Mannes Leben.

Weil die Liebe des Weibes geiſtiger iſt, darum iſt ſie auch *weniger feurig*, aber *inniger, zärtlicher und hingebender* als die Liebe des Mannes.

Die *ſinnliche Begierde* geräth in Feuer, reißt alle übrigen Bewegungen der Seele an ſich, und zieht ſie mit in ihr wildes Stürmen hinein. Sie reizt die Phantaſie zum Erzeugen verwandter Bilder, und ſetzt ſich dadurch in Begeiſterung. Sie will ihren Gegenſtand durchſchauen, ganz genießen, und ſich an denſelben verlieren. Sie faßt ſich nicht mehr in ihrem Entzücken; — und doch gehen ihre Forderungen und ihr Streben noch weiter. Dieſes Feuer brennt in ihren Gefühlen, es ſtrömt in ihrer Sprache, es beflügelt ihre Ahndungen, es macht ihre Erweiſungen ungeſtüm und gränzenlos, es exaltirt ihr ganzes Weſen, und iſt nur befriedigt in der höchſten Spannung der Leidenſchaft.

So iſt die Liebe des Jünglings. Er iſt außer ſich, bald vor Freude, bald vor Schmerz, bald gehoben von Hoffnungen, bald niedergeſchlagen von Befürchtungen. Seine Küſſe glühen; ſeine Empfindung weiß keine Worte zu finden; ſeine Verſicherungen und Betheurungen enthalten die kühnſten Bilder; ſeine Bewunderung kennt keine Schranken; ſeine Huldigung iſt Anbethung und Unterwerfung. Im Augenblicke des wärmſten Gefühles klagt er ſich der Kälte an. In Eine Empfindung und in Ein Streben möchte er die ganze Kraft ſeines Lebens ausgießen. Er möchte nichts mehr ſeyn — als beglückt durch die Liebe. Wenn er ſein Mädchen einen Engel, und die Erde einen Himmel nennt: ſo iſt das für ſeinen Zuſtand keine Uebertreibung. Es hat ihn wirklich etwas ergriffen, was ſo aus ihm ſpricht.

Das *geiſtige Verlangen* iſt beſcheiden, ſchüchtern, ſtill, in ſich gekehrt — ſelig, aber nicht entzückt in der Betrachtung, voll Sehnſucht, aber nicht ſtürmiſch. Es durchdringt auch das Gemüth; aber mit ruhigem Wonnegefühl. Es will nicht an ſich reißen; aber ſich innigſt vereinigen. Es empfindet ganz die Vortrefflichkeit ſeines Gegenſtandes, und überläßt ſich dieſer Empfindung; aber ſie bricht nicht heftig hervor, und überwältigt das Gemüth nicht in gewaltſamen Schlägen. Es kann ſich in dieſe Empfindung verlieren, ſein ganzes Leben, Denken und Wünſchen an ſie aufgeben, ohne darum etwas zu zeigen, was den Schein der Ueberſpannung gewährt. Ruhiger verweilt es bey den einzelnen Zügen; darum iſt die Macht des Ganzen an ihm geringer. Es erhebt ſich zur Leidenſchaft, indem es das ganze Gemüth feſſelt; aber ohne ihren Drang und ihr Verzehrendes zu theilen.

So iſt die Liebe des Mädchens, ohne heftige Aufwallungen, ohne kühne Ideen, ohne lebhaften Schwung der Phantaſie und ohne Kraftſprache. Wie ſchlecht würde das alles auch zu der ſanften Natur des Weibes ſtimmen! Welch ein widriges Zerrbild müßte uns dieſe Natur in dieſer Verrenkung darſtellen! Und welche Gewalt müßte ihr angethan, welche Leidenſchaften müßten in ihr geweckt werden, um ſie dahin zu bringen! Das Mädchen würde durch dieſes Feuer der Liebe ſich unfähig machen, geliebt zu werden; es würde ſich Aeußerungen erlauben, die den ganzen Zauber weiblicher Anmuth vernichteten. Aber dafür iſt ſeine Liebe voll Zärtlichkeit und hingebend.

Man könnte vielleicht ſagen: das Mädchen fühlt die Liebe durch, die den Jüngling nur ergreift. Die Züge der Vortrefflichkeit, die der Geliebte ihm darſtellt, vereinigen ſich zu Einem Bilde in ſeiner Seele; während der Jüngling nur der Stärke des Eindruckes folgt. Es lebt ſich ganz in die Liebe hinein; während dieſer von ihr beherrſcht wird. Verſicherungen und Betheurungen ſind ihm weder ſo geläufig noch ſo ſtark; aber ſein ganzes Weſen iſt mehr wonnevolle Liebe. Es kennt auch ihre Freuden und ihre Schmerzen. Aber ſo ſanft wie jene ſein Gemüth bewegen, ſo tief vergräbt es dieſe in ſich. In beyden iſt es nie außer ſich. Seine Empfindung findet auch keine Worte, weil ſie zu geheimnißvoll, — nicht weil ſie zu ſtark iſt. Seine Küſſe ſind nicht glühend; aber mehr der warme Ausdruck treuer Anhänglichkeit — das ſchöne Unterpfand des ergebenen Herzens. Auch das Mädchen hat Befürchtungen der Liebe; aber mehr in ſtiller leidender Sorge als in quälender Angſt. Bis zur huldigenden Anbethung ſteigt ſein Gefühl ſelten; aber tief empfindet es die Vortrefflichkeit des Geliebten, und den Wunſch, ihm ganz anzugehören. Die folternde Unruhe, die den Jüngling, wenn ihn etwas von der Geliebten trennt, hin und her treibt, iſt ihm zwar fremd; — aber deſto gröſſer iſt bey ihm die geheime Sehnſucht, die das ganze Gemüth erfüllt.

Du weiſt nicht, was du thuſt, junger Mann, der du, um dieſer Eigenſchaft der weiblichen Liebe willen, deinem Mädchen Kälte vorwirfſt. Sollte es warm ſeyn wie du, dann müßte es auch ſinnlich ſeyn wie du; dann müßte der gröbere Trieb ſeine Phantaſie entflammen, wie bey dir; dann müßte es ſeine Delicateſſe, die ſchönſte Blüthe des weiblichen Daſeyns, aufopfern; dann müßte es in ſeiner Liebe weniger hingegeben und innig ſeyn; dann müßte es darin mehr Selbſtſucht, weniger Wohlwollen, und weniger zärtliche Aufmerkſamkeit auf das, was den Geliebten beglückt, zeigen.

Die feurige Liebe des Jünglings kehrt in ſich ſelbſt zurück. Ihr letztes Ziel iſt der eigne Genuß; die Freude des Geliebten kommt dabey nur als Mittel in Anſchlag. Bey der zartern Liebe des Mädchens iſt dieſe Freude Zweck, des Geliebten Wohl unermüdbare Sorge, und ſich für den Geliebten aufzuopfern die höchſte Wonne. Sich ſo in die Seele des andern hinein verſetzen, ſo im andern denken, fühlen und ſorgen, wie das Mädchen — das kann der Jüngling nicht.

Iſt dies aber das Weſen echter Liebe: dann muß man geſtehen, daß die Liebe des Weibes ſtärker ſey als die Liebe des Mannes. Das iſt auch ganz natürlich. Der kleine Kreis, worin das Weib lebt, die häuslichen Beſchäftigungen, die ſeine ganze Exiſtenz ausfüllen, und die Umgebungen, unter welchen es aufwächſt, ſind weit geſchickter, liebende Empfindungen zu wecken und zu nähren, als die weitere Sphäre, die geräuſchvollern Arbeiten und die weniger freundlichen Umgebungen des Mannes.

Auf dem Manne liegen drückende Sorgen; ihn feſſeln große Beſtrebungen; er wird von ſtarken Leidenſchaften getrieben. In dieſem Gedränge können die ſanftern Regungen der Natur ſich ſelten zeigen — und nur in ruhigen Augenblicken wird das ſtille Weib ihn anziehen. Er wird bey dem allem mehr in ſich ſelbſt zurück geworfen; ſein Charakter wird härter und ſteifer. Er gewöhnt ſich, auf ſich ſelbſt zu ruhen, und ſich ſelbſt genug zu ſeyn.

Das Weib wird mehr für die Liebe erzogen, früher zur Anhänglichkeit gebildet, und öfter daran erinnert, daß es andern gefallen, und für andre leben müſſe. Seine Pflichten nöthigen es, auf andre zu merken, und in die Stimmung andrer einzugehen. Sein eingezogenes, geräuſchloſes Leben biethet ihm überall Veranlaſſung dar, ſüße Phantaſieen und Empfindungen zu entwickeln, und läßt es überall mehr mit ſeinem Herzen leben. Die Liebe ſoll in ſeinem

Daſeyn eine bedeutendere Rolle ſpielen. Es muß mehr von ihr erwarten, und ſoll mehr durch ſie leiſten. Sein Schickſal iſt feſter an ſie geknüpft, und zu den ſchwerſten und edelſten Pflichten ſoll es von ihr begeiſtert werden. Tauſend drückende Umſtände ſind im weiblichen Leben, unter welchen es ſich faſt allein an der Liebe halten muß. Die Geduld, womit das edle Weib die zerrütteten häuslichen Angelegenheitdn in Ordnung bringt, den verirrten Gatten beſſert, und womit es hartnäckige Unarten ſeiner Kinder behandelt, kann nur von der *ausgezeichneten Stärke und Fülle ſeiner Liebe* kommen.

Die gemäßigtere Stimmung der weiblichen Liebe muß auch auf *ihr Entſtehen und auf ihre Entwickelung* Einfluß haben. Das Entſtehen der weiblichen Liebe iſt in der Regel das Werk eines Eindruckes, der zwar plötzlich wirkt, dem aber unbeſtimmte Regungen des Gemüthes ſehr lange vorgearbeitet haben. Mit der unbeſtimmten Sehnſucht im Herzen ſieht das Mädchen den Jüngling, der ihm Aufſchluß über dieſe Sehnſucht geben ſoll; und nun tritt auf einmal eine Revolution in ſeinem ganzen Weſen ein. Aber wie vieles mußte ſchon vorhergehen, ehe es zu dieſer Revolution reif war, und wie vieles wird ſich noch in ſeinem Gemüthe ereignen, ehe dieſe Revolution wirkliche Liebe wird! Die erſten Anfänge der Liebe verlieren ſich beym Weibe in der Dunkelheit ſeines geiſtigen Werdens. Und wenn auch nachher der Moment des Findens einen mächtigen Schwung in ſeine Stimmung bringt: ſo geht doch von da an, bis zur vollendeten Entfaltung der Leidenſchaft, alles viel langſamer als beym Manne.

Es iſt eine Art von Verwirrung, worin das Mädchen den erſten Eindruck der Liebe wahrnimmt. Es mag ſich ſelbſt noch nicht geſtehen, daß das Liebe ſey. Wohlwollen, oder Achtung, oder etwas, das man ſich nicht erklären kann, ſoll das heißen, was es zu dem geliebten Manne hinzieht, und doch auch wieder von ihm entfernt. Und kommt es erſt dahin, ſich dieſes zu geſtehen: ſo ſcheint die Aufklärung über ſeine Empfindungen dieſe eher zu ſchwächen als zu verſtärken. Es iſt, als ob es erſt anfinge, etwas für ihn zu empfinden.

Zum Theil mag dieſer Schein wohl von der äußerlichen Zurückhaltung herrühren, die weibliche Zucht und Delicateſſe ihm zur Pflicht machen; aber ohne eine gewiſſe innere Mäßigung würde dieſe nicht wohl möglich ſeyn. Gewiß liegt indeß auch zum Theil die Schüchternheit eines zarten Gemüthes zum Grunde, die ſich der erſten Fülle des Gefühles nicht überlaſſen kann. Die Vorzüge des Geliebten müſſen einzeln bemerkbar werden, und in ihrer ſchönen Individualität das Herz anziehen; ſie müſſen im Umgange Vertraulichkeit und Muth hervorbringen, ehe das Weib im Stande iſt, ſich ganz zu ergeben.

Die ſteigende Zärtlichkeit der weiblichen Liebe, ihr Kampf mit dem weiblichen Zartgefühle, ihre immer wärmere und unbefangenere Aeußerung ſind unſtreitig Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen des menſchlichen Herzens. Gewiß liebt das Weib nicht rein und wahr, das ſich gleich der ganzen Leidenſchaft hingibt.

Je mehr deine Geliebte ſich Anfangs zurückhält; je mehr Schein der Gleichgültigkeit mit wirklichen Spuren der Anhänglichkeit verbunden iſt; je mehr Urſache du zu haben glaubſt, dich darüber zu beſchweren, daß deine Wärme nicht erwidert wird; je mehr du allmähliges Wachſen der Leidenſchaft bemerkſt: deſto ſicherer rechne auf die unverdorbene Weiblichkeit der Geliebten, und auf die Dauer ihrer Liebe.

Empfindungen, die ſchnell entſtanden, und ſchnell ihren höchſten Punct erreichten, pflegen auch eben ſo ſchnell zu vergehen. Wahre Liebe iſt zwar an ſich ſchon dauerhaft und keinem Wechſel unterworfen; aber wie ſelten iſt die Liebe ganz wahr, und wie oft miſchen ſich zu ihr unlautre Zuſätze! Und dieß gerade wird da am meiſten der Fall ſeyn, wo die Leidenſchaft gleich Anfangs heftig entbrennt. Ueberdem kann auch die wahre Liebe durch widrige Entdeckungen, Verleidung und Ueberſättigung geſchwächt werden, wenn man ſie nicht vorſichtig behandelt. Wo iſt dieß aber eher zu beſorgen, und wo darf man dieſe vorſichtige Behandlung weniger erwarten, als bey jenem plötzlich aufglühenden Feuer! Was in der Liebe Gefühl und Genuß iſt, welkt bald dahin, wenn man ſich darin zu ſehr und zu frühe berauſcht.

Empfindungen, die ſich allmählich entwickeln, erlöſchen ſo leicht nicht. Ihre Mäßigung bewahrt ihre Blüthe. Sie ſind an ſich ſchon reiner, und können nicht ſo leicht irre geleitet werden. Sie ſind immer mit Ahndungen verknüpft, die der Zukunft ein höheres Intereſſe geben. Sie ſetzen ſich tiefer im Gemüthe feſt, und verflechten ſich inniger mit allen Regungen des Lebens.

Darum iſt die Liebe des Mannes weit veränderlicher als die weibliche Liebe. Ihre Kraft hat ſich bald erſchöpft; ihr Feuer iſt bald erloſchen; ihr Bedürfniß iſt bald geſättigt. Sie nimmt ſich oft nicht die Zeit, die Vorzüge ihres Gegenſtandes, die ſie auf immer feſſeln könnten, zu bemerken. Er hat oft ſchon ſein Intereſſe verloren, ehe man ihn recht kennt. Wenn die weibliche Zärtlichkeit anfängt, ihre ganze Stärke zu zeigen, dann iſt nicht ſelten das Herz des Mannes ſchon kalt geworden.

Das Weib gibt ſich nicht gleich mit der ganzen

Fülle der Empfindung hin. Es bewahrt immer noch einen reichen Fonds derſelben im Innern auf. Und wo es ſich hingibt, da will es auch ganz angehören und dem Geliebten alles ſeyn. Durch alle Fäden ſeines geiſtigen und irrdiſchen Lebens iſt es an ihn gebunden, und dieſe können nur mit dem Leben ſelbſt zerreiſſen.

Freylich fehlt es auch nicht an Beyſpielen des weiblichen Wankelmuthes in der Liebe; aber ſie ſind weit ſeltener als die des männlichen. In den meiſten Fällen der Art wird man finden, daß mehr Verliebtheit als Liebe da war, oder daß Eitelkeit mehr über das Herz vermochte als Liebe. Das betrogene Weib muß um ſo eher zum Unwillen gereitzt werden; je zutrauensvoller es ſich hingab, und je ſchändlicher ſeine Schwäche gemißbraucht wurde.

In der Regel liebt das Weib gewiß treuer. Seyd ihr erſt überzeugt, daß ihr wirklich von ihm geliebt werdet, und daß nicht bloß der Rauſch des Augenblickes, oder flüchtiger Reitz der Phantaſie, es an euch feſſelte: ſo dürft ihr nur dafür ſorgen, daß ihr ihm ſelbſt achtungswehrt und liebenswürdig bleibt: und ihr könnt ſicher darauf rechnen, daß es nicht aufhören werde zu lieben.

Der Reitz der Neuheit iſt zwar beym Weibe größer; aber nicht ſo groß, um es mit der Gewalt des liebenden Herzens aufnehmen zu können.

Auch den Ungetreuen fährt das Weib oft noch fort zu lieben; auch vom falſchen Herzen ſich loszureißen, wird ihm ſchwer.

Widrige Zufälle, die in der Bruſt des Mannes oft die Liebe ſchwächen, dienen beym Weibe zu ihrer Belebung.

Daß auch das Weib oft den todten Geliebten ſchnell und nicht ſelten ſchneller als der Mann die Geliebte vergißt, das rührt mehr von ſeiner Eitelkeit, von ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen und von ſeinem Hange zu ſinnlichen Zerſtreuungen und Beſchäftigungen, als von der geringern Feſtigkeit ſeiner Liebe her.

Seinem natürlichen Charakter gemäß zeigt das Weib, wie überall, ſo auch in der Liebe, mehr Delicateſſe, mehr Weichheit und mehr Zartheit als der Mann. Es muß die Heftigkeit ſeiner Empfindungen mäßigen, damit ſie nicht den moraliſchen Sinn beleidigen. Es muß ſich in der Aeußerung derſelben Gewalt anthun, damit der Anſtand nicht verletzt werde. Schamhaftigkeit geſtattet dem, ſeiner Natur getreuen, Weibe nicht, ſich aufzudringen, dem Geliebten zuvor zu kommen, mit ſeinen Gunſtbezeugungen freygebig zu ſeyn, oder auch nur im Anfange des liebenden Verhältniſſes zu erkennen zu geben, wie ſehr es liebe. Sie gebiethet ihm, alles zu vermeiden, was den Schein ſinnlicher Luſt erwecken könnte; nicht bloß um der Convention, ſondern mehr noch um des eignen Gefühles willen. Der Mann ſieht ſich dies eher nach, und die Welt ſieht es ihm auch eher nach. Das Weib erröthet vor allem, worin eine ſtarke Sinnlichkeit hervor bricht. Es kann dem Geliebten nicht alles erlauben, was dieſer ſich wohl herausnehmen möchte, ohne ſich einer tadelhaften Schwäche ſchuldig zu machen.

Gewiß trägt dieſe weibliche Delicateſſe nicht wenig bey, dem Ekel der Ueberſättigung vorzubeugen, den Bündniſſen der Liebe ihr Intereſſe zu erhalten, und ihnen immer neue Reitze zu geben. Dieſe Delicateſſe hält den rohen Ungeſtüm des Mannes zurück, der von jedem Geheimniß den Schleier wegziehen, und ſich in allen Freuden berauſchen möchte. Sie erhöht die Anmuth echter Weiblichkeit, und ſichert dem Weibe das Vermögen, ſo viel es auch gab, immer noch mehr und Neues zu geben. Weiber, denen es an dieſer Delicateſſe fehlt, werden im Eheſtande, ſich und ihre Männer, kaum die erſten ſechs Wochen, gegen die leidige Langeweile ſchützen können.

O, wenn doch alle es wüßten, und beſonders ihr Jünglinge es bedächtet, daß an der Heilighaltung weiblicher Würde das ganze Glück der Liebe hängt, und daß die geringſte Entweihung derſelben ſchon ein tödliches Gift für die letztere iſt: ihr würdet gewiß nicht ſo unbeſonnen in euern Forderungen ſeyn, und nicht ſo bittre Vorwürfe machen, wo die Delicateſſe euch etwas verweigern muß, oder euch nicht ſo willig entgegen kommen kann, als ihr es wünſcht. Weit mehr als ihr, opfert das Mädchen auf, das ſich euch hingibt. Es lebt ganz für euch, während ihr auch in der Liebe eure Selbſtſtändigkeit behauptet. Es gibt ſein ganzes Leben, während ihr in eurer bürgerlichen Exiſtenz und Thätigkeit noch immer viel zurück behaltet. Und dieſen Schritt ſollte es nicht zögernd thun? Wäre das nicht Charakterloſigkeit? und könntet ihr wohl ein charakterloſes Weib lieben? Dem größten Theile der Menſchen ſind Liebe und Sinnlichkeit Eins. Wie gleichgültig gegen ſeinen Ruf müßte das Mädchen ſeyn, das ohne alle Spur von Schüchternheit in eure Arme eilte! Dem edeln Weibe koſtet ſchon das Geſtändniß ſeiner Liebe viel, und je mehr es ihm koſtet: deſto ſicherer könnt ihr auf ſeine Liebe und auf ſeine Tugend bauen.

Nur muß dieſe Delicateſſe nicht mit *der Ziererey der Sprödigkeit* verwechſelt werden. Dieſe iſt etwas Häßliches. Sie wird ſich aber auch nie mit echter Liebe vereinigen. Allein bey ſinnlichen, verliebten und eiteln Geſchöpfen iſt ſie zu Hauſe.

Weicher als das Herz des Mannes iſt das Herz des Weibes. Es empfindet alles tiefer; es wird von allem mehr gerührt, weil es weniger widerſtehen, und die Gewalt der Empfindung weniger durch Thätigkeit mäßigen kann. So auch in der Liebe. Die Freuden und die Schmerzen, welche die Liebe dem Weibe gibt, kennt der Mann nicht. Er begreift es nicht, wie ihm hier alles zu Herzen geht, und in welchem Grade es von Auftritten erſchüttert wird, die er kaum bemerkt. Alles Angenehme, was auf das liebende Verhältniß einige Beziehung hat, wird dem Weibe zur Wonne der Liebe. Jeder Beweis der Liebe, den es empfängt, jeder Zug von Vortrefflichkeit, den es am Geliebten bemerkt, und jedes frohe Ereigniß, das dieſem widerfährt, durchdringt es mit namenloſen Seligkeitsgefühlen. Aber auch jede Spur von Kälte, jedes Zeichen von Geringſchätzung, jedes Mißverſtändniß, jede Sorge um den Geliebten, jedes Mißgeſchick, das ihn getroffen hat, wühlt mit tauſend Stacheln im Herzen des liebenden Weibes — und mehr als alles andre die betrogene Liebe.

Wüßtet ihr Elende, die ihr oft ſo leichtſinnig mit den heiligſten Empfindungen des Weibes euer Spiel habt, und ihnen oft mit ſo vieler Härte begegnet, wie ein Weib liebt und in der Liebe leidet: ihr könntet ihm gewiß dieſe Leiden nicht verurſachen.

Weibliche Zartheit gewinnt dem liebenden Verhältniſſe unzählbare feinere Beziehungen ab, die von dem Manne nicht bemerkt werden. Jede Aeußerung des Geliebten weiß ſie für die Liebe günſtig oder ungünſtig zu deuten. Sie lieſt zugleich in ſeinem Geſichte und in ſeiner Seele. Seine Sorgen und ſeine Freuden bleiben ihr nie unbekannt. Jene mit milder Hand zu erleichtern, und dieſe noch genußvoller zu machen, iſt ſie unermüdet. Jede leiſe Störung der Einigkeit der Seelen und des häuslichen Glückes wird von ihr entdeckt und liebevoll geſchlichtet. Jedes kleine Mittel, die Herzen einander noch näher zu bringen, und die Wonne des gemeinſchaftlichen Daſeyns zu erhöhen, wird von ihr wahrgenommen und benutzt. Alles, was in ihren Umgebungen Schönes iſt, trifft ihr Gemüth, und wird da dem Geliebten zum frohen Mitgefühle zubereitet. Keine Empfindung und kein Ausdruck des Geliebten iſt ihr unverſtändlich. Sie verſteht alles zu erwiedern. Sie faßt das Herz des Geliebten in ſeinen geheimſten Regungen, und überall blühen ihr die Blumen zum Kranze der ſtillen Zufriedenheit. Sie erfährt, ſie genießt, ſie duldet nichts, worin nicht ihr liebender Sinn Nahrung und Stoff zu neuen reitzenden Schöpfungen findet. In ihrer Liebe ſind alle Kräfte des Geiſtes thätig. Sie iſt Fühlen und Denken, Sehnen, Hoffen und Wirken, und je öfter und genauer man ſie beobachtet, deſto mehr Geiſtreiches und Wohlgefälliges findet man an ihr zu bewundern, deſto mehr ſtellt ſich alles in der ungetrübten Klarheit eines innigen Lebens dar.

Nichts gleicht der Feinheit, womit die weibliche Seele in der Liebe erſinnt, ausfindet, anordnet und verſchönert — darum auch nichts dem Genuſſe, den ein liebevolles Leben der weiblichen Seele gewährt; denn es wird von ihr in allen ſeinen Theilen durchgefühlt.

Wenn das ſtärkere Bedürfniß ſich mitzutheilen, welches das weibliche Geſchlecht beſitzt, bey demſelben die Diſpoſition zur Liebe begünſtigt: ſo gibt es auch, auf der andern Seite, dieſer Liebe einen eigenthümlichen Charakter. Alle Liebe will ſich mittheilen. Empfindungen, die wir in uns verſchließen können, gehören gewiß der Liebe nicht an. Dieſe muß in eben dem Maße geben, als ſie empfängt. Aber der Reichthum des mittheilungsfähigen Stoffes und der Trieb ſich zu eröffnen, ſind doch beym weiblichen Geſchlechte größer. In ſeiner Schwäche bedarf das Weib einer Stütze, woran es ſich überall halten kann. Die Feinheit ſeines Geiſtes entdeckt überall Beziehungen, die ihm wichtig und der Mittheilung fähig ſcheinen. Es wird von tauſend Sorgen und Leiden gedrückt, und ſchafft ſich tauſend Bedenklichkeiten, die es nicht geheim zu halten vermag. Es legt auf tauſend Dinge ein Gewicht, das ſie für uns nicht haben. Es muß ſich zahlloſer Bekümmerniſſe entledigen, über welche wir weg ſind. Es fühlt ſich ſo ſehr erleichtert durch die Liebe des Mannes; wie ſollte es ihm nicht alles ſagen! Es hat von der Liebe ſelbſt mehr Genuß, den es unmöglich für ſich allein haben kann. Es liebt inniger und ſtärker; darum muß es auch mehr davon ſprechen, da es ohnehin gerne ſpricht.

Daher iſt es auch ein großes Unglück für ein inniges Weib, an einen verſchloſſenen, einſylbigen Mann gefeſſelt zu ſeyn, der ſeine lebhaften Mittheilungen mit Kälte, oder wohl gar mit den Zeichen des Widerwillens aufnimmt.

Im Anfange der Liebe wird freylich der weibliche Mittheilungstrieb, durch Schüchternheit und Delicateſſe eingeſchränkt, dem beredten Feuer des Mannes nicht gleich kommen. Aber wenn dieſes letztere ſich in Emphaſen und Hyperbeln erſchöpft hat: dann iſt es am Weibe, durch ſeine mittheilende Empfindung und durch ſeinen mittheilenden Beobachtungsgeiſt, Abwechſelung und Mannichfaltigkeit in das Leben zu bringen. Jetzt gibt es mehr als es empfängt, und die Natur hat es darin wohl bedacht, daß ſie ihm eine größere Neigung zum Geben einpflanzte. Manches ſcheint nur dem ſtolzen Manne zu klein zu ſeyn, davon zu ſprechen, ob es ihm gleich nicht zu klein iſt, daraus Freuden zu ſchöpfen. Sein Leben in der Welt beſchäftigt und zerſtreut ihn, daß er auf manches ſeine Aufmerkſamkeit nicht richten kann. In manchem hat er an ſich ſelbſt genug; das Weib kann ihm darin nicht rathen und helfen; er mag es daher auch nicht durch Verdrießlichkeiten beunruhigen.

Das Weib hingegen bedarf überall des Rathes und Beyſtandes des ſchützenden Mannes. Seine Mittheilungen ſind dabey ſelten ernſthaft und niederſchlagend; oft hingegen aufheiternd, und oft rührend. Selbſt das Traurige wird im Gewande der ſanften weiblichen Schwermuth intereſſant, und zieht unwillkührlich das Herz an. Nichts aber reißt mehr hin als der freye, vollherzige Erguß eines geiſtreichen Weibes. Das iſt etwas, was auch wohl die Theilnahme des kälteſten Egoiſten erwecken kann.

Darum iſt die weibliche Liebe auch verträglicher mit der Freundſchaft als die männliche. Der Mann wird offenbar kälter gegen ſeine Freunde, und ſucht ſeltener ihren Umgang, wenn ſich ſein Herz der Liebe ergeben hat. Er bedarf ihrer weniger. Was er für ſein Herz verlangt, das gibt ihm ſein Weib intereſſanter als der Freund; weil er dort die andre Hälfte ſeines Weſens, hier nur ſein

Bild findet. Zu ſeinen Geſchäften braucht er eben keine Freunde, wenn er nur Gönner hat. Bey den Planen des Ehrgeizes und des Gelderwerbes ſtehen ſie ihm eher im Wege. Nur jenen ungewöhnlichen Menſchen, die für das Große glühen, und ſich dem Zwecke der Menſchheit geweiht haben, kann das Bündniß mit gleich geſchaffenen Geiſtern Bedürfniß bleiben.

Das Weib hingegen kann ſich beym Manne nicht ausreden. Es hat viel, was vom Herzen weg muß, und was doch der Mann nicht immer hören mag, und nicht immer hören kann. Eitelkeit und Nebenbuhlerey, die vor der Liebe dem lebhaften natürlichen Freundſchaftsſinne der Weiber im Wege ſtehen, hören jetzt auf. Das Herz vertraut ſich gerne an, wo es nichts mehr zu fürchten hat. Das Glück der Liebe wird freylich in ſeiner höchſten Wärme am beſten in der Stille empfunden; aber iſt man ſeiner erſt ganz gewiß, und damit zur Beſonnenheit gekommen, ſo ſpricht es ſich in der mittheilenden Seele des Weibes auch gerne aus.

Ueberdem gibt es jetzt viele Angelegenheiten, in welchen das Weib des Rathes und Troſtes nicht entbehren kann, die allein ein Weſen ſeines Geſchlechtes ihm zu geben vermag. Eine gewiſſe Neigung zum Intriguiren mag auch wohl bey den beſſern Weibern nie ganz ausſterben, ob gleich die Liebe ihr einen andern Geiſt einhaucht, und würdigere Gegenſtände anweiſt.

Ein neues Band der Freundſchaft, das ſich hier anknüpft.

Glücklich iſt auf jeden Fall der Mann zu preiſen, dem es gelang, ſeinem Weibe eine edle Freundinn zuzuführen. Er wird es dadurch vor manchen Gefahren ſchützen, denen das weibliche Herz ausgeſetzt iſt.

Auch verdient die größere Nachſicht und das größere Zutrauen noch als eine Eigenthümlichkeit der weiblichen Liebe angemerkt zu werden.

Ob es mehr eiferſüchtige Männer oder mehr eiferſüchtige Frauen gibt, darüber wage ich hier nicht zu entſcheiden. Sollte dieſes letztere auch wirklich der Fall ſeyn: ſo ließe es ſich leicht daraus erklären, daß die Männer viel geneigter zu Ausſchweifungen ſind, daß ihnen dieſe in der öffentlichen Meynung nicht ſo hoch angerechnet werden, und daß ſie leichter ausſchweifen können; und man würde daraus noch nichts Nachtheiliges, für das dem weiblichen Geſchlechte eigenthümliche Vertrauen, folgern dürfen. Auch das ſtärkſte Vertrauen muß, wenn es oft gemißbraucht wurde, oder leicht gemißbraucht werden kann, endlich in bitteres Mißtrauen übergehen.

Es gibt überdem gewiſſe Fehler, in die das weibliche Geſchlecht leicht verfällt, beſonders wenn der

Hang zum Wohlwollen in ihm nicht ſorgfältig genug ausgebildet wurde, welche allerdings einen hohen Grad von Argwohn und Eiferſucht im Charakter erzeugen. Aber das iſt nicht Natur des Weibes. Es iſt Verirrung des Herzens oder Verbildung durch andre.

Das Weib, das ſeiner Natur getreu blieb, iſt gewiß voll Zutrauen, ſo wohl in ſeinen gewöhnlichen Angelegenheiten, als auch beſonders in der Liebe. Es denkt und erwartet, in der Unbefangenheit ſeines Herzens und im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, immer das Beſte. Selbſt von dem wirklich ausſchweifenden Manne kann es ſein Herz noch nicht abziehen. So ſchmerzlich es auch leidet: ſo weiß es doch immer noch Entſchuldigungen für ihn aufzubringen, und Hoffnungen zu unterhalten. Ohne Sorge legt es ſeine Ruhe und ſein ganzes Lebensglück in die Hände des Geliebten nieder. Dieſer mag ein leichtſinniger Menſch ſeyn: es mag ſelbſt ſchon Proben ſeiner Unbeſtändigkeit gehabt haben: es kann nicht anders, als da wo es liebt, ſich ganz hingeben. Sein Herz fließt von Wohlwollen über. Dieſes darf durch keinen Verdacht getrübt werden. Wo der engſte Bund des Lebens feſt ſteht, da darf der Glaube nicht mehr wanken. Oft freylich iſt dieſes Zutrauen Schwäche; aber welch eine liebenswürdige Schwäche! Wie genau hängt ſie mit dem Herrlichſten zuſammen! Wie ehrt ſie die menſchliche Natur! Wehe dem Schändlichen, der ſie mißbrauchen, und eine ſolche Fülle von Vertrauen täuſchen kann!

Das Weib hält dem Manne Fehler zu Gute, die wir am Weibe nicht dulden würden. Es trägt ſeinen Ungeſtüm und ſeine Launen, ohne ihn deßwegen weniger zu lieben. Es ſchickt ſich in ſeinen rauhen Sinn und in ſeine ſchlechten Gewohnheiten, ohne darüber zu murren, oder ihn deßwegen Kälte merken zu laſſen. Selbſt Spuren der Gleichgültigkeit, die es an ihm entdeckt, werden eher mit wärmerer Liebe, mit einem freundſchaftlichen Entgegenkommen und mit größerer Aufmerkſamkeit auf ſeine Wünſche, als mit Vorwürfen oder Fühlenlaſſen erwidert.

Der Mann wird ſich in ſtolzem Unwillen von dem Weibe wegwenden, von welchem er glaubt, daß es ihn nicht mehr liebe. Das Weib wird in demſelben Falle in wunderbar duldender Treue alles aufbiethen, was in ſeinem Vermögen ſteht, das abgewandte Gemüth wieder zu gewinnen. Es wird dazu die ganze Stärke ſeiner Sanftmuth, die ganze Gewalt ſeiner Liebe und die ganze Erfindungskraft ſeines Kopfes, zuſammen nehmen.

Hiermit ſteht eine andre Erſcheinung in Verbindung. Der Mann verlangt überall die erſte Liebe. Das Herz, das er zu beſitzen wünſcht, ſoll vorher keinem andern gehört haben; und es kann ihn mit der peinigendſten Unruhe erfüllen, wenn er erfährt, daß die Liebe, die ihn jetzt beglückt, nicht zuerſt durch ihn geweckt ſey. Das Weib iſt darin nachſichtiger. Ohne Beſorgniß und ohne Störung der liebenden Wonne, kennt es die frühere Geliebte; mit der größten Unbefangenheit kann es ſich ſelbſt mit dem Vertrauten ſeines Herzens von ihr unterhalten; ohne Unruhe ſieht es ihn in ihrer Geſellſchaft.

Dies mag zum Theil darin ſeinen Grund haben, daß die erſte Liebe des Weibes tiefer wurzelt, und daher leicht die Beſorgniß erweckt, daß ſie auch noch jetzt dem Herzen etwas gelten möge, daß wir auch jetzt noch nicht im ausſchließenden Beſitze desſelben ſeyen; zum Theil darin, daß das Verlaſſen der erſten Liebe beym weiblichen Geſchlechte von einem größern Wankelmuthe zeugt, der auch uns gefährlich werden kann. Das Weib hat wirklich von der frühern Liebe des Mannes nicht ſo viel zu beſorgen; ſie iſt für die gegenwärtige Empfindung desſelben nicht ſo bedenklich, und es kann ſich damit tröſten, daß es ihn beſſer werde zu feſſeln wiſſen.

Ein Weib, das ſchon einmal in der Liebe untreu war, hat einen unheilbaren Schaden an ſeinem Charakter davon getragen, und eine ſtarke Schutzwehr desſelben iſt zertrümmert. Es wird ſelten je wieder treu ſeyn können; immer aber einen großen Verdacht gegen ſich haben. Auf der andern Seite fehlt es nicht an Beyſpielen, daß die leichtſinnigſten Männer, durch ein vortreffliches Weib, auf ewig gefeſſelt wurden.

Aber das iſt nicht der einzige Grund dieſer Erſcheinung. Das Weib iſt *argloſer*; es ſchöpft nicht ſo leicht Verdacht. Es glaubt leichter den Verſicherungen, die ihm gegeben werden. Es vertraut mehr auf den Edelmuth der Liebe. Darum kann es ſich ſogar dem Manne hingeben, deſſen ausſchweifende Lebensart bekannt geworden iſt. Es meynt, die Liebe werde ihn beſſern, der ganzen Kraft eines treuen und ſich aufopfernden Herzens werde er nicht widerſtehen können. Der Mann iſt mißtrauiſcher. Der Schein genügt ihm nicht. Selbſt ſprechende Beweiſe der ungetheilten Anhänglichkeit ſind noch nicht hinreichend, alle Beſorgniſſe zu entfernen, wo eine frühere Verbindung ſie veranlaßt; und ſeine Phantaſie ſpinnt dieſe Beſorgniſſe leicht zu wirklichen Bedenklichkeiten und endlich zum finſtern Argwohne aus.

Das Weib iſt *beſcheidener und macht weniger Anſprüche*. Ihm genügt der gegenwärtige Beſitz. Es fühlt ſich hinlänglich beglückt, wenn auch das Herz, an dem es hängt, einſt für eine andre geſchlagen haben, wenn ſich auch in die gegenwärtige Empfindung dieſes Herzens manche Erinnerung aus der Vergangenheit, die auf eine andre deutet, miſchen ſollte. Ihm genügt, in dieſem Herzen zu wohnen, wenn auch einzelne Züge eines fremden Bildes noch nicht ganz darin verdunkelt wären.

Der Mann fordert mehr. Der Gebiether der Schöpfung will alles allein ſeyn, und unumſchränkt herrſchen. Nicht Eine leiſe Regung ſoll für einen andern ſprechen. Kein verſtohlenes Gefühl ſoll der Neigung für ihn fremd ſeyn. Schon die Achtung für einen andern, die Anhänglichkeit an Eltern und Geſchwiſter, die Liebe zu lebloſen Dingen, kann ihn oft eiferſüchtig machen, wenn der Leidenſchaft für ihn daher die geringſte Beeinträchtigung droht. Es iſt ihm nicht genug, daß er jetzt der einzig Begünſtigte iſt; es ſoll auch nie ein andrer begünſtigt worden ſeyn; das würde ſchon ſeinen Stolz kränken. Für ihn muß die Natur das Herz, das ihn beglücken ſoll, unentweiht aufbewahrt haben. Er muß ſeine erſten Regungen belauſcht, ihr allmähliges Wachſen bemerkt, ihm muß das erſte Erröthen, ihm der erſte Erguß des Herzens gegolten, er muß den erſten Sieg über die holde Schüchternheit davon getragen haben. So fordert es ſeyn Egoismus.

Auch das unterſcheidet noch die männliche von der weiblichen Liebe, daß in der erſtern mehr Selbſtſucht iſt.

Zwar duldet die vollendete Liebe keine Art von

Selbſtſucht; zwar ſteht ihr dieſe überall entgegen, und muß ausgetrieben werden, wenn jene vom Herzen vollen Beſitz nehmen ſoll. Aber wie ſelten gelangt die Liebe zu dieſer Höhe, zu dieſem vollen Beſitze und zu dieſer Vertilgung alles deſſen, was ihr entgegen iſt! Selten beym Weibe, ſeltener noch beym Manne.

Beym Manne drängt ſich überall das Ich hervor, und ſträubt ſich gegen die Unterwerfung unter das gemeinſchaftliche Intereſſe. Auch indem er ſich hingibt, glaubt er eine gewiſſe Würde behaupten, und das Recht der Stärke und des Muthes geltend machen zu müſſen. Er will Glied, aber doch auch zugleich gewiſſer Maßen Haupt des Bundes ſeyn. Sein Streben iſt noch immer mehr, Genuß zu haben; das Streben des Weibes mehr, Genuß zu geben. Wenn er gibt, iſt es ihm mehr um das Gefühl, der Schöpfer des Glückes zu ſeyn, und dafür erkannt zu werden, während das Weib aus Bedürfniß gibt, und dabey ſelbſt kaum weiß, was es thut. Es weiß nur, daß es nicht anders kann. Das gänzliche Verlieren des eignen Weſens im fremden kennen nur die Weiber. Die Männer müſſen ſich immer noch etwas vorbehalten. Rein und uneigennützig wird ſich das Weſen der Liebe in der Regel nur in ſchönen weiblichen Seelen ausdrücken, dieſe dann aber auch mit allem Glanze der Tugend verklären.

In dieſer Reinheit und Uneigennützigkeit eurer Liebe, in dieſer Stärke eures ungetrübten Wohlwollens, ſeyd ihr Weiber Engel.

Dagegen wird auf der andern Seite die weibliche Liebe oft durch einen andern Fehler entſtellt, der freylich nicht in dem Maße wie der Egoismus verunſtaltet, nämlich durch Eitelkeit. Es hält ſchwer, das Weib von dieſem Erbmangel frey zu machen. Die reinſten und edelſten klagen ſich oft darüber an.

In der gewöhnlichen Geſtalt kann ſie ſich ihnen zwar nicht nähern; deſto gefährlicher wird ſie ihnen in ihren gefälligern Ausſchmückungen, im Gewande der Demuth und der Tugend.

Das Weib iſt vielleicht nicht eitel auf ſeine Schönheit und Anmuth, auf den Eindruck, den es bey Männern macht, und auf die Gaben, die ſeinen Geiſt ſchmücken. Aber es iſt eitel auf ſeine Liebe, darauf daß es ſo lieben kann und ſo geliebt wird; daß der Mann, den es liebt, ſolche Vorzüge beſitzt und in dieſer Achtung ſteht. Auch bey den beſten Weibern iſt dies oft eine kräftige Fürſprache für den Mann, der ihr Herz ſucht; und dient faſt immer dazu, das Intereſſe, das ſie für ihn hägen, zu erhöhen.

Ich ſage nicht, daß es immer ſo ſey. Vielleicht gibt es auch Weiber, die ſich darüber in der Stärke einer reinen Liebe erhoben haben. Möglich bleibt es gewiß, ſich darüber zu erheben; das Ideal der Liebe, wie unverkennbare Anlagen der menſchlichen Natur es vorzeichnen, verlangt es. Aber im Allgemeinen iſt es ſo. Was berechtigt uns auch, von dem andern Geſchlechte eine Vollkommenheit zu fordern, von welcher wir uns in viel wichtigern Dingen diſpenſiren?

Es iſt ſchon oben bemerkt, daß *die erſte Liebe beym weiblichen Geſchlechte mehr Gewalt habe, und ſich länger behaupte, als bey dem unſrigen*. Dies verdient noch etwas genauer ins Auge gefaßt zu werden. Vielleicht läßt es uns tiefer in das weibliche Herz ſehen.

Die erſte Liebe iſt überhaupt ſtärker, tiefer, feuriger und ſchwerer zu vertilgen als die ſpätere, auch bey den Männern. Sie fällt gewöhnlich in eine Zeit, wo das Geiſtige und Körperliche am Menſchen ſich noch nicht ſo ſcharf geſchieden haben; wo alle Kräfte des Lebens mehr mit vereinigter Gewalt wirken; wo die Phantaſie im vollen Feuer ſteht, jeden Eindruck heftig ergreift, bezaubernd ausmahlt, und alles Angenehme mit dem unerſchöpflichen Reichthum ihrer Farben bekleidet; wo das Herz noch frey von Sorgen und Kümmerniſſen ſchlägt, wo man noch wenig Täuſchungen kennt, und dem Scheine ſo gerne traut. Was uns da beglückte, wird ſo leicht nicht vergeſſen. An unſrer erſten Liebe hangen tauſend ſüße Träume unſrer Jugend. Sie eröffnet uns Ausſichten in eine neue fröhliche Welt. Sie ſteht mit großen Entwickelungen unſers Geiſtes in genauer Verbindung. Sie hat auf den Gang unſrer Bildung den entſchiedenſten Einfluß. An ſie knüpfen ſich mancherley reitzende Plane für das künftige Leben. Sie gibt uns wichtige Aufſchlüſſe über tiefe und beunruhigende Geheimniſſe des Herzens. Wird dieſe Liebe unterbrochen: ſo geſchieht es entweder durch äußere Verhältniſſe oder durch unſre Schuld, beydes muß den Flug der Seele lähmen, das Erſte durch Unmuth, das Andre durch Vorwürfe, und damit unſre Empfindungen herabſtimmen — oder es geſchieht durch Schuld des Geliebten: dann wird der erfahrne Wankelmuth des menſchlichen Herzens unſre Leidenſchaft mäßigen, und uns für die Zukunft kaltblütiger und beſonnener machen.

Bey dem weiblichen Geſchlechte zeigt ſich dieſe Stärke der erſten Liebe noch größer: weil die angeführten Gründe bey ihm in höherm Grade wirkſam ſind, und noch neue zu ihnen hinzukommen. Im Herzen des gefühlvollen und phantaſiereichen Mädchens wird das Bild des erſten Geliebten nie ganz erlöſchen. Die Verbindung mit einem andern wird nicht allein viel kälter ſeyn, wenn ſie gleich wirklich aus Liebe geſchloſſen wurde, ſondern auch einen großen Theil ihrer geringen Wärme davon erhalten, daß die Einbildungskraft dem neuen Geliebten überall das Bild des frühern unterſchiebt. Es wird unglücklich ſeyn, wenn es ſich in der Nähe des erſten Geliebten befindet, und ihn oft ſieht. Alles Beſtreben, das ehemalige Verhältniß in ein freundſchaftliches umzuſchaffen, muß verunglücken. Und iſt es von ihm entfernt: ſo wird er nicht aufhören, in ſeinem Herzen zu leben.

Die erſte Liebe des Mädchens iſt die überraſchende Befriedigung einer dunkeln Sehnſucht, die es Jahre lang ſchon innigſt beſchäftigt hat. Sie füllt eine Lücke des Gemüthes aus, die es in den verſchiedenſten Stimmungen ſchmerzlich und wehmüthig empfunden hat, mit welcher alle Leiden und Freuden der Jugend im genaueſten Zuſammenhange ſtehen.

In der erſten Liebe gab ſich das Weib ganz, und wer ſich ganz gibt, der gibt ſich auf ewig.

Die erſte Liebe mußte über die tiefſten und zarteſten Gefühle der weiblichen Natur ſiegen, und dieſer Sieg kann nie vergeſſen werden. Das Weib kann es nie vergeſſen, wem es das Heiligthum ſeines Herzens aufſchloß.

Mit dieſer erſten Liebe ging ihm eine Welt voll Freuden unter, und die Wehmuth, womit es ſie beweinte, wird auf immer Spuren in ſeinem Gemüthe zurück laſſen.

An der erſten Liebe hat ſich die Kraft ſeines Herzens gleichſam erſchöpft. Was es da empfand, wird es nie wieder empfinden; — nur in der Erinnerung wird ſich ſeine Seele dort hin bewegen können.

Nie wird es ihm aus den Gedanken kommen, wie unglücklich es einſt durch den Tod ſeiner Liebe wurde. Weit häufiger, als bey uns, ſind bey dem weiblichen Geſchlechte die Urſachen, die dieſen Tod verſchulden, von der Art, daß ſie jeder künftigen Verbindung etwas von ihrem Intereſſe benehmen müſſen. Dabey iſt die weibliche Phantaſie weit beweglicher, ein Bild, das die Wirklichkeit entfernt hat, nicht allein zu erhalten und oft zu erneuern, ſondern auch es durch die mannichfaltigſten Reitze auszuſchmücken.

Nur das verbuhlte Weib kann ſich, getrennt vom erſten Geliebten, mit demſelben Feuer in die Arme des zweyten ſtürzen. Warum nicht? es will ja entweder nur glänzen oder den Trieb ſinnlicher Luſt ſtillen.

III.

Was erweckt die Liebe?

Iſt es noch nöthig, zu erinnern, daß hier nur von wahrer Liebe, von einer Liebe die Rede ſey, worin zwey Weſen, die für einander geſchaffen ſind, ſich auf ewig einander ergeben, und ganz für einander aufopfern? daß es alſo nicht darum zu thun ſeyn könne, Herzen anzuziehen, die uns nicht gehören, eine Aufmerkſamkeit zu erwecken, die nie ein dauerhaftes gegenſeitiges Bündniß hervor bringen wird, Eroberungen zu machen, die zu nichts dienen, als der Eitelkeit mit dem Bewußtſeyn des Sieges zu ſchmeicheln, oder ein Intereſſe zu erzeugen, woran nur Sinne, Phantaſie und Begierde Theil nehmen. Wollt ihr Mittel, die Schwäche und die Unerfahrenheit zu bethören, reitzbare Gemüther gefangen zu nehmen, und auch das Letzte von ihnen zu erhalten; ſeht ihr euch nach Anſchlägen um, durch Wort und Schein Eindrücke zu machen, die ihr durch perſönlichen Wehrt nicht machen konntet; iſt es euch dabey einerley, von welcher Art dieſe Eindrücke ſind, wenn ſie euch nur Zuneigung erwerben; verlangt ihr Künſte des Einſchmeichelns, der Ueberredung in der Verführung: ſo wendet euch an diejenigen, die alle Schulen der Buhlerey durchgegangen ſind — an die Elenden, die, weil ſie aus ihrer Schande kein Geheimniß machen, gerne eure Lehrer in Dingen ſeyn werden, worin ſie es ſo weit gebracht haben, als es ſich überhaupt in menſchlichen Dingen bringen läßt.

An euch wende ich mich, edle Jünglinge und Mädchen, die ihr das Weſen gefunden habt, dem ihr angehören möchtet, aber beſorgt, von ihm nicht bemerkt, oder nicht erkannt zu werden, die ihr darum verlegen ſeyd, wie ihr euch ihm nähern und erklären ſollt, durch welche Eigenſchaften ihr euch ihm am beſten empfehlen, den Eindruck eures verwandten Weſens verſtärken, und bey ihm zum wirklichen Gefühle der Liebe, zum Wunſche, mit euch in die innigſte Gemeinſchaft zuſammen zu treten, erheben könnt.

Auf den Fall, daß das Weſen, zu dem ihr Neigung fühlt, nicht mit euch ſo ſympathiſire, wie Weſen von verſchiedenem Geſchlechte, die Ein Ganzes der Menſchheit darſtellen ſollen, mit einander ſympathiſiren müſſen, weiß ich euch nichts zu ſagen, als: bekämpft eure Neigung, und wenn ſie auch ſchon Leidenſchaft wäre; ſie iſt nicht Liebe, und wird es nie werden; ihr werdet auch hier, durch alle Mittel, die ihr anwenden möget, nichts anders bewirken, als daß ihr eine flüchtige Neigung, wie die eurige iſt, erweckt, womit ihr wahrlich wenig gewonnen habt, und euch nur der Gefahr ausſetzt, bald ſehr ſchmerzliche Entdeckungen zu machen. Sie zu bekämpfen kann euch auch nicht ſchwer fallen; eben darum weil ſie nicht Liebe, ſondern nur ein vielleicht heftiger aber vorübergehender Reitz iſt. Entfernung von dem Gegenſtande eurer Neigung, Umgang mit Menſchen, vorzüglich mit geachteten Perſonen aus dem weiblichen Geſchlechte, und ernſtliche Beſchäftigungen, werden euch bald zerſtreuen, und euch von dieſer Grille frey machen.

Nur auf den Fall, daß dieſe Sympathie wirklich da ſey, gilt mein Rath.

1.

An Jünglinge.

Du kennſt alſo, lieber Jüngling, das Mädchen, welches du beſitzen möchteſt. Du weißt, daß ſie ſich für dich eigne, wie du dich für ſie eigneſt, und daß du mit ihr glücklich ſeyn würdeſt; du fühlſt, daß du ihrer wehrt biſt, und fragſt nun, wie du ihre Aufmerkſamkeit erregeſt und ihr gefalleſt. Es iſt dir nicht unbekannt, daß dies vorzüglich durch dasjenige geſchehen muß, wodurch dein Daſeyn ſich an das ihrige ſympathetiſch anſchließt. Aber eben ſo wenig iſt dir auch unbekannt, daß dies vielleicht werde überſehen werden, daß es Eigenſchaften gibt, deren Mangel jenen Eindruck beträchtlich ſchwächt, und deren Daſeyn ihn ungemein verſtärkt, indem ſie die verwandten Züge deines innern Lebens ans Licht ziehen, dir Achtung und Wohlwollen erwerben, und dich als ein Weſen darſtellen, das zu dem Glücke der vertrauteſten Verbindung vorzüglich geſchickt iſt. Endlich ſiehſt du auch ein, wie viel auf dein Betragen gegen die Geliebte ankomme, daß du dich dadurch ſehr empfehlen, dir aber auch ſehr viel ſchaden könneſt. Welches dieſe Eigenſchaften ſeyen, und wie du in dieſer Hinſicht dein Betragen einzurichten habeſt, darüber ſollſt du hier einige Winke erhalten.

Feinheit der Sitten und Artigkeit im Umgange wird dir vor allem zu einer ſehr bedeutenden Empfehlung gereichen. Du kannſt große Vorzüge haben, und ſelbſt ſolche Eigenſchaften in hohem Grade beſitzen, die dich zur innigſten Vereinigung mit einem weiblichen Weſen geſchickt machen: ohne einen gewiſſen Anſtand, ohne Gewandtheit in den geſelligen Formen, ohne Aufmerkſamkeit, Wohlwollen und Freundlichkeit im Betragen, kurz ohne geſelliges Talent, wirſt du den gewünſchten Eindruck verfehlen. Dagegen können dir oft große Fehler des Geiſtes und des Charakters ankleben: und deine Geſchmeidigkeit, dein Zuvorkommen, deine Fähigkeit ſich zu benehmen und auszudrücken, werden dem weiblichen Geſchlechte eine hinlängliche Entſchädigung ſeyn.

Es mag einzelne Weiber geben, die das Unbiegſame und Trotzige, das kühne Hinwegſetzen über die Regeln der Etikette, und eine gewiſſe Vernachläſſigung des Aeußern, als etwas Entſchiedenes, Kräftiges und Männliches bewundern. Aber ihre Zahl iſt gering. Je mehr ſich das Weib von dem Muthe, der Feſtigkeit und der Charakterſtärke des Mannes angezogen fühlt: deſto mehr beſteht es auch auf der andern Seite darauf, daß dieſer Muth, dieſe Feſtigkeit und dieſe Charakterſtärke durch Sanftheit und Gefälligkeit gemildert ſeyen. Das Weib will ſich an den Mann anlehnen — aber nicht, ſich vor ihm fürchten. Seine großen Eigenſchaften ſollen ihm Vertrauen einflößen; dies können ſie nur dann, wenn ſie ſich ſeiner Schwäche freundlich entgegen neigen. Die Würde bezaubert nur dann, wenn ſie ſich mit Anmuth paart.

Der zarte Sinn des Weibes wird durch alles ſchlecht Geordnete, Rohe und Ungeſittete, ſtärker beleidigt. Es kann ſich unmöglich dem Manne ergeben, der durch ſeine ganze Exiſtenz ſeinen Empfindungen ſo wehe thut. Es überſieht leicht die Mängel der Geſtalt, wenn ſie durch Annehmlichkeiten des Betragens vergütet werden, weil in dieſer Rückſicht ſein Geſchmack viel gebildeter iſt. Die Beyſpiele ſind deßwegen auch nicht ſelten, daß Männer von feinen Sitten, die durch dieſe etwas Entſchloſſenes hindurch ſchimmern zu laſſen wiſſen, damit allein die Herzen der Weiber gewinnen, und dieſe überreden, daß ihr Wohlgefallen daran wirklich Liebe ſey.

Die Weiber ſind ſehr geneigt, den äußern Anſtand mit innerer Güte zu verwechſeln, und von einer, vielleicht bloß angezwungenen, Gefälligkeit auf Wohlwollen, wie umgekehrt von einer gewiſſen äußern Vernachläſſigung und Rohheit auf Eigenſinn, Störrigkeit und Mangel an Theilnahme zu ſchließen. Was iſt natürlicher, als daß ſie ſich von der Verbindung mit dem feinen, abgeglätteten, beſcheidenen und aufmerkſamen Manne mehr Glück verſprechen, als von der Verbindung mit dem unbeholfenen, brutalen oder prätenſionsvollen Egoiſten? — als daß ſie zu jenem eher Zutrauen faſſen, ihre Angelegenheiten bey ihm ſicherer aufgehoben glauben, und ihn eher für ſich zu gewinnen hoffen? Was iſt verzeihlicher, als die Einbildung, der geſchmeidige Bewerber werde ein eben ſo geſchmeidiger Gatte ſeyn, und das verbindliche Weſen, was ihn jetzt ſchon ſo angenehm macht, werde nie aufhören.

Auch die Eitelkeit der Weiber wird ſich durch deine Artigkeit geſchmeichelt fühlen. Sie werden dir ſchon geneigt ſeyn, weil du dir dieſe Mühe um ſie machſt; weil du ihnen ſo viel Artiges ſagſt; weil du auf ihre Wünſche ſo aufmerkſam biſt, und ihnen dieſe Vorzüge zugeſtehſt. Es wird ihr Triumph ſeyn, daß der, welcher ſie liebt, nicht bloß der liebenswürdigſte, ſondern auch der unterhaltendſte, einnehmendſte und polirteſte Mann iſt. Freylich die Eitelkeit ſollte in der Liebe nicht ihr Spiel haben. Aber ſie hat es nun einmal gar zu oft.

Je mehr du dein äußeres Weſen ausgebildet haſt; je mehr du dich dadurch dem Geſchmacke des Mädchens empfiehlſt: deſto lieber und inniger wird es ſich an dich anſchließen. Auf jeden Fall aber hoffſt du umſonſt, etwas bey ihm zu gewinnen, wenn dein Mangel der Politur an Ungezogenheit und Tölpelhaftigkeit gränzt.

In der Regel gilt die Fähigkeit ſich im geſelligen Umgange vortheilhaft darzuſtellen bey den Weibern mehr als alle wahren Verdienſte. Doch ſind auch dieſe der Liebe, vorzüglich bey dem gebildeten Theile, nicht gleichgültig, und können viel beytragen, das, was ſonſt an uns gefällt, zu verſtärken.

Verdienſte, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu haben, d. h., Eigenſchaften zu beſitzen, oder etwas zu leiſten, wodurch man Anſprüche bekommt, und ſich öffentliche achtungsvolle Bewunderung erwerben kann, iſt der eigenthümliche Vorzug des Mannes. Das ſchönſte Wirken des Weibes bleibt in der Stille des häuslichen Kreiſes. Man ſpricht nicht viel davon, und noch weniger macht es viel Aufſehen. Der Mann bringt es weiter im Wiſſen, und handelt mehr öffentlich. Seine Verdienſte ſind, wenigſtens von Einer Seite, Ausdruck des männlichen Charakters, und müſſen ſchon deßwegen dem Herzen des Weibes nicht gleichgültig ſeyn. Je mehr Verdienſte der Mann hat: deſto mehr erlangt das Weib durch ihn; eine deſto feſtere Stütze glaubt es an ihm zu haben; und deſto größer iſt das politiſche Anſehen, woran es entweder Theil nehmen, oder deſſen Glanz doch einiger Maßen auf dasſelbe zurück fallen wird.

Aber nicht jede Art des Verdienſtes iſt eine gleich gültige Empfehlung für die Liebe. Es gibt ſogar Verdienſte, die uns beym weiblichen Geſchlechte eher zurück ſetzen, als vortheilhaft ſeyn werden.

Unſre Verdienſte müſſen entweder vom Weibe gefaßt werden können, und in ſeinen Augen Wehrt haben, oder uns einen hohen Grad von öffentlicher Achtung verſchaffen, wenn ſie der Liebe günſtig ſeyn wollen. Auszeichnung in bloß gelehrten oder ſehr abſtracten Wiſſenſchaften iſt allerdings ein Verdienſt; aber das Weib verſteht das nicht; es ſieht den Nutzen davon nicht ein. Der Ruhm, den wir uns dadurch erwerben, beſchränkt ſich bloß auf die gelehrten Blätter, die das Weib nicht liest — wenigſtens das richtig gebildete nicht. Den verbildeten, eiteln Gelehrſamkeitskrämerinnen mag ſo etwas wohl wichtig ſeyn. Aber eine ſolche willſt du doch nicht, und es iſt noch die Frage, ob ſie wirklich lieben können. Was bey ihr für dich ſpricht, hat mit der Liebe nichts zu thun. Bey andern wird im Gegentheil der Ruf deiner Gelehrſamkeit ungünſtige Vorurtheile erwecken; man wird dich leicht für einen trockenen, ungeſelligen, hypochondriſchen Menſchen halten.

Eine vorzügliche Kenntniß in ſolchen Wiſſenſchaften, die ein allgemeines Intereſſe haben, von denen ſich in der Welt ein nützlicher Gebrauch machen läßt, oder die zur Bildung und zum Vergnügen des Lebens beſtimmt ſind, eine Schriftſtellerey, die dich in deinem nächſten Kreiſe bedeutend macht, ein einflußreiches Geſchäftsleben, der Ruhm des Muthes und der Gemeinnützigkeit, das Zeugniß, das man dir gibt, etwas

Großes oder Heilſames zu Stande gebracht zu haben, ſind dagegen eine kräftigere Fürſprache. Daher auch ſchon Männer, die in bedeutenden Aemtern ſtehen, oder deren Leben eine gewiſſe Oeffentlichkeit hat, die Aufmerkſamkeit des weiblichen Geſchlechtes, welches denn doch größten Theils mehr auf das Geräuſch als auf den Gehalt ſieht, leicht anziehen.

Nur müſſen deine Verdienſte, wenn du Weibern darin gefallen willſt, mit Beſcheidenheit verknüpft ſeyn. Du darfſt es nicht merken laſſen, daß du dich damit etwas wiſſeſt; du darfſt dir deßwegen nicht mehr herausnehmen, als andre, oder darum größere Anſprüche machen; damit du nicht den Verdacht erweckeſt, du ſeyeſt durch eben dasjenige, worin du achtungswehrt biſt, zum engern Zuſammenleben und zum Verſtändniß der Herzen ungeſchickt. Das weibliche Geſchlecht geſteht in dergleichen Dingen dem unſrigen Vorzüge zu; aber es will dadurch weder gedrückt noch verdunkelt ſeyn. Die Liebe verträgt kein Höherſtehen; mit allem, was wir ſind und haben, ſollen wir uns hingeben. Je weniger wir unſre Verdienſte zur Schau tragen; deſto mehr wird ſie das Weib an uns ehren — nicht bloß ehren, ſie werden ſein Herz treffen. Jeder Anſchein von Windbeuteley muß uns ihm um ſo widriger machen; je mehr es gewohnt iſt, ſtilles Vertrauen auf eignen Wehrt bey uns voraus zu ſetzen.

Verdienſt, in Beſcheidenheit gehüllt, iſt wahre männliche Größe, und die iſt es auch, welche das gebildete Mädchen von dir verlangt.

Beſitzeſt du die Achtung vieler Menſchen, verſtehſt du die Kunſt, dich wichtig zu machen, und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dich zu lenken: ſo wird dir das bey den meiſten Weibern wenigſtens eben ſo viel nützen, als die glänzendſten Verdienſte. Wenige Verdienſte können von den Weibern nach ihrem ganzen und wahren Wehrte unmittelbar geſchätzt werden. Sie kennen ſie nur durch die Stimme des Publicums und vorzüglich der Geſellſchaften, die ſie am häufigſten beſuchen. Es darf uns daher nicht wundern, daß oft die größten Thorheiten bey ihnen mehr gelten, als die vorzüglichſten Eigenſchaften. Jene Stimme hat für ſie entſchieden; und es iſt bekannt, wie engherzig, nach welchen elenden Vorurtheilen und abgeſchmackten Grundſätzen ſie nicht ſelten entſcheidet. Doch dazu wirſt du dich nie erniedrigen wollen, dich durch Albernheiten, die der herrſchende Ton gebilligt hat, zu empfehlen, wenn dieſe Empfehlung auch noch ſo nachdrücklich wäre. Du weißt, daß ſie eine ſchwache Seite des weiblichen Herzens trifft, die für dein künftiges Glück ſehr bedenklich iſt, und die du daher auf keine Weiſe begünſtigen darfſt. Dem edeln Weibe wird das Anſehen, worin du ſtehſt, zwar auch wichtig ſeyn, aber nur in ſo fern, als es nicht auf Koſten deiner Würde erbettelt iſt.

Das Weib hängt überall in ſeinem Urtheile und in ſeiner Bewunderung mehr von andern ab als wir. Es wird von Jugend auf gewöhnt, auf andre Rückſicht zu nehmen. Seine lebhaftere Sympathie geht mehr in den Zuſtand und in die Aeußerung andrer ein. Es darf ſich ſelbſt weniger trauen, weil ſein Blick nicht tief dringt, und ſeine Eitelkeit leicht zu beſtechen iſt. Darum iſt es ihm angenehm, ſeine günſtige Meynung durch andre beſtätigt zu ſehen. Geringer ſind die Beſorgniſſe des Weibes gegen den Mann, dem alles entgegen kommt. Es iſt weniger ſchüchtern, und überwindet ſeine Bedenklichkeiten leichter, wo es ein allgemeines Beſtreben unter ſeinem Geſchlechte findet, ſich gefällig zu machen.

Das Bewußtſeyn der öffentlichen Achtung ſtößt uns ein Sicherheitsgefühl ein, das nicht allein vortheilhaft auf unſer ganzes Betragen wirkt, ſondern uns auch die Feſtigkeit und Entſchloſſenheit gibt, welche die Weiber an uns vorzüglich lieben. An dem geachteten Manne werden einzelne Fehler eher überſehen —

der Glanz des Rufes überſtrahlt ſie — oder doch lieber entſchuldigt. Allerdings iſt hier auch die weibliche Eitelkeit im Spiele, der es nicht gleichgültig ſeyn kann, das Herz des Ausgezeichneten zu beſitzen, und dadurch dem eignen Geſchlechte bedeutender zu werden. Die Kränze, die ſeine Stirne umflechten, ſind auch des Weibes Schmuck.

Das Glück der Verbindung dünkt dem Weibe auf dieſer Höhe des Ruhmes weniger von äußern Störungen gefährdet. Daß aber der überall bewunderte Mann leicht die rauſchenden Zirkel, wo er ſo viel gefeiert wird, der Stille des häuslichen Lebens vorziehen, daß ſein Ehrgeiz, immer mehr entflammt, ihm die Genüſſe der engern Verbindung verleiden könne, und daß auch andre um ſeine Gunſt buhlen werden, das bedenken die Weiber ſelten.

Die Eigenſchaften, durch welche man ſich dieſe Achtung erwirbt, richten ſich größten Theils nach dem Geſchmacke des Zeitalters und den Bedürfniſſen der engern Geſellſchaft, in welcher man lebt. Sie kommen, wie Kleider und Sitten, aus der Mode. Jeder Stand, — jeder Ort und jeder beſondre geſellige Zirkel, hat darin ſein Eignes. Im Allgemeinen gehört hierhin alles, was uns eine gewiſſe Oeffentlichkeit und eine gewiſſe Gewalt über andre gibt, und was uns bey den weiblichen Tonangebern beliebt macht. Stand und Würde gelten beym weiblichen Geſchlechte viel. Die Meteore, in den größern Geſellſchaften, würden ihm noch mehr gelten, wenn ſie nicht in der Regel zu weibiſch — und faſt immer nur Meteore wären.

Was du nun hier zu thun habeſt? Beſtrebe dich, wahren Wehrt zu beſitzen; zeige dieſen Wehrt, ohne damit zu prunken; bequeme ihn den geſelligen Formen deiner Zeit und deines Ortes ſo viel an, als du kannſt, ohne ihn ſelbſt Preis zu geben; mache ihn geltend, wo du es vermagſt, ohne dabey unbeſcheiden zu werden, oder mehr zu ſcheinen als du biſt. Gelingt es dir auf dieſem Wege nicht, dir das öffentliche Anſehen zu verſchaffen, das du gerne haben möchteſt: ſo darfſt du dir deßwegen nicht viel Sorge machen. Die Empfehlung, die dir dadurch abgeht, iſt ohnehin gefährlich, und für die wahre Liebe nicht ſehr bedeutend. Du haſt dafür etwas Andres, was dich beym gebildeten und edeln Mädchen beſſer empfiehlt.

Beym gebildeten, edeln Mädchen iſt wahrer perſönlicher Wehrt gewiß etwas, das ſehr ſtark für dich ſprechen wird. Es weiß es zu ſchätzen, wie viel davon abhängt. Du biſt, wenn du ihn haſt, ſeiner Achtung ſicher, die ſich, ſo verſchieden ſie immerhin von der Liebe ſeyn mag, doch gerne an dieſe anſchließt. Es wird auf dich aufmerkſam ſeyn; es wird gerne mit dir umgehen; es wird von dir lernen, und ſich nach dir bilden. Es wird ſich um ſo vertrauensvoller an dich anſchließen, je weiter ſein Gefühl noch von der Liebe und ihrer Schüchternheit entfernt iſt. Du bekommſt hier Gelegenheit auch diejenigen Seiten deines Geiſtes und Herzens zu enthüllen, die den Mann dem Weibe intereſſant machen. Es werden Eigenſchaften aus der Tiefe deines Gemüthes hervortreten, die dir, zu der Bewunderung, auch das Herz des Weibes gewinnen.

Deiner Tugend iſt es ſchon ſicher; und damit iſt ihm ein reicher Schatz verbürgt. Ueber deine Fähigkeit, es in der engſten Verbindung des Lebens zu beglücken, wird es immer mehr erfreuliche Erfahrungen machen, und ſo wird ſich auch ſeine Empfindung immer mehr von dem Ernſte der Verehrung zu der Milde wonnevoller Ergebenheit umſtimmen.

Gewiß ſind das die reinſten und dauerhafteſten Bündniſſe der Liebe, die ſich auf dieſe Art entwickelt haben. Täuſchungen ſind hier am wenigſten zu beſorgen. Die ſinnliche Leidenſchaft wird hier immer der geiſtigen Anhänglichkeit untergeordnet bleiben. Ein heiliger Geiſt wird ihre Blüthe bewahren. Delicateſſe und ſittliches Gefühl werden ſie nie den Verwüſtungen eines feurigen Augenblickes überlaſſen. Es wird ihnen nie an Reitz und Unterhaltung fehlen. Der Frohſinn der Unſchuld und das Bewußtſeyn unverletzter Würde, werden ſie verklären, und gegenſeitige Achtung wird nie von ihnen weichen.

Haſt du bey dem Mädchen deines Herzens ſchon durch dein verwandtes Daſeyn Eindrücke gemacht: ſo führt dich nichts ſo ſchnell deinem Ziele näher als die perſönliche Vollkommenheit, die es an dir entdeckt. Sie bringt vielleicht Anfangs eine kleine achtungsvolle Entfernung bey ihm hervor. Aber dein Herz ſpricht doch mächtiger, und weiß ſelbſt dieſe achtungsvolle Entfernung ſo in ſein Intereſſe zu ziehen, daß es ſich eben darum williger ergibt. Es darf von dir nichts fürchten; du wirſt es nicht verkennen. Mit der ſchuldloſen Einfalt der Natur und mit einem vollen Gemüthe kommt es dir entgegen. Auf jeden Fall kann ſeine liebende Empfindung nichts ſo ſehr erhöhen, und nichts ſo glücklich zu ihr ſtimmen, als der geiſtige und ſittliche Wehrt, der durch dein ganzes Daſeyn hindurch ſchimmert, und der auch deinem männlichen Charakter eine Feſtigkeit und Vollſtimmigkeit gibt, die dich dem verwandten Weſen noch lieber machen müſſen.

Strebe daher nach perſönlichem Wehrte. Werde viel, damit du wenig zu ſcheinen brauchſt. Nicht alle Weiber trauen dem Scheine. Die meiſten finden ſich zu oft getäuſcht, als daß ſie nicht mißtrauiſch werden ſollten. Bilde deinen Geiſt aus.

Erwirb dir nützliche Kenntniſſe und einen vorurtheilsfreyen Sinn. Auch das wiſſen beſſere Weiber zu ſchätzen, und erwarten davon viel für das vertrautere Leben.

Läutere und veredle deinen Geſchmack. Die Weiber legen darauf ein großes Gewicht, wenn gleich ihr eigner Geſchmack oft falſch und einſeitig iſt.

Vor allem aber werde ein edler Menſch, ehre deine Pflicht, und übe dich, ihr ſtäts gemäß zu denken und zu handeln; ein hoher, uneigennütziger Sinn ſey in deinem ganzen Leben ſichtbar. Großmuth iſt die höchſte Zierde des männlichen Charakters. Sie bändigt ſeinen Egoismus, ohne ihm ſeine Selbſtſtändigkeit zu nehmen. Dem großmüthigen Manne übergibt das Weib gerne alle ſeine Angelegenheiten. Es iſt der höchſte Triumph der weiblichen Liebe, daß der Geliebte ein edler Menſch ſey — und zugleich die kräftigſte Rechtfertigung vor ſich ſelbſt darüber, daß es dir ſich aufopferte. Und welch ein Triumph für dich, wenn du dir ſagen kannſt, daß du dein Glück deiner Tugend verdankſt! Welch ein Troſt für dich, wenn deiner verſchmähten Leidenſchaft das Bewußtſeyn des eigenen Werthes bleibt! Welch eine Ausſicht für die Zukunft, wenn du dein Weib gerade durch das gewonnen haſt, was das Heiligſte auf Erden iſt!

Auch Feſtigkeit des Charakters und Gewalt über dich ſelbſt ſind Eigenſchaften, von deren Beſitze du dir für deine Liebe viel verſprechen darfſt. Weil das Weib ſelbſt ſchwach iſt, darum kann es den ſchwachen Mann nicht lieben. Es ſucht eine Stütze, an welcher es ſich halte und aufrichte, und dieſe findet es nicht bey dem, der ſelbſt ſchwankt, und ſich nicht halten kann. Der Mann, dem es ſich überlaſſen ſoll, muß wiſſen, was er will; er muß ernſtlich und entſchloſſen wollen, und ſtandhaft ausführen.

Dem eiteln, herrſchſüchtigen Weibe mag der weibiſche Mann wohl willkommen ſeyn; weil er ſich gängeln läßt; weil er allen ſeinen Launen fröhnt; und weil er geleitet werden kann, wie man will. Es mag ſich freuen, von ihm ſeine Einfälle gebilligt, ſeine Neigungen angenommen, und ſeine Wünſche befriedigt zu ſehen. Das eitle und herrſchſüchtige Weib iſt auch keiner Liebe fähig. Es fordert nichts von deinem Herzen, und kann dir auch nichts für dein Herz geben. Alles iſt bey ihm unerſättlicher Egoismus.

Das Weib, das dich lieben wird, verlangt, daß du Grundſätze habeſt und darnach handelſt; es wird weit lieber die Einſchränkungen und Verſagungen dulden, die ihm daher nothwendig werden, es wird lieber ſelbſt deine ungerechten und unzweckmäßigen Verfügungen ſich gefallen laſſen, als hiervon abſtehen, und die Folgen deiner Unzuverläſſigkeit auf ſich nehmen. Es wird lieber haben, daß du oft ernſthaft, als daß du immer leichtſinnig ſeyſt.

Du mußt dich ſelbſt beherrſchen können, wie wäreſt du ſonſt im Stande, der Führer deines Weibes zu ſeyn? Was hat es nicht alles zu fürchten, wenn jede Leidenſchaft dich fortreißt, wenn jede Aufwallung ſich deines ganzen Gemüthes bemächtigt, wenn du nichts Unangenehmes tragen, nichts Verdrießliches unternehmen, und dir die Erfüllung keines Wunſches verſagen kannſt? Es will dich ja nicht bloß in einzelnen Augenblicken ſehen; es will nicht bloß frohe Stunden mit dir vertändeln: es will dir alles anvertrauen, und immer mit dir zuſammen leben. Wie kann es glauben, dein Herz zu beſitzen, ſo lange es Dinge gibt, die noch mehr bey dir vermögen, als die Liebe? Das Weib opfert dir alles. Darum mußt du auch ſeinetwegen alles thun und dulden können.

Vielleicht beſteht es nicht ſo ſtrenge auf dieſer Forderung. Vielleicht überſieht es bey dir die Stärke deiner Leidenſchaft, die Heftigkeit deines Affectes, die ausſchweifende Liebe zu gewiſſen Beſchäftigungen und Vergnügungen? Könnteſt du es aber gut finden, daß es nicht darauf beſteht? Müßteſt du das nicht vielmehr ſeiner gutmüthigen Schwäche zuſchreiben, und dieſe Forderung deſto ernſtlicher ſelbſt an dich thun?

Das nachdenkende Weib hofft ſicher, um ſo viel mehr von dir geliebt zu werden, und übergibt ſich dir um ſo zuverſichtlicher: je mehr du gelernt haſt dich ſelbſt beherrſchen.

Aber deine Feſtigkeit darf nicht Unbiegſamkeit und Hartnäckigkeit, deine Selbſtbeherrſchung darf nicht wilde Strenge ſeyn, wenn ſie deiner Liebe nicht mehr nachtheilig als nützlich werden ſollen. Sanftheit und Milde ſind das Weſen der Liebe; und ſanft und milde muß alles ſeyn, was ſie vereinigt und beglückt. Sie verlangt, daß du mit deiner Feſtigkeit ein empfindſames Herz, und mit der Gewalt über dich ſelbſt, Sinn für das Häusliche paareſt.

Ohne ein empfindſames Herz wirſt du die Liebe nicht verſtehen. Du wirſt vielleicht in weichern Augenblicken Anwandlungen fühlen, die mit ihr verwandt ſind, und den Wunſch hägen, dich an ein liebendes Weſen anſchließen zu können. Aber nie wird das Weib glauben, daß du dieſes vermögeſt, wenn es dir an Fähigkeit fehlt, gerührt zu werden. Du ſollſt dich über alles freuen, wie es ſelbſt ſich freut; du ſollſt dich glücklich fühlen durch die Liebe, wie es ſelbſt glücklich iſt; du ſollſt für ſeine zartern Mittheilungen Empfänglichkeit haben; du ſollſt in alles eingehen, was ihm Kummer oder Sorge macht. Wie darf es das von einem kalten Herzen erwarten? Muß es nicht die größte Gleichgültigkeit fürchten, wenn der erſte Rauſch verſchwunden iſt? Muß es nicht fürchten, du werdeſt ihm da hart ſeyn, wo ſein Innerſtes bewegt iſt, du werdeſt ſeine heiligſten Gefühle verſpotten und ſeine ſüßeſten Hoffnungen betrügen?

Es duldet dein entſcheidendes Durchgreifen, wenn du nur dabey fühlſt. Deine Theilnahme iſt ſein Troſt, wenn du ihm geliebte Plane vereiteln mußt. Du magſt immerhin deinen Grundſätzen folgen, wo die Nothwendigkeit gebeut; wenn dir nur nicht unbekannt iſt, was ein weibliches Herz leidet.

Fehlt es dir an dieſer Empfindſamkeit: ſo kann das Weib dich nur fürchten. Beſitzeſt du ſie: ſo wird es dich, eben in der Unveränderlichkeit deines Charakters, über alles liebenswürdig finden. Je tiefer die Schönheit der Natur, oder eine intereſſante Scene aus dem Menſchenleben dich rührt: mit deſto mehr Zuverſicht wird dir das Weib das Glück des Lebens anvertrauen.

Empfindſamkeit iſt ein ſchöner Zug des weiblichen Lebens. Aus ihr entſpringen die meiſten liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten deſſelben. Ihr muß begegnet werden, wo das Weib ſich glücklich fühlen ſoll. Ein rauhes, finſtres, verſchloſſenes Gemüth kann es nicht anders als tief verwunden. Darum iſt auch die Gewalt ſo groß, die dieſe Empfindſamkeit über das weibliche Herz behauptet. Darauf ſind die meiſten Künſte der Verführung berechnet. Erheuchelte Rührung hat viele Unglücklichen bethört. Die lügende Thräne vermochte — was keine Gewalt der Ueberredung, kein Feuer der Sinnlichkeit erlangen konnte — die lange behauptete Tugend zu beſiegen. Der Ausdruck tiefer Empfindung öffnet das weibliche Herz, und läßt es alle ſeine Empfindungen ausſtrömen.

Die Liebe ſoll dich ins häusliche Leben einführen. In alle ihre Regungen miſchen ſich Bilder der Häuslichkeit. Du biſt ihrer nur dann recht fähig, wenn du für dieſe viel Sinn haſt. Geht dein Sinn aber hinaus in die Welt; iſt all dein Streben auf das Wirken und Erwerben gerichtet; ſind deine angenehmſten Träume Glanz und Größe; liebſt du die Stille nicht; haſt du keine Freude an Kindern; kann dich das trauliche Beyſammenſeyn nicht ganz feſſeln; fühlſt du wenig Bedürfniß dich mitzutheilen: ſo glaube nur, daß dich das Weib, das wahrhaft lieben kann, fliehen wird. Es findet bey dir nicht, was es ſucht. Magſt du mit ihm in noch ſo vielen Stücken zuſammenſtimmen. Es ſoll ja keinen Genuß davon haben; darum wird es dir ſein Herz verſchließen. Du biſt nicht für die Liebe, und die Liebe iſt nicht für dich.

Haſt du dir dieſe Eigenſchaften erworben: dann wirſt du gewiß deinen Wunſch erreichen, wenn er dir nicht durch ein hartes Schickſal unerreichbar gemacht worden iſt. Nur mußt du damit auch ein weiſes Betragen gegen die Geliebte verbinden, mußt dich im Umgange mit ihr als ein Weſen darſtellen, das ihrer Liebe wehrt iſt. Durch ein unbeholfenes, zudringliches, rohes oder unſchickliches Betragen könnteſt du leicht alles wieder verderben. Merke dir in dieſer Hinſicht folgende Regeln:

1. Zeige deine Vorzüge, wo ſich dazu Veranlaſſung findet, unbefangen. Bemühe dich nicht, ſie ängſtlich zu verbergen; ſie würden entweder unbemerkt bleiben, oder du würdeſt dabey etwas Verlegenes und Geſchrobenes zeigen, was dich unangenehm machen muß; du könnteſt auch leicht den Gedanken erwecken, als ob du dich ſchämeſt, das zu ſeyn, was du wirklich biſt.

Aber prunke auch nicht damit, ziehe ſie nicht abſichtlich ans Licht, lege es nicht auf das Bemerktwerden an; man möchte ſonſt glauben, du ſeyſt eitel, oder es ſey dir gar nur um das Bemerktwerden zu thun. Die Weiber ſchätzen das Gute an uns dann am meiſten, wenn ſie es ſelbſt zufällig entdeckt haben, und wenn ſie gewiſſer Maßen damit überraſcht worden ſind. Sie halten den leicht für den Beſten, der es am wenigſten ſcheinen wollte.

Gib dich wie du biſt; handle ohne weitere Kunſt und Sorge, wie deine gebildete Natur dich handeln lehrt. Was du dabey verſiehſt, wird dir nicht ſo viel ſchaden, als was du daran künſtelſt. Sey artig, ohne zu affectiren. Ziehe deine Verdienſte nicht ans Licht, und bleibe beſcheiden, wo man ſie anerkennt. Lege keinen Wehrt auf das, was entweder keinen Wehrt hat, oder dir doch nicht angerechnet werden kann. Wiſſe, daß du geachtet biſt; aber laß es nicht fühlen. Urtheile, wie dein aufgeklärter Verſtand und dein richtiger Geſchmack — handle, wie dein edles Herz dich handeln lehrt, ohne auf die Ehre des aufgeklärten und tugendhaften Mannes beſondre Anſprüche zu machen. Zeige dich entſchloſſen, feſt und muthvoll, wo Gelegenheit dazu iſt, nur zwinge dieſe Gelegenheit nicht herbey, und rede nicht davon. Laß dein fühlendes Herz ſich äußern, wo es wirklich gerührt iſt. Nimm Theil an den ſtillen Scenen der Häuslichkeit, aber mache nicht viele Worte darüber. Die wahre Empfindſamkeit iſt gewiß nicht da, wo von ihr geſprochen wird. So wirſt du deinem Mädchen am beſten gefallen.

Hüthe dich aber, ihm durch ſolche Dinge gefallen zu wollen, womit man nur auf verſchrobene, ſinnliche oder eitle Weiber Eindrücke macht. Lege auf deine Geſtalt, auf deinen Anzug und auf dein äußeres Benehmen nicht zu viel Gewicht. Hoffe nichts von dem ſüßlichen Weſen weichlicher Gecken oder von faden Schmeicheleyen. Wenn auch die Beſten unter den Weibern gegen manche von dieſen Dingen nicht gleichgültig ſind: ſo wollen ſie doch nicht dafür gehalten ſeyn, am wenigſten von dem, deſſen Herz ſie zu beſitzen wünſchen, und der dadurch leicht könnte verleitet werden, mehr aus ihrem Aeußern und ihren Umgebungen als aus ihrer Perſon zu machen. Iſt dir gar die Sorge für dieſe Dinge eine wichtige Angelegenheit: ſo verräthſt du damit eine ſchlechte Meynung von dem weiblichen Geſchlechte und von dem Weibe ſelbſt, das du liebſt, die dich gewiß nicht empfehlen wird: das muß ein ſehr gemeines Weib ſeyn, dem es nicht unerträglich iſt, für gemein gehalten zu werden — oder du erweckſt gar die Idee, du müſſeſt ſelbſt ein geiſtloſer Menſch ſeyn, weil du dich mit Kleinigkeiten ſo viel befaſſeſt, und dich dadurch am beſten zu empfehlen hoffeſt.

2. Du willſt dem Herzen deines Mädchens näher kommen; du willſt von ihm verſtanden ſeyn; du willſt ähnliche Empfindungen wecken. Gib deßwegen den Eindruck, den es auf dich machte, auf eine ungekünſtelte Art und mit Schonung des weiblichen Zartgefühles zu erkennen.

Uebereile dich nicht mit dem Geſtändniſſe deiner Liebe; du würdeſt die Geliebte damit in Verlegenheit ſetzen, und eine Geringſchätzung ihrer Perſon zeigen, die dem echt weiblichen Geiſte ſehr wehe thun muß. Zudringliche Offenheit verträgt ſich nicht mit wahrer Achtung. Die Delicateſſe des Weibes iſt ſeine Ehre. Die mündliche Erklärung will erſt lange durch eine ſtille Aufmerkſamkeit vorbereitet, und auch der Erguß eines entzückten Herzens muß das Werk des überwältigenden Gefühles ſeyn. Dein ganzes Betragen muß vielmehr andeuten, was du für ſie empfindeſt. Was du ſprichſt, und was du thuſt, muß die ſtillen, aber unverkennbaren Spuren der Bewunderung und der zärtlichen Leidenſchaft tragen. In deinen Blicken muß ſie es leſen; an deinem Händedruck und an deinen Bemühungen um ſie muß ſie es merken. Deine Gefälligkeit und ſelbſt deine Schüchternheit müſſen es ihr verrathen. Doch was ſoll ich dir ſagen, wie die Liebe auch ohne Sprache ſich ausdrückt! Sie hat tauſend Mittel und Formen, in welchen ſie lebendig wird, die eben ſo leicht gefunden als verſtanden werden.

Nur übertreibe nicht. Zärtlichkeit iſt der Charakter der beginnenden Liebe; und dieſe wird mehr in ſtiller Rührung als in lebhaften Empfindungen vernehmbar. Die Leidenſchaft darf nur in einzelnen Augenblicken und bey beſondern Veranlaſſungen hervorbrechen. Ein exaltirter Zuſtand bringt dich dem weiblichen Herzen nicht näher. Er wird leicht, ſelbſt vom eitelſten Weibe, für Affectation genommen, und viele finden ihn lächerlich. Starke Gefühle, tönende Phraſen, überſpannte Vorſtellungen, ausgelaſſene Freude über vermeynte Begünſtigungen, oder tiefe Niedergeſchlagenheit über ſcheinbare Zurückſetzungen, ſind nicht natürlich, und du wirſt damit nur bey wenigen dein Glück machen.

Verheimliche nicht, was du wirklich fühlſt; aber künſtle auch nicht daran. Zügle die Ausſchweifungen deiner Einbildungskraft. Das verſtändige Weib unterſcheidet ſehr richtig, was Wahrheit und was Uebertreibung iſt. Uebertreibungen bringen auch deine ungekünſtelten Aeußerungen in Verdacht. Aber wenn es dich wahr findet, dann wird es von den einfachſten Zeichen deiner Liebe tief bewegt werden. Schon das wird dir ſeine Zuneigung gewinnen, daß du es zu ſchonen weißt. Selbſt das wirklich rohe Weib ſchätzt es, wenn man ihm Delicateſſe zutraut.

Vermeide alles, was nur den Schein von Zudringlichkeit hat. Auch in der Geſellſchaft magſt du dein Mädchen auszeichnen, und es ihr zu erkennen geben, daß ſie dir mehr gelte als alle. Aber dieſe Auszeichnung darf nicht zu ſtark ſeyn; ſie darf dein Mädchen nicht verlegen machen; ſie darf die Aufmerkſamkeit der übrigen nicht zu ſehr auf ſich ziehen. Du weißt ja, wie unſre Geſellſchaften ſind, und was ein Mädchen zu leiden hat, daß von einem jungen Manne, auf eine Art, die Leidenſchaft verräth, begünſtigt wurde. Du kennſt die weibliche Mediſance. Deine Blicke dürfen nicht immer bey ihr verweilen. Ein Blick von ihr darf dich nicht derangiren. Auch darauf ſehen die Weiber, daß wir uns zu benehmen wiſſen und nicht lächerlich werden. Du darfſt ſie nicht belagern, nicht immer einzig um ſie beſchäftigt ſeyn, und die Geſellſchaft vernachläſſigen. Auch das ſchmeichelt der weiblichen Eitelkeit, daß wir uns allen intereſſant machen können.

Im Umgange mit der Geliebten zeige dich vorzüglich als einen Mann von feinen Sitten; auch das iſt Sprache der Liebe. Aber das Gezirkelte, das Geſpannte, das zwangvolle Etikettenweſen iſt der Liebe fremd. Es iſt nur da möglich, wo das Herz kalt iſt, und der Verſtand alles allein ſchlichtet. Dein Anſtand darf nicht in Formeln gehen. Er ſey einfach ſchön, wie Wohlwollen und der Wunſch zu gefallen, von einem richtigen Geſchmacke geleitet, ihn eingeben.

Eher ſchickt ſich noch eine gewiſſe Verlegenheit für die Liebe. Es gibt Verſtöße gegen das, was die Menſchen Lebensart nennen, die in den engern Verbindungen ungemein intereſſant ſind, weil ſie nur aus der ſchönen Verirrung eines gerührten Herzens entſtanden ſeyn können. Etwas anders iſt es mit dem ſich gehen Laſſen und mit ſteifer Unbeholfenheit.

3. Nicht genug, daß dein Mädchen wiſſe, es werde von dir geliebt; es muß auch überzeugt ſeyn, daß du es achteſt. Als moraliſches Weſen muß es dieſe Achtung fordern, und Gleichgültigkeit gegen ſie wäre wahrlich ein ſchlimmes Zeichen. Ein Weib, das ſich nicht achtungswehrt macht, und nicht geachtet zu werden wünſcht, taugt nicht für das Bündniß der Liebe. Nur indem es deiner Achtung gewiß iſt, kann es dir ganz vertrauen, und alles von dir erwarten, was die Liebe gibt. Ohne dieſe Achtung muß es fürchten, zu einem Spielzeuge deiner Launen und deiner Sinnlichkeit ſo bald herab zu ſinken, als der erſte Rauſch verflogen iſt. Es muß dieſe Achtung um ſo mehr fordern, je mehr es unter leichtſinnigen Männern herrſchender Ton wird, die Würde und Selbſtſtändigkeit des Weibes zu verkennen, und es bloß als ein Werkzeug ihres Vergnügens anzuſehen.

Sollte das Weib nicht überdem das Bedürfniß haben, geachtet zu werden? Sollte dieſe Achtung ihm nicht wohl thun? Sollten ihm, wenn es ein gutes Weib iſt, die Beweiſe dieſer Achtung nicht lieber ſeyn, als alles, was ſeine Eitelkeit kitzelt? Sollte es dir nicht eben deßwegen, weil du es nicht bloß als ein verwandtes Weſen liebſt, ſondern auch als ein edles menſchliches Weſen ſchätzeſt, williger ſein Herz öffnen?

Hüthe dich deßwegen vor übertriebenen Schmeicheleyen; hüthe dich noch mehr, ihm über ſolche Dinge etwas Artiges zu ſagen, die keinen Wehrt haben. Du kannſt dies unmöglich, wenn du groß von ihm denkſt. Nur dem, den wir für eitel halten, oder von dem wir glauben, daß er ſich ſelbſt nicht kenne, oder an deſſen Beßrung uns nichts gelegen iſt, können wir ſo etwas ſagen. Wenn das vernünftige Weib wirklich etwas daraus macht, ſo wird es ihm doch unangenehm ſeyn, dieſe Geſinnungen bey dir zu bemerken.

Hüthe dich, in der Gegenwart deiner Geliebten, etwas zu ſagen oder zu thun, was den Anſtand beleidigt — noch mehr aber, was das ſittliche Gefühl verletzt. Alle deine Aeußerungen ſeyen von einem heiligen und reinen Geiſte eingegeben. Du kannſt dich ihm nicht ſchlechter empfehlen, als indem du dir merken läſſeſt, es werde aus einer Ungezogenheit nichts machen, indem du die Strenge ſeiner Tugend bezweifelſt. Prüfe dich, ob du wohl ein Weib haben möchteſt, daß ſo etwas tragen könnte. Den Reinen iſt freylich alles rein. Aber die ſind nicht mehr rein, die es nicht kränkt, wenn man ſich nicht rein gegen ſie beträgt. Die Feinheit des ſittlichen Gefühles iſt der höchſte Adel des Weibes, das Heiligthum ſeines Lebens, und muß mehr als alles von uns geſchont werden.

Die Artigkeit im Umgange, die du gegen die Geliebte zeigſt, darf nicht bloß von deiner Liebe herrühren; auch ſie muß zum Theil aus Achtung kommen, und die Spuren davon an ſich tragen.

Noch mehr als die Achtung, die du gegen deine Geliebte, *als Weib*, hägſt, wird diejenige Achtung wirken, die du gegen *ihren perſönlichen Wehrt* fühlſt, und worin du ihr zu erkennen gibſt, daß du dieſen zu ſchätzen wiſſeſt. Iſt ſie wirklich tugendhaft — und eine andre wirſt du nicht lieben —: ſo kann es ihr nicht gleichgültig ſeyn, auch in dieſer Hinſicht dem etwas zu gelten, dem ſie alles gelten möchte; ſie muß wünſchen, dir durch ihre ſittlichen Vorzüge wenigſtens eben ſo wichtig zu werden, als durch alles Andre. Sie wird ſich von dir deſto mehr verſprechen, wenn du hierauf ſiehſt, und dich ſelbſt um ſo achtungswürdiger finden, wenn du ſie hierin achteſt. Durch ihr reines Herz will ſie dir Vertrauen einflößen; in ihrer Tugend dir das herrlichſte Kleinod ſchenken: wie muß es ſie betrüben, wenn du dafür keinen Sinn zu haben ſcheinſt?

Es ſind die intereſſanteſten Situationen des menſchlichen Lebens, worin edle Menſchen gewahr werden, daß ſie ſich verſtehen. Alles, was rühren kann, iſt hier in Bewegung. Ihre Herzen löſen ſich auf. Und oft iſt eine ſolche Situation allein ſchon hinreichend, ſie auf immer mit einander zu verbinden. Das iſt nicht

Eitelkeit. Es iſt die innigſte Berührung der ſinnlichen und moraliſchen Natur im Menſchen, die beyde in einem hohen Grade gebildet ſind.

Lobſprüche ſind ſchlechte Zeichen dieſer Achtung; ſie beleidigen die weibliche Delicateſſe, und überdem will die Tugend nicht gelobt ſeyn. Durch Schmeicheleyen über ſeine ſittliche Güte, wenn ſie auch nichts übertreiben, ſetzeſt du das Mädchen in Verlegenheit, und machſt es eitel, wenn es nicht in ſeinem edeln Sinne ſehr feſt, und dabey ſehr verſtändig iſt. Leicht könnte es auch glauben, du wolleſt es nur auf die Probe ſtellen, oder verbergeſt gar gefährliche Abſichten hinter dieſen Lobſprüchen.

Es iſt viel beſſer, dein Mädchen erfahre die vortheilhafte Meynung, die du in dieſer Hinſicht von ihm haſt, bloß durch den Eindruck, den es auf dich macht. Unbefangenheit iſt der ſchönſte Schmuck der weiblichen Tugend. Das Weib muß nur wiſſen, daß man durch die Tugend gefällt — aber nie auf den Gedanken kommen, daß es deßwegen verdiene gelobt zu werden. Zeige ihm deine Achtung durch das Zutrauen, welches du zu ihm hägſt; zeige ſie ihm durch ſtille Billigung ſeiner Denkart und ſeiner Handlungen; zeige ſie ihm dadurch, daß du alles Gute und nichts Unwürdiges von ihm erwarteſt; zeige ſie ihm durch die Rührung deines Herzens über einen ſchönen Zug, den du an ihm entdeckeſt; zeige ſie ihm durch einen warmen Handdruck, wo du es edel handeln ſahſt, durch den Beyfall, den du den Maximen im allgemeinen ſchenkſt, die es befolgt, und durch dein Beſtreben, ihm hierin ähnlich zu werden. Ueberhaupt ſage ihm dein ganzes Betragen, daß es dir um ſeiner Tugend willen unendlich wehrt ſey — aber auch, daß du dieſes für nichts Ungewöhnliches, ſondern eben für das Natürliche und Rechte halteſt.

4. *Der überzeugendſte Beweis unſrer Achtung und Liebe für ein andres Weſen ſind die Aufopferungen, die wir ihm darbringen.* Eine Neigung, die darin groſe Stärke offenbart, findet gewiß Erwiderung, wenn es nicht ſonſt an der nöthigen Uebereinſtimmung der Charaktere fehlt. Weiß dein Mädchen erſt, daß du im Stande biſt, alles um ſeinetwillen zu thun und zu dulden: ſo wirſt du es unausſprechlich intereſſiren, wenn es dich auch, aus andern Urſachen, nicht lieben kann — und daß es dich nicht lieben kann, wird ihm unausſprechlich wehe thun. Das Gefühl, geachtet und geliebt zu ſeyn, iſt das ſüßeſte und wohlthuendſte, welches die menſchliche Natur kennt —; es iſt ein Himmel voll Seligkeit.

Der ſtärkſte Eindruck und das ſchonendſte Benehmen, ſind noch immer zweydeutige Zeichen deiner Liebe. Sie können von einer flüchtigen Aufwallung herrühren.

Ihre Beſtändigkeit und Lauterkeit ſind nie hinlänglich verbürgt. Aber anhaltende Bemühungen und anhaltendes Dulden um der Geliebten willen, die Verſagung der liebſten Genüſſe, die Unterdrückung der heftigſten Leidenſchaften, die Beſiegung der hartnäckigſten Gewohnheiten, die Vollführung der wichtigſten Arbeiten, laſſen keinen weitern Zweifel übrig. Darin zeige deinem Mädchen, daß du es liebſt.

Aber zeige ihm auch, daß du ihm Eins nicht aufopfern könneſt, eben weil du es nicht bloß liebſt, ſondern auch achteſt. Die Tugend iſt noch heiliger als die Liebe; und die letztere kann nie zu der Höhe ihrer Freuden gelangen, wenn ſie mit der Verletzung der erſtern erkauft wurde. Zeige ihm, daß du, nicht allein um deinet, ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen, deiner Pflicht nicht ungetreu zu werden vermögeſt. Fühlt es ſich dadurch beleidigt: nun ſo tröſte dich; es war deiner nicht wehrt.

Das größte und ſchönſte Opfer, das du dem Mädchen, welches deiner wehrt iſt, bringen kannſt, iſt daß du dich ſelbſt beſiegſt. Einen rührendern Bewe deiner Liebe vermagſt du ihm nicht zu geben, als de du dich, um ſeinetwillen, veredelſt, daß du ihm beweiſeſt, eben deine Liebe zu ihm habe den entſchiedenſten Einfluß auf deine Veredlung. Sich ſelbſt beſiegen iſt das Schwerſte — ſich ſelbſt veredeln iſt das Höchſte von allem, was die menſchliche Natur leiſtet. Welch eine Liebe, die dir dazu Kräfte gibt, die dich zum Vortrefflichſten bildet! Das geräuſchloſe Arbeiten an dir ſelbſt, um dich ihrer würdig zu machen, die Unterdrückung deiner Leidenſchaften, um ſie im liebenden Bunde höher zu beglücken, und um ihrem moraliſchen Sinne immer mehr zu genügen, wird gewiß über alles von der edeln Geliebten mit lohnendem Beyfalle bemerkt werden.

2.

Für Mädchen.

Auch du, liebes Mädchen, möchteſt wiſſen, wie du dem Jüngling, der dein Herz ſo mächtig traf, am beſten gefalleſt, wie du am ſicherſten von ihm erkannt werdeſt, und am glücklichſten Gegenliebe erweckſt. Mein Rath an dich iſt einfacher, weil du weniger thun darfſt, mehr vermeiden als thun mußt, und weil du faſt alles, wodurch du das Herz des Mannes gewinnſt, ſchon in dir vereinigſt, wenn du, im vollen Sinne des Wortes, ein echtes und reines Weib biſt.

Ein echtes reines Weib zu ſeyn, deiner weiblichen Natur alle Ausbildung zu geben, die ſich für ſie eignet, das muß alſo deine vornehmſte Sorge bleiben. Ein echtes reines Weib biſt du: wenn du keine Anſprüche machſt; wenn ſtille

Beſcheidenheit und edle Einfalt dich ſchmückt; wenn die Blüthe der Unſchuld auf deinen Wangen glänzt; wenn du nicht entſcheideſt, nicht abſprichſt, nicht im richtenden Tone tadelſt, nicht über deine Sphäre hinaus willſt; wenn alle Affectation und Ziererey fern von dir iſt; wenn du tief und fein fühlſt; wenn alles Unrechte und Unanſtändige dich beleidigt, alles Schöne und Gute dich rührt, und die leiſeſten Laute der Empfindung in deiner Seele anklingen; wenn du einen ſanften, milden Sinn — nichts Heftiges, Lautes, Schreiendes und Schneidendes an dir haſt; wenn du dich nicht hervordrängſt und nicht zu herrſchen begehrſt; wenn deine Bewegungen zwar gefühlvoll, aber doch auch ruhig ſind; wenn du nicht mit Ungeſtüm forderſt, und nicht gleich hitzig wirſt, wo dir etwas nicht recht iſt; wenn deine Sinnlichkeit ſich nie anders als unter dem bezaubernden Schleier der Schamhaftigkeit und der Delicateſſe zeigt; wenn du alles tragen, alles leiden und alles vergeben kannſt; wenn deine Geduld ſtärker iſt als dein Schmerz, und deinem Geſichte jenen verklärenden Schimmer gibt, worin dein Geſchlecht uns ſo unausſprechlich entzückt; wenn du liebevoll Theil nimmſt an dem, was andern Frohes oder Widriges begegnet; wenn du gerne hilfſt und ſanft tröſteſt; wenn Zärtlichkeit dein ganzes Gemüth ſtimmt, und Wohlwollen aus jedem deiner Blicke lächelt; wenn eine ordnungsvolle, ſchöne Seele, auch dein Aeußeres mit holder Anmuth ziert; wenn im Hauſe deine liebſten Freuden ſind, und ſtille dauernde Anhänglichkeit dich feſt an gute Menſchen kettet.

Höre nicht auf, in dieſer Hinſicht an dir zu bilden, und erhöhe dieſe Vorzüge durch eine, deiner Natur und deiner Lage in der Geſellſchaft angemeſſene, Aufklärung des Verſtandes. Strebe nicht nach gelehrten Kenntniſſen. Aber in dem, was du wiſſen mußt, um deine Pflichten zu erfüllen, um an den Angelegenheiten der Menſchheit einigen Antheil zu nehmen, und um deinen Mann angenehm zu unterhalten, darin ſuche dich immer mehr zu vervollkommnen.

Auf deine Schönheit magſt du einige Sorge verwenden; aber keine übertriebene, keine ſolche, die dich eitel macht, die deinen Geiſt austrocknet, und dich von wichtigern Sorgen abzieht — ſondern eine ſolche, die mehr im Erhalten als im Erhöhen beſteht, die mehr durch Verſchönerung der Seele als durch unmittelbare Pflege des Körpers wirkt. Zu künſtlichen Mitteln darfſt du nie deine Zuflucht nehmen.

Mehr kannſt du für deine Stimme thun; und die Kultur derſelben wird dir wichtigere Vortheile verſchaffen als die blendendſte Schönheit. Es iſt unbeſchreiblich, wie viel dein Geſchlecht, durch dieſes

Organ, auf das unſrige wirkt. Es iſt als ob der ganze Zauber der Weiblichkeit ſich in ihr ausdrückte. Ein Weib darf nur im rauhen Baſſe den Mund öffnen, um uns bey allen übrigen Vorzügen mit Widerwillen zu erfüllen, und uns auf immer von ſich zurück zu ſcheuchen. Eine ſanfte, klingende, biegſame und ſchmelzende Stimme hingegen, zieht alle Empfindungen unſrer Seele an. Von ihr ausgeſprochen, dünken uns die gemeinſten Worte Geiſt zu haben. Die Gewalt, die ſie über uns ausübt, läßt uns oft nicht einmal Zeit, über den Inhalt derſelben nachzudenken. Selbſt ihre eingeſehene Leerheit behält noch immer etwas Reitzendes. Vollends der weibliche Geſang: die zarteſten und die höchſten Empfindungen haucht er in unſre Seele; in ſchmelzende Wehmuth und in verlornes Entzücken verſetzt er uns, in ihm ſcheint ſich eine ganze Welt voll Leben, Freude und ſüßen Schmerzes auszuſtrömen. Er erhebt uns über die Erde; und erinnert uns jeden Augenblick, durch die ſchönſten Beziehungen wieder, daß wir ihr angehören, eine freundliche Macht zieht uns zu ihr zurück. Nichts öffnet ſo das Herz allen Gefühlen, die der Liebe verwandt ſind, als der weibliche Geſang.

Aus demſelben Grunde wirſt du dir auch einige muſikaliſche Bildung zu erwerben ſuchen. Auch das Inſtrument werde dir Organ deiner Empfindungen; auch hier wird zum Entzücken des Mannes ausgeſprochen, was das weibliche Herz ſchön bewegt. Nur mißbrauche dieſes Talent nicht zum Figuriren; lüge keine Empfindungen; laß es nicht zum Mechanismus herabſinken. Nichts iſt dem echt weiblichen Weſen ſo ſehr zuwider, als das Mechaniſche. Beſſer du verſtehſt nichts davon, als daß du bloß Fertigkeit habeſt. Man ſchließt daraus nur zu leicht auf Herzloſigkeit.

Daſſelbe gilt vom Tanze. Er gehört mit zu den Künſten, die deinem Geſchlechte zu einer vorzüglichen Zierde gereichen, und der weiblichen Natur zu einem reitzenden Ausdrucke verhelfen. Er ſollte die Sphäre der weiblichen Grazie ſeyn. So wie er bey uns iſt, kann man ihn nur als ein Uebungsmittel körperlicher Gewandtheit empfehlen. Nur ein ſehr gebildetes Weib wird aus dem Reichthum ihres Innern in die tactmäßige Bewegung etwas hinein legen, aber dann auch bezaubern. Den meiſten Weibern muß man rathen, in der Gegenwart des Jünglings, den ſie gewinnen wollen, ja nicht zu tanzen, damit ſie nicht alle Eindrücke wieder auslöſchen, die ſie ſonſt auf ihn gemacht haben.

Vier ſehr gewöhnliche Fehler des weiblichen Charakters verdienen es noch, daß hier beſonders vor ihnen gewarnt werde, weil ſie der Liebe vorzüglich im Wege ſtehen, und oft auch ſolche Weiber in ſie verfallen, die übrigens viel Weiblichkeit haben, nähmlich: die Naſeweisheit, die Ziererey, die Neugierde und die damit gewöhnlich verbundene Redſeligkeit.

Die Naſeweisheit iſt oft eine unzeitige Aeußerung weiblicher Klugheit, oder das Beſtreben, ſie an den Tag zu bringen. Dieſes Beſtreben ſollte das Weib nie haben. Die Klugheit, die ihm eigen iſt, ſoll es mehr gebrauchen als zeigen: denn ſie gehört mehr zu den nützlichen als zu den liebenswürdigen Eigenſchaften der Weiber. Sie wird vollends ekelhaft, wenn ſie mit Eigendünkel gepaart geht. Das wahrhaft kluge Weib wird ſeine Klugheit eher verbergen als auskramen.

Oft kommt die Naſeweisheit aus dem verunglückten Bemühen, naiv zu ſeyn. Naivität iſt aber etwas, das ſich durchaus nicht erkünſteln läßt. Sie beſteht ja eben in der Kunſtloſigkeit. Wo ſie erzwungen werden ſoll, da artet ſie in das widerlichſte Gezerre aus. Ueble Eindrücke macht ſie immer.

Der beſonnene Mann wird auch ſchon deßwegen vor dem naſeweiſen Mädchen vorübergehen, weil er an die Folgen denkt, und kein Weib haben mag, das ſich in alles miſchen, überall meiſtern, tadeln und originell ſeyn will, und dabey doch nur immer ſeinen Unverſtand verräth.

Die ſpröde Ziererey entſteht oft allein aus Eitelkeit, die alles feſſeln, und ſich nie ergeben will, um mit ihren Siegen ſich ſelbſt zu ſchmeicheln, und bey andern zu prunken. Wäreſt du ſo: dann verdienteſt du nicht, durch die Liebe glücklich zu ſeyn, und würdeſt es auch gewiß nie werden. Oft ſoll ſie mit dem Scheine ſtrenger Tugend das unreine Herz verbergen. Wäre dies dein Fall: ſo dürfteſt du wieder keinen Anſpruch auf Liebe machen. Dieſer Schleier iſt ſo dicht nicht, daß man nicht leicht hindurch ſehen könnte.

Aber es gibt eine Art der Sprödigkeit, die ſich mit vielen liebenswürdigen Eigenſchaften wohl verträgt; weil ſie aus mißverſtandener Weiblichkeit, aus übertriebener Delicateſſe, hervor geht. Vor dieſer wirſt du dich zu hüthen haben. Sie bringt etwas Gezerrtes, Schneidendes, Unnatürliches in dein ganzes Weſen. Man wird dir dabey weder die Sanftheit noch das Wohlwollen zutrauen, wodurch ihr unſerm Geſchlechte ſo reitzend werdet. Man wird gewöhnlich auf viel ſchlechtere Urſachen dieſes Fehlers rathen, als er wirklich hat. Man wird zweifeln, ob du lieben könneſt. Man wird es nicht wagen, an eine Verbindung mit dir zu denken, weil du gegen alle Männer kalt biſt, und dich gegen alles ſträubſt, was mit Zuneigung des Herzens in Verbindung ſteht. Glück könnte man ſich von einer ſolchen Verbindung ohnehin nicht verſprechen, wo das Herz nie laut, wo alles in die engen Formen der Convention, eines peinlichen Anſtandes oder gar eines unlenkſamen Eigenſinnes eingezwängt wird.

Sey deßwegen natürlich im Umgange mit Männern. Affectire keine Grundſätze und Bedenklichkeiten. Komme ihnen nicht entgegen; aber ziehe dich auch nicht ohne Noth zurück. Scheine nicht gleichgültig, wo du intereſſirt biſt. Verläugne keine Regung des Herzens, welche die Natur allen gab, und worin ſie alle ehrte. Man wird es nicht glauben, daß du davon frey ſeyſt, und man wird dich deßwegen nicht achten, wenn man es glaubt.

Neugierde iſt deinem Geſchlechte ſehr natürlich; und nur wenige, entweder ganz phlegmatiſche, oder ſehr gebildete Weiber werden hier eine Ausnahme machen. Auch euer Geiſt fühlt das Bedürfniß beſchäftigt zu ſeyn; aber eure Erziehung, euer enger Geſichts- und Wirkungskreis biethen ihm wenige große Ideen und wichtige Gegenſtände an. Er ſucht darum ſeine Nahrung in Dingen, die ſeiner Verfaſſung angemeſſener ſind, und die ihm ſeine Lage in größerer Zahl darbiethet, in Kleinigkeiten, Stadtgeſchichten und Familienangelegenheiten. Dieſe müſſen ihm Spannung und Befriedigung geben. Viel und mancherley Neues zu erfahren, zu beſprechen, und ſich damit zu unterhalten, wird daher bey einem großen Theile bald herrſchende Leidenſchaft.

Um ſo mehr wirſt du dich dagegen zu verwahren ſuchen. So wohl dir der Sinn für die kleinen Geſchäfte des Hauſes anſteht: ſo übel würde dich eine ſtarke Neugierde kleiden. Sie macht den Geiſt ſelbſt klein und enge; ſie tödtet die edlern Gefühle des Herzens, ſie theilt dem ganzen Weſen des Weibes etwas Gemeines mit; ſie vernichtet auch im Aeußern alle weibliche Anmuth, und regt die ſchlechteſten Leidenſchaften auf.

Ein recht neugieriges Weib wird den Mann nie recht lieben; ſie wird ſeine wärmſten und ſchönſten Empfindungen nicht verſtehen, und ihn immer mit den frivolſten Dingen plagen; es wird ihr mehr darum zu thun ſeyn, ſeine Geheimniſſe zu erforſchen als ſein Herz anzuziehen.

Nicht anders verhält es ſich mit einem der Neugierde verwandten Fehler, nähmlich mit der Redſeligkeit eures Geſchlechtes. Ein Weib, das viel ſpricht, kann unmöglich viel denken und fühlen. Seine Worte kommen ſelten weiter her, als aus dem Munde. Und doch iſt es eben dein Denken und Fühlen, womit du den Mann, den du liebſt, intereſſiren mußt. Ihn rührt nichts mehr als der Erguß deines Herzens in deinen Worten. Ihm wird nichts mehr an dir zuwider ſeyn als geiſtloſes Geſchwätz. Iſt er nur ein verſtändiger, ich will nicht einmal ſagen, ein gebildeter, Mann: ſo kann das Auftiſchen von Alltäglichkeiten, das unbeſonnene durch einander Reden, allein ſchon den Rauſch unterbrechen, der ſonſt vielleicht noch lange fortgedauert hätte. Selbſt das Feuer ſeiner Sinnlichkeit wird dem Ekel nicht vorbeugen können, wenn du ihm in deiner Seele nichts als einen Sammelplatz von Erbärmlichkeiten zeigſt. Geiſtreiche Weiber werden auf die Dauer unerträglich, wenn ſie zu viel ſprechen. Wie viel mehr diejenigen, die ihren geringen Gedankenvorrath nicht ökonomiſch genug zuſammen halten können!

Es gibt allerdings auch eine liebenswürdige Geſchwätzigkeit eures Geſchlechtes, die ungemein viel zu unſerer Aufheiterung und zur Erhaltung der Liebe beyträgt. Aber dieſe verbindet mit der höchſten Einfalt, die feinſte Kunſt. In dem, was ſie mittheilt, ſtimmen Geiſt und Herz zuſammen. Ihrer magſt du, als eines wichtigen Vorzuges, dich freuen. Aber das unaufhörliche Plappern, über nichts und wieder nichts, muß dir doch ſelbſt, wenn du ruhig darüber nachdenkſt, unausſtehlich ſeyn. Wie wird es den betäuben, der es immer hören ſoll, und der entweder dadurch in wichtigern Gedanken geſtört, oder da, wo er Erhohlung ſuchte, noch mehr abgeſtumpft wird. Gewöhne dich, nie zu ſprechen, als wo du etwas zu ſagen haſt, was intereſſiren kann. Oft wird dein beſcheidenes oder gefühlvolles Schweigen mehr wirken, als die ſchönſten und lebenvollſten Worte.

Was nun *dein Betragen gegen den Geliebten* betrifft, ſo habe ich dir darüber noch weniger zu ſagen. Der Jüngling trägt ſich dir an; er bewirbt ſich um deine Gunſt, und darf deßwegen auch beſondre Bemühungen zeigen, dir zu gefallen. Du darfſt dich nicht antragen, und deßwegen auch nicht einmal die Wünſche deines Herzens bemerklich machen; alle Bemühungen, ihn zu gewinnen, ſind für dich unanſtändig. Das iſt nicht bloß Sache der Convention — nicht ungebührliche Anmaßung der Männer. Wenn die Convention hierüber nichts entſchieden hätte: ſo würdeſt du ſelbſt ſo entſcheiden. Wenn ſich kein Mann darin etwas anmaßte: ſo würdeſt du doch ſeinen Antrag erwarten, und lieber die tiefſte Sehnſucht mit ihrem Schmerze auf ewig in dich verſchließen, als ihm entgegen kommen. Wie würde deine Delicateſſe ſich dahin überwinden — wie würde deine Schüchternheit es wagen können, dich dem Manne anzubiethen, oder ihm deine Empfindung von ſelbſt auf irgend eine Art zu geſtehen? Wenn er nun deine Gabe verſchmähte, wenn er das Herz nicht wollte, das du ihm entgegen trugſt: kannſt du dir eine Demüthigung denken, die empfindlicher wäre, eine Begegnung, die dich mehr herabſetzte, und deiner Schwäche kränkender ſpottete? Müßteſt du nicht vergehen vor Scham, ſo abgewieſen zu ſeyn?

Meine vorzüglichſte Lehre iſt alſo hier, nichts abſichtlich zu thun, nie das Beſtreben zu zeigen, die Aufmerkſamkeit des Geliebten zu erwecken, oder ſich ihm zu erkennen zu geben. Biſt du ein Weib, wie es oben geſchildert wurde: ſo wirſt du gewiß auch Liebe finden, und am wenigſten von dem verkannt werden, den die Natur für dich beſtimmte. Sein Herz wird ihn dir zuführen. In der Stille deiner weiblichen Unbefangenheit wird er dich am ſicherſten finden. Er muß es gar nicht wiſſen, welchen Eindruck er auf dich gemacht hat, ehe du die Vertraute ſeiner eignen Empfindungen biſt. Immerhin mag er es merken, daß du ihn ſchätzeſt, daß du vor ſeinen Kenntniſſen und vor ſeinem Charakter Achtung haſt, daß du gerne von ihm lernſt, und daß dich ſonſt ſein Umgang intereſſirt; aber auch das muß er mehr zufällig an deinem Betragen und an unwillkührlichen Aeußerungen merken, als weil du es ihm zu verſtehen geben willſt. Von Anhänglichkeit, von wärmerer Zuneigung, von Bedürfniß ſich ihm mitzutheilen, von dem Geheimniß deines Herzens darf er nicht eher etwas erfahren, als bis er dir ſelbſt durch unzweydeutige Geſtändniſſe den Weg dazu gebahnt hat. Deine Liebe ſey Begegnung — kein Zuvorkommen, keine Aufforderung. Die Erwiederung ſeines Handdrucks muß deinem überraſchten Herzen gleichſam abgeſtohlen ſeyn.

Uebrigens darf ich wohl nicht erinnern, daß in deinem Betragen nichts Antragendes und Zudringliches ſeyn dürfe, daß keine verſtohlenen Blicke, keine künſtlichen Bemühungen, durch Reden oder Gebährden die Aufmerkſamkeit des Geliebten zu erwecken, deine Vorzüge oder deine Reitze ſichtbar zu machen, bey dir angetroffen werden müſſen. Die Künſte der Kokketterie, welche die ganze Macht einer ſchönen Weiblichkeit zerſtören, und nicht ſelten höchſt verächtlich machen, wirſt du ſelbſt verachten. Sie vertragen ſich mit echter Liebe nicht, und der entſchiedenſte Wehrt wird dabey nicht verhüthen können, daß dich der, deſſen Gunſt du beſitzen möchteſt, nicht für ein gemeines Geſchöpf halte. So werden wohl die Sinne des Unerfahrenen und des Wollüſtlings, dem das Weib Werkzeug ſeiner Luſt iſt, gefangen, aber das Herz des edeln Mannes will anders gewonnen ſeyn. Ihm wirſt du um ſo mehr gefallen, je weniger du es darauf anlegſt. Doch was ſpreche ich weiter davon; du haſt ja weibliches Gefühl, und kennſt den Unterſchied zwiſchen Liebe und Verliebtheit.

Daß du, auf der andern Seite, auch nicht affectiren, und dem Geliebten am wenigſten mit kalter Sprödigkeit begegnen mußt, verſteht ſich von ſelbſt; du würdeſt ihn dadurch auf immer zurück ſtoßen.

Ob du dich nun des Geliebten willen ſchmücken ſollſt? Beſſer, du thuſt es nicht: du kennſt die böſe Welt. Beſſer, du kleideſt dich wie immer; ſchon eine Veränderung darin könnte ſo angeſehen werden, als habeſt du es auf ihn angelegt, als ſollte dies deine Sprache ſeyn, da du keine andre brauchen darfſt. Glaubſt du aber ja eine Veränderung machen zu dürfen: ſo geſchehe das nicht, um ihn damit anzuziehen, oder zu blenden, ſondern um ihm zu zeigen, daß dir ſein Beyfall nicht gleichgültig ſey, weil du ihn achteſt. Wähle nicht die Form, die ihm gerade die angenehmſte, ſondern die überhaupt die geſchmackvollſte iſt. Kleide dich lieber einfacher als prächtiger und moderner denn ſonſt; und alles an dir verrathe es, daß du von dem Aeußern deinen Wehrt nicht zu empfangen brauchſt.

Reinlich und gewählt ſey dein Anzug immer; und wenn er dann auch nicht koſtbar und ſchön iſt, ſo wird ihm die Anmuth deines Weſens einen Reitz verleihen, den ihm kein Aufwand und keine Kunſt geben können.

Auf jeden Fall muß dir der Mann der liebſte ſeyn, auf welchen du im ſchlichten Kleide am tiefſten wirkſt.

Uebrigens zeige dich wie du biſt, einfach und wahr. Sey im Umgange mit dem Geliebten nicht anders als ſonſt, nicht beſſer und nicht ſchlechter, nicht ernſter, nicht fröhlicher und nicht empfindſamer. Nimm keinen Schein zu Hülfe. Ein Fehler iſt noch immer beſſer als leerer Schein. Handle, wie dein reiner weiblicher Sinn dich handeln lehrt. Verbirg deine Tugend nicht, als ob du dich ihrer ſchämteſt; aber prunke auch nicht damit, als ob du ſtolz darauf wäreſt. Gib aber immer zu erkennen, daß du, bey aller weiblichen Anſpruchloſigkeit, Zuverſicht zu dir ſelbſt haſt, und daß du Achtung verdienſt, weil du dich ſelbſt achteſt. So behaupteſt du deine Würde; ſo ſtellſt du dich dem Geliebten am vortheilhafteſten dar; indem du es am wenigſten zu wollen ſcheinſt. Unbefangenheit iſt die ſchicklichſte Einfaſſung der Unſchuld. Der Geliebte, der ſo dich ſieht, wird gewiß nichts ſehnlicher wünſchen, als dieſes herrliche Weib zu beſitzen, von ihm geliebt zu ſeyn.

IV.

Worauf ſoll man bey dem Geliebten vorzüglich ſehen?

Die Liebe gibt ſich allerdings in den meiſten Fällen gewiſſer Maßen von ſelbſt. Aber ſie ſoll ſich nicht ganz von ſelbſt geben. Ein vernünftiges Weſen darf ſich auch der edelſten Leidenſchaft nicht ohne Beſonnenheit und Ueberlegung hingeben; auch ſie kann uns irre leiten, wenn uns nicht das Licht des Verſtandes beſtändig vorleuchtet. Jede Leidenſchaft iſt aus einer Menge von dunkeln Regungen zuſammen gewebt. Nur indem wir uns dieſe verdeutlichen, und uns über ihr wahres Intereſſe aufklären, ſind wir ſicher dasſelbe nicht zu verfehlen.

Zu einer dauerhaften und immer genußvollen Verbindung ſoll die Liebe führen. Sie ſoll dem ſympathetiſchen Bedürfniſſe des Herzens genügen. Sie ſoll das vertrauteſte und mittheilungsvollſte Zuſammenleben bewirken. Es iſt einleuchtend, daß ſie in dieſer Hinſicht gewiſſe Eigenſchaften, als unumgängliche Bedingungen, fordern muß, und daß dieſe Eigenſchaften nicht immer diejenigen ſind, die dem Herzen Anfangs am meiſten wohlthun, und es am ſtärkſten feſſeln. Das Mädchen, das dich durch Reitz, Anmuth, Geiſt, Wohlwollen und Sanftmuth anzieht, iſt vielleicht noch nicht dasjenige, mit welchem du dein ganzes Herz theilen, und an deſſen Seite du beglückt durchs Leben gehen kannſt. Der Jüngling, dem alle Empfindungen deines Gemüthes entgegen wallen, weil er vieles von dem beſitzt, was die Liebe zu wecken pflegt, entbehrt vielleicht gerade desjenigen, wodurch ſie allein ſchön und dauerhaft wird. Wie wirſt du deine Uebereilung bereuen, wenn du, auf jenes vertrauend, dieſes ganz außer Acht ließeſt!

Aber läßt ſich die Liebe zwingen? nimmt ſie Geſetze an? die Liebe, welche keines Zwanges und keiner Geſetze bedarf, weil ſie das Rechte getroffen hat, weil der, den ſie wählte, gerade derſelbe iſt, den die Natur ganz für ſie bildete, und weil dieſe Ueberzeugung, oft geprüft, bey ihr unerſchütterlich iſt, freylich nicht. Solche Herzen gehören ſich ewig an. Sie vermögen darin nichts über ſich. Eine unwiderſtehliche Gewalt kettet ſie an einander. Weder Menſchen noch Schickſal können ſie trennen. Aber Liebe, die auf Täuſchung beruht, die von dem bethörenden Spiele der Phantaſie ihre Nahrung zog, kurz, jede, die des Zwanges und der Geſetze noch bedarf, läßt ſich allerdings zwingen. Enthüllt nur dieſe Täuſchung; entkleidet ſie nur von dem erborgten Schmucke; macht es euch nur klar, daß und warum der Geliebte nicht der Eurige werden kann und darf; bemerkt ſeine Fehler, und denkt darüber nach, wie verderblich ſie eurer Liebe und eurer Ruhe werden müſſen; ſucht andre Beſchäftigungen; zerſtreut euch; ſorgt dafür, daß es in euerm Herzen nicht leer werde, ſo bald eine Leidenſchaft unbefriedigt bleibt: und es wird euch gewiß gelingen, über die heftigſte Empfindung Herr zu werden.

Worauf ſoll man denn nun ſehen bey dem Geliebten?

1. Vor allen Dingen darauf, daß der Geliebte ſo ſey, wie ihn das natürliche Verhältniß, worin Liebende zu einander ſtehen, verlangt, daß er nicht bloß den allgemeinen Charakter des Geſchlechtes an ſich habe, ſondern daß auch der individuelle Charakter, den er in ſeinem Geſchlechte hat, zu dem individuellen Charakter, den du in deinem Geſchlechte behaupteſt, anſchließend und ausfüllend ſtimme.

Der weibiſche Mann iſt nicht für das weibliche Weib. Dieſes muß bey ihm bald Leere und Ueberdruß fühlen. Es könnte wohl ſeine Freundinn werden; aber es wird ihn nie lieben, weil ihm gerade das fehlt, was es beym Manne ſucht. Das herriſche Weib iſt nicht für den Mann, der ſeine männliche Natur rein ausdrückt. Eben weil er ſelbſt ſtark iſt: ſoll ihm das Weib zarte Genoſſinn ſeyn. Er bedarf es nicht, durch das Weib aufgerichtet, aber wohl, von ihr erheitert zu werden, und ſich an ihrer ſanften Milde, an ihrer ſtillen Empfindung zu ergötzen.

Leicht ſchmeichelt ſich das weiche, ſüßliche Weſen des Mannes bey der weiblichen Eitelkeit ein. Nicht ſelten reizt der kräftige Bau und die glühende Leidenſchaft deß Weibes, die Sinnlichkeit des Mannes. Zahlloſe unglückliche Verbindungen ſind auf dieſe Weiſe entſtanden. Darum iſt dieß eine Sache, die allerdings große Aufmerkſamkeit verdient, und man ſollte ſich nie dem aufgeregten Gefühle überlaſſen, ohne vorher geprüſt zu haben, was es eigentlich ſey, das es aufregte, und ob man dem nachgeben dürfe.

Noch größere Aufmerkſamkeit verdient das *Verhältniß dieſes individuellen Charakters zu dem unſrigen*. Nicht jedes Weſen des andern Geſchlechtes, welches den allgemeinen Charakter desſelben, in Gehalt und Form, an Körper und Geiſt, an ſich trägt, iſt darum auch für dich. Seine männliche Denkart, Stimmung und Gehalt, muß zu deiner weiblichen Denkart und Stimmung, und zu den Forderungen deines Geſchmackes, noch ein beſondres Verhältniß haben. Das ſanfte Weib hat in der Liebe andre Bedürfniſſe, als das fröhliche, das ſtille Mädchen andre als das lebhafte, das ſchwermüthige andre als das jovialiſche. Der ernſte Mann muß ein andres Weib haben als der leichtſinnige, der feſte ein andres als der feurige, der Eroberer ein andres als der Denker.

Hierüber läßt ſich im allgemeinen nur die Regel feſtſetzen: das Weſen, das du lieben ſollſt, darf dir weder zu nahe noch zu fern ſeyn; allzu große Aehnlichkeit und allzu große Verſchiedenheit ſind beyde gleich bedenklich. Allzu große Aehnlichkeit würde das Intereſſe des Geſchlechtes, wovon die Liebe ganz abhängt, unmöglich machen; Einförmigkeit würde bald Gleichgültigkeit bewirken. Allzu große Verſchiedenheit würde die Annäherung und Mittheilung erſchweren; ſie würde keine Berührungspunkte zur Vereinigung übrig laſſen, und die Verbündeten bald in feindliche Colliſionen verwickeln.

Hier ins Einzelne zu gehen, und die Verhältniſſe der zu einander gehörigen Charaktere zu entwickeln, iſt wegen der großen Verſchiedenheit derſelben, nicht wohl möglich. Es würde eine zu groſe Weitläufigkeit erfordern, und die Anwendung doch nicht ſehr erleichtern. Dieſe muß einem jeden ſelbſt überlaſſen werden.

Wähle dir alſo den Geliebten, wovon du Urſache haſt zu glauben, daß er nicht zu genau mit dir übereinſtimme, um dich zu intereſſiren, und nicht zu ſehr von dir verſchieden ſey, um ſich zum gemeinſchaftlichen Daſeyn und Glücke an dich anſchließen zu können, der überall in dich eingeht, dir gerne gibt und gerne von dir empfängt, und der dir viel geben, und viel von dir empfangen kann.

Wo dieſes der Fall ſey, das wird dir vielleicht dein Herz beym erſten Blicke, oder bey einer flüchtigen Bekanntſchaft, ſchon ſagen. Aber du darfſt deinem Herzen ſelten trauen. Oft iſt ſein Zeugniß gegründet, oft aber auch durch Eindrücke motivirt, die hier nicht entſcheiden dürfen. Gerade hier wird das Herz am öfterſten von der Phantaſie geleitet und getäuſcht. Es liegt ſo etwas im Geſichte, im Mienenſpiele, in den Bewegungen und in der Haltung des ganzen Körpers, was die Verwandtſchaft des Weſens noch zuverläſſiger als den moraliſchen Charakter andeutet, und mit großer Gewalt auf uns wirkt. Das iſt es, wodurch die meiſten Bündniſſe ſich ſchließen. Unter ihnen ſind gewiß die glücklichſten, aber auch die ſchlechteſten. Dieſer anſprechende Ausdruck muß uns freylich wichtig ſeyn und unſre Aufmerkſamkeit rege machen; aber er darf uns nicht beſtimmen. Da erſt ſollen wir das für uns geſchaffene Weſen anerkennen; wo wir, im längern Umgange, Befriedigung unſrer innigſten Geiſtesbedürfniſſe finden, und dieſe Befriedigung immer voller, mannichfaltiger und reitzender wird; wo wir nicht müde werden, anzuſchauen und anzuhören; wo wir eine Stimmung entdecken, die, ſo wenig ſie uns ſelbſt eigen iſt, uns doch anzieht, und in die wir uns immer wieder von neuem hineinzuverſetzen wünſchen, weil ſie als ergänzender Theil zu der unſrigen zu gehören ſcheint; wo ſich uns Züge des Herzens offenbaren, die wir nicht bloß als moraliſche Weſen achten, ſondern die uns zugleich eine gewiſſe ſtille Gewalt anthun; wo wir eine Fähigkeit, uns Gedanken mitzutheilen, uns zu tröſten, uns froh zu machen, gewahr werden, wie ſie kein andres Weſen hat; wo uns nichts beleidigt, nichts zurück ſtößt, aber alles einnimmt, wohlthut und beſeligt.

Die Anſichten des Geiſtes, Gefühle, Wünſche, Denkart und Maximen, müſſen ſich mit den unſrigen lieblich verweben, in immer mehrern Puncten, je genauer wir mit einander bekannt werden; wir müſſen uns durch einander immer mehr bereichern, und den Schein des Aeußern immer mehr durch das Innere beſtätigt ſehen: um auf diejenige Harmonie der individuellen Charakters zu ſchließen, die zur Liebe erforderlich iſt. Wo du ein ſolches Geſchöpf findeſt, da glaube, wenn deine Vernunft ſonſt nichts einwendet, daß die Natur dein Paradies geſchaffen habe.

---

2. Soll man bey dem Geliebten auch auf Schönheit ſehen? Allerdings iſt Schönheit, für das Glück der Liebe, ein ſchätzenswehrter Vorzug, allerdings eine treffliche Folie des innern Wehrtes, und ein ſchickliches Mittel, in der bildlichen Darſtellung dieſen innern Wehrt anſchaulich zu machen. Wenn die Schönheit ſelbſt keine Liebe erwirbt: ſo erweckt ſie doch ein Wohlgefallen, das ſich glücklich mit der Wonne der Liebe vereinigt. Aber im Ganzen iſt ſie für die Liebe zu unbeträchtlich, als daß der Mangel derſelben uns von dem Weſen entfernen dürfte, das ſich übrigens zur liebenden Verbindung mit uns eignet. Selbſt Häßlichkeit wird, wo Würde im Manne und Anmuth im Weibe ſie ſchmückt, der Liebe wenig Eintrag thun. Sie kann ſogar durch dieſe ſo überglänzt oder veredelt werden, daß das Herz bey ihr lieber verweilt als bey der blendendſten Schönheit.

Gegen die Bezauberungen der Schönheit ſey auf deiner Huth. Leicht könnteſt du hier geblendet werden, und von ihr allein alles erwarten, was die Liebe gibt. Dem ſchönſten Manne fehlt vielleicht gerade das am meiſten, was ihn zur engſten Verbindung geſchickt machen könnte. Das ſchönſte Weib iſt vielleicht das kälteſte, das verſchloſſenſte, eitelſte oder leidenſchaftlichſte. Wenige Weiber ſind gegen die Gefahren und Verſuchungen, womit ihre ausgezeichnete Schönheit ihr Herz und ihren Geiſt belagert, hinlänglich abgehärtet. Auf jeden Fall wirſt du dich betrügen, wenn du hinter der Schönheit des Geſichtes und der Geſtalt auch Schönheit der Seele erwarteſt, oder wenn du glaubſt, in dem Wohlgefallen, das du an jener Schönheit haſt, andre Mängel überſehen zu können.

Obgleich beym Weibe der Schönheitsſinn ſehr fein zu ſeyn pflegt: ſo macht es doch, in dieſer Hinſicht, wenige Forderungen an den Mann. Der Ausdruck des männlichen Charakters iſt ihm bedeutender, und die ausgezeichneten Schönheiten unter den Männern ſcheinen mehr die Eitelkeit als das Herz der Weiber zu reitzen. Während das Weib, in der Bewunderung derſelben, ganz begeiſtert iſt, und ſich durch ihre Aufmerkſamkeit bis zur Berauſchung geſchmeichelt fühlt, ſchlägt ſein Herz oft einem ganz andern entgegen. Die ſinnlichſten Weiber wählen nicht ſelten die häßlichſten Männer, leben mit ihnen glücklich, und ſind ihnen bis in den Tod getreu. Das geiſtreiche Weib wird es noch am leichteſten tragen, wenn der Geliebte nicht ſchön iſt.

Doch möchte ich zu dem ganz häßlichen Manne auch nicht rathen. Selten wird er das in hohem Grade beſitzen, was der Liebe ihre Nahrung gibt. Und oft werden aus der Verbindung mit ihm Unannehmlichkeiten entſtehen, die ſpäterhin ſehr drücken.

Dem Manne iſt es zwar mehr Bedürfniß, in der Liebe auch auf Schönheit zu ſehen, da dieſe nicht allein die erſte Empfehlung des Geſchlechtes iſt, welches von ihm den Nahmen hat, ſondern auch nachher noch nachdrücklich für daſſelbe ſpricht. Schönheit ſcheint zum weiblichen Charakter eigenthümlich zu gehören. Fehlt es dem häßlichen Weibe dabey an Anmuth: ſo kann das Herz nur durch die Täuſchung des flüchtigen Phantaſiereitzes zu ihm hingezogen werden. Es iſt doch ſchon etwas, wenn eine gefällige Hülle innere Mängel bedeckt. Geſellt ſich aber zu dieſen auch ein widerliches Aeußeres: was bleibt uns da noch übrig, unſern Ekel zu mildern?

Aber freylich ein Weib, das nichts als ſchön iſt, muß auch Widerwillen erregen. Ausgezeichnete Schönheit des Weibes kann dem Manne nie erwünſcht ſeyn, weil ſie die Anſchläge auf ſeine Tugend vermehren, und ihn nie ohne Beſorgniſſe laſſen wird, auch leicht des Weibes Herz verdirbt.

Wie bald iſt es um die weibliche Schönheit geſchehen! Wie vielen Angriffen iſt ſie ausgeſetzt! Wie ſchnell verblüht ſie! Die Klugheit fordert, unſre Neigung von ihr ſo unabhängig als möglich zu machen, und es nur als eine gefällige Zugabe des Glückes zu betrachten, wenn uns in dem edeln, mit uns ſympathiſirenden, auch ein ſchönes Weib zu Theil ward.

---

3. *Wichtiger* iſt, was gewöhnlich mit der größten Gleichgültigkeit behandelt wird, *die Rückſicht auf den moraliſchen Charakter.* Ohne unbedingtes Vertrauen zu ihm, kann keine Liebe beſtehen. Und ob gleich die Sympathie der Gemüther fortdauert: ſo werden doch die Herzen getrennt ſeyn, wo er, bey dem einen oder andern Theile, durch weſentliche Fehler entſtellt wird. Wahre Liebe wird ohne Charaktergüte zwar nicht aufkommen, aber wohl der Traum der Liebe, der das Herz in ſüße Bethörung wiegt, und die meiſten Unglücklichen macht. Nirgends wird leichter als hier der Schein für Wahrheit genommen. Kann der erſte Rauſch die Sinne blenden; ſo kann er gewiß auch das Urtheil des Verſtandes beſtechen.

Wie läſtig muß uns, in der engſten Verbindung des Lebens, ein ſchlechtes, leidenſchaftliches Geſchöpf werden! Die ſüßeſten Schmeicheleyen ſeiner beſſern Augenblicke halten uns für die Qualen ſeiner Laune nicht ſchadlos. Ueberdem verdient auch die Gefahr, durch den nichtswürdigen Geliebten mit verderben zu werden, eine ernſthafte Beherzigung. Unſer Herz iſt in ſeiner Gewalt, und eine Stärke der Grundſätze, wie man ſie ſelten findet, gehört dazu, um es vor dem Mißbrauch derſelben zu retten. Wir ſtehen unter ſeinem immerwährenden Einfluſſe — einem Einfluſſe, der mit den höchſten Freuden vermiſcht iſt, und nur die ſtrengſte Aufmerkſamkeit wird ihn da einſchränken können, wo er anfängt ſchädlich zu werden. Eben ſo viel kann, auf der andern Seite, der tugendhafte Geliebte zu unſrer Veredlung beytragen; eben ſo viel kann die Wonne der Liebe durch ſeine Tugend gewinnen.

Tugend, Herrſchaft über ſich ſelbſt, Freyheit von unordentlichen und heftigen Leidenſchaften, ein edler, wohlwollender Sinn, das iſt es im Allgemeinen, worauf wir hier zu ſehen haben. Aber dies muß, nach den verſchiedenen Anlagen und Bedürfniſſen der Geſchlechter, noch näher detaillirt werden.

Du, liebes Mädchen, wirſt, in dieſer Hinſicht, wenn du nicht betrogen werden willſt, vor allen Dingen von dem Manne, der dich beglücken ſoll, Grundſätze verlangen. Der Mann hat keine Tugend, wenn er keine Grundſätze hat; er iſt dann das Spiel ſeiner Leidenſchaften, und dieſe ſind oft gefährlich. Seine Gefühle halten ihn ſelten zurück, weil faſt immer noch ſtärkere Gefühle da ſind, die ihnen entgegen wirken. Seine Sinnlichkeit führt das Regiment über ihn, und du biſt ſeiner nur ſo lange ſicher, als deine Liebe alles über ihn vermag. Aber wie lange wird ſie das, wenn keine Grundſätze ſie beſchützen? Du darfſt ſelbſt ſeine Strenge nicht ſcheuen, wenn ſie von Grundſätzen geleitet wird. Sein Herz ſteht dir ja noch offen, und deine Milde wird ihn erweichen, wo es nöthig iſt.

Auch auf Feſtigkeit wirſt du ſehen. Es iſt wahrlich ein großer Unverſtand, wenn manche deines Geſchlechtes, in der Hoffnung ihn beſſer ſtimmen und lenken zu können, und mehr von ihm geſchmeichelt zu werden, den ſchwankenden, ſüßlichen Weichling dem beſtimmten und entſchloſſenen Manne vorziehen. Was ſie ſich von ihm verſprechen, wird den Ueberdruß nicht entfernen können, den ihnen mit der Zeit ſeine Leerheit verurſacht. Du würdeſt es bald müde werden, im Geliebten nichts als das Werkzeug deiner Launen, den Lobredner deiner Schwächen und den demüthigen Sclaven deiner Winke zu ſehen. Du mußt den Mann, den du immer lieben ſollſt, auch achten — er iſt deine Stütze, du mußt dich an ihm halten können: wie wirſt du das, wenn es ihm an Feſtigkeit fehlt? Er ſoll dein Führer ſeyn: wie kann er das, wenn er ſelbſt eines Führers bedarf!

Handelt der, den du liebſt, immer nach reifer

Ueberlegung, läßt er ſich von dem, was er vielfach geprüft, und endlich als richtig erkannt hat, nicht leicht abbringen, iſt er ſelbſt gegen die Stimme der Zärtlichkeit taub, wo die Stimme der Pflicht entſchieden hat: dann haſt du in ihm ein Gut von unſchätzbarem Werth gefunden.

Hüthe dich vor dem *Leichtſinnigen*. Vielleicht wird dir keiner ſo gefährlich ſeyn, keiner dir von ſo vielen intereſſanten Seiten erſcheinen, keiner dein Herz ſo zu bezaubern wiſſen. Der Leichtſinn vereinigt oft das Kühne mit dem Romantiſchen, was ihr Weiber ſo ſehr liebt. Der Leichtſinn iſt gewöhnlich auch *Frohſinn*, und eröffnet die Ausſicht in ein ungetrübtes Leben. Der Leichtſinn kommt, weil ihn nichts tief trifft, jedem Erguſſe des weiblichen Herzens entgegen. Aber er iſt auch flüchtig, und das verträgt die Liebe nicht. Du darfſt ſelbſt ſeinen Schwüren nicht trauen, weil er nicht weiß, was er thut. Seine Empfindungen ſind ein ſchnell aufloderndes, aber auch ſchnell verzehrendes Feuer. Du haſt nichts, wodurch du dich ſeiner Treue verſichern kannſt. Deine innigſten Mittheilungen verſteht er nicht. In deine wichtigſten Angelegenheiten kann er nicht mit dir eingehen. Vielleicht wird er das verlachen, was dir das Heiligſte iſt. Er weiß ja nicht, was du von ſeiner Kälte leideſt. Der tiefſte Schmerz deines Herzens iſt ihm unbekannt.

Wer nicht mit Achtung von der Tugend ſpricht, den fliehe, wenn ſeine Vorzüge auch noch ſo ſtark auf dein Gemüth wirkten. Wer die Tugend verrathen kann, der kann auch zum Verräther an der Liebe werden, der kann auch deine Ruhe morden.

Du aber Jüngling, der du ein edles Weib ſuchſt, ſiehe vor allem auf Unſchuld. Unſchuld iſt beym Weibe alles. Die verlorne Unſchuld des Weibes wird ſelten wieder gewonnen. Weibliche Tugend muß bewahrt, nicht erſt erkämpft werden. Grundſätze wirken beym Weibe wenig: aber der ungeſchwächte heilige Sinn für das Gute, macht es zum Engel. Das Weib, welches du liebſt, muß das Böſe noch nicht kennen. Iſt es erſt damit bekannt: ſo iſt ſchon ſeine Neugierde oft der beredteſte Fürſprecher für dasſelbe. Die kleinſte Verletzung der Unſchuld benimmt dem Weibe ſchon viel von jenem holden Liebreitze, womit er ſo geheimnißvoll ſüß dein Herz feſt hält.

Das ſchuldige Weib kann nie ſicher an deiner Bruſt ruhen, nie freudig in deine Empfindungen einſtimmen. Es wird dich immer mit Beſorgniſſen erfüllen; und weil du beſorgt biſt, wirſt du es nicht rein lieben. Leicht willigt das Herz von neuem in die Sünde, das einmal ihre Wallungen empfunden hat.

Das Verdienſt des Weibes iſt — nicht daß es gut ward, ſondern daß es nie ſchlecht geweſen iſt. Selten behält das gefallene Weib Zutrauen genug zu ſich ſelbſt, um ſich wieder aufzurichten.

Das Weib, welches du liebſt, darf *keine Leidenſchaft nähren, die ſtärker iſt als die Liebe.* Es muß alle Leidenſchaften durch Liebe beſiegen können, ſonſt wird es dich höchſt elend machen. Liebe iſt das Element des Weibes; in ihr allein kommt ſeine Weiblichkeit fort. Wächſt im ſanften Weibe einmal eine Leidenſchaft über die Liebe hinaus: ſo iſt es auch darin gränzenlos. Sie geht in eine Raſerey über, die nichts beſänftigen kann, und die zu allem fähig iſt. Sinnlichkeit, Geitz, Herrſch- und Rachſucht, ſind die vorzüglichſten Laſter, wovor du dich hier in Acht zu nehmen haſt.

Auch an *Würde und Selbſtgefühl* darf es dem Weibe nicht fehlen, das in der Liebe glücklich ſeyn und glücklich machen ſoll. Das Weib gibt ſich freylich in der Liebe dem Manne hin, um durch ihn alles zu ſeyn. Ihm opfert es einen Theil ſeiner Selbſtſtändigkeit. Aber es darf ſie ihm nicht ganz opfern. Es muß den Muth behalten, als moraliſches Weſen für ſich etwas zu ſeyn, und einen eigenthümlichen Adel zu behaupten: ſonſt wird es ihn auf die Dauer nicht intereſſiren. Seine Menſchheit iſt vertilgt, was bleibt dem Manne an der leeren Form zu lieben?

Du bedarfſt es, daß dich dein Weib oft mit Achtung erfülle, daß ſein Geiſt ſich dem deinigen mittheile, daß ſein Rath dich leite, und ſeine Warnung dich zurück halte.

Wenn der Wille des Weibes in der Liebe mit dem deinigen eines wird: ſo muß er doch immer noch ſein Wille bleiben. Das Weib, das dir in allem blindlings folgt, das dich für ſich denken, beſchließen und handeln läßt, mag in ſeiner Wirthſchaft wohl zu gebrauchen ſeyn — und auch da nur mit genauer Noth; aber zur treuen Gefährtinn des Lebens taugt es nichts. Ueberdem, ſeine Schwäche wird es verderben; du biſt ſeiner Tugend und ſeiner Liebe keinen Augenblick ſicher.

Endlich iſt auch, in Anſehung des Charakters, *die Religioſität des Weibes* nicht aus der Acht zu laſſen. Beym Manne iſt ſie für die Liebe weniger wichtig, weil ſein Charakter noch andre Stützen hat, ob ſie ſich gleich auch hier freundlich an ſie anſchließt, und viel zu ihrer Erhöhung und Beſeligung wirkt. Das Weib bedarf ihrer, wie überall, ſo auch in der Liebe weit mehr. Aus ihr kommt die Fülle des weiblichen Lebens. Sie bewacht die Reinigkeit ſeines Herzens. Sie gibt ſeinen ſchönſten Empfindungen Nahrung, und verhüthet, daß die liebliche Blüthe ſeines Reizes nicht im frivolen Sinne der Welt erſtickt werde.

Die Freygeiſterey der Weiber iſt leere Affectation; ſie ſind zu furchtſam, um ungläubig zu ſeyn. Aber ſchon als Affectation iſt ſie nicht bloß widerlich, ſondern auch gefährlich. Freygeiſterey könnten ſie leicht auch in der Liebe affectiren wollen. Affectation iſt Lüge, und jede Lüge ſchlägt dem weiblichen Herzen unheilbare Wunden.

Das Weib, das du liebſt, habe ein Herz voll Ehrfurcht, Dank und Vertrauen. Sein Auge ſchaue oft nach dem unbekannten Lande jenſeits. Vom Himmel komme ihm Ruhe, wenn es auf Erden leidet, Stärke, wenn es hier kämpft, Weisheit, wenn es hier geprüft wird. Die Andacht finde in ſeiner Seele einen geweihten Tempel, und es ſchäme ſich nicht zu bethen. Auch weil es Gott fürchtet, thue es ſeine Pflicht. Neben der Liebe zu dir, wohne die Liebe zum höchſten Weſen. Jene wird darum nicht kälter; aber ſie wird reiner, wohlthuender, ſtiller und dauerhafter ſeyn. Sein frommer Sinn wird dich erquicken, wie ſeine Milde; der Ausdruck der Andacht wird ſeine Anmuth erhöhen. Mächtiger werden die ſanften Worte ſeines Troſtes deine Seele beleben. Ruhiger wirſt du ſeiner Tugend vertrauen, denn du weißt, worauf ſie gebaut iſt.

Seine Frömmigkeit ſey einfach, wahr und ohne viele Worte. Fliehe die Andächtlerinn und die Bethſchweſter. Fliehe das Weib, das ſeine Religioſität immer im Munde führt, und überall in der

Sprache des Erbauungsbuches redet. Sie wird dich mit ihrer Heiligkeit zu Tode martern; wenn ſie es nicht mit ihren verborgenen Laſtern kann. Eher möchte ich dir zu einem weltſinnigen Weibe rathen, in deſſen Gemüthe vielleicht noch ein heiliger Funke angefacht werden kann.

Laß es dir indeß nicht leid ſeyn, wenn die Religioſität deiner Geliebten nahe an Schwärmerey gränzt, und nicht frey von Aberglauben iſt. Das liegt in der weiblichen Natur. Es ſteht ja bey dir, ſie zu veredeln.

Durch eigne Religioſität wird das Weib die glücklichſte Erzieherinn ſeiner Kinder. Durch ſie bekommt es jene wunderbare Gewalt über das jugendliche Herz, ihm eine Stimmung mitzutheilen, die für das ganze Leben wohlthätig bleibt, und die des Mannes Lehre nie würde geweckt haben.

---

4. Auch *Bildung des Geiſtes und des Geſchmackes* verdient, obgleich nicht in dem Maße, wie die Güte des Charakters, in der Liebe beherzigt zu werden. Fehlt es dem Manne an dieſer Bildung: ſo wird er ſich ſchwerlich in der Achtung des Weibes behaupten, dem hier ſeine natürliche Klugheit und ſein geſunder praktiſcher Verſtand, ſchon einen bedeutenden Vorſprung geben. Mit der Achtung hat er aber auch die Bürgſchaft der Liebe verloren. Das Weib darf

nur die gemeine Kultur der Welt haben, um es einzuſehen, wenn der Mann ſich unter Gebildeteren ſeines Standes lächerlich macht — und nur die gewöhnliche Eitelkeit der Weiber, um ſich ſeiner zu ſchämen. Das erträgt aber auch die innigſte Liebe nicht lange. Er wird in den Augen des Weibes mit der Zeit alles verlieren, wenn es darauf denken muß, bald ſeinen plumpen Aeußerungen zuvor zu kommen, bald ſeine ungereimten Mittheilungen zu unterbrechen, bald ſeinen Widerſinnigkeiten einen Anſchein von Sinn zu geben.

Der Mann ſoll ſein Weib bilden, und dieſes Beſtreben knüpft das gegenſeitige Intereſſe feſter an einander; dieſem Beſtreben entblühen auf beyden Seiten die ſchönſten Freuden der Liebe. Wehe ihm, wenn er dazu unfähig iſt!

Keinem Mädchen, das nicht ſelbſt ganz roh iſt, kann man rathen, ſich dem ganz ungebildeten und geſchmackloſen Manne hinzugeben, wenn ſein Herz auch noch ſo gut, und die Hoffnung, etwas aus ihm zu machen, noch ſo ſcheinbar wäre. Männer, die in Vorurtheilen, in Steifheit und Verſchrobenheit des Geiſtes feſt geworden ſind, laſſen ſo leicht nichts aus ſich machen. Sie dringen vielmehr ihr verkehrtes Weſen allem auf, was mit ihnen in Berührung kommt, und werden die Tyrannen ihrer beſſern Weiber. Hätte indeß der Mann auch Bildſamkeit genug, um von ſeinem Weibe anzunehmen: ſo müßte doch, aus dieſem verrückten Verhältniſſe, unzählbare ſchlimme Folgen entſtehen.

Nicht weniger bedenklich iſt für den Jüngling die Liebe zu einem Mädchen, das an Bildung zu weit unter ihm ſteht. Dieſen Mangel wird ihm vielleicht Anfangs ein gewiſſer geiſtreicher Schein des Aeußern verbergen. Aber dieſer Schein kann nicht fortdauern, und er wird ſich um ſo unangenehmer auflöſen, je täuſchender er war. Die Liebe ſelbſt gibt dem Weibe einen bezaubernden Reitz, der leicht für die Wirkung des Gedankenreichthums, der Gefühlsfülle, und einer beweglichen Phantaſie gehalten wird. Aber im vertrautern Umgange, wo man ſich einander mittheilen, und von einander unterhalten ſeyn will, offenbart ſich doch die Leerheit, mit dem ſie begleitenden Ueberdruſſe bald.

Die Liebe iſt freylich eine glückliche Lehrerinn des Weibes; ſie lenkt ſeine Aufmerkſamkeit auf tauſend Dinge hin, die es ſonſt nicht bemerkt hätte; ſie gewinnt ihm für tauſend Dinge Intereſſe ab, gegen die es ſonſt gleichgültig geblieben wäre. Sie gibt ſeinem Verſtande eine Leichtigkeit und Schärfe, die er ſonſt nicht hatte. Aber ſie ſetzt zu dem allem doch ſchon eine gewiſſe Reife voraus. Wo es hieran fehlt, da können ſich nicht einmal alle Empfindungen der Liebe entwickeln, da kann das Weib die Liebe des gebildetern Mannes nicht einmal erwidern; noch weniger wird es ihm auf die Dauer genügen.

Die verwandten Herzen ziehen ſich zwar an; aber die Verſchiedenheit ihrer Ausbildung ſteht doch immer, als eine feſte Scheidewand, zwiſchen ihnen.

Die Liebe kann nicht immer küſſen und tändeln. Sie lebt nicht vom bloßen ewigen Anſchauen. Auch die Geiſter müſſen mit einander in Verkehr treten. Dies geſchieht durch Gedanken und Empfindungen. Welch ein looſes Band knüpft ſie nur noch an einander, wo entweder keine, oder doch nur ganz rohe Gedanken und ganz gemeine Empfindungen ſind, oder wo beyde nicht verſtanden werden?

Beſſer geht es in ſolchen Verbindungen, wo beyde Theile auf einer niedern Stufe der Kultur ſtehen. Die Liebe äußert ſich hier, wie ſie kann. Man begnügt ſich an den Entfaltungen im handelnden Leben und in der Beurtheilung gewöhnlicher Gegenſtände. Freylich wird die Liebe hier weniger genoſſen. Aber wo die Bedürfniſſe und Anſprüche geringer ſind, da darf auch die Befriedigung geringer ausfallen.

Wähle dir nur kein ſolches Weib, das zu tief unter dir, oder zu hoch über dir ſteht.

5. Siehe bey dem Geliebten auch auf Unſträflichkeit und Feinheit der Sitten. Nicht genug, daß das Herz rein iſt; auch das Betragen muß kein Tadel treffen. Bey manchen Menſchen iſt der Charakter beſſer als das Leben. Aber das iſt keine hinlängliche Rechtfertigung für die Liebe. Sie will den Charakter im Leben ſehen. Sie will, daß das Publicum auch ſo vortheilhaft von dem Geliebten denke als er es verdient. Sie will ſich ſelbſt verſichern, daß der Geliebte ein edler Mann ſey. Wenn ſie auch davon verſichert iſt: ſo ſoll die Verbindung mit ihm keinen nachtheiligen Schatten auf ſie werfen. Die Zweydeutigkeit ſeines Rufes, durch den unſchuldigſten Umſtand veranlaßt, kann ihr ganzes Glück zertrümmern.

Das Weib vermag dem Manne hierin noch mehr nachzuſehen; weil es billiger iſt; weil die öffentliche Meynung dem Manne viel zu Gute hält, was ſie dem Weibe verargt; und weil bey ſeinen Verirrungen das Herz leichter unverletzt bleiben kann. Doch wird es auch nicht an Mißverſtändniſſen und unangenehmen Auftritten fehlen, wenn der Mann, bey einem übrigens nicht ganz verdorbenen Charakter, in der äußern Lebensweiſe freye Grundſätze zeigt.

Der Mann fordert vom Weibe mehr, und muß mehr von ihm fordern; weil die vernachläſſigte Sitte bey dieſem faſt immer von Verwahrloſung des Herzens herrührt; weil das unſchuldige Weib nicht ſo leicht den Verdacht der Schuld auf ſich laden wird; weil ſein angebornes Zartgefühl auch ſein äußerliches Leben ſchärfer bewacht; weil ſein Ruf eher leidet; und weil der einzelne Fehltritt ſeine Tugend in größere Gefahr bringt. Ein leichtſinniges Weib, das ſich über das Urtheil der Welt und die feinern Forderungen der Delicateſſe wegſetzt, iſt ſelten ein tugendhaftes Weib, und noch ſeltener zu Verbindungen der Liebe geeignet. Das Weib, das du dir wählſt, müſſe auch dem ſtrengſten Gerichte keine Blöße geben. Sein Herz ſey rein, und ſein Wandel unbeſcholten.

Auf *Feinheit der Sitten* pflegt die Liebe ſchon von ſelbſt zu ſehen. Sie gehört unter die Mittel, wodurch in der Regel Liebe geweckt wird. Aber es gibt doch auch Beyſpiele genug davon, daß man nicht ſo ſehr Rückſicht darauf nimmt, als man ſollte. Der Mangel derſelben wird oft, beym Weibe vom Schimmer der Schönheit, beym Manne von einem entſchiedenen, kräftigen Weſen überfirnißt, aber mit der Zeit denn doch fühlbar genug.

Ueberdem iſt auch hier nicht von den Formen der Convenienz und von der Gewandtheit in der Darſtellung derſelben die Rede. Hiermit hat die Liebe, in ihren vertrautern Verhältniſſen, wenig zu ſchaffen; ob es gleich, als eine perſönliche Vollkommenheit mehr, das Intereſſe an einander erhöhen muß. Es iſt hier von dem die Rede, wodurch Menſchen zu erkennen geben, daß ſie ſich achten, vorzüglich aber von den zarten Nuancen in den Beweiſen der Aufmerkſamkeit und in den Erſcheinungen eines herzlichen Wohlwollens — von dem, was ein gebildeter und fein fühlender Geiſt der äußern Sitte aufprägt, und worin der fremde gebildete und fein fühlende Geiſt die Züge eines ſchönen Innern durchſcheinen ſieht.

Die Liebe iſt ſelbſt eine ſchöne Empfindung, und wird ſich deßwegen durchgehends auch ſchön äußern. Aber ſie kann doch, bey einer gänzlichen Verwahrloſung der Sittenkultur, plump und ungefällig werden; und dann iſt die wärmſte Gunſtbezeugung ekelhaft. Sie kann auf der andern Seite von einem geläuterten Geſchmacke etwas annehmen, was ihr reitzendes Leben in ihren Mittheilungen fühlbar macht, und ihr viele neue Annehmlichkeiten gibt.

Der Wetteifer, einander an Feinheit der Aufmerkſamkeit und des Betragens zu übertreffen, erhält die Liebe lebendig, wo ſie ſonſt in Gefahr wäre zu erkalten, und verſchafft ihr Gelegenheit, ſich mit den verſchiedenſten Modificationen darzuſtellen.

Einfalt und Herzlichkeit ſind bey dieſer Feinheit der Sitten das Vorzüglichſte. Mit dem Uebrigen gibt es ſich dann leicht von ſelbſt, wenn die Naturen nicht ganz verunglücket ſind.

Endlich, *ſiehe auch noch darauf, ob der Geliebte Sinn für nähere Vereinigung und ihre Freuden habe.* Von dieſem Sinne mußt du in der Liebe alles erwarten. Wo er fehlt, da löſt ſich das feſteſte Bündniß bald auf. Die Liebe allein gibt ihn nicht. Er muß ſelbſt ſchon in der Liebe ſeyn, ſonſt iſt dieſe nicht rechter Art, und von kurzer Dauer.

Nur dann darfſt du auf den Jüngling, der dich zu lieben ſcheint, vertrauen, wenn er, müde des Weltgeräuſches, der lärmenden Freude, der abwechſelnden Zerſtreuungen, der unruhigen Thätigkeit und des Gedränges der Leidenſchaft, in deinen Armen Stille, häusliches Glück und eingezogene Fröhlichkeit zu finden, und ſich ganz an dich und deine einfachen Umgebungen zu ketten wünſcht. Will er noch immer hinaus in die Welt; ſind es noch immer die Sirenenſtimmen ſeiner Geſellſchaften, die Phantome ſeines Ehrgeitzes, die Gluth ſeiner Begierden, was ihn anlockt: ſo wird es dir vielleicht gelingen, ihn durch deine Liebe und Sorge davon zurück zu bringen; aber dieſem Vielleicht darfſt du doch nicht die Entſcheidung deines Glücks überlaſſen. Oft iſt dieſer Mangel eine Folge des noch nicht gemäßigten Ungeſtümes der Ju gend — und dann kannſt du allerdings hoffen. Oft aber zeugt er davon, daß die Anlagen zum häuslichen Leben fehlen; und dann wird er nicht anders werden.

Bey dem Mädchen iſt das Daſeyn oder der Mangel des häuslichen Sinnes noch wichtiger. Er muß ſich ſchon frühe, ſelbſt im jugendlichen Leichtſinne zeigen. Das Weib ſoll ihm ganz leben. Nur dann wird es den Mann beglücken. Es hat in der großen Welt wenig zu thun; aber im häuslichen Kreiſe alles. Geht ſeine Liebe immer dorthin: ſo iſt dies ein tief eingewurzelter, oft unverbeſſerlicher Fehler; es wird hier nichts ſeyn, und du wirſt nur einen ſehr kleinen Theil ſeines Herzens beſitzen.

Der Mann, der die Welt liebt, fühlt oft das Bedürfniß, aus ihr zurück zu kehren; und das führt ihn in die Arme ſeines Weibes. Aber das Weib, das ſie liebt, iſt ihr mit Leib und Seele ergeben. In der Stille iſt für dasſelbe keine Luſt und Freude. Die Augenblicke, die es da zubringen muß, ſeyen noch ſo kurz: ſie bleiben ihm doch drückend.

Darum ergib dich dem Weibe nicht, das bloß für Geräuſch und Schimmer erzogen iſt. Es braucht dein Herz nur zu einem Spielwerke ſeiner Eitelkeit. Es wird es wegwerfen, wenn es deſſen müde iſt. Nie kann es dich glücklich machen.

V.

Umgang der Liebenden.

Im Umgange wird alle Wonne der Liebe genoſſen. Im Umgange theilen die Liebenden ſich ſelbſt, ihre Gedanken und Empfindungen und das Gefühl ihres Liebens und Geliebtwerdens einander mit. So verſchieden die Arten dieſer Mittheilung ſind, und ſo verſchieden die Liebe ſelbſt, von der tiefſten Stufe der Körperlichkeit, bis zur höchſten der Geiſtigkeit, iſt: ſo verſchieden ſind auch die Arten des Umganges. Er iſt um ſo vollkommner: je größer und allſeitiger die Summe von Gedanken und Gefühlen iſt, die von dem Einen zum Andern übergeht; je mehr ſich darin das geiſtige und körperliche Daſeyn in ſeiner Fülle und Harmonie ausſpricht; je zahlreicher und ſprechender die Zeichen ſind, in welchen ſich die beglückte Stimmung der in einander fließenden Herzen zu erkennen gibt.

In gewiſſer Rückſicht am meiſten geiſtig iſt wohl derjenige Umgang voneinander entfernter

Geliebten, der im Andenken an den Geliebten und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft mit demſelben beſteht, ob er gleich in einer andern Rückſicht wieder ſehr ſinnlich ſeyn kann.

Er wird nicht durch den Anblick des gegenwärtigen Geliebten, durch die augenblickliche Wirkung ſeiner Reitze und durch den Einfluß der ſichtbaren Erwiederung belebt. Viele Dinge, die mehr die Sinnlichkeit beſtechen, als das Herz rühren, fallen hier weg. Er muß alſo ſein Leben allein von der Stärke der Neigung ſelbſt empfangen. Und es bedarf eines hohen Grades derſelben, um dieſen Gedankenumgang intereſſant zu machen.

Wo die Sinne keine Nahrung finden, da iſt die Phantaſie deſto thätiger; und wie wichtig dieſe in der Liebe ſey, iſt bekannt. Sie wird nicht allein von der Liebe leicht in Bewegung geſetzt; ſondern ſie erhöht auch ſelbſt wieder das Gefühl derſelben. Man darf Liebende daher im erſten Entſtehen ihrer Zuneigung nur von einander entfernen, um dieſe Neigung in Leidenſchaft zu verwandeln, und ihr einen romantiſchen Schwung zu geben, in welchem ſie das ganze Getriebe des Herzens mit fortwälzt.

Die Phantaſie erhält das Bild der Geliebten in ſeiner vollen Kraft gegenwärtig. Sie ruft die ſchönſten Situationen aus der Vergangenheit wieder hervor. Jeder ſeelenvolle Blick, jeder warme Handdruck, jeder Erguß des vollen Herzens, jede Sprache der Empfindung, jede gerührte Verſicherung der Liebe muß die Seele von neuem entzücken. Das alles wird zum reitzenden Gemählde ausgebildet; unangenehme Züge werden verwiſcht, und angenehme hinzugethan. Intereſſante Verwickelungen und Plane werden ausgedacht. In ſüßen Träumen berauſcht ſich der Geiſt. Gedanken und Empfindungen entwickeln ſich zu einem ſtummen Geſpräche mit dem Geliebten. Man glaubt, er werde dasſelbe denken und empfinden. Man fragt ihn, und man meynt ſeine Antwort zu vernehmen. Man erklärt ihm in heißen Schwüren ſeine Liebe. Man lieſt in ſeinem Auge das trunkene Entzücken. Man fühlt ſich von ſeinem Arme umſchlungen. Man ruht an ſeiner Bruſt.

Je nachdem die Liebe materieller oder geiſtiger war; je nachdem iſt auch der Umgang mit dem Geliebten mehr mit den ſinnlichen oder geiſtigen Freuden der Liebe beſchäftigt; je nachdem ergötzt ſich die Phantaſie mehr an dem idealiſchen Genuſſe der äußern Reitze oder der innern Vortrefflichkeit. Er kann ſo gar bis zur üppigſten und brutalſten Schwelgerey herabſinken, die für Körper und Geiſt gleich zerſtörend iſt — ſo auch auf der andern Seite ſich zur feinſten Sentimentalität, die ſich ſchon durch den unſchuldigſten Gedanken zu verſündigen glaubt, erheben. Immer aber erſcheint der Geliebte hier in verklärendem Lichte.

Für Menſchen von einer lebhaften Phantaſie, und deren Herz wirklich von reiner Liebe erwärmt iſt, muß dieſer Umgang große Vorzüge vor dem perſönlichen haben; ſo große Vorzüge, als das idealiſche Leben überhaupt vor dem wirklichen hat — und noch größere, weil die Liebe für dieſes Leben ungemein viel Sinn beſitzt. Die Mängel der Wirklichkeit fallen hier weg. Die Spannung ſteigt ſelten ſo hoch, um in Erſchlaffung überzugehen. Man kann träumen nach Herzensluſt, und den Geliebten in jedes Intereſſe bis zur vollkommenſten Sympathie hinein ziehen.

Anders iſt dieſer Umgang, wo die Liebe den leidenſchaftlichen, und anders, wo ſie einen zärtlichen Charakter hat. Die Leidenſchaft glüht, iſt außer ſich; die feurigſten Farben mahlen ihr Bild nicht vollkommen. Die Entfernung des Geliebten kann ſie Anfangs erhöhen, aber auf die Dauer muß ſie dadurch geſchwächt, und endlich ganz beſiegt werden. Der geiſtige Umgang gibt ihr Anfangs mehr Leben; aber ſie hält nicht lange dabey aus, theils weil er ihr zu viel Anſtrengung koſtet, theils weil das bloß Geiſtige überhaupt nicht nach ihrem Geſchmack iſt.

Die Zärtlichkeit iſt mehr im ſtillen Andenken, in liebender Beſorgniß mit dem Geliebten beſchäftigt. Sie übertreibt nicht, ſie verliert ſich nicht in hohen Phantaſieen; aber der Geliebte iſt immer um ſie; ſie theilt mit ihm alle Angelegenheiten. Der Gedanke an ihn iſt mit allen Ideen verwebt. Je länger die Trennung dauert; deſto ſtärker wird ihre Anhänglichkeit; denn ſie gewinnt immer mehr Zeit, ſeinen ganzen Wehrt ſich vorzuſtellen, und in ihrem Zuſtande iſt nichts Gewaltſames.

Daher läßt ſich auch von dem Intereſſe, welches dieſer Umgang für jemanden hat, nicht auf die Stärke bewährter Liebe in ihm ſchließen. Dieſes Intereſſe iſt oft im Rauſche des Sinnenreitzes am ſtärkſten, und gewöhnlich bey denen am lebhafteſten, bey welchen ſich die meiſte Neigung zur Abwechſelung findet, und bey welchen die Liebe am erſten zu erkalten pflegt.

Eine andere Art des geiſtigen Umganges mit dem abweſenden Geliebten iſt der Briefwechſel.

Hier kommt das ſinnliche Zeichen ſchon mehr der Phantaſie zu Hülfe; hier werden die Gedanken, indem man ſie ausdrückt, mehr belebt; hier weiß man, daß man dem Geliebten ſich wirklich mittheilt, und daß man Empfindungen in ihm weckt. Der Briefwechſel zwiſchen entfernten Geliebten iſt deßwegen ein ſehr wirkſames Mittel, die Neigung zu einander auch dann noch lebhaft zu erhalten, wenn das Andenken allein dazu nicht hinlänglich geweſen wäre.

Man empfängt von dem Geliebten Kunde, und mit ihr die ſüße Erinnerung an theure Oerter und glückliche Stunden. Was einſt äußeres Leben war, ſteht als innere Welt ſchöner im Gemüthe wieder auf' und aus ihr bilden ſich wieder neue liebliche Phantaſieen, neue Ausſichten in eine glückliche Zukunft hervor. Man iſt genöthigt, ſich das Bild des Geliebten in beſtimmten Zügen zu vergegenwärtigen, was zwar nicht das auffliegende Feuer, aber wohl eine zärtliche Stimmung des Gemüthes ſehr begünſtigt. Alle Empfindungen, welche die Liebe zu begleiten pflegen, Wehmuth, Freude, Ahndung, Beſorgniß u. ſ. w. werden aufgeregt, und wirken verſtärkend auf ſie zurück. Die Phantaſie ſchweift nicht ſo unruhig umher; aber ſie genießt das inniger, was ſie beſchäftigt. Was der Eine dem Andern nicht bloß in der Einbildung, ſondern in der That iſt, deſſen werden ſie ſich mehr bewußt. Die Ideen kühlen ſich ab, indem man ſie auf das Papier bringt; aber ihre Wahrheit wird ihrer rührenden Gewalt nichts benehmen.

Alle Liebende, auch die, welche ſich oft ſehen, ſollten eine ſolche Correſpondenz unter ſich einführen. Dies würde ihrem Verhältniſſe eine gewiſſe Feſtigkeit und Beſonnenheit geben, deren Mangel im Anfang der Liebe nur zu oft die Schuld der frühen Auflöſung trägt. Iſt ſie anhaltend und regelmäßig: ſo muß ſie doch mehr enthalten als unnöthige Verſicherungen, leere Exklamationen und eitles Wortgepränge. Man erſchöpft ſich nicht allein hierin bald, ſondern wird deſſen auch bald überdrüſſig. Die ſchriftliche Unterhaltung theilt wahrer und reiner mit als die perſönliche, wenn dieſe ſich allein überlaſſen iſt. Sie wird dieſe in einen vernünftigern Gang einleiten, und ihr eben ſo fruchtbare als intereſſante Ideen angeben. Sie wird unter den Liebenden ſelbſt mehrere und feinere Verhältniſſe verwickeln, eine Menge ungeachteter Gegenſtände in dieſe Verhältniſſe hineinziehen, und ſie zu Bemerkungen veranlaſſen, die für den Verſtand und das Herz gleich überraſchend ſind. Sie wird Wahrheiten zur Sprache bringen, die ihre ganze Beherzigung verdienen, die auf das Glück ihres Lebens einen entſcheidenden Einfluß haben, und die doch ſo leicht von ihnen überſehen werden. Sie wird ſie auf den Reichthum, der in ihnen liegt, auf eine Welt voll Gedanken und Gefühlen aufmerkſam machen, und nicht allein dadurch mittelbar zu ihrer Bildung beytragen, ſondern auch unmittelbar durch das Mitgetheilte ſelbſt, und durch das aufgeregte Beſtreben, ſich dadurch einander und für einander zu bilden. Sie wird ſie über das, was ſie einander ſind, und was ſie ſich im künftigen Leben ſeyn ſollen, zu einer wohlthätigen Beſonnenheit bringen.

Der Briefwechſel wahrhaft Liebender iſt, auch von dem Geſagten abgeſehen, ungemein intereſſant. Sie ſagen ſich hier, wie ſie ſich lieben, mehr in einfachen und zufälligen Ergießungen des Herzens, als in abſichtlichen Bemühungen, in geſchmückten Worten und in hochtönenden Redensarten. Sie ſagen ſich dies in Augenblicken, wo das Herz ruhiger ſchlägt, und doch auch mit zärtlicher Sehnſucht erfüllt iſt. Sie theilen ſich ihre Erfahrungen, ſo weit ſie auf das liebende Intereſſe Beziehung haben, und das Geheimſte ihrer innern Lebensgeſchichte mit. Ihre Beſchäftigungen, ihre Wünſche, ihre Hoffnungen fließen da aus der vollen Seele.

Kurz und rührend ſpricht hier das Herz zum Herzen. Wahr und ſchmucklos drückt ſich die tiefe Empfindung aus. Keine Gemeinſprüche, kein Moraliſieren, kein albernes Winſeln.

Selbſt das Detail, die Wiederhohlungen, die Fehler gegen die Sprache haben etwas Gefälliges in den Briefen der Liebenden. Hier werden noch die reinen Laute der Natur gehört, die man ſonſt ſo ſelten im kultivirten Menſchenleben vernimmt.

Intereſſant in einer andern Hinſicht ſind auch die

Briefe der Verliebten. Wer die menſchlichen Tollheiten nahe zuſammen haben, und, was unter dem Monde Sonderbares getrieben wird, in der Quinteſſenz genießen will, der blättre in den Archiven der erfahrnen Weltweiber. Wie die Empfindeley winſelt, die Phantaſterey ſich ungebährdig ſtellt, die Grimaſſe ſich anſtrengt, die Leerheit Worte fängt, die Kopfloſigkeit an Redensarten ſaugt, die Herzloſigkeit ſich mit eingelernten Formeln ſchmückt, die Engbrüſtigkeit ſich ins Feuer jagt, die Eitelkeit ſich beleckt, die Albernheit ſich breit macht, der Unſinn ſprudelt, die Pedanterey ſich ziert, daran kann er hier ſeinen verſtimmten Humor beluſtigen.

Schwerlich läßt ſich etwas Närriſches denken, das nicht ſchon in verliebten Briefen noch närriſcher geſtanden hätte. Auch hier hört man die Natur, aber es iſt ihre Katzenmuſik, nicht ihr Sphärengeſang.

Verliebte Briefe zeigen uns den Menſchen im Schlafrocke, den wir ſonſt nur gewohnt ſind in Gallatracht zu ſehen. Sie charakteriſiren trefflich, aber freylich, jeder auf ſeine eigne Art. Auch aus der Affectation ſcheint der Menſch durch, um ſo ſichtbarer, je mehr Mühe er ſich gibt. Wenn auch der geſcheidte Mann wohl einmal in die Arme der Thorheit fällt: ſo behält er doch ſeinen Verſtand noch; und nicht ſelten wird erſt aus ſeiner Unbeholfenheit im Unſinns klar, daß er viel Verſtand hat.

Nie wird es aber ſchwer fallen, aus Briefen den wahrhaft Liebenden vom bloß Verliebten oder von dem, der es bloß ſeyn will, zu unterſcheiden. Die Sprache der reinen Liebe iſt unnachahmlich. Nur das Herz kann ſie lehren.

Zwar kann auch das Herz ſich verirren; die Empfindung kann übertreiben; und die Verbildung des Charakters wird immer etwas entſtellen. Aber das alles macht doch die Natur nicht ganz unkenntlich. Ihre lesbarſten Züge laſſen ſich gar nicht verwiſchen.

Eine beſondere Art des geiſtigen Umganges der Liebenden iſt die *Mittheilung der Gedanken und Empfindungen durch körperliche Gegenſtände, als die Zeichen derſelben.*

Die Blumenſprache der Morgenländer iſt gewiß eine ſinnreiche Erfindung. Was iſt natürlicher, als daß ſich die Liebe Blumen zu Ueberbringern ihrer Geheimniſſe wählt. Die Blume iſt an ſich ſchon ein ſchönes Bild der Liebe. Sie erinnert an die Blüthe des Lebens, an Freude ohne Nutzen, an Werth, der nicht nach dem Ertrage gemeſſen, an Wonne, die ohne Prunk und Eitelkeit gegeben wird, und die nichts vergolten haben will. Sie gibt, außer ihrer beſtimmten

Bedeutung, der Phantaſie Spielraum zu tauſend ſüßen Träumen.

Bey uns wählt ſich die Liebe ihre Zeichen nach Luſt und Wohlgefallen, und ſie werden, auch ohne Verabredung, verſtanden. Was der Mund noch nicht zu geſtehen wagt, das wird dem geheimnißvollen, und doch verrätheriſchen, Zeichen anvertraut. Was keine Feder ausdrücken könnte, das enthüllt dem Geliebten das holde Geſchenk der Liebe.

Der perſönliche Umgang der Liebenden hat unzählbare Formen. Aber in allen iſt doch das Weſen Einer Grundform, welche die echte Liebe ſelbſt bildet; und wo dieſe fehlt, da iſt auch keine echte Liebe. Das ganze verwandte Daſeyn der Liebenden in ſeinen gröbern, und in ſeinen feinſten Beziehungen will ſich hier in der lebendigen Gegenwart mittheilen, und jedes zärtliche Zeichen, dem nur nicht die Zartheit der feinen Empfindung widerſtrebt, iſt hier willkommen. Er iſt nicht nothwendig deßwegen ſchon ganz ſinnlich, weil ihm die ſinnliche Anſchauung zu Hülfe kommt. Er kann ſich über dieſe erheben, die höchſte geiſtige Richtung nehmen, und ſich zum Verkehr der reinſten Gedanken und Empfindungen läutern.

Wie die Gemüthsart des Menſchen, wie ſeine Stimmung, wie ſein herrſchendes Bedürfniß iſt: ſo iſt auch ſein Umgang mit dem Geliebten.

Der ſinnliche Liebhaber will fühlbaren Genuß — entweder allein, oder doch vorzüglich. Der Umgang mit dem Geliebten wird ihm langweilig, wenn nicht Kuß und Umarmung darin die Hauptſache ſind. Die Gluth ſeines Herzens ſoll ſich im warmen Ausdrucke und in der wärmern Erwiederung fühlen. Er weiß ſein Gefühl nicht zu bezeichnen, wenn es nicht Lippe auf Lippe ſtrömt, wenn ſich nicht die lauten Schläge des Herzens begegnen. Seine Freuden ſchießen zu üppig auf; darum verblühen ſie bald. Die Flamme lodert zu hell, darum brennt ſie bald aus. Das Intereſſe des Umganges iſt dahin, wenn er ſich ſatt geküßt hat, und die Umarmung etwas Altes geworden iſt.

Der äſthetiſche Liebhaber will ſich bloß an der ſchönen Form ergötzen. Er hüthet ſich vor dem materiellern Genuſſe, oder erlaubt ihn ſich nur äußerſt ſparſam, damit dieſe ihm immer friſch bleibe, und damit die Leidenſchaft ihn nicht im Anſchauen hindere. Er bewundert in der Geliebten das Meiſterſtück der Natur, und iſt zufrieden, wenn er nur ſehen und bewundern kann. Er bedarf keiner Sprache, weil ihm die Schönheit ſelbſt die lebendigſte, die Anmuth die geiſtreichſte Sprache iſt. Indeß ſieht man ſich mit der Zeit denn doch auch ſatt, und die Bewunderung hält ſich ſo wenig lange in ihrer Tiefe, als die bewunderte Vortrefflichkeit auf ihrer Höhe. Für jenes ſorgt die Eitelkeit; für dieſes die Gebrechlichkeit der Menſchen.

Was die Liebe beſeelt, iſt mehr, als was in die Sinne fällt. Ein feſteres Band verknüpft die verwandten Herzen. Das Gefühl davon erfordert höhere Mittheilungen. Dies glaubt eben der platoniſche Liebhaber getroffen zu haben. Durch die ſchönen Züge des Geſichtes ſieht er die Züge einer ſchönen Seele ſchimmern. Er bedürfte nichts mehr als das, um den ganzen Reichthum der Liebe zu genießen. Aber die Empfindungen der Geliebten begegnen ihm am Monde, in der Blume und auf dem Inſecte. In Blüthendüften regnen ſie auf ihn herab, und in der Abendkühle wehen ſie ihn an. Der Umgang iſt in der Regel einſylbig, ein ſtummes Schmachten, ein ſehnſuchtsvoller Seufzer, ein aufblickendes Auge, ein verzogenes Geſicht — das iſt alles; wenn nicht zuweilen die Fülle des Gefühles ihn übermannte, und ſich in Worten Luft machte. Und auch damit ſagt er ſelten mehr, als daß ihm ſo wohl und ſo weh ſey.

Bey all' ihrer Geiſtigkeit theilen doch dieſe Empfindſamen darin das Schickſal der Sinnlichen, daß ihnen das ſublime Weſen bald leid wird. So luſtig es auch in ihren Seelen ausſehen mag: ſie müſſen doch fühlen, daß der Zauber des Nichts ſehr flüchtig ſey. Die Liebe verlangt tiefere Blicke ins Herz des Geliebten, als der empfindelnde Träumer in ſeiner Gewalt hat; und die Farben der Phantaſie erbleichen bald neben den grellern der Wirklichkeit.

Der enthuſiaſtiſche Liebhaber lobt, betheuert, ſchwört; und iſt bald auf dem Trockenen, weil er keine Lobſprüche, keine Betheurungsformeln und keine Schwüre mehr finden kann, die ihm ſtark genug wären, und die Sache ausdrückten wie ſie, nach ſeiner Meynung, iſt. Man kann ſich auch im Loben überladen; man kann ſogar ſeine Empfindungen und den Werth der Sache wegloben. Nichts erſchöpft den Geiſt mehr als Hyperbeln.

Der enthuſiaſtiſche Liebhaber verlangt, daß ihm eben ſo geſchmeichelt, verſichert und geſchworen werde. Die Schmeicheley gibt ihm mehr, als die ſtille, aber unzweydeutige und thätige, Anerkennung ſeiner Vorzüge — die Verſicherung, wenn ſie auch Zweifel übrig läßt, mehr, als die durch ſich ſelbſt ausgemachte Wahrheit. Wetteifernd denkt er es immer höher zu treiben, und merkt nicht, daß er ſo nahe am Ziele ſteht. Seine ſchon trunkene Seele will er immer noch mehr berauſchen, und bedenkt nicht, daß die Natur ihre feſten Schranken hat, und daß der Rauſch die Seele für die beſten Genüſſe unfähig macht.

Der Umgang *des leichtſinnigen Liebhabers* iſt ein ewiges Flattern und Tändeln, — ein ewiges Wogen der Seele auf einem Meere fröhlicher Ideen. Im heitern Scherze, im hüpfenden Tanze, im hebenden Geſange, im lauten Jubel will er mit der Geliebten dahin ſchweben. Tage, bald der ſtillen, bald der tobenden Luſt ſoll, wie alles, was ihn entzückt, auch das Bündniß der Liebe für ihn herauf führen. Wie der Umgang mit dem luſtigen Geſellen in den Zirkeln der Freude, ſoll auch der Umgang mit dem liebenden Mädchen ſeyn. Er vergißt, daß die lebhafte Freude nur die Würze, nicht die tägliche Nahrung, des Lebens ſeyn kann, daß das Leben zu arm iſt, um ſie immer zu geben, zu enge eingerichtet, um ſie immer zu beherbergen, daß es auch Genüſſe gibt, die nicht Freuden ſind — unter allen vielleicht die ſüßeſten, die dauerhafteſten, am meiſten der Liebe eigen — und daß die Liebe mehr von dem hat, was im Menſchen iſt, als von dem, was ihn umgibt.

Der *ernſtere, gebildetere Mann* richtet ſeine meiſten Forderungen an den Geiſt. Mittheilung von Gedanken, in denen ſich eine reiche und heitre Seele ſpiegelt, von Empfindungen, in denen verwandte Geiſter ſich wieder erkennen, von Wünſchen und Hoffnungen, die ſich auf das Glück des Lebens und auf Veredlung der Naturen beziehen, das iſt ihm das Wichtigſte im liebenden Umgange. Gemeinſchaftliche Lectüre und gemeinſchaftlicher Naturgenuß bringen in dieſe Unterhaltungen mehr Leben und Abwechſelung. Beyde ſtimmen trefflich zu der Empfindung, die jetzt ſein Herz erfüllt. Aber auch er irrt, wenn er glaubt, daß die Liebe jede andre Mittheilung verſchmähe, ſich durch jede andre entehrt fühle.

Im Umgange der Liebenden ſoll ſich *alles* vereinigen, was die Liebe eines ſinnlichen und zugleich vernünftigen Weſens zu *geben*, zu *empfangen* und zu *wünſchen* hat. Umarmung, Anſchauung, Betrachtung, Lob, Scherz, Gedankenmittheilung und Naturgenuß, alles darf ihnen Zeichen, Siegel, Erhöhungs- und Veredlungsmittel ihrer Liebe werden. Nur daß die Verordnungen der Weisheit immer Gehör finden; nur daß ein reines Herz dieſen Umgang bewache, und die Delicateſſe entferne, was ihr entgegen iſt, ein zartes Gefühl jede Gefahr ahnde, die die ſchöne Blüthe zu zerſtören droht.

Der Umgang der Liebenden ſoll ihnen gegenſeitig ihr ganzes inneres und äußeres Leben entfalten. Das iſt es eigentlich, worin die Liebe ſich wonnevoll genießt, und der Eine dem Andern immer intereſſanter wird. Freylich geſchieht dies am beſten durch zufällige Enthüllungen; freylich ſind diejenigen Bemerkungen über den Geliebten die angenehmſten, welche die Umſtände veranlaßten, die dem Herzen gleichſam abgeſtohlen wurden, und wobey man nichts zeigen wollte. Aber manches wird uns doch verborgen bleiben, wenn nicht ernſthafte Unterhaltungen über Gegenſtände, die beyden wichtig ſind, es zur Sprache bringen.

Faſt an allen unſern Gedanken hat das Herz ſeinen Antheil; faſt alle laſſen einen gewiſſen Charakterzug durchſchimmern. Nur muß dabey das Abſichtliche, welches ſo leicht ins Manierirte verfällt, und das Künſtliche, welches ſo leicht Pedanterie wird, vermieden werden. Nichts iſt lächerlicher, und nichts zeugt von einer größern Verſchrobenheit des Kopfes, als in der Liebe gelehrt ſeyn zu wollen, mit moraliſchen Maximen zu prunken, oder politiſche Angelegenheiten zu beſprechen.

Fehlt es den Liebenden nicht an aller Bildung: ſo wird es ihnen gewiß auch nicht an Gegenſtänden der Unterhaltung fehlen, die mit dem Einverſtändniſſe ihrer Herzen in genauer Verbindung ſtehen, ohne ſich in ewigen Tändeleyen zu bewegen. Bemerkungen über ſich ſelbſt, über Welt und Menſchen, Erfahrungen, die ſie gemacht haben, ihre Empfindungen bey intereſſanten Dingen und Auftritten, ihre Lebensweiſe, ihre Geſchäfte und Freunde, Hoffnungen und Beſorgniſſe für die Zukunft, Plane für das Leben, Grundſätze der Bildung und des Geſchmackes enthalten einen hinlänglichen Stoff zu Unterhaltungen, die aber ſo lehrreich als erheiternd ſind, die den Umgang würzen, das Einerley glücklich unterbrechen, und dem Erkalten der Herzen entgegen arbeiten, ohne darum einen finſtern Ernſt anzunehmen. Die Liebe weiß ja allem ihren Zauber — und ſelbſt dem Ernſte eine lachende Geſtalt zu geben. Die höchſten Angelegenheiten der Menſchen, Tugend und Religion ſogar führt ſie im fröhlichen Gewande in die ſtillen Zuſammenkünfte der Vertrauten, daß ſich an ihnen ihre Gemüther offenbaren, ſtärken und reinigen.

Euer Herz muß euch ſagen, worüber ihr euch mittheilen möchtet. Schweigt dieſes Herz: dann haſcht ihr vergebens nach dieſem und jenem, ihr werdet nichts feſt halten; dann wird eure Spannung euch nur immer verlegener machen, und ihr werdet einander bald überdrüſſig werden.

Doch dürfen dieſe ernſthaften Unterhaltungen nicht zu oft kommen, und zu lange anhalten. Auch hierin kann man ſich erſchöpfen. Die Liebe will zwar lehren und belehrt werden; aber ſie will auch in leichten Scherzen ſpielen, ſie will auch ſüß beſchäftigt ſeyn.

Sie ſchätzt die Freuden des Geiſtes; aber ſie iſt doch nicht ganz Geiſt, ſie geſteht auch dem Sinne ſeine Rechte zu.

Das Weib wird widrig, wenn es in den lehrenden und behauptenden Ton fällt. Aber es kann auch umgekehrt dem immer dozirenden Manne nicht folgen. Es kann dem ſein Herz nicht geben, auf deſſen Stirne immer die Furchen der Weisheit ſtehen, und der ſich durch nichts als durch ſein ſublimes Weſen geltend machen will.

Der belehrenden und bildenden Mittheilung kommt *die Lectüre* trefflich zu Hülfe. Sie baut der frühen Erſchöpfung vor. Sie verhüthet die Einſeitigkeit, die da unvermeidlich iſt, wo alles aus dem Eignen genommen werden ſoll. Sie erzeugt größern Reichthum der Ideen, und führt mancherley Veranlaſſung zur Aeußerung eigner Gedanken und zum Erguſſe ſchöner Empfindungen herbey, bey welchen die Liebe nie leer ausgeht. Wie oft werden die Liebenden hier, überraſcht, ſich ſelbſt wieder finden! Wie oft wird dem gepreßten Herzen Luft gemacht werden! Wie oft werden ſeine beſten Regungen, die ſich ſonſt nicht aus der Dunkelheit hervorarbeiten konnten, in ein bezauberndes Licht treten! Wie oft werden ſie entzückt ausrufen: ſo war auch uns zu Muthe, das fühlten, ſo dachten wir, ſo wollen wir werden, das kann auch unſer Loos ſeyn!

Der lebendigen Weisheit verſchwiſtert die Liebe ſich gerne; der warmen Empfindung öffnet ſie gerne die Bruſt; und das Gefühl, im liebenden Umgange belehrt und gebeſſert zu werden, geſellt zur Wonne den freudigen Stolz, und knüpft das Band der Seelen immer feſter.

Die Wahl der Schriften treffe der Mann. Verſteht er ſich darauf nicht: ſo verſteht er ſich auch noch ſchlecht auf die Liebe. Zu ſentimentalen Romanen wäre auf keinen Fall zu rathen. Sie mögen dem Umgange wohl einen romantiſchen Schwung geben, der das Intereſſe deſſelben erhöht. Aber eben dadurch werden ſie dem Gemüthe gefährlich. Die Spannung einer ſüßen Wehmuth, die ſie hervorbringen, kann nicht lange fortdauern. Sie erfüllt mit Erwartungen, die nie befriedigt werden, und läßt eine nachtheilige Verſtimmung zurück. Der wahren Liebe ſind ſolche Empfindungen auch unnatürlich. Einfache Erzählungen, Gemälde aus der häuslichen Welt, und populäre Lebensphiloſophie eignen ſich beſſer für die gemeinſchaftliche Lectüre der Liebenden. Auch Gedichte dürfen nicht davon ausgeſchloſſen werden. Sie führen in idealiſche Reiche, ohne darum den Sinn für das Wirkliche zu verderben.

Der Genuß der Natur geſellt ſich auch nicht ungerne zur Liebe. Der ſanfte, heitre und milde Geiſt, der hier weht, iſt dem Geiſte der Liebe verwandt. Die Gefühle, die ſie weckt, ſchließen ſich freundlich an die Empfindungen der Liebenden. Die Natur ſcheint ſie zu verſtehen, und mit ihnen zu ſympathiſiren. In ihrer Stille werden angenehme Erinnerungen leicht erneuert, angenehme Wünſche genährt, fröhliche Hoffnungen entwickelt. Ihr theilt die Liebe ihre Freuden mit, ihr klagt ſie ihre Schmerzen. Was ihr die übrige Welt nicht ſeyn kann, das iſt ihr die Natur: Vertraute und Tröſterin.

Noch mehr gewähret ſie dem gemeinſchaftlichen Genuſſe. Hier ſchwinden die Feſſeln, die ſie in den Verhältniſſen des Lebens binden und verwunden. Hier iſt ihr Geheimniß ſicher verwahret. Hier, wo alles Freyheit athmet, gewinnt auch die Schüchternheit Muth. Hier, wo überall die Bilder der Einigung ausgebreitet ſind, fühlen ſie ihr Einsſeyn und das Bedürfniß, einander ewig anzugehören, lebendiger. Hier ſtimmt alles in ihre Gefühle, hier ſpricht alles für ſtilles Glück. Hier ſind ſie von tauſend Schönheiten umgeben, die, ohne zu blenden, entzücken, wie ſie ſelbſt ohne Schimmer Einer des Andern Wonne ſind. Hier ſind die Einfalt und Wahrheit heimiſch, die, von dem Kunſtweſen der Menſchen ſo oft verſtoßen, ſich hold mit der Liebe paaren. Hier begegnen ſich überall ihre Herzen. Hier finden ſie überall Veranlaſſung zu belehrenden und bildenden Mittheilungen.

Wahrhaft Liebende werden von ſelbſt die Einſamkeit im Schoße der Natur aufſuchen; und wo ihnen das noch nicht Bedürfniß iſt, da iſt es auch mit der Liebe noch nicht rechter Art.

Den Liebenden treibt ſeine Leidenſchaft, das *Lob des Geliebten auszuſprechen*. Die Welt hat dafür keinen Sinn; ihr kann auch nichts daran gelegen ſeyn. Es bleibt ihm nichts übrig, als das gerührte Herz zum Geliebten ſelbſt reden zu laſſen; und ſollte dieſer es nicht gerne aus dem Munde des Einzigen hören, und noch lieber in ſeinem Betragen leſen? — nicht aus Eitelkeit, nicht um ſich geſchmeichelt zu fühlen, ſondern um immer mehr überzeugt zu werden, daß er dem Geliebten alles iſt, und ewig bleiben wird.

Die Liebe kann ohnehin nicht indiscret im Loben werden; ſie fühlt ja ſo zart. Sie kann nicht übertreiben; denn Wahrheit iſt ihr Weſen; Ueberſpannung kennt ſie nicht; künſtlicher Enthuſiasmus würde ſie im Innerſten vergiften. Das Lob des Geliebten wird mehr in Werken als in Worten beſtehen — und wo es in Worten beſteht, immer die Sprache der ruhigen

Billigung, des beſonnenen Beyfalls, nie der thörigten und entehrenden Schmeicheley führen. Es wird nie mehr ausſprechen, als das Herz empfindet — es wird gleichſam aus dem Herzen, aus der unwiderſtehlichen Anerkennung des Vortrefflichen, fließen. Es wird ſich nie einen ſtärkern Ausdruck erlauben, als der Sache angemeſſen iſt. Es wird nie auf Dinge einen Werth ſetzen, die keinen haben, noch dem Geliebten die zufälligen Geſchenke der Natur als eigne Verdienſte anrechnen.

So kann auch Lob, ſo können auch wiederholte Verſicherungen der Liebe, unter die bildenden und ernſthaftern Genüſſe derſelben mit Weisheit gemiſcht, die Freuden des Umganges erhöhen, und die immer innigere Mittheilung der Herzen befördern.

Oft werden auch Liebende, in ſtumme Betrachtung verloren, vom ſtillen Anſchauen des Geliebten und der Verwunderung ſeiner Vortrefflichkeit gefeſſelt, ohne Sprache einen intereſſanten Umgang führen. Sie ſind ſich doch nahe, ſie leſen in ihren Zügen, ſie fühlen im warmen Drucke der Hand, wie ihre Herzen mit einander beſchäftigt ſind. Der Gedanke, daß ſie ſich auf immer beſitzen, iſt in ihrer Seele lebhafter, und jeder Blick ſagt ihnen, was ſie beſitzen.

Die Schönheit und Anmuth auf der einen, die Stärke und Feſtigkeit auf der andern Seite machen doch auch Eindrücke, die es werth ſind, vom Gemüthe aufgefaßt und unterhalten zu werden, die ſich freundlich in die liebende Stimmung miſchen. Mit einer ſanften Gewalt dringt das Schöne in uns ein; wie bezaubert, verweilt hier unſer Wohlgefallen. Im Gefühle ſpiegelt ſich die Seele, in den Blicken begegnen ſich die Herzen, und ein gefühlvolles Schweigen iſt oft das beredteſte Lob.

Freylich iſt dieſer Genuß des Anſchauens etwas anders, als das weinerliche Girren und das pretiöſe Schmachten der Empfindeley. Freylich muß es mit einer lebendigern Unterhaltung abwechſeln; wenn nicht zu bald Ueberdruß daraus entſtehen ſoll. Leere Menſchen, nur durch das loſeſte Band an einander geknüpft, können Stunden lang beyſammen ſeyn, bloß mit ihren Empfindungen beſchäftigt, ohne ſich durch etwas mehr, als durch Seufzen und einzelnen Exclamationen vernehmen zu laſſen.

Zuweilen läßt ſich der Umgang der Liebenden eine fröhlichere Geſtalt gefallen. Auch holde Spiele und ſüße Tändeleyen können ihn würzen; nur müſſen ſie nicht zu oft kommen, und nicht Hauptſache werden. Scherze ſind die natürliche Aeußerung einer glücklichen Seelenſtimmung; nur dürfen ſie nicht in das Gebieth des Leichtſinnes ſtreifen; nur dürfen ſie das Herz nicht verwunden, die Schamhaftigkeit nicht verletzen, der Sittlichkeit nicht entgegen ſeyn, und das Heiligthum der Liebe nicht berühren.

Kleine Verwickelungen, die ſich leicht und überraſchend auflöſen, erhalten das Gemüth in einer angenehmen Bewegung, ſeine Reizbarkeit immer friſch und ſeine Gefühle immer lebendig. Nur dürfen ſie keine Mißverſtändniſſe veranlaſſen, keine Leidenſchaften wecken, und nicht zu weit gehen; nur muß die Eitelkeit fern von ihnen bleiben, nur darf es nie vergeſſen werden, daß die Liebe zu den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens gehöre, die zwar die Begleitung der Fröhlichkeit annehmen, aber doch im Ganzen mit Ernſt behandelt ſeyn wollen.

Wie bald wird man des Tändelns müde, wie leicht ſind die wichtigſten Augenblicke vertändelt, und wie leicht büßt das Leben, über dem immer währenden Tändeln, ſeinen ganzen Gehalt ein! Der Scherz gefällt nur, wann er ein geiſtvoller iſt. Wird er matt und gemein, was er nothwendig werden muß, wenn er zu oft kommt: dann zeigt er Blößen der Seele, die keine andern als unangenehme Eindrücke machen können.

Die Liebe iſt nicht ganz geiſtig; darum will ſie auch nicht alles Sinnliche aus dem Umgange verbannen. Sie verſchmäht die Freuden nicht, die von dorther kommen. Aber ſie verlangt Mäßigung, Feinheit und Aufrechthaltung ſittlicher Würde; daher ſie auch allen, ſelbſt den unſchuldigſten Aeußerungen der Sinnlichkeit, die Schamhaftigkeit zur Aufſeherinn gab, wodurch dieſe Aeußerungen ſelbſt wieder hohe Reitze gewinnen.

Der ſtille Handdruck verkündige dem Geliebten unſern Beyfall und unſer Wohlwollen; er verrathe die ſchüchterne Empfindung, die noch keine Worte finden kann, oder die warme, die keine lebendigere Sprache hat, und durchbebe mit frohen Gefühlen das Herz des Geliebten. Auch das iſt Wille der Natur, daß das Starke im Berühren des Sanften mit Wohlgefallen ſeine Beſtimmung zur Einigung erkennen ſoll.

Das Ruhen an der Bruſt des Geliebten, welch ein ſprechendes Bild von dem Schutze und der Sicherheit, die die Liebe gewährt, und von ihrem felſenfeſten Vertrauen — von der Ruhe des Beglückten unter den Stürmen des Lebens, von dem innigſten Anſchmiegen des ganzen Daſeyns! Wo das Herz ſchlägt, da will man alles finden, dahin ſoll alles Bewußtſeyn ſtrömen. Wo das Leben am lebendigſten rauſcht, da will man ſich vergeſſen und verlieren. Wo die Empfindung wohnt, da will man ſich ihr aufopfern.

An die, gegen Gefahr und Unglück geſtählte, Bruſt des Mannes ſinkt das müde, weiche, ohnmächtige Weib. An das Herz des Weibes, die heilige Wohnung der Sanftmuth und der Treue, ſtürzt ſich der Mann, aus dem wilden Kampfe der Thätigkeit und der Leidenſchaft: Beyde ſprechen ihr ſehnſuchtsvolles Verlangen und ihres Lebens Hoffnung aus.

O, möchtet ihr nie aus dieſer Ruhe aufgeſchreckt werden! Möchte ſich in dieſer Ruhe nie der Traum der Bethörung enthüllen!

Die Umarmung und der Kuß ſind die geweihten Zeichen der verbündeten Herzen. Würden ſie nur nicht ſo oft entweiht; arteten ſie nur nicht ſo oft in leere Tändeleyen aus; wären ſie nur nicht ſo oft die Ausbrüche einer üppigen Sinnlichkeit.

Menſchen, die ſich feſt umſchlungen halten, ſcheinen es der Ewigkeit ſagen zu wollen, daß ſie einander angehören, und daß nichts ſie trennen wird.

Lippe auf Lippe gedrückt, verſiegelt die Eintracht des Lebens den innigſten Zuſammenhang der Gemüther. Aber oft glüht im Kuſſe das unreine Feuer der Wolluſt; oft erkaltet die Liebe unter den unerſättlichen Küſſen, und ſaugt mit ihnen das Gift ein, das ſie tödten wird. Dem Kuſſe muß ſeine Heiligkeit bleiben; die Natur ſelbſt hat ihn geheiligt, da ſie ihn zum Symbol ihres ſchönſten Geheimniſſes machte. Im Kuſſe muß ſich die Keuſchheit einer reinen Seele offenbaren.

Nichts iſt der Liebe gefährlicher, als unaufhörliche Liebkoſungen. Nur dann iſt der Kuß ſüß, wenn ein geiſtvoller Umgang ihm ſeinen Reiz und ſeine Bedeutung bewahrt; wenn er nicht das Einzige — nicht das Gewöhnlichſte iſt, wodurch Liebe ſich mittheilt.

Reich iſt das Leben der Liebe, unerſchöpflich ſind ihre Genüſſe und Aeußerungen. Glücklich, wer ſich dieſen Reichthum ganz anzueignen, ſich dieſer Genüſſe zu bemächtigen, und ſie weiſe zu vertheilen weiß, bey welchem die Aeußerungen nie dem wohlthätigen Zwange eines gebildeten Sinnes widerſtreben.

Ueber den gröbern Trieb hat die Natur den Schleier des Geheimniſſes geworfen. Es geziemt ſich nicht, ihn hier wegzuziehen. Nur im Schleier des Geheimniſſes kann er ſeine Menſchlichkeit retten, und ſich als wunderbare Anſtalt der Natur, das Leben in Liebe entſtehen zu laſſen, ſogar ehrwürdig machen. Nur als Erſcheinung der Liebe mag er wirken. Seine Entweihung iſt der größte Frevel, brutale Schändung menſchlicher Würde.

VI.

Noch einige Regeln für den Umgang der Liebenden.

Der Umgang der Liebenden iſt für ihr Glück zu wichtig, von der Einrichtung deſſelben hängt für Gegenwart und Zukunft zu viel ab, als daß nicht noch einige allgemeine Bemerkungen und Regeln für denſelben hier an der rechten Stelle ſeyn ſollten.

Er ſoll den Liebenden frohen und reinen Genuß gewähren — einen Genuß, der ſich mit allen Forderungen des äſthetiſchen und des ſittlichen Gefühles verträgt, der ſich nicht in ſich ſelbſt zerſtört, der keine Freude des Lebens vergiftet, für keine den Sinn ſchwächt, und nie aufhört zu beſeligen. Die Bedingungen von dem allem ſind: *daß die Liebenden ſich nicht zu ſelten und nicht zu oft ſehen; daß ſie ſich nicht zu frühe große Vertraulichkeiten erlauben; daß Anſtand und Tu-*

gend ihnen immer heilig ſeyen; daß ſie das gehörige Maß zwiſchen Hingebung und Zurückhaltung treffen; daß ſie die Mittel der Unterhaltung weiſe auswählen, daß ſie in ihrer Bildung fortſchreiten; und daß Herzlichkeit ihn würze.

1. Sehet euch nicht zu ſelten. Menſchen, die ſich zu ſelten ſehen, kommen nicht in die allſeitige Berührung mit einander, die zur Liebe erfordert wird. Der öftere Umgang iſt das einzige Mittel, die Verwandtſchaft der Gemüther zu enthüllen, in welcher die Liebe lebt, und das Intereſſe der Einzelnen immer mehr zu einem gemeinſchaftlichen zu verweben. Beym öftern Umgange kommt die Macht der Angewöhnung der Sympathie zu Hülfe, die bey dem größten Theile nicht ſtark genug iſt, um, auch nach der Entzauberung der Sinnlichkeit, die Verbindung zu erhalten. Ohne dieſen Umgang muß ſich die Liebe faſt allein mit dem äußerlichen Reitze begnügen, da es ihr an Gelegenheit fehlt, mit den innern Vorzügen, die das Herz anziehen, bekannt zu werden

Im bloßen Andenken an den entfernten Geliebten nimmt die Liebe leicht eine zu idealiſche Richtung, und entfernt ſich zu weit von dem gewöhnlichen Leben, welches doch ihre angewieſene Sphäre iſt. Bey den meiſten iſt die Liebe nicht rein und mächtig genug, um vom bloßen Andenken zu leben, und da noch fortzudauern, wo man mit dem Geliebten ſelten zuſammentrifft. In leidenſchaftlichen Gemüthern wird in dieſem Falle allerdings eine höhere Spannung entſtehen; aber doch nur für eine kurze Zeit; ſie wird bald der Kälte, und endlich der Gleichgültigkeit Platz machen. Wo die Vereinigungspuncte der Gemüther nicht zahlreich und die feinern Empfindungen nicht lebhaft ſind, da wird der Geliebte, im Gewühl der Leidenſchaften und im Gedränge der Zwecke und Geſchäfte des Lebens leicht vergeſſen, und immer mehr zurück geſetzt, wenn nicht ſeine Gegenwart und die Entdeckung neuer Vorzüge das Intereſſe oft wieder anfriſcht. Der Egoismus hört nicht auf, die Bündniſſe der Liebe zu befehden, und den vergifteten Keim der Disharmonie überall auszuſtreuen. Um ſeine Angriffe zu vereiteln, muß das verknüpfende Band immer feſter gezogen werden. Wenige Menſchen können in den flüchtigen Moment eine ſolche Fülle des Herzens ausſtrömen, daß ſie ſich ohne Gefahr ſeltener ſehen dürfen. Die meiſten gewöhnen ſich an das Entbehren und vermiſſen nachher nichts mehr.

2. Sehet euch aber auch nicht zu oft. Dieſe Warnung ſcheint nöthiger zu ſeyn, als die vor-

hergehende. Wo die Liebe das Gemüth eingenommen hat, da pflegt ſie auch die Herrſchaft zu führen und ſich jedes andre Intereſſe zu unterwerfen. Eine quälende Unruhe verfolgt den Liebenden, wenn der Geliebte ferne iſt. Ihm fehlt alles. Das Intereſſanteſte verliert ſeinen Reiz. Er möchte nur immer um ihn ſeyn, immer nur ihn ſehen und hören, und ſich in ſeiner Vortrefflichkeit berauſchen.

Aber ſo ſoll, ſo darf es nicht ſeyn; die nachtheiligſten Folgen ſind hier unvermeidlich. Die Liebe iſt eine wichtige Angelegenheit, aber nicht die höchſte. Sie iſt ein Theil unſrer Beſtimmung, aber nicht das Ganze. Die Natur läßt die Ueberſchreitung des Maßes, welches ſie ihr vorgeſchrieben hat, nicht ungeſtraft. In ihren Armen ſoll der Menſch Erhohlung, Muth, Stärke und Geiſtesheiterkeit, zur Vollbringung ſeiner Pflichten ſammeln. Aber ſie entnervt und verweichlicht ihn, ſie beſchränkt ſeinen Blick, ſie verengt ſein Herz, und lähmt ſeine Kraft, wenn ſie ihn ungetheilt beſchäftigt. So kann ſie ihn ſelten herabwürdigen, daß ihm auch das Gefühl für das Höhere, deſſen er fähig iſt, vergeht. Er wird oft mit bitterm Unmuthe inne werden, daß er nicht iſt, was er ſeyn ſoll, und ſich nach etwas ſehnen, deſſen Mangel ihn hart drückt, und das er doch nicht mehr erreichen kann.

Der Becher der Liebe iſt bald ausgetrunken, wenn er nie aus der Hand ſinkt. Zu dem Ekel der Ueberſättigung geſellt ſich dann noch der peinigende Gedanke, daß man durch ſie zu Grunde gerichtet ſey.

Der Menſch iſt nun einmal nicht anders, alles muß ihm neu bleiben, in allem muß Abwechſelung ſeyn, was ihn auf die Dauer entzücken ſoll. Dieſe ſeine Natur verläugnet ſich auch in der Liebe nicht. Menſchen, welche die Natur, nach Geiſt und Körper, für einander organiſirte, werden es zwar immer fühlen, daß ſie für einander beſtimmt ſind, und nur in der Vereinigung mit einander glücklich ſeyn können; aber dies Gefühl wird, durch zu öftern Umgang, vieles von ſeiner Wärme verlieren, es wird nicht mehr die Innigkeit behalten, die es dann hat, wenn man ſich nicht zu oft ſieht. Man wird mit dem, was man an einander ſchätzt, zu bekannt, um es ſehr intereſſant zu finden. Man hat ſich zu bald erſchöpft, um immer Neues geben zu können. Der Stoff zur Unterhaltung geht aus; man langeweilt ſich mit einander; man entdeckt Fehler an einander, die zurückſtoßend ſind, und wird ſich endlich zur Laſt.

Die feurigſten Verbindungen ſind daher gewöhnlich diejenigen, welche ſich am früheſten auflöſen, und aus der Unerſättlichkeit im Genießen entſteht gewöhnlich Ueberſättigung.

Der Umgang der Liebenden wechſle mit ernſten

Geſchäften; er überſchreite nie Maß und Zeit, die ihm eine vernünftige Lebensordnung vorſchreibt: ſo wird ſeine Wonne am reinſten empfunden und ſein Reiz am längſten erhalten.

---

3. Erlaubet euch keine zu große Vertraulichkeit, vorzüglich am Anfange eurer Verbindung. Die Liebe hat Geheimniſſe, die erſt ſpät, und nie ganz entſchleiert werden dürfen; darauf beruht ein großer Theil ihrer magiſchen Gewalt. An allen menſchlichen Angelegenheiten entzückt mehr das, was verborgen iſt, als was enthüllt da liegt. Wenige Dinge vertragen den hellen, durchſchauenden Blick. Die Wirklichkeit iſt überall zu arm, als daß ſie des Zaubers der Phantaſie entbehren könnte. Ahndungen müſſen uns hinhalten, damit uns nicht das Leben in ſeiner Nacktheit zum Ekel werde. Der Proſpect auf den künftigen Genuß muß dem gegenwärtigen ſeine feinſten Annehmlichkeiten geben.

Im Feuer der Leidenſchaft vergißt das der Menſch ſo leicht und ſo gerne. Er will nur jetzt befriedigt ſeyn, in einen Moment den Himmel faſſen; und denkt nicht, daß er damit auf immer zerfällt. Er will den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit erſteigen, die Wonne ganz durchfühlen; und beherzigt nicht, daß es dann auch alles iſt, daß er die ganze Zukunft ſchon weg hat.

Die Liebe muß immer geben und empfangen; ſie darf ſich nie ausgeben; ſie muß immer noch Neues und Reitzendes zu geben haben; ſie muß immer die Erwartung geſpannt halten. In dem langſamen Fortſchritt, in dem immer reichern und mildern Gewähren, in den immer neuen Siegen über Bedenklichkeiten und Hinderniſſe beſteht ein bedeutender Theil ihres ſchönen Lebens.

Sie fordert Achtung zu ihrer Dauer. Aber wie leicht fällt die Achtung weg, wenn die Vertraulichkeit alles bewilligt, wenn die Schwäche uns alle Blößen gezeigt hat, wenn kein Widerſtand uns mehr zurück hält!

Erſt nach langen Kämpfen darf die Liebe mit ihren höchſten Preiſen belohnen, und auch darin dürfen die Geliebten ſich nicht vergeſſen. Wo nichts mehr zu erlangen iſt, da hält es der Menſch, immer nach Neuem begierig, ſelten der Mühe wehrt, noch länger zu verweilen. Das Leben iſt weit, er verſucht ſich lieber auf einem andern Gebiethe deſſelben.

---

4. **Verletzet nie die Achtung, welche der Tugend und dem Anſtande gebührt.** Tugend und Liebe geſellen ſich gerne zu einander, und finden, die eine an der andern Unterſtützung und Belebung. Die Liebe iſt ihrem Ende nahe, wenn die Tugend ſich von ihr wegwenden muß. Aber ſie beglückt in höherm Maße, wenn dieſe ſie billigen kann.

Indem ihr die Achtung gegen die Tugend aus den Augen ſetzt, achtet ihr euch ſelbſt nicht mehr. Behaltet ihr noch ſo viel ſittliches Gefühl, um euch eures Vergehens zu ſchämen, wie leicht leidet dann darunter die Neigung, die ihr zu einander hattet! Ihr mögt euch als Verführer, oder als Verführte, oder als Mitſchuldige betrachten: euer Herz wird ſich nicht mehr ſo frey öffnen; eure Blicke werden ſich nicht mehr ſo heiter begegnen; eure Seelen werden ſich nicht mehr ſo unbefangen hingeben; ihr werdet nicht mehr dieſes volle Vertrauen zu einander haben.

Wer einmal fiel, der verrieth wenigſtens eine gefährliche Schwäche des Herzens. Und wenn auch die edelſte Leidenſchaft ihn verleitete, wenn er ſich auch in ſeinem Falle für uns aufopferte: wir können doch nicht aufhören, ſeinetwegen beſorgt zu ſeyn.

Tragt ihr gar die Schuld eines ſolchen Vergehens; könnt ihr dem Geliebten eure fernere Achtung nicht verſagen: ſo muß eben dieſe Achtung euch vernichten; ſo werdet ihr um ſo weniger den Muth haben, an ſein Herz fernere Anſprüche zu machen, je tiefer ihr euch vor ihm gedemüthigt fühlt.

Nur zu oft finden hier Liebe und Glück ihr Grab. Was vermag nicht im unbewachten Augenblick die erhitzte Sinnlichkeit und die Stärke der ſich aufopfernden Liebe! Auch die edelſten Menſchen ſind nicht ohne

Gefahr; auch die reinſte Zuneigung kann ſich verirren; die ſchuldloſeſten Empfindungen können ſchnell eine verkehrte Richtung nehmen. Und gerade hier wird der Fall am gefährlichſten ſeyn; weil er ſo unerwartet das Zutrauen zu ſich ſelbſt beſchämt, und es damit in ſeinem tiefſten Grunde erſchüttert.

Hüthet euch darum nicht bloß vor dem Laſter; hüthet euch auch vor dem leiſeſten Vergehen, vor dem Worte, vor dem Blicke, vor der Berührung. Auch das ſchon verletzt die moraliſche Achtung, die Liebende gegen einander haben ſollen, und es führt faſt immer weiter. Die Sinnlichkeit wird lüſterner; die gereitzte Begierde wird ſtürmiſcher; das beſchwichtigte ſittliche Gefühl wendet weniger ein; die Seele läßt ſich immer mehr vom Rauſche der Selbſtvergeſſenheit hinreißen; ſie wird immer unfähiger zu widerſtehen; und nicht ſelten leitet die Unruhe über den erſten Schritt zum zweyten und dritten. Um ſich ſelbſt zu entfliehen, um den Vorwurf, den man ſich machen muß, ganz zu verdienen, und um ſeine Stärke ganz zu empfinden, wird das Angefangene vollendet.

Wie wenige haben Seelenſtärke genug, ſich wieder los zu reißen, wenn das Laſter ſie einmal gefeſſelt hat! Alle Blüthen der Liebe fallen ab vor ſeinem giftigen Hauche; alle Freuden des Lebens welken in ſeiner Umarmung dahin.

Auch Achtung gegen Anſtand und Sitte muß ich euch empfehlen. Sie ſind der Liebe oft eben ſo heilig, als die Tugend, und können in den meiſten Fällen nicht verletzt werden, ohne daß dieſe mit darunter leide. Die Vernachläſſigung derſelben zeugt von einer gewiſſen Rohheit der Begierde, wobey ſelten wahre Liebe iſt, oder läßt doch die erſte bald an die Stelle der letztern treten. Sie verräth den Mangel einer feinen Aufmerkſamkeit, worin ein zärtliches Herz ſich immer zu erkennen gibt. Sie führt ein Betragen herbey, das bald Gleichgültigkeit und endlich Widerwillen erwecken muß.

Eine Begegnung, die überall von inniger Hochſchätzung zeugt, hält die Liebenden in der nöthigen Entfernung, daß ſie ſich nicht alltäglich werden; es verwebt mancherley intereſſante Situationen in ihren Umgang, und gewinnt des Geliebten Herz durch gerührten Dank und ehrende Verbindlichkeit. Mancher Fehler wird dadurch bedeckt, und manches Verſehen wieder gut gemacht.

Dieſe Beobachtung deſſen, was Anſtand oder Sitte fordert, belehrt am ſicherſten darüber, wie weit die Vertraulichkeit der Liebenden gehen dürfe.

5. Die Einſchränkung dieſer Vertraulichkeit ſoll nicht Verſchloſſenheit ſeyn.

Menſchen, die ſich lieben, müſſen auch Vertrauen zu einander haben, und ſich ihre Fehler nachſehen können. Sie gaben ſich das Heiligſte, was ſie einander geben konnten, ihre Herzen. Sie würden eine niedrige Denkart zeigen, wenn ſie mit etwas minder Wichtigem bedenklich ſeyn wollten. Argwohn befleckt die Liebe. Er iſt kränkend für den, welchen er trifft. Offenheit kann dabey nicht beſtehen. Unmöglich kann man ungetheilte Zuneigung zu dem hägen, der noch immer etwas zurück hält.

Liebenden iſt alles gemein: ſie müſſen ſich alles mittheilen. Aber freylich mit Vorſicht; freylich muß dabey aller Schein des Aufdringens vermieden werden; freylich darf man nicht das Herz immer auf der Zunge tragen.

Vorzüglich iſt dieſe Vorſicht am Anfange des liebenden Verhältniſſes nöthig. Man muß ſich erſt kennen, ehe man ſich hingibt. Das Zutrauen muß mit der Liebe reifen, und uns von ihr abgezwungen werden. So lange unſre Liebe nicht alles zu dulden vermag, und wir Menſchen gebrechlich bleiben, wird es immer vieles geben, was man nicht ohne Gefahr für die Liebe zeigen oder berühren kann. Es bleibt hier ſtäts vorher zu unterſuchen, wie viel der Geliebte zu tragen im Stande ſey. Fehler mag man ihm geſtehen — denn man will ſich ja gemeinſchaftlich beſſern —;

aber ſie dürfen ihm nicht ekelhaft ſeyn. Schwächen mögen wir ihm zeigen — denn wir ſind alle damit behaftet, und manche Schwächen haben etwas Liebenswürdiges —; nur muß er ſie nicht mißbrauchen wollen; nur muß er uns um ihrer willen nicht verachten. Er mag es wiſſen, daß er im Beſitze unſers Herzens iſt; aber nur ſo lange, als Tugend und reine Gegenliebe ihm dieſen Beſitz ſichern.

Wie weit er hierin gehen könne, muß einem jeden eigne Betrachtung über den Geliebten ſagen. Die Verſchiedenheit der Temperamente, des Geſchmackes und der Bildung verurſachen hier einen groſen Unterſchied. Aber es iſt auch nicht ſchwer, bey der gehörigen Aufmerkſamkeit, das rechte Maß zu treffen. Nicht ſelten ſind die Weiber zu offenherzig, weil ihr Wohlwollen ſo groß iſt, und ihre Aufopferung keine Gränzen hat, und bringen ſich dadurch um die Liebe des Mannes.

Eben ſo oft ſind, auf der andern Seite, die Männer zu verſchloſſen; weil ſie von ihrer Höhe auf das Weib herabſehen, und es nicht zu ſich hinaufziehen zu können glauben, weil mehr Erfahrungen ſie mißtrauiſch gemacht haben, und weil ſie eiferſüchtiger über ihre Selbſtſtändigkeit wachen. Daher verwunden ſie oft das Herz des Weibes durch ihre Zurückhaltung, und können ihm ſelten die volle Ueberzeugung gewähren, daß es geliebt werde. Und doch bedarf der Mann der Zurückhaltung weniger, weil das Weib toleranter iſt.

---

6. Wählt mit Klugheit die Mittel der Unterhaltung; paßt ſie den Bedürfniſſen des Geliebten an; ſorgt für die nöthige Abwechſelung; ſucht dadurch zu erheitern, und dem Geliebten eure Anhänglichkeit in gefälligen Formen zu erkennen zu geben. So einſtimmig in ihrer Denkungsart ſind ſelten zwey Menſchen, daß der Eine ſich für alles intereſſiren kann, was dem Andern wichtig iſt. Am wenigſten würde ſich eine ſolche Uebereinſtimmung mit der Liebe vertragen, die immer Verſchiedenheit des Geſchlechtscharakters, mithin auch Verſchiedenheit der Bedürfniſſe, der Freuden und der Beſchäftigungen vorausſetzt. Freylich wird ſich der Eine hier dem Andern anbequemen, und, weil er liebt, auch an ſolchen Dingen Theil nehmen, die ihn an ſich nicht intereſſiren. Aber dies bleibt doch immer ein Opfer, wenn es auch gerne gebracht wird, wofür er Entſchädigung, durch gegenſeitige Anbequemung, mit Recht fordern kann. Das Weib, welches den Mann immer mit dem kleinſten Detail des Hausweſens behelligen, ihm immer von Geſinde, Küche und Keller erzählen wollte, würde doch auf die Dauer mit ſeiner Geduld auch ſeine Liebe ermüden.

Es gibt Dinge, die zu weit aus dem Geſichtskreiſe des andern liegen, als daß man ſich ihm nicht zuwider machen müßte, wenn man ihm oft damit zur Laſt fällt. Und wie viele andre gibt es dagegen, die beyden einen gleich frohen Antheil abgewinnen würden! Das ganze Leben der Liebenden iſt ihnen gemeinſchaftlich; warum ſollten ſie nicht hier das Erfreulichſte zur Unterhaltung auswählen.

Auch die liebevollſte und angenehmſte Unterhaltung wird uns bald leid, wenn ſie ſich ewig um ein altes Einerley bewegt, und den Geiſt immer in derſelben Richtung beſchäftigt hält. Des immer währenden Tändelns wird man bald ſatt; aber auch das belehrende Geſpräch kann der Liebe nicht immer genügen. Warum ſich auch auf Eins beſchränken, wo ſich ſo vieles anbiethet, wo eine ſo reitzende Fülle von Genüſſen und Mittheilungen zu Gebothe ſteht? Die Natur hat den ganzen Menſchen für die Liebe organiſirt, warum ſollten wir ihre Einladung verſchmähen? Sonſt blühen dem Menſchen die Freuden des Lebens ſo kärglich, warum bey dem Felde vorüber gehen, wo ihre Keime ſo zahlreich verſtreut ſind? oder warum uns eigenſinnig an einen verwöhnten, ausſchließenden Geſchmack binden?

7. Damit euch dieſe Wahl und dieſer Wechſel der Unterhaltungsmittel leichter werde: ſo arbeitet unabläſſig an eurer Bildung. Bringt einen aufgeklärten Geiſt und ein gefühlvolles Herz mit in die Geſellſchaft des Geliebten; es iſt das Beſte, was ihr dorthin bringen könnt; durch nichts werdet ihr dem Umgange ſo viel Reitze und Abwechſelungen geben.

Nicht ſelten glauben Jünglinge und Mädchen, wenn ſie ſich auch Anfangs um ihre Bildung Mühe gaben, dieſer Mühe überhoben zu ſeyn, wenn ſie einmal ihres Beſitzes gewiß ſind. Und doch iſt es unendlich ſchwerer, ſich in dieſem Beſitze zu behaupten, als ſich denſelben zu verſchaffen. Um einen günſtigen Eindruck zu machen, dazu bedarf es oft wenig. Für die Belebung dieſes Eindruckes ſorgt ſeine Neuheit und eine warme Phantaſie. Aber, wenn ſein erſtes Feuer erloſchen iſt, wenn die bezaubernden Bilder verflogen ſind, und man nun mit beſtimmten Anſprüchen hervor tritt, dann noch zu befriedigen, dann noch im Umgange zu gefallen und zu feſſeln, dazu gehört mehr. Je weniger dann die Sinnlichkeit leiſtet: deſto mehr wird vom Geiſte erwartet.

Bey einem leeren Kopfe leert ſich das Herz auch leicht aus. Liebende haben einander immer etwas zu ſagen. Aber es kommt ſehr darauf an, was es iſt, und wie es geſchieht. Gebildeten geht der Stoff zu angenehmen Unterhaltungen nie aus, und ſie gewinnen noch überdem das, daß ſie ſich im Umgange immer liebenswürdiger werden.

8. Endlich, ſey auch der Umgang der Liebenden mit Herzlichkeit gewürzt. Zwang, Spannung und Aengſtlichkeit ſchickt ſich nicht für ein Verhältniß, worin das Herz den weiteſten und freyeſten Spielraum haben muß. Menſchen, die ſich ganz kennen und angehören, dürfen von keiner Etikette mehr wiſſen, nicht mehr auf Worte ſtudieren und keine Verlegenheit zeigen. Wie oft würde dies alles durch den Anſchein der Kälte zurück ſtoßen, und wie oft die ſchönſten Ergüſſe der Seele hindern! Warm, wie die Liebe, ſey auch das Wort; zart, wie das Verlangen, ſey die Begegnung. Keine Kunſt werde hier gefunden, als die natürlichſte, nähmlich die der Tugend und Anmuth. Nichts halte die überſtrömende Empfindung zurück, als die heilige Gewalt der Liebe. Auch Kleinigkeiten vernimmt die Liebe gerne, wenn Liebe ſie mittheilt.

So entfalte ſie in tauſend Geſtalten immer neu, und immer entzückend ihr herrliches Leben.

VII.

Veredlung der Liebe.

Die höhere geiſtige Natur in ſich zu ſtärken und auszubilden, dem Ideale der höchſten Vortrefflichkeit unermüdet nachzuſtreben, der Tugend und dem religiöſen Glauben immer mehr Einfluß auf ſeine Stimmung und auf ſein Leben zu verſchaffen, ſich von der Herrſchaft der Sinnlichkeit zu einem großen und reinen Sinne zu erheben: das iſt die Aufgabe der Veredlung an den Menſchen.

Alles an ihm iſt einer ſolchen Veredlung fähig; und es empfängt ſie, indem es entweder als Mittel zu einer würdevollen Geſinnung angewandt, oder ſelbſt zur Uebereinſtimmung mit dem Höchſten und Beſten geläutert wird.

Die Liebe iſt eine der wirkſamſten Triebfedern in der menſchlichen Natur. Das Schwere wird durch ſie leicht. Was wir ſonſt nicht vermögen, dazu ſtärkt uns die Liebe. Das Ungewöhnlichſte kommt durch ſie zur Wirklichkeit. Sie iſt mit allem Großen und Vortrefflichen im Menſchen verwandt. Sie zu einer Triebfeder für alles Gute zu machen; ſie mit allem Großen und Vortrefflichen in die engſte Verbindung zu ſetzen; ihren angebornen Adel zu entfalten; ſie gegen alle Verirrungen zu ſchützen; ſie auf die wichtigſten Angelegenheiten zu beziehen, und in ihr die Herrlichkeit der menſchlichen Natur darzuſtellen: das iſt die Forderung ihrer Veredlung.

Je mehr die Liebe ſich veredelt: deſto ſelbſtſtändiger wird ihr Weſen, deſto einiger mit ſich ſelbſt in ihr der Menſch; deſto weniger bleibt ſie der Täuſchung und der Störung ausgeſetzt; deſto inniger und ungetrübter werden ihre Freuden genoſſen; deſto ſtärker und erhabener tritt ſie dem Schickſale entgegen; deſto feſtlicher ſtrahlt an ihr die Weihe der Ewigkeit.

Das Erſte, womit ſich die Sorge für ihre Veredlung zu befaſſen hat, iſt: die Entwickelung ihres eignen beſſern Weſens. Sie iſt ſchon viel, wenn ſie das iſt, was ſie ihrer Natur nach ſeyn kann und ſoll, wenn ſie, als das Band des Weltlichen und Göttlichen, in reiner Menſchlichkeit daſteht. Das ſoll ſie ſeyn; aber ſie iſt es ſelten. Sie iſt es erſt dann, wenn ſie ſich von aller Selbſtſucht losgerungen, ſich von aller Eitelkeit geläutert, wenn ſie das Sinnliche ſeiner rohen Gewalt beraubt, und zur vollkommnen Abhängigkeit vom Geiſtigen gebildet hat.

Beziehung auf eignen Genuß iſt faſt noch überall in der Liebe, entfernter oder näher, feiner oder gröber, beſcheidener oder anmaßender. Man gibt, um zu empfangen, um ſich ſelbſt als Geber zu fühlen, um des Geliebten Herz durch Dankbarkeit ſtärker zu feſſeln. Man ſoll im Geben ſich ſelbſt vergeſſen, von der Wonne des Gebens trunken, ſich nur glücklich fühlen im gemeinſchaftlichen Glücke. Man ſoll aufhören, zu verpflichten, vorzurechnen und zu fordern. Reines, uneigennütziges Wohlwollen am beſeligten Daſeyn des Andern, ohne einen Gedanken an den Gewinn, den dieſes beſeligte Daſeyn uns tragen wird, als nur im frohen Mitgefühl, — reines, uneigennütziges Streben dieſes Daſeyn zu befördern, an uns zu ziehen, und mit dem unſrigen eins zu machen, Aufgeben des eignen Intereſſes an das Wohl des Geliebten, das iſt das Ideal ſelbſtſuchtsfreyer Liebe, welches die Veredlung im Auge hat.

Nicht bloß in den Augenblicken der Bezauberung von Phantaſie und Leidenſchaft — denn da würde es doch nur verſteckter Egoismus ſeyn; alle Leidenſchaft iſt ja egoiſtiſch — ſondern auch dann, wenn die Phantaſie ſchweigt, die Leidenſchaft zur Ruhe gebracht, und beſonnene Reflexion zurück gekehrt iſt, ſoll dieſes Ideal uns durchdringen.

Eitelkeit ſteckt dem Menſchen tief im Herzen, und läßt ſo ſchwer von ihm, wie die Thorheit. Selbſt im Gefühle des höchſten Beglücktſeyns denkt er an das Scheinen. Mit dem Wonnegenuſſe will er ſich bedeutend machen. Er will nicht bloß geliebt werden, ſondern auch etwas gelten. Das Gefallen bleibt ihm nicht Mittel der Liebe und der Freude des Geliebten: es wird ihm Zweck, indem er darin hervorſchimmert, die Gewalt ſeiner Vorzüge und Verdienſte bemerklich macht.

So ſoll es nicht bleiben, ſo wird der heitre, unbeſorgte freye Geiſt der Liebe immer getrübt. Verzichtleiſtung auf alles Gelten und Wichtigmachen, Hingeben, um zu lieben und geliebt zu werden, Genügſamkeit im ſtillen Genuſſe: das iſt der Geiſt der Liebe, den die Veredlung zu pflegen hat. Dahin ſoll das ſüße Bündniß gelangen, daß den Liebenden alles gemein ſey; daß jeder alles nur für den andern habe, und in ihm ſeine Welt; daß der Zuwachs, den ſeine Perſönlichkeit durch fremde Aufmerkſamkeit erhält, gar nicht mehr beachtet werde.

Sinnlichkeit wird immer in der Liebe bleiben.

So lange der Menſch einen Körper hat, wird dieſer auch an der Liebe Theil nehmen. In der Liebe iſt eben das Körperliche mit dem Geiſtigen am meiſten zuſammen geſchmolzen, während es ſich in allen andern Leidenſchaften von ihm losreißt, und ihm gegenüber ſtellt. In der Liebe nimmt aber auch das Körperliche am meiſten vom Geiſtigen an. Dahin — nicht auf Vertilgung der Sinnlichkeit, wodurch die Natur wichtige Zwecke erreichen will, ſoll die Veredlung gerichtet ſeyn. Der ſinnliche Trieb ſoll nicht vorherrſchen; er ſoll ſich nie ohne die Begleitung des geiſtigen Verlangens zeigen; er ſoll dieſem untergeordnet ſeyn, und ihm zum Werkzeuge dienen. Der Menſch ſoll in ſeiner Befriedigung nicht den thieriſchen Kitzel, nicht die Gluth der Leidenſchaft, ſondern das Wohlgefallen der Harmonie, die Wonne des Einſeyns genießen. Er ſoll ſich immer mehr reinigen von dem Bedürfniſſe gemeiner Luſt; er ſoll immer mehr Sache des Herzens werden, und ſich geiſtige Bilder zugeſellen. Der Reiz ſoll immer mehr der Anmuth, die Anmuth immer mehr der ſittlichen Grazie weichen.

So gelangt die Liebe zum *freyen Geiſtesleben*; ſo wird ſie Gefühl, Regung, Streben und Genuß eines *menſchlichen Daſeyns*.

Aber doch nur noch eines menſchlichen. Das Menſchliche aber iſt nicht das Höchſte. Er ſoll dem Göttlichen weihen und näher führen. Daher die zweyte Forderung: die Liebe durch Vereinigung mit Tugend und Religioſität zu veredeln. Das Herz, das für den Geliebten warm ſchlägt, ſey nicht kalt gegen die Menſchen; die Theilnahme, die der Geliebte findet, werde fremder Noth und fremder Freude nicht entzogen. Der Enthuſiaſmus für den Geliebten werde hohes Intereſſe für alles Gute, flammender Abſcheu gegen alles Böſe. Die Furcht, den Geliebten durch ein unwürdiges Betragen zu kränken, gehe über in erhöhtes Würdegefühl, das ſich überall durch ſich ſelbſt behauptet. Die Achtung gegen den Geliebten werde Achtung gegen ſich ſelbſt, die ſich nie erniedrigt, Achtung gegen die menſchliche Natur, die die Rechte derſelben überall heilig hält. Die Wonne über das ſchöne Daſeyn des Geliebten werde Freude an allem, was ſittlich ſchön iſt. Wie vor dem Geliebten die Leidenſchaft verſtummt: ſo verſtumme ſie überall, wo die Pflicht entſchieden hat.

Welchen Adel wird die Liebe gewinnen, wenn ſie nie die Tugend ſcheuen darf, wenn dieſe vielmehr überall in ihrer Geſellſchaft iſt! Wie wird ſich dann der ganze Menſch mit ſich ſelbſt und mit dem Geliebten zur vollkommenſten und freudigſten Zuſammenſtimmung einigen!

Auch mit der Religioſität wird die Liebe gerne im Bunde gehen. Die Liebe wird heiliger, die Frömmigkeit wird wärmer ſeyn, wo beyde verbunden ſind. Im Schimmer der Ewigkeit werden beyde ſich umarmen. Ein Auge, in dem die Wonne der Liebe und das Entzücken der Andacht ſtrahlt, ein Blick, der ſich vom Erwählten nach oben richtet, ein Herz, in dem die Freuden der Erde und des Himmels ſich paaren, das, hier beglückt, voll frommer Sehnſucht das Beßre feiert, was noch kommen ſoll, das dem Geliebten vertraut, weil es an Gott hängt, und Gott inniger liebt, weil es ſeinem Herzen Bedürfniß ward zu lieben, das iſt die höchſte Verklärung des Menſchen.

Menſchen, die ſich mit reiner Liebe umfaſſen, führt eben dieſe Liebe zu Gott. Bewunderung, Dank, Freude und Ergebung, das ſind die natürlichſten Empfindungen deſſen, dem das ſchönſte Glück des Lebens, und damit zugleich die Empfänglichkeit für das ſchmerzlichſte Leiden, zu Theil ward. Wie ſtark wird die Liebe ſeyn, die in dieſe Stimmung überging! Was werden Liebende für einander dulden und aufopfern, die nicht bloß ſich, die auch eine höhere Welt haben, denen nicht bloß das flüchtige Leben, denen Unſterblichkeit angehört, die das Land kennen, woher ihre Liebe ſtammt, die auf eine Zukunft hoffen, wo das, was ſie jetzt beglückt, ſie noch inniger durchdringen — wo alles wegfallen wird, was ſie jetzt oft ſtört und bekümmert, und nichts mehr dem Bundniſſe ihrer Seelen entgegen ſteht.

Menſchen, die ihr euch wahrhaft liebt, laſſet euch doch durch kein Mißverſtändniß abhalten, eurer Liebe die höchſte Würde zu geben. Religiöſe Tugend wird das Glück eurer Liebe nicht hindern — denn Liebe iſt ja der Geiſt, der ſie beſeelt; aber ſie wird ſie läutern und verherrlichen; ſie wird zu dem Sanfteſten das Höchſte geſellen, was der Menſch erreichen kann.

Arbeitet vielmehr, und das ſey das Leben eures Bundes, auch dadurch veredelt eure Liebe, gemeinſchaftlich an eurer gegenſeitigen Bildung. Ermuntert euch oft zu dem Beſtreben beſſer zu werden. Zeigt einander Tugenden; lehrt ſie einander lieben; und erweckt in einander edeln Wetteifer für alles Gute. Sagt einander mit ſchonender Freymüthigkeit die Fehler, die ihr Einer am Andern bemerkt. Hört den Tadel der Liebe ohne Erbitterung an. Wie kann der Tadel der Liebe kränken! Sie erhebt ſich ja nicht, und duldet ſo gerne. Stellt gemeinſchaftliche Prüfungen an; faſſet gemeinſchaftliche Entſchließungen; beſtärkt euch in rühmlichen Vorſätzen; übt euch zuſammen in der Selbſtbeherrſchung; berathet einander in weiſer, wohlwollender Ueberlegung. Fern ſey von euch finſtres Moraliſiren; aber beſchäftigt euch oft mit den Vorſchriften einer heitern Lebensweisheit; erhebt euch zu großen, ſtärkenden Wahrheiten, belebt in euch fromme, gerührte Stimmungen; belohnet einander für erfüllte Pflichten, und zeigt einander Dank und Freude über verbeſſerte Fehler.

Beglückender kann kein Beſtreben ſeyn, als das, worin Liebende ihre Kräfte gemeinſchaftlich auf das höchſte Ziel des Menſchen, ſeine moraliſche Bildung, richten.

Selbſt eure Liebe kann und ſoll ein wirkſames Mittel dieſer Bildung werden; und ihr werdet ſie veredeln, indem ihr ſie dazu anwendet. Die Gewalt der Liebe erleichtre euch den Sieg über die Leidenſchaft; ſie ſtärke euch zu der ſchwereren Verläugnung. Der Wunſch, den Geliebten zu beglücken, werde euch ein Antrieb mehr, ſchlimme Gewohnheiten zu bekämpfen. Der Gedanke, daß der Geliebte betrübt werde, bringe euch von gefährlichen Ausſchweifungen zurück, und unterdrücke in euch die Heftigkeit des brauſenden Affectes.

Wenn die Liebe überall viel vermag: ſo vermag ſie gewiß auch in der Selbſtveredlung viel; denn nichts hat auf ihr Glück größern Einfluß, als die Beſchaffenheit unſers Charakters. Doppelt ſüß werden euch ihre Freuden ſeyn, wenn ſie euch zu beſſeren Menſchen machten.

Und ſollten ſie das nicht? Sollte die Heiterkeit, die ſie euch einflößt, euch nicht für alles Gute ſtimmen! Sollte der ſanfte Geiſt, den ſie mittheilt, nicht die unruhige Bewegung eures Innern mäßigen, und euch einen menſchlichen Sinn mittheilen? Lernt ſie doch einmal ganz verſtehen in ihren leiſen, aber bedeutungsvollen Winken. Fühlet euch doch einmal ganz hinein in ihr freudiges und wohlwollendes Leben. Ihr werdet dann jene Winke nie ganz unbeachtet laſſen. Ihr werdet nicht mehr wünſchen, dieſes Leben gegen das geräuſchvolle Drängen und Stoßen auf dem Markte der Welt zu vertauſchen. Ihr werdet immer mehr überzeugt werden, daß man ſein Glück am ſicherſten in der Verborgenheit baue, und daß des Lebens Friede in ſeiner ganzen Klarheit nur aus der Harmonie mit ſich ſelbſt fließe.

Gewiß hat die Natur auch darum in der Liebe die verſchiedenen Geſchlechter zu paaren geſucht, damit jedes vom andern annehme, und dadurch in ſich vollkommner werde. Das Weib richte ſich am Manne auf, und werde durch ihn ſtärker; es lerne von ihm, ſeine weichen Gefühle in feſte Entſchließungen verwandeln. Der Mann neige ſich wohlwollend zum Weibe hin, und werde ſanfter; an des Weibes Bruſt verbrauſe ſein Affect; in des Weibes Umgang ſchleiſe die Rauhigkeit und der Ungeſtüm ſeines Weſens ſich ab; er lerne hier ruhiger begehren, und in den Ernſt ſeines Willens die Humanität der liebevollen Empfindung miſchen.

In den Armen des Mannes erwache beym Weibe das Gefühl ſeiner Würde; es lerne ſie behaupten und bilden. Vom Weibe geleitet, übe ſich der Mann im Dulden, wo der Verſtand nicht ſchlichten, und die Kraft weder brechen noch beugen kann.

Vom Manne geweckt, erhebe ſich des Weibes Geiſt zu großen Gedanken, zu den herrlichen Anſichten des Unſichtbaren, und erſtiege auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung die zweyte Welt. Durch das Weib befreunde ſich der Mann mit dem Sichtbaren und Gegenwärtigen, und bemerke auch die beſcheidene Blume, die, ohne Glanz und Pracht, ſeinen Weg verſchönert.

So gebe jeder was er hat und empfange vom andern, was dieſer geben kann; und jeder flechte ſich ſeinen eignen Kranz ſchöner Tugenden aus denen, die er ſelbſt beſitzt, und die der Geliebte ihm mittheilt. So gedeihen unter der Pflege der Liebe Hochſinn und Ergebung im ſchönen Vereine.

Veredelt endlich auch dadurch eure Liebe, daß ihr euch durch ſie zu nützlicher Thätigkeit und zu froher Pflichttreue leiten laſſet.

Von ihr gehe ein Wirken aus, das überall Ordnung ſchafft und Freude bringt. Aus Liebe führe das Weib die Geſchäfte des Hauſes; aus Liebe thue es, was ihm als Gattinn, Mutter und Vorſteherinn des Hausweſens obliegt. Aus Liebe bereite es dem Manne ein fröhliches Daſeyn. Liebe gebe ihm Scharfſinn, die Mittel dazu zu erfinden; Liebe gebe ihm Stärke der Geduld, auszuharren im eignen Schmerze und im herzzerreißenden Leiden um die Geliebten. Liebe lehre es die zarten Keime des Guten im Kinde pflegen, und keine Mühe, keine Aufopferung ſcheuen, die ſeine Wartung und Erziehung erheiſcht. Liebe lehre es, ſich im ſtillen Kreiſe der Familie glücklicher fühlen, als in den rauſchenden Zirkeln der großen Welt. Liebe erfülle ſein Herz mit Wohlwollen gegen alle Menſchen, und mache es ihm zum Bedürfniß, gefällig, dienſtfertig und hülfreich zu ſeyn gegen jedermann.

Liebe ſtärke den Mann, das verdrießliche Geſchäft mit Luſt zu beginnen, das arbeitsvolle Werk unermüdet zu vollenden, den Kampf mit dem Schickſal muthig zu wagen, dem Mißgeſchick und der Kabale entſchloſſen auf den Kopf zu treten. Unter des Tages Laſt und Hitze ermuntre ihn der Blick auf den ruhigen Abend in den Armen der Liebe. Liebe lehre ihn Undank und Zurückſetzung vergeſſen; ſie ſey ſeine Belohnung, wenn die Welt ihn unbelohnt läßt. Das aufmunternde und tröſtende Wort der Liebe gelte ihm mehr, als Stern und Bänder. Weil er ſelbſt glücklich iſt, darum wirke er raſtlos, Glückſeligkeit zu verbreiten. Weil er bey Menſchen nichts zu erbetteln hat — denn er beſitzt ja alles — ſcheue er ſich nicht, ſeinen geraden Weg zu gehen, und Menſchen zu widerſprechen, wo die Pflicht es verlangt. Sich durch Pflichttreue ſeines Glückes werth zu machen, ſey ſein angelegentlichſtes Bemühen.

Menſchen, die, Hand in Hand, und Herz an Herz, die Wonne der Liebe empfinden, ſchweben wie ſegnende Genien unter ihren Brüdern. Ihr Glück iſt zu groß, als daß ſie es allein genießen könnten. Sie werden den ſchönen Ruf nicht überhören, es dadurch zu veredeln, *daß ſie viele andre daran Theil nehmen laſſen.* So ſchaffet denn Freude in den Wohnungen des Elendes; heilet Wunden, die ihr bluten ſeht; tröſtet den Traurigen, der euch Vertrauen ſchenkt; ſeyd die Hülfe der Armuth; der Verlaſſene, den die Welt ausſtieß, finde bey euch eine ſichere Zuflucht; der Gemißhandelte lerne bey euch ſeinen Kummer vergeſſen; und oft ſammele ſich um euch die kleine Zahl treuer Freunde, um mit euch froh zu ſeyn und beſſer zu werden.

Euphranor.

Ueber die Liebe.

Viertes Buch.

1.

Die Ehe.

Im moraliſchen Sinne des Wortes iſt die Liebe ſchon Ehe. Welch ein Bund kann heiliger ſeyn, als der, den verwandte Weſen, im Gefühl, daß ſie für einander geſchaffen ſind, und nur für einander und mit einander denken, empfinden und handeln können, auf die Ewigkeit ſchloſſen? Bedarf es da noch eines Vertrages? und welche Garantie iſt ſicher genug, wenn das Wahrhaftigſte im Menſchen zur Lüge werden kann? Welches politiſche Band bindet zerfallene Herzen, und welcher äußere Zwang legt die Geiſter in Feſſeln? Iſt es nicht Entweihung und Unſinn, mit Herzen zu handeln und über Gefühle Verträge einzugehen? Der Bruch des Wortes, das Liebe der Liebe gab, iſt Ehebruch; und der ſchändliche Betrug wird um nichts vergrößert, wenn unter dieſem Worte ein bürgerliches Siegel ſtand. Wie könnte er noch vergrößert werden — und wie gar hierdurch?

Aber auch im bürgerlichen Sinne, nur ohne Vertrag, ſoll die Liebe Ehe werden, das heißt: ſie ſoll das ganze äußere Schickſal derer, die ſich innerlich angehören, für immer verknüpfen; die Gemeinſchaft der Perſonen ſoll Gemeinſchaft der Güter, der Erfahrungen, der Hülfe, der Freuden und des Leidens des ganzen Daſeyns nach ſich ziehen; ſie ſoll als eine ſolche öffentlich anerkannt und geehrt werden.

Wie läßt es ſich anders denken? Wo Menſchen ſich in Liebe einander ergeben, weil ihre Charaktere ſich ewig ſuchen, und nur in der Zuſammenſetzung ſich vollſtändig fühlen, können ſie ſich da anders als auf ewig geben? können ſie den Gedanken, daß ſie ſich einſt überdrüſſig werden möchten, den künftigen Wunſch der Trennung nur für möglich halten? Wird nicht jedes ihrer Gefühle ſchon eine Erklärung ſeyn, daß ſie nie aufhören wollen an einander zu halten? Werden ſie ſich dieſe Erklärung nicht auch äußerlich ſanctioniren, wo die Welt es verlangt?

Im innigſten Vereine leben Menſchen, die ſich lieben; von dieſem Vereine läßt ſich nichts ausſchließen. Ihr Genuß iſt um ſo vollſtändiger: je mehr ſie mit einander gemein haben; in je mehrern äußern Puncten ihr Daſeyn zuſammenfließt. Das iſt die Sehnſucht der liebenden Herzen, alles mit einander zu theilen, damit alles ihnen Freude gebe, alles ihnen das Bild der verbündeten Herzen widerſtrahle, damit ſich überall ihre Gedanken und Empfindungen begegnen, und nichts mehr ſie trenne.

Das Höchſte und Beſte, was ſie ſich zu geben vermochten, gaben ſich Liebende, und das Gemeine ſollten ſie zurück halten? Ihre Perſonen vertrauten ſie einander an, und das was die Welt, die ſich auf Würde nicht verſteht, Glück nennt, ſollten ſie einander vorenthalten? Ihre Herzen ſind einverſtanden, nur das Aeußerliche, Vergängliche, Zufällige wäre ausgeſchloſſen? Welch eine verächtliche Denkart, die das Mittel über den Zweck, die Sache über die Perſon, das äußere Verhältniß über den innern Beſtand ſetzt! der die alltägliche Angelegenheit des Lebens mehr gilt, als die heilige, ewige des Herzens! Geht nicht aus dem Herzen alles Leben? Und ſolche Menſchen ſollten ſich auf Liebe verſtehen? der ökonomiſche Geiſt ſollte ſich mit der freyeſten Leidenſchaft paaren? Mögen ſie ſich im Kitzel der Eitelkeit gefallen; mögen ſie ſich in der Luſt der Sinne bis zum Wahnſinn berauſchen; mögen ſie ihrer Selbſtſucht fröhnend, jeden Quell der Befriedigung austrinken: weil die Ehe nicht für ſie iſt, darum iſt auch die Liebe nicht für ſie; weil ſie ihr Schickſal nicht geben können, darum können ſie auch ihr Herz nicht geben. Ihr Glück müſſen ſie von ihren Götzen erwarten.

Nur in der Ehe darf die Liebe das Letzte gewähren und genießen: ihre geheimen Freuden. Ohne Liebe iſt dieſer Genuß Brutalität; aber auch in der Liebe ohne Ehe bleibt er Entwürdigung. der Menſchheit. Nur als Unterpfand und Aufopferung der Liebe hört er auf thieriſch zu ſeyn; nur indem mit ihm die Gemeinſchaft der ganzen Exiſtenz gewonnen wird, verliert die Hingebung ihr Entehrendes.

Die Natur knüpfte an dieſen Genuß die Fortpflanzung und Bildung des Geſchlechtes. Auch dieſe erfordert einen Bund, der das ganze Daſeyn umfaßt, und der Ewigkeit gilt. Eine Frucht der Liebe tritt der Menſch ins Leben. Was müßte aus ihm werden; wenn nicht eben dieſe Liebe ihn beſchirmte und pflegte; wenn ſie nicht bis auf die Höhe dieſes Lebens ihn geleitete. Aber was iſt Natur- und Mutterliebe ohne Gattenzärtlichkeit und Gattentreue? Eine weichliche Pflanze in rauher Luft, die ein kümmerliches Daſeyn mühſam fortſchleppt, und ſeiner doch auch nicht los werden kann. Allein in einem Vereine, wie die Ehe iſt, kann eine neue menſchliche Exiſtenz fröhlich beginnen, gedeihen und zu ihrer Beſtimmung reifen. Nur im Schooße der Familie, unter der gemeinſchaftlichen Erziehung des ſtärkern Mannes und des zarten Weibes, wächſt der Menſch zum Menſchen auf, und entfaltet herrlich die ſchönſte Blüthe des Daſeyns. Hier empfängt ſein

Herz die lebendige Wärme, die ihn in der Kälte des egoiſtiſchen Weltlebens vor dem Erſtarren — den innern Reichthum, der ihn unter dem erbettelten Glanze vor dem Verarmen ſchützen muß.

Liebe ohne Ehe — ein trauriges Loos für die, welchen ein unglücklicher Zwang der Umſtände das höchſte Ziel ihrer Wünſche immer weiter rückt, die von unüberwindlichen Hinderniſſen zurück gehalten werden, ihr Leben zu vereinigen, wie ihre He[illegible] ſchon längſt eins ſind! Sie verzehre dann in [illegible]icher Wehmuth und Sehnſucht ein Daſeyn [illegible]er ſchönſten Freude geweiht ſeyn ſollte!

Liebe ohne Ehe — ein [illegible] der Vorwurf für die, denen eine elende Engherzigkeit im Wege ſteht, wo die ſüßeſte Verheißung des Lebens einladet — die für ihre Freyheit, für ihr Anſehen, für ihr Geld, für ihren Eigenſinn beſorgt ſind, wo der edle Menſch von keiner Sorge wiſſen ſoll, weil die Eine, die ihn erfüllt, alle andere verſchlungen hat.

Man hat oft nach dem Zwecke der Ehe gefragt? Ganz im Geiſte eines merkantiliſchen Zeitalters; wo nichts gilt, was nicht ſeinen Zweck hat; wo alles nach dem geſchätzt wird, was es einbringt, und wo man nur aus dem etwas zu machen weiß, was ſich als Waare anſchlagen und berechnen läßt.

Aber zu ſolchen Menſchen muß man nicht von einer Ehe ſprechen, die bloß auf Liebe ſich gründet. Dieſe hat keinen Zweck; ſie iſt ſelbſt ihr Zweck; das muß ihnen als eine handgreifliche Ungereimtheit vorkommen. Die Natur mag wohl durch die Ehe noch manches erreichen, was dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlich iſt; ſie mag wohl darauf gedacht haben, durch ſie die Fortpflanzung des Geſchlechtes auf die bequemſte und vortheilhafteſte Art zu beſorgen, die Sinnlichkeit zu veredeln, und mit der Würde des Menſchen in beſſere Uebereinſtimmung zu bringen, gegenſeitigen Beyſtand durch ſie zu veranſtalten, und eine Bildung des Geiſtes und Herzens zu bewirken, die ohne ſie nicht möglich geweſen wäre. Aber daraus folgt nicht, daß es ihr hierum vornehmlich zu thun war, daß dies Zweck der Ehe iſt. In der Liebe offenbart ſich, wie in der Schönheit und Wahrheit, in der Tugend und Religion, eine ſelbſtſtändige Form ihres Geiſtes. Sie hat Liebe, und darum auch Ehe gewollt, wie ſie Schönheit und Wahrheit, Tugend und Religion wollte, weil ſich die Menſchheit darin herrlich geſtaltet. Schönheit, Wahrheit, Tugend und Religion leiſten den Menſchen allerley ökonomiſche, techniſche und politiſche Dienſte; aber wer wollte ihnen dieſe als ihre Zwecke aufdringen? wer wollte das Ewige dem Vergänglichen, das Heilige dem Gemeinen unterthan machen?

Es gibt indeß Ehen ohne Liebe, und bey ſolchen muß allerdings ein Zweck erfragt werden, welcher indeß, wie die Sinne der Menſchen, ſehr verſchieden iſt. Der Eine meynt, es ſey doch in der Ordnung zu heirathen; der Andre will für ſeine Güter, für ſeinen Handel oder für ſeinen Nahmen einen Erben haben; dem Dritten ſoll der Eheſtand ſeine Oekonomie führen helfen; ein Vierter will bequemer leben; ein Fünfter durch eine gute Partie ſein Glück machen, und den geſunkenen Finanzen aufhelfen; ein Sechſter verlangt Unterhaltung, Zeitverkürzung, Aufheiterung; ein Siebenter will ſich loskaufen aus der väterlichen Gewalt, und ſich bey Freunden, Nachbarn und Anverwandten in Anſehen ſetzen, oder ſich zu einem bürgerlichen Amte qualificiren; ein Achter fürchtet ein Hageſtolz zu werden; ein Neunter heirathet, weil er meynt, es müſſe ſo ſeyn, es ſey in der Ordnung, ſeine Vorfahren haben auch geheirathet, ſonſt wäre er nicht da; und daran iſt viel gelegen.

Für dieſe Menſchen muß denn die Ehe auch ein Vertrag ſeyn — und kann es ohne dem Herzen nahe zu treten. Sie cediren Rechte, und gewinnen Rechte; das iſt der ganze Handel; und davon mögen wohl Sporteln abfallen.

Ehe ohne Liebe, iſt nicht das ſchon entehrend? Freylich, wenn unſre Ideale die Welt machten, dann müßte auf ihr keine Ehe exiſtiren, die nicht die Liebe geſchloſſen hätte. Aber Liebe in ihrer ganzen Reinheit, wie ſelten wird ſie unter den Menſchen gefunden? Viele fühlen gar das Bedürfniß nicht, ſich liebend an ein gleich geſtimmtes Weſen anzuſchließen; und viele, die das Bedürfniß fühlen, finden das Weſen nicht, das ihrer Sehnſucht antwortet. Das weibliche Geſchlecht muß den Antrag des Mannes abwarten, und gibt oft aus Verzweiflung ſeine Hand hin, wo es das ganze Herz nicht mitgeben kann. Soll es darum ſein ganzes Leben einſam vertrauren, während es vielleicht wahrſcheinlich iſt, daß es in dieſer Verbindung glücklich werde?

Es gibt geringere Grade der Geſchlechtsſympathie, die zwar kein Verlieren der Charaktere in einander, aber doch ein inniges Anſchließen an einander möglich machen. Die Macht der Gewohnheit, das gemeinſchaftliche Leben und Wirken, können daraus eine Neigung zu einander bilden, die in ihrer Stärke, in ihren Freuden und in ihrem Einfluſſe, der Liebe nahe kommt. Oft bringt ſogar allein die Angewöhnung des Einen an den Andern eine Vereinigung der Gemüther hervor, welche die Herzen veredelt, die Laſten des Lebens erleichtert, und eine Quelle vieler ſüßer Freuden wird. Selbſt der Geſchmack an einander, weit entfernt, Liebe zu ſeyn, wenn er nur vernünftige Gründe hat, ſtiftet nicht ſelten glückliche Bündniſſe. Das Bedürfniß ſich mitzutheilen, und der Sinn für häusliche Stille, erzeugen, wenn ſie in der Wahl glücklich ſind, ein Wohlwollen, eine Theilnahme und eine Herzlichkeit unter zwey Menſchen, die, zwar nicht in ihrem Weſen, aber doch in der Erſcheinung, der Liebe gleich ſind. Warum ſoll das alles nicht zu dem äußern Vereine berechtigen, den wir Ehe nennen?

Das Höchſte iſt immer nur für wenige; ſollen wir darum denen, die es nicht erreichen können, das Mindere verbiethen? Schöne Wechſelwirkung der Zärtlichkeit iſt das Weſen des ehelichen Bundes. Sie iſt am ſchönſten, wo ſie aus vollkommener Geſchlechtsſympathie hervor geht. Hier hat die Natur die Ehe ſelbſt geſchloſſen. Indeß kann ſie auch da noch ſchön ſeyn, wo an die Stelle dieſer Geſchlechtsſympathie eine andre liebende Neigung tritt. Nur verſteht es ſich, daß dieſe jene nicht von ihrer Stelle verdrängt haben darf. Ein Weib, das einen Mann wirklich liebt, und doch einen andern, für den es entweder gar nichts fühlt, oder der ihm bloß gefällt, ſeine Hand gibt, begeht die größte Untreue an ſich ſelbſt; es verſündigt ſich nicht bloß an ſeinem Glücke, ſondern auch an ſeiner ſittlichen Natur. Ein Mann vollends, der ſeine Liebe andern

Rückſichten aufopfert, iſt ein Ungeheuer, das die herrlichſten Anlagen in ſich abſichtlich zu Grunde richtet.

Es gibt Menſchen, die ſo gemein ſind in jeder Rückſicht, und alles feinern Gefühles ſo beraubt, daß ſie ſich im Gatten nichts mehr als den Geſellſchafter und den Gehülfen denken können. Dieſe mögen denn auch heirathen zum Zeitvertreibe, um angenehmer zu leben, um Kinder zu haben, um den ſinnlichen Trieb zu befriedigen. Höher können ſie nicht, andre Bedürfniſſe fühlen ſie nicht. Es iſt an ihnen nichts zu verderben; wenn ſie nur ein Weſen, das aus edlerm Stoffe gebaut iſt, nicht mit verderben; wenn ſie ſich nur den Gatten aus der eignen Klaſſe wählen.

An ſolche Menſchen und zu ſolchen Zwecken ein fühlendes Geſchöpf verkuppeln, das iſt wahre Seelenverkäuferey. Bey ihnen iſt die Ehe ein bloßer Contract; ſie wird nicht anders gebrochen, als durch Uebertretung des Buchſtabens — und damit hat es nichts weiter auf ſich, als mit der Nichterfüllung eines jeden andern Vertrages. Es kommt nur darauf an, daß beyde Parteyen ſich handeln laſſen. Hüthet euch, Menſchen, etwas zur Waare zu machen, woraus die Natur etwas Beſſeres machen wollte.

Für Menſchen, die Kopf und Herz haben, bleibt es entſchiedene Wahrheit: jede Ehe aus Nebenabſichten iſt pflichtwidrig; jedes Zuſammenleben ſolcher Perſonen in phyſiſcher und politiſcher Gemeinſchaft, die nicht ihr Herz zuſammenführte, iſt grobe Immoralität, ſelbſt wenn Kirche und Staat ihren Segen darüber geſprochen hätten.

Heirathen, um der Convenienz zu fröhnen, um Familien in einander zu flechten, um Geldſäcke und Ahnen zuſammen zu bringen, ſind die Meiſterſtücke wilder Unnatur, das Höchſte, wozu es eine tolle Entartung bis jetzt hat bringen können, die unſinnigſten Verſuche elender Sclavenſeelen, der menſchlichen Würde Hohn zu ſprechen.

Wenn man Ehen ohne Liebe zugeben muß: ſo darf man doch keine ohne Neigung geſtatten; die Hand darf nie ohne das Herz gegeben werden. Auch von dieſen Ehen ohne Liebe, aber aus Neigung, gilt das oben Bemerkte, daß ſie, keinen fremden Zweck anerkennend, ihr eigner Zweck ſind.

Von einer Pflicht zum ehelichen Leben ſollte man daher eben ſo wenig reden, als von Pflichten in der Ehe. Alles iſt hier Sache des Herzens, und vom Herzen läßt ſich nichts erzwingen. Es kennt nur freye Gaben. Es kann nicht geben, als aus eignem Triebe. Die Ehen haben freylich ihr Gutes; ſie bevölkern und bilden die Welt; aus ſtillen häuslichen Tugenden entwickeln ſich die großen des Patriotismus, des Heldenmuthes und des Hochſinnes. Aber dieſes Gute haben ſie nur dann, wo ſie ſich durch das Herz ſelbſt machten. Das größte phyſiſche Elend und das ſchrecklichſte moraliſche Verderben ſind zum Theil aus der Verbindung ſolcher Menſchen hervor gegangen, die ſich ohne und wider den Willen der Natur einander aufdrangen.

Die Bevölkerung iſt kein ſo wichtiger Zweck, daß ihr das Herz aufgeopfert werden müßte. Der Staat ſieht ſie gerne — nicht weil er die Menſchheit ehrt, ſondern weil er mit ihr wuchert. Daß das menſchliche Geſchlecht nicht ausſterbe, dafür iſt hinlänglich geſorgt; wenn man das Heirathen auch nicht zur Pflicht macht; und die Welt wird immer eher zu viel als zu wenig Menſchen haben.

Der moraliſche Nutzen der Ehe iſt allerdings ſchätzenswehrt; aber er leidet keine Gewalt, am wenigſten durch ſolche heuchleriſche Vorkehrungen als Ehen ohne Neigung ſind. Wer ſich abſchleifen will, dem wird unſer geſelliges Leben und Treiben Mittel genug anbiethen, die das beſſer beſorgen, als eine Ehe allein aus Pflicht, wo mehr geſtoßen als geſchliffen wird, und es leicht der rauhen Ecken nur noch mehr gibt.

Die Moral muß es allerdings wünſchen, daß die Ehen ſich mehren, aber nur in ſo fern, als vermehrte Humanität die Urſache davon iſt; ſie darf es nicht gebiethen.

In der Ehe vereinigen ſich Liebende zur allſeitigen Wechſelwirkung. Jeder ſoll geben und empfangen. Dies verlangt Vertraulichkeit, vollkommene Gemeinſchaft des äußerlichen Lebens, und bürgerliche Selbſtſtändigkeit der Verbindung, durch welche die Verbündeten nur Eine Perſon vorſtellen.

Die zärtlichſte Liebe und der geheimſte Genuß, den die Natur nur ihr geſtattete, fordern ein Vertrauen, das keine Gränzen hat. Gatten müſſen mit einander leben, wie der gebildete Menſch mit ſich ſelbſt lebt; achtungsvoll, aber ohne Rückhalt im Hingeben; ſie müſſen ſich gewöhnen, Einer im Andern das zweyte Ich zu ſehen, und ihre Mittheilung muß, in Gehalt und Form, die herzlichſte ſeyn. Daher iſt das ſüße Du der Ehe ſo natürlich. Das Herz ſpricht es aus, wenn auch der Mund nicht will. Wie es von Zärtlichkeit zeugt: ſo erweckt und vermehrt es die Zärtlichkeit wieder; indem es auf das innigſte Zuſammenleben deutet.

Es klingt ſchon widerlich, wenn Gatten ſich Sie nennen. Es iſt ein tolles Unternehmen, da eine Entfernung zu erkünſteln, wo Ein Moment ſchon alle Entfernung unmöglich gemacht, wo man durch das Geheimſte, was Menſchen ſonſt noch trennt, ſich an einander verrathen hat.

In der großen Welt, wo die Ehen auf ein bloßes Conventionsweſen reduzirt ſind, wo Gatten nichts von einander haben als den Nahmen und die Repräſentation, und wo übrigens das Geheime ſo oft gemein, und das Heilige ſo oft zur tiefſten Profanität herabgewürdiget iſt, mag dies hingehen. In der kleinen Welt des bürgerlichen Lebens iſt es etwas Unnatürliches; oft noch etwas Schlimmeres, das Eitern eines innern unheilbaren Schadens. Entweder ſind die Herzen ſchon von einander abgewandt; — oder man fürchtet, ſich zu nahe zu kommen. Entweder will man durch Förmlichkeit die Liebe erſetzen; oder man will das Verſplittern ihrer armſeligen Ueberreſte verhüthen. Manche Menſchen wollen ſich dadurch Ton geben; aber ſie verſtehen ſich entweder auf das Herz, oder auf den Ton nicht; oder ſie haben mehr Eitelkeit als Liebe — die letztere nur zum brilliren.

Menſchen, denen ihr inneres Leben gemein iſt, muß auch ihr äußeres Daſeyn, mit allen ſeinen Verhältniſſen, gemein ſeyn. Von der Gemeinſchaft der Ehe iſt nur Eins ausgeſchloſſen, der moraliſche Wehrt; und auch dieſen ſollen ſie ihr, durch fortſchreitende Vervollkommnung, immer näher zu bringen ſuchen. Im übrigen müſſen ſie ihr Schickſal theilen. Keiner darf etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben, was der andre nicht mit gewönne oder verlöre. Keiner darf ſich vor dem andern Rechte vorbehalten. Welches Recht iſt denn heiliger als das Herz? Auf der andern Seite darf auch keiner dem andern Rechte geſtatten; nicht um des Eigennutzes, ſondern um der Liebe willen.

Sie ſollen mit einander ſtehen und fallen, Arm in Arm dem Schickſale entgegen gehend, Eine Bruſt ihm entgegen kehrend, von demſelben Schlage getroffen, durch dieſelbe Gunſt gehoben. Ohne das iſt keine Gattenzärtlichkeit, kein Gattentroſt, kein ſüßer Lohn der Liebe. Sich in jedem Ereigniſſe zu berühren, und in allem, was ſie umgibt, Vereinigungspuncte anzutreffen, gemeinſchaftlich froh, gemeinſchaftlich traurig zu ſeyn, und alles, was ſie beſitzen, gemeinſchaftlich, wie ihre Herzen, zu beſitzen, das iſt ihr Stolz und ihre Freude.

Sollte ſich da nicht die Gemeinſchaft der Güter von ſelbſt verſtehen? Erklären die, welche ſie ausſchließen, nicht damit, daß ſie nichts anders wollen als einander genießen? Sprechen ſie nicht ihrer moraliſchen Würde Hohn, indem ſie ſich zu Werkzeugen einer bloß thieriſchen Begierde erniedrigen? Kann ein Menſch, dem nicht alles Gefühl mangelt, ſich mit einem andern ſo innig, wie in der Ehe, verbinden, bey welchem irgend eine Rückſicht einen Separatbeſitz nothwendig macht?

Gatten ſtellen auch vor dem bürgerlichen Gerichtshofe Eine politiſche Perſon vor. Der Staat, der ſonſt alles in ſeine engen juriſtiſchen Formen ſchlägt, ſcheint hierin doch die Rechte der Natur anzuerkennen. Es iſt freylich nur Zufall; ſein Motiv iſt die angenommene Unmündigkeit des Weibes. Aber was würde aus der Menſchheit werden, wenn der Zufall ihre Rechte nicht beſſer vertheidigte als ſie ſelbſt? Was wäre ſchon aus ihr geworden, wenn er ſie nicht oft gerettet hätte, wo ſie ſelbſt ſie ſchon aufgegeben hatten?

Der Mann vertritt das Weib. Ihm, als dem Stärkern, gebührt die Verwaltung öffentlicher Geſchäfte. Die Beſchützung der Gerechtſame verträgt ſich mit der Schüchternheit und dem Zartgefühle des Weibes nicht.

Das Weib führt des Mannes Nahmen; es theilt den Stand und den politiſchen Charakter des Mannes; ihm gehört es ja ganz an, und durch ihn allein hängt es mit der größern Geſellſchaft zuſammen.

Der Mann erwirbt und das Weib verwendet in der unmittelbaren Beſorgung der häuslichen Bedürfniſſe. Jedes hat ſeine abgeſonderte Sphäre, die ihm nicht menſchliche Willkühr, ſondern die Natur anwies; aber der Zweck iſt bey Beyden derſelbe: gemeinſchaftlicher Genuß und gemeinſchaftliches Glück.

Was *Kraft, Muth und Thätigkeit* erfordert, gebührt dem Manne zu beſorgen. Das *Schlichten und Ordnen,* das *Bereiten und Ver-*

ſchönern, worin Klugheit und Geſchmack walten, *die Werke der Geduld und der Liebe* gehören für das Weib; aber in allem iſt nur das Eine Intereſſe der zuſammen geſetzten Perſon.

Man hat auch gefragt: *wer in der Ehe herrſchen ſolle.* Wieder eine wunderliche Frage. Was hat die Liebe mit Herrſchen zu thun. Sie kennt nur Gleichheit, nur Bitten, keine Befehle, nur freundliches Berathen, kein läſtiges Aufdringen. Jeder ſoll ſich beherrſchen; weiter bedarf es nichts. Verſteht er dieſe Kunſt: dann beherrſcht er auch den andern; aber nicht durch Gewalt, ſondern durch Liebe.

Die Liebe ſoll in der Ehe das Regiment führen; und zu ihr geſellt ſich gerne die Vernunft. Wo Liebe und Vernunft im Bunde gehen, da gibt ſich alles von ſelbſt.

Dem Manne, ſagt man, gebührt der Vorzug, weil er der Stärkere iſt, und mehr überſieht. Aber verdiente er, der Mann eines zärtlichen Weibes zu ſeyn, wenn er dieſen Vorzug geltend machen, wenn er ſeine Ueberlegenheit dem Weibe im mindeſten wollte zu erkennen geben? Könnte man nicht auch ſagen: dem Weibe gebührt der Vorzug, weil es ſchöner und ſchlauer iſt; weil ſeine Schönheit ſo oft über männliche Stärke ſiegt, und ſeine Liſt, mit des Mannes Sinnlichkeit im Bunde, ſo oft ſeine tief durchdachten Anſchläge zu Schanden macht? Aber wird das Weib, das den Adel der Liebe kennt, zu dieſen Waffen ſeine Zuflucht nehmen? Wird es ſie für Waffen erkennen?

Wenn der Mann diejenigen Geſchäfte beſorgt, welche Stärke, Feſtigkeit, prüfenden Verſtand und hohen Ernſt fordern, das Weib hingegen in den engern und ſtillern Kreis eingewieſen iſt; wenn der Mann für das Wichtigere den Plan macht, und die Klugheit des Weibes ihn ausbeſſert; wenn das Weib das Kleinere beſorgt, nicht ohne des Mannes Stimme zu vernehmen: ſo iſt dies kein Herrſchen, ſondern nur ein Vereinigen der beyderſeitigen Anlagen. Daß der Mann, dem äußern Scheine nach, darin hervorſticht, gibt ihm wahrlich keinen Vorzug; mehr wahre Macht beſitzt das Weib in ſeiner Liebe.

Bey Menſchen, die ſich lieben, geht das ganze Daſeyn in fröhliche Harmonie über. Wo aber keine Liebe iſt, da kann auch kein Zwang die Leidenſchaften bändigen, und Einigkeit hervorbringen. Zwang erbittert nur, und macht die Dißharmonie größer.

Mit großem Rechte wird die Ehe *heilig* genannt. Auf Treue und Glauben übergeben Gatten einander ihre Perſonen; und wenn ſie auch ihren ſittlichen Wehrt nicht mitgeben können: ſo hängt doch das, was ſie geben, mit dieſem ſittlichen Wehrte auf das Genaueſte zuſammen. Schwerlich iſt irgend ein Einfluß auf die Tugend und Religion eines Menſchen gröſſer, als der Einfluß ſeines Lebens in der Ehe. Es wird eine große Feſtigkeit des Willens, es werden tief durchgebildete Grundſätze erfordert, um an die betrogene Liebe nicht in ſeinem Glauben an die Menſchheit zu verlieren, um dem unwürdigen Gatten nicht ſein beſſeres Selbſt aufzuopfern, und um die Prüfung einer unglücklichen Ehe zu beſtehen. So mancher herrliche Charakter ward hier ſchon zertrümmert; und oft ſah der Genius der Menſchheit weinend auf einen Bund herab, der alle ſeine Gaben verſchlang, die er vermehren und verſchönern ſollte.

Dagegen ſind glückliche Ehen auch *das trefflichſte Bildungsmittel des menſchlichen Herzens*. Alles, was hier beglückt, beſſert zugleich. Hier gewinnt die Tugend Leben und Anmuth, preiſt ſich überall dem Sinne des Menſchen an, und theilt ſich ihm unwillkührlich mit. Hier reifen Wohlwollen, Sanftmuth und Geduld zur ſchönſten Fülle. Hier wird alles Rauhe geglättet, alles Gewaltſame gebrochen, alles Wilde und Stürmiſche geregelt. Hier öffnet ſich ein Kreis des edelſten und wohlthätigſten Wirkens. Hier wohnt die Beſonnenheit neben der Wärme. Hier übt ſich die Liebe in tauſend Erweiſungen, und bereichert ſich mit tauſend heilſamen Erfahrungen. Hier entwickelt und ſtärkt ſich der Gemeingeiſt, der in allen Sphären des bürgerlichen Lebens unermüdet zum Beſſern wirkt. Hier erweitert ſich das enge Herz zum freudigen Umſchließen alles Wahren, Schönen und Guten. Hier gewinnt die Tugend jene Einfalt, jene Anſpruchloſigkeit, jene Entfernung von Prunk und Schimmer, jene Reinheit von Eigennutz und Eitelkeit, die ihre reitzendſte aber ſeltenſte Zierde ſind. Wenn ſie auf den Tummelplätzen der Welt ſelten wird; dann ſuche man ſie in den ſtillen Wohnungen glücklicher Ehen. Wenn ſelbſt die, welche ſich zu ihren Sprechern aufwerfen, an ihr zu Verräthern werden, dann wird man noch zufriedene Gatten finden, die ſie tief im Herzen tragen, und mit ihr das Leben ſchmücken.

So lange die Liebe auf Erden Herzen verbindet, wird die Tugend auch ihre Tempel behalten. Sind ſie gleich nicht auf Anhöhen gebaut, und locken ſie nicht durch glänzenden Dienſt die Menge; ſo werden ſie doch oft eine kleine Zahl treuer Auserwählter verſammeln. So lange die Ehe für heilig erkannt wird, gelingt es gewiß den Entartungen der Zeit nicht, einen vollſtändigen Sieg davon zu tragen. Nicht eher wird das Laſter ſeine Herrſchaft allgemein machen, und das Heilige auf Erden der öffentlichen Entehrung Preis geben können, als bis Luxus, Ueppigkeit und Zerſtreuungsſucht allen Sinn für Häuslichkeit zerſtört, und bis eine unbändige thieriſche Sinnlichkeit jeden Funken edlerer Liebe ausgelöſcht hat.

Sollte die Tugend ein Bündniß nicht heilig ſprechen, von dem ſie ſo große Vortheile erwarten darf?

Glückliche Ehen ſind die Veſte des Staates und das Palladium der Menſchheit. Der Staat kann nicht ſtürzen, wenn er viele glückliche Ehen zählt. Die Menſchheit darf ihre Sache nicht verloren geben: ſo lange ſie dieſelbe noch der Pflege glücklicher Familien anvertrauen kann. Für ſein Weib und ſeine Kinder ſtreitet der Krieger muthiger, wenn das Vaterland ſeinen Arm fordert; heilig iſt ihm der Boden, auf dem die Liebe eine ſichere Wohnung fand; lieber färbt er ihn mit ſeinem Blute, als daß er ſeine Vertheidigung aufgibt. Der iſt der beſſere Staatsmann und der treuere Bürger, der Weib und Kinder für ſeinen größten Reichthum hält; der der feurigſte Patriot, den Liebe zu ſeinen Erwählten dazu gebildet hat.

Aus dem Schooße glücklicher Familien geht die veredelte Generation hervor. Im Schooße einer glücklichen Familie lernt der Menſch ſchon frühe alle Segnungen der Liebe kennen. Hier gewöhnt er ſich ſchon frühe, für andre zu leben und ſich aufzuopfern. Hier werden alle wohlwollenden Neigungen geübt und geſtärkt. Hier wird ſein Herz ſanft und weich, mit allen ſeinen Empfindungen an die Menſchheit gekettet, hier für den Edelmuth gewonnen, ehe ſchmutzige Selbſtſucht in ihm Wurzel faßte. Hier glüht ſeine Seele für Menſchenwürde und Menſchenglück, ehe elende Gemeinheit ſie beflecken kann.

Nur die Liebe verſteht die Kunſt zu erziehen, zu beugen und zu lenken, zu ſchwächen und zu beleben. Nur ſie theilt Einſichten mit, die den Geiſt nicht allein aufklären, ſondern auch ſtärken und mit ihrem Einfluſſe durchdringen, die ihm Selbſtgefühl, Vertrauen und Wärme geben, und veredelnd auf ſein ganzes Daſeyn wirken.

Ein unermeßlicher Reichthum des Guten iſt von je her aus Familien in die Welt gegangen. Die Verbeſſerung der Zeit erwartet ihre kräftigſte Beförderung von der Vermehrung glücklicher Familien.

Soll die Ehe nicht heilig ſeyn, der die Menſchheit ihre wichtigſten Güter anvertraut?

Es iſt nicht bloß eine wohlthätige, es iſt auch eine angemeſſene, charakteriſtiſche Einrichtung, *daß die Religion die Bündniſſe der Liebe weiht.* Es ſind Bündniſſe, die, mit ihren Forderungen, Hoffnungen und Bedürfniſſen, überall an das Religiöſe gränzen, und die der Religion ſelbſt die trefflichſten

Dienſte leiſten. Freylich ſollten dieſe Weihungen rührender und erhebender, feierlicher und energiſcher ſeyn, mehr Geiſt der Religion und der Liebe athmen, als dies gewöhnlich geſchieht. Eine kalte Moral iſt hier wohl ganz an der unrechten Stelle. Wo keine Liebe iſt, da wird ſie gewiß überhört, und wo Liebe das Paar zuſammen führte, da iſt ſie überflüſſig. Es muß dem Herzen wehe thun, im gefühlvollſten Momente des Lebens von der kalten Hand einer lehrenden Weisheit ergriffen zu werden. Was kann der Stimmung dieſer Augenblicke fremder ſeyn als das?

II.

Hinderniſſe der Ehe.

Sind die Bündniſſe der Liebe für den Staat, die Menſchheit und das Wohl der Individuen von der größten Wichtigkeit: dann muß jedem Wohlgeſinnten an der Vermehrung derſelben, und an der Entfernung ihrer Hinderniſſe viel gelegen ſeyn. Wirklich ſind dieſe Bündniſſe nicht ſo zahlreich, als ſie ſeyn könnten. Freylich einem ſehr großen Theile fehlt es an allem, was dazu erfordert wird. Ihre Natur iſt für die Liebe nicht gebildet; ſie kennen die Empfindungen und Bedürfniſſe nicht, die in ihre Arme führen. Sie müſſen ſich mit den Alltagsverbindungen des Lebens begnügen, und thun vielleicht auch eben ſo wohl, wenn ſie allein bleiben. Aber es gibt auch viele andre, die für das Glück der Liebe Empfänglichkeit haben, die ihre Sehnſucht wohl kennen; aber nur zu ihrer Qual, da ſie nie geſtillt wird — die wohl fähig wären, durch die Liebe glücklich zu machen, und glücklich zu werden; wenn ihnen nicht ein finſtrer Dämon im Wege ſtände, und das den Augen immer entfernte, was das Herz ſchmerzlich ſucht. Dieſe verdienen unſre Aufmerkſamkeit.

Die Hinderniſſe der Ehe rühren zum Theil von den Menſchen ſelbſt, zum Theil von äußern Verhältniſſen her.

Bey vielen Männern iſt es gar zu große Bedächtlichkeit, was ſie von ernſthaften Verbindungen zurück hält. Sie wünſchen dieſe zwar oft; ſie fühlen oft die Leere und Beengtheit des Alleinſtehens, ihr Herz wird oft von liebender Neigung bewegt. Aber der Verſtand ſteht bey ihnen in größerm Anſehen; und dem zeigen ſich überall Bedenklichkeiten. Sie wollen erſt alles auf dem Reinen haben; das Fortkommen in der Welt, Vermögen und Familienverhältniſſe müſſen abgewogen ſeyn; und am Ende verdient doch der Charakter der künftigen Gefährtinn des Lebens auch einige Rückſicht. Dies ſind aber Dinge, die man zum Theil ſelten nach Wunſch findet, und die ſich zum Theil nicht ausmitteln laſſen. Wer forſcht das Innere der Weiber durch?

So oft das Herz warm wird, thut ſich auch das Späherauge des Verſtandes auf, und ſchaut ſchüchtern umher. Man ſieht immer mehr ein, wie zweydeutig das Wageſtück, und wie ſchwer die Aufopferung der Freyheiten, Eigenheiten und Grillen ſey, an die man ſich nun einmal gewöhnt hat. So gehen die Jahre der Empfänglichkeit für Liebe und Liebesglück hin. Man wird älter, kälter, eigener, ſelbſtſüchtiger, eingebildeter und furchtſamer, und bleibt Hageſtolz.

Im Grunde mag daran nicht viel verloren ſeyn. Menſchen, deren Herz nie höher ſchlägt, als der Kopf ihm erlaubt, ſelbſt in den Jahren der blühenden Lebensfülle nicht, möchten wohl treffliche Oekonomen, weiſe Haus- und Großväter geworden ſeyn; aber ſie würden nie das Bedürfniß eines weichen, gefühlvollen Weibes befriedigt haben.

Nicht ohne Prüfung, aber doch auch mit Liberalität, Muth und Zutrauen will das Band der Gemüther geknüpft ſeyn. Es iſt nicht möglich, hier ſo ſicher zu gehen, wie bey einem kaufmänniſchen Contracte; es gilt hier keine Waare, ſondern oft tief verſteckten Menſchenſinn. Wer nichts wagen mag, der reſignire auf das Glück des Lebens. Bedächtlichkeit paßt nicht zur Liebe; darum ruht auch der Fluch auf ihr.

Was dieſe *Bedächtlichkeit bey den Männern*, das iſt Prüderie bey den Weibern. So lange die Blüthenzeit dauert, wollen ſie ihre Netze immer weiter auswerfen, immer neue Sclaven zu ihren Füßen ſehen. Mit der Zahl ihrer Anbether wollen ſie ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Es iſt ihnen nur um den Sieg zu thun; die Früchte des Sieges verſchmähen ſie, ohne zu bedenken, daß eine Zeit kommt, wo ſie darnach verlangen werden. Denken ſie ja an eine ernſtliche Verbindung: ſo iſt ihnen doch jeder bisherige Antrag nicht gut genug. Bey dem Einen war dies, bey dem Andern jenes auszuſetzen. Eitelkeit flüſtert ihnen ins Ohr, es werde noch ein Beſſerer erſcheinen. Aber bald iſt einer nach dem andern weggeſcheucht, und der Gehoffte bleibt aus. Wer wollte ſich auch zum Spielwerke weiblicher Launen erniedrigen, ſeine Ruhe an ein ſchönes Geſicht ſetzen, und ſein Glück einem Herzen anvertrauen, von dem ſchon andre ſchändlich verſpottet wurden? Die Reitze verwelken, und die Anbether verlieren ſich. Vielleicht war unter dieſen mancher, der die einſt Spröde, die jetzt einſam ihre Thorheit beweint, glücklich gemacht hätte.

Wären es nur ſchlechte Weiber, welche dies Schickſal trifft: dann möchte man es hingehen laſſen. Aber auch viele Weiber, die eines Beſſern wehrt ſind, werden von der Herzvergifterinn Eitelkeit betrogen. Verſchmähe nicht, gutes Weib, den edeln Mann, deſſen Empfindung du erwiedern kannſt; begegne ihm nicht, im Vertrauen auf die Zukunft, mit Leichtſinn. Die Zukunft iſt für das Weib der unſicherſte Schuldner.

Man wird deiner empfindlicher ſpotten, wenn du vergeblich die Reſte deiner ehemaligen Reitze zuſammenſuchſt, und dich einſt von der Welt, die dich jetzt bunt und fröhlich umgaukelt, verlaſſen ſiehſt.

Oft ſind auch beym Manne *überſpannte Forderungen* Schuld daran, daß er nie Gatte wird. Sein verzärtelter Geſchmack und ſeine eigennützigen Begierden können nie befriedigt werden. Er will keinen Fehler dulden, und das beyſammen haben, was die Menſchen zum glücklichen Leben rechnen, ohne zu unterſuchen, ob es denn auch wirklich dazu nöthig ſey. Aber wo findet man das beyſammen, auf einer Erde, wo alles der Gebrechlichkeit den Zoll entrichten muß? Er hat ſeinen Geiſt vielleicht gar an Idealen genährt, deren Nachbild in der Wirklichkeit fehlt, weil wir ſie nur als eine Anweiſung auf die beßre Welt empfangen haben. Dieſe Ideale haben ihn ſo eingenommen, und ſich mit dem innigſten Leben ſeiner Seele ſo vermiſcht, daß er wirklich durch eine Verbindung, die ihnen nicht entſpräche, unglücklich werden müßte.

Oft traute er dem flüchtigen Scheine, und fand ſich überall, bey näherer Prüfung, getäuſcht. Unfähig, ſich herab zu ſtimmen, klagt er die Weiber und das Leben an. Er meynt nun, niemand kenne und fühle das Vollkommene ſo wie er, er müſſe ſich wohl auf ſich ſelbſt beſchränken. Er wird immer mehr Egoiſt, und berauſcht ſich einſam immer mehr in ſeinem tollen Dünkel.

So endet die geprieſene einſeitige Verfeinerung, die den Menſchen hinaufſchraubt, ohne ihn an ſeine Beſchränktheit zu erinnern, die ihm das Vortreffliche zeigt, ohne ihn zugleich Genügſamkeit zu lehren, die immer auf den Schimmer der Ferne deutet, ohne die Nebel der Gegenwart zerſtreuen zu können. Das ſind die Früchte der romantiſchen Träume, in denen wir uns oft ſo weiſe dünken, und denen wir uns ſo gerne überlaſſen.

Ein Glück iſt es noch, wenn die Thoren nie ins eheliche Leben treten: ſo richten ſie doch nur ſich ſelbſt zu Grunde; hier würden ſie die Quälgeiſter des beſten Weibes werden, das nur der Tod von ihrem folternden Unſinne erlöſen könnte.

Es iſt gut, das Vollkommne zu kennen, und es zum Maßſtabe ſeiner Beurtheilung zu brauchen; aber es darf nie der Maßſtab unſrer Forderungen an andre und an die Welt werden, ſonſt ſind wir verloren. Dann macht uns die Kenntniß des Vollkommnen weiſe, wenn ſie uns Zufriedenheit mit dem Vorhandenen und Duldſamkeit gegen das Gebrechliche einflößt.

Mehr zu bedauern ſind diejenigen, die durch eine unglückliche Liebe von den nähern Verbindungen derſelben zurück gehalten werden. Hier liebte Einer das Weib, das ſich ihm in der Fülle der Grazie und mit allen Reitzen der Tugend darſtellte, mit der ganzen Wärme ſeines Herzens; er hätte ſich ihm ganz und ewig aufgeopfert — und ward von ihm betrogen. Die glänzende Hülle verſchwand; die Entzauberung war das Werk Eines Augenblickes; das heilige Wort ward gebrochen; er wurde dem Glanze oder der Schmeicheley eines andern verrathen, und lernte in der Einen das ganze Geſchlecht verabſcheuen. Er kann kein andres Weib lieben; und dieſes muß er haſſen. Ewig wird er es anbethen, und ewig verwünſchen. Nie wird er der Zeit vergeſſen, wo er in Momente ein Leben faßte, aber auch an den Reſt dieſes Lebens keine weitern Anſprüche zmachen. Er machte dieſe Erfahrung vielleicht erſt. Das Bild der Treuloſigkeit ſteht ſchwarz in ſeiner Seele. Er wagt es nicht, von der Liebe das Mindeſte zu hoffen. Und wenn er noch hoffen könnte: ſo würde er ſich der Gefahr, ſo ſchmerzlich belehrt zu werden, nicht wieder ausſetzen.

Wenn es gleich nicht zu läugnen iſt, daß hierin viel Uebertreibung ſey, und daß auch der oft Getäuſchte noch keine Urſache habe, verloren zu geben, ſo verdienen doch gewiß Menſchen, denen es ſo ging, unſer Mitleiden.

Andre ſahen ſich vom Geliebten durch das Schickſal getrennt. Nur für ihn konnten ſie leben, nur in der Verbindung mit ihm glücklich ſeyn. Nie wird das Herz, das Einem geweiht iſt, für einen Andern ſchlagen. Sie lernten die Wonne der Liebe ahndend kennen, um ihr Bittres zu empfinden. Jeder Gedanken an ſie iſt mit traurigen Gefühlen gepaart.

Andern nahm der Tod den Auserwählten der Seele. Das Andenken an ihn vertilgt keine Zeit; alle Liebe, deren ihr Herz fähig iſt, lebt in dieſem Andenken, im wehmüthigen Blicke gen Himmel und in der Hoffnung der Wiedervereinigung. Sie glauben das Verlorne in keinem Andern wieder zu finden, oder dem Geliebten auch im Tode noch Treue ſchuldig zu ſeyn.

Solche Gründe ſind achtungswehrt, und müſſen geſchont werden. Sie zeugen davon, daß etwas im Menſchen ſey, worauf man ſich verlaſſen kann. Wie gemein erſcheint dagegen der Leichtſinn, der mit ſeiner Neigung, wie mit Freuden und mit Kleidern, wechſelt!

Es gibt auch Menſchen, die das Unglück haben überall entweder miß zu verſtehen oder mißverſtanden zu werden, die, um der Tiefe ihres Gefühles, oder um des hohen Schwunges ihrer Phantaſie willen, eben ſo leicht verkannt — als ſie ſelbſt an andern irre werden. Ihr reitzbares Herz nimmt jeden Eindruck an, und gibt ſich gerne hin; aber ſie finden ſelten die Erwiederung, die ſie glauben erwarten zu dürfen, und ſelten wird ihnen genügt. Das Originelle und Schätzbare an ihnen erregt am erſten Anſtoß. Sie liebten vielleicht oft; aber eben das, was ſie für die Liebe am meiſten hätte geſchickt machen ſollen, führete ſie in die unangenehmſten Colliſionen, die ſich mit dem Bruche des Verhältniſſes endigten. Sie können ſich nach der Welt nicht richten, die zu weit unter ihnen iſt. Eben ſo wenig kann die Welt ſich nach ihnen richten, weil ſie nicht an ſie reicht. Dem Schickſal bleibt es anheim geſtellt, ob ſie endlich ein Weſen finden werden, das mit ihnen ſympathiſirt.

Vielfach werden auch Ehen gehindert durch *Familien- und bürgerliche Verhältniſſe.*

Oft ſteht der deſpotiſche Wille eigenſinniger Eltern ſolchen Verbindungen im Wege, die das Glück des Lebens hätten gründen können, während er andre begünſtigt, in welche das Herz nicht einſtimmen kann. Eigennutz, Eitelkeit und Convenienz maßen ſich die Rechte der Liebe an. Sie ſoll annehmen, was ein engherziges Vorurtheil für ſie gewählt hat. Aber die Liebe läßt ſich nichts aufdringen. Sie will entweder ſelbſt wählen oder entbehren. Kein Geld und kein

Anſehen, nur reine Erwiederung kann ſie glücklich machen.

Die gereifte Erfahrung und das kältere Urtheil der Eltern verdient allerdings beym wichtigſten Schritte des Lebens, den Schwäche und Leidenſchaft ſo oft irre leiten, gehört zu werden; aber ſie müſſen ſich nicht anmaßen, über Dinge zu entſcheiden, die bloß für das Tribunal des Herzens gehören, und das als eine bloße Speculation zu betrachten, was tief in das innerſte Leben eingreift, und ſeine zarteſten Fäden zerſchneiden kann. Eltern dürfen Verbindungen verhindern, bey welchen nichts als Elend voraus zu ſehen iſt, weil das warme Gefühl der Jugend oft die Augen blind macht. Aber was gibt ihnen das Recht, auch ſolche Verbindungen zu hindern, die bloß ihrem Eigenſinne, ihrem Dünkel, ihrer Geldgier und ihren unſinnigen Grillen nicht angemeſſen ſind? Was gibt ihnen das Recht, Hand und Herz ihrer Kinder zu verhandeln, ſie in eine Sclaverey zu verkaufen, gegen welche Galeerendienſt oft noch Freyheit iſt? — ihnen Gatten aufzudringen, die ſie nicht lieben können, die ſie immer als die Stifter ihres Elendes haſſen werden, deren Unſinn ſie zu Tode martert, oder deren Laſter wohl gar ihr Herz vergiften?

Die Leidenſchaft hat viele Unglückliche gemacht, aber nicht ſo viele als Elternzwang — keinen in dem

Grade, wie der leztere. Gewiß müßt, ihr Unverſtändigen, oft Zeuge geweſen ſeyn, von dem verzehrenden Grame, von den ſtummen Seufzern und von den lauten Verwünſchungen, von dem gränzenloſen Elende, von den herzzerſchneidenden Auftritten und von dem ſittlichen Verderben, die eure Tollheit anklagen. Und doch könntet ihr gefühllos eurem Götzen neue Opfer ſchlachten, das Herzblut eurer Kinder auf ihren Altären fließen ſehen? Gewiß ſind es die beſſern unter ihnen, die lieber ehelos bleiben, als ſich der Schlachtbank entgegen führen laſſen, auf der ihre Tugend mit ihrem Glücke ſo ſchrecklich hingerichtet werden ſoll. Die ſchlechtern, an denen ihr die Folgſamkeit ſo rühmlich findet, denken jezt ſchon auf andere Dinge, die ſie, auf Koſten ihres ganzen Menſchenwehrtes, ſchadlos halten ſollen.

In hohem Grade verdienen diejenigen unſre Achtung, die auf das ſchönſte Glück des Lebens Verzicht leiſten; um unglückliche Familien zu unterſtützen; um das Fortkommen der Ihrigen beſſer zu befördern; um Eltern zu pflegen, die von Altersſchwäche, Krankheit und Mangel gedrückt, ohne ſie verlaſſen ſeyn würden; um ſich unerzogener Geſchwiſter anzunehmen; oder um ſonſt Pflichten zu erfüllen, gegen nahe Angehörige, die ſie im ehelichen Leben nicht ſo gut würden erfüllen können. Der Lohn treu erfüllter Pflichten wird ihnen erſetzen, was ſie freywillig aufgeopfert haben. Sie folgten dem ſüßen Zuge einer andern Liebe, als ſie der ehelichen entſagten. Auch jene hat große Freuden, auch ſie veredelt das Herz, und vergilt reichlich.

Nicht ſelten ſtehen bürgerliche Verhältniſſe der Ehe im Wege. Hier wartet Einer auf das Amt, das ihm ein hinlängliches Auskommen verſchaffen ſoll. Aber verkannt, zurückgeſetzt, von der Kabale verdrängt, von der Heucheley überliſtet, wird er grau über dem Warten. Wie gut war es, daß er ſich nicht von der Leidenſchaft übereilen ließ, ſich und eine geliebte Familie dem verzehrenden Kummer Preis zu geben!

Ein großer Theil der öffentlichen Beamten bringt es erſt in den Jahren, wo man der Liebe ſchon halb abgeſtorben iſt, dahin, eine Familie ernähren zu können. Das Herz iſt ſchon kälter geworden, der Egoismus hat ſich vermehrt, die Fähigkeit, ſich in andre zu ſchicken, und nach ihnen zu bilden, vermindert. Man hat ſich gewöhnt, ſich ſelbſt genug zu ſeyn, man hofft den Reſt des Lebens auch allein hinbringen zu können, und will ſich nicht der Gefahr ausſetzen, bald eine unverſorgte jammervolle Familie zurück zu laſſen. Der Staat ſieht ja die Beförderung der Ehen ſo gerne; Bevölkerung iſt ſein drittes Wort: warum ſorgt er denn nicht, daß derjenige Theil ſeiner Bürger heirathen kann, der ihm die meiſten und treueſten Dienſte leiſtet, der ſich am willigſten für ihn aufopfert, der unter dem Drucke freudenloſer Geſchäfte mehr als irgend ein andrer des Troſtes und der Aufheiterung von einem liebenden Weibe bedarf, und aus deſſen Mitte der Kern ſeiner künftigen Bürger hervorgeht?

Andre werden von Verbindungen gefeſſelt, die ſich mit der Stille des häuslichen Lebens nicht vertragen, die ſie zu weit in dem Gedränge der öffentlichen Thätigkeit umher treiben, als daß die geheimen Neigungen des Herzens dabey aufkommen, und Befriedigung finden könnten — oder die ſie zu ſehr mit Geſchäften überhäufen, und ihre Aufmerkſamkeit in dem Maße erfordern, daß die Sorgfalt, die auf die Verhältniſſe der Liebe verwendet werden muß, wenn dieſe nicht verunglücken ſollen, und die Heiterkeit und Unbefangenheit des Geiſtes, welche dazu nöthig ſind, unmöglich wird.

Andre haben einen Beruf übernommen, der ſich mit der Liebe nicht wohl verträgt. Sie bearbeiten einen Theil des menſchlichen Wohls, der ihre ganze Geiſteskraft verſchlinge, oder ſie führen ein Geſchäft, das ihnen nirgends häusliche Niederlaſſung geſtattet. Dieſe laßt uns ehren, wenn ſie ſich darin der menſchlichen Geſellſchaft aufopfern. Ihr Opfer kann ihnen nicht bezahlt werden. Aber unſern ganzen Abſcheu verdienen ſie auch, wenn ſie darin bloß ihrer unerſättlichen Habgier fröhnen.

Noch iſt die zahlreiche Klaſſe derer zurück, die der Mangel an einem hinlänglichen Auskommen von der ehelichen Verbindung abhält. Eine Familie zu ernähren, dazu gehört wahrlich viel. Zahlloſe Bedürfniſſe wollen befriedigt ſeyn — und nicht bloß, wie es die Natur fordert, ſondern wie es die Sitten der Zeit, Stand, Familien- und bürgerliche Verhältniſſe verlangen.

Wer kann dem gebildeten Manne, der ſonſt in allen ſeinen Zirkeln Achtung genoß, und dem jetzt ſeine Geſchäfte mit der großen Welt noch immer in Verbindung halten, anſinnen, daß er in Verhältniſſe trete, die eine Art zu leben nothwendig machen, welche ihm eine drückende Zurückſetzung, vielleicht gar bittern Spott zuzieht. Wie oft hängt nicht ſelbſt unſer Fortkommen von unſerer mehr oder weniger glänzenden Art zu leben ab? Wie oft ſehen unſre Gönner nur auf den Schimmer, den wir verbreiten?

Ueberdem iſt es wohl keine übertriebene Bedenklichkeit, wenn man auf den möglichen Fall des frühern Sterbens und auf das Unglück einer verwaiſten und aller Quellen der eignen Hülfe beraubten Familie Rückſicht nimmt. Wie viel Elend würde in der Welt weniger ſeyn, wenn dies häufiger geſchähe. Häusliche Armuth iſt unter allen herzangreifenden Scenen wohl eine der angreifendſten, zumal wenn ſie mit dem

Scheine des Wohlſtandes bedeckt werden muß. Wie muß des Mannes Herz bluten, der das geliebte Weib vor Mangel nicht ſchützen kann? wie das Herz der Mutter, die die Blöße der Kinder nicht zu decken, und ihren Hunger nicht zu ſtillen im Stande iſt, und es ſich doch nicht einmal vor der Welt merken laſſen darf, wenn ſie nicht durch kaltes Mitleiden und ein halb ſpottendes Achſelzucken noch tiefer verwundet ſeyn will? In welchen traurig veränderten Umſtänden ſehen wir oft die nächſten Abkömmlinge, einer Familie, die im blühendſten Zuſtande war, und allgemein geachtet wurde? Und was müſſen dieſe oft leiden, ehe ſie ſo weit kommen, ſich nothdürftig ernähren zu können? Welche prüfungsvolle Jugendjahre liegen hier hinter einem armſeligen Leben? Nein, verdenkt es dem bedächtlichen Jüngling nicht, der lieber ehelos bleibt, als ſich und andre der Gefahr eines ſolchen Elendes bloß ſtellt.

Unſer Zeitalter hat dieſe Noth vermehrt. Alle Preiſe ſind geſtiegen, und nicht immer die Einnahmen. Die Bedürfniſſe haben ſich vermehrt, die Erwerbquellen für den Einzelnen faſt vermindert, und die Mittel des Erwerbes ſich vielfach erſchwert. Der Luxus, die Weichlichkeit, der gute Ton, die Nothwendigkeit des Scheines, der verfeinerte Geſchmack und die Sucht zu glänzen, machen immer größere Forderungen. Iſt es da zu verwundern, daß die Ehen ſeltener werden?

Aber freylich wird der edle Mann auch hier das Entbehrliche vom Nöthigen unterſcheiden, ſeine Bedürfniſſe einſchränken, und nie vergeſſen, daß Glücklichſeyn mehr gelte, als eine Rolle Spielen, daß die Liebe Zufriedenheit lehre auch mit wenigem, und den Menſchen veredle, während Weichlichkeit und Aufwand ihn verderben.

III.

Wahl des Gatten.

Euphranor an Klinias.

Es freut mich ungemein, mein Theurer, Dich auf einem Poſten zu ſehen, der Dir nicht allein ein ſorgenfreyes und bequemes Leben ſichert, ſondern auch deinen Kräften einen ihnen angemeſſenen Wirkungskreis anweiſt. Du wirſt redlich wuchern mit dem dir anvertrauten Pfunde. Du wirſt aus allen Kräften zu nützen, und der menſchlichen Geſellſchaft das reichlich zu erſtatten ſuchen, was ſie auf deine Bildung verwendete. Dein Beruf fordert Weisheit, Ruhe, Faſſung, edle Kühnheit und ſtandhaftes Ausdauern: Du wirſt es daran nicht fehlen laſſen. Es macht mich froh, an das Gute zu denken, was aus Deinen Bemühungen hervorgehen wird.

Eben darum billige auch Deinen Entſchluß, Dich nach einer treuen und liebevollen Gefährtinn des Lebens umzuſehen, die Freuden und Sorgen mit dir theile, und bey der Du Kraft und Aufheiterung für Deine Arbeiten findeſt. Der Menſch erreicht ſeine Beſtimmung erſt ganz, wenn ihn eine glückliche und gebildete Familie umgibt. Hier weht der ſanfte Geiſt der Humanität, den unſer froſtiges Weltweſen überall erſtickt, wo es ihn antrifft. Hier wird reiner Menſchenſinn gebildet, und hier werden reine Menſchenfreuden genoſſen; hier entwickelt ſich die Blüthe der Vortrefflichkeit in der üppigſten Fülle.

Dein Herz iſt noch frey; Du kannſt wählen; manches reitzende Mädchen iſt in Deinem Zirkel. Du wünſcheſt hier mit beſonnener Klugheit zu Werke zu gehen. Du verlangſt meinen Rath. Ich ertheile ihn Dir um ſo williger; je größer die Gefahr, ſelbſt für den geſetzten jungen Mann iſt, von der Gewalt eines ſtarken Eindruckes verblendet, und von einer Leidenſchaft, die oft das Werk eines Augenblickes iſt, betrogen zu werden. Ich ſende Dir deßwegen einen, vor langer Zeit geſchriebenen, Aufſatz *) über dasjenige, worauf die Liebe vorzüglich zu ſehen hat, weil der Inhalt deſſelben größten Theils auch auf die Wahl

---

*) Es iſt der vierte im dritten Buche.

des künftigen Gatten Anwendung leidet, und hohle hier nur daſjenige nach, was mir Deine individuelle Lage und das Eigenthümliche des ehelichen Verhältniſſes zu erfordern ſcheint.

Kaum darf ich wohl erinnern, daß Neigung vorzüglich deine Wahl leiten müſſe. Nein, mein Klinias wird ſich nie von den ſchmutzigen Götzen der Erde verleiten laſſen, einem Weibe ſeine Hand zu geben, dem er nicht auch ſein Herz geben kann, ſich ſelbſt und ein vielleicht edles Geſchöpf ſo ſchändlich zu betrügen. Du wirſt Dir kein Weib wählen, daß du nicht liebſt, das nicht ſchon jetzt alle Empfindungen Deines Herzens getroffen hat. O, fändeſt Du das Weſen, das dem Deinigen antwortet, das deine ganze Sympathie anzieht und ausfüllt, das Deinen Ernſt durch ſtille Fröhlichkeit, Deinen Tiefſinn durch heitern Lebensſinn, Deine Heftigkeit durch Sanftmuth mildert, und Dir überall die von Dir verkannte Seite des Lebens zeigt: wie würde ich Dich glücklich preiſen! Aber das iſt ein Loos, das ſelten dem Sterblichen zu Theil wird. Seine Frage tönt nur zu oft in die Ferne, und bleibt ohne Antwort. Das Weſen, das die Natur für ihn ſchuf, hat ſie nur zu oft durch weite Räume von ihm getrennt, wo kaum ſeine Ahndung es erreichen kann.

Du wirſt Dich nicht in leere Träume verlieren; Du wirſt keinen Idealen nachhangen, die nie wirklich werden; Du wirſt nicht vergebens deine Kräfte im Streben nach einem Gute verzehren, das Dir das Schickſal verſagt hat, und darüber das weniger ſchimmernde von dir ſtoßen, das es dir liebreich anbeut. Gewiß iſt in deinem Kreiſe manches liebe Mädchen, das es verdient Dein Herz zu gewinnen, das Deine Gedanken und Empfindungen theilen und ergänzen, das durch ſeine Geſtalt und ſein Benehmen Dich entzücken, das dir alles ſeyn kann, was ein menſchliches Weſen vom befreundeten erwartet. Findeſt du ein ſolches Mädchen, das auch im Uebrigen mit dir übereinſtimmt, und ein edles Herz hat: ſo ſey es Dein Augenmerk.

Aber es muß *Deine Empfindung auch erwiedern können*. Ein Weib zu wählen, das Dich nicht liebt, das Dich vielleicht nur gezwungen, oder aus Gefälligkeit gegen ſeine Eltern, oder aus Eitelkeit, oder um der vortheilhaften Parthie willen, wie die Menſchen ſich ausdrücken, oder um unter die Haube zu kommen nimmt, wäre ſchändlich. Du würdeſt entweder an Dir, oder am Mädchen, oder vielleicht gar an beyden, zum Verräther.

Was ſoll Dir ein Weib, das dich nicht liebt. Weil es Dich nicht liebt, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es dich haſſen, und Dir das ganze Leben verbittern wird. Höchſtens wird es Dich dulden, ſo lange Du ihm erlaubſt, zu thun und zu genießen, was ihm gefällt. Entweder peinigt es dich mit ſeinen Launen und Leidenſchaften, oder Deine Hand dient ihm zum Deckmantel ſeiner Ausſchweifungen.

Denke Dir das edelſte Weib ohne Liebe mit Dir verbunden: muß es ſich nicht unglücklich fühlen, ſo ſehr es dieſes Gefühl auch bekämpfen mag, und kannſt Du dabey glücklich ſeyn? Kann es Dich und ſich ſelbſt achten? und iſt nicht die Krone ſeiner Weiblichkeit zertreten, wenn es ſich ſelbſt nicht mehr achtet? Wirſt Du bey ihm die Herzlichkeit und Wärme, die Aufmerkſamkeit, das Entgegenkommen, die ſorgfältige Theilnahme an allem, was dich intereſſirt, das ſtille Beſtreben, dich glücklich zu machen, das auch das Geheimſte ausſpäht und das Schwerſte leiſtet, das noch mehr durch ſich ſelbſt als durch ſeinen Erfolg rührt — finden, die Du von deinem Weibe erwarteſt? Die ſtärkſte Tugend kann das nicht leiſten, was die Liebe leiſtet. Ueberall wird das Gezwungene hervorſcheinen — und was wird es dir ſelbſt ſeyn, wenn du weißt, daß es nicht Liebe iſt?

Vielleicht untergräbſt du ſchon aufkeimendes Glück, indem du ein Madchen ohne Liebe nimmſt. Vielleicht gehörte dieſes Herz einem andern, und du zerſtörſt ein ſchönes Bündniß, ohne es zu wiſſen, und ohne ſelbſt etwas Andres zu gewinnen, als Elend.

Wähle, wo möglich, ein Weib, das vor Dir noch keinen liebte. O die erſten Gefühle der zum Selbſtbewußtſeyn erwachten Zärtlichkeit ſind ſo ſchön, ſie knüpfen ſo feſt, und ein ganzes erfahrungsvolles Leben kann die Erinnerung an ſie nicht auslöſchen. Dem Weibe, dem Du der Erſte warſt, wirſt du leichter der Einzige bleiben. Das Weib, das ſchon einen Andern vergaß, wird Dich auch vergeſſen können. Das Weib, das durch Dich die Wonne der Liebe zuerſt kennen lernte, wird eben durch dieſe Wonne und durch Dankbarkeit ſtärker an dich gefeſſelt. Unſchuld und Unbekanntſchaft mit dem, was ſie verletzt, hangen genauer zuſammen als wir denken; und mit der weiblichen Unſchuld hat es mehr auf ſich, als daß gerade Tugend und Sittſamkeit nicht beleidigt werden.

Eine verunglückte Liebe läßt im Herzen des Weibes leicht einen unheilbaren Schaden zurück. Hingebung koſtet dem Weibe viel: wohl ihm, wenn es ſich keinem hingab als dem, welchem es ewig angehören wird!

Auch in der Seele des beſten Weibes, das einſt einen Andern liebte, und ohne Schuld von ihm getrennt ward, regen ſich Empfindungen, dunkle Wünſche, dämmernde Gedanken, die Dich das Glück nicht ungetrübt genießen laſſen, das du in den Armen der Liebe zu finden hoffteſt.

Darum machte die Natur dem Weibe aus der Liebe ein Geheimniß, damit ihm ihr Weſen erſt durch den offenbar würde, den es durch ſie beglücken ſoll.

Auf keinen Fall aber kann ich dir zu einer Wittwe rathen. Ein edles Weib, das den erſten Gatten wirklich liebte, wird ſich, wenn es nicht dringende Umſtände nöthig machen, keinem zweyten hingeben. Das Herz läßt ſich nur einmal verſchenken; die Liebe läßt es auch im Tode nicht frey. Wo kein Wort mehr bindet, da bindet die heilige Pflicht. Wo der Buchſtabe ſchweigt, da redet der Geiſt noch. Dem Andenken an den Geliebten und an die verlebte glückliche Zeit, und dem Blicke nach jenſeits, wo das getrennte Band ſich wieder anknüpft, iſt das Leben des Zurückgelaſſenen geweiht.

Aber vielleicht liebte das Weib den erſten Gatten nicht; vielleicht hatten Zwang und Zufall, nicht das Herz, das Bündniß geſchloſſen. Auch dann rathe ich ab. Ein Weib, das einen Mann ohne Liebe umarmte, kann eine reine Seele haben; aber das Vorurtheil hat es gegen ſich; und Ehe ohne alle Liebe verſchlimmert leicht den Charakter. Bey jedem Mißverſtändniß würde ſich in unangenehmen Vergleichungen das verſchönerte

Bild des frühern Gatten vor die Seele drängen, und die Verſtimmung zum Unmuthe treiben. Die Liebe iſt nur dann eine köſtliche Frucht, wenn ſie noch rein iſt, und keine Hand ſie berührt hat.

Ich darf dich wohl nicht an das Läſtige erinnern, was darin liegt, Vater von Kindern zu ſeyn, die man nicht die ſeinigen nennen kann, und mit welchen man bloß durch die, ſo leicht verletzte, Liebe zur Mutter zuſammenhängt. Es gibt eine Eiferſucht auch über Menſchen, die nicht mehr ſind.

Haſt du die Ueberzeugung, geliebt zu werden wie du ſelbſt liebſt: *dann wirſt Du dir vorzüglich die Erforſchung des Charakters der Ausgezeichneten müſſen angelegen ſeyn laſſen.* Hieran liegt alles. Es gibt Charakterfehler, welche die wärmſte Liebe frühe tödten, und andre, welche die innigſte Zärtlichkeit nicht vergüten kann. Aber wer enträthſelt die Schlangengewinde der weiblichen Verſtellung? wer erkennt die Schminke, die die Natur ſo täuſchend nachahmt?

Es gibt freylich Fälle, wo dies ſehr ſchwer iſt, und wo auch der ſcharfſichtigſte Mann betrogen wird. Indeß dies ſind nicht die gewöhnlichen. Conſequenz und Beharrlichkeit in der Heucheley iſt den Weibern ſelten eigen. So gewandt ſie eine Liſt im Kleinen anſpinnen: ſo ſchwer wird es ihnen, einen Plan im Großen durchzuführen. Ihr Leichtſinn, ihre Offenherzigkeit und ihre Liebe, werden ihre Verräther. Die Züge, die ſie am ängſtlichſten verbergen wollen, ſcheinen am meiſten durch. Man darf ihnen nur nicht zeigen, daß man ſie beobachtet: ſo macht ſie der Glaube an ihre Ueberlegenheit ſchon ſicher. An dem, was ſie nicht ſcheinen wollen, erfährt man oft genug, was ſie wirklich ſind; und ihre Leidenſchaften werden ihrer Verſtellungskunſt immer Meiſter.

Das ganze Gewebe des weiblichen Denkens und Empfindens zu enthüllen iſt freylich eine Aufgabe, zu deren Löſung mehr als Ein Leben erfordert wird. Aber das iſt es auch nicht, was ich verlange. Vollkommene Reinheit wirſt Du nicht finden, und in der Ehe müſſen ſich Fehler an Fehlern abſchleifen.

Vor einer gar zu großen Aengſtlichkeit muß ich dich warnen; ſie würde deine wärmſte Empfindung tödten. Sie erheiſcht eine Kälte des Kopfes, womit keine Wärme des Herzens beſteht. Ob aber ein Weib von Leidenſchaften beherrſcht werde, die Dein künftiges Glück zu zerſtören drohen, ob ſein Herz noch unſchuldig, ob Tugend und Religion ihm heilig ſey: das wird Dein prüfender Blick Dir bald ſagen. Sey hierin nur nicht leichtſinnig, wo es ſo viele ſind. Laß hier nur den Reitz der Sinne und die Gaukeleyen der

Phantaſie Deinen Verſtand nicht beſtechen, wie es ſo oft geſchieht.

Vorzüglich wirſt Du auf die Eigenheiten des Mädchens Dein Augenmerk richten müſſen. Jeder Menſch hat ſeine Eigenheit, und läßt ſchwer davon, entweder weil er ſehr verliebt in ſie iſt, und ſich darin auszunehmen glaubt, oder weil er ſich ſehr daran gewöhnt hat. Die Weiber haben ſie vorzüglich, theils wegen ihrer Launen, theils wegen ihrer Abhängigkeit von dem Urtheile Andrer. Aber es ſind unter ihnen oft ſehr häßliche, und oft auch ſolche, die zwar ein unſchuldiges Anſehen haben, aber in der nähern Verbindung widerlich und drückend werden.

Ich will nicht ſagen, daß du dich um ſolcher Eigenheiten willen zurück ziehen ſollſt. Dies iſt nur dann nöthig, wenn ſie in einem hohen Grade ſchädlich oder unverbeſſerlich ſind. Aber Du ſollſt ſie frühe bemerken; Du ſollſt das Mädchen nicht durch Schmeicheleyen blind dagegen machen; du ſollſt ſie ſchon an der Braut tadeln und zu verbeſſern ſuchen. An der Gattinn wirſt du es vielleicht nicht mehr können. Jene rechnet noch manches deiner Liebe an, was ſich dieſe aus hausväterlichem Eigenſinne erklärt. Jene ſieht den Fehler ein; dieſe denkt, wenn es wirklich ein ſo bedeutender Fehler wäre: ſo hätteſt du es früher bemerken müſſen; du kenneſt ſie ja ſchon lange.

Vor allen Dingen laß dich von keinem unreinlichen, rechthaberiſchen und von keinem eiferſüchtigen Weibe bethören.

Reinlichkeit iſt ſchon bey dem halb gebildeten Menſchen die Bedingung alles häuslichen Genuſſes. Ein Engel in einem ſchmutzigen Anzuge ekelt uns an. Wie wird es gar ſeyn, wenn die Entzauberung der nähern Bekanntſchaft ihm die himmliſche Glorie genommen hat! Jeder Genuß, ſelbſt der köſtlichſte, widerſteht uns, aus unreinen Händen gereicht. Schon die Nähe eines beſudelten Weſens halten wir nicht aus; und noch widerlicher als am Manne iſt dies am Weibe. Die Natur ſcheint dem Reitze ſeiner Blüthenzeit die größere Häßlichkeit des Alters und der eignen Vernachläſſigung zugeſellt zu haben, damit es ſich nicht überhebe. Du kannſt Dich in einem Hauſe nicht wohl fühlen, wo alles Dir die ekelhafteſten Bilder zeigt.

Glaube nicht, daß das Mädchen, das jetzt im ſchönſten Anzuge glänzt, auch das reinlichſte ſey. Gerade diejenigen, die als Mädchen am meiſten auf ihren Putz verwenden, ſind in der Regel die nachläſſigſten und unordentlichſten Gattinnen. Erwarte mehr von dem, deſſen Anzug ſich durch Geſchmack, Nettigkeit und Einfalt auszeichnet, und das auch im Kleinſten keine Unordnung dulden kann, das mehr aus eignem Bedürfniß als aus Eitelkeit für ſeinen Anzug Sorge trägt.

Rechthaberey iſt ein nicht weniger unausſtehlicher Fehler an dem Weibe, das auf das engſte mit uns verbunden ſeyn ſoll. Die Weiber haben alle gerne Recht; theils aus Eitelkeit; theils um ſich gegen die Männerdeſpotie aufzulehnen; theils aus Nervenſchwäche; und theils auch aus dem natürlichen Grunde, weil ſie in den Angelegenheiten, die ſie mit uns verhandeln, gewöhnlich wirklich Recht haben. Ihr Auge ſieht hier ſchärfer; aber ſie wollen nun auch gerne Recht behalten, wo ihr Auge nicht ſchärfer ſieht.

Dieß kann Veranlaſſung zu vielfachem Zwieſpalt in der Ehe werden. Das gute Weib wird dieſen Fehler verbeſſern, und ſich auf ſein Departement beſchränken. Das ſchlechte wird dadurch die Ehre ſeines Geſchlechtes behaupten, und ſeine Abſichten durchſetzen wollen; weil der Herr der Schöpfung doch endlich müde wird, und nachgibt. Man mag eine Maßregel ergreifen; welche man will: jede wird es verſchlimmern.

Rechthaberey geht am Ende in Widerſpruchsgeiſt über, und wehe dem Manne, der an dieſem Hausteufel gebunden iſt; er wird nicht von ihm laſſen bis in den Tod. Die Luſt des Widerſprechens kann bey Weibern ſo ſtark werden, daß ihnen das Leben leid wird, wenn man ihnen keine Veranlaſſung zum Widerſpruche mehr gibt. Aber dieſe läßt ſich nicht vermeiden. Sie widerſprechen ſich ſelbſt ſo lange, bis ſie uns für Eine der Partheyen, die ſie führen, ein Ja, oder auch nur ein Kopfnicken (um Ruhe zu haben) abnöthigten; und dann iſt ihre Zunge wieder im Laufe.

Nicht viel beſſer iſt es mit dem eiferſüchtigen Weibe. Du kannſt Dich nicht vorſichtig genug benehmen, um ihm keinen Anſtoß zu geben. Selbſt aus dem Beſtreben, dieſen zu vermeiden, wird die Natter Gift ſaugen. Nie ſind ihm Deine Liebkoſungen zärtlich, nie Deine Küſſe warm genug. Unaufhörlich hörſt du klagen über Kälte, Zurückſetzung und Abnahme der Liebe. Wohin Du gehſt, verfolgen Dich ſeine Blicke. Vergebens ſuchſt Du dich in Geſellſchaften von dem ewigen Gewinſel zu erhohlen; Du machſt dir die Hölle nur noch heißer. Sogar Deine Freuden, Deine Beſchäftigungen vergibt Dir das mißtrauiſche Weib nicht. Es will Dein Herz unumſchränkt beherrſchen. Wagſt Du es gar, einem andern Weibe einen freundlichen Blick oder ein verbindliches Wort zu geben: ſo ſiehe auch nur die Wuth in den Augen des Deinigen flammen.

Gewöhnlich iſt dieſer hohe Grad von Eiferſucht bey den Weibern eine Folge ihrer gränzenloſen Eitelkeit; oft aber auch bloße Zankluſt, die ſich nicht anders auslaſſen kann; nicht ſelten ein Verdacht, der aus dem Bewußtſeyn, weſſen man ſelbſt wohl fähig wäre, entſteht; zuweilen nur eine Maſke, um eigne Treuloſigkeit zu verbergen.

Aus einem Uebermaße von Liebe entſteht ſie bey Weibern nie. Ihre Liebe iſt voll Zutrauen; ſie hat einen viel zu zärtlichen Charakter, als daß ſie den Geliebten quälen könnte. Aber oft tritt ſie eine Zeit lang hinter dieſe Liebe zurück, um, wenn dieſe ſich abgekühlt hat, deſto heftiger hervor zu brechen. Du wirſt die Anlage dazu, wo ſie iſt, nicht verkennen.

Wenn das Mädchen, das Du dir auszeichneteſt, die bisher angeführten Proben beſtand: dann haſt Du ſchon weniger nöthig auf Schönheit zu ſehen. Weibliche Schönheit, welch ein zerbrechliches Gut! Welche Verwüſtungen kann Ein Kindbette auf dem ſchönſten Geſichte anrichten! Wie leicht kann die reizendſte Geſtalt bis zur Unkenntlichkeit verändert werden! Wehe Dir dann, wenn daran Dein Herz hieng, wenn Du auf dieſes Flittergold nur einigen Wehrt ſezteſt! Iſt Dein Weib ſanft und gut, reinlich und freundlich; liebt es Dich innig; weiß es Dich angenehm zu unterhalten, und Dich Sorgen und Unmuth vergeſſen zu machen: dann wird es dein Herz anziehen, und deine Liebe immer neu erhalten, auch ohne ſchön zu ſeyn.

Nur ſey ſein Aeußeres nicht ganz unangenehm. Die Sinnlichkeit behält ihre Anſprüche. Wir können ihre Forderungen einſchränken; aber ſie nicht ganz abweiſen. Ein ſchönes Inneres lehrt uns Mängel des Aeußern überſehen; aber dieſes Aeußere muß doch auch erträglich ſeyn.

Mehr als Schönheit verdient aber das Alter berückſichtigt zu werden. Auf keinen Fall heirathe ein Weib das älter — wo möglich ein ſolches, das um einige Jahre jünger iſt als Du. Das Weib verblüht ſchneller als der Mann; und es hat gewöhnlich ſchon ſeinen Schmuck verloren, wenn dieſer noch in ſeiner vollen Kraft ſteht, und für den Reitz der Sinne noch nicht abgeſtorben iſt. Das ältere Weib wird ſich nicht ſo leicht fügen; es wird zeigen wollen, daß es auch nicht umſonſt in der Welt geweſen iſt.

Mädchen, die ſich ſchon dem Stande der alten Jungfern nähern, ſind zwar oft verliebter und ſinnlicher als ihre jüngern Schweſtern, aber für wahre Liebe und das Glück des häuslichen Lebens gewöhnlich weniger empfänglich. Ihr Charakter hat ſich ſchon in gewiſſe Falten gelegt, die ſich ſo leicht nicht ausglätten laſſen; ſie haben ſchon gewiſſe Maximen angenommen, die eben ſo ſchwer zu dulden als abzulegen ſind.

Auch rathe ich Dir auf Gleichheit des Standes zu ſehen. Noch ſind die Unterſchiede der Stände in Ton, Bildung und Bedürfniſſen zu groß, als daß eine Vermiſchung derſelben nicht zu voreilig, und der Schritt zu einer Verbindung mit einem Mädchen höhern Standes nicht zu gewagt ſeyn ſollte. Das beſte Mädchen wird ſich nie ſo herab ſtimmen, nie ſo bürgerlich werden können, daß es nicht manches an Dir vermißte. Schon die Familienverhältniſſe führen viele Unannehmlichkeiten mit ſich. Immer wird unter den Verwandten der Eine oder der Andre ſeyn, der den zudringlichen Vetter mit Seitenblicken mißt.

Könnteſt Du den ſtechenden Vorwurf Deines eignen Herzens ertragen, Du habeſt Dich hinauf gedrängt, wo Du vielleicht ſchon höher ſtandeſt und herabſahſt?

Ob Du *auf Vermögen* Rückſicht nehmen ſollſt? Du haſt ein Amt, das Dich nährt, und hätteſt Du das nicht: ſo würde ich ſagen, warte bis Du im Stande biſt, eine Familie zu unterhalten. Du darfſt Dich von keinem Weibe ernähren laſſen. Aber Du beſitzeſt kein eignes Vermögen, Du kannſt den Deinigen frühe wegſterben: ſiehe darauf, daß Dein Weib auch dann zu leben habe. Hierauf kannſt Du mit Recht Anſpruch machen. Der Staat hat Dir ein ehrenvolles Amt anvertraut; Du dienſt mit Deinen Kräften der Menſchheit. Dein Weib erlangt durch Dich Anſehen, das doch wohl mehr gilt als Geld.

Uebrigens ſey zu ſtolz, um durch ein Weib reich zu werden. Sehr reiche Weiber haben gewöhnlich auch ſehr große Bedürfniſſe, und wiſſen nur zu gut, daß ſie reich ſind. Sie glauben in der Regel, was ſie dem

Manne zubringen, könne nicht zu hoch angeſchlagen werden.

IV.

Der Brautſtand.

Euphranor an Glycera.

Du biſt alſo wirklich, theure Glycera, die Verlobte eines würdigen Mannes. Mein Herz nimmt an Deiner Freude den innigſten Antheil: denn ſie iſt nicht Zauber des gegenwärtigen wonnevollen Augenblickes; ſie iſt zugleich Hoffnung einer ſchönen Zukunft.

Die Zeit des Brautſtandes iſt die Blüthenzeit im weiblichen Leben. So viel Romantiſches als dieſe, hat keine andre. Die fröhlichen Träume, der glückliche Leichtſinn der Jugend und das Vorgefühl des Intereſſanteſten, was das fernere Daſeyn bringen wird, geben ſich hier liebend die Hand. Noch einmal drängen ſich alle Reitze der kindlichen Unſchuldswelt vor die Seele, um auf immer von ihr Abſchied zu nehmen.

Gefühl des erfüllten Wunſches, glückliche Unbeſorgtheit, die veränderte Geſtalt aller Dinge, die herzliche Theilnahme guter Menſchen, ein ſteter Wechſel neuer überraſchender Freuden im Gemüthe, das Feſtliche in den Umgebungen, alles vereinigt ſich, zur Heiterkeit zu ſtimmen.

Daher mag es denn wohl kommen, daß in der Regel nirgends weniger nachgedacht wird, als im Brautſtande; obgleich die Veranlaſſungen zum Nachdenken nirgends dringender ſind als hier. Die meiſten kennen nur Genüſſe dieſes Standes, und wollen von keinen Pflichten deſſelben wiſſen. Eine Braut, meynen ſie, müſſe munter, nicht ernſthaft ſeyn; Ernſt ſchicke ſich beſſer für die Hausfrau, bey welcher der Gang des Lebens ſich ohnehin träger ſchleppe.

Ich weiß meine Glycera gehört nicht zu dieſen Unbedachtſamen; ſie wird ſich gerne auf einige Augenblicke aus dem Rauſche ihres Glückes vom treuen Freunde wecken laſſen, der nie der Fröhlichkeit gram war, aber dem immer das Herz blutete, wenn er das dauernde Wohl der flüchtigen Fröhlichkeit aufopfern ſah.

Du biſt Braut, das heißt, du wirſt bald Gattinn ſeyn. Welch eine erſtaunliche Veränderung untergehſt Du da! Neue Verbindungen, neue Geſchäfte und Pflichten, neue Freuden und Leiden warten ſchon auf Dich. Die meiſten ſind Dir noch unbekannt. Der

Stand, in den Du trittſt, hat viele ſehr glücklich, vielleicht mehrere ſehr elend gemacht. Leicht kann auch die vorſichtigſte Wahl fehlgreifen. Je mehr man liebt, und aus je mehr Quellen uns Freude fließt: deſto mehr verwundbare Seiten bekommt unſer Herz; deſto leichter wird es dem Schickſale uns zu berauben und zu mißhandeln. Gattinn und Mütter müſſen mehr dulden als eine Feder beſchreiben kann; und was ein unglücklich verheiratheteſ Weib leidet, das iſt nur ihm und Gott bekannt.

Vorbereitung auf das eheliche Leben iſt der Brautſtand. Damit er dazu geſchickter wäre, hat ihn die Natur ſo feſtlich gemacht. So wirſt auch Du ihn nützen, und deine Aufmerkſamkeit oft zwiſchen die heitre Gegenwart und die bedenkliche Zukunft theilen, ohne darum Deine Laune zu trüben, und den Sinn für jene zu verlieren.

Hüthe Dich alſo, dieſe köſtliche Zeit, wie ſo viele Deiner Schweſtern, mit leeren Tändeleyen hinzubringen. Es iſt freylich ſüß und einladend. Das beglückte Herz möchte nichts als Wonne fühlen, ausdrücken und geben. Aber es kann doch nicht immer ſo bleiben. In der Ehe nimmt die Liebe eine ganz andre Geſtalt an, und auch in dieſer muß ſie Dir intereſſant ſeyn. Wie wirſt Du erſchrecken, wenn Du ſie plötzlich in dieſem veränderten Gewande erblickſt! Das ewige Tändeln im Brautſtande erregt Erwartungen, die der Eheſtand nicht erfüllt; es erweckt Bedürfniſſe, die nie befriedigt werden; es gewöhnt die Seele an Dinge, die ſie nachher nicht haben kann, und legt dadurch den Grund zum frühen Mißmuthe. Es macht das Gemüth weichlich und unfähig, ſich mit größern Dingen zu beſchäftigen. Es verleidet uns gerade dasjenige am meiſten, worauf es in der Ehe vorzüglich ankommt.

Welche wichtige Augenblicke ſind es überdem, die auf dieſe Art verloren gehen! Wie viel hätte da geſchehen können, was verſäumt wurde, und ſich nicht nachhohlen läßt! Nichts bleibt uns dagegen von ihm zurück als eine bittre Erinnerung.

Hüthe Dich vor überſpannten Phantaſieen. Mahle Dir das Bild einer glücklichen Zukunft nicht zu oft und mit zu reitzenden Farben. Hange Deinen ſüßen Träumen nicht zu viel nach. Leicht ſieht die Braut den Eheſtand für ein Paradies an, in dem nur Blumen und Früchte, keine Dornen wachſen. In dem verſchönernden Lichte ihrer Stimmung erblickt ſie alle künftigen Situationen. Von dem, was jetzt iſt, ſchließt ſie auf das, was künftig erſt ſeyn wird, in noch viel höherm Grade. Was jetzt Augenblicke ſind, werden dann Tage ſeyn. Den Geliebten, den ſie jetzt nur auf Stunden beſitzt, wird ſie dann immer um ſich haben. Der Bräutigam, der jetzt noch als Anbether vor ihr kniet, wird dann als zärtlicher Gatte in ihren Armen liegen — der jetzt ſchon ſo innig liebt, wie wird er erſt lieben, wenn das Band noch feſter gezogen, und noch mehr durch einander geſchlungen iſt!

Eitle Träumerey. Der Mann, der immer um Dich iſt, wird Dir nicht mehr ſo neu ſeyn. Wenn die Stunden ſich in Tage verwandelt haben; dann wird nicht mehr dieſer holde Reitz ſie ſchmücken; dann werden nicht mehr Abſchied und Erwartung ſie würzen. Wenn der Gatte Deine Fehler kennt; dann wird er Dir nicht mehr die Schmeicheleyen ſagen, die Du vom Bräutigam hörteſt. Wenn er mit Dir vertrauter geworden iſt; wird er Dir nicht mehr dieſes verbindliche Weſen zeigen; er wird dich nicht mehr anbethen; oft werden ihn Geſchäfte und Verdrießlichkeiten verſtimmen; und er wird dann nicht mehr ſo gefällig ſeyn.

Auf Erden blühen keine Paradieſe mehr. Jeder Freude iſt auch ihr Bittres beygemiſcht. Der Eheſtand hat auch ſeine Prüfungen. Laß Dir dies nicht erſt von der Erfahrung ſagen. Sie iſt eine harte Lehrerinn. Sie ſchlägt dem mit der Fauſt ins Auge, den ſie ſehend machen will. Getäuſchte Erwartung gehört mit unter die Leiden, die am ſchwerſten zu tragen ſind. Und tauſend Ehen ſind darum ſo vorzüglich unglücklich, weil man zu viel gehofft hatte.

Immerhin magſt Du an die Zukunft denken; aber betrachte ſie von allen Seiten, verbirg Dir auch ihre Unvollkommenheiten nicht. Du willſt das geliebte und glückliche Weib eines würdigen Mannes ſeyn; Du willſt ihm gefallen, mit ihm übereinſtimmen, von ihm geachtet werden, und auf ihn Einfluß haben, deine Beſtimmung als Weib und Mutter erfüllen. Für das alles kannſt Du als Braut viel thun, für das alles mußt Du ſchon als Braut ſorgen, wenn es Dir damit gelingen ſoll.

Studiere zu dem Ende den Charakter deines künftigen Mannes. Du mußt den ganz kennen, den Du beglücken ſollſt. Du mußt wiſſen, was er gerne und was er ungerne hat, wie Du ihn am beſten erheitern und tröſten, womit Du ihn überraſchen, und ihm Freude machen kannſt, was Du zu meiden haſt, um ihm nicht mißfällig zu werden, oder ihm wehe zu thun, und welche Dinge Du von ihm entfernt halten mußt, wenn Du ihn nicht verdrießlich ſehen willſt.

Du ſollſt in ihn eingehen, Dich ihm mittheilen, und von ihm empfangen; das kannſt Du nicht, wenn Du nicht weißt, wie er denkt und empfindet, wenn Du ſein Herz nicht verſtehſt, und die Zeichen ſeines Grams und ſeiner Wonne nicht in ſeinen Zügen lieſeſt.

Suche mit ſeinem Geſchmacke und mit ſeinen Anſichten vertraut zu werden, damit Du im Stande ſeyſt, Dich in ſeinen Geſichtspunct zu ſtellen. Du mußt an Deinem Manne manches dulden; deßwegen dürfen Dir auch ſeine Fehler nicht verborgen bleiben, damit Du darauf vorbereitet ſeyſt, wenn ſie im Eheſtande öfter und beleidigender zum Vorſchein kommen. Du wirſt vielleicht zuweilen mit ſeinen Launen zu kämpfen haben, und ihn zu etwas Gutem, wovon er ſich nicht überzeugen will, unvermerkt leiten — Du wirſt es mit ſeinen Leidenſchaften zuweilen aufnehmen müſſen; auch hier muß Dir die Kenntniß ſeines Charakters, ſeiner herrſchenden Neigungen und ſeiner ſchwachen Seiten zu Hülfe eilen. Du wirſt oft in den Fall kommen, ihn für etwas gewinnen zu müſſen, wogegen ſich ſein Eigendünkel oder ſein männlicher Starrſinn ſträubt; und Du haſt ihn ſchon im voraus gewonnen, wenn Du weißt, wodurch und wie man auf ihn wirkt.

Ihr Weiber beſitzt viele Anlagen zur Menſchenkenntniß, und ein glückliches Talent Menſchen zu ergründen. Wunder könntet Ihr damit ausrichten, wenn ihr es immer brauchen, und zwar recht brauchen wolltet, wenn Ihr Euch dadurch nicht ſo oft zum Intriguiren verleiten ließet.

Doch das beſorge ich von meiner Glycera nicht. Du wirſt viel lieber die Kenntniß Deines künftigen

Gatten anwenden, Dich in ihn ſchicken zu lernen, und dich nach ihm zu bilden; in ſo weit Dein ſittliches Gefühl Dir nicht davon abräth. Harmonie iſt das Band der ehelichen Glückſeligkeit; Widerſpruch ihr Tod. Menſchen, die nicht mit einander harmoniren, ſind in der nähern Verbindung mit einander ſehr unglücklich; wenn ſie ſich auch übrigens noch ſo intereſſant ſind. Ueberall thun ſich wahre und ſcheinbare Anmaßungen, Mißverſtändniſſe und Zwiſtigkeiten hervor, welche die wärmſte Zärtlichkeit nicht ausgleichen kann, und die um ſo ſchneidender werden, je weniger man das erwartet hatte.

Kennſt Du den Charakter des Mannes: ſo weißt Du auch, was Du an dir zu verbeſſern, welche Eigenheiten Du abzulegen, welche Neigungen Du zu bekämpfen, welche Affecte Du zu mäßigen haſt, um nicht mit ihm in ein widriges Verhältniß zu kommen, welche Sprache Du führen, und welch ein Betragen Du annehmen mußt, um ihm am beſten zu gefallen, um Dich ihm am glücklichſten anzupaſſen, und um die Einigkeit des verbündeten Lebens am beſten zu befördern. Arbeite alſo unermüdet an Dir ſelbſt. Dies muß Dir ein ſüßes Geſchäft ſeyn: denn Du thuſt es ja für die Liebe, und von Liebe erfüllt. Unterdrücke immer mehr, was ihn, bey ſeinem Temperamente, reitzen, oder bey ſeinen Grundſätzen, beleidigen muß, wenn es auch an ſich unſchuldig wäre. Sollte die Liebe ſich weigern, Opfer zu bringen?

Gewöhne Dich immer mehr an den Ton, an die Art zu denken und zu empfinden, worin Du Dich am innigſten an ihn anſchließen kannſt. Aber freylich, wo das Gewiſſen oder der geſunde Verſtand es verbiethen, da darfſt Du Dich nicht nach ihm bilden. Aus Liebe darfſt Du Deine Würde nicht verletzen. Bey ihrem Verluſte würdeſt Du aufhören liebenswürdig zu ſeyn; und aus Gefälligkeit gegen ihn würdeſt Du ſeine Achtung verlieren. Hier mußt Du vielmehr ihn zu bilden ſuchen.

Auch dazu haſt Du in Deinem gegenwärtigen Stande mehr Gelegenheit und Mittel, als Du je haben wirſt. Die Braut beſitzt Rechte, welche die Gattinn wieder abgeben muß. Von ihr duldet man manches, was ſich die Gattinn nicht herausnehmen darf. Jener wird vieles bewilligt, was man dieſer nicht mehr geſtattet. Dein ſchonender, bittender, liebevoller Blick wird oft ſchon hinreichend ſeyn, ihn von Fehlern zurück zu bringen, und ihn von Thorheiten abzuhalten. Suche ſeine Gemüthsbewegungen zu mäßigen, ſeinen Neigungen eine beßre Richtung zu geben, und in ihm Sinn für alles zu wecken, was zum Glücke des ehelichen Lebens erfordert wird. Aus Deinem Munde wird er das Lob der Tugend mit Begeiſterung hören. An

Deiner Hand werden häusliche Scenen und ſtille Freuden ihn tiefer rühren.

Jetzt iſt es auch Zeit, Dich bey ihm in Achtung zu ſetzen. Darum entgeht ſo vielen Weibern die Achtung ihrer Männer; weil ſie ſich als Bräute nicht derſelben zu verſichern ſuchten. Lernt Dein künftiger Gatte Dich jetzt nicht achten, wo er Dich noch anbethet: wie wird er es einſt können, wenn er in Dir nichts als ein Weib ſieht, das er zwar unausſprechlich liebt, das aber doch nur ein Weib iſt.

Jetzt mußt Du ihm Würde und Selbſtſtändigkeit zeigen, wenn er ſie ja anerkennen ſoll. Jetzt mußt Du Dich ſeinen ungezogenen Zudringlichkeiten widerſetzen, jetzt ihm keine zu große Vertraulichkeit geſtatten. Jetzt mußt Du abſchlagen, wo Dein ſittliches Gefühl es fordert. Es iſt Eure ſchwache Gutmüthigkeit, worin ihr uns keine Fehlbitte thun laßt, um uns nicht zu kränken, was Euch ſo oft um Euern Charakter, und um Eure Lebensruhe bringt, worin Ihr an Euch ſelbſt zu Verräthern werdet.

Sey es, daß der männliche Stolz ſich durch eine gewiſſe Entſchiedenheit Eures moraliſchen Charakters auf Augenblicke gekränkt fühle. Die Liebe wird den Beleidigten wieder verſöhnen: und verſöhnte ſie ihn nicht, dann wäre er Eurer nicht wehrt. Er wird einſehen, daß er Unrecht hatte, und daß er eben dieſe Strenge an Euch ſchätzen muß.

Du begreifſt ſelbſt, daß ich hier nicht jene affectirte Würde, jene erlogene Tugendſtrenge und jenes kalte Imponiren verſtehe, womit Weiber ohne Liebe ſchon den Bräutigam an die Kette legen, die ſie dem Manne immer enger ziehen, und die dieſer nie zerbrechen wird.

Das edle Weib will den Mann nicht beherrſchen; es will nur etwas bey ihm gelten, und ihn in den Fällen leiten, wo das gemeinſchaftliche Glück es nöthig macht. Auf die Achtung, worin es bey ihm ſteht, wird es daher auch ſeinen ganzen Einfluß auf ihn gründen, überzeugt, daß nur ein ſolcher recht wirkſam und dauerhaft iſt. Es wird nicht darauf denken, ihn durch Schmollen und Thränen zu regieren; aber wohl darauf, daß ſein Rath und ſeine vernünftigen Einwendungen beherzigt werden. Viele Eures Geſchlechtes verſäumen das, und machen ſich dadurch zu Sclavinnen ihrer Männer, zu ihrem eignen Unglück und zum Nachtheile der gemeinſchaftlichen Zufriedenheit. Bey einer glücklichen Ehe darf der Einfluß eines vernünftigen Weibes nicht fehlen. Hier fällt tauſenderley vor, was männliche Härte und Heftigkeit verderben, was nur weibliche Feinheit und Sanftheit angemeſſen behandeln können.

Bereite Dich als Braut auch dadurch auf Deinen künftigen Stand vor, daß Du Dich mit den Beſchwerlichkeiten und Pflichten deſſelben bekannt machſt. Du wirſt dieſe Beſchwerlichkeiten leichter ertragen, wenn Du auf ſie gefaßt biſt. Du wirſt Dir beſſer zu helfen wiſſen, wenn Du alles ſchon vorher gedacht haſt. Vieles wirſt Du als Gattinn und Mutter übernehmen und dulden müſſen, was Dir ſehr unangenehm iſt. Du wirſt darunter erliegen, wenn es Dir unerwartet kommt. Aber Du wirſt aushalten, ohne zu murren; Du wirſt Beſonnenheit und Ruhe behalten, wenn Du Dir früher auch die beßre Seite vorgeſtellt, und Dir Gedanken geläufig gemacht haſt, die Dich tröſten können.

Treue Erfüllung aller Pflichten wird Dich als Gattinn zufrieden mit Dir ſelbſt machen, und alles um Dich her erheitern. Du wirſt Dich von einem glücklichen Gatten, von guten Kindern und von einem wohlgeordneten Hausweſen umgeben ſehen. Aber dieſer Pflichten ſind mancherley; die Fälle ihrer Ausübung ſind verwickelt; und ihre Anwendung in den jedesmaligen Umſtänden erfordert nicht wenig. Viele Weiber erfüllen ſie nicht, weil ſie in den Eheſtand treten, ohne mit ihnen bekannt zu ſeyn, ohne ſie ſich deutlich und lebhaft gemacht zu haben, und ohne ihre Wichtigkeit zu fühlen. Du wirſt Dich von ihnen immer beſſer zu belehren ſuchen. Du wirſt ſie durch Leſen und Nachdenken in ihrem Umfange und in ihrer Verbindung kennen zu lernen, und Dir immer mehr die Bildung zu geben ſuchen, die dazu nöthig iſt, um die Beſtimmung des Weibes im ehelichen Leben ganz zu erreichen. Du wirſt Dir vorzüglich Kenntniß des Hausweſens und der beſſern Erziehungsmethoden verſchaffen, um einſt überall Ordnung zu bewirken, und in Deinen Kindern Dein eignes Leben ſchöner wieder aufblühen zu ſehen.

So lebe dann glücklich als Braut; und werde bald eine noch glücklichere Gattinn!

V.

Erhaltung der Liebe in der Ehe.

Euphranors Rath für Gatten.

Die Liebe hat Euch zuſammen geführt und bißher beglückt. Köſtliche Freuden empfingt Ihr aus ihrer Hand. Möchte ſie nicht müde werden zu geben, und Ihr — zu empfangen. Das Letzte iſt es eigentlich, worauf es ankommt. Die Liebe, ewig jung und ewig reich, gibt ohne Aufhören. Aber der frevelnde Menſch verſchlingt zu gierig ihre Gaben, und verliert den Geſchmack für ſie. Er entweiht die Bruſt in der ſie wohnen ſollte, darum zieht ſie aus von ihm. Ach für viele iſt die Blüthenzeit der Liebe ſo kurz. Wenige Wochen — und nicht allein das Feuer der Leidenſchaft iſt verloſchen, auch die ſanfte Wärme der Zärtlichkeit hat der Kälte des langeweiligen Ueberdruſſes Platz gemacht.

Darum wird ſie eine Gauklerinn geſcholten; daher das ewige Klaglied über ihre Täuſchungen. So ſchiebt der Menſch immer die Urſachen ſeines Elendes aus ſich heraus, und ſucht nur die Ueberzeugung ſeines Unverſtandes fern von ſich zu halten.

Die Liebe vergeht nicht, wenn man ſie nur zu behandeln weiß. Schon die wahre, reine Liebe erfordert Vorſicht, damit ſie, im frohen Gefühle des Seelenbundes, nicht geſtört werde. Aber die meiſten Ehen ſind nicht einmal von einer ſolchen Liebe geſtiftet. Noch größere Vorſicht wird erfordert, wo bloß Neigung, Geſchmack oder ein geringerer Grad der Sympathie das Band geknüpft haben. Es iſt oft ein ſehr lockeres Band, und bedarf nur einer kleinen Spannung, um zu zerreißen.

Wollt ihr lange durch die Liebe glücklich ſeyn: ſo hüthet Euch, daß *kein andres feindſeliges Gefühl, ſtärker als ſie, euer Herz ergreife.*

Denkt vor allen Dingen auf eine kluge ökonomiſche Einrichtung. Sorgen ſind wahres Gift für die Liebe. Sie nagen am Herzen, und nagen jede freye und frohe Empfindung weg. Sie preſſen das Gemüth ängſtlich zuſammen, und die Liebe will doch Weite des Sinnes. Der Lebensunterhalt iſt an ſich ſchon ein zu proſaiſcher Gedanken für die poetiſche Liebe, als daß ſie nicht daran erſticken ſollte, wenn er ſich bange durch ſie ringt. Der phyſiſche Mangel ſtellt den Menſchen in ſeinem Nichts ſo anſchaulich hin, daß er vergehen möchte vor ſich ſelbſt, daß ihm die Liebe und das befreundete Weſen auch zu Nichts werden.

Unglückliches Weib, das auf der Stirne des Mannes immer nur die Wolken des Kummers ſieht, dem aus der erzwungenen Heiterkeit der tiefe Gram des Innern entgegen lächelt! Unglücklicher Mann, der, wenn er an der Bruſt des treuen Weibes ausruhen will von der anſtrengenden Arbeit, und ſein Herz erleichtern im frohen Erguſſe der Empfindung, dann nichts als Klagen zu geben, Beſorgniſſe zu hören und finſtre Gedanken der Zukunft zu denken hat, oder den der ſchwarze Dämon der Noth dann wüthend aufſchreckt, weil er das Leiden in ſich verſchließen, und das gute Weib nicht betrüben will!

Gemeinſchaftliche Leiden knüpfen zwar die Herzen feſter an einander; aber davon ſind Mangel und Schulden ausgenommen. Sie machen die Herzen kalt. Wenn Einer im Andern nur das Bild des Elendes, oder gar den Ankläger ſeiner Schuld ſieht: wie ſollte er dann ſeinen Anblick nicht fliehen? Er wird ſein Geſicht ſo lange wegwenden, bis ſich auch das Herz weg gewendet hat. Wenn jede Unterhaltung der Gatten an die mißlichen Umſtände erinnert: werden ſie dann nicht jede meiden? Wird nicht mit dem Gefühl der Noth ſich auch das Mißtrauen mehren?

Dem müßt Ihr durch eine weiſe häusliche Einrichtung vorbeugen; und dazu ſchon gleich beym Anfange Eurer Verbindung den Plan entwerfen. Nur zu oft iſt der Leichtſinn der erſten Wochen die Quelle eines lebenslänglichen Kummers. Nur zu oft gewöhnt man ſich da an eine Lebensart, und erweckt Bedürfniſſe, die man nachher nicht beſtreiten kann, ohne ſich in große Verlegenheiten zu ſtürzen. Der noch friſchen Liebe wird es nicht ſchwer werden, ſich in Einſchränkungen zu finden, die ihr eignes Beſtehen nothwendig macht. Ueberhaupt werden Einſchränkungen nur dann gefühlt, wenn man ſich an mehr gewöhnt hat. Alles kommt auf eine vernünftige Anordnung an, auf die Kunſt, zur rechten Zeit zu ſparen und zu geben, auf Zuſammenhang und leichte Ueberſicht in den Wirthſchaftsangelegenheiten, auf gehörige Unterſcheidung des Nöthigen und Entbehrlichen.

Menſchen, die durch ſich ſelbſt glücklich ſind, bedürfen des Aeußern nicht viel. Sie hangen von den Meynungen andrer wenig ab. Ohne Ueberfluß leben ſie frey und froh, wenn nur die Sorge des Mangels nicht drückt.

Deßwegen werdet Ihr, zweytens, eben ſo ſehr darauf denken müſſen, Euch, in einem geſunden Körper und in einer geſunden

Seele, die *Quelle eines friſchen und frohen Lebensſinnes zu erhalten*: denn das gehört weſentlich zum Glücklichſeyn durch ſich ſelbſt.

Der immer kränkelnde, immer verdrießliche Gatte wird endlich auch dem zärtlichſten Weibe läſtig. Das immer verſtimmte, keuchende und winſelnde Weib ermüdet endlich auch die Geduld des gutmüthigſten Mannes. Ewige Klagen zu hören, ewig ein finſtres Geſicht zu ſehen, wo man Aufheiterung und freundliche Blicke erwartete: wer hält das aus?

Die Liebe nimmt gerne Antheil; aber ſie muß wiſſen woran. Sie verweilt gerne beym Schmerze, aber es muß ein wirklicher Schmerz ſeyn — ein Schmerz, den die lindernde Hand nicht von ſich ſtößt.

Kann ſich manches Weib wohl wundern, daß der Mann ihm immer ausweicht? O, wüßte es ihm durch den Thränenflor nur einen Schimmer der Liebe zu zeigen: es würde ihn feſſeln. Trüge es ihm den Blick des ſtillen Leidens, und nicht die Verzuckungen einer zum Theil ſelbſtverſchuldeten, zum Theil bloß eingebildeten Kränkeley entgegen: es würde ihm ſelbſt in dieſem Leiden intereſſant ſeyn, da es jetzt nur Widerwillen in ihm erweckt.

Kränklichkeit des Körpers und Verſtimmung der Seele, gehen, vorzüglich bey Weibern, leicht in eine Quälſucht über, die den Aufenthalt in ihrer Nähe zur

Hölle macht. Sie wollen immer was, und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie wollen. Sie loben und tadeln, wünſchen und verwerfen dieſelbe Sache in demſelben Augenblicke. Sie beleidigen, ohne es böſe zu meynen, und vergießen bald darauf die bitterſten Thränen, werfen ſich dem Beleidigten mit einer Wärme, die eben ſo übertrieben iſt, als zu einer andern Zeit ihre Kälte, in die Arme, erſticken ihn faſt mit ihren Liebkoſungen, klagen ſich ſelbſt als ſeine Ruheſtörer an, und ſtören gleich darauf ſeine Ruhe von neuem. Sie ſind wahrlich ſelbſt unglücklich; ſie werden ſich ſelbſt eben ſo läſtig als andern. Aber ſie verdienen kaum unſer Mitleid, da ſie ſich dieſen Zuſtand, durch Verſäumung einer weiſen Diät, durch leichtſinniges Losſtürmen auf ihre Geſundheit, oder durch heftige Affecte und geiſtige Verbildung, ſelbſt zugezogen haben.

Heiterkeit der Seele, froher Muth, eine 6 ungetrübte Laune: das ſind die erſten Bedingungen eines genußvollen Lebens. Ohne ſie iſt man im größten Ueberfluſſe arm; man fühlt ſich an der Seite des beſten Weibes, des trefflichſten Mannes elend, und kann die zärtlichſte Empfindung nicht erwiedern. Wenn man bey andern keinen Ueberdruß erweckt: ſo verleidet man doch ſich ſelbſt alles. So wie dieſe Stimmung Euch verläßt — wie ſie in Ernſt, Trübſinn oder Mißmuth ſich verwandelt, wird auch die Liebe allmählich von

Euch weichen. Körperliches Uebelbefinden verſtimmt leicht; aber noch leichter und in noch höherm Grade Dißharmonie des Geiſtes, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, unordentliche Leidenſchaften und ein verwundetes Gewiſſen.

Möget Ihr dieſe feindlichen Geiſter immer aus Eurer Wohnung verbannen; dann wird die Freude jederzeit gerne bey euch einkehren, und, wie ein guter Engel, Eure Liebe beſchützen.

Nehmet Euch, drittens, vor allem in Acht, wodurch ihr beym Gatten Gleichgültigkeit oder Mißfallen erwecken könntet, und wendet alles an, wodurch ihr ihm intereſſanter werdet.

Darum tritt in vielen Ehen ſo frühe Kälte ein, weil die Verbundenen ſich alles glauben erlauben zu dürfen. Sie bedenken nicht, daß ſie noch etwas — und noch mehr als je zu verlieren haben; ſie laſſen ſich in allen Stücken gehen; ſie wenden keine Sorgfalt auf ihre Perſon, auf ihr Betragen und auf ihr Herz; ſie zeigen ſich einander in allen Geſtalten, und machen auch aus ihren häßlichen Leidenſchaften kein Geheimniß mehr; es iſt oft, als wenn ſie es darauf anlegten, ſich einander zu verleiden.

Soll Eure Liebe fortdauern: ſo laſſet Euch nicht vergebens vor dieſen Fehlern warnen. Erlaubet Euch keine Indelicateſſen, weder im Anzuge noch im Benehmen. Seyd immer reinlich gekleidet. Reinlichkeit iſt mehr als Schönheit, und vorzüglich eine große Zierde des zarten Geſchlechtes, das die Natur nicht umſonſt ſo fein organiſirte. Welcher zärtliche Mann möchte ſein Weib wohl im Schmutzkittel umarmen? Aber auch der Mann wird dem Weibe durch Unreinlichkeit zuwider. Das Weib mag ſich für den Mann, und der Mann für das Weib ſchmücken. Sie thun das ja für die Welt, und an die Welt haben ſie bey weitem das nicht zu fordern, was ſie von einander erwarten. Ein nettes Gewand weckt fröhliche Bilder in der Seele, und ſchon als Beweis der Aufmerkſamkeit muß es Liebe gewinnen.

Verberget, ſo viel ihr könnt, Eure ſchwachen Seiten; wir haben ſie zwar alle, aber ſie gefallen uns nie, und manche ſtoßen uns zurück.

Laſſet nie Eure Affecte ungeſtüm ausbrechen. Sie entſtellen immer; ſie zeugen von einer ſchwachen Seele, und verwunden oft das fremde Herz. Nie wird der Menſch ſo an ſich ſelbſt zum Verräther, als im Ausbruche des Affectes. Vorzüglich gilt das vom Weibe. Ein Engel wird im Affect zur Furie. Jede Spur von Liebenswürdigkeit vertilgt der Zorn am ſchönſten Weibe. Man braucht ein Weib, das alle Reitze der Grazie ſchmücken, nur einmal in den Verzerrungen der Wuth geſehen zu haben, um auf immer einen unüberwindlichen Abſcheu gegen daſſelbe zu fühlen.

Seyd nicht zu oft beyſammen; Ihr verſäumt ſonſt Pflichten, die ſich nicht ungeſtraft vernachläſſigen laſſen, Eure häuslichen Angelegenheiten verwirren ſich: und doch gehört ihre Ordnung ſo weſentlich zu Euerm Glücke. Ihr werdet zu bekannt mit einander, und habt Euch bald ausgeſprochen und weggegeben. Es kann nicht fehlen, Ihr werdet Euch nicht ſo bewachen können, daß Ihr nicht einander unwillkührlich Fehler zeiget, die Euch nicht empfehlen. Ein jeder ſey bey ſeinem Geſchäfte, und wirke darin unverdroſſen. Die Stunden der Erhohlung ſeyen der Liebe geheiligt. Thätigkeit wird ihre Freuden würzen. Mit einem heitern Bewußtſeyn werdet Ihr in ihre Arme eilen — mit dem Gefühl ihres Lohnes wehrt zu ſeyn; und ihre Arme werden Euch feſter und wärmer umſchließen, ſüßer werdet Ihr hier ruhen, und Euch mit leichterm Herzen ihren Entzückungen hingeben.

Laſſet, viertens, kein von der Liebe verſchiedenes Intereſſe bey Euch zu ſtark werden, und zur Leidenſchaft wachſen. Liebe muß nächſt der Pflicht die Herrſchaft über das Gemüth führen, wo ſie beſtehen ſoll. Wenn Euch etwas Andres mehr gilt als ſie: dann gilt ſie Euch mit der Zeit nichts mehr. Ihr werdet die Aufmerkſamkeit auf den Gatten, und das Wohl deſſelben, hinter dieſes Andre zurück ſetzen. Dies wird Euch ſchon zu Kränkungen verleiten, die die Liebe ſtark verletzen.

Vorzüglich gilt das vom Weibe. Die Natur hat es zur Liebe geſchaffen. Liebe ſoll die mächtigſte Triebfeder ſeines Denkens und Handelns ſeyn. Es kann dieſes Verhältniß nicht umkehren, ohne zugleich ſeine Weiblichkeit auszuziehen, und ſich eben ſo abſcheulich zu machen, als es vorher liebenswürdig war. Das geitzige Weib zeigt dem Manne nicht nur die häßlichſte Unnatur. Es verſäumt auch den Mann, über dem Beſtreben zuſammen zu ſcharren und zu ſparen. Es wird in die Erfüllung ſeiner Wünſche entweder gar nicht, oder nur mit Bedenklichkeit einwilligen, weil ſie etwas koſten. Geitz und Liebe vertragen ſich nicht mit einander. Wenn das karge Weib den Mann wirklich noch liebte: ſo wird es ihn doch nicht zu lieben ſcheinen, weil es aus Kargheit oft hart gegen ihn iſt. Nicht weniger gefährlich ſind: weiblicher Neid, weibliche Läſterſucht und weibliche Prachtliebe. Die beyden erſten quälen den Mann, wo er eine zärtliche Unterhaltung wünſcht, mit mediſirenden Bemerkungen. Die letzte vergeudet ſein Gut, und denkt nie an ihn, weil ihr die Beſtreitung und die Anordnung des Aufwandes zu viel zu denken gibt.

Aber auch der Mann kann durch leidenſchaftliches Intereſſe der gegenſeitigen Liebe nachtheilig werden. Hängt er zu ſehr an ſeinen Geſchäften: ſo wird er der Liebe nur wenige Augenblicke gönnen, und auch hier den Kopf voll andrer Gedanken haben. Die zärtlichſten Liebkoſungen des Weibes wecken ihn nicht aus ſeiner zerſtreuten Kälte. In ſeinem Herzen iſt kein Platz mehr für das Weib: was iſt natürlicher, als daß dieſes ihn zuletzt auch aufgibt, und ſich bey lebhaftern Männern ſchadlos hält? Iſt er von ehrgeitzigen Planen voll: ſo kann er für die Liebe nicht viel übrig haben. Dieſe werden ihn auch in die Arme ſeines Weibes begleiten. Nur ſie werden ihn hier beſchäftigen, nicht ſeine Liebe. Nur von ihnen wird er ſich unterhalten wollen, nicht von den gemeinſchaftlichen Angelegenheiten; wenn er anders ſein Weib dazu für reif und würdig hält. In den meiſten Fällen wird er es von der Seite anſehen, weil es ihm nicht folgen kann, oder weil er gar glaubt, es ſtehe ihm im Wege.

Jede Leidenſchaft hat etwas Selbſtſüchtiges an ſich, und Selbſtſucht iſt Gift für die Liebe. Arbeitet daher jeder in ihrem erſten Entſtehen entgegen. Laſſet ſie nicht aufkommen, wenn ſie der Liebe gefährlich zu werden droht, oder ſchränkt ſie doch dahin ein, daß ſie dieſer untergeordnet bleibe.

Vermeidet, fünftens, jede Gelegenheit zu häuslichen Zwiſten. Kleine Zwiſte, vorzüglich wenn ſie auf Mißverſtändniſſen beruhen, endigen oft mit rührenden Verſöhnungsſcenen, worin die Zärtlichkeit ihre ſchönſten Feſte feiert. Aber das iſt bey weitem nicht immer der Fall, und es bleibt ſehr bedenklich, es darauf ankommen zu laſſen. Sehr oft laſſen ſie im Herzen, unter dem Anſcheine der völligſten Ausgleichung, einen Anſatz von Erbitterung zurück, der ſich, bey der öftern Wiederkehr ſolcher Auftritte, immer mehr entwickelt, und endlich ausbricht. Viel kommt hierbey auch auf die Beſchaffenheit der Temperamente an, und auf die Saiten, welche berührt werden. Jeder Menſch hat empfindliche Stellen, an welchen man ihn nicht faſſen kann, ohne ihn zu verletzen. Und doch faſſen ſich Gatten hier oft mit der wenigſten Schonung.

So können unſchuldige Neckereyen traurige Folgen haben. Man hat dabey keine böſe Abſicht. Sie ſind oft das Spiel einer zärtlichen Laune. Man denkt nicht, daß ſie übel würden aufgenommen werden, da ſie ja erheitern ſollen. Und doch werden ſie es, da man es an der nöthigen Vorſicht fehlen ließ. Der Scherz wird allmählich zum Ernſte; es miſcht ſich immer mehr Bitteres hinein. Keiner will Unrecht haben. Man gibt ſich Eigenſinn, Grillenfängerey, Neigung zu kränken, Schuld, und wenn man ſich auch wieder verſteht, ſo bleiben doch finſtre Falten in der Seele, die ſich immer mehr zuſammen legen.

Seyd aber auch, auf der andern Seite, nicht zu empfindlich. So kann keiner über ſich wachen, daß ihm nicht zuweilen ein Wort entfiele, welches eine üble Bedeutung zuläßt, daß ſeine Miene nicht zuweilen etwas Beleidigendes zu verrathen ſchiene, was nicht in der Seele war. Die Neigung — ich kann wohl ſagen, ſchon die Diſpoſition — alles zum Argen zu deuten, darf unter Menſchen nicht Statt finden, die mit einander in der engſten Verbindung ſtehen, und zwiſchen denen täglich ſo mancherley vorfällt. Sie iſt bey ſolchen, die unangenehme Bemerkungen lange in ſich verſchließen, noch ſchlimmer als bey denen, welche ihrer Empfindlichkeit gleich freyen Lauf laſſen. Bey den letztern kommt es bald zu Erklärungen, welche die Sache, wenigſtens für einige Zeit, wieder ſchlichten. Bey den erſtern nährt ſich die Bitterkeit ſo lange im Stillen, bis ſie endlich nicht mehr zu heilen iſt.

Selbſt wirkliche Uebereilungen müßt Ihr einander nachſehen, ſelbſt Fehler müßt Ihr einander vergeben können. Welcher Menſch übereilt ſich denn nie? Wer iſt wohl von allen Fehlern frey? Immer laſſen ſich die Unannehmlichkeiten, die aus kleinen Fehlern entſtehen, leichter tragen, als das Elend des ewigen Tadelns und Zankens. Liebt Ihr Euch wirklich, warum wolltet Ihr denn nicht Geduld mit einander haben? warum wolltet Ihr denn nicht in Kleinigkeiten nachgeben, auch da, wo das Recht auf Eurer Seite iſt, wenn Ihr vorausſehet, daß Widerſetzlichkeit mehr ſchaden als nützen würde. Warum wolltet Ihr, in andern Dingen, wo ihr nicht nachgeben dürft, nicht lieber mit ſanftem Sinne Eure gegründeten Einwendungen vorbringen, und, wenn das nicht hilft, unzweckmäßige Maßregeln im Stillen zu mildern ſuchen, als Euch mit Ungeſtüm auflehnen?

Mancher Zwieſpalt in der Ehe entſteht daher, *weil der Eine am Andern abnehmende Liebe oder wohl gar Kälte zu bemerken glaubt.* Oft iſt dies Laune, die alles anders ſieht, als es wirklich iſt — Verſtimmung, die allem ihre düſtre Farbe leiht, die durchaus keine Veränderung im Betragen, ſelbſt wenn ſie die entſcheidendſten Gründe für ſich hat, geſtatten will, oder die die Urſache ihres Unmuthes, die doch in ihr ſelbſt liegt, immer außer ſich ſucht. Oft iſt es romanhaftes, überſpanntes, empfindelndes Weſen, dem nie genug geſchieht, das für jedes falſche, hinaufgeſchrobene Gefühl Sympathie fordert, und die Wärme der erſten Zeit für das ganze Leben, die Huldigungen des feurigen Liebhabers auch noch vom beſonnenen Gatten verlangt.

Laſſet dies nicht bey Euch Statt finden. Es iſt geſchehen um Eure Liebe, wenn ihr dem Raum gebt. Liebe läßt ſich nicht erzwingen. Sie vergeht da am erſten, wo man ſie durch Vorwürfe erzwingen will.

Hüthet Euch aber auch, daß Ihr nicht aus Laune zuweilen wirklich kalt werdet, oder den Anſchein der Kälte gebt. Ihr ſtoßt dadurch das Herz des Gatten von Euch. Ihr ſeyd ihm nichts mehr, wenn er bey Euch keine Erwiederung findet.

Auch Eiferſucht iſt nicht ſelten die Veranlaſſung des traurigſten Zerfallens in der Ehe. Es iſt einer der unglücklichſten Einfälle, den die Weiber gehabt haben, das Herz des Mannes dadurch feſter an ſich zu ziehen, oder ſeine wankende Neigung dadurch zu befeſtigen, daß ſie ſeine Eiferſucht rege machten. Das iſt wahrlich die rechte Liebe nicht, die darum an einem Gegenſtande hängt, weil ſie andern den Beſitz deſſelben nicht gönnt, die nur Rechte geltend machen, nur Kränkungen des Ehrgeitzes verhüthen will. Liebt Dich dein Gatte weniger als ſonſt: ſo wird er Dich gewiß nicht mehr lieben, wenn Du einen andern zu begünſtigen ſcheinſt. Dies wird eher den völligen Tod ſeiner Liebe beſchleunigen; er wird Dich verabſcheuen und zugleich einſchränken. Er wird Dich mit Vorwürfen überhäufen, ohne daß ihm etwas an Deinem Herzen gelegen iſt. Er wird eben in Deiner Begünſtigung die Rechtfertigung ſeiner Gleichgültigkeit finden.

Das Weib, das durch Eiferſucht ſeinen Mann gewinnen will, muß dabey eine Rolle ſpielen, die ſeiner Unſchuld ſehr gefährlich iſt, (wie leicht wird man das wirklich, was man ſcheinen will?) und ſchon als Rolle die Sittlichkeit des Herzens verletzt.

Eiferſucht iſt nicht Liebe; ſie iſt im Gegentheil der Liebe nachtheilig. Darum dürfen wir ſie eben ſo wenig bey uns ſelbſt dulden, als bey andern erwecken. Der Eiferſüchtige hat den Glauben an ſein Weib ſchon halb verloren; was iſt aber Liebe ohne Glauben? Er achtet im Weibe nicht mehr die ſittliche Würde; er hüthet nur noch den Körper. Eiferſucht [illegible] Verdacht, und jeder Verdacht beengt das Gemüth, und unterdrückt das freye leichte Spiel der Empfindung, worin die Liebe ihr Weſen hat.

Wenn Eiferſucht wirklich ein Beweis der Liebe wäre: ſo könnte das Weib den eiferſüchtigen Mann doch nicht mehr lieben; weil er ſein Quälgeiſt iſt; weil es ihn immer bey mürriſcher Laune, und dieſe Laune gegen ſich gerichtet ſieht; weil es in ſeiner Sphäre kaum frey athmen kann.

Wäre indeß das alles auch nicht: ſchon die Spannung, der bittre Wortwechſel, das leidenſchaftliche Benehmen, die heftigen Auftritte, welche die Eiferſucht herbey führt, müſſen ſie zur ärgſten Feindinn des häuslichen Glückes machen.

Habt Zutrauen gegen einander, wie Menſchen, die ſich lieben, es haben müſſen: ſo wird nicht leicht Mißhelligkeit unter Euch entſtehen. Aber bleibet auch einander unverbrüchlich treu; vermeidet nicht nur die kleinſte Verletzung der Treue, ſondern auch den entfernteſten Schein derſelben.

Duldet es, ferner, nicht, daß ſich fremde Menſchen in Eure Angelegenheiten miſchen. Sie kennen weder Euch noch dieſe Angelegenheiten genau genug, um ſie glücklich ſchlichten zu können. Bey dem beſten Willen, werden ſie oft mehr verderben als gut machen. Ihr Einreden wird bald den Einen bald den Andern erbittern, in dem Wahne, daß man Partey gegen ihn mache, zu größerm Widerſtande reitzen, und vielleicht nie Einen beſänftigen. Dem Gatten geſteht man bey kälterm Blute ſein Unrecht wohl ein; aber wo ein dritter Zeuge iſt muß man Recht behalten: es wäre eine zu empfindliche Demüthigung. Den guten Willen der Menſchen, die ſich ſo dienſtfertig in Familienangelegenheiten miſchen, kennt man ja auch ſchon hinlänglich. Wie oft das Beſtreben, ſich wichtig zu machen, Neuigkeitsträgerey, Schadenfreude, Klatſchſucht und Zudringlichkeit hier Unheil ſtiften; wie oft ſie den Samen der Uneinigkeit ausſtreuen, ſchlechte Gerüchte hinterbringen, Verdacht erwecken, böſe Auslegungen machen und böſen Rath ertheilen, die Eitelkeit kitzeln und die Herrſchſucht nähren, lehrt ja die tägliche Erfahrung.

Wo Du Dich mit Deinem Manne berathen kannſt, da befrage keine Schwiegermutter, keine gute Freundinn und keine Kaffegeſellſchaft. Wo Dein eigner Verſtand Dich zurechtleiten kann, da folge ihm, ſelbſt auf die Gefahr zu irren, lieber, als daß Du die geläufige Zunge der Gevatterinn in Bewegung ſetzeſt. Halte fremden Einfluß von Deinem häuslichen Glücke ſo fern als Du kannſt. Habe keinen Umgang, um den Dein Mann nicht weiß, und den er nicht gebilligt hat. Verhandle mit Deinen Bekannten keine Dinge, die vor dem Manne ein Geheimniß bleiben müſſen. Hüthe Dich vorzüglich vor den Menſchen, die um alles wiſſen, von allem erzählen, und in alles reden, wenn Dir die Eintracht des ehelichen Verhältniſſes lieb iſt.

Endlich biethen auch noch die Erziehung der Kinder und die häusliche Einrichtung häufige Veranlaſſungen zu ehelichen Zwiſten dar. Vernünftige Gatten werden ſich indeß leicht darüber verſtändigen.

Der vernünftige Mann wird nicht in das Departement des Weibes dringen; er wird ſich nicht in Haushaltungsgeſchäfte mengen, von denen er keinen Verſtand hat, die er, wenigſtens in ihrem kleinſten Detail, nicht kennen ſollte, mit denen er ſich nicht befaſſen kann, ohne ſeinen männlichen Charakter abzulegen, und ſeine wichtigern Geſchäfte zu verſäumen. Den Hausetat wird er mit ſeinem Weibe gemeinſchaftlich entwerfen, und die Einrichtung des Ganzen mit ihm gemeinſchaftlich in das richtige Verhältniß bringen; die Ausführung aber gerne dem Weibe allein überlaſſen, und mit dem zufrieden ſeyn, was hier ſein ordnender Verſtand verfügt. Er wird nur dann liebreichen Einſpruch thun, wenn Verſäumniſſe und Unordnungen vorfallen.

Dagegen wird ſich auch das vernünftige Weib beſcheiden, daß es mit den Geſchäften und öffentlichen Verhältniſſen des Mannes nichts zu ſchaffen habe. Es wird davon nicht mehr erfahren wollen, als der Mann für gut findet, ihm mitzutheilen, am wenigſten aber darin rathen und ſprechen, oder ihn in ſeinen Ausgaben und Vergnügungen beſchränken, ſo lange ſie mit einer guten Oekonomie beſtehen können. Können ſie das aber nicht mehr: dann wird es ihm beſcheidene und ſanfte Vorſtellungen thun; dann wird es die Künſte ſeiner Liebe aufbiethen, um ihn auf den rechten Weg zurück zu bringen.

Ueber die Erziehung der Kinder haben vernünftige Gatten gemeinſchaftlich gedacht und geleſen. Sie haben darüber einen Plan gemacht, und zwar für jedes Kind einen beſondern, auf das Temperament, die Anlagen und Bedürfniſſe deſſelben berechneten. Die Anwendung der darin beſtimmten Maßregeln kann nicht mehr ſchwer fallen, und keine bedeutende Mißverſtändniſſe hervorbringen. Sie theilen ſich täglich ihre Beobachtungen über den Erfolg derſelben, und die neuen Bemerkungen, die ſich ihnen über das Naturell, die Fähigkeiten und Neigungen des einzelnen Kindes darbothen, mit. Sie prüfen gemeinſchaftlich, und berathen ſich gemeinſchaftlich, wie jener Plan darnach zu modificiren ſeyn möge; und darüber verſtändigen ſie ſich leicht. Wenn ſie nun noch Aufſicht, Bemühungen und Anwendung der Erziehungsmittel, mit Rückſicht auf die vorzüglichere Geſchicklichkeit des Einen oder Andern zu dieſem oder jenem, unter ſich vertheilen: dann iſt hier das Wichtigſte gehoben, was Anſtoß geben könnte.

Gebet einander, ſechſtens, unverſtellte Beweiſe wahrer Zärtlichkeit. Wahre Zärtlichkeit ſpricht immer rührend zum Herzen. Uebertreiben und grimaſſiren kann ſie nicht. Ihre Aeußerungen gefallen durch edle Einfalt.

Das wahrhaft zärtliche Weib bedarf keiner Künſteley. Es rede und handle nur, wie die Empfindung es reden und handeln lehrt: ſo wird es gewiß das Herz des Gatten feſſeln, wenn es auch ſonſt nicht viel hätte, wodurch es intereſſiren könnte. Sie gibt dem ganzen Weſen des Weibes Reitze, die eben ſo unnachahmlich als unwiderſtehlich ſind.

Liebe wird am ſicherſten durch Liebe geweckt und erhalten. Die Beyſpiele ſind nicht ſelten, daß Weiber durch die natürliche Gewalt ihrer Zärtlichkeit verdorbene Gatten beſſerten, und treuloſe zu der reuevollen Einſicht brachten, daß ſie das doch nirgends fanden, was ihnen das liebevolle Herz der Gattinn gab. Nicht weniger werden dieſe Beweiſe der Zärtlichkeit vom Manne gefordert, wenn das Weib unwandelbar und ergeben an ihm hangen, und die Annehmlichkeit des gemeinſchaftlichen Daſeyns beſtehen ſoll.

Euer Benehmen gegen einander ſey einfach und herzlich; fern bleibe aller geſuchte Schmuck, alles mühſame Raffinement und alles gezierte und geſpannte Weſen. Spart das für den Umgang mit Menſchen auf, die keines Andern fähig und wehrt ſind, und mit welchen nichts Andres anzufangen iſt, als daß man ihnen gegen über Grimaſſen macht. Es wäre traurig, wenn es Euch auf irgend eine Art Bedürfniß ſeyn könnte, ein ſo erbärmliches Spiel zu treiben.

Nein, Ihr liebt Euch, und wollt Euch das einander zu verſtehen geben. Ihr dürft nicht fürchten, Euch durch einen vertraulichen Umgang einander in einem ſchlechten Lichte zu zeigen. Indem Ihr wahr, offen und herzlich gegen einander ſeyd, werden ſich Eure Herzen immer näher kommen, und immer beſſer verſtehen lernen. Wäre es nicht eine elende Heucheley, die zweckloſeſte und widerſinnigſte, die ſich nur denken läßt, wenn Ihr das vor einander verbergen wolltet, wovon Ihr Euch doch ſo gerne überzeugen möchtet, und Euer Betragen mit Geſinnungen in Widerſpruch ſetztet, die eben die Quelle Eures Glückes ſind? Könnt Ihr dieſe Larve lange tragen, ohne daß Euer Inneres ihre Geſtalt nachahme? Könnt Ihr darauf ſinnen, alles nach den ſtrengſten Forderungen der Convention einzurichten, ohne dabey kalt zu werden, ohne den freyen Erguß des Herzens zurück zu halten? Könnt Ihr ein ſo abgezirkeltes Benehmen lange beobachten, ohne Euch allmählig daran zu gewöhnen, Euch als fremde Menſchen zu denken?

Freylich dürft Ihr die natürlich feine Sitte auch nicht aus den Augen ſetzen; freylich dürft Ihr nicht vergeſſen, was gebildete Menſchen einander, auch in den innigſten Verhältniſſen, noch ſchuldig bleiben. Gänzliche Vernachläſſigung unſers Betragens läßt manches blicken, was man nicht zeigen kann, ohne zu mißfallen — und zeugt dabey von einem Mangel an Aufmerkſamkeit, den die Liebe ungerne duldet.

Beweiſet einander Zutrauen. Der gute Menſch fühlt ſich durch nichts mehr geehrt, als durch das Zutrauen, das wir zu ſeinem Herzen haben. Es thut ſeinem ſittlichen Gefühl und der feinern Selbſtſucht zugleich wohl. Wir verſichern ihn damit am beſten von unſrer Ergebenheit. Gerne gibt er ſich dafür wieder hin. Unwillkührlich ſchließt das Herz ſich auf, dem wir vertrauensvoll begegnen. Es muß ein ganz verdorbener Menſch ſeyn, der bewieſenes Zutrauen täuſchen kann. Der Beßre wird ſich durch Liebe deſſelben wehrt zu machen ſuchen.

Mißtrauen kränkt tief, vorzüglich in der engſten Verbindung des Lebens, die ganz auf Vertrauen gegründet ſeyn ſollte. Es iſt unvermeidlich, daß ſich finſtre Abneigung gegen den bey uns feſt ſetze, der uns nicht traut. Bewachet nicht ängſtlich Einer den Andern. Läſſet Einer dem Andern die Freyheit, die er mit Recht fordern kann. Glaubet einander. Geht mit einander zu Rathe, und nehmt die Einwendungen des Andern liebevoll auf. Der Verdacht leitet zu Handlungen, die die Liebe in der Wurzel zerſtören.

Verbindet mit dieſem Zutrauen Aufmerkſamkeit. Den Liebenden bekümmert ja alles, was den Geliebten angeht; das Wohl desſelben iſt die angelegentlichſte Sorge ſeines Herzens. Jedes kleine Ereigniß, was dieſen trifft, iſt ihm wichtig. Alles Unangenehme aus dem Wege zu ſchaffen, jeden vernünftigen Wunſch zu befriedigen, iſt ſein vornehmſtes Beſtreben. Ihn betrübt nichts mehr, als des Geliebten Leiden; ihn freut nichts mehr, als des Geliebten Glück. Und dieſe Theilnahme zeigt ſich ſo ſchön und rührend, daß ſie die vortheilhafteſte Wirkung auf den Geliebten nicht verfehlen kann.

Seyd dabey zuvorkommend und gefällig. Wartet nicht auf Erklärung, wo Ihr den freundlichen Wink, den bittenden Blick ſchon verſteht. Gewährt gerne und mit Großmuth. Erſparet dem Andern jede Demüthigung. Entfernet alles, was ihm im Wege ſteht; helft ihm jedes Leiden tragen, und unterſtützt ihn wo Ihr nur könnt. Der Liebe wird ja nichts ſchwer, was ſie für den Geliebten thun ſoll.

Vermeidet indeß dabey die übertriebene und zudringliche Sorgfalt, womit ſo manche Weiber, bald aus affectirter, bald aus mißverſtandener Zärtlichkeit, ihren Männern läſtig fallen. Sie erkundigen ſich jeden Augenblick nach ihrem Ergehen, wo ſie wohl wiſſen, daß ihnen nichts fehlt. Sie wollen ſie vor jedem rauhen Lüftchen bewahren, und von jedem nur halb bedenklichen Schritte zurück halten. Sie wollen ihnen alles ſo bequem machen, daß ihnen vor lauter Bequemlichkeit das Leben leid werden möchte. Sie geben ihnen ſo viel zu bedenken und zu erwiedern, ſie ſind ſo um ſie geſchäftig, ſie behelligen ſie mit ſo vielen Plackereyen, und treiben ſie mit ihrem Uebermaße von Zärtlichkeit ſo in die Enge, daß ſie ſich nicht mehr zu retten wiſſen. Das iſt wahrlich nicht der rechte Weg, Liebe zu erhalten. Es iſt der ſicherſte Weg ſich zuwider zu machen.

Endlich verdient auch noch häusliche Eingezogenheit unter den Mitteln, Liebe zu erhalten, angeführt zu werden. Hier genießet im Stillen Euer Glück, und laſſet höchſtens einige bewährte Freunde daran Theil nehmen. Hier iſt der natürliche Boden deſſelben, auf dem ſich ſeine Blüthe am ſchönſten entfaltet. Hier ſeyd Ihr vor Störungen am meiſten geſichert. Hier habt Ihr Verführer und Verläumder am wenigſten zu fürchten. Hier beſitzt Ihr Euch ſelbſt am meiſten, und könnt am meiſten nach Euerm Sinne leben. Hier wird dieſer Sinn nicht vereitelt und verdorben. Hier lernt Ihr keine Freuden kennen, die durch ihren Schimmer locken, und durch ihren Genuß vergiften. Hier wird Euch kein falſcher Glanz gegen den Frieden des Lebens verblenden. Hier werdet Ihr nicht lernen, die Wahrheit gegen den Schein verkaufen. Hier ſind keine Menſchen, die ſich ein eignes Geſchäft daraus machen, Andern ein Glück zu verderben, das ſie ſelbſt nicht genießen können. Hier wird ſich Euch das verlarvte Laſter nicht nahen, um die Reinheit Eures Herzens, den Grund Eurer Liebe, zu zerſtören.

In den Prunkgeſellſchaften der Welt werdet Ihr Ueberdruß und Verſtimmung hohlen. Mit einen leeren Herzen und verwirrten Geiſte werdet Ihr aus ihnen zurückkehren, und für die beßre Freude den Geſchmack verlieren, ohne ihn für die ſchlechtere ganz gewinnen zu können. Euer Glück und Eure Liebe ſind um ſo ſicherer; je verborgener ſie ſind, und je mehr ſie an ſich ſelbſt genug haben.

VI.

Untreue und Eiferſucht.

Treue iſt gewiß eine der herrlichſten Eigenſchaften des Menſchen, der Grund ſeiner Tugendfähigkeit und ſeines Charakters. Sie macht ihn zugleich groß und gut — achtungs- und liebenswehrt. In der Treue offenbart ſich das höhere Weſen am ſiegreichſten. Mit ſeiner Treue wankt ſein ganzes moraliſches Daſeyn. Gebrochene Treue iſt innerlicher Abfall von ſich ſelbſt, mithin auch von jeder Pflicht, iſt Zerſplitterung des innern Lebens. Am längſten nagt noch die Reue über ſie im Herzen des Verſunkenen, der ſich gegen jeden Gewiſſensvorwurf abzuhärten ſucht.

Auch darin zeigt ſich der Einfluß der Liebe auf die ſittliche Veredlung des Menſchen, daß ſie ihm in der Treue die Anlage zu allem Guten ſichert, und ihm dadurch vorzüglich Zuſammenhang mit ſich ſelbſt, Achtung gegen ſich ſelbſt und Stärke der Seele erleichtert.

Darum iſt aber auch Untreue in der Liebe doppelt ſchändlich. Sollte dir das Weſen, das dir die ſchönſten Freuden gewährte, mit dem du die ſeligſten Momente des Lebens feierteſt, nicht ewig wehrt bleiben? Sollte dich nicht dankbare Erinnerung noch immer an dasſelbe feſſeln, und die Heiligkeit Deines gegebenen Wortes bewahren, wenn auch nicht mehr die ganze vorige Wärme dein Herz erfüllte, wenn auch Gewohnheit und nähere Bekanntſchaft mit ſeiner menſchlichen Gebrechlichkeit deinem Entzücken den idealiſchen Aufſchwung benommen hätte? Hat ein andres Weſen dieſe Anſprüche an dich? hat es dir dies gewährt? iſt es frey von aller Schwäche, und wird es nicht auch mit der Zeit ſeinen Reitz verlieren?

Die Liebe muß auf Treue rechnen. Der Glaube iſt das göttliche Element in ihr. Sie wäre ehrloſes Wegwerfen der eignen Würde, wenn ſie ſich ohne Vertrauen hingeben könnte. Es liegt in ihrer Natur, daß ihre Bündniſſe für die Ewigkeit ſind. Die thieriſche Luſt begnügt ſich mit dem augenblicklichen Genuſſe, ſie ſucht nichts als Sinnenkitzel; aber dafür iſt ſie auch thieriſch. Die Liebe iſt menſchlich und dem Göttlichen verwandt. In ihr müſſen Herz und Herz ſich gatten, und nie von einander laſſen. Sie verlangt die innigſte Gemeinſchaft des ganzen Daſeyns; dieſe aber macht den Einem dem Andern ewig unentbehrlich. Es läßt ſich hier keine Trennung denken ohne frevelndes Zertreten deſſen, was beyder theuerſtes Kleinod iſt, ohne Aufopferung des Beſten in ihnen, wodurch ſie ſich ewig angehören. So feſt wie das heilige Geſetz der Tugend; ſo feſt ſteht das Geſetz unverbrüchlicher Treue in der Liebe; beyde beruhen auf derſelben Nothwendigkeit der Vernunft.

Wie kann auch Treue gebrochen werden, ohne die empfindlichſte Kränkung, ohne die grauſamſte Härte! Das Weib, das du verläßt, liebt dich noch, es glaubt noch an dich, es erwartet von dir alles, und alles hat es verloren, wenn du es nicht mehr liebſt. War es ein gutes Weib; dann hat es alles an dich aufgegeben; ſein Denken, Wünſchen und Handeln galt nur dir; der Gedanke an ſein Wohl verſchwand ihm im Gedanken an dich; ſeine heiligſten Geheimniſſe vertraute es dir an; ſeine koſtbarſten Schätze legte es in deine Hände; ſeine ſittliche Würde band es an deine Treue; vielleicht hat es gar ſeine Achtung für die Tugend ſo genau mit der Liebe zu dir verbunden, daß beyde mit einander ſtehen und fallen. Für dich überwand es ſeine jungfräuliche Schamhaftigkeit; nur für dich wollte es leben, nur durch dich und mit dir glücklich ſeyn; an dir hängt ſogar ſein Ruf und ſeine bürgerliche Exiſtenz. Das alles machſt du zum Spielwerk deiner unſinnigen Laune, das alles raubſt und zerſtörſt du, indem du die

Treue brichſt. In den innerſten Tiefen wird das Leben des Weibes verwundet, daß du ſo betrügſt. Nur eine ungewöhnliche Stärke der Seele kann verhüthen, daß mit ſeiner Sittlichkeit nicht ſein Lebensglück zu Grabe getragen wird.

Den Mann wird die Untreue des Weibes zwar nicht ſo ganz niederwerfen. Er hat Muth, Selbſtſtändigkeit und Hülfe bey ſich ſelbſt. Er wirft ſich in die Welt. Er tröſtet ſich mit der Verachtung des untreuen Weibes. Er zieht ſein Herz von Dingen ab, über deren Unzuverläſſigkeit er auf eine ſo traurige Art belehrt worden iſt. Er richtet ſich an ſeinen Grundſätzen auf, und ſein moraliſcher Wehrt ruht auf feſtern Stützen. Aber auch ihn muß es ſchmerzen, das Weib, dem er vertraute, das er anbethete, ſo tief verſinken zu ſehen. Auch ihn muß es tief kränken, daß er um ſeine ſchönſte Hoffnung ſo ſchändlich betrogen wurde. Der größte Theil ſeines Glückes ging mit dem Herzen ſeines Weibes weg. Sein Vertrauen auf die Menſchheit ward bedeutend geſchwächt, da es im Falle des Weibes, an dem er es verherrlicht zu ſehen ſo kühn hoffte, verſpottet wurde. Er wird ſein Herz nicht wieder weggeben, das ſchon einmal dieſe Mißhandlung erfuhr, und wird für alle wohlwollenden Neigungen, für alle Bildung durch häusliche Verhältniſſe verloren ſeyn.

Dabey verräth weibliche Untreue einen höhern Grad von Immoralität. Dem Weibe war ſie durch die natürlichen Anlagen ſeines Herzens, durch ſeine Lage im geſellſchaftlichen Leben, durch ſein Verhältniß zum Gatten, und durch die heiligen Mutterpflichten, ſchwerer gemacht. Es mußte mehr Gutes in ſich zerſtören, um ſich dem Laſter zu übergeben.

In der ehelichen Verbindung zeigt ſich vorzüglich die größere Strafbarkeit der weiblichen Untreue. Zwar mag auch des Weibes Herz in ſeinen zarteſten Gefühlen verwundet werden, wenn es bemerkt, daß das Herz des Gatten ſich einem andern Weibe zugewandt hat, oder doch einem andern Weibe die Rechte geſtattet, die dem Gatten allein zukommen. Je inniger ſeine Zärtlichkeit iſt: deſto größer muß auch der Schmerz betrogener Liebe ſeyn. Aber ihm wird es doch eher gelingen, den verirrten Gatten wieder zurück zu führen, und das entwendete Herz, durch die Gewalt ſeiner Liebe, und die Vermehrung ſeiner Vorzüge, wieder zu gewinnen, als dem Manne im umgekehrten Falle.

Ueberdem haben die Ausſchweifungen des Mannes nicht den ausgebreiteten und verderblichen Einfluß auf alle häuslichen Angelegenheiten, wie die Untreue des Weibes. Dieſe führt, frühe oder ſpät, gänzliche Zerrüttung herbey. Nur durch die feinſten Künſte der Verſtellung wird es ſie dem Manne eine Zeit lang verbergen können. Aber mit dem Offenbarwerden derſelben iſt auch unvermeidliches Zerfallen verknüpft. Der Mann kann das Weib nicht mehr lieben, das ſich mit der That verging, wenn er auch Urſache hat, zu glauben, daß ihm noch das Herz deſſelben gehöre. Um des Aufſehens, oder um der Kinder willen, wird er es vielleicht nicht verſtoßen, und die Qual haben, ein Weſen täglich um ſich zu ſehen, das er tief verabſcheut. Das Bündniß, das ihm den Himmel geben ſollte, wird ihm zur Hölle werden. Selbſt in ſeine Vatergefühle werden ſich bittre Zweifel miſchen. Alles Zutrauen, alle Theilnahme, alle Nachſicht und Gefälligkeit, ſind dahin. Argwohn, Trübſinn und Selbſtſucht, ſind an ihre Stelle getreten.

Untreue ruinirt den ganzen Charakter des Weibes, denn ſie greift das ſittliche Gefühl an der Wurzel an; und nur natürliche Gutmüthigkeit und Mangel an heftigen Leidenſchaften können es vor den größten Vergehungen aller Art bewahren. Immer indeß werden ſein Leichtſinn, ſeine Pflichtvergeſſenheit und ſein unglückliches Verhältniß zum Manne, auf die Kinder den verderblichſten Einfluß haben, und eine vernünftige Erziehung derſelben faſt unmöglich machen.

Untreue der That iſt nicht immer Untreue des Herzens. Es gibt ausſchweifende Männer, die an ihrem Weibe mit unveränderter Neigung hangen, und die die Liebe deſſelben um keinen Preis mit einer andern vertauſchen würden. Seltener iſt dies bey den Weibern der Fall; hier zieht das äußere Vergehen gewöhnlich das innere Verderben nach ſich. Die Weiber können bey dem, was ſie beſchäftigt, das Herz nicht wohl aus dem Spiele laſſen. Schon das Bewußtſeyn der Schuld wird ihr Herz vom Manne abwenden. Der Verführer iſt ihnen zum Bedürfniß geworden; weil er dieſe Schuld theilt; weil ſie nur in ſeinen Armen eine ſcheinbare Ruhe vor den Vorwürfen des Gewiſſens finden. Den Mann wird das ſchuldige Weib meiden; weil es bey ſeinem Anblick ſeinen eignen Unwehrt lebhafter fühlt; weil es ihn nicht ohne Gewiſſensanklage ſehen kann; und weil ihm ſein Herz ſagt, daß er es verachten müßte, wenn er es kennte. So wird es denn endlich auch dem ſein Herz geben, dem es ſeinen Körper lieh.

Weiber verzeihen ihren Männern auch leichter die Untreue der That, wenn ſie nur wiſſen, daß ihnen das Herz derſelben noch gehört. Die Untreue der That hat für ſie die Folgen nicht, die ſie für die Männer hat. Am Beſitze des Herzens iſt ihnen mehr gelegen; ihre Bedürfniſſe beziehen ſich mehr auf das Herz; und ſo lange ihnen das Herz des Mannes bleibt, bleibt ihnen auch die Hoffnung ihn zu beſſern. Es hat ſogar

Weiber gegeben, die die Kupplerinnen ihrer Männer waren.

Auf der andern Seite zeigt ſich auch zuweilen Untreue des Herzens ohne Untreue der That; häufiger indeß bey den Weibern als bey den Männern. Sie glauben ihre Tugend gerettet zu haben, wenn ſie, indem ihr Herz für einen Andern ſchlägt, die äußerlichen Rechte des Gatten dieſem unverlezt erhielten. Manche Männer mögen ſich auch wohl damit begnügen. Aber gewiß die beſſern nicht. Was iſt der Körper ohne den Geiſt — und was kann mir ein Weib ſeyn, das mir nicht in ſeinem Denken und Fühlen angehört, das nicht auch ſein geheimes und geiſtiges Leben mit mir theilt?

Die wahre Treue iſt Treue des Herzens und der That zugleich; ſo fordert es die Natur der Liebe. Die Verletzung der Einen wie der Andern, iſt grobe Unſittlichkeit — Bruch der Ehe. Beyde berechtigen zur Auflöſung der Verbindung. Sie berechtigen nicht allein — ſie nöthigen dazu.

Die Urſachen der Untreue ſind beym Manne gewöhnlich Stärke der Sinnlichkeit und Neigung zur Abwechſelung. Stärke der Sinnlichkeit verleitet auch oft das Weib zur Untreue, aber ſeltener als den Mann, bey dem alle Begierden heftiger ſind, und ſich ungerner Schranken ſetzen laſſen. Oft kann das Weib die Luſt des Mannes nicht befriedigen, und ſeine Liebe iſt nicht zärtlich genug, ſich die Befriedigung zu verſagen. Er eilt in die Arme eines andern, das, wenn es einiger Maßen in den Künſten der weiblichen Liſt bewandert iſt, leicht auch ſein Herz anzieht. Oft glaubt er, während er ſein Weib wirklich liebt, bey einem andern mehr für ſeine Sinne zu finden, und wird jenem untreu. Oft feſſelt weibliche Buhlerey ihn durch dieſe Schwäche ſeines Herzens.

Die Neigung zur Abwechſelung iſt in kleinen Dingen wohl bey den Weibern ſtärker als bey den Männern. Aber in wichtigen Angelegenheiten wird ſie doch bey dieſen häufiger und ſtärker angetroffen. Die ganze Eigenthümlichkeit der weiblichen Liebe bringt es mit ſich, daß jene Neigung ſich dieſer nicht ſehr bemächtigen kann. Wem ſich ein reines weibliches Herz ergibt, dem will es auch immer leben. Bey dem Manne unterliegt die Liebe oft der Sinnlichkeit, und dieſe kann mit den Mitteln ihres Genuſſes nicht oft und nicht ſchnell genug wechſeln. Dem ſinnlichen Manne wird das Weib bald gleichgültig, das für ihn keine verborgenen Reitze mehr hat, und das ihm nichts mehr gewähren kann, was es nicht ſchon oft bis zur Ueberſättigung gewährte. Er hofft bey andern neue Annehmlichkeiten zu finden; und obgleich dies bloße Täuſchung iſt, da die Schuld des Entbehrens allein an ihm ſelbſt liegt, ſo folgt er doch ihrer Einladung.

Nicht ſelten werden Männer ihren Weibern auch deßwegen untreu, weil dieſe an Bildung zu weit hinter ihnen zurück ſtehen. Sie finden bey ihnen wenig Unterhaltung für den Geiſt; ſie müſſen viel Läppiſches von ihnen hören, und viel Albernes von ihnen ſehen. Sie können denſelben ihre intereſſanteſten Ideen und Empfindungen nicht mittheilen, weil keine Empfänglichkeit dafür da iſt. Sie fühlen ſich oft leer, und oft verſtimmt in ihrem Umgange. Im erſten Rauſche der Liebe hatten ſie das überſehen, oder ſich, in dem Gedanken, daß darauf ſo viel nicht ankomme, darüber weggeſetzt. Deſto drückender wird es ihnen jetzt, da nach und nach höhere Bedürfniſſe eintreten.

Vielleicht iſt es gar der Umgang mit einem geiſtreichern Weibe, was ſie zuerſt auf dieſen Mangel bey dem ihrigen aufmerkſam macht. Was iſt natürlicher, als daß dieſes nun eben ſo viel in ihrer Achtung ſinkt, als jenes darin gewinnt? — was natürlicher, als der Wunſch, oft mit dem weiblichen Weſen umzugehen, das uns verſteht, das in unſre Gedanken eingeht, und unſre Empfindungen erwiedern kann. So wird ſich ein platoniſches Verhältniß anſpinnen, das aber nicht lange, wie alles unter dem Monde, ſeine platoniſche

Reinheit und Idealität behält. Die Herzen kommen ſich immer näher, die Gefühle treffen immer mehr auf einander. Man geſteht ſich, was man einander im engern Vereine des Lebens hätte ſeyn können, und ſucht ſich unvermerkt dies wirklich zu werden. Endlich machen die Sinne auch ihre Rechte geltend, und dem Verſtändniſſe fehlt nichts mehr zu ſeiner Vollkommenheit.

Die gewöhnlichen Urſachen der Untreue bey den Weibern ſind: Leichtſinn, Neugierde, Hang zum Intriguiren, Eitelkeit, Verführung und das Betragen des Gatten.

Nur zu oft hat auch der weibliche Leichtſinn mit den heiligſten Empfindungen ſein Spiel, weil er ihre Heiligkeit nicht kennt, oder die Folgen nicht bedenkt. Nur zu oft iſt es dem leichtſinnigen Weibe bloß um flüchtigen Genuß zu thun. Nur zu gerne hängt es ſich an den Mann, der es auf eine angenehme Art zu unterhalten weiß, ohne ſelbſt zu ahnden, wohin das führen werde. Nur zu oft hat das leichtſinnige Weib, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſein Herz vergeben. Nur zu oft thut es, in dieſem Leichtſinne, Schritte, die es nicht wieder zurück thun kann, und die es fremder Gewalt Preis geben. Nur zu oft hüpft es von Einem Gefühle zum Andern, ohne im Stande zu ſeyn, ſich dabey zu regieren, und der hinreißenden Kraft des Einen oder des Andern Schranken zu ſetzen. In dieſem Leichtſinne unterſcheidet es nicht den Wehrt der treuen, geprüften Liebe des Gatten und der unbedachten Schmeicheley, der bald vergeſſenen Huldigung des Anbethers. Wie vielfach mordet dieſer weibliche Leichtſinn eigne und fremde Ruhe!

Nicht ſelten ergeben ſich die Weiber dem Laſter bloß weil ſie es kennen zu lernen wünſchen. Die Natur gab ihnen wenige heftige Leidenſchaften, woraus die Laſter entſpringen. Sie werden mit dem Laſter ſelten durch ihr Herz, faſt immer erſt durch Erfahrung bekannt. Sie ſehen alles von ſeinen Reitzen gefeſſelt, die ihnen noch Geheimniſſe ſind, und darum, wie alles Unbekannte, deſto gefährlicher. Sie ſehnen ſich eine Bekanntſchaft zu machen, die ſo viel zu verſprechen ſcheint. Hierzu kommt der bewegliche Sinn der Weiber, der von allem unterhalten ſeyn will, und ihre Neigung, ſich in alles zu miſchen, um den Männern keinen Vorzug zu laſſen, und um ſich deſſen zu bemächtigen, was man ihnen vorenthalten will. Haben ſie aber einmal das Laſter kennen gelernt, ſo finden ſie es auch leicht ſüß. Sie fallen ihm oft deßwegen anheim, weil ſie dem, der ihre Neugierde befriedigte, eine unbeſchränkte Gewalt über ſich einräumen mußten.

Mit dieſer Neugierde iſt der weibliche Hang zum Intriguiren nahe verwandt. Dieſes Intriguiren hat Anfangs gewöhnlich keinen andern Zweck, als ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit von den Männern zu halten, und ihre Plane vor der Deſpotie der letztern zu retten. Haben ſie aber erſt einige Verſuche darin gemacht: ſo lernen ſie bald die Sache um ihrer ſelbſt willen lieben. Sie gefallen ſich in ihrer Liſt und finden, daß das Intriguiren die Zeit verkürzt, und ihren Verſtand angenehm beſchäftigt, ohne ihn anzuſtrengen. Es wird ihnen nun Bedürfniß, etwas Geheimes anzuzetteln, und etwas um die Hand zu haben, was ſie den Augen der Männer entziehen können. Dazu iſt aber nichts geſchickter, als kleine Liebeshändel, die ſie deßwegen unſchuldig nennen, weil ihr Herz noch damit nichts zu thun hat. Aber ob es auch nie damit zu thun haben wird? Wirklich haben ſie ihre Liebhaber Anfangs nur zum Beſten. Sie wollen ſich nur an dem Verwickelten einer ſolchen Situation — und an dem Gedanken, was ſie wohl könnten, wenn ſie Luſt hätten, amüſiren. Aber das führt mit der Zeit weiter. Aus dem Zeitvertreibe wird nur zu oft Ernſt.

Die meiſten Weiber mögen indeß wohl von ihrer Eitelkeit zur Untreue verleitet werden. Sie ſehen ſich durch die Zahl ihrer Anbether von ihren Schweſtern ausgezeichnet. Sie wiſſen, daß man ſie darum beneidet. Sie räumen ihnen alles ein, um ſie feſt zu halten, oft um andern zu zeigen, daß man bey ihnen ſein Glück machen könne, und dadurch neue anzulocken. Vielleicht ſind unter dieſen ſolche, die überdem noch durch ſüße Schmeicheleyen ihre Eitelkeit zu berauſchen wiſſen. Und worin willigt man nicht im Rauſche? wer kann dem Unwiderſtehlichen widerſtehen? wer ſollte dem ſich nicht hingeben, der ſich dem Herzen ſo wichtig zu machen weiß? Aus Dankbarkeit opfert man ſich ihm auf. Den entſchiedenen Vorzügen folgt das Herz: denn iſt es nicht ein entſchiedener Vorzug, weiblichen Wehrt, und beſonders den individuellen Wehrt dieſes Weibes, anzuerkennen? Vielleicht ſind unter den Anbethern auch ſolche, die noch andere Vorzüge haben, und mit denen man nur vertraut umgehen darf, um ſie mehr gelten zu laſſen als den alltäglichen Gatten — vielleicht auch ſolche, die ein großes Anſehen in der Geſellſchaft behaupten, die in dem Rufe der Bildung, des Geſchmackes und des feinen Tones ſtehen, auf die alles ſieht, und zu denen alles ſich hindrängt. Welch eine verführeriſche Einladung für das eitle Weib, ſich in dieſem Glanze zu ſonnen? — welch ein Triumph über die andern, mit einem ſolchen Manne in der innigſten Verbindung zu ſtehen, für ſeine Geliebte zu gelten? Was wird es nicht thun, um dieſes Glückes theilhaftig zu werden? Wenn ſein Herz wirklich noch dem Gatten gehört: ſo ſoll die Welt doch hier das geheimſte Einverſtändniß glauben. Dadurch leidet die Sittlichkeit des Weibes unvermeidlich; und, um jenen Glauben hervorzubringen, wird es Schritte thun müſſen, mit denen die Liebe zum Gatten nicht beſtehen kann.

Zuweilen mögen die Weiber die Verführer ſeyn; aber gewiß ſelten. Wenn ſie es auch möchten: ſo ſtehen ihnen überall Delicateſſe, ihre Lage und die Sitte der Welt, die man, ohne die größten Unbequemlichkeiten, nicht verläugnen kann, im Wege. Weit öfter ſind ſie die Verführten. Die Sinnlichkeit des Mannes ſtürmt auf ſie ein — und ihre Lüſternheit oder ihre Gutmüthigkeit gibt nach. Viele Weiber fallen durch die Schwäche, nichts, warum ſie gebethen werden, abſchlagen — und nichts, was ſich ihnen huldigend anträgt, abweiſen zu können.

Er iſt ja ein ſo guter Menſch; er meynt es ſo redlich; er bittet ſo beſcheiden und ſo gerührt; er will ja nichts weiter, als daß du ihn nur um dich duldeſt, daß du ihm nur nicht ganz abgeneigt ſeyſt: ſo denkt das beßre Weib, und iſt um ſeine Tugend betrogen, ehe es ſich deſſen verſieht. Ein ſchöner Mann! welch eine Fülle von Liebe! welch eine Wärme der Sprache! welch eine volle Ergebenheit! er kennt und fühlt Deinen ganzen Wehrt; und den ſollteſt Du zurückſtoßen, den beleidigen? mag denn, was er verlangt, einem

Andern gehören; dieſem braucht ja nichts zu entgehen; die Liebe iſt reich genug, um viele zu beglücken: ſo denkt das ſchlechte Weib, das ſich gerne verführen läßt.

Die weibliche Argloſigkeit und Reitzbarkeit räumen nicht ſelten ſchon den erſten Angriffen der männlichen Verführungskunſt, die an ſeinem Ausſpähen und ſchlauem Berechnen der weiblichen Klugheit nichts nachgibt, das Feld. Die Stärke eines reinen Gefühls und die Achtung, die ſeine Unſchuld einflößt, ſind oft die einzigen Waffen der weiblichen Tugend. Wie traurig ſteht es um ſie, wenn jenes Gefühl ſchon beſtochen iſt, und die Unſchuld vom frechen Wüſtling nicht mehr geachtet wird!

Endlich iſt auch das Betragen der Männer eine häufige Urſache der weiblichen Untreue. Stößt der Mann das Weib kalt von ſich, wo es ihm ſein Herz aufſchließen möchte; hat er keinen Sinn für ſeine vertraulichen Mittheilungen; wer kann es dann dem Weibe verdenken, daß es das volle Herz dem Freunde ausſchüttet, der warmen Antheil nimmt, und ſeine geheimen Leiden verſteht? und wie leicht wird Vertraulichkeit Liebe! Was iſt natürlicher, als daß wir für den, der in unſre innere Lebensgeſchichte ſo genau verflochten iſt, der uns Rath und Troſt gab, bald die zärtlichſte Zuneigung faſſen? Wie lange wird es dauern, bis er die erſte Stelle im Herzen einnimmt?

Iſt der Mann gar hart gegen das Weib: ſetzt er es überall zurück; quält er es überall mit ſeinen unſinnigen Grillen; ſpielt er überall den Haustyrannen; hört es aus ſeinem Munde nur Befehle, Tadel und Klagen — nie ein Wort der Liebe; ſieht es in ſeinem Geſichte nur die Züge des Unmuthes — nie den Blick der Herzlichkeit und der Freude: wie bald wird ſich dann das Herz verſchließen — und wie gerne wird es ſich dem wieder aufthun, der ihm für ſeine getäuſchten Hoffnungen Erfüllung verſpricht!

Von ſo vielen Seiten wird das ſchwache Herz des Weibes beſtürmt. Selten verkauft es ſeine Treue an das Laſter; in den meiſten Fällen wird es um ſie betrogen. Oft ſinkt es bewußtlos dem Laſter, das es verabſcheute, in die Arme. Und dieſe Treue iſt Euer ſchönſter Schmuck, das Unterpfand Eures Glückes, die Krone Eurer Liebe, der Adel Eurer Weiblichkeit. Nur ſo lange Ihr ſie bewahrt, bleibt Ihr rein und gut und froh. O, möchtet Ihr Euch denn doch ernſtlich bewachen, und keine von den Klippen aus den Augen laſſen, auf die Ihr hier aufmerkſam gemacht wurdet! Trauet dem Scheine der Argloſigkeit nicht; er trügt. Die Kunſt bildet ihn täuſchend. Es iſt ſo bald um Euer Herz geſchehen — und Eure Ruhe iſt nicht länger geſichert als Euer Herz.

Männliche und weibliche Untreue werden auch nicht ſelten durch Eiferſucht veranlaßt. Unverdienter Verdacht drückt ſchwer, und reizt eben ſo oft zu Handlungen, wodurch man ihn wirklich verdient, als zu dem Beſtreben, ihn zu entkräften. Muß man einmal die Schuld und den Unglückslohn des Verbrechens tragen: ſo kann man doch auch wohl ſeinen Genuß mitnehmen. Oft iſt es eine Art von Rache, die man durch wirkliche Untreue an den Qualen nimmt, welche uns die Eiferſucht des Gatten zufügt.

Wirklich verbittert der eiferſüchtige Gatte dem Gatten das Leben. Immer bewacht zu ſeyn, keinen Schritt ohne Zeugen thun zu dürfen, nie Zutrauen zu finden, unaufhörlich ſich Vorwürfe machen zu laſſen, die man nicht verdient hat: das iſt unausſtehlich. Freyheit und Vertrauen ſind die Seele der Liebe. Tödtet ſie, und ihr habt dieſe mit gemordet. Die Strafe der Eiferſucht iſt gewöhnlich die, daß die Untreue ihrer hinter dem Rücken ſpottet.

Doch dieſe ſonderbare Erſcheinung des menſchlichen Herzens iſt für das Leben und Glück der Liebe zu wichtig, als daß wir ihr hier nicht noch beſonders unſre Aufmerkſamkeit ſchenken ſollten.

Was man liebt, das will man natürlich gerne immer und ungetheilt beſitzen. Worin man das höchſte

Gut des Lebens ſetzt, das zu verlieren, fürchtet man mehr als alles. Wo durch den Verluſt das ganze Glück des Lebens zu Grunde ginge, da iſt man immer beſorgt, und wenn man noch ſo viel Zutrauen beſitzt, man kann ſich doch des Gedankens an die traurige Möglichkeit des Verluſtes nicht entſchlagen. Man zittert vor dieſem Gedanken; und eben darum wiederhohlt man ihn ſich deſto öfter.

Dieſe Beſorgniß läßt ſich auch von der echten Liebe nicht wohl entfernt halten. Die beſonnene Liebe kennt, bey allem Glauben an den Geliebten, doch den Wankelmuth des menſchlichen Herzens und das eigenſinnige Spiel der wechſelnden Empfindungen zu gut, als daß jene nicht zuweilen in ihr aufſteigen ſollte. Sie ſollte deßwegen auch nicht Eiferſucht genannt werden. Allein in melancholiſchen Gemüthern iſt ſie mit Verdacht und Selbſtquälerey verbunden. Bey unverſtimmten Menſchen verdoppelt ſie nur das Beſtreben, einander zu gefallen, ſich Beweiſe der Zärtlichkeit zu geben, der Liebe des Andern immer wehrt zu bleiben, und alles aus dem Wege zu räumen, was derſelben hinderlich ſeyn könnte.

Die Eiferſucht iſt ängſtliche, mit finſterm Verdachte verknüpfte Befürchtung, nicht ſo ſehr, unſre Rechte zu *verlieren*, als vielmehr, *ſie mit einem Andern theilen zu müſſen*. Sie iſt Neigung, allem eine üble Deutung zu geben, aus allem Nahrung ſeines Mißtrauens zu ziehen, und ſich mit herbey geſuchten Zweifeln zu quälen. Der Eiferſüchtige fürchtet auch weniger, das Herz des Geliebten zu verlieren, als durch Untreue der That betrogen zu werden. Gerade da, wo am wenigſten von Liebe des Herzens die Rede ſeyn kann, wird ſich die Eiferſucht am erſten und am heftigſten zeigen.

Die wahre Liebe geht ſelten in Eiferſucht über. Selbſt von ſolchen Thatſachen, die ihr unangenehme Belehrungen geben könnten, wendet ſie, um nicht aus dem ſüßen Traume aufgeweckt zu werden, lieber den Blick weg, als daß ſie dieſelben aufſuchen ſollte. Nur mit ſtiller Trauer kann ſie an den Verluſt der Gegenliebe denken, nie mit der Bitterkeit und mit der argwöhniſchen Laurerey, die der Eiferſucht eigen ſind. Der Eiferſucht liegt immer etwas Selbſtſüchtiges zum Grunde, welches ſich auch in allen ihren Aeußerungen verräth; dieſes aber iſt der Liebe fremd. Die Eiferſucht quält mit ihrem Verdachte den Gatten, und dieſes Quälen ſelbſt macht ihr Luſt, das kann aber die Liebe nicht. Der wahrhaft Liebende würde unendlich elend ſeyn, wenn ihm das Herz treulos würde, in dem ſein Himmel wohnt; aber er würde reſigniren; er würde das Herz nicht mehr feſt halten wollen, das für ihn keine Liebe mehr hat. Das will aber der Eiferſüchtige; daher ſein ſorgfältiges Bewachen.

Wo die Liebe zur Eiferſucht inclinirt, da iſt ſie gewiß nicht mehr rein, da iſt entweder Eitelkeit oder der ſinnliche Trieb in ihr vorherrſchend. Nur dieſe können eine ſo traurige Verirrung des Herzens, wie die Eiferſucht iſt, hervorbringen. Die Liebe läßt ſich nicht mit Gewalt feſt halten, wohin doch die Eiferſucht ſtrebt. Aber äußere Gunſtbezeugungen laſſen ſich zwingen und einſchränken, wie die Eiferſucht ſich bemüht.

Die äußerlichen Gunſtbezeugungen ſind es alſo, welche der Eiferſüchtige keinem andern gönnt, weßwegen er immer auf ſeiner Huth iſt, und dem Argwohne ſo gerne Raum gibt. Wäre es darum, weil er dieſe als Zeichen der Liebe anſieht: ſo ließe ſich die Sache leicht erklären. Man kann nicht mehr als Einen lieben, und die Liebe, welche das Weib für einen Andern hat, iſt dem Gatten entzogen, das Herz, das einem Andern gehört, kann nicht mehr für dieſen ſchlagen. Aber ſo iſt es nicht. Die Liebe iſt dem Eiferſüchtigen gleichgültig. Er kennt ſie vielleicht nicht einmal. Die Gunſtbezeugungen ſelbſt ſind es, was ihn empört. Sie würden ihn noch empören, wenn er feſt überzeugt wäre, daß die Liebe dabey unverletzt blieb. Und doch ſcheint er dadurch nichts zu verlieren, daß ſein Weib auch gegen andre gefällig iſt; dies braucht ihm ja keinen Abbruch zu thun, als etwa in ſo fern, als die Liebkoſungen desſelben gegen ihn weniger warm und zärtlich ſeyn werden. Es wird alſo vorzüglich gekränkte Selbſtſucht, oder befürchtete Kränkung der Selbſtſucht ſeyn, was ſich in der Bruſt des Eiferſüchtigen regt.

Das eiferſüchtige Weib will das Herz des Gatten unbedingt beherrſchen. Wenn es auch keine Liebe in ihm wecken kann: ſo will es doch ſein Idol ſeyn. Er ſoll nur für ſeine Schönheit Sinn haben, nur ſeine Vorzüge fühlen, nur von ſeinem Willen abhangen, ſeinen Launen zu Gebothe ſtehen, und zur Erfüllung ſeiner Wünſche bereit ſeyn. Es wird ihn nicht mehr ſo lenken können, wenn er einer Andern huldigt. Er wird mit dieſer Andern einen Bund gegen ihre geheimen Machinationen ſchließen. Männermuth und Weiberliſt werden gegen es ſeyn, während es ſelbſt allein mit den Waffen der letztern fechten kann. Es wird ihn nicht mehr ſo ſtimmen und gängeln, da noch eine Andere an ihm ſtimmt und gängelt. Es kränkt ſeine Eitelkeit, hinter eine Andre zurück geſetzt zu ſeyn, die vielleicht in ſeinen Augen keine Vorzüge hat, gewiß keine ſolche, die mit ſeinen eignen nur eine entfernte Vergleichung aushielten. Der Triumph einer Andern könnte es tödten. Und dann der Spott der Menge, das halb verhöhnende Mitleid derer, die ſie vorher beneideten; welches nur halb eitle Weib hielte das aus!

Oft iſt die weibliche Eiferſucht nur eine *Art von Rechthaberey*. Der Mann gehört mir, ſpricht die Eiferſüchtige, wie kann eine Andre ſich unterſtehen, ihn mir zu entreißen!

Der eiferſüchtige Mann betrachtet das Weib als ſein natürliches Eigenthum, und verfolgt die Kränkung ſeiner Rechte mit dem bitterſten Haſſe. Er ſieht es als eine Verſpottung ſeines Wehrtes an, wenn man es wagt, ihn hier anzutaſten, und noch mehr muß er über das Weib entrüſtet werden, das in ſeiner Ohnmacht ſich wieder ſeine Herrſchaft auflehnt. Er glaubt Vorzüge zu haben, die ihn in den Augen ſeines Weibes über alle erheben müſſen; er meynt, kein Andrer könne das bey ihm gelten, was er ihm gilt, und bey keinem Andern werde es das finden, was es bey ihm findet. Von einem Weibe überliſtet zu werden, das iſt ihm ein unerträglicher Gedanke. Er ſieht ſein Weib durch die Vertraulichkeit, die es einem Andern zeigt, als entweiht für ſeine Umarmungen an. Sein Ehrgefühl wird, durch die Untreue des Weibes, noch mehr beleidigt, als die weibliche Eitelkeit durch die ſeinige. Es iſt ſchimpflich, ſein Weib nicht treu erhalten zu können; und weit lauter, allgemeiner und beißender iſt der Spott über den betrogenen Mann als über das hintergangene Weib.

Vielleicht hat die weibliche Untreue noch drückendere Folgen für ihn. Vielleicht ſoll er Kinder für die ſeinigen halten, die es nicht ſind, Kinder ernähren und erziehen, die kein Band der Zärtlichkeit an ſein Herz knüpft. Hat er noch dazu einen mißtrauiſchen und gebietheriſchen Charakter; oder fühlt er, daß es ihm wirklich an vielen Vorzügen fehle, — die zum Glücke der Ehe erfordert werden, daß er ſich nicht ſo beträgt, wie er ſollte, daß ſeine Geſellſchafter ſich vor ihm auszeichnen; bemerkt er, daß ein andrer Mann ſein Weib intereſſirt: ſo iſt es gar nicht zu verwundern, wenn er es überall auf das ſorgfältigſte hüthet, und aus der geringſten Kleinigkeit ſchon Verdacht ſchöpft.

Die Eiferſucht iſt bey den Männern häufiger und heftiger als bey den Weibern; weil die Männer die Welt und die weibliche Schwäche beſſer kennen; weil ihre Sinnlichkeit ſtärker, ihre Selbſtſucht größer und ihr Charakter leidenſchaftlicher iſt, und ſie mehr Hang zum Mißtrauen haben. Bey dem ſanftern Weibe iſt ſie gewöhnlich inneres Leiden, geheimes Grämen, und, wenn es hoch kommt, eine ſtille Wuth, die an ſich ſelbſt zehrt. Aber eben darum macht ſie ſich, durch ihr geheimes Auflauern, durch ihre häufigen Verſtimmungen und durch ein verſchloſſenes Weſen, das ſich nur zuweilen durch bittre Worte und ein ſchneidendes Betragen zu erkennen gibt, läſtiger. Der Mann vertobt ſeinen Zorn, oder kühlt ihn in Verachtung ab.

Beym Weibe iſt die Eiferſucht ſchwerer zu heilen, weil es mehr auf alle kleinen Umſtände merkt, und leichter alles zu Gunſten ſeiner Leidenſchaft deuten kann.

Wird indeß weibliche Eiferſucht, bey einem heftigen und argwöhniſchen Temperamente, ſtark gereizt: dann kennt ſie auch keine Gränzen; dann erſtickt ſie alles Gefühl in des Weibes Bruſt; dann lehrt ſie es eine kalte und raffinirte Grauſamkeit, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Aus dem ſanfteſten Geſchöpfe wird eine Furie, und die Wuth ſteigt zum Wahnſinne.

Der Eiferſüchtige iſt gewiß ein unglücklicher Menſch; unaufhörlich verfolgt ihn die ſchrecklichſte Unruhe. Alles, auch das Unſchuldigſte, iſt ihm verdächtig. Er trauet ſeinen beſten Freunden nicht; in jedem ſieht er den gefährlichen Nebenbuhler; überall vermuthet er geheime Ueberliſtungen. Eine Empfindung verdrängt die andre in ſeiner Bruſt; Zärtlichkeit und Haß, Zutrauen und Argwohn, bittre Vorwürfe und Thränen der Reue, wechſeln immerfort. In demſelben Augenblicke, wo er ſein Unrecht ſchmerzlich fühlt, und ſich ſelbſt deßwegen verwünſcht, ſteigen wieder neue Schreckensgeſtalten vor ihm auf. Jede Freude vergiftet ihm ſein Herz; und je glücklicher er ſeyn könnte, deſto größer iſt ſein Elend.

Es läßt ſich faſt kein Unheil denken, was die Eiferſucht nicht ſchon angerichtet hat. Möge ſie doch ſtets fern von den ſtillen Wohnungen der Liebe bleiben.

VII.

Die Familie.

Eine Geſellſchaftsrede.

Das iſt der ſchönſte Triumph der Liebe, daß ſie viele Menſchen in einen heiligen Bund vereint, von dem ſie die Seele iſt, in dem ſie täglich neue Bildungen weckt, neue rührende Auftritte herbey führt, und neue Freuden ausſtreut, den ſie zu einer eignen kleinen Welt geſtaltet, die, fern von dem Geräuſche und den Stürmen der großen, nur ihre Seligkeiten in ſich aufnimmt, und ſie mit andern vermehrt, die nur in der Stille aufblühen.

Zwey Menſchen geben ſich Hand und Herz auf ewig; alles wollen ſie theilen, alles gemeinſchaftlich tragen, alles mit einander genießen, in allen Stücken eins ſeyn, und mit einander halten; Treue, in Wort und Werk, im Denken und Handeln, im Thun und Laſſen, iſt ihre Loſung. Unter dem Genuſſe des herzlichſten gegenſeitigen Wohlwollens und Wohlthuns bildet ſich allmählich ein Kreis befreundeter Weſen um ſie, die mit in den Sonnenſchein ihrer Liebe treten, die an ihrem Herzen hangen, in denen ihr Leben fließt, und ihr Bild abgedrückt iſt, und die unter ſich wieder durch holdes Wechſelwirken der Liebe auf das innigſte verbunden ſind.

Familienleben, Familienglück, Familienſinn. — Welch ein Thema! Welch ein Reichthum von Gedanken und Empfindungen, drängt ſich dabey in der Seele hervor! Wie ſie an einander reihen, ordnen und ausſprechen? Wie das ausſprechen, was geſehen, gefühlt, durchgelebt ſeyn will, um es nur halb zu verſtehen? Doch ich ſehe Menſchen um mich, denen dieſe Gedanken und Empfindungen nicht fremd ſind, bey denen ich nur andeuten und wecken darf, um aus ihrem Innern mehr hervorzulocken, als die geübteſte Kunſt des Redners je darzuſtellen vermöchte, auch dann, wenn der Gegenſtand den höchſten Grad der Darſtellbarkeit hätte. Aus dem eignen Leben wird die Phantaſie ergänzen und verbeſſern, was unvollkommen ausgeſprochen wurde.

Laſſet mich daher reden, was und wie es der Geiſt eingibt. Zum beſonnenen Genuſſe Eures Glückes und zur deutlichern Schätzung deſsjenigen, deſſen Wehrt Euerm Herzen tief eingegraben iſt, möchte ich Euch führen.

Die glückliche Familie, die der Geiſt der Liebe beſeelt und feſt zuſammenhält, wollen wir uns vergegenwärtigen. Unſer erſter Blick fällt auf die Gatten. Sie haben nicht blindlings gewählt. Nicht eigennützige Abſichten, nicht das erhitzte Blut, nicht der ſinnliche Reitz — ihre Herzen haben ſie zuſammen geführt; durch ihre Herzen gehören ſie ſich an und ſind ſich alles. Sie haben geſchworen, daß keiner ohne den Andern etwas ſeyn will. Die Natur hatte dieſen Schwur ſchon in ihrem Nahmen gethan; ſie wiederhohlten ihn nur. Und die Natur hält Wort; ſie iſt die Wahrheit ſelbſt. Ihr Leben, Wirken, Genießen und Dulden iſt eins.

Hand in Hand ſtehen ſie dem Schickſal gegen über; und Hand in Hand gehen ſie den Lebensweg. So lange Einer noch Kräfte hat, haben ſie beyde Kräfte; und wann gebricht es der Liebe wohl an Kraft? Laßt das Mißgeſchick nur kommen; ſie ſind ihm gewachſen. Gemeinſchaftliches Unglück vervielfältigt nur die Berührungspuncte ihrer Liebe in gemeinſchaftlicher Aufrichtung. Auch die tiefſten Wunden heilt der Troſt der Zärtlichkeit. In ſüße Wehmuth verwandelt ſich das ſchmerzlichſte Leiden, wenn ſich dabey offenbart, wie man liebt und geliebt wird.

Leicht kommen ſie über alle rauhen Stellen weg; ſie fühlen nicht einmal, daß ſie rauh ſind, weil ſie ſo innig fühlen, daß ſie ſich lieben. In der dunkelſten Nacht leuchten ihnen Sterne. Keine Arbeit wird ihnen ſchwer; der Geliebte hilft, und es iſt für den Geliebten. Und was iſt wohl ſchwer, wenn die Menſchen ſich ganz vereinigen? In unaufhörlicher Geſchicklichkeit, einander zu dienen und zu erfreuen, gelangen ſie unmerklich weiter. Das Leben wird ihnen zum Augenblicke.

Der erſte Rauſch der Liebe iſt verflogen. Die Phantaſie hat ſich herabgeſtimmt. Aber ihre Herzen hangen feſter an einander; ſie ſind noch mehr durch einander gewachſen. Sie haben mehr mit einander geduldet und erfahren; ſie haben ſich beſſer kennen gelernt und ſind mehr überzeugt geworden, daß nur ſie für einander gehören; aber auch ſie ganz und ewig. Sie haben einander mehr zu verdanken, und die Gegenſtände werden immer zahlreicher, in denen ihr Intereſſe ſich vereinigt. Die wahre Zärtlichkeit bildet ſich allein im Leben aus; darum wächſt ſie bey harmoniſch geſtimmten Menſchen mit den Jahren.

So reifen ſie in Einigkeit und Liebe dem Alter entgegen. Die Welt um ſie her entblättert ſich; aber ſie erheben friſch und blühend das Haupt gen Himmel. Der Körper ſtirbt ab, die Sinne werden ſtumpf, das Blut fließt langſam, alle Reitze verwelken; aber an der Kraft eines liebevollen Herzens iſt kein Vergehen. Friſche Säfte zieht es aus ſich ſelbſt und aus der jungen Welt, in der es ſich wiedergeboren fühlt, und alle Scenen der glücklichen Vergangenheit noch einmal durchlebt. In Kindern und Enkeln wirken und empfinden die zufriedenen Alten fort. Nur mit dem letzten Lebensfunken wird auch der letzte Funken ihres Erdengefühles erlöſchen, um im Himmelsgefühl wärmer und reiner aufzulodern.

Sie ſtehen am Rande der Gruft, und noch halten ſich ihre welken Hände feſt, damit keiner vor dem Andern hinabſinke. Durch ihr ganzes Daſeyn zittert die Schwäche; und noch verſuchen ſie es, Einer des Andern Stütze zu ſeyn. Das Auge iſt matt geworden; aber doch ſehen ſie ſich heiter hinein und lächeln ſich Zufriedenheit in die Seele. Ein durchgeprüftes Leben liegt hinter ihnen, und in jeder Erinnerung ſteht eine eigne Welt wieder auf. O, was warſt du mir! o, was waren wir uns! das iſt alles was ſie hervorbringen können, indem ſich die ſchönſten Situationen der Vergangenheit vor ihnen aus einander legen.

Sie können ſich nicht mehr miſſen. Ein kaltes Geſpenſt würde dem das Leben ſeyn, der allein übrig bliebe. Es iſt ihnen, als ob ſie mit einander ſterben müßten, und doch fürchten ſie oft, daß der Eine von ihnen vor dem Andern hingehe. Mit durchbebendem Schmerze ſieht der Eine des Andern ſchwächere Hülle welken; und trauert nur darüber, daß die ſeinige nicht auch ſo ſchnell welkt. Auch jetzt noch glücklich, wünſchen ſie nicht länger zu leben; denn ihre Liebe und ihr Herz ſind reif für eine andre Welt; ſie fordern ein reineres Klima.

Endlich ſinkt denn doch der Eine vor dem Andern müde hin. Mit ſtummen Thränen ſieht dieſer ihn wegtragen, und freut ſich, daß es nun auch nicht lange mit ihm mehr dauern wird, und daß die enge Wohnung doch noch für zwey Raum hat.

Das Weib trägt das erſte lebendige Pfand der Liebe unter dem Herzen. Ein Meer von zärtlichen Empfindungen wogt in des Gatten Bruſt, wenn ſeine Arme jetzt die Geliebte umſchlingen. In ſeine Beſorgniſſe miſchen ſich die ſüßeſten Vorgefühle. Mit neuer, innigerer Ergebung lehnt ſich jetzt das Weib an den Gatten an; durch ihn ſoll es bald Mutter werden, und dann noch mehr von ihm abhangen, noch mehr ſeines Schutzes bedürfen, und noch glücklicher durch ihn ſeyn. Rührender als je flehen jetzt ſeine Blicke um Liebe und Treue.

Der entſcheidende Augenblick iſt gekommen; der Kampf iſt durchgekämpft, die Gefahr überwunden. Zum zweyten Male ward dem Gatten die Geliebte gegeben — als *Weib* mit *Mutterwürde* wieder gegeben. So ſah er ſie noch nie. So ſchlug ihr ſein Herz noch nie im Entzücken entgegen. Aus der Liebe hat ſich Leben loßgerungen, Leben von ſeinem und von ſeines Weibes Leben. Verloren in Erſtaunen betrachtet er das Wunder der Natur. Sein ganzes Weſen wird zu dem Kinde hingezogen, das ihm ſein Weib gebahr. Er erkennt in ihm ihre Züge wieder. Er ſieht im Geiſte hier ihre Sanftmuth und Güte ſich vervielfältigen.

Und dieſes Kind an der Bruſt der Mutter, wo er ſo oft von den Stürmen des Lebens raſtete, und Friede in ſein Herz kam, wo er ſo oft ſeinen Kummer ſanft verweinte, und zu Thaten ſich ſtärkte — hier ſein und ſeines Weibes Kind, um die erſte Nahrung zu empfangen, die erſte Liebe zu ſammeln für das ſturm- und kummervolle Leben, für die Welt voll Selbſtſucht und Härte — welch ein Anblick! wie thut hier das Herz ſich auf! Welch ein rührendes Begegnen der Blicke, wo das Weib, den Säugling im Arme, an der Seite des Gatten ruht, der hier ſeinen Himmel umſchlingt! Welche Feſttage folgen hier in den vorzüglichſten Momenten der Entwickelung auf einander!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die Scene wiederhohlt ſich. Fröhliche Knaben und Mädchen tanzen und ſpielen um die glücklichen Eltern, auf ihren Wangen die Blüthe der Unſchuld, in den Blicken ihre Heiterkeit, im Herzen ihre Einfalt. Ihr unbefangenes Weſen zaubert das Paradies der Jugendwelt um den Lebensbaum der Liebe. Die Sorge flieht, wo harmloſe Kindlichkeit ihr reines, freies, herziges Weſen treibt.

Ja, glückliche Eltern, dieſe Weſen könnt ihr nicht ohne das freudigſte Wohlwollen anſehen. Sie ſind euch ſo nahe verwandt; ihr thatet ſo viel für ſie; ſie ſind das Pfand und die Sorge eurer gegenſeitigen Liebe. Wie viel iſt das ſchon, daß ihr ſie habt! Um keinen Preis möchtet ihr Eins von ihnen miſſen. Und wenn es Euch noch ſo ſauer würde um ſie; wenn ihr auch darben müßtet um ihretwillen: ihr möchtet doch keins miſſen. Die Furcht Eins von ihnen zu verlieren iſt es ja vorzüglich, was euer Glück zuweilen trübt. Indem ihr ſie umarmt regt ſich ein dunkles Gefühl aller Wonnetage, die ihr mit einander hattet, in eurer Seele.

Mit welchem Wohlgefallen bemerkt ihr die Entwickelung ihres kindlichen Geiſtes und Körpers, die Offenheit und Güte, die aus dem Auge ſtrahlen, das noch unverdorbene Herz, das ſich in allem abdrückt. Welche Freuden entſpringen euch aus dem, was ihr zu ihrem Beſten thun könnt, und aus den Bemühungen, die ihr auf die Bildung ihres Geiſtes und Gemüthes verwendet. Gewiß hat die Erziehung für Eltern mehr Süßes als Schwieriges!

Sehet ihr ſie zu eurer Zufriedenheit heranwachſen; geben ſie euch die Hoffnung, weiſe, gute und nützliche Menſchen zu werden; geht es ihnen wohl; begegnet ihnen ein glückliches Ereigniß: in welchen neuen Freuden finden ſich dann eure Herzen! Bitter, herzzerſchneidend iſt es wohl, ſie leiden und verunglücken zu ſehen; bitter, herzzerſchneidend ſchon, an die Möglichkeit davon zu denken. Aber wo iſt ein Glück ohne bittere Zuſätze? Auch das wird die Liebe zum Theil verhüthen, zum Theil ertragen, und zum Theil mit Weisheit behandeln, daß es doch am Ende noch gut werde.

Seyd ihr, was ihr ſeyn ſollt, liebt ihr euch und eure Kinder: dann werden dieſe euch auch lieben, und euch das Leben ſüß machen. Dem Beyſpiel und der Verführung wird es gewiß ſo leicht nicht gelingen, euch aus ihrem Herzen zu verdrängen. Und ſo lange ihr in ihrem Herzen ſeyd, wird auch die Tugend hier ihren Altar behalten. Schon das bloße Gefühl, von vielen Menſchen geliebt zu ſeyn, und nie vergeſſen zu werden, wie viel iſt das nicht wehrt! Eure Kinder nehmen an euerm Ergehen Antheil, wie ihr an dem ihrigen. Wie viel Rührendes liegt in ihrem kindiſchen Beſtreben, euch Freude zu bereiten. Ihre Wünſche, die Blumenkränze, die ſie euch winden, die Empfindungen, die ſie ſo ungeſchmückt äußern, wie verſchönern die eure häuslichen Feſte! Ihre Freude über euern Beyfall, über euer Wiederkommen, wenn ihr entfernt — über eure Aufheiterung, wenn ihr traurig wart — wie muß euch das entzücken! Wie werden ſie euch einſt unterſtützen und pflegen, wenn ihr alt ſeyd!

Dasſelbe Band, das euch und eure Kinder verknüpft, verknüpft dieſe unter ſich. Sie haben unter Einem Herzen gelegen. Sie haben ſich frühe gekannt, frühe über einander gefreut, und mit einander geſpielt. Sie ſind mit einander aufgewachſen, auf dieſelbe Art erzogen; ſie haben die Schickſale der Familie getheilt, ihren Kummer und ihre Freuden: ſollten ſie ſich nicht unausſprechlich wehrt ſeyn? ſollten ſie nicht den innigſten Antheil an einander nehmen? ſollten ſie ſich nicht gegenſeitig Leiden zu erſparen und Vergnügen zu bereiten ſuchen? Sie ſahen die Liebe der Eltern; ihr Herz wurde mit Liebe genährt, und zur Liebe gebildet: ſie werden gewiß dieſe Liebe auf diejenigen übertragen, die ihnen am nächſten ſind. Liebe der Sympathie zeigen ſie vielleicht ſelten gegen einander, weil ſie mit der Verſchiedenheit ihrer Charaktere zu genau bekannt werden; aber gewiß, wenn nicht zufällige, meiſt von Eltern oder ihnen ſelbſt, verſchuldete Ereigniſſe eintreten, herzliches Wohlwollen, und das iſt Geſchwiſterliebe.

So windet ſich der Kranz des Familienglückes immer verſchlungener und lieblicher durch einander.

In allen Familien iſt es nicht ſo. Aber in allen könnte und ſollte es ſo ſeyn. In allen würde es ſo ſeyn, wenn Liebe und Vernunft hier regierten. Wo die Eltern ſich wahrhaft lieben, da lieben ſie auch ihre Kinder, und ein guter Geiſt pflanzt ſich auf dieſe fort.

Wie könntet ihr, glückliche Gatten, eure Kinder von euch ſtoßen, wenn ſie ſich zärtlich und dankbar an euch drängen? Wie könntet ihr ihre jugendliche Fröhlichkeit durch finſtern Ernſt und unnöthige Strenge vergiften? Wie könnte es euch in den Sinn kommen, ſie mit deſpotiſcher Willkühr zu behandeln, Eigenthumsrechte an ihnen auszuüben, ihnen euren Eigenſinn und eure Launen als Geſetze vorzuſchreiben, da herriſch zu befehlen, wo ſanfter Rath, Bitten und Winke ſchon hinlänglich geweſen wären, ſie vom Böſen zurück zu halten? Wie könntet ihr in eure Verweiſe Zorn und Unmuth miſchen, ihnen Freuden verderben, die unſchuldig ſind, und das Herz eher behüthen und bilden als verunreinigen? Nein, das könnt ihr nicht; dadurch werdet ihr ſie nicht erbittern; dadurch ſie nicht zum Trotze und zur Widerſpenſtigkeit reitzen. Und dann iſt ſchon vielem Uebel vorgebaut. Sie wiſſen, daß ihr ſie liebt; ſie erkennen, was ihr an ihnen thut. Nichts ſchwächt die natürliche Anhänglichkeit an euch, und dieſe iſt ſehr ſtark. Warum ſollten ſie nicht Zutrauen zu euch haben, und euch gerne folgen? Euer Intereſſe iſt ja auch das ihrige; alles hängt ja auf das genaueſte zuſammen; es iſt ja eine Seele, die in Liebe alles belebt. Woher ſoll denn Zwieſpalt kommen.

Die Verirrungen und heftigen Ausbrüche der Leidenſchaft werdet ihr frühe durch Vernunft und Liebe leiten. Selbſtſucht werdet ihr nicht aufkommen laſſen. Dem jugendlichen Leichtſinne werdet ihr Beſonnenheit zur Gefährtinn geben. Jeder Tag wird neue Freuden bringen, und euch die kindlichen Gemüther immer mehr gewinnen.

In Familien, die Vernunft und Liebe regieren, iſt alles Eins. Jeder freut ſich über den andern. Jeder ſieht, was dem Andern begegnet, als ſein Eignes an. Ihre Feſt- und Trauertage haben ſie zuſammen. Jeder kennt ſeine Stelle; er thut freudig, was ihm zu thun anheim fällt, und, wenn er kann, noch mehr. Jeder ſucht ſo viel von der gemeinſchaftlichen

Laſt zu tragen, und andern ſo viel zu erleichtern, als er vermag. Jeder beeifert ſich, den Andern zu dienen. Keiner drängt den Andern fort; keiner greift dem Andern vor, keiner tritt dem Andern in den Weg, keiner macht Anſprüche an den Andern. Jeder nimmt nicht mehr als ihm zukommt und gibt auch davon noch gerne ab.

Doch vom Zukommen kann hier nicht einmal die Rede ſeyn; hier iſt kein Rechnen, das verſteht die Liebe nicht, und deſſen bedarf ſie auch nicht. Alle ſtimmen in Einen Ton, alle tragen zur fröhlichen Unterhaltung bey. Alles theilt ſich mit, und alles hört an, um ſich belehren zu laſſen. Gemeinſchaftlich wird alles beſprochen und berathen, und ſo das Beſte leicht erkannt. Ueberall iſt leichte glückliche Wechſelwirkung, harmoniſches Ineinandergreifen, Einigkeit des Wollens, Denkens, Strebens und Handelns, des Wünſchens, Hoffens und Duldens.

In Familien, die Vernunft und Liebe regieren, iſt auch ein religiöſer Geiſt herrſchend. Er heiligt die Verbindung der Sympathie und des Blutes. Er entfernt alle Störungen. Er mildert alle Unannehmlichkeiten. Er erhöht alles Wohlwollen. Er verhüthet Mißverſtändniſſe, und gibt Muth und Kraft zu allem, was gemeinſchaftlich gethan werden muß.

Hier verehrt man Gott und die Tugend mit einem freyen und fröhlichen Gemüthe. Gott und Tugend ſind die ſchönen Gedanken, in denen die erhobenen Herzen zuſammenſchlagen. Ein frommer Sinn iſt der innerſte Vereinigungspunct aller. In der gemeinſchaftlichen Anbethung und Unterwerfung, im gemeinſchaftlichen Danke und Vertrauen ſind alle ſich näher; und fühlen ihr Naheſeyn über alle Zeit und allen Wechſel irdiſcher Verhältniſſe empor gerückt. Sie wollen gut bleiben und ſich treu, damit ſie einſt in beſſern Welten ſich angehören mögen, wie hier auf Erden.

Was könnte dem unverſtimmten Menſchen über Familienglück gehen? Welch ein Reichthum von Liebe und Freude in dieſer kleinen, ſtillen Welt! Hier hat er alles, und ſich ſelbſt. Hier darf er nicht aus ſich heraus treten, um froh zu ſeyn. Er iſt es um ſo mehr, je befreundeter und getreuer er ſich ſelbſt bleibt. Hier folgen nicht Reue und Ueberdruß auf ein flüchtiges Vergnügen. Hier lernt er ſeine Pflichten redlich erfüllen, alles Gute lieben und mit immer gleichem Enthuſiaſmus daſſelbe befördern.

O, es kann uns nicht ſchwer werden, hier die tobende Unruhe, das feindliche Gedränge, das glänzende Nichts, die kleinen Zwecke und die elenden Leidenſchaften außer uns zu vergeſſen. Wenn uns das alles ſtumpf und müde gemacht, mit Ekel am Leben und

Bitterkeit gegen die Menſchen erfüllt hat: dann wollen wir uns und unſre Ruhe im Schooße unſrer Familie wiederfinden; dann ſoll hierhin unſer Menſchenwehrt und unſre Menſchenachtung geflüchtet werden. Hier wohnen ſie ſicher; und hier ſammeln ſie immer neue Kräfte. Hier ſey unſer Leben verborgen und ſelig!

Nichts würde dem Glücke der Staaten, nichts dem Wohle der Menſchheit beſſer aufhelfen; nichts ließe ſich den Uebeln des Zeitalters mit beſſerm Erfolge entgegen ſtellen, als Familienſinn. Ach, darin, daß Eitelkeit, Prachtliebe und Zerſtreuungsſucht ſich ihm ſo häufig entgegen ſtellen, liegt der Grund unſrer Verirrungen und unſers Elendes. Würde dieſer Familienſinn herrſchend, wie viele würden dann zufrieden ſeyn, die jetzt unzufrieden ſind! Dann würde keine Verführung mehr die Unſchuld verderben, kein übertriebener Luxus das Leben erſchweren, mit bangen Sorgen belaſten, und bey den Mitteln der Verzweiflung allein Hülfe finden laſſen. Dann würde die Tugend da Schutz finden, wo ſie jetzt verrathen iſt. Dann würden tauſend Veranlaſſungen des Neides und der Anfeindung wegfallen; dann würde nicht ſo manche blühende Geſundheit leichtſinnig gemordet, dann nicht einer unerſättlichen Sinnlichkeit ſo zügellos gefröhnt. Dann käme ein beſſerer Geiſt unter die Menſchen. Dann wäre überall mehr Wohlwollen, mehr Patriotismus, mehr Edelmuth und mehr gemeinnütziges Wirken. Mit neuer Energie würde das höhere Leben unter dem Drucke ſich aufrichten, und alle Tugenden kräftig empor treiben.

Dahin, Freunde, laſſet mit vereinten Kräften uns wirken. Immer feſter werde unter uns das Band der Familienliebe geknüpft. Unſer Beyſpiel lehre viele, das verkannte Glück, das ſo nahe liegt, nicht länger überſehen. Laſſet uns dazu unſer Anſehen und unſern Einfluß verwenden. Schämen wir uns nur nicht, unſre beſſere Weiſe gegen den herrſchenden Ton laut werden zu laſſen: ſo wird es gewiß nicht an ſolchen fehlen, die uns nachfolgen. Was ſchadet es uns, wenn andre es lächerlich finden, daß wir glücklich ſind?

VIII.

Mutterliebe.

Euphranor an Diotime.

Sehr rührend war mir, theure Diotime, der ungekünſtelte Erguß Deiner mütterlichen Zärtlichkeit. So ſpricht nur die reine Natur; ſo ſpricht ſie in ihren edelſten Tönen. Wie glücklich hat ſie den Menſchen bedacht, welche herrliche Anlagen ihm mitgetheilt! Was müßte aus ihm werden, wenn er ſich nie aus ihren Armen riß, wenn ihn kein verkehrtes Einwirken aus ihrer ſeligen Eintracht aufſchreckte, und ihn dem Unſinne einſeitiger Leidenſchaftlichkeit ſchon frühe Preis gäbe! Ja, aufgehobenes urſprüngliches Gleichgewicht, kunſtmäßige Verzerrung eines edeln Gebildes, aufgedrungene ſcheußliche Unnatur: das ſind unſre Laſter, das iſt es, was das göttliche Weſen in uns, bald verunſtaltet, bald zerſtört.

Die Natur hat das Gewebe ſüßer Empfindungen hervor gebracht, was die Mutter an das holde Geſchöpf in ihren Armen feſſelt. So etwas erſchafft keine Kunſt; ſo etwas erzwingt keine Willkühr; ſo etwas kann keine Kultur mittheilen. Kunſt, Willkühr und Kultur arbeiten nur zu oft daran es auszurotten — und können es doch nicht ganz vertilgen. Jene heilige Gewalt, von der alles Schöne und Gute zeugt, die ſich in allen trefflichen Formen offenbart, und die überall Stoffe und Muſter für die Thätigkeit des Menſchen verſtreute, hat auch hier gebildet — hat hier ihre liebende Sorgfalt für ihre Kinder, und den ſinnvollen Ernſt, der im Menſchenleben walten ſollte, am deutlichſten ausgeſprochen.

Du fragſt: „was iſt es, wodurch dies kleine Geſchöpf mein ganzes Weſen mit den zärtlichſten Gefühlen erfüllt? was iſt es, das mich mit dem hohen Entzücken durchdringt, wenn ich es in meinen Armen und an meiner Bruſt halte? daß ich nicht müde werde, es anzuſchauen und an mein Herz zu drücken, in ſeinen Augen zu leſen und in ſeinen Zügen zu forſchen? Ich fühle es, ich könnte alles für es thun und leiden. Die beſchwerlichſte Mühe wird mir zur Luſt. Sein Schmerz dringt tiefer ein als der eigne. Daß es Pflicht ſey, iſt mir nie eingefallen; es kann mir nicht einfallen, weil alles von ſelbſt aus

„ dem Herzen kommt. Doch vielleicht hat die Natur
„ ihre heiligen Regungen in die dunkeln Tiefen des
„ Gemüthes gelegt, weil wir ihnen nur folgen, und
„ nicht durch unnützes Grübeln über dieſelben ihre
„ Kraft ſchwächen ſollten? Vielleicht ſollte ich nicht
„ einmal ſo fragen und bloß thun, was die heilige
„ Stimme gebeut."

Doch Du darfſt wohl ſo fragen, nichts ziemt dem Menſchen, und vorzüglich dem Weibe ſo ſehr, als in ſich ſelbſt zu ſchauen. Nichts iſt ſo wohlthätig für die Reinheit und Bildung der Seele als die Richtung des Blickes nach innen. Hier ſchlafen die Keime des Guten, die nur pflegende Aufmerkſamkeit zur Entfaltung bringt. Darum eben verbarg die Natur ihr Süßeſtes und Heiligſtes in die Tiefe, damit ſie den Menſchen gewöhne dahin zu ſehen, und ihn ſich ſelbſt in ſeinem idealiſchen Seyn und Werden faſſen lehre.

Auch den Thieren pflanzte die Natur jene Liebe ein. Aber ſie wollte bey ihnen nur den äußern Zweck, die Pflege des jungen Lebens erreichen; deßwegen blieb es hier beym Inſtincte, bey der bewußtloſen Emotion. Beym Menſchen beabſichtigte ſie, neben dem, hier weit vollkommnern äußern, Zwecke, der Pflege und Entfaltung eines geiſtigen Körperlebens, auch die innere Bildung des mütterlichen Herzens zur höhern Humanität. Darum erſcheint hier Mutterliebe als

Blüthe der Beſonnenheit, als eine Frucht des Zuſammenwirkens der edelſten Neigungen, einer reitzbaren Phantaſie und einer ſtillen Reflexion, die in lebendiges Bewußtſeyn aufgeht. So iſt alles am Menſchen, denn alles ſoll in ihm zur Vernunft und zum Selbſtgenuſſe werden.

Die Mutter ſieht im Kinde das Bild der Ohnmacht; ohne ſie müßte es vergehen. Im Schmerzgefühle kann es nichts als weinen. Wie ſollte hier nicht Mitleiden im weiblichen Herzen rege werden? und Mitleiden kettet ja immer feſter an das Weſen, mit welchem wir es haben. Es iſt ſüß Theil zu nehmen, und das Geſchöpf wird uns wehrter, das dieſe ſchöne Saite des Herzens anſchlägt. Weil das Kind weint, und ſich nicht helfen kann; weil das Kind der Wartung bedarf, und niemand ihm näher iſt als die, die es in ihrem Schooße nährte, darum bewegt ſich der Mutter Herz in Liebe zu ihm hin. Doch wenn ſie ihm auch nicht ſo nahe wäre, und nur ein ſanftes Herz in ihrem Buſen ſchlüge: ſo würde ſie es ſchon an dieſes Herz drücken, und ihm hier die erſte Ruhe geben, in einem Leben, worin die Ruhe es ſo oft verlaſſen wird.

Aber es iſt auch ein holdes, freundliches Geſchöpf, was da an ihrer Bruſt liegt. Es ſchmiegt ſich ſo ſanft an ſie an. Es erwiedert ihre Zärtlichkeit ſo rührend. Es unterſcheidet ſie ſo bald, und langt immer von Andern nach ihr hin, als ob es ſchon wüßte, daß es nirgends ſo ſicher ſey, als an der Bruſt der Mutter. Aus ſeinen Mienen lacht die Unſchuld. Sein ganzes Benehmen iſt kindliche Unbefangenheit, edle Naivität. Seine Aeußerungen ſind ſo kunſtlos und ſo gutmüthig, ſeine Spiele ſo froh, und ſein Weſen ſo einnehmend. Die Entwickelung des Aeußern und Innern zeigt ſich in ſo intereſſanten Spuren, und bringt immer mehr Liebenswürdiges zum Vorſchein. Hier findet der zarte weibliche Sinn alles, was ihn angenehm beſchäftigt; hier thut ſich das Herz von ſelbſt auf.

Dazu kommt noch, daß das Kind einſt unter dem Herzen der Mutter lag. Phyſiſch kann keine Verbindung genauer ſeyn, als die zwiſchen Mutter und Kind. Es war mit ihr eins, ſein Leben an das ihrige geknüpft, es wurde von ihrem Blute ernähret und empfängt vielleicht noch eine Nahrung, die in ihrem Körper bereitet wird. Es hat ſich von ihr losgeriſſen, und ſelbſtſtändiges Daſeyn gewonnen, das darum nie ein iſolirtes werden kann. Ihr Daſeyn iſt zum Theil in dasſelbe übergegangen. Wenn dieſes alles auch nicht unmittelbar Verwandtſchaftsgefühle erweckt: ſo wirkt es doch mittelbar durch den Gedanken. Sie wird in ihm fortleben. In ihm wird ihr Bild von neuem aufblühen.

Leichter kann der Uebergang von Selbſtheit zur Liebe nicht ſeyn, als in dem Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind. Das Weib umfaßt ſo gerne mit Liebe: wie ſollte es nicht das in ſie aufnehmen, was ihr ſo nahe iſt, und ſo weſentlich angehört!

Noch mehr. Die Mutter empfing das Kind von der Gattenliebe im ſüßeſten Momente des Lebens, in der zärtlichen Aufgelöſtheit des Daſeyns. Es war die vollendete Erfüllung, der innigſte Beweis und Genuß, der höchſte Preis und Sieg der Liebe, in welchem das neue Leben hervorbrach. Alle Erinnerungen an das Glück ihrer Liebe ſind an ihr Kind geknüpft. Eine Welt voll heiterer Bilder dämmert bey ſeinem Anblick aus der Vergangenheit herauf. Ihr Kind iſt auch des Gatten Kind. Ihre Liebe zu dieſem trägt ſich auf jenes über. Es iſt ihm Unterpfand ihrer Anhänglichkeit, und ihr Bürge ſeiner Treue. Wenn er je ſie und ſeine Pflicht vergeſſen könnte; dann wird ſie durch dieſes Kind ſein Herz und ſein Gewiſſen wecken. Welch ein harter Menſch müßte er ſeyn; wenn er im Stande wäre, ein Weib zu verlaſſen, das ihm ein Kind gebar, das für ihn in der Angſt lag, und ihm Vaterfreuden ſchenkte!

Alle dieſe Gründe der Mutterliebe werden beym Weibe nun noch durch dasjenige verſtärkt, was es für ſein Kind ſchon gethan und gelitten hat. Wenn uns überhaupt ein Menſch durch Dienſte und Aufopferungen, die wir ihm leiſteten, wichtiger wird; welch eine nachdrückliche Empfehlung an das Herz der Mutter hat dann das Kind in ihrem eignen Schmerze und in ihrer eignen Mühe mit ihm! Sie hat um ſeinetwillen Todesgefahr ausgeſtanden, um ſeinetwillen den bängſten Kampf gerungen. Sie hat für ihr Kind Luſt und Ekel überwunden. Sie hat an ſeiner Wiege Nächte durchwacht. Es hat ihr nicht wehe gethan, wenn ſie, um ſeine Bedürfniſſe zu ſtillen, ſich dem Schlummer entreiſſen mußte, deſſen Erquickungen ſie, bey aller Müdigkeit, lange nicht empfunden hatte. Und was thut eine Mutter an der Erziehung des Kindes! Wie ſinnt und duldet, wie ſorgt ſie, und wie kümmert ſie ſich! Du weißt das ja, liebe Diotime, und Du wirſt Dich nicht ſchämen, zu geſtehen, daß das Gefühl davon — es iſt ja das Gefühl erfüllter Pflicht — deine Anhänglichkeit vermehre, und daß Dir Dein Kind lieber ſey, weil es Dir Gelegenheit gab, Dich in der Tugend zu üben. Aber gewiß iſt es das nicht allein, was Dein Herz bewegt.

Die *väterliche Liebe zum Kinde* kömmt der mütterlichen bey weitem an Stärke nicht bey. Die Gründe der letztern ſind beym Manne entweder gar nicht, oder doch in einem weit geringern Grade wirkſam. Der Mann kennt dieſe Innigkeit des Mitleidens mit der Hülfloſigkeit nicht. Bey ihm überwiegt die Betrachtung und das leidenſchaftliche Streben das Gefühl. Er hat nicht dieſen Sinn für Einfalt, Naivität und Unſchuld; wenn es nicht in der Geſchlechtsliebe iſt. Er hat nicht ſo viel für das Kind gethan und gelitten. Er hängt zunächſt nur durch ſein Weib mit ihm zuſammen. Er liebt es zunächſt, weil es das Bild ſeines Weibes iſt, weil ſein Weib es ihm als Pfand der Liebe geſchenkt hat, und weil ſein Weib bey der Geburt in Gefahr war. Er liebt es auch als Product ſeiner Kraft, als der Erben ſeines Nahmens, und als die Fortpflanzung ſeines Gedächtniſſes unter den Menſchen. Im Uebrigen nimmt ſeine Liebe mehr die Geſtalt der Großmuth an, daher ſie auch ſo leicht herriſch wird.

So können auch Kinder ihre Mütter nicht lieben, wie ſie von dieſen geliebt werden. Man kann das auch nicht fordern. Ihre Liebe hat andre Quellen. Was ſie zeugt und bindet gräbt ſich nicht ſo tief ins Herz ein. Bey den Kindern iſt wohl das Gefühl der Verwandtſchaft; aber nicht ſo ſtark, wie bey den Müttern. Ihr innigſter Zuſammenhang mit dieſen fiel in die Periode der Bewußtloſigkeit, und des erſt aufdämmernden Bewußtſeyns. Reflexion und Phantaſie müſſen hier die Stelle des Gefühls vertreten. Angewöhnung und Dankbarkeit ſind die vornehmſten

Triebfedern ihrer Liebe. Das Bild der Mutter iſt allen ihren Vorſtellungen, und vorzüglich den angenehmſten aſſociirt. Es war das erſte, und blieb das lebendigſte in ihrer Seele. Gerade dann, wenn es am klarſten wurde, dann war auch ein Schmerz geſtillt oder eine Freude gewährt worden. Dies verliert ſich in das Helldunkel jugendlicher Eindrücke, und wirkt darum deſto mehr und angenehmer. Daher das Süße, was im Mutternahmen liegt.

Alles kann, im Gefühl ihrer Liebe, eine Mutter für ihr Kind thun. Iſt ſie ein unverdorbenes Weib, dann lebt ſie ganz in ihrem Kinde. Einzig im Sorgen und Sinnen für das Kind beſchäftigt, vergißt ſie ſich ſelbſt. Sie vermag alles zu leiden, damit ihrem Kinde wohl werde, und klagt dabey nie, daß ſie leide; ſie ſcheint es nicht einmal zu fühlen. Ein freundlicher Blick, ein heitres Lächeln des Kindes, iſt ihr mehr als hinlängliche Belohnung für ihr Verzichten auf Erquickung, Bequemlichkeit und andre Freuden. Mit unbeſchreiblicher Geduld erträgt ſie die Aeußerungen ſeiner Empfindlichkeit. Es kommt kein Schlaf in ihre Augen, wenn das kranke Kind gepflegt werden muß; ſo dringend auch die erſchöpfte Natur Erhohlung fordert. Das undankbare, widerſpenſtige Kind bleibt doch immer noch ihr Kind. Wenn es ſich von ihr losgeriſſen hat, ihr abſichtlich entgegen handelt, und ihr bitteres Herzeleid macht: ſo trägt ſie es noch immer im Herzen. Ihr ſtilles Leiden darüber iſt das Leiden der Liebe.

Mütter können ſich von ihren Kindern mißhandeln laſſen, und ſie doch noch lieben. Mütter können die heftigſten Leidenſchaften hägen, und ſie doch durch Liebe zum Kinde beherrſchen. Mütter können die ganze Laſt der öffentlichen Schande tragen, ſie können mit Hunger und Blöße kämpfen, um des Kindes willen, und es doch noch mit zärtlicher Freude an ihr Herz drücken, es ſich doch um keinen Preis nehmen laſſen. Selbſt unter den Unglücklichen, welche die Mörderinnen ihrer Kinder wurden, wurden es gewiß viele aus Liebe; vor einem leidens- und ſchmachvollen Leben wollten ſie ihr Kind ſchützen, und opferten ſich ſelbſt der Todesſtrafe.

Daß es dennoch Mütter gab, die den ſüßeſten und ſtärkſten Trieb der Natur verläugneten, iſt eine traurige Wahrheit. Wie tief kann die menſchliche Natur nicht ſinken! Alles was ſie adelt und ſchmückt, kann ihr genommen werden, wenn Leidenſchaften regellos und ausſchweifend in ihr hervordringen, und wenn frühe Verziehung ſie mißhandelt. Aber um Mutterliebe aus dem Herzen zu vertilgen, um Mütter gefühllos — gar grauſam gegen ihre Kinder zu machen, muß die Unnatur alle ihre Gewalt aufbiethen, und die ganze weibliche Menſchheit zerſtören.

Schon das ſind verächtliche Geſchöpfe, die über ihrer Eitelkeit und Zerſtreuungsluſt ihre Kinder vergeſſen, denen Mutterpflicht drückend wird, weil ſie ſich mit Bequemlichkeit und Vergnügen nicht verträgt, denen Kinder läſtig werden, weil ſie dem Hange zum Wohlleben, oder irgend einem beſondern Wunſche, im Wege ſtehen. Eine menſchliche Mutter muß keinen Hang und keinen Wunſch kennen, der ſich nicht mit der Liebe zum Kinde verträgt.

In der mütterlichen Liebe gab die Natur dem Weibe *die Anlage zur höchſten Vortrefflichkeit*. In der mütterlichen Liebe reift echte Weiblichkeit ihrer Vollendung entgegen. Weibliche Sanftheit, weibliche Geduld und weibliche Anmuth, kurz alles, was das Weib liebenswürdig macht, gewinnt durch Mutterliebe. Mutterliebe gibt ihm mehr innere Freyheit und lebendigern Ausdruck. Nichts Einnehmenderes läßt ſich denken, als ein Weib in der Glorie mütterlicher Liebe. Erſt dann iſt des Weibes Herz recht ſchön, wenn es von Mutterliebe erwärmt wird. Erſt dann verklärt die Grazie ihr Angeſicht himmliſch, wenn ſich zarte mütterliche Empfindung darin ſpiegelt. Das ſchlechte Weib verfällt erſt recht, wenn es ohne Liebe

Mutter wird. Das gute Weib erhebt ſich erſt dann zum vollen Adel der Seele, wenn Mutterliebe ſich zur herrſchenden Triebfeder ſeiner innern Bewegungen erhebt. Hier werden die feinſten Saiten des weiblichen Gemüthes angeſchlagen, die bißher unberührt blieben, und vollſtimmig tönt jetzt die Harmonie des Lebens. Hier verſtärkt ſich alles, was vorher leiſe ſich regte, und die Tugend tritt in voller Kraft hervor. Hier ſchleift alles ſich ab, was vorher noch rauh und eckig war, und alles fließt in freundliche Einheit zuſammen. Hier läutert ſich alles, was bißher noch falſche Zuſätze hatte, und in ungetrübter Reinheit ſtrahlt jetzt die Seele.

Das Weib iſt alles durch die Liebe; aber die Liebe iſt erſt dann alles bey ihm, wenn ſie das Muttergefühl in ſich aufnahm. Erſt dann erlangt ſie ihre größte Stärke, und breitet ſich nach allen Richtungen aus; erſt dann wird ſie Weihe eines heiligen Lebens.

So lange das Weib noch Einen Funken von mütterlicher Liebe im Buſen hat, kann es nicht ganz ſchlecht werden. Bey ſeiner übrigen Verworfenheit ſteht es dann doch noch mit der Tugend in Verbindung. Es darf nur geweckt; es darf nur an dieſer reitzbaren Seite ſeines Gemüthes gefaßt werden; es darf nur in ſich gehen, und den leiſen Zug des innern Lebens verſtehen lernen: um ſich zu ihr hingezogen zu fühlen.

Wie könnte es den Regungen der mütterlichen Liebe auf eine verſtändige Art folgen, ohne darin die Stimme der Pflicht zu erkennen, und ſich für dieſe warm zu intereſſiren. Alles Gute am Weibe findet in der mütterlichen Liebe die ſtärkſte Empfehlung. Selbſt die Richtung auf das Unſichtbare iſt mit ihr verwandt. In der mütterlichen Liebe liegt der Keim des religiöſen Sinnes, und es iſt nicht ſchwer ihn zu entwickeln.

In dem Herzen der Mutter aber, die ohne Liebe zu ihrem Kinde iſt, iſt die Tugend an der Wurzel beſchädigt. Sie wird hier immer nur ein kränkliches Leben haben, wenn dieſer Mangel nicht ſelbſt ſchon Mangel der Moralität vorausſetzt. Grundſätze und Ehrgefühl ſind beym Weibe nichts ohne Liebe.

Es iſt nicht möglich, daß ein Weib ohne dieſe Liebe nur halb Mutter ſey. Wo ſoll ſie die Stärke hernehmen, ihre Pflichten zu erfüllen, wenn die Liebe ſie ihr nicht gab! Religion und Gewiſſen reichen hier nicht aus: denn Vieles und ſehr Schweres ſoll geleiſtet werden. Aus Religion und Gewiſſen alle dieſe Leiden auszuſtehen, alle dieſe Anſtrengungen zu übernehmen, das wäre, nach dem, was Menſchen gewöhnlich leiſten, zu viel gefordert von einem ſchwachen Weibe; aber die Liebe macht alles möglich.

Mehr als alle andre Pflichten wollen Mutterpflichten mit Luſt erfüllt ſeyn. Bey den meiſten derſelben iſt es ſo gut, als wenn ſie gar nicht erfüllt würden, wenn keine Luſt dabey iſt. Das Erzwungene, mühſam von ſich Erhaltene, iſt nichts wehrt. Die Luſt aber iſt nur eine Frucht der Liebe.

Vollends die Erziehung. O, nur die Liebe kann erziehen. Darum müſſen die Weiber das meiſte in der Erziehung thun; weil ſie die meiſte Liebe haben. Ich möchte ſagen, Mutterliebe ſey Inſtinct zur Erziehung. Laſſet eine Mutter ohne Liebe das beſte Erziehungsſyſtem im Kopfe haben: es wird entweder todtes Wiſſen bey ihr bleiben; oder ſie wird es überall nur halb, wenn nicht gar verkehrt, anwenden, wenn ſie ihr Kind nicht liebt.

Hier muß, mehr als irgendwo, das Wiſſen durchs Herz gegangen, und — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — gleichſam Herz geworden ſeyn, wenn es wahre lebenvolle Praxis werden ſoll. Das Zeitalter, das nun einmal auf das Erziehen ſeinen Kopf geſetzt hat, wird nichts ausrichten, wenn es nicht auch die Kunſt verſteht, Liebe zu geben, oder ſie da, wo ſie eingeſchlafen iſt — und ſie iſt bey vielen eingeſchlafen — wieder zu wecken.

Ein Weib, das von dem heiligen Geiſte der Liebe erfüllt iſt, wird ſchon, wo die Aufgabe nicht zu verwickelt iſt, von ſelbſt das Richtige treffen. Die größte Kraft der Erziehung liegt in der Behandlung — nicht ſo ſehr in den einzelnen Maximen derſelben, als vielmehr in dem Geiſte, der über dem Ganzen ſchwebt. Auch hier iſt die Liebe wieder alles.

Laſſet Mutterliebe ihre volle Reife erlangen, ſo daß ſie ſich in allem ausſpricht, daß ſie in Wort und Miene, im Gewähren und Verſagen, erkannt wird, daß das ganze Weſen der Mutterliebe athmet, daß das Kind gleichſam von Liebe umgeben iſt: wird es nicht auch in der Liebe aufwachſen? wird nicht blos Liebe ſein ſüßeſtes Gefühl, ſeine innigſte Sehnſucht, die ſtärkſte Kraft ſeines Herzens ſeyn? Werden ſich nicht die Leidenſchaften an der Liebe brechen und in Liebe auflöſen, ehe ſie noch volles Leben erhalten, und ſich mit dem Egoismus verflochten haben? Aeußerte ſich nicht Mutterliebe gewöhnlich ſo einſeitig: wahrlich die Erziehung würde mit dem Entgegenarbeiten, Einſchränken und Ausrotten dieſe Noth nicht haben. Es würde gar nichts Unordentliches entſtehen.

Eine ſtarke Anlage zur Liebe bringt der Menſch mit auf die Welt; ſie iſt ja der Charakter ſeiner Menſchlichkeit. Sie zeigt ſich auch ſchon in den erſten Regungen des Kindes ſo rührend ſchön. Sie darf nur in das rechte Element gebracht werden, um ſich herrlich zu entwickeln. Dieſes Element iſt die Liebe der Mutter. Die erſten Eindrücke geben für alle Empfindungen des Lebens den Ton an. Wenn der erſte Blick des Ankömmlings in die Nacht der Selbſtſucht fällt, wie ſollen dann die folgenden heiter ſeyn! Wenn die erſten Schläge des Herzens der kalten Bruſt begegnen; woher ſoll dann die Wärme kommen, wenn einſt tauſend Verhältniſſe im Egoismus erſtarren! Darum wollte die Natur, daß der Säugling zuerſt in ein Auge voll Mutterliebe ſchaue, damit ſich ſeine Kraft zu lieben nicht verzehre, damit ſein Leben in Freundlichkeit und Fröhlichkeit paradiſiſch aufblühe.

O, Diotime, wenn doch alle Deines Geſchlechtes es fühlten, was ſie ſeyn und wirken können durch Liebe, und welch ein himmliſcher Zauber vorzüglich in der Mutterliebe liegt, welch eine Kraft und Hoheit, und welch einen ſegensvollen Einfluß ihr Leben durch ſie gewinnt!

Euch allen verlieh die Natur dieſe ſchöne Ausſtattung; aber ſie muß gepflegt und bewahrt werden, ſonſt geht ſie verloren. Freylich hat die natürliche Mutterliebe nicht bey allen gleiche Stärke; kein Weib entbehrt ihrer indeß ohne eigne Schuld. Das Gute geht em Menſchen zu Grunde, wenn er dem Schlechten nachhängt. Und das Schlechte bemächtigt ſich ſeiner leicht, wenn er ſich nicht ſtrenge bewacht. Im eignen Herzen ſchlummern gefährliche Verderbnißmittel, und in den Verhältniſſen der Welt dringen ſie überall auf uns ein. Theure Schätze wurden dem Menſchen in

Verwahrung gegeben; durch Unbeſonnenheit verliert er alles.

Aber nicht bloß bewacht, auch vermehrt und erhöht ſoll Mutterliebe durch eigne Bemühung werden. Die Natur macht überall nur Anfänge, die auf die vollendende Hand des Menſchen warten. Deßwegen iſt bey ihm Mutterliebe eine Blüthe der Beſonnenheit; ein edler Sinn ſoll ſie ausbilden. Dies geſchieht aber nur dann zweckmäßig, wenn ſich religiöſes Pflichtgefühl mit ihr vereinigt. Religiöſes Pflichtgefühl und Liebe müſſen nur Ein moraliſches Leben im Herzen des Weibes ausmachen; dann iſt alles an ihm herrlich.

Die meiſten Mütter lieben ihre Kinder, aber ihre Liebe iſt ſchwach oder einſeitig; und darum wird ſie oft mehr ſchädlich als nützlich. Sie iſt nichts als der natürliche Trieb, wie er ſich unter verkehrten Verhältniſſen des Lebens geſtaltet hat. Sie wallt nur auf, ohne zu durchdringen. Sie kann nicht abſchlagen, nicht wehe thun, auch da, wo des Kindes Wohl es nöthig macht.

Daß ſie in den Fall kommt, worin Abſchlagen und Wehethun Pflicht wird, beweiſt ſchon, daß ſie nicht rechter Art iſt. Hätte ſie ſich immer gleichmäßig geäußert, wäre ſie immer der Ausdruck eines auf das Unendliche gerichteten Sinnes und eines vom Guten erfüllten Gemüthes, jenes himmliſchen Walten im ganzen Weſen geweſen: dann würde jener Fall gar nicht eintreten.

Religioſität und Pflichtgefühl heiligen den natürlichen Trieb, und unterwerfen ihn einem Geſetze, das keine Verirrung zuläßt, wobey keine verkehrten Auswüchſe und keine ungebührlichen Einſchränkungen möglich ſind. Die Liebe thut nur ſo lange zu wenig oder zu viel, als ſie noch kein rein menſchliches Gefühl iſt. Rein menſchlich aber wird ſie allein durch Vereinigung mit dem Religiöſen und Sittlichen.

Mutterliebe, durch Religion und Tugend geheiligt, hat zu allem Kraft, und wird überall von der Weisheit geleitet; ſie iſt des Weibes höchſter Adel und unter ihrer Pflege ſproßt herrliche Menſchheit, von ihrem milden Hauche genährt, entwickelt ſich in der zarten Bruſt ſchönes und freudiges Leben, und ringt zur Verklärung auf. Von Eurer frommen Liebe, edle Mütter, erwarten wir das beßre Geſchlecht und die Rückkehr in das verlorne Paradis. Sehet, warum wir Euch ehren und vertrauen.

Du, meine Diotime, kennſt jenen Geiſt, der vom Unſichtbaren kommt, und nach dem Unſichtbaren unverwandt gerichtet iſt; Du liebſt Deine Jucunde mit der Liebe, die die Natur dem Weibe einpflanzte, die der Glaube ſegnete, und der die Tugend ſchweſterlich die

Hand biethet. In der Frühlingsluft der Liebe wird Dein Mädchen ſich entfalten zu einem Geſchöpf, das mit Liebe Liebenswürdigkeit verbindet. Deiner freut ſich der alte Freund, als einer glücklichen Mutter. Dein ganzes Leben ſey der Friede der Liebe!

IX.

Gefahren der Liebe.

1.

Euphranor an Eudota.

Von Herzen wünſche ich Dir, meine Eudota, Glück zu Deiner Serena. Man darf das liebe Mädchen nur ſehen, um ganz für ſie gewonnen zu werden. Dieſes offne, heitre, unbefangene Weſen, dieſes ſichere Bewußtſeyn der Unſchuld, dieſe Tiefe und Innigkeit des Blickes, aus der die ſinnige und gefühlvolle Seele ſo lebendig herausſchaut, dieſe holde Schüchternheit, dieſer ungeſchmückte Anſtand, dieſe Ruhe und Sanftheit in Geſicht und Bewegung — wie hat mich in dem allem die Blüthe edler Weiblichkeit entzückt! Ich kann es mir denken, wie groß Deine Freude an dem Mädchen ſeyn muß. An Dir hängt es mit der ganzen Fülle ſeiner Liebe. Unter Deiner Pflege und Leitung iſt es aufgewachſen; Du haſt alles geſehen ſich entfalten. Es iſt die Frucht Deiner Liebe und Deines Fleißes, was es geworden iſt. Du erblickſt in ihm das werdende Weib, und überſchwänkliche Hoffnungen erfüllen Deine Seele beym Gedanken an die Zukunft. O möge Dir dieſe Freude ſtets bleiben! Möge keine Deiner Hoffnungen betrogen werden!

Nie kann ich ein unverdorbenes Mädchen in dieſen Jahren ohne eine Rührung, die an Wehmuth gränzt, anſehen. Wie viele, die bis dahin gut waren, wurden nun ſchlecht! Bey wie vielen nahm hier der, bis dahin mit ſich ſelbſt einige Geiſt, eine unglückliche Richtung zum ſchrecklichen Zerfallen mit ſich ſelbſt! Wie viele kamen hier unvermerkt dazu, daß ſie in dem ſchönen Bilde ihres jugendlichen Lebens ſich nicht mehr kannten, und nur zuweilen noch mit ſchmerzlicher Sehnſucht nach der alten Zeit blickten, die beſſer war!

O, es ſind gefährliche Jahre, — auch für das reine, gute Mädchen, dem die Natur einen edeln Sinn gab, und das die weiſeſte mütterliche Sorgfalt bis dahin geleitet hat, gefährliche Jahre. Hier ſtimmt ſich die Natur in den Ton, den ſie gewöhnlich für immer anhält. Hier brechen Entwickelungen hervor, die für den ganzen Charakter entſcheidend ſind. Hier werden Empfindungen rege, die das Herz ungemein veredeln, aber auch ganz zu Grunde richten können. Hier erwachen Triebe und geiſtige Kräfte, die, in der Geſtalt, welche ſie jezt bekommen, gewöhnlich fortwirken, und das Leben der Tugend oder dem Laſter dienſtbar machen.

Faſt wichtiger, als alle bisherige Erziehung, wird jezt für die bedächtige Mutter die Aufſicht über das jugendliche Herz und die weiſe Leitung der erſten Regungen neuer Leidenſchaften. Ich darf es nun wohl kaum ausſprechen, daß es die Gefahren der Liebe ſind, die ich hier im Auge habe.

Zur Liebe hat die Natur das weibliche Herz vorzüglich gebildet. Durch Liebe wollte ſie es zu ſeiner Beſtimmung führen; und Liebe ſollte ihm ſeine koſtbarſten Freuden geben. Das Weib, das nie die Sehnſucht der Liebe empfand, kennt auch den heiligen Geiſt des Glaubens und der Tugend nicht. Man kann ihm nie vertrauen. Es wird nie mit ſich eins. Durch Zuſammenhang mit Andern gewinnt das Weib erſt Zuſammenhang mit ſich ſelbſt. Liebe erhebt das Weib zum höchſten Gipfel des Glückes, und wird ihm das kräftigſte Beförderungsmittel alles Guten. Aber durch Liebe kann es auch beydes, höchſt verderbt und elend werden. Traurige Opfer zählt die Liebe unter Euerm Geſchlechte. Schreckliche Verwüſtungen hat ſie in dem weichen und verführbaren Herzen angerichtet. Alles kommt darauf an, daß ſie zur rechten Zeit und auf die rechte Art entſtehe, daß ſie ſich ſelbſt kenne, und ſich keinen Täuſchungen der Sinne oder der Phantaſie hingebe.

Schon frühe arbeitet die Natur im weiblichen Herzen an ihrem heiligen Werke in unbeſtimmten Gefühlen und Ahndungen. Aber es iſt ihr Wille, daß es bey dieſen unbeſtimmten Gefühlen und Ahndungen bleibe, bis ſie das Leben zu der Reife gebracht hat, worin es des nähern Aufſchluſſes über ſich ſelbſt empfänglich iſt. Zu frühe würden dieſe Gefühle und Ahndungen ſich bey Deinem Mädchen aufklären, wenn ſie jetzt ſchon Liebe würden. Die Natur rächt den Frevel ihrer Uebereilung immer — und oft fürchterlich. Selbſt das gewaltige Treiben, das ſich in dieſen Jahren mit jener ſchwermüthigen Sehnſucht einſtellt, worin das Mädchen ſo gerne die Einſamkeit aufſucht, und die Blumen ſo lieb hat, darf noch nicht in Liebe übergehen — und thut es doch ſo leicht. Es iſt dem weiblichen Gemüthe heilſam, daß es in dieſem Zuſtande eine Zeit lang bleibe. Er iſt die Kriſis moraliſcher Kräfte. Dieſe verlangen Ruhe, um ſich gehörig auszuſcheiden, und in das richtige Verhältniß zu ſammeln. Eine zu *frühe Liebe* wird nicht allein dies verhindern, ſondern auch die Geſundheit des innern Lebens gänzlich zerrütten.

Zur Liebe wird eine gewiſſe geiſtige Kraft und Konſiſtenz erfordert; ſie iſt ja ſelbſt ein Zweig der edelſten Menſchenkraft. Fehlt es an dieſer: ſo bleibt es mit ihr jene unſelige Liebeley, die zu allen Thorheiten und oft zu großen Laſtern geſchickt macht. Sie artet aus in ein leichtſinniges Spiel mit Empfindungen, die den höchſten Ernſt der Behandlung fordern. Sie verweichlicht die Seele, und raubt ihr Luſt und Empfänglichkeit für alles, was jetzt zur Bildung des Geiſtes und des Herzens wirken müßte. Sie tödtet das moraliſche Gefühl und den Sinn für nützliche Geſchäftigkeit. Sie verdirbt alle Anlagen zur edeln Weiblichkeit, die ſich noch nicht einmal entwickelt haben, durch den Mißbrauch derſelben. Das ganze ſittliche Weſen wird verkrüppelt, und die Fähigkeit zur ernſtern Liebe für immer zerſtört.

Soll die Liebe nicht das Herz des Weibes verderben: ſo muß ſie aus der Fülle reifer Weiblichkeit gleichſam hervorſtrömen, und eine ſchon feſt gewordene moraliſche Güte des Charakters zur Stütze haben. Die Kraft der Liebe iſt eins mit der Kraft zum Gutſeyn.

Es liegt ungemein viel daran, daß Du auch jetzt noch die Vertraute Deiner Serena bleibeſt. Bisher ſcheute ſie ſich nicht, Dir alle ihre Empfindungen mitzutheilen, und hatte auch keine Urſache, Dir etwas zu verheimlichen. Darauf beruhte die Wohlthätigkeit Deines mütterlichen Einfluſſes; daher entſpann ſich allmählich jenes zärtliche Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter, das nur durch den Unterſchied der Jahre, der Erfahrung und des Anſehens, einiger Maßen verhindert wird, mit der Zeit in Freundſchaft überzugehen. Wenn es dies auch nicht kann: ſo ſoll es ſich ihn doch nähern. Nie müſſe es Deiner Serena einkommen, einem Intereſſe in ihrem Herzen Raum zu geben, das ſie Dir nicht zu geſtehen wagte. Nur ſo lange iſt die Reinigkeit ihrer Seele geſichert. Gelangt ſie erſt dahin, ſich vor Dir zu verbergen: ſo iſt ſie auch allen Gefahren der Verführung und der Selbſtbethörung bloß geſtellt. Welche Gränzen wird ſie ſich hier ſetzen! und worauf verfällt nicht der leichte, argloſe jugendliche Sinn, dem die Schuld faſt immer in der Maske der Unſchuld erſcheint! Wenig darf er ſich erlauben, ohne den Rath der reifern weiblichen Erfahrung.

Dahin aber führt unausbleiblich die zu frühe Liebe des Mädchens. Sie lößt das Herz der Tochter vom Herzen der Mutter ab, und gibt jenes nach und nach allen Verſuchungen des Laſters Preis. Das Mädchen ſchämt ſich, hier aufrichtig zu geſtehen. Ein dunkles Gefühl ſagt ihm, daß dies noch nicht ſeyn ſollte. Wenn es noch nie etwas vor der Mutter geheim hatte: ſo iſt es jetzt genöthigt, etwas geheim zu halten. Hat es dies einmal gelernt: ſo wird es auch hierbey nicht ſtehen bleiben. Die ſchöne Vertraulichkeit zwiſchen beyden wird ſich immer mehr verlieren; das Mädchen wird ſich immer mehr gewöhnen, die Mutter als eine läſtige Aufſeherinn zu betrachten. Ihre Nähe wird ihm immer drückender werden, und ſo wird auch allmählich das Band der Liebe ſich auflöſen. Nur zu oft nahmen Liebesverſtändniſſe, die der Eltern Augen entzogen werden mußten, dieſen das Herz der Kinder.

Es wäre ein Wunder, wenn ſich damit nicht etwas noch Schlimmeres einſtellte; nähmlich Hang zum Intriguiren, ein gewiſſes verſtecktes Weſen, das endlich in Heucheley übergeht, und die Grundfeſte des ſittlichen Charakters untergräbt. Die ſchöne Unbefangenheit und die einfache Wahrheit des Lebens, die das Mädchen ſo ſehr ziert, und dem weiblichen Weſen ſo natürlich iſt, hat von nichts ſo viel zu beſorgen, als von geheimen Liebesverhältniſſen. Sie können nur durch das Aeußerſte der Liſt und Verſtellungskunſt unterhalten werden.

Bewahre daher Dein Mädchen ſorgſam, daß es nicht zu frühe mit der Liebe bekannt werde. Ein Mädchen wird ſelten mit ihr bekannt, ohne ſie auch in ſich aufzunehmen. Dieß wird Dir auch nicht ſchwer werden. Du darfſt nur ſeinen Umgang bewachen, es von leichtſinnigen Mädchen entfernt halten, genauere Verbindungen mit Männern verhüthen, und es an den feinern Ton recht gewöhnen, der, vom Weibe ſtreng gehalten, die Männer nie über die Gränzen der Ehrerbiethung kommen läßt; und alles vertrauliche Weſen unmöglich macht. Vorzüglich aber mußt Du ſtrenge Aufſicht über ſeine Lectüre führen. Doch deſſen wird es bey Dir nicht bedürfen. Du haſt Deine Serena ſo gebildet, daß ſie von ſelbſt nichts lieſt, ohne Deinen mütterlichen Rath eingehohlt zu haben, und Deiner Leitung zu folgen. Von der Natur haſt Du nichts zu befürchten; ſie übereilt ſich nicht, und weiß am beſten, wann es Zeit iſt.

Nicht weniger Urſache haben Mütter, bey dem erſten Entſtehen der Liebe, in Anſehung der Richtung derſelben bedenklich zu ſeyn; auch hier droht dem Herzen Gefahr. Ohne alle Sinnlichkeit iſt die Liebe nie. Sie kann, und ſoll es auch nicht. Nur darf die Sinnlichkeit ſich die edlern Triebe des Herzens nicht unterwerfen. Nur darf die Begierde, gleichviel ob roh oder verfeinert, nicht an die Stelle der geiſtigen Sympathie treten. Wo das geſchieht; da iſt alles verloren. Die Sinnlichkeit wird immer ſtärker und ungeſtümer, auch in ihren andern Forderungen. Sie dringt immer mehr über ihre Gränzen heraus; ſie unterdrückt immer mehr, was noch von geiſtigen Regungen übrig iſt, und ſtreift endlich auch die dünne Hülle noch ab, die bisher ihre gröbern Züge einiger Maßen verſchleierte.

Die Natur hat nichts Widrigeres als ein ganz ſinnliches Weib. Was ſonſt des Weibes Adel iſt, das dient bey dieſem zur Entehrung. Was ſonſt die liebenswürdige Tugend des Weibes bildet und verſchönert, das dient hier, es den Armen des Laſters zu überliefern. Iſt einmal der innere Sinn der Schamhaftigkeit, der Keuſchheit und des Anſtandes getödtet: dann iſt das ſchwache Weib ohne Rettung. Religion und Gewiſſen ſchlafen dann auch.

Die natürliche Mäßigung ſeiner Begierden, nicht die freye Stärke des Willens, iſt das Vertrauen des Weibes.

Und doch geſchieht es ſo leicht, daß ſich Sinnlichkeit zu ſehr in die erſten Regungen der Liebe miſcht, und dieſe für immer beſtimmt. Sie ſind gerade dann am lebendigſten, wo die Kriſis der phyſiſchen Natur die Begierde erzeugt, und wo die feurige Phantaſie der Jugend die letztere ſo mächtig ergreift, und ſo wunderbar vielfach geſtaltet. Zu der innigſten Sehnſucht geſellt ſich das Spiel des erwachten Triebes. Jene ſucht ſich durch dieſen über ſich ſelbſt aufzuklären, und ihn immer mehr in ſich hinein zu ziehen. Die Bedürfniſſe des Herzens müſſen ſorgfältig ausgebildet ſeyn, wenn ſie nicht von den Bedürfniſſen einer feinern ſinnlichen Geſchlechtsluſt verſchlungen werden ſollen. Dies geſchieht gewöhnlich unmerklich. Im Vertrauen auf die ſcheinbare Reinheit ſeiner Empfindungen gibt das warme Mädchen ſich ihnen hin, und merkt nicht wie ſie allmählich trüber wird. Vielen gewährt erſt ihr Fall den fürchterlichen Aufſchluß über die wahre Beſchaffenheit ihres innern Zuſtandes.

Selbſt die lauterſte Neigung des Mädchens wird in den Armen des ſinnlichen Mannes zur ſtrafbaren Begierde und das Mittel ſeines Unterganges. Mochte ſeine Sinnlichkeit noch ſo feſt ſchlafen; ſie hat doch keinen ewigen Schlaf. Wenn ſie ſich ſelbſt nicht weckt: ſo entzündet ſie das Feuer in des Mannes Bruſt. Nicht ſelten iſt das Herz ſchon am verwildern, wenn es noch faſt allein für das Geiſtige und Göttliche Gefühl zu haben ſcheint. Schon oft ſah ich das ſanfte, ſehnſuchtsvolle Mädchen zur entflammten Mänade, und endlich zur ausgelernten Buhlerinn herabſinken.

Das Herz Deiner Serena iſt rein. Aber vertraue dieſer Reinheit nicht zu viel. Heitre Unſchuld und ſchreckliche Schuld gränzen im Leben, und vorzüglich im weiblichen Herzen, nahe an einander; aber nie mehr als in den Jahren, wo die Unſchuld mehr Unbekanntſchaft mit dem Laſter und eine Frucht der kindlichen Liebe, als die reife Frucht eines edeln und geprüften Herzens iſt, und wo der Keim des Böſen erſt recht anfängt ſich zu entwickeln. Fahre fort, auf die geiſtige Bildung Deiner Serena allen Fleiß zu verwenden. Nähre ihren Sinn für das Feine und Schöne, für das Gute und Edle. Pflege die zarte Pflanze der Tugend und Frömmigkeit im zarten Gemüthe. Suche beyden Leben und Feſtigkeit zu geben, daß es Deinem Mädchen unmöglich werde, im Widerſpruche mit ihnen zu denken und zu wünſchen, ſie das Unſittliche überall mit Abſcheu empfinde, und daß alles, was in ihre Seele übergeht, ſich ihr geheiligt mittheile. Wirſt Du ſie dabey vor dem in Acht nehmen, was ihre Sinnlichkeit entflammen könnte: ſo haſt Du von dieſer Seite wenig oder nichts mehr zu beſorgen.

Auf der andern Seite wirſt Du aber auch die *Richtung zur überſpannten Sentimentalität*, die die erwachende Liebe gerne nimmt, und worin ſie ſich ſehr gefällt, zu verhüten haben. Auch ſie iſt gefährlich. Gewöhnlich iſt ſie nur eine Hülle der Sinnlichkeit, die bald genug durchbricht. Hinter ein ſüßes Schmachten und romantiſches Empfindeln verbirgt ſich der gröbere Reitz, bis er ſich nicht mehr verbergen kann, und um deſto lauter fordert, je länger er ſich hat müſſen Zwang anthun laſſen. Immer aber iſt dieſe überſpannte Sentimentalität eine unnatürliche Stimmung, worin Geiſt und Herz verſchroben und ihrer Empfänglichkeit für wahre Liebe beraubt werden — eine Stimmung, in welche nichts aus unſrer Welt paßt, die die wahren Freuden der Liebe nicht kennt, und tauſend Irreleitungen ausſetzt, die ſich zuletzt, wenn nicht in Laſter, doch in Ueberdruß und Unmuth verlieren muß, und die im ehelichen Leben nichts andres als Elend herbeyziehen kann. Immer erzeugt ſie Träume von der Zukunft, die nie erfüllt werden, und die uns die Wonne des Augenblickes mit dem Mißvergnügen vieler Jahre bezahlen laſſen.

Dein Mädchen ſehe, auch im Momente des höchſten Entzückens, im Geliebten keinen Engel und in der Liebe kein idealiſches Verhältniß, damit es nicht alles verliere, wenn es einſt findet, daß jener nur ein Menſch ſey, und dieſe die Natur alles Irdiſchen theile.

Doch ſo haſt Du Deine Serena nicht erzogen. Sie iſt in der Fülle des Lebens aufgewachſen, und mit der Welt in Befreundung geblieben. Welt und Leben haben an ihr gebildet; beyden verdankt ſie ſüße Freuden. Sie wird ihre Wohlthäter nie verkennen. Die Zeiten ſind auch vorüber, wo die Gefahr, alles höher und feiner zu nehmen, als es iſt, groß war.

Größer iſt dagegen die Gefahr, ſich über ſich ſelbſt zu täuſchen, und etwas für Liebe zu nehmen, was nicht Liebe iſt. Leicht geſchieht das vom unerfahrnen Mädchen. Die Empfindungen, welche ein intereſſantes Weſen unſers Geſchlechtes in ihm weckt, ſind ihm zu neu, und ſtehen mit dem räthſelhaften Zuſtande ſeines Herzens in zu genauer Verbindung, als daß es hier zergliedern und richtig unterſcheiden könnte. Sie ſind zu ſüß und zu vielverſprechend, als daß es ſich ihnen nicht unbeſorgt hingeben ſollte. So glaubt es oft zu lieben; wo es nur achtet, oder ſchätzt; oder wo Schönheit oder Reitz ſeine Sinne blendet; oder wo ſeine Eitelkeit ſich durch Aufmerkſamkeit und Lob geſchmeichelt fühlt; oder wo eine andre fröhliche Ausſicht die Verbindung mit dieſem Manne anräth.

Eine ſolche Irrung bleibt nicht ohne nachtheilige Folgen. Sie führt oft Menſchen zuſammen, die gar nicht zu einander paſſen, und unter denen nie Liebe entſtehen kann. Mit einem Manne verbunden zu ſeyn, den es nicht liebt, das iſt für das Weib eine unglückliche und höchſt gefährliche Lage. Seine Tugend iſt da großen Verſuchungen ausgeſetzt. Viele traurige Ehen ſind aus ſolche voreiligen und mißverſtandenen Neigungen entſtanden. Kommt es auch dazu nicht: ſo iſt doch unvermeidlich, daß das Herz unter dem unſichern Schwanken von einem Gefühle zum andern leide.

Suche alſo Dein Mädchen, ſo bald Du Empfindungen der Art bey ihm bemerkſt, auf ſich ſelbſt aufmerkſam zu machen. Jetzt darfſt und mußt Du ihm ſagen, was die Liebe iſt, und wie viel es mit der vollen Sympathie der Verbündeten auf ſich habe. Jetzt iſt es Zeit, ihm in einem treuen Gemählde der Liebe den Spiegel zur Selbſtbeſchauung vorzuhalten, damit es den wahren Gehalt ſeiner Stimmung kennen lerne.

Aber wenn es ſich in der Liebe nicht irrt: ſo irrt es vielleicht im Geliebten. Dieß iſt ein ſehr häufiger Fall. Das äußere Weſen wird öfter für den reinen Abdruck des Innern genommen, als man dazu berechtigt iſt. Die Phantaſie hat auch hier ihr wunderbares Spiel. Sie dichtet zu den Zügen des Geſichtes, zu der Haltung des Körpers, zu dem Tone der Stimme, einen Charakter, wie das Herz ihn wünſcht, und verwebt ihn ſo feſt mit dem äußern Bilde, daß ſie ihn zuletzt in demſelben zu ſehen glaubt; und doch iſt vielleicht kein Zug davon da.

Oft ſchmeicheln wir uns, das Weſen gefunden zu haben, das mit uns ſympathiſirt, und unſer Herz ausfüllen wird, wo doch bloß ein Weſen iſt, das uns durch ſeine Geſtalt reizt, oder durch ſein, vielleicht erkünſteltes Benehmen, Achtung einflößt. Noch öfter werden wichtige moraliſche Gebrechen überſehen, wenn andre Eigenſchaften das Herz zur liebenden Ergebung ſtimmen — oder Tugenden angedichtet, von welchen der unbefangene Beobachter kaum den Schein entdeckt. Solche Täuſchungen ſchließen dann nicht ſelten den Bund für das ganze Leben.

Was wird daraus entſtehen, wenn der Betrug nun offenbar wird? — Was man in tauſend Ehen täglich ſehen kann. Man wird ſich in eben dem Maße zuwider, als man vorher von einander bezaubert war. Man rechnet Fehler um ſo höher an, je weniger man ſie erwartete. Man empfindet Mängel um ſo tiefer, je glänzender das Ideal iſt, das man ſich vom Geliebten bildete.

Und das iſt noch das Wenigſte; ein gänzliches Verſinken des Charakters iſt gewöhnlich die Folge ſolcher widerſinnigen Verbindnngen. Man ſetzt einander Untugenden entgegen, und nimmt Untugenden von einander an. Das Zerfallen mit dem Geliebten wird Zerfallen mit ſich ſelbſt. Der nachtheilige Einfluß übereilter Hingebung auf die Sittlichkeit des Herzens läßt ſich gar nicht berechnen.

Das beſte Mädchen ſteht hier große Gefahr aus — vielleicht die meiſte. Gutmüthigkeit, Unſchuld und eine heitre, lebhafte Phantaſie ſind es, die dieſe Gefahr hervorbringen. Nichts iſt leichter, als ſich ſelbſt zu täuſchen. Dem Verſtande fehlt es nicht an Künſten, dem Herzen nicht an Geneigtheit. Was könnte man mehr verlangen!

Mein Herz blutet, wenn ich denke, daß Deine Serena dieſes Schickſal haben könnte. Nein, das wird ſie nicht. Meine Diotime wird wachen und rathen. Durch Dich aufmerkſam gemacht und belehrt, wird ſie Hand und Herz keinen Andern geben als dem, der ſie verdient, und der ihr die Wonne der Liebe rein, voll und unveränderlich gewähren kann.

2.

Geſtändniſſe einer Verführten.

Bald, bald wird mir wohl ſeyn. Gram und Reue haben an meinem Leben gezehrt — ſeine Kräfte ſind hin. O, mein Grab, du wirſt mir Ruhe geben. Meine Schuld iſt durch tauſend Tage und Nächte, wo meine Augen nicht trocken wurden, ſie iſt durch mein zerriſſenes, aufgeriebenes Herz gebüßt. Gütiges Weſen, Du zürnſt dem gefallenen Geſchöpfe nicht mehr, das für ſein Vergehen ſo unausſprechlich litt, das ſich reuevoll in deine Vaterarme wirft, und redlich an ſeiner Verbeſſerung arbeitet. Du richteſt nicht, wie Menſchen richten. Sonſt hätteſt du mir, da ich ſo ferne von dir ſtand, und mein Herz dich verloren hatte, nicht den rettenden Engel geſandt. Der Morgen meines Lebens war ſo ſchön — was darauf folgte ſchrecklich dunkel. Mein Abend wird nicht ganz trübe ſeyn.

Ich fiel aus Schwäche. Ich kannte mein Herz nicht; ich war nicht redlich gegen mich ſelbſt. Das iſt meine Geſchichte. Möchtet ihr, meine Schweſtern, die ihr dieſes leſet, lernen, mißtrauiſch gegen euch ſelbſt ſeyn, und was in euerm Gemüthe vorgeht, ſtrenger prüfen, ehe ihr euch hingebt. Wir alle tragen den Feind im Innern, der uns verdirbt; und das iſt unſer Unglück, daß wir ihn, in der erheuchelten Engelsgeſtalt, für unſern Freund halten. Ich will meine Verirrungen nicht beſchönigen; ich fühle ihre Größe und meine Schuld. Aber Gott weiß, daß mein Herz gegen das Laſter war, daß es, auch in meiner tiefſten Verſunkenheit, noch regen Abſcheu fühlte. Ich war verſtrickt; ich mußte thun, was ich haßte. Ich hatte die Kraft nicht mehr, etwas andres zu thun. Meine Geſchichte iſt im Weſentlichen die Geſchichte aller Gefallenen, die noch das Mitleiden der Welt verdienen.

Mein Vater war Prediger in einem kleinen Landſtädtchen, ein Mann, der ſich am meiſten durch ſeine Herzensgüte, ſeine ſchlichte Frömmigkeit, ſtrenge Berufstreue und durch ein theilnehmendes, liebevolles Weſen, das ihm alle Herzen gewann, auszeichnete. Er war in ſeinem Kreiſe alles, Vater, Freund, Rathgeber und Tröſter. In allen Angelegenheiten wendete man ſich an ihn; und es traf ſich auch meiſten Theils, daß das das Beſte war, was er gerathen hatte. Er beſaß viel geſunden Verſtand, aber nicht viel Menſchenkenntniß, und wurde daher von ſolchen, die ſeine ſchwache Seite kannten, oft betrogen. Uebrigens ging er nicht viel unter die Leute; wenn ihn nicht ſein Amt dahin rief, oder jemand ſeines Beyſtandes bedurfte. Ohne von den Menſchen ſchlecht zu denken, hielt er ſich von ihnen zurück; weil ihm unter den Seinigen und bey ſeinen einſamen Beſchäftigungen beſſer war.

Meine Mutter war eine einfache, herzliche Frau; ſie beſaß etwas Hang zum Pietismus, aber ſie war deßwegen nicht trübſinnig, finſter und übermäßig ſtrenge. Dieſer Hang zeigte ſich vielmehr in eingezogenem Weſen, in Abneigung gegen Geräuſch und Zerſtreuung, in ſtiller Beſchäftigung mit dem Unſichtbaren und in Tiefe des religiöſen Gefühles. Sie war aber dabey ſelbſt immer heiter, und konnte eine anſtändige Fröhlichkeit an andern recht gut leiden. Auch ihre Kinder hatten darin viel Freyheit.

Meine Eltern hielten wenig Umgang. Im Städtchen mit Niemand als mit einem Juſtizbeamten, der ein vieljähriger Freund meines Vaters war, und mit ihm ſtudirt hatte. Außerdem ſtanden wir mit einigen benachbarten Predigern in Verbindung. Sie beſuchten uns mit ihren Familien, und wir fuhren auch zuweilen zu ihnen hin. Es waren alle einförmige Menſchen, und die Art unſers Verkehrs ganz alltäglich. Ich lernte die Welt, und darum auch mich ſelbſt, nicht kennen. Das war gewiß eine bedeutende Urſache meines nachherigen Unglückes.

Ich hatte keine Geſchwiſter weiter, als noch Einen Bruder, zwey Jahre älter als ich.

Mein Vater unterrichtete uns, weil ihm das Freude machte, und er uns dann immer um ſich haben konnte. Aber ſein Unterricht beſchränkte ſich mehr auf die Mittheilung gewiſſer Kenntniſſe, als daß er unmittelbar auf Geiſt und Herz gewirkt hätte. Die wiſſenſchaftliche Kultur meines Vaters ging zu ſehr zwiſchen den Feſſeln des Syſtems. Von Pädagogik hatte er aus Büchern nichts erfahren, und er beſaß auch kein natürliches Talent dazu. Ich lernte viel, aber ich wurde wenig gebildet.

Doch hatte die Natur hier einiger Maßen für mich geſorgt. Ich konnte nichts aufnehmen ohne es nach meinem Sinne zu geſtalten, und zu meinem Eigenen zu machen. Hierin traf ich wohl das Rechte nicht immer; das war auch nicht möglich. Alles blieb in dem Zufalle und der Stimmung überlaſſen. Ich wurde gewiß ſchon verbildet, da meine Bildung unter keiner verſtändigen Aufſicht ſtand.

Ich beſaß ein ſanftes und dabey lebhaftes, fröhliches Temperament. Mein Geiſt kam jedem Eindrucke freundlich entgegen, und nahm Einen nach dem andern auf. Ich ſah alles von der lichten Seite an. Doch konnte mich auch mancher ſtark anziehen, und lange beſchäftigen. Jubelnd hüpfte ich in die Welt hinein. Aber wenn mir dann etwas aufſtieß, was mein Gemüth ſtärker anſprach, dann konnte ich auch lange ſtille ſeyn, und mich darin gleichſam verſenken.

Mein Geiſt war beweglich, doch arbeitete auch etwas ſtark in der Tiefe. Hätte ich hier Hülfe gefunden, dann wäre wohl etwas Gutes aus mir geworden. Aber man verſtand mich nicht — und wie hätte ich mich ſelbſt verſtehen können? Es hieß: „die leichtſinnige Auguſte iſt wieder melancholiſch.“ O, wie irrte man ſich an mir. Ich war weder leichtſinnig noch melancholiſch. Große innere und äußere Empfänglichkeit und eine lebhafte Phantaſie, die ſich an der Liebe meiner Eltern genährt und erwärmt hatte, und dicht vor der Ahndung des Göttlichen ſtand, das war mein Temperament.

Ich mußte mich von mir ſelbſt losringen, das konnte ich nicht. So blieb es bey einer verfeinerten Sinnlichkeit, aus der zuweilen etwas Höheres hervor brach, das ſich aber nie von ihr ſchied, und nie aus ihrer Gewalt kam.

Die Religionslehre meines Vaters hatte, wie ſeine Denkungsart, den Schnitt der alten Zeit. Sie war ſpeculativ und ſchulgerecht; am wenigſten auf die

Bedürfniſſe des jugendlichen Sinnes berechnet. Mein Vater ſprach oft, wo er ans Praktiſche kam, mit inniger Herzlichkeit und rührender Wärme. Aber es drang doch nicht recht bey mir ein, weil es zu meiner Stimmung nicht paßte. Nur zuweilen ging es mir ins Herz.

Mehr Nahrung fand meine religiöſe Empfänglichkeit bey meiner Mutter. Sie ſprach mir oft die Thränen in die Augen. Aber auch das konnte mein Gemüth nicht ausfüllen. Es war auch darin etwas, was meiner Gemüthsart nicht zuſagte. Am meiſten ſchöpfte ich aus der Natur und aus einigen Erzählungen meines Vaters. Vieles drang auch aus meinem Innern heraus.

Meine religiöſe Verfaſſung bildete ſich gewiſſer Maßen von ſelbſt. Es war wohl viel Sinnliches darin. Aber dafür war auch alles Leben, und alles hing mit mir ſelbſt zuſammen.

Ich konnte mich mit dem höchſten Weſen bis zur Schwärmerey beſchäftigen. Ich dachte oft und gerne an Gott; und nie empfand oder that ich etwas, ohne dabey an Gott zu denken. Ich konnte ihn mir nur als das gütigſte Weſen vorſtellen; darum war mir nichts ſchrecklicher als ihn zu beleidigen. Er war der Vertraute meines ganzen Lebens. Ich war gut, weil ich Gott liebte, und ich erinnere mich nicht, daß in dieſer Zeit etwas in meine Seele gekommen iſt, was ſich mit dieſer Liebe nicht hätte vereinigen laſſen. Wenigſtens wurde alles der Art eher unterdrückt, als das klare Bewußtſeyn davon aufwachte.

Wenn ſchon jetzt manche Sehnſucht mein Gemüth bewegte: ſo fand jede in dem Blicke auf das ſchöne Land über dem Grabe ihre Befriedigung Jede ward mir ein Zug nach oben. O, ich war ſo glücklich, wenn ich gen Himmel ſah; da glaubte ich alles, was ich ſuchte und liebte. Das war eine herrliche Zeit.

Vorzüglich intereſſant war mir das Bild eines Engels. Eine jüngere Schweſter war mir frühe geſtorben. Und nach vielen Jahren noch war es ein lebendiger Gedanke meiner Seele, ſie ſey jetzt ein Engel. Dieſes Bild ſetzte ſich tief in meiner Phantaſie feſt, und gewiß hatte es einen großen Einfluß auf mein Urtheil über Menſchen.

Ich beſaß zu dieſen ein unumſchränktes Zutrauen. Meine Eltern liebten mich ja ſo ſehr. Es war mir nie in den Sinn gekommen, gegen ſie unwahr zu ſeyn. Ich konnte ihnen nichts verheimlichen; ich mußte ihnen alles ſagen. Ich kannte noch keine ſchlechten Menſchen. Von Falſchheit hatte ich gar keinen Begriff. Wo ich etwas Intereſſantes fand, da ſchloſſen ſich meine dunkeln Engelsbilder, mir ſelbſt unbewußt, an. Ich gab mich ganz hin.

So war in meiner Seele alles zuſammen gewachſen, das Sinnliche und Geiſtige innigſt verſchmolzen. Es kam nun darauf an, von welcher Seite die Welt am meiſten auf mich wirken, und wie meine Verhältniſſe hier ausſcheiden würden. Ich ſelbſt könnte nichts thun: denn ich kannte mich nicht; ich wußte von nichts anderm, als von dem, was ich war, und hielt das für das Rechte. Ich genoß einer unausſprechlich ſüßen Ruhe. Ach, ſie war der Vorbote der fürchterlichen Stürme, die mein Leben zerreißen ſollten.

Ich war achtzehn Jahr alt. Noch wußte ich nichts von eigentlicher Geſchlechtsliebe. Aber nicht fremd blieb mir das Gefühl, daß mir etwas fehle, jenes Sehnen und Ahnden, jene ſüße Unruhe und jene Luſt im Alleinſeyn mit ſich ſelbſt, die der eigentlichen Liebe vorher zu gehen pflegen, und ihr erſtes Regen ſind. Ich kannte wenige Männer, und unter dieſen keinen, der intereſſant war. Einen Roman hatte ich nie geſehen. Von andern Mädchen war ich ziemlich entfernt geblieben; nie war ich mit Einer ſo vertraut geworden, daß ſie mich hätte aufmerkſam machen können. Mit kleinen Kindern hatte ich gerne zu thun. Es war ein wunderbares Gemiſch von ſüßen Empfindungen, das mich durchdrang, wenn ich ſie auf den Armen halten, und an mein Herz drücken konnte. Bilder des häuslichen Lebens ſtanden überall um mich, und ich begriff nicht, wie ſie kamen.

Nun wurde auch ein Hang der Eitelkeit, der ſich ſchon frühe bey mir zeigte, ſtärker. Ich wollte gefallen. Noch lieber war ich gelobt. Durch ein feines Lob konnte man viel über mich gewinnen. Etwas Strafbares konnte ich darin nicht finden. Für das Gefährliche hatte ich keinen Sinn. Der Beyfall des höchſten Weſens ging mir über alles. Ueber etwas Schlechtes mochte ich nicht gelobt ſeyn; noch weniger aber mochte ich etwas Schlechtes thun um gelobt zu werden. Mein Fehler war nur der, daß ich auf Lob zu viel Wehrt legte, daß mir das Lob, auch über ſolche Dinge, die nichts ſind, viel galt, und daß ich mir um manche Dinge eine Mühe gab, die ſie nicht verdienten, bloß um gelobt zu werden.

Dabey war jetzt mein Herz ſehr weich. Es koſtete nicht viel, mich zu Thränen zu bringen. Oft weinte ich lange, ohne zu wiſſen warum. Es war mir Luſt zu weinen.

Um dieſe Zeit kam mein Bruder von der Akademie zurück und mit ihm der junge B., der, von einer angeſehenen Familie, ſich in unſerm Städtchen, bey einem weitläufigen Verwandten, eine Zeit lang aufhalten, und ſeine Anſtellung in einem benachbarten kleinen Lande, die ihn verſichert war, abwarten ſollte. Er war ein ſchöner, ſchlanker Mann; die Blüthe der Geſundheit auf ſeinen Wangen. In ſeinen Augen brannte jenes Feuer, das aus der Tiefe kommt, und Reichthum mit Energie des Charakters verbunden verräth. So deutete ich wenigſtens ſeine Blicke, die nicht flammten, aber verſengten. Sicherheit ruhte auf ſeinem Weſen, und ergoß ſich in einen edeln Anſtand. Was er that und ſagte war entſchieden, und doch ſchien darin Sanftheit und Gutmüthigkeit zu liegen.

So ſah ich ihn bey meinem Bruder zum erſten Mal; und es regte ſich ein Gewirre von Empfindungen in meiner Bruſt, die mir alle neu und unbegreiflich waren. So war mir noch nie geweſen. Mein ganzes Daseyn ſchien in ein neues Element verſetzt, und von neuen Kräften belebt zu ſeyn.

Ich hatte den Muth nicht, ihn anzuſehen. Eine Art von Angſt überfiel mich, wenn ich glaubte, ſeine Blicke ſeyen auf mich gerichtet, oder er wolle mir etwas ſagen. Er begegnete mir mit einer ſchüchternen Aufmerkſamkeit, die an Ehrfurcht gränzte. Wir hatten beyde mächtig auf einander gewirkt.

Was in mir vorging, wußte ich ſelbſt nicht. An Liebe dachte ich nicht. Es war auch nicht echte Liebe; obgleich ihr ſehr ähnlich. Die Liebe kommt zarter und entſteht aus andern Eindrücken. Ein Menſchenkenner, der in mein Herz hätte ſehen können, würde vielleicht jetzt ſchon die Spuren erwachter Sinnlichkeit darin entdeckt haben.

Ich gefiel mir in meinen Gefühlen, und mochte nicht darüber grübeln. Sie ſchienen ſo unbedenklich zu ſeyn; ich konnte ſie vor meinem Gewiſſen rechtfertigen, und folgte gerne ihrem ſüßen Zuge.

Sein Bild wich nicht von mir, und in dieſes Bild webte meine Phantaſie alle Tugenden, die ſich mit ihm vertrugen, und die uns ein männliches Weſen wehrt machen.

Ich ahndete Aufſchluß über die Leere und Sehnſucht, die mein Herz ſo lange geſpannt hatten.

Wir ſahen uns öfter, und es wurde uns immer einleuchtender, daß wir zu einander gehörten, und einander unausſprechlich viel ſeyn könnten. Seine Reden gingen tief in mein Herz, ſie ſtimmten ganz zu meiner innern Verfaſſung; ſie athmeten Sinn für das Große und Göttliche. Wir verſtanden uns bald, und es dauerte nicht lange, ſo lag ich in ſeinen Armen, und er küßte das Geſtändniß der Liebe von meinen Lippen.

Noch war mein Herz, ſo weit ich es kannte, rein. Noch that ſich keine ſtrafbare Neigung darin hervor. Ich hätte bis auf ſeinen tiefſten Grund ſchauen müſſen, um darin die Richtung zur künftigen Schuld zu finden. Darum ſcheute ich mich auch nicht, meine Empfindungen dem Unſichtbaren zu geſtehen. Aber meinen Eltern mochte ich doch nichts ſagen. Warum? das weiß ich nicht. War es jungfräuliche Schüchternheit, oder ein dunkles Gefühl von dem, was unerkannt in meiner Seele arbeitete.

B. ſprach und handelte als Freund der Tugend und Verehrer des höchſten Weſens, und gemeinſchaftlich erhoben ſich unſre Herzen zu ihm voll Dank und Rührung im Wonnegefühle der Liebe. Noch ſchloß ſich meine Neigung freundlich an alles Gute in meinem Gemüthe an.

Aber bald änderte ſich meine Stimmung. Meine Sinne waren mehr beſchäftigt als mein Herz. In meine Zärtlichkeit miſchte ſich zuweilen etwas Stürmiſches. Mein Herz ſchlug heftig an dem ſeinigen. Ich fühlte darin Widerſpruch mit mir ſelbſt, und war darüber ſehr unruhig. Ob ich gleich nichts deutlich einſah: ſo meynte ich doch mich über etwas anklagen zu müſſen. Die Harmonie meines Innern war zerriſſen. Die Sinnlichkeit drang mächtig hervor. Die Augenblicke der Unruhe gingen vorüber. Ich beredete mich, es könne unmöglich etwas Unrechtes darin ſeyn, und wälzte alles auf die Stärke meiner Liebe.

B. trug nicht wenig dazu bey. Er wußte meine Bedenklichkeiten bald wegzuraiſonniren, bald wegzutändeln. Er drückte mich mit einer ſanften Wärme an ſich. Ich konnte nicht zweifeln. Mein guter Genius ſchwieg — aber er weinte wohl ſtille.

Mein Herz hing noch an Gott. Ich kehrte reuevoll zu ihm zurück, wenn ich mich vergeſſen hatte; und oft gelang es mir, beſſern Vorſätzen treu zu bleiben.

Jetzt gab mir B. Schriften in die Hand, worin eine feinere Sinnlichkeit, im Gewande ſentimentaler Tugend, mit den lebhafteſten Farben gemahlt war. Und dieſe trugen wohl mehr als alles zu meinem Verderben bey. Ich fand mich hier wieder; alles vertheidigt, verſchönert, in das günſtigſte Licht geſtellt; alles ſo unſchuldig und ſo edel, — und fing an, mir in dem zu gefallen, worüber ich mir ſonſt Vorwürfe gemacht hatte.

Die gefährliche Stimmung meines Herzens verbarg ſich hinter ſchwärmeriſche Sentimentalität, nur um neue Kräfte zu ſammeln. Meine Empfindungen ſchienen ganz geiſtig zu ſeyn, und das Feuer der Sinnlichkeit glühte im Verborgenen deſto heftiger auf, bis es endlich wieder durchbrach.

Ich wurde bald leichtſinniger, freyer, nachgebender. Ich mochte immer weniger allein ſeyn, und mich mit mir ſelbſt beſchäftigen. Vorwürfe machte ich mir nicht. Aber ich fürchtete doch, ſie mir machen zu müſſen, wenn ich es zum ernſtlichen Nachdenken kommen ließe. An Gott wurde weniger gedacht; ich fühlte faſt eine Art von Abneigung gegen dieſen Gedanken, und ſuchte mich zu zerſtreuen, wenn er mich anwandelte.

Ich fand dieſes alles auch natürlich, und klagte mich nicht darüber an; oder vielmehr, es wurde mir gar nicht einmal klar. Ich hatte nur das Eine Beſtreben, mich ganz im ſüßen Rauſche der Luſt, an der Bruſt meines B., zu vergeſſen.

Ich zitterte vor dem letzten Schritte. Ich hätte den verachtet, der mir zutrauen konnte, daß es dahin mit mir kommen würde: Von der Art ſchien mir doch meine Neigung nicht zu ſeyn. Ich hing noch äußerlich an der Tugend; aber, o Gott, ihr zartes Leben im Herzen war verletzt — was konnte mich da noch halten? Die geiſtige Vortrefflichkeit, die ich in B. anbethete, verlor ſich in die Reitze ſeiner Geſtalt. Das ſanfte Anſchmiegen wurde feuriges Hindrängen, der Erguß der Herzen wich glühenden Küſſen.

Es war eine ſchöne Sommernacht. Alle Sterne ſchimmerten. Das ſanfte Licht des Mondes zitterte auf den Blättern der Laube; da ſchlich ſich die Sünde in mein Herz; Gott, da fiel ich. Mein Blut tobte. Mir war unausſprechlich bange. Ich zitterte vor Angſt. Meine Beſinnung war hin. Die Leidenſchaft brannte. Ich fühlte mich ſelbſt nicht mehr. Nur Luſt und Angſt kämpften und floſſen in einander. Da fiel ich. Im Angeſichte des Mondes und aller Sterne fiel ich. Mit dem Gefühl der Vernichtung gedenke ich dieſes Augenblickes.

Erſt als ich allein war, erwachte das Bewußtſeyn meines Zuſtandes, und alle Schrecken der Verzweiflung lagen auf mir. Ich jammerte laut, ich rang die Hände, und zerriß mein Haar. Aber die Ruhe floh immer mehr mein Herz. Ich verfluchte mich ſelbſt — meinem Verführer konnte ich nicht fluchen. O, wie hätte mir das ahnden können. Der Friede meiner Jugend und der Gedanke an meine Eltern blitzten durch meine Seele. Ich wußte nicht, wo ich hin ſollte. Alles, alles war verloren. Alles, was je mit Liebe und Freude mein Herz bewegte, ſtieg jetzt mit Höllenqualen in mir auf. Ich hatte keinen Gott, keine Eltern und mich ſelbſt nicht mehr.

Was ſollte ich thun. Ich verwünſchte das Laſter; und doch mußte ich zu ihm zurückkehren. Die Sympathie der Schuld kettete mich an meinen Verführer. Nur in ſeinen ſtrafbaren Umarmungen fand ich eine flüchtige Ruhe. Er tröſtete mich mit der Ausſicht ſeiner nahen Anſtellung, dann würde ein rechtliches Band, ſagte er, uns auf ewig verbinden. Ich hatte keine Kraft mich loszureißen; an ihm hing mein Leben.

Erlaſſet mir die ausführliche Erzählung meines fernern Verſinkens und meiner Leiden. Es iſt die gewöhnliche Geſchichte aller Verführten. B. hatte es nicht darauf angelegt, mich zu verderben. Seine Abſichten mochten Anfangs redlich ſeyn. Aber er war ein ſehr ſinnlicher Menſch. Seine Geſtalt hatte gelogen; oder meine Phantaſie hatte ſie falſch gedeutet. Wir waren nicht für einander. Liebe konnte uns nicht verbinden. Ich mußte mich ſelbſt täuſchen, um ſeine zunehmende Gleichgültigkeit nicht zu bemerken. Er verließ mich. Mein Bruder verfolgte den Treuloſen und wurde gefährlich verwundet zurück gebracht. Seine Beſinnung kehrte nicht wieder zurück; nach einigen Tagen gab er den Geiſt auf. Meinen Vater verzehrte der Gram; er hatte mir vergeben. Er ſchied mit Thränen der Liebe. Meine Mutter blieb mir allein. Unſer kleines Vermögen war bald aufgezehrt. Unſre Lage war bedrängt. Noth, Mitleiden und ſchmerzliche Reue zerriſſen mein Herz. Wohin ich kam fand ich Verachtung, kalte Anmerkungen und bittern Spott. Ich konnte nicht ſterben. Ich ſollte noch tiefer fallen. Erſt ſpät fand ich den Menſchenfreund, der noch einige Reſte der zerſplitterten Tugend in mir entdeckte, und mein Retter wurde. Gott, was verdanke ich ihm, was verdanke ich Dir, der du ihn mir ſandteſt! Ich war nahe daran, das verworfenſte Geſchöpf zu werden. So ſchrecklich hatte mein Herz mich betrogen. So ſchrecklich mußte ich dafür büßen, daß ich die Liebe und die Leidenſchaft nicht kannte, daß ich mich ſelbſt nicht bewachte.

Druckfehler.

S. 30 Z. 6 v. o. ſt. vor ihm hin l. vor ihn hin.
„ 73 Z. 5 v. o. ſt. in l. und.
„ 108 Z. 12 v. o. ſt. einigen l. innigen.
„ 135 Z. 17 v. o. ſt. er l. es.
„ 141 Z. 2 v. o. ſt. müßte l. müßten.
„ 150 Z. 6 v. o. ſt. Gemählte l. Gemählde.
„ 154 Z. 13 v. o. ſt. verwickeln l. entwickeln.
„ 156 Z. 10 v. o. ſt. belockt l. beleckt.
„ 161 Z. 19 v. o. ſt. gibt l. gilt
„ 165 Z. 5 v. o. ſt. aber l. eben.
„ 170 Z. 8 v. u. ſt. Verwunderung l. Bewunderung.
„ 187 Z. 10 v. o. ſt. Betrachtung l. Erfahrung.
„ 211 Z. 10 v. o. ſt. verzehre l. verzehren.
„ 213 Z. 4 v. o. ſt. Herzen nahe l. Herzen zu nahe.
„ 224 Z. 7 v. o. ſt. in den l. in die.
„ 225 Z. 7 v. o. ſt. in ſeinem l. ſeinen.
„ 243 Z. 10 v. o. ſt. dem l. den.
„ 277 Z. 2 v. u. ſt. Gedanken l. Gedanke.
„ 280 Z. 14 v. o. ſt. den l. der.
„ 303 Z. 1 v. u. ſt. Einem l. Einen.
„ 316 Z. 14 v. o. ſt. warum l. worum.
„ 358 Z. 7 v. o. ſt. Mutterliebe l. Mutter Liebe.
„ 358 Z. 9 v. o. del. bloß.
„ 368 Z. 6 v. o. ſt. ihn l. ihr.

Einige Verlagsbücher von Heinrich Büſchler in Elberfeld.

Das Schickſal, von Fr. Ehrenberg, gr. 8. 1805. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Darüber ſagt Rec. in der Berliner Allgem. deutſchen Bibliothek:

Dieſes Werk hat einen größern philoſophiſchen Standpunct, und iſt in ſo fern ſchon etwas Neues und Vorzügliches, da man, ſelbſt bei den neuern philoſophiſchen Revolutionen, dieſem Gegenſtande keine beſondere Schrift gewidmet hat. Der Verfaſſer hat mit möglichſter Popularität das hier zu unterſuchende glücklich erſchöpft, und die Probleme, welche zwiſchen der Freiheit des Willens und der Nothwendigkeit des Fatums liegen, ſcharfſinnig erläutert. (Dann kommt der Inhalt.) Schluß: eine in jedem Betracht leſenswehrte Schrift für alle denkende Leſer.

Ehrenbergs Reden über wichtige Gegenſtände der höhern Lebenskunſt. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Rec. ſagt: Schön erwärmend, mit hinreißender Beredſamkeit ſchreibt der Verfaſſer an tauſend Stellen, wo es auf's Practiſche ankommt, und das Syſtem ihn nicht erkältet. Recenſent ſchließt folgender Maßen: im Ganzen verdienen dieſe Reden ſehr geleſen und beherzigt zu werden. Sie enthalten einen Schatz vortreflicher Bemerkungen, die von Menſchenkenntniß, und von Kenntniß des Eigenthümlichen unſers Zeitalters zeugen.

In der Halliſchen Litteratur Zeitung Nro. 31. 1805. ſteht folgende ganz kurze Recenſion über

Ehrenbergs Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Das Publikum verdankt ſeit kurzem dem Verfaſſer einige in einem guten Geiſte und in einer edeln Sprache verfaßte Populärſchriften über Lebensphiloſophie (das **Schickſal** — **Euphranor** und mehrere), welche den Rec. ſchon im Voraus mit einem günſtigen Vorurtheile für dieſe Reden einnehmen, die ſich über edle Weiblichkeit, weibliche Bildung ꝛc. in einem Vortrage von Licht und Wärme ausbreiten, und das Gemüth aller gebildeten oder für Bildung empfänglichen Leſerinnen, wenn es nicht verwahrloßt iſt, ergreifen müſſen.

Eliſa's des Weibes wie es ſeyn ſollte Vermächtniß für ihre Tochter Henriette. 8. mit 1 Kupf. 1 Rthlr. Neue Auflage.

„Hier meine theuerſte Tochter! — ſo ſprach die ſterbende Eliſa zu ihrer Tochter Henriette, indem ſie ihr das gegenwärtige Werkchen im Manuſcript überreichte; — hier übergebe ich dir, in der letzten Stunde meines Lebens, das edelſte Kleinod von allem was ich hinterlaſſe. Es ſind Maximen und Vorſchriften der Weisheit und Tugend, die ſich vorzüglich über deine jetzt beginnenden Lebensperioden, als Gattin, Mutter und Erzieherin verbreiten, und die ich größtentheils in unſern Feierſtunden an deiner Seite ſammelte und bearbeitete. — Möchten ſie deinem Geiſte immer ſo belehrend und unterhaltend und deinem Herzen ſtets ſo theuer bleiben, als ſie es waren, wie du ſie zuerſt von mir vorleſen hörteſt, oder ſie ſelbſt laſeſt; möchteſt du ſie ſtets als Richtſchnur vor Augen halten und zur Baſis deiner Handlungen machen! — Doch gute Henriette, du biſt ja mit mir völlig einverſtanden, und was könnte mir wohl meine Todesſtunde zur ſeligſten Feierſtunde erheben, wenn ich nicht ſicher wüßte, daß auch du überzeugt ſeyeſt, daß nur Tugend, des Weibes höchſter Ruhm und ſchönſte Zierde ſey." — So wandelte Henriette immer feſtern Schrittes auf der Bahn der Tugend, indem ſie die ihr hinterlaſſenen mütterlichen Lehren auf das gewiſſenhafteſte befolgte.

Die Reiſe zur Meſſe oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Reiſenden für Verehrer der Tugend, der Freundſchaft und Liebe. 8. 1800. 20 Ggr. oder 1 Fl. 20 kr.

Der Verfaſſer machte die hier beſchriebene Reiſe aus der Gegend von Elberfeld nach Frankfurt. Sie enthält zwar keine Schilderung von Kunſt- und Naturalien-Kabinetten, aber wohl reiflich durchdachte Bemerkungen über allgemein intereſſante Gegenſtände, eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens und eine gefällige Darſtellung menſchlicher Situationen in einer reinen Schreibart, die vom üppigen Wortgepränge und ſteriler Kürze gleich weit entfernt iſt, mit einem herzlichen Tone vorgetragen. Der Geſchäftsmann und der Menſchenkenner, der Freund der Aufklärung und der Verehrer und Beförderer alles Wahren und Guten findet hier reichliche Nahrung für Kopf und Herz, und reichen Stoff zum weitern Nachdenken; auch der Freund der Muſen, der eine geiſtvolle Unterhaltung der Lektüre alltäglicher Romane vorzieht, wird den äſthetiſchen Werth dieſes Werkchens nicht verkennen.

Das Sandwerk. Eine Stadtneuigkeit vom Kaffeehauſe. Vom Verfaſſer der Edlen Griechen. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

(Und der Edlen der Vorwelt; recenſirt in der A. L. Z. St. 41 und 209 vom J. 1801.) — Auch durch Romane iſt der Verfaſſer, G. Ch. Kellner in Caſſel, den Freunden einer ſentimental-humoriſtiſchen Lectüre bekannt. In ſeinem neueſten Büchlein, dem erwähnten Sandwerke, athmet ein leichter Humor, dem kein Hypochondriſt oder Melancholiker leicht widerſtehen wird. Bei allen, bald ſatyriſchen, bald ſentimentalen, bald unbefangen ſcherzenden Abſprüngen, iſt der Faden des kleinen Romans leicht durchgeführt. Und noch häufiger als in ſeinen frühern Werken, überraſchen hier den Leſer Parallelen zwiſchen Weltbegebenheiten und Familienereigniſſen, Erſcheinungen der äußern Welt und Gemüthszuſtänden des innern Menſchen.

Oſter-Meſſe 1806 erſcheinen in meinem Verlage.

J. Weißenſteins (weiland Director des Handlungs-Inſtituts zu Elberfeld) gründliche Unterweiſung in der Handlungs-Wiſſenſchaft nach der Darſtellung des verſtorbenen Profeſſor Buſch in Hamburg, zweite Auflage, umgearbeitet, verbeſſert und vermehrt von J. G. Cleminius. gr. 8.

Handbuch für die äſthetiſche, moraliſche und religiöſe Bildung des weiblichen Geſchlechtes ꝛc. von Fried. Ehrenberg. gr. 8.

Predigten bei auſſerordentlichen Gelegenheiten oder über ungewöhnliche Gegenſtände, gehalten von J. A. Küpper, evang. ref. Prediger zu Mettmann, gr. 8. 16 Ggr.

Vielerley Geſtalten, oder Genieſtreiche für Genieſtreich, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach einer franz. Erzählung frei bearbeitet von Becker. — Der Eisgang, Schauſpiel von R. 8 Ggr.

30

Feſtpredigten

von

Friedrich Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Domprediger zu Berlin.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig, 1808.
Bey Heinrich Büſchler in Elberfeld.

I.

Die heilige Freude des Weihnachtsfeſtes.

Gebeth am Altare.

Vor deinem Angeſichte, Ewiger, ſind wir verſammelt, daß wir mit einander den Tag deiner Erbarmung feyern. Welch ein großer feſtlicher Tag für uns alle, die wir dich und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen! Wie verherrlichte ſich an dieſem Tage deine Majeſtät und Liebe! Wie verkündigt er uns ſo nachdrücklich deine Heiligkeit, deine Weisheit, deine Macht und Allgenugſamkeit! Gott, zu welchen Zwecken haſt du uns beſtimmt, welche Anſtalten haſt du um unſertwillen getroffen, aus welchem Elende haſt du uns gerettet, zu welcher Glückſeligkeit uns geführt, welche Verheißungen uns gegeben! Die Dunkelheit iſt verſchwunden, die den Erdkreis bedeckte, das Laſter muß der Tugend weichen, die Knechtſchaft verwandelt ſich in Freyheit, und allenthalben bethet ein kindlicher und freudiger Glaube dich an. Nie, nie hörſt du auf für unſer Wohl zu wirken, und uns zu gewähren, deſſen wir bedürfen; mit Vatertreue führſt du uns zum Ziele der Seligen in einem unſterblichen Leben. Voll Bewunderung und Dank ſinken wir Herr vor dir nieder.

Uns leuchtet das Licht der Wahrheit. Wir kennen dich, unſre Würde und unſre Beſtimmung. Wir wiſſen, was wir zu thun und zu laſſen haben, um deines Beyfalls wehrt zu ſeyn. Wir wiſſen, was wir hoffen dürfen, wenn wir nach deiner Anweiſung denken und leben. Wir befolgen alles, was uns ſtärken und tröſten kann. Ein ebener Weg iſt uns durchs Leben gebahnt; leicht ſind nun ſeine Laſten; und heiter ſoll einſt unſer Hingang ſeyn. Freudig blicken wir hinauf zu des Himmels Höhen.

Möchte es denn nicht umſonſt ſeyn, daß du uns durch Jeſum ſo reichlich geſegnet haſt mit himmliſchen Gütern. Möchten die Früchte ſeiner Erſcheinung an uns allen ſichtbar werden im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Möchte auf uns allen herabſcheinen der Aufgang aus der Höhe, daß wir wahrhaft erleuchtet, beruhigt, gebeſſert, mit dir vereinigt, und in dem unſichtbaren Leben des Geiſtes immer mehr befeſtigt werden.

Mit heiliger Freude werde von uns dein Tag gefeyert. Die Schauer des ewigen Lebens müſſen heute uns alle durchdringen. Heute vergeſſe der Kummervolle ſeinen Schmerz, der Irdiſchgeſinnte ſeine alltäglichen Beſchäftigungen und Genüſſe, mit der Wonne der Anbetung zu betrachten dein großes Werk, und zu preiſen deine unendliche Güte. Amen.

……

Nie, m. Z., kann der, den der Geiſt des Evangeliums beſeelt, darüber klagen, daß der Freude in der Welt wenig ſey. Der gemeinen, irdiſchen Freude mag es freylich auch für ihn nicht viel geben: denn es iſt dieſer Freude Geſetz, daß ſie immerfort mit dem Schmerze wechſele; ein ununterbrochener Genuß derſelben verträgt ſich eben ſo wenig mit der Beſchaffenheit als mit der Beſtimmung des gegenwärtigen Lebens. Darauf rechnet aber auch — darüber beſchwert ſich derjenige nicht, den der Geiſt des Evangeliums beſeelt. Er kennt die Flüchtigkeit, das Ungenügende und die Armuth dieſer Freude; er iſt weit davon entfernt, ſie für den Zweck ſeines Daſeyns zu halten; er kann ihrer entbehren, und ſich dabei doch glücklich fühlen. Und wenn er bemerkt, wie die Menſchen im Genuſſe dieſer Freude ſich ſelbſt und ihr Edelſtes vergeſſen, von ihrer Würde herabſinken, zu durchaus ſinnlichen und weichlichen Geſchöpfen erniedrigt werden, und die vorzüglichſten Kräfte des Verſtandes und des Willens einbüßen: dann könnte es ihm wohl eher ſcheinen, als ob der Freude noch zuviel in der Welt ſeyen — zu viel für den Ernſt, den vernünftige Weſen immer behaupten ſollen, zu viel für die Bemühungen, welche die Ausbildung und Veredlung eines unſterblichen Geiſtes verlangen.

Aber er kennt eine andre Freude, als die gemeine und irdiſche — reiner in ihren Quellen, edler in ihrer Beſchaffenheit, erhabener durch ihren Gegenſtand, herrlicher in ihren Wirkungen — eine Freude, die im Innerſten ſeines Gemüthes ihren Urſprung hat, die aus den würdigſten Anſtrengungen der Seele, die aus der Erhebung über alles, was gemein und irdiſch iſt, aus der Betrachtung und dem Gefühle deſſen, was dem Menſchen ewig das Höchſte bleibt, hervorgeht. An dieſer Freude wird es dem nie fehlen, den der Geiſt der Religion beſeelt. Sie hängt nicht von äußerlichen und zufälligen Dingen, nicht von der Beſchaffenheit unſers Körpers oder von der Stimmung unſers Gemüthes ab. Sie iſt allein die köſtliche Frucht des Lebens, welches das Evangelium in uns gebildet hat. In jeder Hinſicht iſt dieſes Evangelium eine Bothſchaft der Freude. Indem es unſer Herz von der irdiſchen Freude abzieht, öffnet es daſſelbe der himmliſchen und ewigen. Der Apoſtel drückt nichts anders als das eigentliche Weſen des Evangeliums aus, wenn er ſpricht: *Freuet Euch in den Herrn allewege und abermals ſage ich Euch, freuet Euch.* Alle Belehrungen, die das Evangelium uns mittheilt, alle Verheißungen, die es uns vorhält, vorzüglich aber die Geſinnungen, zu welchen es uns erheben will, ſind dazu geeignet, uns mit einer ſtillen, andachtsvollen, *heiligen* Freude zu erfüllen. Wir dürfen nur erwägen, was das

Evangelium uns zu erwägen gibt, uns nur emporſchwingen zu den unſichtbaren Gegenden, die es uns als unſer Vaterland ſchildert, wir dürfen nur anfangen, das zu werden, was wir nach ſeiner Anweiſung werden ſollen, um uns in der That des Herrn zu freuen alle Wege.

Vorzüglich iſt der heutige Tag dazu geeignet, dieſe heilige Freude in uns zu erwecken. Ihm verdanken wir nicht allein gewiſſer Maßen alles, was das Chriſtenthum Großes und Erfreuliches in die Welt gebracht hat; ſondern auch das Ereigniß ſelbſt, welches uns dieſen Tag denkwürdig macht, iſt ſo beſchaffen, daß es jeden, der es recht würdigt, zu dieſer Freude ſtimmet. Heilige Freude muß uns heute mehr denn je erfüllen; ſie muß bei uns herrſchendes Gefühl in der Feier dieſes Feſtes ſeyn. Laſſet uns dieſelbe in der gegenwärtigen Stunde näher ſuchen kennen zu lernen.

Text.

Luk. 2 v. 10.

Und der Engel ſprach zu ihnen: fürchtet euch nicht; ſiehe ich verkündige euch große Freude die allem Volks widerfahren wird.

Als eine allem Volke erfreuliche Begebenheit wird die Erſcheinung des Weltheilandes in den vorgeleſenen Worten angekündigt; und gewiß mit großem Rechte, denn die ausgezeichneteſten Segnungen ſind dem Geſchlechte der Menſchen aus dieſer Begebenheit hervorgegangen, und ſchon deßwegen verdiente das heutige Feſt mit Freude gefeyert zu werden. Aber wir dürfen hierbey nicht ſtehen bleiben; uns iſt es geſtattet, tiefer einzudringen in das Weſen und den Zuſammenhang dieſes Ereigniſſes, und überall Veranlaſſung — nicht bloß zur Freude überhaupt, ſondern auch zur heiligen Freude insbeſondre zu finden.

Dieſe heilige Freude, wozu uns der heutige Tag auffordert, ſoll jetzt unſer Nachdenken beſchäftigen. Wir werden das hierhin Gehörende am beſten erſchöpfen, wenn wir auf die Gegenſtände dieſer heiligen Freude unſre Aufmerkſamkeit richten. Sie iſt nähmlich:

1. Freude über Gott.
2. Freude über Jeſum,
3. Freude über die Menſchheit,
4. Freude über uns ſelbſt,
5. Freude über unſre Kinder.

1.

Unwillkührlich richten ſich, bey der Betrachtung der Begebenheit des heutigen Tages, zuerſt unſre Blicke auf den großen und ewigen Regierer aller Dinge. Wenn irgendwo die Spuren ſeiner Wirkſamkeit gleich in die Augen fallen, wenn irgendwo die unmittelbaren Veranſtaltungen der Vorſehung unverkennbar ſind: ſo iſt es hier. Vom Himmel, verſichert Jeſus, ſey er gekommen, mit dem

Vater ſtehe er in der genaueſten Verbindung, Aufträge Gottes habe er auf Erden auszurichten; und ſein ganzes Leben, ſo wie die unüberſehbar großen und heilſamen Folgen deſſelben beweiſen, daß er die Wahrheit redete. Schon bey ſeiner Geburt erblicken wir ihn vom Schimmer der Gottheit umfloſſen, und die Kräfte der unſichtbaren Welt ſind in Bewegung, ſeine Ankunft auf Erden zu feyern. Ja, dieſer Tag iſt uns vom Herrn. Er zeigt uns ſeine Größe und Güte im glänzendſten Lichte. Nichts Geringeres als die Rettung und Beſeligung der Welt ſollte von demſelben ausgehen. Alles, was uns im Gedanken an Gott mit heiliger Freude erfüllen kann, vereinigt ſich in der Geſchichte dieſes Tages. Empfinden wir heilige Freude wenn wir die Wunder, die er in der Natur, in ihrer Größe, Pracht und Schönheit, vor uns aufgeſtellt hat, betrachten, wenn unſer Blick ſich verliert in der Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, wenn wir dem erhabenen Gange der Weltereigniſſe, wenn wir der weiſen Verkettung unſrer eignen Schickſale im Geiſte folgen, wenn wir erwägen, wie Gott das ganze Geſchlecht, wie er unſre vollendeten Brüder, wie er uns bisher geführt hat, und wenn wir ſeine ehrwürdige Stimme in unſerm Gewiſſen vernehmen: ſo müſſen wir dieſe heilige Freude in noch viel höherm Grade empfinden, wenn wir uns den Eindrücken dieſes Feſtes überlaſſen.

Gott iſt ein heiliges Weſen. Wie er ſelbſt vollkommen iſt: ſo hat er nur am Vollkommnen Gefallen, und will, daß Vollkommenheit allenthalben herrſche.

Die Erleuchtung und die, durch ſie zu bewirkende, Sittlichkeit der Welt iſt ſein großer Zweck. Um dieſen Zweck zu erreichen, trifft er die weiſeſten und bewundernswürdigſten Veranſtaltungen. Aus dem größten Elende weiß er uns zu retten, aus der tiefſten Erniedrigung zu erheben, in den geiſtig Todten neues kraftvolles Leben zu entzünden. Dazu ſtehen ihm Mittel zu Gebothe, von welchen die kühnſte Einbildungskraft nicht einmal eine Ahndung hat. Er iſt der Allgenugſame — unerſchöpflich die Fülle ſeiner Macht und ſeiner Weisheit. Gott liebt uns, er überläßt uns nicht dem Verderben, in das wir uns durch unſre Irrthümer und Laſter ſtürzten. Er wendet alles an, uns zurückzubringen, und der Glückſeligkeit fähig zu machen. Er läßt es an nichts fehlen, das Licht der Wahrheit unter uns zu verbreiten, beßre Geſinnungen unter uns zu erwecken, den Verwüſtungen des Laſters zu ſteuern, uns für unſre Beſtimmung zu gewinnen, und mit ſich in ein erfreuliches Verhältniß zu bringen. Wir ſind die glücklichen Geſchöpfe, denen die erhabenſten Erweiſungen ſeiner Güte zu Theil werden; uns führt, uns beſchützt, uns hilft und ſegnet er. Das ſind die Belehrungen, die uns die Erſcheinung des Welterlöſers über den Gott ertheilt, der uns in ſo mancher Hinſicht unbegreiflich, deſſen Wirken oft für uns in die tiefſte Dunkelheit gehüllt iſt, zu dem wir oft nicht anders, als mit ängſtlichen Zweifeln, mit tiefer Demuth und mit bangem Gefühl ſeiner unendlichen Majeſtät emporblicken dürfen. Alles, was dieſe Zweifel niederſchlagen, dieſe Demuth in

Vertrauen, dieſe bangen Gefühle in Zuverſicht verwandeln — alles, was uns frohe Bewunderung Gottes einflößen kann, finden wir in der Begebenheit dieſes Tages dargeſtellt. Gott muß uns fremd geworden ſeyn, wir müſſen allen Sinn für das Unſichtbare, das dem Verſtande groß und dem Herzen erfreulich iſt, verloren haben, und nur diejenigen Freuden noch kennen, welche in den wohllüſtigen Bewegungen der Sinnlichkeit ihren Grund haben, wenn ſich nicht Freude über Gott in uns regt, bey der Betrachtung deſſen, was uns den heutigen Tag feſtlich macht.

Dürfen wir aber anſtehen, dieſe Freude eine *heilige* zu nennen? Wie kann, was ſich auf Gott, was ſich auf das, was in Gott das Größte und Verehrungswürdigſte iſt, bezieht anders als heilig ſeyn? Iſt dieſe Freude nicht frey von allem Sinnlichen und Eigennützigen? Sind es nicht die edelſten Anlagen unſrer Natur, woraus ſie entſteht? Iſt ſie nicht auf das höchſte gerichtet, wozu ſich unſer Geiſt erheben kann? Dieſer Freude ſich hingeben heißt das etwas andres, als ſich Gott ſelbſt hingeben, und ſein Gemüth läutern von allem, was daſſelbe verunſtaltet und entwürdigt? Und kann etwas entſchiedener ſeyn, als der Einfluß dieſer Freude auf die Veredlung unſers Weſens? Verſchwindet nicht alles, was uns an die Erde feſſelt und in unſerm Herzen ſo oft die ſchädlichen Unordnungen anrichtet, aus unſern Augen, ſo bald dieſe heiligende Freude ſich unſrer bemächtigt?

Nie können wir auch mehr Veranlaſſung haben, uns deſſen, was in Gott Großes und Erfreuliches iſt, wirklich zu freuen, als an dem Tage, wo der unſerm Geſchlechte geſchenkt ward, der ſich überall als das Bild der Gottheit und den Widerſchein ihrer Herrlichkeit darſtellte. Ja in ihm, deſſen Ankunft wir heute feyern, iſt Gott den Menſchen gleichſam fühlbar geworden. Er konnte mit Recht ſagen wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Wir dürfen nur achten auf die Einſicht und Kraft, die in ſeinen Reden und Thaten leuchten, auf die unbefleckte Tugend, die ſeinen Wandel auszeichnet, und auf die innige Liebe, womit er ſeine Brüder umfaßt, um darin die Weisheit und Macht, die das Weltall tragen, die Heiligkeit, die uns ihr Geſetz ins Herz ſchrieb, und die Güte zu vernehmen, die ſich ewig aller ihrer Werke erbarmt. Eben darum muß aber auch

2.

die heilige Freude dieſes Tages zugleich Freude ſeyn über Jeſum ſelbſt. Wer, m. Br., wer, der Sinn hat für das Würdige und Gute, für das, was der Menſchheit Ehre und Heil bringt, ſollte ſich ſeiner nicht ſteuen? Welch ein Glanz der Majeſtät und der Huld umgiebt ihn! In welcher Größe und Herrlichkeit ſteht er da, in der Geſchichte der Welt einzig, nie übertroffen, nie erreicht! Wen das Vollendete erfreut, wer ſich ſehnt, dieſes Vollendete ſchon auf Erden zu finden, wen es mit tiefer Wehmuth erfüllt, ſtatt deſſen überall das Schlechte und Gebrechliche anzutreffen, der richte ſeine Blicke auf den, der heute der Welt geboren ward; an ihn wird er, zur

Wonne ſeines Herzens, das wahrnehmen, was er ſo inbrünſtig liebt, und was ſeine Seele ſo einzig beſchäftigt. Wenn das Mittelmäßige und Verächtliche, das wir an allem menſchlichen Thun und Streben bemerken, wann das Gewühl ſo vieler Bemühungen, die auf nichts als Kleines oder gar Unwürdiges gerichtet ſind, wenn dieſe Niedrigkeit der Geſinnungen, dieſer engherzige Eigennutz der allen anklebt, dieſe unſittlichen Triebe, die ſich in alles miſchen, und alles beflecken, uns mit Eckel an der Welt und an allen menſchlichen Weſen erfüllt haben: wie muß es uns dann ſo wohl thun, daß wir mit voller Befriedigung bey Einem verweilen können, deſſen Leben uns die Menſchheit auf der höchſten Stufe der ſittlichen Veredlung zeigt!

Alles, was zur wahren Vollkommenheit erfordert wird, ſehen wir in ihm vereinigt. Der Gedanke an Gott iſt in ſeiner Seele herrſchend, er iſt gleichſam ſein eigenſtes Leben geworden. Dieſer Gedanke leitet die Wünſche und Empfindungen ſeines Herzens, er unterſtützt ihn, bey dem, was er thut und leidet, er iſt die Quelle ſeiner Zuverſicht, und weicht nicht von ihm bis zum letzten Hauche ſeines Lebens. Dieſes unerſchütterliche Feſthalten an Gott unter den größten Verſuchungen, dieſe Unterwerfung unter den Willen Gottes bei den ſchmerzlichſten Leiden, dieſes Vertrauen auf Gott in den bängſten Stunden, dieſer unermüdete Eifer, das Werk Gottes zu wirken, dieſe Beharrlichkeit bey den größten Hinderniſſen, dieſe innige Menſchenliebe, die alles aufopfert, dieſe himmliſche Sanftmuth, die alles erträgt, dieſe rührende Großmuth, die alles vergibt, und für Feinde bethet, dieſe ſtille Demuth, die von den gegründeteſten Anſprüchen keinen geltend macht, dieſe Reinigkeit des Herzens, die nie durch eine unlautre Bewegung getrübt wird — welchen Freund des Guten ſollte das nicht mit inniger Freude erfüllen! Es ſteht ſehr bedenklich um uns, die beſten Fähigkeiten unſrer Natur ſind gänzlich abgeſtorben, oder doch ſehr geſchwächt, wir dürfen uns wenig von dem Einfluſſe des Chriſtenthums auf unſer Herz verſprechen, wenn wir bei der ſittlichen Größe Jeſu gleichgültig bleiben, wenn wir höchſtens die Regungen einer Bewunderung, die jedes Außerordentliche in uns erzeugt, dabey empfinden.

Iſt es ein heiliger Schmerz, worin wir den Verfall der Menſchheit beklagen: dann iſt es auch eine heilige Freude, die wir da empfinden, wo Menſchenwehrt ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit zeigt, wie bei Jeſus Chriſtus. Die Schaaren des Himmels feyerten in Lobgeſängen ſeine Ankunft: darum ſey auch Freude auf Erden in heiligen Seelen.

Mit Aufträgen an die Menſchen erſchien Jeſus. Unſre Natur bekleidete ihn, daß er unſer Retter würde. Uns von den drückendſten aller Uebel, uns von der Sclaverey des Irrthums und des Laſters zu befreyen, uns mit Gott zu verſöhnen, und zu ſeinen Freunden zu bilden, uns einer göttlichen Natur theilhaftig zu machen, und mit den köſtlichſten Gütern zu ſegnen, uns mit den herrlichſten Hoffnungen zu beglücken, ein dem Himmel geweihtes Geſchlecht auf Erden zu ſammeln, und dadurch auch ſchon hier einen beſſern Zuſtand zu bewirken: das war der große Zweck ſeines Lebens unter ſeinen Brüdern. Alles, was uns unſre Abhängigkeit erleichtern, was unſre Schwäche aufrichten, unſer Elend vermindern, alles, was uns tröſten, ſtärken und beglücken kann, verdanken wir ihm. Wir müßten unſre Ohnmacht, unſre Bedürftigkeit und unſern gedrückten Zuſtand, das Elend, welches die Sünde über uns gehäuft, die Schmach, worin ſie uns geſtürzt, die Feindſchaft gegen Gott, worin ſie uns verſetzt, nie gefühlt haben, wir müßten höchſt leichtſinnig, oder höchſt gleichgültig gegen unſer wahres Wohl, oder höchſt verblendet ſeyn, wenn wir nicht einſähen, welch eine ſtarke Aufforderung zur heiligen Freude für uns die Bothſchaft ſey: euch iſt heute der Heiland geboren. O, Ihr alle, die Ihr Euch ſelbſt kennt, die Ihr Euch nach Hülfe ſehnt, die Ihr Theil nehmet an den Schickſalen Eurer Brüder, freuet Euch; ein Gott geſandter Retter iſt da, und reicht Euch brüderlich die Hand, bey Ihm findet Ihr, was Ihr bedürfet zu Eurer Ruhe. Darum freuet Euch mit heiliger Freude.

3.

Es folgt von ſelbſt, daß die heilige Freude des heutigen Tages auch Freude über die Menſchheit ſeyn muß. Die Menſchheit ſehen wir in Jeſu geadelt. Unſre Natur hat er angezogen, als Menſch hat er gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt. Dürfen wir uns wohl beklagen über die

Schwäche einer Natur in welcher der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit gewohnt hat? Sollen wir nicht vielmehr darum uns ſelbſt, und jeder den andern ehren? Was kann gewiſſer ſeyn, als daß wir mit dem höchſten aller Weſen in Verbindung ſtehen.

Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß in Jeſus übermenſchliches Weſen war, ſeine Schickſale und ſeine Thaten bezeugen es zu ſtark. Nichts deſto weniger war er doch auch Menſch wie wir, und auf menſchliche Weiſe hat er jene erhabene Größe entwickelt, die wir an ihm bewundern und verehren. Es war ein menſchlicher Verſtand, der dieſe Schätze der Erkenntniß umfaßte; es war ein menſchliches Herz, daß dieſe Tugenden vereinigte; es war ein menſchlicher Wille, der dieſen Gehorſam und dieſe Unterwerfung bewies. Wir ſehen an ihm, weſſen wir fähig ſind, und was aus uns werden ſoll. Mögen wir immerhin dieſe Größe auf Erden nicht erreichen: wir erkennen doch, daß ſie für uns erreichbar iſt, daß unſre Natur Empfänglichkeit für ſie hat, daß die Anlagen, womit ſie geſchmückt iſt, nur ganz entwickelt werden dürfen, um das Vortrefflichſte darzuſtellen. Sey das Verderben der menſchlichen Natur groß, der Hang zum Böſen in ihr mächtig, ſeyen ihre Verunſtaltungen zahlreich, und ihre Verirrungen traurig: dennoch läßt ſich die urſprüngliche Würde derſelben nicht verkennen; dennoch läßt ſich ihr die Fähigkeit zu der höchſten Vollkommenheit nicht abſprechen. Mit Recht freuen wir uns, daß wir an der Menſchheit Theil haben. Es iſt etwas Großes ein Menſch zu ſeyn, da der Sohn des Ewigen ſelbſt ein Menſch war — noch mehr aber, da er unſer Führer ſeyn will zum höchſten Ziele der Vollendung.

Nicht genug, daß in uns herrliche Anlagen verborgen ſind, ſie ſollen auch hervorgezogen und gebildet werden. Sie hervorzuziehen und zu bilden, war der Zweck des ganzen Lebens und aller Bemühungen Jeſu! Was kann mehr dazu geeignet ſeyn, Gottesſinn in uns zu wecken, und ihn über alles Widerſtrebende den Sieg zu verſchaffen, als Lehren, wie ſie Jeſus vortrug, das Beyſpiel, das er vor uns leuchten ließ, eine Liebe, die ſelbſt das Leben für uns dahin gab, Hoffnungen, die alles umſchließen, was wir uns vernünftiger Weiſe wünſchen können, und das Verhältniß zu Gott, in welches Jeſus uns brachte! Wo der Geiſt des Chriſtenthums lebendig iſt, da zeigt ſich überall Läuterung, Veredlung, Erhöhung der menſchlichen Natur, da verwandeln ſich Gebrechen in Tugend, Schwäche in Kraft, Finſterniß in Licht, da treffen wir das Menſchliche in ſeiner edelſten Geſtalt — und in ihm das Göttliche an, da erhebt ſich die Menſchheit zum höchſten Gipfel ihrer Würde. Was iſt edler als Liebe, reine, herzliche in allem Wohlthun thätige Liebe? Dieſe Liebe iſt das Weſen der Religion, die Jeſus der Welt brachte, ſie iſt die Seele der Gemeine, die er auf Erden ſtiftete. An der Hand deſſen, deſſen Geburt wir heute feyern, ſehen wir dich, von Gott ausgezeichnetes und geſegnetes Geſchlecht, muthvoll und ohne Aufhören fortſchreiten auf der Bahn der Vollkommenheit. Deiner wollen wir uns heute freuen mit heiliger Freude. Heilig iſt dieſe Freude: denn ſie bezieht ſich nicht auf vergängliches Gut und irdiſche Luſt;

ſie bezieht ſich auf das Ewige, auf die Würde des unſterblichen Geiſtes, auf die Hoheit unſerer Beſtimmung.

Ueberall, wohin das Chriſtenthum hat dringen können, hat es auch den Zuſtand der Menſchen erleichtert und verbeſſert, überall hat es Irrthümer zerſtreut, die Gewalt des Laſters eingeſchränkt, Aufklärung und Nachdenken befördert, die Sitten verfeinert, die ſanften Gefühle der Menſchlichkeit geweckt und gepflegt, die Bande der Verwandſchaft und der Liebe geheiligt, der Verbindung zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen eine freundlichere, den Rechten der Natur mehr angemeſſenere Geſtalt gegeben. Kunſtfleiß, Betriebſamkeit, nützliche Erfindungen, Bequemlichkeiten jeder Art, zahlloſe Mittel der Lebensverſchönerung ſind in ſeinem Gefolge geweſen. Noch iſt das Chriſtenthum durch der Menſchen Schuld, weit davon entfernt, ſo zu wirken, wie es wirken könnte und ſollte. Welche Früchte würden wir erblicken, welche Urſache würden wir finden, die Menſchheit glücklich zu preiſen, wenn es ſeine Herrſchaft weiter verbreitet, ſich aller Gemüther bemächtigt, und überall die Geſinnungen gebildet hätte, zu welchen es uns erheben will. Aber auch ſchon das, was wir jetzt wahrnehmen, enthält Veranlaſſung genug zur heiligen Freude.

4.

Natürlich wird dieſe Freude nicht weniger Freude über uns ſelbſt ſeyn. Denn wir gehören ja der Menſchheit an; die Würde ihrer Natur iſt ja auch unſre Würde; die Fähigkeiten, wodurch ſie zu aller Größe empor ſteigen kann, ſind ja auch unſer Eigenthum. Auch uns iſt durch die Geburt Jeſu ein erhabenes Ziel angewieſen, auch uns ein Führer geſchenkt an deſſen Hand wir dieſes Ziel nicht verfehlen können. Auch wir ſind durch ihn aller Belehrung, aller Kraft zum Guten und alles Troſtes theilhaftig geworden. Wann wir uns ſelbſt kennen: dann können wir nicht anders als mit frommer Rührung und heiliger Freude daran denken, daß er geboren iſt.

Wer hätte ſich nie gedemüthigt gefühlt durch ſeine Ohnmacht und Abhängigkeit, durch die mannigfaltigen Anfälle und Mißhandlungen, denen wir allenthalben ausgeſetzt ſind? Wer wäre nie geneigt geweſen, den Menſchen für ein verſäumtes und von Gott gering geachtetes Geſchöpf zu halten? O, Ihr alle, die Ihr je ſo dachtet, oder noch ſo denket, ſehet, wie Ihr geehrt, wie Ihr für edle, von Gott geachtete, ſeinen höchſten Begnadigungen gewürdigte Geſchöpfe erklärt ſeyd, in der Begebenheit, deren wir uns heute erinnern. Wer ſollte ſich nicht ſehnen nach Licht in den Finſterniſſen des Lebens, nach Gewißheit unter bangen Zweifeln, nach Auskunft in großen Verlegenheiten, wer ſollte nie ängſtlich fragen: was muß ich thun, daß ich ſelig werde? Ihr alle, die Ihr dieſe Sehnſucht empfindet, in Jeſus Unterricht findet Ihr, was ſie ganz und auf immer ſtillen kann. Wer, der nur erkennt, daß Rechtſchaffenheit die Bedingung alles Heils iſt, ſollte nicht gewahr werden, wie mangelhaft dieſe Rechtſchaffenheit bey ihm iſt, wie viel ihm noch fehlt, ein ſicheres Vertrauen hierauf gründen zu können, wie manche Pflicht er übertreten hat, und noch immer übertritt, und wie ſehr es ihm oft an Kraft gebricht, das zu leiſten, was er leiſten ſoll? Ihr alle, die Ihr dieſes mit Bekümmerniß gewahr werdet, laſſet den Muth nicht ſinken, was Euch mangelt, biethet der Euch an, den Gott der Welt zum Retter ſandte; er verkündigt, er verſiegelt dem Reuevollen, ſich wahrhaft Beſſernden die Tilgung ſeiner Schuld mit ſeinem Blute, er verſichert Euch die gnädigen Geſinnungen des Ewigen; bey ihm iſt Kraft, alles zu leiſten, was von Euch gefordert wird; wenn der Glaube an ihn ganz in Euch lebt, dann ſeyd ihr ſtark genug, die Welt zu überwinden. Wer ſollte in der vielfachen Noth des Lebens, bey dieſem Heere von Uebeln und Sorgen, die immer auf uns eindringen, ſich nicht umſehen nach etwas, das ihm die Noth erleichtere, das ihn unterſtütze, die Uebel zu tragen, das ihn aufrichte und erheitre unter den Sorgen? Das Evangelium Jeſu hat Troſt für Euch alle, die Ihr bey einem redlichen Herzen leidet; es weiſet Euch an Gottes Vorſehung, an ſeine Vaterliebe, an eine vergeltende Ewigkeit; es verſichert Euch, es werde nicht umſonſt ſeyn, daß Ihr hier Angſt habt; es preiſet ſo gar diejenigen ſelig, die Anfechtung erdulden. Wer ſollte nicht, bey den täglichen Erfahrungen von der Eitelkeit alles Irdiſchen, von der Heftigkeit menſchlicher Leidenſchaften, von der Mühſeligkeit unſrer Laufbahn und von den vielfachen gegenſeitigen Anfeindungen der Menſchen, mehr als nach allem andern, nach

Ruhe verlangen für ſeine Seele. Bey ihm, ſollt Ihr dieſe Ruhe finden, Ihr, die Ihr mühſelig und beladen ſeyd, er will Euch erquicken. Wir können es nicht verbergen, daß der Gedanke an den Tod für uns viel furchtbares enthält. Was geht mit uns vor indem wir ſterben, was wird aus uns, welches Schickſal erwartet uns? Höret darüber den Unterricht Jeſu. Nach ihm iſt der Tod nur die Auflöſung des irdiſchen Daſeyns, Zerſtörung der Hülle, die uns umgiebt, dem Geiſte aber Eingang ins Leben, dem Gerechten Hingang zum Vater, Uebergang in einen vollkommnern, glücklichern Zuſtand.

Das, m. Br., ſind wir durch Jeſum geworden: verſichert von unſrer Würde, erleuchtet von dem Lichte der Wahrheit, beruhigt über unſre Vergehungen, ausgerüſtet mit Kraft und mit Troſt im Leiden, bekannt mit einem Frieden, den die Welt nicht gibt, u. hoffnungsvoll in unſrer letzten Stunde. Ja über uns ſelbſt dürfen, ſollen wir uns freuen am Tage ſeiner Geburt.

5.

Und endlich noch über unſre Kinder. O, es iſt überflüßig, Euch, denen Gott das Theuerſte u. Koſtbarſte, was er Euch ſchenken konnte, denen er Kinder gab, zu ermuntern, daß Ihr Euch Ihrer freuet. Ihr müßtet ganz verwildert ſeyn unter der Herrſchaft roher Leidenſchaften, ganz abgehärtet gegen die ſchönſten Empfindungen, welche die Natur uns einpflanzte, wenn Ihr dieſe Freude nicht kanntet, wenn

Ihr dieſe kleinen Geſchöpfe, die ſich ſo liebevoll um Euch ſammeln, die ſich ſo zärtlich und ſo theilnehmend an Euch anſchmiegen, mit Kälte betrachten, oder gar mit Widerwillen und Härte von Euch weiſen könntet, wenn dieſe Unſchuld, dieſes ungeſchmückte, herzliche Weſen, dieſer ſtille Frohſinn, dieſe ſchöne Entwickelung der Natur Euch nicht anzögen, nicht rührten, nicht mit frohen Hoffnungen erfüllten, wenn Ihr Euch nicht glücklich prieſet, daß dieſe Kinder Euch angehören, daß ſie mit Euch ſo enge verbunden ſind, daß Euch ihre Pflege und ihre Erziehung aufgetragen iſt, daß dieſe ſchönen Blüthen ſich vor Euern Augen entfalten, und daß Ihr einſt die erquickenden Früchte derſelben genießen werdet.

Aber heute habt Ihr vorzüglich Veranlaſſung, Euch den Gefühlen dieſer Freude hinzugeben, und alles zu erwägen, was dieſe Freude in Euch nähren und ſtärken kann; da Ihr den als Kind erblicket, der der Erlöſer der Welt wurde. Als eine Urſache der Freude für alles Volk wird die Geburt Jeſu angekündigt. Auch Eurer Kinder werden ſich einſt viele Menſchen freuen, wenn Ihr ſie zu weiſen, tugendhaften und gemeinnützigen Menſchen bildet; Heilande ihrer Brüder werden ſie in dem größern oder kleinern Kreiſe ſeyn, der die Vorſehung ihnen anweiſen wird. Marie freute ſich ihres Kindes, und behielt alle Worte, die von demſelben zu ihr geredet wurden, und bewegte ſie in ihrem Herzen. Solltet nicht auch Ihr Mütter Euch mit zärtlichen Gefühlen zu euern kleinen Lieblingen hinneigen, und tief in einem ſinnigen Gemüthe Euch mit ihren künftigen Schickſalen beſchäftigen? Schon in der Kindheit Jeſu zeigte ſich göttliches Weſen. Blicket auf die, die Gott an Euer Herz gelegt hat; merket, wie ſich auch in ihrer Unſchuld der urſprüngliche Adel der menſchlichen Natur zu erkennen gibt. Scheint Euch das Loos der Kindheit in der Schwäche und Hülfsbedürftigkeit derſelben beklagenswehrt zu ſeyn, und der Würde, deren wir uns rühmen, wenig zu entſprechen. Das heutige Feſt muß dieſen Schein zerſtreuen, daß heutige Feſt muß Euch ein Beweis ſeyn, daß in dieſer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit nichts wahrhaft Erniedrigendes, nichts mit der Würde eines vernünftigen, zu hohen Zwecken beſtimmten Weſens Unvereinbares iſt; indem der Sohn des Ewigen, wie die Kinder Fleiſch und Blut haben, deſſelben gleicher Maßen theilhaftig geworden iſt. Und, wenn wir ja noch etwas Demüthigendes in der Ohnmacht unſrer Kindheit finden könnten: muß dieſes nicht gänzlich verſchwinden, da ſich, durch die Geburt des Welterlöſers, ein himmliſcher Schimmer über dieſelben ausbreitet? Mit dem reinſten Entzücken dürfet Ihr Euch heute allen den hohen Empfindungen überlaſſen, die der Anblick einer noch unverdorbenen und heitern Kindheit in Euch erwecket.

Aber vielleicht ſtören Euch ängſtliche Beſorgniſſe über die Richtung, die der Geiſt und das Herz Eurer Kinder nehmen werden, und über die Schickſale, die in einer Welt voll Angſt und Noth noch auf ſie warten; vielleicht denkt Ihr mit großer Unruhe an

Verführung und Betrug der Sünde, die ſich ihrer bemächtigen, an die Leiden, die ſie treffen mögen, an die Gefahren, worin das Heil ihrer unſterblichen Seele gerathen könnte. Thut Ihr nur Eure Pflicht, ſucht Ihr nur zu verhüthen, daß das Böſe nicht bey ihnen Wurzel faſſe, daß ſie das Gute frühe kennen und lieben lernen: dann könnt Ihr auch in dieſer Hinſicht getroſt ſeyn; denn auch Euern Kindern iſt heute der Heiland geboren; auch ihnen iſt Jeſus Chriſtus, Retter, Führer, Beglücker, auch ſie wird ſein Unterricht erleuchten, ſtärken und bewahren; auch ſie werden bey ihm alles finden, was ſie zum Widerſtande gegen das Böſe, zur Feſtigkeit in den Stunden der Prüfung und zum getroſten Muthe bey allen Ereigniſſen ihres Lebens nöthig haben. Heiter ſteht der Morgen unſers Lebens in dem ſanften Lichte der Geburt des Erlöſers; keine Wolke trübt dieſes Licht.

Solltet Ihr aber noch anſtehen, dieſe Freude eine *heilige* zu nennen: ſo darf ich Euch, ſtatt alles andern, nur an die Verbindung erinnern, worin ſie mit der Freude über die Geburt des Herrn ſteht; weil er ein Kind war, darum ſchließen wir unſre Kinder heute liebevoller an unſre Bruſt. Ich darf Euch nur daran noch erinnern, daß der Herr ſelbſt die Kinder ſo lieb hatte, ſie herzte und ſegnete und ſagte: *ihrer ſey das Reich Gottes.*

So, m. Br., iſt die heilige Freude des gegenwärtigen Feſtes. Möchte ſie von Euch allen empfunden werden, die Ihr den Namen Chriſti nennet. Würdiger aber auch fruchtbarer für Euer geiſtiges Leben könnt Ihr dieſes Feſt nicht feyern, als indem Ihr Euch ganz den Regungen und Wirkungen dieſer Freude hingebt. Wie einſt Freude war unter den Schaaren des Himmels und auf Bethlehems Feldern, wo die Herrlichkeit des Herrn leuchtete: ſo ſey auch jetzt, und ſo oft dieſer Tag wiederkehrt, heilige Freude in der Gemeine der Chriſten, und dieſe Freude gehe über in lautes Lob Gottes, in dankbare Verehrung des Erlöſers, in ein frohes Gefühl unſrer menſchlichen Würde, in ein ernſtliches Beſtreben, den Seegen des Evangeliums in vollem Maße an uns zu erfahren, durch daſſelbe ganz erleuchtet, gebeſſert und geheiligt zu werden, und auch unſern Kindern dieſen Segen zu verſchaffen und zu bewahren. Dann erſt wird unſre Freude ganz vollkommen ſeyn, und der Tag, der die Finſterniſſe der Erde vertrieb, auch das Licht des ewigen Lebens in unſern Herzen anzünden. Amen.

II.

Jeſus

der Sohn der Maria und der Sohn Gottes.

……

Am

Weihnachtsfeſte.

Das gegenwärtige Feſt, m. Z., iſt einer der denkwürdigſten und folgenreichſten Begebenheit gewidmet, welche die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes aufzuweiſen hat. Mit der Geburt Jeſu beginnt gewiſſer Maßen ein ganz neuer Zuſtand der Dinge; in allem iſt eine vortheilhafte Umgeſtaltung bemerkbar, und ſo weit der Nahme des Erlöſers genannt wird, ſo weit werden auch die Segnungen ſeiner Erſcheinung auf Erden empfunden. Betrachtungen über die Größe und Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes, über das darin unverkennbare Wirken des Höchſten, über ſeinen Einfluß auf unſre äußere und innere Verfaſſung, auf die

Erleuchtung und Veredlung der Welt, auf die Beßrung, Beruhigung und Beſeligung jedes Einzelnen, Aufmunterung zur Bewunderung Gottes, zur Anerkennung der Verdienſte Jeſu, zum lebhaften Danke und zur treuen Anwendung der Wohlthaten, die er uns verſchafft hat, ſind daher wohl der Feyer dieſer feſtlichen Tage am meiſten angemeſſen, und ſcheinen unſre Andacht würdiger und fruchtbarer zu beſchäftigen, als ſpitzfindige Unterſuchungen über die Perſon Jeſu und über das Unbegreifliche in ſeinem Daſeyn und Wirken.

Aber wenn wir uns auch ſolcher Nachforſchungen enthalten, die nicht zur wahren Erbauung gereichen, und die uns mehr verwirren als befriedigen müſſen, da ſie über die Gränzen unſers Verſtandes hinausgehen: ſo dürfen wir doch die Perſon Jeſu nicht ganz aus den Augen verlieren. Und wenn wir auch davon abſtehen, die Geheimniſſe ſeines Weſens zu ergründen: ſo dringen ſich uns doch Fragen über die höhere Würde, die Jeſus behauptet, und über die darauf gegründeten Anſprüche unvermeidlich auf.

Was iſt auch natürlicher, als an dem Tage, der dem Andenken an einen verdienſtvollen Mann gewidmet iſt, auf die Perſon dieſes Mannes unſre Blicke zu richten? Ja unwillkührlich kehren ſie von ſeinen Thaten zu ihm ſelbſt zurück. Jeder verlangt, zu wiſſen, wie er dieſes leiſten konnte, wie er das ward, was er wirklich iſt, und was für einem Weſen wir unſre Achtung oder Ehrfurcht zu bezeigen haben. Das Leben Jeſu ſteht mit der Würde ſeiner Perſon in der genaueſten Verbindung. Sie iſt der Mittelpunkt, von welchem alles ausgeht, und um welchen ſich alles bewegt. Eine richtige Schätzung ſeiner Verdienſte iſt nicht möglich, ohne auf ſeine Perſon Rückſicht zu nehmen. Noch weniger ſind wir im Stande, ganz einzuſehen, was wir ihm ſchuldig ſind, wie wir ſeinen Unterricht aufnehmen ſollen, in wie fern uns ſein Beyſpiel nachahmlich bleibt, und was wir alles von ihm erwarten dürfen; wenn wir nicht über das Weſen ſeiner Perſon unterrichtet ſind.

Trauen wir den Verſichernngen Jeſu ſelbſt: ſo war etwas Uebermenſchliches, etwas wahrhaft Göttliches in ihm. Nehmen wir die Geſchichte ſeines Lebens, wie ſie uns von ſeinen Freunden und erſten Verehrern iſt aufbewahrt worden, für Wahrheit: dann können wir nicht umhin, hier auffallende Beſtätigungen jener Verſicherungen Jeſu wahrzunehmen. Hören wir auf die Meynung vieler unſrer Zeitgenoſſen: dann war Jeſus nicht mehr als ein Menſch; aber ein ganz vorzüglicher Menſch, weiſer, größer, reiner, edler als die andern alle. Es iſt leicht einzuſehen, daß es doch einen großen Unterſchied in unſerm Verhalten gegen ihn macht, ob wir der Einen oder der andern Behauptung beyſtimmen. Laſſet uns über dieſe Sache in der gegenwärtigen Stunde ernſtlich nachdenken.

Ehrfurcht leite unſer Forſchen. Unparteyiſch, frey von Leidenſchaften und Vorurtheilen unterſuche unſer Geiſt. Dein Licht, o Gott, erleuchte uns, daß wir die Wahrheit erkennen, und ihr freudig huldigen.

Text.

Luk. 1 v. 35.

Darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden.

Als Sohn der Maria und Sohn Gottes wird Jeſus in den vorgeleſenen Worten dargeſtellt. Wir wollen, über die darin enthaltenen Belehrungen jetzt einige Betrachtungen anſtellen. Ich werde

1. **den Inhalt der Wahrheit: Jeſus war der Sohn der Maria und der Sohn Gottes entwickeln,** und
2. **auf die große Wichtigkeit derſelben aufmerkſam machen.**

1.

Jeſus war der Sohn der Maria; mit Beziehung hierauf nennt er ſich ſo oft **Menſchenſohn.** Maria war die glückliche Mutter, die ihn gebar. Als der Sohn der Maria iſt er, wie die Kinder Fleiſch und Blut haben, deſſelben gleicher Maßen theilhaftig geworden. Der Sohn der Maria erſchien ſchon gleich bey ſeiner Geburt in einem dürftigen Aufzuge, entblößt von allem Schimmer der Welt und in wahrer Knechtsgeſtalt. Dem Sohn der Maria wurde ſchon frühe nachgeſtellt; nur die ſchleunige Flucht ſeiner Eltern mit ihm konnte ihn retten aus der Hand des mächtigen Verderbens. Ueber den Sohn der Maria ward das ernſte Wort geſprochen: daß ſeiner Mutter einſt würde ein Schwert durch ihre Seele gehen. Der Sohn der Maria mußte ſich von Johannes taufen laſſen, auf daß alle Gerechtigkeit erfüllt würde. Er war ſeinen Eltern unterthan; er nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade bey Gott und den Menſchen. Der Sohn der Maria fühlte menſchliche Bedürfniſſe, ihn hat gehungert und gedurſtet; er konnte klagen, die Füchſe haben Gruben, die Vögel des Himmels haben Neſter, aber des Menſchenſohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege. Der Sohn der Maria iſt verſucht worden allenthalben, gleich wie wir, und hat in dem, daß er gelitten, Gehorſam gelernet. Nur der Sohn der Maria konnte jenen merkwürdigen Kampf kämpfen, in welchen wir ihn in der Wüſte verwickelt ſehen. Der Sohn der Maria fühlte ſich hingezogen vom Zuge der Verwandtſchaft zu einfachen und guten Menſchen; er nahm Theil an allen menſchlichen Dingen; er verſchmähte nicht die unſchuldige Freude; er war fröhlich mit den Fröhligen und weinend mit den Weinenden. Ihm gingen die Augen über am Grabe des Freundes. Der Sohn der Maria empfand menſchlichen Schmerz und nur der Sohn der Maria, war fähig zu leiden. Der Sohn der Maria hatte dieſes himmliſche Mitleiden mit unſrer Schwachheit und mit unſrer Noth; er zerbrach das zerſtoßene Rohr nicht, und löſchte den glimmenden Tocht nicht aus. Er war dieſer freundliche Helfer, dieſer ſanfte Tröſter, dieſer liebevölle Bruder der Menſchen. Der Sohn der Maria ſprach vom Kreuze herab: Weib ſiehe das iſt dein Sohn; Jüngling ſiehe das iſt deine Mutter. Der Sohn der Maria befahl ſterbend ſeine Seele in Gottes Hände. Und wollen wir der Natur der Sache nicht widerſprechen, und dem Beyſpiele Jeſu nicht ſeine Kraft nehmen: ſo müſſen wir geſtehen, daß der Sohn der Maria dem Vater jenen unerſchütterlichen und freudigen Gehorſam geleiſtet, jene kindliche Unterwerfung bewieſen, und jene herrlichen Tugenden entwickelt hat, die wir an Jeſu verehren. Ja, dem Sohne der Maria gehört im eigentlichen Sinne die ſittliche Größe, die alles überſtrahlt, was die Welt Großes aufzuweiſen hat, und die uns ewig das würdigſte Ziel unſers Beſtrebens bleiben wird. Als Menſch alſo hat Jeſus ſich entwickelt, als Menſch geduldet, gekämpft und ſich empor geſchwungen zu der höchſten Höhe der Vortrefflichkeit. Schon der Sohn der Maria iſt unſrer Bewunderung wehrt. Schon du, erhabener Menſchenſohn, biſt wehrt, der Anführer und das Vorbild unſers Geſchlechtes zu ſeyn.

Aber der Sohn der Maria war auch zugleich Sohn Gottes. Als ein ſolcher wird er in den Worten des Textes angekündigt: das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden. Petrus bezeugt von ihm: *wir haben erkannt, daß du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes;* und als der Hohenprieſter den Angeklagten in der Nähe des Todes fragt, ob er der Sohn Gottes ſey, und er wohl einſieht, daß dieſes Bekenntniß ſeinen Tod herbey ziehen wird; antwortet er doch: *es iſt wie du ſagſt.* Johannes, indem er ſeinen Urſprung erklären will, ſpricht von ihm: *das Wort ward Fleiſch, und wohnte unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.* Behauptet nicht der Apoſtel Paulus von ihm: *er ſey kräftiglich erwieſen als der Sohn Gottes durch die Auferſtehung von den Todten?* Wird er nicht in den Briefen der Apoſtel faſt überall der Sohn Gottes genannt?

Aber was bezeichnet nun dieſer Ausdruck? wie haben wir uns Jeſum zu denken, als den Sohn Gottes? Es iſt merkwürdig, daß Jeſus auch da, wo er als der Sohn Gottes redet und handelt, ſich doch immer auf den Vater bezieht, ſeine Abhängigkeit vom Vater erkennt, doch immer behauptet: der Vater ſey größer denn er, der Vater wirke durch ihn, er rede in des Vaters Nahmen, er thue nicht ſein Werk, ſondern das Werk deſſen, der ihn geſandt habe — daß er doch immer den Vater ehrt, und vom Vater alles erwartet. Vergleichen wir alle Ausſprüche der Schrift, die ſich über die Perſon Jeſu erklären: ſo gelangen wir leicht zu der Bemerkung, daß Jeſus deßwegen der Sohn Gottes genannt wird, weil eine übermenſchliche Würde und Hoheit in ihm war, weil ſich ihm göttliches Weſen mitgetheilt, weil der lebendige Geiſt des Vaters, *das Wort das ewig bei Gott und Gott ſelbſt iſt*, ſich mit ihm vereinigt, weil die Gottheit ſich gleichſam auf ihn herabgelaſſen hatte, und durch ihn wirkte, wie nie durch einen Menſchen, weil *die Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig wohnte*, Gottes Erkenntniß, Weisheit und heilige Kraft ſich in ihm verherrlichte. Sehet darum konnte er ſagen, *wer ihn ſehe, der ſehe den Vater*; darum heißt es von ihm im Briefe an die Ebräer; *er ſey der Glanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild ſeines Weſens*; *er habe ſich durch den heiligen Geiſt Gott geopfert*, und im Brief an die Römer: *durch den Geiſt der Heiligung ſey er erwieſen ein Sohn Gottes*. Er ſelbſt giebt das als einen Grund an, warum er ſich den Sohn Gottes nennen dürfe, *daß ihn der Vater geheiligt und in die Welt geſandt hat*. Ihr ſehet alſo, der Sohn Gottes iſt gar nicht verſchieden von dem Sohne der Maria, er iſt der Sohn der Maria ſelbſt; in wie fern in ihm etwas wahrhaft Göttliches war, das ihn in den Stand ſetzte, alles zu leiſten, was durch ihn geleiſtet werden ſollte.

Was kann die Vernunft nur einiger Maaßen Gegründetes hiergegen einwenden? Wie ſich mit dem Sohne der Maria göttliches Weſen habe vereinigen können, das begreifen wir freylich nicht. Aber berechtigt uns das denn, die Sache für unmöglich zu erklären? Begreifen wir etwa, wie der Geiſt in uns ſich vereinige mit dem Körper, der göttliche und ewige Theil unſers Weſens mit dem irrdiſchen und vergänglichen, das Licht und die Wärme der Sonne mit der Kraft der Erden? Ueber die Art, wie göttliches Weſen in menſchlichem Weſen wirkt, können wir keine Rechenſchaft ablegen; aber können wir denn davon Rechenſchaft ablegen, wie der Geiſt im Körper wirkt, wie die Vernunft die ſinnlichen Neigungen regiert? O, laſſet uns nur geſtehen, daß das göttliche und das menſchliche Weſen ſelbſt uns überall ein Geheimniß iſt, und aufhören, uns zu verwundern, oder wohl gar ungläubig abzuſprechen über den unbegreiflichen Zuſammenhang von beyden, und nur davor uns hüthen, daß wir uns nicht einlaſſen in nähere Erklärungen deſſen, was dem menſchlichen Verſtande unerklärbar iſt. Erſt dadurch würden wir uns in unauflösliche Widerſprüche verwickeln. Unſtreitig iſt es ein großer Gedanke: das höchſte Weſen iſt den Menſchen ſichtbar geworden, ſo weit es überhaupt ſichtbar werden kann, in der irdiſchen hinfälligen Natur des Menſchen hat einſt Ewiges gewohnt und gewirkt — ein Gedanke, der uns mit ehrerbietigem Schauer durchdringen muß.

Glauben wir den Ausſprüchen der Schrift, achten wir darauf, wie Jeſus redet, wie er handelt, und wie ſeine Schickſale ſich verknüpfen: dann müſſen wir bekennen, der Sohn der Maria war auch der Sohn Gottes. Den Sohn Gottes umleuchtete ſchon bey ſeiner Geburt des Himmels Glanz. Den Sohn Gottes kündigten die Schaaren des Himmels an. Der Sohn Gottes begeiſterte den alten Simeon zu jene erhabenen Lobgeſänge. Als Sohn Gottes ahndete Jeſus ſchon frühe ſeine Beſtimmung, und ſprach zu ſeiner Mutter: muß ich nicht ſeyn in dem, was meines Vaters iſt? Den Sohn Gottes erklärte die himmliſche Erſcheinung bey der Taufe. Der Sohn Gottes konnte dem Verführer erwidern: du ſollſt den Herrn deinen Gott anbethen, und ihm allein dienen. Als der Sohn Gottes vermochte Jeſus einſt, als ihm angezeigt ward, ſeine Mutter und ſeine Brüder ſeyen da, und fragen nach ihm, zu antworten: wer iſt meine Mutter, wer ſind meine Brüder? Der Sohn Gottes ging mitten hindurch durch ſeine Feinde, als ſie ihm vom Felſen ſtürzen wollten; und vor der Würde des Sohnes Gottes fiel die Schaar zu Boden, welche ihn gefangen nehmen ſollte. Der Sohn Gottes ſprach zu den Weibern, die ihm auf ſeinem Leidenswege folgten, und ihn beklagten: weinet nicht über mich, ſondern weinet über Euch und über Eure Kinder. Welche Dunkelheit auch die geheimnißvollen Thaten im Leben Jeſu umhüllen mag: wenn wir unbefangen darüber urtheilen wollen; ſo müſſen wir geſtehen, ſie waren die Offenbarung eines göttlichen Weſens. Als der Sohn Gottes rief er dem Lazarus, daß er aufſtehe, zerbrach er ſelbſt die Feſſeln des Todes, ging ſiegreich aus dem

Grabe hervor, und erhob ſich zur Rechten Gottes. Den Sohn Gottes hören wir reden, wenn Worte des ewigen Lebens aus ſeinem Munde gehen, und wenn er Ereigniſſe der Zukunft enthüllt. Ob gleich, wie ſchon bemerkt iſt, der Sohn der Maria dem Vater Gehorſam bewieß bis zum Tode am Kreuze: ſo können wir doch nicht umhin, in der Stärke dieſes Gehorſams, in der Standhaftigkeit, womit er alle Verſuchungen überwand, in der Kraft, womit er alles duldete und leiſtete, und in der Größe der Opfer, die er darbrachte, die Würde und Hoheit des Sohnes Gottes zu verehren. Bis dahin konnte es im Leben der Sterblichen nur derjenige Menſchenſohn bringen, der zugleich Sohn Gottes war, den göttliches Weſen über die Schranken des Irdiſchen erhoben hatte. Der Sohn Gottes bethete für ſeine Feinde: *Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun.*

2.

Doch in ihrem ganzen Umfange lernen wir dieſe erhabene Wahrheit erſt dann kennen, *wenn wir auf die Wichtigkeit achten, die ſie für uns hat.* Sie iſt wichtig *für unſern Glauben an Jeſum, für die Geſinnungen, die wir gegen ihn hägen ſollen, für unſre Einſicht in den Geiſt des Chriſtenthums und für die Erkenntniß unſrer ſelbſt.*

Sie iſt wichtig für unſern Glauben an Jeſum: denn nur durch ſie wird uns das Räthſelhafte im Leben Jeſu erklär-

bar, und nur, wenn wir an ihr feſthalten, können wir alles von ihm erwarten, und ihn mit vollem Rechte als Erlöſer preiſen.

Mit einer Zuverſichtlichkeit, die ſeine Ueberzeugung unzweydeutig zu erkennen gibt, und mit einer Beſtimmtheit, die gar keinen Zweifel über ſeine wahre Meynung zurück läßt, erklärt ſich Jeſus oft für den Sohn Gottes; als Sohn Gottes fordert er Glauben, und ſtellt die Weigerung dieſes Glaubens, als etwas äußerſt Strafwürdiges dar. Er behauptet, daß er mit dem Vater in dem genaueſten Verhältniſſe ſtehe, daß der Vater ihn auszeichne, daß er ihm die wichtigſten Geſchäfte übertrage, und daß man ihn ehren ſolle, wie man den Vater ehre. Und dieſem Vorgeben gemäß handelt er immer. Mit dem Anſehn eines Gottesſohnes treibt er die Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen; mit dem Anſehen eines Gottesſohnes beſtraft er die Fehler, enthüllt er die Laſter der erſten im Volke, und wie nur ein Gottesſohn antworten durfte, antwortet er ſeinen Richtern. Iſt es erlaubt zu ſagen: Jeſus habe ſich darin nach einem gewiſſen Sprachgebrauche bequemt, oder er habe ſich jenes Vorgebens nur bedient, um die Aufmerkſamkeit und das Zutrauen ſeiner Zeitgenoſſen zu gewinnen? Wie verträgt ſich das mit der übrigen Offenheit und Redlichkeit ſeines Charakters? Und welche ungeheure Anmaßung war' es dann, nun auch wirklich als Gottesſohn zu handeln, und alle Anſprüche eines Gottesſohnes geltend zu machen? Wie ließe ſich das vereinigen mit der Demuth, die ſonſt überall aus dem Betragen Jeſu hervor leuchtet? Oder ſollen wir annehmen, er habe ſich ſelbſt getäuſcht? Wie war eine ſolche Täuſchung möglich in der unbefangenen, ruhigen und klaren Seele Jeſu? Wie konnte die kühnſte und wildeſte aller Schwärmereyen beſtehen mit dieſer beſonnenen Weisheit, mit dieſem tief eindringenden Blicke, den wir immer an ihm bemerken? Das Leben und der Charakter Jeſu ſind das größte Räthſel, der auffallendſte Widerſpruch — wir wiſſen nicht mehr, was wir von ihm denken ſollen, wenn wir ihn nicht für den Sohn Gottes halten. Wie konnte aber, auf der andern Seite, der, der die Tiefen der Gottheit erforſchte, und die Dunkelheit der Zukunft enthüllte, von ſich ſagen: den Tag des Weltgerichtes wiſſe er ſelbſt nicht; wie konnte er behaupten: niemand iſt gut, als der Einige Gott; wie konnte er klagen: meine Seele iſt betrübt bis in den Tod; wie konnte es ihm Bedürfniß ſeyn: daß ſeine Jünger mit ihm wachen; wie konnte er bethen: Vater iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir; wie konnte er am Kreuze ausrufen: mein Gott, mein Gott warum haſt du mich verlaſſen; er, der ſonſt einen ſo unerſchütterlichen Heldenmuth zeigte, der mit einer ſo hohen Entſchloſſenheit ſprach: ich trinke dieſen Kelch, ſo geſchehe dein Wille; wie konnte er leiden und ſterben, wenn nicht der Sohn Gottes zugleich der Sohn der Maria war? Ja, nur unter dieſer Vorausſetzung wird uns das Befremdende im Leben Jeſu erklärbar.

Aber auch nur unter dieſer Vorausſetzung können wir alles von ihm erwarten, und ihn mit vollem Rechte als unſern Erlöſer preiſen. Der, der unſer Helfer, unſer Führer zum ewigen Leben ſeyn ſollte, mußte unſer Bruder werden; damit er unſre Noth kännte, mit unſrer Schwachheit Mitleiden hätte, und ſich zu unſrer Ohnmacht herabließe. Er mußte es erfahren, wie der Irrthum den Menſchen betrügt, wie das Elend ihn verſucht, wie der Welt Güter ihn bezaubern, mit welchen mächtigen Reitzen die Sünde ihn lockt; damit er aus den Unterricht, die Mittel des Muthes und der Stärkung geben könnte, derer wir bedurften. Als Menſch mußte er leiden und ſterben; damit wir Zuverſicht zu Gott hätten, und uns ihm getroſt nahten; damit er uns auch in den bedrängteſten Augenblicken des Lebens Vorbild ſeyn könnte. Und wäre nicht überhaupt die ganze Kraft ſeines erhabenen Beyſpiels verloren, wenn er als ein höherer Geiſt oder als ein Gott, wenn er nicht als Menſch, und ſeinen Brüdern in allem gleich erfunden, dieſen Gehorſam bewies, dieſe Tugend übte, ſich zu dieſem Gipfel der ſittlichen Vollendung emporſchwang? Würde ſich unſre Trägheit nicht immer damit entſchuldigen, was einem ſolchen möglich war ſey uns nicht möglich? Würde unſre Sinnlichkeit nicht verwenden, ihm ſey es nicht ſchwer geweſen, zu verläugnen, was er nicht bedurfte, und was ihn nicht glücklich machen konnte, wovon aber das Herz des Sterblichen nicht vermöge ſich loszureißen? Welche Ausflüchte bleiben uns aber übrig, wenn er Menſch war wie wir, und als Menſch dieſe Vollkommenheit zeigte? Nicht die Majeſtät des Gottesſohnes, nicht der Glanz einer überirdiſchen Würde — nein, die Liebenswürdigkeit, die ſtille Größe, die Sanftmuth und Demuth des Menſchenſohnes war es, was jene einfachen Menſchen, die nachher ſeine Herolde wurden, zuerſt anzog, und ihm ihre Herzen gewann. Das war es aber auch, was auf ihre Herzen ſo mächtig wirkte, und aus ihnen Schüler bildete, die ſeiner würdig waren.

Sollten wir ihn aber ganz und mit vollem Rechte als unſern Erlöſer preiſen: dann mußte er ſich uns auf der andern Seite auch darſtellen als den Sohn Gottes. Nur der Sohn Gottes, in dem Sinne, wie es Jeſus Chriſtus war, konnte uns dieſe reinen und erhabenen Belehrungen geben, uns über den Rathſchluß Gottes ganz untrügliche Auskunft geben. Nur von ihm konnten wir zuverläſſig erfahren, wie das Heil des unſterblichen Geiſtes zu gründen und zu befördern ſey, und was nach dem Tode des Körpers auf uns warte. Nur er beſaß das nöthige Anſehen, um überall Glauben zu fordern. Nur er konnte uns über unſer Verhältniß mit Gott beruhigen, und uns verſichern, daß der Rechtſchaffene mit Gott verſöhnet ſey. Der Sohn Gottes allein vermochte es, ein entartetes und verſunkenes Geſchlecht zu retten, und aus den Abgründen ſeines Verderben zu reißen. Er allein war im Stande, uns an ſich ſelbſt die Tugend in einer Vollkommenheit, in einer Stärke und Reinheit zu zeigen, worin wir ſie erblicken müſſen, wenn unſre Bemühungen um ſie von Erfolg ſeyn ſollen. Der Sohn Gottes allein konnte ſich auf den Thron der Herrlichkeit erheben, und ſich auf Erden eine Gemeine ſammeln, die unter ſeinem Schutze ſich bildet zum ewigen Leben. Ihr ſehet, wie wichtig es für unſern Glauben iſt, daß Jeſus der Sohn der Maria und der Sohn Gottes war. Nun verſchwinden alle Zweifel, nun dürfen wir von ihm alles erwarten.

Eben ſo wichtig iſt es für unſre Geſinnungen gegen Jeſum. Der Sohn der Maria verdient aber in eben dem Maße unſre Liebe, als der Sohn Gottes unſre Verehrung.

Zu blendend iſt der Glanz des Göttlichen, als daß ein ſterbliches Auge mit Wohlgefallen in daſſelbe hineinſchauen könnte, zu erhaben ſeine Majeſtät, als daß wir uns ihm, mit den zutraulichen und kindlich frohen Gefühlen der Liebe nähern dürften. Reine Liebe zu Gott können daher allein diejenigen haben, die ſelbſt ſchon göttlichen Sinnes geworden ſind. Nur ein hoher Grad der Tugend macht uns der echten und vollkommenen Liebe zu Gott fähig. Damit wir aber die Anfänge dieſer Liebe empfinden, muß Gott ſich uns menſchlich zeigen, wie er es in ſeinen köſtlichen Gaben und ſchönen Anordnungen täglich thut, und wie er es insbeſondre durch den Unterricht und die Perſon Jeſu gethan hat. Die Schauer der Ehrfurcht durchbeben uns, wenn wir uns in ernſter Betrachtung zu ihm erheben; aber mit ſanften Wallungen des Herzens nahen wir uns dem Gotte, der im Evangelium lebt, der ſeine Welt ſo prächtig geſchmückt, und ſeine Menſchen ſo hoch begabt hat. Das Göttliche in Jeſus können wir nicht anders als mit Ehrfurcht betrachten. Aber der Sohn der Maria gewinnt unſer Herz. Ihr alle, die Ihr Empfänglichkeit habt für das Schöne und Gute, Ihr müſſet ihn lieben, wenn Ihr ihn erblicket in dieſem reitzendſten Schmucke edler Menſchlichkeit, in dieſer Sanftheit, in dieſer Milde, in dieſen zärtlichen Empfindungen für die Seinigen, in dieſer gefühlvollen Theilnahme an dem Glück und Unglück ſeiner Brüder, in dieſem warmen und immer regen Eifer, zu helfen und zu beglücken, in dieſer freundlichen Geſchäftigkeit, zu lehren zu tröſten, und alles zu geben, deſſen man bedurfte, in dieſem Wohlwollen, das auch in den Augenblicken des heftigſten Schmerzes, in den Augenblicken des nahen Todes noch um andre beſorgt war. Dem Sohne der Maria gebührt unſre innigſte Liebe; er war der Erſte, der Herrlichſte unter den Menſchen. Und dieſe Liebe fühle unſer Herz ganz für ihn am Tage ſeiner Geburt; in dieſer Liebe ergebe es ſich ihm aufs neue, und gelobe ihm, zu werden, wie er war.

Dagegen können wir auf der andern Seite Jeſum nur als den Sohn Gottes verehren. Das Menſchliche, und wenn es das Allervortrefflichſte wäre, im eigentlichen Sinne verehren, heißt Abgötterey treiben. Verehrung iſt der Inbegriff der Geſinnungen, die wir gegen das Höchſte aller Weſen hägen; und Jeſu gebührt unſre Verehrung, weil er der Sohn Gottes, weil er war *heilig, unſchuldig, von Sünden abgeſondert und höher denn der Himmel iſt.* Wer kann ihm aber ſeine Verehrung verſagen; wenn er ihn erblickt mit göttlicher Hoheit umgeben, von göttlicher Würde durchdrungen, in jeder Hinſicht das Ebenbild des Vaters; wenn er erwägt die Tiefe ſeines Geiſtes, den Umfang und die Wahrheit ſeiner Erkenntniß, die Weisheit und Erhabenheit ſeiner Lehren, die Größe ſeiner Thaten, die Herrlichkeit ſeiner Tugend, das Wunderbare ſeiner Schickſale? Du biſt es wehrt, Sohn des Ewigen, daß alle die dich kennen, niederfallen vor deiner Hoheit, daß alle dir huldigen, *daß vor dir ſich alle Knie beugen und alle Zungen ſchwören, daß du der Herr ſeyſt.* Auch wir beugen uns vor deiner Majeſtät, wir unterwerfen uns dir freudig, und huldigen dir am Tage deiner Geburt. Nicht bloß unſre Worte, nicht bloß unſre Gefühle, auch unſre Geſinnungen, unſre Handlungen, unſer ganzes Leben ſoll dich ehren. Dein Geiſt, der Geiſt des Chriſtenthums, der in uns lebt, ſoll es beweiſen, daß wir dich angehören.

Auch für unſre Einſichten in dieſen Geiſt des Chriſtenthums iſt die Wahrheit wichtig, daß Jeſus der Sohn Gottes und der Maria war: denn ſie erinnert uns daran, *daß im Chriſtenthum Göttliches und Menſchliches mit einander verbun-*

den iſt. Wie Jeſus ſelbſt war: ſo war auch ſeine Lehre, ſo ſind auch die Geſinnungen und die Beſchaffenheit des Gemüthes, die er von uns fordert. Alles iſt in der Lehre des Evangeliums göttlich groß, alles deſſen würdig, der uns darin verkündigt wird, und deſſen, der es verkündigte. Reinere und erhabenere Vorſtellungen kann man ſich von Gott, von der Beſchaffenheit unſers Geiſtes, von unſerm Leben und von unſrer Beſtimmung nicht bilden, als die ſind, die uns das Evangelium beibringt. Und doch iſt zugleich alles ſo menſchlich, ſo einfach, ſo klar, mit ſo vieler Herablaſſung zu unſrer Schwäche, ſo angemeſſen unſern menſchlichen Bedürfniſſen, in ſo lieblichen Hüllen dargeſtellt. Höheres gibt es im Menſchen nicht, woran man ſich wenden könnte, als das, woran ſich das Evangelium wendet; gleichwohl werden zugleich alle ſanften Gefühle der Menſchlichkeit durch daſſelbe angeregt; es weiß ſich unſrer durch die edelſten Rührungen zu bemächtigen. Göttliches Weſen will das Chriſtenthum in uns bilden, einer göttlichen Natur ſollen wir theilhaftig und erneuert nach dem Ebenbilde unſers Schöpfers, emporgezogen über das Vergängliche, begeiſtert zu ſolchen Beſtrebungen, die überall auf das Ewige gerichtet ſind, erfüllt mit ſolchen Geſinnungen, wie ſie vor Gott beſtehen, und uns ſeiner Gemeinſchaft fähig machen; überall ſoll der Sohn Gottes unſer Vorbild ſeyn. Und doch ſollen wir nicht aufhören, Menſchen zu ſeyn, menſchlich zu denken und zu fühlen; doch ſollen wir unſre menſchlichen Neigungen nicht gewaltſam unterdrücken, oder ſie gar ausrotten; doch ſollen wir die ſchönen Triebe der Menſchlichkeit nicht verleugnen. Die Bande der Natur ſollen uns heilig ſeyn; an den Schickſalen unſrer Brüder ſollen wir innigen Antheil nehmen; unſrer menſchlichen Schwäche dürfen wir uns nicht ſchämen; dem Schmerze mögen unſre Thränen fließen; die unſchuldige Freude können wir genießen, ohne dadurch unſrer Chriſtenwürde zu nahe zu treten. Glückliche Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen, die das Chriſtenthum in uns hervor bringen will! Ja, ſie iſt unſre Beſtimmung, ſie iſt die Vollendung unſrer Natur, ſie wird, ſie muß uns wahre Glückſeligkeit verſchaffen. Möchte es der Lehre des Evangeliums gelingen dahin unſer Gemüth zu bilden. O, laſſet uns dieſelbe immer beſſer faſſen und verſtehen lernen; laſſet uns mit ihr uns oft beſchäftigen, ihren Einflüſſen unſer Herz hingeben, und jeden Eindruck, den ſie auf uns macht ſorgfältig pflegen, daß er Früchte bringe zum ewigen Leben.

Endlich, iſt die Wahrheit: Jeſus iſt der Sohn der Maria und der Sohn Gottes, wichtig für die Erkenntniß unſrer ſelſt: denn ſie macht uns darauf aufmerkſam, daß wir nicht ganz dem irdiſchen Leben angehören, das uns ſichtbar umfängt. Wir ſind als Menſchen Weſen irdiſcher Art. Wir ſtehen unter dem immer währenden Einfluſſe irdiſcher Begebenheiten; wir fühlen irdiſche Bedürfniſſe, und die Eingeſchränktheit, die Abhängigkeit, die Ohnmacht, die allem Irdiſchen anklebt; ſinnliche Begierden regen ſich in uns mächtig, und überwältigen uns oft, zahlloſen Veränderungen bleiben wir unterworfen, bis wir endlich aus der Reihe ſichtbarer Dinge ganz verſchwinden. Aber das iſt nicht unſre ganze Natur. Auch in uns iſt göttliches Weſen; zwar nicht in dem Sinne, wie es in Jeſus war, aber doch immer in einem ſehr erhabenen und ehrenvollen Sinne. In uns wohnt ein unſterblicher Geiſt; dieſer — nicht der hinfällige Körper — iſt unſer wahres Seyn. Durch ihn gehören wir zu einer höhern Ordnung der Dinge, die uns einſt ganz aufnimmt, wenn wir für das Sichtbare aufgehört haben. Durch ihn ſind wir im Stande, uns jetzt ſchon über das Irdiſche zu erheben, irdiſchen Schmerz gelaſſen zu erdulden, irdiſche Luſt gering zu achten, und die Triebe unſrer Sinnlichkeit zu beherrſchen.

O, möchten wir ſie denn doch immer fühlen, die Würde, die wir als Weſen göttlicher Abkunft, die wir als unſterbliche Geiſter beſitzen, und in dieſem Gefühle ſtark genug ſeyn, die Bande zu zerreißen, die uns erniedrigen. Möchten wir nie unſer hohes Bürgerrecht in einer unſichtbaren Welt, nie die Beſtimmung vergeſſen, die uns angewieſen iſt. Möchten wir ihr immer nachkommen durch weiſe Selbſtbeherrſchung, und durch unermüdetes Streben nach dem, was ewig iſt. Zu dieſen Geſinnungen, zu dieſen Entſchließungen, m. Br., vereinige uns der heutige, dem Sohn der Maria und dem Sohne Gottes geheiligte, Tag. In dieſen Geſinnungen und in dieſen Entſchließungen ſtärke uns das Andenken an dich, Erlöſer der Welt, der du in Knechtsgeſtalt das Bild deines großen Vaters trugſt, damit wir einſt als deine würdigen Schüler erfunden werden. Amen.

III.

Die herrlichen
Wirkungen des Chriſtenthums
an Einen ſeiner erſten Zeugen.

………

Homilie

über die Epiſtel am 2ten Weyhnachtstage.

Gott, wie haſt du dich durch die Erſcheinung deines Sohnes auf Erden ſo herrlich bewieſen! Mit Erſtaunen betrachten wir die Wirkungen, die dieſe Begebenheit unter unſerm Geſchlechte hervor gebracht hat. Wir erblicken Menſchen, die, von ihm erleuchtet, ſich zu der Einſicht in die erhabenſten Wahrheiten aufſchwangen, die, von ihm angetrieben, das leiſteten, was unſrer ſchwachen Natur das Allerſchwerſte iſt, die, von ihm begeiſtert, freywillig die größten Leiden übernahmen, und mit Standhaftigkeit ertrugen, die, von ihm empor gezogen, die Welt mit ihren Gütern und Schreckniſſen verachten konnten, und in denen die Hoffnung des Himmels ſo lebendig war, daß ſie den Tod mit offnen Armen empfingen. Das überzeugt uns, daß hier dein Werk, daß hier eine Anſtalt von unändlichem Wehrte iſt. Erhalte uns dieſe ehrwurdige, ſegensvolle Anſtalt. Laß den Leichtſinn ſie nicht entweihen, den Spott ihre Nutzbarkeit nicht ſchwächen, den kalten Geiſt der Zeit ſie nicht zerſtören, den Unglauben ſie uns nicht nehmen. In großem Segen bleibe unter uns Jeſus Evangelium immerdar — und heilig und freudenvoll dieſes Feſt, ſo oft es wiederkehrt.

Möchte denn auch der Geiſt des wahren Chriſtenthums ſich an uns in ſeiner ganzen Kraft und Wohlthätigkeit offenbaren. O, wir müſſen es bekennen, Rohheit und Weichlichkeit, Eigennutz und Wolluſt ſtehen ihm noch überall im Wege. Unſer Chriſtenthum iſt uns nicht das, was es ſeyn könnte und ſeyn ſollte. Es erfüllt uns nicht mehr mit dem Heldenmuthe ſeiner erſten Bekenner, es erhebt uns nicht mehr zu den hohen Geſinnungen, zu den edlen Thaten und zu den feſten, freudigen Hoffnungen, wozu es ſie erhob. Möchten wir uns deſſen nicht anzuklagen haben; möchte es doch nicht ſcheinen, als ob die größere Aufklärung, deren wir uns rühmen, uns von dem was heilig iſt immer weiter entferne, und die ſchönſten Gefühle des Herzens immer mehr unterdrücke. Möchte ſie, wie es ihre Beſtimmung gemäß iſt, mehr lebendigen Sinn für das Chriſtenthum, mehr Freymüthigkeit in ſeinem Bekenntniſſe, mehr

Tugendeifer und Pflichttreue, mehr Standhaftigkeit im Leiden und Freudigkeit im Tode wirken. Fern bleibe von uns die wilde Hitze des Unverſtandes, die Thorheit der Schwärmerey; aber die ſanfte Wärme, wodurch eine lichtvolle Erkenntniß der Wahrheit zu einem würdigen Leben führt, durchdringe und heilige uns immer mehr.

Gott, du wirſt dein Werk nicht verlaſſen; unter den Stürmen der Zeit wird es aufrecht ſtehen, und aus allen Gefahren unerſchüttert und feſt wie die Ewigkeit hervor gehen. Amen.

……

Groß, m. Z., ſind die Veränderungen, welche die Erſcheinung Jeſu auf Erden und die davon abhängige Stiftung des Chriſtenthums hervor gebracht hat, und noch immer hervorbringt. Sie erſtrecken ſich faſt über alle unſre irdiſchen und geiſtigen Angelegenheiten. Alles hat durch ſie eine andre Geſtalt gewonnen, alles iſt freundlicher und beſſer geworden. Wir können uns in allen Stücken leichter helfen, wir können alle Bedürfniſſe glücklicher befriedigen, und uns dem Zwecke unſers Daſeyns mehr nähern, ſeit das Chriſtenthum da iſt, ſeit wir im Stande ſind, von ſeinem Unterrichte, von ſeinen Anſtalten und von ſeinen zahlreichen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen. Das macht uns dieſe Tage ſo feſtlich. Es iſt unmöglich, an ihre Bedeutung zu denken, ohne zugleich an eine unüberſehbare Menge von wohlthätigen Einrichtungen, von zweckmäßigen Umwandlungen und großen Segnungen erinnert zu werden.

Ueberall ſind durch daſſelbe neue Kräfte des Guten erzeugt, und ſchlummernde geweckt und in Bewegung geſetzt worden. Wir müßten alle Redlichkeit des Urtheiles verläugnen, und dem, was klar wie der Tag iſt, widerſprechen, wenn wir verkennen wollten, daß wir unſre Aufklärung, unſre Sittenverfeinerung, unſre mildern Verfaſſungen, unſre beßre Rechtspflege, unſre menſchlichern Geſetze, unſre Künſte, Wiſſenſchaften und Bequemlichkeiten jeder Art größten Theils dem Chriſtenthum verdanken. Wohin es ihm gelungen iſt, vorzudringen, da hat es Finſterniſſe und Rohheit vertrieben, Irrthümer mit dem Lichte der Wahrheit beleuchtet, blutige Altäre geſtürzt, Laſter verurtheilt und beſchämt, einen beſſern Geiſt ins Leben gerufen, Unterdrückung verhindert, die Bande der Knechtſchaft gelöst, die Kerker der Unſchuld geöffnet, und wenigſtens einzelne ſchöne Tugenden gebildet.

Eben ſo groß und wohlthätig ſind ſeine Wirkungen an jedem Einzelnen insbeſondre. Wo es recht erkannt und von Herzen geglaubt wird; da durchdringt helles Licht den Verſtand; da erwachen vernünftige Einſichten und vernünftiges Denken; da zeigt ſich im Gemüthe ein neues herrliches Leben, da iſt Abſcheu gegen das Böſe, aufrichtige und warme Liebe des Guten, Eifer in der Erfüllung aller Pflichten, Vertrauen auf Gott, Muth im Leiden, Weisheit im

Glücke und Hoffnung im Tode, da ſind alle Kräfte des Geiſtes in einer raſtlos fortſchreitenden, ſie immer mehr bildenden und veredelnden, Bewegung.

Dies ſind indeß nur die gewöhnlichen Wirkungen des Chriſtenthums. Die Geſchichte hat uns auch ungewöhnliche aufbehalten, und an dieſen zeigt es ſich, was das Chriſtenthum iſt und wirkt, wo es in vollem Glauben und in voller Liebe umfaßt wird, und wo es ſeine ganze Kraft äußern kann. Wir erblicken da Menſchen, die es gleichſam über die Gränzen der irdiſchen Natur erhoben hat, deren Glaube faſt bis zum Schauen lebendig, deren Liebe zu jedem Opfer bereit, deren Pflichttreue Freudigkeit, deren Geduld unerſchütterliche Feſtigkeit — deren Muth Heldenmuth, deren Hoffnung Vorgefühl, deren Ruhe im Tode hohes Entzücken war. Es thut Noth, in unſern Zeiten der Kälte an ſolche Beyſpiele zu erinnern, theils um uns von den hohen Wehrt des Evangeliums zu überzeugen, theils um uns zu einer heilſamen Prüfung unſers Sinnes und Weſens zu veranlaſſen. Und wo könnte dieſes ſchicklicher geſchehen als an dem gegenwärtigen Feſte; beſonders da uns die Epiſtel des heutigen Tages ſelbſt ein ſolches Beyſpiel aufſtellt.

Wir leſen dieſe in der Geſchichte der Apoſtel im ſechsten Kapitel vom achten Verſe bis zum zweyten des ſiebenten Kapitels und vom ein und fünfzigſten Verſe des ſiebenten Kapitels bis zu Ende deſſelben.

Wir wollen dieſer Erzählung folgen, um darin die herrlichen Wirkungen des Chriſtenthums an Einen ſeiner erſten Zeugen zu beobachten, und dann noch bey einigen Bemerkungen verweilen, die zur nähern Anwendung auf uns dienen.

……

Stephanus, wird uns in den vorgeleſenen Worten geſchildert, als ein Mann voll Glaubens und heiligen Geiſtes, d. h. mit andern Worten: er verband mit einer lichtvollen Einſicht und einer lebendigen Ueberzeugung ein ſtarkes Gefühl und eine große Wärme für die Sache des Chriſtenthums. Er war von ihr ganz durchdrungen; er dachte er lebte in ihr. Solcher Männer bedurfte es gar ſehr zu der Zeit da das Chriſtenthum noch jung war, durch die Zahl und das Anſehen ſeiner Bekenner wenig vermöchte, und dagegen mit vielen Hinderniſſen und mit mächtigen Feinden zu kämpfen hatte. Es fehlte aber auch nicht daran, die meiſten, die ſich zum Chriſtenthum bekannten, waren aus wahrem Bedürfniß Anhänger deſſelben geworden. Zu einem ſolchen Schritte mußte Drang des innern Menſchen und eine Ueberzeugung, an der das Herz eben ſo viel Antheil hatte als der Verſtand, bewegen; und nur wenige niedrig geſinnte waren im Stande, ſich aus Nebenabſichten hinzuzudrängen. Was man aber auf eine ſolche Weiſe geworden iſt, das iſt man ganz. Die Lage des Chriſtenthums enthielt die dringendſten Veranlaſſungen, ſowohl ſich durch öftere Prüfungen von ſeinem Glauben immer mehr zu vergewiſſern, und mit demſelben zu befreunden, als auch, an demſelben entſchloſſen und mit allen Kräften feſt zu halten. Ihr Glaube war eine Frucht, die großen Theils durch Trübſale zur Reife gebracht war, und je mehr ſie um dieſes Glaubens willen zu leiden hatten, deſto theurer mußte er ihnen werden. Hierin liegt der Grund von dem Außerordentlichen und für uns Unerreichbaren, was das Chriſtenthum bey ihnen wirkte.

Von dieſem Stephanus wird geſagt: er habe mit einer Weisheit und mit einem Geiſte geredet, welchen niemand zu widerſtehen vermochte. Darf uns das wundern, wenn wir bedenken, welche Lehren er vortrug, wenn wir uns erinnern, daß er aus Ueberzeugung ſprach, und daß dieſe Ueberzeugung Wahrheit war. Das Evangelium Jeſu iſt ſo zuſammenhangend in ſich ſelbſt, ſo übereinſtimmend mit den Einſichten einer richtig denkenden Vernunft, ſo ganz berechnet auf die Einrichtung und die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur, und dabey ſo einfach und klar, daß ſich ihm da, wo es ohne menſchliche Zuſätze und Entſtellungen vorgetragen wird, nichts entgegen ſetzen läßt; es ſpricht hinlänglich für ſich ſelbſt, und beſchämt, ohne künſtliche Hülfe, alles, was ſich dagegen auflehnt. Menſchliche Zuſätze und Entſtellungen hatten aber damals, als Stephanus redete, die Kraft des Evangeliums noch nicht geſchächt. Er durfte nur ſagen, was er davon wußte, es nur ſo ſagen, wie es ſich ihm ungeſucht darboth, um die Angriffe ſeiner Gegner zurück zu ſchlagen. Er war aber auch ſelbſt überzeugt, und das iſt hier die Hauptſache. Allein für das, wovon man überzeugt iſt, kann man mit Wärme und ſiegreichem Nachdrucke ſprechen. Sey die Sache, für die wir ſprechen, die allervortrefflichſte, wenn es uns nicht ſo ums Herz iſt, wie unſre Worte es ausdrücken: ſo werden wir nur mit Zwang und Anſtrengung einen Schein von Begeiſterung hervor bringen, der bald wieder verſchwindet, und der Widerſpruch mit uns ſelbſt wird uns oft in eine Verlegenheit ſetzen, die dem ruhigen Beobachter um ſo mehr auffällt, je mehr Mühe wir uns geben, ſie zu verbergen. Was unſer Gemüth durchdrungen hat, das gewinnt und bewegt, indem wir es vortragen, die Gemüther derer, die uns hören. Doch wird dabey vorausgeſetzt, daß unſer Glaube Wahrheit enthalte: denn nur der Wahrheit iſt die Kraft eigen, jene Wärme des Glaubens hervorzubringen, die dieſem überall Freunde verſchafft. Auch der Irrthum kann bey denen, die ihm ergeben ſind, eine gewiſſe Begeiſterung erzeugen, vorzüglich wenn er ſelbſt das Werk einer erhitzten Einbildungskraft — oder mit ſolchen Vorſtellungen verbunden iſt, welche dieſe entflammen. Mit welcher Hitze ſehen wir nicht den Aberglauben ſeine Behauptungen vertheidigen! Mit welchem Ungeſtüm preiſen uns Schwärmer ihre Meynungen an! Wer merkt es nicht, daß ſie ihnen wirklich über alles theuer ſind? Hat es nicht auch manche unter ihnen gegeben, die für dieſen Glauben ihr Blut vergoſſen haben? Aber welch ein Unterſchied zwiſchen der ſanften Wärme des Wahrheitsfreundes und zwiſchen der wilden Gluth des Abergläubigen und des Schwärmers! Bey jenem findet Ihr Ruhe, Beſonnenheit, eine geſetzte Faſſung des Gemüthes; alles, was er vorbringt, iſt reiflich überdacht, ſorgfältig geprüft und lichtvoll aus einander geſetzt. Was dieſer uns mittheilt, beſteht entweder in dunkeln Gefühlen, oder in widerſinnigen Vorſtellungen; er hat es ſich ſelbſt nicht deutlich gedacht; er hat nie geprüft; die Leidenſchaft, die jetzt aus ihm ſpricht, hat ihm ſeinen Glauben gegeben. Darum kann er auch in andern nicht mehr als eine ſchnell verfliegende Leidenſchaft erregen. Ganz anders iſt die Wirkung des Glaubens an chriſtliche Wahrheit, das ſehen wir an Stephanus.

Darüber belehrt uns auch der Verfolg ſeiner Geſchichte. Als man mit Gründen nichts gegen ihm vermochte, bot man Gewalt und Verläumdung gegen ihn auf. *Man ſchleppte ihn vor den Rath, und klagte ihn an, er höre nicht auf, Läſterworte zu reden gegen die heilige Stäte und das Geſetz.* Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, um in ſeinen Mienen Verlegenheit, Angſt und Verwirrung zu leſen. *Aber*, heißt es, *ſie ſahen ſein Angeſicht, wie eines Engels Angeſicht.* Ruhe war in ſeinem Gemüthe; ſeine Faſſung verließ ihn nicht; das Gefühl der Wahrheit bewahrte ſie ihm. Bewußtſeyn der Unſchuld und Heiterkeit verklärten ſeine Züge. Das war Wirkung der Lehre die er bekannte. Zwar behauptet die Unſchuld an ſich ſchon oft eine ſtille aber mächtige Gewalt über ihre Verlämder. Ohne Furcht und voll froher

Zuverſicht ſehen wir ſie nicht ſelten mitten unter ihren Feinden und ſelbſt vor den Richterſtühlen derſelben ſtehen. Aber, daß ſie dieſe Gewalt ganz und immer behaupte, daß keine Drohung ſie erſchüttre, daß ſie vor keiner Gefahr erbleiche, daß ſie die härteſten Beſchuldigungen und die unverſchämteſten Lügen, daß ſie ſelbſt ihre Verurtheilung ruhig anhöre, dazu muß der Glaube ſie ſtärken: *Mein Zeuge wohnt im Himmel, und der mich kennt in der Höhe.* Welche Vorzüge beſitzt hier der Chriſt. Er weiß, daß er überall unter dem Schutze Gottes ſteht, daß ohne und gegen den Willen deſſelben kein Menſch etwas an ihm vermag, und daß einſt alles ans Licht kommt. *Ihm iſt es ein Geringes, von Menſchen gerichtet zu werden, weil Einer iſt, der da recht richtet.* Er hat das Beyſpiel Jeſu vor ſich, der die empörendſten Beſchuldigungen ruhig ertrug, den die ſchreiendſte Ungerechtigkeit zu einem qualvollen und ſchimpflichen Tode verdammte, und der doch ſeinen Mund nicht aufthat, dann aber auch von Gott ſelbſt auf die ausgezeichnetſte und ehrenvollſte Art gerechtfertigt wurde. Laſſet den Chriſten, der ſich ſeiner gerechten Sache und treu erfüllter Pflicht bewußt iſt, von der Welt verſpottet, von dem Neide verläſtert, von dem Blutdurſte vor ſeine Richterſtühle gefordert werden: Ihr werdet in edler Furchtloſigkeit ſein Angeſicht ſehen, *wie das Angeſicht eines Engels.*

In einer treffenden, muthvollen und ſeinen Verklägern ans Herz greifenden Rede vertheidigt ſich

Stephanus. Auf unbefangene Gemüther, auf Menſchen von geſundem Verſtande und Herzen hätte dieſer Vortrag, ſo viel Beſchämendes er auch enthielt, tiefe Eindrücke machen, bey ihnen hätte er ein ernſthaftes Nachdenken erwecken müſſen. Aber ſo waren dieſe Menſchen nicht. Sie regierte die Leidenſchaft, und dieſe hatte ſie ſo verblendet, daß ſie nur noch für das empfänglich waren, was dieſelbe reitzte oder befriedigte. Da ſie ſolches hörten, heißt es, ging es ihnen durchs Herz, und ſie biſſen die Zähne zuſammen über ihn. Dieſe Ausbrüche der Wuth, dieſe wilden Mienen, dieſe immer lauter werdenden Bewegungen eines rachgierigen Haufens verriethen es nur gar zu deutlich, was man hier zu erwarten habe. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der edle Stephanus die ſtärkſte Prüfung ſeines Glaubens nnd ſeiner Standhaftigkeit beſtehen ſollte.

Und wie herrlich beſtand er ſie! O, es war vorauszuſehen, daß der Mann, der mit einer ſolchen Unerſchrockenheit redete, der ſo kühn nach dem Herzen der Menſchen griff, in deren Gewalt er war, und deren Rachgierigkeit und Blutdurſt er kannte, jetzt nicht zittern würde, da die Folgen, auf die er rechnen mußte, anfingen ſichtbar zu werden. Aber wir erblicken uicht bloß einen ſtandhaften, wir erblicken einen freudigen Mann — nicht bloß einen Mann, den nichts erſchüttert und niederbeugt, wir erblicken einen Heiligen, deſſen Geiſt ſich empor geſchwungen hat über alle Noth, über alle Gefahren und Drangſale der Erde, unter dem die Erde verſchwunden iſt, und der jetzt ſchon unter den Verklärten lebt, deren Schaaren ihn bald aufnehmen ſollen.

Das ganze Chriſtenthum iſt gewiſſer Maßen Ausſicht in die Ewigkeit. Gott verläßt die Seinen nicht. Wir leiden nach ſeinem Rathe; die Erniedrigungen der Welt ſind der Weg zur Erhöhung. Jeſus Chriſtus ging auf der Bahn des Leidens und des Todes ſeinen Verehrern voran; mit ſeinem Blute iſt ſie bezeichnet; am Ziele wartet er ihrer, in den Höhen des Himmels empfängt er ſie, um ſie ſeiner Herrlichkeit theilhaftig zu machen. Dieſe Wahrheiten mußten den erſten Bekennern des Chriſtenthums, die mit Verfolgungen und Lebensgefahren, mit Noth und Drangſalen täglich umringt waren, vorzüglich gegenwärtig ſeyn. Für ihr Leben waren dieſelben das Weſentliche, der Kern des Evangeliums. Mächtig hatten ſie gewiß auch auf Stephanus gewirkt; tief waren ſie ſeiner Seele eingegraben; oft hatten ſie ihn beſchäftigt. Jetzt wurden ſie in ihm ganz lebendig, und zur Klarheit des Anſchauens erhoben. Seine Rede war immer ſtärker und begeiſterter geworden; mit ihr hob ſich ſein ganzes Gemüth. Als die letzten nachdrucksvollen Worte verklungen waren; als die Erbitterung ſeiner Feinde laut, und immer lauter wurde, als man ſchon mit den Zähnen knirſchte und Steine aufhob — da ward er voll heiligen Geiſtes, die Ruhe in ſeinem Gemüthe immer ſtiller und ſeliger, das Gefühl ſeiner Unſchuld und ſeines Glaubens immer ſtärker, ſeine Zuverſicht immer freudiger, jetzt der Gedanke des Unſichtbaren immer lichtvoller, jetzt der Glanz jener großen Erinnerungen des Himmels, Gottes, des Erlöſers immer heller. Aufwärts richtete ſich ſein Blick; da ſahe er den Himmel offen und die Herrlichkeit Gottes und Jeſum ſtehen zur Rechten Gottes. Da hörte er nicht mehr das tobende Geſchrey der Menge; da bemerkte er es wohl kaum, daß die Steine ſchon um ihn flogen; da achtete er nicht mehr der Schmach der Erde. Im Vorgefühl der ewigen Freude ruft er: Herr Jeſu nimm meinen Geiſt auf; dir, verklärter Menſchenſohn, ſchwebt jetzt mein Geiſt entgegen, dir, den ich mit dem Blute hier bekannte, werde ich bald nahe ſeyn. Es iſt der Ausdruck des Glaubens, der nun bald überwunden hat, was wir in dieſen Worten vernehmen.

Doch das war die Wirkung des Chriſtenthums an ſeinen Zeugen noch nicht ganz. Er ſinkt auf ſeine Knie und bethet: Herr Jeſu behalte ihnen ihre Sünde nicht. Wer erinnert ſich hierbey nicht der Worte des ſterbenden Erlöſers: Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Auch darin ſchwebte ihm das Bild des Erlöſers vor; auch darin verherrlichte ſich an ihm der chriſtliche Glaube. Iſt es zu viel, wenn der Apoſtel Johannes ſpricht: unſer Glaube iſt der Sieg der die Welt überwindet? O, er überwindet mehr als die Welt, er überwindet auch das Herz; er überwindet auch die Gefühle und Aufwallungen des Herzens, die mit unſerm Lebensgefühle auf das genaueſte verbunden, und deßwegen unter allen am ſchwerſten zu unterdrücken ſind. Iſt es nicht, als hörten wir einen Verklärten, der alle Schwächen der irdiſchen und ſterblichen Natur ſchon ausgezogen, deſſen Seele ſich ganz aufgelöst hat in himmliſche Liebe? Ein größeres Schauſpiel gibt es nicht, als wenn ein Sterbender mit dieſen Geſinnungen aus der Welt geht. Wie verſchwindet da vor unſerm erſtaunten Geiſte das Erſchütternde und Demüthigende, was mit der Auflöſung unſers Körpers verbunden iſt — die Grauſamkeit, womit die Natur ihr letztes Recht an uns übt, und die Schmach, die vielleicht unſre letzten Augenblicke bedeckt! Vergeben iſt groß und Ehre dem Menſchen; aber dem Racheſchnaubenden, mit wilder Wuth auf uns eindringenden, unſer Blut fordernden, und an unſern Qualen ſich weidenden Feinde vergeben: das iſt göttlich. Zu ſolcher Höhe kann uns nur das Chriſtenthum erheben.

Als er das geſagt hatte, entſchlief er. Wie treffend iſt das ausgedrückt! Was konnte der Tod dem frommen Jüngling in dieſer Gemüthsverfaſſung, ihm, deſſen Seele ſchon bey Gott war, anders ſeyn, als ein ſanftes Entſchlummern. O, du biſt nicht bitter, Zerſtörer unſrer irdiſchen Hülle, dem der ſo ſterben kann; mit ſanfter Hand löſeſt du das letzte Band auf, was uns an die Erde und ihre Qualen knüpft, an Freundeshand führſt du uns hinüber zu den Seligen Gottes.

……

So wirkte das Chriſtenthum an Einem ſeiner erſten Zeugen. Laſſet uns hier noch einige Augenblicke in ernſten Betrachtungen verweilen. Was iſt es, das wir hier geſehen — welche Wirkungen ſind es, die unſre Aufmerkſamkeit angezogen haben? Unſtreitig die bewundernswürdigſten und die edelſten. Stephanus erſcheint als ein Mann, den das Chriſtenthum ganz durchdrungen hat. So fühlt, ſo redet, ſo handelt er. Mit Freymüthigkeit, mit Wärme und Klarheit vertheidigt er die Lehre des Evangeliums — und niemand kann ihm widerſtehen; er wird vor Gericht geſchleppt und hart angeklagt — und ſein Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels; er vertheidigt ſich — und unvermerkt wird ſeine Vertheidigung eine muthvolle und feurige Strafrede; man wüthet, man beißt die Zähne über ihn zuſammen — und er wird voll heiligen Geiſtes, er ſieht die Herrlichkeit Gottes, Jeſum in ſeiner Majeſtät; man ſteinigt ihn — und er ruft glaubensvoll: Herr Jeſu nimm meinen Geiſt auf, ſinkt auf ſeine Knie und bethet: Herr behalte ihnen dieſe Sünde nicht; und dann entſchläft er. Wer erkennt in dem allen nicht das Größte, was an einem Menſchen erſcheinen, und was ein Menſch leiſten kann? Wer wagt es, ſo etwas Schwärmerey zu nennen! Wahrlich, das hieße das Edelſte in der menſchlichen Natur läſtern. Worin ſollen wir denn unſern Adel ſetzen, was ſoll uns retten aus dem wüſten Gedränge und der finſtern Noth des Lebens, was ſoll es uns verbürgen, daß wir göttlichen Geſchlechtes ſind, wenn man ſolche Gefühle und ſolche Geſinnungen Schwärmerey nennen darf? Was hilft es denn, an etwas Unſichtbares zu glauben, uns zu einer Religion zu bekennen, wenn dieſe nicht unſer Herz erheben, wenn ſie uns nicht in entſcheidenden Augenblicken entflammen darf, wie Heldenmuth, Liebe zur Freyheit und zum Vaterlande andre entflammt hat? Sollen denn die Menſchen für alles glühen — nur für das Höchſte nicht? Oder ſoll man alle Gluth aus ihrem Herzen weg nehmen, und ſie bloß einem kalten Verſtande überlaſſen? Nein, es war nicht Schwärmerey, was einen Stephanus beſeelte; aber es war Erhöhung ſeines ganzen Weſens. Wie beſonnen iſt nicht ſeine Rede, wie beſonnen ſein Handeln, und welche Klarheit des ſittlichen Gefühles herrſcht in dem Gebethe für ſeine Feinde! Wollen wir aufrichtig ſeyn: dann müſſen wir geſtehen, daß wir uns nichts Schöneres wünſchen können, als zu ſterben, wie Stephanus ſtarb.

Was war es denn nun, das dieſe Wirkungen bey Stephanus hervorbrachte? Das Feuer ſeines Temperaments, die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft und die beſondre Lage, worin er ſich befand, die ganz dazu geeignet war, beydes in Bewegung zu ſetzen, mochten einiges dazu beytragen, aber wahrlich ſie konnten nicht alles wirken. Es mußte doch etwas da ſeyn, wovon er ergriffen wurde, was ſeine Einbildungskraft anregte, was in der bedrängten Lage ſeinem Geiſte dieſe Richtung und Feſtigkeit gab; und das war nichts anders, als der Glaube, für den er zeugte. Dieſer Glaube war ihm über alles theuer geworden; er ſchätzte ihn mehr, als ein Erbengut und mehr als ſein Leben. Durch dieſen Glauben beſaß er die ſtärkſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Seligkeit der Pflicht. Dieſer Glaube gewährte ihm ein unerſchütterliches Vertrauen auf Gott und einen hellen Blick in eine belohnende, wonnevolle Ewigkeit. Dieſer Glaube vergegenwärtigte ihm das erhabene Beyſpiel Jeſu, ſeinen Tod und ſeine Erhöhung, ſeine Schmach und ſeine Ehre. Dieſer Glaube erfüllte ihn mit feuriger Dankbarkeit gegen den, der für die Welt blutete und mit bereitwilligem Eifer, dem, der ſein Leben aufgeopfert hatte, und ſeiner Wahrheit wieder alles aufzuopfern. Solche Kräfte beſitzt das Evangelium, den Menſchen zu ſtärken, zu bilden, und über ſich ſelbſt zu erheben. Nirgends finden wir ein Mittel, das dieſes leiſtet. Wenn wir von den Vorzügen des Chriſtenthums nichts wüßten, als was uns dieſe Geſchichte lehrt: das allein wäre ſchon hinlänglich, uns mit der größten Achtung gegen daſſelbe zu erfüllen, uns in demſelben ein Werk Gottes erkennen zu laſſen, und uns zum treuen Feſthalten an demſelben zu ermuntern.

Aber nur mit Wehmuth können wir unſern Blick von dieſer herrlichen Geſchichte weg — auf die Menſchen unſrer Zeit richten. Wie weit iſt das, was wir hier wahrnehmen, von dem entfernt, was uns die Geſchichte des Textes zeigt. Wo ſind die Männer des

Glaubens und heiligen Geiſtes? Wo ſind die Freunde der Wahrheit, die eine lichtvolle Erkenntniß und eine feurige Liebe zu derſelben ſo beredt macht, daß die Einwendungen des verſchlagenen Irrthumes vor ihrer einfachen Weisheit verſtummen müſſen? Wer ſind die Unerſchrockenen, die im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld nicht verwirrt werden, wenn man ſie vor ein ungerechtes Gericht zieht, die den Muth haben, im Angeſichte der drohenden Gefahr für die gute Sache zu zeugen, und wenn es ſeyn muß, ſelbſt das zu ſagen, was dieſe Gefahr über ſie bringt? Wo ſind die großen Seelen, die der Glaube an Gott und Ewigkeit, die der Blick auf Jeſum und die Stärke ihres chriſtlichen Sinnes empor zieht über des Lebens Bedrängniſſe und Schrecken? Wo ſind die himmliſch Geſinnten, denen, im Gefühl des herannahenden Todes nicht ſein Furchtbares, nicht ſeine bleiche Geſtalt, nicht dieſe Verwüſtung der Natur, ſondern nur die Herrlichkeit des ewigen Lebens vorſchwebt? Wo ſind die Edelmüthigen, die ſelbſt unter den grauſamſten Mißhandlungen ihrer Feinde noch im Stande ſind, zu vergeben, zu ſegnen und zu bethen. Herr behalte ihnen dieſe Sünde nicht?

Was ſollen wir ſagen? Hat das Evangelium etwa die Kraft verloren, die es an ſeinen erſten Bekennern äußerte? oder wurde gerade dieſer Drang der Umſtände dazu erfordert, um ihm dieſelbe zu verſchaffen? Nein, m. Br., das Evangelium iſt geblieben, was es war — noch immer Gotteskraft zu beſeligen alle, die daran glauben. Dieſe Kraft liegt in ihm ſelbſt, in ſeinen Lehren, in ſeinen Verheißungen, in ſeinen Beyſpielen, in der ganzen Richtung und Stimmung, die es dem menſchlichen Geiſte ertheilt, und unter allen Umſtänden muß es dieſelbe, freylich in veränderter Geſtalt, äußern, wenn die Menſchen nur dafür empfänglich ſind. Aber darauf kommt alles an. Dieſe Empfänglichkeit iſt es, was uns fehlt. Das Chriſtenthum wird nicht mehr geſchätzt. Ueberall zeigt ſich die größte Gleichgültigkeit gegen daſſelbe. Man gibt ſich nicht die Mühe, es kennen zu lernen, und noch weniger, einzudringen in ſein innerſtes Weſen, was doch nothwendig geſchehen muß, wenn es wirken ſoll. Der Leichtſinn hält ſich für berechtigt, im voraus darüber, als über etwas Veraltetes abzuſprechen; als ob das je veralten könnte, was die innere Kraft und, wenn ich ſo ſagen darf, das Mark der Menſchheit iſt. Viele ſind zu roh und viele zu weichlich, um das Chriſtenthum in ſeiner Erhabenheit zu faſſen, die Begierden hangen feſt an der Erde; darum kann ſich das Gemüth nicht zum Unſichtbaren erheben. Wir glauben im Gewinne und Genuſſe des Augenblickes alles zu finden; darum wird das vergeſſen, was nicht im Augenblicke liegt. Unſer Eigennutz verengt und verödet unſer Herz, daß das Große keinen Platz mehr darin findet. Das, was wir die Aufklärung des Jahrhunderts nennen, und deſſen Beſitz uns mit gränzenloſem Stolze erfüllt, hat uns überredet, was ſich nicht ſinnlich darthun und begreifen läßt, ſey Wahn und Thorheit. Der Hang, alles zu erklären, alles augenſcheinlich zu machen, und ſich bey allem mit dem bloßen Wiſſen zu begnügen, hat die Gefühle unſers Herzens erkaltet. Und dieſen Sinn, dieſe Verfaſſung der Seele tragen wir auf das künftige Geſchlecht über. Viele unter uns haben ſie ſchon in der Jugend angenommen, und nie etwas kennen gelernt. Sehet da die Gründe, warum uns unſre Zeit die Erſcheinungen nicht mehr zeigt, von welchen wir ſo eben Eine in ihrer Majeſtät betrachtet haben.

Doch ich gebe es zu, daß die Umſtände vieles dazu beytrugen das Außerordentliche zu bewirken, was wir in jener Geſchichte antreffen. Ich gebe zu, daß der Eifer einer neu geſtifteten, überall gedrückten und verfolgten Geſellſchaft, daß die Nähe und das lebhafte Andenken der Begebenheiten, auf die ſie gegründet iſt, daß das ſinnliche Leben, welches die Lehren des Evangeliums für die erſten Bekenner deſſelben hatten, und der Einfluß den dieſe auf ihre Gemüthsbewegungen äußerten, daß der Gedanke, als Märtyrer der Wahrheit zu ſterben, daß ſelbſt eine feurige Einbildungskraft ſich mit der Kraft des Glaubens vereinigen mußten, um einen Stephanus ſo zu entflammen, daß er den Himmel offen ſah. Wir leben nicht mehr in Zeiten, wo jene Umſtände den Wirkungen des Evangeliums zu Hülfe kommen, und nur wenige beſitzen eine ſo feurige Einbildungskraft. Mit Recht würde man den einen Schwärmer nennen, der in den gewöhnlichern Lagen des Lebens, worin wir uns befinden, von ſich behaupten wollte, er ſehe den Himmel offen, der von den erhabenen Gegenſtänden der

Religion eine ſinnliche Anſchauung zu beſitzen vorgäbe. Mit Recht würden wir der Religiöſität eines ſolchen, eine verunreinigende Beymiſchung der Sinnlichkeit vorwerfen, und ihr dadurch ihren Einfluß auf wahre Veredlung des Lebens abſprechen. Aber auch in unſerm Leben fehlt es nicht an ungewöhnlichern Lagen; und hier erwartet man mit Recht eine ungewöhnlichere Wirkſamkeit der Religion, wenn auch, dem Aeußern nach, nicht gerade diejenige, die wir bey Stephanus antreffen. Die Religion muß uns begeiſtern; oder ſie erreicht nicht alles, was ſie erreichen ſoll; ſie bewegt uns nicht zu den Opfern, die das Vaterland von uns fordert, zu dem Heldenmuthe, der ſich der Gefahr weiht, zu der Größe des Geiſtes, die auf alles Verzicht leiſtet, zu der Standhaftigkeit und Stärke der Seele, die auch im Unglücke nicht verzagt. Dieſe Begeiſterung wird erſt dann Schwärmerey, wenn ſie ſich des ganzen Lebens bemächtigt, wenn ſie ſich auch in diejenigen Angelegenheiten miſcht, die für die Beurtheilung des Verſtandes gehören, wenn ſie da vorzugreifen wagt, wo deutliche Einſicht der Pflicht entſcheiden ſoll, wenn ſie das auf eine ſinnliche Weiſe zu erkennen wähnt, was nur ein vernünftiger Glaube umfaßt — nicht aber, wenn ſie, in einzelnen großen und entſcheidenden Augenblicken, das Herz gewaltig emporhebt. Fürchtet auch nicht, daß eine ſolche fromme Begeiſterung, die Reinheit Eurer frommen Geſinnungen trübe. Was heilig iſt, kann nicht zu Unheiligem führen.

Doch in den Wirkungen, welche das Chriſtenthum an Stephanus zeigte, iſt vieles, was für uns alle gehört, was uns allen erreichbar iſt, und was ſich bey uns allen — und zwar immer finden ſoll; und das gerade iſt das Weſentliche. In uns allen ſoll das Evangelium Licht und Wärme des Glaubens hervor bringen; in uns allen ſoll es einen neuen, beſſern Geiſt ſchaffen — Leben und Freudigkeit der Ueberzeugung, die in unſerm ganzen Thun und Denken ſichtbar werden. Uns alle ſoll es bewegen, die Wahrheit freymüthig zu bekennen, ohne Rückſicht darauf, was wir etwa dabey wagen — uns alle in den Stand ſetzen, ſo dafür zu ſprechen, daß die Gutgeſinnten, die uns hören, gewonnen werden, und daß auch der Leichtſinn und der Unglaube es nicht wagen, die ſchuldige Achtung zu verletzen, daß wir auch dem Spötter und dem Feinde der Wahrheit Ehrfurcht einflößen. Uns alle ſoll es ſtärken, daß wir das, was wir für unſre Pflicht erkennen, mit Willigkeit thun, und uns bey allem, was daraus Unangenehmes für uns entſtehen mag, dabey beruhigen, daß wir Gott und unſerm Gewiſſen gefolgt ſind. Uns allen ſoll es Kraft geben, die Welt und uns ſelbſt zu verläugnen, wo wir ohne dieſe Verläugnung nicht gut bleiben könnten. Uns alle ſoll es lehren, die Leiden der Zeit mit Unterwerfung unter Gott und Hoffnung zu ihm gelaſſen erdulden. In uns allen ſoll es, je mehr unſer Ende heran naht, Himmelsgefühl beleben, und uns durch frohe Gedanken der Ewigkeit unſern Uebergang erleichtern; und alle ſoll es dahin bilden, daß unſer Sterben ein ſanftes Entſchlafen ſey.

Wir ſind glücklich, m. Br., ſo glücklich, wie ein Menſch auf Erden es ſeyn kann, wenn das Chriſtenthum bey uns dieſe Wirkungen hervorbringt. Daß dieſes aber geſchehe hängt ganz von uns ab. Wir haben ſeinen Segen in Händen; es kommt nur darauf an, daß wir davon Gebrauch machen. Laſſet uns demſelben nur die Aufmerkſamkeit ſchenken, die es, als eine der denkwürdigſten Erſcheinungen, als Unterricht über unſre wichtigſten Angelegenheiten, fordern kann. Laſſet uns ſeine Belehrungen ernſtlich beherzigen, ihren wahren und reinen Sinn recht zu faſſen ſuchen, es auf unſre Umſtände und Bedürfniſſe gehörig anwenden, die Gefühle, die es in uns erweckt, unterhalten, und oft wieder hervorrufen, auf ſeine Wirkungen in unſerm Leben achten, und ſeinen Forderungen Gehör geben. Laſſet es uns einführen in unſre Familien, und es oft zum Gegenſtande ſtiller Unterredungen und vertraulicher Herzensergießungen machen. Laſſet es uns mit allen Leiden, Freuden und Erfahrungen unſers Lebens in Verbindung bringen, und es den zarten Herzen unſrer Kinder frühe einprägen. O, es kann nicht fehlen, ſie werden wiederkehren die herrlichen Wirkungen, die es einſt an ſeinen erſten Bekennern bewies.

Dieſe Entſchließungen ſeyen denn an dem heutigen Feſte gefaßt, damit wollen wir dein Andenken ehren, der du auf Erden erſchienen biſt, um überall Licht, Leben, Kraft, wahre Größe und frohen Muth zu verbreiten. Deine Wahrheit bleibe uns heilig, ewig unſer Troſt, unſre Stütze und unſre Zuverſicht. Sie lehre uns würdig leben und ſelig ſterben. Amen.

IV.

Die Wichtigkeit der Unterſuchung ob es auch ſchlimmer mit uns werde.

……

Am Schluſſe des Jahres.

Heute, m. Z., iſt der letzte Tag, an welchem wir uns in dieſem Jahre zur Anbetung Gottes und zur Erwägung unſrer höchſten Angelegenheiten hier verſammeln. Ein bedeutender Abſchnitt unſers kurzen Lebens iſt nun wieder zurück gelegt. Wir würden die Würde und Weisheit, wodurch ſich Chriſten auszeichnen ſollen, verläugnen, und uns gegen unſer eignes Wohl ſehr gleichgültig zeigen, wenn wir einem neuen Abſchnitte entgegen eilen könnten, ohne vorher über das Vergangene einige ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Nächſt den wunderbaren und gnadenvollen Führungen, Bewahrungen, Rettungen und Segnungen Gottes, die wir in dem verfloſſenen Jahre erfahren haben, verdient aber nichts mehr unſre Aufmerkſamkeit als unſer Verhalten in demſelben. Wie haben wir die Forderungen Gottes an uns beachtet und erfüllt, wie ſeine Wohlthaten genoſſen, wie die Leiden, die er uns zuſchickte, getragen, und wie die mancherley Mittel benutzt, die er zu unſrer Uebung und Bildung anwandte?

Wir ſind unſterbliche Geſchöpfe — zu etwas Großem beſtimmt. Wir ſollen unter den Veränderungen der Zeit zu einer Weisheit und Tugend hinan reifen, deren Früchte wir in der Ewigkeit genießen werden. Jeder Tag ſchon ſollte uns unſerm Ziele näher bringen, mit Kenntniſſen bereichern, von Unarten entwöhnen, in guten Geſinnungen ſtärken, und uns treuer machen in der Erfüllung unſrer Pflichten. Wie viel mehr denn jedes Jahr? Was ſollte, was konnte hier nicht geſchehen für die Reinigung und Erhöhung unſers Lebens? Ueber wie viele Stunden, über wie viele Veranlaſſungen, Aufforderungen und Hülfsmittel werden wir einſt dem Richter der Welt Rechenſchaft ablegen müſſen? Was haben wir denn nun in dieſem Jahre für unſern Geiſt gewonnen? um wie vieles ſind wir wirklich einſichtsvoller und beſſer geworden? Worauf würden wir uns berufen können, wenn es in dieſem Augenblicke zu uns hieße: thue Rechnung von deinem Haushalten? Wahrlich, das ſind Fragen, die heute eine unparteyiſche und angelegentliche Beantwortung von uns verlangen.

Aber es iſt zu beſorgen, daß viele unter uns, wo nicht gar die meiſten, hierauf nicht zu antworten haben, daß ſie ihre Beſtimmung in dem verfloſſenen Jahre um nichts näher gekommen ſind. Wie groß iſt nicht die Anzahl derer, denen dieſelbe ſo gut wie ganz unbekannt iſt, die nie daran denken, warum ſie hier ſind, denen es nie eingefallen iſt, daß ſie etwas mehr ſollen, als ſich ernähren, ihr Geſchäft treiben, und es in der Welt ſo weit bringen, als es ihre Kräfte und die Umſtände ihnen erlauben! Wie groß iſt nicht die Anzahl derer, die ſich um dieſe ihre Beſtimmung, ob ſie ihnen gleich bekannt iſt, nie bekümmern, die ſich nie zu einer ernſtlichen Selbſtbearbeitung entſchließen, die nie in ihr Inneres blicken, nie ſchmerzliche Reue fühlen, und nie etwas vernehmen, was den Grund eines würdigen Lebens in ihnen legen könnte. Es darf uns gar nicht wundern, wenn dieſe, weit entfernt, ſich ihrem Ziele zu nähern, ſich immer weiter davon entfernen, wenn es von Tag zu Tage ſchlimmer mit ihnen wird.

Ob dies nicht auch bei uns der Fall iſt? Wir haben alle Urſache es zu beſorgen, wenn wir uns nicht eines regen und immer wirkſamen Eifers uns zu beſſern bewußt ſind. Hierüber werden wir uns alſo zunächſt prüfen müſſen. Noch ehe wir fragen dürfen: welche Fortſchritte haben wir gemacht? müſſen wir unterſuchen, ob wir nicht etwa zurückgegangen ſind. Und zu dieſer Unterſuchung ſoll uns der gegenwärtige Vortrag ermuntern u. Anleitung geben.

Stehe du uns bey, o Gott, der du uns im verfloſſenen Jahre ſo väterlich geleitet, und uns ſo manche Gelegenheit gegeben haſt, dich und uns ſelbſt kennen zu lernen, und unſer ewiges Heil zu bedenken. Laß auch unſre letzte Zuſammenkunft nicht ohne bleibende Frucht ſeyn. Schnell eilen die Tage unſers Lebens dahin; keiner unter uns weiß, ob er dieſes Jahr endigen werde. Vielleicht ſchlägt manchem ſchon bald ſeine Stunde. O, wir dürfen nicht länger ſäumen — es iſt Zeit, daß wir ernſtlich unſer Weſen erforſchen. Möchten wir doch davon heute überzeugt, u. nachdrücklich angetrieben werden, das wichtigſte Stück unſrer Beſſerung zu beſorgen, und wenn wir denn die große Unterſuchung, wie es mit uns ſteht, anſtellen: ſo geſchehe es mit feyerlicher Erinnerung an dich, Allwiſſender, der du unſer Inneres kennſt, u. uns einſt richten wirſt, mit heiligem Ernſte und mit reiner Unpartheylichkeit. Amen.

Text.

2 Corinth. 13 v. 5.

Verſuchet euch ſelbſt, ob ihr im Glauben ſeyd, prüfet euch ſelbſt.

Prüfen ſollten ſich, nach der Forderung der vorgeleſenen Worte, die Chriſten zu Corinth, ob ſie ihrer Ueberzeugung von Jeſu noch getreu geblieben ſeyen, oder ob ihnen das Chriſtenthum gar nichts mehr gelte. War jene Ueberzeugung nicht mehr lebendig in ihnen, galt ihnen das Chriſtenthum nichts mehr: dann war es gewiß auch in jeder andern Rückſicht mit ihnen ſchlimmer geworden. Mit Recht können wir alſo, indem wir die Vorſchrift des Apoſtels auf uns beziehen, dieſelbe als eine Ermunterung betrachten, zu unterſuchen, ob es auch ſchlimmer mit uns werde. Wir wollen in dieſer Rückſicht mit einander erwägen:

1. worauf wir bey dieſer Unterſuchung zu ſehen haben.
2. warum ſie für uns von großer Wichtigkeit iſt.

I.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß hier nicht von Verſchlimmerung unſrer äußerlichen Umſtände — nicht davon die Rede iſt, ob unſer Vermögen ſich vermindert habe, ob unſer Anſehen geſunken, oder unſre Geſundheit zerrüttet ſey. Auch dieſe Unterſuchung müſſen wir zuweilen anſtellen, weil das Emporkommen und Sinken unſers äußern Zuſtandes oft auf das Emporkommen und Sinken des innern hindeutet, weil eine ſolche Verſchlimmerung oft allein in unſerm Betragen ihren Grund hat, und die Kenntniß derſelben wenn ſie wirklich Statt findet, auf unſer Verhalten großen Einfluß haben muß.

Hier iſt die Rede von innerer Verſchlimmerung, von dem Verfall unſrer geiſtigen und ſittlichen Verfaſſung, von dem Verderben unſers Verſtandes, unſers Herzens und unſrer Sitten. Ob wir noch im Glauben ſtehen, das ſollen wir, nach der Forderung unſers Textes, unterſuchen. Wir ſtehen aber im Glauben: wenn wir die Wahrheit recht erkennen, wenn ſie uns wichtig iſt, und Eindruck auf unſer Gemüth macht, wenn wir ein ſcharfes und lebhaftes Gefühl des Guten beſitzen, wenn unſre Leidenſchaften in Ordnung ſind, und von der Vernunft beherrſcht werden, wenn fromme Geſinnungen, wie ſie dem Glauben angemeſſen ſind, in uns leben, und wenn wir unſre Pflichten treu erfüllen. Ihr ſehet, worauf wir, bey der Prüfung, ob wir noch im Glauben ſtehen, zu achten haben, und woran wir erkennen können, ob es ſchlimmer mit uns werde, wohin wir aber auch unſre Blicke richten müſſen, um uns hierüber vollſtändig zu unterrichten.

Es wird ſchlimmer mit uns: wenn die Vorſtellungen, welche vorher in unſrer Seele klar und wohl geordnet waren, ſich allmählich verdunkeln und verwirren. Mit denjenigen Vorſtellungen, welche wir durch die Sinne empfangen, wird uns das nicht leicht begegnen; ſie werden zu oft in uns erneuert, und wir können ſie zu leicht in ihrer ganzen Klarheit und Beſtimmtheit wieder hervorrufen, als daß wir dieſes beſorgen dürften. Schon die große Lebhaftigkeit, welche ihnen eigen iſt, muß es verhindern. Aber eben dieſe Lebhaftigkeit iſt gewöhnlich die Urſache, daß diejenigen Vorſtellungen, die ſich auf das Geiſtige und Unſichtbare beziehen, nach und nach in der Seele verſchwinden, oder daß doch der wahre Zuſammenhang derſelben aufgelöst wird. Das iſt das Schickſal der Religionswahrheiten bey den meiſten Menſchen. Ueber dem immerwährenden Umhertreiben im irdiſchen Leben, unter der beſtändigen Beſchäftigung mit irdiſchen Zwecken, worauf die ganze Kraft ihres Geiſtes verwendet wurde, ſind von den Religionskenntniſſen, die ſie in ihrer frühern Jugend geſammelt haben, nur trübe Erinnerungen, einzelne, unzuſammenhangende Bruchſtücke übrig geblieben; ſie wiſſen ſelbſt nicht mehr, was ſie daran haben. Daher geſchieht es, daß die wenigen Kenntniſſe, die ſie noch beſitzen, ſich ſo leicht mit feinern und gröbern Irrthümern vermiſchen, daß ſie entweder in ſinnloſen Aberglauben oder in gänzlichen Unglauben ſich verlieren; und auch das gehört zum Schlimmerwerden. Es iſt eine unvermeidliche Folge, wenn wir den Vorrath unſrer religiöſen Einſichten nicht oft überſchauen und muſtern, wenn wir die Meynungen, die ſich nach und nach in uns bilden, oder die ſich uns anpreiſen, nicht ſorgfältig prüfen, ehe wir ſie aufnehmen. Hierauf müſſen wir alſo zuvörderſt unſre Aufmerkſamkeit richten. Unterſuchen ſollen wir, ob die Begriffe, die wir von Gott, von unſrer Beſtimmung, von unſren Pflichten und Hoffnungen haben, noch ſo klar, ſo zuſammenhangend, ſo rein, ſo unvermiſcht mit Aberglauben u. Schwärmerey und ſo entfernt von Unglauben ſind, als ſie einſt waren.

Eben ſo nöthig iſt es, zu unterſuchen, ob dieſe Begriffe uns noch ſo wichtig ſind, wie ſie einſt waren, und ob ſie noch *ſo auf unſer Gemüth wirken, wie ſie einſt darauf wirkten.* Es iſt nicht genug, daß wir die Wahrheiten der Religion kennen: ſie ſollen uns auch theuer ſeyn; wir ſollen wiſſen, daß wir in ihnen einen köſtlichen Schatz beſitzen, den wir nicht ſorgfältig genug bewahren können. Mögen unſre Einſichten nicht das Mindeſte verloren — mögen ſie ſogar gewonnen haben an Deutlichkeit, Gründlichkeit und Wahrheit: es iſt doch ſchlimmer mit uns geworden, wenn ſie uns nicht mehr das gelten, was ſie uns einſt galten, wenn wir mit mehr Gleichgültigkeit an ſie denken, und uns bey den Schickſalen derſelben weniger bekümmert zeigen. Sie ſollen wirken auf unſer Gemüth; ſie ſollen uns rühren oder erſchüttern; ſie ſollen uns demüthigen oder erheben; ſie ſollen uns mit Wehmuth oder mit Hoffnung, mit Schmerz oder mit Freude, mit Abſcheu oder mit Liebe erfüllen: je nachdem eine Vorſtellung dazu geeignet iſt, die Eine oder die andre dieſer Empfindungen zu erregen. Iſt unſer Herz noch unverſtimmt: ſo können die erhebenden und niederſchlagenden, die ernſthaften und die ſanften Lehren der Religion ſolche Eindrücke gar nicht verfehlen. Es iſt offenbar ſchlimmer mit uns geworden: wenn wir ſie nicht mehr bey uns antreffen; wenn die Güte Gottes uns nicht mehr rührt, ſeine Größe uns nicht mehr erhebt; wenn unſre Vergehungen uns nicht mehr niederbeugen, unſre Pflichten uns nicht mehr ernſthaft machen, unſre Ausſichten in die Ewigkeit uns nicht mehr ſtärken und erheitern; wenn wir die Spuren der göttlichen Allmacht und Weisheit ohne

Bewunderung, das herrliche Leben und Ende des Erlöſers ohne freudige Verehrung wahrnehmen. In einer doppelten Hinſicht iſt es dann ſchlimmer geworden. Ein verkehrter Sinn, unordentliche Begierden, ein in Weltliebe vereiteltes und im Weltweſen abgehärtetes Gemüth verhindern bey uns jene Eindrücke, und wir ſind nun auch unfähiger, durch die Wahrheit gebeſſert zu werden. Beydes, die Quellen und die Folgen dieſer Erſcheinung nöthigen uns, ſie als Verſchlimmerung zu betrachten. *Das iſt alſo das Zweyte, worauf wir bey unſrer Unterſuchung ſehen müſſen.*

Wollen wir genau erfahren, ob es ſchlimmer mit uns werde: *dann dürfen wir, drittens, den Zuſtand unſers ſittlichen Gefühles nicht aus der Acht laſſen.* Dieſes Gefühl iſt es, was in uns recht und Unrecht von einander unterſcheidet, was uns jenes als nothwendig, löblich und achtungswerth, dieſes als verwerflich, unwürdig und verächtlich darſtellt, was uns zu guten Handlungen antreibt und von böſen zurück ſchreckt, was uns zufrieden macht mit uns ſelbſt, wenn wir uns jener bewußt ſind, und Reue in uns erweckt, wo wir uns dieſe vorzuwerfen haben. Das ſittliche Gefühl muß den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht richtig angeben, beſtimmt und ſcharf ausdrücken, es muß uns das Würdige und Unwürdige, das Edle und Unedle in unſerm Thun lebhaft darſtellen, damit es zu dem, was unſrer Beſtimmung angemeſſen iſt, hinführe, und vor dem, was ihr widerſpricht, bewahre.

Es kann dieſen Zweck entweder gar nicht mehr, oder doch nicht mehr ſo vollkommen erreichen: wenn es ſo ſchwach geworden iſt, daß es bey vielen unſren Handlungen ſich nicht äußert; wenn es ſich nur da vernehmen läßt, wo das Rühmliche oder Abſcheuliche ſo gleich in die Augen fällt; wenn es zu manchen tadelhaften Unternehmungen ſchweigt, oder ſich nicht laut genug gegen dieſelben — oder ſie wohl gar für recht erklärt; wenn es ſo ſehr von Irrthümern des Verſtandes oder von Leidenſchaften des Herzens abhangt, daß es in dem Einen Falle billigt, was es in dem andern verwirft. Wo ſich das findet: da iſt es ſchlimmer mit uns geworden; wir haben weniger in uns, was uns gegen das Böſe verwahren kann, nnd werden gewiß mehr Böſes begehen. In einem ſehr gefährlichen Zuſtande befindet ſich der Menſch, deſſen ſittliches Gefühl abgeſtumpft, und rettungslos iſt unſer Zuſtand, wenn es ganz vernichtet bey uns iſt. Eine ſolche Ausartung des ſittlichen Gefühles iſt indeß ſelbſt ſchon das Zeichen eines großen Verfalls. Die Stärke unſittlicher Begierden, häufige Uebertretungen des Geſetzes, und eine traurige Befreundung unſers Gemüthes mit dem Böſen müſſen dieſelbe verurſacht haben. Alſo auch darauf ſoll unſre Unterſuchung ſehen: ob unſer ſittliches Gefühl von ſeiner Stärke und Schärfe verloren habe.

Viertens, verdient bey dieſer Unterſuchung die Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Begierden in Anſchlag gebracht zu werden. Dieſe ſinnlichen Begierden ſind an ſich nicht zu tadeln. Sie gehören weſentlich zu unſrer Natur; ſie ſind auf die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe gerichtet. Ohne ſie würde es auch kein vernünftiges Wollen geben. Der beſte Menſch iſt nicht frey von ſinnlichen Begierden. Aber ſie ſind bey ihm nicht ſo ſtark, daß ſie die Herrſchaft der Vernunft unmöglich machen; ſie ſind bey ihm nicht das, was ihn in ſeinen Handlungen leitet; ſie ſtehen in einem ruhigen Gleichgewicht; keine widerſtrebt der andern; keine iſt auf etwas an ſich Unſittliches gerichtet. So hält er zwar auf ſeine Ehre; aber die Ehre iſt ihm nicht wichtiger als ſeine Pflicht; nicht um jener, ſondern um dieſer willen handelt er; ſie wird bei ihm nie brennender Ehrgeitz; ſie verleitet ihn nie zu ſolchen Schritten, die mit ſeinem Wohl im Ganzen und mit ſeiner Rechtſchaffenheit nicht beſtehen können; ſie verblendet nie ſeinen Verſtand, und verunreinigt nie ſein Gefühl. Und ſo iſt es mit allen andern Begierden. Darin beſteht die wahre Geſundheit der Seele. Aber oft wird dieſe ſchöne Ordnung, dieſes ruhige Gleichgewicht aufgehoben. Oft ſehen wir die ſinnlichen Begierden des Menſchen eine Macht an ſich reißen, welcher nichts widerſteht, und ſich der Herrſchaft über alle Kräfte des Gemüthes verſichern. Oft ſehen wir einzelne Begierden ſich mit einer vorzüglichen Stärke über die andern erheben; und in Gluth der Leidenſchaft aufflammen. Oft ſehen wir den Menſchen durch das Gegeneinanderſtreben ſeiner Begierden in die ſchrecklichſten innern Kämpfe verwickelt. Oft ſehen wir eine an ſich unſchuldige Begierde die regelloſeſten und verkehrteſten Zuſtände, Neid, Rachbegierde, wilde Wuth nach ſich ziehen. Iſt dann nicht unſer Inneres zerrüttet und verunſtaltet! Iſt es dann nicht um die Unſchuld und den Frieden unſers Lebens geſchehen? Sind wir nicht jeden Augenblick in Gefahr, die ungerechteſten und empörendſten Handlungen zu begehen? Und was mußte vorhergehen, ehe es dahin mit uns kam? Wie viele ſtrafbare Handlungen, welch ein vorſätzliches Pflegen der Sinnlichkeit und welches Verderben unſrer Geſinnung mußte dieſe Stärke und Unordnung unſrer ſinnlichen Begierden vorbereiten und herbeyführen helfen? Gewiß dürfen wir ſie nicht überſehen, wenn die Frage darnach iſt, ob es auch ſchlimmer mit uns werde.

Soll dieſe Frage richtig von uns beantwortet werden: dann müſſen wir, fünftens, und zwar vorzüglich, auf die Geſinnungen Rückſicht nehmen, die uns beſeelen. Sie ſind hier unter allem das Wichtigſte, weil ſie eigentlich über den Wehrt und Unwehrt des Menſchen entſcheiden. Bey allem anderweitigen Vergnügen, bey den lauteſten und gefühlvollſten Einſichten, bey dem ſchärfſten und ſtärkſten ſittlichen Gefühle, bey der größten Mäßigung unſrer Begierden ſteht es doch ſchlimm um uns, wenn in unſerm Herzen keine wahre Frömmigkeit; keine aufrichtige, reine Liebe des Guten iſt. Wer recht wiſſen will, was er vor Gott und Menſchen wehrt iſt; der frage ſich: ob er das Böſe von

Herzen verabſcheue, und zwar um ſeiner innern Verkehrtheit und Verwerflichkeit willen, oder ob er es etwa nur kalt mißbillige, ob er es nur tadle, weil es ihm Nachtheile verurſacht hat, ob er es in andern Fällen dulde, ob er wohl gar Gefallen daran finde, wenn es ihm Nutzen bringt; er frage ſich: ob es ernſtlicher, herrſchender Wille, feſter Vorſatz in ihm ſey, tugendhaft zu denken und zu leben, und darin immer vollkommener zu werden, ob er ſich das Gute, wo und in welcher Geſtalt es ſich zeige, wahrhaft und ohne Nebenabſicht freue, ob er ſich überall als warmen Freund und eifrigen Vertheidiger deſſelben darſtelle, ob er die Wahrheit liebe, und ſie aus allen Kräften, mit Verläugnung alles Vorurtheils und aller Parteylichkeit ſuche, ſo daß es ihm nur um ſie, und nicht um dieſe oder jene Meynung zu thun iſt, ob er Ehrfurcht fühle vor Gott, ob beym Gedanken an ihn ſein Herz ſich erweitere, ob er ihm gerne gehorche, ſich ihm willig unterwerfe, ſeine Leiden mit Geduld trage, und auch da noch auf den Herrn vertraue, wo er von ſeiner Sinnlichkeit nicht unterſtützt wird, ob er wahres Wohlwollen gegen die Menſchen häge, u. in Sanftmuth und Demuth dahin gehe. Nach der Geſchichte dieſer Geſinnungen in unſerm Gemüthe, nach den Veränderungen, die mit denſelben vorgegangen ſind, nach den Siegen, welche Sinnlichkeit und Eigennutz über ſie davon getragen, nach dem Einfluſſe, den das Leben in der Welt auf ſie hatte, müſſen wir forſchen, um zu erfahren, ob es ſchlimmer mit uns werde.

Endlich, haben wir hierbey auch auf die Art zu ſehen, wie wir unſre Pflichten erfüllen. Unſre Pflichten ſollen uns heilig ſeyn; wir ſollen ſie nie wiſſentlich verſäumen; wir ſollen uns nicht damit begnügen, die Eine beobachtet zu haben, und uns deßwegen für berechtigt halten, die andre zu übergehen. Mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit ſollen wir allen nachkommen; mit gleicher Strenge ſollen wir ihnen alle unſre Begierden unterwerfen; wir ſollen ſie ſo genau und ſo pünktlich thun, als es uns möglich iſt. Dabey ſoll uns nicht Eigennutz, ſondern reine Wehrtſchätzung, ein echt religiöſer Geiſt leiten; in dem allen ſollen wir es zur Freudigkeit bringen. Sehet das ſind die Forderungen, die das Evangelium an uns richtet, das iſt der Maßſtab, wornach es uns unſern ſittlichen Zuſtand beurtheilen lehrt. Auf dieſes alles müſſen wir prüfende Blicke richten, damit wir erfahren, ob es ſchlimmer mit uns werde. O, es leidet gar keinen Zweifel, daß es ſchon ſchlimmer mit uns geworden iſt: wenn wir träger geworden ſind, das zu thun, was uns obliegt; wann die Noth uns dringen, wenn man uns mit Strenge dazu anhalten muß, damit es nur einiger Maßen geſchehe; wenn uns bey der Erfüllung derſelben die Ausſicht auf ſinnliche Vortheile mehr zu Hülfe kommen muß; wenn innere Liebe zur Pflicht, der Gedanke an unſre Würde, an Gott und Jeſum weniger bey uns vermag; wenn wir geneigter ſind uns Ausnahmen zu erlauben, wo Begierde und Pflicht in Widerſtreit mit einander gerathen; wenn wir eher bereit ſind, ſie ganz aufzugeben, wo bey der Uebertretung derſelben viel zu gewinnen iſt; wenn das, was wir in ihrem Dienſte verrichten, mehr Kälte, mehr Getheiltheit des Gemüthes und mehr Widerwillen verräth, wenn es uns mehr eigen iſt, die Befehle der Pflicht als einen drückenden Zwang zu betrachten und zu verabſcheuen; — ja dann haben wir Urſache uns mit tiefer Wemuth der vergangenen Zeit zu erinnern, wo es beſſer war, und wo wir uns gewiß auch glücklicher fühlten.

2.

Ihr wiſſet alſo jetzt, worauf man, bey der Unterſuchung, ob es ſchlimmer mit uns werde, ſehen muß. Nichts ſteht Euch mehr im Wege, nichts kann Euch abhalten, dieſe Unterſuchung bey Euch ſelbſt anzuſtellen. Es kommt nur noch darauf an, daß Ihr von der Wichtigkeit derſelben überzeugt werdet.

Bedenket zu dem Ende, zuvörderſt, daß es ſehr leicht iſt, ſchlimmer zu werden, daß kein Augenblick unſers Lebens vergeht, wo wir der Gefahr dazu nicht ausgeſetzt ſind. Unſer Geiſt ſteht nie ſtill; es iſt nicht möglich, daß die Kraft die ihn beſeelt, je ganz ruhe. Immerfort wird er von außen gereitzt und in Bewegung geſetzt. Darum gehen auch immer größere oder kleinere Veränderungen in ihm vor. Er empfängt Eindrücke von äußern Gegenſtände; die Einbildungskraft bringt mancherley Bilder hervor, und geſtaltet dieſe auf mannigfaltige Art; der Verſtand verbindet und trennt, bildet Begriffe, Urtheile und Schlüſſe; andre theilen uns ihre Gedanken und Empfindungen mit; Gedanken und Empfindungen entſtehen in uns beym Anblicke ihres Thuns und Laſſens; Gefühle regen ſich; Neigungen erwachen; Begierden ſteigen zur Leidenſchaft; wir faſſen Entſchließungen, und laſſen uns zu Handlungen treiben. Gewiß wird durch das alles in unſerm Innern viel verändert; gewiß verlieren ſich unter dieſem beſtändigen Wechſel manche Eigenthümlichkeiten unſers Gemüthes, während andre zum Vorſcheine kommen; gewiß erhält dadurch unſer Geiſt im Ganzen nach und nach eine andre Richtung. Wo ſich aber ſo vieles durch einander bewegt, wo ſo vieles Verſchiedenartige in einander fließt: ſollten wir nicht da auch manches Verkehrte beſorgen? Was berechtigt uns, zu erwarten, daß alles, was in uns eingeht, und was unſer Geiſt aus ſich ſelbſt hervortreibt, zum Guten wirken werde? Schon dieſe Beſorgniß müßte uns aufmerkſam machen.

Aber für den, der den menſchlichen Geiſt und das menſchliche Herz kennt, gibt es hier mehr als Beſorgniß. O, es iſt nur gar zu gewiß, daß die Gedanken, die durch äußere Eindrücke und durch eigne Thätigkeit in uns gebildet werden, eine unerſchöpfli- Quelle von Irrthümern, daß ſie oft ganz falſch, oft ganz einſeitig, oft durch täuſchenden Schein allein hervor gebracht ſind. Und was ſollen wir zu den Spielen unſrer Einbildungskraft, — was zu den Bildern, die uns in einſamen Stunden ergötzen, was zu den Bewegungen ſagen, die ſich unaufhörlich in unſerm Herzen regen? Wie oft ſind ſie die unreinſten und ſtrafbarſten? Wie oft dürfen wir es nicht wagen, ſie hervorzuziehen aus der Dunkelheit, die ſie bedeckt? Wie oft lehrt uns ein dunkles Gefühl ihrer Schändlichkeit, die Stimme des Gewiſſens, die ſich gegen ſie erheben will, unterdrücken, ehe ſie laut wird? Wer zählt alle die Regungen der Wohlluſt, des verachtenden Stolzes, des unterdrückenden Ehrgeitzes, des alles an ſich reißenden Geldhungers, der glühenden Rachgier, die ſich in unſerm Innern finden! Wir werden gewiß von Tag zu Tage ſchlechter, wenn wir nicht auf das ſorgfältigſte über uns wachen, und dem allein einen nachdrücklichen Widerſtand entgegen ſetzen. Und ſelbſt bey dieſem Widerſtande ſind wir noch nicht vor alle Gefahren geſichert. Rechnet hierzu noch die falſchen Meynungen, die wir allenthalben vernehmen, die ſchlechten Geſinnungen, die ſtrafbaren Lüſte, die verdorbenen Sitten, die wir überall antreffen, und die ſich uns ſo leicht empfehlen, die uns ſo leicht anſtecken. Rechnet hierzu die abſichtliche Verführung, die überall für das Laſter wirbt, und gewöhnlich alles aufbiethet, was nur irgend im Stande iſt, ein menſchliches Herz zu bethören und zu verderben — die Reitze, womit ſich das Laſter ſchmückt und die Vortheile, die es uns vorſpiegelt. Erinnert Euch an die Schwäche und Verführbarkeit des menſchlichen Herzens, an die Geneigtheit, dem Scheine zu trauen, ſich dem hinzugeben, was den Sinnen ſchmeichelt, das gelten zu laſſen, wovon uns das Aeußere überredet. Ihr werdet geſtehen müſſen, daß wir keinen Augenblick außer Gefahr ſind ſchlimmer zu werden. Iſt aber das: dann iſt gewiß auch nöthig, daß wir oft unterſuchen, ob wir es nicht ſchon wirklich geworden ſind:

Um ſo mehr, da dies gewöhnlich ganz unvermerkt geſchieht. Nicht auf einmal bemächtigt ſich das Böſe des Menſchen ganz. Langſam und unſcheinbar iſt ſein Entſtehen. Aus Keimen, die wir nie dafür gehalten hätten, entwickelt es ſich. Gedanken, Empfindungen, Eindrücke und Begierden, in denen wir nichts Sträfliches finden konnten, die nur nach und nach ſich trübten, nur nach und nach in ihrer verabſcheuungswürdigen Geſtalt hervortraten, ſind ſeine erſte Quellen. Und eben ſo leiſe, eben ſo allmählich iſt ſein Fortgang. Nicht leicht wird jemand, der ihm immer zuſieht, bemerken, wie ſich nach und nach alles zum Schlimmen wendet; den meiſten wird es vorkommen, als ändre ſich nur das Zufällige, und als bliebe im Weſentlichen alles, wie es iſt. Nach und nach ſetzen ſich die Eindrücke unſrer Sinne und die Bilder unſrer Einbildungskraft zu gefährlichen Irrthümern zuſammen. Nach und nach verdunkeln und verwirren ſich, im Gewühl der Welt, und unter den wechſelnden Schauſpielen, die ſich uns auf allen Seiten anbiethen, unſre deutlichen und zuſammenhangenden Einſichten. Nach und nach werden die Stützen unſers Glaubens vom Leichtſinne, von Zweifeln und von Leidenſchaften untergraben. Nach und nach verliert die Wahrheit ihre Kraft, und tritt Gleichgültigkeit an ihre Stelle. Allmählig wird das ſittliche Gefühl verfälſcht und abgeſtumpft; allmählig wächſt die Leidenſchaft an, bis ſie von keiner Einſchränkung mehr wiſſen will. Allmählig ſchwindet die Liebe zu Gott und zu allem Guten dahin; werden die Geſinnungen der Ehrfurcht, des Vertrauens, der Ergebenheit und der Menſchenliebe geſchwächt, und wir träger und kälter, unſre Pflicht zu erfüllen.

Dieſer Fortgang zum Schlimmern würde uns oft entgehen, wenn wir uns noch ſo ſorgfältig beobachteten. Aber auch hierinn fehlt es uns meiſten Theils. Der Strom der Veränderung treibt uns fort, ohne daß wir es gewahr werden. Unſre Meynungen geſtalten ſich um, unſre Einſichten verſchwinden, unſre Grundſätze werden gegen andre vertauſcht, unſer Gewiſſen wird verhärtet, unſer Herz erkaltet, unſre Begierden ſteigen zum flammenden Ungeſtüm, wir begehen tauſend Fehltritte; und bemerken das alles nicht. Als die Leute ſchliefen, da ſäete der Feind das Unkraut. Die Augenblicke, wo wir uns ſelbſt nicht bewachen, ſind die gefährlichſten unſers Lebens. Nicht genug, daß unſre Unachtſamkeit uns den Fall bereitet. Oft verläßt uns die Verblendung auch dann noch nicht, wenn wir merklich ſchon gefallen ſind. Die größern Fehltritte, die ſchwerern Vergehungen hält freylich dem noch nicht ganz Verſtockten das Gewiſſen vor; aber diejenigen, worin das Böſe im Stillen das Herz umklammert, bleiben uns gewöhnlich, ſelbſt wenn wir ſie begangen haben, verborgen; wir pflegen ſie unter die unbedeutenden Dinge zu rechnen.

Wenn ſich dies aber wirklich ſo verhält; wenn wir es ſelbſt nicht einmal bemerken, wie wir nach und nach ſchlimmer werden: was kann dann nöthiger ſeyn, als daß wir von Zeit zu Zeit eine angelegentliche Unterſuchung darüber anſtellen?

Denn wir können es, drittens, nicht verkennen, daß von dem Schlimmerwerden gar zu viel abhängt. Iſt einmal der Anfang gemacht: dann gibt es nur Ein Mittel, uns vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren, nähmlich, daß wir es noch zur rechten Zeit bemerken, und umkehren. Geſchieht das nicht, bleibt uns unſer allmähliches Verſinken verborgen, treffen wir keine wirkſamen Anſtalten dagegen: dann kann nichts den Lauf des Verderbens aufhalten. Man wird in ſeinen Irrthümern immer mehr befeſtigt; die wahre und lichtvolle Erkenntniß verſchwindet in das Dunkel des Vergeſſens; die Verbindung des Geiſtes mit der Wahrheit löst ſich gänzlich auf. Sie verliert mehr ihre Kraft, das Herz zu rühren und zu erheben. Das ſittliche Gefühl wird ſtumpfer und ſchwächer, die Leidenſchaft kühner, verwägener und zerſtörender, die frommen Geſinnungen und der Eifer für die Pflicht erlöſchen endlich ganz. Je mehr man ſich dem Abgrunde nähert; deſto ſchneller werden die Schritte. Iſt es aber etwas Geringes, immer ſchlimmer zu werden? Wahrlich es iſt das Traurigſte und Schrecklichſte, was uns begegnen kann. Wer ſchlimmer wird, der wird verächtlicher, freudenloſer, elender. Schlimmer werden heißt: von ſeiner Würde hinabſinken, ſich von ſeiner Beſtimmung entfernen, ſeine Ruhe vernichten, ſich von Gott losreißen, ſich alle wahre Faſſung im Unglücke und im Tode unmöglich machen, dem unglückſeligſten Schickſale entgegen eilen; es heißt: ſich ſelbſt ſchänden, alles was in uns vortrefflich und groß und edel iſt zerſtören, und alle Guten betrüben.

Nein, das müſſe keinem von uns widerfahren, daß er rettungslos ſchlimmer würde. Damit es uns aber nicht widerfahre, laſſet uns oft unterſuchen, wie es in dieſer Hinſicht mit uns ſteht. Wir ſind alle Menſchen, menſchlichen Verſuchungen unterworfen. In uns allen gehen täglich, und oft unbemerkt, Veränderungen vor, die etwas an uns verderben. Auch der Beſte iſt davon nicht ausgenommen. Denn wer kann die Eindrücke abwehren, die von außen auf ihn eindringen? Wer iſt Herr über das geheime Spiel ſeiner Gedanken und Empfindungen? Aber in jedes Gewalt ſteht es, ſein Schlimmerwerden noch zur rechten Zeit zu bemerken, ihm Einhalt zu thun, und das Verderben zu verbeſſern. Gewiß wird uns das gelingen, wenn wir den Beyſtand zu Hülfe nehmen, den die Religion uns anbiethet. Auch der Zeitraum, den wir jetzt wieder zurück gelegt haben, hat vieles an uns geändert. Welch eine ungeheure Menge von Gedanken, Empfindungen, Begierden und Entſchließungen iſt in demſelben durch unſre Seele gegangen? Und alle haben auf uns gewirkt; alle haben in uns etwas zurück gelaſſen. Laſſet uns, ehe dieſes Jahr zu Ende eilt, uns hierüber zur Rechenſchaft fordern;

laſſet uns ſo uns richten, wie Gott uns einſt richten wird. O, ihr ſollt uns nicht entfliehen, ihr letzten Stunden des Jahrs, bevor ihr uns dieſen Gewinn gebracht habt. Ihr ſollt uns noch einmal in eine ſchauervolle Stille führen, zur ernſten Beſchäftigung mit uns ſelbſt; ihr ſollt uns tiefe Blicke in unſer Inneres gewähren; ihr ſollt uns mit den Entſchließungen und Mitteln verſehen, die zu unſerm ewigen Heile führen. Und dann eilet auch ihr dahin, wo ſich alles verliert; wir ſegnen Euch, indem wir euch nachſehen. Ihr ſeyd uns von unausſprechlichem Werthe geweſen. Amen.

V.

Die Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit.

……

Am

Schluſſe des Jahres.

Gott, du herrſcheſt allmächtig über der Welt und den Menſchen. Auch der Lauf der Zeiten ſteht in deiner Hand; du heißeſt ſie gehen und kommen, mit ihren großen und kleinen Ereigniſſen, mit ihren Uebeln und Wohlthaten. Du regierſt alle ihre Veränderungen, ſelbſt diejenigen, die zunächſt von Menſchen herzurühren ſcheinen. Auch wir haben das in dem Jahre, das ſo reich an großen Begebenheiten war, oft erfahren. Du haſt uns beſchützt, gerettet, unſre Befürchtungen vernichtet, und alles zu unſerm Beſten gewendet. Mit gerührtem Herzen preiſen wir heute deine gnädigen Führungen. Du haſt uns in den Zuſammenhang der Zeitumſtände geſetzt, worin wir uns befinden, die Stelle angewieſen, die wir jetzt einnehmen. Dein Werk iſt es, daß uns das Geräuſch gerade dieſer Begebenheiten umgibt, daß wir dieſe Vortheile genießen, und an dieſen Unbequemlichkeiten Theil haben, daß wir dieſe Meynungen täglich hören, und dieſe Beyſpiele um uns ſehen. Gewiß hatteſt du dabey wohlthätige Abſichten; es war ſo für uns am beſten; ſo konnte unſre Erziehung für die Ewigkeit am ſchicklichſten beſorgt werden. Alle deine Anordnungen ſind ja gut, und befördern deine erhabenen Zwecke. Möchten ſie denn doch auch an uns erreicht werden. Möchten wir ſorgfältig fragen, was du uns durch das alles lehren, wohin du uns durch das alles führen willſt. Vieles ſoll uns zum Danke ermuntern; vieles ſoll uns warnen; vieles ſoll uns Veranlaſſung geben zur Uebung eines chriſtlichen Tugendſinnes. Bey allem aber ſollen wir uns auf eine würdige und weiſe Art verhalten. Damit dieſes immer von uns recht erkannt werde; laß uns aufmerkſam ſeyn auf die Zeichen der Zeit, in welcher wir leben; laß es unſer angelegentliches Bemühen werden, uns von der wahren Beſchaffenheit derſelben aus dem, was wir um uns her ſehen und hören, zu unterrichten. Heilig ſeyen uns dazu die letzten Stunden des fliehenden Jahres. Laß ſie, ehe ſie ſchwinden, unſerm Gemüthe noch einmal eine wohlthätige Stille geben, daß wir erfahren, in was für einem Zuſtande wir uns befinden, und was für uns jetzt zu thun iſt. Das ſey dann auch die Frucht unſers gegenwärtigen Nachdenkens. Amen.

……………

Eine jede Zeit, m. Z., hat ihr Eigenthümliches — ihre eigenen Erſcheinungen, Auftritte und Begebenheiten, ihre eigenen Freuden und Leiden, ihre eigenen Befürchtungen und Hoffnungen, ihre eigenen Gefahren und Bedürfniſſe, ihre eigenen Anſtalten und Hülfsmittel, ihre eigenen Meynungen, ihre eigene Denkart und ihre eigenen Sitten. Das iſt es, was ſie von jeder andern Zeit unterſcheidet. Wie in allen menſchlichen Dingen, ſo iſt auch hierin Gutes und Böſes gemiſcht; und wenn ein jedes Zeitalter ſeine Vorzüge beſitzt: ſo fehlt es ihm gewiß auch nicht an Nachtheilen. Die Zeiten ändern ſich unaufhörlich. Alte Uebel verſchwinden, und neue kommen zum Vorſchein. Alte Quellen der Wohlfahrt vertrocknen, und neue fangen an, zu fließen. Mit neuen Einſichten und Genüſſen kehren auch neue Verſuchungen und Entbehrungen bey uns ein. Vieles, was einſt brauchbar war, iſt es jetzt nicht mehr. Vieles, was einſt hoch geprieſen wurde, hat jetzt ſeinen Wehrt verloren. Und von manchem, was man einſt für verwerflich erklärte, ſieht man jetzt ein, daß es doch wohl Gutes bringen möge.

Das iſt der große Vorzug des Menſchen, daß er im Stande iſt, die Zeit gewiſſer Maßen zu beherrſchen. Wenn er auch die Ereigniſſe derſelben ſelten nach ſeinem Willen lenken, wenn er auch ihren Flug weder aufhalten noch beſchleunigen, wenn er auch dem, was zur Zerſtörung reif iſt, und ſeinem Untergange entgegen eilt, keine längere Dauer geben, noch das Neue ſchneller herbeyführen kann, als ſeine Stunde gekommen iſt: ſo ſteht es doch in ſeiner Gewalt, vieles abzuwenden, vieles zu bewerkſtelligen, vieles zu verbeſſern, vieles ſeinem Ziele näher zu bringen, und aus allem Nutzen zu ziehen. Es ſteht in ſeiner Gewalt, den Einfluß zu beſtimmen, einzuſchränken und zu erweitern, den ſeine Zeit auf ihn hat, oder auch ſich von dieſem Einfluſſe frey zu erhalten. Es ſteht in ſeiner Gewalt, ſein Zeitalter zu genießen und ſich demſelben hinzugeben, aber auch, ſich darüber zu erheben und weiſer, beſſer, glücklicher zu ſeyn, als ſein Zeitaltrr im Ganzen es iſt. Dieſen Vorzug ſollten wir ſchätzen, auf ihn ſollten wir ſtolz ſeyn, ihn ſollten wir uns um keinen Preis nehmen laſſen.

Und doch gibt es Menſchen genug, die ganz unter dem Einfluſſe ihrer Zeit ſtehen, die ihr als blinde Sclaven gehorchen, die nichts anders ſind, als was die Zeit aus ihnen macht, die nichts anders genießen, als was die Zeit ihnen anbeuth, die in keinem Stücke anders denken und handeln, als ihre Zeit ſie es lehrt, und die von allen den Uebeln gequält werden, die ihr Zeitalter mit ſich bringt. Sie gelangen gerade dahin, wohin der Strom der Zeit ſie treibt. Vergebens würde man ſie fragen, was ihre Zeit Eigenes, Gutes oder Verwerfliches habe. Sie haben ſich nie darum bekümmert. Daher findet ſich ſo viel Unbeſonnenes, Thörigtes und Verkehrtes in ihrem Benehmen. Daher werden ſie von ſo mancher Laſt und Sorge gedrücket, der ſie wohl hätten überhoben ſeyn können. Sie werden des Erfreulichen, was ihre Zeit hat ſelten recht froh, ſie wiſſen ſich bey den Unbequemlichkeiten derſelben ſelten zu helfen, und es iſt bloß Zufall, wenn ſie dem Böſen, was es mit ſich führt, entgehen.

Eines ſolchen Unverſtandes müſſe man uns nicht anklagen. Er widerſtreitet eben ſo ſehr unſrer Würde als unſrer Wohlfahrt. Uns geziemt es, unſre Zeit zu kennen und recht zu würdigen. Aufmerkſamkeit auf die Zeichen derſelben iſt für uns eine ſehr wichtige Angelegenheit. Und wo könnte ſie es mehr ſeyn, als in den Tagen, wo wir den Wechſel der Zeit ſo lebhaft empfinden. Wohlan denn, laſſet uns dieſe Stunde benutzen, uns hierzu zu ermuntern.

Text.

Luk. 21 v. 29, 30, 31.

Und er ſagte ihnen ein Gleichniß: Sehet an den Feigenbaum und alle Bäume. Wann ſie jetzt ausſchlagen; ſo ſehet ihr an ihnen, und merket, daß der Sommer nahe iſt. Alſo auch ihr, wenn ihr dieſes alles ſehet angehen; ſo wiſſet, daß das Reich Gottes nahe iſt.

Jeſus, m. Z., hat zu ſeinen Jüngern im vorhergehenden von großen Ereigniſſen geredet, die alles mit Entſetzen erfüllen ſollten. Ihnen ſollten ſie nicht ſo furchtbar ſeyn, den Tag der Erlöſung, die Nähe des göttlichen Reiches ſollten ſie ihnen ankündigen. Sie waren ihnen Zeichen der Zeit, Vorboten von noch wichtigern Auftritten. Sie ſollten daran merken, was ihnen jetzt bevorſtehe, und was für Maßregeln ſie zu ergreifen hätten. Gewiß verdienten ſie in dieſer Hinſicht ihre ganze Aufmerkſamkeit. *Auch für uns gibt es ſolche Zeichen der Zeit, die nicht weniger unſrer Aufmerkſamkeit wehrt ſind.* Dieſer Gedanke, ſoll uns in der gegenwärtigen Stunde weiter beſchäftigen. Ich werde nemlich zeigen:

1. *was Zeichen der Zeit ſind*, und
2. *warum wir ihnen unſre Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen.*

I.

Zeichen der Zeit ſind ſolche Erſcheinungen, Begebenheiten und Umſtände, aus welchen man die Beſchaffenheit der Zeit, ihr Gutes und ihr Böſes, ihre Aufklärung oder Verfinſterung, ihre Sittlichkeit oder Unſittlichkeit, ihr Glück und ihr Elend, ſo wie das, was man mit Recht hoffen darf und fürchten muß, erkennt.

Aus den *Urſachen* gewiſſer Erſcheinungen, die wir vollſtändig vor uns haben, ſchließen wir auf dieſe Erſcheinungen, als die Folgen derſelben — aus dem allgemeinen Erwachen des Verſtandes auf große Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, aus der Macht, die wir in den Händen edler Menſchenfreunde ſehen, auf das Glück der Völker, aus dem Fleiße, der alles belebt, auf allgemeinen Wohlſtand, aus dem Uebermuthe des Menſchen auf ſeinen nahen Fall, aus Gottesvergeſſenheit auf Verderben der Sitten, und aus herrſchender Zügelloſigkeit auf eine Verwirrung, die alles verſchlingen wird. Eben ſo ſetzt man voraus, daß, wo gewiſſe Wirkungen ſich zeigen, die Urſachen derſelben nicht fehlen werden. Nichtswürdige, eitle Beſchäftigungen und gränzenloſe Sucht ſich zu zerſtreuen, verrathen einen irdiſchen Sinn; gänzliche Verwilderung der Menſchen iſt ein Beweis, daß die Religion ihre Kraft an ihnen verloren hat; wo wahre Aufklärung herrſcht, da wird es an Liebe zur Wahrheit nicht fehlen; wo freymüthig geforſcht wird, da ſind die Feſſeln des Vorurtheils und der Geiſtesknechtſchaft zerbrochen. Ueberdem gibt es auch Eigenſchaften und Erſcheinungen, die wir immer in der Begleitung gewiſſer andrer wahrgenommen haben, ſo daß wir ſie für nothwendig mit dieſen verbunden halten, und wo wir die erſten antreffen, auch die andern zuverſichtlich erwarten.

So gibt es denn nun, zuvörderſt, Zeichen von der Erleuchtung der Zeit. Wir nennen eine Zeit aufgeklärt, wo überall vernünftiges Nachdenken herrſcht, wo man nichts ungeprüft annimmt wo man alles ſorgfältig unterſucht, und ſich ſo deutlich als möglich zu machen ſucht, wo vernünftige Einſichten weit verbreitet ſind, und frey geäußert werden dürfen, wo man alles, was man erkannt hat, mit einander in Verbindung zu bringen, und an das Höchſte zu knüpfen bemüht iſt. Es gibt Wahrheiten und Grundſätze, die an ſich ſo einleuchtend ſind, daß ſie da gar nicht fehlen dürfen, wo man ſich der Aufklärung rühmte.

Wo wahre Erleuchtung iſt; da darf es keine Vorurtheile geben, die für heilig, oder durch das Herkommen und den Glauben der Menge für hinlänglich bewährt gehalten, ſich der Unterſuchung entziehen; da darf nichts auf das Wort oder auf das Anſehen eines geachteten Menſchen geglaubt, nichts als ausgemacht feſtgeſtellt werden, was nicht wirklich erwieſen iſt, oder, über allen Beweis erhaben, durch ſich ſelbſt feſt ſteht; da darf man nichts in ein geheimnißvolles Dunkel hüllen, was nicht ſchon ſeiner Natur nach zu den dem Verſtande unbegreiflichen Dingen gehört; da darf man ſich nicht mit einzelnen abgeriſſenen Sätzen und unzuſammenhangenden Kenntniſſen brüſten; da dürfen keine leere Worte für tiefe Weisheit gelten; da darf das Sinn- und Gehaltloſe nicht Bewunderung erregen; da muß man ſich von jeder Art des Aberglaubens und der Schwärmerey los gemacht haben. Eben ſo wenig dürfen wir da Aufklärung ſuchen; wo man die wichtigſten Dinge gar nicht kennt, wenn man übrigens auch noch ſo vieles weiß; wo der Unglaube ſich für berechtigt hält, alles zu verwerfen, was ſich nicht mit Händen greifen läßt; wo man die Waffen des Spottes für hinlänglich hält, die ehrwürdigſten Wahrheiten zu bekämpfen und zu beſiegen; wo man den Schein für die Sache, den Schatten für Wirklichkeit hält, Verfeinerung und Ueppigkeit mit wahrer Bildung verwechſelt, wo man, um ſeines wahren oder eingebildeten Wiſſens willen, glaubt ſich alles herausnehmen, alles zurückſetzen und verachten zu dürfen.

Sehet-da die Zeichen von der Erleuchtung der Zeit. Wo ihr das antreffet, da hüthet Euch dieſes Zeitalter ein aufgeklärtes zu nennen. Es mag ſchätzbare Kenntniſſe beſitzen, es mag manches Vorurtheil abgeworfen haben, und über viele Dinge richtig denken; aber der ſchöne Ruhm der Aufklärung gebührt ihm nicht. Findet Ihr hingegen lichtvolle Kenntniſſe, muthvolles Forſchen, vernünftigen, von Aberglauben und Unglauben gleich weit entfernten Glauben, Ordnung und Zuſammenhang im Denken, ſicheres und zweckmäßiges Handeln, Beſcheidenheit im Behaupten, Redlichkeit im Zweifeln und den herrſchenden Grundſatz, nichts gelten zu laſſen, als die Wahrheit: ſo werdet Ihr nicht irren, wenn Ihr dieſes Zeitalter für ein aufgeklärtes haltet.

Es fehlt, zweytens, auch nicht an ſolchen Zeichen, die uns die Stimmung und die Denkart der Zeit verrathen. Wir haben in dieſer Hinſicht alle Urſache mit einem Zeitalter zufrieden zu ſeyn; wenn in demſelben ein religiöſer Sinn herrſcht, wenn die Dinge nach ihrem wahren Wehrte geſchätzt werden; wenn man die Geſetze achtet und die Ordnung liebt; wenn der Geiſt eines chriſtlichen Wohlwollens die meiſten regiert; wenn man Eingezogenheit und Häuslichkeit allenthalben antrifft. Der *Ruhm der Religioſität, der Weisheit, der Rechtlichkeit, der Uneigennützigkeit und der Häuslichkeit* iſt in der That der glänzendſte, den man einem Zeitalter beylegen kann. Wir dürfen denen Glück wünſchen, die in einem ſolchen Zeitalter geboren ſind; wir können nicht ſicherer gehen, als indem wir uns ganz von dem Geiſte des Zeitalters regieren laſſen, wenn ein ſolches das unſrige iſt.

Wollt Ihr Euch aber davon unterrichten: ſo dürfet ihr um die Kennzeichen nicht lange verlegen ſeyn. Achtet nur auf die Güter, die man am meiſten ſchätzt, auf die Vergnügungen, die man am leidenſchaftlichſten ſucht, auf die Zwecke, nach welchen die meiſten ſtreben, auf die Beſchäftigungen, womit die meiſten ihre Zeit ausfüllen, auf die Urtheile, die man allenthalben hört, und auf das Benehmen, wodurch ſich der Menſchen Sinn allenthalben zu erkennen gibt.

In *religiöſen Zeitaltern* findet man wenigſtens äußerliche Ehrfurcht vor Gott und göttlichen Dingen; man weicht dem nicht aus, was uns an Gott und göttliche Dinge erinnern ſoll; man ſcheut ſich nicht, ſeinen Glauben öffentlich zu bekennen, und ſeine frommen Gefühle an den Tag zu legen; man beſchäftigt ſich auch im Stillen mit religiöſen Betrachtungen; frühe wird die Jugend zur Religiöſität gebildet; ein religiöſer Geiſt lebt in allen Anſtalten; der Gedanke, die Welt vergeht mit ihrer Luſt, iſt in unſerm ganzen Betragen gleichſam ſichtbar. Das iſt kein religiöſes Zeitalter; wo man den Nahmen Gottes freventlich entweiht, und eine Ehre darin ſucht, heilige Dinge dem Gelächter Preis zu geben; wo die Kirchen leer ſtehen, und die Altäre nicht mehr beſucht werden; wo man alles flieht, was das Andenken an das Unſichtbare in uns erwecken könnte; wo man es, ſo viel als möglich, verhüthet, Gegenſtände des Glaubens öffentlich zu nennen; wo man in den Geſellſchaften der Menſchen von allem hört, nur nichts von Gott und dem was göttlich iſt; wo dieſenigen, die noch religiöſe Ueberzeugungen und Gefühle haben, dieſelben gefliſſentlich verbergen; wo die öffentliche Einrichtungen keine Spur davon aufweiſen können, daß die Urheber derſelben Religion hatten; wo die Jugend ohne Religion aufwächſt; wo alle Beſtrebungen dafür zeugen, daß unſer Wünſchen und Hoffen ſich auf das Vergängliche beſchränkt hat.

In einem weiſen Zeitalter ſchätzt man jedes nach ſeinem wahren Wehrte; da liebt man das Große und Würdige; da ſetzt man ſich die beſten Zwecke vor, und biethet die tauglichſten Mittel auf, ſie zu erreichen; da ſcheut man keine Anſtrengung, wo es um einen köſtlichen Preis zu thun iſt. Das iſt kein weiſes Zeitalter; wo nur wenige Menſchen die Fähigkeit haben, das Große und Würdige zu ſchätzen, die wenigſten aber Kraft, ihm nachzuſtreben; wo man die Wahrheit willig dem Scheine opfert, wann nur der Schein vergnügt; wo man mit den gemeinſten und unnützeſten Beſchäftigungen ſeine Zeit tödtet; wo man den Genüſſen des Augenblickes alles hingibt; wo Zerſtreuung und Befriedigung der Neugierde das Einzige iſt, was die Gemüther von tauſenden ausfüllt; wo äußeres Gepränge, tönende Nahmen, ein glänzender Aufwand das höchſte Ziel der Ehrbegierde ſind.

In einem rechtlichen Zeitalter achtet jeder das Geſetz; man liebt und ſucht das Maß, die Ordnung und das Gleichgewicht; man unterwirft ſich den Vorſchriften, die dieſe bezwecken; man ſucht das Anſehen dieſer Vorſchriften aufrecht zu erhalten und die Beobachtung derſelben zu befördern. Das iſt kein rechtliches Zeitalter; wo jeder ſich beſtrebt, das Geſetz zu umgehen, an die Stellen deſſelben ſeinen Eigennutz oder ſeine Willkühr zu ſetzen, das Anſehen deſſelben zu untergraben, ſeine Forderungen und Drohungen unwirkſam zu machen; wo die Ungebundenheit immer frecher gegen das Geſetz auftritt und Ausſchweifungen jeder Art ſeiner ſpotten.

In einem uneigennützigen Zeitalter findet man Achtung gegen andre, thätigen Eifer, ihr Wohl, ſelbſt mit Aufopferung des eignen, zu befördern, echten Gemeingeiſt, der ſich nicht weigert, Laſten zu tragen, Beſchwerden zu übernehmen, und ſein Vermögen, wie ſeine Kräfte aufzubiethen, wenn das allgemeine Beſte dies nothwendig macht. Das iſt kein uneigennütziges Zeitalter; wo jeder zunächſt oder allein auf das Seinige ſieht, und dieſes ſelbſt dann im Auge behält, wenn er für andre etwas zu thun ſcheint; wo jeder für das, was er leiſtet, bezahlt ſeyn will, genau zuſieht, daß er nicht mehr thue, als er zu thun ſchuldig iſt, und auch von dieſem andern noch ſo viel aufzubürden ſucht, als er kann.

In einem **häuslichen Zeitalter** nimmt man Sittſamkeit, Keuſchheit, Wohlgezogenheit, Liebe zur Stille, Fleiß, Sparſamkeit, treue Anhänglichkeit an die Seinigen, öftere Beſchäftigung mit ihnen, Sinn für kleine, geräuſchloſe Freuden wahr. Das iſt **kein häusliches Zeitalter**; wo die ehrwürdigen Bande, welche die Natur geknüpft hat, ſich immer mehr löſen; wo Hang zu Pracht und Verſchwendung, zur Ueppigkeit und zum Aufwande, wo Spielſucht und Liebe zu rauſchenden Luſtbarkeiten die Menſchen aus dem Kreiſe der Ihrigen verſcheucht, und auf die Sammelplätze der großen Welt treibt. **Dies ſind die Zeichen, die uns die Stimmung und Denkart der Zeit verrathen.**

Die dritte Eigenſchaft der Zeit, deren Kenntniß wir uns wünſchen müſſen, iſt das Glück oder das Elend derſelben, und auch dieſe wird an mancherley Zeichen wahrgenommen. Um eine Zeit eine glückliche zu nennen wird nicht eben erfordert, daß alles darin glänze, und von Ueberfluß zeuge daß ſie ſich eines hohen Grades von Verfeinerung rühmen könne, daß ſie im Beſitze mannigfaltiger Bequemlichkeiten, ausgeſuchter Genüſſe und vieler Mitel die Wünſche einer lüſternen Sinnlichkeit zu befriedigen ſey. Selten fühlen ſich die Menſchen in ſolchen Zeiten glücklich. Das iſt eine glückliche Zeit; wo jeder ohne Sorge leben kann; wo Fleiß und Thätigkeit ſblühen, und alles verſchönern; wo das Recht ohne Anſehn der Perſon gehandhabt wird, wo das Geſetz einen jeden eben ſo ſicher ſchützt, als es ihm befiehlt; wo die Menſchen vertrauensvoll und herzlich mit einander leben; und wo man mit dem, was man hat und iſt zufrieden bleibt. Eine elende Zeit iſt es; wo Armuth und Noth, Gram und Sorge an dem Herzen vieler Menſchen zehren; wo viele Menſchen ohne Arbeit und Brod ſind, und daher bald in Trägheit und Müſſiggang, in Wildheit und Niederträchtigkeit verderben; wo die öffentliche Sicherheit überall verletzt wird, und das Recht ungeſtraft gekränkt werden darf; wo jeder den andern mit Argwohn anſieht oder gar anfeindet und haßt; wo jeder das, was er hat gering achtet, und nach dem ängſtlich ſtrebt, was er nicht erreichen kann. Es iſt nicht nöthig, daß ich alle die Zeichen nahmhaft mache, woran ſich glückliche und elende Zeiten von einander unterſcheiden laſſen. Es koſtet wenig Mühe, ſie zu entdecken, und ſie gleich für das zu halten, was ſie ſind. Allenthalben muß uns der glückliche Zuſtand der Menſchen, ihre Thätigkeit, ihre Wohlhabenheit und ihr gutes Vornehmen, ihre vollkommene geſellſchaftliche Verfaſſung und ihre Zufriedenheit in die Augen fallen. Allenthalben begegnen uns die Bilder, die ſtummen und die redenden Zeugen der Noth; allenthalben ſehen wir bleiche, von Kummer entſtellte, Geſichter, die Züge des Mißtrauens und des Unmuthes; allenthalben hören wir Klagen und Verwünſchungen; allenthalben enthüllen ſich uns ungeſucht Mängel und Gebrechen: wenn wir in Zeiten des Elendes leben.

Zu den Zeichen der Zeit müſſen wir, endlich, die jetzt ſchon ſichtbare Urſachen und Anzeigen künftiger Ereigniſſe rechnen. So ſollten die Jüngern des Herrn an den erſchütternden Auftritten, die Judäa erfüllten, merken, daß das Reich Gottes und ihre Erlöſung nahe ſey. Schon jetzt ſind die Keime künftiger Zuſtände vorhanden; ſchon jetzt iſt alles in Bewegung, um das vorzubereiten und zu veranſtalten, was hernach geſchehen ſoll. Alles, was wir um uns gewahr werden, hat ſeine Folgen, und muß ſie haben. Die Denkungsart des Zeitalters iſt der Grund ſeines Zuſtandes und ſeiner Schickſale. Ereigniſſe, die jetzt da ſind, enthalten den Grund von ſolchen, die nach ihnen kommen werden. In den meiſten Fällen iſt unſer Auge zu ſchwach, jene Keime und Bewegungen zu bemerken, die Folgen des Vorhandenen zu beſtimmen, und alles, was dazu mit wirken muß, in Anſchlag zu bringen. Hier verſtehen wir freylich die Zeichen der Zeit nicht, und die Zukunft bleibt uns verborgen. Aber oft iſt es zu auffallend, was aus der Sinnesart der Menſchen, aus der Beſchaffenheit ihrer Verfaſſungen, und aus den Begebenheiten, in die wir verwickelt ſind, hervorgehen muß, als daß der blödeſte Verſtand es verkennen könnte. Wer merkt es nicht, daß ein immer allgemeiner werdender Hang zum Verſchwenden und Widerwillen gegen ernſthafte Beſchäftigung bald die drückendſte Noth — daß der allenthalben begünſtigte Leichtſinn bald die wildeſte Zügelloſigkeit — daß der nie geſättigte Vergnügungsdurſt ein Heer entnervter Weichlinge — daß der Verfall guter Sitten völlige Unverſchämtheit und ausgelaſſene Frechheit — daß der Geiſt des Widerſpruches, Zerrüttung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe — daß die innere Schwäche einer Verfaſſung, die Ungeſchicklichkeit, die Beſtechlichkeit und Treuloſigkeit ihrer Handhaber bald den gänzlichen Umſturz derſelben — daß die immer weiter um ſich greifende Verachtung des Heiligen bald einen alles überſchwemmenden, alles niedertretenden und verhöhnenden Unglauben herbey führen muß.

Das, m. Z., ſind Zeichen der Zeit. O, daß wir ſie nicht verkännten, wo ſie vorhanden ſind, daß wir in allem unſerm Thun ſtäts die nöthige Rückſicht auf ſie nähmen! Dadurch allein können wir die Würde echter Chriſten behaupten, uns den Ruhm wahrer Weiſen verſchaffen, und unſre Ruhe wie unſre Wohlfahrt ſicher ſtellen. Vergönnet mir noch einige Augenblicke, dies aus einander zu ſetzen.

2.

Iſt es uns darum zu thun, die Würde und die Geſinnungen wahrer Chriſten zu behaupten: dann dürfen wir den Zeichen der Zeit unſre ſorgfältige Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Echte Chriſten ſollen ſich durch ein höheres Licht des Verſtandes, durch umfaſſendere Einſichten in alle Dinge, die mit dem Heile des Menſchen in Verbindung ſtehen, auszeichnen; ihnen darf nichts fremd ſeyn, was hierhin gerechnet werden kann; ſie müſſen vorzüglich dasjenige kennen, worin ſich der große Gang der Vorſehung offenbart. Werden wir aber dieſe Forderung erfüllen, wenn wir nicht achten auf die Zeichen der Zeit? Werden wir uns als Menſchen, die vom Lichte des Evangeliums erleuchtet ſind, darſtellen, wenn uns die Ereigniſſe, die Denkart, die Sitten und die Ankündigungen unſers Zeitalters unbekannt ſind, wenn wir mit demſelben fortgehen, ohne zu wiſſen, welcher Geiſt uns führt, und wohin wir durch ihn gelangen müſſen? Wahre Chriſten ſollen in allem, was ſie umgibt, das Wahre vom Falſchen, das Gute vom Schlechten, das Mangelhafte vom Vollkommnen, das Hoffnunggebende vom Bedenklichen unterſcheiden. Dadurch ſollen ſie es an den Tag legen, daß ſie den göttlichen Unterricht, der ihnen zu Theil geworden iſt, recht zu ſchätzen und anzuwenden wiſſen. Werden wir dieſer Forderung Genüge leiſten, wenn die Zeichen der Zeit uns nicht belehrt haben, ob dieſelbe eine erleuchtete oder eine finſtre, ob ihre Denkart eine edle oder eine verwerfliche, ob ihr Zuſtand ein glücklicher oder ein bedauernswürdiger iſt, und ob wir uns bei der Betrachtung deſſelben frohen Hoffnungen oder traurigen Befürchtungen überlaſſen ſollen? Echte Chriſten ſind wahre Verehrer

Gottes. Das können wir aber nur dann ſeyn, wenn wir das Gute, das außer uns iſt, anerkennen, uns deſſelben dankbar freuen, und es nach beſtem Vermögen zu vermehren ſuchen. Nein, wir verehren Gott nicht, wie wir ihn verehren ſollen, wenn wir überall nur Schlechtes und Unvollkommenes, Verfinſterung, Unſittlichkeit, Elend und Vorboten einer trüben Zukunft antreffen. Mit ſtillem Schmerze, oder mit bangen Zweifeln, oder mit lauten Klagen müſſen wir dann unſern Blick zu Gott emporrichten. Und das geſchieht nur zu häufig; nur zu oft wird dadurch die kindliche Anbetung Gottes unmöglich gemacht. Jedes Zeitalter hat gewiß ſeine Vorzüge, die es wehrt ſind, daß wir uns ihrer dankbar freuen; aber wir vernehmen ſie nicht, weil wir auf die Zeichen der Zeit nicht achten. Nicht immer fallen ſie ſo gleich in die Augen; oft ſcheinen ſie beym erſten Blicke drückende Uebel zu ſeyn. An allgemeiner Bewegung, an furchtbaren Verwirrungen ſollten die Jünger merken, daß ihre Erlöſung nahe ſey. Aufmerkſamkeit, angelegentliche Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit iſt nöthig, wenn wir überall die Würde wahrer Chriſten zeigen wollen.

Ohne dieſe Aufmerkſamkeit iſt es nicht möglich, uns den Ruhm wahrer Weiſen zu verſchaffen. Chriſten ſollen auch Weiſe ſeyn; dadurch ſollen ſie ſich vor der Welt auszeichnen, daß ſie überall das Beſte wählen und vernünftig handeln. Ohne Weisheit gibt es keine Würde. Weisheit iſt diejenige Eigenſchaft, die uns am meiſten Gott ähnlich macht. Wer den Ruhm wahrer Weisheit haben will, der muß ſich immer den Umſtänden der Zeit angemeſſen betragen, und die Forderungen, welche ſein Zeitalter an ihn richtet, erfüllen. Jede Zeit bringt ihre beſondern Gelegenheiten, etwas Gutes zu beginnen oder zu vollenden mit. Die Weisheit verlangt, daß wir dieſe Gelegenheiten nicht verſäumen, daß wir ſie begierig ergreifen, daß wir ſie ſchnell, ganz und zweckmäßig benutzen. Wie werden wir das aber vermögen, wenn wir mit den Zeichen der Zeit unbekannt ſind? Jede Zeit macht gewiſſe Einſchränkungen nöthig; bald müſſen wir unſern Aufwand mäßigen, bald in unſern Mittheilungen behutſamer ſeyn, um der Schwachen willen, bald in unſerm Betragen uns einen gewiſſen Zwang anthun, damit wir nicht wider unſern Willen anſtößig werden. Wird die Forderung der Weisheit uns hierin verſtändlich ſeyn, wenn uns nicht Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit mit der Noth, mit dem geiſtigen und ſittlichen Zuſtande, mit den Irrthümern und Schwächen derſelben bekannt gemacht hat? Jede Zeit hat ihre eignen Gebrechen und ihre eignen Bedürfniſſe. Die Weisheit macht es uns zur Pflicht, jenen abzuhelfen, dieſe zu befriedigen, und uns bey beyden der beſten Mittel zu bedienen. Dadurch erſt werden wir Wohlthäter unſers Zeitalters, und vergelten ihm die Verdienſte, die es ſich früher um uns erworben hat. Wie ſind wir dazu im Stande, wenn wir von den Gebrechen und Bedürfniſſen des Zeitalters nicht unterrichtet ſind, wenn wir nicht wiſſen, wie man beyden am beſten beykömmt, und welche Mittel bey der beſondern Beſchaffenheit deſſelben am meiſten wirken? Wie wollen wir aber von jenem unterrichtet werden und dieſes erfahren, wenn wir nicht aufmerkſam ſind auf die Zeichen der Zeit? *Den Ruhm wahrer Weiſen, die alles benutzen, alles zweckmäßig behandeln, und auf alle Forderungen, die an ſie ergehen, Rückſicht nehmen, werden wir nie erlangen ohne Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit.*

Eben ſo wenig werden wir ohne ſie, die Ruhe des Herzens bewahren. Die Ruhe unſers Herzens wird in jeder beſondern Zeit auf eine doppelte Weiſe angefochten; theils durch die eigenthümlichen *ſittlichen Gefahren*, und theils durch *die eigenthümlichen Uebel und Unbequemlichkeiten* derſelben. Soll die Ruhe unſers Herzens bewahrt bleiben: dann müſſen wir *jenen entgehen*, und *dieſe mit Gelaſſenheit ertragen*. Beydes iſt aber nicht möglich ohne Aufmerkſamkeit.

Jedes Zeitalter hat *ſeine eigenthümlichen ſittlichen Gefahren*, die wir nicht kennen, gegen die wir nicht auf unſrer Huth ſeyn können, wenn uns das Zeitalter ſelbſt unbekannt iſt. In jedem Zeitalter gehen *beſondre Irrthümer* im Schwange, die wir leicht annehmen, da wir ſie faſt aus jedem Munde hören, da es ſo ſchwer iſt, ſich von dem loszuſagen, dem alle beyſtimmen, wodurch man ſich allen empfiehlt, und den beliebteſten gleichſtellt, da dieſe Irrthümer in ſolchen Umſtänden ihren Grund haben, oder doch durch ſolche Umſtände begünſtigt werden, die auch auf uns ihren bezaubernden Einfluß äußern. Jedes Zeitalter hat ſeine beſondern Fehler, ſeine verkehrten Neigungen und Handlungsweiſen. Dieſe begegnen uns überall, und preiſen ſich uns auf das ſtärkſte und nachdrücklichſte an, ſie gehen unvermerkt in uns über, wir ahmen ſie unwillkührlich nach, wenn wir uns nicht ſorgfältig dagegen verwahren. Wir ahnden es oft in unſrer Unbeſorgtheit nicht einmal, daß darin etwas Schlimmes iſt, oder daß eine Verwandlung in uns vorgeht. Es iſt unvermeidlich, daß wir von Irrthümern und Fehlern angeſteckt werden, daß der Aberglaube ſich unſrer bemächtigt, daß der Unglaube uns fortreißt, daß das Laſter unſer Herz vergiftet: wenn nicht Aufmerkſamkeit auf die Zeichen der Zeit uns mit dem Falſchen, Thörigten und Unſittlichen derſelben bekannt macht, und uns dadurch in den Stand ſetzt, uns gegen dasſelbe zu waffnen. Ein jedes Zeitalter hat ſeine beſondern Vergnügungen, denen es vorzüglich nachgeht, ſeine beſondern Zwecke, nach denen es vorzüglich ſtrebt, ſeine beſondern Beſchäftigungen, denen es ſich vorzüglich widmet. In allem dem iſt vieles, was uns zum Böſen reizt, was uns dem Laſter überliefern kann: wenn uns nicht Erfahrung und Kenntniß dagegen ſchützen. O, Ihr Unglücklichen, die Ihr der verlornen Ruhe Eures

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Herzens jetzt vergebens nachweint, gewiß ſind unter Euch viele, die dadurch betrogen wurden, daß ſie ihr Zeitalter nicht kannten.

Jede Zeit hat auch ihre *beſondern Leiden und Unglücksfälle*; und auch ſie verwunden oft die Ruhe unſers Herzens tief. Nicht ſelten laſſen ſich dieſe Leiden vermeiden; aber um das zu können, müſſen wir ſie als Uebel, die unſre Zeit drücken kennen, wir müſſen wiſſen, wie ſie in dem Eigenthümlichen der Zeit gegründet ſind, und aus welchen Quellen ſie entſpringen. Das iſt ein Vortheil in welchem nur Ihr Euch befindet, die Ihr ſtäts auf die Zeichen der Zeit aufmerkſam wart. Immer laſſen ſich die Unbequemlichkeiten der Zeit, wann wir auch nicht im Stande ſind, ſie zu heben, oder uns ihnen zu entziehen, erleichtern. Dazu wird indeß erfordert, daß wir ſie genau ins Auge faſſen, daß wir ſie in ihrer wahren Geſtalt, in ihrem Zuſammenhange mit ihren Urſachen und Folgen und mit den Begebenheiten der Welt überhaupt erblicken. Und das vermöget wiederum nur Ihr, die Ihr die Zeichen der Zeit recht beachtet, und ſo wohl ihre Freuden und Erquickungen, als auch ihre Unbequemlichkeiten und Leiden in ihrer natürlichen Beſchaffenheit habt kennen gelernt. Nichts aber kann Euch Ruhe geben, nichts kann Euch aufrichten unter dem Drucke einer unglücksvollen Zeit, kein Troſt kann bey Euch wirken, die Ihr es verſäumt habt, die Zeichen der Zeit ſorgfältig zu betrachten.

Endlich iſt dieſe Aufmerkſamkeit noch deßwegen nöthig, damit wir unſre Wohlfahrt ſicher ſtellen. Die Widerwärtigkeiten der Zeit drohen oft unſer Glück zu zertrümmern, die Verderbniſſe der Zeit — die Bedingungen deſſelben zu vernichten. Gegen beyde müſſen wir uns zur Wehr ſetzen, gegen beyde zweckmäßige Maßregeln treffen, wenn ihre Nachſtellungen und Angriffe uns nicht zu Grunde richten ſollen. In dem Dunkel der Zukunft wird manches bereitet, womit unſre Wohlfahrt nicht beſtehen kann. Die Erſcheinungen, die Denkart und die Sitten der Zeit kündigen oft große Zerrüttungen, allgemeines weit verbreitendes Verderben an. Vieles wird ſtürzen, was jetzt noch feſt ſteht, vieles trauriger, wilder, hoffnungsloſer werden, als wir es jetzt finden. Wohl dem, der im Gegenwärtigen die Andeutungen des Künftigen nicht überſieht, der ſorgfältig um ſich ſchaut, und wohl überlegt, was daraus werden muß. Ihm wird es gelingen, manches abzuwenden, was ſonſt unvermeidlich war, manches aufzuhalten, was ſonſt früher eintraf, ſich vor manchem zu ſchützen, was über andre hereinbricht. Und wenn das alles auch nicht wäre: er iſt gefaßt auf das, was kommen ſoll; er hat es in der Ferne kennen gelernt, er hat es von allen Seiten angeſehen. Darum kann es ihn nicht wie andre ängſtigen und niederbeugen.

Ihr ſehet, m. Fr., wie wichtig es iſt, auf die Zeichen der Zeit aufmerkſam zu ſeyn. So laſſet denn auch uns nicht gedankenlos bey ihren Veränderungen bleiben. Merkwürdige Zeiten hat uns Gott erleben laſſen, Zeiten, die ſehr viel Gutes, aber auch ſehr viel Schlimmes haben — Zeiten, die von noch merkwürdigern die Vorboten zu ſeyn ſcheinen. Ich will Euerm Urtheil nicht vorgreifen. Ihr wiſſet, woran Ihr ſie prüfen ſollt; und das kann Euch nicht ſchwer werden; dann allenthalben biethen ſich Euch die Merkmale an. Aber benutzet den Stillſtand, den Euch der Schluß eines Jahres gleichſam im Laufe der Zeiten gewährt, zu einer ernſtlichen Unterſuchung. Es iſt nur ein ſehr kleiner Theil von der großen Reihe ihrer Veränderungen, der Euch zufällt, und wer weiß, wie nahe dieſer Theil ſeinem Ende iſt. Wehe Euch, wenn Ihr in jeder Hinſicht Fremdlinge geblieben wäret in einer Welt, die Euch für den Himmel bilden ſoll, und die Euch ſo leicht dem Himmel abwendig machen kann! Aber wohl Euch, wenn Ihr ihr Gutes redlich benutzt habt, und vor ihrem Böſen bewahrt geblieben ſeyd! Dann werdet Ihr einſt eben ſo heiter die Euch zugemeſſene Lebenszeit beſchließen, als mein Herz wünſcht, daß Ihr den Abſchnitt beſchließen möget, der nun in wenigen Tagen wieder zurück gelegt iſt. Amen.

VI.

Die Hoffnungen,

mit welchen wir das neue Jahr anfangen ſollen.

……

Am
erſten Morgen des Jahres.

Gebeth am Altare.

Zu dir, Ewiger, Unveränderlicher, Regierer aller Dinge, erheben ſich unſre Blicke und unſre Herzen am erſten Morgen des Jahres. Vor dir fallen wir nieder und bethen dich an voll Demuth. Alles, was wir um uns her erblicken, iſt einem beſtändigen Wechſel unterworfen. Entſtehen und Vergehen, Emporſteigen und Herabſinken nehmen wir überall wahr; du aber bleibeſt, wie du biſt. In Staub zerfällt wieder, was aus Staube gebildet war; du aber lebeſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Auf Erden iſt nichts, was uns halten kann; dein allmächtiger Arm hält uns. Auf Erden iſt nichts, worauf wir uns verlaſſen dürften; du biſt unſre Zuverſicht für und für. Deine Güte wird jeden Morgen über uns neu. Nach denſelben Geſetzen, wornach du von je her alles beſchloſſen, geleitet und angeordnet haſt, lenkſt du noch immer alle Begebenheiten der Welt. Wie von je her alles Dunkle ſich endlich aufklärte, und aus allem Böſen endlich Gutes kam: ſo wird ferner die Finſterniß das Licht bringen, und das Uebel den Segen vorbereiten. Alles muß deinem Willen gehorchen, und dein Wille iſt immer der beſte. Auf dich, o Gott, wollen wir vertrauen in alle Wege. Unerſchütterlich ſey unſer Glaube und unſre Ergebung.

Du, Herr, haſt, wie immer, ſo auch im verfloſſenen Jahre Großes an uns gethan. Du haſt uns dieſem Tage aufbewahrt, und ſo manche Gefahr von uns abgewendet, ſo manche Noth uns erleichtert, in ſo manchem Gedränge uns erhalten. Ordnung und Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand haſt du uns gewährt. Was unſer irdiſches Glück gründet, und was unſer ewiges Wohl befördert, das ward uns von deiner Vaterhuld. Die Lehren der Wahrheit ſind uns verkündigt, in dieſem Tempel haben wir ihre Kraft und ihren Troſt oft empfunden; und wenn ſie bey vielen unter uns unfruchtbar geblieben ſind, ſo haben ſie doch auch an vielen herrlich gewirkt. Menſchenfreunde haben die Schmerzen ihrer unglücklichen Brüder gelindert; und wenn das ſchreyende Elend manche Herzen nicht zu erweichen vermochten, ſo ſind doch vie ſe hülfreich herbey geeilt, und manche Thräne iſt abgetrocknet worden. Du gabſt uns Munterkeit und Kräfte zu unſrer Arbeit, du ſegneteſt unſre Bemühungen, und krönteſt ſie, wenn ſie deinen Abſichten angemeſſen waren, mit glücklichem Erfolge. Nimm dafür den Dank eines gerührten Herzens.

Neue Entſchließungen weihen den erſten Morgen des Jahres. Höre, Herr, unſre Gelübde. Dir ſoll unſer Leben gewidmet ſeyn, dich wollen wir fürchten und ehren, dir wollen wir folgen, wohin du uns auch führeſt, was du auch von uns forderſt. Jeder Morgen und jeder Abend ſoll uns im ſtillen Andenken an dich treffen. Ernſter und beſonnener wollen wir für die Ewigkeit leben, mehr treue Sorgfalt auf die Bildung unſers Geiſtes und Herzens verwenden. In der Verſuchung wollen wir feſt ſtehen, im Leiden geduldig ſeyn, und in allen Stücken unſrer Pflicht nachkommen. Das Band eines herzlichen Wohlwollens ſoll uns alle feſt verknüpfen. Ferne bleibe von uns Leichtſinn und die verderbliche Luſt der Welt. Jeder Tag mache uns reicher an Weisheit und Tugend. Dein guter Geiſt leite uns auf ebner Bahn.

Dunkel liegt die Zukunft vor uns; vergebens forſcht unſer Auge nach den Schickſalen, die uns in dieſem Jahre treffen werden. Sende uns Gott die Hoffnung zur Führerin. Sie leuchte auf unſerm finſtern Wege, ſie erhebe unſer Herz, ſie ſtärke uns zum muthvollen Wirken. Nicht eiteln Träumen, nicht vorgeblichen, widerſprechenden und ſtrafbaren Wünſchen ergebe ſich unſer Gemüth. Aber die frohen

Erwartungen, die ſich auf Erfahrung, auf den Glauben an deine Allmacht, Weisheit und Güte und auf das Bewußtſeyn redlicher Abſichten gründen, weichen nie von uns. Geſegnet ſey uns dazu dieſe Stunde der Andacht.

Herr, des Himmels und der Erde, Allmächtiger, Wunderbarer, wir warten auf deine Hülfe. Amen.

……

Sehr verſchieden, m. Z., waren wohl die Empfindungen, mit welchen diejenigen unter uns, die wichtige Lebensveränderungen nicht ohne ernſthafte Betrachtungen und die denſelben angemeſſenen Gefühle vorüber gehen laſſen, das neue Jahr angefangen haben. Manche hat wohl der erſte Morgen deſſelben in tiefer Traurigkeit angetroffen. — Arme, die noch immer in ihrem dürftigen Zuſtande ſchmachten, Beraubte, deren Verluſt noch immer nicht erſetzt iſt, Verkannte, denen man noch immer nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, Kranke, die noch immer vergebens auf ihre Geneſung warten, Erſchöpfte und Schwächliche, die noch immer das Gefühl ihres zerrütteten Zuſtandes mit ſich herum tragen, ſchwer Beladene, von denen noch immer ſo viel gefordert wird, ohne daß man ihnen Belohnung gewährte, Gebeugte, die nichts aufrichtet, Trübſinnige, die nichts erheitert, Reuevolle, die nichts mit ſich ſelbſt verſöhnt. Vielleicht fehlte es auch nicht an ſolchen, die vor Traurigkeit kaum an Gott denken konnten, und die keinen ſehnlichern Wunſch hatten, als daß ſie dieſen Morgen nicht erleben möchten.

Bey manchem war bange Erwartung das erſte Gefühl, was ſich beym Erwachen in ihm regte. Mancher, den tiefe Schwermuth der Seele oder nagender Kummer, oder vielfache Erfahrungen von den Täuſchungen des Glückes dahin gebracht haben, fragte wohl angſtvoll: wie wird es mir noch gehen, ehe dieſes Jahr zu Ende iſt, was werde ich noch erleben, von welchen Auftritten noch Zeuge ſeyn, was noch verlieren und erdulden müſſen, wie wird dieſe und jene Angelegenheit, die mir ſo ſchwer auf dem Herzen liegt ſich entſcheiden, wie wird das Ungewitter, das jetzt ſchon über meinem Haupte ſchwebt losbrechen?

Nicht wenige haben indeß gewiß auch das neue Jahr mit frohem Muthe angefangen — Glückliche, denen nichts fehlt, die ſich einer ungeſchwächten Geſundheit und eines heitern Geiſtes freuen, die in den angenehmſten Verbindungen ſtehen, die von allen geehrt werden, und alle Wünſche leicht befriedigen können, denen wohl noch dazu in dieſen Tagen etwas Erfreuliches begegnet iſt oder bevorſteht: warum ſollten ſich dieſe nicht den froheſten Empfindungen überlaſſen? Heute muß vorzüglich das Gefühl ihres Glückes in ihnen lebendig werden.

Endlich wird es auch nicht an ſolchen fehlen, die ſich heute von Hoffnung beſeelt fühlen. Mit einem neuen Zeitabſchnitte glauben wir, werde ein neues Leben angehen, und alles eine andre Geſtalt gewinnen. Wer überhaupt für Hoffnungen empfänglich iſt, in dem werden ſie ſich vorzüglich dann regen, wenn er einen neuen Zeitabſchnitt antritt. Was iſt natürlicher, als daß wir hier nachdenklich mit der Frage ſtille ſtehen, was die neue Zeit uns wohl bringen werde, und daß ſich alle die ſchönen Bilder um uns ſammeln, womit die Einbildungskraft unſer Daſeyn zu erhellen pflegt. Hoffnung iſt dem menſchlichen Herzen immer enge verbunden; ſie iſt ihm dringendes Bedürfniß. Sie gibt ihm Luſt und Muth zu leben; ſie tröſtet ihn im Schmerze; ſie ſtärkt ihn zu jeder Arbeit, und erhebt ihn zum Himmel. Wer nicht mehr hoffen kann, der iſt ein von ſich ſelbſt und von allem verlaſſener Menſch; er iſt für alles verloren, und zu allem untüchtig. Niemand hat mehr Urſache zu hoffen als der Chriſt, der ſich eines redlichen Herzens bewußt iſt, der an einen alles regierenden Gott glaubt, und dem eine zweyte beſſre Welt ſich öffnet. Ja, als Chriſten ſind wir berechtigt und verpflichtet, das neue Jahr mit Hoffnungen anzufangen.

Aber wie oft ſind die Hoffnungen der Menſchen trüglich, ungereimt, unbeſcheiden oder gar verderblich! Wie oft ſind ſie nichts als leere Träume oder gar Ausbrüche eines verderbten Herzens! Damit das nicht auch uns begegne, wollen wir in der gegenwärtigen Stunde uns über die Hoffnungen zu belehren ſuchen, mit welchen wir, als Verehrer Jeſu, das neue Jahr anfangen müſſen.

Text.

Römer 12 v. 12.

Seyd fröhlich in Hoffnung.

Heute, m. Z., iſt es vorzüglich Pflicht des Weiſen, fröhlich in Hoffnung zu ſeyn. Aber auch die Thoren hoffen. Ihre Hoffnung verräth entweder Unverſtand oder ein ſchlechtes, leidenſchaftliches Herz; und es iſt unvermeidlich, daß ſie zu Schanden werde. So ſey nicht unſre Hoffnung. Laſſet uns zu dem Ende erwägen:

1. welchen Hoffnungen wir uns heute überlaſſen,
2. worauf dieſe Hoffnungen ſich gründen,
3. wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen.

I.

Die Hoffnungen, denen wir uns heute überlaſſen ſollen ſind: theils Hoffnugen für uns ſelbſt; theils Hoffnungen für andre Menſchen; theils Hoffnungen für das Vaterland; theils Hoffnungen für die Menſchheit.

Hoffen dürfen und ſollen wir alſo für uns ſelbſt, nähmlich: Erlöſung von unſern Leiden, Erſatz für unſre Verluſte, Gelingen unſrer Bemühungen und Verbeſſrung unſers Zuſtandes.

Viele traf das neue Jahr im Unglücke an. So wenige Stunden auch erſt von dem erſten Morgen deſſelben verfloſſen ſeyn mögen: ſo hat es doch ſchon viele und große Leiden geſehen — ſtill duldende, laut klagende, muthlos dahin ſinkende, mit ihrer Noth angeſtrengt ringende Menſchen. Denket nicht Ihr Unglücklichen, die Ihr dieſe Bemerkung auf Euch verwenden dürfet, daß es immer ſo bleiben, daß jeder Morgen dieſes Jahres Euch ſo antreffen werde. O, vieles wird ſich ändern, vielleicht alles. Faſſet Muth und erwartet das Beſte. Hoffet Linderung, hoffet Geneſung Ihr Kranken, Unterſtützung ihr Armen; Aufmerkſamkeit Ihr Vergeſſenen, Aufnahme Ihr Verſtoßenen, Verſöhnung Ihr Verhaßten, beßre Tage ihr ſorgenvollen Hausväter und bekümmerten Mütter. Es iſt wohl keiner unter uns, dem nicht etwas fehlte, dem nicht irgend ein Gedanke Kummer verurſachte. Laſſet auch uns, meine Brüder, getroſt in die Zukunft blicken; ſie wird heilen, erretten und verbeſſern.

Vieles hat der Menſch zu verlieren, um ſo mehr je reicher und glücklicher er iſt. Von weſſen Herzen hat ſich nicht ſchon vieles losgeriſſen, was er mit Wehmuth dahin ſchwinden ſah? Wir leiden Verluſte an unſerm Vermögen, an unſrer Ehre, an unſern Abſichten und Unternehmungen und an theuern innigſt geliebten Menſchen. Bald beraubt uns der Zufall, bald eigene Thorheit, bald die Unvorſichtigkeit und der Eigennutz andrer, bald die Nothwendigkeit, welcher alles Irdiſche unterworfen iſt. Die meiſten dieſer Verluſte ſind bitter. Daß uns gerade daſſelbe wieder gegeben werde, was uns genommen ward, damit dürfen wir uns ſelten ſchmeicheln. Einiges iſt unvermeidlich dahin; einiges iſt gänzlich zerſtört, und einiges unter andre vertheilt. Aber Erſatz für unſre Verluſte dürfen wir allerdings erwarten; damit dürfen wir uns allerdings ſchmeicheln, daß uns etwas Aehnliches, etwas gleich Erfreuliches, oder gar noch etwas Beßres werde wieder gegeben werden. Und das ſey auch heute die Hoffnung Eures Herzens, die ihr noch oft mit ſtiller Wehmuth oder tiefer Trauer daran denket, was das verfloſſene Jahr Euch genommen hat.

Das Gelingen unſrer Bemühungen hängt nicht ganz von uns ab. Was wir mit dem größten Eifer und der genaueſten Vorſicht betrieben haben, wird uns oft durch Umſtände die nicht in unſrer Gewalt ſind, vereitelt. Das Fehlſchlagen unſrer Unternehmungen muß uns aber um ſo mehr ſchmerzen; je mehr davon abhängt, je wichtiger uns die Zwecke ſind, die wir dadurch erreichen wollten, und je mehr Anſtrengung wir darauf verwendet haben. Auch hier ſoll uns die Hoffnung nicht verlaſſen; nicht immer werden uns die Umſtände ſo ungünſtig ſeyn; nicht immer werden uns dieſe Hinderniſſe im Wege ſtehen. Hoffet, Ihr, denen es bißher nicht fort wollte in ihrem Berufe, die Ihr bißher nicht im Stande waret, das Nöthige für Euch und für die Eurigen aufzubringen, die Ihr bißher Eure Pflichttreue unbelohnt ſahet, u. vergebens Euch Mühe gabt, das Gute zu befördern, einen Menſchen zu beſſern, ein geliebtes Kind von ſeinen Irrwegen zurückzubringen. Mit dem Morgen des neuen Jahres gehe Euch ein neuer heller Schimmer der Zukunft auf.

Wer muß nicht geſtehen, daß ſein Zuſtand im Ganzen noch ſehr unvollkommen iſt? Wir alle bedürfen noch viel, was wir nicht beſitzen, wir wünſchen noch viel, was uns nicht zu Theil wird. Manches beſitzen wir nur halb, was wir ganz haben möchten. Unſer Schickſal iſt ſo oft unfreundlich gegen uns. Der Kummer dauert oft ſo lange, und die Freude flieht ſo ſchnell. Daß unſer Zuſtand auf Erden allen unſern Wünſchen und Bedürfniſſen entſprechen, daß er je ein ganz vollkommner ſeyn werde, das dürfen wir nicht erwarten. Aber, daß ſich noch manches zum Guten wende, daß noch manches eine ſchönere Geſtalt annehme, das dürfen, das ſollen wir hoffen.

Hoffen dürfen und ſollen wir, zweytens, *für andre*. Unſer Herz iſt des Mitgefühles empfänglich; die Pflicht gebeut uns, an ihrem Ergehen Antheil zu nehmen; die Liebe, welche wahre Chriſten haben ſollen, verbindet uns dazu noch mehr. Ihr Glück iſt in ſo mancher Hinſicht das unſrige, wie ihr Elend in mancher Hinſicht uns mit unglücklich macht. Nein, wir dürfen heute nicht kalt und engherzig bey uns ſelbſt ſtehen bleiben. Auch Euch, unſern Brüdern, ſoll ſich überall unſer Herz öffnen, indem die ſanften Strahlen der Hoffnung unſer Auge entzücken. Erwartungen des Beſſern auch für Euch ſollen uns heute beſchäftigen und froh machen. Daß

Ihr Unterſtützung findet, die Ihr in tiefer Armuth lebet, und nicht mehr mit Thränen im Auge und ſchweren Sorgen im Herzen Euer Brod eſſet; daß man ſich Eurer annehme, die Ihr ohne das roh, unwiſſend, von Gott entfremdet bleiben, oder gänzlich verwildern würdet; daß nicht mehr die ganze Laſt der Geſchäfte auf Euch liegen bleibe Ihr ſchwer beladenen; daß Euch mehr Aufmunterung und Belohnung zu Theil werde, Ihr Verdienſtvollen; daß man Euch Gerechtigkeit widerfahren laſſe, Ihr Verkannten; daß man Eure Ehre rette, daß Eure Unſchuld an den Tag komme, Ihr Gekränkten und Verläſterten; daß Friede zurückkehre in Eure Wohnungen, die Ihr an den Eurigen Verdruß habt; daß Euch Eure Unternehmungen beſſer gelingen, Ihr, denen bisher ſo vieles fehlſchlug; daß Ihr glücklichere Fortſchritte machet in der Veredlung Eures Herzens, die Ihr bisher vergebens gegen Eure Leidenſchaften kämpftet; daß Euch das Licht der Wahrheit aufgehe, Ihr, die Ihr noch im Finſtern weilet; daß Ihr zurück gebracht werdet, Ihr Verirrten; und daß es Euch nicht an Troſt fehle, Ihr Muthloſen: das ſind die ſchönen Hoffnungen, die wir heute in uns nähren.

Aber wie konnten wir Euch vergeſſen, die die Vorſehung noch näher mit uns verbunden hat, die wir bey dem ſüßen Nahmen Gatte, Kind, Vater, Mutter, Schweſter, Bruder, theure Angehörige nennen? Bey jeder Hoffnung, die uns erfüllt, gedenken wir Eurer. Auch die Hoffnungen, denen wir heute nachhangen, müſſen Euch umfaſſen. Sie werden aufhören, die Mißverſtändniſſe, die Euch bisher ſo oft mit uns entzweyten, und die Euch und uns ſo viele bittre Stunden gemacht haben; es wird Euch beſſer gehen, als es Euch bisher ging; Ihr werdet in erfreulichere Verhältniſſe kommen, mit glücklicherm Erfolge arbeiten, die Wege mehr gebahnet finden, und nicht mehr ſo ſtrenge behandelt werden; Liebe wird Eure und unſre Tage verſüßen; und Ihr, unſre Kinder, werdet zunehmen an Alter und Weisheit und Gnade bey Gott und den Menſchen; Ihr werdet durch die Entwickelung Eurer Fähigkeiten, durch Eure Einfalt und Unſchuld, durch Eure Treue und Folgſamkeit, durch Euern Fleiß und Eure Frömmigkeit unſre Freude ſeyn; auch in dieſem Jahre werdet Ihr geſegnete Fortſchritte machen, und einſt in dem Berufe, den Gott Euch anweiſet, mit Ehre und großem Segen wirken; Ihr, denen wir mit blutendem Herzen nachſehen, Ihr werdet uns nicht immer Kummer machen; nein, Ihr könnt ſo grauſam nicht ſeyn, daß Ihr uns mit Schmerzen ins Grab bringet; auch Euch werden wir noch einſt an das Vater- und Mutterherz drücken: ſo müſſen heute unſre Hoffnungen die Unſrigen umfaſſen.

Hoffen dürfen und ſollen wir heute, drittens, für das Vaterland. Ihm gehören wir an; es gewährt uns ſeinen Schutz; es wacht für unſre Sicherheit; es befördert Fleiß und Wohlſtand in unſrer Mitte; es läßt uns Theil nehmen an ſeinen nützlichen Anſtalten und Einrichtungen. Wir ſind ſeine

Kinder; es hat uns frühe in ſeine Arme genommen, und uns gepflegt; ihm verdanken wir den Unterricht und die Erziehung, die wir empfangen haben. Seine Noth iſt unſre Noth, ſeine Ehre unſre Ehre. Es wird dem Vaterlande wohl gehen; es wird ſich immer höher erheben, und ſich immer mehr Achtung verſchaffen; ſeine ganze Verfaſſung wird ſich immer mehr vervollkommnen; die Mängel werden immer mehr ſchwinden, an denen es jetzt noch, wie alles Menſchliche, leidet; der Urſachen des Mißvergnügens werden immer weniger werden; der Friede wird an ſeinen Gränzen wachen, und die Gerechtigkeit in ſeiner Mitte; ein jeder wird unter ſeinen Flügeln Ruhe finden, und mit ſtillem Fleiße ſein Werk thun; Gottesfurcht wird ſeine Bürger beſeelen, Religioſität die Stütze des Thrones ſeyn; die Höhern werden in den Geringern die Rechte der Menſchheit heilig halten, und die Geringern den Höhern die ſchuldige Ehrerbietung nicht verſagen; echter Gemeingeiſt wird alle verbinden, alle feſt zuſammen halten, und alle auf das ſtärkſte befeuern, dem öffentlichen Wohl ihre Kräfte zu widmen, und jedes Gute zu befördern; Eingezogenheit, Häuslichkeit und Zufriedenheit werden der Schmuck ſeiner Bürger ſeyn; Ueppigkeit, Schwelgerey, übertriebene Prachtliebe, Hang zum Glänzen, zu wilden rauſchenden Vergnügungen, Spielſucht, Ausſchweifungen der Wohlluſt, Müßiggang, Argwohn, Trotz, Widerſetzlichkeit werden nie ſeinen Wohlſtand zerrütten; Künſte und Wiſſenſchaften werden ſeine Größe und ſeinen Ruhm von Tage zu

Tage vermehren, und jeder wird uns glücklich preiſen, daß dieſes Vaterland das unſrige iſt: das ſind die Hoffnungen für das Vaterland, die heute unſre Herzen erfüllen und begeiſtern ſollen. Mit ihnen wollen wir der Zukunft entgegen gehen.

Endlich, ſollen wir heute fröhlich ſeyn in Hoffnung für die Menſchheit im Ganzen. Nicht bloß auf ſein Vaterland beſchränkte Jeſus ſeine wohlthätigen Bemühungen; die Völker der Erde wollte er zu Einer großen und heiligen Gemeine Gottes verſammeln; alles, was Menſch heißt ſollte ſein Plan umfaſſen und vereinigen. Nichts, m. Br., auf Erden, kein Unterſchied der Verfaſſung, des Glaubens und der Bildung darf das ehrwürdige Band auflöſen, das uns an unſer Geſchlecht knüpft. Alles, was Menſch heißt; iſt mit uns gleicher Rechte, gleicher Würde und immer gleichen ehrenvollen Beſtimmung theilhaftig. Wir werden mit geſchändet, wenn irgendwo Menſchheit herabgewürdigt oder mißhandelt wird. Alle, die mit uns auf dieſer Erde für die Ewigkeit erzogen werden, verdienen unſre Aufmerkſamkeit und Theilnahme; über alle ſollen ſich unſre Beſorgniſſe und unſre Wünſche erſtrecken — nicht weniger unſre Hoffnungen. O, und ſehr vieles bleibt uns noch zu hoffen übrig. Wie weit iſt der Zuſtand der Menſchheit im Ganzen noch von dem Ziele ſeiner Beſtimmung entfernt, mit welchen Mängeln iſt ſie behaftet, von welchen Uebeln gedrückt! Unglückliches

Geſchlecht der Menſchen, wie häufig bemerken wir an dir faſt jede Spur deiner erhabenen Abkunft und deiner Aehnlichkeit mit Gott vertilgt! In welche Nacht des Aberglaubens begraben, an welche Ketten der Knechtſchaft gefeſſelt, in welche Rohheit und Laſterhaftigkeit verſunken, von welchen Uebeln umringt, von welchen Qualen verfolgt, welchen Beraubungen unterworfen, erblicken wir dich in einzelnen Völkern! Und überall, ſelbſt in den geſegnetеſten Ländern, in den glücklichſten Verfaſſungen, iſt es noch nicht ſo, wie es ſeyn ſollte, iſt noch genug was unſern Unwillen, unſern Abſcheu und unſer Mitleiden rege macht. Laſſet uns hoffen; laſſet uns das neue Jahr mit der Hoffnung anfangen, es werde auch hierin beſſer werden, die Wahrheit werde auch dahin vordringen, wo es jetzt noch dunkel iſt, die Tugend werde auch da ihr Reich gründen, wo jetzt noch das Laſter auf dem Throne ſitzt, die Unbequemlichkeiten und Drangſale werden allmählig aufhören, womit tauſende unſrer Brüder kämpfen müſſen; die Knechtſchaft werde ſich allmählich in Freyheit verwandeln, überall werde das Gute fortſchreiten, Raum gewinnen und ſiegen, und überall werde offenbar werden der herrliche Adel der Menſchheit.

2.

Das ſind die Hoffnungen, mit welchen wir das neue Jahr anfangen ſollen. Doch es kann uns wenig helfen, ſie zu kennen, wenn wir nicht auch mit den Bedingungen derſelben bekannt ſind, wenn wir nicht wiſſen, was uns berechtige, uns denſelben zu überlaſſen. Laſſet mich deßwegen jetzt ſagen, worauf dieſe Hoffnungen ſich gründen müſſen, damit wir ſie mit Zuverſicht faſſen können.

Das Erſte, worauf es hier ankommt, iſt: daß wir den feſten Vorſatz haben, es an keiner nöthigen Anſtrengung fehlen zu laſſen. Nichts mehr als unterhaltende Spiele unſrer Einbildungskraft, die der Zufall vielleicht einmal in etwas Wirkliches verwandelt, worauf wir aber nie rechnen können, ſind unſre Hoffnungen, wenn ſie nicht unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, ihre Erfüllung herbey zu führen oder wenigſtens vorzubereiten. Gott gewährt uns das Gute nur unter der Bedingung, daß wir ſelbſt dazu mitwirken, und es iſt Thorheit, zu erwarten, daß er uns etwas ohne unſer Zuthun ſchenken werde, wo wir das Vermögen beſitzen, es uns ſelbſt zu verſchaffen. Unverſchämt, und darum auch vergeblich iſt die Hoffnung des Trägen, der nichts thun will. Was berechtigt uns, den Preis zu fordern, indem wir uns weigern, die Arbeit zu leiſten, womit er allein erkauft werden kann? Wollt Ihr hoffen für Euch ſelbſt: ſo eilet auch, die Mittel anzuwenden, die Euch von Euren Leiden befreyen, die Euerm Mangel abhelfen, eure Geſundheit widerherſtellen, die die Schmach, welche auf Euch ruht, von Euch abwälzen, die Euch Eure Verluſte wieder erſetzen, den Schaden an Euerm Vermögen wieder gut zu machen, die Eure gekränkte Ehre retten, die Euch bey Euern Bemühungen unterſtützen, die Hinderniſſe derſelben aus dem Wege räumen, und Euern Zuſtand überhaupt verbeſſern können. Wollt Ihr hoffen für andre Menſchen: ſo ſäumet nicht, ihnen zu dienen, und ſie zu unterſtützen. Laſſet es nicht dabey bewenden, daß Ihr ſprechet: Gott berathe Euch, Gott wärme Euch und ſättige Euch; brechet dem Hungrigen Euer Brod, erleichtert dem Geplagten ſeine Sorgen, ermuntert und belohnt den Verdienſtvollen, belehret den Unwiſſenden, führet den Verirrten zurecht, rettet die Ehre des Verläſterten, nehmet Euch des Verlaſſenen an, ſuchet die Mißverſtändniſſe zu heben, die Euch mit den Eurigen entzweyen, und durch Beweiſe einer ungeheuchelten Liebe ihnen das Leben zu verſüßen, erziehet Eure Kinder mit der Sorgfalt und Weisheit, die den Hoffnungen, welche Ihr von Ihnen faſſen ſollt, und ſo gerne faſſet, angemeſſen ſind. Wollt Ihr hoffen für das Vaterland: ſo beweiſet Euch auch als wahre eifrige Freunde deſſelben, dienet ihm mit Euern Kräften und mit Euerm Vermögen, achtet das Geſetz und gehorchet ihm, erhaltet die Ordnug aufrecht, und befördert Vertrauen und Gemeingeiſt. Wollt Ihr hoffen für die Menſchheit: ſo nehmt ihren Zuſtand zu Herzen, ſuchet, wenigſtens ſo weit Euer Verſtand und Euer Arm reicht, das Licht der Wahrheit zu verbreiten, und das Reich der Finſterniß einzuſchränken, die Schrecken, die ſie ängſtigen, zu vernichten, die Hinderniſſe ihrer Wohlfahrt zu heben, den Kämpfen, worin ſie begriffen iſt, einen glücklichen Ausgang zu verſchaffen, und gebet es überall zu erkennen, daß

Ihr die Würde der menſchlichen Natur zu ehren wiſſet.

Die feurigſte, die anhaltendſte und weiſeſte Anſtrengung iſt indeß allein nicht hinreichend, unſre Hoffnungen hinlänglich zu begründen. Durch ſie allein wird unſer Zuſtand noch nicht verbeſſert, das Wohl andrer noch nicht geſchaffen, das Vaterland noch nicht beglückt, die Menſchheit noch nicht empor gehoben. Unſre Mitmenſchen müſſen ihre Kräfte mit den unſrigen vereinigen, tauſend Umſtände, die nicht in unſrer Gewalt ſind, müſſen uns begünſtigen. Ob dieſes geſchehen werde, wiſſen wir nicht; wir müſſen die Erfahrung fragen, wie es damit bisher geweſen iſt. Und wenn die Antwort, welche ſie uns ertheilt, unſre Wünſche nicht ganz befriedigt: ſo läßt ſie uns doch auch nicht ganz ohne Troſt. Vielleicht würde es uns gelingen, ohne die Hülfe derſelben, unſern Hoffnungen eine Lebhaftigkeit zu geben, die uns an der Erfüllung derſelben nicht zweifeln ließe. Aber das hieße doch, ſich ſelbſt täuſchen — und was wäre mit einer ſolchen Täuſchung gewonnen? Was mehr, als daß wir Augenblicke ſüß verträumen, um nachher deſto ſchrecklicher aus dieſen Träumen zu erwachen — daß wir uns in ſüßen Erwartungen eine Zeit lang hin und her wiegen, um nachher inne zu werden, daß nichts davon wirklich wird. Die Erfahrung belehrt uns zwar, daß unſer Hoffen oft vergebens war, daß die Errettung, der Erſatz, das Gelingen und die Verbeſſerung nicht ſo erfolgten, daß unſre Wünſche für die Unſrigen, für das Vaterland und für die Menſchheit, nicht ſo befriedigt wurden, wie wir es erwarteten; ſie erinnert uns aber auch daran, daß wir doch nicht ganz leer ausgegangen ſind, daß uns in vielen Stücken geholfen ward, daß vieles ſich gebeſſert hat, daß das menſchliche Geſchlecht, wenigſtens in Anſehung ſeines äußern Zuſtandes und ſeiner geiſtigen Bildung, in einem beſtändigen Fortſchritte begriffen iſt, und daß es ſelbſt da, wo wir nichts entdecken, zahlloſe Mittel u. Anſtalten gibt, wodurch unſre Hoffnungen erfüllt werden können.

Doch *weit feſter und haltbarer iſt die Stütze, die der Glaube an einen weiſen und gütigen Regierer aller Dinge unſern Hoffnungen gewährt*; und die Erfahrung wird erſt dadurch recht ſichtbar, daß ſie mit mit dieſem Glauben in Verbindung tritt, und zur Verſtärkung und Belebung deſſelben dient. Selbſt die allergünſtigſten Erfahrungen geben uns keine *Sicherheit*, wenn uns dieſer Glaube fehlt: denn, was ſind ſie alsdann anders als Verkettungen des Zufalls, die oft zu unſrer Begünſtigung ausfielen, daher die Vermuthung erregen, daß ſie ferner noch oft ſo ausfallen werden. Aber, was bürgt uns dafür? Können ſie nicht auch ganz anders ausfallen? Der Glaube an einen Gott, der die Begebenheiten der Welt und die Schickſale der einzelnen Menſchen lenkt, erhebt uns über die Erfahrung. Er läßt uns da noch hoffen, wo alle bisherigen Erfahrungen uns verlaſſen, oder wohl gar unſre Hoffnungen für thörigt erklären. Iſt

Iſt es zu kühn, Erlöſung von unſerm Leiden, Erſatz für unſre Verluſte, Erfolg für unſre Bemühungen, Verbeſſerung unſers Zuſtandes — iſt es zu kühn, dieſes alles auch für unſre Brüder zu erwarten: wenn wir einen Gott kennen, der uns liebt, der unſer Beſtes will, und dem nichts unmöglich iſt? Freylich können wir das Wann und Wie davon nicht beſtimmen, aber daß alles einmal erfolgen werde, darauf dürfen wir ſicher rechnen. Iſt es Vermeſſenheit, der Geſellſchaft, welcher wir angehören und der Menſchheit im Ganzen immer glücklichere Fortſchritte zu verſprechen: wenn wir einen Gott kennen, der uns zur Weisheit und Tugend beſtimmt hat, der uns durch ſie zur wahren Glückſeligkeit führen will? O, wir verzagen nicht, du wirſt deine Hand nicht abziehen Allmächtiger von dem Geſchlechte, das du liebſt, dem du ſo ausgezeichnete Beweiſe deiner Huld gegeben haſt. Mag es oft um unſers Beſten willen nothwendig ſeyn, daß unſre Hoffnungen nicht erfüllt werden: ſie werden doch nicht alle verloren ſeyn. Nein, viel Gutes, viel Erfreuliches wirſt du auch in dieſem Jahre jedem unter uns, dem Vaterlande und der Menſchheit ſchenken. Getroſt ſetzen wir unſern Weg fort: denn du biſt mit uns.

3.

Nur noch mit Wenigem kann ich auf die Beſchaffenheit hindeuten, wodurch ſich unſre Hoffnungen auszeichnen ſollen.

Hoffet, vor allen Dingen, nichts Ungerechtes und Strafbares. Frommer und tugendhafter Sinn ſoll ſich nicht bloß in Worten und Werken; er ſoll ſich auch in den geheimſten Bewegungen unſers Herzens, er ſoll ſich auch in den ſtillen Beſchäftigungen unſers Geiſtes, er ſoll ſich auch in unſern Wünſchen und Hoffnungen ausdrücken. Seyd Ihr von den Geſinnungen wahrer Chriſten erfüllt: dann werdet Ihr kein Glück hoffen, das bloß in der Befriedigung unreiner Lüſte beſteht — kein Glück, das nur durch den Gebrauch ungerechter Mittel erlangt werden kann; Ihr werdet nicht hoffen, daß Gott Euch, an Euerm Feinde rächen, daß er Eure Nebenbuhler beſchämen, daß er die, die Ihr beneidet berauben, in Dunkelheit herabſtürzen, oder gar vernichten werde; Ihr werdet nicht hoffen, daß Eure Rettung durch den Untergang anderer, die Verbeſſerung Eures Zuſtandes durch die Verſchlimmerung des Zuſtandes Eurer Brüder bewirkt werde. Unterdrückt ſie, wenn ſolche Hoffnungen ſich in Euch regen; nur zum Verderben Eures Herzens könnet Ihr ſie bey Euch unterhalten. Durch ſie müſſe der erſte Morgen des Jahres nicht entweiht werden.

Hoffet, zweytens, nichts Thörigtes und Ungereimtes. Hoffet nichts, was der unabänderlichen Einrichtung der Natur widerſpricht. Solche Hoffnungen können nichts anders als Euch betrügen, als Euch mit elenden Gaukeleyen hinhalten, und Euch verhindern, die Maßregeln zu ergreifen, durch welche Ihr jetzt für Euer Wohl zu wirken vermöget. Bey Gott iſt zwar kein Ding unmöglich; aber es verträgt ſich nicht mit ſeiner Weisheit, von den Geſetzen abzuweichen, welchen er alles unterworfen hat. Es iſt ungereimt, es iſt ſtrafbare Vermeſſenheit, zu erwarten, daß Gott um unſertwillen Ausnahmen machen, daß er mit uns einen andern Gang gehen ſoll, als den er mit andern und mit allen irdiſchen Angelegenheiten geht. Hoffet nicht mehr auf ein langes Leben, wenn Eure Kräfte ſchon beinahe aufgezehrt ſind, wenn Ihr an unheilbaren Uebeln leidet, und die Erſchöpfung, die Schwäche, das allmählige Abſterben Eures Körpers Euch deutlich genug ankündigt, Euer Ende ſey nahe. Hoffet nicht mehr auf einen glücklichen Ausgang Eurer Unternehmungen, wenn Ihr durch Eure Nachläſſigkeit, durch Uebereilungen und Unverſtand Eure Geſchäfte ſchon ſo in Unordnung gebracht habt, daß Wunder geſchehen müßten, damit Ihr das Gelingen Eurer Abſichten ſähet. Glaubet Ihr an Gott: dann dürfet Ihr auch das Ungewöhnliche, auch das, was noch nie geſchehen iſt hoffen, aber nicht das Unmögliche.

Daß etwas nicht ungerecht und nicht unmöglich iſt, berechtigt uns indeß noch nicht, zu hoffen, daß es auch wirklich geſchehen werde. Es kommt darauf an, ob es uns und andern in der Welt überhaupt wahrhaft nützlich, ob es im Zuſammenhange der Dinge und unſers Lebens gut ſey. Das prüfet alſo vorher, ehe Ihr Euch leichtſinnig gewiſſen Hoffnungen hingebet. Es iſt nicht genug, daß etwas Euern Wünſchen angemeſſen iſt; menſchliche Wünſche ſind das Werk menſchlicher Neigung und menſchlicher Kurzſichtigkeit. Es iſt nicht genug, daß Euch etwas unſchädlich oder gar heilſam zu ſeyn ſcheint; wie oft trügt nicht der Schein! Und viel gehört hier dazu, um den Schein von der Wahrheit zu unterſcheiden. Aber welcher Sterbliche überſieht denn den Zuſammenhang der Dinge und ſeines Lebens, daß er mit Gewißheit entſcheiden könne, was wahrhaft und in jeder Hinſicht gut genannt zu werden verdient? Freylich gelingt es uns ſelten. Doch gibt es gewiſſe Dinge, die man immer unbedenklich für gut erklären darf, weil ſie zu unſrer höchſten Beſtimmung gehören, oder wohl gar mit derſelben eins ſind. Hier aber auch nur hier allein dürfen wir zuverſichtlich hoffen, ob wir gleich das Wenn und Wie auch hier der Vorſehung überlaſſen müſſen. Bey allem andern ſollen wir zwar hoffen, aber uns auch beſcheiden, daß die Erfüllung unſrer Hoffnungen von gewiſſen uns unbekannten Bedingungen abhängt.

Darum müſſen, viertens, alle Hoffnungen mit Unterwerfung unter den Willen Gottes gepaart gehen. Er allein weiß, ob es beſſer ſey, daß wir noch eine Zeit lang leiden, oder daß wir jetzt von unſern Leiden erlöſet werden, ob es beſſer ſey, daß es auf dieſe Art und durch dieſe Mittel, oder auf jene Art und durch jene Mittel geſchehe, ob es beſſer ſey, daß wir jetzt Erſatz bekommen, oder zu einer andern Zeit, daß unſre Bemühungen auf einem kurzen Wege oder auf vielen Umwegen und nach mancherley Fehlſchlagungen zum Ziele gelangen, daß unſer Zuſtand ſich ſchnell, oder daß er ſich langſam und allmählich vervollkommne. Ihm iſt es allein bekannt, wie den Unſrigen, der Menſchheit und dem Vaterlande am glücklichſten geholfen werde. Uns geziemt es, indem wir überall das Beſte erwarten, und an dem nicht zweifeln, was die Weisheit und Güte des Ewigen mit ſich bringt, ruhig und glaubensvoll zuzuſehen, wie er ſeinen großen Rath ausführen, und ſich an uns verherrlichen wird. Bey allem unſerm Hoffen laſſet uns alſo nie vergeſſen, hinzuzuſetzen: Herr dein Wille geſchehe. Dann werden wir nicht aufhören zu hoffen, wenn auch unſre Erwartungen lange unerfüllt blieben, und wenn der Tod uns überaſchte, ehe wir ihre Erfüllung geſehen haben; bis zum letzten Augenblicke wird die Hoffnung nicht von uns weichen.

Denn als Chriſten dürfen wir unſre Hoffnung nicht auf dem engen Raum des gegenwärtigen Lebens beſchränken. Hier können ſie nicht alle erfüllt, hier können wir nicht von allen Leiden erlöſet, hier können nicht alle Verdienſte belohnt, nicht alle Verluſte erſetzt werden. Wohl uns, daß unſer Hoffen noch nicht aufhören darf, wenn hier alles zu Ende iſt! Wohl uns, daß ſich mit unſerm Glauben auch unſer Hoffen emporſchwingt über die Leiche des Körpers und die Dunkelheit des Grabes! Dort, meine Brüder, iſt unſer Ziel, dort vollenden ſich alle Führungen Gottes, und wenn die Erde zu arm war, unſre Hoffnungen zu befriedigen, dann iſt der Himmel reich genug, ſie alle zu übertreffen. Mag ein Jahr nach dem andern hinwegeilen über die Trümmer irdiſcher Hoffnungen: die Hoffnungen wahrer Chriſten ſind der Ewigkeit anvertraut; darum können ſie nicht zu Schanden werden.

Was wir denn heute hoffen für die ganze Menſchheit, für unſer theures Vaterland, für den König, für die Königin, für die Kinder und Angehörigen des königlichen Hauſes, für die Regierung, die über der Sicherheit unſrer Provinz wacht, und für ihr Wohl ſorgt, für unſern Ort, ſeine Sittlichkeit, ſeinen Fleiß und ſeinen Wohlſtand, für die Anſtalten, die unſre Erleuchtung, unſre Frömmigkeit und unſer irdiſches Glück befördern ſollen, für die Jugend und für das Alter, für alle die unſerm Herzen theuer ſind, für Wittwen und Waiſen, für Arme und Leidende, für Kranke und Sterbende, das hoffen wir getroſt; denn du ewiger Vater ſorgſt für uns. Wir hoffen es mit freudiger Unterwerfung unter deinen heiligen Willen. Wir hoffen es als Chriſten, die nicht bloß auf das Sichtbare ſehen, ſich wohl bewußt, und durch jeden Wechſel der Zeiten von neuem erinnert, daß das Sichtbare vergänglich iſt. Erhalte nur unter uns den Sinn für das, was nie vergeht, den lebendigen Glauben an jene Welt und das ernſtliche Beſtreben uns für ſie zu bilden, daß wir einſt würdig erfunden werden, Theil zu haben an der Seligkeit ihrer Bewohner. Amen.

VII.

Das
ſtille Nachdenken
über unſern
Glauben und unſre Grundſätze,
das uns
am erſten Morgen des Jahres
beſchäftigen ſoll.

Deiner Güte, o Gott, verdanken wir es, daß wir den heutigen Tag geſund erlebt, und uns zu deiner Anbetung haben verſammeln können. Ja, du haſt unſer Leben gefriſtet. Jeden Augenblick konnte der zarte Faden deſſelben abgeriſſen werden; aber er wurde es nicht. Viele Gefahren haben auch uns bedroht, viele Widerwärtigkeiten haben uns hart zugeſetzt; aber wir haben alles glücklich überſtanden. Viele unſrer Brüder ſind aus unſrer Mitte verſchwunden; aber wir ſind übrig geblieben, ferner zu wirken, und uns noch mehr geſchickt zu machen für ein andres Leben. Unſer erſtes Geſchäft ſey Preis deiner Güte —

unſer zweytes ernſtliches Nachdenken. Nein, wir dürfen nicht gedankenlos in die neue Zeit hinüber treten; wir dürfen uns nicht forttreiben laſſen von der Fluth unſrer Geſchäfte, Sorgen und Freuden — das dürfen Geſchöpfe nicht, die du für die Ewigkeit beſtimmt haſt. Wir verkennen unſre Würde, wir verſcherzen unſer Wohl, wir vergeſſen, daß es bald auf Erden mit uns aus ſeyn kann; wenn uns dieſer Tag wie ein gewöhnlicher, ohne tiefern Ernſt, ohne mannichfaltige heilſame Bewegungen des Herzens vorüber geht; wenn wir heute den zahlreichen Veranlaſſungen zu den wichtigſten Betrachtungen, die ſich uns aufdringen, widerſtehen. Das ſoll nicht von uns geſagt werden. Wir wollen ihnen folgen den Aufforderungen, die du heute wieder an uns ergehen läſſeſt, uns zu ſammeln, und unſer Weſen zu erforſchen. Vor allem aber ſoll der Glaube, dem wir bisher anhingen, vor allem ſollen die Regeln des Verhaltens, die uns bisher geleitet haben, der Gegenſtand unſrer angelegentlichen Beherzigung ſeyn. Laß uns fühlen, wie wichtig und wie groß dieſe Beſchäftigung iſt. Laß uns mit Blicken voll Ernſt hier verweilen, damit die Wahrheit unſer Eigenthum, das Recht unſer köſtlicher Schmuck ſey, damit wir für die Zukunft das Beſte wählen, und ſolche Entſchließungen faſſen, wie ſie wahrer Chriſten würdig ſind, und, unter allen Verblendungen und Verführungen der Welt, feſt ſtehen in unſern Glauben und in der Liebe, und unverrückt auf dem richtigen Wege wandeln, bis wir das Ziel deſſelben erreicht haben. Amen.

Mit ſtillem Nachdenken, m. Z., muß der erſte Tag eines Jahres von ſolchen Geſchöpfen gefeyert werden, die darauf ſtolz ſind, daß ſie ſich vernünftig nennen dürfen, und die es wiſſen, daß ſie nicht aufhören zu ſeyn, wenn der letzte Hauch ihres irdiſchen Lebens verſchwindet. Eine große Reihe von Tagen und Stunden iſt dahin, und kehret nie wieder; eine große Reihe von Veränderungen, von Freuden und Schmerzen hat ſich bereits verloren in das Dunkel der Vergangenheit, und nichts kann ſie zurück rufen. Vieles, ſehr vieles iſt von uns gedacht, gewollt und gethan, was ſich nicht ungeſchehen, und nicht wieder gut machen läßt. Um ein Bedeutendes ſtehen wir alle dem Zeitpunkte näher, der unſerm irdiſchen Daſeyn ein Ende macht, uns aus allen Verbindungen herausreißt, die uns jetzt beglücken, und uns einer großen Entſcheidung unſers Schickſales entgegen führt. Und dem könnten wir zuſehen, ohne davon ergriffen zu werden, ohne ernſthafte Betrachtungen über unſern gegenwärtigen und künftigen Zuſtand, über unſre ſittliche Beſchaffenheit, über unſer Verhalten und unſre Hoffnungen anzuſtellen? Wie leichtſinnig und wie gefühllos müßten wir dann ſeyn!

Die Wichtigkeit alles Irdiſchen und unſers eignen körperlichen Weſens, die Vergänglichkeit aller Güter, die wir ſammeln, die Flüchtigkeit aller Freuden, nach denen wir haſchen, die Geringfügigkeit aller Zwecke, die wir uns vorſetzen und die kurze Dauer aller Verbindungen, die wir ſchließen, wird uns heute auf das lebhafteſte vor Augen geſtellt. Und wir ſollten nicht fragen, ob das denn alles ſey, ob nicht etwas Beſſeres und Bleibendes gefunden werde, und ob wir dem Eiteln nicht zu ſehr unſer Herz ergeben haben? Wie wenig Sinn für Belehrung würde das verrathen!

Gewiß verdienen die Schickſale, durch welche uns Gott im verfloſſenen Jahre geführt hat, gewiß verdienen die Leiden und Freuden, die wir erlebten und der Zuſammenhang aller Umſtände, durch welche wir gegangen ſind, unſre Aufmerkſamkeit. Gewiß iſt es der Mühe wehrt, die Geſinnungen, die wir gehägt, die Thaten, die wir vollbracht, die Fortſchritte, die wir gethan und die Fähigkeiten, die wir uns erworben haben, einer gewiſſenhaften Prüfung zu unterwerfen. Es kann uns nicht gleichgültig ſeyn, was die Zukunft uns bringen wird, welche Ereigniſſe uns bedrohen, und durch welche Art des Verhaltens wir uns am beſten behaupten können.

Einen jeden unter uns erinnert der Wechſel des Jahres an Dinge genug, bey welchen ſein Herz bewegt wird und ſeine Gedanken ſich ſammeln, wenn wir ſie nicht abſichtlich zerſtreuen. Es kann uns heute am wenigſten an Stoff zum ſtillen Nachdenken fehlen. Wohin wir uns wenden, welchen Andeutungen wir folgen, von welcher Seite wir den Wechſel der Zeit betrachten: überall werden wir etwas gewahr, was unſer Innerſtes aufregt, und unſern Verſtand in Thätigkeit ſetzt. Ueberlegen wir indeſſen alles recht: dann werden wir finden, daß zwey Stücke heute vorzüglich unſer ſtilles Nachdenken zu beſchäftigen verdienen, nämlich: unſre Ueberzeugungen und unſre Grundſätze. Hierüber wollen wir uns in der gegenwärtigen Stunde zu belehren ſuchen.

Text.

Pſalm 139 v. 24.

Und ſiehe, ob ich auf böſem Wege bin,
und leite mich auf ewigem Wege.

Was in den vorgeleſenen Worten von Gott erbethen wird, das muß heute unſre angelegentliche Beſchäftigung ſeyn. Den Weg, den wir bisher gewandelt haben, die Ueberzeugungen, die wir hägen, die Grundſätze, nach denen wir handeln, ſollen wir heute prüfen, berichtigen und darnach unſre Entſchließungen bilden. Das ſtille Nachdenken über unſre Ueberzeugungen und Grundſätze, das uns am erſten Morgen des Jahres beſchäftigen muß, ſey daher jetzt der Gegenſtand unſrer weitern Betrachtung.

Wir wollen zuerſt das Nachdenken über unſre Ueberzeugungen, und dann das Nachdenken über unſre Grundſätze in Erwägung ziehen, und von jedem insbeſondre ſehen, worauf es gerichtet ſeye, und was es umfaſſen müſſe.

I.

Es ſind alſo, zuvörderſt, unſre Ueberzeugungen, was heute unſer ſtilles Nachdenken beſchäftigen ſoll. Ich meyne damit die Ueberzeugungen, die wir von religiöſen Dingen und von dem hägen, was zunächſt mit dieſem zuſammenhängt — unſern Glauben an einen Urheber und Regierer der Welt, an die Freyheit des Willens, an die Möglichkeit eines tugendhaften Lebens, an eine ewige Fortdauer unſers Weſens und an die Abhängigkeit unſers zukünftigen Schickſales von unſerm gegenwärtigen Verhalten.— ſo wie die Art, wie wir uns das alles vorſtellen — unſre Meynung von Jeſu, von ſeinem Anſehen, und dem Wehrte der von ihm herrührenden Lehre und von dem wahren Sinn der Ausſprüche, worin uns das Evangelium ſeinen Unterricht mittheilt — was wir, nach demſelben, von der Beſchaffenheit unſrer Natur, von ihren Anlagen, von ihrer Güte und von ihrem Verderben, von unſerm Verhältniſſe zu Gott, von ſeinen Verheißungen, von ſeiner Weiſe zu handeln und von den Mitteln, wodurch er uns helfen will, halten.

In Anſehung dieſer Ueberzeugungen haben wir uns vornehmlich vier Fragen zu beantworten: ſind ſie wahr? was hat ſich im verfloſſenen Jahre an ihnen geändert? welchen Wehrt müſſen ſie jetzt für uns haben? und wie ſollen wir uns gegen ſie verhalten?

Zuerſt, ſollen wir uns alſo heute ernſtlich fragen: ſind die Ueberzeugungen, die wir hägen, wahr? Es iſt einleuchtend, daß wir vernünftiger Weiſe gegen die Wahrheit oder Falſchheit unſrer Ueberzeugungen nicht gleichgültig ſeyn können. Sie betreffen die erhabenſten und wichtigſten Dinge, Dinge, die ſchon bloß als Gegenſtände des Wiſſens betrachtet, den nachdenkenden Verſtand reitzen, und den Wunſch; gründlich über ſie belehrt zu werden, erwecken. Von ihnen hängt unſer Verhalten ab. Sie ſollen uns Auskunft geben in Verlegenheiten, Troſt im Unglück und eine ſtandhafte Ruhe, wenn wir einſt aus allen unſern gegenwärtigen Verhältniſſen ſcheiden müſſen.

Man darf ſich aber nur daran erinnern, wie dieſe Ueberzeugungen gewöhnlich in uns entſtehen, um gleich einzuſehen, wie viel Urſache wir haben, ein weiſes Mißtrauen in ſie zu ſetzen. Selten ſind ſie die reife Frucht ruhiger Forſchung, allſeitiger Erwägung und ſorgfältiger Prüfung. Viele unter ihnen ſind gleichſam auf uns vererbt; wir ſind unter ihnen aufgewachſen; man hat ſie uns täglich vorgeſagt; wir haben geſehen, daß andre darnach handelten, und ſich dabey wohl befanden; es iſt uns gar nicht eingefallen an ihrer Richtigkeit zu zweifeln; wir waren der Meynung, was ſo allgemein angenommen werde, verſtehe ſich von ſelbſt, und bedürfe keiner weitern Unterſuchung; oder, wenn wir uns ja entſchloſſen, ſie näher ins Auge zu faſſen, ſo verhinderte uns ein dunkles Gefühl ihrer Heiligkeit, alles zu bemerken, was wir hätten bemerken ſollen; wir unterdrückten den Zweifel in ſeinem Entſtehen. Andre haben ſich ſo nach und nach entwickelt, wir wiſſen ſelbſt nicht wie; aber dadurch iſt der Glaube an ſie nur deſto ſtärker geworden. Noch andre haben wir von andern angenommen, unſer Zeitalter hat ſie uns mitgetheilt; wir vertrauten blindlings der fremden Leitung. Und geſetzt auch, wir hätten unſern Glauben im thätigen Forſchen und redlichen Prüfen ſelbſt gebildet: ſind wir nicht Menſchen? konnten wir nicht irren? irren wir nicht wirklich täglich? haben wir nicht vielleicht manches überſehen, was mit in Anſchlag zu bringen war, und manches andre nur einſeitig oder nur in dem Scheine, den unſre Vorurtheile darüber verbreiteten, kennen gelernt? ſind nicht die Neigungen unſers Herzens immer geſchäftig, den Verſtand zu beſtechen, und ihn zu lenken, wohin es ihnen gefällt? Nichts kann, wenn uns an der Wahrheit etwas gelegen iſt, nothwendiger ſeyn, als daß wir unſern Glauben oft einer angelegentlichen Prüfung unterwerfen.

Welche Zeit wäre aber dazu wohl ſchicklicher, als der Anfang eines neuen Jahres? Wann wird es geſchehen, wenn wir es hier, wo uns ſo vieles dazu auffordert, verſäumen? Es kann ſeyn, daß wir einſt alle Urſache hatten, unſre Ueberzeugung für richtig zu halten, daß alles, was wir damals Gelegenheit hatten, zu bemerken nicht allein mit ihr übereinſtimmte, ſondern uns auch nöthigte, ſie anzunehmen? Aber wie vieles ändert ſich in Einem Jahre, wie viele Erfahrungen werden uns zu Theil, wie viele Gedanken erwachen in unſerm Innern, und wie viele werden durch andre in uns geweckt! Sollte das alles nicht auf unſern Glauben Einfluß haben — nicht manche Berichtigungen, nähere Beſtimmungen, Einſchränkungen oder Erweiterungen erforderlich machen? War uns Gott bisher ein bloß gütiges Weſen, ein Weſen, das nichts als die Freude ſeiner Kinder will: werden wir noch ſo denken, wenn wir an uns, oder an andern, oder in erſchütternden Weltereigniſſen auch ſeinen Ernſt geſehen haben? Meynten wir bisher, die Unterſtützungen des Chriſtenthums zum Getroſtſeyn und zum Gutwerden entbehren zu können; werden wir noch ſo denken, wenn uns durch harte Schickſale oder durch ſchwere Verſuchungen die Augen über uns ſelbſt ſind geöffnet worden, wenn wir inne geworden ſind, wie gering unſre Selbſthülfe, wie ſchwach unſer Widerſtand iſt? Und ſo wird es ſich mit ſehr vielen Stücken unſrer Ueberzeugung verhalten; darum ſollen wir heute prüfen: **ob dieſelbe richtig und auch jetzt noch gültig ſey.**

Eben ſo viel Aufmerkſamkeit verdienen, zweytens, **die Veränderungen, die ſich im verfloſſenen Jahre mit unſern Ueberzeugungen zugetragen haben.** Ohne daß wir auf die Umſtände, die uns zu Veränderungen in unſrer Meynung auffordern, achten, wird die Geſtalt derſelben umgebildet. Keiner unter uns kann behaupten, daß er über alles noch ſo denke, wie er vor einem Jahre darüber dachte; und wer dieſes behaupten wollte, der würde dadurch nur zu erkennen geben, daß er mit ſich ſelbſt wenig bekannt ſey, und auf den Gang ſeiner Anſichten und Urtheile wenig achte. Sollten dieſe Veränderungen auch nicht gerade das Weſentliche unſers Glaubens getroffen haben: ſo werden ſie gewiß in der Anwendung bemerkbar genug ſeyn; und das iſt hinlänglich, unſre Aufmerkſamkeit auf ſie zu lenken. Der Geiſt der Zeit verändert ſich unaufhörlich; und dies geſchieht nicht in plötzlichen Umgeſtaltungen; jedes Jahr trägt das Seinige dazu bey. Unter dem Einfluſſe dieſes Geiſtes ſtehen wir alle; wir verändern uns allmählich mit ihm. Wir ſehen und hören täglich etwas, das ſich auf unſern Glauben bezieht, und auf denſelben wirkt. Wir vernehmen die Meynungen andrer Menſchen, und machen ſie zu den unſrigen, weil ſie uns annehmlich ſcheinen. Wir werden zu mancherley Unterſuchungen über wichtige Dinge veranlaßt, gehen aber zu flüchtig dabey zu Werke, und endigen ſie zu ſchnell, als daß wir uns ganz auf das verlaſſen dürften, was wir durch ſie Neues gewonnen haben. Kein Augenblick vergeht, wo nicht Empfindungen und Gedanken in unſrer Seele entſtehen und wieder verſchwinden, die gewiß alle Spuren ihres Daſeyns zurück laſſen, und unſerm Geiſte eigne Richtungen geben.

Wenn man nun auch nicht behaupten darf, daß jede Veränderung, die ſich in einem gewiſſen Zeitraume mit unſern Ueberzeugungen zugetragen hat, eine verwerfliche ſey: ſo läßt ſich doch noch weniger ſagen, daß wir ſie alle billigen dürfen. Die Art wie ſie entſtehen, muß ſie uns ſehr verdächtig machen; und es läßt ſich erwarten, daß noch mehr Falſches als Wahres in uns übergegangen ſeyn wird. Sind wir doch überall von Blendwerken und Bethörungsmitteln umgeben; ſind doch die unregelmäßigen Ziele der menſchlichen Einbildungskraft in allem wirkſam. Darum iſt es nöthig, daß wir am Anfange jedes neuen wichtigen Zeitabſchnittes einen prüfenden Blick auf die Veränderungen werfen, die ſich mit unſerm Glauben zugetragen haben. Ein jeder frage ſich alſo heute: worüber und in wie fern denkſt du heute anders, als du vor einem Jahre dachteſt? wie biſt du dazu gekommen? was hat dich beſtimmt, von deiner Meynung abzugehen? hat dich geprüfte Einſicht, oder haben dich zufällige Umſtände dazu bewogen? war deine Einſicht auch hinlänglich geprüft? kannſt du es vor dem Richterſtuhle der Wahrheit verantworten, wenn du der neuen Meynung anhängſt? wird ſie dir alles geben, was die Wahrheit ihren Freunden gibt?

Haben wir uns auf dieſe Weiſe richtiger Ueberzeugungen verſichert: *dann iſt es nothwendig, uns*, drittens, *über den Wehrt, den ſie jetzt für uns haben müſſen, vollſtändig zu belehren.* Ohne das werden wir ſie nicht gehörig ſchätzen, und ihren geſegneten Einfluß auf unſer Leben nie ganz erfahren; ohne das ſind wir nicht im Stande, ihnen die Liebe und Vertrauen zu ſchenken, die ihnen gebühren, und an ihnen unerſchütterlich feſt zu halten. Was wahr iſt, das hat auch immer großen Wehrt für die Menſchen. Von der Wahrheit müſſen wir unſer ganzes Heil erwarten; ſie nur kann dem Herzen Ruhe verſchaffen, den gebeugten Geiſt aufrichten, uns zum vollen Genuſſe unſrer Würde und zur wahren Wohlfahrt führen. Iſt unſre Ueberzeugung eine richtige: dann bedarf es keiner großen Anſtrengung, um uns ihre innere Vortrefflichkeit und ihre wohlthätigen Wirkungen zu offenbaren. Wir dürfen nur auf unſre weſentlichen Bedürfniſſe achten, um zu entdecken, wie ſie dieſelben ſo zweckmäßig befriedigt; wir dürfen uns nur daran erinnern, was wir ſind, und was wir ſeyn ſollen, um inne zu werden, wie viel uns jene Ueberzeugungen in jeder Hinſicht gelten müſſen.

Gewiſſe Ueberzeugungen können indeß für ein beſtimmtes Zeitalter noch einen ganz beſondern Wehrt haben; ſie können die Bedenklichkeiten deſſelben zerſtreuen, ſeine drückenden Umſtände erleichtern, ſeine Gefahren vermindern, ſeine Vortheile beßer benutzen und genießen lehren. Sind wir überzeugt, daß eine höhere Hand, mit ewiger Weisheit und Güte alles leitet, auch das Kleinſte bemerkt, und auf jedes Einzelne Rückſicht nimmt: ſo muß das einen ganz beſondern Wehrt für uns haben, wenn wir in ſolchen Zeiten leben, wo ſich alles in der größten Gährung befindet, wo ein Sturm auf den andern, und Eine Umwälzung auf die andre folgt, wo unſer irdiſcher Wohlſtand jeden Augenblick auf dem Spiele ſteht, und nicht viel dazu erfordert wird, uns im höchſten Grade elend zu machen. Sind wir überzeugt, es liege alles daran, daß die Unſchuld unſers Herzens bewahrt bleibe, der Allwiſſende ſehe uns und unterſtütze uns, er werde uns einſt unſre Treue im Guten vergelten: ſo muß das einen ganz beſondern Wehrt für uns haben, wenn wir in Zeiten der Verführung und des Sittenverderbens leben, in Zeiten, wo das Böſe mit ſo mächtigen Reitzen geſchmückt erſcheint, und die Tugend ſo viele Erſchwerungen findet, ſo viele Opfer bringen muß. Laſſet uns heute in dieſer Hinſicht unſre Ueberzeugungen prüfen; laſſet uns fragen, welchen Wehrt ſie jetzt für uns haben müſſen.

Aber auch, viertens, was uns in Anſehung derſelben obliegt. Iſt unſre Ueberzeugung richtig und von großem Wehrte: dann müſſen wir dieſelbe, vor allen Dingen, bewahren. Vielfach wird ſie noch angefochten werden, mancherley Widerſprüche und Bedenklichkeiten werden ſich wider ſie erheben. Es wird nicht fehlen an blendenden Irrthümern, die, mit den Lüſten unſers Herzens einverſtanden, ſich an die Stelle derſelben zu ſetzen ſuchen. Wie es früher geweſen iſt: ſo wird es ferner ſeyn; die Veränderlichkeit menſchlicher Meynungen werden auch unſere gereiften Ueberzeugungen erfahren müſſen, wenn wir hier nicht ſorgfältig auf unſrer Huth ſind. Ich will nicht ſagen, daß wir, einmal im Beſitze geprüfter Ueberzeugungen, alle fernern Zweifel ungehört abweiſen ſollen; aber daß wir ſie nicht leichtſinnig hingeben, daß wir ſie nicht früher fahren laſſen, als bis einleuchtende und unwiderlegbare Gründe uns nöthigen, das verlangt die Wahrheit und unſer eigenes Wohl. Laſſet uns alſo heute ſorgfältig überlegen, wie wir es anfangen, daß wir unſre Ueberzeugungen retten vor den Angriffen einer ungläubigen Zeit, vor dem Spotte der Welt, vor den Bethörungen unſers eigenen Gemüthes. Laſſet uns die Gefahren betrachten, die uns, in dieſer Rückſicht, in dem gegenwärtigen Jahre ereilen könnten, und ſolche Maßregeln wählen, die denſelben angemeſſen ſind. Und die Frucht unſers Nachdenkens ſey der ernſtliche Entſchluß, alles anzuwenden, was in unſerm Vermögen ſteht, daß uns das unſchätzbare Kleinod unſers Glaubens nicht entriſſen werde.

Unſre Ueberzeugung ſoll in Zukunft noch immer mehr ausgebildet werden. Sie iſt eine menſchliche, und daher mit mancherley Unvollkommenheiten behaftet, die die Zeit und fortgeſetztes Forſchen nach und nach vertilgen muß. Es kann nicht fehlen, wenn ſie auch im Ganzen noch ſo richtig wäre, daß ihr nicht im Einzelnen noch einiges Traurige, Dunkle und ſchlecht Begründete beygemiſcht ſey. Sie bedarf es, daß wir ſie unaufhörlich reinigen von allen falſchen Zuſätzen, ſie immer mehr aufklären, immer feſter begründen, und immer weiter ausdehnen. Laſſet uns alſo heute darüber nachdenken, wie dies auch in dem gegenwärtigen Jahre geſchehen möge, wie wir dazu alle ſich anbiethenden Gelegenheiten, alle Erfahrungen, die wir machen, alles, was wir von andern hören, und was aus unſerm Eigenen hervorgeht, benutzen — laſſet uns die Stunden auswählen, die wir von unſern Geſchäften erübrigen, und hierzu anwenden können. Und auch in dieſer Hinſicht verwandle ſich unſer Nachdenken in feſte Entſchließung.

Endlich ſoll unſre Ueberzeugung auf uns wirken. Sie ſoll unſer Herz mit Wärme erfüllen; ſie ſoll uns zu edeln Thaten anleiten und ſtärken; ſie ſoll uns vor dem Böſen bewahren, und in guten Geſinnungen befeſtigen; ſie ſoll uns in allen Lagen unſers Lebens Faſſung, Ruhe, Heiterkeit geben. Wahrlich das Wiſſen iſt wenig wehrt, das uns nicht beſſer, ſtandhafter und getroſter macht. Unſer ganzes Denken und all' unſer Thun muß das freundliche Bild unſers Glaubens ſeyn. Jeder muß daran erkennen, welche Ueberzeugungen uns beſeelen, und wie herrlich dieſe Ueberzeugungen ſind. Laſſet uns ſchon jetzt darauf bedacht nehmen, daß ſie dieſen Zweck erreichen. Laſſet uns ſie ſchon jetzt auf die künftigen Umſtände unſers Lebens, ſo weit wir ſie vorherſehen, oder im Allgemeinen vermuthen können, anwenden, und darnach forſchen, was für Kraft und Troſt in ihnen enthalten iſt, und wie es geſchehe, daß dieſe Kraft und dieſer Troſt ſich wirklich äußern. So gehe denn auch hier unſer Nachdenken in wirkſame Entſchließungen über.

2.

Das Zweyte, was heute unſer Nachdenken beſchäftigen ſoll, ſind unſre Grundſätze. Es iſt wohl wenigen unter uns unbekannt, daß wir unter Grundſätzen die Regeln verſtehen, wornach wir unſer Verhalten, ſo weit wir ihnen getreu ſind, überall einrichten, und die wir daher als etwas Zuverläſſiges und in ſich Feſtes zu betrachten gewohnt ſind. Grundſätze unterſcheiden ſich von bloßen Ueberzeugungen dadurch, daß ſie unmittelbar auf unſern Willen gerichtet ſind, und von denſelben befolgt werden ſollen, während die letzten zunächſt für unſern Verſtand gehören, und nur mittelbar auf den Willen wirken, auch nicht eigentlich befolgt werden, wohl aber die Befolgung gewiſſer Regeln befördern können. Wenn daher gleich unſre Grundſätze im Ganzen unſer ſtilles Nachdenken auf dieſelbe Weiſe, wie unſre Ueberzeugungen beſchäftigen ſollen: ſo verdienen ſie doch wegen der angeführten beſondern Eigenſchaft noch eine nähere Erwägung. Es ſind ihre Beſchaffenheit, ihre Schickſale, ihr Wehrt und unſre Pflichten in Anſehung derſelben, was unſer Nachdenken befaſſen ſoll.

Wir ſollen demnach, zuerſt, heute die Beſchaffenheit unſrer Grundſätze prüfen. Und da entſteht vor allen andern die Frage: haben wir bisher überhaupt Grundſätze gehabt? Es iſt am Tage, daß es vielen Menſchen daran gänzlich fehlt. Ihr Wille gehorcht keinen feſten Regeln. Es iſt ihnen nie eingefallen, daß nur Eins das Beſte ſeyn könne, daß man dies immer vor Augen haben, und darnach ſeine Handlungsweiſe einrichten müſſe. Sie thun das, was man ihnen einzureden weiß, wozu die Luſt des Augenblickes, das Gefühl oder der Trieb, welche grade jetzt in ihrer Seele die ſtärkſten ſind, ſie leiten, wenn nicht gar — fortreißen. Das iſt aber ein äußerſt unwürdiger und gefährlicher Zuſtand. Ohne Grundſätze iſt es nicht mögſich, je mit ſich ſelbſt übereinſtimmend zu werden, und ſeine Abſichten zu erreichen. Darum ſollen wir uns heute fragen, ob wir nicht etwa auch zu jenen Leichtſinnigen gehören; damit wir noch bey Zeiten bedenken mögen, was zu unſerm Frieden dient.

Eine andere Frage, welche hierhin gehört, iſt die: welches iſt der Inhalt unſrer bisherigen Grundſätze? wozu verpflichten ſie uns? worauf lehren ſie uns vorzüglich Rückſicht nehmen? welches iſt der Zweck, durch welchen ſie unſer Betragen beſtimmen? Im allgemeinen kann man die Grundſätze der Menſchen in Grundſätze eigennütziger Klugheit und in Grundſätze der Rechtſchaffenheit eintheilen. Und obgleich die Grundſätze der Klugheit, nach den beſondern Zwecken, welche durch ſie erreicht werden ſollen, ſehr verſchieden ſind: ſo vereinigen ſie ſich doch alle darin, daß ſie, ohne Ausnahme, die Befriedigung ſinnlicher Begierden beabſichtigen. Es kann uns gar nicht ſchwer werden, zu entſcheiden, zu welcher Art von Grundſätzen die unſrigen gehören. Iſt es die ehrwürdige Stimme des Gewiſſens, was aus unſern Grundſätzen ſpricht; gilt dieſe bey uns ſo unbedingt, daß wir ihr alles andre glauben aufopfern zu müſſen: dann ſind unſre Grundſätze die der Rechtſchaffenheit. Iſt aber ſinnliche Luſt, ſind Ehre, Herrſchaft, Reichthümer, Menſchengunſt die höchſten Gegenſtände unſers Beſtrebens; enthalten unſre Grundſätze nichts als Anweiſungen, dieſe Güter zu erlangen, zu bewahren und zu vermehren: dann ſind ſie Grundſätze eigennütziger Klugheit. Hierüber muß heute bey uns entſchieden werden: denn von der Beſchaffenheit unſrer Grundſätze hängt unſer ganzer Werth und unſre ganze Wohlfahrt ab. Darum ſäumet nicht darnach zu fragen.

Erſt dann, wann wir hierüber entſchieden haben, ſind wir auch im Stande, die Richtigkeit unſrer Grundſätze zu beurtheilen. Wir müßten uns ſelbſt ganz verkennen, wir müßten die Würde vernünftiger Geſchöpfe verläugnen, auf alle Vorzüge, die uns, eben ſo ehrenvoll als beglückend, auszeichnen, Verzicht leiſten; wir müßten den entſcheidenſten Zeugniſſen unſers Bewußtſeyns widerſprechen: wenn wir im Stande wären, den Grundſätzen eigennütziger Klugheit vor denen der Rechtſchaffenheit den Vorzug zu geben; wenn es nicht bey uns ausgemacht wäre, dieſe unbedingt zu billigen, und jene ſo oft zu verwerfen, als ſie mit denſelben in Streit gerathen. Haben wir uns indeß auch im Ganzen zu den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit bekannt: ſo bleibt es doch möglich, daß wir in der Anwendung derſelben auf beſondre Fälle durch Vorurtheile irre geleitet, durch den Schein und unſre Kurzſichtigkeit betrogen wurden, unſrer Trägheit oder unſern Leidenſchaften einen ungebührlichen Einfluß auf ſie verſtatteten. Sehet da, worüber wir uns heute prüfen müſſen: ob die Grundſätze der vermeynten Rechtſchaffenheit, zu welcher wir uns bisher bekannt haben, auch wirklich Grundſätze der Rechtſchaffenheit ſind; ob ſie mit den Forderungen unſers Gewiſſens und mit dem geoffenbarten Geſetze Gottes übereinſtimmen: ob ſie uns nichts erlauben, was in der That unrecht iſt, und nichts unterſagen, was ſich der wahrhaft Erleuchtete zur Pflicht macht.

Das Zweyte, was heute unſer Nachdenken über unſre Grundſätze beſchäftigen muß, ſind die Schickſale derſelben. Hier entſtehen dann die Fragen: welche Veränderungen haben ſie erlitten? wie haben wir ſie befolgt? und was ſind ſie uns jetzt noch? Es ergeht den Grundſätzen der Menſchen nicht anders als ihren Ueberzeugungen; ſie erfahren wie dieſe den Wechſel der Zeit, und gewöhnlich ohne daß wir es merken. Der Anblick ſo vieler Siege, welche die Klugheit über die Rechtſchaffenheit davon trägt, die Handlungsweiſen gewiſſenloſer Menſchen, die wir immer vor Augen haben und die ſinnliche Stimmung unſers Gemüthes arbeiten unaufhörlich daran, die Strenge derſelben zu mildern. Veränderte Meynungen ziehen natürlich auch Veränderungen in den Grundſätzen, die in ſo vielen Stücken von unſern Meynungen abhangen, nach ſich. Es kann ſeyn, daß die Strenge unſrer Grundſätze übertrieben, daß ſie eine ſchwärmeriſche, abergläubige war; es kann ſeyn, daß eine Veränderung in unſern Meynungen jene berichtigt hat. Aber wir dürfen das nicht vorausſetzen, wir haben noch mehr Urſache, Verſchlimmerung zu beſorgen. Deßwegen ſollen wir uns heute dieſer Veränderungen deutlich bewußt werden, wir ſollen nach den Urſachen derſelben forſchen; ihre Gleichgültigkeit prüfen," und es uns nicht verbergen, wenn wir Grund finden, zu der alten Strenge zurück zu kehren. Wir ſollen dieſes um ſo mehr, da unſer ferneres Verhalten davon abhängt, und von dieſem unſre Ruhe, wie unſer ewiges Heil.

Grundſätze müſſen befolgt werden. Waren die unſrigen Grundſätze der Rechtſchaffenheit: wohl uns dann, wenn wir uns in der Beobachtung derſelben unermüdet zeigten, wenn ſie unſer Leben leiteten, wenn unſre bisherige Treue gegen ſie uns die künftige gewiſſer Maßen verbürgt! Aber wehe auch uns, wenn wir bey unſern Handlungen uns gar nicht um ſie bekümmerten, und eben ſo gewiſſenlos lebten, als hätten wir die Grundſätze eigennütziger Klugheit für die höchſten gehalten! Hierüber müſſen wir uns heute zur Rechenſchaft fordern, damit wir erfahren, auf was für einem Wege wir uns befinden, und was wir zu fürchten haben, wenn wir auf dieſem Wege weiter fortgehen. Glücklich, wer das noch zur rechten Zeit erfährt.

Was ſind uns unſre beſſern Grundſätze jetzt? ſind ſie uns noch ſo heilig, wie ſie ſonſt waren? ſcheuen wir uns noch wie ſonſt, ſie zu übertreten? erfüllt der Gedanke, ſie übertreten zu haben, uns mit Scham und Reue? verbreitet das Bewußtſeyn, mit ihnen übereinzuſtimmen, noch Zufriedenheit und ſtille Freude über unſer ganzes Weſen? Auch das ſind heute wichtige Fragen für uns. Nur dann wirken unſre Grundſätze auf unſer Leben, wenn ſie uns theuer ſind. Aber wie vieles geſchieht um uns her und in uns ſelbſt, was die Wichtigkeit derſelben bey uns vermindert! Welch ein Gewühl von Geſchäften und Luſtbarkeiten hat uns im verfloſſenen Jahre umgeben! Welche Leidenſchaften haben uns getrieben! Mit welchem Eifer haben wir ſinnlichen Zwecken nachgeſtrebt! O, es iſt ſehr zu beſorgen, daß unſre Grundſätze viel dabei gelitten haben.

Deſto nöthiger iſt es, daß wir uns, drittens, heute den Wehrt derſelben lebhaft vergegenwärtigen. Wir können es uns nicht oft genug vorhalten: daß die Grundſätze der Rechtſchaffenheit allein ewig und unveränderlich ſind; daß nichts uns nöthigen kann, ſie aufzugeben, während die Grundſätze eigennütziger Klugheit faſt jeden Tag eine andre Geſtalt annehmen, und neue Wege einſchlagen müſſen; daß die Grundſätze der Rechtſchaffenheit uns in allen Fällen am ſicherſten leiten, und im Ganzen unſer Wohl am beſten befördern; daß ſie mit unſrer Würde auf das genaueſte zuſammenhangen, und uns nichts anders lehren als die Behauptung, die Erhöhung, die Verherrlichung derſelben, daß ſie uns in die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt bringen, und uns dadurch eine unzerſtörbare Zufriedenheit gewähren; daß ſie uns allein zu ſolchen Weſen bilden, die der Glückſeligkeit unſterblicher Geiſter in einer andern Welt fähig und wehrt ſind. Laſſet uns dies auch heute in Erwägung ziehen, und alles bedenken, was uns die Erhabenheit und Vortrefflichkeit dieſer Grundſätze ins Licht ſtellen kann.

laſſet uns insbeſondere unſre Blicke richten auf den Geiſt und die Verfaſſung der Zeit, in welcher wir leben, auf die Verwirrung aller menſchlichen Dinge, auf die Unſicherheit alles irdiſchen Beſitzes und aller irdiſchen Freude, auf die Verlegenheit, worin die Klugheit des Eigennutzes jeden Augenblick geräth, auf das unglückliche Schwanken, in dem ſie ſich gar nicht zu helfen weiß, und auf die Beſchämungen und Verfehlungen, denen ſie nicht ausweichen kann — und laſſet uns dann zuſehen, wie wir uns hier bey den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit befinden; es wird ſich uns bald entdecken, daß ſie uns mit ſicherer, feſter Hand durch alle Irrungen und Ungewißheiten leiten, und uns gegen die Uebel der Zeit ſo ſehr beſchützen, als wir nur immer dagegen beſchützt werden können.

Sind wir aber ſo von dem Wehrte unſrer Grundſätze überzeugt: dann werden wir endlich, viertens, noch gerne über die Pflichten nachdenken, die uns in Anſehung derſelben obliegen; wir werden gerne darüber nachdenken, wie wir uns bey unſern Grundſätzen behaupten, und ihnen unter allen Umſtänden nachleben.

Wir ſollen uns bey unſern Grundſätzen behaupten. Sind ſie wahr, geben ſie uns die beſten Mittel an die Hand, uns überall zu helfen, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Freylich ſollen wir auch hier gegründeten Einwendungen Gehör geben, und ſie zur Berichtigung derſelben benutzen, aber nie den erzwungenen Bedenklichkeiten einer falſchen Weisheit, nie den Verhöhnungen des Spottes, nie den verführeriſchen Stimmen der Welt und unſers eigenen Herzens; nie ſollen unſre Augen geblendet werden von den ſchimmernden Reitzen der eigennützigen Klugheit. Und darauf, daß uns das nicht begegne, wollen wir heute ſchon Bedacht nehmen. Wir wollen uns, ſo viel wir es vermögen, die Umſtände und Reitzungen vergegenwärtigen, die unſern Grundſätzen gefährlich werden könnten, und uns mit den Waffen verſehen, deren wir dann zu unſerer Rettung bedürfen. Und heute ſoll es bey uns entſchieden werden, daß weder das glänzendſte Glück, noch das ſchrecklichſte Elend, weder die größte Verheißung, noch die furchtbarſte Drohung uns abbringen ſoll von den Grundſätzen, an denen das Heil unſers Lebens hängt.

Nicht genug indeß, daß wir unſre Grundſätze behaupten, wir ſollen ſie auch befolgen; nicht genug, daß unſer Verſtand ihnen treu bleibt, auch unſer Herz und unſer Leben ſoll ihnen treu bleiben. Dieſe Treue iſt der erhabenſte, der würdigſte und wohlthätigſte Entſchluß, den wir heute faſſen können. Damit er aber wirkſam werde, uns überall hin begleite, und überall ſeine Anwendung finde, müſſen wir uns denſelben ganz verdeutlichen, und uns der beſondern Regeln des Verhaltens, die er in ſich faßt, genau bewußt werden. Das ſey daher zuletzt noch für uns alle das ſchöne Geſchäft und die fruchtbare Feyer dieſes erſten Tages im neuen Jahre.

Glücklicher, ſegensvoller Tag, den wir alſo zurück legen unter dieſen Betrachtungen und Entſchließungen! Herrlicher Gewinn, wenn ſo unſre Ueberzeugungen und Grundſätze berichtigt, vergewiſſert, befeſtigt und in unverbrüchliche Vorſätze verwandelt werden! Welche erfreuende Folgen würde man daran erblicken, welcher frohen Zukunft gingen wir dann entgegen! Wie würde der Geiſt des wahren Chriſtenthums ſich unter uns verklären! Welche köſtliche Früchte des Evangeliums würde man unter uns antreffen! Etwas Beßres kann ich dem Vaterlande, kann ich Euch, und allen die Euch theuer ſind, nicht wünſchen, als gereinigte, gewiſſe und fruchtbare Ueberzeugungen, edle, geprüfte, treu befolgte Grundſätze. Das Licht dieſer Ueberzeugungen ſcheine in dir überall, und die Kraft dieſer Grundſätze lebe in allen die dir angehören und die in deinem Dienſte arbeiten, theures Vaterland! durch ſie bleibe dein König weiſe und groß, und fühle das Glück der Weisheit und der wahren Größe. Durch ſie bleibe deine Königinn ſanft und gut, und fühle den Frieden der Sänftheit und Güte. Von ihnen ſeyen ſie alle erfüllt, die dem Throne nahe ſtehen, und um den Thron her, unſre Hoffnung, ein edles Geſchlecht, aufwachſen. Wahrheit und Gerechtigkeit ſey in dem Rathe aller, die des Vaterlandes Wohl befördern ſollen. Erkenntniß und Tugend ſey der Schmuck ſeiner Söhne und ſeiner Töchter. Das Licht wahrer Ueberzeugungen und die Kraft edler Grundſätze, werde unter uns immer mehr gefunden. Sie heiligen alle unſre Verbindungen. Von ihnen fließe uns Troſt zu, von ihnen komme uns

Gottesfurcht und Weisheit des Lebens. Alle, die unter uns leiden, finden hier Erleichterung; alle, die unter uns krank ſind, finden hier Milderung; alle, die unter uns ſich verlaſſen fühlen, finden hier Hülfe; und alle, die ſich unter uns ihrem Ende nähern, erfahren den Muth des Glaubens und die Freudigkeit des Rechtthuns. Geprüfte Ueberzeugung vertreibe vor ihnen die Finſterniſſe des Grabes, und das Bewußtſeyn, nach wahrhaft chriſtlichen Grundſätzen gelebt zu haben, erhebe ihren Geiſt zur beſſern Welt. Amen.

VIII.

Es iſt vollbracht.

Am

Charfreytage.

Mit dankbarer Theilnahme feyern wir den Tag deines Todes, großer Erlöſer der Menſchen. Welch ein Werk iſt es, das du heute ſterbend vollbrachteſt — wie erhaben ſeine Bedeutung, wie groß ſein Umfang, wie wohlthätig und wie ausgebreitet ſeine Folgen! Ueber unſer ganzes Geſchlecht erſtrecken ſie ſich, ſie reichen in die Ewigkeit. Der Tod endigte deine Leiden — welche bittre, ſchmerzliche, anhaltende Leiden! Welche Qualen mußteſt du noch ſterbend empfinden! Deine Geſchäfte ſind verrichtet; aber wie viel gehörte dazu! Mit welcher Unterwerfung und Treue, mit welcher Standhaftigkeit und Großmuth haſt du ſie verrichtet bis ſich dein Auge ſchloß! Welch ein Glanz der erhabenſten Tugenden leuchtet uns aus der Dunkelheit entgegen, die dein Kreuz umgibt! Mit Erſtaunen erblicken wir die Wunder deiner Liebe und deinen herrlichen Sieg! Zum ſanften Schlummer neigt ſich dein Haupt nach tauſend ſchweren Kämpfen. Daß du ausgerungen, daß du alles zu Ende geführt haſt, das iſt es, deſſen wir heute mit Ehrfurcht uns freuen. Nun können wir Ruhe finden für unſre Seele; nun dürfen wir nicht verzagen beym Gedanken an unſer künftiges Schickſal und an unſer Ende; nun dürfen wir uns der Vaterhuld unſers Gottes getröſten; nun iſt uns der Eingang ins Leben geöffnet. Mit Entſchloſſenheit wollen wir das heilige Erbe feſthalten, das du uns erblutet haſt; mit Eifer wollen wir nun auch ſuchen, das Unſrige zu vollbringen; mit Muth und Zuverſicht wollen wir die Bemühungen für unſer ewiges Heil fortſetzen; getroſt wollen wir unſern Leidensweg gehen; auch er wird bald vollendet ſeyn. Möchten doch alle, die jetzt noch unter dem Drucke ſind, alle, die noch mit dem Tode ringen ſollen, dir einſt in der Wahrheit nachrufen: *es iſt vollbracht.* O, wie glücklich ſind wir, wenn am Ende unſrer Tage nicht bloß unſer Lebenslauf und ſeine Beſchwerden — wenn dann auch unſre Geſchäfte und Pflichten ſo vollbracht ſind, daß keine Verſäumniß uns anklagt. Segne du, Gott, dazu die Feyer dieſer Tage und die Andacht der gegenwärtigen Stunde. Amen.

Darin, m. Z., beſteht die wahre Weisheit des Menſchen, daß er in allen Stücken auf das Ende ſieht. Dies gilt ſo wohl von unſern Urtheilen als von unſerm Betragen und von unſern Hoffnungen. Der beurtheilt die Dinge recht, welcher nicht bloß bey der ſinnlichen Vorſtellung, bey den erſten Eindrücken und bey dem, was ſie ihm jetzt gewähren ſtehen bleibt, ſondern die Wirkungen derſelben in die Zukunft verfolgt, und darnach forſcht, ob er ſie da noch beſitzen, ob ſie ihn da noch glücklich oder nicht vielmehr elend machen, ob er ſie da noch für das halten wird, was ſie ihm jetzt zu ſeyn ſcheinen. Der handelt vernünftig, welcher ſich nicht damit begnügt, daß das, was er thut, ihm jetzt angenehm ſey, und für jetzt ſeinen Vortheil bewirke, ſondern auch darauf denkt, daß er noch ſpäterhin Freude daran habe, daß es ihn nie gereue, ihm nie Schande, Kummer und Verdruß zuziehe, ihm nie größere Leiden verurſache, und ihm nie größerer Vortheile beraube, der alle ſeine Geſchäfte mit dem Fleiße, mit der Vorſicht und mit dem Nachdenken treibt, daß er ſich ein glückliches Ende davon verſprechen darf. Der beſitzt den wirkſamſten Troſt, der, wenn ihn jetzt das Glück verläßt, auf eine künftige beßre Zeit rechnet, der, wenn er ſich jetzt umgeben ſieht mit Dingen, die ihm unangenehm ſind, eine günſtige Veränderung abwarten kann, und der, wenn ſeine Hoffnungen ihn noch ſo oft getäuſcht haben, doch immer den Glauben behält, daß ſie noch einmal in Erfüllung gehen werden.

Vorzüglich aber iſt es das Ende des Lebens, worauf wahre Weiſe, in ihrem Denken, Thun und Hoffen Rückſicht nehmen ſollen. Das iſt kein glückliches Leben, das ſich traurig endigt, wenn es auch in aller Fröhligkeit, im größten Glanze und Ueberfluſſe iſt geführt worden; und das Leben iſt nicht elend zu nennen, das, mit ſo vielfachen Kummer es auch überhäuft war, ſich freundlich ſchließt, das in ſeinem Ende ſeine Belohnung und ſeine Rechtfertigung findet. Ihm geht heiter und entzückend der Morgen eines neuen, in jeder Hinſicht ſchönen Lebens auf. Aber nur dann kann unſer Ende glücklich ſeyn, wenn wir daſſelbe immer im Auge behalten, und uns daſſelbe bey allem vergegenwärtigt haben. Wohl dem, der immer ſo denkt, wie er noch an ſeinem Ende denken kann, der auch in der letzten bangen Stunde nicht von dem Glauben weichen darf, dem er in den Tagen der Geſundheit ergeben war. Wohl dem, der all ſein Thun ſo einrichtet, daß keine Reue ſeine letzten Augenblicke verbittert, daß er ſich einſt mit Ruhe und Zuverſicht ſeiner vollbrachten Werke erinnert. So lebte Jeſus Chriſtus. So ſtarb er. Heute feyern wir den Tag ſeines Todes. So laſſet uns denn unter ſein Kreuz treten, und die erhabene Eintracht ſeines Lebens und Todes zu unſrer Beruhigung und Stärkung betrachten.

Text.

Joh 19 v. 30.

Da nun Jeſus den Eſſig genommen hat-

te, ſprach er, es iſt vollbracht; und neigte das Haupt und verſchied.

Das große, fruchtbare, troſtvolle Wort des ſterbenden Erlöſers: Es iſt vollbracht ſey heute am Tage ſeines Todes der Gegenſtand unſrer Betrachtung. Wir wollen

1. den Inhalt deſſelben mit einander erwägen, und dann
2. ſehen, wozu uns dieſes Wort ſtimmen und bewegen müſſe.

I.

Reich an Inhalt iſt das Wort des ſterbenden Erlöſers: es iſt vollbracht. Alles was ſein Leben Großes, Wichtiges, Beſchwerliches, Schmerzliches und Erfreuliches umſchloß, das war nun vollbracht. Vollbracht war ſein Werk, ſo weit es durch ihn vollbracht werden ſollte, vollbracht waren ſeine mühſamen Geſchäfte, ſeine bittern Leiden und der ganze Lauf ſeines ſchönen Lebens.

Vollbracht war, zuvörderſt, ſein Werk, ſo weit es durch ihn vollbracht werden ſollte. Es war kein gewöhnliches, kein bloßes Menſchenwerk, was Jeſus zu verrichten gekommen war. Als einen unmittelbaren Geſandten des Himmels an die Erde hatte er ſich immer angekündigt. Befehle Gottes ſollte er erfüllen, einen Plan Gottes ſollte er ausführen, einem erhabenen Zwecke Gottes ſollte er gehorchen. Auf eine Umbildung der Menſchheit, auf den Sieg des Geiſtigen und Ewigen über das Irdiſche und Vergängliche, auf eine neue ſittliche Schöpfung und eine daraus hervorgehende Verſöhnung der Menſchen mit Gott, auf die Stiftung eines Reiches, worin wahre Verehrer Gottes, in Eintracht und Liebe vereint, durch keine Scheidewand des Glaubens und der Verfaſſung mehr getrennt, ſich der Wahrheit und der Tugend ganz weihten, gemeinſchaftlich gegen das Böſe kämpften, gemeinſchaftlich nach immer höherer Vollkommenheit ſtrebten; und endlich, vollendet, unausſprechlicher Seligkeit theilhaftig würden mit denen, die jetzt ſchon eine beßre Welt bewohnen, war es abgeſehen. In der That, m. Br., ein Werk von großem Umfang; über die Völker der Erde ſollte es ſich verbreiten — ein Werk von großer Bedeutung; auf das Tiefſte und Edelſte im Menſchen ſollte gewirkt, die Erde ſollte an den Himmel geknüpft werden — ein Werk von ausgezeichneter Wohlthätigkeit für jeden Einzelnen; jeder Einzelne ſollte erleuchtet, gebeſſert, mit Gott innigſt verbunden, zur höchſten Würde und Seligkeit geführt werden. Aber auch ein Werk, das der Anſtrengung, der Verrichtungen und der Kämpfe viel erforderte.

Die Welt befand ſich in einem Zuſtande, der ſo wenig als möglich dafür empfänglich zu ſeyn ſchien. Jedes andre ſchien ſich eher zu Stande bringen zu laſſen, als eine ſolche Geſellſchaft von Gottesverehrern und Wahrheitsfreunden, die ganz dem Unſichtbaren und Zukünftigen lebten. Alles war von Gott abgewendet; überall Gottesvergeſſenheit, und häufig gar Feindſchaft gegen Gott. Irdiſcher Sinn war die herrſchende Stimmung der Menſchen — Genuß des Lebens, Beſitz der Weltgüter das Höchſte, wornach ſie trachteten. Unglaube und Aberglaube hatten die wahre Religion faſt ganz verdrängt. Laſterhaftigkeit und Sittenverderben hatten den höchſten Grad erreicht. Heucheley und Bosheit war der Charakter derer, die das Volk führen und bilden ſollten. Vorurtheil, religiöſer Glaube und Nationalſtolz trennten die Völker der Erde, und erfüllten ſie mit einem faſt wüthenden Haſſe gegen einander. Welch eine Umwandlung mußte vorgehen, wenn das Werk Jeſu vollbracht werden ſollte. Nein die Kräfte Eines Menſchen, und wenn es auch die ausgezeichnetſten waren, der Zeitraum Eines Lebens, und wenn es auch auf das Höchſte gebracht würde, reichten dazu nicht hin. Das war auch nicht der Rath des Ewigen. Wie alles Gute langſam zu Stande kommt, und nur dadurch Feſtigkeit, Dauer und ſegensvollen Einfluß erlangt, daß es ſich ſtufenweiſe zu einer immer höheren Vollkommenheit erhebt: ſo mußte auch das Reich Gottes aus geringen Anfängen ſich entwickeln, ſich nach und nach über die Welt ausbreiten, und zum höchſten Gipfel ſeiner Kraft und ſeines Glanzes emporſteigen. Vergleicht es doch der Erlöſer ſelbſt mit einem Senfkorn, welches iſt das kleinſte unter allen Samen, aber aufwächſt zu einem großen Gewächs, daß ſo gar die Vögel des Himmels unter ihm wohnen. Alle künftigen Zeiten ſollten das Werk Jeſu weiter führen, und die entfernteſten Jahrhunderte ſollten noch an ſeiner Vervollkommnung arbeiten. Aber der Grund zu dem allen war gelegt. Vieles und Großes war geſchehen. Das Reich der Finſterniß war in ſeinem Innerſten erſchüttert, der Wahrheit war weite Bahn gemacht, Kräfte des neuen Lebens waren geweckt, für die Menſchheit war ein neuer Bund mit Gott geſchloſſen. Das Licht des Himmels ſchien auf die Erde herab. Der Opferdienſt war zerſtört, die Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit vorbereitet, und die Scheidewand, welche die Völker trennte, nieder geriſſen, alle Anſtalten zu einem beſſern Zuſtande der Dinge und alle Hülfsmittel der menſchlichen Veredlung waren da — alles war da, was der Bedrängte zu ſeinem Troſte, der Träge zu ſeiner Ermunterung, der Schwache zu ſeiner Stärkung, der Gute zum raſtloſen Fortſchreiten, und der Sterbende zur Erleichterung ſeines letzten Kampfes bedurfte. Das Werk Jeſu konnte als wirklich vollendet angeſehen werden: denn was noch weiter erfordert wurde, das mußte jetzt von ſelbſt erfolgen. Nichts war im Stande, es aufzuhalten. Der Tod Jeſu war nicht Unterbrechung ſeines großen Unternehmens, ob gleich ſeine Feinde dies mit demſelben beabſichtigten. Er gehörte weſentlich mit zu dieſem Unternehmen; er war das letzte Stück deſſelben Er ereilte ihn nicht früher, als es der Rath Gottes mit ſich brachte. Darum konnte er in Beziehung auf ſein Wort ſterbend ſagen: es iſt vollbracht.

Aber auch in Beziehung auf ſich ſelbſt durfte er ſagen: es iſt vollbracht: denn vollendet waren alle Geſchäfte, die er auf Erden zu vollenden hatte. Nichts war mehr übrig von dem, was er für ſeine Beſtimmung hielt, das nicht auch geſchehen wäre. Er hatte ſeinen Jüngern einen ſo vollſtändigen Unterricht ertheilt, als ſie für jetzt bedurften, um die Lehrer der Welt zu werden. Er hatte ihrem Geiſte die Richtung, ihrem Herzen die Stimmung gegeben, die ihrem großen Berufe angemeſſen waren. Bald mußte alles ſinken, was jetzt noch von Vorurtheilen und Irrthümern ihrem Verſtande umnebelte. Ihr Glaube hing feſt an ihm; ihr Herz liebte ihn; ſie waren bereit alles für ihn aufzuopfern; ſeine Sache war ganz die ihrige geworden. Unter der Menge kannten ihn ſchon viele als den großen Propheten, und es bedurfte nur noch eines wohlthätigen Anſtoßes und einiger nähern Aufſchlüſſe, die ihnen bald zu Theil werden ſollten, um ihm auch hier Schüler zu bilden. Die Heucheley und das Laſter waren beſchämt und ans Licht gezogen, und es ihnen dadurch unmöglich gemacht, länger das Volk zu verführen. Mit einem Nachdrucke und mit einem Ernſte, der alles aufmerkſam machen mußte, hatte Jeſus gehandelt. Das Gottesreich war angekündigt, und was die Menſchen zur Aufnahme in daſſelbe, zu ihrer Beruhigung und Beßrung zu wiſſen nöthig hatten, das war ſchon auf dem Wege allen bekannt zu werden. Auch das koſtbarſte Opfer, was von ihm gefordert wurde, war gebracht; unter großen Qualen näherte ſich ſein Ende, und der Ausruf: *es iſt vollbracht* war eine der letzten Aeußerungen ſeines entfliehenden Lebens. Mit welchem reinen Bewußtſeyn, wie vollkommen übereinſtimmend mit der Wahrheit konnte er das ſagen! Es war das Zeugniß des Gewiſſens bey Hinblick auf ein thatenvolles Leben; es war das frohe Gefühl des Sterbenden, ſeinem Berufe in allen Stücken getreu geweſen zu ſeyn, und keine Pflicht unerfüllt gelaſſen zu haben. Frühe neigte ſich der Tag des irdiſchen Lebens dem Erlöſer der Welt; aber welch ein ſchwüler, anſtrengungsvoller Tag war es auch geweſen! Welche Geſchäfte, welchen Fleiß, welchen Eifer, welche Pünktlichkeit, welche Uneigennützigkeit in allem hatte er geſehen! Herrlich hatte Jeſus vollbracht; ſo viel auch zu thun war, es war geſchehen; kein Augenblick war verloren, keine Gelegenheit unbenutzt vorbey gelaſſen, kein Elender, der ſich ihm nahte, ohne Hülfe geblieben; ſo hat noch kein Sterbender vollbracht.

Vollbracht war jetzt alles, was er zu leiden hatte. Gewiß beziehen ſich auch darauf des Erlöſers Worte. Es iſt das Vorgefühl der nahen Erlöſung, das Triumphlied des Siegers, der aus der Schmach in die Ehre, aus dem Schmerze in die Herrlichkeit geht, was wir in dieſen Worten vernehmen. Er hatte viel gelitten. Es läßt ſich nicht ausſprechen, was ſeine ſanfte Seele fühlen mußte bey dieſen Mißhandlungen, dieſem wilden Spotte, dieſen grauſamen Verhöhnungen, dieſer verſtockten Bosheit, dieſem tobenden Blutdurſt, bey dieſer großen

Schmach und dieſen ausgeſuchten Martern. Immer hatte ihn ſein Weg über Dornen geführt. Sein Geſchäft entfernte ihn von den Bequemlichkeiten und den Freuden der Welt, verſtattete ihm ſelten die nöthige Ruhe und die Befriedigung der dringſten Bedürfniſſe. Alles, was im Betragen der Menſchen ein nicht ganz gefühlloſes Herz kränken kann, hatte er erfahren. Und was für Auftritte hatten ſich in der verfloſſenen Nacht und an dieſem Tage gezeigt! Was hatte er empfunden, als er im Garten im Staube lag, und klagte, ſeine Seele ſey betrübt bis in den Tod, und bethete, daß dieſer Kelch möge vorüber gehen! Wie war er von einem Richter zum andern geſchleppt worden! Wie blutig hatte man ihn geſchlagen, wie unbarmherzig ihn genöthigt, ſein Kreuz eine große Strecke des Weges ſelbſt nachzuſchleppen! Unter welchen Qualen hatte er da gehangen! Jetzt war der Kelch ausgetrunken, jetzt waren ſeine Kräfte erſchöpft, jetzt brach der Schmerz ſein Herz, und müde ſank ſein Haupt hin zum letzten Schlummer. O, wohl ihm, daß er vollbracht hat, daß kein Feind ihn mehr kränken, daß keine Unmenſchlichkeit mehr ſpotten kann über ſeinen unendlichen Jammer. Es war Großes und Schweres, was er vollbracht hatte. Dafür umfing ihn denn auch jetzt ſelige Ruhe; dafür wartete ſeiner unausſprechliche Belohnung.

Vollbracht war endlich der ganze Lauf ſeines ſchönen Lebens. Wenn es uns wohl thut, ſeine Leiden geendigt zu ſehen: ſo können wir hieran nur mit Traurigkeit denken. Wer trauert nicht um den Jüngling, der in der Blüthe ſeiner Jahre dahin ſinkt — um den Mann, der, im Gefühl ſeiner vollen Kraft, über dem Beſtreben, ſie ganz zum Beſten der Welt zu verwenden, aus ſeiner Wirkſamkeit herausgeriſſen wird, daß man ſich nicht länger ſeines ſchönen Bemühens freue, und daß er nicht ausführe, was er Großes beſchloſſen, und Herrliches begonnen hat! Nur drey Jahre hatte Jeſus gewirkt, als der Haß ihn hinrichtete, und damit ſein Unternehmen zu vernichten dachte, als die Kurzſichtigkeit ſeiner Freunde ſelbſt es für vernichtet hielt. Er ſollte ſchon nicht mehr lehren, tröſten und wohlthun. Der Mund verſtummte, aus dem man Worte des ewigen Lebens gehört hatte; die Hände waren durchbohrt, aus denen jeder Hülfe zu empfangen gewohnt war; der Körper war erſtarrt, den dieſer erhabene Geiſt beſeelt hatte. Es war ein göttliches Leben, das ſich hier am Kreuze endigte — ein Leben voll Himmelsſinn, ein Leben, das der Erde zwar angehörte, aber nie von der Erde befleckt wurde, ein Leben voll Glaube und Liebe, voll Sanftmuth und Demuth, ein Leben, das uns in jeder Hinſicht das Höchſte aufſtellt, was wir denken, und wozu wir uns bilden können. Betrachten wir bloß den Sterbenden ſelbſt, ohne Rückſicht auf den für die ganze Menſchheit wichtigen Zweck, der durch ſeinen Tod erreicht werden ſollte: dann können wir uns nicht enthalten, mit Wehmuth zu fragen: warum mußte er ſchon ſo frühe vollbracht haben, da die, welche die Quäler ihrer Brüder, die Schande der Menſchheit, das Verderben der Welt, der Fluch ihrer Zeitgenoſſen und der Nachkommen ſind, oft ſo ſpät endigen?

2.

Ein *großes, inhaltsreiches* Wort iſt es, das wir aus dem Munde des ſterbenden Erlöſers hören, als er ausrief: *es iſt vollbracht*; darum aber auch ein *fruchtbares* Wort, ein Wort, das wir nicht betrachten können, ohne tief bewegt, ohne von mannigfaltigen Empfindungen ergriffen zu werden. Dieſes Wort wäre allein ſchon hinlänglich, die Feyer des heutigen Tages zu leiten. Es iſt einleuchtend, das uns daſſelbe ſtimmen muß.

Zuvörderſt, *zur Bewunderung und zur gläubigen Verehrung des Sterbenden.* Sollte der nicht unſre Bewundrung verdienen, der es unternahm, ein Werk von dieſem Umfange, von dieſer Erhabenheit, von dieſen ausgebreiteten Folgen zu vollbringen, ein Werk, welches im Geiſte zu umfaſſen, ſchon ſo kühn war, und das ſolche Anſtrengungen, ſolche Aufopferungen, eine ſolche Selbſtverläugnung, eine ſolche Standhaftigkeit forderte — ein Werk, das die Zeit, die alle Werke der Menſchen zertrümmert, nicht zu zernichten vermag, das feſt ſteht, wie die Ewigkeit, der es angehört, und allen Unfällen der Menſchen, wie allen Stürmen der Weltbegebenheiten Trotz biethet? Sollte der nicht unſre Bewunderung verdienen, der es nicht bloß unternahm, der es wirklich vollbrachte, der alles pünktlich leiſtete, was hier nöthig war, und dann triumphirend den Geiſt aufgab? Nein, nicht bloß unſre Bewunderung, unſre Verehrung gebührt ihm. Dann mit welcher Würde ſehen wir ihn handelnd, leidend und ſterbend angethan! Welche Erhabenheit der Seele offenbaret ſich in dem Ausrufe: es iſt vollbracht! Kann ein Leben ſchöner und rührender untergehen, als das Leben Jeſu unterging? Iſt dieſer Untergang nicht das herrlichſte Schauſpiel, das die Welt je geſehen hat? Alle die Tugenden, die in ſeinem Leben ſichtbar geweſen ſind, ſtrahlen uns auch in ſeinem Tode entgegen. Hier waren Geſchäfte verrichtet und Pflichten erfüllt, wie ſie nie von einem Weſen verrichtet und erfüllt worden ſind. Das Daſeyn, das hier am Kreuze aufhörte, war ein durchaus zuſammenhangendes Ganzes, in allen ſeinen Theilen an den großen Zweck deſſelben geknüpft. Hier waren Leiden freywillig übernommen, und ſtandhaft ertragen, wie ſie nie ein Menſch übernommen und ertragen hat. Dieſer Tod, dieſer qualvolle, ſchimpfliche Tod gehörte uns an, bezweckte einzig unſer Beſtes. Es war kein Werk der Nothwendigkeit, ſondern der Liebe. Wer könnte dem Sterbenden, der ſo vollbrachte, ſeine Verehrung verſagen? Ich nannte dieſe Verehrung eine gläubige, um damit eine Eigenſchaft anzudeuten, die ſich von ſelbſt aus ihr ergibt. Ein Weſen, das ſo handeln, ſo dulden, ſo ſterben, das ein ſolches Werk zu Stande bringen konnte, muß ein übermenſchliches Weſen ſeyn. Ja, dein Wort: es iſt vollbracht, du großer Sterbender, und die ausgezeichnete Art, wie dieſes Wort ſich wahr gemacht hat, verkündigt uns deine göttliche Hoheit. Du biſt der ſicherſte Lehrer und Anführer unſers Geſchlechts; du bringſt uns zum Vater; du retteſt, du bildeſt du veredelſt unſre Seelen. In deinen Händen iſt unſer ewiges Heil. Das von dir geſtiftete Reich iſt der glückliche Zufluchtsort aller Mühſeligen und Beladenen auf Erden, aller, die nach Freyheit und unvergänglichem Weſen dürſten. Dir wollen wir uns ganz anvertrauen; dir wollen wir folgen; von dir wollen wir alles erwarten im Leben und im Sterben.

Das Wort des Herrn es iſt vollbracht kann uns nicht zur gläubigen Verehrung bewegen, ohne uns damit zugleich, zweytens, zur Freude, zum thätigen Eifer und zur Zuverſicht in den wichtigſten Angelegenheiten unſers Lebens zu ſtimmen. Es iſt vollbracht; das Reich Gottes iſt auf Erden gegründet. Auch uns ſteht es offen; auch uns biethet es ſeine Schätze und ſeine Rechte an; auch uns will es in ſeine Mitte nehmen, und zu ſeinen glücklichen Bürgern bilden; wir ſollen in ihm alles finden, deſſen wir zu unſerm ewigen Wohle bedürfen, Belehrung, Aufmunterung, Hülfe, Seelenruhe. Ihr alle, die die Noth der Erde drängt, für die die Welt keinen Frieden hat, die Ihr ihn ſuchet in den Tiefen Eures Gemüthes und über den Sternen, freuet Euch und ſeyd gutes Muthes; Ihr ſuchet nicht vergebens, Euch kann, Euch ſoll geholſen werden. Euer Evangelium iſt das große Wort: es iſt vollbracht.

Aber thörigt iſt unſre Freude, ohne Kraft bleibt für uns dieſes Wort, wenn wir es an dem nöthigen Eifer fehlen laſſen, von dem uns Dargebothenen Gebrauch zu machen. Zu unſerm Beſten iſt alles vollbracht — an unſrer Stelle nichts. Wir ſelbſt ſollen vollbringen die Erkenntniß der Wahrheit und die Heiligung des Lebens; ohne das iſt umſonſt, was Jeſus that und litt. Dazu gab uns Gott Kräfte; dieſe Anwendung derſelben fordert er von uns, und nur Hülfsmittel dazu ſollen wir in dem Werke finden, das Jeſus vollbrachte. Wir müſſen ſeine Belehrungen, Forderungen und Verheißungen kennen lernen, und ſie uns zu eigen machen; wir müſſen durch ſie kämpfen gegen das Böſe, was in uns iſt; wir müſſen das Beyſpiel, welches er uns gab, beſtändig vor Augen haben, und mit jedem Tage beſſer werden. Bey uns muß herzlicher Glaube ſich in frommer Liebe thätig zeigen. Welche Güter verſchmäht Ihr, die Ihr Euch noch immer weigert, etwas für das Heil Eures Weſens ſelbſt zu thun? Womit wollt Ihr es entſchuldigen, daß Ihr Euer eigenes Wohl, welches Ihr in Händen habt, ſo gewiſſenlos verſäumt?

Lebt in uns ein thätiger Eifer im Guten: dann kann und wird uns auch das Wort: es iſt vollbracht frohe Zuverſicht geben. Wir dürfen nun nicht mehr daran zweifeln, daß Gott uns liebt, und uns wieder annehmen will, wenn wir zu ihm zurückkehren; wir dürfen nicht mehr daran zweifeln, daß es uns gelingen wird, das Böſe, was noch in uns iſt vollkommen zu beſiegen, und in der Veredlung unſers Weſens glückliche Fortſchritte zu machen. Alles iſt vollbracht; darum ſeyd getroſt, die ihr redlich das Eurige thut.

Insbeſondre aber muß uns dieſes Wort zu einem treuen Gebrauche unſrer Lebenszeit ermuntern. Wer unter uns ſollte ſich nicht wünſchen, daß auch er einſt am Ende ſeiner Tage, wie Jeſus, ausrufen könne: es iſt vollbracht. Mit welcher Ruhe würden wir dann dieſes Ende herannahen ſehen, mit welch einem Frieden im Herzen würden wir dann in die Arme des Todes ſinken! O, es iſt nicht ſchwer, von dem Leben zu ſcheiden: wenn man alles in demſelben vollbracht hat; wenn keine Erinnerung an verſchleuderte Stunden, an verſäumte Pflichten, an mißbrauchte Kräfte und an erniedrigende Handlungen uns peinigt; wenn in der letzten Empfindung des brechenden Herzens ſich das Bewußtſeyn des ſtrengen Gehorſams gegen unſre Schuldigkeit regt. Wir alle haben ein Werk, das wir auf Erden vollbringen ſollen. Iſt es auch nicht von der Größe, von dem Umfange und von den Folgen, wie das Werk Jeſu: ſo iſt es doch wichtig genug, um unſre ganze Aufmerkſamkeit anzuziehen; ſo ſollen wir doch von der Art, wie wir daſſelbe verrichtet haben, Rechenſchaft ablegen; ſo hängt doch hiervon unſer ganzes künftiges Schickſal ab; und wir können durch Treue in demſelben ſehr viel Gutes, ſo wie durch Nachläßigkeit ſehr viel Böſes ſtiften. Wir haben Berufsgeſchäfte auszuüben, Familienangelegenheiten zu beſorgen; wir ſollen unſre Kinder mit Weisheit erziehen, der Geſellſchaft, in welcher wir leben, nützen, und das Beſte unſrer Mitmenſchen zu befördern. Wir ſollen, was uns und die Unſrigen betrift, in einer ſolchen Ordnung halten, daß durch unſern Tod keine Verlegenheiten und Zerrüttungen entſtehen. Es gehört viel dazu, einſt ſagen zu können: es iſt vollbracht. In dem umfaſſenden Sinne und mit der Wahrheit, wie Jeſus das ſagte, wird es keiner von uns zu ſagen vermögen. Wir ſind Menſchen, und fehlen alle mannigfaltig. Aber wohl uns, wenn uns unſer Gewiſſen das Zeugniß gibt, daß wir uns wenigſtens redlich beſtrebt haben, alles zu leiſten, was von uns gefordert war, daß wir die Heiligkeit unſerer Pflicht und den Wehrt der Zeit ganz zu ſchätzen wußten, daß wir jene immer ehrten, und dieſe weislich auskauften, daß wir auch mit Stunden und Augenblicken geitzten, und ſtäts befliſſen waren, Verdorbenes zu verbeſſern, Verwahrloſtes zu retten, und Verſäumtes wieder nachzuhohlen. Zu dieſem Beſtreben befeure uns das große Wort: es iſt vollbracht.

Und endlich ſey allen ein Wort der Beruhigung. Ein Wort der Beruhigung Euch, die Ihr lange und empfindlich leidet, die Ihr die Mühſeligkeiten und Plagen, die Bekümmerniſſe und Sorgen des Lebens täglich fühlet, und oft ängſtlich fragt: wann wird das aufhören? O, ſeyd getroſt, es hört gewiß auf. Noch iſt es nothwendig, daß Ihr leidet. Gott prüfet Euch. Gott will Euch reinigen und beſſern. Er will Eure Frommigkeit, und Eure Geduld üben. Er will Euch noch mehr abziehen von der Welt und dem vergänglichen Weſen, noch mehr mit Sehnſucht nach dem Himmel erfüllen. Er will Euch durch eben dieſe Leiden vorbereiten und geſchickt machen zum Genuſſe der künftigen Freude. Dauert es gleich lange, bis die Erlöſung anbricht: geduldet Euch noch eine kleine Weile; laſſet den Muth nicht ſinken, ſie iſt doch nicht ferne mehr. Nur Eurer Ungeduld ſcheinen Jahre und Tage lang. Sehet auf Jeſum — wie dunkel war ſein Weg; ſchien es doch, als ob Gott ihn verlaſſen habe: aber wie freudig, wie groß ſein Triumph, als er nun ausrief: es iſt vollbracht! Und wie werdet Ihr jauchzen, wenn nun alles überſtanden, und überwunden, wenn der letzte Schmerz vorüber iſt, und ſich nun der Himmel öffnet, Euch aufzunehmen, und Euch für alles unausſprechlich zu belohnen.

Auch Euch tröſte das Wort: es iſt vollbracht die Ihr früher von der Welt ſcheiden müſſet, als Ihr alles vollendet habt, was Ihr als Euren Beruf betrachtetet, und noch zu vollenden wünſchtet. Im eigentlichen Sinne war ja auch das Werk Jeſu noch nicht vollendet, als er am Kreuze ſeinen Geiſt aufgab. Aber, was ihm davon aufgetragen, was ihm zu thun geſtattet war, das war geſchehen. Er zweifelte nicht, daß dieſes Werk in der Hand Gottes ſtehe, und von der ewigen Weisheit und Güte werde weiter geleitet werden. Er hatte nun das Seinige gethan, und erwartete im übrigen alles von dem, der das Gute überall in ſeinen Schutz nimmt und ſegnet. Und dieſer Glaube war ſo ſtark in ihm, daß er das Werk, das erſt die ferne Zukunft vollenden ſollte, als ſchon vollbracht anſahe. So ſey es auch bey Euch. Müſſet Ihr früher weggehen, als die Verbeſſerung, die Ihr in Euerm Berufe unternommen hattet, zu Stande gekommen iſt, als Ihr die Eurigen verſorgt, Eure Kinder erzogen, den Unglücklichen, deren Ihr Euch erbarmt, ganz geholfen habt. Seyd getroſt, Gott wird weiter ſorgen. Es fehlt ihm weder an Mitteln noch an Willen. Er wird ſich der Eurigen, Eurer Kinder, und der Unglücklichen, die ihr um Euch verſammelt habt, väterlich annehmen. Was er durch Euch verrichten konnte, das kann er auch durch andre Werkzeuge verrichten. Fahret hin in Frieden, und auch Euer letztes Wort ſey ein Freudiges: es iſt vollbracht.

Theuer und ſegensvoll bleibe uns allen, Erlöſer der Welt, dieſes dein großes Wort. Es lehre uns dich bewundern und glaubensvoll verehren; es erfülle uns mit frommer Freude. Es erinnere die

Gedankenloſen an ihre Pflicht; es erwecke die Trägen; es ſtärke die Schwachen; es gebe den Muthloſen Zuverſicht; es tröſte die Leidende, und erleichtere uns allen unſer Ende, auch dann, wenn wir uns von unvollendeten Werken trennen müſſen. Amen.

IX.

Die Ruhe, mit welcher Jeſus aus ſeinen irdiſchen Verbindungen ſchied.

……

Am Charfreytage.[*]

Mit inniger Rührung werde der Tag deines Todes von uns gefeyert, Erlöſer deiner Brüder. Er war für dich und deine Freunde ein dunkler, ſchmerzensvoller Tag. Nur mit Wehmuth können wir ſeiner Geſchichte nachdenken; es muß uns erſchüttern, und tief bewegen, dich leiden und ſterben zu ſehen. Mit welcher Schmach und mit welchen Qualen ſehen wir dich überhäuft, wie tief erniedrigt und wie grauſam verhöhnt. Wie hart müßte unſer Herz ſeyn, um hier gefühllos zu bleiben! Er war aber auch für dich und deine Verehrer ein ſchöner Tag. Er endigte deine Leiden, und führte dich zu der ſtillen Ruhe der Entſchlafenen. Es iſt vollbracht jauchzte triumphirend deine Seele, und ſchwebte freudig zum Vater hinüber. Seiner wollen wir innig uns freuen: denn uns iſt er ein Tag der Erlöſung. Er war Zeuge der ſegensvollſten Begebenheit, die ſich je auf Erden ereignete. Möchten wir doch ganz fühlen, wovon wir gerettet, wie wir erkauft und wem wir geweiht ſind. Möchten wir alle Theil haben an den Früchten deines theuren Verdienſtes. Möchten wir alle uns zu denen rechnen dürfen, die durch dich erlöſet und beſeligt ſind. Mit ernſtem Nachdenken, mit prüfender Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, mit dem lebendigen Bewußtſeyn deſſen, was wir dir ſchuldig ſind und mit heiligen Entſchließungen wollen wir unter deinem Kreuze verweilen. Sanft ging der Tag deines großen Lebens unter, ſtill und erhaben war dein Ende. Deine Ruhe, deine Liebe, deine Hoffnung verließen dich auch im Tode nicht. Wir können dich nicht ſterben ſehen, ohne zu bekennen: dieſer iſt wahrhaftig der Heilige Gottes. Möchten wir heute von dieſer Ueberzeugung ganz durchdrungen werden. Möchte der Blick auf dich uns nicht allein ſtärken in unſrer letzten Stunde, ſondern uns auch ermuntern, dir im Leben ähnlich zu werden, damit unſer Hingang ſey, wie dein Hingang war. Nicht darum flehen wir, Gott, daß unſer letzter Kampf leicht ſey — das geſchehe, wie es dein Rath mit uns für gut findet. Aber darum flehen wir, daß wir ſterben mögen im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Amen.

……

Wie, m. Z., die Menſchen der Wünſche für ihr Leben viel haben: ſo fehlt es ihnen, da ſie der Nothwendigkeit zu ſterben doch nicht entgehen können, auch nicht an ſolchen, die ſich auf ihr Ende beziehen. Daß dieſes Ende ſo weit als möglich hinaus gerückt werde, und ſie ſo lange als möglich unter ihren Freunden, Geſchäften und Genüſſen verweilen mögen: das iſt ein Wunſch, den faſt alle mit einander gemein haben, den wir ohne Ausnahme bey allen antreffen, die mit ihrem Schickſale einiger Maßen zufrieden ſind. Aber wie mancherley beſondre Wünſche treffen wir nicht, nach der Verſchiedenheit der Sinnesart, bey den Einzelnen an. Von vielen hören wir den Wunſch äußern, daß ſie einſt möglichſt ſchnell und mit möglichſt wenigen Vorbereitungen dahingerafft werden, oder daß doch ihr Bewußtſeyn recht frühe erlöſche. Sie preiſen diejenigen glücklich, die plötzlich, ohne es vermuthen zu können, und ohne Gefühl davon zu haben, ihr Ende fanden, ſo wie diejenigen, die ihre Beſinnung ſo ſchnell verloren, daß ſie gar nicht gewahr wurden, was mit ihnen vorging. Viele haben keinen andern Wunſch, als den, daß die Werkzeuge ihrer ſinnlichen Genüſſe nicht eher abgeſtumpft werden, und daß ihre leichtſinnig fröhliche Stimmung ſie nicht eher verlaſſen möge, als bis das Gewebe des Lebens ſelbſt zerriſſen iſt; ſie ſetzen den höchſten Preis des Lebens darin, ſich bis an das Ende in einem behaglichen Zuſtande befunden zu haben. Andre wünſchen ſich nur, daß ihre letzten Augenblicke ihnen nicht verbittert werden durch den Anblick geliebter Angehörigen, die ſie auf Erden zurück laſſen, durch den ſtummen Schmerz und durch die lauten Klagen derſelben. Und wiederum andre hägen dagegen den Wunſch, ihren Tod recht lange vorher zu ſehen, um ſich mit demſelben ganz bekannt zu machen, und noch alles beſorgen zu können, was ſie vor demſelben für das Heil ihrer Seele und das Wohl der Ihrigen zu beſorgen haben; und damit ſteht der Wunſch einiger, daß ihnen bis zum letzten Hauche eine ungeſtörte Beſinnung bleibe, in genauer Verbindung.

Prüfen wir alle dieſe Wünſche genauer: ſo werden wir finden, daß ſie zum Theil ſehr unwürdig ſind, indem ſie entweder eine Lüſternheit und Weichlichkeit, die ſich auch in den ernſthafteſten Augenblicken nicht verläugnet, oder eine unchriſtliche Furcht vor dem Tode, oder eine gerechte Furcht vor den Strafen eines, durch das ganze Leben beleidigten Gewiſſens verrathen, — zum Theil aber etwas enthalten, was nicht in unſrer Gewalt ſteht, was nur wenigen zu Theil wird, und entweder gar nicht oder nur unter gewiſſen Umſtänden das Beſte ſeyn kann.

Wollen wir uns ja etwas in Beziehung auf unſern Tod wünſchen: ſo ſey es ein Solches, das der Würde des Menſchen und des Chriſten angemeſſen iſt, das wir alle durch eine weiſe Einrichtung unſers Lebens uns zu verſchaffen im Stande ſind, und das unſer Ende wirklich zu einem ſchönen und ſeligen macht. Ich weiß daher nichts, was wir, in jeder Rückſicht, mehr Urſache hätten, uns zu wünſchen, als daß **wir einſt mit Ruhe aus allen unſern Verbindungen ſcheiden mögen.** Beſitzen wir dieſe Ruhe, dann mag der Tod frühe oder ſpät kommen, er mag uns langſam oder ſchnell dahin nehmen, er mag uns unſre Beſinnung laſſen oder ſie uns bald rauben, wir mögen mit dem Anblicke der Unſrigen verſchont bleiben, oder ſie um unſer Bette verſammelt ſehen: weder das Eine noch das andre wird unſer Herz ſchwer machen; ſanft wird immer unſer Ende ſeyn.

Dieſe Ruhe bewies der Erlöſer, deſſen Todestag wir heute feyern. Sie war es, was ſeinen Tod verherrlichte. Laſſet uns heute bey derſelben nachdenkend verweilen, damit wir ſeine göttliche Größe ganz erkennen, und von ihm lernen, was uns allen Noth iſt.

Text.

Joh. 19, V. 30.

Jeſus neigte das Haupt und verſchied.

In dieſen Worten iſt das Gemählde der Ruhe, womit Jeſus aus dem Leben ging, unverkennbar. Sein ganzes Benehmen und alle ſeine Aeuſerungen kurz vor dem Tode bezeugen dieſelbe auf das deutlichſte. Wahrlich dieſe eben ſo ſanfte als erhabene Stimmung in dem ernſthafteſten und entſcheidenſten Augenblicke verdient es, daß wir ſie näher betrachten. Ueber

die Ruhe, womit Jeſus aus allen irdiſchen Verbindungen ſchied

werde ich daher jetzt zu Euch reden. Wenn ich gezeigt habe, wie dieſe Ruhe ſich äußerte, und worauf ſie ſich gründete: dann wird es nicht ſchwer ſeyn, die nöthigen Anwendungen davon auf uns ſelbſt zu machen.

Mit Ruhe aus allen irdiſchen Verbindungen ſcheiden, heißt nichts anders als: mit einem vollkommen deutlichen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, frey von allen heftigen Bewegungen, und noch bis zum letzten Augenblicke ſich ſelbſt ganz getreu aus der Welt gehen. So ſtarb Jeſus Chriſtus.

Wir finden bey ihm, zuvörderſt, ein vollkommen deutliches Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt. Wir ſehen oft Menſchen ohne die innern Erſchütterungen und Kämpfe ſterben, die den Tod gewöhnlich begleiten. Aber wir würden uns ſehr irren, wenn wir immer daraus auf ein ruhiges Herz ſchließen wollten. Bey vielen unter ihnen iſt es nur deßwegen ſo ſtille, weil ihre Natur ſchon zu ſehr erſchöpft iſt, als daß ſie noch gewaltſamer Erſchütterungen fähig ſeyn könnte. Ihr Bewußtſeyn iſt unterdrückt, oder gleicht nur noch einem ſchwachen Schimmer in einer finſtern Nacht, bey welchem man nichts unterſcheiden kann. Sie wiſſen nicht recht mehr, was mit ihnen vorgeht, und wenn ſie ja noch etwas empfinden, ſo iſt es die Abnahme ihrer Kräfte und die Ahndung, daß ſie bald von ihren Leiden werden befreyt ſeyn. Viele ſind ihr ganzes Leben hindurch gewöhnt worden, auf nichts als auf die ſinnlichen Eindrücke, die ſie empfangen, zu achten. Für die Vorſtellungen, welche unſre letzten Augenblicke zu beunruhigen pflegen, haben ſie gar keine Empfänglichkeit; es iſt nie ein lebendiges Bewußtſeyn derſelben in ihnen geweſen, daher werden ſie jetzt, wo das Gegenwärtige alle ihre Sinne feſſelt und beſchäftigt, noch weniger davon gerührt. Viele ſind durch die Schmerzen der Krankheit betäubt gegen das was ihren Geiſt aufregen könnte. Viele haben ſich, in geſunden Tagen Mühe gegeben, alles zu unterdrücken, was ihre letzten Stunden beunruhigen könnte; kein Gewiſſen ſchreckt ſie mehr; kein Gedanke an Gott und an ihr künftiges Schickſal vermag bey ihnen etwas; und was ſonſt noch im Stande wäre, ſie zu betrüben oder zu ängſtigen, iſt ſorgfältig aus dem Wege geſchafft.

Wenn wir bey allen dieſen auch keine Spuren eines bewegten Gemüthes antreffen: ſo iſt doch nichts weniger als Ruhe in ihrem Herzen. Es iſt ein unnatürlicher Zuſtand, was den Schein derſelben hervorbringt. So können wir uns, als vernünftige Geſchöpfe, nicht wünſchen zu ſterben. Die Erfüllung dieſes Wunſches wäre ja nur durch die Ertödtung des Edelſten, was in uns iſt, möglich. Es iſt allerdings ein großes Gut mit vollkommner Beſinnung aus der Welt zu gehen, und bis zum letzten Hauche des Lebens die Würde ſeines Weſens zu behaupten und zu fühlen. Die Ruhe des Menſchen iſt nicht Betäubung, nicht Sinnloſigkeit, nicht vergeſſen deſſen, was man nie vergeſſen ſoll. Die wahre Ruhe im Tode muß vielmehr aus der ungetrübten Klarheit unſers Bewußtſeyns hervorgehen. So war es bey Jeſus. Sein ganzes Benehmen gibt das zu erkennen. Er wußte in welchem Zuſtande er ſich befand. Er wußte, daß er bald nicht mehr unter den Lebendigen ſeyn würde. Er fühlte jeden Schmerz. Er erinnerte ſich ſeines Lebens und Wirkens. Sein Verhältniß zu Gott, alles, was er gedacht, geglaubt und gehofft hatte, war ihm ganz gegenwärtig. Er bemerkte alle Gegenſtände, die ihn umgaben. Die Bedürfniſſe und ihr Zuſtand der Seinigen beſchäftigten ihn. Es iſt nicht möglich, eine größere Sammlung und Faſſung des Geiſtes, und deutlichere Spuren vollkommener Beſonnenheit zu zeigen, als Jeſus ſie im Tode zeigte.

Ohngeachtet dieſer Beſonnenheit wurde er durch nichts erſchüttert. Wen bewegt, wen erſchüttert es nicht, in den beſten Jahren, in der Fülle der Kraft und des Lebensgefühles, aus allen Verbindungen, von denen man ſich noch ſo viel verſprach, die man noch ſo vortheilhaft umgeſtalten wollte, heraus treten zu müſſen? Hatte die Welt auch keinen beſondern Wehrt für uns, es iſt doch ſchwer, frühe von ihr zu ſcheiden, und ſeine Tage gewaltſam abgekürzt zu ſehen. Jeſus hatte kaum die männlichen Jahre erreicht, als er das Opfer eines wilden Blutdurſtes wird, und doch erſchüttert ihn das nicht, doch kein Widerſtreben ſeiner Natur — doch kein Kampf gegen ihre frühe Auflöſung. Wem wird der Tod nicht durch irgend etwas, das er liebt und jetzt verlaſſen muß, verbittert? Wer ſchaut nicht in den letzten Augenblicken mit Wehmuth nach dieſem und jenem hin, was ihn einſt glücklich machte? Auch das kann die Stille nicht unterbrechen, die in der Seele des ſterbenden Erlöſers herrſcht. Wem, der ſeine Pflicht ſchätzte und in ſeiner Thätigkeit ſein Glück fand, geht es nicht nahe, Geſchäfte unvollendet laſſen zu müſſen, die in einem raſchen Fortgange begriffen waren, und durch die viel Gutes ſollte bewirkt werden? Sehet Jeſum — es iſt nicht möglich, daß man ein Werk feuriger liebe, als er das ſeinige liebte, und daß von einem Werke mehr abhange, als von dem ſeinigen abhieng: doch erregt es keine heftigen Bewegungen in ſeinem Gemüthe, daß er für dieſes Geſchäft nicht mehr auf die gewohnte Weiſe thätig ſeyn, daß er die Fortſetzung desſelben andern überlaſſen ſoll. Wenn irgend etwas ein edles Herz erſchüttern kann: ſo iſt es dies; aber auch hierüber war die Seele Jeſu erhaben. Wen ſchmerzt es nicht, unverſorgte Angehörige, unerzogene Kinder zurücklaſſen, und ſie allen Beraubungen, Verfolgungen und Verführungen der Welt gleichſam Preis geben zu müſſen? Dem Erlöſer waren die zärtlichen Gefühle nicht fremd, die gute Menſchen für ihre Angehörigen hägen; er vergaß die Seinigen im Tode nicht. Liebevoll blickte er ſeine Mutter an, und dann den theuern Jünger, deſſen Schutz und Sorge er ſie empfahl. Aber auch das vermochte das Gleichgewicht, worin ſich ſeine Neigungen und Gefühle befanden, nicht zu ſtören. Wer lebte ſo gewiſſenhaft, daß er ſich am Ende ſeiner Tage nichts vorwerfen darf, daß keine Verſäumniß, keine Uebertretung, kein geſtifteter Schade in peinigender Erinnerung ihn ängſtigt, daß der Gedanke, er werde bald vor ſeinem Richter ſtehen, in ſeinem Weſen nichts ändert? Jeſus that es, keine Erinnerung an das verfloſſene Leben, kein Blick auf die zukünftige Welt erregt Stürme in ſeinem Innern. Mit dem ungetrübten Bewußtſeyn, mit dem vollen Frieden der Unſchuld neigt ſich ſein Haupt zum Verſcheiden. Wer hat ſich von allen Feſſeln des Irdiſchen ſo frey gemacht, daß ſein Geiſt aus der vergänglichen Hülle zieht, ohne bey dieſem Wechſel tiefen Schmerz zu empfinden? Sehet Jeſum, wie er ſo ſanft hinüber ſchlummert, wie er ſo freudig ſeine Seele dem Vater befiehlt. O, es war eine erhabene, eine heilige Ruhe, die in ſeiner Seele wohnte, eine Ruhe, über welche die Welt keine Gewalt hat, eine Ruhe, die keine Veränderung, keine Trennung, kein Schmerz und keine Beſorgniß unterbricht, eine Ruhe, wie ſie nur ein himmliſches Gemüth fühlt, dem irdiſches Leben und irdiſcher Tod bloß flüchtige Erſcheinungen ſind, die das Weſen in uns nicht berühren.

Darum blieb ſich denn auch Jeſus bis zum letzten Augenblicke ſelbſt ganz getreu. Wie er immer gedacht hatte, ſo dachte er jetzt noch; was er immer geglaubt hatte, das glaubte er jetzt noch; worauf er immer gehofft hatte, darauf hoffte er auch jetzt noch; was ihm immer das Höchſte und Beſte geweſen war, das war ihm auch jetzt noch das Höchſte und Beſte; was er immer für den Zweck ſeines Lebens gehalten hatte, das hielt er auch jetzt noch dafür; was ihn immer beſchäftigt hatte, das beſchäftigte ihn auch jetzt noch; die er immer geliebt hatte, die liebte er auch jetzt noch. Gedanken an ſein großes Werk erfüllten ſeine Seele. Durch nichts verräth ſich die Unruhe der Menſchen bey wichtigen Ereigniſſen deutlicher als durch die Veränderungen, die ſolche Ereigniſſe in ihrem Denken, Meynen, Lieben und Handeln hervorbringen. Daß wir das jetzt in Zweifel ziehen, was uns ſonſt ausgemacht war, daß wir von dem jetzt vieles befürchten, wobey wir uns ſonſt gleichgültig zeigten, daß wir zu ſolchen Dingen unſre Zuflucht nehmen, die wir ſonſt gering ſchätzten oder wohl gar verſpotteten, daß wir jetzt bereuen, was wir uns ſonſt unbedenklich erlaubten, daß wir jetzt fahren laſſen, was uns ſonſt auf das angelegentlichſte beſchäftigte, daß wir kleinmüthig verzagen, wo wir ſonſt ſtolz auf uns ſelbſt vertrauten: das alles ſind ſichere Zeichen, daß unſer Herz in großer Unruhe iſt. Auch auf der Gränze der Ewigkeit werden wir uns gleich bleiben, an unſern Ueberzeugungen, an unſern Grundſätzen und Beſtrebungen, wie Jeſus, feſt halten, wann die Ruhe, die ihn beſeelte uns in den Tod begleitet; und dieſe Ueberzeugungen, dieſe Grundſätze, dieſe Beſtrebungen werden alles Schreckhafte, was der Tod für uns haben könnte, vernichten. Wie der Müde ſich zum Schlafe legt; ſo wird unſer Haupt ſich ſenken in des Todes Nacht. Sanft wie der Tag ſich neigt, wird unſer Bewußtſeyn allmählich verdämmern.

……

Je ſeltener die Ruhe, womit Jeſu ſtarb, unter den Menſchen gefunden wird; je häufiger dieſem großen Auftritte alles mit Furcht und Bangigkeit entgegen ſieht; je ſtärker und ängſtlicher unſer Herz bey der Annährung deſſelben zu klopfen pflegt: deſto wichtiger wird uns die Frage, worauf ſich jene Ruhe des Erlöſers gründete. Laſſet uns daher den Urſachen derſelben mit einander nachforſchen.

Hier muß nun vor allen Dingen die Treue bemerkt werden, mit welcher er immer ſeiner Pflicht gelebt hattte. Denn das iſt das Erſte, was erfordert wird, um ruhig ſterben zu können. Alles Gewiſſensgefühl müßte in uns unterdrückt ſeyn, wenn die Erinnerung an ein in Trägheit und Ueppigkeit hingebrachtes, an Tand und Eitelkeit verſchwendetes Leben uns nicht im Tode mit den bitterſten Vorwürfen peinigen — wenn der Gedanke: du biſt ein elendes, verwerfliches Geſchöpf, du biſt umſonſt da geweſen, du haſt nur Gutes genoſſen, nie Gutes gewirkt, du haſt dir Dienſte erweiſen laſſen, und nie welche vergolten — wenn dieſer Gedanke uns nicht mit Höllenqual foltern ſollte; ſelbſt dann, wenn wir von allem wegſehen, was uns die Religion von dem Zuſammenhange des gegenwärtigen Lebens mit einem zukünftigen lehrt. Wie viel mehr muß das der Fall ſeyn, wenn wir wiſſen, daß wir uns einer furchtbar entſcheidenden Ewigkeit nähern, daß wir bald vor einem Richter ſtehen werden, der einem jeden vergilt nach ſeinen Werken. Der, m. Br., kann nicht ruhig ſterben, der ſich Verdroſſenheit zu dem, was er thun ſollte, der ſich die Verſäumung von tauſend Gelegenheiten, ſich nützlich zu machen, der ſich Treuloſigkeit in ſeinen Berufsgeſchäften, der ſich das leichtſinnigſte Verbringen von Tagen und Stunden, der ſich der frevelhaften Uebertretung der heiligſten Pflichten, der ſich mannigfaltiger Ungerechtigkeiten anklagen muß. Die Vergangenheit hat er zu betrauern, die Zukunft zu fürchten, und nirgends findet er etwas, das ihn tröſten kann. So iſt es nicht mit dem, den das Bewußtſeyn treu erfüllter Pflichten bis an die Gränze des Lebens begleitet, der mit wahrer Ueberzeugung ſagen darf: *ich habe vollendet das Werk, das mir gegeben iſt.* Das konnte Jeſus Chriſtus. Alles war geſchehen, was ihm von ſeinem Vater aufgetragen war. Seiner Beſtimmung hatte er ganz und immer gelebt. Nie war etwas verſäumt worden, was ihm oblag, nie eine Pflicht unerfüllt geblieben. Tag und Nacht hatte er in ſeinem großen Berufe gearbeitet. Heiter war ihm der Blick in die Vergangenheit, heiter der Blick in die Zukunft. Der Welt hatte er keine Schuld mehr zu bezahlen, ob er ſie gleich frühe verlaſſen mußte. Vor Gott durfte er freudig erſcheinen: denn ſeinem Dienſte hatte er alle Kräfte aufgeopfert. *Der Heilige der ſo gelebt hatte:*

der konnte gewiß mit Ruhe aus allen irdiſchen Verbindungen ſcheiden.

Um ſo mehr, da ihm dies noch beſonders durch ſeine Unterwerfung unter den Willen Gottes erleichtert wurde. Bey aller Treue, womit wir unſere Pflichten nachgelebt haben, kann es doch noch Umſtände genug geben, die unſern Abſchied ſchwer machen, wenn ſie auch unſre Ruhe nicht ganz zerſtören. Aber dieſe Umſtände verlieren ihre Gewalt, die Erde mit dem, was ſie Schönes, Koſtbares und Geliebtes beſitzt, zieht unſer Herz nicht mehr an, wenn wir es Gott ergeben haben. Wir begehren und ſchätzen dann nichts im höherm Grade, als es mit dieſer Ergebung beſtehen kann. Wir wollen, wir billigen dann unbedingt, was Gott über uns beſchloſſen hat; wir folgen gerne ſeiner Führung, wenn es auch über Dornenwege geht; wir verläugnen alles, und geben alles hin, was Gott von uns fordert, und wenn es auch das Leben wäre. Um das aber zu können, muß man es in der Unterwerfung ſo weit gebracht haben, wie Jeſus. Dieſe Unterwerfung hatte ihn gelehrt, auf alles gefaßt, und zu allem bereit ſeyn, was von ihm würde verlangt werden. Nur ſo lange war ihm ſein Leben theuer, als die Pflicht es ihm zu erhalten befahl; er willigte in ſeinen Tod, ſo bald er nach dem Rathe Gottes zum Heile der Welt nothwendig war. Ihm war das Leben dann etwas, das er nicht behalten konnte, ohne viel Größeres und Würdigeres zu verlieren. Sein Leben, war mit ſeiner Pflicht eins geworden, und dieſe war eins mit dem Willen Gottes. Er ſtarb mit Freudigkeit, die Verluſte und die Schmerzen des Todes waren für ihn nichts, wenn dieſer Wille Gottes an ihm und durch ihn geſchah. Es betrübte ihn nicht, daß ſein Leben ſich frühe endigte: denn es war wirklich aus; es war nichts mehr für ihn zu thun, als ſterben. Es ging ihm nicht nahe, des Lebens Güter zu verlaſſen: denn, ach, wie wenig hatte er von ihm beſeſſen! Und hätte er mehr, hätte er alles beſeſſen: es wäre ihm doch nicht nahe gegangen: er gab zurück, was ihm anvertraut war; im Himmel — nicht auf Erden war immer ſein Sinn. Es erſchütterte ihn nicht, ſich von den Seinigen zu trennen; er hatte es immer gewußt, daß er hier nur auf kurze Zeit mit ihnen verbunden ſeyn, einſt aber ewig mit ihnen vereinigt werden würde. Er wußte überdem, daß Gott, der ihn aus ihrer Mitte rief, ſie nicht verlaſſen würde. Er trauerte nicht, daß er ſein Werk nicht weiter würde fortſetzen können: denn er ließ es zurück unter dem Schutze Gottes, um daſſelbe bald, aus einem höhern Zuſtande, mächtiger und ſiegreicher zu leiten. *Unterwerfung unter dem Willen Gottes gab ihm die Ruhe, womit er aus allen irdiſchen Verbindungen ſchied.*

Dazu kam, endlich, noch Hoffnung. Alles iſt umſonſt, womit wir uns in der Nähe des Todes, beym Hinblick auf ſo manches Band das nun zerreiſſen ſoll, beym Gefühl unſrer allmählich dahin ſchwindenden Kräfte, bey dem, unſer Innerſtes durchbohrenden Gefühle, es werde bald mit uns aus ſeyn, zu tröſten ſuchen; zur vollkommnen Ruhe werden wir es nicht bringen, wenn wir keine Hoffnung haben. Die Hoffnung, es bleibe noch etwas übrig, wenn unſer Leib in Staub zerfällt, das allmähliche Verdunkeln unſers Bewußtſeyns ſey nur eine vorübergehende Erſcheinung, die einen hellern Zuſtand deſſelben vorbereiten, wir werden das Beßte von dem, was wir auf Erden zurücklaſſen, dort wieder finden, und noch Beßres dazu erlangen, der Tod ſey nicht bloß das Ende unſrer Schmerzen, er führe auch zum Erſatze für alles, was wir gelitten und verloren haben. — Dieſe Hoffnung muß uns den dunkeln Weg des Todes erleuchten, damit wir ihn unerſchrocken und unerſchüttert bewandeln. In dem Maße, als dieſe Hoffnung in uns deutlich und ſtark iſt, wird auch unſre Ruhe groß ſeyn. Mit dieſer Hoffnung ſind alle erfüllt geweſen, die ſtill in die Arme des Todes ſinken, wie man in den Schlaf ſinkt. Sie hofften neues Leben, ſie hofften Beßres, Wiedervereinigung, Nähe Gottes, Verbindung mit Seligen. In dieſer Hoffnung neigte auch Jeſus ſein Haupt und verſchied. Ja, das war es, was dich ſo ruhig machte im Tode, göttlicher Dulder. Dir war es freudige Gewißheit, daß die Menſchen wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht können tödten; du warſt vom Himmel gekommen, und der Himmel that ſich auf, dich freudig zu empfangen. Wohin du die deinigen immer gewieſen, wofür zu leben, zu dulden und zu ſterben du ſie immer aufgeforderſt hatteſt, wohin ſich deine Seele in ſtillen Nächten ſo oft aufſchwang, wo du Troſt und

Stärke ſuchteſt, wenn die Erde dich verfolgte, wohin du beteteſt in den allerbängſten Kämpfen, dahin gingſt du jetzt. Auf Erden war alles gethan, dort wartete deiner unausſprechliche Belohnung. Du ſchiedſt mit Ruhe aus allen irdiſchen Verhältniſſen: denn du warſt voll Hoffnung.

……

Wichtig, überaus wichtig muß uns die Ruhe ſeyn, mit welcher wir Jeſum aus allen irdiſchen Verhältniſſen ſcheiden ſehen. Sie ſtärkt uns zuvörderſt im Glauben an ihn, und fordert uns auf das nachdrücklichſte auf, ihn zu verehren. Wahrlich es iſt etwas Großes und Göttliches mit dieſer Ruhe zu ſterben. Dahin bringt es keine erheuchelte, dahin keine gemeine Tugend. Mag es der Heucheley gelingen die Welt mit einem frommen Scheine zu betrügen, mag es ihr gelingen, uns ſelbſt durch die Zeichen der Gemüthsheiterkeit, die den wahrhaft Frommen beglückt, zu täuſchen. Sie kann das doch nur, ſo lange als ſie das Ende noch ferne wähnt. Laſſet dieſes heran nahen mit allen ſeinen Schrecken; laſſet es dem Heuchler ausgemacht ſeyn, auf Erden habe er nichts mehr zu hoffen, die Meynung der Menſchen bringe ihm keinen Gewinn mehr, vor dem Allwiſſenden werde er erſcheinen, die Ewigkeit werde ihn richten: wird er im Stande ſeyn, auch jetzt noch dieſes liſtige Spiel fortzuſetzen, zu verbergen, was ihm innerlich nagt, zum Schweigen zu bringen das Gefühl ſeiner Armuth und ſeiner Nichtswürdigkeit, und die großen Bewegungen ſeines Innern hinter eine ſcheinbare Ruhe zu verbergen? Werden ſie nicht von ſelbſt abfallen die Hüllen, womit er ſich bisher ſchmückte? Aber auch eine gemeine Tugend iſt nicht hinlänglich, eine ſolche Ruhe hervor zu bringen, wie wir ſie bey Jeſus finden. Der Uebergang in eine andre Welt iſt eine gar zu ernſthafte Sache, als daß wir es dabey mit manchen Geſinnungen und Thaten unſers Lebens ſo leicht nehmen könnten, wie wir es ſonſt wohl zu nehmen gewohnt ſind. Wahrlich wir richten uns da ſtrenger, wenn anders unſer Gewiſſen ſich noch äußern kann. Es iſt uns unmöglich, alles zu überſehen, was wir ſonſt wohl überſehen, alles dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, was wir ſonſt wohl bey Seite ſchieben, mit den Entſchuldigungen und Beſchönigungen auszukommen, womit wir uns ſonſt wohl beruhigen. O, kleine Verſehen, kleine Verſäumniſſe, Scherze, Uebereilungen, Worte des Leichtſinnes, die wir gewöhnlich für nichts achten, können uns da in einem hohen Grade Angſt machen. Wahrlich, wer mit einer durch nichts geſtörten Ruhe aus der Welt geht, der iſt ſich der vollkommenſten Unſchuld bewußt, der hat keine Sünde gethan, und iſt kein Betrug in ſeinem Munde gefunden, in dem iſt göttliches Weſen, ja er iſt heilig von Sünden abgeſondert, und höher denn der Himmel iſt. Ihm gebührt unſer Glaube; er iſt der beſte Lehrer der Weisheit und der Tugend; er unſer würdigſtes Muſter. Auf ihn ſollen wir ſehen, auf ihn hören;

von ihm dürfen wir das Heil unſrer Seele erwarten. Er iſt unſrer ganzen Verehrung wehrt.

Seiner dürfen, ſeiner ſollen wir uns auch freuen: denn durch ihn iſt es möglich geworden, daß auch wir einſt mit Ruhe aus allen unſern irdiſchen Verbindungen treten. Er hat uns ein Beyſpiel dieſer Ruhe gegeben, er hat es mit der That bewieſen, daß der Tod für den Frommen ſo ſchrecklich nicht iſt, als er uns oft zu ſeyn ſcheint. Wenn er durch ſein Evangelium Leben und Unſterblichkeit ans Licht brachte: ſo ſind uns beyde noch gewiſſer; ſo iſt uns der Gedanke an ſie noch erfreulicher und wirkſamer geworden, da wir die Ruhe ſeines Todes vor uns haben. Wer kann zweifeln, daß es ihm Ernſt war mit ſeinen Hinweiſungen auf ein künftiges Leben, mit ſeiner Verheißung von Wiederſehen und Belohnung, da er ſelbſt in dieſem Glauben ſo freudig ſtarb? Auf ihn, auf den Gottesfrieden, der um ſein Kreuz ſchwebt, laſſet uns ſehen: und Heiterkeit wird noch in unſerm brechenden Auge ſtrahlen, Himmelsgefühl noch in den letzten Bewegungen unſers entfliehenden Lebens uns durchſtrömen. Was iſt ſeine ganze Lehre, was iſt ſein ganzes Leben anders, als eine Anweiſung, einſt mit Ruhe aus der Welt zu gehen? Wer hiernach ſein Herz bildet, der wird das Leben und des Lebens Güter nie in dem Maße ſchätzen, daß der Abſchied von ihnen heftige Erſchütterungen in ſeinem Gemüthe hervor brächte. Er wird frühe bedenken, daß das Weſen dieſer Welt vergeht, und die Sehnſucht unſers Herzens nicht befriedigen kann. Er wird die Mängel alles Irdiſchen einſehen, und ſich Schätze ſammeln im Himmel, die weder geraubt noch verzehrt werden können. Wer nach ihm ſein Herz bildet, der wird ſich Gott in allen Stücken unterwerfen, und alles billigen, was Gott über ihn beſchloſſen hat. Er wird nicht klagen, es ſey zu frühe, wenn Gott ihn abfordert; ſein Wahlſpruch iſt das Wort des Apoſtels: Leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn. Wer nach ihm ſein Leben geſtaltet, der wird ſich allem Guten weihen, und alle Kräfte dafür brauchen; ſein eifrigſtes Beſtreben wird es ſeyn, ſeine Pflichten treu zu erfüllen, und ſeiner Beſtimmung nachzuleben. Wenn nun einem ſolchen zu der Ruhe, womit Jeſus ſtarb, noch irgend etwas fehlen könnte: ſo wäre es das Gefühl ſeiner menſchlichen Schwäche, das Bewußtſeyn ſeines unvollkommnen Gehorſams, das Bewußtſeyn, ohngeachtet ſeines eifrigen Beſtrebens, doch oft gefehlt und vieles verſäumt zu haben. Auch dieſes Hinderniß unſrer Sterbensruhe iſt gehoben; zur Vergebung der Sünden iſt Jeſu Blut gefloſſen. Sein Tod iſt das ſichere Unterpfand, daß Gott unſre Gebrechlichkeit uns nicht anrechnen, daß er uns um unſrer Schwäche willen nicht verſtoßen, daß er auch unſre mangelhafte Tugend gnädig annehmen und belohnen will. Darum ſey Freude unter allen, die Jeſum verehren: denn auch uns iſt es möglich gemacht, einſt mit erhabener Ruhe aus der Welt zu gehen.

Iſt dieſes aber etwas Großes, und unſrer Freude wehrt: dann dürfen wir es auch an nichts fehlen laſſen, was von unſrer Seite erfordert wird, damit uns einſt dieſelbe in der letzten Stunde zu Theil werde. Und wer darf läugnen, wer darf nur daran zweifeln, daß ſie etwas köſtliches iſt. Ja, wahrlich ſie iſt das Edelſte, was wir uns auf Erden und für die Erde erwerben können. Was iſt es, daß wir im Leben das Prachtvollſte beſaſſen, daß uns das Glänzendſte umgab, daß wir das Ausgeſuchteſte genoſſen. Mit dem allem iſt es ja aus, wenn die flüchtigen Augenblicke unſers Erdendaſeyns verfloſſen ſind. Wehe uns, wenn wir dann nichts mehr haben, als die traurige Erinnerung an das, was wir nicht zurück rufen und nicht mehr haben können, und das ſchmerzliche Gefühl des gänzlichen Mangels an allem, was uns jetzt Troſt, Zuverſicht und Standhaftigkeit zu geben vermöchte, wenn uns dann unſer Gewiſſen für Nichtswürdige und Strafbare erklärt; wenn uns dann unſer Leben verdammt, und die gehäufte Schuld uns mit ihrer ganzen Laſt drückt! Aber wohl uns, wenn uns dann das Bewußtſeyn eines wohlgeführten, der Pflicht ganz geheiligten Wandels erfreut, wenn wir dann ohne Scham und Angſt denken können an Gott, vor dem wir bald ſtehen werden, wenn dann unſer Herz ſich leicht losreißt von der Erde, mit der es wohl zuſammenhing, die es aber nie feſſelte, und ſich freut frey zu werden vom Dienſte des vergänglichen Weſens, wenn dann kein trauriger Blick auf die, die wir unverſorgt und in Thränen zurücklaſſen uns das Herz noch ſchwer macht!

So laſſet uns dann eilen, zu leiſten, was von uns gefordert wird, damit wir dieſer Ruhe theilhaftig werden. Nur Chriſten können ſie erlangen. Bey ihm müſſen wir ſie hohlen, der die Mühſeligen und Beladenen alle erquicken will, deſſen Joch ſanft und deſſen Laſt leicht iſt, der ſelbſt mit der Ruhe ſtarb, die er andern anbiethet. Wohlan denn, wir wollen ihm anhangen, ihn bekennen, ihm uns nachbilden. Wir wollen Herz und Sinn läutern, wie er es vorſchreibt, unſre Begierden abziehen von der Erde, unſer Herz Gott ergeben, und ſeinen Willen alles bey uns gelten laſſen; wir wollen nicht müde werden, das Werk zu wirken, das uns anbefohlen iſt, bis es Abend wird. Das Bewußtſeyn, unſre Schuldigkeit gethan zu haben ſoll unſer Lohn ſeyn, und der Glaube daß Gott den Frommen gnädig iſt, und ſie durch den Tod zum ewigen Leben führt ſoll vollends alle Dunkelheiten zerſtreuen, die unſern Tod umgeben.

Ja dir, Gekreuzigter, geloben wir Ehrfurcht, Liebe und Treue bis ans Ende. Nie wollen wir uns deines Evangeliums ſchämen. Nie ſoll es uns Schande dünken, die deinigen zu ſeyn. Warſt du auch gering geachtet vor der Welt; endigte ſich dein

Leben auch in tiefer Schmach; und biſt du auch noch häufig den Weiſen Thorheit und Spott. Wie weit iſt die heilige Ruhe deines Todes erhaben über Spott und Thorheit! Dein Geiſt ſtärke, leite und heilige uns; deine Hand halte uns; dein Friede erquicke uns, wenn uns einſt die Macht des Todes umfängt, und auf Erden uns nichts mehr erquicken kann. Amen.

X.

Die
Verherrlichung der Menſchheit
durch die Auferſtehung Jeſu.

……

Am
Oſterfeſte.

Gebeth am Altare.

Mit Entzücken denken wir heute daran; wie du Ewiger ſo groß biſt in allem deinem Thun, und wie du deine Gerichte mit Majeſtät ausführſt. Unerſchütterlich feſt ſteht der Rath deiner Weisheit, und es geſchieht, was du beſchloſſen haſt. Nichts mag dir, Allmächtiger, widerſtehen. Du ſtürzeſt die Gewaltigen von ihren Thronen und erhebſt die Niedrigen. Du beſeelſt den Staub mit neuem Leben. Durch dich werden Wahrheit und Gerechtigkeit herrlich unter den Menſchen. Der Erdkreis ſtaunt deine Wunder an. Deine Rechte, Herr, iſt erhöhet, deine Rechte behält den Sieg. Hochgelobet ſey dein Name in Ewigkeit; alles, was lebt verehre dich in Demuth.

Vor aller Welt haſt du heute Jeſum deinen Sohn ausgezeichnet. Für ihn, den die Unwiſſenheit aufſtieß, den der Haß verfolgte, den wilde Rachgier ans Kreuz ſchlug, für ihn haſt du dich öffentlich erklärt; ihn haſt du als den Gerechten, als den Erſtgebornen unter den Unſterblichen, ihn als den Wiederbringer des Lebens dargeſtellt. Wir erblicken ihn mit den Zeichen des Sieges geſchmückt, ſeine Feinde beſchämt, ſeine Freunde hoch erfreut, und ſeine Sache mächtig gefördert. Mit hohem Wonnegefühl ſehen wir in ihm, den Retter der Gefallenen, den Führer und Beglücker der Menſchen, den Vorgänger auf der Bahn zur beſſern Welt. Möchten wir uns doch nie wider den auflehnen, den du geheiligt und geehrt haſt. Möchten wir nie ihn verrathen oder ſeines Dienſtes uns ſchämen. Möchten wir ſtäts freudig ſeine Lehre bekennen, und ihm anhangen mit treuem Herzen, glaubensvoll ſeiner Anweiſung folgen, und mit Zuverſicht von ihm unſer Heil erwarten.

Auch uns, o Gott, haſt du durch das Feſt deines Sohnes verherrlichet. Im Glanze dieſes Feſtes erſcheint uns die Hoheit unſrer Würde. Im Kleide der Verklärten erblicken wir diejenigen unſers Geſchlechtes, die ſich dem Auferſtandenen freudig weihen, und ihm bis in den Tod ergeben bleiben. Wir ſind dir verwandt und mit dir verſöhnt; der Auferſtandene iſt unſer Bruder; auch in unſerm Körper wohnt ein unſterblicher Geiſt, der ſich einſt mit ihm über das Grab emporſchwingen ſoll. Gott, laß ſie uns ſorgfältig bewahren die Würde, womit du uns am Tage der Auferſtehung kröneteſt, und das köſtliche Kleinod, das du uns zuſicherteſt. Durch Wahrheit und Tugend willſt du uns vollenden, wie Jeſus vollendet ward. Laß uns nie im Staube der Erde vergeſſen, wozu wir berufen ſind, laß uns nie für vergänglichen Tand ewiges Glück dahin geben. Du leiteſt unſre Schickſale, du belohneſt die Rechtſchaffenen und gibſt allem ein wohlthätiges Ende. Laß uns muthig dulden, und feſt vertrauen, du werdeſt auch mit uns alles wohl machen. Laß uns unter allen Prüfungen des Lebens ſtandhaft und dem ergeben bleiben, der uns mit ſeinem Blute erkauft hat. Laß uns im Bekenntniß der Wahrheit und in der Liebe zum Guten immer vollkommner werden. Amen.

……

Unſtreitig gereicht die Begebenheit des heutigen Feſtes zur Verherrlichung Gottes. Daß Gott mit Allmacht wirke im Weltall, daß die Kräfte der Natur ihm gehorchen, daß ſelbſt Tod und Leben ihm unterthan ſind, daß ſeinen Rath nichts vereiteln kann, daß er trotz alles Widerſpruches und aller Auflehnungen, trotz aller Gewalt und aller Liſt, womit ſich die Bosheit rüſtet, doch den Sieg behält: das wird in der Auferſtehung Jeſu offenbar. Daß Gott die Tugend beſchützt und der Wahrheit forthilft, daß er ſie aus jeder Gefahr zu retten, und jedes Hinderniß ihrer Ausbreitung zu heben weiß, daß er Irrthum und Laſter verfolgt, beſchämt und zu Boden ſtürzt, daß er aus ſcheinbaren Uebeln weit größeres Gutes hervor bringt, daß er in allen ſeinen Wegen der Heilige und Gerechte bleibt: das ſah heute mit Erſtaunen die Erde, und freudiger vertrauen ihm die Guten, die die Geſchichte dieſes Tages wiſſen.

Auch Jeſus wurde durch die Geſchichte dieſes Tages verherrlicht. Ihn zeichnete ſie auf eine Art aus, wie noch nie ein Sterblicher war ausgezeichnet worden, wie nur Gott auszuzeichnen und zu ehren vermag. Der Getödtete kehrt ins Leben zurück. Als Sieger über den Tod erhebt er ſich aus dem Grabe. Beſtürzt und verwirrt ſind ſeine Feinde, da ſie die Bothſchaft vernehmen. Die ſchon triumphirten, ihre Anſchläge ſo glücklich ausgeführt zu haben, knirſchen vor Wuth, daß alles vereitelt iſt. Gott ſelbſt erklärt ſich auf das nachdrücklichſte für ihn, und gegen ſie — er erklärt ihn für den, der unſchuldig gedrückt und getödtet war, für ſeinen Geſandten und Liebling, auf den alle hören, von dem alle Rettung und Seligkeit erwarten ſollen, der für die erhabenſten und heilſamſten Zwecke ſtarb. Frohlocken iſt unter ſeinen Freunden. Die Verzagten ſind voll Muth; geſtärkt iſt ihr Glaube und ihre Anhänglichkeit. Mit neuer Liebe weihen ſie ſich ihm. Seine Lehre hat die feyerlichſte Beſtätigung erhalten; ſeine Sache iſt kräftig gefördert, und dem Auferſtandenen ſammeln ſich Verehrer an allen Enden der Erde.

Wie feſtlich muß uns der Tag ſeyn, der uns den

Ewigen ſelbſt in ſeiner Größe und in ſeinem wunderbaren Wirken, in der Ausführung ſeiner uns ſo oft dunkeln Gerichte, der uns Jeſum im Lichte des neuen Lebens zeigt! Ja, mit Rührung, mit Anbetung, mit Dank und heiliger Freude müſſe er von uns gefeyert werden; um ſo mehr da dieſe Verherrlichung Gottes und Jeſu auch *unſre Verherrlichung* iſt. So verhält es ſich wirklich; die Verherrlichung der Menſchheit erblicken wir in der Auferſtehung des Erlöſers; ſie macht uns dieſe Begebenheit ſo wichtig. Oft erſcheint uns die Menſchheit in einer ſolchen Ohnmacht, unter einem ſolchen Drucke, mit einer ſolchen Mühſeligkeit und mit ſolchen Mängeln behaftet, daß wir faſt alle Hoffnung für ſie aufgeben, und ſie für ein unglückliches, von Gott vergeſſenes und verſtoßenes, zu allem Elende verdammtes Geſchlecht halten möchten. Heute, m. Z., will ich, indem ich auf Jeſum, den Auferſtandenen, hinweiſe, Eure Blicke emporrichten, und Euch dieſes Geſchlecht auf der Höhe ſeines Gottesadels zeigen; in dem Morgenlichte, das um das Grab Jeſu ſchimmert, wollen wir es begrüßen. Möchte es mir gelingen, zugleich Eure Herzen empor zu ziehen, daß Ihr ganz fühltet, was Ihr ſeyd, und was Ihr werden ſollt, und muthig nachſtrebet dem, der ſich auf dem Wage der Pflicht und des Leidens über alles aufgeſchwungen hat.

Text.

1 Petri 1 v. 3.

Gelobet ſey Gott und der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der uns nach ſeiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten.

Ja das, m. Z., iſt der große Segen, den wir der Begebenheit, woran uns der heutige Tag erinnert, verdanken: *wir ſind dadurch wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung.* Betrachten wir dieſe Begebenheit genau, achten wir auf die Verbindung, in welcher ſie mit uns ſteht, und auf die Folgerungen, die ſich daraus für uns herleiten laſſen: dann erſcheinen wir uns gleichſam als neue Geſchöpfe; was uns demüthigt und drückt, jede Spur der Gebrechlichkeit, der Ohnmacht und Hinfälligkeit verſchwindet aus unſern Augen; wir erblicken uns in dem vollen Adel vernünftiger und unſterblicher Geſchöpfe, in welchem die Keime zu allem Vortrefflichen verborgen liegen, und die Gott einſt, wenn ſie ſeiner Leitung folgen, auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit und Glückſeligkeit erheben will. Es iſt der Mühe wehrt, bey dieſem Gedanken länger zu verweilen, und ihn ſorgfältig zu entwickeln; da er mit der würdigen Feyer dieſes Feſtes genau zuſammenhängt. Schenket mir deßwegen Eure Aufmerkſamkeit, wenn ich von der Verherrlichung der Menſchheit durch die Auferſtehung Jeſu jetzt zu Euch rede, und

1. zeige, wie durch die Auferſtehung Jeſu die Menſchheit verherrlicht wurde,
2. was daraus für die würdige Feyer dieſes Feſtes folgt.

I.

Wie durch die Auferſtehung Jeſu die Menſchheit verherrlicht wurde, das werden wir vollſtändig einſehen: wenn wir auf das Licht achten, das ſie über die Würde unſrer Natur, über die Größe unſrer Beſtimmung, über den Zuſammenhang unſrer Schickſale und über den Umfang unſrer Hoffnungen verbreitet.

Die Auferſtehung Jeſu offenbaret, zuvörderſt, auf das Deutlichſte die Würde unſrer Natur. Können wir etwas Größeres und Ehrenvolleres von uns ſagen, als wenn wir behaupten, Gott ſelbſt zeichne uns aus, wir ſeyen von ihm geachtet, und er thue um unſertwillen das Merkwürdigſte? Laſſet es ſeyn, daß wir vieles an uns haben, worüber man uns bemitleiden möchte, daß die Kräfte der äußern Natur uns bey weitem überlegen ſind, und oft ein grauſames Spiel mit uns treiben, daß unſre Bedürfniſſe und unſer Elend uns jeden Augenblick an unſre Abhängigkeit erinnern; laſſet es ſeyn, daß bey dem größten Theile der Menſchen die herrlichen Fähigkeiten, womit wir geſchmückt ſind, ſelten oder kaum ſichtbar werden: das alles ſetzt uns nicht in Verlegenheit, das alles läßt ſich mit unſrer Würde ſehr wohl vereinigen; ſo bald wir wiſſen, daß wir bey unſerm Schöpfer ſelbſt viel gelten. Dann beſitzen wir wahrlich einen Wehrt, der größer iſt als aller äuſſerliche Schimmer. Dann mag man uns bemitleiden und ſelbſt verachten: wir rühmen uns doch des Höchſten und Beſten: denn was kann höher und beſſer ſeyn, als Ehre bey Gott? was kann uns mehr adeln als die Aufmerkſamkeit und Liebe des Unendlichen? Können wir aber noch zweifeln, ob Gott auf uns merke, und uns liebe, wenn wir auf Jeſum den Auferſtandenen blicken? Für wen anders, als für uns ſandte ihn Gott? Uns ſollte er aufhelfen, uns ſollte er retten, in uns ſollte er das Streben nach Vollkommenheit erwecken und ſtärken, uns ſollte er den Weg zum Himmel bahnen. Für uns lebte, litt und ſtarb er; und daß er ſich aus dem Grabe erhob, das iſt unſer Segen und unſre Wonne. Es ſind Abſichten mit uns, die Gott durch Jeſum ausführen wollte, und um derer willen er geſchehen ließ, was nie geſchehen war. Ja uns hat er durch das größte Wunder, das die Welt je geſehen hat, verherrlicht.

Durch ſeine Auferweckung von den Todten wurde Jeſus unſtreitig auf die erſte Stufe in der Schöpfung geſtellt; er wurde, wie die Schrift ſich ausdrückt, durch ſie für den Sohn Gottes erklärt; die innigſte Verbindung zwiſchen ihm und dem höchſten Weſen wurde dadurch angedeutet. Dieſer Jeſus aber war mit unſrer Natur bekleidet; in unſrer Natur hat dieſer erhabene Geiſt gelebt, gedacht, gewollt und ſeine Entſchließungen ausgeführt; er nannte ſich ſelbſt Menſchenſohn und uns ſeine Brüder. Mit den Menſchen hat er in der genaueſten Gemeinſchaft geſtanden; eine menſchliche Mutter hat ihn geboren; auf menſchliche Weiſe iſt er gebildet worden. Er hielt es für ſeinen größten Ruhm, Menſchen zu helfen; in allen Stücken hat er ſich unſrer angenommen, und noch jetzt reicht er uns ſeine Hand, damit wir feſt und ſicher ſeine Bahn bewandeln. Als Menſch hat er über den Tod geſiegt. An ſeiner Verherrlichung nehmen wir Theil. Da Gott ihn erhöhte, hat er uns gleichſam mit erhöht. Durch ihn ſind auch wir mit Gott verwandt, durch ihn Kinder des Ewigen, wenn wir dieſe Würde zu bewahren wiſſen.

Wenn nun ſchon hieraus folgt, daß wir mehr ſeyn müſſen, als der Staub, den wir unſern Körper nennen — mehr als das, was an uns vergänglich iſt, und einſt ein Raub der Verweſung wird: ſo finden wir dies durch die Auferſtehung Jeſu noch näher und unmittelbar beſtätigt. Der Tod hatte keine Gewalt an ihm; nicht mehr als die ſichtbare Hülle des unſterblichen Geiſtes vermochte das Grab zu umſchließen. Dieſer Geiſt war bey Gott, um von neuem den Staub zu beſeelen. Er iſt der Erſtling geworden unter denen, die da ſchlafen; wir ſtehen mit ihm in der genaueſten Verbindung, wir theilen ſeine Schickſale. Auch an uns hat der Tod keine Gewalt.

Auch in uns wohnt unzerſtörbares, unſterbliches Weſen. Es iſt nicht unſer wahres Selbſt, was einſt aus einander fällt und der Erde wieder gegeben wird, was wir täglich unter dem Wechſel der Dinge verlieren, und wieder gewinnen. Unſer wahres Selbſt iſt der Geiſt, der Gedanken bildet, ſich über das Sichtbare erhebt, der der ſittlichen Vollkommenheit und dadurch eines dauernden Werthes fähig iſt. Durch dieſen Geiſt gehören wir jetzt ſchon einer andern Welt an, die uns einſt ganz unter ihre Bürger zählen wird. Wir vergehen nicht, wir werden ewig fortdauern, und ſtehen in den höchſten, ehrenvollſten Verbindungen. Das iſt die Würde, die uns die Auferſtehung Jeſu zuſichert.

Auch über unſre Beſtimmung verbreitet ſie das wohlthätigſte Licht. Daß wir zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Liebe und Ausübung der Tugend, und zu einer daraus entſpringenden ewigen Glückſeligkeit beſtimmt ſind, das ſagt uns unſre Vernunft, ſo deutlich und entſcheidend, daß ſich nichts dagegen einwenden läßt. Hören wir auf ihren Ausſpruch: dann kann uns nichts ausgemachter ſeyn als das. Aber wie verſchwindet dieſe Gewißheit, welche dunkle, beunruhigende Zweifel treten an ihre Stelle, wenn wir gewahr werden, daß ein ſo beträchtlicher Theil der Menſchen faſt aller Hülfsmittel zu dieſer Beſtimmung beraubt iſt, daß nichts für ſie zu geſchehen ſcheint, damit ſie dieſe Beſtimmung kennen lernen, und ſich ihr weihen, wenn wir bemerken, wie ſo viele, die dieſe Beſtimmung wohl kennen, ſie ganz vergeſſen, wie ſie ſich in die unwürdigſten Beſchäftigungen ganz verlieren, wie die unbedeutendſten Zwecke die größten Anſtrengungen von ihnen gewinnen, und alle ihre Kräfte erſchöpfen, wie ſie nach ſinnlicher Luſt, nach Gold und Anſehn jagen und rennen, als ob ſie von nichts anders wüßten, wie ſie ſich darum drängen, beneiden, anfeinden und tödtlich haſſen — wie Wahrheit und Tugend in der Welt gering geachtet, verrathen und unterjocht werden, wie Gott ſelbſt ſie oft zu verlaſſen und den Mißhandlungen des Irrthums und des Laſters Preis zu geben ſcheint! Sehet die Auflöſung dieſer Räthſel und die Beſtätigung des Glaubens an jene große Beſtimmung in der Auferſtehung Jeſu. Wahrheit zu lehren und Tugend zu befördern, lebte Jeſus auf Erden, dazu war er von Gott geſendet, dahin ſind alle ſeine Bemühungen und ſeine Schickſale gerichtet. Wenn ſeine Lehren die Wahrheit enthüllten: ſo verſiegelte ſie ſein Tod; ſo mußte ſeine Wiederbelebung ihr den ſchnellſten Eingang, die weiteſte Ausbreitung und die glücklichſten Siege verſchaffen. Wenn ſein Unterricht zur Tugend anfeuerte, und ſie den Menſchen liebenswürdig machte: ſo gab ſein Beyſpiel, und nie rührender als in den letzten Augenblicken ſeines Lebens, dem Unterrichte Kraft, ſeine Auferſtehung Muth und Vertrauen ihn zu folgen. Es iſt gewiß, daß Gott die Herrſchaft der Wahrheit und der Tugend will, daß er es nicht an Anſtalten zu ihrem Beſten fehlen läßt, daß er alles thut, was er, ohne die Freyheit der Menſchen zu beſchränken, thun kann, um ihnen fortzuhelfen.

Daß die Menſchen durch Erkenntniß Gottes und Liebe zu Gott ihr Heil erlangen müſſen, daß ſie auf Erden leben, um ſich in beyden zu üben und auszubilden: das iſt Inhalt der Lehre Jeſu. Hat aber nicht Gott die Lehre Jeſu, dadurch, daß er ihn wieder ins Leben rief, für Wahrheit erklärt? Hat er nicht damit ſelbſt bezeugt, daß unſre Beſtimmung keine andre ſey, als die uns von Jeſus angewieſene?

Der Wahrheit und der Tugend weihte Jeſus ſein Leben, ſein Tod war ein Opfer, welches er ihnen darbrachte. Gott rettet ihn aus den Armen des Todes. Konnte er deutlicher zu erkennen geben, die Sache Jeſu ſey ſeine Sache, Wahrheit und Tugend ſeyen das Höchſte und Beſte auf Erden. Was aber Gott auf eine ſo merkwürdige Art hervorzieht, wofür er die Kräfte der Allmacht in Bewegung ſetzt, ſollen wir das nicht ſeinem Zwecke anſehen, ſollen wir das nicht auch zum letzten Ziele unſers Beſtrebens machen?

Die Auferſtehung Jeſu überzeugt uns, daß Wahrheit und Tugend nie ganz unterdrückt werden können, daß ſie am Ende immer den Sieg behalten. Auf nichts Geringeres als auf dieſe Unterdrückung hatten es die Feinde Jeſu abgeſehen. Aber ſie begannen etwas, das an ſich unmöglich iſt. Dürfen wir uns wundern, daß ihr Unternehmen fehl ſchlug, daß es vereitelt, gegen ſie ſelbſt gerichtet wurde, und Schande ſie bedeckte? Alle Kräfte der Erde und alle Verbindungen der Menſchen vermögen nichts gegen ſie; und wenn ſie den Fortgang derſelben zuweilen eine Zeit lang aufhalten: ſo geſchieht es, damit ſie ihn eben dadurch nachher deſto mehr beſchleunigen; und wenn es den Mächten der Finſterniß gelänge etwas Wirkſames gegen ſie zu unternehmen: ſo tritt Gott ſelbſt ins Mittel, um alles rückgängig zu machen. Die Rechte des Herrn behält den Sieg; durch ſie behalten ihn Wahrheiten und Tugend. Die Freunde derſelben warten nicht vergebens auf ihre Belohnung, wenn ſie ihnen auch noch ſo lange vorenthalten würde.

Durch Wahrheit und Tugend ſoll die Menſchheit ihre Vollendung empfangen. Läßt ſich eine Beſtimmung denken, die ehrenvoller für uns wäre? Und daß dieſe die unſrige ſey, davon verſichert uns die Auferſtehung Jeſu, dadurch gereicht ſie zu unſrer Verherrlichung.

Die Auferſtehung Jeſu zeigt uns, drittens, unſre Schickſale von der günſtigſten Seite. Wir fühlen uns durch dieſelben weder gedrückt noch beſchämt, ihre Verwirrung kann uns nicht mehr ängſtigen; ſo bald wir ſie in dem Lichte betrachten, welches jene Begebenheit über ſie verbreitet.

Der Druck unſrer Schickſale iſt oft hart, und indem wir ihn fühlen, wird es uns ſchwer, an die Würde unſrer Natur zu glauben, uns für von Gott begünſtigte Weſen zu halten. Es iſt eine grauſame Gewalt, welche die Natur, durch die Strenge, womit ſie uns beherrſcht und beraubt, durch die Schrecken, die ſie uns unaufhörlich einjagt, an uns ausübt. Wir alle ſeufzen unter derſelben, und viele unter uns erfahren ſie auf eine fürchterliche Art. Denn iſt es nicht fürchterlich, daß tauſend Menſchen in ihrer Niedrigkeit verſchmachten, von Sorgen verzehrt, von der Noth aufgerieben werden? Dieſer Druck verſchwindet dem größten Theile nach, wenn wir unſre Blicke auf Jeſum, den Auferſtandenen, richten. Auch er hat ihn erfahren von Jugend auf bis an ſein Ende, wie Einer unter uns. Aber hat das wohl den göttlichen Adel im Mindeſten ſchwächen können? Hat er uns nicht eine Macht des freyen Willens, die durch dieſen Druck nicht verhindert werden kann, gezeigt? War er nicht deſſen ungeachtet der Heilige Gottes? Wurde er nicht eben durch ſeine Wiederbelebung auf das feyerlichſte dafür erklärt? Unſer Verhältniß zu Gott bleibt daſſelbe, ſo groß auch die Abhängigkeit iſt, in welcher wir uns befinden. Nur der äußere Menſch trug an Jeſus Knechtsgeſtalt, nur dieſer äußere Menſch wurde mißhandelt und getödtet; der innere blieb frey und göttlich groß, nichts konnte ihn beugen und einſchränken; ſelbſt der Tod vermochte nichts an ihm. Auch in uns wohnt etwas, wodurch wir über alle Gewalt des Schickſales erhaben ſind, etwas Unantaſtbares und Unzerſtörbares; auch wir ſind des Geiſtes theilhaftig, wodurch der Auferſtandene über alles triumphirte.

Darum können uns unſre Schickſale auch nicht demüthigen. Freylich, wenn irgend etwas mit der Würde, deren wir uns rühmen, zu ſtreiten ſcheint; wenn irgend etwas die Anſprüche, die wir machen beſchämen kann: ſo iſt es das letzte Schickſal, dem wir unterworfen ſind. So viel wir auch geleiſtet, ſo herrlich wir uns auch gebildet, zu welcher Größe wir uns auch empor geſchwungen haben: der Tod macht dem allem ein Ende, und verbreitet über alles die finſterſte Nacht. Mit welcher Unerbittlichkeit reißt er uns oft mitten aus unſern Unternehmungen heraus! Welche Verwüſtungen ſehen wir ihn allenthalben unter unſerm Geſchlechte anrichten! Wie ſchonungslos rafft er Kinder, die kaum das Licht erblickt haben, Jünglinge und Jungfrauen in der Blüthe der Schönheit und der Lebensfreude, thätige Männer von ihren Geſchäften, Väter und Mütter von ihren Kindern fort! Wie ſchnell hat er den kühnſten Flug gehemmt, das Stärkſte zerbrochen, das Stolze gebeugt und zu Nichts gemacht! Aber Heil Euch, Ihr Glücklichen, die ihr Jeſum kennt und verehrt. Für Euch hat der Tod ſeinen Stachel verloren und das Grab ſeinen Sieg; der Tod iſt verſchlungen in das Leben. Ihr wiſſet, daß Ihr nicht vergehen werdet, nicht vergehen könnt; obgleich alle Eure Werke und alle Eure Beſitzthümer vergehen. Auch dieſer letzte Feind iſt überwunden; auch dieſe letzte Demüthigung Eures Schickſales hat ſich in Verherrlichung verwandelt.

Es bleibt nichts übrig, was uns in unſern Schickſalen ängſtigen könnte, als das Räthſelhafte, das Unbegreifliche, das ſcheinbar Widerſprechende, was wir oft in demſelben wahrnehmen — als das, daß die Forderungen, welche wir gewöhnlich an die Gerechtigkeit, Weisheit und Güte ihres Urhebers machen, ſo oft nicht befriedigt werden. Aber, auch dies müſſe Euch nicht weiter ängſtigen, die Ihr in der Auferſtehung Jeſu die glückliche Auflöſung der räthſelhafteſten, unbegreiflichſten und ſcheinbar widerſprechendſten Schickſale wahrnehmt! Dürfet Ihr noch einem blinden Ohngefähr zuſchreiben, was auf Erden geſchieht; wenn Ihr alles ſich ſo wunderbar und ſo glücklich ordnen ſehet? Iſt die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Güte des Regierers der Welt nicht auf das ſchönſte und einleuchtendſte gerechtfertigt? Auch an uns, auch an allem, was auf Erden geſchieht, das dürfen wir getroſt hoffen, wird ſie ſich einſt rechtfertigen.

Denn unſre Hoffnungen müſſen auch noch zu dem gerechnet werden, wodurch die Auferſtehung Jeſu uns verherrlicht. Bey allem, was aus der Auferſtehung Jeſu Ehrenvolles für uns folgt, ſteht es doch traurig genug um uns, wenn uns die Hoffnung nicht zu Hülfe kommt. Noch fehlt es der Menſchheit überall. Noch wird ihre Würde durch Mängel jeder Art verdunkelt; noch ſind es Unwiſſenheit, grobe Irrthümer und ſchändliche Laſter, was uns allenthalben erniedrigt; noch kämpfen wir mit tauſend Feinden unſrer Wohlfahrt — und wie oft vergebens? wie oft liegen wir unter in dieſem ungleichen Kampfe? wie oft wird die Freiheit und Macht unſers Willens überwunden vom Schickſale und von heftigen Leidenſchaften? So lange wir auf Erden ſind, iſt es nicht möglich, daß wir frey werden von aller Noth und von aller Sorge, daß alle Bande abfallen, die uns feſſeln, daß alle Schwäche aufhöre, und die Kraft und Größe der Menſchheit offenbar werden. Noch iſt nicht erſchienen, was wir ſeyn werden; aber wohl uns, wir wiſſen, daß es erſcheinen wird. Die Auferſtehung Jeſu zeigt uns die ganze Herrlichkeit unſers Adels in der Zukunft; ſie hat den Vorhang weggezogen, der dieſe Zukunft verhüllt, und uns wenigſtens einige frohe Blicke in dieſelbe verſtattet. Wir ſind durch ſie wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung: darin faßt unſer Text alles zuſammen, was aus der Auferſtehung Jeſu Großes für unſre Natur herfließt. Und in der That, alle Vorzüge, die ſie an uns enthüllt, weiſen uns an die Hoffnung, und berechtigen uns zu den ſchönſten glücklichſten Hoffnungen. Sie ſelbſt aber gibt dieſen Beſtätigung.

Wie ward die Hoffnung der Jünger nun belebt, zu welchem Glanze und zu welcher Stärke erhob ſie ſich, da Jeſus lebend wieder unter ihnen war! Nun erwarteten ſie zuverſichtlich, daß Gottes Reich werde aufgerichtet, und Iſrael, im edelſten Sinne des Wortes, werde erlöſt werden. Nun erwarteten ſie die Ausbreitung des Evangeliums über die Erde und die vortheilhafteſte Umbildung des menſchlichen Geſchlechtes und aller menſchlichen Dinge durch daſſelbe. Nun hofften ſie zuverſichtlich, einſt in einen beſſern Zuſtand verſetzt zu werden; nun ſtarben ſie ſelbſt unter den ſchrecklichſten Qualen und Mißhandlungen froh, im Glauben des ewigen Lebens?

Auch uns berechtigt die Auferſtehung Jeſu zu den froheſten Hoffnungen. Gott hat es hier bewieſen, daß er die Herrſchaft des Rechtes, der Wahrheit und der Tugend will. Sollte er denn zu ſchwach ſeyn, ſeinen Willen auszuführen? Sollte er irgend ein Hinderniß der gegenwärtigen Zeit nicht zu überwinden vermögen — er, der einſt die mächtigen Anſchläge der Bosheit gegen Jeſum zu Schanden machte, und, was alles verderben ſollte, in ein Mittel, ſeine Abſichten zu erreichen, verwandelte? Gott hat ſich hier für die Sache Jeſu erklärt, er hat es erklärt, daß er durch das Evangelium die Menſchheit ſegnen und beglücken will. Sollte er denn zugeben — er, der einſt dieſes Evangelium ſo wunderbar rettete — ſollte er zugeben, daß die Irrthümer, die Zweifelſucht, der Unglaube oder die Laſterhaftigkeit irgend eines Zeitalters dieſes Evangelium von der Erde verdrängen, oder es unkräftig mache? Sollte er nicht im Stande ſeyn, die Erleuchtung, die Bildung und Beſeligung der Menſchheit durch das Evangelium ſo zu beſorgen, wie er es beſchloſſen hat? Richtet nur freudig Eure Blicke auf die Zukunft, wahre Verehrer Jeſu, die Begebenheit des heutigen Tages zeigt Euch überall Fortſchritte zum Beſſern, überall Verherrlichung der Menſchheit, ſelbſt durch die Noth die ſie drängt, ſelbſt durch die Stürme, die jetzt noch den Erdkreis umziehen. Richtet aber auch Eure Blicke gen Himmel. Dort hin weiſet der Auferſtandene Eure Hoffnung; was die Erde nicht zu heilen, zu verbeſſern und zu belohnen vermag, das ſoll dort geheilt, verbeſſert und belohnt werden. *Ihn hat Gott auferwecket von den Todten, auf daß wir Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchten.* Wo er iſt, da ſollen ſeine Verehrer auch ſeyn, und ewig leben, und Theil haben an ſeiner Seligkeit.

2.

Mit Recht, m. Z., betrachten wir das heutige Feſt *als ein Verherrlichungsfeſt der Menſchheit; als ein ſolches müſſe es denn nun auch von uns gefeyert werden.*

Dies geſchehe denn, zuvörderſt, *mit freudiger Anbetung Gottes.* Gott iſt es, der Jeſum auferweckte, und ihm die Herrlichkeit gab, die ſich auch über uns verbreitet. Auf eine Art, die uns rühren, und erheben, die alle Gefühle unſers Herzens für ihn aufregen, die uns zum dankbarſten Preiſe ermuntern muß, hat ſich uns Gott heute offenbart. In dem glänzendſten Lichte erblicken wir die Verhältniſſe, worin wir zu ihm ſtehen. Wir ſind ihm nicht fremd; er hat uns nicht in einen öden Verbannungsort verwieſen, und dem Drucke eines niedrigen Schickſales überlaſſen; er zieht nicht ſeine Hand von uns ab; er übergibt uns nicht, nach ſo vielen mühvollen Kämpfen dieſes Lebens, der Zerſtörung. Wenn das heutige Feſt uns ihn in ſeiner ganzen Majeſtät zeigt: ſo zeigt es ihn uns auch zugleich in ſeinen gnädigen Geſinnungen gegen uns. Wenn es uns mit Erſtaunen erfüllt über ſeine Größe: ſo ſtellt es dieſe Größe in die genaueſte Verbindung mit unſrer Würde und mit unſrer Glückſeligkeit. Wir ſind von ihm geachtet, Gegenſtände ſeiner huldvollen Aufmerkſamkeit, unſterbliche Geiſter, die jetzt ſchon zu einer höhern Ordnung der Dinge gehören. Durch Erkenntniß der Wahrheit, durch Liebe zur Tugend und freudige Ausübung derſelben ſollen wir vollendet werden. Unſer geiſtiges Weſen iſt erhaben über jeden Druck des Schickſales. Selbſt der Tod, vor dem ſich alles beugt, hat keine Gewalt an uns. Die ſcheinbare Verwirrung unſers Lebens verwandelt ſich einſt in ſichtbare Ordnung. Das Evangelium ſoll uns fortdauernd bilden, beſſern und von Stufe zu Stufe höher führen. In einer andern Welt ſollen die Gerechten belohnt und beſeligt werden. So hat uns Gott über unſre Natur und Beſtimmung, über unſre Schickſale und Hoffnungen durch die Auferſtehung Jeſu belehrt. Und wir ſollten dieſen Tag begehen, ohne daß ſich unſer Herz zu ihm erhöbe, ohne das unſer Mund ſeines Lobes voll würde? O, laſſet uns anbetend niederfallen vor dieſem Gott. Gelobet ſey der Herr, der auch uns nach ſeiner großen Barmherzigkeit wieder geboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des

Menſchen Sohn, daß du dich ſeiner ſo annimmſt!

Gefeyert werde, zweytens, das heutige Feſt mit einem lebendigen Gefühl unſrer Würde. Daß und wie wir durch dasſelbe verherrlicht ſind, das dürfen wir heute am wenigſten vergeſſen. In dieſer Verherrlichung vereinigen ſich die vorzüglichſten Wohlthaten, die wir dieſer einzigen Begebenheit verdanken. Wir bedürfen es, daß das Gefühl unſrer Würde zuweilen in uns angeregt und neu belebt werde. Zu oft wird dasſelbe über dem Streben nach Weltglanz und Weltgröße geſchwächt; zu oft unterdrücken es in uns ſinnliche Wünſche und Begierden; zu oft ſind wir Zeugen von Auftritten und Erſcheinungen, die allem zu widerſprechen ſcheinen, was man als Beweis menſchlicher Würde vorbringt; zu oft erblicken wir die Menſchheit auf der tiefſten Stufe der Erniedrigung, von wahrhaft thieriſchen Lüſten beherrſcht, durch die ſchändlichſten Laſter entehrt; zu oft empört uns der Frevel; zu oft demüthigt uns die Thorheit; zu oft fühlen wir wehmüthig unſre eigne Schwäche; zu oft werden wir mächtig verſucht, unſrer Würde entgegen zu handeln. So bedenket es denn heute: Ihr ſeyd dem Auferſtandenen verwandt und ſollt einſt in ſeiner Nähe leben, damit Ihr Euch ſelbſt ferner nicht gering achtet und ſchändet; Ihr ſeyd beſtimmt, durch Wahrheit und Tugend vollendet zu werden — damit Wahrheit und Tugend Euch theuer ſeyen, und Ihr das ewige Kleinod nicht hingebet für die flüchtige Luſt der Zeit, und der Erde vergängliches Gut; Euer Schickſal kann Euch nicht demüthigen, es wird ſich einſt befriedigend auflöſen — auf daß Ihr willig duldet, die Leiden und die Schmach, womit Ihr jetzt beladen ſeyd, auf daß Ihr ſelbſt, wenn der Tod Euch winkt, ihm muthvoll entgegen geht, da er Euch nicht vernichten kann, da er Euch in einen beſſern Zuſtand verſetzen wird; Ihr dürft Euch den froheſten Hoffnungen überlaſſen — auf daß keine Zweifel ferner Euch ängſtigen.

Iſt das heutige Feſt ein Feſt der verherrlichten Menſchheit: **dann muß es uns**, drittens, zu **den ernſtlichſten Bemühungen ermuntern, daß die Menſchheit an uns und durch uns immer mehr verherrlicht werde. An uns ſoll die Menſchheit immer mehr verherrlicht werden.** Großes iſt für dieſe Verherrlichung durch die Auferſtehung Jeſu geſchehen; aber für uns nichts — wenn wir jenes nicht auf uns anwenden, wenn wir nicht ſelbſt den Adel der menſchlichen Natur bey uns erhöhen. Wir müſſen es mit der That beweiſen, daß wir uns für Geſchöpfe halten, die über den Staub der Erde erhaben ſind. Wir müſſen uns mit unſern Wünſchen, Begierden und Hoffnungen erheben über ihre Thorheiten und ihre nichtigen Güter. Wir müſſen der Wahrheit und der Tugend unſer Leben weihen. Wir müſſen unaufhörlich wachſen in der Erkenntniß der erſten, in der Liebe und Ausübung der andern. Wir müſſen uns immer mehr reinigen von Irthümern und Fehlern. Das groſe Ziel, das uns aufgeſtellt iſt, muß uns über alles theuer ſeyn, und die ſtärkſten und ſtandhafteſten Beſtrebungen erwecken. Dann wird die Menſchheit an uns verherrlicht: wenn wir verläugnen das ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte, wenn Licht in unſerm Verſtande, wenn Kraft in unſerm Herzen iſt, wenn wir uns behaupten gegen alle Unfälle des Schickſals, wenn wir getroſt bleiben in allem Unglück, und die Hoffnung des Beſſern uns immer voran geht. Wir können dieſes Feſt nicht würdig feiern, wenn wir uns nicht entſchließen, darnach ernſtlich zu trachten.

An allen ſoll die Menſchheit immer herrlicher werden. Es fehlt nicht an ſolchen, bey welchen noch gar keine Spur von der Größe, zu welcher ſie ſich erheben ſollen, ſichtbar iſt, und überall finden wir die Menſchheit noch beladen, gedrückt, verfinſtert, ſchlecht und elend; überall bedürfen wir der Hoffnung, um an ihre Verherrlichung zu glauben. So laſſet uns denn auch arbeiten, daß dieſe Hoffnung in Erfüllung gehe. Das iſt der ſchöne Beruf derer, die dieſe Verherrlichung erkannt haben; dazu können wir alle etwas, und manche können viel dazu beytragen. So helfe denn jeder, daß das Licht der Wahrheit ſich weiter verbreite und heller ſtrahle, daß die Tugend immer mehr, immer wärmere, immer thätigere, immer glücklichere Freunde finde, daß die Würde unſterblicher Geſchöpfe weniger verkannt, tiefer gefühlt, und des Lebens Laſten leichter getragen werden, daß das Freye und Göttliche im Menſchen immer mehr ſiege über die Unfälle eines unglücklichen Schickſales, und daß unter den Bürgern der Erde ſich immer mehr tüchtige Erben der künftigen Seligkeit bilden. Der Entſchluß, dieſes zu thun, und jede Gelegenheit, und jedes Mittel hierzu zu benutzen, mache die Feyer des heutigen Tages uns und der Welt wohlthätig.

Endlich muß uns die Betrachtung, wie durch die Auferſtehung Jeſu die Menſchheit verherrlicht wurde, heute zur dankbaren und treuen Anhänglichkeit an den Auferſtandenen ermuntern. Ihm verdanken wir es, daß wir groß ſind, und unſre Größe kennen, daß uns unſre ehrenvolle Beſtimmung gewiß, unſer Schickſal nicht mehr dunkel, unſre Hoffnung die freudigſte iſt. Das Vorzüge, die unſern innigſten Dank verdienen, die uns den über alles theuer machen müſſen, der ſie uns gewährte. Wenn ſchon die große Begebenheit ſelbſt, wodurch Gott Jeſum ſo wunderbar auszeichnete, uns zur Anhänglichkeit an ihn verpflichtet: wie viel mehr ſind wir dann zu derſelben verbunden, wie viel mehr muß dieſe Anhänglichkeit bey uns Sache des Herzens — Bewunderung, Liebe und Treue werden; wenn wir uns erinnern, wie er uns geſegnet hat mit himmliſchen Gütern, wie wir durch ihn wiedergeboren ſind zu einer lebendigen Hoffnung! Alles an ihm iſt Verdienſt um uns, ſein Wirken und Lehren, ſein Leiden und Sterben; ſein neues Leben ſetzt dieſen Verdienſten die Krone auf. Wahrlich ihm müſſen wir ganz angehören: denn ihm ſind wir alles ſchuldig. Um ſo mehr aber, da dieſe Anhänglichkeit an ihn nothwendig erfordert wird, um die Verherrlichung der Menſchheit bey uns und andern zu befördern. Sein Evangelium lehrt uns die Würde der Unſterblichen behaupten, die Wahrheit verſtehen, und in ihrer Erkenntniß wachſen, an unſrer ſittlichen Veredlung mit Erfolg arbeiten, die widrigen Schickſale des Lebens ſtandhaft tragen, und immer voll froher Hoffnung bleiben. Der Geiſt ſeines Evangeliums muß uns erfüllen, damit wir voll Liebe, bereit zu jeder Aufopferung, für das wahre Beſte unſrer Mitmenſchen wirken. Das Evangelium müſſen wir ihnen ehrwürdig machen, ihm müſſen wir Einfluß auf ihren Verſtand und ihr Herz zu verſchaffen ſuchen, zur Befolgung deſſelben müſſen wir ſie ermuntern, mit ſeinen Wahrheiten ſie tröſten, mit ſeinen Hoffnungen ſie aufrichten, damit an ihnen die Menſchheit verherrlicht werde.

So ſey es denn neue Verehrung, neue Treue, neue Folgſamkeit, was wir heute dem Auferſtandenen, dem Verherrlichten Gottes, angeloben. Deiner wollen wir uns nie ſchämen, an dir wollen wir unbeweglich halten, deine Sache ſoll bey uns den wärmſten Eifer finden, für dich wollen wir allenthalben freymüthig zeugen, dir wollen wir ergeben bleiben bis zum letzten Augenblicke unſers Lebens. Amen.

XI.

Wie viel das Andenken an fromme Entſchlafene gewinne, wenn wir es mit dem Andenken an Jeſum, den Auferſtandenen, verbinden.

……

Am

Oſterfeſte.

Mit Dank und Anbetung blicken wir heute zu dir hinauf, allmächtiger Regierer der Welt. Der Erlöſer der Menſchen, den wir mit trauerndem Herzen ſterben ſahen, ſehen wir frohlockend ſich über die Stäte der Verweſung erheben. Den die Menſchen getödtet hatten, führſt du ſiegreich ins Leben zurück. Wie wohl iſt es, Gott, auf dich vertrauen! Du verläſſeſt die Deinen nicht; die Wuth ihrer Feinde und ſelbſt die Hand des Todes kann ſie dir nicht entreißen. Auch uns erhebſt du über den Staub; auch uns willſt du erhalten, wenn alles um uns her vergeht; wir ſollen fortleben, wenn einſt unſer Auge ſich ſchließt. Die Erde iſt mit Todten bedeckt; überall drohen uns die Bilder der Verwüſtung; überall öffnen ſich Gräber. Aber wir fürchten uns nicht; denn Unſterblichkeit iſt uns verheißen. Früher oder ſpäter werden wir dahin ſinken in des Todes Nacht; aber du wirſt nicht zugeben, daß dein Heiliger verweſe. Als Jeſus Chriſtus aufſtand von den Todten: da wurde er der Erſtling unter denen, die da ſchlafen; da wurde allen ſeinen Verehren die Bahn geöffnet, die zum ewigen Leben führt. Mit ihm ſollen ſie ſich empor ſchwingen zur beſſern Welt. Wohl uns, daß wir diese Ueberzeugung haben! Möchten wir ihr ganzes Gewicht fühlen, ihrer würdig uns freuen, in ihr bey allen Veränderungen dieſes Lebens-Troſt finden, und durch ſie geſtärkt werden zu einem heiligen Wandel!

Viele ſind vor uns dahin gegangen, und unter ihnen manche, denen wir mit ſchmerzlicher Wehmuth nachblickten, und um die noch in ſtillen Stunden unſer Auge weint. Die Frommen unter ihnen haſt du Herr um dich geſammelt, du haſt ſie mit dem Auferſtandenen in deine Herrlichkeit geführt; dort leben ſie mit ihm als Verklärte. Mit Ruhe und freudiger Hoffnung können wir uns heute ihrer erinnern. Möchten denn die ihrem Andenken gewidmeten Stunden für uns recht fruchtbar, lehrreich, ermunternd und tröſtlich ſeyn! Dahin ſey unſer Beſtreben gerichtet, daß wir ihrer wehrt bleiben, ihnen in ihren

Tugenden immer ähnlicher, und einſt bey dir wieder mit ihnen vereinigt werden. Amen.

……

Der, m. Z., müßte entweder ein ſehr rohes oder ein ſehr unglückliches Geſchöpf ſeyn, dem noch nie ein Menſch ſtarb, dem er in tiefer Wehmuth nachtrauerte, und deſſen Andenken ihm noch immer heilig iſt. Er hat entweder keinen Freund gehabt unter allen, die er kannte, oder es fehlt ihm an Empfänglichkeit für die edelſten Gefühle. Fromme, zärtlich geliebte Todte bleiben guten Menſchen unvergeßlich. Das Bild derſelben verlöſcht nicht in ihrer Seele, und tritt oft in ungewöhnlicher Lebhaftigkeit wieder hervor. Wie ſie lebten und dachten, was ſie ihnen waren, und was ſie an ihnen verloren haben, das ſtellt ſich noch lange nach ihrem Tode der Erinnerung dar, und erregt die Empfindungen des Herzens. Es thut uns wohl, in ſtillem Schmerze, mit gerührter Dankbarkeit, mit inniger Hochſchätzung und frommer Sehnſucht ihrer zu gedenken.

Derer zu gedenken, die uns im Leben mit Achtung und Liebe zugethan waren, iſt auch heilige Pflicht. Sie ſtanden uns nahe; ihr Leben war mit dem unſrigen befreundet und zum Theil eins geworden. Sie haben uns ihr Herz geweiht, für uns gearbeitet und geduldet. Ohne ſie würden wir uns manches Guten, was wir beſitzen, nicht rühmen. Der Tod darf eine Gemeinſchaft nicht aufheben, die durch das beſtand, was in uns unſterblich iſt. Es wäre unverzeihlicher

Undank, wenn wir uns des Andenkens an ſie entſchlagen wollten, um nicht in unſerm Vergnügen geſtört, um nicht aus dem Leichtſinne, in welchem wir uns ſo wohl befanden, herausgeriſſen zu werden.

Dieſes Andenken iſt überdem ſehr wohlthätig. Es weckt und befördert den weiſen Ernſt, der zu einer würdigen Lebensführung unentbehrlich iſt. Es verſetzt uns in heilſamen Betrachtungen auf die Gränze zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Es ermuntert uns zu einer angelegentlichen Erforſchung unſers Weſens und unſers Thuns. Es vergegenwärtigt uns Lehren und Warnungen, die wir nicht genug beherzigen können, und hält uns Beyſpiele der Tugend vor, die uns ſehr ehrwürdig ſeyn müſſen. Mit welchem Glauben und mit welcher Sehnſucht werden wir nach dem Lande blicken, wo unſre Geliebten wohnen, das die Nebel des Sinnenlebens ſo oft vor uns verhüllen! Mit welcher Zuverſicht werden wir es unſer Vaterland nennen, da dort alle die Unſrigen ſind, die der Tod wohl von unſrer Seite, aber nicht aus unſerm Herzen reißen konnte! So lange das Andenken frommer Entſchlafenen uns heilig bleibt, wird es dem Laſter nie gelingen, unſer Herz ganz zu beſiegen.

Nichts iſt aber mehr dazu geeignet, dieſes Andenken in uns zu erneuern, und ihm alles zu geben, was dasſelbe rührend, erfreulich, hoffnungsvoll und fruchtbar für Geiſt und Herz machen kann, als die Geſchichte des heutigen Feſtes. Wir erinnern uns an Jeſum, den Ueberwinder des Todes, den Erſtling unter denen, die entſchlafen ſind. Er iſt zurück gekehrt aus der engen Behauſung, die die menſchlichen Verweſungen umſchließt, um ſich zu einer beſſern Welt zu erheben. Die Frommen, die wir beweinen, ſind die Seinigen, ſie ſind hingegangen im Glauben an ihn, nachdem ſie in dieſem Glauben ihr Leben geführt hatten. Es iſt ſeine Herrlichkeit, die ſie aufnahm, da ſie vom Staube der Erde befreyt wurden. Indem wir heute unſrer Entſchlafenen gedenken, erblicken wir ſie im Glanze der Verklärung und in der ehren- und wonnevollen Verbindung mit dem, der der Erhabenſte unſers Geſchlechtes iſt. Laſſet uns dieſer herzerhebenden Wahrheit jetzt weiter nachdenken.

Text.

1 Theſſal. 4 v. 13, 14.

> Wir wollen euch aber nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da ſchlafen, auf daß ihr nicht traurig ſeyd wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn ſo wir glauben, daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt; alſo wird Gott auch, die da entſchlafen ſind durch Jeſum mit ihm führen.

In dieſen Worten wird das Schickſal Jeſu und das Schickſal derer, die im Glauben an ihm entſchlafen ſind, in genaue Verbindung geſetzt. Gott, heißt es, wird ſie mit ihm führen. An ſeinem Siege, an ſeiner Glückſeligkeit, an ſeinen Geſchäften ſollen ſie Theil haben, und bey ihnen die wiederfinden, die auf Erden fromm wie ſie und ihnen theuer waren. Darum ſollten die Zurückgebliebenen nicht trauern, wie die, die keine Hoffnung haben. Wo Chriſten ſich der Rechtſchaffenen erinnern, die aus ihrer Mitte verſchwunden ſind, da fallen ihre Blicke unwillkührlich auf den, der den Tod überwunden hat; und das iſt ungemein tröſtlich und wohlthätig für ſie. Viel gewinnt das Andenken an fromme Entſchlafene, wenn wir es mit dem Andenken an Jeſum, den Auferſtandenen, vereinigen. Wir gedenken ihrer dann:

1) mit mehr Ruhe,
2) mit mehr Erhebung,
3) mit mehr froher Hoffnung,
4) mit mehr richtiger Schätzung ihrer Verdienſte,
5) mit mehr Innigkeit und Theilnahme,
6) mit mehr Nutzen für unſer Herz und Leben.

Laſſet mich dies jetzt ausführlicher darthun, und zu unſerer Erbauung anwenden.

……

Für gefühlloſe und leichtſinnige Menſchen iſt in dem Andenken an theure Entſchlafene wenig Beunruhigendes. Sie haben denſelben entweder nie nachgetrauert, oder die Zeit hat ihren Schmerz ganz geheilt, ſo daß man nichts als Gleichgültigkeit wahrnimmt, wenn ſie zufällig an ihre ehemalige Verbindung erinnert werden. Am wenigſten wird der Gedanke an den gegenwärtigen Zuſtand der Entſchlafenen ſie bekümmern. Aber ſo kann es nicht bey denen ſeyn, deren Herz tiefern Empfindungen hegt, und von wahrer Achtung und Liebe gegen ehrwürdige und befreundete Seelen erfüllt iſt. Nicht bloß der Verluſt, den ſie erlitten, auch das Schickſal derer, die ihnen entriſſen ſind bewegt oft ihr Gemüth. Zwar können ſie nie aufhören, ſich mit einer gewiſſen Wehmuth der Todten zu erinnern; aber leichter wird doch ihr Herz, keine quälende Unruhe miſcht ſich in jene Erinnerung, in gelaßener Stille beſchäftigt ſich ihr Geiſt mit den Bildern der Geliebten, wenn ſie von der Fortdauer und dem Wohlſeyn derſelben lebhaft überzeugt ſind. Das iſt der erſte Gewinn, den wir davon haben, daß wir das Andenken an ſie mit dem Andenken an Jeſum, den Auferſtandenen, verbinden. Wir wünſchen zu wiſſen, daß ſie fortleben, und würden dieſes auch dann wünſchen, wenn wir gar keine Hoffnung hätten, je mit ihnen wieder in Verbindung zu kommen. So lange ſie noch da ſind, wenn auch weit von uns entfernt, ſind ſie nicht ganz für uns verloren. Laſſet einen Menſchen durch die größten Räume von uns getrennt — laſſet uns darauf gefaßt ſeyn, wir werden ihn auf Erden nie wiederſehen: dennoch erſchüttert uns die Nachricht von ſeinem Tode; es iſt, als würde er uns nun erſt, und zwar auf die ſchrecklichſte Art entriſſen. Sind die Geſtorbenen, als ſie aus der Reihe ſichtbarer Dinge heraustraten, ganz verſchwunden: dann iſt es unmöglich, daß die Gefühlvollen, die ihnen in wahrer Liebe ergeben waren, mit Ruhe an ſie denken; man muß ihnen um ihrer Ruhe willen rathen, zu vergeſſen, was dahin iſt, und zu erwarten, daß man auch ihrer vergeſſen werde, wenn ſie dahin ſind. Gebet uns aber die Gewißheit, daß unſre Entſchlafenen noch leben: ſo habt Ihr wenigſtens einiger Maßen unſer Herz beruhigt. Freylich kann dieſe Gewißheit nur aus einleuchtenden Gründen entſtehen; es fehlt auch nicht an ſolchen, die die Prüfung jedes Unbefangenen aushalten. Aber ſo ſehr dieſe auch unſer Nachdenken befriedigen, und ſo ſehr unſer Verſtand ſich gedrungen ſieht, ihnen beyzuſtimmen: ſo wirken ſie doch nicht immer, beſonders in den Augenblicken großer innerer Bewegung und ängſtlicher Beſorgniſſe, wie ſie wirken müßten, um eine ſtäts ſiegreiche und freudige Ueberzeugung hervorzubringen. Oft befinden wir uns in einer Stimmung, worin wir einen faſt unwiderſtehlichen Hang fühlen, alles in Zweifel zu ziehen, was uns tröſtlich ſeyn kann, und wo die unbedeutendſten Bedenklichkeiten ſchon im Stande ſind, uns Wahrheiten verdächtig zu machen, an denen wir ſonſt unerſchütterlich feſt hielten. Beyſpiele, ſinnliche Beſtätigungen ſind es, wornach wir uns hier ſehnen, was hier unſerm wankenden Glauben aufhielt, und ihm neue Kraft gibt. Wenn denn auch Euch ſo zu Muthe iſt: dann blicket hin auf Jeſum, der es uns durch ſeine Wiederbelebung dargethan hat, daß der Tod über das Edelſte in uns keine Gewalt beſitzt, daß er nur das Irdiſche zerſtören, das Geiſtige aber nicht antaſten kann. Sie leben, wie er lebt, die Frommen die an Eurer Seite in die Nacht des Todes ſanken. Sie ſind nicht untergegangen; ſind nur in eine andre und ſchönere Gegend der unermeßlichen Stadt Gottes verſetzt; und da geht es ihnen wohl.

Auch davon verſichert uns die große Begebenheit, die wir heute feyern. Es iſt zu unſrer Beruhigung noch nicht hinlänglich, zu wiſſen, daß unſre entfernten Freunde leben; wir müſſen auch wiſſen, daß ſie glücklich, wenigſtens, daß ſie nicht elend ſind. Wie beunruhigt uns der Gedanke an Unfälle, die ſie bedrohen, die ſie vielleicht ſchon getroffen haben! Wie gerne leiſten wir auf die Erleichterungen und Genüſſe, die uns ihre Nähe verſchaffen würde, Verzicht, wenn ſie dort, wohin ihr Schickſal ſie rief, gefunden haben, was ſie wünſchten! Können wir aber, bey der Veränderlichkeit und Ungewißheit alles Irdiſchen, bey den zahlreichen Stürmen, die den Zufriedenen oft plötzlich aufſchrecken, und ihm alles zerſtören, wohl je ſo zuverſichtlich an das Schickſal der noch Lebenden denken, wie an das Schickſal derer, die fromm entſchlafen ſind, wenn wir uns dabey deſſen erinnern, der von den Todten auferſtanden iſt? Iſt er nicht bald darauf hingegangen zum Vater? Und nennt er dieſen Vater nicht auch den Vater der Seinigen? Hat er ihnen nicht eine Stäte bereitet in den Wohnungen des Vaters, auf daß ſie ſeyen wo er iſt? Wird er die, die ihm angehören, die er ſo theuer erkauft hat, die ihm nachgefolgt ſind im Glauben und in der Geduld, in der Liebe und in der Hoffnung, je von ſich entfernen? Wird er die, die ihm bis ans Ende ihr Leben weihten, nicht ewig beſeligen? Zwar belehrt uns auch unſre Vernunft, daß auf den Frommen ein glücklicher Zuſtand nach dem Tode warte, und daß die bewährte Tugend dort herrlich belohnt werde. Aber hat dieſe Einſicht wohl eine ſolche Kraft, uns zu beruhigen, wie der Blick auf den Auferſtandenen, wie der Gedanke, die, um welche du trauerſt ſind bey dem, der ſie geliebt und für ſie geblutet hat, und der nun alle Gewalt beſitzt im Himmel und auf Erden, bey ihm, an dem ihre ganze Seele hing, für den ihr Auge ſo manche Thräne vergoß, den ſie in den Hungrigen ſpeisten, in den Nackenden kleideten, in den Gefangenen beſuchten, und in den Einſamen tröſteten, dem ſie ſo gerne und mit ſo tiefer Rührung ſchon hier auf Erden alles verdankten? Kann uns nun der Gedanke an die Unvollkommenheit aller menſchlichen Tugend und an die Vergehungen, von denen auch der Frömmſte nicht frey bleibt, bekümmern? Iſt nicht der Auferſtandene darum, mit ſterblicher Hülle bekleidet, in unſrer Mitte gewandelt, und verſucht worden allenthalben gleich wie wir, daß er Mitleiden hätte mit unſrer Schwachheit? Und iſt er nicht darum am Kreuze geſtorben, daß er uns die gränzenloſe Erbarmung des ewigen Vaters zuſicherte? Nein, wir trauern nicht, wie die, die keine Hoffnung haben, mit Ruhe, mit Liebe und ſtiller Sehnſucht gedenken wir derer, die vor uns, in Gott ergebener Rechtſchaffenheit, ihren Lauf geendigt haben; ſie leben, ſie ſind glücklich, ſie ſind bey dem Herrn allezeit.

……

Wir gedenken frommer Entſchlafenen mit mehr Erhebung des Herzens, wenn wir mit dem Andenken an ſie das Andenken an den verbinden, der vom Tode auferſtanden iſt. Wir werden dann zu Vorſtellungen von ihrem gegenwärtigen Daſeyn geleitet, die alles weit übertreffen, was die Erde Großes und Herrliches aufzuweiſen hat. Sie erſcheinen uns im Glanze der Vollendeten; und was unſre Vernunft nur dunkel ahnet, das wird uns in lebensvoller Klarheit ausgeſprochen. Wir denken uns den Ort ihres Aufenthalts, die Verbindungen, in welchen ſie ſtehen, die Beſchaffenheit ihres Weſens und die Geſchäfte die ſie führen, auf eine Art, die das Höchſte umſchließt, was unſer Geiſt zu denken vermag.

Sie ſind, wo der Auferſtandene iſt, als ſeine Erlöſeten hat er ſie um ſich verſammelt. Vergebens fragen wir zwar nach dem Aeußerlichen dieſes Ortes, wir würden, in unſrer endlichen Beſchränktheit, nicht einmal im Stande ſeyn, Belehrungen, die uns hierüber gegeben würden, zu faſſen. Aber bedarf es deſſen wohl, wo uns alles geſagt iſt, was unſer Herz erheben muß? Behaupten nicht die heiligen Schriften von Jeſus: er ſey aufgefahren gen Himmel, er ſitze zur rechten Hand Gottes? Und

Erden lebte er, nach ſeiner Auferſtehung, ein mehr geiſtiges Leben; ſeltener erſchien er ſeinen Jüngern; ſein Umgang mit ihnen ſchien ſich der körperlichen Feſſel ſchon zum Theil entledigt zu haben, und ſein ganzes Weſen der nahen Verklärung, deren Schimmer ihn ſchon umgaben, entgegen zu reifen. Es iſt ein geiſtiges Daſeyn, das die Frommen jetzt in ſeiner Nähe führen — und dieſes in höherer Klarheit und Vollkommenheit. Geiſter ſind ſie, die Gott mit ihm vollendete, an denen nicht mehr gefunden wird der Wahn und die Irrthümer, die Schwächen und die Noth des frühern Lebens, die in reinerm Lichte wandeln, deren Verſtand das Geheime und Wunderbare tiefer durchdringt, in denen herrlichere Kraft lebt, die eine erhabenere Tugend ſchmückt, die eine unvermiſchtere und vollere Glückſeligkeit genießen.

Und was ſoll ich von den Geſchäften ſagen, die ſie führen? Können ſie in der Gemeinſchaft mit dem Auferſtandenen andre ſeyn, als die höchſten und würdigſten. Werden ſie nicht, wie er zur Rechten des Vaters noch immerfort ſegnet, der Wahrheit und Tugend Siege bereitet, und die Seinigen ſtärkt und erfreut auf den rauhen Bahnen der Erde — werden nicht ſo auch ſie für das ewig Gute und Heilige mit mehr Kraft und Freyheit und in weitern Kreiſen denn hier auf Erden thätig ſeyn? werden nicht auch ſie glorreich arbeiten für die Zwecke Gottes und das Wohl ſeines Reiches? Mögen wir das Nähere von den Geſchäften der Vollendeten Gottes nicht kennen:

wir wiſſen genug, um mit Erhebung des Herzens ihrer zu gedenken.

……………

Doch, fromme Entſchlafene, die wir einſt die Unſrigen nannten; beglückt und herrlich zu wiſſen, das befriedigt noch nicht alle Bedürfniſſe unſers Herzens. Wir können den Wunſch nicht unterdrücken, ſie einſt wieder zu ſehen, und wieder mit ihnen vereinigt zu werden. So ſehr es uns auch beruhigen mag, daß ſie leben und glücklich ſind: es bleibt noch immer etwas Schmerzliches ein Andenken an ſie, das allein durch die Hoffnung der Befriedigung jenes Wunſches vertilgt werden kann. Wie ſehnen wir uns den lang entbehrten Freund, einmal wieder in unſre Arme zu ſchließen! Wie zählen wir Tage und Stunden, bis er kommen wird, und mit welchem Entzücken wird er endlich von uns empfangen! Wie könnten uns dieſe Bewegungen fremd ſeyn, wo der Tod Menſchen, die auf das genaueſte mit uns verbunden waren, uns aus den Augen gerückt hat! Wir würden uns doch oft des Gedankens an Euch entſchlagen müſſen, Ihr theuern Menſchen, die Ihr uns liebtet, wie wir Euch lieben, wenn uns nicht der Blick auf den Auferſtandenen überzeugte, daß Ihr nicht auf immer von uns getrennt ſeyd. Aber ſo iſt es; hier ſtärkt, hier beſeligt die Hoffnung unſer Herz. Den Weg, den Ihr gegangen ſeyd, werden wir auch gehen; er iſt der Weg alles Fleiſches. Vielleicht iſt unſre Wallfahrt ſchon bald geendigt; aber nicht bloß, daß wir neben Euch ruhen in den dunkeln Kammern der Erde, nicht bloß, daß unſer Staub ſich mit dem Eurigen vermiſche, ſondern daß Gott uns mit ihm, dem Anfänger und Vollender unſers Glaubens, führe, wie er Euch mit ihm geführt hat. Sein erſtes Geſchäft war es, die aufzuſuchen, die er trauernd zurückgelaſſen hatte, als er am Kreuze verſchied. So wird es auch unſer erſtes Geſchäft ſeyn im neuen Leben, unter den Seligen Gottes Euch aufzuſuchen, die ihr uns voran ginget. Als Maria in freudigem Erſtaunen vor ihm niederſank, und ſeine Knie umfaſſen wollte; da gab er ihr zu erkennen, jetzt ſey die rechte Zeit des Wiederſehens noch nicht gekommen, er werde ſich bald wieder von ihnen trennen, aber in jenem himmliſchen Leben, in welches er nun eingehe, bey ſeinem Gott und ihrem Gott, bey ſeinem Vater und ihrem Vater ſey ewige Wiedervereinigung. Und ſollten das nicht alle Frommen und Gleichgeſinnten auf ſich anwenden dürfen? Ihn, den Wiederbelebten können wir uns nicht vergegenwärtigen, ohne uns dem frohen Gedanken zu überlaſſen, daß ſich um ihn einſt alles zuſammen findet, was auf Erden durch Geiſtesverwandtſchaft, Rechtſchaffenheit und gegenſeitige Werthſchätzung mit einander verbunden war. Iſt er nicht darum geſtorben und wieder auferſtanden, daß er auf Erden ein Reich ſtifte, das in die Ewigkeit reicht, und dort wieder alle in ſich aufnimmt, die hier ſeine würdigen Bürger waren? Nur auf kurze Zeit haben wir von Euch Abſchied genommen, als ihr am Grabe, von unſern Thränen begleitet, uns verließet. Wir wiſſen, wohin ihr gegangen ſeyd; wir wiſſen, daß auch uns eine Stäte da bereitet iſt. Mit glaubensvoller, heitrer Sehnſucht blicken wir zu Euch auf, vollendete Väter und Mütter, Gatten und Kinder, Geſchwiſter und Freunde; in die Thränen, die Euerm Andenken fließen, miſchen ſich Thränen der Freude, dem Tage geweiht, der die Getrennten neu verknüpft, der uns Euch auf ewig wieder gibt. Mit ſtiller Rührung beſuchen wir Euer Grab, und hoffnungsſelige Schauer durchdringen uns heute am Siegestage des Erlöſers, den wir zugleich Euerm Gedächtniſſe weihen. Nie vergeſſen wir Eurer Liebe und Eurer Tugend: denn Eure Liebe wird uns einſt wieder umfangen, Eure Tugend wird uns einſt wieder entzücken!

……

Indem wir das Andenken an fromme Entſchlafene mit dem Andenken an Jeſum den Auferſtandenen verbinden, gedenken wir ihrer mit einer lebhaftern und richtigern Schätzung ihrer Verdienſte. Wir werden ſtärker daran erinnert, was ſie eigentlich auszeichnete, und uns am meiſten ehrwürdig machte.

Gewöhnlich fällt es uns, wenn wir an unſre Entſchlafenen denken, gar nicht ein, beſonders nach dem zu fragen, wodurch ſie ſich Verdienſte erwarben, und um deſſen willen ihr Andenken der Nachwelt heilig ſeyn muß. Ihr Bild ſchwebt uns vor, und was ſie uns geweſen ſind, zieht uns am meiſten zu ihm hin. Daß ſie uns wehrt waren, daß ſie uns liebten, das nur bewegt unſre Seele. Wie ganz anders werden wir an ſie denken, wenn der Auferſtandene zugleich unſrer Seele gegenwärtig iſt — er, der der ganzen Menſchheit angehört, der, durch die Größe ſeines Geiſtes und der Adel ſeiner Jugend, alles zur Verehrung nöthigt. Muß dann nicht was bloß auf uns ſelbſt Beziehung hatte zurücktreten, damit der reine Wehrt deſto heller hervorſtrahle.

Oft ſchätzen wir an theuere Menſchen ſolche Dinge, die allerdings etwas Vorzügliches ſind, aber noch keine wahren Verdienſte begründen, die Gaben des Glückes, ihr einnehmendes Weſen, ihren hellen Verſtand, ihre großen Fähigkeiten, ihren erhabenen Stand oder beſondre Eigenthümlichkeiten, die uns angenehm waren, und wir können kaum verhindern, daß nicht auch im Andenken an ſie dies vor allem andern unſre Aufmerkſamkeit errege. Werden wir aber darauf noch den höchſten Wehrt ſetzen, wenn wir uns erinnern an die Verbindung, worin ſie mit dem Auferſtandenen ſtehen? Sind wir dann nicht genöthigt vor allem nach dem zu fragen, wodurch ſie ihm ähnlich ſind, nach ihrer Gottesfurcht, nach ihrem Vertrauen, nach ihrer Geduld, nach ihrem menſchenfreundlichen Sinne, nach ihrer unermüdeten Thätigkeit, nach ihrer Gemeinnützigkeit und Pflichttreue, nach ihrer Saftmuth und Demuth, nach ihrer Gerechtigkeitsliebe und Wahrhaftigkeit? Ja, was ſie durch ihr Herz und ihren Willen galten, was ſie aus ſich ſelbſt Großes und Edles gebildet hatten, das wird uns jetzt das Wichtigſte, darin ehren wir am meiſten ihr Andenken.

Und wie oft wird bey den Verdienſten der Todten überſehen, was nicht ſtark in die Augen fällt, was kein großes Gepränge macht, und am Zeitgeiſte keinen Lobredner findet, das verborgene, ſtille, einfache Gute! Können wir das aber überſehen, wenn wir ſie in Verbindung mit dem denken, der dies am meiſten liebte, der die geräuſchloſe Tugend für die edelſte erklärte — an einem Orte und unter Verhältniſſen, wo kein Glanz mehr ſich geltend macht, wo kein Vorurtheil mehr richtet, kein beſtochener Eigennutz mehr Kronen austheilt, wo das wahrhaft Würdige allein alles iſt?

Unſchuld, Unterwerfung und Gehorſam führten Jeſum durch die Nacht des Todes zum Lohne der Ueberwinder. Und durch Unſchuld, Unterwerfung und Gehorſam ſind unſre Entſchlafenen die ſeligen Bürger einer beſſern Welt geworden. Was muß alſo im Andenken an ſie mehr geehrt werden, als dieſes?

Es wird immer ſeltener, bey der Schätzung menſchlicher Verdienſte auf chriſtlichen Sinn Rückſicht zu nehmen. Wir entwöhnen uns immer mehr darnach zu fragen, mit welchen Geſinnungen gegen Jeſum und ſein Evangelium jemand gelebt hat und geſtorben iſt. Und doch ſollte das nicht ſeyn: denn ſehr oft iſt der Mangel an chriſtlichem Sinne die Wirkung eines erkalteten und verderbten Herzens; und immer wird man der Reinheit und Kraft derjenigen Tugend am meiſten vertrauen können, die vom chriſtlichen

Glauben und chriſtlicher Wärme beſeelt iſt, und von chriſtlichen Grundſätzen geleitet wird; immer iſt derjenige ein guter Menſch, dem der Geiſt des Evangeliums das Herz durchdrungen hat, ſo ſehr es ihm auch an Schimmer der Worte und der Thaten fehlen mag. Verbinden wir mit dem Andenken an unſre Entſchlafenen das Andenken an Jeſum: dann werden wir auch der Treue gedenken, womit ſie ihm ergeben blieben, der Liebe, die ſie für ihn fühlten, des Vertrauens, das ſie zu ihm beſaßen, und der Standhaftigkeit, womit ſie ihm nachgefolgt ſind; dann werden wir am wenigſten verkennen, was ſie als Chriſten Gutes ſtifteten, wie ſie als Chriſten die Lehrer, die Führer und die Helfer ihrer Brüder waren. Ihr Sein und ihre Verdienſte werden uns vor allem heilig bleiben, und vor allem unſer ſtilles Andenken beſchäftigen.

……

Wir gedenken frommer Entſchlafenen mit mehr Innigkeit und Liebe, wenn wir das Andenken an ſie mit dem Andenken an Jeſum, den Auferſtandenen, verbinden. Wir wiſſen dann, daß ſie *im Weſentlichen noch dieſelben ſind, die ſie einſt waren*, und daß insbeſondre die wohlwollende Geſinnungen, die ſie auf Erden gegen uns hägten, ſich nicht geändert haben. So war es bey Jeſus, deſſen Leben und Schickſale uns in allem Vorbild ſeyn ſollten. Betrug er ſich nicht nach ſeiner Auferſtehung gegen ſeine Jünger, wie er ſich immer gegen ſie betragen hatte? Finden wir nicht bey ihm denſelben Eifer für ihr Beſtes, dieſelbe zärtliche Schonung ihrer Schwäche? zeigte er ihnen nicht daſſelbe liebevolle Herz und denſelben Wunſch von ihnen wieder geliebt zu werden? und ſind ihm die, für die er ſich aufgeopfert hatte, nicht ſelbſt in ſeinem verklärten Zuſtande noch über alles theuer? Mag es ſeyn, daß die, die zu Gott gingen, manches der Erde, welcher es angehörte, zurück ließen; mag es ſeyn, daß das neue Leben vieles an ihnen umgeſtaltet und vervollkommnet hat; was auf Erden der letzte Zweck ihrer Beſtrebungen war, das gilt ihnen auch jetzt noch über alles; was ſie auf Erden ihrer Würdiges liebten, das iſt ihnen jetzt nicht gleichgültig; was durch die edelſten Neigungen des Herzens mit ihnen verbunden war, das hat der Tod nicht von ihnen getrennt. Sie ſind uns nicht fremd geworden; ſie ſind noch immer die Guten und Getreuen — noch immer die Unſrigen, das ſagt uns das Andenken an Jeſum den Auferſtandenen; darum können wir ihrer mit der herzlichen Innigkeit gedenken, womit man eines alten Freundes gedenkt, von deſſen fortdauernder Liebe, auch in weiter Entfernung, man verſichert iſt.

Aber noch mehr, ſie *ſtehen noch wirklich mit uns in Verbindung*, das lehrt uns der Glaube an den Auferſtandenen; es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſie unſrer noch gedenken. Es iſt Eine Gemeine Gottes im Himmel und auf Erden, wozu alle gehören, die den verherrlichten Sohn Gottes mit Herz und Leben verehren; ſie alle ſtehen in einer heiligen Gemeinſchaft des Geiſtes, die über jede ſinnliche Schranke erhaben iſt, und dadurch nicht unterbrochen wird, daß unſre irdiſche Natur, ſo lange wir noch hier ſind, eigentliche Mittheilung unmöglich macht, die aber einſt in ihrem vollen Glanze offenbar werden ſoll. War denn die Verbindung zwiſchen Jeſus und ſeinen Jüngern aufgelöst, als er aus dem Grabe zurück kehrte? War er nicht vielmehr noch immer beſorgt für ſie und mit ihnen beſchäftigt? Gab er ihnen nicht das Verſprechen, ihrer auch in ſeinen höhern Aufenthalten zu gedenken, und bey ihnen zu ſeyn alle Tage, bis an der Welt Ende? Und erfuhren ſie nicht ihr ganzes Leben hindurch die Erfüllung dieſes Verſprechens in ſeinem allmächtigen Beyſtande? Wie viel inniger und herzlicher wird aber das Andenken an die Unſrigen, wann wir nicht zweifeln dürfen, daß ein unſichtbares Band uns noch jetzt mit ihnen verknüpft, wenn es ſo gar wahrſcheinlich iſt, daß ſie jetzt noch um uns wiſſen, an uns denken, und für uns beſorgt ſind!

Was aber unſerm Herzen am meiſten wohl thun, und alles entfernen muß, was uns beym Andenken an unſre Entſchlafenen einige Schüchternheit verurſachen könnte, das iſt die Ueberzeugung, daß der Liebe unſrer Vollendeten gegen uns nichts mehr im Wege ſteht. Auf Erden hat ihr vielleicht die menſchliche Schwachheit von beyden Seiten im Wege geſtanden. Die hindert ſie jetzt nicht mehr, uns die reinſte und volleſte Liebe zu ſchenken, da ſie ſelbſt über dieſe Schwachheit empor gerückt ſind, und unſre Schwachheit richtiger und milder beurtheilen. Für gute und gefühlvolle Menſchen iſt nichts quälender als der Gedanke, ihre Geliebten, die nun nicht mehr in ihrer Mitte ſind, oft beleidigt, ihnen oft wehe gethan zu haben, ohne es ihnen vergüten, oder wohl gar ohne es ihnen vor ihrem Tode noch abbitten zu können — ſie dürfen es nicht wagen an ſie zu denken, ſo ſehr das auch ihrem Herzen Bedürfniß iſt. Habt Ihr die Eurigen wirklich geliebt, iſt es Euer ernſtlicher Wunſch, zu vergüten, wenn es nur möglich wäre: ſo könnt Ihr auch darüber ruhig ſeyn; ſie haben Euch vergeben; auch das ſteht ihrer gegenwärtigen Liebe gegen Euch nicht mehr im Wege. Alle Beſorgniſſe muß der Blick auf Jeſum entfernen. Wie milde behandelte er ſeine Jünger, ob ſie gleich ſein Herz noch kurz vor ſeinem Ende tief betrübt hatten! Mit dem herzlichſten Gruße der Liebe trat er in ihre Mitte, die wärmſten Segenswünſche floſſen aus ſeinem Herzen; denn er wußte doch, daß alle ihn lieb hatten. So können wir unſrer Entſchlafenen mit mehr Liebe und Innigkeit gedenken, wenn wir mit dem Andenken an ſie, das Andenken an Jeſum den Auferſtandenen verbinden.

……

Aus allem bisher Geſagten folgt von ſelbſt, daß es dann endlich auch mit mehr Nutzen für Herz und Leben geſchehen wird. Das Andenken an unſre Entſchlafenen ſoll fortdauernde Achtung gegen ſie bey uns unterhalten. Dazu iſt es an ſich ſchon geeignet — es iſt es aber noch mehr, wenn es mit einer richtigen und lebhaften Schätzung ihrer Verdienſte gepaart geht, wenn wir die Ueberzeugung haben, daß ſie noch da ſind und mit uns in Verbindung ſtehen. Das Andenken an fromme Entſchlafene ſoll uns vom Böſen zurück halten, und uns im Kampfe gegen verkehrte Leidenſchaften unterſtützen. Das leiſtet es ſchon an ſich — aber in noch höherm Grade, wenn wir uns des glücklichen Zuſtandes erinnern, zu dem ſie durch Reinigkeit des Herzens und des Lebens gelangt ſind, wenn wir denken, daß wir auch jetzt noch von ihnen bemerkt werden, und daß wir, um ihre Liebe noch jetzt zu beſitzen, derſelben nur dürfen würdig bleiben. Das Andenken an unſre Entſchlafenen ſoll uns im Glauben an Jeſum, in chriſtlichen Geſinnungen und in der treuen Erfüllung unſrer Pflichten ſtärken. Das wird es vorzüglich dann, wenn wir nicht vergeſſen, daß ſie dadurch zu den ſeligen Gottes gekommen ſind, daß die Gemeinſchaft mit Jeſus, worin ſie auf Erden ſtanden, ſie mit ihm zu ſeiner Herrlichkeit erhoben hat, daß wir einſt mit ihnen wieder vereinigt werden ſollen, wenn wir geſinnet ſind und leben, wie ſie geſinnet waren und lebten, und daß das Bündniß des neuen Lebens um ſo genauer ſeyn wird, je mehr wir ihnen ähnlich wurden. Das Andenken an unſre entſchlafenen Freunde ſoll uns endlich Ergebung in unſer Schickſal, Geduld im Leiden und Freudigkeit im Tode erleichtern. Wie groß wird dazu ſeine Kraft ſeyn, wenn es uns gegenwärtig iſt, ſie ſind, wie Chriſtus, durch Leiden zur Herrlichkeit, durch den Tod zur Vollendung eingegangen!

……

So gedenket denn, m. Z., auch Ihr der Frommen, die Ihr beweint habt und noch beweint — nicht wie die, die keine Hoffnung haben. Gedenket ihrer als ſolcher, die ſanft entſchlafen ſind, um mit dem Auferſtandenen geführet zu werden zu ſeinem Siege über den Tod und über allen Jammer der Erde. Gedenket ihrer als verklärter Geiſter, die leben und glücklich ſind, die Gott vollendet hat, die ſich durch chriſtlichen Sinn und ein edles Gemüth auszeichneten, die Euch jetzt noch lieben und mit Euch in Verbindung ſtehen, mit denen Ihr einſt auf ewig ſollt wieder vereinigt werden. Vergeſſet ihre Schwachheiten, und ehret ihnen noch in ihren Tugenden. Von welchem Segen wird es dann für Euch ſeyn, daß ihr ſie kenntet und liebtet, daß ſie früher dahin gingen und Euch in Thränen zurück ließen an ihrem Grabe! Ja, unvergeßlich ſollt Ihr uns ſeyn, theure Entſchlafene. Oft ſoll uns in ſtillen Stunden, Euer Bild und das Bild des Erlöſers umſchweben, damit es uns ſtärke in allen Verſuchungen, und wir überwinden, wie ihr überwunden habt. Laß uns auch dir treu bleiben, erhöhter Sohn Gottes, daß wir muthig und ſtandhaft kämpfen im Leben der Prüfung, und einſt Theil haben an deiner Herrlichkeit, wenn wir dich ſehen in den Wolken des Himmels. Amen.

XII.

Die Ereigniſſe der Welt ſind oft Mittel, die Geſinnungen der Menſchen an den Tag zu bringen.

……

Am

Oſterfeſte.

Gott, du ſiehſt in die Tiefen des menſchlichen Herzens, du weißt es genau, was ein jeder wehrt iſt. Uns bleibt vieles verborgen, wir werden oft durch den Schein betrogen; darum kommt es uns nicht zu, unſre Brüder zu richten. Aber du wirſt einſt ans Licht ziehen, was im Finſtern verborgen iſt, und den Rath der Herzen offenbaren. Du wirſt einſt die ſtille Tugend vor den Augen aller Welt belohnen, und das Laſter, das ſich hier mit dem Kleide der Tugend ſchmückte; vor aller Welt in ſeiner Blöße und Schande darſtellen. Schon hier veranſtalteſt du oft Begebenheiten, die die geheimen Geſinnungen der Menſchen an den Tag bringen. Das große Ereigniß, das uns den heutigen Tag feſtlich macht, iſt uns ein herrliches Denkmal deiner Gerechtigkeit. In ihm ſehen wir die Unſchuld gerechtfertigt, die Bosheit angeklagt und verurtheilt — in ihm ſehen wir, was frühe oder ſpät auch unſer Schickſal ſeyn wird. Möchten wir dies doch mit Ernſt erwägen, daß wir ſtäts anbetend deine Wege betrachteten und deine Führungen nachdächten, daß wir, von der Weisheit deiner Einrichtungen immer mehr überzeugt, vom Böſen mächtig abgeſchreckt, für das Gute gewonnen und befeuert würden, und wenn die Welt uns verkannt, getroſt warteten, bis dein großes und untrügliches Gericht alles entſcheidet. Segensvoll ſey uns dazu die Feyer dieſer Tage und insbeſondre dieſe Stunde der Andacht. Amen.

……………

Es iſt, m. Z., eine eben ſo gewiſſe als tröſtliche Wahrheit, daß die wahren Geſinnungen der Menſchen nicht immer verborgen bleiben können. Oft gelingt es nichtswürdigen Menſchen durch ihre Verſchlagenheit und die Verblendung der Welt eine vortheilhafte Meynung für ſich zu erwecken, und unter dem Schutze derſelben unvermerkt an dem Untergange Einzelner und am Verderben des Ganzen zu arbeiten. Weil man das Beſte von ihnen glaubt, darum finden ſie überall Gehör, Eingang und Folgſamkeit, für ihre Lehre Anhänger, für ihre Zwecke Werkzeuge, und niemand merkt die Gefahr, der er ſich preis gibt.

Welche Gräuel würden ſie verüben, mit welchen Verwüſtungen würden ſie die Erde bedecken, wenn ſie ſich immer in dieſer Meinung behaupten könnten, und den Bethörten nie die Augen geöffnet würden! Oft entgehen die edelſten Menſchen dem traurigen Schickſale nicht, von allen verkannt zu werden, ihre beſten Abſichten geläſtert, ihre großmüthigſten Handlungen verurtheilt zu ſehen. Sie tragen ihr Gutes nicht zur Schau; ſie vertheidigen ſich nicht ängſtlich gegen jeden Angriff; ſie dulden es, daß man ihren Unterdrückern Recht gibt; am wenigſten werden ſie ihre eignen Lobredner; während faſt jeder darauf bedacht iſt, ihre Schwächen ans Licht zu ziehen. Wie traurig wäre es, wenn das immer ſo bliebe — wie hart und grauſam für die, die am meiſten verdienen glücklich zu ſeyn, und wie nachtheilig für die Tugend ſelbſt, wie viel würde ihr Anſehen und ihr Einfluß dabey verlieren!

Aber es kann — es wird nicht ſo bleiben. Daß einſt ein Tag kommt, der den Rath aller Herzen offenbart, und einem jeden vergilt, wie er es wehrt iſt: dafür entſcheidet das Anſehen unſrer heiligen Schriften, das beſtätigt die Begebenheit, deren Andenken uns heute verſammelt hat, das beweiſt unſre Vernunft mit den einleuchtendſten Gründen. Indeß auch ſchon auf Erden ſind Anſtalten genug getroffen, die wahren Geſinnungen der Menſchen an den Tag zu bringen. Wenn ſie auch nicht von Scharfſehenden ſo oft beobachtet und enthüllt würden, als es wirklich der Fall iſt, wenn ſie ſich auch nicht ſo oft unwillkührlich verriethen, als es wirklich geſchieht: ſo würden ſie doch ans Licht kommen; die Ereigniſſe der Welt, die Begebenheiten in welche wir vielfach verwickelt werden, ſind Mittel, unſre ſittliche Beſchaffenheit offenbar zu machen. Faſt jeden Augenblick trägt ſich etwas zu, das uns verrathen kann — und endlich gewiß etwas, das uns wirklich verräth. Mag es dem Laſter mit ſeinen heuchleriſchen Künſten lange gelingen, alles zu betrügen; einmal geräth es doch in Umſtände, die es bloß ſtellen. Mag der Rechtſchaffene lange den Schmerz der Läſterung tragen; es wird doch einmal etwas eintreten, was ihn in der ſiegenden Herrlichkeit ſeiner Tugend zeigt.

Werfet einen Blick auf die Geſchichte des heutigen Tages. Gewiß mußten viele, die Jeſum nicht näher kannten, ihn für ſchuldig halten, da das Volk und ſeine Führer, da ſelbſt die, die im Geruche der größten Heiligkeit ſtanden, einmüthig auf ſeinen Tod gedrungen hatten. Seine Wiederbelebung wurde ſeine Rechtfertigung; Gott ſelbſt zeugte damit für ſeine Unſchuld. Dieſelbe Begebenheit enthüllte die Heucheley und das ſchändliche Gemüth ſeiner Feinde. Zur Beſtechung müſſen ſie ihre Zuflucht nehmen, wenigſtens einigen müſſen ſie ſich ganz entdecken, damit nicht ihre Bosheit überall bekannt werde. Wollen wir die Geſinnungen der Jünger unſers Herrn in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche kennen lernen: dann müſſen wir die Eindrücke, die ſein Tod und ſeine Wiederbelebung auf ſie machten und ihr Verhalten dabey beobachten. Sie können ſich nicht verbergen, ſie legen ihr Herz dar, wie es iſt. Es iſt nicht nöthig, daß eine Begebenheit ſo außerordentlich und glänzend ſey, wie dieſe, um ſolche Wirkungen hervor zu bringen. Jede Veränderung außer uns und in unſerm Leben iſt dazu geeignet. Wir wollen dieſer wichtigen und folgenreichen Wahrheit in der gegenwärtigen Stunde weiter nachdenken.

Text.

1 Corinth. 4 v. 5.

Darum richtet nicht vor der Zeit bis der Herr kommt, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finſtern verborgen iſt, und den Rath der Herzen offenbaren; alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob widerfahren.

In den vorgeleſenen Worten iſt zwar zunächſt die Rede von der letzten Erſcheinung des Herrn, um einem jeden zu vergelten nach ſeinen Geſinnungen und nach ſeinen Werken; aber wir dürfen nicht davon ausſchließen, worauf uns die Geſchichte des heutigen Tages führt: daß der Herr auch ſchon auf Erden oft erſcheint, und durch ihre Ereigniſſe und Schickſale die Geſinnungen der Menſchen offenbart. Auf Veranlaſſung des gegenwärtigen Feſtes wollen wir mit unſrer Betrachtung bey dieſem Gedanken ſtehen bleiben und

1. ſehen, wie Gott ſchon auf Erden durch mancherley Ereigniſſe die

Geſinnungen der Menſchen ans Licht bringt,

2. aber, was dieſe Wahrheit, wohl erwogen, bey uns wirken muß.

1.

Die Ereigniſſe, von welchen ich rede, ſind Veränderungen, die ſich um uns her und mit uns ſelbſt zutragen; es ſind Vorfälle, die auf eine gewiſſe Weiſe mit uns in Verbindung ſtehen, ſey es, daß ſie von uns her rühren, oder daß wir dabey thätig geweſen ſind, oder daß ſie auf uns wirken, unſern Zuſtand beſtimmen, uns zu Entſchließungen und Handlungen bewegen. Dadurch eben bringen ſie unſre Geſinnungen an den Tag. Sie können dies, ſo wohl indem ſie uns begünſtigen, als indem ſie uns beeinträchtigen — ſchon allein dadurch, daß ſie auf unſer Gemüth Einfluß haben. Es iſt nicht erforderlich, daß ſie etwas Ungewöhnliches, Geräuſchvolles und Glänzendes beſitzen; ſo gar alltägliche, gemeine Vorfälle, wenn ſie uns nur durch irgend etwas wichtig werden, können dieſen Erfolg hervor bringen.

Sie offenbaren die Geſinnungen der Menſchen, das heißt: durch ſie wird es klar, ob die Gemüthsbeſchaffenheit gewiſſer Menſchen eine gute oder eine böſe — ob das Gute, was wir an ihnen zu bemerken glauben, Wahrheit oder Schein iſt, und welche einzelne Empfindungen, Neigungen, Leidenſchaften, Antriebe und Stimmungen ihren eigenthümlichen Charakter ausmachen. Dies leiſten jene Ereigniſſe auf viererley Weiſe: oft nähmlich lenken ſie die Aufmerkſamkeit andrer auf dieſe Menſchen; oft laſſen ſie auf die Geſinnungen derſelben ſchließen; oft veranlaſſen ſie dieſelben, ihre Geſinnungen zu zeigen; und oft ziehen ſie ihre Geſinnungen mit Gewalt ans Licht.

Ereigniſſe und Schickſale lenken zuvörderſt unſre Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Menſchen hin. Sie treiben uns an, ihr Thun ſorgfältiger zu beobachten und ihren Geſinnungen eifriger nachzuforſchen. Nicht ſelten bleiben uns die Geſinnungen der Menſchen deßwegen unbekannt, und nicht ſelten werden ſie deßwegen falſch von uns beurtheilt, weil wir es nicht der Mühe wehrt halten, ſie ſchärfer ins Auge zu faſſen. Wir laſſen entweder ihren Wehrt ganz dahin geſtellt ſeyn, oder wir begnügen uns mit dem Scheine und mit der Meynung, welche andre von ihnen hägen. Und doch würde es nicht ſchwer ſeyn, zu einem richtigen Urtheil über ſie zu gelangen, wenn unſre Blicke ſie nur lange genug begleiteten. Laſſet einen Menſchen, der uns bisher gleichgültig war auf irgend eine Weiſe durch merkwürdige Ereigniſſe ausgezeichnet werden: man wird Erkundigungen nach ihm einziehen, man wird über die Urſachen dieſes Ereigniſſes, über die Aufſchlüſſe, die es über ſeinen Charakter gibt und über ſeinen Zuſammenhang mit dem Verdienſte oder der Schuld dieſes Menſchen Unterſuchungen anſtellen. Laſſet einen Tugendhaften, der bisher mit ſeinem großen Sinne und mit ſeinem edeln Herzen in der Stille lebte, oder wohl gar vielfach verkannt wurde, ſich plötzlich zu hohen Ehren emporſchwingen: werden nicht die, die davon Zeugen ſind, aufmerkſam werden, und vieles entdecken, was ihnen ſonſt verborgen geblieben wäre? werden, die, die ihn verkannten, nicht ihre Meynung ändern, wenn ſie jetzt die vortrefflichen Eigenſchaften wahrnehmen, die ihm hier den Weg bahnten? Laſſet ein grauſames Schickſal dieſen Tugendhaften mit Erbitterung verfolgen: wird nicht auch das vieler Augen auf ihn ziehen? wird man nicht nach dem Grunde ſeines Unglückes fragen, und ſeinen Charakter mit ſeiner äußerlichen Lage vergleichen? Laſſet, auf der andern Seite, einen Nichtswürdigen, dem es leicht wurde, die Welt durch einen frommen Schein zu betrügen, weil niemand ſonderlich auf ihn achtete, ins Elend gerathen, laſſet ſeine Anſchläge mißlingen, laſſet ſeine Glücksgüter dahin ſchwinden, Unfälle ſich über ihm zuſammenhäufen, und Schande ihn bedecken: wird nicht jetzt manches an ihm auffallen, was ihn verdächtig macht, aber ſonſt nicht bemerkt wurde? wird man nicht dieſe Spuren weiter verfolgen, und ſo zu wichtigen Aufſchlüſſen über ſeine wahre Gemüthsart gelangen? Oder laſſet ein glänzendes Glück ihn mit ſeinen Segnungen überſchütten: wird man ſich enthalten können, die Mittel zu muſtern, durch welche er ſich dieſe Gunſt erworben? wird man nicht ſeine Würdigkeit in Anſpruch nehmen? wird nicht beſonders der Neid alles ſuchen bemerkbar zu machen, was zu ſeiner Verkleinerung gereicht? Schon die ſchmachvolle Hinrichtung Jeſu mußte bey vielen, die ihn nicht kannten, Nachforſchungen nach ihm erregen — noch mehr aber ſeine Auferſtehung, die ihn auf eine Art auszeichnete, wie noch nie ein Menſch war ausgezeichnet worden. Selbſt bey denen, welchen ſeine öffentliche Verurtheilung eine nachtheilige Meynung von ihm beygebracht hatte, mußte ſich neue Aufmerkſamkeit zeigen, bey einem Ereigniſſe, das nicht anders denn als eine ausdrückliche Erklärung Gottes für ihn angeſehen werden konnte.

Sie lenkte nicht allein die Aufmerkſamkeit auf ihn; *ſie berechtigte auch auf die Beſchaffenheit ſeiner Geſinnungen zu ſchließen.* Der, von dem Gott ſelbſt die Schmach wegnahm, zu deſſen Rechtfertigung der Regierer der Welt auftrat, den das wunderbare Werk der Allmacht verherrlichte — nein, der konnte kein Uebelthäter, kein Gottesläſter, kein Entweiher der Heiligthümer ſeyn; der war der Freund Gottes, der war unter allen der Edelſte. *So laſſen uns auch in andern Fällen Ereigniſſe und Schickſale auf die Geſinnungen der Menſchen ſchließen.* Zwar würden wir ſehr irren, wenn wir jede ausgezeichnete Begünſtigung als einen Beweis des göttlichen Wohlgefallens, oder langes drückendes Unglück als ein Zeichen ſeines Mißfallens anſehen wollten. Wir wiſſen, daß Gott Wohlſeyn und Elend auf Erden nach andern Geſetzen vertheilt, als nach denen der Würdigkeit. Aber in ſehr vielen Fällen hangen doch auch die Ereigniſſe der Welt und die Schickſale der Menſchen mit den Geſinnungen und dem Verhalten der letztern genau zuſammen, ſo daß wir jene als untrügliche Zeugen für dieſe aufſtellen können. Manche Ereigniſſe, die wir erleben, rühren doch am Ende von Menſchen her, wenn auch ihre Hand gerade jetzt darin nicht ſichtbar iſt. Wir dürfen nur den Zuſammenhang derſelben bis zu ihrem Urſprunge verfolgen, um dort Menſchen anzutreffen, die von ſchändlichen Leidenſchaften oder von hohem Edelmuthe beſeelt ſind, die von der Weisheit oder von der Thorheit geleitet werden, die das Gute oder das Schlechte beabſichtigen. Zu manchen Ereigniſſen wirken Menſchen mit, und wir gelangen zu wichtigen Entdeckungen über ihre Gemüthsart, wenn wir auf die Beyträge achten, die ſie dazu liefern, und auf die Geſtalt, die jene unter ihren Händen gewonnen haben. O, ſehet Euch nur um unter den wohlthätigen Veränderungen, die die Erde beglücken, und unter den verderblichen, die ſie verwüſten: überall lernt Ihr den Sinn der Menſchen, bald in herrlichen Bemühungen, bald in frevelhaften Beginnen, kennen. Ich gebe zu, daß man hier leicht irren kann, daß manches, was uns Tugend ſcheint, verſteckter Eigennutz iſt, und manches, was wir als Bosheit anklagen, doch gut gemeynt war. Aber wir dürfen unſre Beobachtungen nur lange genug fortſetzen, um dieſe Irrthümer zu berichtigen, und zu bewährten Ueberzeugungen zu gelangen. Und ſo iſt auch in den Schickſalen der Menſchen vieles, was wir als Bezeichnung oder als Folge ihrer Gemüthsbeſchaffenheit anſehen müſſen, worin ihre Denkungsart ſich unverkennbar der Welt zur Schau ſtellt, woran man bald den Leichtſinnigen von dem Ernſthaften und Beſonnenen, den Eigennützigen von dem Menſchenfreunde, den Ueppigen von dem Mäßigen, den Uebermüthigen von dem Beſcheidenen, den Betrüger von dem Redlichen unterſcheidet. Aus dem, was geſchieht wird man immer die Menſchen beurtheilen, ſo ſehr ſie ſich auch bemühen ihre wahre Geſtalt zu verbergen; in den Ereigniſſen und Schickſalen ſind Zeugen vorhanden, die ſie nicht vermögen zum Schweigen zu bringen.

Ereigniſſe und Schickſale veranlaſſen, drittens, die Menſchen häufig, ihre Geſinnungen ſelbſt zu zeigen. Faſt immer bringen ſie, auf die Eine oder andre Art, die Menſchen zu Aeußerungen, in denen ſich ihr Gemüth offenbart. Welche Aufſchlüſſe gibt uns nicht die Auferſtehung Jeſu über das Gemüth ſeiner Jünger, über ihre Neigungen und ihre Hoffnungen, über die Schwäche ihres Zutrauens und die Stärke ihrer Liebe.

Nicht leicht wird ſich etwas Bedeutendes zutragen, ohne daß darüber von denen, die es erfahren, vielfach geurtheilt würde. Hat aber nicht immer an den Urtheilen der Menſchen das Herz großen Antheil? gibt ſich in dem, was ſie zu dieſem und jenem ſagen, nicht immer einigermaßen zu erkennen, was ſie am meiſten wünſchen, und worauf ſie den meiſten Wehrt ſetzen, ob die Grundſätze der Sittlichkeit und die Wahrheiten der Religion ihnen etwas gelten oder von ihnen gering geachtet werden?

Nicht alle Geſinnungen der Menſchen können ſich zu jeder Zeit an den Tag legen, es müſſen beſondre Gelegenheiten dazu da ſeyn; und dieſe werden durch beſondre Ereigniſſe herbey geführt. Darum bleibt uns an Menſchen, mit denen wir lange Umgang hatten, noch vieles verborgen, weil wir ſie nicht in der Lage ſahen, wo ſie dies äußern konnten. Ob jemand aufbrauſend, heftig, rachgierig ſey, das erfahren wir erſt dann, wenn ſich etwas ereignet, das ihn kränkt, und wenn er von Menſchen ſchwer beleidigt wird. Ob jemand Hang habe zu ſinnlichen Ausſchweifungen, das erfahren wir erſt dann, wenn er in den Stand geſetzt wird, ſich ihnen zu ergeben. Ob jemand geneigt ſey, ſeinen Vortheil auf jede Weiſe zu bewirken, das erfahren wir erſt dann, wenn ſich ihm unrechtmäßige Mittel anbiethen, wenn er Liſt und Gewalt brauchen kann. Ob jemand Stärke habe, das Unglück im Glauben an Gott getroſt zu ertragen, ſich um ſeiner Pflicht willen großen Gefahren bloß zu ſtellen, und unter ſchweren Anſtrengungen auszuhalten, das erfahren wir erſt dann, wenn irgend eine Begebenheit ihn ins Gedränge führt, wenn ſich Bedenklichkeiten um ihn ſammeln, wenn Hinderniſſe ihn zum Kampfe auffordern.

Eigne Vorfälle müſſen darüber entſcheiden, ob unſre Liebe zur Tugend rechter Art, oder bloß auf die Vortheile derſelben gerichtet war, ob wir das Laſter wirklich verabſcheuten, oder es nur um der Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten willen, die mit denſelben verknüpft ſind, bisher mieden. Wenn wir auch unter ſolchen Ereigniſſen, die uns aller Vortheile der Jugend berauben, und nichts als Aufopferungen fordern, ſie allen Belohnungen der Welt vorziehen: dann beweiſt es ſich, daß wir ſie um ihrer ſelbſt willen liebten, daß unſer Herz ihr ergeben war. Wenn wir uns des Böſen auch da enthalten, wo wir es unbemerkt und ungeſtraft begehen könnten: dann erſt beweiſt es ſich, daß es uns wirklich zuwider war, und daß die Verachtung deſſelben uns davon zurück gehalten hat.

Manches Gute und manches Böſe liegt im Menſchen, der Welt und oft auch ihm ſelbſt verborgen, bis es, durch große Ereigniſſe angeregt, hervortritt, und die Sinnesart dieſes Menſchen kund thut. Zufälle von mancherley Art wecken ſchlummernde Gefühle und Neigungen auf, entdecken die Keime der Leidenſchaften, die ſich dann ſchnell zu erkennen geben. Ueberhaupt muß man, um einen Menſchen ganz zu erforſchen, ihn unter verſchiedenen Umſtänden beobachten; denn dieſe haben immer großen Einfluß auf ſein Thun. Ereigniſſe und Schickſale müſſen uns dazu behülflich ſeyn. Wie oft ſtellen uns dieſe den Menſchen in einer Geſtalt dar, die ganz von der verſchieden iſt, in welcher wir ihn zu ſehen gewohnt ſind!

Ereigniſſe und Schickſale ziehen, endlich, die Geſinnungen der Menſchen oft mit Gewalt ans Licht. Laſſet es einem Menſchen noch ſo ſehr darum zu thun ſeyn, ſeine Gedanken, Geſinnungen und Anſchläge zu verbergen: er wird doch wohl einmal in eine Lage geführt werden, wo er nicht umhin kann, ſich darüber zu entdecken; Veränderungen werden ihn überraſchen, und ihm ſein Geheimniß ablocken; in der Freude über ein günſtiges, in dem Schrecken und in dem Schmerze über ein ungünſtiges Ereigniß wird er ſich verrathen; es wird ihm etwas begegnen, was ſein Herz ſo bewegt, daß es ihm gleichſam fortreißt zu Aeußerungen, die alles offenbaren. Laſſet den Heuchler mit noch ſo vielem Geſchicke einen erkünſtelten Schein annehmen; laſſet ihn ſich in demſelben noch ſo glücklich behaupten: frühe oder ſpät wird er doch in Verlegenheiten geſetzt werden, aus denen er ſich nicht mehr heraus zu helfen vermag. Seiner Faſſung beraubt, unfähig, ſchnell genug eine neue Liſt zu erſinnen, kann er der Gewalt, die alles ans Licht zieht, nicht widerſtehen. Hätten es die Jünger Jeſu denn wohl vermocht, die Empfindungen, die ſie gegen den Auferſtandenen äußern, zurück zu halten?

Manche Thaten der Menſchen ſchienen einſt in ein Dunkel gehüllt zu ſeyn, wobey man es für unmöglich halten mußte, daß je etwas davon an das Licht komme. Und doch wurden ſie durch ſpätere Ereigniſſe, die dem erſten Anblick gar keinen Zuſammenhang damit verriethen, an den Tag gebracht. Wie manche edle Handlung, die, im Stillen verübt, keine Zeugen hatte, und wie manches Verbrechen, das ſich, im Genuſſe ſeiner Vortheile, gegen jede Entdeckung geſichert glaubte, wurden erſt lange nachher, durch die zufälligſten Umſtände, bekannt! Wie manchen hat die Welt noch im Grabe verehren gelernt, den ſie im Leben läſterte! und wie manchen trafen die Verwünſchungen der Nachkommen, der ſeinen Zeitgenoſſen für einen Heiligen galt! Würde dieſes aber geſchehen ſeyn, wenn nicht Ereigniſſe das Wahre offenbart hätten? Und wie oft ward durch ſolche Ereigniſſe über die Abſichten der Menſchen ein neues, unerwartetes Licht verbreitet!

So weiß Gott durch Ereigniſſe und Schickſale ans Licht zu bringen, was im Finſtern verborgen iſt, und den Rath der Herzen zu offenbaren. Laſſet uns jetzt den Einfluß betrachten, den dieſe Wahrheit auf unſre Geſinnungen und auf unſer Leben haben muß.

2.

Sie muß uns, zuvörderſt, die Wege der Vorſehung bewundern lehren, und uns einen tiefen Eindruck von der göttlichen Gerechtigkeit geben. Sollen wir es für ein Spiel des Zufalles erklären, daß ſo manches an den Tag kommt, was die Finſterniß bedeckte, daß Geſinnungen, welche die Klugheit noch ſo tief zu verſtecken wußte, dennoch frühe oder ſpät offenbar werden müſſen, daß überall Anſtalten getroffen ſind, die ſtille und verkannte Tugend der Welt in ihrem Glanze zu zeigen, das heuchleriſche Laſter zu entlarven und in ſeiner Blöße darzuſtellen, daß ſich alles dazu vereinigt, und daß ſelbſt Umſtände dazu beytragen, von denen man es am wenigſten erwartete? Der Zufall kennt keine Geſetze, er hat keine Abſichten, er trifft keine Anſtalten, Weisheit hat dieſe Einrichtungen gemacht, Gerechtigkeit führt hier ihre Gerichte aus, Heiligkeit ſetzt hier dem Böſen Schranken, und fördert das Gute, die Liebe wacht hier über dem Wohl der Einzelnen und der menſchlichen Geſellſchaft. Es ſind die Geſetze des höchſten Weſens, nach denen dieſes geſchieht; es iſt der Regierer der Welt, den wir hier handeln ſahen. Oft ſind uns ſeine Wege unerforſchlich; oft bemühen wir uns vergebens, die Frage zu beantworten, warum dieſes und jenes ſich alſo zuträgt; oft verlieren ſich unſre Betrachtungen in ängſtliche Zweifel, die nichts auflöst, und in Dunkelheiten, in die kein Strahl eines freundlichen Lichtes fällt. Nichts kann uns erwünſchter ſeyn, nichts kann unſern forſchenden Verſtand und unſer ſchmachtendes Herz mehr befriedigen, als Belehrung über die Abſichten, welche Gott durch die Ereigniſſe der Welt und die Schickſale der Menſchen erreichen will. Zwar wiſſen wir, daß es ihm bey allem um unſre Erleuchtung, Beſſerung und Beſeligung zu thun iſt. Aber das iſt ſelten hinlänglich, uns das Einzelne begreiflich zu machen. Von wenigen Dingen ſehen wir ein, wie ſie die Erleuchtung, Beſſerung und Beſeligung der Welt befördern. Vieles Dunkle wird uns klar, wenn wir bemerken, wie ſich Gott jener Ereigniſſe und Schickſale dazu bedient, daß er das Verborgene ans Licht bringe und den Rath der Herzen offenbare. Iſt das nicht aber ein großer, Gottes würdiger Zweck, wirk er nicht ſelbſt dadurch verherrlicht, die Tugend und das Wohl des menſchlichen Geſchlechtes vielfach befördert? Iſt es nicht oft wunderbares Zuſammentreffen — iſt es nicht immer die weiſeſte Verkettung von Begebenheiten, wodurch das Verborgene enthüllt wird? Müſſen wir nicht, indem wir dieſes betrachten, bekennen: der Herr iſt herrlich in allem ſeinem Thun, ſeine Wege ſind immer anbetungswehrt?

Mag der Tugendhafte auf Erden nicht immer die Belohnung finden, die er verdient, mag den Laſterhaften nicht immer die Strafe treffen, die er verwirkt hat; hier iſt nicht der Ort der Vergeltung. Wir können es doch nicht läugnen: Gott iſt gerecht. Nicht bloß unſre Vernunft, nicht bloß die Belehrungen der Schrift entſcheiden dafür: auch die Erfahrung beſtätigt es, durch alle Ereigniſſe, die von den wahren Geſinnungen der Menſchen Zeugniß ablegen, die ſo oft den, der ſich verbergen will, mit Gewalt ans Licht ziehen, und alle trügeriſchen Künſte zu Schanden machen, den Guten mit Achtung und Liebe belohnen, den Böſen aber dem Unwillen, dem Abſcheu, den Verwünſchungen und den Beſtrafungen der Welt Preis geben. Sollen wir nicht, indem wir dieſes wahrnehmen, mit Ehrfurcht der göttlichen Gerechtigkeit gedenken? Sollen wir uns nicht erinnern laſſen, was auch wir zu fürchten und zu hoffen haben? Soll ſich nicht der Gedanke an ein künftiges Gericht mit ſeinen Schreckniſſen und Tröſtungen vor die Seele ſtellen, wenn wir den Ewigen ſchon hier eine

Gerechtigkeit, der nichts entgeht, mit Erſtaunen offenbaren ſehen?

Die Wahrheit, die wir heute betrachtet haben, muß uns, zweytens, zur öftern und angelegentlichen Betrachtung der göttlichen Wege ermuntern. Sie ganz zu verſtehen, wird zwar nie einem Sterblichen gelingen. Denn Gottes Gedanken ſind nicht unſre Gedanken; und wie könnte unſer beſchränkter Blick den Zuſammenhang des Ganzen überſehen, in welchem doch jedes Einzelne gegründet iſt? In ſehr vielen Fällen werden wir ſchweigend den unerforſchlichen Rath des Ewigen ehren müſſen. Wenn wir indeß auch nicht alles erlangen können: ſo dürfen wir doch nicht verſchmähen, was uns zu erreichen möglich iſt. Wenn wir auch nie die Tiefen der Gottheit durchſchauen werden: ſo dürfen wir doch nicht gleichgültig bleiben, wo Gott die Geſetze, nach welchen er regiert, uns darlegt. Je aufmerkſamer wir ſind auf die Ereigniſſe der Welt und die Schickſale der Menſchen: deſto mehr wird uns die hohe Weisheit derſelben einleuchten; deſto mehr werden wir durch deutliche Spuren zweckmäßiger Führungen, wohlthätiger Warnungen, freundlicher Belehrungen, liebevoller Stärkungen und gerechter Vergeltungen überraſcht werden; deſto mehr werden wir die kunſtvolle Verbindung aller Einrichtungen und Anſtalten Gottes bewundern lernen. Aber nicht allein das — wir werden auch die befriedigendſten Aufſchlüſſe über Dinge, die uns ſehr wichtig ſind, gewinnen; wir werden tiefer in das Innere der Menſchen blicken; wir werden Wahrheit und Schein richtiger unterſcheiden; wir werden der Gefahr entgehen, den Redlichen zu verkennen, und uns dem Betrüger anzuvertrauen. Wollen wir nicht leichtſinnig unſer Glück auf das Spiel ſetzen; wollen wir nicht unbeſonnen mit einſtimmen in das ungerechte Urtheil der bethörten Menge; wollen wir Lob und Tadel, Achtung und Abſcheu gerecht vertheilen: dann müſſen wir ſorgfältig achten auf die Ereigniſſe und Schickſale, wodurch Gott die Geſinnungen der Menſchen ans Licht bringt. Die Wege Gottes zu betrachten iſt nicht bloß Sache des Frommen, den Bedürfniß des Herzens dazu treibt; es iſt auch Sache des Weiſen, der überall dem Lichte eines erleuchteten Verſtandes zu folgen wünſcht; ſie enthalten unerſchöpflichen Reichthum der Erkenntniß.

Die Wahrheit, daß Gott durch Ereigniſſe und Schickſale ans Licht bringt, was im Finſtern verborgen iſt, muß uns, drittens, von voreiligen Urtheilen über die Geſinnungen und den Wehrt andrer warnen. Richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr kommt. Es iſt ein unſeliger Hang der Menſchen, vor der Zeit zu richten. Durch einzelne Aeußerungen, die ihnen nicht einmal recht klar geworden ſind, durch Handlungen, die mancherley Deutungen zulaſſen, durch zufällige Erſcheinungen, aus welchen nichts folgt, halten ſie ſich ſchon für berechtigt, über die Abſichten und den Charakter des Menſchen, oft mit ſchreckender Härte, abzuſprechen. Daher ſo viele falſche Urtheile über Menſchen, daher das ſchreyende Unrecht, was oft denen am meiſten angethan wird, die man am meiſten mit Achtung behandeln ſollte. Wer nicht laut iſt, wer ſich nicht hervor drängt, wer mit ſeiner Tugend kein Gepräng treibt, gilt gewöhnlich nichts, und muß oft den Tadel und die Verachtung der Welt dulden. Wer ſich mit fremdem Verdienſte zu ſchmücken, ſeine Geiſtesarmuth und ſeine Schande zu bedecken, ſeine niederträchtigen Geſinnungen geheim zu halten, die Sprache der Frömmigkeit zu reden, und ſeinem Eigennutze den Schein der Tugend zu geben weiß, der wird hervor gezogen, bewundert und gefeyert. Iſt es denn eine ſo leichte Sache, über Menſchen zu urtheilen, iſt das Wort, iſt die That ſchon hinlänglich, daraus das Innere zu erkennen; das oft damit im größten Widerſpruche ſteht? Iſt das: dann ſind alle die Einrichtungen und Anſtalten überflüſſig, wodurch die Geſinnungen der Menſchen erſt an den Tag gebracht werden ſollen; dann iſt es nicht nöthig, die Aufmerkſamkeit des Beobachters auf ſie zu lenken, ihnen ſo vielfache Veranlaſſung zu geben, ihre Geſinnungen zu zeigen, und ſie mit Gewalt ans Licht zu ziehen; dann iſt es überflüſſig, daß wir verwieſen werden, zu warten bis der Herr kommt. Und würden dann wohl Ereigniſſe und Schickſale uns den Menſchen ſo öft in einer ganz andern Geſtalt erſcheinen laſſen, als worin er dem erſten Blicke erſchien? Würden wir dann ſo oft erſtaunen müſſen über die Entdeckungen welche die ſpätere Zeit herbey führt? Wahrlich es gehört ſehr viel dazu, richtig zu beſtimmen, was ein Menſch wehrt iſt. Zahlreiche Erfahrungen müſſen zuſammen kommen, um uns einen Blick in das Innere des Herzens zu eröffnen. Darum eilet nicht, zu reden, bevor ihr dieſe geſammelt habt. Ihr würdet oft guten Menſchen wehe thun, und oft dem argliſtigen Laſter glänzende Siege bereiten. Nicht immer ſoll ja verborgen bleiben, was im Finſtern iſt; einmal wird ſich alles offenbaren, und dann wird jedem Lob widerfahren, der es verdient hat.

Dieſe Wahrheit muß uns, endlich, ein mächtiger Antrieb werden, das Böſe zu meiden, und uns der Tugend ganz zu weihen. Nicht immer kann es dem Laſter gelingen, die Welt zu täuſchen. Es iſt vergebens, daß es auf ſeine Klugheit vertraut; es werden doch Umſtände kommen, wo ſeine Klugheit zu Schanden wird, wo es, ſeiner Faſſung beraubt, ſich in ſeiner Argliſt ſelbſt verſtrickt. Es iſt vergebens, daß es ſich einer glücklichen Verborgenheit ſeiner Anſchläge und Unternehmungen rühmt: es können doch Ereigniſſe eintreten, die alles enthüllen und es in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit offenbaren. Es iſt umſonſt, daß es ſeine Schändlichkeit durch die künſtlichſten Vorkehrungen zu bedecken ſucht; es ſind Mittel vorhanden, ſie zu zerſtören. Es iſt umſonſt, daß es ſich ſeiner Vortheile rühmt: wird es ſie behaupten können, wenn alles ans Licht kommt? wird es der Verantwortung und Strafe entgehen, die ſeiner wartet? und wenn es ihm gelänge, auf Erden verborgen und glücklich zu ſeyn bis ans Ende: kommet nicht einſt ein Tag des Gerichtes, der ihm öffentliche Kundwerdung und ſchreckliches Verderben bringt? Und dieſem Laſter wolltet Ihr Euch ergeben; ſeinen Verſprechungen wolltet Ihr trauen; nach ſeinen flüchtigen Freuden wolltet Ihr haſchen, um ſeine Beſchämung und Verantwortung zu theilen, um ſeine Strafen und ſein Elend auf Euch zu laden, um für Augenblicke eine Ewigkeit hinzugeben?

Wie es dem Laſter ſchrecklich iſt, einſt entdeckt zu werden: ſo iſt es der Tugend eine ſüße Hoffnung. Weihet ihr Euer Herz, übet ſie im Stillen, wo ſie am ſchönſten iſt: und ihr werdet mit gerechter Zuverſicht deſſen Euch freuen, daß einſt alles ans Licht kommt. In ihrem Dienſte habt Ihr nichts zu fürchten, und dürft das Froheſte erwarten. Wenn auch niemand wüßte, was Ihr ſeyd; wenn es auch dem Neide, der Euch zu verkleinern ſucht, der Bosheit die Euch ſchmächt, gelänge, überall Glauben zu finden; wenn die Welt Euch einſtimmig verurtheilte: der Glanz Eurer Unſchuld wird alles überſtrahlen, was Euch verdunkeln ſollte. Wie wurde die reine Tugend des Erlöſers geläſtert! als Miſſethäter haben ſie ihn ſchmachvoll getödtet. Aber wie hat Gott ihn gerechtfertigt, welche Begebenheiten haben ſeine Tugend verherrlichen, und ſeine Feinde beſchämen müſſen! Iſt er, den ſeine Zeitgenoſſen herabwürdigten, nicht die Bewunderung aller Zeiten geworden? Werden nicht überall, wo ſein Nahme genannt wird, die Feſte ſeines Sieges gefeyert, und dem Auferſtandenen Lobgeſänge geſungen? Ehre und Belohnung ſind das ſichere Erbe der Tugend. Und was die Welt nicht vergelten kann, das vergilt der Himmel. Glückliche Menſchen, die Ihr dieſer lebet. Ihr werdet ihre Segnungen empfangen. Wenn alles Euch verkennt; Gott kennet Euch und wird Euer Vertheidiger ſeyn. Eure Unſchuld wird an den Tag kommen. Der Richter der Welt wird Euch einſt für die Seinigen erklären; nur ſey Eure Tugend rein und ohne Falſch: denn nur das Reine beſteht, wenn der Rath der Herzen offenbar wird; und nur die, die aufrichtig vor Gott gewandelt haben, wie Jeſus Chriſtus, werden mit ihm ſiegen. Amen.

XIII.

Die Wichtigkeit der Frage:
was für ein Geiſt herrſcht unter uns.

……

Am
allgemeinen Bußtage.

Gebeth am Altare.

Gott, du herrſcheſt allmächtig im Himmel und auf Erden; dein Name iſt groß unter den Völkern. Alle Welt, Herr, fürchtet dich. Auch wir ſind deine Geſchöpfe; unſer Schickſal ſteht in deiner Hand. Deinem Rathe müſſen wir uns unterwerfen; von dir müſſen wir alles erwarten. Auch an uns verherrlichſt du deine Macht, Weisheit und Güte. Du biſt würdig, zu nehmen Preis und Ehre in Ewigkeit.

Du kröneſt das Land mit deinem Gut; du gibſt ihm Fruchtbarkeit und Wohlſtand; du erhältſt in ihm Wahrheit und Recht; du ſchaffeſt, daß wir ſicher wohnen unter wilden Stürmen, und ſegneſt jeden unter uns. Herr, wir ſind nicht wehrt aller Barmherzigkeit und Treue die du uns bewieſen haſt. Nie können wir dir genug danken für deine väterlichen Leitungen und Wohlthaten. Möchten wir uns nur nicht ſo oft derſelben unwürdig zeigen. Möchten wir nur nicht ſo oft das, womit du uns begabſt, unverantwortlich verbringen und mißbrauchen.

Mit Ehrfurcht gedenken wir heute deines Ernſtes. Majeſtätsvoll gehſt du in deinen Gerichten vor uns vorüber. Du biſt es, der den Völkern der Erde tiefe Wunden ſchlägt, daß ſie weiſe werden, und auf dich merken, daß ſie in ſich gehen, und ſich beſſern. Schwere Zeiten haben wir erlebt, große furchtbare Ereigniſſe haben wir in der Nähe geſehen, und wie alles unerwartet ſich ändert, das ſehen wir täglich. Möchten wir hier keine gleichgültigen Zuſchauer ſeyn. Möchten wir nicht bloß erſtaunen bey dem Geräuſche der Begebenheiten, bey den Ausbrüchen menſchlicher Gewalt und Leidenſchaft, ſondern unſre Blicke richten auf dich, der du alles lenkſt und auf die Lehren, an die du uns erinnern willſt. Möchten wir nicht bloß ſorgen und zagen, ſondern auch bedenken, was zu unſerm Frieden dient.

Herr, wir ſind verderbt, und verkehrt ſind unſre Wege; vielfach ſind unſre Vergehungen. Wir haben geſündigt vor dir, und Schuld auf Schuld gehäuft. Schone und vergib den Reuevollen. Wahre, ſchmerzliche Reue fühle heute jedes Herz. Laß uns heute aufrichtig und eifrig erforſchen unſer Weſen.

In uns ſind die Quellen unſers Glückes und unſers Elendes. Der Geiſt der unter uns herrſcht, führt zum Wohlſtande und zum Frieden, oder ſtürzt uns in Verderben und Jammer. Wir dürfen uns kindlich vor dir freuen, und mit den ſchönſten Hoffnungen in die Zukunft blicken, wenn er ein Geiſt der Weisheit, des Ernſtes, der Frömmigkeit, der Zucht und Ordnung iſt. Wir müſſen alles fürchten, wir flehen umſonſt um Abwendung des Uebels, wenn der Geiſt der Thorheit, des Leichtſinnes, des Unglaubens und der Ungebundenheit uns regiert. So ſey es uns dann heute das wichtigſte Geſchäft, den Geiſt, der uns bisher beſeelte, kennen zu lernen in ſeiner wahren Geſtalt und in ſeinen unausbleiblichen Wirkungen, daß wir zurück kehren, wo wir uns verirrt haben. Unpartheyiſch blicke jeder um ſich her und in ſein Herz, und eile dann, zu beſorgen, was jetzt am meiſten Noth iſt.

In dieſen Zeiten der Noth, Herr erbarme dich unſer. In dieſen Zeiten des um ſich greifenden Sittenverderbens, Herr erbarme dich unſer. In dieſen Zeiten der Verwirrung und der bangen Erwartung, Herr erbarme dich unſer. Erbarme dich der Kranken und Leidenden. Erbarme dich der Schwachen und Verführten; erbarme dich aller Sterbenden. Vertrauensvoll legen wir alles in deine Hände, und warten auf deine Hülfe. Amen.

……

Nichts verdient, m. Z., nächſt der Verfaſſung unſers eignen Herzens, heute mehr unſre Aufmerkſamkeit, als die Beſchaffenheit des Zuſtandes, worin wir uns mit denen befinden, die mit uns an Einem Orte wohnen und zu Einem Volke gehören — das Gute, das wir gemeinſchaftlich beſitzen, die Vortheile, die uns durch Fleiß und Redlichkeit, oder durch die ſegnende Hand Gottes zu Theil geworden ſind, die Ordnung, die unter uns herrſcht, der Wohlſtand, deſſen wir uns freuen, die Uebel, die uns drücken, die Fehler, die uns beſchwerlich fallen, die Unannehmlichkeiten, die wir durch eigne Schuld, oder durch die Fügung des Allmächtigen mit einander theilen, die Fortſchritte, die wir in der Erkenntniß und Tugend gemacht haben, wie die Irrthümer und Laſter, die uns noch immer zur Schande gereichen.

Iſt der heutige Tag ein Tag des Ernſtes, ein Tag des Nachdenkens über unſre wichtigſten Angelegenheiten: wodurch können wir dann ſeinen Forderungen mehr entſprechen, als durch Betrachtungen, die ſich auf unſer und unſrer Brüder zeitliches und ewiges Wohl ſo genau beziehen, die unſre Gedanken nach dem höchſten Zwecke unſers Daſeyns hinrichten, die uns zur Erwägung unſrer dringendſten Bedürfniſſe führen, die unſer Weſen und Thun vor uns enthüllen, die uns offenbaren, auf welchen Wegen wir fortgehen dürfen, und welche wir ſchleunig zu verlaſſen haben, die unſre Geſinnungen und Sitten vor das ſtrenge Gericht des Gewiſſens ziehen!

Iſt der heutige Tag ein Tag der gemeinſchaftlichen Demüthigung vor Gott: dann können wir ihn nicht würdig feyern, ohne uns unſers natürlichen und ſittlichen Zuſtandes ganz bewußt zu werden, ohne unſre Vergehungen und unſre Schuld zu kennen, ohne uns vor dem Angeſichte Gottes über unſer bisheriges Verhalten zur Rechenſchaft zu fordern, ohne in den Verhängniſſen, die über uns gekommen ſind, unſre Abhängigkeit vom höchſten Regierer aller Dinge wahrzunehmen, ohne zu empfinden, wo und wie ſehr wir der Hülfe bedürfen, und was wir von Gott zu erwarten haben.

Iſt der heutige Tag ein Tag des öffentlichen und gemeinſchaftlichen Dankes, ſollen wir uns heute der göttlichen Wohlthaten ehrerbiethig freuen, und uns dadurch zu einem ihm gefälligen Leben ermuntern: dann iſt vor allem nöthig, daß wir uns erinnern, wie er uns erhalten, beſchützt, gerettet und geſegnet hat, daß wir angelegentlich nachforſchen, ob und in wiefern wir ſeiner Güte wehrt ſind; dann müſſen wir uns insbeſondre des Guten erinnern, das unſerm Lande und unſerm Orte zu Theil geworden iſt, der Ruhe und Ordnung, die uns bewahrt wurden, des Wohlſtandes, deſſen wir uns freuen und der mancherley Hülfserweiſungen, die uns geſtärkt, erquickt und getröſtet haben; dann müſſen wir fragen, ob wir bey der unter uns herrſchenden Denkungsart noch fernere Segungen von Gott erwarten dürfen, und ob dieſe Denkungsart eine ſolche iſt, wie ſie bey dankbaren Geſchöpfen gefunden werden ſoll, oder ob wir uns nicht durch ſie höchſt verwerflich machen.

Wie kann uns endlich dieſer Tag, ſeiner Beſtimmung gemäß, ein Tag edler Entſchließungen werden, wenn wir uns weigern, unſre Lage näher ins Auge zu faſſen. Müſſen nicht alle edeln Entſchließungen von dem Gefühl unſrer Gebrechen und unſre Noth ausgehen? müſſen wir, um ſie zu bilden, nicht wiſſen, welche Uebel zu entfernen, welche Fehler zu verbeſſern, und wohin unſre Bemühungen für das gemeinſchaftliche Beſte zu richten ſind, wie wir durch Lehre, Rath, Beyſpiel und thätige Hülfe am meiſten zur öffentlichen Wohlfahrt beytragen, und wo es vorzüglich der Wachſamkeit über uns ſelbſt bedarf?

Unter allen Fragen, die wir über unſern Zuſtand aufwerfen können, iſt keine wichtiger, führt uns keine ſo ſicher an die Quellen unſers Wohls und unſers Wehs, als die: was für ein Geiſt herrſcht unter uns? Laſſet uns dieſelbe nach ihrem Inhalte und ihrem Gewichte in der gegenwärtigen Stunde ſtill und andachtsvoll in Erwägung ziehen.

Text.

Klaglieder 3 v. 40.

Und laſſet uns forſchen und ſuchen unſer Weſen, und uns zu dem Herrn bekehren.

Wir können der in den vorgeleſenen Worten enthaltenen Aufforderung auf eine doppelte Weiſe Genüge leiſten; theils indem wir, jeder ſein eignes Inneres zu erforſchen ſuchen; theils indem wir auf die Art zu denken und zu handeln achten, die wir nicht allein bey uns, ſondern auch bey den Menſchen, die mit uns an Einem Orte leben oder zu Einem Volke gehören, antreffen. Faſſen wir ſie in dem letztern Sinne: dann haben wir uns die Frage zu beantworten: was für ein Geiſt herrſcht unter uns? Dieſe ernſthafte und beſonders für die Feyer des heutigen Tages wichtige Frage ſoll jetzt der Gegenſtand unſers Nachdenkens ſeyn.

Ich werde

1. den Inhalt derſelben entwickeln, und
2. zeigen, wie wichtig ſie uns an dem heutigen Tage ſeyn muß.

I.

Zu jeder Zeit und an jedem Orte iſt ein gewiſſer Geiſt unter den Menſchen herrſchend, von welchen, wo nicht alle, doch die meiſten geleitet werden, eine eigenthümliche Beſchaffenheit des Denkens, des Willens und des Thuns, die entweder mit der Beſtimmung unſers Weſens und mit dem heiligen Sinne, den das Chriſtenthum in uns hervorbringen will, übereinſtimmt, oder damit ſtreitet, von welcher entweder Wohlſtand und Zufriedenheit oder Zerrüttungen und Elend ausgehen, und ſich über alles verbreiten. Dieſer Geiſt drückt ſich in allem aus, was hier die Menſchen äußern, genießen, leiden, erſtreben und unternehmen, in ihrem Betragen gegen ſich, gegen andre, und beſonders gegen das, was jedem Vernünftigen das Höchſte ſeyn muß. Vorzüglich aber zeigt er ſich in Urtheilen und Wählen, in der Stimmung, in den Geſinnungen und in den Sitten der Menſchen; und deßwegen iſt er entweder ein Geiſt der Weisheit, oder ein Geiſt der Thorheit, entweder ein Geiſt des Ernſtes, oder ein Geiſt des Leichtſinnes, entweder ein Geiſt der Zucht und Ordnung, oder ein Geiſt der Ungebundenheit.

Der Geiſt, welcher unter uns herrſcht, iſt alſo, erſtens, entweder ein Geiſt der Weisheit oder der Thorheit. Der Weiſe folgt in ſeinen Entſcheidungen und Entſchließungen immer geprüften und bewährten Grundſätzen. Seine Urtheile ſind beſonnen, dieſen Grundſätzen angemeſſen und das Werk eines reiflichen Nachdenkens. Er erkennt allen den Wehrt zu, der ihm gebürt; er nimmt nie den Schein für die Sache, das Zufällige für das Weſentliche. Er läßt ſich nicht vom flüchtigen Sinnenreitze bethören, das Mangelhafte und Schädliche zu überſehen. Er unterſcheidet das Gefallende oder von den Menſchen Geprieſene von dem Nützlichen und Guten. Er zieht immer das Bleibende dem Vergänglichen, wenn dieſes auch die größte Luſt gewährte, vor. Er ſchätzt alles nach ſeinem Einfluſſe auf Bildung des Verſtandes, Veredlung des Herzens und Ruhe des Gemüthes. Kleinigkeiten gelten ihm nie für etwas Wichtiges, und das Wichtige wird nie von ihm als Kleinigkeit behandelt, ſo wenig ſich auch ſeine Wichtigkeit im äußerlichen Schimmer offenbart. Er verachtet das Wehrloſe, wenn auch alles ſich in ſeinem Lobe vereinigte. Er hat immer überlegt, ehe er etwas vornimmt, und was er beginnt iſt nie zwecklos, immer ſo eingerichtet, daß das Beſte dadurch gefördert wird. Er denkt und handelt ſtäts mit der Würde eines Geſchöpfes, das ſich bewußt iſt, es werde nie vergehen, es ſey erhaben über die Luſt und den Schmerz des Augenblickes, über den Wechſel und die Zerſtörungen der Zeit, und trage ſeinen Frieden im Herzen. Der Weiſe erniedrigt ſich nicht, und bleibt immer ſich ſelbſt getreu. Iſt ein ſolcher Geiſt auch unter uns: dann können wir uns rühmen des Geiſtes der Weisheit.

Thorheit iſt es dagegen, dem Scheine zu glauben, ſich von Eindrücken beſtimmen, von der Meynung andrer regieren, von Leidenſchaften fortreißen zu laſſen. Thorheit iſt es mehr den Sinnen als den Einſichten eines geſunden und gebildeten Verſtandes zu folgen, die Dinge nach der Geſtalt, die ſie uns jetzt zeigen, nach den Annehmlichkeiten, die ſie jetzt gewähren, nach den Vortheilen, die ſie jetzt verſprechen, ohne Rückſicht auf das, was ſie ſpäterhin, und für die Dauer des ganzen Lebens ſeyn werden, ohne Rückſicht auf den Schaden, der ſie dem Geiſte zufügen, zu beurtheilen. Thorheit iſt es, das Kleid und den Reichthum mehr zu ſchätzen, als den Menſchen, Gaben des Glücks mehr, als den erleuchteten Verſtand, als das edle Herz und das wahre Verdienſt, daß Aeußerliche mehr, als das Innere, das Vergängliche mehr, als das Ewige, das, was die Mode gebilligt, wofür der Geſchmack der Menge ſich erklärt hat mehr, als das Wahre und Schöne. Thorheit iſt es, was die Luſt der Sinne ſtillt, dem vorzuziehen, was den Geiſt adelt, ſein Vertrauen zu ſetzen auf Dinge, derer man keinen Augenblick ſicher iſt, die ein Hauch ſchon zerſtören kann. Thorheit iſt es, kindiſche Zeitvertreibe, lächerliche Poſſen mit Achtung zu behandeln, und mit großen Feſtlichkeiten auszuzeichnen, während man den ehrwürdigſten Dingen eine ſchnöde Verachtung oder herabſetzende Kälte zeigt, für Abgeſchmacktheit große Anſtrengungen aufzubiethen und große Summen zu verſchleudern, während für das Gute und Segenbringende wenig oder nichts geſchieht. Thorheit iſt es, ſich dem Tadel der Vernünftigen bloß zu ſtellen, um das Lob der Blöden und Unverſtändigen einzuernten. Thorheit iſt es, mehr darnach zu ſtreben, daß man etwas ſcheine, als daß man etwas ſey, daß man für etwas gehalten werde vor den Menſchen, als daß man ſich ſelbſt genüge, und ſich glücklich fühle. Thorheit iſt jede Art zu denken und zu handeln, die mit unſrer Beſtimmung, mit unſrer Lage in der Welt und mit unſern Bedürfniſſen und Hoffnungen im Widerſpruch ſteht. Müſſen wir uns deſſen anklagen: dann iſt der Geiſt der Thorheit unter uns herrſchend.

Der unter uns herrſchende Geiſt iſt, zweytens, entweder ein Geiſt des Ernſtes oder ein Geiſt des Leichtſinnes. Ich meyne hier nicht jenen trübſinnigen Ernſt, der durch ſeine finſtre Mine alles von ſich ſchreckt, der mit herber Strenge jede Freude verdammt, und keinen andern würdigen Gebrauch des Lebens kennt als den, ſich dasſelbe zur Qual zu machen. Nein, das iſt kein guter Geiſt, der ſich in ſolchem Ernſte offenbart. Der vernünftige Ernſt iſt eine Frucht der Weisheit; er iſt dem Frohſinne nichts weniger als feind, und geſellet ſich gerne zur ſchuldloſen Freude; aber er verhüthet, daß dieſe Freude nicht ausſchweife, und nicht als der höchſte Zweck des Lebens angeſehen werde. Wer dieſen Ernſt beſitzt, der kennt die Wichtigkeit des Lebens und deſſen, was der Menſch im Leben zu beſorgen hat. Er weiß, und es iſt ihm immer gegenwärtig, daß er etwas Großes werden ſoll, und daß von der Anwendung ſeiner Kräfte alles abhängt. Für ihn iſt keine Zeit zu verträumen, zu vertändeln und nach Willkühr zu verbringen; jeder Augenblick hat bedeutende Geſchäfte, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Anſtrengung fordern; jeder Augenblick ſoll mit Fortſchritten bezeichnet ſeyn. Nur zur Erhohlung, zur Aufheiterung, zur Erfriſchung ſeines Muthes dient ihm die Freude. Die Bemühungen, die er ſeiner Beſtimmung widmet, ſind ihm nicht Neben- ſondern Hauptſache. Er unternimmt nichts gedankenlos; er handelt nicht nach Anwandlungen und Einfällen. Er prüfet bedächtlich alles, was bey einer Sache in Erwägung zu ziehen iſt. Er ſieht dabey nicht bloß auf die nächſten, ſondern auch auf die entferntern Folgen; er bleibt nicht bey dem ſtehen, was in dieſem Leben zum Vorſchein kommt; er denkt auch an das, was der Geiſt in ſeiner unendlichen Fortdauer gewinnen oder verlieren kann. Sein zeitliches und ſein ewiges Heil iſt ihm ſtäts vor Augen und im Gedanken daran prüft er ſeine Geſinnungen und ſeine Thaten. Aber die Folgen ſind nicht das Einzige, worauf er bei ſeinen Handlungen Rückſicht nimmt; er kennt und ehrt auch ein heiliges Geſetz des Rechts, dem alles entſprechen ſoll; er glaubt und fürchtet einen Gott, der einſt nach dieſem Geſetze richten wird. Jenes Geſetz iſt ihm Richtſchnur ſeines Lebens; er ſcheut ſich daſſelbe zu übertreten. Oft erhebt ſich ſeine Seele zum Ewigen; gerne beſchäftigt er ſich mit ihm; willkommen ſind ihm die Stunden der Andacht, willkommen die Stunden der öffentlichen Anbethung; willkommen iſt ihm alles, wodurch er Ehrfurcht gegen Gott an den Tag legt, willkommen jede Uebung, die ihn im Vertrauen und in der Liebe ſtärken kann. In gemeinnütziger Thätigkeit achtet er eignen Vortheil wenig; edelmüthig opfert er ſich auf; großmüthig vergibt er dem Beleidiger. Nie verliert er Nüchternheit des Geiſtes und Achtſamkeit auf ſich ſelbſt. Er iſt feſt in ſeinen Grundſätzen, mäßig in ſeinen Genüſſen und unabläſſig bemüht, ſeinem großen Berufe nachzukommen. So findet Ihr es bey den Menſchen, unter welchen der Geiſt des Ernſtes herrſcht.

Der Leichtſinnige gibt ſich nicht allein durch jene jugendliche Flüchtigkeit zu erkennen, bey der nichts haftet, die nichts zu Herzen nimmt, die immer zerſtreut iſt, immer von Einem zum andern eilt, jeder Ladung des Vergnügens folgt, von jedem heftigen Eindrucke fortgeriſſen wird, die nichts Beſchwerliches thun, an nichts, als was vor Augen liegt denken, an nichts Unangenehmes erinnert ſeyn will. Man kann manches wohl erwägen, ſich manche Anſtrengung gefallen laſſen, ohne deßwegen vom Vorwurfe des Leichtſinnes frey zu ſeyn. Leichtſinnig müſſen wir alle diejenigen nennen, die, ob ſie gleich im Einzelnen zuweilen mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen, doch im Ganzen gedankenlos dahin leben, und ſich um den Einfluß ihrer Denkart, ihrer Thaten und Genüſſe auf ihr wahres Wohl wenig bekümmern — jene Trägen und jene Verſchwender, die es vergeſſen, daß ſie einſt darben — jene Ueppigen, die es vergeſſen, daß ſie einſt ſchwach und elend ſeyn werden — jene Uebermüthigen, die es vergeſſen, daß man ihnen einſt allen Hohn vergelten wird. Leichtſinnige ſind es, die nur nach ihrem Gefallen leben, die vom Geſetz und Pflicht nichts wiſſen wollen, die, nur auf ihren Vortheil und ihre Vergnügen bedacht, ſich jedes Mittel erlauben, wodurch ſie ſich daſſelbe verſchaffen können, die, wenn ihnen nur wohl iſt, wenn ſie nur Ueberfluß haben, ſich wenig darum bekümmern, daß andre darben und elend ſind, daß von der hülfsloſen Armuth erpreßt iſt, was ſie verſchwelgen, die niemand etwas glauben ſchuldig zu ſeyn, als ſich ſelbſt. Leichtſinnige ſind es, die nach Gott nicht fragen, die die Furcht vor ihm unterdrücken, die ſich des Gedankens an ihn zu entſchlagen ſuchen, die die Oerter fliehen, wo von ihm geredet wird, damit ſie nicht geſtört werden in der ſüßen Sicherheit des Wohllebens, die ſich wohl gar, in einem erkünſtelten Unglauben und ſchnöder Verachtung, von ihm losſagen, denen Frömmigkeit Schwärmerey iſt, und Gewiſſenhaftigkeit zum Gelächter dient. Leichtſinnige ſind es, die nichts davon hören mögen, daß der Tod uns vor ein ernſtes Gericht zieht, und unſer ewiges Schickſal entſcheidet, die ſich daher der Erinnerung an das Ende, durch alle nur erdenkliche Mittel, verwahren. Leichtſinnige ſind es, die ſich jeder Luſt hingeben, die keinem Genuſſe ein anderes Ziel ſetzen, als die Sättigung und das eigne Belieben, die ihrer Beſtimmung nicht achten, und um die Bildung ihres Geiſtes und Herzens nicht die mindeſte Sorge tragen, die nur da zu ſeyn wähnen, daß ſie das kurze Leben ſo angenehm als möglich hinbringen. Das iſt, mehr oder weniger, die Stimmung derer, unter welchen der Geiſt des Leichtſinnes herrſcht.

Der Geiſt, der unter uns herrſcht, iſt endlich, drittens, entweder ein Geiſt der Zucht und Ordnung oder ein Geiſt der Ungebundenheit. Er iſt ein Geiſt der Zucht und Ordnung, wenn die Verfaſſung und die Geſetze des Staates bey uns in Anſehen ſtehen, und als die Bedingung der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt geachtet werden; wenn keiner ſich gewaltſame oder argliſtige Eingriffe in die Rechte andrer erlaubt; wenn kein frevelhafter Muthwille verübt, wenn keine Unordnungen angerichtet werden; wenn jeder vor Beleidigung geſichert iſt, und jeder ſich des Verbothenen auch da enthält, wo er der verdienten Strafe vielleicht entrinnen möchte.

Wenn man Ehre giebt dem Ehre gebührt, und überall den nöthigen und heilſamen Anſtand beobachtet; wenn die Menſchen ſtill das Ihrige ſchaffen und ſich redlich ernähren von dem Werke ihrer Hände. Wenn Sittſamkeit, Schamhaftigkeit und Keuſchheit wie ein köſtlicher Schmuck geſchätzt ſind, und die Verletzung derſelben mit Schande gebrandmarkt geht; wenn das Laſter ſich zurückziehen muß in die Verborgenheit, um nicht überall Unwillen und Abſcheu zu erregen; wenn jede Leidenſchaft ſich genöthigt ſieht, ſich wenigſtens dem Zwange einer äußerlichen Ehrbarkeit zu unterwerfen; wenn man Häuslichkeit, Eingezogenheit, eheliche Treue, kindliche Folgſamkeit, herzliche Liebe, innige Theilnahme, Einfachheit in der Lebensweiſe, Sinn für ſtille Freuden in den meiſten Familien antrifft, dieſe Tugenden noch allgemein als etwas Ehrwürdiges, als das Weſentliche des echten Lebensglückes betrachtet werden.

Der wilde Geiſt der Ungebundenheit hingegen hat da ſeinen Thron aufgeſchlagen, wo die Leidenſchaften der Menſchen unbändig geworden ſind, ſich in alle Angelegenheiten der Menſchen miſchen, und ſich, ohne irgend eine Einſchränkung zu dulden, aller Handlungen bemächtigen; wo jeder thut, wozu er Luſt hat und was er kann; wo man nicht das Geſetz, ſondern nur ſeine Strafe ſcheut, und ſich aus der frevelhafteſten Uebertretung kein Gewiſſen macht, ſo bald man die Nachtheile derſelben zu vermeiden weiß; wo Liſt und Gewalt das Recht beugen, und der Trotz ſich gegen jedes ehrwürdige Anſehen auflehnt; wo man niemand achtet als ſich ſelbſt; wo Rachgier und Bosheit ſich alles herausnehmen; wo man die unverſchämteſten Anſprüche geltend zu machen — und in muthwilligen Störungen, Kränkungen und Verwirrungen ſeine Freude ſucht; wo die gute Sitte verachtet, die Ehrbarkeit unter die Füße getreten wird; wo das Laſter ſich nicht mehr verbirgt, ſondern ſich wohl gar ſeiner Schande rühmt; wo man von Bubenſtücken, wie von Heldenthaten redet; wo eine thieriſche Sinnlichkeit ſich nicht mehr verſchleyert; wo die Wohlluſt nicht mehr erröthet, zu hören, zu ſagen und zu thun, was alles ſittliche Gefühl empören muß; wo Ehen verletzt und gebrochen werden; wo wahre Zärtlichkeit, Eintracht und Treue zu den ſeltenen Erſcheinungen gehören; wo man das Leben unter den Seinigen als ein qualvolles betrachtet, und ſchon ſtillſchweigend vorausſetzt, Erhohlung und Freude ſey nur außer dem Hauſe anzutreffen; wo Pracht und ausſchweifender Aufwand alle Einfalt und Herzlichkeit verdrängen; wo man ſich kein Vergnügen denken kann, ohne einen Luxus und eine Verſchwendung, welche die Kräfte der meiſten überſteigen; wo man die Erziehung der Kinder entwedrr verwahrloſt, oder den untauglichſten Menſchen überläßt, oder gar abſichtlich das Gute erſtickt, was die Natur in das Herz gelegt hatte; wo das Geſinde trotzt und veruntreut, die Jugend unbeſcheiden widerſpricht, und anmaßungsvoll die Befehle austheilt, die ſie empfangen ſollte. An allen dieſen Zeichen erkennet den Geiſt der Ungebundenheit. Er iſt auch da ſchon im Werden, und wird ſich bald kühn und mächtig erheben, wo nur einige von ihnen angetroffen werden.

So gehaltvoll und umfaſſend iſt die Frage; was für ein Geiſt herrſcht unter uns? und doch war es nur möglich, das Weſentliche zu berühren. *Laſſet mich jetzt auch über die Wichtigkeit derſelben, beſonders für den heutigen Tag, einiges hinzuſetzen.*

1.

Sie iſt wichtig in Beziehung *auf unſer Urtheil, auf unſre Gefühle und auf unſre Entſchließungen.*

Alſo erſtens, *in Beziehung auf unſer Urtheil.* Der ſittliche Zuſtand der Menſchen, in deren Mitte wir leben, die Beſchaffenheit unſers eigenen Herzens, nebſt den Begebenheiten und Erſcheinungen, die ſich auf das öffentliche Wohl beziehen, gehören immer zu den würdigſten Gegenſtänden des menſchlichen Nachdenkens. Kann es irgend einem vernünftigen wohl gleichgültig ſeyn, ob die Menſchheit um ihn her fortſchreite oder zurückkomme, ob ſie ſich ihrem Ziele nähere oder davon entferne, welche Neigungen in ihm ſelbſt die meiſte Gewalt haben, mit welchen Fehlern er behaftet iſt, und welcher Vorzüge er ſich rühmen darf? Muß nicht jeder wünſchen, ſich über die Urſachen des Wohlſtandes, den er wahrnimmt und der Uebel, worüber er Klagen führt, zu belehren? Vorzügliche Veranlaſſung zu ſolchen Unterſuchungen haben wir an dieſem feſtlichen Tage, der da zu angeordnet iſt, daß er unſre Blicke auf das öffentliche Wohl, auf die Quellen und Hinderniſſe deſſelben, die in unſerm Verhalten liegen, wie überhaupt auf unſre Denkart und Handlungsweiſe lenke. Wir ſollen heute unſre Gemüthsbeſchaffenheit in ihren unausbleiblichen Folgen, zugleich als Staatsbürger und als Chriſten, in Erwägung ziehen. Es iſt nicht möglich, daß wir hierin zu einem richtigen und ſichern Urtheile gelangen, ohne die Frage nach dem unter uns herrſchenden Geiſte zu beantworten.

Wollt Ihr wiſſen, was Ihr zu halten habt von dem ſittlichen Zuſtande der Welt, wie ſie euch zunächſt umgibt: ſo müſſet Ihr nach dem Geiſte forſchen, der hier herrſchend iſt. Es kann ſeyn, daß ſich die Menſchen durch mancherley Dinge rühmlich auszeichnen, daß ſie an Kenntniſſen, an Feinheit der Sitten, an Bequemlichkeit und Genüſſen viel gewonnen haben. Aber das berechtigt Euch noch nicht, Euer Zeitalter glücklich zu preiſen, und ſeinen Zuſtand als einen herrlichen und beneidenswerthen darzuſtellen. Hat der Geiſt der Thorheit und des Leichtſinns ſich ſeiner bemächtigt, fängt der Geiſt der Ungebundenheit ſchon an ſich zu regen: wahrlich ſo ſind jene Vortheile nicht der Rede wehrt, und alles, was aus ihnen Gutes hervorgehen könnte, wird dieſer unſelige Geiſt verderben, und in Mittel der Zerſtörung verwandeln. Ein Zeitalter wird nicht anders groß, als durch ſeine Weisheit, ſeinen Ernſt, ſeine Charakterſtärke und durch ſeine Sitten. Erſt dann dürfet Ihr Euer Zeitalter loben, erſt dann dürfet Ihr wünſchen, daß es auf dem betretenen Wege weiter gehe: wenn Ihr den heiligen Geiſt, der ſich in jenen Eigenſchaften kund thut, bey ihm antrefft.

Nie wird es Euch gelingen, mit Euerm Herzen recht vertraut zu werden, ſeine Fehler und Tugenden in ihrem Urſprunge, in ihrem Zuſammenhange und in ihren Wirkungen kennen zu lernen: wenn Ihr nicht auf den Geiſt achtet, der um Euch her herrſchend iſt. Denn auch Ihr ſteht unter dem Einfluſſe dieſes Geiſtes. Ihr habt entweder ihn aufgenommen, oder Euch gegen denſelben verwahrt. Es muß Euch ſchon wichtig ſeyn, zu erfahren, ob und in wie fern das Eine oder Andre der Fall war. Die Aufmerkſamkeit auf dieſen Geiſt muß Euch lehren, wohin Ihr Eure Beobachtungen vorzüglich zu richten, und wie Ihr Euch das Wahrgenommene zu erklären habt.

Das Glück und das Elend der Zeit hangen genau zuſammen mit dem darin herrſchenden Geiſte, und ſind faſt immer nähere oder entferntere Folgen von der Denkart und dem Thun der Menſchen. Würden wir uns ſo oft über die Umſtände oder die Fügungen des Himmels beſchweren, würden wir ſo oft ungebührliche Klagen führen über den vielfachen Druck des Lebens, über die zahlreichen Beſchwerungen, die, Eine die andre, verdrängen: wenn wir ſorgfältiger achteten auf den Geiſt, der unter uns herrſcht? Würde es uns nicht bald offenbar werden, daß die Uebel, unter denen wir zu Grunde gehen, von uns ſelbſt herrühren, und daß die Wege des Ewigen nicht bloß untadelich, ſondern anbetungswürdig ſind?

Doch nicht bloß in Beziehung auf unſer Urtheil, auch in Beziehung auf unſre Gefühle iſt die Frage wichtig: was für ein Geiſt herrſcht unter uns? Iſt das Nachdenken, wozu uns der heutige Tag auffordert, ſo ernſtlich, als es ſeyn ſoll; dann wird es unſer Gemüth nicht ohne Bewegung laſſen. Er wird Gefühle der Freude oder der Traurigkeit, der Hoffnung oder der Furcht in uns erregen, und dadurch für unſer Leben fruchtbar werden. Welchen von dieſen Gefühlen wir uns aber hingeben ſollen, das müſſen wir von dem unter uns herrſchenden Geiſte erfragen. Mit Recht dürfen wir uns freuen, wenn er ein Geiſt der Weisheit, des Ernſtes, und der Sittſamkeit iſt. Dann ſteht es wohl um uns; dann haben wir Anſprüche auf die Achtung der Edelſten; dann ſind wir gewiß, daß Gott mit Beyfall auf uns herabſieht; dann kann es in unſrer Mitte nicht an Ordnung, Ruhe, Fleiß, Vertrauen, Wohlſtand, häuslichem Glücke und ſtiller Zufriedenheit fehlen; wir finden bey allen Laſten und Unannehmlichkeiten, die wir zu tragen haben, Erleichterung, Erſatz, Hülfe und Troſt. Den froheſten Hoffnungen dürfen wir uns dann überlaſſen. Jedes Gute wird unter uns gedeihen, und ſich mehren. Im Schoße glücklicher Familien blühet ein junges Geſchlecht auf, das mit Ruhm den Weg des frühern gehen wird. Ueberall iſt rege Geſchäftigkeit, die zum Beſſern führt. Wahrheit und Tugend werden ihre Wohlthaten immer reichlicher ausbreiten. Der Herr wird mit uns ſeyn, und uns ſegnen. Bey uns bedarf es der ſtrengen Mittel nicht, wodurch er laſterhafte Völker aus ihrem Taumel weckt. Für uns hat er nur Liebe.

Aber trauern müſſen wir auch, auf der andern Seite, mehr als über irgend ein Unglück, wenn ſich das Entgegengeſetzte findet, wenn der Geiſt der Thorheit, des Leichtſinnes und der Ungebundenheit ſeinen Thron unter uns aufgeſchlagen hat. Dann können wir uns heute Gott nicht anders nahen, als mit reuevollen Bekenntniſſen unſrer Verkehrtheit und tauſendfachen Schuld; dann muß uns das Gefühl unſrer Unwürdigkeit tief niederbeugen, und jeder Blick auf uns ſelbſt mit Scham erfüllen; dann müſſen wir geſtehen: alles Elend, das über uns gekommen iſt, haben wir verdient, wir haben es uns ſelbſt zugezogen. Und was müſſen wir fürchten! Iſt nicht Unglück die Frucht der Thorheit? führt der Leichtſinn nicht ins Verderben? geht die Ungebundenheit nicht immer weiter, bis ſie jeden Zügel zerriſſen, bis ſie alles umgekehrt und verwüſtet, bis ſie alles entheiligt und in den Staub getreten hat, wozu der geängſtigte Menſch ſeine Zuflucht nimmt? Welch eine dunkle, jammervolle Zukunft öffnet ſich dann vor uns, wo die Menſchen immer wilder, immer gedankenloſer, immer gottesvergeſſener, immer verwegener und immer gefährlicher werden! Welcher harten Züchtigungen wird es bedürfen, um ſie von dieſem Wege zurück zu bringen. Es iſt Zeit, m. Br., daß wir uns beſinnen, wenn wir dieſen Geiſt unter uns herrſchend finden.

Die Frage: was für ein Geiſt herrſcht unter uns? bleibt uns endlich noch für unſre Entſchließungen wichtig. Würdigen Entſchließungen iſt der heutige Tag gewidmet. All' unſer Nachdenken und alle unſre Gefühle ſollen ſich in Entſchließungen verwandeln. Es iſt nicht genug, daß wir uns im allgemeinen entſchließen, unſre Fehler abzulegen und gemeinnützig zu wirken. Unſre Entſchließungen ſind erſt dann fruchtbar, wenn ſie eine beſtimmte Richtung haben, wenn ſie auf unſern Zuſtand und die gegenwärtige Lage der Dinge angewendet ſind. Können wir aber hierüber wohl verlegen ſeyn, wenn wir den Geiſt kennen, der unter uns herrſcht? Nein dann wiſſen wir: wogegen wir uns zu verwahren, und worin wir uns zu beſſern haben, welchen Einſchränkungen wir uns unterwerfen, und welchen Verderbniſſen wir entgegen arbeiten ſollen. Den Verkehrtheiten des herrſchenden Geiſtes müſſen wir am meiſten den Zugang zu unſerm Herzen verſperren; gegen ſeine Anpreiſungen und Aufmunterungen müſſen wir uns am meiſten waffnen; daß wir ſeine Thorheiten nicht billigen, in ſeinen Leichtſinn nicht einſtimmen, zu ſeiner Ungebundenheit nicht hingeriſſen werden, davor müſſen wir uns am meiſten hüthen. Der herrſchende Geiſt ſucht ſich allem aufzudringen, was er berühren kann; und es fehlt ihm dazu weder an Gewalt noch an Mitteln. Unvermerkt theilt er ſich uns mit. In ſeinen Fehlern erblicken wir die Gebrechen, womit wir ſelbſt behaftet ſind, die uns vor allen andern Gefahr bringen, und die ſchleunigſte Hülfe fordern. So lange wir ſie bey uns dulden, werden wir alle andern vergeblich bekämpfen. Die gründliche Beßrung muß davon ausgehen, daß wir uns von ſeinem Einfluſſe frey machen, daß wir nach eigner Einſicht wählen, und mit eigner Kraft handeln, daß wir erwachen zum vernünftigen Ernſte, daß wir uns ſelbſt binden an die heilſamen Vorſchriften der Pflicht und des Anſtandes. Iſt der unter uns herrſchende Geiſt ein Geiſt des Leichtſinnes, der Thorheit und Ungebundenheit: dann haben die Beſſergeſinnten ſehr darauf Rückſicht zu nehmen, daß ſie dieſen Geiſt nicht auf irgend eine Weiſe begünſtigen; dann müſſen ſie ſich manches verſagen, was ſie ſich ſonſt erlaubt hätten, damit ſich niemand, nur mit einigem Scheine, auf ſie berufen könne; dann müſſen ſie vorzüglich ſolche Reden und Handlungen meiden, die den Verdacht erwecken, als ſeyen auch ſie von jenem Geiſte angeſteckt; dann müſſen ſie ihren Mitbürgern und Zeitgenoſſen ein deſto ſtrengeres Beyſpiel in allen Tugenden zeigen, die jener Geiſt zu vernichten droht — der Thorheit eine deſto höhere Weisheit, dem Leichtſinnigen einen deſto größern Ernſt und der Ungebundenheit eine deſto größere Mäßigung, Einfalt und Reinigkeit der Sitten entgegenſetzen. Doch dabey dürfen ſie es nicht bewenden laſſen. Sie ſollen auch die Verkehrtheit bekämpfen; ſie ſollen die Gebrechen, die ſie um ſich her antreffen, heilen; ſie ſollen auf alles, was ſie erreichen können, wirken; ſie ſollen überall warnen, rathen, belehren, aufmuntern, und überall Wohlfahrt, Erleuchtung, Sittlichkeit und echte Gottesverehrung zu verbreiten ſuchen. Dazu ſind ſie aber nur dann im Stande, dazu können ſie nur dann die zweckmäßigſten Entſchließungen faſſen, wenn ſie den herrſchenden Geiſt ergründet haben.

Nehmet alles zuſammen, was die Feyer dieſes Tages unter Chriſten auszeichnen ſoll; nennt ihn einen Tag frommer Betrachtungen, einen Tag ernſter Gefühle, oder einen Tag edler Entſchließungen: in jeder Hinſicht wird es ſich zeigen, daß Ihr ihn nicht würdig feyern könnt, ohne Euch die Frage zu beantworten: was für ein Geiſt herrſcht unter uns? Ihr wiſſet, worauf es bey der Beantwortung dieſer Frage ankommt. Schauet um Euch her, blicket in das eigne Herz, und entſcheidet dann ſelbſt. Ueberall trefft Ihr Thatſachen und Kennzeichen an, die Euer Urtheil erleichtern müſſen. Ihr werdet Euch vergebens anſtrengen, die Erſcheinungen weg zu läugnen, die vernehmlich genug auf Thorheit und Leichtſinn in vielen Stücken hindeuten, und die uns fürchten laſſen, bald werde auch der Uebermuth in wilder Ungebundenheit hervortreten. Doch ich will nicht anklagen; ich will Euch nur auffordern, nur bitten, in dieſer wichtigen Angelegenheit, auf der unſer geſellſchaftliches und ſittliches, unſer zeitliches und ewiges Wohl beruht, unpartheyiſch zu unterſuchen, und dann zu bedenken, was zu Eurem Frieden dient. Keiner freue ſich doch des unheiligen und verderblichen Geiſtes, ſo glänzend und vielverſprechend er auch einherſchreitet; keiner laſſe ſich von ihm bethören zu eiteln Hoffnungen. Jeder traure über ihn, und fürchte ſeinetwegen für das Heil der

Menſchheit. Jeder arbeite ihm kräftig entgegen, und reiche dem, der redlich helfen will, die Bruderhand. Jedes Herz weihe ſich heute von neuem Gott, der Wahrheit und der Tugend, und gelobet feſt zu halten an allem, was gut und rühmlich iſt. Nie müſſen Ernſt und Weisheit, Frömmigkeit und Sittſamkeit, Unſchuld und edle Einfalt, Häuslichkeit und ſtiller Fleiß, dieſe Engel des Friedens, die einſt den Menſchen hold waren, und von ihnen geliebt wurden, aus unſern Wohnungen weichen; damit wir unter ihrem Schutze ein würdiges und frohes Leben führen; damit der Verlaſſene Hülfe finde, der Arme froh, der Verirrte zurecht gebracht, und der Redliche geſchätzt werde; damit ungeheuchelte Liebe uns verbinde für die Ewigkeit. Amen.

XIV.

Vor dir, o Gott, ſind wir verſammelt, anzubethen, und unſre ewigen Angelegenheiten andachtsvoll zu überdenken. Indem wir uns vor dir demüthigen, erinnern wir uns der heiligen Geſinnungen, die du von uns forderſt, und der unheiligen Gemüthsverfaſſung, die dich und uns von einander ſcheidet. Wir können unſern Geiſt nicht auf die Gegenſtände richten, die bey der Feyer des heutigen Tages die wichtigſten ſind, ohne uns des Elendes bewußt zu werden, welches das Laſter unter uns anrichtet. Die Sünde iſt der Leute Verderben. Sie verdirbt Einzelne und das ganze

Geſchlecht. Die traurigſten und unheilbarſten Uebel ſind in ihrem Gefolge. Die meiſten und fürchterlichſten Plagen unter denen wir ſeufzen, würden nicht da ſeyn; wenn ſie nicht wäre, wenn ihr Gift ſich nicht ſo weit und ſo ſchnell verbreitete. Auch unter uns hat ſie große Verheerungen angerichtet; ſie iſt noch immer damit beſchäftigt, Unglückliche zu machen, und uns deiner beſten Segnungen zu berauben. Möchten wir, indem wir über die Beſchwerden klagen, die uns drücken, doch einen ernſten Blick auf unſre Denkungsart und unſer Betragen werfen, und da die wahren Urſachen derſelben entdecken. Möchten wir es doch wohl erwägen, daß wir nicht aufhören werden, elend zu ſeyn, wenn wir nicht bey der Beßrung des Herzens Hülfe ſuchen, und der Gewalt des Laſters um uns her aus allen Kräften entgegen arbeiten. Wie gütig biſt du, Gott, daß du uns davon abziehen willſt, daß du uns belehren und warnen läſſeſt, daß du zur Vertilgung der Sünde die erhabenſten und wunderbarſten Anſtalten getroffen haſt. Deine Heiligkeit iſt die reinſte Liebe. Dein gerechter Ernſt iſt väterliches Wohlwollen. Wo wir deine ſchwere Hand fühlen, merken wir die huldvolle Fürſorge, die größeres Verderben von uns entfernen will. O, daß es doch nicht umſonſt wäre, was du in dieſer Hinſicht an uns thuſt; daß wir uns doch nicht bethören ließen durch die zufällige Geſtalt und die ſüßen Schmeicheleyen, wodurch das Laſter die Herzen gewinnt; daß wir doch nicht verſchmähten deine heilſame Gnade, die in Jeſu Chriſto den Menſchen erſchienen iſt, damit ſie lernten verläug nen das ungöttliche Weſen und die Lüſte der Welt; daß wir doch nicht gefühllos bleiben bey dem Rufe, der heute an uns ergeht, bey der Betrachtung der großen Verwüſtungen, die das Laſter allenthalben zurück läßt, und bey den vielen Mitteln der Rettung, die uns angebothen werden. Der Ernſt des heutigen Tages müſſe uns mächtig ergreifen, tief bewegen und zu würdigen und feſten Entſchließungen wecken. Amen.

……

Von je her, m. Z., hat das menſchliche Geſchlecht unter harten Drangſalen geſeufzt. Ein Kampf mit zahlloſen Widerwärtigkeiten, worin es bald unterlag, bald ſich wieder aufrichtete, iſt ſeine Geſchichte von den erſten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Im Streite mit der Noth iſt es empor geſtiegen zu der Höhe, auf welchen wir es jetzt erblicken. Im Streite mit der Noth hat es ſeine Kräfte geübt und entwickelt. Der Wohlſtand, die Freyheit, die Aufklärung, die glückliche Verfaſſung und die Bequemlichkeit, deren es jetzt ſich freut, ſind dem Elende, der Knechtſchaft, dem Aberglauben abgerungen. Tief bewegt es das fühlende Herz, die Leiden zu ſehen, welche die Einzelnen quälen und verzehren. Aber was ſind dieſe gegen das Heer von Uebeln, wovon das Ganze unaufhörlich bedroht und angefallen wird! Der Menſch mit ſeinen Sorgen und Thränen verſchwindet vor unſern Augen, wenn wir unſre Blicke auf die Menſchheit und ihr Schickſal richten. Da dünkt es den Unmuthigen oft, als ob ſie Gott verhaßt, und von ihm verſtoßen ſeyen.

Es iſt wahr, viele von den Uebeln, welche das menſchliche Geſchlecht in ſeinem Kindheitszuſtande ängſtigten, haben jetzt aufgehört, oder ſich doch ſehr vermindert. Vielen zerſtörenden Kräften der Natur hat die vereinigte Kraft der Menſchen Gränzen geſetzt. Gegen viele feindliche Anfälle hat das gemeinſchaftliche Zuſammenhalten geſichert. Für viele Krankheiten beſitzt die Kunſt heilende Mittel. Mancherley Zerrüttungen unſrer Natur weiß ſie zu verhüthen, oder in ihren Folgen unſchädlich zu machen. Vielen Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen ſteuert das Geſetz. Ueberall hat menſchliches Gefühl Ketten der Sclaverey gelöſt und Kerker des Jammers geöffnet. Die Armuth findet mitleidige Herzen, und häufig ſind Anſtalten zu ihrer Verpflegung getroffen. Nicht ohne Rührung können wir hier der Erleichterungen und Wohlthaten gedenken, die das Evangelium Jeſu Chriſti der Welt gebracht hat.

Aber viel fehlt noch, daß alles, oder auch nur das meiſte Elend aufgehört hätte. Noch immer hungern zahlreiche Arme nach Brod, leben tauſend Menſchen in einem Zuſtande ſchimpflicher Erniedrigung, abhängig von der Gunſt des Zufalles; noch immer übt die Natur ihre zerſtörende Gewalt an den Arbeiten und Hoffnungen des Fleißes, ſind Schwerter mit Blut gefärbt und blühende Gegenden Opfer verheerender Kriege; noch immer gibt es ſchmerzensvolle Krankheiten, an denen alle menſchliche Kunſt zu

Schanden wird. Der Tod fordert noch immer ſeine Beute, und zieht Entbehrliche und Unentbehrliche, Jünglinge und Greiſe, Glückliche und Elende ins Grab.

Nie wird auch wohl die Zeit auf Erden erſcheinen, wo die Menſchheit von allen Drangſalen frey wäre. Dieſe werden immer zur Erziehung derſelben unentbehrlich ſeyn. Nur im Kampfe werden die herrlichen Preiſe des Lebens gewonnen. So lange es Laſter unter den Menſchen gibt, iſt Noth erforderlich, um daſſelbe einzuſchränken. Und iſt nicht das Laſter ſelbſt die Quelle der größten und furchtbarſten Uebel? Können die übrigen wohl in Vergleichung gebracht werden mit denen, die aus ihm entſpringen? Müſſen wir nicht faſt überall, wo wir Elend finden, das Laſter entweder in uns ſelbſt oder in andern anklagen? Es iſt der Mühe wehrt, daß wir hierhin einmal unſre Blicke richten, daß wir das Laſter einmal in ſeinem Einfluſſe auf das Ganze und in Beziehung auf den traurigen Zuſtand unſers Geſchlechtes, daß wir die Niederlagen und Verwüſtungen, die es hier anrichtet, genauer betrachten, daß wir hören die lehrenden und warnenden Stimmen, womit dieſe Verwüſtungen zu uns reden. Dazu ſammle ſich denn unſer Geiſt in dieſen der Andacht gewidmeten Augenblicken.

Text.

Sprüchw. 14 v. 34.

Die Sünde iſt der Leute Verderben.

Die Wahrheit dieſes Ausſpruches beſtätigt ſich an jedem Einzelnen und an der Menſchheit im Ganzen. Die Sünde iſt das Verderben aller, die ſich ihr ergeben, und ſie trägt die Schuld der beklagenswehrten Verfaſſung, der meiſten Zerrüttungen und unglücksvollen Ereigniſſe, die wir an unſerm Geſchlechte wahrnehmen. Laſſet uns bey dem Letztern heute verweilen, und die Verwüſtungen, welche das Laſter unter unſerm Geſchlechte anrichtet, mit dem Einfluſſe, den ſie auf uns haben ſollen, betrachten; indem wir

1. auf dieſe Verwüſtungen einen Blick werfen, und
2. die Lehren und Ermunterungen erwägen, die ſie uns entgegen führen.

I.

Die Verwüſtungen, welche das Laſter unter unſerm Geſchlechte anrichtet, ſind ſehr groß, ſehr ausgebreitet und ſehr traurig.

Die Verwüſtungen, welche das Laſter unter unſerm Geſchlechte anrichtet, ſind, erſtens, ſehr groß. Wohin wir uns wenden, welche menſchliche Angelegenheit wir ins Auge faſſen: überall treffen wir Spuren derſelben an. Kein verletzbarer Theil der Menſchheit, kein Verhältniß und kein Gut des Lebens ſind von ihnen verſchont geblieben. Wir bemerken Schwächungen, Beraubungen, Störungen und Verderbniſſe jeder Art, worüber man nichts anklagen kann, als das Laſter. Ein Heer von Krankheiten und Entkräftungen, die den Menſchen unbrauchbar machen zu den

Geſchäften, die ihm obliegen, und auf denen das Wohl des Ganzen beruhe — die ihn, den Gott ſo herrlich machte, oft zu einem Schickſale entſtellen, die viele in ihren beſten Jahren der Welt entreißen, der ſie ihre Schuld noch nicht bezahlt haben, deren anſteckendes Gift ſich immer weiter ausbreitet, immer mehr zu Grunde richtet, und in den menſchlichen Verfaſſungen immer mehr Zerrüttung hervorbringt, geht aus dem Schooße des Laſters hervor. Zieht nicht die Wohlluſt, wie eine Seuche durch das Land, um hinzuraffen, was ſie erreichen kann? Rührt es nicht meiſt von den Ausſchweifungen der Eltern her, daß Kinder mit dem Keime der Zerſtörung im Herzen geboren werden, in einem ſiechen Daſeyn langſam hinkränkeln, und noch glücklich zu ſchätzen ſind, wenn das kaum begonnene ſchnell geendigt wird? Wie viele Blüthen ſahen wir abfallen, ehe ſie vollkommen aufgeblüht waren, weil das Laſter ihre Säfte verdorben hatte! Wie viele, von deren Fähigkeiten die Welt die glänzendſten Hoffnungen hägte, haben dieſe durch ihre laſterhafte Aufführung zu Schanden gemacht! Erblicket ihr Menſchen, die auf das tiefſte herabgewürdigt ſind, deren Wille ſeiner Freyheit und Kraft beraubt, deren Verſtand verfinſtert, und mit Vorurtheilen angefüllt, deren ſittliches Gefühl abgeſtumpft, deren Herz ohne Regungen für das Heilige, Große und Gute iſt, und einzig von den Bewegungen einer wilden Sinnlichkeit regiert wird: ſo werdet Ihr nicht lange ſuchen dürfen nach den Urſachen dieſer Verderbniſſe. Ihr werdet bald gewahr werden, wie

Trägheit, Ueppigkeit und Verkehrtheiten von mancherley Art ſie dahin gebracht haben. Wo das Laſter mächtig iſt; da verſchwindet immer mehr der Adel der menſchlichen Natur; da werden die herrlichen Anlagen derſelben geſchwächt, o zuletzt ganz vernichtet; da bleibt am Ende nichts übrig, als ein beraubtes, entehrtes, knechtiſches und mühſeliges Geſchlecht. Groß iſt unter den Menſchen die Zahl der Armen, die durch ihre Bedürftigkeit der Geſellſchaft zur Laſt fallen, durch ihren traurigen Zuſtand Mitleiden erregen, die in ihrem Elende verwildern, die, von der Noth gedrängt, ſich der Verführung hingeben, oder der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden. Aber zeigt nicht auch hier das Laſter ſeinen ſchrecklichen Einfluß, auf der Einen Seite, durch Müſſiggang, Spiel, Verſchwendung und Trunkenheit, auf der andern, durch Betrug, durch Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen? Müſſen nicht die meiſten dieſer Elenden entweder ihren eignen Leichtſinn oder den Eigennutz, die Grauſamkeit und die Unredlichkeit andrer anklagen? Iſt es nicht gedankenloſes Verſchleudern, tollkühnes Wagen, unverſchämtes Großthun, was tauſende an den Bettelſtab bringt? Würden wir Einen Unterdrückten, Einen Beraubten, Einen unſchuldig Verfolgten —, würden wir irgendwo einen Menſchen antreffen, dem man ſeine Ehre genommen, und ſein Vertrauen bey den Menſchen abgeſchnitten hat, wie es deren unzählbare gibt, würde irgendwo Gutes gehindert und Böſes mächtig gefördert werden, wenn nicht das Laſter eine ſo unſelige Geſchäftigkeit beſäße? Und woher die Kriege, die den Erdboden mit Blut und Leichen bedecken, die ganze Gegenden ihres Wohlſtandes berauben, und nichts als Trümmer und Wehklagen zurück laſſen? Woher die mannigfaltigen Gährungen und Unruhen unter den Völkern, die Empörungen gegen Geſetz und Ordnung, die Bedrohungen und Angriffe auf Eigenthum und Leben, die Ungerechtigkeiten, die oft mitten im Schoße der bürgerlichen Geſellſchaft verübt werden, die Frevel, die ſelbſt das wachſame Auge und der aufgehobene Arm der Strafe nicht verhüthet? Woher dieſe vielfachen Befehdungen, dieſe heimlichen und öffentlichen Feindſchaften, dieſe heimlichen und öffentlichen Nachſtellungen, dieſer Haß, dieſer Neid, dieſes Mißtrauen, das ſo viele gegen ihre Brüder bewaffnet? Können wir umhin, in dem allen entweder auf der Einen, oder auf der andern Seite, oder gar auf beyden zugleich, die Wirkungen des Laſters zu erkennen? Welche Fortſchritte würde das menſchliche Geſchlecht in der Erleuchtung der Weisheit und in jeder Art des Glückes machen, wenn ihm nicht das Laſter in den Weg träte, um es aufzuhalten, zurückzuſchleudern, und ihm den erbeuteten Gewinn wieder zu entreißen. Selbſt die ſtillen Wohnſitze des Fleißes, des Friedens und der Jugend ſind nicht vor ihm geſichert; auch in die heiligen Bündniſſe der Familie drängt es ſich, um ihren Wohlſtand zu verzehren, um Sorgen, Armuth, Schuldenlaſten an ſeine Stelle zu bringen, um die Herzen der Gatten von einander abzuwenden, um Geſchwiſter zu entzweyen, um die Eltern leichtſinnig und ſorglos in der Erziehung, die Kinder trotzig und widerſpänſtig zu machen, um die Eintracht der Gemüther, die ſchönen Genüſſe des häuslichen Lebens aufzuheben, und alles mit Elend zu erfüllen.

Doch nicht bloß *groß und umfaſſend in ihren Wirkungen*, ſondern auch *ſehr weit verbreitet* ſind die Verwüſtungen, welche das Laſter unter dem menſchlichen Geſchlechte anrichtet. Gibt es irgendwo eine Gegend der Erde, wohin das Laſter nicht vorgedrungen wäre? Ach, kein Winkel iſt ſo verborgen, daß es ihn nicht aufgefunden, und nicht auch dahin ſeine Herrſchaft verbreitet hätte. Viel zu genau iſt ſeine Verwandtſchaft mit den Leidenſchaften des menſchlichen Herzens, viel zu groß iſt ſeine Gewalt und ſeine Argliſt, als daß es nicht allenthalben ſeinen Plan glücklich anlegen und ausführen, daß es nicht allenthalben die glänzendſten Siege davon tragen ſollte. Laſſet ein Volk eine Zeit lang in Unſchuld und Einfalt gelebt, und mit den Bequemlichkeiten auch die Verderbniſſe der Verfeinerung entbehrt haben: wie lange wird es dauern bis auch unter ihm verkehrte Begierden erwachen, bis Noth oder ſinnliches Gelüſten heftige Leidenſchaften hervorbringen, bis kultivirte Völker es mit dem Gifte ihrer Sitten, ihrer Handlungsweiſen und ihrer Grundſätze anſtecken! Iſt es doch, als ob überall, wo die Natur Paradiſe pflanzte, feindliche Mächte das Laſter hingeſandt hätten, um ſie in Stäten des Fluches zu verwandeln, damit nirgends auf Erden ein Paradies ſey, und alles verſinke, was einſt herrlich war. Und ſo könnt Ihr alle Zeitalter durchgehen, von welchen die Geſchichte uns verbürgte Nachrichten aufbewahrt hat: keines findet Ihr von Laſtern frey. Bald ſind es die Laſter der Rohheit und bald die Laſter der Verfeinerung, die die Menſchheit ſchänden. Jeder herrſchende Geiſt der Zeit iſt auf die Eine oder andre Art mit dem Laſter einverſtanden, hat ſeine eignen Verſuchungen, Beyſpiele, Bedrängniſſe und Antriebe. Ihr treffet entweder den Aberglauben, oder den Unglauben, entweder die Noth, oder den Ueberfluß, entweder den Uebermuth der Freyheit, oder die Erniedrigung der Knechtſchaft, entweder die Stille des ruhigen Lebens, oder den Sturm großer Bewegungen für das Laſter in Thätigkeit. Immer hat man über das Verderben der Zeit Klagen gehört; immer haben die Weiſen einmüthig geſeufzt: wer will einen Reinen finden bey denen, da keiner rein iſt! ſie ſind allzumahl abgewichen und untüchtig worden. So viele Anſtalten Gott auch traf, dem Laſter zu ſteuern; ſo viele freymüthige Lehrer auch dagegen eiferten; ſo viele edle Menſchen auch in hohem ſittlichem Ernſte als Muſter ihrer Zeit vorleuchteten: immer machten die, die ſich vom Laſter frey hielten, die kleinere Zahl aus. Kein Alter iſt vor ihm geſichert. Von der Wiege bis ans Grab ſind wir von ſeinen gefährlichen Reitzungen umringt. In jedem Lebensabſchnitte gibt es Umſtände, die das Laſter begünſtigen, anpreiſen, und ihm Eingang verſchaffen. Jünglinge, Männer und Greiſe erblicken wir in ſeinem Gefolge. Mit wilder Gewalt greift es um ſich, wo es einmal Platz gefunden hat. Einer fällt ihm nach dem andern in die Hände. Jenen reißt gedankenloſe Nachahmung dahin; dieſer ergibt ſich ihm freywillig, damit er nicht ein Sonderling ſcheine, und um ſeiner Gewiſſenhaftigkeit willen verlacht werde. Jener findet die Geſtalt, in der es ſich zeigt, zu angenehm, dieſer die Verſprechungen, die es im Munde führt, zu wichtig, als daß er Luſt haben könnte zu widerſtehen. Bey jenem wird durch den Anblick der Sünde die Begierde geweckt; bey dieſem wird ſie zur Leidenſchaft entflammt. Bey jenem wird durch den Umgang mit Laſterhaften der Abſcheu gegen das Böſe unterdrückt, das ſittliche Gefühl abgeſtumpft; dieſer läßt ſich durch ſchwache Gefälligkeit und die Künſte der Ueberredung bethören. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß die Verwüſtungen, welche das Laſter errichtet, ſehr ausgebreitet ſind.

Sie ſind endlich auch ſehr traurig. Das herrliche Bild der Menſchheit erſcheint uns durch ſie verunſtaltet und geſchändet. Die wichtigſten Güter werden der Menſchheit durch ſie entriſſen werden. Es iſt der traurigſte Zuſtand, in den ſie durch die Verwüſtungen des Laſters verſinkt. Man muß da auf ſie anwenden, was der Prophet vom jüdiſchen Volke ſagt: das ganze Haupt iſt krank, das ganze Herz iſt matt, von der Fußſohle bis auf das Haupt iſt nichts Geſundes an ihm. Allenthalben zeigen ſich Gebrechen; allenthalben bluten Wunden; allenthalben iſt Noth, wo Freude ſeyn ſollte. Das Meiſte und Schlimmſte hiervon iſt des Laſters Frucht, und alles wird durch das Laſter vergrößert und fühlbarer gemacht. Oder iſt es nicht beklagenswehrt, ſoll es nicht jeden Freund der Menſchheit betrüben; wenn er friſche Kräfte gelähmt, oder gar vernichtet, ſchöne Hoffnungen zu Schanden gemacht, und große Stellen verödet ſieht, die nützliche Thätigkeit verſchönern müßte? Iſt es nicht beklagenswehrt, ſoll es nicht jeden Freund der Menſchheit betrüben: wenn ſo häufig Herabſetzung und Zerſtörung des Edelſten, Unterdrückung und Mißhandlung ſeiner Brüder, Armuth, Unwiſſenheit, Aberglauben, Rohheit und Verwilderung wahrnimmt. Eine in Eintracht und Liebe eng verbundene, von Gott geliebte, mit gemeinſchaftlichen Kräften ihr heiliges Gut bewahrende, und nach dem Höchſten ſtrebende glückliche Familie ſollte das Geſchlecht der Menſchen ſeyn. Wahrlich es iſt traurig: wenn das Laſter dieſes Geſchlecht von Gott entfernt, ihm ſein Mißfallen zuzieht, und es ſeiner Segnungen unwürdig macht; wenn das Laſter Mißtrauen errregt, Feindſchaften entzündet, Einen gegen den Andern bewaffnet, und alles rüſtet zum gemeinſchaftlichen Verderben; wenn nichts ſo heilig iſt, das er nicht wagte, anzugreifen; wenn es weder die Jugend noch das Alter verſchont, und zu Grunde richtet, was es erreichen kann. Wemuth und Unwille müſſen ſich unſrer bemächtigen, wenn wir auf die traurigen Verwüſtungen blicken, welche das Laſter unter dem menſchlichen Geſchlechte anrichtet.

2.

Ein Verderben, das ſo groß, ſo weit verbreitet und ſo traurig iſt, wie die Verwüſtungen des Laſters darf uns nicht gleichgültig laſſen, beſonders an einem Tage, wie der gegenwärtige iſt. Auf uns ſelbſt, auf Gott und ſeine Anſtalten, auf das, was das Heil unſers Geſchlechtes nothwendig macht, und was wir von demſelben hoffen dürfen, muß ſich hier unſre Aufmerkſamkeit lenken. In jeder von dieſen Hinſichten iſt die Betrachtung der Verwüſtungen, welche das Laſter unter uns anrichtet, lehrreich und ermunterungsvoll.

Vor allem muß ſie uns antreiben, das Laſter zu fliehen, und gegen ſeine Anſteckungen auf unſrer Huth zu ſeyn. Iſt das Laſter in dem Maße das Verderben der Leute, daß es in allen Verhältniſſen die größten und traurigſten Zerrüttungen ſtiftet, daß es die edelſten Bande auflöſt, die ſchönſten Freuden vergiftet, Leiden ohne Zahl allenthalben verbreitet, und allen Segen in Fluch verwandelt: dann muß es uns doch einleuchten, wie ſehr es mit der ganzen Einrichtung unſers Weſens in Widerſpruch ſteht, und wie gering alles äußerliche Uebel iſt, gegen das Uebel, welches das Laſter in ſich trägt, wodurch es eine ſo fruchtbare Quelle des Elendes iſt; dann können wir keinen Augenblick zweifeln, daß nur die Verblendung der Sinne und die Bethörung der Leidenſchaften uns an ihm konnten Wohlgefallen finden laſſen; dann müſſen wir einſehen, daß wir unſer Wohl immer verfehlen werden, ſo lange wir dem Laſter dienen, daß wir erſt dann aufhören schädliche Mitglieder der Geſellſchaft zu ſeyn, wenn wir uns von ihm losreißen, und daß jede glückliche Bemühung, den Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes zu verbeſſern mit der Beſſerung des eigenen Herzens und Lebens anfängt. Ja, m. Br., iſt es Euch Ernſt, die köſtlichen Kleinode des Lebens zu retten, empfindet Ihr mit Schmerz die traurige Verfaſſung der Menſchheit, wünſchet Ihr etwas zu ihrer Erleichterung beizutragen: dann müſſet Ihr jeder laſterhaften Neigung entſagen, jede laſterhafte Leidenſchaft entſchloſſen und ſtandhaft bekämpfen; dann müſſet ihr ſorgfältig Euch ſelbſt bewachen, daß es ſich Euer da nicht bemächtige, wo Ihr Euch bisher frey erhalten habt. Hier bedarf es großer Vorſicht; denn weit verbreitet iſt die verwüſtende Herrſchaft des Laſters. Immer umgibt es uns, immer lauert es uns auf, immer ſtehen wir in Verbindungen, die gefährlich ſind. Nirgends fehlt es an verführeriſchen Beyſpielen und Ueberredungen, an Gegenſtänden, die unſre Begierden entflammen, und unſer Herz anziehen. Wie leicht ſtimmt man in das mit ein, was allgemein gebilligt, gewollt und getrieben wird! Ehe wir es merken, kann uns das Laſter gewonnen, an ſich gefeſſelt, und zu elenden Werkzeugen ſeines Verderbens gemacht haben. Nie die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt zu verlieren, mißtrauiſch zu ſeyn gegen die Grundſätze und Sitten, die ſich uns aufdringen wollen, an nichts Theil zu nehmen, und nichts nachzuahmen, was nicht das ſtrenge Gericht des Gewiſſens erträgt, das Böſe eifriger zu meiden als irgend ein

Uebel, die Reinigkeit des Herzens eifriger zu bewahren als irgend ein Gut des Lebens, und jedes Mittel, das uns hierin ſtärken kann, aufzubiethen: das ſey der Entſchluß, den wir heute vor Gott faſſen.

Wie können wir aber die Verwüſtungen betrachten, welche das Laſter unter unſerm Geſchlechte anrichtet, ohne dabey mit dankbarer Rührung und inniger Verehrung an Gott zu denken. Dieſe Verwüſtungen ſind allerdings ſehr groß. Aber wahrlich ſie würden noch weit größer ſeyn; wenn das Laſter alles erlangen könnte, wornach ihm gelüſtet, alles ausführen, was es im Sinne hat; wenn es nirgends Widerſtand fände; wenn nirgends Einrichtungen getroffen wären, ſeinen verderblichen Unternehmungen eine wohlthätige Richtung zu geben, ſeine unglücklichen Folgen zu hemmen. Gott ſetzt den Strom ſeiner Zerſtörungen Gränzen; er vereitelt oft ſeine Anſchläge; er verwandelt ſeine Verwirrungen in Ordnung; er ſchafft aus dem Böſen Gutes; er zwingt das Laſter, wider ſeinen Willen, ein Werkzeug ſeiner großen Abſichten zu werden. Die Verwüſtungen des Laſters ſind allerdings ſehr weit verbreitet. Aber wahrlich ſein Einfluß würde ſich noch weiter erſtrecken, die Zahl derer, die ſich rein erhalten haben, würde noch geringer ſeyn; wenn es in ſeinem wilden Vordringen nicht aufgehalten würde, wenn es überall ſo wirkte, wie es ſeiner Natur nach wirken muß. Aber die Hand des Allmächtigen beſtimmt ihm Ziele, die es nicht übergehen kann. Ueberall iſt die Vorſehung wirkſam, ſeine weitern

Fortſchritte zu verhindern. Häufig wird es beſchämt, mit Nachdruck zurück gewieſen, und ihm mit Gewalt ſeine Beute wieder entriſſen. Die Verwüſtungen des Laſters ſind allerdings ſehr traurig. Aber wahrlich ſie würden noch trauriger ſeyn, ſie würden längſt den Erdboden mit Gräueln bedeckt, und in eine Wüſte verwandelt, — ſie würden längſt jedes Heilige entweiht, jedes Gute vertilgt, und vielleicht das Geſchlecht der Menſchen ſelbſt aufgerieben haben; wenn nicht der Schutz des Ewigen über uns waltete, und ſeine Werke zu Schanden machte. Daß das Laſter noch nicht alles angetaſtet, noch nicht alles ergriffen, und verwüſtet hat, daß noch Weisheit und Jugend, Kraft und Wohlſtand, öffentliche und häusliche Glückſeligkeit unter uns gefunden wird, das iſt das Werk einer höhern Regierung, die von uns demüthig und ehrfurchtsvoll anerkannt werden muß. Und was wendet Gott nicht an, das Laſter unter den Menſchen zu vertilgen! Mit Gewalt kann und will er es freylich nicht ausrotten; er behandelt uns, unſrer Beſtimmung gemäß, als freye Geſchöpfe. Wir ſollen uns ſelbſt von ihm losreißen. Aber welche Antriebe und welche Erleichterungen hat er uns dazu laſſen zu Theil werden! Nichts von allem, was, unſrer Freyheit unbeſchadet, geſchehen konnte, iſt unverſucht geblieben. Unaufhörlich werden wir gewarnt, auf das Elend des Laſters aufmerkſam gemacht, in unſerm Innern angegriffen, zum Nachdenken geleitet. Belehrungen und Ereigniſſe, Beweiſe ſeiner Liebe und ſeines Ernſtes, erſchütternde Beyſpiele und eigne Beſchämungen müſſen ſich vereinigen, uns vom Laſter abzuziehen. Die ganze Geſchichte und das Leben jedes Einzelnen ſind eine Reihe der huldvollſten Veranſtaltungen zu unſrer Rettung. Soll uns das nicht mit gerührtem Danke erfüllen? Können wir dieſer Langmuth und Güte unſre Bewundrung verſagen? Müſſen nicht Dank und Bewundrung uns ſtimmen zum hohen Ernſte in der Benutzung dieſer Anſtalten?

Die größte, die wirkſamſte und ſegensreichſte unter allen iſt die, die er durch Jeſum ausführte. Darum iſt Jeſus auf Erden erſchienen, daß er ſie befreye von dem Elende, welches das Laſter über ſie gebracht, und daß er das menſchliche Geſchlecht erhebe, aus der Erniedrigung und aus dem Jammer, worin es ſich durch ſeine Laſter geſtürzt hatte, daß er, im ſittlichen Verderben, den gefährlichſten Feind unſrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt zerſtöre. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen das Laſter; alle Unternehmungen, wodurch er ſich den Nahmen unſers Erretters erwarb, waren gegen das Laſter gerichtet. Dahin zielte ſein Lehren, ſein Handeln und ſein Tod. Das Reich der Finſterniß einzuſchränken und umzuſtürzen, ein Reich des Lichtes, der Wahrheit und der Gottſeligkeit aufzurichten, in welchen alle von lebendigen Abſcheu gegen das Böſe und von feurigem Eifer für das Gute beſeelt wären, und alle mit einmüthigem Geiſte und hoher Kraft den Sieg des Guten zu befördern ſuchten: das war der Zweck, den er, lebend und ſterbend, unermüdet verfolgte. Er hat ſich dahin gegeben, auf daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und ihm vereinigte ein Volk des Eigenthums, das fleißig wäre in guten Werken. Nichts iſt mehr dazu geeignet, die Gewalt des Laſters zu ſchwächen, und ſeinen Einfluß einzuſchränken, als das Evangelium Jeſu. Es ſtellt uns daſſelbe in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit und Verderblichkeit dar; es biethet uns die zweckmäßigſten Hülfsmittel gegen daſſelbe an; es hält uns Lehren und Verheißungen vor, die zu dem ernſtlichſten Streben Luſt und Muth machen, und gibt uns alle Kräfte, deren wir hier bedürfen. Wo das Evangelium Jeſu in Anſehen ſteht: da muß das Laſter verachtet werden; da widerſetzt man ſich ſeinen Anſprüchen und Unternehmungen. Wo das Evangelium Jeſu von Herzen geglaubt wird: da iſt ein heiliger Sinn unter den Menſchen, der ſie zu Feinden des Laſters macht; da bewahrt, da ſtärkt, da erhebt es alle Gemüther. Wo der Geiſt des Evangeliums die Menſchen ergreift: da halten ſie es für ihren höchſten Ruhm, ihr Inneres zu bewahren und zu läutern. Nie wird da das Laſter große Fortſchritte machen; nie werden ſich da ſeine Verwüſtungen weit ausbreiten können; in die Verborgenheit muß es eilen, zur Verſtellung muß es ſeine Zuflucht nehmen, wenn es noch etwas ausrichten will. Viel hat es bisher ſchon gewirkt, und noch mehr wird es wirken, wenn es unter uns mehr Vertrauen und mehr Wehrtſchätzung findet, wenn es mehr Herzen gewinnt. Können wir nicht ohne Wehmuth die Verwüſtungen wahrnehmen, welche das Laſter unter unſerm Geſchlechte anrichtet: dann laſſet uns dieſes koſtbaren Geſchenkes Gottes uns freuen, das Evangelium Jeſu immer in Ehren halten und ihm auch äußerlich Ehre erweiſen, damit es immer mehr Einfluß gewinnt; laſſet uns nie leichtſinnig ſeine Belehrungen, ſeine Kräfte und ſeine Hülfsmittel verſchmähen. Ihm wollen wir unſer Herz öffnen, und ihm willige Folgſamkeit beweiſen. Es ſoll uns immer mehr gelten, und immer mehr bey uns wirken. Nach ſeiner Anleitung wollen wir uns ſelbſt von allen laſterhaften Neigungen zu reinigen ſuchen, aber auch in ſeinem Geiſte den Verwüſtungen des Laſters um uns her entgegen arbeiten.

Ja, das iſt die Pflicht aller, die es mit der Menſchheit redlich meynen. Wünſchen wir die empfindlichſten Uebel, an denen ſie leidet, wegzuſchaffen: dann müſſen wir das Laſter verfolgen, beſchämen und einſchränken, wo wir es antreffen. Groß, ausgebreitet und traurig ſind ſeine Verwüſtungen: darum denke doch jeder ernſtlich darauf, daß ſie nicht durch ſeine Schuld noch größer, noch ausgebreiteter und trauriger werden, daß er ihm nicht durch leichtſinnige Reden und Handlungen Vorſchub leiſte, daß er nie Böſes billige, zu Böſem aufmuntre, und in Böſem beſtärke, daß dies auch nicht durch Unvorſichtigkeit geſchehe, daß er auch keinem zufällige Veranlaſſung zum Böſen werde. Ein jeder zeuge vielmehr mit Wort und Leben gegen das Laſter, mache aufmerkſam auf das Trügliche ſeiner Reize, und ziehe ſeine verborgene Schande ans Licht. Ein jeder widerſetze ſich ſeinen Zumuthungen, und vereitle, wo er kann, ſeine Anſchläge. Wir alle können etwas dazu beytragen, daß die Herrſchaft und die Verwüſtungen des Laſters geringer werden. Iſt es uns nur recht darum zu thun: ſo werden ſich bald die Gelegenheiten zeigen, ſo werden wir bald unſers Vermögens inne werden. Ueberall gibt es Unwiſſende, die nur belehrt, Verblendete, denen nur die Augen geöffnet, Sichere, die nur gewarnt, Wankende, die nur befeſtigt, Schwache, die nur unterſtützt, Redliche, die nur aufgemuntert werden dürfen, um ſich den Nachſtellungen des Laſters zu entreißen. Ein kleiner Sieg über das Laſter iſt ſchon bedeutender Gewinn; ihm werden gewiß größere folgen. Gibt es eine herrlichere That, als die wodurch man unſterbliche Seelen rettet, und zugleich das Elend vermindert, unter welchem das ganze menſchliche Geſchlecht ſeufzt? Und was vermöchtet Ihr, die Gott unter ihren Brüdern hoch geſtellt, denen er großes Anſehen verliehen, denen er wichtigen Einfluß auf die Gemüther der Menſchen anvertraut hat — was vermöchtet Ihr durch weiſen Rath, durch nützliche Verordnungen, durch ſtrenge Aufſicht auf die öffentlichen Sitten, durch Wachſamkeit gegen einreißende Verderbniſſe, durch unerbittliche Beſtrafungen, durch ein ehrwürdiges Beyſpiel, und dadurch daß Ihr der Religion Achtung zu verſchaffen und zu erhalten ſuchtet! Was vermöchtet Ihr Lehrer und Erzieher der Jugend, Eltern, die Ihr das kindliche Herz gleichſam in der Hand habt, um aus ihm zu bilden, was Ihr wollt, Vorſteher und Vorſteherinnen der Familien, von denen es abhängt, was für ein Geiſt unter den

Gliedern derſelben herrſchet; wenn Ihr die ganze Gewalt der Liebe, die ganze Stärke der eignen Rechtſchaffenheit und der Klugheit aufböthet! wie würde das Laſter Euern Bemühungen weichen, und endlich ganz aus Eurer Nähe verſchwinden! wie würdet Ihr bald Segen und Freude an der Stelle ehemaliger Verwüſtungen erblicken! Es iſt nicht bloß zu wünſchen, daß Ihr Euern Einfluß auf dieſe Weiſe verwenden möget; es iſt nicht bloß der Schmerz, den die Verwüſtungen des Laſters in jedem fühlenden Menſchen erregen, was Euch dazu bewegen müßte. Nein, Eure Pflicht fordert Euch dazu auf; dazu iſt Euch jener Einfluß verliehen worden; und Ihr ſollt einſt über die Verwendung deſſelben zur Verantwortung gezogen werden. Nur das Bewußtſeyn, hier gethan zu haben, was Ihr thun konntet, vermag Euch mit Euch ſelbſt zufrieden zu ſtellen, und Euch Ruhe zu gewähren beym Gedanken an die künftige Rechenſchaft. O, daß denn alle, die Gott und die Tugend und ihre Brüder lieben, ſich mit Hand und Herz vereinigen möchten zu dieſen ſchönen Bemühungen. Wäre die Zahl auch gering: ſie würde doch ſtark ſeyn durch ihren Eifer, durch die Sache für welche ſie arbeitet, durch den Segen des Allmächtigen, durch ihr treues, feſtes Zuſammenhalten.

Möge der heutige Tag uns zu ſolchen Entſchließungen begeiſtern; mögen ſie die Frucht der gegenwärtigen Betrachtung ſeyn. Dann dürfen wir heiter in die Zukunft blicken; dann bleiben uns die Verwüſtungen, welche das Laſter unter den Menſchen anrichtet, immer ein heilſamer Antrieb zur Thätigkeit, ohne uns je ſchrecklich zu werden, ohne uns je verzweifeln zu laſſen. Und wenn das Laſter ſich auch immer furchtbarer rüſtet; wenn es ſcheint, als werde es Einen nach dem andern dahin raffen, und ſeine verwüſtende Gewalt über alles verbreiten: wir ſind getroſt, denn der Herr iſt mit uns; er wird die Menſchheit, für die er ſo viel gethan hat, nicht allem Verderben Preis geben; er wird dem Böſen Gränzen ſetzen, wie er bisher gethan hat. Triumphirend rufen wir aus: die Rechte des Herrn behält den Sieg.

Vertrauensvoll blicken wir, Vater, auf dich hin, und warten auf deine Hülfe. Ach, auch wir ſind abgewichen, und ſchwer iſt unſre Schuld; aber tief auch das Gefühl unſers Elendes. In dieſem Gefühle werfen wir uns vor dir nieder, und flehen: Herr verſtoß deine Kinder nicht. Wie warſt du bisher ſo langmüthig, wie haſt du bisher gewirkt das Laſter zu zerſtören, wie haſt du bisher die Bemühungen geſegnet, die gegen daſſelbe gerichtet waren! Wir nahen uns heute dir mit ernſtlichen Vorſätzen. Laß uns nicht umkommen in unſerm Elende; hilf uns aus unſerm Verderben; ſtärke uns, zu thun, wozu wir entſchloſſen ſind, und gib glückliches Gelingen allem, was zur Verherrlichung deines Reiches begonnen wird. Amen.

XV.

Was ſoll die Herrlichkeit Gottes, die ſich in der Frühlingsnatur offenbart, bey uns wirken?

Am Himmel und auf Erden glänzt, Gott, deine Majeſtät. Am kleinſten Geſchöpfe thut ſie ſich kund, wie am erhabenſten Geiſte. Wir erblicken ſie, wenn du in Stürmen und Gewittern daher fährſt, und wenn du die Natur mit ſanftem Blüthenſchmucke bekleideſt, wenn du deine furchtbaren Gerichte ausführſt, und wenn du die goldenen Zeiten des Friedens und der Ruhe wieder bringſt, wenn du dich in deinem Ernſte zeigſt, und wenn du deine milde Hand aufthuſt, alles mit Wohlgefallen zu ſättigen. In freundlicher, herzgewinnender Geſtalt offenbart ſie ſich uns in dieſen Tagen auf Feldern und Wieſen, in Gärten und an Bergen, an der farbenreichen Blume und am neu belaubten Baume. Alles ruft uns zu: herrlich iſt unſer Gott, alles wird uns zum redenden Zeugen deiner Macht, Weisheit und Güte. Wir, denen du einen denkenden Geiſt und ein fühlendes Herz gabſt, dürfen keine kalten und ſtummen Zeugen derſelben ſeyn. Uns gebührt es vor allen, in die Lobgeſänge der Welt mit einzuſtimmen. Für uns müßte es die höchſte Seligkeit ſeyn, die Pracht deiner Werke zu bewundern, und mit heiligen Empfindungen vor dir anzubethen. Welche elende, verderbte Geſchöpfe wären wir, wenn wir uns hier nicht kindiſch freuten, wenn wir uns nicht dem Tande und der Eitelkeit der Erde entriſſen, um uns der wohlthuenden, herzerhebenden Betrachtung hinzugeben. Nie treffe uns dieſer Vorwurf. So oft wir hinaustreten in deine ſchöne Welt: ſchaue unſer Auge entzückt deine Wunder, und fühle ſich unſre Bruſt erleichtert unter ihren Laſten. Laß uns hier unſre Würde dankbar erkennen, und den Vorzug, daß wir dieſes alles genießen, und uns mit unſerm Geiſte ſelbſt zu dir emporſchwingen können, gebührend ſchätzen. Auf den Schauplätzen deiner Herrlichkeit laß uns unſrer hohen Abkunft und unſrer Beſtimmung für ein beßres Leben inne werden, damit wir ſtäts derſelben gemäß denken und handeln, und alles vermeiden, was uns verunſtaltet und erniedrigt. Auch an uns müſſe man deine Herrlichkeit ſehen; in Hoheit des Sinnes und Reinheit des Herzens müſſe ſie aus unſerm Leben hervorſtrahlen. Es werde uns recht klar, daß die Erde, die wir bewohnen, eine Bildungsſtäte für den Himmel iſt, damit auch wir hier ſeiner Vollendung und Seligkeit entgegen reifen. Amen.

……

Ob gleich, m. Z., der Ewige in einem Lichte wohnt, zu welchem niemand kommen kann: ſo fehlt es uns doch nicht an Veranlaſſungen und Mitteln, uns von ſeiner Größe würdige Vorſtellungen zu bilden. Allen ſeinen Geſchöpfen, allen ſeinen Einrichtungen und allen Ereigniſſen, die er herbey führt, hat er die Zeichen ſeiner Majeſtät mitgetheilt; überall leuchten uns die ſanften Schimmer ſeiner Herrlichkeit entgegen. Den Menſchen hat er nach ſeinem Bilde geſchaffen. Daß dieſer Menſch in edler Geſtalt und mit aufwärts gerichtetem Blicke über die Erde wandelt; daß er mit ſeinen Gedanken ſo viel umfaßt, und ſich ſo hoch erhebt; daß er im Stande iſt, ſo erſtaunens-werthe Thaten zu thun, ſo große Veränderungen anzurichten, ſo erhabene Zwecke zu erreichen, ſo viel Schmerzliches zu dulden, ſo viel Widerwärtiges zu überwinden; daß er ſich von den niedrigſten Geſinnungen zu den ehrwürdigſten, von thieriſcher Sinnlichkeit zur vernünftigen Selbſtbeherrſchung, von engherzigem Eigennutze zur reinen Liebe erheben kann; daß er ewig fortdauern und ſich immer höher emporſchwingen ſoll: muß uns das nicht an die Herrlichkeit ſeines Schöpfers erinnern? Wie werden wir dieſe Herrlichkeit einſt, im Glanze des neuen Lebens, das unſre Würde vollenden, und uns zur nähern Gemeinſchaft mit Gott führen wird, bewundern!

Auch in den Ereigniſſen der Welt offenbart ſich uns die Herrlichkeit Gottes. Wir ſehen ſie in den Schickſalen des Ganzen und in denen, welche den Einzelnen treffen, wie in unſerm eignen Leben. Alles, was geſchieht, was wir begreifen, und was wir in ſeiner Unerforſchlichkeit demüthig verehren müſſen, zeugt von einer unendlichen Macht, Heiligkeit, Weisheit und Güte. Wenn wilde Stürme daher ziehen; wenn ernſte Gerichte vor unſern Augen ausgeführt werden; wenn unter gewaltſamen Bewegungen die menſchlichen Dinge eine andere Geſtalt annehmen; und wenn Ordnung und Ruhe in die Wohnungen der Sterblichen wieder kehren; wenn milde Segnungen ſich über ſie ausbreiten, und das Gute Einen Sieg nach den andern gewinnt; wenn ſcheinbare Verwirrungen uns ängſtigen; und wenn ſie einer befriedigenden Auflöſung entgegen eilen: dann kann der, welcher mit einem unbefangenen Sinne alles betrachtet, nicht umhin auszurufen: herrlich iſt der Herr, er iſt herrlich, wo er ſchlägt, und wo er verbindet, wo er zerſtört, und wo er wieder aufbaut — er iſt herrlich in allen ſeinen Wegen und Führungen.

Wir dürfen uns nur umſehen auf den Plätzen, die wir bewohnen, unter den Gegenſtänden und Einrichtungen, die uns umgeben, um mächtige Eindrücke von der Herrlichkeit Gottes zu empfangen. Am Himmel verkündigen ſie uns die Sonne in ihrer Pracht, der Mond in ſeinem ſanften Lichte, die Sterne in ihrem freundlichen Schimmer; ein Tag ſagt es dem andern und eine Nacht der andern, wie herrlich der Herr iſt. Auf der Erde glänzt ſie in tauſend Wundern, in erhabenen und in lieblichen Geſtalten, im Verwelken und im Aufblühen, in der Ruhe und im regen Leben, in ernſten und in freudigen Erſcheinungen, in Erſcheinungen, die das Herz ſanft rühren und in ſolchen, die uns zur Anbethung ſtimmen.

Vorzüglich ſind die gegenwärtigen Tage geeignet, uns auf die Herrlichkeit Gottes aufmerkſam zu machen. Die Natur iſt erwacht aus ihrem Winterſchlafe; überall dringt verjüngtes Leben hervor; die Fluren ſchmücken ſich mit Kräutern und Blumen, die Bäume mit friſchen Blättern und Blüthen; die Sonne verbreitet wieder hellern Glanz und wohlthuende Wärme; die Bewohner der Lüfte ſtimmen wieder ihren lieblichen Geſang an; in ihrem feſtlichen Schmucke zeigt ſich uns die Welt, und alle Herzen öffnen ſich der Freude. Wir, denen Gott die Fähigkeit gab, das alles zu ſchauen und zu bewundern, dürfen hier nicht zerſtreut und kalt bleiben. Nicht umſonſt, offenbart ſich uns die Herrlichkeit Gottes; ſie ſoll von uns gefühlt werden; ſie ſoll uns erquicken und ſtärken; ſie ſoll heilſame Bewegungen, Entſchließungen und Hoffnungen in uns erwecken; ſie ſoll wirken zur Erhebung und Veredlung unſers innern Menſchen. Laſſet uns die gegenwärtige Stunde zum weitern Nachdenken hierüber anwenden.

……

Text.

Pſalm 104 v. 1.

Lobe den Herrn meine Seele. Herr, mein Gott, du biſt ſehr herrlich; du biſt ſchön und prächtig geſchmückt.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Herrlichkeit Gottes vorzüglich in den neuen Schöpfungen, die uns jetzt umgeben, ſichtbar werden. So laſſet uns denn in der Stille erwägen: was die Herrlichkeit Gottes, die ſich in der Frühlingsnatur zeigt, uns ſeyn — was ſie bey uns wirken ſoll.

Sie ſoll 1. von uns erkannt und empfunden werden, und dadurch eine religiöſe Stimmung in uns wecken und beleben;

ſie ſoll uns 2. die Erde in einem freundlichen Lichte zeigen, nnd unſern Aufenthalt auf derſelben verſchönern, und veredeln;

ſie ſoll uns 3. ein lebhaftes Gefühl unſrer Würde einflößen, und uns antreiben zu ernſtlichen Bemühungen, daß Gott auch durch uns herrlich werde;

ſie ſoll uns 4. zu frohen Hoffnungen erheben.

1.

Die Herrlichkeit, die Gott in der Frühlingswelt vor uns ausgebreitet hat, ſoll alſo zuvörderſt von uns erkannt und empfunden werden. Mit dem größten Rechte ergeht an uns dieſe Forderung. Wenn irgend etwas iſt: ſo verdient dieſe Schöpfung voll Leben und Luſt, voll Reitz und Schönheit, voll Pracht und Größe unſre Aufmerkſamkeit. Oder, was können wir nennen, das uns würdiger zu beſchäftigen, das unſerem Herzen ſüßere und reinere Genüſſe zu verſchaffen, das uns mehr mit froher Bewunderung zu erfüllen vermöchte, als die Gegenſtände, die Erſcheinungen und Veränderungen, die uns hier umgeben. Dem flüchtigen Schimmer, der das Aeußerliche der Menſchen umgiebt, den Auftritten, die ſich durch nichts als durch ihr Ungewöhnliches auszeichnen, den Ereigniſſen, die bloß unſre Neugierde feſſeln, den Schauſpielen, womit menſchliche Kunſt unſre Sinne ergötzt, ſollten wir nacheilen; hier ſollten wir nicht ſatt werden, zu ſehen, zu hören und zu bewundern: und da ſollten wir ſchnell vorüber eilen, wo das erhabenſte und entzückendſte Schauſpiel vor uns aufgeführt wird, wo der Ewige ſelbſt ſich uns in ſeiner Größe und Güte zeigt, wo dem Geiſte und dem Herzen die ſtärkendſte Nahrung bereitet iſt, wo wir kaum einen Augenblick verweilen können, ohne belehrt zu werden, ohne uns von edeln Empfindungen beſeelt, ohne die edelſten Kräfte beſchäftigt zu fühlen, ohne in allem, was wahrhaft ehrt und beglückt gefördert zu werden!

Würde man uns dann nicht entweder eine faſt thieriſche Sinnlichkeit, oder einer Stumpfheit des Geiſtes, die nur durch das Außerordentliche und Neue aufgeregt werden kann, oder eine Gemeinheit, der es für feine und geiſtige Genüſſe an Empfänglichkeit fehlt, oder eine Stimmung, die ganz in das gewöhnliche Treiben, in die Zerſtreuungen, Sorgen und Arbeiten der Welt verſunken iſt, vorwerfen müſſen? Verdienen Menſchen Aufmerkſamkeit, wo ſie ihre, immer unvollkommnen Werke vor uns aufſtellen: ſollte ſie dann nicht der Schöpfer der Welt verdienen, wenn er uns ſeine Wunder zeigt? Das iſt einer unſrer edelſten Vorzüge, daß wir fähig ſind, die Herrlichkeit Gottes zu ſehen, uns der gedankenvollen Betrachtung zu überlaſſen, uns zu ihm ſelbſt zu erheben, und uns kindlich vor ihm zu freuen. Und von dieſem Vorzuge ſollten wir keinen Gebrauch machen, wir ſollten ſelbſt auf ihn Verzicht leiſten, und unſre Ergötzung in Dingen ſuchen, die uns zum wenigſten keine Ehre bringen, wenn ſie uns nicht gar herabwürdigen? Unverwandt ſollten wir nach dem Gemeinſten ſchauen, und uns von dem Erhabenſten wegwenden? Nein, das ſey ferne von uns.

Doch nicht bloß erkannt, auch empfunden ſoll die Herrlichkeit Gottes von uns werden. Von ſelbſt werden ſich die Empfindungen der Freude und Bewunderung unſers Herzens bemächtigen, wenn wir uns den Eindrücken hingeben, die uns hier entgegen kommen. Wer muß nicht bewundern und ſich freuen, wenn er hinausblickt in die heitre Welt, die Em

Leben nach dem andern, Eine Schönheit nach der andern entwickelt, auf den lieblichen Schmuck, womit die Erde wieder bedeckt iſt, auf den milden Glanz, der ſich über alles verbreitet! Wer muß nicht bewundern und ſich freuen, wo alles keimt und aufblüht, wo alles Liebe und Freude zu athmen ſcheint, wo alles zu ſüßen Genüſſen einladet, wo die ganze Natur ihr Feſt feyert! Wahrlich, es wäre ein bedenkliches Zeichen, wenn wir hier kalte Zuſchauer bleiben, wenn die allenthalben verbreitete Stimmung ſich uns nicht mittheilte. Nur Menſchen, die ein ſchwerer Kummer drückt, denen anhaltende Leiden den Sinn für das Frohe genommen haben, deren Herz unter bittern Erfahrungen erkrankt, oder unter ausſchweifenden Sinnengenüſſen dahin gewelkt, deren Gefühl unter irdiſchen Geſchäften abgeſtumpft iſt, können hier eine Ausnahme machen. Sie entbehren des ſtillen, edeln Vergnügens und des wohlthätigen Einfluſſes, den das Empfinden der göttlichen Herrlichkeit auf die Erhebung des Gemüthes hat.

Denn, wenn ſolche Empfindungen unſer Herz erwärmen: dann kann unſre Betrachtung nicht ſtehen bleiben bey dem, was unſre Sinne wahrnehmen; ſie wird ſie muß ſich auf den Urheber der Natur lenken, deſſen Herrlichkeit es iſt, was ſich hier enthüllt; ſie wird, ſie muß von der Erde ihren Blick zum Himmel richten. Wenn unſer Verſtand den nicht fände, von dem alles herrührt, der mit Weisheit und Güte alles anordnet; ſo würde das von Freude erweiterte

Herz ihn ahnden, ſich zu ihm emporſchwingen, und ihn mit allen ſeinen Gefühlen umfaſſen. Dieſem Herzen genügt es nicht, entzückt zu ſeyn von dem, was doch wieder vergehen wird, es ſehnt ſich nach dem Ewigen; ihm genügt es nicht, zu genießen, ihm iſt es dringendes Bedürfniß, zu denken. Wer fähig iſt, die Herrlichkeit der Frühlingswelt zu empfinden, dem kann auch die Herrlichkeit Gottes nicht fremd ſeyn; in Anbetung und Liebe zerfließt ſein bewegtes Gemüth; und wenn irgendwo, ſo muß hier das Verlangen nach dem Unendlichen in ihm ſich regen. Lebendiger wird in ihm die Ueberzeugung von der Güte Gottes, zuverſichtlicher nennt er ihm ſeinen Vater, glaubensvoller übergibt er ſich ſeiner Führung, und ernſtlicher weiht er ihm ſeine Geſinnungen und ſein Leben. Es kann nicht fehlen, eine religiöſe Stimmung muß in uns geweckt, genährt und belebt werden; alles, was wir von Gott wiſſen und erwarten muß mit größerer Stärke auf uns wirken; der Gedanke an Gott muß uns theurer und geläufiger, die Neigung auf ihn zu ſehen, und uns mit ihm zu beſchäftigen muß mächtiger werden: wenn wir ſeine Herrlichkeit in der verjüngten Natur erkennen und empfinden.

Wohl Euch, die Ihr dazu aufgelegt ſeyd. In dieſen glücklichen Augenblicken reißet Ihr Euch los von der Erde, von ihren verrätheriſchen und nichtigen Gütern, von ihren Sorgen und Mühen. Hier vergeſſet Ihr das Gemeine und Vergängliche, voll des Höchſten und Würdigſten. Hier vergeſſet Ihr, was Euch quält und drückt, Eure Verlegenheiten und Eure Feindſchaften. Hier fühlt Ihr Euch ſtark, alles zu dulden und zu wagen. Hier ſtillt ſich der Aufruhr der Leidenſchaft; hier kommt Ruhe und Gottesfriede in Eure Bruſt; hier wird Euer Herz ſanft und weich; hier empfindet Ihr lebhafter die Eintracht des Lebens, zu welcher fromme Jugend führt; hier bilden ſich von ſelbſt edle Entſchließungen; Ihr werdet geübt groß zu denken, das Schlechte zu verachten, das Heilige heilig zu halten; Ihr lernet getroſt ſeyn in alle Wege, und unerſchrocken Eure Pflicht nachleben.

2.

Die Herrlichkeit Gottes, die ſich im Frühling offenbart, ſoll uns, zweytens, die Erde in einem freundlichen Lichte zeigen, und unſern Aufenthalt auf derſelben verſchönern und veredeln. Oft zeigt ſich uns die Erde in einer traurigen Geſtalt. Wenn ein trüber Himmel ſie umwölkt; wenn dunkle Stürme über ſie dahin ziehen; wenn der Winter ſie alles Schmuckes beraubt, und in ſein Todtenkleid hüllt; wenn ſie ihre Früchte nur kärglich hervorbringt, daß unter ihren Bewohnern Mangel und Sorge entſteht; wenn wilde Kräfte die Hoffnungen des Jahres und die Beſitzungen der Menſchen zerſtören; wenn Krankheiten die Luft vergiften, und die Leidenſchaften ſie mit Gräueln bedecken; dann verdüſtert der Blick auf ſie unſer Inneres. Wenn wir ſehen die Feindſeligkeiten, die auf ihr verübt werden, die Verwüſtungen und den Jammer, welche Kriege auf ihr anrichten und das Blut, das auf ihr vergoſſen wird; wenn wir endlich wahrnehmen, wie ſie, ein weites offnes Grab, alles Lebendige verſchlingt: wahrlich dann fühlen wir uns verſucht, ſie für einen öden Verweiſungsort zu halten; leicht bemächtigt ſich unſrer dann eine mißmuthige Stimmung; leicht entſteht dann in uns Ekel am Leben und die Sehnſucht, einen ſo traurigen Aufenthalt bald verlaſſen zu können. Das iſt aber eine ſehr unglückliche und nachtheilige Verfaſſung. Wir ſollen mit der Erde in Befreundung bleiben: denn ſie iſt uns von Gott zum Aufenthalte angewieſen; wir hangen mit ihr überall zuſammen; unſre Fähigkeiten, unſre Bedürfniſſe, unſre Wünſche, unſre Pflichten und alle Neigungen unſers Herzens knüpfen uns feſt an ſie. Wir können, wir dürfen ſie nicht früher verlaſſen, als bis wir von ihr abgefordert werden. Wehe uns, wenn wir nicht anders als mit Widerwillen hier verweilen! Wir ſollen unſer Leben lieben, damit wir es muthig fortſetzen, ſeine theuern Preiſe gewinnen, und uns eines beſſern wehrt machen; iſt das aber möglich, wenn wir es als eine Laſt betrachten? Die Erde iſt unſer Wirkungskreis, wir ſollen auf derſelben thätig ſeyn zum gemeinſchaftlichen Wohl und zur Uebung unſrer Kräfte; werden wir uns dazu aufgelegt finden, wenn wir hier nichts als Bilder des Elendes und des Entſetzens erblicken, wenn wir uns ſo viel als möglich von allem, was uns umgibt, wegwenden müſſen, um uns nicht ganz unglücklich zu fühlen? Unſer Fleiß ſoll die Erde anbauen und ſie verſchönern; werden wir dieſem Berufe mit Luſt nachkommen, wenn ſie durch nichts unſer Wohlgefallen anzieht, durch alles uns zurückſtößt, wenn ſie unſern Muth entwaffnet, und uns fürchten läßt, alle unſre Bemühungen werden vergebens ſeyn? Wir ſollen uns des Guten, das ſie uns anbiethet, freuen und uns dadurch ſtärken zum pflichtmäßigen Arbeiten; werden wir das bey jener finſtern Anſicht vermögen, wird uns nicht die wahre Freude fliehen, wird ſich nicht unſer ganzes Leben verwandeln einen Kampf mit der Noth, um dürftigen Unterhalt oder um rohe Genüſſe?

Wie gut iſt es, daß die Erde uns nicht immer in jener traurigen Geſtalt erſcheint! Es gibt eine beſſre, die uns ganz mit ihr ausſöhnt, die uns den Aufenthalt auf ihr ſegnen lehrt. Von dem Standpunkte, den wir nehmen, hängt es ab, ob ſie ſich uns als eine Wüſte oder als ein gelobtes Land zeigen wird. O, es iſt auch viel Schönes und Gutes auf ihr. Sie hat auch heitre Tage und lieblichen Sonnenſchein, fruchtbare Jahre, glückliche Ereigniſſe, edle Tugenden, Bündniſſe des Friedens und der Liebe. Vor allem muß die Herrlichkeit Gottes, die jetzt auf ihren Gefilden glänzt, und uns mit frohen Bildern umgibt, unſer Herz für ſie gewinnen. Wenn Ekel und Mißmuth ſich unſrer bemächtigen: dann laſſet uns hinausgehen in die blühende Welt, unter Gottes heiterm Himmel. Wie iſt hier alles ſo ſchön, alles gekleidet in feſtlichen Schmuck! wie keimt und entwickelt ſich hier überall Leben! welche Stimmen der Freude und des Lobes erheben ſich! wie ſcheint hier alles von Luſt geſchwellt! wie verkündet hier alles Hoffnung! wie verſchwindet hier was uns einengte! wie fühlt ſich unſer Herz ſo leicht und frey! wie wird der Sinn des Lebens in uns geſtärkt! wie wird es uns hier ſo fühlbar, nicht eine Stäte des Fluches, nicht ein öder Strafort, ſondern eine Bildungsſtäte unſterblicher Geiſter für den Himmel ſey die Erde, die wir bewohnen!

Welch ein Gewinn für uns, wenn die Herrlichkeit des Frühlings uns lehrt, die Erde in dieſem freundlichen Lichte betrachten! Wie wird ſich dann unſer Aufenthalt auf derſelben verſchönern und veredeln! Dann können wir nicht mehr klagen, es ſey hier ſo finſter und ſo traurig; dann zertheilen ſich die Wolken, die ſie oft umhüllen; dann gewöhnen wir uns, unſre Aufmerkſamkeit von dem Unangenehmen weg, und auf das Erfreuliche hinzulenken. Unſer Herz öffnet ſich allen wohlthuenden Eindrücken; unſer Geiſt wird heiter und ſeines Daſeyns froh; wir lieben das Leben und ſetzen es gerne fort; gerührt danken wir Gott, der ihm ſo viel Gutes verlieh, der die Erde mit ſo vielen Reitzen ſchmückte. Wir fühlen auch uns beſeelt von der allgemeinen Thätigkeit; heilig wird uns der Beruf, nützliche und würdige Bewohner dieſer Erde zu ſeyn, und an unſrer Ausbildung zu arbeiten. Wir lernen jetzt thieriſche Genüſſe verſchmähen, edlere aufſuchen, edlere uns ſelbſt bereiten. Theurer werden uns die Geſchöpfe, welche mit uns dieſe Erde bewohnen, und vorzüglich diejenigen, die wir unſere Brüder nennen. In Liebe wendet ſich ihnen unſer

Herz zu. In Liebe reichen wir ihnen die Hand zur gemeinſchaftlichen Wallfahrt über das mütterliche Land, das uns einſt in ſeinen Schooß aufnimmt. Mögen wir dann noch häufig genug Gebrechen und Mühſeligkeiten antreffen. Sie ſind von der Beſtimmung unſers gegenwärtigen Aufenthalts unzertrennlich, und werden aufgewogen von zahlreichen Annehmlichkeiten, die wir allenthalben wahrnehmen. Mag dann noch manche Noth uns ängſtigen, mancher Druck uns beugen: unſer Herz bleibt leicht, wir ertragen alles muthvoll; denn in uns lebt die frohe Ueberzeugung es geht dem Beſſern entgegen. Die Herrlichkeit Gottes, die wir hier empfinden, iſt uns Vorbild und Unterpfand von jener größern, die den neuen Himmel und die neue Erde erfüllt.

3.

Die Herrlichkeit Gottes, die ſich uns in der Frühlingswelt zeigt, ſoll uns, drittens, ein lebhaftes Gefühl unſerer Würde einflößen, und uns antreiben, zu ernſtlichen Bemühungen, daß Gott auch durch uns herrlich werde. So bald wir nur hintreten auf den weiten Schauplatz der göttlichen Werke, muß es uns fühlbar werden, daß uns Gott vor allen ſeinen Geſchöpfen bedeutende Vorzüge verliehen hat, daß er uns mehr als irgend ein andres liebt und ehrt. Unter allen ſteht der Menſch als königlicher Gebiether herrlich da. Zwar nehmen faſt alle Theil an den Veränderungen der Jahreszeit; aber die meiſten nur dadurch, daß ſie eine neue Geſtalt empfangen, und daß ſie ein fremdes Auge entzücken; ſie wiſſen ſelbſt nichts von dem, was mit ihnen vorgeht. Bey andern regen ſich zwar Gefühle des erneuerten Lebens. Aber wie ſchwach, wie dunkel, wie eingeſchränkt ſind dieſe Empfindungen! Nur was ſich im engen Kreiſe ihres eignen Daſeyns ereignet nehmen ſie wahr; und auch davon haben ſie keine deutliche Vorſtellung; kein Blick in die geſchmückte Welt iſt ihnen vergönnt. Die Schönheiten derſelben ſind für ſie nicht da. Nur du, o Menſch, kannſt alles empfinden und alles erkennen. Nicht bloß was in deiner körperlichen Natur vorgeht, und was ſich auf deine ſinnlichen Bedürfniſſe bezieht, auch was außer dir iſt bemerkſt du. Dir ſtellt die Natur ihre Wunder dar. Keiner von ihren Reitzen iſt für dich verloren. Dein Blick verweilt bey dem Einzelnen und umfaſſet das Ganze. Du überſchauſt alle dieſe Pracht. Durch alle deine Sinne thut ſich dir dieſe wohlthätige Veränderung kund. Du kannſt mehr als betrachten, bewundern und dich freuen; du kannſt dich mit deinen Gedanken vom Sichtbaren zum Unſichtbaren erheben; du kannſt hier die Spuren der höchſten Weisheit und Güte entdecken; du ſiehſt nicht bloß die Herrlichkeit der Natur, du ſiehſt die Herrlichkeit ihres großen Urhebers, und nennſt den Unendlichen Vater. Für dich, für dich iſt dieſes Feſt bereitet; für dich hat die Natur ihr ſchimmerndes Gewand angezogen. O, erkenne das mit Rührung, und freue dich demüthig vor deinem Gott. Vergiß nicht, wie ſehr du ihm verpflichtet biſt, wie er für dich geſorgt, wie er dich ausgezeichnet hat. Jeder Blick in die verjüngte Welt erinnere dich an den ſchuldigen Dank, und ermuntre dich, dem dein Leben zu weihen, der dir dieſe Würde verliehen hat. Bewahre aber auch dieſe Würde. Hüthe dich, daß du dich ſelbſt nicht erniedrigſt, daß du dich nicht gleichſetzeſt dem Thiere, über welches dich Gott ſo hoch erhoben hat. Schäme dich des Leichtſinnes und der Gedankenloſigkeit, der Trägheit und der Thorheit. Fühle dich zu groß, um ein Sclave der Sinnlichkeit zu werden. Sey zu ſtolz, um dich durch Laſter zu beflecken. Stehe feſt auf der Höhe, auf welche dich Gott geſtellt hat; ehre an dir ſein Ebenbild. Genieße, was dir Angenehmes und Gutes dargebothen wird; nur bleibe dein Herz rein; nur gehe dir nicht verloren das Kleinod des innern Menſchen. Indem du dein Haupt empor hebſt, müſſe kein Vorwurf der Schuld es niederbeugen. Indem die Herrlichkeit der verjüngten Natur dich entzückt, indem du fühlſt was du biſt, befeſtige ſich in dir der Vorſatz, immer unſträflich vor Gott zu wandeln.

Auch an uns und durch uns ſoll Gott herrlich werden. Die ganze Natur verherrlichet ihn; alles verkündigt ſein Lob; alles bezeugt ſeine Größe und Güte. Wie traurig wäre es; wenn er von uns nicht verherrlichet würde, wenn unſer Daſeyn ihn gar läſterte, wenn unſer Wirken die Verringerung ſeines Ruhmes bezweckte. Und doch iſt es oft ſo. Der Menſch, der das Bild der Gottheit am reinſten darzuſtellen, ſich Gott ſelbſt am meiſten zu nähern, und am meiſten durch ſein Leben Gott zu verherrlichen vermag, hägt nicht ſelten ſolche Geſinnungen, verrichtet nicht ſelten ſolche Handlungen, wodurch er ſich höchſt verächtlich macht. Zwar kann Gott nicht eigentlich entehrt werden; ſeine unendliche Majeſtät iſt in ſich ſelbſt gegründet, und weder der Vergrößerung noch der Verringerung fähig. Aber wir können dazu beytragen, daß die Herrlichkeit Gottes weniger erkannt und verehrt wird; wir können das Göttliche in uns und um uns her entweihen. Und das geſchieht immer: wenn wir ungöttliches Weſen bey uns dulden und nähren; wenn Eigennutz, Stolz, Neid, Rachgier und Wohllüſte unſer Gemüth eingenommen haben; wenn wir unſern Brüdern Schaden zufügen; wenn wir Irrthümer verbreiten, Laſter begünſtigen, der Wahrheit und Tugend Hinderniſſe in den Weg legen, die Ordnung und Wohlfahrt des Ganzen ſtören, und den Segen der Natur in Uebermuth und wilden Ausſchweifungen verwüſten. Von keinem unter uns müſſe dergleichen geſagt werden. Keiner müſſe die Vorzüge, die er, als ein vernünftiges Geſchöpf, beſitzt, ſo ſchändlich mißbrauchen — keiner ſich der ſchweren Verantwortung ausſetzen, die von ſolchem Beginnen unzertrennlich iſt.

Unſer Beſtreben ſoll es vielmehr ſeyn, daß Gott unter den Menſchen immer herrlicher werde, ſo wohl an uns als durch uns. Das iſt unſer großer Beruf auf Erden; dazu ſind uns ſo viele Fähigkeiten mitgetheilt; darum nehmen wir unter den Geſchöpfen Gottes einen ſo hohen Rang ein. Durch uns ſoll Mängeln abgeholfen, das Gute hervorgezogen und ausgebildet werden. Iſt Gott herrlich in der Natur: ſo ſey er es noch mehr in unſerm Herzen; ſo zeuge ein edles Gemüth noch mehr, als das Lebloſe es vermag, von ſeiner Heiligkeit, Weisheit und Güte. Iſt Gott herrlich in allen ſeinen Einrichtungen: ſo ſey er es noch mehr durch die Einrichtung, die wir unſern Handlungen geben, indem wir ihm nachahmen, indem wir, wie er, wohlthun, und immer die beſten Zwecke durch die beſten Mittel zu erreichen ſuchen. Iſt Gott herrlich in tauſend Wundern, die unſer Auge entzücken, die unſern Verſtand beleben, die unſer Herz ihm gewinnen: ſo werde er es noch mehr dadurch, daß wir, wo wir können, unſre Brüder erfreuen, belehren und beſſern, daß wir Erkenntniß der Wahrheit, Verehrung ſeines Nahmens, Liebe und Eifer für das Gute nach beſtem Vermögen verbreiten. Iſt Gott herrlich in allen Schönheiten, die die Erde bedecken: ſo werde er es noch mehr dadurch, daß unſer Pflichteifer die Erde allenthalben verſchönert, daß unſer Fleiß alles zum Beſſern leitet, daß unſre Menſchenliebe überall Elend vermindert und ſeine Quellen verſtopft. Iſt Gott herrlich in den Werken, die jedem Aufmerkſamen ſeine Majeſtät enthüllen: ſo werde er noch herrlicher dadurch, daß wir ſeine Größe und Güte verkündigen, daß wir ſtäts unſre Ehrfurcht gegen ihn an den Tag legen, und die Zahl ſeiner wahren Anbether vergrößern. Je mehr Gott an uns und durch uns herrlich wird: deſto herrlicher werden wir ſelbſt, und darum auch deſto ſeliger; deſto freudiger können wir uns den Hoffnungen überlaſſen, zu denen die Betrachtung der Herrlichkeit Gottes uns erheben muß. Denn das iſt die letzte Wirkung, die ſie bey uns hervorbringen ſoll.

4

Die Herrlichkeit Gottes, die ſich uns im Frühling offenbart, ſoll uns zu frohen Hoffnungen erheben, nämlich: zur Hoffnung der Erlöſung von unſern Leiden, zur Hoffnung des ſtäten Wachsthums im Guten und zur Hoffnung eines beſſern Lebens.

Noth iſt immer auf Erden geweſen, und wird auch immer da ſeyn. Wer lebt muß leiden. Menſch zu ſeyn und menſchlichem Ungemach zu entgehen iſt gar nicht möglich. Keine Begünſtigung, keine Macht, keine Weisheit und kein Wohlverhalten kann uns dieſem Looſe entziehen. Wie in der Natur Sturm und Sonnenſchein, Winter und Sommer mit einander abwechſeln; ſo wechſeln auch im Leben Freude und Schmerz. Man faßt und tröſtet ſich, wenn der Kummer bald vorüber geht, und findet in den frohen Tagen Erſatz für die, die man vertrauert hat. Aber wenn das Ungemach uns härter zuſetzt, wenn es uns anhaltend verfolgt: dann muß Hoffnung uns aufrichten; dann iſt uns alles erwünſcht, was den Glauben, es werde doch einmal aufhören, es ſey doch das Mittel zum Glücke, beleben kann. So ſehet denn hin, Ihr tief Betrübten, Ihr Wankenden und Muthloſen in die Welt, in der jetzt allenthalben die Herrlichkeit Gottes glänzt. Wo jetzt Wonne iſt und Ueberfluß des Lebens; da war vor wenigen Wochen noch alles ſo abgeſtorben, wie jetzt Euer Herz, alles ſo öde, wie es jetzt um Euch her iſt. Wie hat es ſich geändert! Und bey Euch ſollte es ſich nicht ändern? Der Gott, der überall in ſeiner Welt die Freude aus der Trauer kommen läßt, ſollte das bey Euch nicht vermögen? Der dieſe große Umgeſtaltung vor Euern Augen bewirkte, ſollte nicht auch Eure Lage umgeſtalten können? Und ſind es nicht dieſelben Geſetze, nach welchen er in der Natur und im Leben des Menſchen handelt? Iſt es nicht derſelbe große und weisheitsvolle Gang, den alles gehen muß? Der traurige Winter mußte uns den ſchönen Frühling bringen; ohne jenen hätte uns dieſer viel weniger Genuß gegeben. So wird auch dir dein Leiden Frieden bringen, und einſt den Genuß dieſes Friedens erhöhen. Der Tag der Erlöſung kommt; und er wird dir ein Frühlingstag ſeyn. Das Uebel iſt immer Vorbereitung des Guten; ſo iſt die Ordnung des Ewigen.

Und Ihr, die Ihr Euch gedemüthigt fühlt durch Eure Schwachheit, die Ihr im Gefühle derſelben oft zweifelt, ob Ihr je werdet beträchtliche Fortſchritte machen, ob es Euch je gelingen werde, Eure Fehler abzulegen und im Guten einige Feſtigkeit zu gewinnen, laſſet den Muth nicht ſinken. Der Ernſt Euers guten Willens verbürgt Euch den Sieg. Alles Gute entwickelt ſich langſam; der Schwachheit entkeimt die

Kraft; aus dem Mangelhaften bildet ſich, oft unbemerkbar, das Vollkommne. Wo Edles angefangen hat, ſich zu regen, da geht es auch weiter fort der Vollendung entgegen. In ihm iſt der Geiſt des Herrn, der darin ſeine Herrlichkeit offenbaren will. Aus welchen zarten Keimen dringt das Heer von Pflanzen und Blumen hervor, die jetzt unſer Auge entzücken! Und wie langſam — aber auch wie regelmäßig und ſicher ſind die Entwicklungen des Frühlings! Wer ihnen zuſehen, wer ſie ſelbſt bemerken wollte, der würde glauben, es ſtehe alles ſtill, und es werde nichts daraus. Aber nach einigen Tagen zeigt es ſich, wie alles weiter gekommen iſt. Sehet da, die Geſchichte Eures Herzens, und faſſet Vertrauen. Hoffet bey redlichem Eifer glückliche Fortſchritte im Guten. Allmächtige Kraft wirkt in Eurer Schwachheit, und unterſtützt Eure Bemühungen. Wenn Ihr auch auf der Stelle keinen Wachsthum bemerkt: nach einiger Zeit werdet Ihr ihn mit Erſtaunen wahrnehmen, wie es Euch gelungen iſt.

Aus dem Tode ringt ſich neues Leben los; und darin zeigt ſich vorzüglich die Herrlichkeit Gottes. In ſeiner Welt kann nichts verderben, nichts ganz untergehen; am wenigſtens die edlern Kräfte, die er zu auserwählten Zeugen ſeiner Herrlichkeit gemacht hat. Allenthalben iſt Umgeſtaltung, Erhöhung, Veredlung. Darum laſſet uns nicht fürchten, wenn unſre Natur dem Winterſchlafe entgegen welkt; das Vergängliche kann nicht bleiben in ſeiner Geſtalt; aber nur die Geſtalt vergeht — nicht die Kraft, die in ihr gewirkt hat. Sie verläßt den unbrauchbaren Stoff, um ſich anderswo ſchöner auszubilden. Auf uns wartet ein ewiger Frühling. Waren die Frühlinge der Erde ſchon wonnevoll; wie viel mehr wird es dann jener ſeyn? Haben wir hier ſchon die Herrlichkeit Gottes bewundert; wie viel mehr werden wir es dort, wo ihr Glanz durch nichts getrübt wird? O, laſſet uns feſt halten an dieſer großen Hoffnung; laſſet uns durch ſie einander ſtärken und tröſten; laſſet uns ihrer uns erinnern, ſo oft wir heiter in die verjüngte Welt ſchauen. Alle Herrlichkeit, die wir jetzt ſahen, wird wieder verſchwinden, eine Blumenwelt wird nach der andern verblühen, und den Himmel werden wieder Wolken umhüllen. Wohl uns, wenn wir den Frühling im Herzen, wenn wir einen Himmel über den Wolken haben, den uns nichts verdunkeln kann, wenn unter allen Zerſtörungen des Irdiſchen der Glaube an das Ewige und die Liebe zu ihm in uns immer friſch und jung bleibt! Den Glauben und die Liebe erhalte Gott in uns immerdar. Amen.

XVI.

Wie der frühe Hingang Jeſu ſeinen Jüngern wohlthätig war: ſo kann auch uns der frühe Tod der Unſri- eine wahre Wohlthat werden.

Am

Himmelfahrtstage.

Mit Entzücken, o Gott, blicken wir heute empor zu den ewigen Wohnungen, die denen bereitet ſind, welche dich lieben. Du haſt den Anführer unſers Geſchlechtes erhöht zu deiner Herrlichkeit. Du haſt ihn belohnt für ſeinen Gehorſam und für ſeine Treue, und ihm Ehre und Gewalt gegeben über alle Welt. Ihn umringen die Scharen der Vollendeten, ihn feyern die Lobgeſänge der Unſterblichen im Himmel und auf Erden. Herr, wie biſt du ſo groß und ſo anbetungswürdig in dieſer und der zukünftigen Welt!

Wie biſt du ſo herrlich in deinen Vergeltungen und in deinen Wohlthaten! Durch ihn, der hier für uns ſtarb, hörſt du nicht auf uns zu ſegnen. Auch ſein Hingang iſt Gewinn für uns, wie er es einſt für ſeine Jünger war. Von ihm fließt Kraft und Ruhe in ſchwache und bekümmerte Herzen. Durch ihn iſt uns bey dir eine Stäte bereitet. Er leitet unſre irdiſche Wallfahrt zum himmliſchen Ziele. Wir wiſſen nun wohin wir gelangen, wenn unſer Auge im Tode ſich ſchließt.“

Noch ſind wir Fremdlinge am Staube; wir kämpfen noch mit dem Elende; wir tragen oft ſchwere Bürden, und ſehnen uns nach der Heimath. Aber unſre Sehnſucht iſt nicht vergebens; wir kennen das väterliche Haus, das uns aufnehmen wird. O, der ſtärkenden und erfreuenden Hoffnung! Daß wir doch alle ihrer würdig lebten, daß wir doch alle von ihr beſeelt würden zu einem himmliſchen Sinne. Viele der Unſrigen ſind ſchon da, und wir eilen ihnen nach, um wieder mit ihnen vereinigt zu werden, wo alles glücklich iſt. Ach, manche wurden uns frühe entriſſen; wir klagten um ſie, und wollten uns nicht tröſten laſſen. Aber auch darin handelteſt du väterlich. So war es beſſer für ſie und uns. Laß uns das oft, und auch in dieſer Stunde, zu unſerm Troſte und zu unſrer Ermunterung, erwägen, daß jedes Andenken an ſie und jeder Blick zu den freundlichen Wohnungen deines Hauſes uns läutern und veredle. Amen.

……

Der heutige Tag, m. Z., iſt derjenige, an welchem den Jüngern unſers Herrn, für die Zeit ihres Hierſeyns, ſeine ſichtbare Gegenwart auf immer entzogen wurde. Er ging hin, um in beſſern Gegenden der unermeßlichen Welt Gottes für ſeine Arbeiten und Dulden auf Erden die würdige Belohnung zu empfangen. Wenn es ſie auf der Einen Seite freute, ihren Freund glücklich, über alle Verfolgungen und Leiden erhaben, und in einem Zuſtande zu wiſſen, wo er ſie beſchützen, ſtärken, und mächtig mit ihnen wirken konnte: ſo mußte ihnen doch auf der andern Seite der frühe Verluſt, die Trennung von dem geliebten Freunde und der Gedanke, äußerlich ſich nun ſelbſt überlaſſen zu ſeyn ſchmerzlich werden.

Auch wir können uns kaum enthalten, zu fragen: warum ſo frühe? Drey Jahr erſt hatte er unter ihnen gewirkt, als ſchon ein gewaltſamer Tod ſeinem Unternehmen ein Ende zu machen ſchien. Kaum waren dieſe Beſorgniſſe zerſtreut; kaum hatte ſeine Auferſtehung wieder einige Hoffnung gegeben für das angefangene Werk: als er ihnen ſchon ankündigte, hier ſey ſeines Bleibens nicht mehr, er gehe zum Vater. Nach einigen Tagen nimmt er wirklich von ihnen feyerlich Abſchied, ertheilt ihnen ſeine letzten Befehle und ſeinen Segen, und verſchwindet dann vor ihren Augen. Seinen Jüngern hatte er die Fortſetzung ſeines Werkes aufgetragen. Aber noch war ſo wenig für daſſelbe geſchehen. Noch waren ſeine Jünger wenig geſchickt, ihrem großen Berufe nachzukommen, wenig im Stande, ſich ſelbſt zu helfen.

Die Abſichten Jeſu waren ihnen noch nicht ganz deutlich; ihr Verſtand war noch mit mancherley Vorurtheilen angefüllt. Geringe Bedenklichkeiten konnten ſie ſchon in Verlegenheit ſetzen, ihren Glauben wankend machen, und ihren Muth entwaffnen. Außer einem liebevollen und redlichen Herzen ſchien es ihnen an allem zu fehlen, was Männer haben mußten, die eine der größten Veränderungen in der Welt ſtiften ſollten. Zwar hatte die letzte glorreiche Begebenheit im Leben Jeſu mächtig bey ihnen gewirkt. Aber noch nicht alles, was ſie zu wirken beſtimmt war. Gerade jetzt ſchienen ſie der Hülfe ihres Lehrers am meiſten zu bedürfen, um die Eindrücke zu ordnen, die in ihnen hervorgebracht waren, und aus dem, was ſie geſehen hatten, die nöthigen Belehrungen herzuleiten. Er hatte ihnen verheißen, dem Geiſte und der Kraft nach, mit ihnen zu ſeyn alle Tage bis an der Welt Ende. Aber auf eine ſichtbare Gegenwart, warum es ihnen am meiſten zu thun war, durften ſie nicht rechnen. Gleichwohl verſichert ihnen Jeſus: es iſt auch gut, daß ich hingehe.

Was den Jüngern Jeſu begegnete, begegnet auch uns nicht ſelten. Menſchen, die zu unſerm Fortkommen zu unſrer Bildung und zu unſerm Lebensglücke unentbehrlich zu ſeyn ſcheinen, werden uns frühe von der Seite geriſſen. Oft müſſen wir Freunde ſchon wieder entbehren, wenn wir erſt angefangen haben, uns der Verbindung mit ihnen zu freuen, in einer Lage, wo wir uns vorzüglich auf ihren Rath und ihren Beyſtand verließen, wo wir uns ohne ſie nicht zu helfen wiſſen. Oft werden liebende Gatten mitten im ſchönen Genuſſe ihres häuslichen Glückes durch den Tod von einander getrennt, und dem Zurückbleibenden iſt das theuerſte Gut des Lebens genommen. Oft ſtehen unmündige Kinder, nun bald verlaſſene Waiſen, jammernd um das Sterbebette des Vaters, in dem ihr Erzieher und Verſorger ins Grab ſinken ſoll. Oft müſſen ſie eine gute Mutter beweinen, die ſie liebte und pflegte, wie niemand ſie fortan lieben und pflegen wird, die die Beſchützerin ihrer ſchwachen Jugend, ihre Führerin auf dem ſchlüpfrigen Pfade des Lebens war. In allen dieſen Fällen dünkt es uns, zu frühe habe ſich das Band aufgelöſt, ein längeres Leben der Hingegangenen ſey nicht allein den übrig Gebliebenen nützlich, ſondern für ihr Wohl nothwendig geweſen. Es wird uns ſchwer, den Schmerz, die Verlegenheiten und Bedrängniſſe, in welche wir auf dieſe Weiſe verſetzt werden, mit der Weisheit und Güte Gottes zu vereinigen. Wenn wir indeß auch nicht im Stande ſind, in jedem einzelnen Falle, die beſondern Abſichten Gottes bey dem frühen Tode der Unſrigen anzugeben: ſo läßt ſich doch darthun, daß dieſer frühe Tod für uns ſehr wohlthätig werden kann; und gewiß iſt er es überall wo er wirklich eintritt. Laſſet uns hierüber, im Hinblick auf den frühen Hingang Jeſu, in der gegenwärtigen Stunde, zur Berichtigung unſrer Urtheile, zur Beruhigung unſers Herzens und zur Belebung unſers Jugendfleißes, weiter nachdenken.

Text.

Joh. 16 v. 7.

Aber ich ſage euch die Wahrheit: es iſt euch gut, daß ich hingehe.

Jeſus hatte die Traurigkeit bemerkt, worin die Nachricht, er werde ſie bald verlaſſen, ſeine Jünger verſenkt hatte. So wie der Zuſtand ihres Herzens jetzt noch war, konnte es nicht anders ſeyn: ſie müßten darüber beſtürzt und ſehr bewegt werden. Er wollte ſie nicht ohne Troſt laſſen, und ſetzt deswegen hinzu: es iſt euch gut, daß ich hingehe. Und das konnte er, der Wahrheit gemäß, ſo ſehr es auch den Anſchein des Gegentheils hatte. Der frühe Hingang Jeſu war für ſeine Jünger ſehr nützlich, und ſo kann auch uns der frühe Tod der Unſrigen eine Wohlthat werden. Von beyden wollen wir uns jetzt zu überzeugen, dadurch unſern Glauben und unſre Ruhe zu befeſtigen, und den Wachsthum des Guten bey uns zu befördern ſuchen.

I.

Jeſus verſichert ſeine Jünger, es ſey ihnen gut, daß er hingehe. Er deutet damit zunächſt auf die wundervolle Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, ihre Einſichten läutern und berichtigen, ihre Kraft erhöhen, ihren Muth befeuern, ihren Willen läutern und ſtärken ſollte. Dieſe Veränderung ſetzt er mit ſeinem Hingange in genaue Verbindung. Denn ſo ich nicht hingehe, fügt er hinzu, *kommt der Tröſter nicht zu euch; ſo ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden.* Und in der That war es kein plötzlicher, unvorbereiteter Einfluß, wodurch der Geiſt des Herrn ſich ihrer bemächtigte. Er wirkte auch hier wie überall den Geſetzen der menſchlichen Natur gemäß. Umſtände mußten auf die Gemüther der Apoſtel wirken, und ihnen eine höhere Richtung geben, damit ſie in die Stimmung verſetzt würden, die ſie einer ſolchen Erweiſung des Geiſtes und der Kraft, wie die am erſten Pfingſttage war, fähig machte. Die Lage, worin ſie durch den frühen Hingang ihres Meiſters geriethen, die Eindrücke, die dieſe Begebenheit auf ihr Herz machte, die Gedanken, die ſie ihnen nahe brachte, die Betrachtungen und Entſchließungen, wozu dieſelbe ſie veranlaßte, nährte bey ihnen den heiligen Funken, der endlich in helle Flammen aufſchlug.

So wurde denn der Hingang Jeſu für ſeine Jünger wohlthätig, erſtens, *indem er ihre Geſinnungen gegen Jeſum reinigte und veredelte.* Das Band, welches ſie an Jeſum knüpfte, war bisher mehr ſinnliche Zueignung, als moraliſche und religiöſe Werthſchätzung geweſen; ſie hatten mehr in ihm den Freund, als den Lehrer, mehr den freundlichen, gefälligen und liebreichen Menſchen, als den Mann von hohem Sinne, von unbefleckter Tugend und von einer über alles hervorragenden Geiſtesgröße geſehen. Das Perſönliche an ihm hatte ſie zu ſtark angezogen, als daß ſie den Reichthum ſeines Innern ganz hätten faſſen können. Er war ihnen in dem engen Verhältniſſe, worin er zu ihnen ſtand, und durch die Liebe, die er ihnen zeigte, zu viel geweſen; darum hatten ſie auf das, was er der Welt ſeyn ſollte, nicht ſehr geachtet. Und wenn die Einfachheit und einleuchtende Wahrheit ſeines Unterrichtes, die Vortrefflichkeit ſeines Charakters, die Zeichen ſeiner höhern Abkunft und die Würde und Feſtigkeit ſeines Thuns ihr ſchlichtes, unverdorbenes Gemüth nicht ungerührt laſſen konnten: ſo miſchte ſich doch in alle ihre Empfindungen das irdiſche Bild des Freundes und Wohlthäters; ſie waren nicht im Stande, das Aeußerliche vom Innerlichen, das Sinnliche vom Geiſtigen zu trennen. Selbſt von eigennützigen Erwartungen dürfen wir ſie nicht ganz frey ſprechen. Sie verrathen es ſelbſt, daß ſie auf auszeichnende Belohnungen, auf die höchſten Ehrenſtellen in ſeinem Reiche rechneten. So durfte es nicht bleiben, wenn der Geiſt ihres Herrn in ſie übergehen, wenn ſie ſich zu ſeinen würdigen Verehrern, zu wahrhaft edeln und religiöſen Menſchen bilden, wenn ſie ſeinen Zweck zu dem ihrigen machen, wenn ſie ſein Werk glücklich fortſetzen, und ſich willig für ihn aufopfern ſollten. Dann mußte ſeine wahre Größe, abgeſondert von allem Sinnlichen und Zufälligen ſich ihnen enthüllen; ſie mußten für dieſe ſeine Größe ganz begeiſtert werden; der Freund mußte verſchwinden, und der Retter der Welt an ſeine Stelle treten. Das war es, was der Hingang Jeſu bey ihnen bewirkte. Das ſinnliche Verhältniß hörte nun auf, und doch ſtanden ſie noch mit ihm in Gemeinſchaft. So hatte er es ihnen ſelbſt verheiſſen. Dieſe konnte alſo keine andre, als eine geiſtige ſeyn. Der perſönliche Meiſter war für ſie verſchwunden; aber der Meiſter von Gott geſandt, der erhabene Zeuge der Wahrheit, der göttliche Lehrer der Tugend blieb ihnen immer gegenwärtig. Wenn ſie jetzt in ſtiller Rührung ſein Gedächtnißmal feyerten; dann mochten ſie ſich noch zuweilen deſſen erinnern, was er ihnen geweſen war; aber weit mehr mußte ihnen ſeine ſittliche Hoheit, ſeine überirrdiſche Würde, ſein groſſer Zweck, ſeine edelmüthige Aufopferung, ſeine heiligende und tröſtende Lehre vorſchweben; weit mehr mußten ſie ſich mit dem beſchäftigen, wodurch er ſich den Weg zur Verherrlichung gebahnt hatte; weit mehr mußte das ihr Herz bewegen, was ihn der ganzen Welt wichtig machte, und was auch auf ihr Leben veredelnd wirken ſollte. So gewöhnten ſie ſich immer mehr, das Sichtbare vom Unſichtbaren zu unterſcheiden, und auf das Letztere ihren Geiſt ganz zu richten. So verſchwand immer mehr, was in ihrer Wehrtſchätzung ſinnlich und eigennützig geweſen war, und von nun an wurde ihre Anhänglichkeit reine Verehrung.

Der frühe Hingang Jeſu hatte für ſeine Jünger, zweytens, den Gewinn, daß ſie durch denſelben zu einem fruchtbaren Nachdenken über die Sache Jeſu aufgefordert wurden, und zu vollſtändigen Aufſchlüſſen über dieſelbe gelangten. So lange Jeſus noch unter ihnen war, beſchäftigte er ihr Herz viel zu ſehr, als daß ihr Verſtand frey und unbefangen hätte thätig ſeyn können. Es gab hier zu viel zu ſehen, zu bewundern und zu lieben, als daß ihnen Zeit und Luſt zu weitläuſigen Unterſuchungen und tiefer eingehenden Fragen übrig geblieben wäre. Ueberdem drängten ſich außerordentliche Thaten und verſchiedenartige, dem Scheine nach, einander widerſprechende Ereigniſſe ſo ſehr, daß es ſchwer wurde, alles gehörig zu vergleichen, mit einander zu vereinigen, und ſichere Schlüſſe daraus herzuleiten. Sie wurden gleichſam von einem Schauſpiele zum andern fortgezogen. Kaum war ihre Aufmerkſamkeit hier frey gelaſſen: ſo war ſie dort ſchon wieder gefeſſelt. Zwar ließ es Jeſus nicht an bedeutungsvollen, vielſagenden Winken fehlen; aber dieſe wurden in dem Geräuſche, das ſie umgab, wenig beachtet. Daher finden wir auch, daß ſie, ohngeachtet derſelben, kurz vor dem Hingange Jeſu über ihn und ſeine Sache noch ſehr unvollkommene Vorſtellungen haben. Sollten ſie hierüber auf das Reine kommen: dann mußte ihnen ſeine ſinnliche Gegenwart entzogen werden; dann mußten die Eindrücke, die ſie bisher faſt beſtürmt hatten, aufhören. Sie mußten in eine Lage verſetzt werden, die ihnen verſtattete, ſich zu ſammeln, und über das, was ſie bisher geſehen und gehört hatten, ungeſtört nachzudenken. Der Glanz ſeiner Nähe mußte ſie nicht mehr blenden. Eine außerordentliche Begebenheit mußte ihren ſinnlichen Erwartungen ein Ende machen, und ihre Betrachtungen auf das, was hier das Wichtigſte war, hinlenken. Das alles wurde durch den frühen Hingang Jeſu glücklich erreicht. Jetzt regte ſich unter ihnen ein Geiſt der Prüfung, der für ihr ganzes Geſchäft ſehr geſegnet geworden iſt. Jetzt verſchwanden ihre Vorurtheile, und es wurde ihnen klar, in weſſen Dienſte ſie arbeiteten, und was ihnen in demſelben oblag. Zwar hätte ihnen Jeſus, bey einer weitern Fortſetzung ſeines Umganges, mit Belehrungen hierüber können zu Hülfe kommen. Aber er wollte, daß ihre Ueberzeugung eine Frucht eigner Anſtrengungen ſey; und ſo war es auch beſſer. Sie gewann höheres Leben; ſie bemächtigte ſich mehr ihres Geiſtes; ſie wirkte tiefer auf ihre Leben; ſie befeuerte ſie zu höherm Eifer, und konnte leichter von ihnen mitgetheilt werden. Es war genug geſchehen, um ihr weiteres Forſchen zu leiten. Sie konnten, bey der ihnen verheißenen Unterſtützung, das Wahre nicht verfehlen, wenn ſie auf die vorhandenen Andeutungen gehörig Rückſicht nehmen wollten. Nein, nicht zu frühe für ihre Einſichten wurde Jeſus ſeine Jüngern entriſſen. Gerade jetzt mußte er von ihnen ſcheiden, damit dieſe zu der gehörigen Reife gelangten.

Der frühe Hingang Jeſu diente bey ſeinen Jüngern, drittens, ihren Eifer für ſeine Sache mehr zu entflammen. Und deſſen bedurfte es bey ihnen ſehr. Zwar war ihm ihr Herz in einem hohen Grade ergeben. Aber dieſes Herz war auch noch ſchwach und wankelmüthig. Noch waren ſie nicht durch das höhere Band an ihn geknüpft, das durch nichts aufgelöst werden kann. Noch waren nicht alle die Triebfedern in ihnen wirkſam geworden, die ſie von ihm unzertrennlich, die ihre Standhaftigkeit unbeſiegbar machen ſollten. Und doch ſollten ſie für ihn ſo viel thun, um ſeinetwillen ſo viel dulden. Sie ſollten in der Ausbreitung des Evangeliums große Gefahren, von denen ſie allenthalben umringt waren, verachten, und ſich ſelbſt nicht weigern, für ihn, ihr Blut hinzugeben. Alles was die Thätigkeit ermüden, den Muth ſchwächen, Widerwillen einflößen, und feſte Entſchließungen verleiden kann, wartete auf ſie. Der frühe Hingang Jeſu vermehrte in ihnen die Liebe, das Vertrauen und die Hoffnung, und entflammte dadurch ihr Herz zu einem glühenden Eifer für ſeine Sache. Hatten ſie ihn, als er noch in ihrer Mitte war, geliebt: wie mußten ſie ihn jetzt lieben, da ſie ihn nicht mehr beſaßen, da ſie ſich ihn nur in der Erinnerung vergegenwärtigen konnten, da die Entfernung ihre Sehnſucht erweckte, und durch dieſelbe ihre Anhänglichkeit immerfort belebte, da ſie ſeine ganze Größe gefaßt hatten, von der Hoheit ſeines Zweckes, von der Wichtigkeit ſeiner Verdienſte und von dem Reichthum ſeiner Liebe unterrichtet waren! Wenn ſie an ihn dachten: dann erblickte ihn ihr Geiſt im Glanze des Himmels. Sie liebten nicht mehr den Gefährten der irdiſchen Wallfahrt; ſie liebten in ihm den verherrlichten Sohn Gottes, dem alle Gewalt gegeben iſt, im Himmel und auf Erden, der ſelig machen kann alle die durch ihn zu Gott kommen, und der überſchwänglich vergelten wird allen die ſich ihm hier geweiht haben. Mit erhöhtem Vertrauen ſahen ſie jetzt auf ihn hin, mit erhöhtem Vertrauen ergriffen ſie ſein Werk. Es war ihnen zur unerſchütterlichen Gewißheit geworden, daß dieſes Werk von Gott ſey: denn Gott hatte es ja begünſtigt, Gott hatte ja den Urheber deſſelben gerechtfertigt, und zur höchſten Ehre erhoben. Sie wußten ihn in einem Zuſtande, wo er alle ſeine Verheißungen erfüllen konnte. Wie ſollten ſie zweifeln, ob er es auch thun werde, — er der Treue und Wahrhaftige, der ſie bis ans Ende geliebt und zu ſeinem Werke berufen hatte! Mehr, als wenn er noch in ihrer Mitte geweſen wäre, konnte er zur Rechten Gottes für ſie thun. Sein Geiſt war mit ihnen. Er beſchützte, er ſtärkte, er ſegnete ſie. Was durften ſie in dieſem Vertrauen nicht wagen! Welches Leiden konnte ihnen hier noch zu ſchmerzlich, welche Anſtrengung und Aufopferung noch zu groß ſeyn! Triumphirend riefen ſie ſich zu: wir überwinden in allem. Alles, was die Hoffnung des ewigen Lebens Stärkendes hat mußten ſie in vollem Maße empfinden. Stäts mußte ihr Blick auf die Ewigkeit gerichtet ſeyn; von dorther mußte ihnen Muth und Freudigkeit kommen. Dort war der Freund ihrer Seele, dort der Geliebte für den ſie duldeten und arbeiteten, dort der Zeuge ihrer Anſtrengungen und ihrer Treue. Nichts ſollten ſie umſonſt thun; alles ſollte ihnen vergolten werden, aus ſeinen Händen ſollten ſie ihre Belohnung empfangen; bey ihm ſollten ſie ſelig ſeyn. O, es war ihnen gut, daß der Herr hinging: denn nun kam Kraft von oben in ihre Herzen, und entflammte ihren Eifer für ſeine Sache.

Endlich erlangte auch ihr Charakter,

durch den frühen Hingang Jeſu, mehr Stärke und Ausbildung. Bisher hatten ſie immer unter der Leitung ihres Freundes geſtanden. Sie hatten ohne ihn nichts gethan. An ihn hatten ſie ſich in allen Verlegenheiten gewandt; von ihm hatten ſie in allen bedenklichen Fällen Aufſchlüſſe erhalten; von ihm waren ſie zurecht gewieſen, aufgemuntert und getröſtet worden. Dies war allerdings zu ihrer erſten Bildung nothwendig. Aber ſo konnte es doch nicht immer ſeyn; einmal mußten ſie doch ihres bisherigen Führers entbehren, denn ſie ſollten in ſeine Fußſtapfen treten. Da war es am beſten, daß ſie ſo frühe als möglich für ſich ſelbſt gehen lernen. Und überdem ſoll ja der Menſch nicht immer unter Vormundſchaft bleiben. Er ſoll mündig werden am Geiſte. Nur dadurch kann er die Würde eines vernünftigen Geſchöpfes behaupten, nur dadurch echte Sittlichkeit an den Tag legen, und den Zweck ſeines Lebens erreichen. Mit eigner Einſicht zu wählen und zu handeln, die Grundſätze der Tugend ſelbſt in ſeinem Leben anzuwenden, mit eigner Kraft nach dem Beſten zu ſtreben: das iſt der hohe Beruf, den wir alle empfangen haben, das iſt die nothwendige Bedingung aller Vollkommenheit. Wohlthätig wurde in dieſer Hinſicht den Jüngern Jeſu der frühe Hingang ihres Meiſters. Seine Leitung wurde ihnen entzogen; ſie mußten nun darauf denken, ſich ſelbſt zu leiten. Sie konnten ſich bey ihm keines Rathes mehr erhohlen; ſie mußten jetzt ſelbſt Entſchließungen faſſen. Sie wurden nicht mehr von ihn aufgemuntert und geſtärkt; ſie mußten nun alles auf ſich nehmen, auf die Stärke ihres Willens ruhen, und dem Unglücke eine gewaffnete Bruſt entgegen ſetzen. Durch das alles wurde ihr Blick geſchärft, wurden ihre Kräfte geübt, ihr Geiſt bereichert, und in ſich ſelbſt gegründet. Sie befanden ſich jetzt in der Nothwendigkeit, ſich nach feſten Grundſätzen umzuſehen, ſich die Wahrheiten ganz anzueignen, welche die Quellen der Beruhigung und der Standhaftigkeit ſind. So ſehen wir ſie denn auch bald frey, entſchloſſen und unerſchütterlich im Denken und Handeln. Stärke und Bildung des Charakters war bey ihnen die Frucht des frühen Hinganges Jeſu.

2.

Wie der frühe Hingang Jeſu ſeinen Jüngern nützlich war: ſo kann auch der frühe Abſchied der Unſrigen eine wahre Wohlthat für uns werden. Zuvörderſt ſchon durch die Trauer, worein er uns verſetzt. Zwar dünkt uns die Traurigkeit eine Stimmung zu ſeyn, derer man ſich aus allen Kräften zu erwähren habe. Aber ſo wenig erwünſcht ſie an ſich ſeyn mag: ſo iſt ſie doch den meiſten Menſchen zu ihrer ſittlichen Bildung unentbehrlich, und allen ein heilſames Beförderungsmittel derſelben. Gerne überläßt ſich das Herz einer heitern Sorgloſigkeit; überall treffen wir Abneigung vom Ernſten, Hinneigung zu dem, was uns angenehm beſchäftigt. Iſt der Menſch immer froh: ſo wird er bald leichtſinnig; unbekummert um ſeine ewigen Angelegenheiten, lebt er ganz in ſeinen angenehmen Empfindungen, und denkt auf nichts als auf neue Zerſtreuungen und neue Genüſſe. Er wird es nicht gewahr, wie ſeine Denkart ſich verſchlimmert, wie die Sinnlichkeit ſich ſeiner bemächtigt, wie die Leidenſchaft wächſt, und die Fähigkeit zum Guten abnimmt. Am wenigſten kommt es ihm in den Sinn, auf ſeine Beßrung bedacht zu ſeyn. Stunden der Traurigkeit müſſen kommen, um ihn zu wecken und zu erſchüttern, um ihn an die Beſchaffenheit ſeines Gemüthes zu erinnern, ihn auf ſeine Thorheiten aufmerkſam zu machen, ihm von der Wichtigkeit ſeiner ewigen Angelegenheiten tiefere Eindrücke zu geben, und ſein Nachdenken auf höhere Dinge zu lenken. Keine Art von Traurigkeit iſt dazu mehr geeignet, als die, welche wir über den frühen Abſchied der Unſrigen empfinden. Sie bringt uns die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und unſer eignes, vielleicht nahes, Ende ins Andenken. Sie geht leicht in die ernſte Stimmung über, in welcher man ſich zu großen Erwägungen aufgelegt fühlt. Sie verliert ſich bald in jene ſanfte Wehmuth, wo unſer Verſtand ungeſtört thätig ſeyn kann. Sie entfernt von uns die gewöhnlichen Zerſtreuungen, und führt uns in eine fruchtbare Zurückgezogenheit, in welcher alle Gefühle und Kräfte des innern Menſchen von ſelbſt erwachen. Sie zeigt uns unſre Lage in einer veränderten Geſtalt, und macht uns dadurch die Nothwendigkeit einer veränderten Lebensweiſe fühlbar. O, ſchon mancher, der in ſeinem Leichtſinne dahinging, unbeſorgt um Gott, ſeiner Beſtimmung und ſein Wohl, wurde durch den frühen Tod eines Freundes, eines Gatten, eines geliebten Kindes aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt und auf Gedanken geleitet, die eine gänzliche Umgeſtaltung ſeiner Denkart bewirkten. An den Tod und beſonders an den frühen Tod eines geliebten Menſchen ſchließen ſich alle Beherzigungen, die unſterblichen Geſchöpfen die wichtigſten ſind, ſo enge an, daß man unwillkührlich von jenen zu dieſen hinübergeleitet wird. Selbſt den beſſern Menſchen ſind Stunden der Traurigkeit zuweilen Bedürfniß, damit er ſich erhohle von dem Geräuſche der Welt, und ſich ſammle, dem Geiſte neue Nahrung zu geben, und das innere Leben zu ſtärken. Nein, wir dürfen uns nicht beklagen, daß der frühe Tod der Unſrigen uns in Traurigkeit verſenkt; auch dieſes Ereigniß ſollen wir als eine wohlthätige Fügung der Vorſehung, als ein weiſes und nothwendiges Erziehungsmittel ehren, und dankbar benutzen.

Der frühe Tod der Unſrigen kann, zweytens, dadurch eine Wohlthat für uns werden, daß er unſer Gemüth auf Gott lenkt. Zu leicht wird uns Gott fremd; zu oft verſäumen wir es, alles auf ihn zu beziehen, von ihm herzuleiten, und mit dem Gedanken an ihn in Verbindung zu bringen. Zu ſelten erwarten wir von Gott, was uns fehlt; zu ſelten nehmen wir auf ihn Rückſicht bey unſerm Thun, Leiden und Genießen. Es gibt der Dinge zu viele, die für uns einen ſolchen Wehrt haben, daß ſie Gott unſern Augen gleichſam entrücken. Wir vertrauen mehr auf unſre Kräfte, auf unſre Beſitzungen und auf ungewiſſe Zufälle als auf ihn. So kann keine Wärme für Gott, keine rechte Anhänglichkeit an ihn und keine Willigkeit ihm zu gehorchen in uns entſtehen. Die Welt beſitzt unſer Gemüth, und Gott bleibt davon ausgeſchloſſen. Soll das anders werden: dann müſſen ungewöhnliche Umſtände auf uns wirken, Umſtände die uns mit ſanfter oder erſchütternder Gewalt zu Gott hinziehen. Und ein ſolcher Umſtand iſt der frühe Tod eines geliebten Menſchen. Hier bedarf unſer Herz des Troſtes, und findet ihn nirgends als im Gedanken an Gott, nirgends als in der Ueberzeugung: der Gatte, der Vater, die Mutter, das Kind, der Freund, den ich betraure, iſt nach Gottes Rath hingegangen, der Herr hat ihn abgefordert, und zum beſſern Leben geführt, bey dem Herrn werde ich ihn einſt wieder finden. Können wir aber die Kraft dieſer Ueberzeugung fühlen, ohne daß unſre Religiöſität dadurch vermehrt werde, und der Gedanke an Gott größern Einfluß auf unſer Leben gewinne? Oft gerathen die Menſchen durch den frühen Tod der Ihrigen in ſehr bedenkliche Umſtände. Ein Vater ſtirbt von ſeinen Kindern weg, und läßt ſie in Armuth zurück; es iſt kein Verſorger mehr da, und auch nichts übrig geblieben, wovon ſie leben könnten. Auf Erden ſehen ſie ſich vergebens nach etwas um, wovon ſie ſich Hülfe verſprechen dürfen; ſie finden nichts als ihren hoffnungsloſen, ſchrecklichen Zuſtand. Soll ſich jetzt nicht ihr Blick gen Himmel richten, ſollen ſie ſich nicht an den wenden, der der rechte Vater iſt über alles, was Kinder heißt? ſoll es ihnen jetzt nicht einfallen, daß die Vögel unter dem Himmel, die nichts für ihren Unterhalt thun können, doch von Gott ernährt werden? O, wenn irgend etwas: ſo müſſen ſolche Verlegenheiten uns an Gott erinnern, uns zu Gott erheben, und Vertrauen auf Gott in unſerm Herzen wecken. Gott wird uns durchhelfen: ſprechen getroſt verlaſſene Wittwen und Waiſen, ſchwer belaſtete Gatten, denen die treue Gefährtinn von der Seite geriſſen wurde: und leichter ſchlägt ihr gepreßtes Herz, ein neues Licht geht in ihrem Geiſte auf, und von nun an wird ihnen Gott, nach dem ſie ſonſt wenig fragten, über alles theuer. Iſt aber das nicht Gewinn, herrlicher Gewinn: wenn ein ſchmerzlicher Verluſt auf Erden uns einen allmächtigen Freund im Himmel verſchafft, wenn wir die zerbrechlichen Krücken, auf die wir uns ſonſt lehnten, wegwerfen, weil wir eine feſte Stütze erlangt haben, wenn lebendige Gefühle für Gott unſer Inneres, je mehr und mehr, durchdringen und veredeln?

Oft wird, drittens, der frühe Tod der Unſrigen dadurch wohlthätig für uns, daß er uns nöthigt, unſre Kräfte beſſer zu gebrauchen. Die Sorge, welche die Unſrigen für uns tragen und die bequeme Lage, die ſie uns verſchaffen, überheben uns mancher Anſtrengung, die unſern Wohlſtand ſehr vermehren, und unſre Bildung ſehr befördern würde, und gewöhnen viele zur Trägheit und Weichlichkeit. Damit der Gewinn, der aus eignen Bemühungen entſteht, nicht verloren gehe, damit nicht jedes edle Beſtreben in uns erſtickt werde, damit wir nicht ganz in Ueppigkeit verſinken, müſſen uns die genommen werden, auf welche wir uns verließen. Es gibt der Eltern genug, die ihr reichliches Auskommen verleitet, ihre Kinder mit allen beſchwerlichen Uebungen zu verſchonen, in dem Wahne, daß dieſelben dergleichen nicht nöthig haben, die ſie zu nichts anhalten, was dieſe nicht gerne thun, und ihnen alle Bequemlichkeiten und Genüſſe zum Bedürfniſſe machen. Was würde die Folge davon ſeyn, wenn das immer ſo fortdauerte? Würden ſolche Kinder je nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft werden, würden ſie ſich je zu edeln Menſchen ausbilden, würden ſie je ihre große Beſtimmung faſſen, und ſich ihr weihen, würden ſie je des Lebens recht froh werden? Jetzt werden durch den Tod des Vaters die Quellen des Ueberfluſſes verſtopft. Sie ſehen ſich überall zu Einſchränkungen genöthigt; die Bequemlichkeiten und Genüſſe verſchwinden, die ſie bisher umgaben; ſie müſſen jetzt ſelbſt verrichten, was ſie gewohnt waren andern aufzutragen; ſie müſſen ſich Kenntniſſe ſammeln, Fertigkeiten erwerben, und nach Geſchäften umſehen, um ihren künfftigen Unterhalt zu ſichern. Können wir anders urtheilen, als daß dieſer Verluſt eine Wohlthat für ſie geweſen ſey? Es gibt Menſchen genug, die ſich nicht zutrauen, gewiſſe Verrichtungen leiſten zu können, weil immer andre da ſind, die ſie ihnen abnahmen, die es nicht wagen, ihren eignen Weg zu gehen, weil ſie immer unter fremder Leitung ſtanden, die ſich deßwegen nicht entſchließen, nicht ſelbſt helfen können, weil es nie an ſolchen fehlte, die für ſie dachten und handelten. Laſſet nun diejenigen, die ihre Stelle vertraten, die ihre Führer, ihre Helfer und Rathgeber waren, durch den Tod hinweggeriſſen werden: ſo ſehr Ihr ſie anfangs dadurch niedergeſchlagen findet: Ihr werdet doch bald mit Erſtaunen wahrnehmen: wie ihre Kräfte ſich regen, wie ſie allmählig Zutrauen faſſen, wie ſich Grundſätze in ihnen bilden, wie ſie ſich an Arbeiten verſuchen, die ihnen fremd waren, wie ſie ſich endlich zur Selbſtſtändigkeit erheben, und die Lücke glücklich ausfüllen, die der Tod in ihrem Kreiſe gemacht hat. Und wie viele unter denen, die ſich durch herrliche Eigenſchaften, durch glänzende Verdienſte und einen ehrenvollen Rang auszeichnen, verdanken ihre Größe der Verlegenheit, worein ſie der Tod eines Vaters, eines Lehrers oder eines Wohlthäters verſetzte. Nie würden ſie den betretenen Weg verlaſſen, nie ſich über das Gewöhnliche erhoben, nie würden ſie ſich ſo angeſtrengt, nie mit dieſem Fleiße und mit dieſer Ausdauer an ihrer Bildung gearbeitet haben, wenn der Drang der Noth ſie nicht angeſpornt hätte. Manche Tochter ward eine würdige Vorſteherinn des Hausweſens, weil ſie ſchon frühe die Stelle der Mutter vertreten mußte, und ſich hier in allen den Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten üben konnte, wodurch ſie ſpäterhin das Glück einer eignen Familie gründete. Wahrlich es iſt kein unbedeutender Vortheil, wenn ſo durch den frühen Tod der Unſrigen ein beſſrer Gebrauch unſrer Kräfte, Streben nach allem Vortrefflichen und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes bewirkt wird. Es iſt ein glückliches Ereigniß, das uns zwar Anfangs ſehr betrübt und ängſtigt, aber uns nachher zum Beſitze der größten Segnungen verhilft.

Der frühe Tod der Unſrigen wird, viertens, auch oft dadurch eine Wohlthat für uns, daß er unſer Verhältniß zu ihnen unſchädlich macht und veredelt. Leicht können uns die Menſchen, die Gott hier näher mit uns verbunden hat, und die unſerm Herzen theuer ſind, eben durch das Band, das uns an ſie knüpft, und durch den Einfluß, den ſie mittelſt deſſelben auf uns haben, gefährlich werden. Unſre Liebe zu ihnen iſt oft zu heftig; ſie verſchlingt alle andere Empfindungen und Bewegungen unſers Gemüthes; ſie will keine andre Neigung neben ſich dulden; ſie feſſelt all unſer Denken und Thun an ſich; ſie raubt Gott die Verehrung, unſrer Pflicht den Eifer, unſern Geſchäften den Fleiß, die ihnen gebühren. Wir wünſchen nur denen zu leben, die wir lieben, und verſäumen darüber unſre Bildung und den dankbaren Genuß andrer Güter, die unſer Leben verſchönern ſollen. Um ihnen nicht zuwider zu handeln, um ihnen nicht wehe zu thun, um ſie nicht zu beſchämen, unterlaſſen wir manches, wozu unſer Gewiſſen uns auffordert. Und zu welchen Thorheiten verleitet uns oft ſchwache Liebe? Wie oft billigen wir, ihr zu Gefallen, was ſonſt unſer Verſtand nie würde gebilligt haben! wie oft opfern wir ihr unſre Grundſätze, unſre Entſchlieſungen und unſern Willen auf! wie oft verſtehen wir uns zu wirklichen Ungerechtigkeiten, wenn diejenigen ſie uns anſinnen, denen wir nichts glauben abſchlagen zu können! Wie leicht verbreitet ſich die ſtarke Zuneigung, die wir zu gewiſſen Menſchen hägen, auch über ihre Fehler! Wie leicht finden wir Unarten erträglich, weil jene ſie an ſich haben! Wie oft zieht der Eine Gatte den andern, der Eine Freund den andern mit hinein in ſeine verderblichen Ausſchweifungen! Wie oft gehen die ſchlechten Geſinnungen des Einen auf den andern unvermerkt über! Wie oft werden Kinder durch die Verwahrloſung, durch die ſchlechte Erziehung und durch das böſe Beyſpiel der Eltern ſchon frühe dem Laſter gewonnen! In allen dieſen Fällen macht unſre Rettung es nothwendig, daß Gott ſolche Menſchen frühe von uns entferne, und dadurch ihren ſchädlichen Einfluß auf uns aufhebe. Möchte doch nur ein jeder, der um den frühen Tod eines Kindes, eines Freundes, eines Gatten, eines Vaters, einer Mutter trauert, ſich ernſtlich fragen; liebte ich mein Kind nicht zu ſehr — mit einer vergötternden Liebe, die meinem wahren Wohl im Wege ſtand? war es nicht gut, daß mir der Freund, der Gatte entriſſen wurde, damit er nicht mein Verführer würde? mußte ich nicht dieſe Eltern verlieren, damit ihre Zärtlichkeit oder ihre Sorgloſigkeit mich nicht zu einem unbrauchbaren, elenden Menſchen machten? O, die meiſten würden hier mit gerührtem Danke die Weisheit der göttlichen Wege müſſen anerkennen. Dadurch, daß die Unſrigen aus unſrer

Nähe und aus den ſichtbaren Gegenden des Reiches Gottes verſchwinden verliert das Verhältniß, worin wir mit ihnen ſtehen, ſeine nachtheilige Kraft; aber es wird nicht zerſtört, ſondern nur veredelt. Es iſt unmöglich, daß Menſchen, die uns im Leben wehrt waren, uns nach ihrem frühen Hingange gleichgültig ſeyen. Nein, wir lieben ſie auch jetzt noch — nicht mehr mit der Gluth der ſinnlichen Leidenſchaft; aber vielleicht doch mit mehr Innigkeit. Unſre Liebe iſt geiſtiger geworden; ſie hat die Geſtalt frommer Sehnſucht angenommen; ſie bezieht ſich mehr auf die wahren Vorzüge der Geliebten; der Einfluß, den ſie jetzt noch äußert, kann kein andrer, als ein wohlthätiger ſeyn. Was ſie Gutes an ſich hatten, und was ſie uns Köſtliches hinterlaſſen haben, das wirkt jetzt mächtiger auf uns, als es wirken würde, wenn ſie noch unter uns weilten. Ihr Beyſpiel, ihre Lehren, ihre Erinnerungen und Warnungen ſind nicht verloren; ſie leben in unſerm Gemüthe fort, ſie ſind uns ehrwürdiger geworden, und haben mehr Kraft uns vom Böſen abzuſchrecken, in verſuchungsvollen Stunden zu ſtärken, uns zur Treue gegen Gott und unſre Pflichten zu ermuntern, und uns im Unglück zu tröſten. Die Tugend, die wir auf Erden in menſchlicher Gebrechlichkeit ſahen, erſcheint uns jetzt im Glanze der Verklärung, und wir fühlen uns mächtig angetrieben, denen nachzukommen, die ſich durch ſie ausgezeichnet haben, und durch ſie zur Herrlichkeit eingegangen ſind. Die Worte des Ernſtes und der Liebe, die ſie einſt zu uns redeten, ſind uns theure Vermächtniſſe; und wenn wir uns ihrer erinnern, ſcheinen ſie uns dieſelben aus einer andern Welt von neuem zuzurufen. Wir können nicht ſo gleichgültig, nicht ſo leichtſinnig dabey bleiben, als wir uns oft bewieſen, da ſie noch bey uns waren. Geſegnet ſey uns ihr früher Hingang; ihr Geiſt iſt nicht von uns gewichen. Kräftiger, als er es auf Erden vermochte, ſpricht er von den ſeligen Höhen ihres jetzigen Aufenthaltes zu unſerm Herzen.

Und ſo dient denn, endlich, auch der frühe Hingang der Unſrigen, himmliſchen Sinn in uns zu wecken und zu beleben. Himmliſcher Sinn iſt zuverſichtlicher Glaube an den Himmel. Muß aber dieſer Glaube ſich nicht in uns bilden und befeſtigen, wenn die Liebe zu unſern Früheverlornen uns zu einem ernſtlichen Nachdenken über die Gründe unſrer Hoffnung leitet, und dieſelbe mit unſern edelſten Bedürfniſſen in Verbindung bringt? Himmliſcher Sinn iſt bleibende Richtung unſrer Gedanken nach dem Himmel hin. Wird dieſe Richtung uns aber nicht bald natürlich werden, wenn das Andenken an theure Frühvollendete ſie immer erneuert? Himmliſcher Sinn iſt Empfänglichkeit für Himmelsfreuden. Werden wir aber dieſen Freuden nicht mehr Geſchmack abgewinnen, wenn wir die durch ſie beſeligt wiſſen, die an unſern Erdenfreuden ſo großen Antheil hatten? Himmliſcher Sinn iſt Sehnſucht nach dem Himmel. Muß aber dieſe Sehnſucht nicht mächtiger in uns werden, wenn wir bedenken, daß wir dort die wiederfinden ſollen, die wir hier ſo bald entbehren mußten, und ſo gerne immer behalten hätten? Himmliſcher Sinn iſt eifriges Trachten nach den Gütern des Himmels. Muß aber dieſes Trachten nicht ſehr befeuert werden, wenn wir es als die unumgängliche Bedingung einer frohen Wiedervereinigung kennen? Wir ſind glücklich, wenn dieſer himmliſche Sinn in uns gebildet wird; in ihm erlangen wir das koſtbarſte Kleinod des Lebens, und kein Schmerz iſt ſo groß, daß er nicht in Vergleichung mit demſelben für einen geringen Preis gehalten werden müßte.

So laſſet uns denn mäßigen die Traurigkeit, um die, welche Gott frühe von uns trennte; uns zum Beſten ſind ſie hingegangen, wie Jeſus zum Beſten ſeiner Jünger hinging. Laſſet uns demüthig anbethen, die Wege des Herrn, die uns zwar oft unerforſchlich ſind, aber immer zum Frieden führen. Laſſet uns getroſt unſre Blicke zu den himmliſchen Gefilden richten, wo die Beweinten jetzt wandeln und ſelig ſind, und die auch uns, als unſer wahres Vaterland, aufnehmen werden, wenn wir hienieden einen guten Kampf gekämpft haben. Ihr Tod wirke in uns heilſames Nachdenken, er lenke unſer Gemüth hin zu Gott, er lehre uns weiſen Gebrauch unſrer Kräfte, er veredle unſre Liebe, und bilde uns zu einem himmliſchen Sinne. Gott aber ſtärke uns in den Tagen unſerer irdiſchen Wallfahrt. Jeſus Chriſtus unſer göttlicher Meiſter und verherrlichter Freund ziehe unſre Herzen immer mehr empor, heilige und verkläre ſchon hier unſer Daſeyn durch ſein Evangelium. Amen.

XVII.

Der Geiſt Gottes verherrlicht ſich noch immer unter den Menſchen.

……

Am

Pfingſtfeſte.

Gebeth am Altar.

Gott, du biſt anbetungswürdig in deinem Weſen, wie in deinen Wegen und Werken. Alles, was geſchieht zeugt von deiner unerforſchlichen Größe. Die ſichtbare und die unſichtbare, die gegenwärtige und die zukünftige Welt ſind erfüllt von deiner Majeſtät. Gott, was iſt der Menſch, daß er ſich zu dir erheben darf!

Auch unter uns ſchafft deine Allmacht, ordnet deine Weisheit, und verbreitet deine Güte Leben und

Freude. Am meiſten müſſen wir da deine Herrlichkeit bewundern, wo du mit der Kraft deines heiligen Geiſtes wirkſt. Da bricht das Licht durch die Finſterniß, da erwachen die Schlafenden, da fühlen die Müden ſich geſtärkt, da dringt neues Leben in die Erſtorbenen, da ſtrömt Himmelsruhe in die Herzen der Trauernden, da vereinigt Liebe die Herzen; die Wahrheit ſiegt, die Tugend gewinnt größern Einfluß, Gebrechen verſchwinden, und mächtig vermehrt ſich menſchliche Wohlfahrt.

Das verkündigt uns vorzüglich der heutige feſtliche Tag. Als Lehrer der Wahrheit lebte und ſtarb Jeſus Chriſtus. Was ſein Mund ausgeſprochen, was ſein ehrwürdiger Wandel und ſein blutiger Tod, was ſeine Auferſtehung und ſeine Verklärung beſtätiget hatten, das verſiegelte und verbreitete der Geiſt der Wahrheit. Von ihm erleuchtet, geſtärkt und beſeelt, gingen die Bothen des Evangeliums hin, das Licht des Evangeliums unter alle Völker zu tragen, aus allen Ländern Menſchen zu ſammeln, die dich im Geiſte und in der Wahrheit verehrten, und dir eine heilige Gemeine zu bilden zum ewigen Leben.

Daß wir zu dieſer Gemeine gehören, daß unter uns Jeſus geprediget wird, und ſeine Wahrheit harte Gemüther erweicht, Irrende zurecht leitet, Verdorbene beſſert, Schwache befeſtigt, Mühſelige aufrichtet, Weinende tröſtet: das iſt die herrliche Gabe deines heiligen Geiſtes.

Möchten wir doch alle die Größe und den Wehrt dieſer Gabe empfinden. Möchten die Liebe zur Wahrheit und zur Tugend nie unter uns aufhören. Noch immer wirkt dein Geiſt unter den Menſchen. O, daß wir ihm ein empfängliches Herz entgegen brächten, daß wir ſeine Regungen in uns wahrnehmen und mit Fleiß belebten, daß auch wir von ihm mit Lebenswärme und Lebenskraft durchdrungen würden, daß das Streben der Heiligung immer mehr Kräfte gewönne. Groß iſt dein Werk an den Menſchen. Laß uns alle darauf aufmerkſam ſeyn, und daran Theil nehmen, daß es immer glücklicher fortſchreite und ſein Segen reichlich über uns komme. Amen.

……

Es war, m. Z., eine große Veränderung, welche die Geſchichte des heutigen Tages bey den Apoſteln Jeſu hervorbrachte. Still und einmüthig waren ſie beyſammen, beſchäftiget mit Unterhaltungen über das Vergangene und mit Erwartung des geheimnißvollen Zukünftigen. Da erſchütterte ein gewaltiges Brauſen das Gebäude, da erleuchteten himmliſche Flammen das Gemach. Und was den Menſchen immer das ſichtbare Zeichen der Gottheit geweſen war, das wurde es ihnen auch jetzt, und zugleich wahr gewordene Verheißung. Vom Geiſte des Herrn fühlen ſie ſich ergriffen, ein höheres Feuern durchglüht ſie, ſie reden die Sprache der Begeiſterten und ihr Inneres gewinnt eine neue Geſtalt. Ihre Vorſtellungen und Ueberzeugungen treten in ein reineres Licht; heller werden ihre Blicke in den Zweck Jeſu, und in das Werk, das ſie zu führen haben. Ihr Herz wird von einer wärmern und edlern Liebe erfüllt, ihr Muth und ihre Kraft werden größer. Ihre Anhänglichkeit ſteigt zur unwandelbaren Treue. Im Dienſte Jeſu können ſie Schmerzen und Tod verachten. Sie haben die Weihe zu ihrem großen Berufe empfangen. Sie ſind mit allen Fähigkeiten ausgerüſtet, deren ſie zu einer glücklichen Ausführung bedürfen, und überall zeigen ſie ſich wie Männer, die vom Geiſte Gottes beſeelt ſind.

So ward jene Veränderung auch folgenreich für die Welt. Sie brachte ihr den größten Segen, das Evangelium Jeſu Chriſti, mit ſeinem ganzen wohlthätigen Einfluſſe auf die Erleuchtung und Veredlung, auf Wiſſenſchaft und Kunſt, auf Fleiß und Betriebſamkeit, auf Verfeinerung der Sitten und auf Verſchönerung des Lebens, auf Menſchlichkeit und Gemeingeiſt, auf geſellſchaftliche und häusliche Glückſeligkeit.

Wir, die wir dieſes Evangelium beſitzen, können uns rühmen, daß der Geiſt Gottes noch immer unter uns wirke. Seine heiligende und beſeligende Kraft hat ſich demſelben mitgetheilt. Durch die Lehre Jeſu ſetzt er das angefangene Werk noch immer fort; verbreitet er noch immer heilſame Wahrheiten, wahre Gottesverehrung, reine Sittlichkeit und menſchliche Wohlfahrt. Jeder Unterricht, den wir aus der Lehre Jeſu ſchöpfen, jede Aufmunterung und jede Stärkung, jede Richtung des Herzens, jede Befeſtigung guter Entſchließungen und jeder Troſt, die uns daher kommen, ſind Verherrlichungen des göttlichen

Geiſtes an uns. Es iſt in Erfüllung gegangen, was der Herr verſprach: **ich will Euch einen Tröſter ſenden, der bey Euch bleibe ewiglich.**

Aber auch noch in einem andern Sinne können wir ſagen, daß der Geiſt des Herrn ſich noch immer unter uns verherrliche. Er verherrlicht ſich durch alles, was ihn ehrt, und ſeine Zwecke befördert. Nicht bloß in ungewöhnlichen und geräuſchvollen Veränderungen, wie wir ſie bey den Apoſteln erblicken; auch in ſanften Regungen, in ſtillen Umbildungen, in langſamen Fortſchritten der Wahrheit und Tugend [illegible]hmen wir ihn wahr. Die ganze Natur, alle B[illegible]heiten der Welt ſind ſeine Werkzeuge. Je[illegible]ſchenſeele iſt ein ihm geheiligter Tempel, wo [illegible]genwart ſich glorreich zu erkennen gibt. [illegible], was in und außer uns zum Guten wirkt [illegible]eiſt des Herrn, und ſo wird er bey uns blei[illegible] ſich unter uns verherrlichen, ewiglich. Laſſt[illegible] über dieſen Gegenſtand in der gegenwärtigen Stunde andachtsvoll und mit der Ehrfurcht, die dem erhabenen Geiſte Gottes gebührt, weiter nachdenken.

Text.

Joh. 14. v. 16.

Und ich will den Vater bitten, und er ſoll euch einen andern Tröſter geben, daß er bey euch bleibe ewiglich.

Nie ſollte der Geiſt, den die Jünger Jeſu erwarten durften, aufhören, auf Erden wirkſam zu ſeyn. Und wie könnte auch der Geiſt des Herrn ſich beſchränken auf gewiſſe Zeiten und gewiſſe ungewöhnliche Einflüſſe! Mag er ſich zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden merklicher und in größern Bewegungen zeigen, als gewöhnlich. Er iſt doch immer da, immer auf eine ſeiner würdige und ſegensvolle Weiſe beſchäftigt. Nicht bloß am erſten Pfingſttage hat er ſich an den Jüngern Jeſu verherrlichet: er verherrlicht ſich auch jetzt noch unter den Menſchen. Bey dieſer Wahrheit wollen wir jetzt mit unſrer Betrachtung etwas verweilen. Laſſet mich dieſelbe

1. entwickeln, und
2. auf die Obliegenheiten, die aus demſelben für uns entſtehen, aufmerkſam machen.

I.

Laſſet uns jetzt alle grübelnden Unterſuchungen über das Weſen des göttlichen Geiſtes bey Seite ſetzen. Dieſes Weſen iſt uns ohnehin an ſich unerforſchlich. Es ſind nur menſchliche, mithin unvollkommene Begriffe, wodurch wir daſſelbe einiger Maßen beſtimmen können. Wir werden in unauflösliche Widerſprüche verwickelt, wir verfallen auf wirkliche Ungereimtheiten: ſo bald wir ſolchen Beſtimmungen den Wehrt geben, als ob wir durch ſie die Sache ſelbſt ergründet hätten. Laſſet uns vielmehr dabey ſtehen bleiben, dieſen Geiſt nach ſeinen Verhältniſſen zu uns und zu unſern höchſten Angelegenheiten kennen zu lernen. In dieſer Hinſicht iſt er nichts anders als die zur Beförderung alles Guten wirkſame Kraft Gottes. Von ihm iſt das ganze Weltall gleichſam erfüllt. Alle Kräfte, die wir hier in Thätigkeit finden, ſtehen in ſeinem Dienſte, und ſind von ihm beſeelt. Alle Begebenheiten und Erſcheinungen erfahren ſeinen Einfluß, werden von ihm in ein zuſammenſtimmendes, ehrwürdiges Ganzes geknüpft und zur Beförderung eines erhabenen Zweckes gelenkt. Ueberall, wo etwas Gutes geſchieht, wo Vortreffliches zum Vorſcheine kommt, wo Geiſtigedles ſich äußert, wo Wohlthätiges verbreitet, veranſtaltet und zu Stande gebracht wird, da iſt der Geiſt des Herrn. Der Geiſt Gottes iſt auch im Menſchen. Alles, was in ihm aufwärts deutet und aufwärts ſtrebt, wodurch er fähig iſt die Wahrheit zu ſuchen und zu erkennen, die Tugend zu achten, und ſich ihr zu weihen, das zeugt von dem göttlichen Geiſte, der in ihm wohnt, und ſo lange nicht, durch des Irrthums Gewalt und durch des Laſters Verderbniſſe, alles Göttliche im Menſchen erſtickt wird: wird Gottes Geiſt ſich unter uns verherrlichen.

Der Geiſt Gottes iſt ein Geiſt der Wahrheit. So lernten ihn die Jünger des Herrn kennen, und ſo hat er ſich immer bewieſen. Daran, daß nach Wahrheit gefragt, und ſie wirklich gefunden, daß ſie redlich aufgenommen und heilig gehalten wird, erkennen wir das Wirken des göttlichen Geiſtes. Er ſollte nicht allein die Apoſtel in alle Wahrheit leiten, ſondern auch die Erkenntniß derſelben über den Erdboden ausbreiten. Noch immer verherrlicht ſich dieſer Geiſt unter den Menſchen: denn noch immer wird nach Wahrheit geforſcht. Zwar gibt es der Menſchen genug, die gegen ſie ganz gleichgültig ſind, die nichts aus ihr zu machen wiſſen, die gar kein Bedürfniß fühlen, ſich mit ihr zu beſchäftigen, die, Sclaven des Sinnenlebens, ihren Verſtand nicht anders brauchen, als im Dienſte ihrer Geſchäfte, zur Abwendung des Unfaus, zur Beförderung ihres Wohlſtandes und ihres Vergnügens. Es gibt Menſchen genug, die durch Mangel an geiſtiger Bildung, durch natürliche Unfähigkeit, durch den Drang der Noth, durch unaufhörliche Sorgen und Arbeiten für den Unterhalt des Körpers von allen höhern Anſtrengungen des Geiſtes abgehalten werden. Es gibt Menſchen, die ſo feſt an einmal gefaßten Meynungen kleben, daß ſie jede weitere Unterſuchung für überflüſſig, oder gar für ſträflich halten, die in dem, was ſie erlernt haben, alles zu beſitzen glauben, was dem Menſchen zu wiſſen nöthig iſt, die wohl gar jedes Beſtreben, darüber hinaus zu gehen, für eine frevelnde Anmaßung erklären. Es gibt endlich Menſchen, die ſich ihrer Schuld zu ſehr bewußt ſind, als daß ſie von der Wahrheit etwas andres, denn ihre Verurtheilung erwarten könnten, die daher, weit entfernt, die Wahrheit aufzuſuchen, ſich vor ihr verbergen, wo ſie von ihr aufgeſucht werden, die ſich ſelbſt gegen ſie verblenden und verhärten. Aber wer kann läugnen, daß es auch noch ſolche gibt, die ſich durch ihren Verſtand und durch ihr Herz gleich ſtark zur Erforſchung der Wahrheit hingetrieben fühlen, die die Beſchäftigung mit derſelben für eben ſo rühmlich als nützlich halten, die es als einen heiligen Beruf anſehen, jede Spur der Wahrheit zu verfolgen, die ſich dieſem Berufe ganz weihen, die ſich in der Lage befinden, und die Kräfte beſitzen, welche erforderlich ſind, demſelben nachzuleben, die ſich weder durch Bequemlichkeit noch durch die Furcht vor unangenehmen Entdeckungen daran abhalten laſſen, denen keine Anſtrengung zu beſchwerlich dünkt, die ſie zum Beſitze der Wahrheit führen kann, denen es nicht um Ehre und Belohnung, ſondern um die Wahrheit ſelbſt zu thun iſt, die das, was ihr ſtilles Nachdenken ſie gelehrt hat, zu einem Gemeingute ihres Geſchlechtes machen, und es unter denen verbreiten, welche ihr weniger Zeit und Kräfte widmen können. Wo aber Wahrheit erſtlich geſucht wird, da wird auch Wahrheit gefunden. Wer gewohnt iſt, dem ſinnlichen Scheine zu trauen, oder von den Neigungen ſeines Herzens ſich leiten zu laſſen: der wird ſie freylich oft mit dem Irrthume verwechſeln; aber nicht leicht der, welcher mit beſonnenem Geiſte und redlichem Herzen nach ihr forſcht. Und ſollte auch dieſer zuweilen ihre Spur verfehlen: ſo werden doch ſeine Irrthümer nicht ohne Berichtigung bleiben, und er iſt immer bereit Belehrung anzunehmen. Irrthümer wird es wohl noch lange in der Welt geben, aber endlich muß doch der Irrthum zur Wahrheit führen. O, zu manchem herrlichen Beſitze iſt die Menſchheit ſchon gelangt, der ihr nie wieder entriſſen werden kann; und noch täglich dringt ſie weiter vor auf dem weiten Gebiethe menſchlicher Erkenntniß. Nicht ganz gering iſt auch die Zahl derer, bey denen die Wahrheit eine günſtige Aufnahme findet, denen ſie ſich nur zeigen darf, um ihre Achtung und Liebe zu gewinnen, die ſie als ein heiliges Kleinod ehren, gegen jede Beeinträchtigung bewahren, und ſie mit unerſchrockener Freymüthigkeit bekennen. Es ſind noch Männer da, die, wenn es verlangt würde, bereit wären, ihr alles aufzuopfern. So verherrlicht ſich der Geiſt Gottes, als ein Geiſt der Wahrheit, noch immer unter den Menſchen.

Der Geiſt Gottes iſt, zweytens, ein Geiſt der Tugend und der Heiligung. Erneuerung des Herzens, Abſcheu gegen das Böſe, Fleiß in allem Guten, unermüdetes Streben nach höherer Vollkommenheit, das ſind Wirkungen dieſes Geiſtes. So lange noch Tugend geübt, und Eifer in der Veredlung des Herzens angetroffen wird: ſo lange verherrlicht ſich auch Gottes Geiſt unter den Menſchen. Immer haben diejenigen, die in ſtrengem Gehorſam gegen die Pflicht und in ungeheuchelter Gottesfurcht ihr Leben führten, die kleinere Zahl ausgemacht, während die meiſten ganz ſinnlicher Luſt ergeben waren, und von ſinnlichen Begierden geleitet wurden. Das Vortreffliche iſt nur durch große Anſtrengungen zu erlangen, die man jederzeit beſchwerlich gefunden hat. Und ſo mag es denn auch jetzt noch ſeyn. In großen Kreiſen mag ſich die Tugend vergebens nach ächten Verehrern umſehen, während das Laſter kühn darauf rechnet, von ganzen Schaaren umgeben zu ſeyn, die es zu allen brauchen kann. Man kann es zugeben, daß der größte Theil der Menſchen kein andres Geſetz anerkennt, als ſeine Neigungen, ſeinen Eigennutz, ſeine Unerſättlichkeit, und weder nach Gott noch nach Gewiſſen etwas fragt, daß bey ſehr vielen die Gewalt der Sinnlichkeit faſt alle Regungen des ſittlichen Gefühles erdrückt hat, daß die Erſcheinungen thieriſcher Wolluſt, roher Unmäßigkeit, kalter Gefühlloſigkeit gegen fremdes Elend und eines anmaßenden Stolzes deßwegen wenig mehr befremden, weil wir ihrer ſchon ſo ſehr gewohnt ſind, und daß das Laſter in unſerm Zeitalter Fortſchritte gemacht hat, deren es ſich früher nicht rühmen durfte. Aber darum iſt die Tugend doch nicht aus unſrer Mitte verſchwunden, und nie wird es dem Laſter gelingen, ſie ganz zu verdrängen. Sie hat noch ihre warmen und getreuen Verehrer, von deren Eifer ſie alles erwarten darf, und die ſich dem Strome des Verderbens um ſo nachdrücklicher entgegen ſetzen, je mächtiger er ſich ergießt, und je weiter er ſich ausbreitet. Es fehlt auch in unſern Tagen nicht an Menſchen, die bey allem, was ſie thun, ihr Gewiſſen zu Rathe ziehen, die ihre Entſchließungen im Gedanken an Gott faſſen, denen jeder Befehl der Pflicht heilig iſt, die weder durch Verſprechungen noch durch Drohungen dahin gebracht werden, daß ſie in das Unrecht willigen, die es für ihren ſchönſten Beruf halten, öffentlich und im Stillen Gutes zu thun, die dem Elend willig zu Hülfe eilen, und, wo ſie können, belehren, rathen, geben, unterſtützen, erquicken und tröſten, die bey allen nur von Liebe beſeelt ſind, von wahrem Edelmuthe geleitet werden, und ſo wenig auf Belohnung rechnen, daß ſie ſogar diejenigen zurück weiſen, die man ihnen anbiethet, die in Einfalt, in frommer Demuth, gottergebenen Sinne dahin gehen. Nein, wir verkennen Euch nicht, Ihr rechtſchaffenen Anbether Gottes, Ihr thätigen Freunde der Menſchen. Euer Herz und Eure Werke zeugen davon, daß der Geiſt des Herrn nicht von uns gewichen iſt. Von ihm erfüllt, von ihm geſtärkt, von ihm empor gehoben, verachtet Ihr das Unrechtliche, haltet Ihr feſt an Euern Ueberzeugungen und Grundſätzen, ſeyd Ihr unermüdet beſchäftigt in der weitern Ausbildung Eures Herzens. Ihr höret nicht auf, böſe Gewohnheiten zu bekämpfen, unordentlichen Leidenſchaften entgegen zu arbeiten, Euer Herz zu reinigen von allem verkehrten Weſen, Eure Fehler zu verbeſſern, Eure Geſinnungen für Gott und die Tugend immer mehr zu erwärmen, Euch mit Eurer Pflicht immer mehr zu befreunden, und Euch in allem Guten Fertigkeit und unerſchütterliche Standhaftigkeit zu erwecken. *Nicht blos Eure Tugend, auch Euer Fleiß in der Heiligung überzeugt uns, daß der Geiſt Gottes ſich noch immer unter den Menſchen verherrlicht.*

Der Geiſt Gottes iſt, drittens, ein Geiſt des Troſtes und der Seelenruhe. Wo er ſich der Gemüther bemächtigt: da fühlen die Mühſeligen und Beladenen ſich erleichtert, Empörte ſich beſänftigt, mit ſich ſelbſt Entzweyte ſich verſöhnt, Geängſtigte ſich ermuthigt, Trauernde ſich getröſtet; da beherrſcht ſtiller Gottesfriede das Innere der Menſchen; der Sturm der Leidenſchaft hat ſich gelegt, der Schmerz hat ſeine Bitterkeit verloren. Vielen iſt freylich dieſer Geiſt unbekannt. Die Sorgen und Geſchäfte der Welt, ihr Umhertreiben in den irdiſchen Angelegenheiten des Lebens, ihre Verbindungen mit Menſchen, ihre heftigen und unmäßigen Begierden, ihr Ehrgeitz und ihre Empfindlichkeit verfolgen ſie mit ewiger Unruhe. Bald haben ſie Einrichtungen zu treffen und Unternehmungen auszuführen, wobey ſie allenthalben Hinderniſſe finden, und, ohngeachtet ihren großen und mühſamen Anſtrengungen, nichts ausrichten. Bald werden ſie in Umſtände verwickelt, die ſie mit Verdruß überhäufen; bald ſehen ſie ſich von Ereigniſſen bedroht, die ſie in Schrecken ſetzen. Bald erleiden ſie Verluſte, die ſich nicht leicht verſchmerzen laſſen. Bald ziehen einander widerſtrebende Begierden ſie hin und her, und laſſen ſie entweder zu keinem Entſchluſſe kommen, oder ſchnell wieder bereuen, wozu ſie ſich entſchloſſen haben. Bald verbittern ihnen Kränkungen von andern, bald Gewiſſensvorwürfe das Leben. Aber ſo iſt es doch nicht bey allen. Es fehlt noch nicht an ſolchen, welche die Ruhe und den Troſt des göttlichen Geiſtes in ſich empfinden. Es fehlt nicht an Frommen, die ſich Gott ergeben, die ihre Wünſche, ihre Erwartungen und Beſtrebungen mit religiöſem Sinne eingeſchränkt haben, die nicht in der Welt, nicht in äußerlichen Beſitzthümern, ſondern in ſich ſelbſt, in der Uebereinſtimmung ihrer Neigungen, in der Beſchaffenheit ihres Willens, in der Würde ihrer Geſinnungen, in der Zufriedenheit des Herzens mit wenigem, in einem unwandelbaren Gleichmuthe und in den Wahrheiten, die uns die Religion vorhält, ihre Glückſeligkeit ſuchen. Dieſe entbehren gerne des äußerlichen Schimmers und großer Glücksgüter. Ihre Ruhe hängt nicht an zufälligen Ereigniſſen. Sie können bey wenigem froh ſeyn. Die unabänderliche Regel ihres Verhaltens iſt der Wille Gottes. Darum gerathen ſie nicht leicht im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, haben nicht leicht etwas zu bereuen, oder ſich etwas vorzuwerfen; ſie wiſſen immer, was ſie thun ſollen, und ſind getroſt, wenn ſie dieſes gethan haben. Sie beherrſchen ihre Leidenſchaften durch einen vernünftigen Willen; darum kann es für ſie nur wenige Kränkungen geben. Sie ſind gewohnt, in allem auf die Hand Gottes zu ſehen, alles der Fügung Gottes anheim zu ſtellen, bey allem Widrigen ihren Blick auf die geſegneten Folgen zu richten; darum kann kein Unfall ſie niederbeugen, keine Bedenklichkeit ſie zum Verzagen bringen, die Ungewißheit der Zukunft ſie nicht ängſtigen. Sie faſſen ihre Seele in Geduld, und nie verläßt ſie das freudige Vertrauen auf den, der alles wohl macht. Durch ſie verherrlicht ſich der Geiſt Gottes, als ein Geiſt der Ruhe und des Troſtes noch immer unter den Menſchen.

Ein Werk des göttlichen Geiſtes ſind, viertens, alle Erweckungen, Aufmunterungen, Unterſtützungen und Stärkungen, die der menſchlichen Tugend zu Hülfe kommen ſollen. In ihnen iſt der Geiſt Gottes immer beſchäftigt geweſen, dem Böſen Gränzen zu ſetzen, Sinn für das Gute hervorzubringen und zu beleben, heilſames Nachdenken zu erwecken, dieſem Nachdenken die beſte Richtung zu geben, und es in fruchtbare Bemühungen zu verwandeln. Aller Fähigkeiten der menſchlichen Natur, aller Erſcheinungen und Veränderungen der äußerlichen Welt hat er ſich dazu bedient. Und geſchieht das nicht auch noch jetzt? Kann einer unter uns ſagen, Gott habe ſich an ihm unbezeugt gelaſſen? Werden nicht noch jetzt die mannigfaltigſten Mittel angewandt, uns zu unſrer Beſtimmung zu führen? Iſt nicht die ganze Geſchichte unſers Lebens ein Zuſammenhang natürlicher Erinnerungen, Warnungen und Gewiſſenserſchütterungen? Können wir Ein Ereigniß unſers Lebens aufweiſen, das uns nicht in dieſer Hinſicht hätte nützlich werden müſſen, wenn wir darauf hätten merken wollen? Waren nicht die angenehmen ſo wohl als die widrigen Erfahrungen, die wir machten, geeignet, uns über unſern Zuſtand und unſre Fehler zu belehren, uns durch Liebe für das Gute zu gewinnen, durch Ernſt vom Böſen abzuſchrecken, und unſre Aufmerkſamkeit auf die wichtigſten Beherzigungen zu lenken? Und wie viele Einrichtungen treffen wir an, die recht eigentlich unſre ſittliche und religiöſe Bildung bezwecken! Beſitzen wir nicht noch immer die unſchätzbaren Belehrungen des Evangeliums Jeſu? Werden uns dieſe Belehrungen nicht an den der Andacht geweihten Oertern vorgetragen, auf unſre Bedürfniſſe angewendet, und von den Feyerlichkeiten begleitet, die ihre Wirkung auf das Herz verſtärken müſſen? Haben wir nicht das ehrwürdige Gedächtnißmal des Lebens und Todes Jeſu mit allen ſeinen wohlthuenden, erquickenden und erhebenden Eindrücken? Fehlt es unter uns an Menſchen, die Wahrheit und Tugend lehren, und durch ihr Beyſpiel empfehlen, oder an Schriften, die das Herz erwärmen und einem guten Sinne Nahrung geben? Haben wir nicht Bekannte, Freunde, Lehrer und nahe Angehörige, von denen manches bedeutende Wort zu uns geredet, manche große Wahrheit uns ins Andenken gebracht wird? Hat uns nicht manches Schickſal deßwegen treffen müſſen, damit es gerade dieſe dem Guten förderliche Bewegungen in uns bewirkte? Haben wir nicht darum ſchreckliche Beyſpiele von der Schande und den unſeligen Folgen des Laſters geſehen, damit wir erkännten, wie wir uns entehren, und was auf uns wartet, wann wir uns ihm länger hingeben? Sind wir nicht darum aus gewiſſen Verbindungen herausgeriſſen — damit wir den Gefahren entgingen, die mit ihnen verknüpft waren. — Sind wir nicht darum in andre geſetzt worden, damit uns ihr veredelnder Einfluß zu Theil würde, damit wir die Uebung erlangten, wozu ſie uns veranlaſſen: Noch immer wirkt Gottes Geiſt unter den Menſchen durch Erweckungen, Unterſtützungen und Stärkungen jeder Art. Er wirkt und verherrlicht ſich dadurch an allen, ohne Unterſchied. Auch an uns hat er ſich dadurch verherrlicht. Er wirkt und verherrlicht ſich in dieſer Hinſicht immer mehr, je zahlreicher die Beförderungsmittel unſrer Veredlung werden; und bloß unſre Schuld iſt es, wenn er nicht in gleichem Maße durch Wahrheit und Tugend verherrlicht wird.

Endlich verherrlicht ſich der Geiſt Gottes noch immer durch Anſtalten, welche die geſellſchaftliche Wohlfahrt befördern. Wenn es unter uns Anſtalten gibt, die einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend, der Verſorgung der Armen, der Beſchäftigung der Müßigen und Brotloſen, der Verbeſſerung der Verbrecher, der Heilung der Wahnſinnigen, der Verpflegung der Kranken, dem Unterhalte und der Bildung der Waiſen und der Erleichterung des ſchwachen und hülfloſen Alters gewidmet ſind; wenn in den bürgerlichen Verfaſſungen Mängel eingeſehen und verbeſſert werden, das Recht auf einen ſichern Schutz vertrauen darf; wenn gemeinnützige Kenntniſſe ſich verbreiten, und den wohlthätigſten Einfluß auf die Verrichtungen und Bequemlichkeiten des Lebens äußern; wenn alle Künſte und Gewerbe, alle Einrichtungen und Verhältniſſe ſich mit den Sitten der Menſchen verfeinern, und ihrem Zwecke näher kommen; wenn der menſchliche Geiſt immer mehr in Thätigkeit geſetzt wird, ſeine Kräfte immer freyer und glücklicher gebraucht; wenn ſelbſt diejenigen, die bisher in eine thieriſche

Dumpfheit gleichſam verſunken waren, zum Gefühl ihres höhern Daſeyns, ihrer Würde und ihrer Beſtimmung erwachen: *müſſen wir dann nicht geſtehen, daß der Geiſt Gottes ſich noch immer unter uns verherrliche?* Oder iſt die geſellſchaftliche Wohlfahrt, die Aufklärung und äußere Sittlichkeit, die Bereicherung und Verſchönerung der Welt etwa ein dieſes Geiſtes nicht würdiges Werk? Sind dieſe Dinge nicht wieder Mittel der Wahrheit und der Tugend Wege zu bahnen? Umfaßt nicht das Wirken des göttlichen Geiſtes alles Gute, Schöne und Nützliche? Iſt er nicht die Quelle, aus welcher jedes Vollkommene hervorſtrömt? Freylich ſind es zum Theil Bemühungen der Menſchen, aus welchen dieſe Verbeſſerungen zunächſt entſtehen; freylich ſind die Abſichten, welche jene Bemühungen leiten, nicht immer die edelſten: aber ſollen wir darum den Geiſt verkennen, der ſich der menſchlichen Bemühungen ſo weisheitsvoll zu bedienen, der ihre Erfolge ſo zu leiten und in das Ganze ſeines Planes zu verflechten weiß? Erſcheint uns dieſer Geiſt nicht noch herrlicher, wenn er ſelbſt aus dem Unlautern und Verkehrten das Vortrefflichſte hervorbringt?

So iſt es alſo in vieler Hinſicht wahr, daß der Geiſt Gottes ſich noch immer unter den Menſchen verherrlicht. *Er verherrlicht ſich durch die Wahrheit, die noch immer geſucht, gefunden und behauptet, durch die Tugend, die noch immer geübt und vervollkommet, durch die Gemüthsruhe, die noch* immer empfunden wird, durch die Erweckungen, Aufmunterungen und Stärkungen, die uns noch immer zu Theil werden und durch die Anſtalten, die noch immer die geſellſchaftliche Wohlthat befördern. Laſſet uns jetzt vernehmen, welche Obliegenheiten hieraus für uns entſpringen.

2.

Die Erſte dieſer Obliegenheiten iſt die der innigen und dankbaren Verehrung Gottes. Wir nehmen in der Natur, an der Einrichtung unſers Weſens, in den Begebenheiten unſers Lebens und in den Geſchichten der Welt vieles wahr, was unſern Geiſt anzieht und erhebt, was uns auf die würdigſten Vorſtellungen von der göttlichen Größe leitet, und unſer Gemüth zur Anbethung ſtimmt. Der Herr iſt groß in allen ſeinen Eigenſchaften, in allen ſeinen Werken. Aber in keiner Eigenſchaft iſt er größer, als in ſeiner Heiligkeit, in keinem Wirken herrlicher, als in dem, worin er, als heiliger Geiſt, die ſittlichen Anlagen unſrer Natur ſtärkt, und dadurch die Veredlung derſelben befördert, worin er uns den Glanz ſeiner innern Majeſtät enthüllt, und uns ſelbſt zu ſich emporziehen will. Die Pracht ſeiner Wunder ſetzt uns in Erſtaunen, der Gedanke an ſeine Allmacht und Allgegenwart durchdringt unſer Gemüth mit ehrerbiethigen Schauern; aber was uns zur Verehrung nöthigt, das iſt uns erſt dann gegenwärtig, wenn wir auf die Erweiſungen ſeines Geiſtes unter uns aufmerkſam ſind. Wir erkennen hier in ſeiner erhabenen Größe die reinſte Liebe. Was in uns ſelbſt das Edelſte iſt, wohin die vorzüglichſten Kräfte unſers Weſens ſtreben, das finden wir dann in ihm in der höchſten Vollkommenheit. Wovon unſer Heil auf Erden und jenſeits des Grabes abhängt, dafür finden wir ihn dann beſchäftigt. Die Bildung, die Erhebung, die Beſeligung unſers Geſchlechtes, die Verbeſſerung aller unſrer Verhältniſſe, die Vermehrung unſrer theuerſten Güter erblicken wir dann als das Ziel ſeiner Veranſtaltungen und Führungen. Wie ehrwürdig erſcheinen uns hier die Wege des Herrn ſelbſt in ihren Unbegreiflichkeiten, ſelbſt da, wo ſie unſern ſinnlichen Wünſchen ganz entgegen ſind! Alle Veränderungen in der Welt, alle Schickſale unſers Lebens ſind uns Fügungen des unendlichen und heiligen Geiſtes, die überall das Beſte bezwecken, und wirklich erreichen, die uns zur demüthigen Unterwerfung und zum getroſten Erwarten des Ausganges nöthigen. Alles ſittliche und religiöſe Gefühl, alle Empfänglichkeit für das Höchſte und Herrlichſte müßte in unſerm Gemüthe vernichtet ſeyn, wenn dieſe Betrachtungen uns nicht mit inniger und dankbarer Verehrung gegen Gott erfüllten, wenn uns hier ſeine Größe und Güte nicht rührten, wenn wir uns hier nicht im Vertrauen auf ihn geſtärkt, zu tugendhaften Geſinnungen aufgefordert, und in der Anhänglichkeit an ihn befeſtigt fühlten. Nicht bloß die Apoſtel unſers Herrn, die am erſten Pfingſttage neues Leben durchdrang, an denen der Geiſt Gottes ſich mächtig bewies in allen ihren beſchwerlichen und gefahrvollen Unternehmungen; die durch ihn geſtärkt wurden zum Dienſte des Evangeliums hatten Urſache, Gott zu loben: auch in uns muß das Herz bewegt werden von freudigen auf Gott gerichteten Empfindungen, wenn wir wahrnehmen, wie dieſer Geiſt noch immer in großen Wahrheiten und edeln Tugenden ſich verherrlicht, wie er noch immer zur Beförderung alles Guten thätig iſt, und wie er uns für das Gute zu gewinnen und zu unſerer Beſtimmung zu bilden ſucht.

Glaube an die Menſchheit iſt die zweyte Obliegenheit, die aus der Wahrheit entſpringt, daß Gottes Geiſt ſich noch immer auf Erden verherrliche. — Bleiben wir bloß bey dem ſtehen, was die äuſſerliche Erſcheinung des Menſchenlebens uns gewöhnlich darſtellt: dann ſind wir in großer Gefahr, dieſen Glauben zu verlieren. Hier ſehen wir ſo oft, den Irrthum die Wahrheit verdrängen; hier erblicken wir ſo oft Eigennutz und Heucheley, wo wir ächte Tugend erwarteten, einen Einfluß ſchädlicher Vorurtheile, eine Hartnäckigkeit der Verblendung, eine Stärke der Sinnlichkeit, eine Macht des böſen Beyſpieles, der Verführung und der Gewohnheit, einen Drang der Verſuchung, einen Mangel an richtigen Einſichten und Grundſätzen, eine Schwäche des religiöſen und ſittlichen Gefühles, eine Trägheit des Willens, die uns leicht dahin bringen könnten, alle Hoffnungen für die Veredlung des menſchlichen Geſchlechtes aufzugeben, und alle Bemühungen um dieſelbe für vergeblich zu halten. Das dürfen wir nicht, wenn wir uns überzeugt haben, der Geiſt Gottes verherrliche ſich noch immer unter den Menſchen. Dann wiſſen wir, daß ſie, ſo weit auch der Irrthum verbreitet iſt, noch immer im Beſitze großer Wahrheiten ſind, daß, ſo ſehr auch das Sittenverderben überhand nimmt, es nie an Tugend und ernſtem Streben nach dem Höchſten fehlt, daß, ſo ſehr ſich auch das Laſter der Menſchen zu verführen ſucht, ihm nachdrücklich entgegen gearbeitet wird; dann nehmen wir überall Anſtalten und Hülfsmittel der menſchlichen Rettung wahr; dann ſehen wir alle Kräfte der Welt in einer, bald geräuſchvollen, bald ſtillen, Bewegung, auf menſchliche Gemüther heilſame Eindrücke zu machen, Verſtand und Gefühl aufzuregen, Entſchließungen zu erleichtern und zu befeſtigen, und dem ſchwachen Willen auf alle mögliche Weiſe Unterſtützung zu leiſten; dann können uns die vielen Hinderniſſe der öffentlichen Wohlfahrt, mögen ſie von Menſchen oder von fremden Ereigniſſen herrühren, nicht verlegen machen; der Geiſt der Allmacht, der das Weltall durchdringt, hat auch ſie in ſeiner Gewalt, und wir erfahren täglich, wie er ſie in Werkzeuge zur Beförderung ſeiner Abſichten verwandelt. Wo Gottes Geiſt wirkt: da müſſen die Folgen davon zum Vorſchein kommen. Darum verzage doch keiner, der das Wohl ſeiner Brüder zu Herzen nimmt. Denke doch keiner, die Menſchen, in ihrer Thorheit und Verderbtheit, ſeyen es nicht wehrt, daß man ſich um ſie bemühe. Wo der Geiſt Gottes ſein Werk hat: da dürfen auch wir uns nicht ſchämen thätig zu ſeyn. . Denke doch keiner, es ſey vergebens, daß man den Irrenden zu belehren, den Laſterhaften zu beſſern, den Tiefgeſunkenen hinauf zu ziehen ſuche. Wo der Geiſt Gottes nicht aufhört, durch Erweckungen, Warnungen und Aufmunterungen aller Art menſchliche Gemüther zu bearbeiten: da muß Rettung nichts Unmögliches, da muß noch Empfänglichkeit für das Gute ſeyn. Wo wir auf ſeine Mitwirkung rechnen können, wo ſo vieles uns begünſtigt: da dürfen wir freudiges Vertrauen faſſen. Und wenn das Gefühl eigner Schwäche uns drückt; wenn oft fehlgeſchlagene Verſuche, uns von böſen Fertigkeiten und Neigungen zu befreyen, uns muthlos machen; wenn das Andenken an die ernſthafteſten Vorſätze, die doch nicht ausgeführt wurden, uns das Geſchäft unſrer ſittlichen Bildung gänzlich verleiden will: dann laſſet uns durch den Gedanken an die noch immer fortwährenden Verherrlichungen des göttlichen Geiſtes uns aufrichten: und wir werden bald Zutrauen zu uns ſelbſt gewinnen; wir werden im Glauben ſtark ſeyn, und einen Sieg nach dem andern davon tragen.

Dies wird uns um ſo leichter gelingen: je mehr wir der dritten Obliegenheit, die jene fortwährenden Verherrlichungen Gottes mit ſich führen, ſuchen nachzukommen, indem wir dem Werke dieſes Geiſtes eine anhaltende prüfende Aufmerkſamkeit ſchenken. Was könnte dieſe Aufmerkſamkeit in höherm Grade verdienen, als Wahrheiten und Tugenden, in denen der höchſte Geiſt ſelbſt ſich uns enthüllt, als Einrichtungen und Anſtalten, in welchen er ſeine Rathſchlüſſe ausführt und die Zwekke der Menſchheit befördert? Wer ſollte nicht aufmerkſam werden, wo der Urheber ſeines Daſeyns majeſtätsvoll zu ſeinem Beſten handelt? Eine ſolche Aufmerkſamkeit führt uns die wichtigſten Belehrungen zu; ſie erweitert und veredelt unſre Vorſtellungen von den Vollkommenheiten Gottes; ſie nährt und belebt religiöſe Geſinnungen; ſie verſetzt uns in eine Stimmung, die nicht anders als wohlthätig ſeyn kann; ſie vergegenwärtigt uns unſre heiligſten Angelegenheiten; und gibt uns eben ſo reine als erquickende Genüſſe. Wohlan denn: ſo laſſet uns aufmerkſam werden, wo redliche Forſcher die Wahrheit ſuchen, und das Gefundene mittheilen, damit uns die Schätze des Geiſtes nicht verſchloſſen bleiben. Laſſet uns aufmerkſam werden, wo rechtſchaffene Verehrer Gottes echte Tugend üben, damit wir ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und den Vater im Himmel preiſen, damit unſer Glaube an die Menſchheit ſich ſtärke, und der Anblick menſchlicher Tugend unſer Herz wohlthuend erwärme. Laſſet uns aufmerkſam werden, wo der Geiſt des Herrn, durch Veränderungen in der äuſſern Welt, den Sinn der Menſchen umſchaffen will, komme er in einem gewaltigen Brauſen oder in ſanftem Wehen, in groſſen Erſchütterungen oder in leiſen Fortgängen, damit wir ihn überall erkennen und verehren, damit wir ſein weisheitsvolles Werk beſſer faſſen und beurtheilen. Laſſet uns aufmerkſam werden, wo der Geiſt des Herrn ſich an unſer Herz wendet, wo er durch Gefühls- und Gewiſſenserweckungen uns zum Nachdenken und zur Beßrung leitet, damit wir ſeinen ſegensvollen Einflüſſen zu Hülfe eilen. Laſſet uns aufmerkſam werden auf die Erfahrungen, die wir bisher von ſeinen Stärkungen gemacht haben, auf die Bemühungen, die uns durch ſeinen Beyſtand gelungen ſind, damit unſer oft wankender Muth ſich belebe. Aber unſre Aufmerkſamkeit ſoll *eine prüfende* ſeyn. Wir dürfen nicht unterlaſſen, dabey auf unſer Verhalten und auf unſern Zuſtand zu blicken. Was haben die Wirkungen Gottes bey uns vermocht, was für Geſinnungen haben wir gegen dieſelben bewieſen, wie ſind ſie von uns benutzt worden, welche Fortſchritte im Guten verdanken wir ihnen, haben ſie die Früchte gebracht, die ſie bringen ſollten, haben wir ſie bey andern ſo ſehr befördert, als wir ſollten, oder haben wir ihnen wohl gar Hinderniſſe in den Weg gelegt? Das ſind die wichtigen Fragen, die wir uns hier unpartheyiſch beantworten müſſen.

Denn thätige Theilnahme von dem Werke des göttlichen Geiſtes iſt die letzte und vornehmſte Obliegenheit, die aus der Wahrheit entſpringt, daß Gottes Geiſt ſich noch immer unter den Menſchen verherrlicht. Keiner unter uns müſſe ihm ſein Herz verſchließen. Niemand ſuche, in einem zerſtreuten Leben, die Wahrheiten zu verdunkeln, die ſich ihm darſtellen, die Regungen zu unterdrücken, die in ihm hervorgebracht ſind. Niemand verhärte ſein Gemüth gegen Vorſtellungen und Gefühle, die nichts Geringeres als Beßerung bezwecken.

Verherrlicht ſich Gottes Geiſt noch immer unter den Menſchen: dann muß es unſer eifrigſter Wunſch ſeyn, daß er ſich auch an uns verherrlichen möge; dann müſſen wir unſer Gemüth für ſeine Einflüſſe zubereiten; wir müſſen es ihm gleichſam entgegen bringen; wir müſſen ſelbſt nach Wahrheit forſchen, ſelbſt in der Tugend Fleiß anwenden, ſelbſt uns zu edeln Entſchließungen erheben, und ſie entſchieden feſt halten: denn es ſind die Anſtrengungen des eignen Geiſtes, es iſt die Kraft unſers eignen Willens, wodurch der Geiſt Gottes ſich in dieſer Hinſicht an uns verherrlicht. Wir müſſen aber auch unpartheyiſch prüfen, was uns als Wahrheit angebothen wird, und willig annehmen, was wir wahr gefunden haben. Wir müſſen gerne bey den Beyſpielen der Gottesfurcht, der Rechtſchaffenheit und der Menſchenliebe, die andre in ihrem Leben uns darſtellen, verweilen, daß unſer Gemüth von der Kraft derſelben ergriffen, und zur Nachahmung gereizt werde. Wir müſſen den Erweckungen, Warnungen und Aufmunterungen, die uns zu Theil werden, Raum geben, ſie in ein fruchtbares Nachdenken hinüberziehen, und ſie zur Vermehrung unſers innern Lebens gewiſſenhaft zu verweben ſuchen. Wir müſſen kein Mittel und keine Uebung, die uns im Guten förderlich ſeyn können, unbenutzt laſſen, daß das Werk des Geiſtes Gottes an uns geſegnet ſey, und nicht bloß Beßrung, ſondern auch Heiligung des Lebens werde. Alle Einrichtungen und Anſtalten, deren ſich Gott zu unſrer Veredlung bedient, ſind auf unſre Mitwirkung berechnet. Sie ſollen uns nur den nöthigen Anſtoß und die nöthige Erleichterung geben, keineswegs aber eigne Bemühungen erſetzen. Der Geiſt Gottes kann ſich nicht anders an uns verherrlichen, als dadurch, daß unſer Geiſt, der ihm verwandt iſt, ſich zu ihm erhebt und ihn in ſich aufnimmt. Laſſet uns nicht ſäumen, wo alles zu unſrer Vervollkommnung in Thätigkeit iſt, mit Ehrerbietung gegen den erhabenen Geiſt Gottes, unſer Heil zu ſchaffen.

An dem Werke des göttlichen Geiſtes ſollen wir auch außer uns thätig Theil nehmen, und vor allem uns hüthen, daß wir ihm keine Hinderniſſe in den Weg legen, daß wir nirgends zur Verkennung der Wahrheit, zur Geringachtung der Tugend etwas beytragen, daß wir keinem ſeine Gemüthsruhe rauben, keinem zum Leichtſinne oder zum Laſter verleiten, daß wir bey keinem die guten Eindrücke ſchwächen, die Lehren und Erfahrungen auf ihn gemacht haben, daß wir nirgends wohlthätige Einrichtungen erſchweren oder vereiteln. Zwar ſind wir nicht im Stande, das Werk des Geiſtes Gottes zu zerſtören: denn er weiß alle dagegen gerichteten Anſchläge zu Nichts zu machen, und ihnen, in ihren Folgen, eine ſeinen Abſichten entſprechende Richtung zu geben. Aber uns ſelbſt würden wir durch ſolche Anſchläge verurtheilen, uns ſelbſt würden wir die gerechte Strafe zuziehen denen kein Feind Gottes entgegen kann. Gibt es auf der andern Seite ein würdigeres und ſeligeres Geſchäft, als im Dienſte des unendlichen und heiligen Geiſtes zu arbeiten, der überall Segen verbreitet? Dieſes Geſchäft ſey das unſrige. Es ſey uns Ehre und Glück, ihm die größten Anſtrengungen zu widmen. Darauf wollen wir mit allem Ernſte denken, daß Wahrheit und Tugend durch uns Macht, Einfluß und Freunde gewinnen, daß jener erhabene Friede, den die Welt nicht gibt, immer mehr die Gemüther der Wunden, der Trauernden und der Geängſtigten erfülle, daß auch durch uns alles mächtig fortgehe, was den Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes erleichtern und verſchönern kann.

Wohl uns, wenn dieſe Obliegenheiten uns heilig und immer vor Augen ſind, wenn wir ihnen ſtäts nachkommen. Wie würdig und gerührt, mit welcher Andacht und Erhebung feyern wir dann die Feſte des Geiſtes, mit welchem Entzücken gedenken wir dann unſrer Verwandſchaft mit ihm, mit welchem Vertrauen überlaſſen wir uns dann ſeiner Leitung, wie ſicher und getroſt gehen wir dann, von ihm auf ebner Bahn geführt, unſrer großen Beſtimmung entgegen. Amen.

XVIII.

Werdet voll Geiſtes.

Am

Pfingſtfeſte.

Gebeth am Altar.

Mit Bewunderung gedenken wir, Gott, heute deiner großen und gnädigen Veranſtaltungen, der Welt zu helfen in ihrem Verderben, die ſchwachen, verblendeten Geſchöpfe, die ſich, in einem ſinnlichen Leben von dir entfernen, wieder für dich und ihre große Beſtimmung, die ſie, im Gewühl der Welt, im Taumel flüchtiger Freuden und unter den Empörungen der Leidenſchaft, vergeſſen, zu gewinnen. Zum unſterblichen Leben, zur Vollkommenheit und Seligkeit vernünftiger Weſen ſchufſt du uns. Unſers erhabenen Urſprunges eingedenk, ſollten wir unſern Geiſt emporrichten, unſer Herz unbefleckt erhalten, und zu edeln Geſinnungen bilden. Aber, was würde aus uns werden, wenn wir uns ſelbſt überlaſſen blieben! Wie würden Irrthum und Wahn ſo bald unſern Geiſt verdunkeln und verwirren! Wie würde das Laſter ſo bald unſer Herz verwüſten, und jede Spur unſrer Würde vertilgen!

Ach, wir wären verloren ohne deinen Unterricht, ohne deine Warnungen, deine Aufregungen und deinen Beyſtand. Aber nie ließeſt du es daran fehlen. Wie groß Herr iſt dein Erbarmen! Du kennſt das Elend, worin unſre Verirrungen uns ſtürzen, und was thuſt du nicht, um uns zu retten! Der heutige Tag gibt uns davon Zeugniß. Du ſandteſt der Welt deinen Geiſt, daß er die Erkalteten erwärme, die Irrenden belehre, die Verwilderten beßre, daß er alles an ſeine Beſtimmung erinnere, und zum Eifer in der Heiligung ermuntere, daß er alle Blicke gen Himmel richte. Mit dem Lichte der Wahrheit erleuchtet er die Finſterniſſe der Erde, und erfreuet trauernde Herzen. Mit der Kraft der Wahrheit ſtürzt er die Altäre des Aberglaubens nieder, und lehrt die Menſchen, ihren Schöpfer im Geiſte und in der Wahrheit anbethen.

Sey geprieſen, daß du ihn ſandteſt, daß du mit ihm die erſten Bothen des Evangeliums ausrüſteteſt, damit ſie muthvoll und wirkſam der Wahrheit Zeugniß gäben bis an die Enden der Erde. Ihm verdanken wir, daß wir dich und Jeſum erkennen, daß ſinnliche Kräfte zu allem Guten uns beleben, daß himmliſche Hoffnungen uns entzücken, und daß wir uns nie vergebens nach Troſt ſehnen. Möchte ſein herrliches Werk ſtats unter uns im Segen bleiben, und ſchnellen glücklichen Fortgang gewinnen! Nie müſſen Leichtſinn und Kaltſinn die Macht der Wahrheit ſchwächen; nie müſſen Unglaube und Aberglaube über ſie ſiegen. Nie müſſe ſittliches Verderben uns das köſtliche Kleinod, das uns durch ihn zu Theil ward, rauben.

Auch uns will der Geiſt der Wahrheit und der Heiligung ſich mittheilen, auch in uns will er geiſtiges Leben entzünden, auch uns will er wecken, beleben, erwärmen, mit Friede und Freude, mit Fleiß im Guten und frohen Hoffnungen erfüllen. Wir können uns der Erde entreißen, und zu himmliſchen Geſinnungen erheben. Wir ſollen dahin ſtreben, daß wir voll Geiſtes werden. Laß uns das heute lebendig erkennen und tief fühlen. Der Gedanke daran ergreife mächtig unſer Herz, daß wir uns willig und ganz dir weihen, und immer mehr die erhabene Glückſeligkeit deiner Gemeinſchaft empfinden. Amen.

……

Indem wir, m. Z., das Feſt des Geiſtes feyern, können wir nicht umhin, daran erinnert zu werden, daß wir ſinnliche Geſchöpfe ſind, und daß die ſinnliche Natur eine große Gewalt über uns behauptet. Sinnlich ſind die erſten Empfindungen, die ſich in uns regen; ſinnlich die meiſten Eindrücke, die wir empfangen; vom Sinnlichen gehen alle unſre Wahrnehmungen aus. Sinnliche Bedürfniſſe fordern unaufhörlich ihre Befriedigung. Sinnliche Vergnügungen ziehen unaufhörlich unſer Herz an. In der Welt der Sinne ſchweifen unſre Wünſche umher, um dort die Güter zu finden, die ihnen angemeſſen ſind. Achtet man auf das Leben der meiſten Menſchen: ſo nimmt man bald wahr, daß ſie vom Sinnlichen faſt ganz und allein beherrſcht werden. Sinnlich muß alles ſeyn, was ihre Bewunderung und Liebe gewinnen ſoll; nur nach ſinnlichen Genüſſen dürſten ſie; nur für ſinnliche Zwecke arbeiten ſie. Sie haben genug, wenn die Forderungen einer thieriſchen Natur geſtillt ſind.

Aber das heutige Feſt erinnert uns auch daran, daß wir nicht bloß ſinnliche Geſchöpfe ſind; es überzeugt uns, daß auch etwas Geiſtiges und wahrhaft Göttliches in uns wohnt, das ſich über das Sinnliche erheben, und ſich daſſelbe ganz unterwerfen kann. Der Geiſt des Herrn theilte ſich den Jüngern Jeſu mit, und weihte ſie zu ſeinen Werkzeugen. Wie war das möglich, wenn es ihrer Natur an aller geiſtigen Empfänglichkeit fehlte, wenn ſich nicht auch geiſtige Anlagen, Bedürfniſſe und Triebe in ihnen fanden? Nur dem Geiſtigen kann das Geiſtige ſich mittheilen. Nur Gemüther, in welchen geiſtiges Verlangen lebt, und geiſtiges Weſen zu entwickeln iſt, können den Geiſt Gottes in ſich aufnehmen. Nur bey ſolchen kann er wirken, die in ihren Ahndungen, Gefühlen und Beſtrebungen über den engen Raum des Sinnlichen hinausgehen. Auf geiſtige Zwecke war der höhere Einfluß berechnet, den ſie am erſten Pfingſttage erfuhren. Geiſtiges Leben ſollte in ihnen geweckt werden, und Kraft gewinnen, und ſich durch ſie über das menſchliche Geſchlecht verbreiten. Wirklich ſehen wir ſie durch denſelben geſtärkt von nun an ein geiſtiges und wahrhaft göttliches Leben führen. Liebe iſt die mächtige Triebfeder ihres Thuns; hoher Muth beſeelt ſie; mit unbeweglicher Standhaftigkeit arbeiten, dulden, bluten ſie für die Wahrheit und für das Wohl ihrer Brüder.

Könnten wir in allen Spuren einer geiſtigen Natur, die wir bey uns antreffen, in alle Bedürfniſſe, für welche die Erde keine Befriedigung hat, in alle Vorſtellungen, die ſich über das Sichtbare erheben, in alle Wünſche, die auf das Ewige gerichtet ſind, in alle Gefühle, die für etwas Höheres und Beßres zeugen, noch Mißtrauen ſetzen, könnten wir noch Bedenken tragen, die Folgerungen, die ſich daraus ergeben, gelten zu laſſen: ſo muß die Geſchichte des gegenwärtigen Feſtes alles Mißtrauen und alle Bedenklichkeiten niederſchlagen. Gott ſelbſt tritt mit uns in Verbindung, zum Zeichen, daß wir göttlichen Geſchlechtes ſind. Zu einem geiſtigen Adel will er uns bilden. Auch wir können zu einem geiſtigen und wahrhaft göttlichen Leben ſchon hier auf Erden gelangen. Wir können uns zu Einſichten, zu Geſinnungen und zu einer Stimmung emporarbeiten, die weit über das Sinnliche erhaben ſind. Das Evangelium, vom Geiſte des Herrn belebt, leiſtet uns hier die nachdrücklichſte Unterſtützung. Es wird nichts übertrieben, wenn an uns die Forderung ergeht: *werdet voll Geiſtes.* Es muß unſer eifrigſtes Bemühen ſeyn, dieſer Forderung nachzukommen. Dazu wollen wir uns jetzt zu ermuntern und zu ſtärken ſuchen.

Text.

Epheſer 5 v. 18.

Werdet voll Geiſtes.

Es iſt etwas Großes, was der Apoſtel in dieſen Worten verlangt; aber auch etwas Nothwendiges und Herrliches; es iſt der Zuſtand, in welchem die Kraft der Religion das ganze Gemüth des Menſchen ergriffen hat, alle ſeine Anlagen, ſeine Vorſtellungen, ſeine Gefühle und Beſtrebungen bearbeitet, ſie zum Edeln und wahrhaft Geiſtigen hinaufläutert, und das ganze Leben zur Aehnlichkeit mit Gott bildet. Die Forderung hält uns nichts anders vor als den Zweck der Religion, die Beſtimmung des Menſchen. Ihr müſſen wir nachkommen, wenn wir das Würdige ſuchen, wenn wir unſer Heil begehren, wenn wir uns rühmen wollen, Chriſten zu ſeyn. Wir wollen daher dieſe feſtlichen Tage benutzen, uns dieſelbe nach *ihrem Inhalte* und nach *ihrer Beziehung auf uns* zu vergegenwärtigen; und zwar ſo, daß wir heute *ihren Inhalt an ſich*, morgen aber denſelben *mit Rückſicht auf die Beſchaffenheit und die Bedürfniſſe der Zeit* betrachten.

Achten wir auf den reinen Inhalt der apoſtoliſchen Worte: ſo ergehen an uns folgende Forderungen:

werdet voll der Erkenntniß und des Lebens der Wahrheit;
werdet voll frommer Gefühle;
werdet voll hoher und edler Geſinnungen;
werdet voll Friedens und voll Freude;
werdet voll Hoffnung.

Erkenntniß der Wahrheit iſt ein weſentliches Bedürfniß unſers Geiſtes. Er iſt mit Anlagen und Fähigkeiten ausgerüſtet, die auf dieſelbe berechnet ſind, die ihn, wenn er nicht ganz ein Sclave ſeiner Sinne iſt, unaufhörlich antreiben, ſeine Einſichten zu vermehren und zu vervollkommnen, und die nur dann auf eine ihrer Natur angemeſſene Art beſchäftigt werden, wenn es uns darum zu thun iſt, unſre Einſichten mit den Sachen, welche ſie betreffen, in die genaueſte Uebereinſtimmung zu bringen. Unſre Sinnlichkeit mag zwar oft den Schein vorziehen, und ſich dem Irrthume willig hingeben. Aber der Geiſt kann nur durch Wahrheit befriedigt werden. Er hat große, ehrwürdige Angelegenheiten, an denen ſeine Würde und ſein Friede hängt; und über dieſe verlangt er Auskunft von der Wahrheit. Nur ſo lange, als der Menſch in thieriſcher Trägheit dahin lebt, als er alle ſeine Kräfte aufbiethen muß für ſeinen Unterhalt und ſeinen Schutz, als ſinnliche Begierden ihn ganz beherrſchen, und ſinnliche Genüſſe bey ihm das Höchſte ſind, kann er gegen Wahrheit gleichgültig ſeyn. Verſetzet ihn aber in eine Lage, wo der Geiſt, von dieſen Feſſeln entbunden, ſich ſeiner Natur gemäß äußern kann: ſo werdet Ihr mächtigen Drang nach Wahrheit, eifriges Forſchen, anhaltendes Suchen bey ihm wahrnehmen; Ihr werdet finden, daß es ihm um nichts mehr zu thun iſt, als ſich ſelbſt und die Dinge, die um ihn her ſind, den Urſprung, die Natur und die Beſtimmung von beyden zu ergründen, ſich vom Sichtbaren zum Unſichtbaren zu erheben. Je mehr der Geiſt im Menſchen Freyheit und Gewalt bekömmt: deſto lebhafter wird in ihm der Durſt nach Wahrheit, deſto angeſtrengter ſein Bemühen, um ſie, und deſto größer ſein Wahrheitsreichthum.

Der Geiſt, der die Apoſtel Jeſu beſeelte, war ein Geiſt der Wahrheit. Er ſollte ihren Verſtand erleuchten, ihre Irrthümer zerſtreuen, ihre Meynungen berichtigen, ihnen zu vollſtändigen Einſichten in die Lehre Jeſu verhelfen; er ſollte ſie in alle Wahrheit leiten, und ihnen auch das mittheilen, was ſie bisher noch nicht hatten tragen können. Und hat er ſich nicht als einen ſolchen auch in dem Evangelium, das ſie der Welt vortrugen, und in ihren Schriften mittheilten, zu erkennen gegeben? Iſt es nicht ein vorzüglicher Zweck deſſelben, Wahrheit unter den Menſchen zu verbreiten, ſie über ihre Natur und Beſtimmung, über Gegenwart und Zukunft, über ihre Vorzüge und Schwächen, über die Bedeutung ihrer Lebensereigniſſe, über ihre Pflichten und Hoffnungen zu belehren? Will nicht dieſes Evangelium Wahrheitsſinn wecken, zum Wahrheitsſinne ſprechen, den

Wahrheitsſinn befriedigen? Sollen nicht die, die ſich zu ihm bekennen, ſich überall als Erleuchtete und wahrhaft Vernünftige auszeichnen. Nun aber, ſpricht der heilige Paulus, ſpiegelt ſich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht; und wir werden verkläret in daſſelbige Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geiſt iſt. Und wenn er den Epheſiſchen Chriſten den Segen des Evangeliums wünſcht: ſo thut er das mit den Worten: daß der Vater der Herrlichkeit euch gebe den Geiſt der Weisheit und der Offenbarung zu ſeiner ſelbſt Erkenntniß, und erleuchtete Augen euers Verſtändniſſes, daß ihr erkennen möget, welche da ſey die Hoffnung euers Berufes, und welcher da ſey der Reichthum ſeines herrlichen Erbes an ſeinen Heiligen.

Das Leben des Geiſtes iſt noch nicht erwacht; wir haben mit dem Geiſte des Herrn noch keine Gemeinſchaft; wir haben die Wirkung des Evangeliums noch nicht an uns erfahren; wir nennen uns noch mit Unrecht Chriſten: wenn wir noch kein Verlangen und kein Streben nach Wahrheit bey uns antreffen.

Voll Geiſtes aber können wir uns erſt dann rühmen zu ſeyn: wenn wir uns wirklich im Beſitze wenigſtens der wichtigſten Wahrheiten, die den Inhalt der Religion ausmachen, befinden; wenn wir die Irrthümer abgelegt haben, welche ihnen widerſprechen; wenn wir uns von Gott und ſeinem Wirken, von ſeinen Abſichten und Forderungen die Vorſtellungen machen, auf welche die Lehre Jeſu und ein richtiger Gebrauch der Vernunft uns leiten; wenn wir ſie in ihrem Zuſammenhange überſchauen, und in ihrem geſammten Einfluſſe auf uns vor Augen haben. Voll Geiſtes waren die Menſchen, denen der Apoſtel Johannes zurief: ihr habt die Salbung von dem, der heilig iſt, und wiſſet alles.

Doch die bloße Erkenntniß reicht nicht hin. Auch das Leben der Wahrheit muß in uns ſeyn. Die Wahrheit muß unſer Geiſt ergriffen, ſich ihm innigſt mitgetheilt, und ſich in Kraft des Geiſtes verwandelt haben. Die Wahrheit muß gleichſam in uns denken, forſchen, und ſich ſelbſt weiter ausbilden. Menſchen die voll Geiſtes ſind, ſind ganz in der Wahrheit. Die Wahrheit durchdringt ſie, ſie erleuchtet alle Tiefen ihres Gemüthes, und verbreitet ihren Schein über alle ihre Angelegenheiten. Ihre Anſichten und Urtheile ſind von der Wahrheit gebildet, ihre Beſtrebungen von der Wahrheit geleitet, ihre Freuden von der Wahrheit ausgewählt oder gebilligt. Eine Wahrheit geht ihnen nach der andern auf.

So voll Geiſtes zu werden, das muß unſer aller Beſtreben ſeyn. Laſſet uns deßwegen jede Gelegenheit zur Erweiterung und Berichtigung unſrer Einſichten eifrig benutzen. Laſſet uns auf uns ſelbſt und die Dinge die uns umgeben, laſſet uns auf die Begebenheiten der Welt und auf das Thun der Menſchen recht aufmerkſam ſeyn. Laſſet uns eifrig über unſre wichtigſten Angelegenheiten forſchen. Laſſet uns jede Eingebung unſrer Sinnlichkeit dabey unterdrücken, und alles entfernen, was uns irre leiten könnte. Laſſet uns von allen Nebenabſichten uns frey machen, und was unpartheyiſche Prüfung uns wahr finden läßt, unbefangen aufnehmen, wenn es auch unſern Wünſchen ganz entgegen wäre, wenn wir ſelbſt dadurch tief beſchämt würden. Laſſet uns insbeſondere den wohlthätigen Unterricht des Evangeliums dankbar ſchätzen, und ehrerbietig anwenden, oft, was er Großes, Herzerhebendes und unſern Bedürfniſſen Zuſagendes enthält, uns vergegenwärtigen. So werden wir nicht bloß zur Erkenntniß, ſondern auch zum vollen kräftigen Leben der Wahrheit gelangen.

Werdet voll Geiſtes, das heißt, zweytens, werdet voll frommer Gefühle. Nicht bloß der Verſtand, auch das Herz muß an dem edelſten Vorzuge Theil nehmen. Dadurch eben erweiſt ſich das Leben der Wahrheit, daß ſie die ihr entſprechenden Gefühle nach ſich zieht. Brächte ſie gar keine Bewegung in unſerm Gemüthe hervor: ſo müßte entweder die Erkenntniß derſelben ſehr unvollkommen, oder die Macht der Sinnlichkeit bey uns ſehr groß ſeyn. Wie, wir ſollten Gott kennen in ſeiner Größe und Majeſtät, ohne daß Ehrfurcht und Bewunderung beym Gedanken an ihn uns ergreife, ohne daß das

Bewußtſeyn unſrer Schwäche und Fehlerhaftigkeit ſich vor ihm in Demuth auflöſte? Wir ſollten ihn kennen als den Unendlichen, der Himmel und Erde erfüllt, der iſt und war und ewig ſeyn wird, ohne zur Anbetung hingeriſſen zu werden? Wir ſollten ihn kennen als den Regierer der Welt und unſrer Schickſale, als den, ohne deſſen gnädigen Willen uns nichts begegnet, der uns immer nahe iſt, und durch alles unſer Beſtes befördert, ohne daß ein kindliches Zutrauen zu ihm uns erfüllte? Wir ſollten die großen Anſtalten kennen, die er zu unſerm Heile getroffen hat, ohne daß er uns über alles theuer würde, ohne daß ſich die ſtärkſten und wärmſten Empfindungen für ihn in uns regten? Wir ſollten die Vorzüge kennen, die er uns verliehen hat, und es ſollte nicht ein lebhaftes Gefühl unſrer Würde in uns entſtehen, wir ſollten uns nicht freuen des Beſitzes der Fähigkeiten und Rechte, die uns eben ſo ſehr ehren, als ſie zu unſrer Glückſeligkeit beytragen. Wir ſollten wiſſen, wozu wir berufen ſind, und was wir erwarten dürfen, ſollten wiſſen, daß wir ewig leben werden, während alles Sichtbare vergeht, um uns immer höher empor zu ſchwingen, und wir ſollten nicht darüber gerührt werden? Der Blick in eine beſſere Welt ſollte unſern Geiſt nicht erheben, nicht Sehnſucht nach ihren Gütern und Verbindungen in uns erwecken? Wir ſollten belehrt ſeyn über Jeſum und ſeine Verdienſte, wir ſollten ihn kennen als das Vorbild Gottes und den Freund der Menſchen, wir ſollten wiſſen, wie er ſo hoch geſinnet war, ſo heilig lebte, ſo edelmüthig handelte, wie er ſich aufopferte für ſeine Brüder, und ihm ſollte ſich nicht unſer Herz zuwenden, gegen ihn ſollten wir nicht die größte Hochachtung hägen, ihm ſollten wir nicht den innigſten Dank weihen?

Zwar hängt es nicht von uns ab, welchen Grad der Lebhaftigkeit dieſe Gefühle haben; der richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Temperamentes, nach der natürlichen Empfänglichkeit unſers Gemüthes. Aber ganz dürfen ſie uns nicht fehlen: oder wir haben die Schuld davon uns ſelbſt beyzumeſſen; unſre verkehrte Denkart unſre verdorbene Stimmung legt dem Einfluſſe der Wahrheit unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg; wir ſind zu roh oder zu weichlich, als daß das Geiſtige etwas über uns vermöchte. Allerdings ſollen wir uns hüthen, frommen Gefühlen einen hohen Wehrt beyzulegen. Sie ſind nichts Verdienſtliches, ſie ſind nicht dasjenige, wodurch ein Menſch etwas gilt und Gott angenehm wird. Aber ſie gehören weſentlich zur Vollkommenheit des ganzen Menſchen und beſonders zu derjenigen Vollkommenheit, zu welcher das Evangelium führt. Sie vermehren die Kraft der Wahrheit; ſie bahnen ihr den Weg zu den Entſchließungen des Willens; ſie beleben unſer Nachdenken; ſie befeuern unſre Handlungen; ſie bringen uns das Ewige näher; ſie geben unſerm Geiſte eine höhere Richtung, und machen es ihm leichter, das Gemeine zu verſchmähen, ſich über das Irrdiſche zu erheben, und ſich das Würdige ganz anzueignen. Beſonnenheit des Verſtandes und Innigkeit des Gefühls, Klarheit des Blickes und Wärme des Herzens müſſen ſich vereinigen, um den geiſtvollen Menſchen zu bilden. Der kalte Grübler iſt dies eben ſo wenig, als der feurige Schwärmer. Der iſt es, bey welchem die Einſicht ſich ſelbſt in Gefühl verwandelt, und das Gefühl immer von der Einſicht begleitet wird.

So war es bey den Jüngern Jeſu, in welchen der Geiſt des Herrn wirkte. Die Wahrheit, die ihren Geiſt erleuchtete, bewegte und erweiterte auch ihr Herz, und weckte da tiefe, dauerhafte und wirkſame Gefühle, Gefühle für Gott, für die Wahrheit und für die Tugend brechen oft bey ihnen in mächtigen Ergießungen hervor, und unterſtützen ſie in ihrem mühſamen und leidensvollen Berufe. Das Gefühl des Ewigen lehrt ſie verachten den Schmerz und die Freude, alle Gefahren und alle Belohnungen der Welt. Und ſo iſt es bey allen geweſen, in denen ein höherer Geiſt wohnte. Unter heiligen Gefühlen hob ſich ihre Bruſt; darum thaten und duldeten ſie ſo viel, darum ward es ihnen leicht, ſich dem Sichtbaren zu entreißen, und das Unſichtbare ganz und feſt zu umfaſſen.

So muß es auch bey uns werden, wenn wir der Aufforderung des Textes Genüge leiſten wollen. Die Gefühle der Religion müſſen uns nicht bloß bekannt, ſondern auch geläufig ſeyn; ſie müſſen ſich mit allen unſern Angelegenheiten verbinden; ſie müſſen überall erwachen, wo uns etwas an Gott und das Ewige erinnert; ſie müſſen unſer ganzes Inneres durchdringen; ſie müſſen in die herrſchende Stimmung deſſelben übergehen, und dieſer die edelſte Bildung und die höchſten Genüſſe geben. Laſſet uns deßwegen auf jede fromme

Regung, die wir bey uns wahrnehmen, aufmerkſam ſeyn, ſie durch jedes Mittel beleben, das wir in unſrer Gewalt haben, und jedes Hinderniß entfernen, das ihr im Wege ſteht. Laſſet uns da gerne verweilen, wo fromme Gefühle in uns geweckt werden. Laſſet uns die Betrachtungen oft anſtellen, zu den Beſchäftigungen oft zurückkehren, die unſer, unter Weltgeſchäften und Weltgenüſſen leicht erkaltendes, Herz wieder erwärmen. Laſſet uns den ſinnlichen Eindrücken, die unſern Blicken das Höhere verdunkeln, uns oft entziehen, und zum Ueberdenken unſrer großen Angelegenheiten die Stille ſuchen. Laſſet uns Sorge tragen, daß keine ſinnliche Leidenſchaft ein nachtheiliges Uebergewicht über unſre geiſtigen Bedürfniſſe erlange, und daß nichts das Anſehen der Wahrheit bey uns ſchwäche. Laſſet uns alles zu Hülfe nehmen, was ihren Ernſt und ihre Wichtigkeit in unſern Augen erhöhen, ihre milde und wohlthuende Kraft bey uns verſtärken kann. Dann wird ſich gewiß ihr Geiſt dem unſrigen in frommen Gefühlen mittheilen.

……

Wer voll Geiſtes iſt, *der iſt*, drittens, *voll hoher und edler Geſinnungen, die ſich in ſeinem ganzen Leben ausdrücken, die alle ſeine Thaten beſeelen.* In der Denkungsart, die uns eigen iſt, in den Beſtrebungen, welchen wir uns widmen, in den Grundſätzen, die wir befolgen, in den Tugenden, die wir üben, gibt ſich der Geiſt, deſſen wir voll ſeyn ſollen, vorzüglich zu erkennen. Es iſt umſonſt, daß das Leben der Wahrheit ſich uns mitgetheilt hat, daß fromme Gefühle uns gewöhnlich ſind, wenn in der Beſchaffenheit unſers Herzens und Willens nichts daran ſichtbar wird. Erſt dann, wenn das Leben der Wahrheit ſtrenge Sittlichkeit, wenn das fromme Gefühl echte, das ganze Gemüth umfaſſende, Religiöſität geworden iſt, erſt dann ſind wir geiſtige Geſchöpfe, erſt dann können wir uns rühmen, daß wir mit dem Geiſte Gottes und Jeſu in Gemeinſchaft ſtehen. Die Frucht des Geiſtes, ſagt Paulus, iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. In dem Maße, in welchem wir uns dieſe Tugenden zu eigen gemacht haben, in welchem ſie unſer Leben beherrſchen, und ſich in freudigen Thaten zeigen, ſind wir des Geiſtes voll.

Sind wir voll Geiſtes: dann iſt unſer Herz rein; wir haben unſre Leidenſchaften bezwungen, unſre Begierden in Ordnung gebracht. Nur reine Gedanken und Gefühle finden in uns Raum. Nur reine Antriebe und Beſtrebungen kommen bey uns zur Wirkſamkeit. Nur das Untadelhafte wird von uns beſchloſſen, nur was vor Gott und Menſchen beſtehen kann bey uns gebilligt. Wir hägen keine verkehrte Abſicht und bedienen uns keinen ungerechten Mittels. Der Eigennutz hat bey uns keine Stimme; aber die Stimme der Pflicht iſt uns deſto ehrwürdiger. Die Sinnlichkeit verunreinigt den Menſchen, wenn ſie ſein

Gemüth beſitzt; wo aber der Geiſt zum Leben gelangt, da wird alles rein, da wird die verlorne Unſchuld herrlicher wieder hergeſtellt, da ſieht man im Menſchen das Bild des Ewigen in ungetrübtem Glanze. Ihr ſeyd abgewaſchen, ſpricht der Apoſtel, ihr ſeyd geheiligt, ihr ſeyd gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jeſu Chriſti und durch den Geiſt unſers Gottes. Unaufhörlich dringt das Evangelium des Geiſtes auf Reinigkeit des Herzens und Lebens. Das Weſen ſeiner Sittenvorſchriften beſteht darin, daß der Menſch alles mit reinem Herzen thun, und der Zweck aller Uebungen, welche es vorſchreibt iſt, daß das Herz rein werde. Reines Herzens ſind alle die Vortreflichen geweſen, welche den Geiſt des Evangeliums in ſich aufgenommen hatten, und das haben ſie für ihren höchſten Ruhm geachtet.

Sind wir voll Geiſtes: dann ſind wir voll Liebe. Liebe zu Gott, Liebe zu Jeſus, Liebe zu den Menſchen unſern Brüdern erwärmt unſer Inneres, und iſt die mächtige Triebfeder unſrer Handlungen. Die Liebe hat dann alle Selbſtſucht überwunden. Sie lehrt uns für andere arbeiten und dulden, Nachſicht haben und vergeben. Wenn Gott ſelbſt die Liebe iſt: dann muß ſein Geiſt allenthalben Liebe wirken. Liebe iſt die Quelle des höhern Lebens, welches durch den Geiſt des Herrn in den Menſchen geweckt werden ſollte. Daß ſie durch Liebe verbunden würden zu Einer Familie Gottes, dahin arbeitete dieſer Geiſt durch die Apoſtel Jeſu. Von Liebe erfüllt verkündigten ſie Liebe, und ſuchten alles zur Liebe zu bilden. Immer betrachteten ſie dieſe als das Vornehmſte der chriſtlichen Geſinnung. Die Hauptſumma des Gebots, ſagt Paulus, iſt Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewiſſen und von ungefärbtem Glauben. Und wie können ſie anders? Waren ſie nicht von ihrem Meiſter dahin angewieſen? Hatten ſie nicht Liebe Gottes und des Nächſten als das Vornehmſte kennen gelernt? Sollten ſie ſich nicht eben dadurch als ſeine rechten Jünger bewähren, daß ſie ſich unter einander liebten? Hatten ſie nicht an ihm ſelbſt das Beyſpiel der großmüthigſten Liebe? Wahrlich, m. Br., wo Liebe iſt, da iſt göttliches Weſen, da regen ſich höhere Kräfte, da werden alle Neigungen veredelt, da zeigt ſich muthvolles Streben nach allem was vortrefflich iſt.

Sind wir voll Geiſtes: dann ſind wir auch voll feurigen Eifers im Guten; dann ſind wir unaufhörlich bemüht, ſelbſt im Guten zu wachſen, und andern Gutes mitzutheilen. Wir freuen uns innig, wo wir Gutes wahrnehmen. Alle unſre Kräfte gerathen in Bewegung, wo ſich Gelegenheit findet, Gutes zu ſtiften. Keine Anſtrengung iſt zu groß, kein Hinderniß zu mächtig, kein Opfer zu theuer, kein Widerſtand zu ermüdend, wo die Pflicht uns zu etwas auffordert. Muthvoll und unerſchrocken ſetzen wir uns Verderbniſſen entgegen, bekämpfen wir Irthümer und Mißbräuche, arbeiten wir an der Abſtellung ſchädlicher Gewohnheiten, an der Verbeſſerung herrſchender Fehler. Muthvoll und unerſchrocken bekennen wir uns für die Wahrheit, vertheidigen wir die Sachen der Unſchuld und des Rechtes. Es gewährt uns die lebhafteſte Freude, wenn wir für Aufklärung, Religion, Sittlichkeit und Menſchenwohl etwas thun können. Bey allen Fehlſchlagungen ſteht unſer Wille unerſchüttert, ruhend auf der eignen Kraft und dem tröſtenden Bewußtſeyn. So haben die Menſchen, die voll Geiſtes waren, immer gedacht und gehandelt. So auch die Jünger unſers Herrn. Nur den Einen Trieb ſchien ihre Seele zu kennen, Gutes zu wirken. Für die Ehre Gottes und das Wohl der Welt waren ſie bereit, alles zu leiden. Dem Dienſte des Evangeliums hatten ſie ihr Leben geweiht, und achteten alles gering gegen den großen Zweck, der ihnen immer vorſchwebte. Welch eine Kraft und Fülle des Geiſtes, womit dieſe Menſchen mitten unter die Gefahren und Verfolgungen der Welt treten, womit ſie einen qualvollen Tod für Gewinn halten, wenn nur die Wahrheit verherrlicht wird. Sie waren voll Geiſtes. Darum waren ſie ſo entflammt für ihre Sache; darum brannten ſie von Eifer derſelben überall Eingang zu verſchaffen.

Möchten wir ihnen ähnlich werden! Möchte auch unſer Herz ſich immer mehr reinigen von allen Unordnungen, Fehlern und Verderbniſſen. Möchte auch bey uns Liebe die herrſchende Macht des Gemüthes ſeyn, und Eifer für das Gute alle unſre Beſtrebungen beſeelen! Dann könnten wir uns mit Recht

Schüler Jeſu nennen, dann könnten wir mit Recht uns der Würde geiſtiger Geſchöpfe freuen; dann könnten wir mit Recht das Feſt des Geiſtes als das Feſt unſrer Verherrlichung feyern. O, dahin wollen wir unſre ernſtlichen Bemühungen richten. Dazu wollen wir ohne Aufhören an uns ſelbſt arbeiten. Dazu wollen wir uns begeiſtern durch die Größe unſrer Beſtimmung, durch den Gedanken an den Geiſt des Herrn, der unſre Gemüther erhebt und ſtärkt und durch den Blick auf die Jünger Jeſu, die uns hier ſo ehrwürdige Vorbilder ſind.

……

Werdet voll Geiſtes das heißt, drittens: werdet voll Friedens und voll Freude. Ein Geiſt des Friedens und der Freude iſt der göttliche Geiſt der über die Apoſtel kam. Frieden und Freude gab er ihnen ſelbſt, Frieden und Freude wirkte er in allen Herzen, die ſein wohlthätiger Einfluß berührte. Meinen Frieden, ſprach Jeſus, laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie ihn die Welt euch gibt, euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht. Aber Unfriede, der uns im Leben ängſtigt, iſt ein Beweis, daß die Sinnlichkeit noch große Gewalt über uns behauptet. Nichts als Unfriede kann unter den Menſchen ſeyn, die ſich ſinnlichen Eindrücken ganz hingeben, und von ſinnlichen Begierden ganz beherrſcht werden. Sie liegen im Streite mit der Welt, mit ihrem Schickſale und mit ſich ſelbſt. Und ſo eifrig ſie auch nach ſinnlichen Genüſſen haſchen, ſo viel ſie davon auch an ſich bringen: nie werden ſie der wahren Freude theilhaftig, die das Herz mit ſanfter Gewalt ergreift, mit ſtärkender wohlthuender Gewalt an ſich hält, und das Leben überall verſchönert. Sie finden immer den Schmerz und die Reue, wo ſie der Freude nachjagen. Sie fühlen immer Leerheit und Noth, wo ſie ſich mit allem Glanze und mit allen Reichthümern umgeben ſehen. Je länger ſie ſuchen, je weiter ſie umher ſchweifen, je mehr ſie aus ſich ſelbſt heraustreten: deſto mehr verfehlen ſie ihres Zweckes, deſto mehr verlieren ſie von dem Wenigen, was ſie noch haben.

Friede und Freude ſind nicht in der Welt, an welche die Wünſche der Sinnlichkeit uns ketten. Nur der Geiſt iſt für ſie empfänglich, nur er erringt ſie, indem er ſich über die Welt erhebt; er empfindet ſie um ſo mehr je mehr er ſich von dem äußerlichen abzieht, und in ſich ſelbſt zu leben anfängt. Da lernt er jene ſüße Stille, jene erhabene Ruhe, jene edle Genügſamkeit und jene innere Reichthümer kennen, in welchen das echte Wohlbefinden ſeinen Grund hat; da beglücken ihn die edeln Genüſſe, welche aus einem vernünftigen Nachdenken, aus der Beſchäftigung mit nützlichen und großen Wahrheiten, aus der Betrachtung des Schönen und Guten, aus der Liebe zum höchſten Weſen, aus dem Bewußtſeyn einer wohlgeordneten Gemüthsbeſchaffenheit, aus der Erinnerung an vollbrachte gute Handlungen entſtehen; da öffnen ſich ihm immer neue Quellen der Beruhigung und des Friedens, die derjenige nicht kennt, welcher bloß ſeinen ſinnlichen Lüſten lebt.

Und iſt es etwas anders als Friede und Freude, was das Evangelium bey denen hervorbringt, die ſeine Belehrungen annehmen, und ihm von Herzen gehorſam ſind. Wir haben immer Frieden, wenn ſein Geiſt den unſrigen belebt, bildet und ſtärkt. Gewohnt, die Dinge richtig zu ſchätzen, bekannt mit den Grundſätzen, die unſer Urtheil und unſer Wohl leiten müſſen, bleiben wir bewahrt vor den Beunruhigungen, womit uns die Blendwerke der Sinne überhäufen, vor den Schmerzen, welche die Thorheit begleiten, und vor den heftigen Begierden, die uns aus Einer Verlegenheit in die andere ſtürzen, die uns eben ſo elend machen, wenn ſie befriedigt, als wenn ſie zurückgewieſen werden. Wir wiſſen das wahre Glück von dem ſcheinbaren, das wahre Unglück von dem eingebildeten zu unterſcheiden, und das ſichert uns ſo wohl gegen vergebliche Anſtrengungen, als gegen unnützigen Gram. Es iſt unſer ernſtlicher Vorſatz, immer Recht zu handeln. Mit großer Gewiſſenhaftigkeit gehen wir überall zu Werke, ſo daß uns unſer Herz nicht verdammet. Und wenn auch uns zuweilen Menſchliches begegnet, worüber uns unſer Herz verdammen möchte: ſo wiſſen wir, daß Gott größer iſt, als unſer Herz, daß er mehr auf den Willen als auf die That ſieht, daß ſeine Geſinnungen gegen den Redlichen die gnädigſten ſind, daß ſeine Liebe viele Verſchuldungen bedeckt. Bey allem was wir thun, folgen wir dem Befehle der Pflicht, und wenn wir ihm Genüge geleiſtet haben: dann ſind wir unbeſorgt um das, was daraus entſtehen wird. Wir mögen gehindert oder gefördert werden; wir mögen uns Feinde oder Freunde gemacht haben: wir ſind getroſt, denn das iſt nicht unſre Sache. Wir haben uns Gott ergeben, wir haben ihm unſre Wege befohlen. Wir kennen ihn als den gütigen und weiſen Regierer aller Schickſale. Wir ſind überzeugt, daß uns unter ſeiner Leitung nichts Böſes begegnen kann; wir billigen alles, was von ihm herrührt. An ihn wenden wir uns in bedrängten Umſtänden; bey ihm ſuchen wir Troſt und Hülfe. So iſt unſre Seele auch gewaffnet gegeu den Schmerz, welchen uns äußerliche Leiden verurſachen; ſo können wir hoch ſeyn und niedrig ſeyn, Ueberfluß haben und Mangel leiden ohne die Zufriedenheit des Herzens einzubüßrn.

Doch der Geiſt des Chriſtenthums iſt nicht bloß *ein Geiſt des Friedens*, ſondern auch *ein Geiſt der Freude*. Zur Freude fordert es uns auf, und reine, genügende, dauerhafte Freude wirkt es in uns. *Freuet euch*, ruft Paulus den Chriſten zu, *freuet euch in dem Herrn alle Wege, und abermals ſage ich euch, freuet euch*. Und wie ſollten ſich die nicht freuen, denen alle ihre Verhältniſſe in ein ſo heitres Licht geſtellt ſind, die von Gott ſolche Vorſtellungen haben, welche die angenehmſten Empfindungen wirken, welche ſie alles Gute von ihm erwarten laſſen? Wie ſollten ſich die nicht freuen, die täglich rührende Beweiſe ſeiner gütigen Geſinnungen empfangen, die das Recht haben alles zu genießen, was das Herz nicht verunreinigt, die eben deßwegen alles um ſo froher genießen, weil ſie es mit reinem Herzen, mit dankbarem Gemüthe, und mit frommer Erhebung der Seele genießen? Wie ſollten ſich die nicht freuen, denen nicht bloß die gegenwärtige Welt ihre ausgeſuchten Schätze anbiethet, denen die künftige noch größere und beßre verſpricht, denen das, was ſie hier genießen, ein Unterpfand von dem iſt, was ſie dort vollkommener genießen werden? Chriſten, die der heilige Geiſt der Wahrheit und der Tugend beſeelt, die der Geiſt ihrer Religion durchdrungen hat, haben immer Frieden, und freuen ſich in dem Herrn alle Wege.

Möge dieſer Friede Gottes über Euch kommen, die Ihr, Sclaven der Sinne, ſo ängſtlich ſuchet, und nimmer findet, ſo eifrig begehrt, und das Erlangte bald verabſcheut. Möge er Euch erquicken, Ihr Beladenen; möge er Euch ſtärken, Ihr Müden; möge er Euch aufrichten, Ihr dahin Geſunkenen, möge er abwiſchen Eure Thränen, Ihr Weinenden; möge er Euch retten, die Ihr Euch unaufhörlich quält im Gewühl der Welt; möge er Euch Himmelsgefühl ins Herz ſenken, die Ihr noch kämpfen müſſet gegen Euch ſelbſt. Möge jene Freude, die vom Geiſte kommt, Euch beſuchen, die Ihr immer dürſtet, immer Euch ſehnt, und nie erlanget, was Eure Sehnſucht ſtillen kann, die Ihr im Taumel des Sinnenlebens verarmt, und ein reichbegabtes Leben trauernd hinbringt. Voll Geiſtes werdet Ihr auch voll Friedens und voll Freude ſeyn.

……

Die voll Geiſtes ſind, ſind endlich, *auch voll Hoffnung*. Sie hoffen im Leiden auf Erlöſung, im Kummer auf reichen Gewinn, im Tode auf unſterbliches Leben. Je mehr die Gegenwart ſie verſäumt: deſto zuverſichtlicher wendet ſich ihr Geiſt an die Zukunft. Sie haben die Bürgſchaft derſelben in ihrem Innern; ſie können nicht getäuſcht werden. Die Wahrheit, deren Erkenntniß und deren Leben in ihnen iſt, hat eben ſo große als untrügliche Verheißungen im Munde. Die Gefühle, die ihr Herz bewegen und der ſittliche Wehrt, der ſie ſich erworben haben, verſtärken ihren Glauben, und geben ihm volle Gewißheit. Es kann nicht umſonſt ſeyn, daß ſie dulden; ſie können nicht ohne Hülfe bleiben in der Noth; auf ihre Arbeit muß Belohnung, auf die mühſamen Anfänge muß Vollendung folgen; ihr heißes Verlangen muß ſich in Befriedigung verwandeln. Der Geiſt, deſſen ſie voll ſind, und der hier ſchon, wo alles ihn einſchränkt, ſo mächtig emporſtrebt, kann nicht vergehen mit ſeinen Reichthümern und Kräften; er muß ſich ganz verherrlichen, er muß das Ziel ganz erreichen, dem er unter großen Anſtrengungen unabläſſig entgegen arbeitet. Das iſt ſein Zeugniß in ihrem Herzen. Sie haben ſich gewöhnt, mehr auf das Unſichtbare zu ſehen, als auf das Sichtbare; darum halten ſie auch an dem feſt, was durch nichts in die

Augen Fallendes unterſtützt wird, ſo bald es mit dem Leben des Geiſtes in ihnen zuſammenhängt; darum vermögen die Bedenklichkeiten bey ihnen nichts, welche die Erſcheinungen des Sinnenlebens bey denen erwecken, die ihre Ueberzeugungen von demſelben abhängig gemacht haben. Mag ihren Hoffnungen hier noch ſo ſcheinbar widerſprochen werden: ſie haben dieſelben in eine Gegend gerettet, wo dieſer Widerſpruch ſie nicht erreichen kann. So iſt ihnen die Hoffnung immer gegenwärtig, in den Aengſten und unter den Freuden des Lebens. Von ihr getröſtet, erdulden ſie das Widrige; von ihr geſtärkt, leiſten ſie das Schwerſte, und halten unter den größten Anſtrengungen aus; von ihr erhoben, nehmen ſie von allem ruhig Abſchied, was hier an ihrem Herzen hing. Wenn das Leben der Sinne, mit allem, was darin entzückte und betrübte, verſchwindet: dann öffnet ſich dem gläubigen Gemüthe die neue Welt mit der Fülle unausſprechlicher Seligkeit. Glückliche Menſchen, die ſo voll Geiſtes waren! Was haben ſie empfunden, was haben ſie vermocht! Unter Martern ſind viele unter ihnen geſtorben; aber ſie ſahen den Himmel offen, und gingen mit einem freudigen Halleluja in die Ewigkeit.

O, daß wir ſo deinen himmliſchen Einfluß fühlten, Geiſt des Herrn. Daß er ſo alles Erſtorbene belebte, alle Trauernden tröſtete, alle Sterbenden erquickte. Erfülle du uns mit deiner Kraft und mit deiner Liebe. Weihe dir unſre Herzen zu einem heiligen Tempel. Laß es empfinden, daß wir göttlichen Geſchlechtes ſind, damit wir verachten das Gemeine, damit wir uns losreißen von den Feſſeln der Sinnlichkeit, und ſtäts ein Leben führen, welches unſrer hohen Abkunft und Beſtimmung würdig iſt. Amen.

XIX.

Werdet voll Geiſtes.

(Fortſetzung der vorigen Predigt.)

……

Am

Zweyten Pfingſttage.

Heiliges Weſen, wie groß ſind deine Abſichtn mit uns! Wir können ſie nicht überdenken, ohne zum frohen Erſtaunen, zur demüthigen Anbethung hingeriſſen zu werden. Du willſt uns zu Geſchöpfen erziehen, in denen der Geiſt ſich erhebt über das Sinnliche, in denen der Geiſt, geſchmückt mit Schätzen der Erkenntniß, der Weisheit und der Tugend, dir ähnlich — und fähig geworden iſt, in eine beßre Gegend deines Reiches verſetzt zu werden, zu Geſchöpfen, die in ihrem Geiſte ein unſchätzbares Kleinod, eine unerſchöpfliche Quelle der edelſten Freuden beſitzen.

O, daß wir dieſen erhabenen Beruf recht verſtänden, daß die Vorſtellung deſſelben uns ſo begeiſterte, wie ſie es wehrt iſt, daß wir eifrigſt bemüht wären, ihm nachzukommen. Aber wir können nicht ohne Wehmuth und Beſchämung daran denken, wie weit wir hiervon entfernt ſind, und wie viel weiter uns die herrſchende Stimmung unſrer Zeit noch immer davon entfernt. Das Irdiſche wird uns als das Beſte und Höchſte geprieſen. Von ſinnlichen Gütern, Freuden und Geſchäften wird unſer Herz gefeſſelt und verengt. In der Fluth des Weltlebens werden die Bedürfniſſe des Geiſtes erſtickt. Ueberall erkalten Herzen, die für dich und die Tugend warm waren. Ueberall wird Gleichgültigkeit gegen das, was uns immer rührend, was uns immer das Wichtigſte ſeyn ſollte, angetroffen. Möchten doch wir nicht unter denen ſeyn, die den Geiſt über den Körper vergeſſen, die es vergeſſen, daß ſie mehr ſind, als der Staub der Erde, die, unbekümmert, was nach dem Tode aus ihnen werden wird, keine andre Sorge haben, als das flüchtige Leben mögligſt angenehm hinzubringen. Nichts könnte uns den Verluſt erſetzen, den wir uns dadurch zuziehen würden. Schweres wird von uns gefordert; aber köſtlich iſt auch der Preis und jedes Opfers wehrt. Deine Hand verläßt uns nicht. An Aufmunterungen und Unterſtützungen wird es uns nie fehlen. Der Geiſt der Wahrheit bleibt bey uns ewiglich. Muthvoll und freudig wollen wir das Werk beginnen, das für die Ewigkeit unternommen wird. Dazu ſtärke uns Herr deine Kraft, dazu ſey uns geſegnet die Feyer dieſer feſtlichen Tage und insbeſondre dieſe Stunde der Andacht. Amen.

……

Geſtern, m. Z., habe ich Euch mit einer Forderung bekannt gemacht, die nicht allein vor allen andern mit dem Zwecke des gegenwärtigen Feſtes genau zuſammenhängt, und die Wirkung, welche daſſelbe bey uns haben ſoll, treffend darſtellt, ſondern auch eine der erhabenſten und gehaltvollſten iſt, welche das Evangelium an uns ergehen läßt — mit einer Forderung, deren Befriedigung uns auf die höchſte Stufe der ſittlichen Vollkommenheit ſtellt.

Werdet voll Geiſtes: das konnte der Apoſtel von Menſchen verlangen, in denen ſittliches und religiöſes Gefühl mächtig angeregt war, die ſich ſelbſt kannten, die die Bedürfniſſe des unſterblichen Geiſtes tief empfanden, die Ueberzeugung und Drang des Herzens den Verehrern Jeſu zugeſellt hatten, die hier Erleuchtung und Belehrung für ihren Verſtand, Kraft und Troſt für das Gemüth, die hier Nahrung und Stärkung für das höhere Leben ſuchten, die ernſtlich nach dem Beſſern trachteten.

Werdet voll Geiſtes: das kann man noch immer denen zurufen, die ſich ihrer geiſtigen Natur bewußt ſind, denen die Erde mit ihren Gütern, die Sinnlichkeit mit ihren Genüſſen nicht Genüge leiſten, die nach etwas Höherm und Dauerhafterm verlangen als in dem Umkreiſe ſinnlicher Erſcheinungen gefunden wird, die ihre Verwandſchaft mit Gott erkennen, und dort oben ihr Vaterland ſuchen, die die Pflege und Bildung des Geiſtes für das Wichtigſte halten, was ſie hier beſorgen können. Auch für dieſe bleibt es eine große Forderung, eine Forderung, die zu großen Kämpfen und Anſtrengungen führt, die nichts Geringeres als Umbildung der gewöhnlichen Anſichten, Gefühle, Beſtrebungen und Gemüthsſtimmungen voraus ſetzt. Aber es fehlt ihnen nicht an Fähigkeiten, die ſie dazu tüchtig machen, an Antrieben, die ſie befeuern, an Kräften, die ſie unterſtützen.

Man muß indeß fürchten, nicht einmal verſtanden zu werden, wenn man die genannte Forderung Menſchen ans Herz legen ſoll, in denen ſich eine höhere Natur nur durch leiſe, kaum bemerkbare Spuren zu erkennen gibt, die in eine thieriſche Sinnlichkeit und dumpfe Trägheit faſt verſunken ſind, die faſt allen Sinn für das Wahre und Gute verloren, die es vergeſſen haben, oder nichts davon wiſſen wollen, daß ein unſterblicher Geiſt in ihnen wohnt, die in der Sorge für den Körper ihre Kräfte erſchöpfen, und nichts mehr begehren, als ſinnliches Wohlſeyn. Soll man zu ihnen verſtändlich reden; ſoll man ihnen etwas anſinnen, was ſie zu leiſten fähig ſind: ſo muß man ſich in ihren Zuſtand verſetzen, und ſeine Forderung auf denſelben anwenden. Man muß, ſtatt ihnen die Vollendung des geiſtigen Lebens zu zeigen, zu den erſten Anfängen deſſelben zurückkehren. Statt ihnen zuzurufen: werdet voll Geiſtes, muß man ihnen zurufen: werdet eurer geiſtigen Natur inne, erwachet aus den Träumen des Sinnenlebens, reißet euch los von ſeinen ſchimpflichen Feſſeln.

Wage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß dieſes, mehr oder weniger, bey dem größten Theile unſrer Zeitgenoſſen der Fall iſt? Die Meynungen, die man allenthalben hägt, die Zwecke, die man ſich allenthalben vorſetzt, die Genüſſe, die man allenthalben ſucht, verrathen zu deutlich eine überwiegende Macht der Sinnlichkeit, große Entfremdung vom Geiſtigen. Aber auch die Noth, die man allenthalben antrifft, gibt davon traurige Beweiſe. Laſſet mich daher die, geſtern, ihrem Inhalte nach, entwickelte Forderung, jetzt auf die bey den meiſten herrſchende Denkart anwenden. Wenn ich geſtern redete, wie der Sinn des Apoſtels mich reden lehrte: ſo werde ich heute reden, wie es die Bedürfniſſe der Zeit erheiſchen. Wenn ich geſtern zu Menſchen ſprach, die ſich dem Leben des Geiſtes genähert haben, und in denen es ſchon wirklich rege iſt: ſo werde ich heute zu Euch ſprechen, die Ihr noch wenig oder nichts von demſelben bey Euch antreffet. Wenn ich geſtern mich an Menſchen wendete, auf die das Evangelium Jeſu noch Einfluß hat: ſo wende ich mich heute an Euch, die Ihr in der Schule des Jahrhunderts gebildet ſeyd, und ſeinen Geiſt in Euch aufgenommen habt. Möget Ihr mich hören mit der Aufmerkſamkeit, welche eine ſo wichtige Angelegenheit wehrt iſt.

Text.

Epheſer 5 v. 18.

Werdet voll Geiſtes.

Ich habe es ſchon angezeigt, daß ich die Aufforderung des Apoſtels jetzt in ihrer Anwendung auf die bey den meiſten herrſchende Gemüthsſtimmung und die Bedürfniſſe des Zeitalters, in welchem wir leben, darſtellen werde.

Laſſet mich zeigen 1. was ſie in dieſer Hinſicht enthalte, und
2. wie wichtig dies eben für die Lage und die Bedürfniſſe unſrer Zeit ſey.

I.

Achten wir auf die Denkungsart und die Stimmung, die wir bey dem größern Theile unſrer Zeitgenoſſen wahrnehmen: dann entdeckt es ſich bald, daß Trägheit und Verdroſſenheit zu geiſtigen Beſchäftigungen, Gleichgültigkeit und Kälte gegen geiſtige Angelegenheiten, Macht der Sinnlichkeit und engherzige Beſchränkung auf den Augenblick ſich dem Leben des Geiſtes unter uns am meiſten entgegen ſetzen, daß wir auf die Verbeſſerung dieſer Fehler vorzüglich bedacht ſeyn, daß wir uns ihnen mit Gewalt entreißen müſſen, damit die Foderung: werdet voll Geiſtes, für uns Bedeutung gewinne, damit dasjenige geſchehe, wovon das Beſtreben, derſelben Genüge zu leiſten anfangen muß.

Indem wir alſo die Forderung des Apoſtels in Beziehung bringen auf die herrſchende Denkart: ſo verwandelt ſie ſich zuvörderſt in die Ermahnung: entreiſſet euch der Trägheit und Verdroſſenheit in geiſtigen Angelegenheiten. Reichthum der Erkenntniß und des Lebens der Wahrheit wird bey denen angetroffen, die voll Geiſtes ſind. Dürfen wir uns deſſen rühmen? Zwar kann man es unſerm Zeitalter nicht abſtreiten, daß mancherley Kenntniſſe, die ſonſt nur das Eigenthum weniger Auserwählten waren, jetzt im allgemeineren Umlaufe ſind, und ſich faſt durch alle Stände verbreitet haben. Aber wir würden uns ſehr übereilen, wenn wir daraus auf große Aufklärung und ein großes Maß von Wahrheitseinſicht ſchließen wollen. Es zeigt ſich nur gar zu deutlich, daß bey den meiſten das Wiſſen, das ſie ſo ſtolz macht, nichts iſt, als eine rohe Maſſe von Dünkeln, verworrenen, unzuſammenhangenden Begriffen, von halb wahren und ganz falſchen Meynungen, die ſie auf Treue und Glauben angenommen haben. Fragt man nach erleuchteten Einſichten in die erhabenſten und wichtigſten aller Wahrheiten, in die Wahrheiten der Religion, in welchen der Geiſt vorzüglich ſein Weſen hat: ſo darf man ſie faſt nur bey denen wenigen ſuchen, die ein höherer Trieb beſeelt, oder deren Beruf es mit ſich bringt, daß ſie ſich darum bemühen; während man ſonſt faſt überall Unwiſſenheit und Irrthümer antrifft. Verlangt man gar Wahrheit, die den Geiſt ergriffen hat, und in ihm lebendig geworden iſt: ſo wird man nur ſelten Befriedigung ſinden. Darf uns das aber wundern, wenn wir auf die Verdroſſenheit achten, die ſich immer zeigt, wenn der Geiſt für ſeine höhern Angelegenheiten angeſtrengt werden ſoll? Zwar fehlt es nicht an vielfacher und raſtloſer Geſchäftigkeit; aber ſie iſt faſt einzig auf die gemeinen Zwecke des Lebens gerichtet. Um ſich Unterhalt zu erhalten, um Reichthümer zu ſammeln, um es zu hohen Ehren zu bringen, um ſich im geſelligen Leben mit Glanz zu umgeben, um ſich zu zerſtreuen und ſeine Vergnügungen auf die genußvollſte Art einzurichten: dafür ſind überall Kräfte genug in Bewegung; dafür wird genug geſorgt, überlegt und gearbeitet. Um die Sinnlichkeit und den Eigennutz zu befriedigen, läßt man ſich keine Mühe verdrießen. Aber ſelbſt die kleinſte Mühe iſt zu läſtig; wo Bedürfniſſe des Geiſtes zu beſorgen ſind. Welch eine Trägheit tritt an die Stelle jener Emſigkeit, wenn Nachdenken über höhere Dinge verlangt wird. Iſt es nicht bey den Meiſten, als ob der Unterricht, den uns die Religion ertheilt, ſie nichts anginge? Wo iſt das Beſtreben, ſich über Gott und die Beſtimmung des Menſchen zu belehren? Wo iſt der Eifer, hier neue Einſichten zu gewinnen, alte zu erweitern und zu verbeſſern? Wo iſt der Drang, Schwierigkeiten aufzulöſen, und Dunkelheiten zu zerſtreuen? Laſſen nicht die Meiſten alles dahin geſtellt ſeyn? Ueberreden ſie ſich nicht, was ſie zu wiſſen nöthig haben, ſey ſchon lange entſchieden, und von ihnen gefaßt? Weiſen ſie nicht alles zurück, was ſie aus dieſem Wahne aufſtören könnte? Meiden ſie nicht die Oerter, wo ſie zu ernſthaften Erwägungen veranlaßt und aufgefordert werden? Wenden ſie ſich nicht ſelbſt von den Aufklärungen über ihren Zuſtand und über wichtige Wahrheiten weg, die ſich ihnen anbiethen? Stürzen ſie ſich nicht dem Unglauben in die Arme, um der Mühe des Prüfens überhoben zu ſeyn? Wie fremd bleibt da das Leben des Geiſtes! Nein ſolchen Menſchen kann man noch nicht anſinnen, daß ſie voll Geiſtes werden ſollen. Ihnen muß man zurufen: entreißet euch der Trägheit, die euch gefangen hält, erwachet aus euerm Schlummer, werdet aufmerkſam, beſinnet euch auf die edlern Bedürfniſſe eurer Natur, fanget doch einmal an, euer Nachdenken, das immer unter geringfügige und vergängliche Dinge getheilt iſt, auf das zu richten, was vernünftigen Geſchöpfen das Wichtigſte ſeyn muß.

Wollt Ihr, derer die herrſchende Stimmung ſich bemächtigt hat, die Forderung: werdet voll Geiſtes verſtehen lernen, und Euerm Zuſtande gemäß anwenden; dann entreißet euch, zweytens, der Gleichgültigkeit und dem fühlloſen Weſen, die man allenthalben wahrnimmt. Man kann nicht klagen, daß die Menſchen gegen alles gleichgültig ſeyen: o, es gibt der Schauſpiele genug, die ihre Sinne erſchüttern, der Gegenſtände genug, die ihr Herz anziehen. Aber, daß man die Dinge, die das Herz am meiſten bewegen, die es ganz erfüllen ſollten, mit gleichgültigen Blicken betrachtet, daß man es nicht einmal der Mühe wehrt hält, auf ſie zu achten, daß man da, wo ſie ſich von ſelbſt aufdringen, nichts aus ihnen zu machen weiß, wer kann das läugnen? Niemand darf behaupten, daß es den Menſchen des Zeitalters an Gefühl fehlt, daß ſie gegen alle Eindrücke verhärtet ſind. Welche Wallungen werden nicht in ihrem Blute erregt! Welcher Gewalt der Empfindung ſehen wir ſie nicht erliegen! Sind die Genüſſe, denen ſie nacheilen, etwas anders, als Reitzungen des Gefühles? Iſt es nicht der Sturm der Gefühle, der ſo viele in die wildeſten Ausſchweifungen hinein zieht, und ſie dadurch zu Grunde richtet? Aber eben die Heftigkeit und der zerſtörende Einfluß dieſer Gefühle verrathen die Natur derſelben gar zu deutlich. Es iſt die Befriedigung der Neubegierde, es iſt der Kitzel der Sinne, es iſt die Stillung eines thieriſchen Gelüſtens, es iſt die Gluth einer rohen Leidenſchaft, woraus ſie entſtehen. Wo ſind dagegen die Gefühle, die im Geiſte ihren Urſprung haben, die von dem höhern Adel unſers Weſens zeugen, die den Menſchen gleichſam über ſich ſelbſt erheben? Wo ſind die Gefühle, welche die Betrachtung großer Wahrheiten, die Beſchäftigung mit den vortrefflichſten Gegenſtänden des menſchlichen Nachdenkens, welche der Anblick des Erhabenen und Schönen um uns her hervorbringt? Wo iſt jene Andacht, die ſich in den Inbegriff aller Vollkommenheiten verſenkt, die im Gedanken an Gott und die überirrdiſche Welt ihre ſeligſten Genüſſe findet? Wo ſind die Gefühle der Verehrung, des Dankes, der Liebe, des Vertrauens und der heiligen Freude, die den Frommen da angreifen, wo ſich ſein Geiſt emporrichtet, wo er ſich ſeines Verhältniſſes und ſeiner Beſtimmung bewußt wird? Wo iſt die Reue, welche die Erinnerung an unſre Schuld, die Demuth, welche die Wahrnehmung unſrer Schwäche begleiten ſollte? Wo iſt die Begeiſterung, die zu allem antreibt, die zu allem ſtärkt, was gut und herrlich iſt? Und in einem ſolchen Zuſtande, bey einer ſolchen Kälte gegen das Geiſtige ſollten wir den Ruf, voll Geiſtes zu werden, verſtehen, ſollten wir fähig ſeyn, ihm in ſeiner vollen Bedeutung nachzukommen? Nein, wir müſſen fühlen lernen, jene ſchimpfliche Gleichgültigkeit muß verſchwinden, wir müſſen Empfänglichkeit bekommen für höhere Eindrücke: das iſt es, was zunächſt von uns gefordert wird.

Eben ſo wichtig iſt die dritte Forderung: entreißet euch der Macht des ſinnlichen Begehrens. Ach, es liegt nur zu ſehr am Tage, tauſend Erſcheinungen beweiſen es, wie viel dieſes bey uns vermag. Faſt alles, was die Meiſten ſchätzen, worauf ſie ausgehen, wovon ſie ihre Befriedigung erwarten, iſt ihnen von ihren ſinnlichen Begierden empfohlen. Sie überlaſſen ſich dieſen Begierden mit einer Freyheit, die ſich jeder Einſchränkung, ſo gut ſie kann, zu entledigen ſucht. Dieſe Begierden erheben ſich oft zu einer Stärke, der nichts widerſteht. Sie haben faſt überall das Anſehen und den Einfluß an ſich geriſſen, die der Vernunft gebühren. Es iſt keine Schande, worein ſie nicht den Menſchen ſtürzen, kein Vergehen, wozu ſie ihn nicht verleiten. Der Sinnlichkeit muß wohlthun, was die Meiſten vergnügen ſoll. Die Sinnlichkeit muß ihre Rechnung dabey finden, damit ſie eine Arbeit unternehmen. Der Sinnlichkeit muß man Vortheile vorſpiegeln, damit man ein wirkſames Beſtreben hervorbringe. Die Sinnlichkeit muß man nähren, damit etwas für ein Gut gehalten werde. Will das Geiſtige nicht ganz von dieſen Menſchen verachtet werden: ſo muß es ſich ihnen durch Anbequemung an das Sinnliche empfehlen; es muß ſich ihnen in einer ſinnlichen Geſtalt zeigen, oder ſinnlichen Gewinn verſprechen. Zwar iſt die Sinnlichkeit unter den Menſchen immer mächtig geweſen: Aber in unſerm Zeitalter hat ſich vorzüglich vereinigt, was dazu geeignet iſt, ihre Gewalt auf das Aeußerſte zu treiben. Durch tauſend Künſte wird ihr geſchmeichelt, tauſend Bequemlichkeiten ſind für ſie erfunden, zahlloſe Genüſſe ſind ihr bereitet, und werden ihr überall angebothen, und das verführeriſche Beyſpiel reizt ſie allenthalben. Und dieſe Menſchen, die, in ihrem Denken, Fühlen und Begehren, ſo ganz ſinnlich ſind, ſollen voll Geiſtes werden? Dieſe Sclaven ihrer Lüſte, dieſe Anbether des Irdiſchen ſollen ſich auf einmal erheben zu den edelſten Zwecken, zu den würdigſten Beſtrebungen? Welch ein Wunder mußte dieſe Umgeſtaltung bewirken! Menſchen, die voll Geiſtes ſind, ſind reines Herzens. Können wir uns aber der Sinnlichkeit ergeben, ohne von ihr ganz verunreinigt zu werden, ſind es nicht ſtrafbare Bewegungen, ſind es nicht ſchändliche Gefühle und Neigungen, womit ſie das Herz erfüllt? Sind es nicht Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtiges Weſen, womit ſie das Leben befleckt? Iſt es etwas anders, als die tiefſte Herabwürdigung der menſchlichen Natur, wozu ſie in ihren wildern Ausbrüchen führt? Menſchen, die voll Geiſtes ſind, ſind voll Friedens und voll Freude. Wie kann man aber das werden, wo unordentliche Begierden einander unaufhörlich bekämpfen, und uns in ewiger Unruhe umher jagen, wo wir ängſtlich nach Dingen ſtreben, die wir in den wenigſten Fällen erlangen, ängſtlich an Dingen hangen, die uns jeden Augenblick wieder entriſſen werden können, wo wir unaufhörlich Schritte thun, die wir nachher verwünſchen müſſen? Anhaltende Anſtrengung, anhaltende Wachſamkeit, mancherlei Uebungen werden erfordert, damit in den ſinnlichen Menſchen geiſtiges Leben komme. Wie viel mehr aber wird erfordert, daß er des Geiſtes voll werde! Soll die Ermahnung des Apoſtels auch Euch gelten: dann müſſet Ihr Euch der Macht einer ungebändigten Sinnlichkeit entreißen, Ihr müſſet Eure ſinnlichen Genüſſe einſchränken; Ihr müſſet den ſinnlichen Schmerz ertragen lernen; Ihr müſſet die ſinnliche Begierde der Vorſchrift des Geſetzes unterwerfen; Ihr müſſet Euch gewöhnen, auch das zu thun, was Eurer Sinnlichkeit ganz entgegen iſt.

Nicht weniger Noth thut es, daß Ihr Euch, viertens, *der Herrſchaft eigennütziger Beſtrebungen entreißet.* Der Geiſt erweitert das Herz; der Eigennutz macht es enge. Der Geiſt erfüllt uns mit Liebe zu Gott und den Menſchen; der Eigennutz lehrt uns nichts lieben als uns ſelbſt; Neid, Eiferſucht, Rachgier und Haß ſind die Früchte des Eigennutzes. Wo der Geiſt im Menſchen herrſcht, da zeigt man ſanfte Theilnahme an dem Zuſtande und dem Ergehen andrer; wo der Eigennutz ſich ſeiner bemächtigt hat, da iſt er für nichts eingenommen, als für ſeine eignen Angelegenheiten. Wo der Geiſt im Menſchen ſtark geworden iſt, da befeuert er ihn für alles Große, da treibt er ihn zu allem Guten, da erhält er ihn in unaufhörlicher Anſtrengung für Menſchenwohl; wo der Eigennutz den Menſchen regiert, da erniedrigt er die Seele, da rückt er ihm immer kleine Zwecke vor die Augen, und weiß ihn ganz dafür zu gewinnen, da wird das Große nicht begriffen, das Gute wenig geachtet, da iſt Menſchenwohl die gleichgültigſte Sache, da thut man nichts, wovon man nicht Vortheil hat, da ſinkt alles Herrliche zu tiefer Gemeinheit hinab. Der Geiſt ſetzt den Menſchen in Freyheit; der Eigennutz hält ihn in drückender Knechtſchaft gefangen. Wahrlich, es iſt traurig, daß wir die Herrſchaft eigennütziger Beſtrebungen unter die Uebel zählen müſſen, die auch bey uns den Erweiſungen des Geiſtes im Wege ſtehen; aber wir können nicht anders. Jeder will ſich bereichern, ſich emporſchwingen, ſeine Anſchläge ausgeführt ſehen, nur ſeinen Wehrt geltend machen. Da müſſen alle fremde Anſprüche, auch die gerechteſten, zurück treten. Was habe ich davon? fragt jeder, ehe er etwas unternimmt, und hüthet ſich wohl, etwas zu beginnen, wenn ſich findet, daß er nichts davon hat, oder doch weniger, als ſich auf einem andern Wege erlangen läßt. Soll etwas Gutes befördert werden: ſo muß der Hauptgewinn auf den fallen, der dazu ſeine Hände biethet; er muß zum wenigſten Ehre, Lob und Dank dafür einernten. Bey tauſend Menſchen iſt das, daß jemand Wehrt und Verdienſte hat, nicht hinlänglich, ihm ihre Achtung zu verſchaffen; ſie werden ihn ſo gar ſchonungslos herabwürdigen, wenn er ihnen hinderlich iſt. Aber auch den Verächtlichen wiſſen ſie nicht genug zu erheben, ſo bald ſie Nutzen von ihm haben. Selbſt die Tugenden, die ſie an andern preiſen, ſind ſolche, die ihnen ſelbſt erſprießlich werden. Von Tauſenden werden unbezahlte Wohlthaten, edelmüthige Aufopferungen als Thorheit verlacht, oder als Schwärmerey bemitleidet. Wenn dieſe Denkungsart auch uns ergriffen hätte: wie weit wären wir dann von der Stimmung entfernt, die im Texte gefordert wird! Was wäre dann nothwendiger, als daß wir lernen, uns ſelbſt verläugnen, auf wichtige Vortheile Verzicht leiſten, daß wir uns gewöhnen, die Menſchen als unſre Brüder und ihre Angelegenheiten als die unſrigen zu betrachten, daß wir uns erheben zum Gefühl unſers gemeinſchaftlichen Daſeyns, der gleichen Rechte und der gleichen Würde aller, daß wir mit Ehrfurcht auf die heiligen Befehle der Pflicht achten, daß wir uns mit Ernſt zu ſolchen Leiſtungen anhalten, wobey etwas aufzuopfern iſt! Der Zuruf des Apoſtels: werdet voll Geiſtes verpflichtet uns, uns der Herrſchaft eigennütziger Beſtrebungen zu entreißen.

Entreißen müſſen wir uns, um ihm nachzukommen, endlich, der engherzigen Beſchränkung auf die Gegenwart. Denn, daß auch dieſe zu den Fehlern gehört, welche dem geiſtigen Leben unter uns im Wege ſtehen, liegt am Tage. Es wird immer mehr gewöhnlich, ſich von Gütern und Genüſſen des Augenblickes ganz feſſeln zu laſſen. Wenn man nur jetzt genug hat, ſich nur jetzt wohl befindet: dann bekümmert man ſich wenig darum, wie die nächſte Zukunft ſeyn, ob nicht vielleicht bald dieſes Genughaben ſich in drückenden Mangel, dieſes Wohlbefinden ſich in großes Elend verwandeln wird. Unter den Freuden der Gegenwart werden die Bedürfniſſe und die Leiden der Zukunft vergeſſen. Aengſtlich bemüht, nur jetzt zu erlangen, was man wünſcht, achtet man es wenig, daß man darüber viel wichtigere Dinge verſcherzt, bey denen man ſpäterhin Troſt und Hülfe ſuchen muß. Ein gieriges Haſchen, ein ſchnelles an ſich Reißen, ein wildes Verſchlingen, als ob mit dem gegenwärtigen Augenblicke alles aus wäre, das iſt das Leben den meiſten Menſchen. An die Zukunft zu denken, auf die Zukunft zu rechnen, für die Zukunft zu arbeiten, und von ihr etwas zu erwarten, um der Zukunft willen etwas Gegenwärtiges hinzugeben, das iſt der Sinn der Wenigſten — der Wenigen, die ſich über die Gewalt des herrſchenden Geiſtes erhoben haben. Nie hat man wohl die

Behauptung, daß die Zukunft ungewiß ſey, öfter wiederhohlt, ärger übertrieben, und ſchändlicher mißbraucht, als in unſerm Zeitalter. Iſt es aber nicht unvermeidlich, daß die Menſchen bey einer ſolchen Stimmung immer ſinnlicher werden, und ſich immer mehr von dem entfernen, was des Geiſtes iſt! Dem Geiſte genügt die Gegenwart nicht; ſie hat viel zu wenig Nahrung für ſeine Bedürfniſſe, viel zu wenig Stoff für ſeine Beſchäftigung, viel zu wenig Befriedigung für ſein ins Unendliche gehendes Streben, als daß er bey ihr könnte ſtehen bleiben. Darin erweiſt er ſich mächtig am Menſchen, daß er ihn der Gegenwart entreißt, um ihn in der Zukunft das Ziel ſeiner Bemühungen und Erwartungen zu zeigen. Wo der Geiſt recht wirkſam iſt: da kann uns der Augenblick nicht mehr feſſeln, und jede Zukunft, die dieſſeits des Grabes liegt, iſt zu klein für uns. Was nie vergeht, was keiner Gewalt der Zeit unterworfen iſt, das allein vermag uns zu ſättigen. Menſchen, die voll Geiſtes ſind, ſind, wie wir geſtern gehört haben, voll Hoffnung; und ihre Hoffnung erhebt ſich über die Gränzen des engen und, in mancher Hinſicht, armen Erdenlebens. Von dem Himmel erwarten ſie freudig, was ſie hier nicht empfangen konnten. Feſt iſt ihre Zuverſicht, daß es im Tode nicht mit uns aus iſt, daß ein neues Daſeyn dem Dulden Erſatz, dem Rechtverhalten Belohnung, den würdigen Anfängen Vollendung bringt. In dieſer Zuverſicht entbehren ſie freywillig der Weltfreude, nehmen ſie freywillig die Schmach der Welt auf ſich, und erfüllen auch die ſchwere Pflicht. Vergebens ſucht man das bey denen, die der Gegenwart ganz hingegeben ſind. Was den beſonnenen Menſchen antreibt, ſich an die Zukunft zu wenden, das iſt ihnen unbekannt; was die Hoffnung jenen verheißt, das hat für ſie keinen Wehrt. Sie erheben ſich, wenn ſie ja auf die Zukunft Rückſicht nehmen, doch nie über das Sichtbare. Es iſt nichts anders, als die Fortſetzung ihrer ſinnlichen Genüſſe, oder die Befreyung von gegenwärtigen Beſchwerden, was ſie von ihr verlangen. Sie wünſchen noch recht lange hier zu ſeyn, um noch recht lange ein fröhliches Daſeyn zu führen. Sie ſind es zufrieden, daß auch künftig Eine Freude nach der andern entfliehe, wenn nur immer wieder neue folgen. Jene Sehnſucht, die mehr haben will, als die Welt mit allen ihren Reichthümern gewähren kann, die das Zeitliche verſchmäht, und nur nach dem Ewigen trachtet, kann in ihnen nicht aufkommen. Nein von Euch, die Ihr ſo geſinnet ſeyd, darf man nicht fordern, daß Ihr voll Geiſtes werdet. Euch muß man zurufen: höret auf, Euch mit Euern Sinnen und Lüſten, mit Euerm Genießen und Streben Euch auf den Augenblick zu beſchränken; bedenket, daß Ihr nicht bloß jetzt lebt, ſondern auch künftig leben werdet, und daß keine Erinnerung an verſchwundene Freuden Euch für langes Entbehren, und für lange Leiden ſchadlos hält; lernet es fühlen, daß vernünftige Geſchöpfe ſich nicht nach ſinnlichen Eindrücken dürfen regieren laſſen, da ſie fähig ſind mit ihrem Blicke in die ferne Zukunft zu dringen, ſich mit ihren Gedanken zum Unſichtbaren zu erheben; lernet einſehen, wie eitel die Dinge ſind, die Euch zerſtreuen und ergötzen, und wie wenig geſchickt, Euch zu befriedigen, ſo bald Ihr zu Euch ſelbſt kommt und Euch Eurer wahren Bedürfniſſe bewußt werdet; belebet die Empfindungen, die Euch den mangelhaften Zuſtand des Gegenwärtigen ankündigen, die Euch nöthigen, Eure Erwartungen auszudehnen, und Euern Bemühungen ein entfernteres höheres Ziel zu ſetzen; fanget an, Euern Geiſt zu wecken und zu nähren mit den Vorſtellungen, wodurch die Religion uns über das Gegenwärtige emporheben will, und fraget Euch ernſtlich, ob irgend etwas, womit der Augenblick Euch ſchmeichelt und entzückt, mit ihnen verdiene in Vergleichung gebracht zu werden. Je weiter die herrſchende Denkart uns von dem entfernt, was der Apoſtel im Texte verlangt: deſto mehr thut es Noth, daß wir ſeiner Forderung Gehör geben; denn gerade für unſer Zeitalter iſt ſie von der äußerſten Wichtigkeit. Das iſt es, was ich jetzt noch darthun muß.

2.

Es iſt wichtig, daß wir der Forderung des Textes Gehör geben, zuvörderſt, um die Ehre der menſchlichen Natur, in einem Zeitalter, wo ſich ſo vieles zu ihrer Herabſetzung vereinigt, zu retten. Daß dieſe Ehre behauptet werde, daran muß uns alles gelegen ſeyn; davon hängt unſer Selbſtgefühl, davon hangen alle unſre Anſprüche und unſre Erwartungen ab. Die Beſchaffenheit unſrer Natur muß Achtung erwecken, wenn man uns Rechte zugeſtehen, wenn man uns mit Schonung behandeln ſoll. Wir können uns über keinen Druck und keine Mißhandlung beſchweren, wenn wir nichts wehrt ſind. Es fehlt uns an Kraft und Antrieb, etwas Großes zu leiſten, wenn uns nicht das Gefühl unſerer Würde beſeelt. Wir müſſen dem Mißgeſchicke unterliegen, wenn dieſes Gefühl uns nicht aufrecht erhält. Wenn wir an uns ſelbſt verzweifeln: dann haben wir alles verloren. Aber wie wird der Ehre der menſchlichen Natur jetzt Hohn geſprochen! Sehen wir nicht Tauſende ſie an ſich ſelbſt vernichten, ſehen wir nicht Tauſende einer Behandlung unterworfen, die ſie vernunftloſen Geſchöpfen gleich- oder gar unter dieſelben herabſetzt. Was ſollen wir ſagen von der Würde des Menſchen, wenn ſie ſich ſelbſt zu elenden Sclaven ihrer Lüſte erniedrigen, wenn ſie um einen verächtlichen Preis ſich feil biethen, wenn ſie von thieriſchen Begierden ſich ganz beherrſchen laſſen, und in der Sättigung derſelben ſich das ſchamloſeſte Betragen erlauben, wenn ſie auf ihren edelſten Vorzug, die Freyheit des Willens, ſelbſt Verzicht leiſten, und ſich blinden Antrieben dahin geben, wenn überall Grundſätze verbreitet werden, die der menſchlichen Natur ihre herrlichſten Vorzüge abſtreiten, und ein bloß ſinnliches Leben als das allein rechte anpreiſen? Was ſollen wir ſagen von der Würde des Menſchen, wenn die Gewalt mit dem Schickſale und dem Leben von Tauſenden umgeht, als wenn es nur ein Spielwerk wäre, wenn Tauſende für nichts da zu ſeyn ſcheinen, als dem Ehrgeitze und der Willkühr weniger zu dienen, und an dieſen Dienſt ſelbſt ihr Blut zu ſetzen, wenn zermalmendes Elend Einen nach dem Andern ergreift, wenn feindſelige Umſtände, in wildem Zuſammentreffen, über alles Verderben verbreiten, wenn die Armuth verſchmachtet neben dem ſchwelgenden Reichthum, wenn die Ueppigkeit und der Aufwand Einzelner die Uebrigen zu harten Anſtrengungen und bittrer Noth verurtheilt? Wahrlich, m. Br., da wird es uns ſchwer, groß von der menſchlichen Natur zu denken; da wird es uns ſchwer, in den Menſchen Geſchöpfe zu erkennen, die auf Auszeichnung Anſpruch machen können; da verſchwindet der Glanz ihrer Vorzüge vor der Dunkelheit ihres Zuſtandes, vor der Schmach, die ſie bedeckt. Was ſoll, was kann hier die Ehre unſrer Natur retten? Etwa die Fähigkeiten derſelben, die ſo oft und ſo ſchändlich gemißbraucht werden? Etwa die Thaten, wodurch Einzelne groß ſind, um die andern deſto mehr zu verdunkeln? Etwa die Macht, die Einzelne umgibt, damit die anderen ihre Knechte ſeyen? Etwa die Geſchicklichkeiten, die Künſte, die Erfindungen, die im Dienſte der Sinnlichkeit ſtehen? Nein, was die Ehre unſrer Natur rechtfertigen ſoll, das muß aus derſelben hervorgehen; es muß das allgemeine Eigenthum derſelben, es muß jedem erreichbar ſeyn; es muß eine innere Erhabenheit beſitzen, die durch keine äußerliche Umſtände vermindert werden kann; mit Einem Worte, es muß vom Geiſte kommen, es muß die Macht des Geiſtes verkündigen. Wo der Geiſt ſich erhebt, ſich behauptet und das Vollkommene zu erlangen bemüht iſt: da mag ſich alles zu unſrer Herabwürdigung vereinigen; nichts iſt im Stande den Adel unſrer Natur zu verdunkeln, Menſchen voll Geiſtes, denen das Leben der Wahrheit ſich mitgetheilt, die es mit frommen Gefühlen erfüllt hat, die, hochgeſinnt, das Gemeine verachten, und dem Vortrefflichen raſtlos nachſtreben, in denen der Friede des Himmels und die Hoffnung des Beſſern wohnt: — dieſe Menſchen mag man mißhandeln, wie man will; ihr Gemüth ehrt ſie und die menſchliche Natur; auch in den verderbteſten und unglücklichſten Zeiten bezeugt ihr Daſeyn die Würde derſelben.

Wo die Forderung des Textes beherzigt wird: *da gewinnen, zweytens, alle ehrwürdigen und beglückenden Verhältniſſe des menſchlichen Daſeyns neues Leben*; und auch in dieſer Hinſicht iſt jene Forderung für unſer Zeitalter von großer Wichtigkeit. Wo der Eigennutz volle Gewalt hat, wo jeder bloß für ſeinen Vortheil eingenommen iſt, und von ſich ſtößt, was dieſen nicht begünſtigt, anfeindet, was ihm hinderlich iſt: da werden die edeln Verbindungen immer ſeltener, die den Namen der echten Freundſchaft verdienen. Menſchen voll Geiſtes, erhaben über die Beſtrebungen des Eigennutzes, befeuert für alles, was herrlich iſt, müſſen auftreten und einander die Hand reichen, damit die Welt Bündniſſe ſehe, die nicht der Vortheil — die das Herz geſchloſſen hat. Das eheliche Verhältniß verliert in einem Zeitalter, wo die Sinnlichkeit das Regiment führt, immer mehr von ſeiner Heiligkeit und von ſeiner Glückſeligkeit; es muß ſich gefallen laſſen, den gemeinſten Zwecken untergeordnet zu werden, und kann nicht verhüthen, daß immer wenigere ſich entſchließen, in daſſelbe zu treten, und immer mehrere daſſelbe ſchnell wieder auflöſen. Soll dieſes Verhältniß inniger Verein der Gemüther und des ganzen Daſeyns werden; ſoll Zärtlichkeit daſſelbe beſeelen, Treue es ſchmücken; ſoll ſich ſein Anſehen und ſein Einfluß auf Beglückung und Veredlung des Herzens wieder herſtellen: dann müſſen Menſchen, die voll Geiſtes ſind, einander eine reine und herzliche Liebe weihen, durch die Macht ihres geiſtigen Lebens einander anziehen und beſeligen, und durch ihr Beyſpiel den Sinn für inniges Hingeben und feſtes Zuſammenhalten wecken und beleben. Der Geiſt der Zeit iſt bemüht die Gemüther der Eltern und der Kinder von einander zu entfernen, dort die väterliche und mütterliche Liebe, die Empfänglichkeit für Vater- und Mutterfreuden zu unterdrücken, hier kindliche Dankbarkeit und kindlicher Gehorſam zu vernichten. Aber bey Vätern und Müttern, die voll Geiſtes ſind, vermag er nichts; die lebendigſten und ſanfteſten Gefühle lenken ſie zu ihren Kindern hin, und öffnen ihnen die Herzen der Kinder; der Eifer und die Gewiſſenhaftigkeit, womit ſie die Erziehung derſelben beſorgen, ſichert ihnen die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Der Geiſt der Zeit arbeitet daran, das geſellſchaftliche Leben bald gehaltloſer, bald roher und gemeiner, bald unzuverläſſiger und läſtiger zu machen. Menſchen, die voll Geiſtes ſind, müſſen ihm eine beßre

Stimmung und eine edlere Richtung geben. Wo ſie erſcheinen da nähern ſich die Gemüther freundlich, da knüpft ſich das Getrennte an einander, da wird die Unterhaltung lehrreich und angenehm, da werden keine rohen Zeitvertreibe geduldet, da finden nach und nach alle geſelligen Tugenden Eingang. Der Geiſt der Zeit macht alle Geſchäfte dem Eigennutze unterthan; er verbreitet überall mühevolles Treiben, knechtiſchen Zwang, ängſtliche quälende Anſtrengungen. Aber ein freyes und fröhliches Wirken, eine Geſchäftigkeit, welche die Pflicht leitet und Luſt beſeelt, ein entfeſſeltes Streben, eine Regſamkeit, die jeder mit Wohlgefallen betrachtet, und die ſich durch die ſchönſten Früchte belohnt, trifft man unter den Menſchen an, die voll Geiſtes ſind. Der Geiſt der Zeit möchte alle Freuden in berauſchende Genüſſe verwandeln, die, ſo bald ſie entflohen ſind, Leerheit, Reue und ſchmerzliches Entbehren zurück laſſen. Menſchen, die voll Geiſtes ſind, wiſſen alle ihre Genüſſe zu vergeiſtigen, und ihnen dadurch mehr Würde, höhern Reitz, und längere Dauer zu verſchaffen. Sie müſſen dem Zeitalter den Sinn für das feinere und edlere Vergnügen bewahren; ſie müſſen ihn wecken, wo er erſtorben iſt. Sollen die Bündniſſe der Freundſchaft und Liebe nicht verſchwinden, ſollen Geſelligkeit, Thätigkeit und Lebensgenuß nicht ihren Wehrt einbüßen, und zu elender Gemeinheit herabſinken: dann müſſen Menſchen unter uns leben, die voll Geiſtes ſind. Möchte es unſer Ehrgeitz ſeyn, die Beſchützer dieſer Heiligthümer zu werden.

Je mehr die Aufforderung des Apoſtels im Texte Gehör findet: deſto mehr wird, drittens, geholfen werden, wo Hülfe nöthig und möglich iſt — ein Umſtand, der ihr wieder für unſre Zeit ein großes Gewicht gibt. Zeiten vielfacher Noth, zahlreicher, dringender Bedürfniſſe haben wir erlebt. Wohin wir uns wenden: da treffen wir Elend an, das ſchleunige und nachdrückliche Hülfe verlangt. Je mehr Reichthümer und Pracht ſich um Einzelne anhäufen; deſto größer wird die Anzahl der Dürftigen, denen oft das Unentbehrlichſte fehlt. Je mehr alle Gewerbe ſich vervollkommnen und der Kunſtfleiß ſteigt; deſto leichter ereignet es ſich, daß unter bedrängten Umſtänden ganze Klaſſen von Menſchen ohne Beſchäftigung ſind. Je mehr alles verfeinert und in die Höhe getrieben wird: deſto mehr muß auch geſchehen, damit nicht Zahlloſe dadurch in Unglück gerathen. Daß die Sitten unſrer Tage verderbt ſind, daß die Verführung überall ihre Künſte übt, daß öffentliche böſe Beyſpiele überall ſchädliche Eindrücke machen, daß Geſellſchaften und Schriften mit einander wetteifern, den Verſtand irre zu leiten, und die Herzen zu vergiften: wer kann das läugnen! Was ſoll aber daraus werden, wenn dem nicht kräftig entgegen gearbeitet wird, wenn nicht ſtrenge Wachſamkeit die Jugend behüthet, wenn nicht zweckmäßige Anſtalten ihre Erziehung beſorgen, und ſie ſchon frühe gegen das Verderben waffnen, wenn nichts geſchieht, um das ſittliche und religiöſe Gefühl der Erwachſenen zu beleben? Und, geſetzt man wollte auch zugeben, daß unſre Zeit ſich darin von andern Zeiten wenig oder gar nicht unterſcheide: ſo hat dieſelbe doch Gebrechen, die man ſonſt nicht kannte, aufgedeckt, und auf die Mittel, ihnen abzuhelfen aufmerkſam gemacht. Wir kennen die Quellen vieles Elendes; wir wiſſen was geſchehen muß, ſie zu verſtopfen. In mancherley nützlichen Einrichtungen ſind glückliche Anfänge gemacht, die fortgeführt werden müſſen, damit diejenigen, in welchen einmal Bedürfniſſe geweckt ſind, nicht unglücklicher werden, als ſie auf einer mindern Stufe der Ausbildung und Verfeinerung ſeyn konnten. Woher ſollen wir nun dieſe Hülfe erwarten! Doch nicht von denen, die ſich zu nichts berufen glauben, als für ſich ſelbſt zu ſorgen, und ſich angenehme Genüſſe zu verſchaffen? Doch nicht von denen, die in träger Gemächlichkeit alles gehen laſſen, wie es kann, die nie einen Schritt über das Hergebrachte hinaus thun mögen? Doch nicht von denen, die alles auf ihren Vortheil berechnen, und ruhig zu Grunde gehen laſſen, was ihnen nichts einträgt! Doch nicht von denen, die an Vorurtheilen kleben, und nicht weiter ſehen, als es die täglichen Angelegenheiten des Lebens verlangen? Doch nicht von denen, die ſich, mit ihrem Denken und Thun, bloß auf das Gegenwärtige beſchränken, und nie einen ernſten Blick in die Zukunft wagen! Nein, von Menſchen, die das Licht der Wahrheit erleuchtet, die das Leben der Wahrheit ergriffen hat, die, was am meiſten Noth iſt, klar und richtig erkennen, denen das Eine, worauf alles hingelenkt werden muß, immer vorſchwebt, denen heilige Gefühle das Herz erwärmen, die an dem Schickſale ihrer Brüder innigen Antheil nehmen, die uneigennützige Liebe, brennender Eifer für das Gute beſeelt, die Muth beſitzen, etwas zu beginnen, und Kraft, auszudauern, denen die Hoffnung das Herz erhebt. Ihr ſeyd es, Menſchen voll Geiſtes, nach welchen wir uns umſehen, von denen wir Rettung und Verbeſſerung unſers Zuſtandes erwarten. Wo Hülfe möglich iſt; da könnet, da wollt Ihr helfen. An Euch wenden wir uns, wenn die Noth der Zeit uns drängt, wenn ihre Bedürfniſſe dringend werden. Möchten Eurer nur recht viele ſeyn. Möchten in allen der Trieb ſich regen, nach Euch ſich zu bilden.

Aber unſre Zeiten werden von Uebeln gedrückt, von welchen menſchliche Hülfe wenigſtens fürs Erſte uns nicht befreyen kann: denn was vermögten wohl Einzelne gegen die ſtürmiſchen Bewegungen, welche die Welt erſchüttern und gegen das Unglück, das davon unzertrennlich iſt? Es iſt überflüſſig, daß ich ſie nahmhaft mache die zahlreichen Beſchwerden, die wir alle mehr oder weniger empfinden, ohne daß wir vermögend ſind, ſie abzuwenden, oder zu erleichtern. Hier bleibt uns nichts übrig, als mit Hochſinn zu dulden. Das können aber nur Menſchen welche voll Geiſtes ſind. Sie beurtheilen, was ihnen begegnet, nicht nach dem äußerlichen Scheine, nicht nach den Vorſpiegelungen der Einbildungskraft, ſondern mit reifer Ueberlegung und nach richtigen Grundſätzen. Sie ſind mit den

Wahrheiten bekannt, welche das Gemüth ſtärken und erheitern. Sie wiſſen ſich, durch Beſchäftigung des Verſtandes, wohlthätig zu zerſtreuen. Sie empfangen überall Eindrücke, welche dem Herzen wohl thun. In ihnen iſt Zuverſicht und Freudigkeit zu Gott. Ihre Andacht ſchwingt ſich über die Welt empor. Sie haben immer das Gute gewollt, und redlich das Ihrige gethan; das tröſtet ſie. Der Friede des Himmels wohnt in ihrer Bruſt; ihnen fließen allenthalben Quellen der Freuden. Ihnen thut eine reiche Zukunft ſich auf, wenn die Gegenwart nichts als Angſt und Noth hat. Sie erwarten ihre Hülfe von dem, der allmächtig und ewig gütig iſt. Sie wiſſen, daß die Tage ihrer Wallfahrt kurz ſind, daß ihre Prüfungen ſchnell vorüber gehen, und daß dort kein Feind mehr ſeyn wird und kein Schmerz. Ihnen gehört die Ewigkeit an; darum ſind ihnen leicht die Leiden der Zeit. Glückliche Menſchen, die Ihr Euch in einem Zuſtande befindet, was ſich auch um Euch her ereignen mag, was Ihr auch an Euch ſelbſt erlebet: Ihr ſeyd getroſt und ertraget alles mit ſtarker Seele. In der unglücksvollen Zeit ruft Ihr mit dem Apoſtel aus: wir haben allenthalben Trübſal, aber wir ängſten uns nicht, uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. Laſſet uns ſtreben, daß wir uns zu dieſen Glücklichen zählen dürfen, die ſich auch der Trübſale rühmen. Das ſey der Segen, dieſer feſtlichen Tage an uns. Mit dieſer Entſchließung wollen wir aus einander gehen. Uns ſoll man nicht der Trägheit und Fühlloſigkeit anklagen. Uns

Uns ſoll man nicht Sclaven der Sinnlichkeit und des Eigennutzes nennen. Uns ſoll nicht genügen, was nur Augenblicke ergötzt. Wir wollen es mit der That beweiſen, daß ein unſterblicher Geiſt in uns wohnt, und daß wir nicht unwürdig das Feſt des Geiſtes feyern. Chriſten wir ſind theuer erkauft, wir ſind dem Herren geweiht, unſer Beruf iſt Vollkommenheit, unſre Hoffnung ewiges Leben. Das werde ſtäts von uns beherzigt, damit wir nicht umſonſt die erhabenſte Verheißung empfangen haben. Uns ſey der Geiſt das Pfand des himmliſchen Erbes. Der Herr aber, der das gute Werk in uns anfing, wolle uns ſtärken und immer weiter führen, bis unſer Aufenthalt auf Erden geendigt iſt. Amen.

XX.

Das Erntefeſt ein Feſt der Menſchenliebe.

Gebeth am Altare.

Im Gefühl deiner unausſprechlichen Güte bethen wir heute dich an, ewiger Vater der Menſchen. Gott, wie liebſt du uns, wie ſorgſt du für uns, wie erfreuſt du uns! die Natur iſt voll deines Segens. Auf den Feldern prangen deine herrlichen Gaben, und wohin wir uns wenden, finden wir, was uns nähren und beglücken ſoll. Viel ſind unſrer Bedürfniſſe aber für alle ſind Mittel der Befriedigung, der ſüßen erquickenden Befriedigung vorhanden. Du thuſt deine milde Hand auf, und kleideſt und ſättigeſt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Weit mehr als wir bedürfen, auch des Lebens Bequemlichkeiten und angenehme Genüſſe haſt du uns bereitet. Du kröneſt das

Jahr mit deinem Gute, und ſpeiſeſt deine Kinder an den Tafeln des Ueberfluſſes. Du haſt uns in dieſem Jahre wieder väterlich bedacht. Unſre Beſorgniſſe ſind beſchämt, unſre Erwartungen übertroffen, unſer Vertrauen iſt geſtärkt. Reichlich hat der Landmann in ſeine Scheunen geſammelt. Welche leichtſinnige, welche gedankenloſe Menſchen wären wir, wenn unſre Freude nicht überginge in dankbare Rührung, wenn wir nicht mit bewegten Herzen an dich dächten, von dem alles herrührt, der uns durch alles von ſeiner Liebe verſichert. Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Beglückte und Elende warten auf dich. Wir alle leben von den Schätzen, die deine Hand ausſpendet. Für uns alle bekleideſt du die Natur mit Blumen und Früchten. Unſre Arbeiten und unſre Reichthümer helfen uns nichts, wenn du nicht Regen und Sonnenſchein zur rechten Zeit giebſt, wenn du nicht wachſen und ernten läſſeſt. Nein, wir wollen dich, freundlicher Geber, nicht vergeſſen, wenn wir deine Gaben genießen. Wir wollen ſie nie in üppiger Schwelgerey mißbrauchen. Stäts ſollen ſie uns Stärkung und Antrieb ſeyn, williger und beſſer unſre Pflicht zu thun.

Auch unſern Brüdern öffne ſich heute in Liebe unſer Herz. Wir ſind alle, Herr, deine Kinder. Allen läſſeſt du deine Sonne ſcheinen; für alle fällt befruchtender Regen auf das Land. Möchten wir es denn auch alle gut und treu mit einander meynen. Möchte ſich in uns allen der edle Trieb des Wohlthuns mächtig regen, und weit umher ſeine Segnungen ausbreiten. Möchten wir heute, die, welche uns zugethan ſind, inniger umſchließen, die, welche uns ferne ſtehen, näher an uns ziehen. Möchte Vergebung ſich finden in unſerm Herzen für die, die uns beleidigten. Möchten wir, wenn Herr dein großer Erntetag kommt, einſammeln von reichlicher Ausſat. Amen.

……………

Es iſt, m. Z., einer der wichtigſten Vorzüge der Religion, zu welcher wir uns bekennen, daß ſie eine ſo glückliche und genaue Vereinigung ſtiftet zwiſchen unſern Geſinnungen gegen Gott und zwiſchen unſern Geſinnungen und unſerm Verhalten gegen die Menſchen, unſre. Brüder. Dieſe Vereinigung iſt der Geiſt des Evangeliums. Unter ſie ſind ſeine Gebethe gefaßt; durch ſie will es die menſchliche Natur veredeln; auf ſie muß alles ſich gründen, was auf den Namen chriſtlicher Tugend Anſpruch macht. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menſchen ſollen einander wecken, beleben, und unzertrennlich begleiten. Liebe zu Gott iſt die heilige Flamme, die das Herz zur echten Bruderliebe erwärmt. Das Gemüth, welches von ihr erfüllt iſt, kann nicht ohne fromme und wohlwollende Regungen gegen die Menſchen bleiben, die Gottes Kinder ſind. Es gibt nur Eine Liebe, und dieſe umfaßt alles, was mit dem Geliebten in Verbindung ſteht, was ihm ähnlich iſt, und ſich durch Vortrefflichkeit auszeichnet. So jemand ſpricht ich liebe Gott, ſagt Johannes, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner; er iſt es ſchon dann, wenn ihm ſein Bruder gleichgültig bleibt. Wer die Menſchen wahrhaft liebt, in dem iſt auch Gefühl für Gott, ob er es gleich ſelbſt nicht dafür erkännte. Wenn die Liebe zu Gott die unregelmäßige Selbſtliebe bezwungen, und die Liebe gegen die Menſchen Platz gemacht hat: dann führt dieſe Liebe gegen die Menſchen unaufhörlich zu Gott zurück, der ihr Vater iſt, damit ſie ſeiner ſich freuen, nnd in Gedanken an ihn ſich ſtärken. Gottesliebe ohne Menſchenliebe und Liebe zu den Menſchen ohne Liebe zu Gott ſind bloße Gefühle der Sinnlichkeit, die uns keinen ſittlichen und religiöſen Wehrt geben.

An dieſe Vereinigung erinnert uns auch das heutige Feſt. Wir können den Betrachtungen nicht nachgehen, zu welchen es uns veranlaßt, ohne daß ſich unſre Blicke gen Himmel richten, und auch wieder auf der Menſchenwelt verweilen. Wir können uns den Empfindungen nicht überlaſſen, die es in uns weckt, ohne daß unſer Herz ſich emporgehoben fühle zu Gott und hingezogen zu unſern Brüdern. Alles ruft uns hier zu: liebe, o Menſch, den Gott, der dich nährt und erfreut — und mit derſelben Stimme: vergiß nicht durch welche Bande du an die Menſchheit geknüpft biſt. Es iſt zugleich ein Feſt der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menſchen, was wir heute feyern. Das Erſte leidet gar keinen Zweifel. Gott hat uns geſegnet. Er hat uns von neuem gezeigt, wie gütig er iſt, welche Liebe er insbeſondre gegen uns beſitzt, und welche Mittel zu erfreuen ihm zu Gebothe ſtehen. Mit frohem Erſtaunen müſſen wir daran denken, was er uns einſt ſeyn, wie er uns einſt beſeligen wird, wenn wir ernſtlich ſtreben, ihm ähnlich zu werden, und uns durch Wohlverhalten ſeines Beyfalls wehrt machen. Und das ſollte ihm nicht unſer Herz gewinnen, das ſollte nicht unſre Gefühle für ihn beleben, und jede fromme Geſinnung in uns ſtärken? Hieraus folgt aber nothwendig das Zweyte, nämlich: **daß wir das heutige Feſt auch als ein Feſt der Menſchenliebe betrachten müſſen.** Es iſt der Mühe wehrt, daß wir es als ein ſolches näher ins Auge faſſen. Wie reich an wohlthätigen Eindrücken, wie fruchtbar für unſer inneres Leben, wie geſegnet für alle, auf die wir Einfluß haben, würde es werden, wenn es aus dieſem Geſichtspunkte ganz von uns gefaßt würde, wenn es in dieſer Geſtalt auf unſer Herz wirkte!

Text.

Math. 5 v. 45.

Auf daß ihr Kinder ſeyd euers Vaters im Himmel. Denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

An die alles umfaſſende Liebe Gottes erinnert der Erlöſer in den vorgeleſenen Worten, um die Menſchen zu ermuntern, daß ſie eine gleiche Geſinnung annähmen, und dadurch wehrt würden, Kinder Gottes zu heißen. An dieſe alles umfaſſende Liebe Gottes erinnert uns auch das gegenwärtige Feſt. Wollen wir es als Menſchen, denen die Liebe Gottes das Herz bewegt, wollen wir es als Kinder des Ewigen feyern: dann muß es uns ein *Feſt der Menſchenliebe werden*. Dazu weihe es die gegenwärtige Betrachtung.

Laſſet uns 1. *überlegen, warum uns das Feſt der Ernte ein Feſt der Menſchenliebe ſeyn muß*, und
2. *ſehen, wie es als ſolches von uns gefeyert werden ſoll.*

I.

Daß das Erntefeſt ein Feſt der Menſchenliebe genannt zu werden verdiene, davon überzeugen wir uns, zuvörderſt, wenn wir erwägen, daß es ein Freudenfeſt iſt. Wer wollte ſich nicht freuen an einem Tage, der beſtimmt iſt, uns an alle das Gute, was das Jahr gebracht hat, und was jetzt unſre Vorrathskammern füllt, zu erinnern! Welch ein Reichthum und welch eine Mannigfaltigkeit von Gaben haben wir empfangen! Sie verſprechen uns nicht bloß Befriedigung unſrer Bedürfniſſe, ſondern auch ſtärkende Genüſſe. Welcher Beſorgniſſe ſind wir jetzt überhoben! Wie ruhig ſehen wir jetzt den Wintertagen entgegen, die uns in den glücklichen Kreis der Unſrigen einſchließen, die uns mit dem Ueberfluſſe, den der Sommer gebracht hat, erfreuen werden! Die anhaltend kalte und naſſe Witterung dieſes Sommers ließ uns oft eine traurige Ernte und großen Mangel fürchten. Der Arme dachte oft traurig, daß wohl für ihn wenig oder nichts wachſen werde. Aber auch dieſes Jahr hat der Herr die Ernte treulich behütet. Wir haben alle Urſache, zufrieden zu ſeyn mit dem, was die Erde getragen hat, und dürfen ſo gar noch auf einen geringern Preis der Lebensbedürfniſſe hoffen. Denke keiner, da ſey etwas, worüber der Landmann und höchſtens der Arme ſich freuen könne. Nein, für uns alle, in welchem Stande wir leben, und von welchen Geſchäften wir uns ernähren, iſt das Feſt der Ernte ein Feſt der Freude. Was hilft uns unſer Gold, wenn nichts dafür zu haben iſt? Erhält nicht jeder Erwerb erſt dadurch größten Theils ſeinen Wehrt, daß man Früchte der Erde gegen ihn eintauſchen kann? Welches Elend würde entſtehen, und ſich über alles verbreiten, wenn einmal die Natur ihren mütterlichen Schooß verſchlöſſe, und uns ein Jahr leer ausgehen ließe! O, ein jeder unter uns, der nicht ganz in thieriſchem Stumpfſinne lebt, muß heute ſich freuen. Es iſt nicht eine bloß ſinnliche Freude, nicht bloß Freude über Eſſen und Trinken und was ſonſt zum Unterhalt des Körpers gehört, wozu wir heute veranlaßt werden; es iſt auch Freude über die Erleichterung, welche der Segen des Feldes ſo vielen unſrer Brüder bringen wird, die den harten Druck der Zeit lange gefühlt haben; es iſt Freude darüber das der Hungrige ſich wieder ſättigen kann, und daß ſchwere Sorgenlaſten von Vater- und Mutterherzen hinweg gehoben werden; es iſt Freude über das Leben und die Thätigkeit welche der Reichthum des Jahres allenthalben hervorbringen wird; es iſt Freude über die Unterſtützung, welche die Erfüllung aller Pflichten dadurch erhält; es iſt Freude über die Güte des Vaters aller Menſchen, die ſich uns in ſeinen Segnungen zu erkennen gibt, über die Hoffnungen, die wir zu ihm faſſen dürfen. Mit Recht nennen wir das heutige Feſt ein Feſt der Freude; aber eben darum auch ein Feſt der Menſchenliebe. Die echte Freude geht immer von ſelbſt in Liebe über. Wer wahrhaft froh iſt, der kann nicht haſſen, nicht zörnen, nicht ſelbſtſüchtig nicht gleichgültig ſeyn. In der Freude ſind ſelbſt harte Menſchen weich. In der Freude öffnet ſich das Herz zur ſanften Theilnehmung. In der Freude wünſcht man ſeine glückliche Stimmung allen mitzutheilen, jedes kranke Herz zu heilen, jedes traurige Angeſicht zu erheitern; da kann man nicht unbewegt, nicht ohne zu helfen bey fremder Noth vorüber gehen. Wenn die Freude unſer Herz erweitert hat: dann vergeſſen wir, was ſonſt unſrer Annäherung an andre im Wege ſteht; wir vergeſſen die hohe Meynung, die wir von uns ſelbſt haben; wir vergeſſen empfangene Beleidigungen; wir vergeſſen, daß die Verdienſte und die Vorzüge andrer uns verdunkeln. Und wer wäre wohl im Stande, in der Freude jemand zu kränken, oder ſich zu rächen am Feinde? Wir dürfen nur den natürlichen Bewegungen unſers Herzens folgen, damit uns das Feſt der Ernte ein Feſt der Menſchenliebe ſey.

Wir haben noch mehr Veranlaſſung, es als ein ſolches zu betrachten, wenn wir, *zweytens*, *jene Bewegungen durch den Gedanken an Gott heiligen*. Dazu fühlen Chriſten ſich nicht nur verpflichtet, ſondern auch durch ihren Verſtand und durch ihr Herz angetrieben. Gott iſt der Urheber unſrer Freude. Er gibt der Erde die Kraft, ihre köſtlichen Früchte hervorzubringen. Er ſendet Regen und Sonnenſchein zur rechten Zeit. Er entfernt von unſern Saten die Verheerung. Er verleiht Geſundheit und Gedeihen zur Arbeit. Er erhält Frieden und Ordnung im Lande. Wie wir von ihm alles erwarten müſſen: ſo müſſen wir von ihm alles herleiten, was wir empfangen. Doch für Chriſten bedarf es kaum dieſer Ueberlegung. Die Freude erhebt ihr Herz von ſelbſt zu Gott. Es iſt ihnen Bedürfniß, alles mit den Gedanken an ihn in Verbindung zu bringen, alle ihre Empfindungen ihm mitzutheilen, ihre Freude über angenehme Ereigniſſe in Freude über Gott zu verwandeln. Die Welt iſt zu enge für ihr volles Gemüth; darum wendet es ſich gen Himmel. Von Chriſten kann man erwarten, daß ein Feſt wie das heutige die lebhafteſten Regungen eines frohen Dankes erwecke, daß es ihre Liebe gegen Gott vermehre, daß es das Beſtreben, ſich Gott wohlgefällig zu machen befeure. Wir ſchätzen die Wohlthaten Gottes nicht, wie es ſich gebührt; es fehlt uns an dem religiöſen Sinne, den man nicht bey uns vermiſſen ſollte: wenn man heute nicht die wärmſten Empfindungen für Gott bey uns antrifft. Womit wollen wir es aber beweiſen, daß Liebe zu Gott uns beſeelt, wenn ſie ſich nicht in thätiger Liebe zu den Menſchen offenbart? Ihm ſelbſt können wir nichts vergelten: denn ihm gehört ja alles. Aber an ſeine Kinder hat er uns gewieſen, die unſre Brüder ſind. Das iſt der Dank, den er von uns fordert, daß wir ihnen mit liebevollen Herzen wohl thun. Wie können wir uns rühmen, daß wir ihn hochſchätzen, wenn wir uns um diejenigen nicht bekümmern, die Gott auszeichnet, mit denen er ſo große Abſichten hat, wenn wir ſie wohl gar haſſen und anfeinden. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menſchen ſollen bey uns in einander fließen; ſie ſollen ſich durch einander gegenſeitig bewähren. Wie können wir uns denn rühmen, daß wir das Feſt der Freude mit frommen Sinne feyern; wenn nicht Liebe zu den Menſchen in unſerm Herzen iſt. Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten. Iſt aber unter dieſen Gebothen Eins umfaſſender und heiliger, als das, du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt? Nicht bloß dafür ſollen wir ein frohes und dankbares Herz haben, daß die Erde uns den Unterhalt und die Genüſſe des Lebens gibt; ſondern auch dafür, daß ſie unſre Brüder, daß ſie das ganze Geſchlecht der Menſchen mit ihren Gaben erfreut, daß die Ernte des Jahres über alles ihre Segnungen verbreitet, daß der Herr allen ſeine Speiſe gibt zu ſeiner Zeit. Iſt es aber nicht ſtrafbare Heucheley, wenn wir dieſen menſchenfreundlichen Dank vorſpiegeln, und doch gegen unſre Mitmenſchen gleichgültig ſind, ihnen entreißen, was ihnen gebührt, ihnen vorenthalten, worauf ſie Anſprüche haben, ſie im Elende laſſen umkommen, wenn wir nicht ihr Wohl wünſchen und befördern, wie das unſrige? Iſt das heutige Feſt ein Feſt Gott geheiligter Gefühle: dann muß es auch ein Feſt der Menſchenliebe ſeyn.

Wir werden davon noch mehr überzeugt, **wenn wir uns, drittens, des Berufes erinnern, Gott ähnlich zu werden, und ihn in ſeinem Wirken nachzuahmen.** Das Wirken Gottes iſt das Wirken der Liebe. Alle ſeine Anſtalten und Einrichtungen ſollen Wohlſeyn befördern. Wie viel Gutes wird uns wirklich zu Theil! Durch wie manche frohe Genüſſe werden wir erheitert! Und was würden wir beſitzen und genießen, wenn wir mehr Empfänglichkeit für das Gute hätten, wenn unſre Unvollkommenheit nicht ſo oft Unannehmlichkeiten nothwendig machte! Dieſe Geſinnungen, dieſes Wirken Gottes bezeugt uns vorzüglich der heutige Tag, das Andenken an die Wohlthaten, die wir wieder ſo zahlreich und ſo mannichfaltig empfangen haben. Allen ſeinen Kindern hat der ewige Vater ſeine reichen Vorrathskammern geöffnet, alles hat er erfüllt mit Speiſe und Freude. Nichts ſchließt er von ſeiner Liebe aus, ſelbſt diejenigen nicht, die ihn vergeſſen, die ihm nie danken, die ſeine Gaben ruchlos verbringen, die ihm feind ſind, und ſeinen Abſichten entgegen handeln. Ueber Gute und Böſe hat er ſeine Sonne laſſen aufgehen, und regnen über Gerechte und Ungerechte. Seine Schuld iſt es nicht, es iſt die Schuld der Trägheit und des Leichtſinnes oder des Eigennuzes und der Unbarmherzigkeit der Menſchen, wenn eins ſeiner Geſchöpfe Noth leidet. Wenn manche weniger bekommen, als ſie bedürfen, ſo ſind ſie dafür an den Ueberfluß und das brüderliche Wohlwollen der reicher Begabten gewieſen. Und wehe dieſen, wenn ſie die Regungen des Mitleidens und der Billigkeit unterdrücken, wenn ſie ſich einbilden, nach Willkühr mit dem handeln zu können, was nicht ihr Eigenthum, was nur ihrer Verwaltung anvertraut iſt, und worüber ſie einſt Rechenſchaft ablegen ſollen. Wollen wir Gott ähnlich werden: dann muß uns das Feſt, das uns die rührendſten Beweiſe der Liebe Gottes vor die Augen legt ein Feſt der Menſchenliebe werden; dann müſſen wir uns heute vorzüglich angetrieben fühlen, Segen unter unſern Brüdern zu verbreiten, und mit unſrer Liebe alles zu umfaſſen was Menſch heißt. Kann es uns überzeugender dargethan werden, daß dieſe Liebe der Wille Gottes iſt, als wenn wir ihn ſelbſt liebevoll beſchäftigt ſehen? Kann ſich uns das Herrliche der Liebe deutlicher offenbaren, als wenn wir das Muſter Gottes vor uns haben? Kann die Liebe ſich leichter unſers Herzens bemächtigen, als wenn die Liebe Gottes dieſes Herz bewegt und zur heiligen Freude geſtimmt hat? Kinder Gottes können wir nicht ſeyn, ohne allgemeine Menſchenliebe. Das iſt die Behauptung des Textes, das wird uns durch den Zweck dieſes Feſtes beſtätigt. Nur für Euch iſt dieſes Feſt kein Feſt der Liebe, die Ihr Euch von Gott losſagt, die Ihr die Hand des Allmächtigen in den Werken der Natur nicht erkennt, die Ihr es nicht für etwas Großes achtet, mit Gott Gemeinſchaft zu haben, die Ihr von keiner andern Regel wiſſen wollt, als von der, die Euch Euer eignes Wohlgefallen gibt; aber zu Euch kann auch überhaupt von höhern Dingen nicht geredet werden.

Das Feſt der Ernte verdient, viertens, ein Feſt der Liebe zu heißen, weil es uns an das genaue Verhältniß einnert, worin wir als Menſchen mit einander ſtehen. Kein Stand kann des andern, kein Menſch kann des andern entbehren. Einer muß den andern unterſtützen, und ihm in die Hände arbeiten, damit alle Bedürfniſſe leicht und glücklich befriedigt werden. Die Meiſten unter uns haben ſelbſt nicht geſäet und nicht geerntet, und ſie leben doch von dem, was gewachſen iſt. Andre haben ihre Stelle vertreten, und ſie würden verhungern müſſen, wenn dieſe ihnen nicht die Früchte ihrer Arbeit zum Tauſche anböthen. Aber würde der Landmann den Acker beſtellen, und die Früchte der Erde einſammeln können, wenn nicht andre die Werkzeuge, die dazu nöthig ſind, für ihn verfertigten, wenn nicht andre ihm dasjenige lieferten, was ſonſt die Nothdurft des Lebens verlangt, wenn ihm nicht ſein Eigenthum ſicher geſtellt würde? Und durch wie viele Hände muß das, was die Natur hervorbringt, erſt gehen, bis wir es genießen können! Welche Zubereitungen ſind erforderlich, um ihm die Annehmlichkeiten zu geben, an die wir gewöhnt ſind! Dieſen vielfachen Zuſammhang der Menſchen, dieſes Ineinandergreifen ihrer Kräfte, dieſen Tauſch ihrer Güter und Dienſte könnten wir wahrnehmen, ohne mit Ehrfurcht auf den Beruf, uns gegenſeitig zu lieben zu merken? Noch mehr, wir haben alle dieſelben wenn ſonſt noch etwas uns vor dem Richter der Welt Werth gibt: ſo iſt es um der Liebe willen, die uns dabey beſeelte. Das könnten wir wiſſen, das könnten wir bedenken, ohne neuen Antrieb zur Liebe? Was wir hier ernten, das ſtillt zwar unſre irdiſchen Bedürfniſſe, aber nicht die großen und ewigen Bedürfniſſe des Geiſtes. Dieſe gehen auf Erden in den meiſten Fällen leer aus. Die Ernte der Zukunft iſt die Sehnſucht und der Troſt des trauernden, des beraubten, des verarmten, des oft tief verwundeten Herzens. Durch Liebe müſſen wir dafür ſorgen, daß ſie uns eine erfreuliche werde. Richten wir unſre Blicke auf ſie: dann wird uns das Feſt der Ernte ein Feſt der Liebe.

2.

Als ein Feſt der Liebe ſoll es aber auch von uns gefeyert werden; und zwar, zuvörderſt, dadurch daß wir überhaupt die Geſinnungen des Wohlwollens in uns wecken und beleben. Unſre Aufmerkſamkeit, die nur zu ſehr gewohnt iſt, ſich auf uns ſelbſt zu beſchränken, muß ſich heute vorzüglich erweitern, und auf die Menſchheit außer uns richten. Daß wir nicht bloß für uns, ſondern auch für unſre Brüder zu ſorgen haben, daß jeder Einzelne dem Geſchlechte angehört, und ganz in dieſer Gemeinſchaft leben, denken und handeln ſoll; das muß uns heute recht fühlbar werden, wo wir uns vor Gott der Wohlthaten freuen, die ſeine Güte allen bereitet hat. An einem Feſte der Menſchenliebe iſt es nothwendig, daß wir unſre Lage, die uns ohnehin immer vorſchwebt, einmal vergeſſen, um die Angelegenheiten unſrer Brüder, ihre Bedürfniſſe, ihr Elend und ihr Wohl zu beachten, um zu erforſchen, welche Anſprüche ſie an uns haben, welche Erleichterungen ſie von uns erwarten, welchen Mängeln wir abhelfen, und was wir ſonſt zu ihrem Beſten thun können. Heute ſollen wir uns daran erinnern, daß noch viel Noth in der Welt iſt, und daß Tauſende ſelbſt das Feſt der Freude nicht anders als mit ſchwerem Herzen feyern können. Heute ſollen wir alles erwägen, was die Geſinnungen des Wohlwollens befördert, und vorzüglich dasjenige, wodurch dieſes Feſt ein Feſt der Menſchenliebe wird, den Dank, wozu uns die Liebe Gottes gegen uns verpflichtet, das erhabene Muſter, was wir an ihm beſitzen, unſre Abhängigkeit von einander, unſre Verwandſchaft mit einander, unſre Verbindung zu Einer großen Gottesfamilie. Aber nicht allein dies; alles, was ſonſt noch den Geiſt ſeinen ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen entreißen, was ihn mit Achtung gegen die menſchliche Natur erfüllen, was ihn zu edelmüthigen Anſtrengungen begeiſtern kann, iſt wehrt ihn heute zu beſchäftigen. Bedenket es heute: die Menſchen, gegen die Ihr oft ſo gleichgültig ſeyd, die Ihr oft nicht anders behandelt, als wären ſie bloß Werkzeuge für Eure Abſichten, ſind göttlichen Geſchlechtes; ein unſterblicher Geiſt beſeelt ſie; ſie beſitzen alle Fähigkeiten, das Große zu erreichen, das Gute wirklich zu machen; ſie haben mit Euch nicht allein gleiche irdiſche, ſondern auch gleiche ewige Bedürfniſſe, dieſelbe Beſtimmung, dieſelben Hoffnungen. Bedenket, daß Liebe der Inbegriff aller Pflichten, das vornehmſte Geboth des Evangeliums iſt. Vergegenwärtigt Euch Jeſum, wie er geliebt, was er aus Liebe geleiſtet, erduldet, aufgeopfert hat. Erinnert Euch, daß Ihr Euch vergebens Chriſten nennt, wenn Ihr nicht liebet, daß Liebe uns allein recht bildet für die zukünftige Welt. Erinnert Euch der Seligkeit, welche die Liebe um ſich her verbreitet und in ſich ſelbſt hat. Prüfet Euch aber auch am Feſte der Liebe, wie Ihr bisher gegen Eure Brüder geſinnet wart, wie Ihr gegen ſie handeltet, damit Ihr beſchämt werdet, und Reue fühlt, wenn Ihr allein der Selbſtſucht dientet, wenn entweder gar keine oder nur ſchwache Regungen für andre in Euerm Herzen waren, damit Beſchämung und Reue Euch zur Sinnesänderung führen. Unterhaltet und belebet heute die Gefühle des Mitleidens, des Erbarmens der Zuneigung und der Zärtlichkeit, die die Freude des Erntefeſtes und die Betrachtungen, auf welche es leitet, in Euch erweckt. Unterdrückt die Empfindungen und Begierden, die Ihr in Euch als Hinderniſſe der Menſchenliebe antreffet. Faſſet heute die Entſchließungen, die Euch in Euerm künftigen Betragen gegen Menſchen leiten ſollen. Beſinnet Euch heute auf die Mittel, die Ihr anwenden wollt, um Euch die Ausführung dieſer Entſchließungen zu erleichtern. An dem Feſte der Menſchenliebe müſſe der ſchöne Sinn wahrer Chriſten in Euch, die Ihr ihn noch nicht habt, gegründet, in Euch aber, die Ihr ihn ſchon beſitzet, lebendiger und wirkſamer gemacht werden. Das iſt das Erſte, womit wir daſſelbe feyern ſollen.

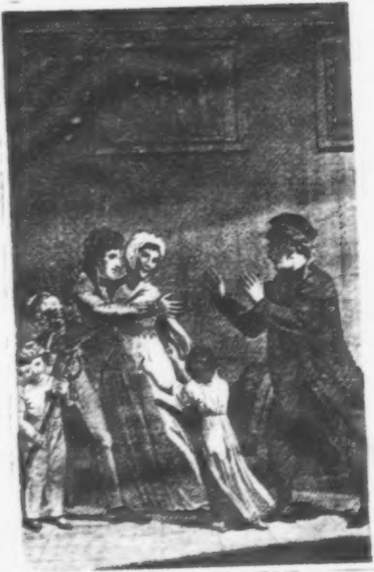
Aber dabey dürfen wir es nicht bewenden laſſen. Wollen wir das Erntefeſt als ein Feſt der

Menſchenliebe feiern: dann müſſen wir es, zweitens, durch thätige Erweiſe unſers Wohlwollens heiligen. Gutes thun ſollen wir an jedem Tage unſers Lebens, und nur den dürfen wir nicht verloren achten, an welchem wir andern nützlich geweſen ſind. Nie wird es uns auch dazu an Gelegenheit mangeln, die unſrer Fähigkeit und unſerm Vermögen angemeſſen iſt. Keinem fehlt es an Kraft etwas zu leiſten, wodurch andre erleichtert, getröſtet und erfreut werden. Nur der Selbſtbetrug des Eigennutzes, nur der Leichtſinn, der nie bemerkt, was er kann, redet uns den Wahn ein, daß wir davon entblößt ſeyen. Können wir nicht mit Geld helfen: ſo können wir es durch unſern Einfluß, durch perſönliche Dienſte, durch Arbeiten, die wir für andre verrichten, durch den Rath, den wir ihnen ertheilen, durch die Aufmerkſamkeit, die wir ihnen beweiſen und durch freundliches Zureden. Heil dem Menſchen, der immer in dieſer edeln Geſchäftigkeit lebt, der immer von Eifer brennt, was er beſitzt, und was er kann zum Beſten ſeiner Nebenmenſchen anzuwenden! ihm iſt jeder Tag ein Feſt der Menſchenliebe. Aber an einem Tage, wo er der Liebe Gottes mit höherer Rührung gedenkt, wo er von heiliger Freude erfüllt iſt, wo ſich ihm die Bedürfniſſe der Menſchen und die reichen Vorräthe, die zu ihrer Befriedigung da ſind, vergegenwärtigen, wo er ſich im Geiſte in den ehrwürdigen Kreis der großen Familie Gottes verſetzt — an dieſem Tage wird ſein Herz mehr als an jedem andern von Menſchenliebe brennen; er wird ſich mächtig getrieben fühlen, hier noch mehr als ſonſt Gutes zu thun; er wird ihn ganz menſchenfreundlicher

Thätigkeit widmen; er wird nicht warten bis ihm Unglückliche aufſtoßen, er wird ſie ſelbſt aufſuchen, um ſich ihrer anzunehmen; er wird ſich umſehen nach ſolchen, denen er im Stande iſt, eine Freude zu bereiten; und zeigt ſich ihm an dieſem Tage eine Gelegenheit, etwas Weſentliches zur Unterſtützung der Nothleidenden beizutragen, wie freudig wird er ſie ergreifen! ſind Anſtalten vorhanden, die dem Elende zweckmäßig und dauerhaft abhelfen, wie reichlich wird er ſie bedenken! So laſſet denn auch uns dieſes Feſt feyern. Es ſey uns nicht genug, daß wir den Herrn loben in ſeinen Tempeln; laſſet uns ihn auch loben mit unſern Thaten. Es ſey uns nicht genug, daß unſer Herz Dank fühlt für das, was er an uns gethan hat; laſſet uns eilen, ein Gleiches zu thun an unſern Brüdern, denen weniger zugefallen iſt. Es ſey uns nicht genug, daß wir unſer Herz zur Liebe bilden; unſre Liebe erfahre wirklich ein jeder, dem durch uns etwas Angenehmes geleiſtet werden kann; willig öffne ſich unſre Hand wohlzuthun, und mitzutheilen, das ſind die Opfer, die dem Herrn wohlgefallen. Keinem unter uns müſſe dieſer Tag vergehen, ohne daß er ſich das Zeugniß geben könne, reichen Saamen für künftige ewige Ernten ausgeſtreut zu haben. Dem Hungrigen wollen wir unſer Brod brechen, den Elenden in unſer Haus führen, und den Nackten bekleiden: dann ſie ſind unſers Fleiſches. Haben wir viel: ſo wollen wir reichlich geben; haben wir wenig: ſo wollen wir das Wenige geben mit treuem Herzen. Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag haſt, ſpricht Sirach; und das ſoll uns geſagt ſeyn. Von welchem Geſchäfte wir uns auch ernähren: heute geziemt es ſich, daß wir des Segens gedenken, den Gott uns verliehen hat. Hat es uns nicht an Fortgang und an Belohnung unſrer Arbeit gefehlt: dann müſſen wir uns dankbar der Ernte freuen, dann müſſen wir aber auch derer uns erinnern, deren ein härteres Loos gefallen iſt, die traurig unter den Fröhlichen ſitzen, weil ſie fürchten müſſen, bey allem Ueberfluſſe des Jahres, Mangel zu leiden. Nein, meine Brüder, alle können ſatt werden, und ſich freuen, alle ſollen es nach Gottes väterlichem Willen. Laſſet uns beherzigen, was Johannes ſagt: wenn jemand dieſer Welt Güter hat, und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchließet ſein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm? Unſer Wahlſpruch ſey das Wort des Apoſtels Paulus: ſo Ein Glied leidet: ſo leiden alle Glieder mit, und ſo Ein Glied wird herrlich gehalten: ſo freuen ſich alle Glieder mit. Durch Wohlthun ſoll von uns das Erntefeſt als Feſt der Menſchenliebe gefeyert werden.

Doch an einem Feſte der Menſchenliebe dürfen wir, drittens, auch der näheren Verbindungen, worin wir mit Einzelnen unſers Geſchlechtes ſtehen, der Verbindungen, welche zärtliche Liebe beſeelen ſoll, nicht vergeſſen. Sollen wir heute die Geſinnungen des Wohlwollens überhaupt wecken und ſtärken: dann müſſen wir insbeſondre auch denjenigen Nahrung geben, die ſich auf unſre Angehörigen beziehen. Sollen wir heute auf die Entfernung deſſen bedacht ſeyn, was unſre Liebe zu den Menſchen überhaupt im Wege ſteht: ſo müſſen wir noch mehr uns bemühen, das zu entfernen, was die Liebe zu den unſrigen ſchwächt. Sollen wir heute unſre Liebe durch Wohlthun an den Tag legen: was iſt dann natürlicher, als das wir vor allen diejenigen erfreuen, die unſerm Herzen ſo nahe ſind, deren Schickſal ſo genau mit dem unſrigen verknüpft iſt, unſre Eltern und unſre Kinder, unſre Gatten und unſre Geſchwiſter. Bande des Blutes, ehrwürdige Pflichten und edle Gefühle des Herzens ziehen uns zu ihnen hin. Gott ſelbſt hat die Verbindung geheiligt, in welcher wir mit ihnen ſtehen. Nirgends wird Liebe reiner geübt, nirgends ihre Glückſeligkeit mehr empfunden, nirgends das Gemüth beſſer zur allgemeinen Menſchenliebe gebildet als hier. Darf man den Gefühlen trauen, die wir für Liebe ausgeben, darf man irgendwo Liebe von uns erwarten, wenn wir ſie hier nicht beweiſen? werden wir gegen irgend einen Menſchen ſanft ſeyn, wenn wir hier hart ſind? So ſey uns denn das Feſt der Erndte nicht bloß ein Feſt der allgemeinen Menſchenliebe; ſondern auch ein Feſt der häuslichen Liebe. Laſſet uns heute unſers Verhältniſſes zu den Unſrigen uns recht bewußt werden. Was ſie uns ſind, was ſie für uns gethan haben, wie ſie Freude und Leid mit uns theilen, wie ſie uns unterſtützten und tröſteten, das wollen wir uns vergegenwärtigen; alles, was ſie unſerm Herzen theuer macht, wollen wir uns vorhalten. Heute wollen wir uns inniger mit ihnen verbinden; heute wollen wir ſie bewegt an unſer Herz ſchließen; heute wollen wir ihnen die Hand reichen, um in Eintracht und Herzlichkeit, feſt zuſammenhaltend, mit ihnen zu gehen bis ans Grab. Haben wir etwas wider ſie: heute ſoll es ſchnell abgethan, und dann auf immer vergeſſen werden. Sind Mißverſtändniſſe zwiſchen uns: heute wollen wir uns darüber erklären, und ſie ausgleichen. Haben wir ſie beleidigt: heute wollen wir ſie um Verzeihung bitten. Alles, was in Zukunft Kälte hervorbringen könnte, ſoll heute entfernt werden. Geduld und Nachſicht wollen wir einander angeloben. Sind wir im Stande, ihnen dieſen Tag zu einem recht frohen zu machen: ſo wollen wir das für das würdigſte Geſchäft deſſelben halten; ſo ſoll das der Freude deſſelben ihre Vollendung geben. Und kehrte der Fehlende reuevoll zurück: ſo finde er ein offenes, zärtliches Herz, kein kränkender Vorwurf quäle ihn, neue Liebe fühle ihn auf immer an uns. So ſoll das Feſt der Menſchenliebe von uns gefeyert werden.

Endlich dürfen wir auch diejenigen nicht von unſerm Wohlwollen ausſchließen, die unſre Feinde ſind. Wer heute mit fröhlichem Herzen vor Gott erſcheint, der müſſe auch vor dem Herzenskündiger bezeugen können: ich haſſe niemand. Wenn heute unſer Dank für den Segen der Ernte und für allen Segen, womit er uns geſegnet hat, zum Ewigen emporſteigt: ſo müſſe kein erbittertes, feindſeliges Gefühl ihn beflecken. Wenn wir heute wahrnehmen, wie Gott allen ohne Unterſchied wohlthut, wie er ſeine Sonnen läßt ſcheinen über Gute und Böſe, wie er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte: ſo müſſen auch in uns alle Regungen des Widerwillens, der Rachgier und der Schadenfreude aufhören; ſo müſſe in uns der Wunſch entſtehen, denen Gutes erzeigen zu können, die uns Böſes zufügten, durch Liebe die Herzen zu gewinnen, die uns übel wollen. Es kann Gott nicht gefallen, daß wir ihm ein Feſt der Freude und des Dankes feyern, wenn unſre Geſinnungen ſo von ihm abgewendet, ſo durch ſtrafbare Bewegungen befleckt ſind. Ein Blick zum Himmel, ein Blick in die herrliche Natur und auf ihre reichen Gaben müſſe allen Unwillen, allen Zorn, alles Heftige, Aufbrauſende und Empörte in uns zum Schweigen bringen, müſſe nichts als eine ſanfte Stille in uns zurück laſſen. Daß wir den Feind lieben wie den Freund, das kann man nicht von uns verlangen: denn es iſt wider die Natur. Aber, daß wir ohne Erbitterung an den Feind denken, daß wir ſeinen Anblick ertragen können ohne Leidenſchaft, daß wir ihm ſein Unrecht und ſeine Gewaltthätigkeiten vergeben, daß wir ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß wir ihn mit Billigkeit beurtheilen, das wir alles thun, was wir können, die Ausſöhnung zu erleichtern, daß wir ihn freundlich entgegen kommen, daß wir den Schaden vergüten, den wir ihm zugefügt haben, daß wir ſelbſt Gelegenheiten, ihm nützlich zu werden begierig ergreifen: das kann allerdings von uns verlangt werden; das verlangt das Evangelium Jeſu, das verlangt das gegenwärtige Feſt. In jeder Hinſicht ſey es uns ein Feſt der Liebe. An Gottes reichem Tiſche ſey aller Groll vergeſſen. Alles, was Menſch heißt, alles, was zur Familie Gottes gehört, umfaſſe heute unſer Wohlwollen. Alles erfahre es, daß wir Chriſten ſind, daß wir nach dem Muſter der ewigen Liebe uns gebildet haben. Mit dieſen Vorſätzen laſſet uns aus einander gehen. Der Herr geleite uns immerdar, und ſey uns gnädig. Amen.



Bilder
des
Lebens.

Von

Friedr. Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

⁂

Erſter Band.

Mit einem Kupfer.

Leipzig, 1811.
Bei Heinrich Büſchler in Elberfeld.

[illegible]

Vorrede.

17

Das innere Leben des Menſchen, in ſeinen mannichfaltigen Rührungen und thätigen Erweiſungen, in ſeinen bleibenden und vorübergehenden Stimmungen, in ſeinen Leiden und Freuden, in ſeinem Ahnen, Verlangen und Streben, betrachten, hat, außer dem pſychologiſchen, noch ein rein menſchliches Intereſſe, das zugleich ſympathetiſch, äſthetiſch, moraliſch und religiös iſt. Jenes und dieſes, doch vorzüglich das letztere, hat der Verfaſſer bey dieſer Schrift vor Augen gehabt. Menſchliches Weſen und menſchli-

(*)

che Art wollte er darſtellen, und dafür denſelben Sinn in Anſpruch nehmen, der bey den ſchönen Werken der Natur und der Kunſt mit Wohlgefallen verweilt.

Oft genug feſſelt die äußere Welt unſern Blick, die innere zieht ihn ſelten auf ſich — und doch iſt ſie gewiß nicht weniger reich an reitzenden Geſtalten, an freundlichen und erhabenen Erſcheinungen, an Lehre, Troſt und Freude. Möchte es dem Verfaſſer gelungen ſeyn, wenn auch nur durch Hindeutungen, ihr mehr Aufmerkſamkeit zu gewinnen, und eine häufigere humane Menſchenbeobachtung zu veranlaſſen! Wie viele dunkle Gegenden gibt es noch im menſchlichen Gemüthe, deren Erhellung im Beurtheilen und Behandeln deſſelben, wie in der richtigen Schätzung des Menſchen weiter bringen, und den Genuß des geſellſchaftlichen Lebens erhöhen würde! Wie viele, nicht einmal ungewöhnliche, ſehr intereſſante Gemüthszuſtände ſind wir noch nicht im Stande andern verſtändlich zu bezeichnen!

Zunächſt konnte nur das Menſchlich-Gefällige, die reine Menſchennatur und was ſich aus dieſer unter dem Einwirken günſtiger Umgebungen rein und erfreulich hervorbildet, aufgenommen — was entſtellte, zerrüttete, abgewürdigte Menſchheit iſt, bloß hier und da flüchtig berührt werden. Von Jugend auf iſt dem Verfaſſer die Beobachtung des Menſchen angelegentliches Geſchäft geweſen. Nichts hat ihn dabey mehr angezogen, als das echt Menſchliche. Der Menſchenerforſchung, die zur Menſchenliebe führt, hat er am meiſten ſeine Bemühungen gewidmet, ohne zu überſehen, was am Menſchen ſchwach, gebrechlich und elend iſt — auch damit hat er ſich verſöhnen gelernt. Dieſen Sinn wenigſtens wird man in den vorliegenden Mittheilungen nicht verkennen.

Da es in ſeinem Plane lag, die Seelenlehre und die praktiſche Menſchenkenntniß, die faſt immer ihre getrennten Wege gehen, mittelſt ſeiner Darſtellungen einander näher zu bringen: ſo bedurfte es einiger ſorgfältigern Erörterungen und ſchärfern Zergliederungen, als ſonſt dem Zwecke der Schrift angemeſſen ſcheinen möchten, was vornehmlich von den beyden erſten Aufſätzen des erſten Bandes zu bemerken iſt. Vielleicht ſind einige dieſer Erörterungen und Zergliederungen auch geeignet, die Beobachtung von umfaſſendern Standpunkten in das Einzelne hinabzuleiten, oder dem Einzelnen, im Leben und in der Schilderung, wo es erſcheint, ſeinen allgemeinen Charakter und ſeinen Ort im menſchlichen Gemüthe anzuweiſen.

Noch muß der Verf. bitten, daß man nicht in dem Buche ihn ſelbſt finden wolle. Das Meiſte darin gehört der menſchlichen

Natur überhaupt an; er hat es ſowohl an andern, als an ſich ſelbſt geſehen. Manches iſt individuelle Eigenthümlichkeit — ſelten die ſeinige, oft eine ihm ganz fremde. Insbeſondre gilt das von den Bruchſtücken aus Euphraners Papieren. Bloß wo er glaubte, daß ſeine Art, das Leben zu nehmen und zu behandeln andern nützlich werden könnte, hat er kleine Züge davon mit einfließen laſſen. Er wünſcht, daß man überall nur das Menſchliche erblicken — menſchliche Wahrheit erkennen möge, und begehrt nicht einmal alle Anſichten, Empfindungsweiſen und Maximen zu rechtfertigen.

Das noch mehr Individualiſirte enthalten des Verf. Seelengemälde, welche einige Wochen ſpäter als dieſe Schrift erſcheinen.

Der Titel: Bilder des Lebens läßt vielleicht etwas anders erwarten, als man im Buche antrifft. Man muß das

Wort **Bild** im weiteſten Sinne nehmen, um ihn entſprechend zu finden — eine Gefälligkeit, die man wohl haben wird.

Berlin den 15ten April 1811.

Inhalt

des erſten Bandes.

Erſtes Buch.

I. Der Schmerz. . . . . S. 5.

II. Die Freude . . . . S. 37.

III. Die Freude Aus Euphranors Papieren. . . . . S. 82.

IV. Die Heiterkeit . . . . S. 108.

V. Licht, Dämmerung, Finſterniß. . S. 139.

VI. Die Kinder des Lichtes . . . . S. 167.

Zweytes Buch.

VII. Fragmente aus Euphranors Papieren.

1. Ich habe gelebt und geliebet . S. 189.
2. Das Bild im Gemüthe . . . S. 212.
3. Gemüthsſtille . . . . S. 233.
4. Das Leben mit der Natur . . S. 246.
5. Das Leben mit ſich ſelbſt . . S. 273.
6. Das Leben mit Menſchen . . S. 311.

Bilder des Lebens.

Erſtes Buch.

I.

Der Schmerz.

Bilder des Lebens mit dem Schmerze beginnen? — Iſt nicht das Leben ein Kind des Schmerzes, wie der freudigen Liebe? iſt nicht der Schmerz unſerm Herzen an die Wurzel gelegt — nicht etwas vom Schmerze in aller Nahrung, die es einſaugt, in allen Empfindungen, von denen es bewegt wird? iſt nicht der Schmerz Element eines Lebens, wie unſer menſchliches? Hat nicht jede Geſtalt des Lebens Schmerzensſpuren an ſich, die ſie dem forſchenden Blicke nicht verläugnen kann? Stehen nicht ſelbſt der Freude leiſe Schmerzenszüge im Geſichte, die ſie nicht einmal verwiſchen möchte, wenn ſie auch könnte? Der Schmerz wächſt mit uns auf

— und wie mit dem Schmerze; an aller gediegenen Bildung hat der Schmerz ſeinen Antheil, das Edelſte menſchlicher Seelen würde nicht ſeyn, wenn der Schmerz nicht wäre, und ohne ihn gelangt keine Trefflichkeit zu ihrer Vollendung.

Laſſet uns ſehen, was der Schmerz iſt, ehe wir ihm ſeine Mißgeſtalt vorwerfen, und uns mit Abſcheu wegwenden.

Der Körperſchmerz freylich, bietet an ſich keine intereſſante Seite dar; er zeigt uns im Menſchen nichts, als das gequälte Thier, und nur das echt Menſchliche eignet ſich zum Lebensgemählde. Indeß kann ſich an ihm doch das echt Menſchliche offenbaren, als männliche Kraft, die ihn beſiegt, als weibliche Ergebung, die ſich mit ihm befreundet. Rührend groß iſt der heitre Blick des Frommen, der in der Macht des Glaubens das brennende Schmerzgefühl bekämpft, und ſich Freyheit der Seele unter heftigen Erſchütterungen des Körpers errungen hat. Im beißenden, ſchneidenden, durch alle Glieder dringenden Körperſchmerze Gemüthsſtille bewahren, iſt der Triumph der menſchlichen Natur. Die höchſte Stärke des Widerſtandes, der Abſonderung von ſich ſelbſt und wiederum des Ruhens auf ſich ſelbſt, der Erhebung über die Thierheit, des Lebens im Geiſte, des Hinwendens zum Unſichtbaren tritt bey edeln Naturen im Körperſchmerze hervor; für dieſe wird er nicht ſelten letzte Läuterung des menſchlichen Weſens.

Ein ſchon an ſich intereſſantes Bild gewährt uns der Seelenſchmerz, weil er urſprünglich in dem empfunden wird, was den Charakter der Menſchheit an uns ausmacht, weil er nicht ſo ſchnell und überwältigend eindringt, aber dafür, von der Phantaſie ergriffen, deſto tiefer wirkt, deſto länger fortdauert, und ſich deſto weiter durch das Gemüth verbreitet, weil er uns weniger aus der Einheit unſers Weſens treibt, und weil das Gefühl deſſelben mancherley mildernde Momente in ſich ſchließt. Fehlt ihm daher gleich die Heftigkeit, das Stechende und Zerreißende des Körperſchmerzes: ſo kann er doch in andrer Hinſicht dieſen an Größe weit übertreffen, und in nicht geringerm Maße die Standhaftigkeit, wie die Ergebung in Anſpruch nehmen. An ihn ſoll unſre Betrachtung vornehmlich ſich wenden.

Der Körperſchmerz entſpringt unmittelbar aus ſinnlichen Eindrücken, in welchen das körperliche Lebensgefühl Störungen erleidet — der Seelenſchmerz aus Vorſtellungen, die ſich auf gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Uebel beziehen. Seelenſchmerz empfindet man nur über das, was von der Einbildungskraft aufgefaßt, und in dieſer Auffaſſung dunkel oder deutlich als ein Uebel erkannt worden iſt, mag übrigens daſſelbe körperlicher oder geiſtiger Art ſeyn. So kann auch der Körperſchmerz ſich in Seelenſchmerz verwandeln, indem ſich die Reflexion des Eindruckes bemächtigt, oder ihn in Erinnerungen und Betrachtungen der Seele vergegenwärtigt.

Eigenthümliche Schmerzen der Seele ſind ſolche, die von Dingen herrühren, welche allein für die Bedürfniſſe und Triebe der Seele, für das geiſtige Lebensgefühl Bedeutung und Werth haben. Dahin gehört der Schmerz über Verluſte, harte Begegnungen, Kränkungen, Fehlſchlagungen, Entbehrungen, der Schmerz über Mißkennung, Anfeindung, Zurückſetzung, Ehrenkränkung, der Schmerz des Mitgefühles, der Schmerz um das Gute, der Schmerz der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, der Reue bey ſittlichen Vergehungen, des Verzagens im Bewußtſeyn ſittlicher Schwäche, der Schmerz der Pflichterfüllung, wo dieſe nicht möglich iſt ohne Verwundung des Herzens.

Ein Schmerz verdient den Nahmen Seelenſchmerz um ſo mehr; je mehr die Sache, welcher er gilt Gut der Seele, Angelegenheit des edlern Theiles unſrer Natur iſt, je mehr ſich in ihm der Trieb der **reinen Uneigennützigkeit** ausdrückt, und ihn über das Sinnliche und Selbſtſüchtige erhebt. Von dieſer Art ſind die Schmerzen des Glaubens, der Tugend, des ſittlichen Zartgefühles, und der moraliſch religiöſen Liebe — Seelenſchmerzen im höhern Sinne.

Der echte Schmerz geht in die Tiefe des Gemüthes. Am häufigſten aber nimmt das Gefühl des Widerwärtigen die Richtung nach außen, wo es dann Unmuth, Verdruß, Aerger, Trotz, Neid und wilde Erbitterung erzeugt, welches alles dem echten Schmerze fremd iſt.

Selbſt Kummer und Gram ſind nicht mehr echter Schmerz. Im Kummer wühlt, im Grame frißt ſich der Schmerz in das Herz hinein. Der Kummer iſt Schmerz, der ſich ſelbſt nährt, aber von fremden Stoffen — der Gram Schmerz, der an ſeinem eignen Gifte ſaugt, und damit alles anſteckt, was er im Gemüthe berührt. Das Edle, was man gewöhnlich am echten Schmerze bemerkt, fehlt beyden; Bitterkeit iſt ihnen beygemiſcht, dem Grame am meiſten, daher ſie nicht anders können, als dem Herzen, das ſich ihnen überläßt verderblich werden.

Traurigkeit und Wehmuth entſtehen aus dem Schmerze, indem dieſer ſich mildert.

Die Traurigkeit iſt aufgelöster, vertheilter Seelenſchmerz. Jeder Schmerz, wenn er nicht durch irgend einen plötzlichen Affekt verdrängt wird, ſtimmt ſich zur Traurigkeit herab, und fängt dann erſt an wohlthätig zu wirken. So lange er Schmerz bleibt, iſt man mehr oder weniger betäubt; die Traurigkeit geht in deutliches Bewußtſeyn ihrer ſelbſt auf, und macht fähig zur Ueberlegung; ſinnenden Schmerz könnte man ſie nennen.

Die Wehmuth iſt ſüßer, vertraulicher Schmerz, der ſich mit angenehmen Empfindungen, die er in der Seele antraf, vermiſcht hat, ein Schmerz, mit dem man häuslich lebt.

Die Traurigkeit macht mehr zur Betrachtung und zum Nachdenken, die Wehmuth mehr zum Fühlen und Träumen aufgelegt. Die Traurigkeit findet Erleichterung in Thränen; der Wehmuth ſind Thränen Wohlluſt.

In der Schwermuth hat ſich die Traurigkeit auf das Herz zurück geworfen, um dort bleibend zu laſten. Die Schwermuth theilt ſich allem Denken, Fühlen, Wünſchen und Streben in dunkeln Farben mit, und verliert ſich in die Stimmung der Lebensmüdigkeit.

Trauer und Wehmuth können intereſſant ſeyn, und ſind es oft in einem hohen Grade — die Schwermuth kann es nie, denn in ihr iſt die Natur des Schmerzes faſt untergangen, ſie gehört zu den Gemüthsverengungen, die immer etwas Widriges haben, und die keine Sympathie zulaſſen, außer von denen, die gleicher Maßen damit behaftet ſind.

Wo traurige Bilder ſich ſammeln, an ſchmerzhafte Erfahrungen ſich knüpfen, zu trüben Ahnungen ſich geſtalten, und den weichſten Stellen des Herzens ſich eindrücken, da entſteht Schwermuth.

Man muß den Seelenſchmerz, der ſich auf künftige Uebel bezieht, nicht mit der Sorge verwechſeln. Jener haftet einzig an der Vorſtellung des Uebels, ohne Rückſicht auf das mögliche oder wahrſcheinliche, auf das nahe oder ferne Eintreten. Das Bekümmerte, Gedrückte, Furchtſam=Kleine der Sorge kennt er nicht, weil er freyer und weniger ſelbſtſüchtig iſt. Im Schmerze kann der Menſch groß ſeyn und über ſeinem Schickſale ſtehen; in der Sorge bettelt er bey ſeinem Schickſale. Der Schmerz zeigt ſich nicht ſelten hochſinnig, die Sorge überall kleinmüthig. Jener gränzt an religiöſe Gemüthsſtimmungen, und geht leicht in ſie über; dieſe iſt praktiſcher Unglaube.

Noch muß man vom Seelenſchmerze unterſcheiden die Seelenangſt — ein entſetzlicher Zuſtand, wo alle Mächte des dunkeln Gefühles ſich vereinigen, um in der Phantaſie Schreckbilder zu erzeugen, die, in ihrer Unbeſtimmtheit und Gräßlichkeit, mehr noch als Vernichtung unſers Daſeyns zu drohen, und für das Uebel die Schranken der Endlichkeit zu verſpotten ſcheinen. Den Schmerz hat die Natur gewollt, darum ſind auch keine Vorſtellungen im

Stande, ihn ganz zu heben. Angſt der Seele liegt außer dem Wege der Natur, ſie müßte verſchwinden, ſobald der ſie beleuchtende Gedanke deutlich und lebhaft genug würde.

Der reine Seelenſchmerz ſetzt eine beſondre Empfänglichkeit voraus, wozu, außer der nöthigen Energie der Seelentriebe und einem gebilderen Leben des Innern, noch etwas gehört, das man Gefühlskraft nennen könnte, die Fähigkeit bloß mit dem Gefühle aufzufaſſen und im Gefühle feſtzuhalten, die man nur bey ſtarken aber zugleich innigen Gemüthern antrifft, während bey den übrigen jede innere Regung gleich entweder Affekt oder Leidenſchaft wird, in denen der Schmerz ſein eigenthümliches Weſen verliert. Dieſe Gefühlskraft wird übrigens der Thatkraft ſo wenig nachtheilig, daß ſie vielmehr mit derſelben im engſten Bunde ſteht, und die letztere nie größer und ausdauernder erſcheint, als wo ſie von der erſtern Nahrung empfängt. Das weichliche, thatloſe Gefühl iſt krank; das geſunde Gefühl ergreift ſeinen Gegenſtand, wie es von ihm ergriffen wurde, und entzündet im Willen ein nie verlöſchendes Feuer.

Die Empfänglichkeit für den reinen Seelenſchmerz zeugt von einer guten Ordnung im Innern des Menſchen.

Manche Schmerzen erfordern eine ſolche Lauterkeit und Zartheit des Gefühles, eine ſolche heilige Wärme und weite Ausdehnung des Herzens, einen ſolchen Ernſt und eine ſolche Stärke des auf das Höchſte gerichteten Willens, einen ſolchen Reichthum der allſeitigen Bildung, daß nur wahrhaft große Menſchen ſie empfinden können. Dieſen aber ſind ſie eine Strahlenkrone um das Haupt, das Zeichen ihrer Erwählung, und eben ſo ſehr als ihre Thaten Bewährung ihres höhern Adels. So verhält es ſich mit dem Schmerze um das Niedrige, Unwürdige und Mittelmäßige im Leben, um das Elend, die Entartung, die Schwächen der Menſchheit, um die Unterdrückung der Freyheit, des Lichtes und des Rechtes, um das Mißlingen edler Unternehmungen, um das Verderben der Jahrhunderte, um die Siege des Schlechten.

Alle wahrhaft große Menſchen haben einen erhabnen Schmerz in ihrer Bruſt getragen, und dieſer hat ihnen die Seele gehoben, den Eifer entflammt, den Muth geſtahlt, die That begeiſtert und geleitet, und ſie ſtill beſchäftigt, wo das Handeln unmöglich — oder ſeine Stunde noch nicht gekommen war. In dieſem Schmerze haben ſie ihre Seele der würdigen Sache gelobt, die Entwürfe gedacht, nach welchen ſie für dieſelbe wirken, und die Stärke geſammelt, deren ſie zur Ausführung bedurften.

Ein erhabener Schmerz muß die Kraft heiligen, und ihr Wirken begleiten, damit ſie ſich überall als eine tüchtige erweiſe; aus ihm ſind die herrlichſten Werke hervorgegangen, die unſerm Geſchlechte zur Ehre gereichen. Selbſt der beßre Ehrgeiz wird von ihm geſtachelt.

Den Schmerz fühlen iſt oft eben ſo groß, wo nicht noch größer, als ihn überwinden; es iſt Eine Kraft, die ihn fühlt und die ihn beſiegt. Sich von ſeinem Schmerze losreißen, wenn es ſeyn muß, und ſeinen Schmerz ganz faſſen, ſich ihm weihen, und ihn zum Himmel empor halten, wie das Angeſicht, das iſt das Können auserwählter Seelen.

Aber der Schmerz will auch getragen ſeyn; darin iſt nach der Gemüthsart die Weiſe verſchieden. Starke Seelen verbeißen den Schmerz, große Seelen erheben ſich über ihn, feſte Seelen faſſen ihn ins Auge, ſanfte Seelen befreunden ſich mit ihm, weiche Seelen beugen ſich unter ihn, nur der ganz Kraftloſe liegt unter und verzweifelt. Wo gewinſelt oder getobt wird, da iſt nicht mehr der reine Schmerz, es hat ſich etwas andres zu ihm geſellt.

Der eigentliche Schmerz kennt keinen Troſt, erſt, wann er ſich in Traurigkeit aufgelöſt hat, und ſich ſelbſt zu verſtehen anfangt, iſt er im Stande, die Stimme des Troſtes zu vernehmen. Der Schmerz iſt ſtill und in ſich ſelbſt verſenkt; zur Traurigkeit beſänftigt, empfindet er das Bedürfniß der Mittheilung und des Troſtes. Dem Schmerze gewähre man Theilnahme, Schonung und Ruhe.

Es gibt Schmerzen, von denen man ſich nicht trennen kann; man trägt ſie umher, man unterhält ſich mit ihnen, man gibt ihnen eine Sprache für das Herz, man knüpft an ſie ſeine liebſten Gedanken und Empfindungen, man wendet ſich an ſie in allen Angelegenheiten, die auf ſie einige Beziehung haben, man findet bey ihnen Beruhigung für manche andre Noth, Ermunterung und Erhebung. Seelenſchmerzen ſind häufig die vertrauteſten Seelenfreunde; ohne ſie würde vielen das Leben ſchaal werden. Hierhin gehören vornehmlich diejenigen, welche mit ſanften oder mit großen Gefühlen zuſammenhangen: der Schmerz um einen unerſetzlichen Verluſt des Herzens, der Schmerz um eine ſchöne Zeit die unwiederbringlich verloren iſt, der Schmerz um eine Erfahrung, die das Gemüth in ſeinem Tiefſten und Eigenthümlichſten traf, der Schmerz um eine kalte Wirklichkeit, in der alle Blüthen geliebter Ideale hinſterben, der Schmerz des edeln Mannes um ſein Zeitalter, um das Loos der Menſchheit, um die Gränzen ſeiner Kraft, der Todesſchmerz derer, denen das Sterben deutlicher iſt, als das Leben.

Es gibt auch Schmerzen, von denen man ſich nicht trennen ſoll; weil ſich in ihnen das Trefflichſte des Herzens offenbart; weil ſie in die Harmonie einer ſchönen Seele gehören; weil ein edles Gemüth ohne ſie nicht leben mag; weil alles Beßre durch ſie aufgeregt wird, von ihnen Nahrung und Stärkung empfängt; weil nur in ihnen die gute That ihrer ſelbſt würdig erſcheinen kann; weil von ihnen ſich trennen nichts anders wäre, als von ſich ſelbſt laſſen.

Nicht ſelten iſt ein ſchöner Schmerz zugleich das Band und die Seele aller herrlichen Eigenſchaften, aller kühnen Aufſtrebungen, aller genialen Darſtellungen im Leben eines Menſchen; der Gehalt ſchwindet aus dieſem Leben, das Wohlgeordnete fällt zuſammen, ſo bald man dieſen Schmerz heraus nimmt.

Man findet Menſchen, von denen man ſagen kann, ihr ganzes Seyn ſey eine Poeſie des Schmerzes, Farbe, Bewegung, Einheit ihres Denkens, Fühlens und Handelns gehören dem Schmerze an; und dieſe muß man in vieler Hinſicht zu den Intereſſanteſten zählen. Die Poeſie des Schmerzens hat ſo wohl erhabene, als rührende Motive, ſowohl einen großen, als einen zarten Styl.

Von dieſen ſind noch diejenigen verſchieden, deren Leben gleichſam ein langer Schmerz iſt, gebildet aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen, aber verſchmolzen zu Einer Stimmung der ſanften Trauer und Sehnſucht. Zwar bleibt ihnen die Freude nicht fremd; aber ſie ſcheint dem Schmerze angehaucht, wie ein Traum wankt ſie unter den trüben Geſtalten der Wirklichkeit, ihr reellſtes Leben hat ſie in Hoffnungsblicken und in dem, was aus dem Gemüthe ſich entwickelt. Reich und ſtark iſt ſie nicht, aber ſanft, wohlthuend, herzerweiternd, ſeliges Vorgefühl des Beſſern.

Anders iſt der Umgang ſtarker, anders der Umgang weicher Gemüther mit dem Schmerze. Jene treiben es mit ihm kräftig, wie ſie ihn kräftig fühlen; ſie faſſen ihn an, wie ſie von ihm angefaßt werden; ſie hören ſeine Lehre, ſie nehmen ſeinen Ernſt auf, ſie folgen ſeinen Antrieben. Dieſe leben mit ihn in ſtiller Geſelligkeit, und empfangen, indem ſie ihn ſinnend verarbeiten, die Bildung, die er ihnen zu ertheilen vermag.

Nur bey den Weichlichen bleibt der Schmerz thatlos und fruchtlos, wimmerndes Empfindeln, Spielwerk für das entnervte Gemüth. Sie ſind nicht fähig, ihn recht zu fühlen, und noch weniger, ihn recht zu nehmen. Er dient bey ihnen bloß, den Dunſt ihres Nichts in einer andern täuſchenden Form zu zeigen.

Nie dürfen wir vergeſſen, daß weder dem

Schmerze noch der Freude, ſondern der That das Leben gehört, daß die erſtern nur Mittel und Umgebung für die letztere ſind. Von dem heftigſten Schmerze muß man ſich aufraffen können, ſobald die Pflicht uns fordert; darin erprobt ſich das Maß des Wohlverhältniſſes einer großen oder ſchönen Seele.

Sich dem Schmerze ungetheilt und ununterbrochen überlaſſen, wäre er auch der würdigſte, heißt auf ſeinen ſittlichen Adel Verzicht leiſten, und die innerſte Kraft zerſtören. Die ihn aus dem Gemüthe heraufholen, wenn er ſelbſt nicht einmal kommen mag, die ihn ſich abſichtlich vorhalten, um in ſeinen Gefühlen zu ſchwelgen, die ihre Phantaſie mit ihm beſchäftigen, um ihn recht groß zu finden, und ſich ſelbſt bedauern zu können, die ſich in Träume des Schmerzes verſenken, und darüber die That verſäumen, oder zur That unfähig werden, ſind Seelenkranke, üppige oder träge Selbſtlinge.

Der Schmerz, als Seelenerſcheinung, iſt ſchön, wenn er, rein in ſeinen Quellen und in ſeinem Weſen, mit den übrigen Bewegungen, die zum Menſchlichen in uns gehören, das Gleichgewicht hält; er iſt es in noch höherm Grade, wenn er ſich mit dieſen zur ſtillen Gemüthseinheit harmoniſch verſchlingt, und im richtigen Verhältniſſe die Geſtalt der Seele mitbildet, wenn Kraft oder Ergebung ihn mildert. Er wird häßlich, wenn er aus unordentlichen Leidenſchaften oder aus den Pflichtverletzungen eines verwilderten Herzens entſpringt, wenn er ſeine Natur verläugnend in leidenſchaftliches Weſen, Unmuth, Aerger, Zorn und feindſelige Bitterkeit übergeht, und mit zu großer Gewalt in das Gemüth eindringt, wo nichts ihm Widerſtand leiſtet. Häßlich iſt daher der Schmerz des Ehr- und Geldgeitzes, der Schmerz des Verbrechens, der grollende, wühlende, entrüſtete Schmerz — nicht weniger der ohnmächtige Schmerz der Selbſtverlaſſenheit.

Eben ſo verhält es ſich mit den Zügen, die vom Schmerze im Geſicht zurückbleiben. Sie ſind widrig und zurückſtoßend; wenn der Schmerz ſelbſt von Seelenzerrüttung herrührt; wenn er, ungemäßigt im Innern, ſich, bis zur Zerſtörung des Menſchlich-Edeln, dem Geſichte einprägt; wenn er andre krankhafte Bewegungen des Gemüthes zu ſich geſellt, und von dieſen die mißfällige Geſtalt empfängt. Hierhin gehören: der düſtre Zug der Schuld, des Zerfallenſeyns mit ſich ſelbſt und der wachſenden Leidenſchaft, die weinerlichen Züge des gedrückten, eingezwängten Weſens, die ſchlaffen Züge des ohnmächtigen Jammers, das bitterſüße Lächeln, worin viele Weiber mit dem Schmerze kokettiren, die ſtarren Züge des in Noth und Mühſeligkeit vergehenden Herzens, die peinlichen Züge der Kümmerniß und Sorge, die finſtern Züge des brütenden Grames, die wilden Züge des neidiſchen Grollens und der geheimen Erbitterung.

Widrig und zurückſtoßend erſcheint auch der Schmerz auf dem Geſichte des rohen und gemeinen Menſchen, wo er in dem groben Organ nichts als plumpe Gebährdungen oder häßliche Verzerrungen hervorbringen kann.

Der ſchöne Schmerz bildet Züge, die jeder intereſſant finden muß. Das gilt von den Zügen, die, von einer heitern Ruhe, oder von dem leichten Spiele ſchöner Gemüthsbewegungen beſeelt, ſich in einen leiſen Schmerz verlieren, der gleich einem zarten und weichen Dufte über ihnen ſchwebt, wie man ſie bey den Menſchen antrifft, denen die Anlagen zum Frohſinn ſich unter frühern Schmerzen entwickelten, ſo daß ſich ihrer Stimmung etwas davon mitgetheilt hat, ohne dieſe jedoch verändern zu können — nicht weniger von den Zügen der ſanften Trauer, die, als Nachgefühl irgend eines Mißgeſchickes, in der Seele beſtändig fortlebt, ſich allen ihren Empfindungen mittheilt, und ſelbſt die Freude in die Farbe eines wehmüthigen Ernſtes taucht — von den Zügen der männlich-gefaßten oder weiblich-ergebenen Reſignation — von den Zügen, worin die Spuren des Schmerzes ſich mit Güte und Freundlichkeit oder mit Kraft und Würde vermiſchen — von den Zügen, worin die Geduld einer frommen oder die Erhebung einer großen Seele ihren Kampf mit dem Schmerze ausdrückte — am meiſten aber von denen, aus welchen, bey allen Zerſtörungen des Leidens, der Sieg des innern Menſchen herrlich hervorglänzt.

Etwas ungemein Rührendes haben die tief eingegrabenen Züge, die das Werk eines langen und großen Schmerzes ſind, der zwar die Reitze der Geſtalt, aber nicht das Gepräge edſer Geſinnungen auf dem Geſichte zu zerſtören vermochte, welches vielmehr durch ihn noch ſchöner gebildet wurde.

Man bemerkt zuweilen an ſonſt frohmüthigen Menſchen einen plötzlich hervortretenden düſtern Schmerzenszug, der beynahe ausſieht wie der Zug einer verborgenen Schuld, und ſich häufig in den fröhlichſten Augenblicken einſtellt, aber auch bald wieder verſchwindet, obgleich der aufmerkſame Beobachter einige zarte Striche davon in der heiterſten Miene wieder erkennt. Er iſt Folge einer im Drucke und unter mancherley Herzensverwundungen verlebten Jugend, deren trübe Erinnerungen in dunkeln Gefühlen aufſteigen, und von der natürlichen Stimmung ſchnell verdrängt werden.

Der Ausdruck des gegenwärtigen Schmerzes verſchönert in der Regel, wenn anders der Schmerz ſelbſt ſchön iſt, und die Natur nicht zu ſehr widerſtrebt — um ſo mehr, je mehr er ſich zur Trauer neigt.

Dies läßt ſich vorzüglich vom weiblichen Geſchlechte behaupten. Das Weiche und Milde des ſchönen Schmerzes ſtimmt ganz zu den Eigenſchaften, durch welche das Weib am meiſten gefällt. In ſeiner Vermiſchung mit einer echt weiblichen Stimmung ſcheint er etwas Hoch-Ideales — den Schimmer einer heiligen Ruhe über das Angeſicht des Weibes zu verbreiten; wir glauben in ihm eine überirdiſche Weihe zu erkennen.

Die weibliche Anmuth erſcheint nirgends rührender, und entfaltet nirgends vielſeitiger ihr reich gebildetes Leben, als im Schmerze. Jedes weibliche Gemüth, das eigenthümliche Schönheit beſitzt, zeigt uns den Schmerz in einer eigenthümlichen Geſtalt, und verleiht ihm eigenthümlichen Ausdruck, wie er dem Charakter ſeiner Empfindungen angemeſſen iſt. Auch ſtellt jeder beſondre Schmerz ſich auf beſondre Weiſe in dem beweglichem Gebährdenſpiele dar. In dem allen enthüllt ſich, wunderbar anziehend, das Sanfte, Milde, Huldreiche und Tiefe der Seele.

Gemeine Weiber freylich entſtellt der Schmerz, wie jede lebhafte innere Bewegung ſie entſtellt; ſie ſind nicht fähig, ihn ohne Leidenſchaft zu empfinden, darum kann er ſich bey ihnen nicht anders, als in dem krampfartigen Zuckungen und Verzerrungen der Leidenſchaft offenbaren.

Es giebt indeß ſehr intereſſante weibliche Geſichter, die der Schmerz nicht kleidet; weil ſie für den Ausdruck der Freude, die ihrer Natur beſſer zuſagt, und deßwegen hier deſto herrlicher glänzt, gebildet ſind. Der naive Charakter des Weibes will ſich im leichten fröhlichen Weſen, der milde lieber in der gehaltenern Wehmuth ausprägen. Geiſtreiche Frauen gefallen mehr im lebhaften Schimmer der Freude — ſeelenvolle mehr in dem ſanften Scheine der Trauer.

Regelmäßige Schönheiten gewinnen ſelten im Schmerze, da ſie meiſt entweder gar keinen oder nur einen heitern Ausdruck zulaſſen; ſie werden darin häufig von häßlichen Frauen übertroffen, an denen die Verklärung des Schmerzes das Unrecht der Natur reichlich vergütet.

Viele, ſonſt eben nicht reitzende Frauen muß man in Thränen ſehen, um den höchſten Zauber geiſtiger Schönheit zu erblicken.

In eben dem Maße, worin liebende Innigkeit und Ruhe des Gemüthes ſich vereinigen, äußert der Schmerz ſeinen verſchönernden Einfluß.

Auch Männer verſchönert der Schmerz; nur ſey er an der rechten Stelle und ihrer nicht unwerth, nur ſtehe die Seele unter ihm aufgerichtet da, nur verbinde ſich mit ihm Größe der Geſinnung und Aufſtreben der Kraft, nur gelte er vornehmlich dem unbeſiegbaren Hinderniſſe, dem unerreichbaren Ziele, dem verunglückten Erfolg edler anſtrengungsvoller Bemühungen. Dann enthüllt ſich in ihm eben ſo ausgezeichnet die Würde des Mannes als die Anmuth des Weibes, obgleich weniger reich und vielſeitig, weil der Mann nicht zum Leiden ſondern zum Wirken beſtimmt iſt.

Wer kennt nicht den Blick der Wehmuth und des tiefen Ernſtes, in dem der Gedanke arbeitet, und das Gefühl ſich mächtig regt — die Thränen, welche Männer ehren und für Männeradel Bürgſchaft leiſten! Wer hat ſich nicht ſchon gebeugt vor dem edeln Schmerze im Männerauge — tiefer, wie vor mancher That, die Jahrhunderte feyerten.

Im Schmerze, vorzüglich wo er ſich in Trauer auflöst, iſt die Seele größer. Er ſondert von ihr ab die kleinen Intereſſe des Lebens, und führt ſie in ſich ſelbſt hinein, daß ſie ſich ſammle aus den Zerſtreuungen ſinnlicher Eindrücke, und ein Gefühl ihres Weſens empfange, das ihr ſonſt fremd iſt; er weckt in ihr zahlreiche ſchlummernde Kräfte, und bringt ihr würdige Vorſtellungen nahe.

Etwas Heiliges, Ueberirdiſches glauben wir im Schmerze wahrzunehmen; daher die an Ehrfurcht gränzende Achtung, womit wir die Zeichen eines tiefen Schmerzes am Menſchen betrachten. Nicht weniger gehört eine gewiſſe Ruhe zum Charakter des rein empfundenen Schmerzes. Der Schmerz ſchließt auf einige Zeit unſre Rechnung mit der Welt, und hebt zum Theil die Gemeinſchaft auf, durch welche ſie uns mit Begierden und Verabſcheuungen, mit Hoffnungen und Befürchtungen erfüllt, und zu mannichfachen Beſtrebungen und Kämpfen anregt. So verſtummen denn auch im Schmerze die meiſten Leidenſchaften, die unſer Inneres empörten, indem das ganze Gemüth ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand und auf das, was mit dieſem zuſammenhängt, richtet. Die Bewegungen, welche der Schmerz verurſacht, haben nichts Feindſeliges; unter ihnen kann die Friedensſtille des Herzens ſich behaupten, eine höhere Einheit des Lebens ſich ſtiften, die alles Verſchiedenartige, was in dieſes eingeht, mit ſanfter Gewalt zuſammenhält. Im Schmerze gehört man mehr ſich ſelbſt an, nimmt man jeden Eindruck reiner auf, hat man natürlichere Anſichten, würdigt man alles richtiger nach dem wahren Menſchenbedürfniß, empfindet man mehr das Schöne und Gute, als in den Verſtimmungen, welche von den täglichen Sorgen, Arbeiten und Kränkungen unzertrennlich ſind.

Rührend und ehrwürdig zugleich erſcheint uns *das Handeln im Schmerze.*

Der Schmerz, wenn er einiger Maßen das Gemüth frey gelaſſen hat, verleiht dem Geiſte eine Beſonnenheit, die alles bezeichnet, was von ihm ausgeht.

Die Erhebung des Schmerzes macht zu Aufopferungen und allen Handlungen der Großmuth geneigt; die Reſignation des Schmerzes erleichtert die Uneigennützigkeit; der Ernſt des Schmerzes lehrt an Grundſätzen halten, und Strenge gegen ſich ſelbſt üben; die Erweichungen des Schmerzes verſtärken das Mitgefühl, und ſtimmen zur Milde, zur Schonung, zur Geduld mit andern.

Lauterer, gewiſſenhafter und liebevoller wird die Pflichterfüllung im Schmerze. Man fragt weniger nach Vortheil und Verluſt; man bekümmert ſich weniger um die Gefahr; man beſchließt ruhiger; man vollführt ſicherer.

Eine erhabene Haltung iſt in den Thaten des Schmerzes. Wären ſie im Uebrigen von gewöhnlicher Art: doch würde man genöthigt ſeyn, ſie über alles Gewöhnliche weit hinaus zu ſtellen, ein feyernder Geiſt der Andacht ſcheint über ſie hingegoſſen zu ſeyn, der auch uns zur feyernden Andacht ſtimmt.

Nichts erregt mehr unſre Bewunderung, als der, im Streben nach einem würdigen Ziele, frey gewählte Schmerz, der nun allen fernern Bemühungen ſeine Farbe mittheilt — der Schmerz, der, um ſein Werk zu vollenden, ſich ſelbſt noch größerm Schmerze weiht — der Schmerz im Gewiſſen, der um ſeinen Genius zu verſöhnen, ſich ſelbſt ſchwere Büßungen auflegt — der Schmerz der Liebe, der in Entſagungen und Anſtrengungen nicht ermüdet, und in jeder einzelnen ſein edles Weſen ausdrückt — der Schmerz um das Höchſte und Beſte, der in das Leben des Menſchen einen tiefen Sinn legt, und allem ſeinem Thun unendliche Beziehungen gibt.

So muß denn auch der Schmerz wohlthätig auf das Gemüth wirken, wenn er anders von dieſem würdig geduldet, und recht verarbeitet wird.

Er ſetzt vor allem das Gemüth in eine vielſeitige Regſamkeit; er weckt in ihm Gedanken, Empfindungen, Stimmungen, Thätigkeiten, die ohne ihn ſchlummern — er enthüllt in ihm Züge, die ohne ihn nicht ans Licht treten würden. Viel Menſchlich-Schönes kann allein im Schmerze zum Vorſchein kommen; und daß nach allen Richtungen hin ſich unſer Inneres erweitere, daß alles ſich bilde, was in ihm verſchloſſen liegt, dazu wird der Einfluß des Schmerzes erfordert. Ein bedeutender Theil deſſen, was unſern Geiſtes- und Herzensreichthum ausmacht, und was nachher, in der Erinnerung ſowohl, als in ſeinen zurückbleibenden Spuren, zu unſerer Glückſeligkeit beyträgt, gehört dem Schmerze an.

Wie wichtig ſind nicht überdieß die Erfahrungen, die Aufſchlüſſe über die Welt, über das Leben und über uns ſelbſt, die wir ihm verdanken, die Betrachtungen, zu welchen er uns veranlaßt, die Belehrungen, zu welchen er unſer Nachdenken leitet, und die unbefangenen Blicke, die uns auf ſo manche Angelegenheit werfen läßt, die wir gewöhnlich mit getrübtem Auge anſehen!

Die Weisheit empfängt ihre Reife und Bewährung im Schmerze, und der würde wenig vom Leben verſtehen, der darin den Schmerz nicht kennen gelernt hätte, welcher nicht allein tief in dem Charakter des Lebens liegt, ſondern uns auch mit den vorzüglichſten Erſcheinungen und Gütern deſſelben in Verbindung ſetzt, uns für das Beſte die Empfänglichkeit ſichert.

Was wäre die Freude, wenn der Schmerz ſie nicht vorbereitete, erhöhte, mäßigte, verknüpfte und vertheilte, wie es gerade Bedürfniß iſt! Gibt es nicht ſogar Freuden, die nur im Schmerze empfunden werden können?

Wenn manche im Schmerze verwildern,

und alles, was von ſittlicher Würde und Kraft in ihnen iſt, einbüßen; ſo haben ſie darüber allein ihre träge Weichlichkeit, ihr rohes, leidenſchaftliches Weſen, ihre Selbſtverſäumung anzuklagen. Bey Menſchen, denen es mit ihrer Veredlung Ernſt iſt, die ſorgfältig über ſich wachen, ihre Gefühle zu beherrſchen, und was ſie in und außer ſich finden mit Beſonnenheit zu behandeln wiſſen, kann er nicht anders, als der Sittlichkeit förderlich werden, und die Stärke des Gemüthes vermehren. Der Schmerz öffnet das Herz zahlreichen guten Eindrücken, denen es ohne ihn verſchloſſen wäre; er ſtimmt zu dem Nachdenken, von welchem alle moraliſche Bildung ausgeht, zu der würdevollen Geſetztheit, in welcher, mit der Reflexion über ſich ſelbſt und die höhern Bedürfniſſe, die Empfänglichkeit für Grundſätze erwacht, und die Kräfte des Willens ſich zu regen beginnen; er befreundet mit Vorſtellungen, aus denen das Beßre Nahrung zieht, und wird mächtiger Antrieb, dem gedrückten und verdüſterten Leben in ſeinem ſittlichen Elemente Freyheit und Erheiterung zu verſchaffen.

Sowohl die Erweichungen als die Erhebungen des Schmerzes ſind Mittel der Herzensveredlung.

Der Einfluß des Schmerzes gehört dazu, daß das Gute ſich mit unſern Neigungen verbinde, und als Tugend im Gemüthe herrſche.

Geduld, Sanftmuth, Großmuth, Demuth und Vertrauen können allein im Schmerze erzeugt, geübt, und zur Reife gebracht werden, und was ſich ſonſt Treffliches in uns gebildet hat, das erwartet die letzte Läuterung vom Schmerze. Im Schmerze vollenden ſich die Kraft und die Milde; unter den Prüfungen des Schmerzes empfängt der innere Werth die Bewährung der Vollgültigkeit und die Tugend geſtaltet ſich in heitern und heiligen Himmelsſinn.

Vorzüglich erfahren **Liebe** und **Religioſität** die wohlthätige Wirkung des Schmerzes.

Die Liebe, Freude in ihrem Weſen, nimmt den Schmerz in ſich auf, daß er ſie mit neuen Freuden bereichere, und das Gefühl ihres Beſitzes und des glücklichen Einſeyns belebe. Im Schmerze wird ſich die Liebe ihrer Reinheit und Stärke bewußt und ſteigt zu immer höherer

Reinheit und Stärke empor. Im Schmerze ſchließt ſie das Tiefſte der Herzen auf, und kettet ſie immer feſter an einander, durch Mittheilung und Tröſtung. Der Schmerz verknüpft ſie mit allem, was ſich Schönes im Gemüthe bewegt; er gibt ihr Gelegenheit zu mannichfachen intereſſanten Erweiſungen; ihr Wort und ihre That ſind nie rührender, als im Schmerze. Siegend wird ihre Gewißheit, wenn ſie die Probe des Schmerzes beſtanden, wenn der Schmerz ſie geheiligt hat. Ihre geiſtigſten und geiſtreichſten Momente führt ihr der Schmerz zu.

Das Gemüth, welches den Schmerz rein in ſich trägt, umfaßt mit größerer Wärme den Glauben an das Ewige, und kommt willig ſeinen Eindrücken entgegen. Es fühlt ſich dieſem Glauben inniger befreundet, es bedarf ſeiner Tröſtungen, ſeinen Erhebungen und Bereicherungen.

Der reine Schmerz iſt Ahnung des Ewigen, Stimmung für das Ewige, Fähigkeit, alle Beziehungen des Ewigen zu empfinden. Der beraubten, verarmten, leidenden Seele bleibt nichts übrig, als ſich an das zu wenden, und ſich immer feſter mit dem zu verbindet, was allein unwandelbar iſt, was ihr ſtäts treu bleibt, und ſich ihr liebend anſchmiegt, wenn alles von ihr weicht. Dem Schmerze iſt die Andacht vertraut, und er erfährt in den ihr geweihten Stunden Erquickungen, die alle Freuden der Welt überſteigen.

Es gibt Offenbarungen der Religion, die unter ihren herrlichſten ſind, zu welchen man nicht anders, als durch den Schmerz gelangen kann, Rührungen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, Aeußerungen der Anbetung, der Unterwerfung, der Zuverſicht, des religiöſen Muthes, welche bey uns wahrzunehmen der Schmerz uns geſchickt machen muß; daher wir auch das reiche Leben der Religion in ſeiner Fülle und Mannichfaltigkeit nur bey denen antreffen, die viel gelitten haben. Jeder reine Schmerz kann der Religion zu einer neuen Ausgeſtaltung und zu höherer Stärke verhelfen.

Soll die Freude Gott näher bringen, dann muß irgend ein Schmerz ihr vorangegangen ſeyn.

Das Feſte und das Anſchauliche des religiöſen Glaubens ſind Früchte des Schmerzes.

Liebe und Frömmigkeit wirken aber auch auf den Schmerz zurück; die Liebe mildert den Schmerz, die Frömmigkeit gibt der Seele Kraft, ihn zu tragen; beyde ſichern ihm ſeine Reinheit, ſeine Würde und ſeinen veredelnden Einfluß.

Unter den ſanften Bewegungen der Liebe beſänftigt ſich alles, was mit unruhiger Heftigkeit das Herz erfüllt. Die Liebe miſcht ihre ſüßen Gefühlen in die bittern des Schmerzes, und verwandelt dadurch dieſen in Wehmuth; ihr hört der Schmerz auf, Schmerz zu ſeyn, wenn er für das Geliebte erduldet werden ſoll. Liebe iſt die Seele der freudigen Aufopferung; ihr ſchonendes Zartgefühl macht ſie gelaſſen.

Aber die Liebe ſelbſt muß von etwas Höherm beſeelt ſeyn. Keine echte Liebe ohne tiefes Gefühl für das Heilige; und wie auch die Liebe den Schmerz mäßige, doch bleibt zum würdigen Erdulden eine Stärke des Gemüths erforderlich, die nur durch den Glauben an etwas Höheres — an eine ewige und allmächtige Liebe, an ein Geſetz der Liebe, dem alles unterworfen iſt, an ein unendliches Werk der Liebe, worin alle Kräfte der Natur und alle Empfindungen des menſchlichen Herzens begriffen ſind, hervorgebracht werden kann. In dem wahrhaft frommen Gemüthe wird der Schmerz Vorgefühl der Freude.

Wo Liebe und Frömmigkeit das Herz durchdrungen haben, da iſt es möglich, daß der Menſch ſelig ſey in ſeinem Schmerze.

II.

Die Freude.

Wenn wir dem Schmerze Schönheit und Werth zugeſtehn: ſo geſchieht das nur im Verhältniſſe zu andern Stimmungen des Gemüthes, mit welchen vereint er eine intereſſante Geſtalt des Lebens bildet — oder zu den Geſinnungen, die ſich in der Erduldung deſſelben an den Tag legen — oder zu den Kräften, die er hervorruft — oder zu den trefflichen Eigenſchaften, die ſich unter ſeinem Einfluſſe entwickeln. An ſich gehört der Schmerz zu den Uebeln, vollkommne Naturen dürfen nicht von ihm berührt werden; denn Schwäche und Zerrüttung kündigen ſich in ihm an, er iſt Gefühl des angegriffenen und gehinderten Lebens.

Das einzelne Angenehme weckt nichts, als Luſt — das einzelne Schöne nichts, als Wohlgefallen — das einzelne Gute nichts, als Achtung; die Luſt, das Wohlgefallen, die Achtung müſſen durch mehr als Ein Moment erzeugt, auf mehr als Eine Weiſe motivirt und durch andre beygeſellte Empfindungen verſtärkt werden, damit ſie in Freude aufgehen.

Was aber die Freude am meiſten auszeichnet, iſt die geiſtige Natur derſelben. Keine Freude, die ganz ſinnlich wäre, — keine, zu welcher nicht der Gedanke mitgewirkt hätte — keine ohne Einbildungskraft, Beſinnung und Ueberlegung. Was in der Empfindung vergnügt, verklärt ſich nicht eher zur Freude, als bis es Gegenſtand der Betrachtung geworden iſt.

Der Verſtand ſammelt die Eindrücke, welche der Sinn empfangen hat, nimmt ſie in ſich auf, reflectirt über ſie, um ſich ihrer Verbindung unter ſich und ihres Verhältniſſes zu den anderweitigen Empfindungen, Bedürfniſſen, Wünſchen und Meynungen und zum ganzen Zuſtande des Menſchen bewußt zu werden. Die

Phantaſie knüpft daran freundliche Bilder und angenehme Erwartungen.

Je mehr das Vergnügen auf dieſe Weiſe den Einfluß des Geiſtes erfährt, und je mehr geiſtige Beſtandtheile in daſſelbe einfließen, deſto reiner prägt ſich in ihm der Charakter der Freude aus.

Darin beſteht der Adel der Freude, daß in ihr Geiſtesleben hervortritt, und das Sinnliche in die Strahlen ſeines Lichtes hinaufzieht.

In der Freude erſcheint die Menſchlichkeit, und ſelbſt das thieriſche Fühlen wird menſchlich, indem es durch den Gedanken ſich zur Freude bildet.

Die Empfänglichkeit für Freude, und beſonders für das Geiſtige darin, iſt der ſicherſte Maßſtab echt menſchlicher Entwickelung — die Freude aber in ihrer höchſten Vergeiſtigung der innigſte Verein des Menſchlichen und Göttlichen.

Wir unterſcheiden Freuden der Sinne, Freuden des Geiſtes und Freuden des Herzes.

Das Wohlgefallen am Schönen, und die Achtung des Guten können durch ſich ſelbſt ſchon

Freude werden, wozu es bloß der Erweiterung, der Beygeſellung und der Verknüpfung der Empfindungen bedarf, weil ſie, vermöge der geiſtigen Natur ihrer Gegenſtände, einer rein geiſtigen Auffaſſung fähig ſind. Nicht ſo die ſinnliche Luſt, die ganz im Eindrucke lebt, und von dieſem gefeſſelt bleibt; ſo lange ſie im Gemüthe gegenwärtig iſt, vermag ſie nicht anders Freude zu werden, als vermittelſt der Betrachtung.

Des Angenehmen freut man ſich nur in ſo fern, als man darin der Verbeſſerung ſeines Zuſtandes inne wird, alſo immer in Beziehung auf andre Vorſtellungen, die der Verſtand herbey führt; und eben in dieſer Beziehung liegen die Motive der Freude. In dem Augenblicke eines plötzlich nachlaſſenden heftigen Körperſchmerzes fühlt man einen hohen Grad der ſinnlichen Luſt, aber Freude darüber erſt dann, wann ſich der Gedanke des Uebels von dem man frey — und des Guten, deſſen man theilhaftig geworden, an die gegenwärtige Empfindung anſchließt. Der körperliche Genuß iſt nie Freude; er muß ſich durch Beſinnung und Reflexion in dieſe verwandeln, wozu aber erfordert wird, daß er zugleich das Gemüth belebe, die Phantaſie in ein leichtes Spiel ſetze, den Geiſt anrege und beſchäftige, und auf dieſe Weiſe noch andre Empfindungen zu ſich nehme. Seine Vermenſchlichung erhebt ihn zur Freude, doch ſo, daß der Charakter des Sinnlichen darin herrſchend bleibt.

Soll die ſinnliche Luſt an ſich und ohne fremde Beymiſchung Freude werden: ſo kann dies allein in der Erinnerung und in der Erwartung geſchehen, wo ſie nicht mehr als roher ſinnlicher Eindruck erſcheint, ſondern durch die Phantaſie und den Verſtand hindurchgegangen, von dieſen verarbeitet, und, mehr oder weniger, in ein idealiſches Licht gezogen worden iſt.

Was uns in der Gegenwart bloß angenehm ſeyn würde, verurſacht uns Freude, wenn wir in ihm etwas einſt Erlebtes oder etwas uns Bevorſtehendes erblicken. Das Sinnliche hat hier das Gewand des Geiſtigen angezogen, ohne jedoch ſein eigenthümliches Weſen zu verläugnen.

Vorzüglich gehört die ſinnliche Freude der Hoffnung an; die Hoffnung erſcheint nie ohne die Freude, und in der Hoffnung offenbart ſich der Charakter derſelben am reinſten. Keine Freude, in der nicht ſchon Hoffnung wäre, oder in der ſich nicht das Herz zum Hoffen erweiterte.

So gibt es denn auch endlich eine Freude über dasjenige, *wovon wir uns Angenehmes verſprechen dürfen*, die zwar durch den Geiſt vermittelt, aber urſprünglich von der ſinnlichen Luſt beſtimmt wird, und daher zu den ſinnlichen gezählt werden muß. Wir freuen uns des Ereigniſſes, das uns mit Begünſtigungen, mit der Erfüllung unſrer Wünſche, der Verbeſſerung unſrer Lage ſchmeichelt, der vermehrten Glücksgüter, des erhöhten Anſehens, der vortheilhaften Verbindung, des gelungenen Werkes, weil uns dabey das dunkle Vorgefühl künftiger oder doch möglicher Genüſſe belebt.

Die ſinnliche Freude iſt immer *eigennützig*, und nicht ſelten unſittlich. Wie alles, was von der ſinnlichen Luſt ſtammt, bezieht auch ſie ſich auf das Selbſtintereſſe, und wird nur da mittheilſam, wo ſie andre in dieſes Selbſtintereſſe einzuſchließen vermag; ſie wird feindſelig gegen andre, wo ſie ſich von denſelben beſchränkt oder gehindert ſieht.

Sich ſelbſt überlaſſen, ſcheut ſie das Unrecht und die Erniedrigung nicht. Das Edle muß ſie von den höhern Geſinnungen des Herzens empfangen, die ihre Verirrungen verbüßten, ſie zur würdigen Stimmung läutern, durch Religioſität und Liebe das Selbſtſüchtige in ihr bezwingen, und die Uneigennützigkeit des edeln Charakters auf ſie hinableiten.

Sie nähert ſich indeß der Uneigennützigkeit in dem Maße, als ſie ſich mit geiſtigen Anregungen verbindet. Darum iſt die Freude des Genuſſes weniger ſelbſtſüchtig, als die, welche den Vortheil zu ihrem Gegenſtande hat, indem jene ſich leicht, weckend und ſtärkend, über alle Lebenskräfte gleichmäßig verbreitet und auch den Geiſt an ſich zieht, dieſe aber unvermeidlich das Gemüth verengt, und alles an das kleine Intereſſe der Selbſtſucht feſſelt. Es iſt nicht möglich, daß man der letztern ſein Herz ganz einräume, ohne bis ins Innerſte hinein ſelbſtſüchtig, und jedes edeln Beſtrebens unfähig zu werden.

In jedem Falle aber ſinkt die Freude immer mehr zur gemeinen Luſt herab, wenn ſie allein im Gebiethe der Sinnlichkeit weilt, wo das Geiſtige, das ihr beygemiſcht war, nach und nach verfliegt, oder ſich in das thieriſche Fühlen auflöst.

Die Freuden des Geiſtes entſpringen aus der lebensvollen und harmoniſchen Thätigkeit unſrer geiſtigen Kräfte, vorzüglich der Phantaſie und des Verſtandes, wo dieſe zweckmäßig in einander greifen.

Aber nicht jede einſtimmige und glücklich fortſchreitende Thätigkeit iſt geeignet, Freude zu erzeugen. Vor allem wird erfordert, daß dieſe Thätigkeit von keinem andern Intereſſe gebunden, daß ſie durchaus frey ſey, und nichts als ſich ſelbſt und die Befriedigung ihres Strebens beabſichtige. Indeß wird ſie auch dann wohl Vergnügen, aber noch keine Freude gewähren, wenn ſie nicht große Regſamkeit, Feinſinnigkeit und Innigkeit des geiſtigen Lebens antrifft.

Hierhin gehören die Freuden des Nachdenkens und Forſchens, die Freude der erweiterten Ein- und Ueberſicht, die Freude der entdeckten Wahrheit, der gewonnenen oder befeſtigten Ueberzeugung, die Freude, die wir da fühlen, wo ſich ein neues Licht über unſer Gedankenſyſtem verbreitet, wo ſich uns unſre Begriffe in einem neuen großen Zuſammenhange darſtellen, wo ſich uns neue intereſſante Ausſichten in unbekannte Reiche des Wiſſens eröffnen.

Für dieſe Freuden iſt aber nur der ernſte Denker empfänglich, der in der Thätigkeit ſeines Geiſtes lebt, dem ſie und ihre Früchte an ſich ſelbſt hohen Werth haben, der ſich ganz in ſie zu ſammeln vermag, und dem nichts verborgen bleibt, was ihr Intereſſe anſpricht. Selige Freude erweitert ſein Herz, erhöht ſein Weſen, glänzt in ſeinem Auge, ſo oft ſein Geiſt ſich leicht und frey in dem heitern Elemente bewegt, vor der Wahrheit ſich aufrichtet, und in den Schimmer ihrer Beleuchtung tritt.

Zu den Freuden des Geiſtes müſſen wir auch noch die Freude zählen, welche die reine Schönheit erweckt. Das Wohlgefallen am Schönen erhebt ſich dadurch zur Freude, daß uns die Schönheit ihren ganzen Zauber enthüllt, mit ihrer ganzen Beſelungskraft unſer Gemüth durchdringt, in allen ſeinen Empfin dungen und Thätigkeiten unſer Gemüth berührt, und eine Welt voll Jugendfriſche, Frühlingsleben und Sonnenſchein in uns und über uns aufſchließt.

Es ſind meiſt nur Augenblicke, in welchen das Schöne dieſe Gewalt an uns übt, aber ſolche Augenblicke wiegen mehr als ein Leben auf. In ſie drängt ſich alles Herrliche zuſammen, was der Menſchengeiſt zu faſſen im Stande iſt.

Die Freuden des Herzens haben ihren Urſprung in der geſelligen und ſittlichen Natur des Menſchen, in den Befriedigungen, die unſern edlern Neigungen, in den Bereicherungen, die unſern edlern Gefühlen und Stimmungen zu Theil werden, in der Erweiterung und Erhöhung des Echt-Menſchlichen unſers Daſeyns.

Dahin gehören die Freuden *des Mitgefühles*, *der Liebe*, *der Häuslichkeit*, *der Freundſchaft* und *die Freude am Guten*.

Wir empfinden die Freude mit, die wir an andern wahrnehmen, wenn nicht Selbſtſucht und Leidenſchaft unſer Herz verhärtet haben, oder die widrigen Geſinnungen, die wir gegen den Glücklichen hägen, uns erbittern. Indem die Phantaſie uns den fremden freudigen Zuſtand vergegenwärtigt, erwachen in unſerm Gemüthe die ihm entſprechenden Bewegungen. Je lebhafter unſre Einbildungskraft, je weicher und zarter unſer Gefühl iſt, deſto leichter werden wir die frohen Empfindungen andrer zu den unſrigen machen.

Zu der Liebe gehört weſentlich die Freude des Herzens, Freude an dem fremden Daſeyn, das uns in ſeiner Trefflichkeit anzieht, das uns mit ſeinen Schätzen beglückt, und dieſe begleiten die Freude des Gebens und des Empfangens, die Freude der Erhebung und Erwärmung des Gemüthes, die Freude der Befreyung von den Feſſeln der Selbſtſucht. Mit Freude erfüllt die Liebe das Innere; Blüthen der Freude lockt ſie auf allen Plätzen des Lebens hervor; ſie iſt unerſchöpflich und immer neu in Gewähren deſſen, was freudig aus dem Herzen kommt und das Herz entzückt.

In welcher Geſtalt auch die Liebe vom Herzen Beſitz nehme: immer iſt die Freude mit ihr. Jede Liebe öffnet das Herz, und wendet es freundlich zum Geliebten hin; jede ſtimmt zum Selbſtvergeſſen, zum Leben in andern, zum ſeligen Freyheitsgefühl. Selbſt der Schmerz muß der Freude weichen, wo die Liebe einzieht.

Schon die allgemeine Menſchenliebe trägt die Freude in ſich — weit mehr aber noch die innigere, welche die Herzen an einander kettet, die edlere Geſchlechtsliebe, die Elternliebe, die Kindesliebe, die Freundesliebe. Hier iſt es eigentlich die Kraft und Fülle des Herzens, was ſich zur Freude verklärt. Darum ſind *das häusliche Leben* und die *Bündniſſe der Freundſchaft* ſo reich an Freuden des Herzens.

Das enge Aneinanderſchließen, die zärtliche Aufmerkſamkeit, die herzliche Theilnahme, die ſanfte Schonung, das eifrige Beſtreben, einander Angenehmes zu erweiſen, das ſichere Bewußtſeyn der Liebe werden im Familienkreiſe Quellen unzähliger Freuden. Was uns ſonſt gleichgültig gelaſſen, was ſonſt nur den Sinn oder den Geiſt ergötzt hätte, ſchafft Freude im Herzen, dadurch, daß es ein Gemeinſames iſt, oder, von andern, uns theuern Menſchen erlebt, unſer Mitgefühl anſpricht. Kleine Vorfälle, Veränderungen, Entwickelungen jeder Art, gewinnen im häuslichen Zuſammenleben ein Intereſſe, dem die ſchönſten und ſüßeſten Empfindungen des Herzens entſprießen.

Und wie ſollte nicht die Freundſchaft, in ihren Eröffnungen, in ihrem Gedankentauſche, in ihren Hochgefühlen, in ihren Aufopferungen, in ihrer Treue, in ihrem Muthe, in ihrer Charakterſtärke Freuden erzeugen, die ſich des ganzen Herzens bemächtigen, weil ſie von der Befriedigung der edelſten Triebe deſſelben herrühren!

Freude des Herzens empfinden wir endlich: wenn das Bewußtſeyn der ſittlichen Würde ſich zur vollkommnen Deutlichkeit und Stärke entwickelt; wenn das herrliche Bild der Tugend uns vorſchwebt; wenn wir begeiſtert vor einer großen That ſtehen; wenn ein heiliger Entſchluß ſich in unſerer Seele erhebt; wenn uns ein ſchwerer Sieg über uns ſelbſt gelungen iſt; wenn wir mit Billigung auf ein von uns vollbrachtes würdiges Werk hinblicken; wenn wir glückliche Fortſchritte in der ſittlichen Bildung bey uns wahrnehmen; wenn die Kräfte des erhöhten ſittlichen Lebens ſich in uns regen, und in unbegränzten ſeligen Ahnungen ſich verkündigen.

Geiſt und Herz vereinigen ſich in den Freuden, welche die Natur, die Kunſt, das geſellige Menſchenleben und die Beſchäftigungen der Andacht, mit den Stimmungen, die ihr angehören, uns einflößen.

Die Natur erfreut uns durch ihre Schönheit und durch ihre Milde, durch die Belebung unſrer Gedanken und durch die Beſänftigung unſrer Leidenſchaften, durch die Erweiterung, die ſie unſern Gefühlen gibt, und durch die Harmonie, die ſie in die Bewegungen unſers Herzens bringt.

Die Kunſt weckt die Freude in uns auf durch die vollendeten Formen, die ſie uns darſtellt und durch das Spiel der Empfindungen, das ſie uns veranlaßt, durch die heitern Schöpfungen, für die ſie unſre Phantaſie in Anſpruch nimmt.

Das geſellige Menſchenleben bereichert uns mit Erfahrungen, belohrt und übt unſern Verſtand, und wendet ſich in mancherley Rührungen an unſer Herz, die ſich gerne zum freudigen Leben geſtalten. Es verwickelt uns in vielfache Verhältniſſe, aus denen die beſſern Triebe dieſes Herzens Nahrung ſchöpfen, und führt uns mit Menſchen zuſammen, die, wenn auch nur flüchtig, uns ſüße Intereſſen des Herzens abgewinnen.

Der Andacht öffnen ſich die Schranken des irdiſchen Daſeyns; über alle Zeiten und alle Räume ſchwingt ſie ſich empor, und lebt in den erhabenſten Betrachtungen, deren der menſchliche Geiſt fähig iſt, in denen dieſer ſeines eigenthümlichen unendlichen Lebens am meiſten inne wird. Vor ihr verſchwinden die Uebel, die uns ſonſt drücken, die Sorgen, die uns ſonſt ängſtigen. Durch ſie findet das Herz ſich himmliſch beruhigt über die Angelegenheiten, die es bekümmern, und jeden Streit in ſich geſchlichtet. Sie erfüllt es mit heiliger Bewundrung, mit einer reinen, ſich völlig hingebenden Liebe, mit ſeliger Hoffnung. Die höchſte der menſchlichen Freuden erfährt, in den Stunden der Andacht, das religiöſe Gemüth, welches die

Fähigkeit beſitzt, ſich ihr ungetheilt zu überlaſſen.

Es gibt endlich noch Freuden, an denen auf gleiche Weiſe die Sinne, der Geiſt und das Herz Theil nehmen; ſey es daß irgend ein einzelnes angenehmes Gefühl ſich belebend über unſer ganzes Weſen verbreite, ein heiteres Spiel ſeiner geſammten Thätigkeiten verurſache, und beſonders die Phantaſie zum Hervorbringen fröhlicher Bilder jeder Art veranlaße — wo dann die frohe Stimmung nach und nach zur Freude erwächſt, oder daß, was urſprünglich ſinnliche Freude war, durch Beſchäftigung des Verſtandes, durch Sympathie und religiöſe Bewegungen, ſich zur Geiſtes- und Herzensfreude erhebe, oder daß wir von mehrern Seiten her und in verſchiedenen Punkten unſrer Empfänglichkeit zugleich Eindrücke empfangen, die nun zur vollen Freude ſich ſammeln.

Die volle Freude, die alle Kräfte unſers Weſens in Thätigkeit ſetzt, kann nur in Verbindung mit andern empfunden werden; daher ſie nothwendig geſellſchaftliche Freude iſt, gleichviel ob ſie im weitern oder engern Kreiſe verweile. Sie entſpringt zu einem bedeutenden Theile aus dem, was uns Menſchen in den Eigenſchaften und Stimmungen ihres Gemüthes, in ihren Reden und Handlungen darſtellen, und aus dem, was ſie uns in den engern Verhältniſſen des Lebens gewähren; ſie iſt Freude über Menſchenſinn und Menſchenwirken. Mangelhaft bleibt jede Freude, die nicht Menſchlich-Schönes zum Gegenſtande hat, in der nicht das menſchliche Herz zum verwandten Herzen ſpricht. Wer ſich nicht für Menſchen zu intereſſiren vermag, wer nicht an menſchlichen Aeußerungen Wohlgefallen findet, wer nicht im Stande iſt, ſich an Menſchen enger anzuſchließen, dem fehlt die Empfänglichkeit für volle Freude.

Menſchen müſſen aber auch, durch ihr Einſtimmen in unſre Freude, durch die Art, wie dieſe ſich in ihrem Gemüthe geſtaltet, durch das, was ſich aus ihrem Eignen mit derſelben verbindet, der Freude in uns neue Stoffe zuführen und neue Reitze geben, damit ſie eine vollkommne werde.

Mannichfaltigkeit, Wechſel, beſtändige Nahrung, Stärke und längere Dauer erlangt die Freude erſt durch die Geſellſchaft.

Die geſellſchaftliche Freude iſt zwar nicht immer edler — denn das hängt von ihrer anderweitigen Beſchaffenheit ab — aber gewiß menſchlicher, als die einſame.

Es gibt ſehr edle Freuden, die ihrer Natur nach zu den einſamen gehören, wie die Freuden des Nachdenkens, der Betrachtung, der Erinnerung und Erwartung, des guten Bewußtſeyns und der religiöſen Erhebung. Sie können als ſolche einen hohen Grad der Stärke erlangen. Wollen ſie aber das echt Menſchliche gewinnen, und ſich zur Fülle der Freude erheben: ſo müſſen ſie ſich ſpäterhin durch Mittheilung an einverſtandene Gemüther das Geſellſchaftliche anbilden.

Die Freude des ſinnlichen Genuſſes hingegen kann nie eine einſame ſeyn ohne ihre Würde zu verlieren, und entweder gemein thieriſch oder roh ſelbſtſüchtig zu werden.

Indeß bleibt Geſelligkeit der Charakter jeder Freude; jede, auch die einſame wünſcht, ſich mitzutheilen. Wo die Freude lebt, da will ſie ihr Leben auch äußern, äußern gegen Weſen, die es verſtehen, und in ſich aufnehmen können; ſie will ſich ihrer ſelbſt deutlich bewußt werden, indem ſie ſich andern offenbart; ſie will ſich im fremden Gemüthe wieder finden, und ihr Gefühl dadurch erhöhen, daß ſie es von der Mitfreude zurück empfängt, es iſt als ob wir die Freude noch nicht recht hätten, wenn wir nicht davon ſprechen können. Sie will aber auch die andern mit hineinziehen in ihr fröhliches Leben, denn ſie mag ihre Seligkeit nicht allein genießen. Die Freude hebt, ſo lange ſie das Gemüth beherrſcht, den Egoismus auf, und ſetzt einen allgemeinen Menſchenſinn an ſeine Stelle. In der Freude iſt man ganz Menſch, man mag nichts mehr als Menſch ſeyn, und fühlt ſich von allem Menſchlichen, wie von etwas Eignem, berührt; man iſt ſelbſt um ſo froher, je mehr man alles um ſich her froh ſieht.

Die Freude verſtärkt und reinigt das natürliche Mittheilungsbedürfniß. Der Schmerz theilt ſich mit, um Erleichterung und Troſt zu finden, die Freude hat ihr Intereſſe an der

Mittheilung ſelbſt; wir denken wenigſtens nicht daran, daß dieſe Mittheilung uns etwas gewähren ſoll. Darum iſt es zwar edel, den Schmerz in ſich zu verſchließen, und ihn ſchweigend zu dulden, aber wer die Freude für ſich behalten, ſich wohl gar mit ſeiner Freude verbergen kann, verräth eine niedrige Denkungsart, traurige Herzensverengung.

Wenn einige Freuden hier eine Ausnahme machen, ſo liegt das an der individuellen Natur derſelben. Man ſchweigt von der Freude, von der man nicht zu ſprechen vermag, ohne ſie zu entweihen oder zu zerſtören, weil das, woraus ſie entſpringt, zu den Geheimniſſen des innern Lebens gehört, zu den Dingen, die nur ſo lange da ſind, als ſie in frommer Liebe und Demuth verwahrt bleiben, die auf jeden Fall ihr Beſtes einbüßen, wenn davon geredet wird. Man ſchweigt auch von der Freude, in welcher niemand uns verſteht, weil ſie zu ſehr mit dem Eigenthümlichen unſrer Empfindungsweiſe und Gemüthsart zuſammen hängt: gern würde das von ihr erfüllte Herz ſich ergießen, wäre nur jemand im Stande, mit uns zu ſympathiſiren.

Unſre ſüßeſten und innigſten Freuden leben ſtill im Gemüthe ein ſeliges Leben — nichts will davon über die Lippen; und doch möchte man ſie in die fremde Bruſt verpflanzen, wenn man ſie aus dem Klima bringen dürfte, in dem ſie gezogen worden ſind, wenn ihre Zartheit die Behandlung des Verpflanzens ertrüge.

Darin zeigt ſich die Humanität der Freude, daß ſie anſchließt, das Herz öffnet, und Verbindungen ſtiftet, die der Kälte des gewöhnlichen Lebens fremd ſind, die aber auch oft genug mit ihr wieder verſchwinden.

Die einfache Freude zu wecken und zu unterhalten, bedarf es weder vieler noch koſtbarer Mittel, und am wenigſten des mühſam Hervorgeſuchten und Zuſammengebrachten. Wo nur eine empfängliche Gemüthsſtimmung, ein unverfälſchter Sinn für die Eindrücke des Lebens, Diſpoſition zu heitern Anſichten und hingebende Geſelligkeit ſich finden: da biethen die Welt, die Geſellſchaft und das eigne Herz ihr überflüſſigen Stoff dar; aus den alltäglichſten Vorfällen kann ſie Nahrung gewinnen, eine gefällige Umgebung, ein ſchöner Gedanke kann ſie ſchon herausführen. Was am leichteſten zu erlangen ſteht, was in ſeiner Anſpruchsloſigkeit von den meiſten überſehen wird, was das Leben jedem willig und reichlich gewährt, der es darum anſpricht, das iſt ihr das Liebſte.

Die künſtliche Freude fordert weitläufige Vorbereitungen, vielfache Anſtalten, glänzende Einrichtungen, die indeß ſelten ihren Zweck erreichen. Sie vermag kaum zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt zu kommen, und ſtirbt meiſt bald an der Ueberladung. Oft bewirkt aller Aufwand nichts weiter, als Langeweile, geſpannte Erwartungen, die nicht befriedigt werden, und ſich in Ueberdruß verwandeln, vergebliche Bemühungen, ſich in die Freude herein zu raſen, oder flüchtigen Sinnenrauſch, der mit der Freude keine Gemeinſchaft hat.

Eine gewiſſe Einfachheit gehört ſo ſehr zum Weſen der Freude, daß auch die künſtliche ſie nicht verläugnen darf, wenn ſie Freude bleiben will. Die echte Freude muß ſich ſelbſt machen, und was die Kunſt für die Freude erſinnt und zurüſtet, muß wenigſtens den Schein haben, als ob es ſich ſelbſt gemacht hätte, das Reiche und Mannichfache muß im Gemüthe Einſalt annehmen, damit es wirkliche Freude werde. Niemand freut ſich, wo man zur Freude herausgefordert wird. Erſt wann die Kunſt wieder Natur geworden iſt, mag ſie ſich zur Freude geſellen.

Als eine Gunſt will die Freude dem Menſchen erſcheinen, nie aber ſich zwingen, erjagen oder erwerben laſſen. Bey denen, die ihrer werth ſind, und ihr eine würdige Stätte bereitet haben, kehrt ſie willig ein, und flieht ewig die, die einen unheiligen Umgang mit ihr begehren — um ſo mehr, je mehr ſie es ſich für ſie ſauer werden laſſen. Der freye Genius des Lebens darf nicht die Feſſeln der Mühſeligkeit tragen, und nicht in der Mühſeligkeit geboren ſeyn, von der er eben uns erlöſen ſoll.

Darum iſt es mit der künſtlichen Freude da noch am beſten geſtellt, wo das, was für ſie veranſtaltet wird, vom Geiſte der Freude ſelbſt eingegeben, ſich unwillkührlich aus der Stimmung, die es mittheilen will, hervorbildet. Die künſtliche Freude ergötzt immer vornehmlich durch das, worin ſie der Natur am nächſten bleibt.

Das zarte Leben der Freude verträgt auch das künſtliche Aufſchmücken nicht. Sie vergeht dem unter den Händen, der etwas zu ihr hinzuthun oder an ihr zurechtſetzen möchte. Uebrigens kann eine Freude, unbeſchadet ihrer Einfachheit, ſehr verſchiedenartige Beſtandtheile in ſich aufnehmen, wenn nur alles ſich ungeſucht zuſammenfindet.

Die einfache iſt meiſt auch ſtille Freude, und dieſe vertrauliches Beyſammenſeyn mit ſich ſelbſt und mit einverſtandenen Menſchen in ſeliger Luſt. Sie meidet das Geräuſch, in dem ſie ſich fremd dünkt — die große Geſellſchaft, wo die Laſt des Zwanges, die Qual der Leerheit und der Deſpotismus des Vorurtheils ſie verſcheuchen. Dagegen verweilt ſie gerne im kleinen Kreiſe derer, die ſich kennen und lieben, die ſich einander zeigen dürfen wie ſie ſind, und ſich von keiner ſpähenden Vorſicht, von keiner ängſtlichen Zurückhaltung, von keiner Scheu, anzuſtoßen oder Blößen zu geben eingeengt fühlen. Hier lebt ſie im ungetheilten Genuſſe des Augenblickes, im freyen Erguſſe des Herzens, im gemüthlichen Treiben, in heitern Spielen der Phantaſie und in den unverfälſchten Eindrücken von dem, was jeder zum gemeinſchaftlichen Vergnügen beiträgt. Das Verborgene, Heimiſche, von fremdartigen Beymiſchungen Abgeſchiedene, die Gemüther innig Verknüpfende erhöht ihre Luſt, und die ihr beywohnende Beſonnenheit ſichert ihre Dauer, und macht, daß ſie ganz empfunden wird.

Die laute Weltfreude, wie man ſie gewöhnlich antrifft, iſt weit häufiger Sinnenrauſch, als wirkliche Freude.

Nicht ſelten vermag ſie ſich allein dadurch Geltung zu verſchaffen, daß ſie die Leidenſchaft aufregt, uns aus uns ſelbſt heraustreibt, und die Eintracht der Gemüthskräfte ſtört; dann rauſcht ſie, ohne uns wohlzuthun, ſchnell vorüber, erreicht in der Betäubung ihr Ziel, und läßt Mißbehagen, Unfrieden, nicht ſelten ſchmerzliche Reue und eine Gemüthszerſplitterung zurück, die man als eins der traurigſten moraliſchen Verderbniſſe anſehen muß. Sie beſtürmt das Herz, das die Stille anzieht und ſanft bewegt. Was zur Freude ſo weſentlich gehört, das Herzliche, Offne, Freygelaßne fehlt ihr immer, und wie könnte dies in den großen Zirkeln, wo die Freude, wie alles, Sitte iſt, oder unter den geräuſchvollen Bewegungen, wo man kaum zu ſich ſelbſt kommt, oder unter dieſen Beſchränkungen des Zeremoniells und der Privatabſicht, wo man ſich keinen Augenblik darf gehen laſſen, angetroffen werden!

Oft iſt auch das, was hier für Freude verkauft wird, bloßer Zeitvertreib und zwar von der kläglichſten Art — oft Wahn der Ueberredung, hier müſſe die Freude doch wohl zu finden ſeyn, weil alles auf ſie eingerichtet iſt, oder ihre Manieren hat.

Um an der lauten Weltfreude etwas zu beſitzen, muß man ſich in den meiſten Fällen erſt auf ſeine Hand etwas daraus bilden, und die genießen wohl die große Geſellſchaft am Beſten, die darin bloß Zuſchauer ſind, ſich an ihrem bunten Gewühl beluſtigen, was ihnen darin zugeſagt mit hin nehmen, für die Bereicherung ihrer Menſchenkenntniß beobachten, und ſich aneignen ſo viel ſie vermögen, ohne ſich in ihre Wirbel hineinziehen zu laſſen, und ſich ihrem Geiſte hingeben.

Die Freude zeigt ſich, nach der Verſchiedenheit der Naturen, die ſie empfinden, und den Urſachen, die ſie hervorbringen, in zwiefacher Ausgeſtaltung: als innige und als lebhafte Freude.

Sanfte, weiche in ſich gekehrte Gemüther ſind mehr für die innige — ſtarke, rüſtige aus ſich hinaus ſtrebende mehr für die lebhafte Freude.

Die innige Freude nimmt vom Herzen Beſitz, vertheilt ſich an alle Bewegungen deſſelben, und wird hier ſtilles, ſeliges Bewußtſeyn in Betrachtungen und Gefühlen. Die lebhafte dringt ſchnell aus dem Herzen hervor, ſie äußert ſich, ehe ſie ſich gefaßt hat, und will eben, indem ſie ſich äußert, ſich ihrer bewußt werden. Sie ſcheint nur in ſo fern vorhanden zu ſeyn, als ſie ſich offenbaren kann.

Jene iſt mehr Gefühl, dieſe mehr Affect.

Die innige Freude wird mehr von geiſtigen, die lebhafte mehr von ſinnlichen Urſachen geweckt. Indeß muß was als Freude im Gemüthe aufgeht, ſich der eigenthümlichen Beſchaffenheit deſſelben einfügen, und auch das Sinnliche kann in weichen Seelen nur innig — das Geiſtige in rüſtigen nur lebhaft empfunden werden, und was ſich der herrſchenden Stimmung nicht anzuſchmiegen vermag, das findet auch kein Intereſſe.

Daher in ſanften weiblichen Gemüthern die Abneigung gegen rauſchende, die Vorliebe für ſtille Freuden, welche die Phantaſie gern in die Regionen des Unſichtbaren trägt, der Hang zur Schwärmerey in der Freude — daher in der ſtarken männlichen Bruſt der Widerwille gegen das Sentimentale, gegen alles, was zum Herzen will, die Diſpoſition für das Laute, das den Trieb anregt, ſich der Thätigkeit bemächtigt, und lebensvollen Zuſammenhang mit der Welt fühlen läßt.

Die innige Freude iſt in ſeiner Erweiterung beſänftigtes — die lebhafte in ſeiner Erweiterung erhöhtes Leben; dieſe geht in Fröhlichkeit — jene in Wonne, und endlich in Entzücken über, und da wird vorzüglich klar, wie doch das echte Weſen der Freude, ihr Menſchlich-Schönes, mehr der innigen als der lebhaften angehört.

Die Fröhlichkeit ſinkt immer tiefer in das Körperliche hinab, die Wonne und das Entzücken ſteigen immer höher in das Geiſtige hinauf, bis zur Ablöſung des Gemüthes vom Irdiſchen, bis zur Lebensverklärung in der Gemeinſchaft mit dem Idealen. Die Fröhlichkeit kann gemein werden, Wonne und Entzücken offenbaren uns immer das Edelſte der Menſchennatur, in der Wonne und im Entzücken ſcheint ſich die Seele den Einflüſſen einer ewigen Lichtwelt zu öffnen.

Was uns reine Freude gewähren ſoll, muß in jeder Hinſicht ohne Tadel ſeyn, und keiner Forderung der geſunden Natur widerſprechen. Wo ein edles Gefühl verletzt, die Eintracht des Gemüthes zerſtört wird, da kann die Freude nicht anders denn getrübt erſcheinen, ſollte ſich auch der innere Zwieſpalt nur in leiſen und dunkeln Regungen ankündigen. Um ſich recht und ganz zu freuen, iſt nöthig, daß man die volle Zuſtimmung eines deutlichen Selbſtbewußtſeyns beſitze. Wenn die Vergegenwärtigung der ſämmtlichen Intereſſen unſers Lebens nichts mehr feindlich in uns aufſtört, dann zieht die Freude triumphirend in das Herz ein, und durchdringt es mit ihren Wonnegefühlen.

Darum iſt es nicht möglich, über etwas

ungetrübte Freude zu empfinden, das den moraliſchen Sinn beleidigt, die menſchliche Würde herabſetzt, und auf Koſten der humanen Neigungen den ſelbſtſüchtigen ſchmeichelt; denn nie laſſen ſich die Anſprüche des Edlern in unſrer Bruſt ganz unterdrücken. Das Unſittliche, das Erniedrigende, das Eigennützige kann nie in uns reine Freude werden.

Immer iſt die Freude, die rein unſer Herz erfüllt, eine unſträfliche, mit dem Ganzen unſrer Bedürfniſſe und Triebe einverſtandene; deßwegen vermag ſie auch in unſerm Innern eine vollſtändige Verſöhnung zu ſtiften, und ſich über all unſer Denken, Fühlen und Wollen zu ergießen. Darin eben bewährt ſich die Reinheit der Freude, daß nichts in uns iſt, was nicht von ihr ergriffen und beſeelt wäre, daß ſie als ungetheiltes freudiges Leben in uns wohne.

Die Freude iſt um ſo reiner: je genauer ſie ſich den höhern Anlagen unſers Weſens anſchließt, je mehr dieſe zur Erzeugung derſelben beytragen, je mehr ſie aus dem Innerſten unſers Weſens hervorgeht, und wir in ihr Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt fühlen, je ſittlich-frömmer und uneigennütziger ſie iſt.

Die reinſte Freude iſt auch die edelſte: das Bewußtſeyn der Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt in anſpruchloſer moraliſcher Trefflichkeit und der glücklichen Verhältniſſe, worin man dadurch zu dem höchſten Weſen und zu allen Angelegenheiten ſeines Lebens gekommen iſt.

Indem ſie ſich dem Beſten am liebſten zugeſellt, erſcheint die Freude als die herrlichſte Blüthe des menſchlichen Seelenadels.

Nicht durch jede Vermiſchung mit dem Schmerze wird die Reinheit der Freude getrübt. Der Körperſchmerz, der heftige Seelenſchmerz, der noch nicht durch Ergebung gemildert worden iſt, der Schmerz, der aus Leidenſchaften entſpringt, oder mit ihnen gepaart iſt, und die Schmerzen im Gewiſſen ſind freylich der Freude entgegen, und werden nie friedlich mit ihr zuſammen gehen, ſie werden ſie beſchränken oder gar überwältigen. Aber es gibt ſanfte und ſchöne Schmerzen, wie denn in ſchönen Seelen jeder innerliche Schmerz bald ein ſanfter und ſchöner wird; und dieſe nimmt die

Freude gern zu ſich. Die innige Freude zumal pflegt ſelten ohne einen Anhauch des Schmerzes zu ſeyn. Es iſt der Schmerz der Sehnſucht und der Erinnerung, wehmüthige Trauer über die Unvollkommenheit alles Irdiſchen, über das flüchtige Leben der Freude und des Herzens, das ſie fühlt, was ſich mit ihr vermiſcht; und in dieſem Schmerze bewegt ſie ſich mit Wohlgefallen, ſie möchte ſich nicht von ihm trennen, weil ſie dann von ſich ſelbſt etwas einbüßen müßte. Er ſcheint zu ihr zu gehören und ihrer Erſcheinung unnachahmliche Reitze zu ertheilen.

Die Freude, welche nichts vom Schmerze in ſich hat, muß ihm deſto eher Platz machen. Von dem, in leiſen Ahnungen ihr beygeſellten Schmerze empfängt die Freude die Mäßigung, daß man ſie lange ertragen kann — wird ſie gehalten, daß ſie nicht überſtröme und ſich ſelbſt ſchnell erſchöpfe.

Manche Freude würde gar nicht ſeyn ohne den ihr einwohnenden Schmerz, und manche andre würde ohne ihn dem Herzen nicht ſo wohl thun.

Wenn die Freude im Schmerze ſich ſpiegelt, dann zeigt ſie ſich uns in der Geſtalt, in der wir uns am innigſten glauben mit ihr vereinigen, und ſie ewig beſitzen zu können, weil wir in ihr unſer eignes Weſen wieder erkennen.

Indeß auch dann iſt nöthig, daß ſie uns an den Schmerz zuweilen ganz abtrete. Eine immerwährende Freude, obgleich ſie an ſich wohl gedenkbar bleibt, und unter den Idealen, die wir unwillkührlich bilden, eine der erſten Stellen einnimmt, vermögen wir in unſerm gegenwärtigen Zuſtande nicht zu faſſen. Das erhöhte Lebensgefühl ermattet, und bedarf der Erfriſchung durch den Schmerz; es würde eine unerträgliche Leerheit zurück laſſen, wenn nicht die Erregungen, welche der Schmerz verurſacht, dies verhütheten. Gewöhnung würde uns überdies gegen die Freude gleichgültig machen, wenn nicht das mit ihr wechſelnde Gefühl des Schmerzes, den Sinn für ihre Reitze ſchärfte. Es iſt als ob uns etwas ganz Neues gegeben wäre, ſo oft ſie nach dem Schmerze wiederkehrt. Auch die Empfänglichkeit für Freude, welche in den ſittlichen Eigenſchaften des Gemüthes ihren Grund hat, muß durch den Schmerz erhalten werden. Die nie unterbrochene Freude könnte nicht anders, denn eine Weichlichkeit und Erſchlaffung hervorbringen, in welcher zuletzt alles Vielſeitige, Kräftige und Strebſame des Charakters unterginge, und alle Tugenden, welche Stärke der Seele voraus ſetzen, und zum frohen Lebensgenuſſe ſo viel beytragen, verſchwänden.

Die Freude iſt kürzer als der Schmerz; darum kann ſie weniger als dieſer im Gemüthe arbeiten, und im Geſichte bleibende Züge zurück laſſen. Auch ſtrebt ſie mehr aufwärts und geht weniger tief in das Innere als der Schmerz, und nur das, was recht tief in das Innere gedrungen iſt, und uns da vielfach beſchäftiget hat, vermag ſich bleibend an uns darzuſtellen.

Wenn der Ausdruck des Schmerzes dem Mondesſchimmer gleicht, ſo iſt der Ausdruck der Freude Sonnenblick; wenn jener etwas Rührendes hat, ſo hat dieſer etwas Belebendes, wenn jener das Herz bewegt, ſo erweitert dieſer das Herz.

Den Ausdruck des Schmerzes finden wir vielleicht intereſſanter; weil der Schmerz zahlreichere Modifikationen der Empfindungen bildet, mannichfaltigere Stimmungen in ſich aufnimmt, und daher nicht allein in jedem Gemüthe und auf jedem Geſichte, ſondern auch in jedem Momente anders erſcheint; weil er jedes Mal etwas Eigenthümliches hat, worin eine neue Eigenthümlichkeit des innern Lebens ans Licht tritt, wie das auch aus der Natur der Sache folgt, da der Schmerz dem Getrennten, die Freude dem Geeinigten angehört.

Am reichſten und intereſſanteſten zeigt ſich die Freude in ihrem Ausdruck, wo ſie ſich mit dem Schmerze vermiſcht, und in den Vergeiſtigungen der Wonne und des Entzückens, wo die Gedanken, die ſie erzeugen und die ſich aus ihr entwickeln, und die individuellen Empfindungen, die ſich mit dieſen verknüpfen, ſich mit dem Gefühle in das Gleichgewicht ſetzen, und ſich in einem lebensvollen Spiele offenbaren.

In dem Einfluſſe auf die geiſtige und ſittliche Bildung ſteht die Freude dem Schmerze um nichts nach. Wie der Schmerz, ſo muß auch die Freude vieles an uns entwickeln, was bisher in ſeinem Keime verſchloſſen war, um ſo mehr, da ſie unſer ganzes Weſen in eine rege und glückliche Thätigkeit ſetzt, wobey es unvermeidlich iſt, daß neue Empfindungen erwachen, neue Kräfte ſich äußern, neue Anſichten des Lebens ſich darbiethen, unbekannte Gegenden in der unermeßlichen Welt des Innern ſich aufhellen, für vieles der Sinn ſich öffnet, was uns bisher nichts war, für vieles ſich die Anlage entfaltet, worin wir bisher nichts vermochten.

An Kindern bemerkt man vorzüglich, wie das Weſen des Menſchen in der Freude ſich auseinander legt und wieder verknüpft, wie durch ſie der Menſch erzogen wird. Jede Freude, die in ihrem Herzen aufblüht, iſt ein beſondres Moment in der Geſchichte ihrer geiſtigen Entwickelung.

Aber auch bey Erwachſenen wird das echt Menſchliche durch die Freude weiter gebildet, und nichts kann vielleicht in dem Maße für reinen Gewinn geachtet werden, als was eine ſchöne Freude hervorlockt und reift.

Der helle Blick, das zarte und weiche, wie das kräftige Gefühl, das lautre Wollen, das edle, muthige und feſte Streben werden mächtig in der Freude gefördert.

Die echte Freude hat immer etwas Idealiſches, erhebt über das Gemeine und Schlechte, und erhält uns mit dem Beſten in Gemeinſchaft.

Die Harmonie der Freude vertilgt die Einſeitigkeiten des Charakters, und glättet das Rauhe ab, beſänftigt die Leidenſchaft, und bereitet der Tugend den Weg zum Herzen.

Das freudige Herz weiß von keinem ſelbſtſüchtigen Streben, darum auch von keinem Argwohn, von keinem Haſſe, von keiner Argliſt und Verſtellung. Die reine Menſchennatur iſt hier wieder in ihre Rechte getreten, deßwegen findet man bey ihm freundliches Hinneigen zu Menſchen, herzliches Anſchließen an Menſchen, Zutrauen, Offenheit und Wahrheit, Vergeſſen der Beleidigung, Streben jedes trennende Mißverſtändniß aufzulöſen, Nichtachtung der Verhältniſſe, welche die Menſchen gegen einander erkälten.

In der Freude iſt man ganz Menſch, begehrt man nur Menſch zu ſeyn und vollbringt willig das Gute. Der Zwang der Pflicht hat aufgehört, man übt was ſie vorſchreibt, weil man darin das Anſtändige, Rechte, Schöne, was dem Geiſte der Freude am meiſten zuſagt, worin ſich die Freude am liebſten äußert, erkennt.

Selbſt diejenige Freude, die in ihrem Urſprunge noch nicht von allem Eigennutze frey war, arbeitet ſich immer mehr von dieſem los, wenn ſie anders dem Charakter der Freude getreu bleibt, und führt unvermerkt zu jener höhern Uneigennützigkeit, die das Weſen der Tugend ausmacht.

Schmerz und Freude müſſen, jedes in ſeiner Sphäre, zuſammenwirken, damit das ſittliche Leben ſich vollende.

Sinnliche Luſt kann jeder empfinden, ſobald das, was ſie erzeugt, mit ihm in die gehörige Beziehung kommt. Aber die Freude ſetzt außer dem Stoffe noch eine beſondre Empfänglichkeit voraus; und wo dieſe vorhanden iſt, da wird es an jenem nicht fehlen, denn ſie enthält ſelbſt ſchon Schätze der köſtlichſten Freude. Darum iſt die Freude nicht jedermanns Sache.

In einem unentweihten Herzen will die Freude wohnen, die düſtern Umwölkungen des Laſters verdunkeln das reine Licht, welches ihr Lebenselement iſt. Das Gefühl der Nichtswürdigkeit kann ſich nur in thieriſchen Genüſſen berauſchen, läßt aber die ſeligen Gefühle der Freude nicht aufkommen. Der durch innere Unordnungen verſtimmten Seele wird alles, was in ſie eindringt, Mißklang, während ſich die Freude in harmoniſchen Tönen bewegt. Die Anklage des Gewiſſens, wenn ſie gleich noch ſo leiſe ſich äußerte, beunruhigt das Gemüth zu ſehr, als daß es die ſtille Freude bey ſich zu beherbergen vermöchte. Selbſt die Betäubung des verletzten Gewiſſens verſtattet kein echtes Freudengefühl, weil ſie die heitre Beſinnung raubt, die dazu erfordert wird.

Der Unſchuld iſt die Freude verwandt in Wahrheit und Einfalt, darum weilt ſie auch gerne bey ihr. Die Unſchuld hat den hellen Blick, der die Freude an allem ſieht, das ungetrübte Auge, durch welches ihr Licht in die Seele fällt.

Auch heftige Leidenſchaften vertragen ſich nicht mit der Freude. Sie ſtören das Innere feindſelig auf, die Freude aber will Frieden; ſie ziehen die Kräfte deſſelben in ihr Intereſſe zuſammen, und halten es feſt daran geknüpft, die Freude aber will Freyheit; ſie haben beſtändige Aengſten und Sorgen in ihrem Gefolge, die Freude aber will ein unbefangenes Herz; ſie verſchließen das Gemüth für alles, was außer ihrem Kreiſe liegt, die Freude aber will, daß es jedem Eindrucke offen ſtehe.

Daß die Freude da keine Stätte finde, wo Unmuth, Verzagtheit und Trübſinn Platz genommen haben, leuchtet von ſelbſt ein. In ſolcher Verſtimmung mag man ſich nicht freuen, man bemerkt das Erfreuliche nicht oder wendet ſich davon weg, man ſpäht nach dem Unangenehmen, und ſucht ſich alles auszuraiſonniren und wegzutadeln, deſſen das Herz froh werden könnte.

Da die Freude geiſtiger Art iſt: ſo verlangt ſie von dem, der ſie zu beſitzen wünſcht, regen geiſtigen Sinn. Wo dieſer fehlt, ſchlägt alles in gemeine ſinnliche Luſt aus. Je mehr wir aber fähig ſind, im Geiſtigen zu leben, vom Geiſtigen tiefe Eindrücke zu empfangen, auch das Sinnliche geiſtig aufzufaſſen und geiſtig zu verarbeiten; je leichter die Spiele der Phantaſie die Erſcheinungen der Welt und unſers Innere umſchweben; je beſſer es uns gelingt, alles in idealiſche Beziehungen zu bringen: deſto größer iſt unſre Empfänglichkeit für Freude.

Nicht weniger kommt es hier auf einen vorurtheilsfreyen Verſtand, auf klare und richtige Lebensanſichten an. Wer alles nach der Meinung der Welt ermißt, der wird ſich nur über wenig freuen, er wird die Freude da ſuchen, wo ſie nicht zu finden iſt, und ihr da vorüber gehen, wo ſie ihn freundlich einladet, er wird von allem, was er an die Freude wendet, nichts als Mühe und Noth haben. Darum iſt das Leben der meiſten ſo arm an Freude, weil ihnen ſo vieles anders erſcheint, als es iſt, und ſo vieles verborgen bleibt, was ſie erfreuen könnte und ſollte.

Es gibt einen zarten Sinn für die Freude, der, nächſt einem reinen Herzen, in dem verfeinerten Gefühle für das Wahre, Schöne und Gute beſteht. Dazu gehört, daß man Kleinigkeiten nicht verſchmähe, an dem ſcheinbar Unbedeutenden das Intereſſante, Gemüthliche zu entdecken wiſſe, daß man auf jede liebliche Erſcheinung des Lebens aufmerkſam ſey, und ſein Inneres in feſter Verbündung mit dem Edeln erhalte, mittelſt welcher dieſes uns immer zum Erfreulichen wird, und uns nicht leicht etwas verloren geht, was ſonſt noch erfreulich ſeyn könnte.

Nichts iſt indeß für die Freude wichtiger als die Liebe. Wenn die Freude die Liebe erhöht, ſo muß dieſe ihr das Herz weihen. Freude und Liebe ſind von Einem Geiſte beſeelt.

Liebe iſt ſelbſt eine der reinſten und höchſten Freuden, und jedes andre, was ſich zu ihr geſellt, muß durch ſie zur Freude werden.

Liebe allein vermag die Freude zu feſſeln, und wenn nicht eine bleibende Freude, doch wenigſtens eine bleibende freudige Stimmung zu erzeugen, wo dann nur die Veranlaſſung eintreten darf, um dieſe zur wirklichen Freude zu erheben.

Wenn der Schmerz ſich in Freude verwandelt: ſo iſt es die Gewalt der Liebe, was ihn dahin umgeſtaltet.

Je inniger wir lieben, deſto reicher muß unſer Leben an Freude ſeyn. Das Land der Liebe iſt ihre Heimath, und in dem Ideale der Freude ſind die vornehmſten Züge von der Liebe entlehnt.

III.

Fragment aus Euphranors Papieren über die Freude.

Seinen Ernſt zu mildern, und uns mit ſeinen Mühen und Laſten zu verſöhnen, ward dem Leben die Freude verliehen. Das gequälte, müde, alternde Herz wird wieder frey, friſch und jung, wenn die Freude es beſucht, und ſo oft ſie bey uns einkehrt läßt ſie Muth zum Dulden, Luſt zum Wirken und heiteren Aufblick zum Himmel, frohe Ausſicht in die Zukunft zurück. Gewiß iſt das Leben ſchön, das die Freude zuweilen mit ihren Blüthen bekränzt — und wohl werth, daß man ſich ſeine Beſchwerden und Leiden gefallen laſſe.

Nicht immer iſt mir das Schickſal freundlich — oft iſt es mir hart, ſehr hart geweſen; aber ich habe die Freude gekannt, ſie hat mich geliebt, ſie iſt oft weite Strecken mit mir Hand in Hand gegangen, ſüße Erinnerungen leben von ihr in meinem Herzen, noch ſendet ſie mir oft freundliche Blicke zu; darum ſegne ich mein Daſeyn, darum preiſe ich das gütige Weſen, welches mir daſſelbe verlieh, und mit ſeinen Gütern ſchmückte, darum erwarte ich getroſt, was es über die Tage, die mir noch bevorſtehen, verhängen wird.

O, ich weiß es, ich werde nie im eigentlichen Sinne elend ſeyn, es wird mir nie an Erquickungen fehlen; was ich beſeßen und genoſſen habe, was ich jetzt noch beſitze und genieße, iſt mir Unterpfand von etwas viel Beſſerm, viel Höherm, was ich künftig beſitzen und genießen werde.

Wohl hat die Freude auf Erden nicht ihre Heimath; ſie ſtammt aus reinern Gegenden, und wandelt unter uns eine fremde Erſcheinung, und weiſet auch uns dorthin, woher ſie gekommen iſt. Das bezeuget ihr klares, ruhiges, himmliſches Weſen, das immer über dem Irdiſchen ſchwebt, und nur das Reinſte, Geiſtigſte davon in ſich aufnimmt.

Gleichwohl vermag ſie ſich mit dem Leben ſo ſehr zu befreunden, und ſich mit dem Herzen in ſo innige Vertraulichkeit zu ſetzen, daß wir fühlen wir ſeyen für ſie geboren, und ſie werde noch einmal ganz unſer Eigenthum werden. Ihr Bild lebt unaufhörlich in der Seele des Guten, und geſellt ſich zu allem Edeln, was da lebendig wird. Wir können den Glauben an die Freude ſo wenig als den Glauben an Gott und die Tugend fahren laſſen. Jeder Schmerz hat die Verheißung der Freude im Munde; ſelbſt der Unglückliche, dem ſie ſelten ihre Gunſt zuwendete, hofft ſie werde ihm noch Wort halten.

Wie war mir, wenn unter dunkeln Prüfungen zuweilen ein Sonnenblick der Freude in meinen verfinſterten Geiſt fiel, wenn eine gelungene Arbeit, ein vertrauliches Geſpräch, ein heiteres Spiel im kleinen Zirkel wohlbekannter Menſchen, ein häusliches Feſt, eine angenehme Begebenheit mich erheiterte, und mich alles vergeſſen ließ, wenn, nach langen und ſchweren Leiden, das Mißliche eine glückliche Wendung nahm, ein unſchuldiger Wunſch erfüllt wurde, das Herz für Familienfreuden, für die Liebe der Meinigen ſich öffnete, die trübe Zukunft ſich plötzlich aufklärte!

Der Rauſch der Sinne verfliegt und läßt, zum mindeſten, Abſpannung und Mattigkeit — die Freude verweilt länger bey uns, und läßt nur wohlthuende Eindrücke zurück; auch in der Erinnerung ergötzt ſie uns noch, wir ſind uns bewußt, daß wir, während ſie uns erfüllte, mit uns ſelbſt eins, und im edelſten Sinne menſchlich waren.

Das Leben iſt gewiß nicht arm an Freuden; zahlreiche Ereigniſſe und Beſitzthümer ſind beſtimmt, uns Freude zu geben. Der Ueberfluß von prachtvollen, erhabenen, wohlgefälligen, zarten, freundlichen Bildungen, womit die Welt uns umringt, die beglückenden Verbindungen mit Menſchen, in denen ſich unſer Herz erweitert und erweicht, die Schätze, die ſich aus unſerm Innern herauf holen laſſen:

welche Freudenreichthümer für den, der die rechte Stimmung und Empfänglichkeit mitbringt!

Wenn gleichwohl tauſende die Welt verlaſſen, ohne die Freude gekannt zu haben: ſo iſt das ihre eigne Schuld. Auf vieles, was ihnen Freude gewähren konnte, haben ſie gar nicht geachtet, bey vielem ſind ſie im Unmuthe vorüber gegangen, bey dem übrigen haben ſie ſich der gemeinen Luſt hingegeben, und ſich mit dem ſinnlichen Genuſſe ſo angefüllt, daß die Freude darneben nicht aufzukommen vermochte.

Vor der irdiſchen Begierde flieht die himmliſche Freude; jene verwüſtet ſchwelgend die die ſchöne Blüthe, aus welcher dieſe den zarteſten Duft ſaugt. Nur was mit Geiſt und Gemuth aufgefaßt wird, und ſich leiſe an die feinern Empfindungen der Menſchlichkeit ſchmiegt, kann ſich zur Freude entfalten.

Es iſt ein kläglicher Wahn, wornach die meiſten ſich einbilden: etwas Beſonders müſſe ſich zutragen, damit man im Stande ſey, ſich zu freuen. Wer die Freude allein von dem erwartet, was zu ſeinem Wohlſeyn von außen her veranſtaltet wird, dem wird ſie nicht oft begegnen. In dem was iſt und immer und überall iſt, was wir ſelbſt ſind, was wir haben und was wir äußern, fließen die zahlreichſten und lauterſten Quellen der Freude.

Manches frohe Ereigniß hat meine Tage verſchönert; aber die meiſten und beſten Freuden verdanke ich doch meinem ungetrübten menſchlichen Daſeyn mit ſeinen gewöhnlichen Umgebungen, Berührungen und innern Bewegungen, wenn die Welt um mich her und die Welt in mir in ein reiches und harmoniſches Leben ſich einigten, und zahlloſe Eindrücke ſich auflösten in heiligen Frieden der Seele.

Die Freude, welche aus ungewöhnlichen Vorfällen entſpringt, iſt lebhaft und ſtürmiſch, man kann ſich kaum auf ſie beſinnen, wann man ſie noch in ihrer Friſche beſitzt, und wann die Beſinnung wiederkehrt, iſt ſchon ein Theil ihres Glanzes erloſchen, und das Herz iſt müde geworden.

Die Freude am Gewöhnlichen iſt ſtiller, darum wird ſie inniger, und mehr in ihren feinen Beſtandtheilen empfunden; man iſt ſich ihrer ganz bewußt, und das ganze Herz erquickt ſich an ihrem warmen Frühlingsſonnenſcheine.

Kein glücklicheres Talent, als das, ſich über Kleinigkeiten zu freuen. Die Freude an dem Geringgehaltenen, ſcheinbar Unbedeutenden iſt immer die ſüßeſte. Mit dem Anſpruchsloſen befreundet ſich unſer Herz, wie es ſich mit dem Ausgezeichneten nie befreunden kann. An das Kleine knüpfen ſich die ſtillen Intereſſen, aus welchen in kindlichen Gemüthern ſich die Freude bildet; das Kleine ſchmiegt ſich um alle die Empfindungen, welche die Freude aufzunehmen fähig ſind. Iſt nicht unſer Leben aus Kleinigkeiten zuſammengefügt, und das Große, was in ihm hervortritt, Reſultat des Kleinen? Hängt es nicht meiſt von dem Standpunkte, auf dem wir uns gerade befinden, ab, ob uns etwas groß oder klein erſcheinen werde? Trägt nicht oft das äußerlich Kleine eine große Bedeutung in ſich? wird es nicht oft dem Herzen wichtiger als das Große? und kann ſich irgend etwas bey uns dauerhaft geltend machen anders, als durch das Herz —

und mehr, als durch den Einfluß, den es auf die ſtille Einigkeit des Herzens hat?

Nicht ſo ſehr auf das, was in den Dingen liegt, als auf das, was wir darin finden, und zum Theil in ſie hineinlegen, kommt es bey der Freude an. Die Verächter des Kleinen verſtehen nicht die Kunſt, etwas darin zu finden, und noch weniger die, etwas hineinzulegen. Sie müſſen viele Freuden in Eine zuſammenfaſſen, damit ſie etwas daran haben, und dieſe Eine gewährt ihnen bey weitem nicht, was jede einzeln ihnen gewähren würde, weil ihnen das Feinere verloren geht, und nur das von ihnen empfunden wird, was die Sinne ſtark erregt. Das iſt die verſchlingende Genußſucht, woran das Zeitalter ſich zu Grunde richtet.

So reich iſt das Leben nicht, daß es den immer befriedigen könnte, der alles maſſenweiſe an ſich reißt. Sein Reichthum beſteht in ſeinen Einzelnheiten, und wer es darin nicht zu faſſen vermag, der wird bald ſeine Güter verpraßt haben.

Sehet das Kleine, das Alltägliche, Gemeingeachtete nur erſt recht an, machet Euch bekannt damit, erſpähet die Euch jetzt verborgenen vielfachen Beziehungen auf Euer Herz, laſſet die Gefühle erwachen, die es anregt, öffnet Euch einmal ſeinem Eindringen in Sinne, Phantaſie, Vernunft und Gemüth, und ihr werdet gewahr werden, wie viel Freude darin iſt.

Selbſt das Gleichgültige kann uns zur beſtändigen Freude werden, wenn man damit lebt, wenn man Zwecke darein ſetzt, dafür thätig wird, Erwartungen darin begründet, ſo daß zwiſchen uns in ihm eine Geſchichte beginnt, und in demſelben und durch daſſelbe uns Begünſtigungen zu Theil werden können.

Hierauf vornehmlich beruht das Intereſſe der Liebhabereyen. Die Sache iſt uns vielleicht gleichgültig, ihr Werden entzückt uns, das Gelingen unſers Bemühens, die oft bedrohte, dann wieder geſchmeichelte und endlich erfüllte Hoffnung. Selbſt die Freude an dem nun Vollendeten rührt weit mehr von der Erinnerung an das ſüße Hingehaltenſeyn, an das allmähliche Heranrücken zum Ziele — und von dem Momente des Erreichens, als von dem Werthe des Beſitzes her, daher wir deſſen auch meiſt bald ſatt ſind, und nach Neuem verlangen. Was uns plötzlich überkommt, ſo wichtig es auch an ſich ſeyn mag, gibt uns lange nicht den Genuß, welchen wir von dem haben, was wir langſam unter unſerm Mitwirken entſtehen ſehen.

Unſre Kindheit iſt das blühende Reich der Freude, weil wir uns da noch ſo innig an Kleinigkeiten hangen, für das Einfache und Natürliche ſo viel Sinn haben, keine Vorurtheile und keine Begierden uns davon abziehen — nach dem hin, was uns doch ewig fremd bleiben wird, was ewig nur mit falſchem Schimmern ergötzt.

Die Freude iſt kindlich, und ein kindlich Gemüth genießt ſie am beſten. Auch in Beziehung auf ſie heißt es: werdet wie die Kinder, ſonſt kommt ihr nicht in das Himmelreich.

Der Kindheit gehört überhaupt die Freude an; ſie ward ihr zur Gefährtin gegeben, daß ſie dieſelbe hinauf geleite in das ernſte, oft mühvolle und düſtre Leben; ihr ſie unnöthig verkümmern iſt Verrath an der Menſchheit, Zerſtörung des Keimes, aus welchem ſich alles

Menſchlich-Schöne entwickeln muß, Raub deſſen, ohne welches das irdiſche Daſeyn aufhört ein Gut zu ſeyn.

Der Kindheit begegnet ſie auch auf allen Wegen, kündigt ſie ſich an in jedem Schlage des Herzens. Alles will dem jugendlichen Sinn zur Freude werden, in Freude will ihm das Leben leicht und luſtig verflattern. Der heitre Himmel, die blühende Erde, die vielfach bewegte Menſchenwelt und das unermeßliche Gebiet der Phantaſie ſind ihr erfüllt mit dem Geiſte der Freude.

Wenn Kinder ſich nicht freuen können: ſo laſſet uns darüber diejenigen anklagen, die ſie erzogen, oder ſonſt auf ſie gewirkt, und entweder durch hartes Antaſten ihr Gemüth zerdrückt, durch unfreundliche Begegnung ihre Seele verfinſtert, oder das reine Leben der Natur in ihnen getödtet, und ein künſtliches Treiben für Weltverhältniſſe an ſeine Stelle gebracht, in ihnen geweckt und hervorgebildet haben, was die ſchöne Eintracht des jugendlichen Lebens vernichtet. Immer aber fehlt es ſolchen Kindern an dem, woran es keinem Kinde fehlen ſollte, an kindlichem Sinne und kindlicher Liebe.

Nichts, als Zerrüttung des Innern iſt im Stande, der Kindheit die Freude zu nehmen, ſelbſt das drückendſte Mißgeſchick und die langwierigſten Schmerzen vermögen es nicht, ſo lange das Innere geſund bleibt.

Gewiß ſind die die Unglücklichſten unter allen, denen die Jugend freudenlos dahinging, die in der Zeit der Freude ſchon verlernten ſich zu freuen, die da ſchon die ſchwarzen Stoffe des Unmuthes und des Haſſes in ſich aufſammelten. Umgeben von allen Reichthümern des Lebens werden ſie arm und elend ſeyn, während die Erinnerung an die ſeligen Freuden der Jugend die dunkelſten Tage zu erheitern vermag.

In der Jugend erſcheint dem Menſchen die Freude in ihrer fröhlichſten Bewegung, in ihrem heiterſten Glanze; ſie ſpielt und tanzt und jubelt mit ihm; ſie bekleidet ihn mit ihrem Feſtgewande, und bekränzt ihn mit allen ihren Blumen. Wie man ſich in der Jugend freute, ſo kann man es nie wieder, aber die Bilder davon bleiben im Gemüthe, und ſteigen in beſſern Stunden herauf, als Vorgefühle einer neuen ewigen Jugend, und leuchten ihm in die Gruft hinab, hinter welcher ihr Morgenroth ſchon hervorbricht.

Indeß bleibt ſie auch ſeinen männlichen Jahren noch hold, ſo weit er ſich die kindliche Einfalt zu bewahren wußte; und wenn ſie ſich da nicht mehr in lieber Vertraulichkeit an ihn ſchmiegt, ſo begrüßt ſie ihn, als ernſte Freundin, als Lichtgeſtalt aus einer andern Welt, mit leiſem, aber wohl bekanntem Geiſtergrüße, deutend nach oben. Nicht ſelten zieht ſie ſtill ſegnend in ſein Herz, und läßt ihn aller Schauer ihrer geheimnißvollen Wonne fühlen. Zuweilen auch umgaukelt ſie ihn mit den Roſen der Jugend geſchmückt, daß er wieder Kind wird.

Das höhere Alter nähert ſich in ſo vielen Dingen der Kindheit wieder — warum ſollte es das nicht auch in der Freude? Ich kenne, ich liebe ſie noch; ich umfaſſe ſie zwar nicht mehr mit der friſchen Kraft der Jugend, aber ich ſehe ſie in jugendlicher Schönheit, ſie beſucht mich in jugendlicher Milde, und löſet mir die Feſſeln des Lebens, daß ich mich jugendlich frey fühle.

Das Reinſte und Beſte, was das Leben von der Freude hat, würden wir entbehren müſſen, wenn wir unſern Sinn für ſie auf die Gegenwart beſchränken wollten; die Vergangenheit und die Zukunft müſſen wir um ſie anſprechen. Die ſüßen Laute, die aus weiter Ferne zu uns herübertönen — wie lieblich dringen ſie in das Herz! Sind doch auch ſchon den Freuden der Gegenwart dunkle Anklänge davon beygemiſcht.

Die Freude am Gegenwärtigen iſt flüchtig, wie der Moment, der ſie bringt, ehe wir ſie ganz faſſen, eben indem wir uns eintauchen möchten in ihre Flut, iſt ſie vorüber geſtrömt. Gewöhnlich hat ſie etwas in ſich, was uns hindert, ſie ungeſtört zu genießen, und nicht ſelten verurſacht der ſinnliche Eindruck eine Lebhaftigkeit der Empfindung, die es uns unmöglich macht, uns deſſen, was uns das Herz bewegt, deutlich bewußt zu werden. Die Empfindung gränzt zu nahe an den Affect, als daß ſie nicht zuweilen in eine Berauſchung übergehen ſollte, der man ſich zwar gern hingibt, wobey man aber von dem reinen Gefühl der Freude ein Beträchtliches einbüßt.

Die Erinnerung führt die fröhlichen Geſtalten langſamer daher, überläßt ſie der ergötzlichen Beſchauung ſo lange es uns gefällt, entfaltet jeden lieblichen Zug, und geſtattet jedem Gefühle tief in das Herz zu dringen. Die Phantaſie entfernt die ſtörenden Beymiſchungen. Es iſt heller und ruhiger in unſerm Innern, wir verweilen bey allem, was uns anzieht mit ſtillem Wohlgefallen. Ein ſanfteres Farbenſpiel, ein idealiſcher Duft iſt über alles verbreitet.

O, ihr heitern Bilder aus einem, an Erfahrungen nicht armen Leben, ihr unſchuldigen, glücklichen Kinder der Wirklichkeit und der Phantaſie, wie oft habt ihr meine Seele entzückt, wie oft meine einſamen Stunden mit euern Schimmern erleuchtet, öde Umgebungen in ein Himmelreich umgeſchaffen, in dem lebensmüden Herzen neuen Frieden geweckt, und mich alles vergeſſen gemacht, womit die Welt uns ärgert, erbittert, ängſtigt, quält und einengt! Iſt etwa darum der Flügelſchlag der

Freude ſo ſchnell, daß in Euch uns das Beſſere zurück bleibe? iſt etwa das die Bedeutung der Freude für dieſes Leben, daß ſie, unfähig mit den gröbern Stoffen der Erde in ein dauerndes Bündniß zu treten, in Nachgefühlen geiſtiger genoſſen werde, und ſich in den Seelen der Menſchen ein ewiges Reich aufrichte, dem die Zukunft noch kräftigere Wahrheit gebe?

Die Freude der Erwartung zeigt ſich zwar mehr beunruhigt durch das Verlangen und durch die Vorſtellung des möglichen Getäuſchtwerdens; doch iſt auch ſie klarer und reicher als die Freude der Gegenwart. Daher die Erfahrung, daß das lange gehoffte Gut, ſelten befriedigt; abgeſehen von den Ausſchmückungen der Phantaſie, haben wir in der Erwartung beſonnener, vielſeitiger, länger, mehr mit Geiſt und Gemüth und allen Gefühlen genoſſen, als wir es bey der Erfüllung vermögen.

Sollen wir es aber unweiſe nennen, ſich durch die Freude der Erwartung einen Theil des Genuſſes vorwegzunehmen? Wie viel der glücklichen Stunden erlangen wir dadurch mehr in unſerm Leben, wogegen das, was jener Genuß einbüßt, nicht einmal in Anſchlag kommen kann! Und ſind wir denn bloß für die Gegenwart geboren? iſt uns nicht darum der Blick in die Zukunft gegönnt, damit wir aus derſelben zu uns herüber holen, ſo viel wir können? Gibt es nicht der Stunden genug, die ſo leer ſind, daß ſie allein durch Vergangenheit und Zukunft einigen Gehalt gewinnen? Iſt nicht bey allem Streben der Bildung Vorgefühl des Zukünftigen auch in ſeinen Freuden.

Selbſt die ſüßen Träume von der Zukunft ſoll man uns nicht nehmen, wenn ſie nicht mehr ſeyn wollen, als heitre Spiele zur Erholung, von denen man ſcheidet, ſobald der Ernſt uns wieder fordert, ohne den Schmerz und den Wunſch zurück zu behalten. Vieles iſt Traum in unſerm vernünftigſten Streben; und oft wird uns das Leben ſelbſt zum Traume, der ſich durch nichts als durch den ſtärkern Eindruck von andern Träumen unterſcheidet. Uns ſoll alles willkommen ſeyn, was uns zu friſchern Lebensanſichten verhilft.

Für religiöſe Gemüther gibt es noch eine Freude der Erwartung, welche unter allen die höchſte, ſicherſte, bleibendſte genannt werden muß: es iſt die Freude darüber, daß die ganze

Zukunft ihnen gehört, daß ſie ihrem reinſten Intereſſe, ihrer Bildung, ihrer ins Unendliche fortſchreitenden Vollendung und Seligkeit geweiht iſt; es iſt das Vollgefühl ihres reichen Menſchenweſens, ein Gefühl, das ſie über allen Wechſel der Zeit erhebt, und ſie nur in der Gemeinſchaft mit dem unſichtbaren Herrlichſten ſich ihrer bewußt ſeyn läßt.

Die Menſchen haben ein Uebereinkommen getroffen, wornach dies und jenes für Freude gelten ſoll, und wer im Rufe der Welt zu ſeyn wünſcht, es auch dafür erkennen muß. Schließt man ſich davon aus: ſo verſteht man ſich nicht auf das Leben, hat keinen Geſchmack, iſt ein Thor, ein Sonderling, ein Grillenfänger. An den Zwang einer Regel will man die Freude feſſeln, zur vornehmen Sitte ſie ſtempeln, in eine Maxime ſie verwandeln. In der Geſellſchaft will man ſich für ſie abrichten laſſen, vor dem Spiegel ihre Manieren einſtudiren. Keine Freude, was ſich nicht nach der Mode richtet, und ſich nicht elegant zu nehmen weiß.

So wird das freygeborne Kind des Herzens eingefangen, zahm gemacht, in allerley Künſten und Gebehrden geübt, daß es zulezt ſelbſt ſeine Natur nicht mehr kennt, und bleich, nervenſchwach, empfindelnd, in der verdorbenen Stubenluft ein ſieches Daſeyn, dem alle Luſt des Lebens erſtorben iſt, fortſchleppt.

Vergebens hoffet ihr von dieſer weſenloſen Geſtalt, von dieſem ſchleichenden Schatten freudige Empfindungen zu empfangen. Gebet ſie frey; laſſet ſie zurückkehren unter ihren heitern Himmel, unter ihre duftenden Blumen; laſſet ſie leben, wie es ihr gefällt; ſprechet ſie los von jedem einengenden Gebot, daß ſie geſund und ſtark werde: und ſie wird ſich jubelnd an euer Herz ſchmiegen, und euch mit fortreißen in ihre fröhlichen Tumulte. Habet nur den Muth Euch zu freuen, wo es freudig in Euch aufwallt, Euch hinzugeben, wo die Freude Euch winkt, wie die Welt auch darüber den Kopf ſchüttle — und kalt zu bleiben, während alles außer ſich iſt, wenn ihr euch nicht im Herzen erwärmt fühlt.

Ja, aus dem Herzen muß kommen, was auf den Namen der Freude Anſpruch macht, im Herzen muß es wenigſtens das annehmen, wodurch es Freude wird.

Die Freude iſt um ſo reiner, je mehr ſie den eigenthümlichen Zuſtand unſers Gemüthes bezeichnet. Man freut ſich nicht eher recht, als bis man ſich von allem Fremdartigen geſchieden, und ganz dem überlaſſen fühlt, worin ſich unverfälſcht der Trieb des Lebens ausdrückt.

Was wir von andern zu uns herüberhalen, kann uns ſogar, wenn es ſich in uns zur Fertigkeit bildet, und mit dem Eigenthümlichen unſrer Natur auf das innigſte vermiſcht, nur unvollkommne Freude gewähren. Und wie vieles von dem, was unter den Menſchen Freude heißt, ſteht mit unſerm Eigenthümlichen ſo im Widerſpruche, daß es ſich ihm nie anzueignen vermag, daß es in uns Schmerz werden muß!

Wer nach fremder, herkömmlicher, üblicher Weiſe ſich freuen will, wird nichts als Verlegenheit, Langeweile, Verdruß und Leerheit ſtatt der Freude davon bringen, mit ſich ſelbſt und mit der Welt verfallen, und alle Empfänglichkeit für die Freude verlieren.

Die Freude iſt mit der Wahrheit ſo innig verſchwiſtert, daß nichts ſie ſicherer vertreibt, als Schein und Selbſttäuſchung. Wer zu ſcheinen ſucht, verliert das Seyn, wenigſtens den Genuß deſſelben, in welchem allein die Freude lebt; wer ſich künſtlich überredet er freue ſich, weiß bald nicht mehr, was Freude iſt, indem er ſie mit dem Lügenbilde in ſeinem Innern verwechſelt. Und fehlt es wohl an Menſchen, in welchen ſelbſt die Ahnung einer Freude, die mehr als Redensart oder Luxusartikel wäre, vertilgt iſt! Würde man, was durch die meiſten Freudenanſtalten allein bezweckt wird, wohl für das erkennen, was es ſeyn ſoll, wenn man ſich nicht über das Wort verſtanden hätte?

Nicht eher, als bis uns die Wahrheit wieder kommt, bis wir lernen für uns etwas ſeyn, für uns etwas wollen, und verſchmähen, was, ohne Werth in ſich, bloß durch conventionelle Geltung ſich behauptet, wird die Freude mit uns in Gemeinſchaft treten.

Bey aller Macht der Selbſttäuſchung würden indeß die Freudenrecepte und Freudenmoden längſt ihren Kredit verloren haben, denn zu ſtark ſpricht hier die Stimme der Natur, wenn jene Täuſchung nicht durch etwas andres unterhalten würde, nämlich durch die Befriedigung einer Leidenſchaft oder eines leidenſchaftlichen Herzens, den die Gewohnheit erzeugte.

Muß man ſich die Leerheit deſſen, wovon die Freude erwartet wird, geſtehen: ſo rechnet man ſich den Rauſch der Sinne, die Gluth der Begierde, den Kitzel der Eitelkeit, die glückliche Intrigue, das Luftſchöpfen des Neides, die Unterhaltungen der Mediſance für Freude an; darauf gehen denn auch diejenigen aus, die das Solidere ſuchen. Aber dieſes alles iſt ſo weit von der Freude entfernt, daß es ſich nicht einmal damit vereinigen läßt, daß wir um ſo unfähiger werden, uns zu freuen, je mehr etwas davon über uns Gewalt hat. Auf der Befriedigung der Leidenſchaft ruht der Fluch alles Einſeitigen, unnatürlich Aufgetriebenen. Ihre Luſt bleibt mit Mühſeligkeit vermiſcht; der Schweiß der Arbeit und die dunkeln Falten der Sorge ſtehen ihr noch auf der Stirne, und bald ſinkt ſie in Erſchlaffung herab, wenn nicht die Unruhe des nie geſtillten Strebens ſie weiter ſtachelt.

Es ſind Stunden und Tage in meinem Leben geweſen, wo ich mich nicht freuen konnte, wo auch das Liebſte nicht im Stande war, in mir Freude zu wecken. Ich habe aber immer gefunden, daß das an mir ſelbſt lag: ich war nicht mit mir eins; ich war nicht ich ſelbſt, etwas Fremdes hatte ſich mir aufgedrungen; das rechte Verhältniß der Empfindungen und Gemüthskräfte war geſtört; falſche Begriffe hatten meine Anſichten der Welt und des Lebens getrübt; ich wollte, wornach nie ein Wunſch in mir hätte aufkommen ſollen; ich ſah mich durch eigne Schuld in Dinge verwickelt, die von mir hätten fern bleiben müſſen; ich hatte etwas aus mir verloren, es war etwas in mir verdunkelt, was einen weſentlichen Theil der geſunden Natur meines Geiſtes ausmachte. Wer kennt nicht auch die Verſäumniſſe und Pflichtverletzungen, die traurigen Entdeckungen über den eignen ſittlichen Zuſtand, die momentanen Erkaltungen edler Gefühle, welche die Freude eine Zeit lang verſcheuchen!

Nie hat mich die Freude geflohen, wenn in meinem Innern Wahrheit und gute Ordnung herrſchte. Selbſt im Schmerze erſchien ſie mir

— zwar ruhiger, ſtiller, weicher, an der Hand der Schwermuth und mit ihrem Gewande angethan, aber ſie wandte ſich doch nicht von mir.

Man freut ſich gewiß um ſo leichter und um ſo mehr, je beſſer man iſt. Nichts macht uns, außer einem reinen Bewußtſeyn, ſo empfänglich für die Freude, als der Glaube an eine höchſte Liebe, die uns allmächtig umfängt, das Gefühl dieſer Liebe in allem, wodurch ſie ſich offenbart, die daraus entſpringenden Triebe einer edeln Geſinnung, die Aufgelegtheit zu ſolchen Handlungen, welche Wohlſeyn und Freude bezwecken. Wie in dieſem allen ſchon die Freude lebt: ſo werden wir dadurch auch geſchickter, in uns aufzunehmen, was uns ſonſt zu freudigem Empfinden zu ſtimmen vermag.

Woher die Erſcheinung, daß die innige Freude ſich in Thränen ergießt?

Es iſt hauptſächlich das Gefühl eines ſtillen, ſeligen Vergehens, dem dieſe Thränen angehören. Die Freude ſchlichtet den Streit des Lebens; ſie löſet mit ſanfter Hand die Feſſeln, die uns an ſeine Schmerzen, an ſeine Mühen und Sorgen ketten; wir ſterben einem Theile unſers Weſens, dem alten Menſchen, dem Menſchen des Elendes ab, der nun einmal ſeit langer Zeit unſer Bekannter, unſer täglicher Gefährte iſt. Eine nicht bittere, aber wehmüthige Vorempfindung des Todes iſt der innigen Freude beygemiſcht.

Die innige Freude erweicht gleich dem Schmerze das Herz, und gibt uns größere Empfänglichkeit für rührende Eindrücke und Vorſtellungen; daher die ſüße Schwärmerey, welche die innige Freude zu begleiten pflegt, die ſanfte Farbe, welche die, hier ſo thätige, Phantaſie über alle ihre Geſtalten verbreitet.

Dazu kommt der Contraſt der Freude gegen das Gewöhnliche unſers Lebens; wir begrüßen ſie als eine fremde, flüchtige Erſcheinung; wir erinnern uns, wenigſtens dunkel, der Schmerzen, die ihr vorangiengen, und ein heimliches Gefühl mahnt uns an die Schuld, die das Schickſal künftig von uns einfordern wird. Wir getrauen uns nicht recht, uns der Freude hinzugeben; wir wiſſen, daß wir ſie nur kurze Zeit beſitzen, daß bald wieder die gemeine Noth des Lebens eintreten wird, und fürchten dafür zu büßen, daß wir mit ihr einen Umgang gepflogen, der uns unterſagt zu ſeyn ſcheint. Hiermit verbindet ſich oft ſtille Trauer über unſer Erdenlos und Sehnſucht nach der Heimath, aus welcher die Freude uns Bothſchaft bringt.

Dem Schönen und Guten laſſet uns unſre Tage weihen, dann weihen wir ſie der Freude. Laſſet uns einfach und wahr ſeyn, wenig fordern, froh genießen, was der Gott der Freude uns beſcheert, viel des geiſtigen Gutes in uns aufſammeln, woraus uns die Freude erwachſe, viel einander in Liebe gewähren. Daß wir uns recht gefreut haben, zeuge einſt für den Werth unſers Lebens.

IV.

Die Heiterkeit.

Wenn unſre Natur, in ihrer gegenwärtigen nothwendigen Beſchränkung, keine beſtändige Freude tragen kann: ſo iſt es an ſich nicht unmöglich, eine beſtändige Heiterkeit ſchon auf Erden zu genießen; es ſind nur äußere Umſtände, deren Einfluß auf unſre Stimmung wir ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade zu leiten und zu beherrſchen, und denen wir in unſerm Innern eine überlegene Macht entgegen zu ſetzen vermögen, was uns oft daran verhindert.

Die Freude thut uns eine Art von Gewalt an, indem ſie uns aus dem Kreiſe, in dem wir uns eingewöhnt haben, herausführt, daher wir bald das Verlangen fühlen, aus dem fremden Gebiethe dahin zurückzukehren; die Heiterkeit läßt uns in unſerm menſchlichen Weſen, wo uns wohl iſt, in aller ſüßen Befreundung. In heitern Stunden müſſen wir uns geſtehen, daß uns immer ſo ſeyn könnte, und daß uns mehr oder weniger immer ſo ſeyn würde, wenn wir ſelbſt ſo blieben, wie wir da ſind. Denn die Freude rührt auch von etwas her, das vorübergeht, und nur zum Theile in unſrer Gewalt iſt; die Heiterkeit wird mehr von bleibenden Urſachen, wenigſtens von ſolchen, die wir zu bleibenden machen können, gewirkt. Wir können ſelten verhüthen, daß wir nach dem Genuſſe, auch der reinſten und geiſtigſten Freude eine gewiſſe Leere empfinden, die der Uebergang aus Einem Zuſtande in einen andern weſentlich verſchiedenen, aus der vollen Freyheit in die läſtige Gebundenheit, mit ſich bringt; die Heiterkeit aber verdüſtert ſich meiſt allmählig, und läßt uns, wenn ſie von uns gewichen iſt, nichts weiter empfinden, als den gegenwärtigen Zuſtand, an den ſie uns ganz abgetreten hat.

Der Freude gebührt der Vorzug der größern Lebhaftigkeit und Herzenserweiterung, dagegen iſt die Heiterkeit von größerer Dauer und hält das Mannichfaltige unſers Daſeyns mehr zuſammen in ſtiller Einigung. Man möchte die Freude mit dem hellen Glanze vergleichen, der das Auge bald blendet, die Heiterkeit mit dem milden Schimmer, der das Auge ergötzt, ohne es zu ermüden.

Wirklich drückt man die Natur der Heiterkeit am treffendſten aus, wenn man ſie *das Licht der Seele* nennt; nicht bloß das Helle, ſondern auch das Sanfte, das Belebende und Erquickende hat ſie mit dem Lichte gemein. Wo aus der *Klarheit Ruhe* entſpringt, dieſer ſich das *Frohe* zugeſellt, und alles in einer *reinern Klarheit* aufgeht, da fühlt ſich die Seele *heiter* geſtimmt, in das Licht hineingezogen und vom Lichte durchſchienen.

Das Licht erkennen wir als die bindende Einheit der körperlichen Naturen, als die Idee, welche die Erſcheinungen in ſich zuſammen ordnet und zum Geiſtigen erhebt, und in welcher die Harmonie aller äußerlichen Verhältniſſe offenbar wird. Ihm gleicht das Bewußtſeyn, in welchem ein reichgeſtaltetes Inneres, ſey es der empfangenen Eindrücke, des Gedankens, des Gefühles, der Neigung oder des Strebens nach außen, ſich zu einer leicht zu faſſenden Einheit gefügt darſtellt — und dieſes nennen wir ein heitres.

So oft wir heiter ſind, bemerken wir, daß es in unſrer Seele hell iſt, daß wir in der Helle eine Uebereinſtimmung empfinden, in welcher, als in ihrem Elemente, ſich unſre Kräfte frey und mit Liebe bewegen. Dieſe Uebereinſtimmung aber betrifft entweder unſer eignes Weſen oder unſre menſchlichen und unſre höhern Verhältniſſe. Wir ſind um ſo heitrer, in je höherm Grade und in je weiterm Umfange wir uns mit uns ſelbſt, mit unſern Verhältniſſen, und dieſe wieder mit den unvertilgbaren Bedürfniſſen unſrer Natur in Harmonie finden.

Unſtreitig iſt die Heiterkeit immer etwas Geiſtiges; indeß entſpringt ſie oft aus der guten Verfaſſung unſers körperlichen Daſeyns; wir ſind uns derſelben, zwar nur in einem dunkeln Gefühle, bewußt, aber das Bewußtſeyn haben wir wirklich, und das Gefühl offenbart uns Eintracht des Lebens, Thätigkeit in der Ruhe, Angeregtſeyn zu Verrichtungen jeder Art, mithin auch ein ſolches Verhältniß zur äußern Welt, wie es unſerer Natur angemeſſen iſt.

Ein einzelner Gedanke kann heiter und erheiternd ſeyn. Das iſt er aber noch nicht durch ſeine Deutlichkeit allein, ſo weſentlich dieſe auch dazu gehört; er muß außerdem noch entweder in ſeinem Inhalte ein freundlich ſchönes, unſern Menſchenſinn wohlthuend anſprechendes Verhältniß darſtellen, oder in ſeiner Form das Mannichfaltige, was er in ſich ſchließt, leicht und kunſtlos zu einem Ganzen verknüpfen, daß die Thätigkeit des Geiſtes, die ſich an ihm äußert, in das Bewußtſeyn eines einfach wohlgeordneten Verhältniſſes aufgehe, daß er, in den Augenblicken, wo er uns beſchäftigt, uns die glücklichſte Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt, wenn gleich vorübergehend wahrnehmen laſſe, daß das unverrückbare gefällige Ebenmaß und ſeine innere Vollendung verkündige. Simplicität und Naturgemäßheit charakteriſiren den heitern Gedanken.

Unſre heiterſten Gedanken ſind auch unſre beſten; ſie ſind unter dem Zuſammenwürken aller Geiſteskräfte gebildet, und das Gepräge der Wahrheit iſt ihnen ſo unverkennbar aufgedrückt, daß ſie jedem Unbefangenen ohne weitere Unterſuchung einleuchten, aber auch in der ſtrengſten Unterſuchung bewähren ſie ſich.

Je geſunder und kräftiger der Geiſt, deſto heitrer ſeine Gedanken.

Geſunde und kräftige Geiſter haben nicht bloß heitre Gedanken, ſondern ihr Denken ſelbſt iſt heiter, ſie erblicken alles in dem Lichte der einfachſten Verhältniſſe, die ſich einander wie von ſelbſt über- und unterordnen, und was ſie bezeichnen ſollen, am genaueſten und umfaſſendſten ausdrücken. Man folgt ihnen leicht und gern, nirgends fühlt man Zwang und Widerſtreben. Anders die Vorſtellungen an einander zu reihen, anders zu entwickeln, zu erklären, zu beweiſen ſcheint unmöglich. Man iſt befriedigt, ohne ſagen zu können warum, man wird feſtgehalten, und lebt in einem reinen Elemente, wenn gleich in der Sache ſelbſt noch ſo viel Angreifendes und Störendes wäre.

Schriftſteller, welchen das heitre Denken eigen iſt, werden nicht bloß unſre Lehrer, erleuchten auch die Seele und wirken überdies wohlthätig auf unſer Gemüth, ſie erforſchen und ſtärken uns, ſie bringen uns in eine Stimmung, wo wir zu allem aufgelegt ſind, ſie geben uns ein Vorbild der Einfalt, zu der wir unſer Leben bilden ſollen, ja ſie ſtiften einen Frieden in unſrer Bruſt, der mächtiger als irgend etwas die Reinheit und den Adel der Seele fördert.

Die Gabe des heitern Denkens ward manchen von der Natur in reicherm Maße verliehen, und dieſen kann es nicht ſchwer fallen, darin eine ausgezeichnete Trefflichkeit zu erlangen. Sie dürfen ſich faſt nur gegen Irreleitung durch andre und künſtliche Selbſtverwirrung verwahren, und wo etwa der Einfluß eines kranken Zeitgeiſtes ſie angetaſtet hat, werden ſie ſich bald durch Selbſtbeſinnung wieder ins Gleichgewicht ſetzen. Keiner indeß iſt von Natur dazu verdorben, gehört doch nicht mehr dazu, als unbefangenes und ungetheiltes Sichhingeben an die Gegenſtände der Betrachtung und ein heller Blick, die Beziehungen herauszuſehen, die ſich von ſelbſt ſchon vordrängen, worin freylich viele weniger begünſtigt ſind, und der Nachhülfe bedürfen.

Einſeitige Vertiefung, das Grübeln in Kleinigkeiten ohne Umfaſſung des Ganzen, das Herausreißen und Zerſplittern des Einzelnen ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang, das Hervorheben zufälliger Beſtimmungen, um ſie mit Gepränge an die Stelle des Allgemeinen zu ſetzen, das Haſchen nach flüchtigen Schimmern der Aehnlichkeit in dem weſentlich Verſchiedenen, das künſtliche Verſtecken deſſen, was das Vorherrſchende ſeyn ſollte, das Schleichen in dunkeln Nebengängen, um an dem vorbey zu kommen, was auf der offnen Straße liegt, und ſich deſſen zu ermächtigen, was der Richtung eines erleuchteten Geiſtes fremd iſt, willkührliche Verbindung der Gedanken mit dem Scheine der Conſequenz, das Schweifen um die Sache herum, wobey ſie nur zuweilen berührt wird, das Streben nach paradoxer Eigenthümlichkeit: das ſind die Verwirrungen, welche vom heitern Denken ableiten, und worin viele, um neu und beſonders zu ſcheinen, methodiſch ſich ſelbſt verderben. Daraus entſteht eine Seelenverrenkung, vor deren Anblick jedes geſunde Gemüth ſich zerriſſen fühlt, und die, wie viel einzelne treffliche Anſichten ſie auch gewähre, im Ganzen nur verdüſtern kann.

Das heitre Denken bildet ſich auch eine heitre Sprache an — eine Sprache klar in ihren Zeichen, treffend in ihrem Bilde, genau, und ohne der Phantaſie weitern Spielraum zu laſſen, das ſagend, was ſie ſagen will, einfach, in natürlicher Ordnung, zum leichten Ueberblick und zur leichten Gliederung ihre Sätze fügend zu Perioden, daß der Styl ein reiner Spiegel des Gedankens ſey, und dieſelbe wohlgefällige Geſtalt trage.

Wir fühlen uns heiter geſtimmt, wenn wir uns in einer ruhigen, ordnungsvollen, ungehinderten Thätigkeit befinden. Eine ſolche Thätigkeit iſt nicht möglich ohne Licht in der Seele, ohne vollkommne Sammlung und deutliche Beſinnung, ohne friedevolles Zuſammenwirken unſrer Kräfte, ohne ein Bewußtſeyn unſers frey und doch einträchtig bewegten menſchlichen Weſens. Wir ſind ganz wir ſelbſt, wir beſitzen und gebrauchen unſer geſammtes Vermögen, wir füllen die Stelle aus, die wir einnehmen, wir befriedigen unſer wichtigſtes Bedürfniß, wir leiſten, was wir ſollen, und ſehen zu Stande kommen, wofür wir da ſind: das iſt es, was aus unſerm Auge und auf unſerm Angeſichte glänzt.

Die Heiterkeit aber flieht die mühſelige Arbeit der Noth, das ungeſtüme, regelloſe Treiben, wie den feurigen Drang der Leidenſchaft. Denn in dem allen iſt das Gemüth entweder beengt und gedrückt, oder ſich ſelbſt gleichſam entriſſen, oder einſeitig angeſpannt.

Indeß dürfen wir darum doch die Anſtrengung nicht für unverträglich mit der Heiterkeit erklären; Anfangs iſt das allerdings, aber man kann das Schmerzliche durch Gewöhnung überwinden, man kann ſich durch Uebung Leichtigkeit darin verſchaffen, man kann ſich durch Erhöhung der Kräfte mit ihr einiger Maßen befreunden. Freylich wird ſich ihr immer mehr der Ernſt als das Heitre zugeſellen, und ſie häufiger noch erhebenden Genuß als ruhige Heiterkeit gewähren.

Gewiß würde mehr Heiterkeit im Leben ſeyn, wenn es mehr durch beſonnenes, zuſammenhangendes und ausdauerndes Wirken gebraucht würde.

Die Heiterkeit, welche aus dem Thätigſeyn entſpringt, iſt vorzüglich geeignet, den Verſtimmungen, welche in dem körperlichen Zuſtande ihren Grund haben, entgegen zu arbeiten.

Die Betrachtung des Schönen erheitert die Seele, weil in jeglichem Schönen uns das Bild eines reichen und geeinigten Lebens erſcheint. Der Reichthum und die Einheit des Schönen, wie die Klarheit des Anſchauens ſie uns offenbart, werden Reichthum und Einheit des eignen Bewußtſeyns, höhere Klarheit des eignen Zuſtandes, wenn wir uns in daſſelbe hineinfühlen, und anders können wir nie davon Genuß haben.

Ein geiſtiger Lichtſchimmer dünkt uns die Schönheit über der Geſtalt zu ſchweben; darum ſendet ſie ſanften Lichtſchimmer in das Gemüth deſſen, der ſich ihr hingibt.

Es wird heiter in unſerm Innern, ſobald die Empfindungen des Wohlwollens, der Freundſchaft, der Liebe, des geſelligen Anſchließens ſich unſrer bemächtigen, ſobald eine ſanfte, milde, zärtliche Stimmung in uns zu herrſchen anfängt. Wir ſind nun unſrer Menſchlichkeit wiedergegeben, der uns das ſelbſtſüchtige Streben, Beharren und Fühlen entfremdet hatte; unterdrückte Triebe unſrer Natur regen ſich wieder, und treten mit denen, die, indem ſie eine unnatürliche Gewalt an uns übten, unſer Gemüth zerrütteten, ins Gleichgewicht. Der Selbſtling iſt am meiſten ſein eigner Feind, weil er das in ſich niederdrückt, wodurch allein er mit ſich ſelbſt beſtehen, und in der Einheit ſeines Weſens bleiben kann. Jede Neigung, die uns zu andern hinwendet, ſetzt den unnatürlich eingeprägten Menſchenſinn in Freyheit, darum ſchlägt ſie ſo leicht in der Bruſt, und wendet das Gefühl des erweiterten Herzens.

Kein Selbſtſüchtiger vermag ſich überdies zu verbergen, daß er aus ſeinen natürlichſten Verhältniſſen herausgetreten, iſt, daß er ſich mit dem überworfen hat, was ihn nimmer losläßt, und womit er in gutem Vernehmen ſtehen, dem er ſich anfügen muß, wenn ihm wohl ſeyn ſoll; ein dunkles Gefühl davon wird nicht aufhören verdüſternd auf ſeine Seele zu wirken, ſollte er ſich auch gegen die offne Anerkennung ſträuben. Wo die Bruſt dem verwandten Weſen ſich öffnet, wo man etwas thut zum Beßten andrer, wo man Nachſicht und Schonung beweiſt, wo man duldet und vergibt, wo man ſich wieder ganz als Menſch, in der Geſammtheit begriffen und von ihr umſchlungen fühlt, da muß wieder heitres Licht in der Seele aufgehen.

Eben ſo wirkt auch *das Gute, das wir von andern empfangen, wenn wir es als Beweis ihrer Zuneigung anſehen dürfen,* erheiternd auf das Gemüth. Die Vorſtellung des Wohlwollens hat ſchon an ſich viel Erheiterndes, denn ſie vergegenwärtigt uns den Menſchen im Lichtgewande, in der Himmelsgeſtalt — ſie hat dieſes um ſo mehr, wenn das Wohlwollen gegen uns gerichtet iſt. Wie ſehr auch jemand den

Sinn für Güte und Freundlichkeit verloren, wie feſt er ſich in ſich ſelbſt zugebaut habe: er kann ſich nicht geliebt wiſſen, ohne davon gerührt zu werden. Darum iſt die Begegnung der Liebe das kräftigſte Mittel, ein hartes Herz zu bewegen, Geduld in der Liebe das wirkſamſte, den Selbſtling, durch Verbindung mit andern, zu ſich zurück zu bringen, darum die Umgebung der Liebe die beſte Erziehung zur Liebe, darum nichts geſchickter, die verfinſterte Seele des Unglücklichen wieder aufzuheitern, als daß man ihn in ein Auge und in ein Herz voll Liebe blicken läßt.

Wer ſich geliebt weiß, der weiß ſeine Verhältniſſe mit ſich verſöhnt, er kann mit Zuverſicht und Hoffnung um ſich her blicken, und nur das Bewußtſeyn, des eignen feindlichen Anſtrebens gegen die Welt oder gegen ſich ſelbſt könnte ihn verhindern, heiter zu ſeyn: aber nicht häufig wird dem Liebe begegnen, der nicht ſelbſt Liebe beſitzt, und den Streit in ſich geſchlichtet hat.

Heiterkeit begleitet die Liebe, die wir für viele haben, mit der wir die Welt umfaſſen können, wir mögen ſie empfangen oder gewähren. Die *innigere Liebe*, die einverſtandene Seelen verknüpft, die ſich ganz hingibt dem Auserwählten zum unzertrennlichen Leben mit einander und für einander, wirkt mehr noch als Heiterkeit, ſie iſt ſchon in ihrem Weſen *ſelige Freude*.

Eine ganz eigene Kraft, die Seele zu erheitern, beſitzt *die religiöſe Betrachtung*. Heiterkeit wird ſich immer durch die Seele verbreiten, wenn wir uns ihr in ruhiger Beſonnenheit, ſtill den Blick auf ihre Gegenſtände, in ihrem Zuſammenhange und in ihren vielfachen Beziehungen, gerichtet, überlaſſen, und Heiterkeit muß als Reſultat aus allen religiöſen Empfindungen hervorgehen, wenn dieſe uns würdig beſchäftigt haben.

Es ſind unſre höchſten Verhältniſſe, welche uns in der religiöſen Betrachtung vorſchweben, Verhältniſſe, die jedem denkenden und fühlenden Menſchen klar — in einem freundlichen Lichte klar geworden ſeyn müſſen, damit er ſich völlig eins mit ſich ſelbſt, und ſein unvertilgbares Bedürfniß befriedigt finde. Es iſt unſer reinſtes, edelſtes und umfaſſendſtes Streben, was ſie mit den daran geknüpften Wünſchen, Beſorgniſſen und Hoffnungen vermitteln will. Von der Vernunft geleitet und erleuchtet, zeigt ſie uns wirklich jene Verhältniſſe und dieſes Streben in einem einfachen und erfreulichen Lichte, in einem Lichte, das jede Beſorgniß zerſtreut, und jedem reinen Wünſchen und Hoffen Erfüllung verheißt.

In ſeinem Glauben an das Ueberirdiſche, den die Betrachtung zum Leben im Gemüthe verſtärkt, erhebt ſich der religiöſe Menſch über die Nebel der Erde in die Gegenden eines ungetrübten Lichtes, und die Schimmer dieſes Lichtes ſind noch in ihm, und leuchten um ihn her, wenn er wieder in ſeine irdiſchen Umgebungen zurückkehrt.

Betrachtend iſt die Seele Gott und dem Himmel zugewendet, und fühlt ſich in der Gemeinſchaft der ewigen Liebe, voll des Friedens, den die Welt nicht kennt und nicht giebt. Wie kann man ſich anders als heiter fühlen in der Nahe des Weſens, das alles mit Liebe durchdringt und in Liebe vereinigt, das ſich in allem Herrlichen der Seele mittheilt, um ſie zu ſich hinaufzuziehen, das ſich in jeder ſeligen

Empfindung offenbart, in jedem Schönen den Zeugen und das Bild ſeiner Trefflichkeit aufſtellte, das auch mit Liebe jede unſrer Angelegenheiten auffaßt, jede unſrer Sorgen über ſich nimmt, jedes unſrer Begegniſſe leitet, das uns nie aus den Armen ſeiner Liebe laſſen, das uns ewig an ſeinem Herzen erhalten, und mit allem, was die Liebe hat, beſeligen will!

Doch dieſe Wirkung vermag die religiöſe Betrachtung erſt dann ganz zu äußern, wenn das Gemüth religiös iſt, wenn die Frömmigkeit, als kräftige Liebe des Höchſten und Beſten, im Herzen wohnt, den Willen regiert und im Leben ſich äußert.

In unſrer Bruſt muß der Friede geſchloſſen ſeyn, damit der Friede, der höher iſt denn die Welt von uns gefühlt werde. Einigkeit des Willens und ſeiner Maximen, wie ſie in ſittlicher Güte ſich bewährt, ſtiftet die vollſtändigſte Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt und mit unſern menſchlichen Verhältniſſen, und macht empfänglich für die Harmonie mit den höhern Verhältniſſen, die ſich im Lichte des Glaubens enthüllen. Aber dieſe Uebereinſtimmung bleibt feſt geknüpft an den Sinn für das Höchſte und

Beſte, von ihm empfängt ſie Haltung, Bedeutung und Kraft. Die Frömmigkeit iſt das Licht, die Energie und die Wärme des ſittlichen Lebens, und wo ſie in dieſem ſich wirkſam erweiſt, und davon ein deutliches Bewußtſeyn entſteht, da ſtrahlt die Klarheit im Mittelpunkte unſers Daſeyns, und in ihrem Scheine ordnet, beſänftigt ſich, was ſonſt das Gemüth regellos, ſtürmiſch bewegt hat.

Die Heiterkeit, welche aus dem Bewußtſeyn einer, durch Frömmigkeit gebildeten guten Geſinnung, aus dem Bewußtſeyn ſolcher Handlungen, in denen dieſe Geſinnung ſich ausdrückt, entſpringt, iſt am meiſten mit deutlicher Beſinnung gepaart, ja ſie iſt die Frucht der verweilenden und prüfenden Reflexion, während jede andre mehr im unentwickelten Gefühle der Einheit ihr Weſen hat. Dadurch erhebt ſie ſich zur Zufriedenheit mit uns ſelbſt, die immer die ſüßeſten Empfindungen zu ſich geſellt, und von der nun wieder hellere Klarheit aus- und in den ganzen Menſchen überſtrömt.

Aus dem Geſagten läßt ſich begreifen, warum der Umgang mit der Natur ſo viel Erheiterndes hat, in ihm trifft alles zuſammen, was wir als Urſache der Heiterkeit erkannt haben.

Schon unſer körperliches Leben fühlt ſich im Umgange mit der Natur erquickt und geſtärkt, die Eindrücke, die wir hier empfangen, ſind mehr, als was anderwärts auf uns wirkt, und uns beſchäftiget — nie ohne uns zu beſchränken — geſchickt, unſern Organismus von allen Seiten anzuregen und ſeine Kräfte in ein leichtes Spiel zu ſetzen.

Wie in der Natur allenthalben heitre Gedanken uns begegnen, wie, was ſie uns darſtellt im Begriffe zur gefälligen Geſtalt ſich bildet: ſo befördert ſie auch das heitre Denken, indem ſie den Geiſt, den die Vorurtheile der Welt, die Sophismen der Schule und die grübelnde Sorge aus dem, ihm durch eingeborne Geſetze vorgezeichneten Gange gebracht haben, wieder in dieſen zurück lenkt. Nicht bloß, daß wir uns an der Natur orientiren, ſo oft wir deſſen bedürfen: die einfach klare Anſicht aller Dinge, die natürliche, wohlgeordnete Verhältpfung aller Vorſtellungen ſteht, wenn ſie verloren ging, am beſten bey ihr wieder zu gewinnen.

Die Natur zeigt uns weiſe und ruhige Thätigkeit, und regt ſelbſt zu der freyen, leidenſchaftsloſen und beſonnenen Thätigkeit an, durch die es klar wird in der Seele. Sie umringt uns mit Bildern des Schönen, aber auch mit den Bildern der Güte, der Freundlichkeit und Huld; ſie verſetzt uns in eine ſanfte Stimmung, und nirgends entwickeln ſich leichter und glücklicher die Empfindungen des Wohlwollens, der Freundſchaft und Liebe, die Aufgelegtheit zur Nachſicht, zum Schonen, Dulden und Vergeben, als unter ihrem milden Einwirken.

Endlich erblicken wir in der Natur den Widerſchein des höhern Lebens, in dem das irdiſche ganz ſich verklärt — die Symbole des Göttlichen, der ſittlichen Reinheit und des in ſittlicher Güte mit ſich ſelbſt geeinigten Willens; der religiöſe Menſch ſchaut in ihr Gott, und ſein eignes geläutertes Innres, und wird durch ſie belebt im Glauben, geſtärkt im Gutſeyn, daher auch erheitert im Gemüthe.

Auf dieſelbe Weiſe läßt ſich begreifen, warum unter allem, was von außen her auf uns wirkt vornehmlich dem Lichte das Erheiternde eigen iſt. Das Licht bringt Klarheit in unſre ſinnlichen Vorſtellungen, und dieſe Klarheit theilt ſich dem Geiſte mit zum hellen Denken, zum reinen Wollen, zum beſonnenen Handeln. Das Licht ordnet unſre ſinnlichen Vorſtellungen, und erhöht dadurch im Geiſte das Bedürfniß und die Fähigkeit, in ſeinem Fühlen und Thun Harmonie darzuſtellen. Dem Lichte ſind verwandt, durch das Licht werden angeregt die Gedanken und Kraftäußerungen, welche das Heitre erzeugen. Vom Lichte kommt dem Menſchen Belebung, die ſich heiter über ſein ganzes Weſen verbreitet. Im Lichte findet er das Zeichen des Höhern, mit deſſen Schimmern die Heiterkeit durch ſeine Seele zieht.

Selten oder nie geſchieht es, daß das Heitre alle Gegenden unſers Gemüthes zugleich erfüllt, wozu erfordert würde, daß heitres Körpergefühl, heitres Denken, heitre Thätigkeit, heitres Empfinden unſrer menſchlichen Verhältniſſe und heitres Selbſtbewußtſeyn ſich mit einander vereinigten, daß in keinem etwas Störendes zurückbliebe, und daß wir auch äußerlich nichts Störendes zu erleiden hätten. Während die Eine Bewegung die Seele erheitert, kann die andre ſie verdüſtern; dem heitern Denken kann ſich trübes Mißverhältniß zu Menſchen, der heitern Thätigkeit Erinnerung an ſittliche Schwächen und Vergehungen, dem guten Bewußtſeyn Gefühl eines krankhaften Körperreitzes, dem Genuſſe des Wohlwollens Verdruß über Hinderniſſe unſrer Wirkſamkeit zugeſellen; wo die innern Bedingungen der Heiterkeit zuſammentreffen, da kann Mißgeſchick Kummer verurſachen, der uns nicht geſtattet, ganz heiter zu werden.

Indeß *das Heitre heitert auch auf*. Was heiter in uns lebt, wenn es gleich nur Einen Theil unſers Gemüthes in Beſitz genommen hätte, verbreitet ſeine Schimmer über alle. So bald irgend etwas uns erheitert hat, erſcheint uns alles in einem heiterern Lichte, und je mehr wir das Erheiternde ſelbſt verſtärken, was wir allerdings vermögen, deſto mehr wird, was noch finſter iſt, dem

Bewußtſeyn entrückt, oder gar in das Licht hinaufgezogen.

Eine bloß körperliche Heiterkeit macht, daß wir heller denken, leichter und glücklicher unſre Kräfte brauchen, des Schönen inniger uns freuen, von ſanftern Empfindungen bewegt werden, zu dem Höhern gerührter hinaufblicken, und über unſere moraliſchen Fehler weniger Unruhe haben, daß unſer Mißgeſchick uns erträglicher dünkt, und weniger unſer Inneres antaſtet. Und ſo iſt es mit jeder andern — am meiſten aber mit derjenigen, die in der ſittlich-religiöſen Verfaſſung des Gemüthes ihren Urſprung hat, weil ſie am tiefſten im Gemüthe wohnt, und in dem weiteſten Umfange auf ſeine Kräfte Einfluß äußert. Von oben fließt das Licht in die Seele des Frommen, darum muß in ihm, an ihm und um ihn her alles helle werden. In den Stunden, wo wir uns Gottes und unſrer Uebereinſtimmung mit ihm und aller Hoffnung, die daraus hervorgehen, deutlich bewußt ſind, kann höchſtens eine ſüße Wehmuth ſich in unſre Heiterkeit miſchen; es ſey denn das irgend ein herber Schmerz uns getroffen habe, aber auch auf den fällt mildernd das Licht des Troſtes.

Wie die ſittlich-religiöſe Bildung fortſchreitet, wird die Heiterkeit immer mehr herrſchender und bleibender Zuſtand der Seele. Könnte jene auf Erden ihre Vollendung erreichen: dann würde ſchon hier eine beſtändige ungetrübte Heiterkeit möglich ſeyn. Indeß auch eine gewiſſe Höhe derſelben, zu der ſich jeder erhebt, dem es damit Ernſt iſt, bringt etwas Heitres in unſer Weſen, das zwar häufig getrübt wird, aber uns nie ganz verläßt.

Jede andre Art der Heiterkeit iſt dem Wechſel unterworfen, und von etwas abhängig, worüber wir nicht ganz Gewalt haben; die Heiterkeit des ſittlich-religiöſen Menſchen erfüllt, ihm ſelbſt ungetheilt übergeben, ſiegend ſein Inneres, und zeigt ſich nie rührender, als wann er leidet; ein ſtiller Glanz, der aus dem Innern hervorbricht, verklärt die Züge des Kummers. Man kann, vom Schmerze tief gebeugt, heiter aufblicken, und die Seele nähren und erquicken an einem höhern Lichte, dem ſie ſich zugewandt hat.

Stärke der Seele, dem Unglücke entgegen

gebothen, gibt Gefühl des Herrlichen, aber ſie erheitert nicht; Zuverſicht zu ſich ſelbſt und zum Himmel, ſchafft mit dem Frieden die Heiterkeit, ſelbſt unter ſchweren Sorgen und Drangſalen.

Etwas Heitres wird man daher auch an jedem wahrnehmen, deſſen ſittlich-religiöſe Bildung rein — und bis zu einem gewiſſen Grade gediehen iſt. Wo es noch vermißt wird, da iſt vielleicht Energie des Strebens, ernſter Kampf für die Pflicht, hohe Selbſtverläugnung — nur nicht Luſt und Leichtigkeit des ſittlichen Lebens, nicht Gewalt der Liebe, die das ſittliche Leben beſeelen ſoll. Man darf über Menſchen dieſer Art nicht ungünſtiger urtheilen; es kann ſeyn, daß ſie es mit einem heftigern Temperamente, mit mehr widerſtrebenden Neigungen aufzunehmen hatten, und weniger von ſanften Gefühlen unterſtützt wurden. Doch wird ihr Leben ſich mit mancher heitern Stunde ſchmücken, beſonders wenn ihnen etwas über ſich ſelbſt gelang.

Häufig ſucht man indeß, bey ſonſt edeln Menſchen, das Heitre vergebens, weil ihre ſittliche Bildung nicht ganz rein gehalten wurde.

Etwas Verkehrtes, das ſie nicht für verkehrt halten, iſt in ihnen zurückgeblieben, eine angeborne düſtre Gemüthsart, Ungeſelligkeit, übertriebene Strenge, Bitterkeit, durch widrige Erfahrungen erzeugt, und dieſes hat ſich unter das Beßre gemiſcht, das letztere iſt noch nicht tief genug eingedrungen, um es zerſtören zu können, oder es ſind ihnen früher finſtre Begriffe von den Gegenſtänden des Glaubens und der Beſtimmung des Lebens beygebracht worden, über welche das Licht bis dahin nicht zu ſiegen vermochte. Auf jeden Fall bedürfen ſie noch einer Läuterung, um in aller Hinſicht zu den edeln Menſchen zu gehören. Der himmliſche Sinn iſt heitrer Sinn.

Die Heiterkeit ſchließt jedoch den Ernſt nicht aus. Ernſt wird erfordert zu den Gedanken, zu der Wirkſamkeit, zu dem Genuſſe des Schönen, zu dem Anſchmiegen an unſre Verhältniſſe, zu den Betrachtungen der Andacht und zu der ſittlich-religiöſen Bildung, woraus ſie entſpringt. Sie liebt ſogar den Ernſt, dem ſie ihr Daſeyn verdankt, und weilt gern in ſeiner Nähe, die Ruhe und Mäßigung des Ernſtes ſtehen ihr wohl, und nehmen ihr Licht am reinſten auf; aber ſie weiß zugleich, wann es Zeit iſt, den Ernſt in ein leichtes, ergötzliches Spiel zu verwandeln.

Einfalt, Kindlichkeit, Liebe und Natur ſind in ihrem Ernſte — nichts Mühſeliges, Gedrücktes, Gebeugtes oder Aengſtliches. Vor dem grübelnden Ernſte, vor dem Ernſte der Einſeitigkeit, des Unmuthes, der peinlichen Sorge und der Selbſtquälerey entflieht ſie; ſolcher Ernſt verträgt ſich indeß auch nicht mit einer echt religiöſen Gemüthsſtimmung.

Das Heitre in der Seele ſammelt gefällige und fröhliche Bilder um uns her; es belebt die Phantaſie zu reitzenden Schöpfungen, die ihm befreundet ſind; es ermuntert und ſtärkt jede Kraft; es macht aufgelegt und treibt an zu jeder Thätigkeit; es gibt Empfänglichkeit für alle Eindrücke des Menſchlich-Schönen; es erhöht das Wahrheitsgefühl und den moraliſchen Sinn; es verbreitet eine wohlthuende Wärme durch unſre Bruſt.

Wenn das Anſchließen an Menſchen die Seele aufheitert; ſo vermehrt die Heiterkeit wieder das Bedürfniß des Anſchließens, der Mittheilung, des Vertrauens, das Bedürfniß fremder Liebe.

In den heiterſten Stunden dehnt ſich das Herz am weiteſten aus, erhebt ſich der Geiſt am freyeſten, und lebt am glücklichſten in der Gemeinſchaft mit Gott und dem Himmel.

Der heitre Menſch iſt immer ein intereſſanter Menſch; gern ſchaut man ihm in das helle, lebhafte Auge; gern ruht der Blick auf dem ſchimmernden Angeſichte; gern horcht man dem lichtvollen Worte; gern belauſcht man die ſinnvolle That; gern gibt man ſich hin dem Eindrucke des gefälligen Weſens.

Sonnenſchein leuchtet mild und warm in der Nähe des erheiterten Menſchen, und keine andere Stimmung theilt ſich uns, wenn wir ſie an jemand wahrnehmen, leichter mit, als die heitre.

Freundlichkeit wird das Heitre der Seele im Verkehr mit Menſchen, wo die Liebe zu ihm tritt und ſeine Geſtalt annimmt.

Wie die Freude ſich zur Fröhlichkeit, zur

Wonne und zum Entzücken erhebt: ſo erhebt ſich die Heiterkeit zum Frohſinn, um ſich endlich in Seligkeit zu verlieren.

Wie die Freude ſich zur Jugend geſellt: ſo ſchmückt die Heiterkeit am liebſten das höhere Alter. Zwar die Sattheit, die Entbehrungen, die Gebrechen und Schwachheiten, endlich die Abgeſchiedenheit des Alters ſollten weit eher eine verdrießliche und mürriſche Stimmung erwarten laſſen, wie man ſie auch häufig genug bey den Alten antrifft. Aber alle dieſe Dinge ſind einer heitern Verfaſſung des Gemüthes lange nicht ſo gefährlich, als die Leidenſchaften, die Beſtrebungen, die Kämpfe und die Sorgen der männlichen Jahre, von denen das höhere Alter faſt frey iſt, oder die es doch nur in geringem Grade fühlt. Sie verlieren noch einen großen Theil ihres Einfluſſes, wenn das Leben weiſe und würdig geführt, wenn es in ſeinen Erfahrungen recht benutzt worden, wenn es der Religion ſtets befreundet geweſen iſt. Dieſe und das Andenken an eine ſchöne Vergangenheit mildern dann, was etwa dem Alter noch Beſchwerliches eigen ſeyn mag; die ſtille Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, tauſend ſüße Erinnerungen halten ſchadlos für das Einſame und Abgeſtorbene.

Das Alter verleiht dem Gemüthe Mäßigung; die Gefühle ſind ſanfter; der Affect und die Leidenſchaft haben ihre Heftigkeit verloren; das geſtörte Gleichgewicht ſtellt ſich wieder her; Ruhe verbreitet ſich über unſer Weſen, mit ihr kehrt die Empfänglichkeit für zahlloſe Kleinigkeiten zurück, die einſt unſre Jugend erfreuten, die uns aber ſpäterhin gleichgültig wurden; die Ruhe ſetzt uns in den Stand, das Aufheiternde, was die religiöſe Betrachtung und der gute Zuſtand der Seele haben, zu empfinden. Ein an Thaten und Ereigniſſen reiches Leben liegt in ſtiller Eintracht hinter uns, daß wir es mit Zufriedenheit beſchauen, wenn auch manches darin verfehlt ward; in einer gewiſſen lichtvollen Abgeſchloſſenheit kann es nicht anders, als einen wohlthuenden Eindruck machen. Die Beſchäftigung mit Gott und dem Himmel gewinnt ein Intereſſe, das gute Bewußtſeyn eine Süßigkeit, die ſie ſonſt nicht hatten.

Nirgends erſcheint uns die Heiterkeit rührender, als im Alter. Ob daher, daß ein dunkles Gefühl ſie hier am wenigſten vermuthete? oder daher, daß ſie ſo viele Stürme überſtanden hat, daß es nach ſo vieler Verfinſterung doch wieder helle — zuletzt noch ganz helle geworden iſt, daß in dem Düſtern ſelbſt das Licht ſich bildete? oder daher, daß wir ſie hier mit der Weißheit vereint, aus der Reife des Gemüthes hervorgehend, dem, was als bewährtes Reſultat des Lebens übrig geblieben iſt zugeſellt erblicken? oder daher, daß wir in ihr die letzten Schimmer des vom Staube ſich ablöſenden Geiſtes — und die erſten ſeiner Verklärung, den Sieg des himmliſchen Lichtes über die Finſterniß des Todes ſehen?

V.

Licht, Dämmerung, Finſterniß.

Für den Tag ſind wir geboren, und ewig bleibt unſre Sehnſucht, bleibt unſer Streben dem Lichte zugewandt, in ihm erkennt der Geiſt ſein Element, ſeine Kraft, ſeine Freyheit — darum auch ſein ſtärkſtes Bedürfniß. Der Dämmerung ſchließen wir traulich uns an; ſie redet uns ſüße Empfindungen in das Herz, und was ſie dem äußern Blicke entzieht, das ſtellt ſie verklärt dem Auge des Geiſtes dar; ſie hüllt in ihren Schleier die Welt der Sinne, daß die höhere im Gemüthe erſcheine. Tief in unſerm menſchlichen Weſen weckt ſie Ahnung und Bewußtſeyn des Göttlichen. Selbſt die Nacht mag dem Weiſen eine erhabene Vertraute werden — nicht daß er in ihr das Finſtre liebte, ſondern weil ſie zu ihm in bedeutungsvollen Worten vom Lichte ſpricht, weil ſie ihm prophetiſch das Licht verkündigt, weil ihm in ihr das Licht des Gedankens am hellſten ſtrahlt, weil das verſunkene Licht der Erde ihm von dem Lichte zeugt, das nie untergeht, weil in ihrem Verſtummen die Laute des Geiſtes am reinſten und kräftigſten vernommen werden. Jedes kann auf eigenthümliche Weiſe menſchlich-ſchönes, ja göttliches Leben in uns erregen, in jedem kann ſolches Leben auf eigenthümliche Weiſe ſich offenbaren.

Das Licht iſt der Vermittler eines beſtändigen Wechſellebens zwiſchen der Welt und uns. Sie dringt in uns ein, und aus unſerm Innern ſtrömt es wieder hervor; ſie bildet ſich aus im Geiſte, das Bild empfängt vom Geiſte eine neue, höhere Geſtalt, und wird ihr dann lebendig zurückgegeben. Empfindungen, Anſchauungen, Gedanken ſammeln ſich in uns auf, und vom Triebe ergriffen theilen ſie ſich mit, werden ſie dem fremden Geiſte klar, treten ſie, zeugend vor uns, und hervorbringend Veränderungen jeder Art, ein in die Reihe der Erſcheinungen. Es bewegt ſich ohne Aufhören hin und her; die Welt gehört uns, und wir gehören der Welt an, wir nähren uns von ihrer Fülle, und bringen ihr das Leben dar, wozu die Nahrung von uns verarbeitet wurde; ſie gewähre uns, was ſie kann und ſoll, und wir gewähren ihr, was wir können und ſollen. So finden wir uns in freundlicher Uebereinſtimmung mit ihr — und in uns Gleichgewicht des Leidens und Thuns, wo jedes Leiden ein Thun und jedes Thun ein Leiden wird, Gleichgewicht der Gemüthskräfte, des Empfindens, des Denkens, des Wollens und Handelns, wie es unſer tiefſtes Bedürfen verlangt.

Die Dämmerung lenkt den Blick in uns ſelbſt hinein, ſie ſcheidet uns ab von der äußern Welt, die nur in trüben Geſtalten, in unſichern Umriſſen noch um uns wankt, und gibt uns ganz dem hin, was in uns ſich bewegen will. Hier öffnet ſich die Welt der Bilder, der Gefühle, der Gedanken, der Wünſche; und in dem Verhältniſſe, als in Reinheit und Liebe die Neigungen wohlgeordnet ſind, wird auch das Leben in uns ſelbſt ein wohlgeordnetes ſeyn, und in ihm die Harmonie einer ſchönen Seele ſich offenbaren. Wir rufen die Vergangenheit zurück, die Reiche der Kindheit breiten ſich vor uns aus, wir verweilen bey trüben und fröhlichen Geſtalten, die uns begegnet ſind, wir gedenken unſrer Abweſenden, wir verſammeln um uns alles Theure, wir treten fragend, verlangend, fürchtend, hoffend vor die Zukunft, wir faſſen Entſchließungen, entwerfen Plane und bewegen uns unter Idealen.

Wie die Dämmerung tiefer in die Nacht ſinkt, ladet ſie dringender ein, das Leben in uns ſelbſt zum ernſten Forſchen in unſerm Innern und zur ſittlichen Bildung an demſelben zu ſtimmen. Der Nacht eignet ſich am meiſten das Abrechnen mit unſerm Herzen, das ernſte Unterſuchen unſrer Neigungen und Thaten, unſrer Fehler und Thorheiten, das prüfende Ueberlegen nöthiger Maßregeln, die Befeſtigung des Vorſatzes, die Bewaffnung des Muthes, das

Kämpfen gegen die Leidenſchaft, das ſtille Geſpräch mit Gott und dem Himmel.

Vom Lichte werden alle Naturen angeregt zur Aeußerung ihres Lebens, dem Menſchen wird es Reitz zur Thätigkeit. Wie das Licht ihn berührt, erwacht auch in ihm das Bedürfniß, ſeine Kräfte ſo zu gebrauchen, daß etwas durch ihn werde. Das Licht enthüllt ihm die Gegenſtände, auf die er wirken kann, und die ihn zum wirken auffordern, und weckt zahlloſe ſüße Intereſſen für ſie in ſeiner Bruſt, die ihn feſſeln und treiben. Je reiner das Licht uns umfließt: deſto größer die Luſt der Thätigkeit, der Muth etwas zu beginnen, und die Menge der Dinge, die ihn in Anſpruch nehmen; von allen Seiten her tönen freundliche Stimmen zu ihm herüber. Im Thätigſeyn eben will der Menſch des Lichtes genießen, wie er im Lichte die reinſte und regſamſte Thätigkeit der Natur empfindet. Die Belebung welche das Licht über uns ausgießt, kann ſich nicht anders äußern, als durch muntre, raſche und doch überlegte Thätigkeit.

Die Dämmerung, indem ſie die Reiche der

äußern Thätigkeit verſchließt, öffnet das Gebieth der innern. Die vollſtändigſte Erweiſung aber der innern Thätigkeit iſt Betrachtung — Verein des Gedankens und des Gefühles im Hinſchauen auf das Geiſtige, Vergegenwärtigung des Wichtigen, Schönen, Wahren, Trefflichen, Großen — nicht um zu erkennen, ſondern ganz davon durchdrungen zu werden, Vergegenwärtigung für das Herz. Schon die Stille der Dämmerung ladet zur Betrachtung ein, indem ſie die zur Betrachtung nöthige Ruhe und Sammlung des Geiſtes gewährt; in einer gewiſſen geiſtigen Stille, auch in der Stille, die alles Erhabene bezeichnet, ſcheint ſich vor uns aufzurichten, was die Betrachtung würdig beſchäftigt. Wenn der Menſch in Lichte ſich verliert an ſein Wirken, ſo gibt ihn die Dämmerung mittelſt der Betrachtung ſich, dem Urſprunge ſeines Weſens und ſeinen ewigen Angelegenheiten zurück, daß er da die Kraft und Weisheit gewinne, die er zum Handeln nöthig hat.

Die Nacht fordert den Gedanken und das Gefühl, die in der Betrachtung noch vereint ſind, um jedem größere Stärke zu verleihen;

ſie leitet bald zu dem Höchſten des Denkens hinauf, bald zu dem Tiefſten des Fühlens hinab. Sie erfindet die Prinzipien der Wahrheit, ſie baut die Syſteme des Wiſſens auf, ſie lenkt den Blick auf das Unendliche, und berechnet die Geſetze des Univerſums; ſie aber auch erzeugt die Schöpfungen die unſre Bruſt erſchüttern, die Schmerzen und die Entzückungen, das Grauen und das freudige Beben, den empörenden Abſcheu und die heilige Bewunderung, die leiſe Klage und den zerreiſſenden Schrey des Jammers, denen unſre Menſchheit zu erliegen droht. In der Nacht beſuchen den Menſchen die gewaltigen Geiſter, die ihn über ſich hinwegreißen, und ihm die Geheimniſſe offenbaren, auf die kein Licht des Tages fällt, die Kräfte, deren Erzeugniſſe noch nie an das Licht des irdiſchen Tages getreten ſind, weil ſie einer andern Welt angehören. Die Nacht feyert die Triumphe der Weisheit und der Begeiſterung.

Das Licht macht die Menſchen geſellig, wie alles, was ſie belebt. Im Lichte iſt die Natur geſellig mit ihnen, darum müſſen ſie es wieder mit der Natur und mit den Weſen ihres Gleichen ſeyn. Was das Licht in ihnen entwickelt, und womit das Licht ſie beſchäftigt, das eignet ſich vorzüglich zur geſelligen Mittheilung, und verliert einen bedeutenden Theil ſeines Werthes, [illegible] man es nicht geſellig mittheilen kann. Worauf alle gleiches Recht haben, was alle gleich nahe angeht: das führt das Licht an uns vorüber, dafür weckt es zugleich den Sinn. Frey und fröhlich muß man ſich im Lichte bewegen können, und Gemeinſchaft haben, wie das Licht ſie allenthalben ſtiftet. Wir faſſen Vertrauen, und werden offen, wenn es um uns her helle iſt; aber im Dunkeln verſchließt ſich das Gemüth ſcheu und bedachtſam.

Darum lieben wir in der Dunkelheit das Einſame; es ſey denn daß wir ſonſt Urſache hätten, das Einſame zu fliehen. Das Einſame begünſtigt die Einkehr in uns ſelbſt und die ernſte Betrachtung, das Einſame geſtattet uns mit uns ſelbſt vertraulich zu leben, und uns dem hinzugeben, was, je tiefer es in unſer wahrſtes und eigenthümlichſtes Weſen eingreift, deſto weniger der Mittheilung fähig iſt, und deſto weniger von andern verſtanden wird. Die Gedanken und Gefühle, welche die Dunkelheit entwickelt, hangen feſt an unſrer Individualität, und können erſt dann in die Welt übergehen, wenn ſie mit uns ſchon an das Licht gegangen ſind, und im Lichte die Reife für die Welt empfangen haben. Ueberdies ſcheint die Dunkelheit dem Menſchen ein gebiethender Wink zu ſeyn, daß er ſich einmal abſondre und ganz ſich ſelbſt gehöre, wozu er ſich ſonſt ſelten entſchließt, und was ihm noch in andrer Hinſicht ſo dringendes Bedürfniß iſt.

Allerdings kann die Dunkelheit auch eine gewiſſe Geſelligkeit befördern; allein nicht ſie ſelbſt thut das zunächſt, ſondern entweder das Licht, das ſich im ſanften Dämmerſchein mit ihr vermiſcht, wo, während alles andre uns verdeckt iſt, nur das Nahe noch von uns erkannt wird, mit dem wir, weniger geſtört, traulicher leben, dem wir uns, abgeſchnitten von dem, was uns ſonſt hinhielt und ergötzte, williger und ungetheilter überlaſſen, das wir nun inniger genießen — oder der engere künſtliche Lichtraum, der uns einſchließt, während er ſelbſt vom Finſtern eingeſchloſſen wird; die Finſterniß ſcheint uns in dieſen zuſammen geſcheucht zu haben, und in demſelben gefangen zu halten, damit wir näher an einander rücken. Im ganz Finſtern lebt gewiß jeder, der ſich nicht fürchtet, lieber allein, als mit andern in Gemeinſchaft. Und dann iſt jene Geſelligkeit von andrer Art, als die, welche das Licht erzeugt, vertraulicher, inniger, mehr Mitaufnehmen der andern in unſer Herz und in unſre Einſamkeit — ein erweitertes Leben mit ſich ſelbſt und im Stillen, wo man ſich unter einander verſteht, ohngefähr, wie man ſich mit ſich ſelbſt verſteht, wo das Herz ſich wenigſtens über viele Dinge ausſprechen kann, die es in der größern und fremdern Geſellſchaft des Tages geheim halten muß, wo, wenn die Befreundung nicht ſchon vorhanden iſt, die ſich doch leicht und bald ſtiftet, oder man ſich doch leicht und bald mit dem Scheine derſelben täuſcht. Am Tage will der Menſch ſich gern allem offenbaren, aber flüchtig — am Abend weniger, aber ganz.

Hieraus läßt ſich der verſchiedene Charakter erklären, den die Liebe vom Hellen und vom Dunkeln empfängt; es verhält ſich mit ihr nicht anders, wie mit der Geſelligkeit.

Auf den erſten Blick ſcheint das Helle mehr, als das Dunkle zur Liebe zu ſtimmen; im Lichte ſchlägt das Herz leichter und froher, und da neigt man ſich gern dem Fremden entgegen. Das Licht iſt der Bruderkuß, womit die Welt uns begrüßt; durch das Licht finden wir uns allem verwandt, ſpricht alles an unſer Gemüth, offenbarend ſeine Klage und ſeine Luſt. Im Lichte tritt uns die Liebe des Weltgeiſtes vor die Augen, wird uns klar, wie wir, in ihr begriffen, dem Ganzen angehören, und für uns ſelbſt nichts ſind. Mit dem Lichte wünſchen wir uns zu verſtreuen und zu vertheilen an jedes, was wir von demſelben beleuchtet ſehen. Das Dunkle hingegen, ſcheint den Menſchen zu iſoliren, und ihn, wie es zum Leben in ſich ſelbſt einladet, zum Leben allein für ſich ſelbſt zu bewegen. In der That aber iſt es nur eine andere Liebe, welche im Hellen, und eine andre, welche im Dunkeln aufwächſt und Kräfte gewinnt.

Das Licht fördert eine allgemeine und thätige Liebe; wir werden angezogen von der Erde, von ihren Blumen und von ihren Menſchen; wir möchten allem vertrauen, allem uns mittheilen, für alles etwas thun, allenthalben Schönes bilden, den Geiſt der Freude einhauchen, uns verlieren im Ganzen, athmen, fühlen, denken, wirken allein in dem Bunde des Lichtes.

Wann es um uns her dunkelt, dann ſind wir mehr an unſer Herz gewieſen, an ſein tieferes Empfinden, an ſein geheimeres, aber mächtigeres Verlangen. *Die innigere Liebe*, die *Einem oder wenigen gefühlvoll ſich weiht*, die ſich ganz hingeben, und ganz an ſich zu feſſeln ſtrebt, die das Innerſte aufſchließt, das Verborgenſte enthüllt, das Eigenſte mittheilt, die nach der genaueſten, nach ewiger Gemeinſchaft trachtet — ſo wohl die ſanfte, zärtliche, als die große, feurige Liebe — regt ſich am mächtigſten, wo die Welt in das Dunkle verſunken, und für uns geſtorben iſt. Da ſtehen wir allein mit dem Geliebten; da ſpricht am lauteſten der heilige Trieb; da fühlen wir am entſchiedenſten das Bedürfniß, uns an das zu halten, was ewig im Lichte lebt, an das edle und verwandte Menſchenweſen; da finden wir Troſt und Hülfe und Mitgefühl und eine reiche blühende Welt in des Menſchen Bruſt.

Die Dämmerung lehrt ſich ſehnen nach der einverſtandenen Seele, ſich freuen der ſüßen Gemeinſchaft in himmliſcher Luſt, und weckt alles, was Zartes, Mildes, Herzeinigendes im Gemüthe ſchläft. Die Träume der Liebe, das Verlangen der Liebe, die ſtille Beſchäftigung im Geiſte mit dem Geliebten, das Andenken an ſelige Tage der Liebe, das wonnevolle Hinſinken an die Bruſt des Geliebten, die herzlichen Offenbarungen der Liebe, ihre Thränen und ihre Küſſe ſind der Dämmerung befreundet; denn ſie erweichet das Herz des Menſchen.

Die Nacht macht das Herz weit und groß; in der Nacht erhebe ſich die begeiſterte, die glühende Liebe für die Menſchheit und für Einen, die Liebe, die ſich der herrlichen That, der Gefahr, dem Schmerze, dem Tode gelobt; die Schauer, die Stille und das Unermeßliche der Nacht erwecken uns zum Gefühle des Unendlichen; und jede Liebe, die im Erhabenen lebt, die nur das Erhabene darſtellen kann, fordert die Nacht. Wann die Welt ſchläft, für die man ſich opfern will, flammt die Liebe auf in den kühnſten Entſchließungen, denkt ſie die Plane der Rettung und Hülfe, erfüllt ſie ſich mit den Ideen des Rechtes, der Freyheit, der Tugend, der Menſchenbildung und der Völkerwohlfahrt, dünkt ihr verächtlich, was ſie daran ſetzen ſoll. Wann die Welt ſchläft, die ſo oft das Gemeine preiſt und das Herrliche erhöhet, erſcheint ihr im Feyergewande der Genius der Menſchheit, und ruft ſie auf nicht zu verzagen, zu handeln im Glauben. Auch verlieren ſich hier die Menſchen an das Ganze, aber nicht mehr bloß mit der eingreifenden, ſondern auch mit der durchgreifenden That, und zugleich mit dem Mächtigſten, Glühendſten des Herzens. Darum iſt die Nacht die Vertraute der großen Freundſchaft; wie das Wort der Ewigkeit, ſo tönt der Freundſchaft Wort durch das heilige Dunkel; ein Bild des Todes, dem ſie vereint entgegen gehen, ruht um die Geweihten die Finſterniß; als wenn alles geſtorben wäre, und nur zwey noch lebten, fallen ſie ſich an das Herz, und das Verſtummen um ſie her feyert das Geheimniß der Geiſter. Ruhig und feſt, wie die Nacht, gleichgültig, wie ſie, gegen Geſtalt und Reitz der Sinne, gegen den Wechſel der Luſt und des Leides ſollen ihre Seelen ſeyn, und nur dem Einen leben, was durch alle Nächte unwandelbar fortleuchtet, weil es hoch über allen Nächten ſteht.

Am Tage gehört unſre Liebe dem Sichtbaren — dem Unſichtbaren nur, in wie fern es ſich im Sichtbaren kund thut — Gott im Geſchöpfe, der Himmel an der Erde. Die Nacht führt uns in die Gemeinſchaft des Unſichtbaren ſelbſt; was kein Auge ſchaut, enthüllt dem Geiſte des Geweihten ſeine Herrlichkeit, und ſenkt ihm ſeine Liebe ins Herz, daß die Seele ihrem Schöpfer ſich heilige und am Ewigen ihre Luſt habe. Das Irdiſche muß ſich verdunkeln, damit das Himmliſche in reiner Klarheit des Menſchen Herz rühre, und ſein Erſtaunen, wie ſeine ſelige Freude werde.

Mit dem Lichte geht die Befriedigung, mit der Dunkelheit die Sehnſucht geſellt.

So lange das Licht ſcheint bleiben wir angezogen und beſchäftiget, das Fröhliche miſcht ſich, erhellend, und es bald aus dem Bewußtſeyn verdrängend, zum Traurigen, im bunten, unterhaltenden Wechſel ziehen die Erſcheinungen an uns vorüber, und mit ihnen verſchlingt ſich unſre Thätigkeit, wir nehmen auf, was ſie uns gewähren, ohne uns zu beſinnen, wie viel oder wie wenig es ſey, und was wir an ſie zu fordern haben; nur das Beſondre und Ungewöhnliche kann ſtörend auf uns wirken, nur das tief Schmerzende, das furchtbar Drohende, uns aus dem genüglichen Weſen aufſcheuchen.

Die Dunkelheit bringt eine gewiſſe Leere in unſer Gemüth, und dieſer entwächſt das unbeſtimmte Verlangen, wenn nicht Beſchäftigung des Verſtandes oder der Phantaſie ſie ausfüllt, und wie leicht wird die letztere die Mutter der Sehnſucht! Wo wir nicht mehr ſchauen und fühlen, fangen wir an zu wünſchen, aber die Wünſche ſchwanken ungewiß im Weiten, weil ſie eben auf irgend ein Schauen und Fühlen ausgehen, wovon man die Geſtalt und den Ort nicht weiß. Nach unbekannten Gegenden, nach unbekannten Gütern und Genüſſen, nach unbekannten Freunden, ja ſelbſt nach unbekannten Schmerzen, wendet das Herz ſich hin in ſtillem Weh und ſüßer Erweiterung.

In der Dunkelheit werden wir empfindlicher für die Mängel, die wir im Lichte, wo das Eine zum andern uns fortreißt, überſehen. Sie führt uns durch ruhigere Ueberlegung, als das Geräuſch des Tages geſtattete, zu der Einſicht, daß, was uns erfreute nur im Rauſche der Bethörung im Stande war, uns genug zu thun, daß der fröhliche Tumult uns täuſchte mit ſchimmernder Vorſpiegelung. Uns ſelbſt wiedergegeben, erzeugen wir in uns die Bilder des Vollkommnen, werden wir uns bewußt, was wir überall meynen und wollen — meynen und wollen müſſen, und vermiſſen nun ſo wohl die Reinheit, als die Stärke und die Dauer. Alles iſt eitel, und flüchtig, kränklich und ſchwach; aber von dem Beſſern zeuget das Herz, das Beſſre muß noch einmal das Unſrige werden, wir ſind für daſſelbe geboren, und nur bey ihm iſt die Ruhe. Dunkel indeß, wie es um uns her iſt, bleiben die Geſtalten, in denen es vor uns ſchwebt; geheimnißvoll iſt ſein Gruß an die Geiſter, doch deutend in der Verheißung auf höheres Licht.

Das Dunkle erregt ihm verwandte Empfindungen und Gedanken. Daß auch das Leben auf Erden in Dunkel gehüllt iſt, daß es mit uns hinauf muß in das Licht: iſt ein Gefühl, von dem wir hier mächtig ergriffen werden; das ſich Hinwegſehnen aus der Nacht in den Tag wird ſich Hinwegſehnen aus den nächtlichen Gegenden des Todes in die ſonnigen, blühenden Reiche des Lebens. Zu allem, was hier von unſerm Herzen abfiel, und in den Fluthen der Zeit unterging, um verklärt wieder aufzugehen, trägt uns der innerſte Sinn auf den Flügeln der Sehnſucht. Jede zärtliche Empfindung geſtaltet ſich zu irgend einem geiſtigen Verlangen.

So geſchieht es auch, daß das **Licht** uns an die Welt knüpft, Dämmerung und **Nacht** uns über die Welt erheben.

Während das Licht ſie beleuchtet, hält uns die Welt rührend, belebend, erwärmend und erfreuend an ihrem Herzen, wir ergötzen uns an ihren Spielen, wir unterrichten uns an ihrem Ernſte, wir theilen ihr Werk, ihre Sorge und ihre Luſt, wir ſcheinen ganz in ſie zu gehören, ſie iſt uns eine liebe Heimath, in der uns ſelten ſo enge wird, daß wir von ihr weg nach fernem Lande blicken.

Sie wird uns fremd, indem die Finſterniß ſich über ſie breitet; es fängt etwas an, ſich in uns zu regen, wofür ſie keinen Platz hat; es entwickeln ſich Gefühle, für die ihr Größtes zu klein iſt, Kräfte, die weder einen Wirkungskreis, noch einen angemeſſenen Gegenſtand finden; es arbeitet in uns ein Lichtweſen, gegen welches der höchſte irdiſche Glanz Finſterniß bleibt. Eine beßre Welt, von der uns dieſe nur flüchtige Wiederſcheine zeigt, die allein unſer Vaterland ſeyn kann, die uns einſt in ſich aufnehmen muß, geht auf in unſerm Bewußtſeyn — unſre Kraft, unſre Liebe unſer freudiges Vertrauen. Das Zeitliche fällt in die Dunkelheit, das Ewige trägt uns zum Lichte empor. Das Irdiſche vergeht unſern Sinnen, daß das Himmliſche dem Geiſte ganz gegenwärtig ſey, unſre Betrachtung, unſer Forſchen, unſer Streben beſchäftige. Nacht muß es werden auf Erden, damit der Menſch nicht vergeſſe, er habe ſein Leben jenſeits der Erde, und dort es befeſtige, durch das was in ihm göttlich iſt.

Das Wiſſen gehört dem Tage, ſein Gegenſtand iſt, was das Licht des Tages beſcheint, was im Lichte des Tages erkannt werden kann. Die Nacht ſpricht in Hieroglyphen zum Herzen, und führt in ihm herauf das Ahnen, das Glauben, das Hoffen, worin uns kund wird, was nicht zum Wiſſen gelangt, weil es höher iſt, als das Wiſſen, und herrlicher als alles, was ſich im Wiſſen verklärt, aber in den Tiefen unſers Weſens eine gültige Verbürgung hat, und wodurch allein das Leben einen ſichern Werth erlangt. Aus unermeßlichen Fernen leuchtet die ewige Wahrheit, wie die Sterne, in der Nacht zu uns herüber, zwar nur, wie auch die Sterne, in ſchwachen Schimmern, aber verkündigend den Tag der Geiſterwelt.

Das Licht wird dem Geiſte Reitz zum Schauen und Denken. Dem Lichte entgegen öffnet ſich der Sinn, und aus den Eindrücken, die er empfängt, bildet ſich der Gedanke. So lange mit dem Lichte Bilder der Welt uns zuſtrömen, können wir nicht aufhören, an ihnen beſonnene Geiſtesfähigkeit zu üben; zum Vergleichen und Unterſcheiden, zum

Trennen und Verknüpfen, zum Ueberſchauen eines Ganzen und zum genauen Beſtimmen des Einzelnen ſind wir im Lichte am meiſten aufgelegt. Was uns in der Welt orientirt, was im Handeln gebraucht werden kann, das beſchäftigt uns hier am angemeſſenſten; die Welt hält uns gefangen, ſie wollen wir verſtehen, auf ſie wollen wir wirken. Das Helle um uns her treibt uns auch das Geiſtig-Helle zu ſuchen — Klarheit verlangen wir für den Verſtand, wie für den Willen, Klarheit in unſerm ganzen Weſen.

Mit dem Sinken des Tages treten an die Stelle des Sinnes und des Verſtandes Phantaſie und Vernunft, das Freye, Kühne und Tiefe werden unſre Liebe; die Nacht iſt das Reich der Träume, aus der Welt der Schatten zaubert die Phantaſie eine neue Lichtwelt herauf, und jauchzend ziehen die Schöpfungen der Poeſie ein in das Leben. Zu allen Verrichtungen, wobey die Phantaſie dem Verſtande voranleuchten muß, ſind wir in der Nacht am geſchickteſten, weil ihr Licht da am hellſten ſcheint, wo die Lichter des Tages erloſchen ſind. Was für den Sinn nicht mehr vorhanden iſt, muß in der Nacht die Einbildungskraft aus dem Gemüthe hervorholen, damit der Tag es verarbeite. Die Nacht ſammelt den Stoff zu unſern Betrachtungen, der Tag ordnet ihn. Aber auch *das Forſchen im Tiefen*, wohin das Licht des Tages nicht folgen kann, wobey die Anſchauung uns entweder verläßt oder verwirrt, wo das, was für dieſe Klarheit heißt, zur Dunkelheit wird, wo von dem, was im Gebiethe des Tages dunkel heißen würde — und weil wir es nie ganz ergründen, mit Recht dunkel heißen mag — ein andres Licht ausſtrahlt, und ſich über all unſer Wiſſen erhellend verbreitet, gelingt am beſten der Nacht.

Den Tag begleitet *die Freude*, ſie tanzt mit ſeinen Strahlen durch die Welt, und belebt das Herz aller ihrer Kinder. Selbſt in dem Unfühlenden ſcheint ein Geiſt der Freude ſich zu regen, und nach Bewußtſeyn und Ausdruck zu ringen. Fröhlich wird des Menſchen Gemüth, Geſang ſeine Empfindung, heiter, wie das Licht ſein Angeſicht, wann der Tag beginnt. Die Sehnſucht nach dem Lichte iſt jedem Weſen eingeboren, das Leben und die Einheit des Lichtes Natur der Freude. Unluſtig und verdroßen ſehen wir in den trüben Tag hinein; aber gutes Muthes beginnen wir unſer Werk, der Kummer verſchwindet mit der Sorge, wo der Tag hell und klar in die Welt ſcheint, und was zur Erde gedrückt war, zu ſich in die Höhe zieht. Das Frohe in uns theilt ſich dem mit, was wir ſonſt empfinden, denken und verrichten, fröhliche Bilder knüpfen ſich an jede unſrer Vorſtellungen und in fröhlichen Bildern entfaltet ſich unſre Stimmung. Frühling und Freyheit jubeln in unſrer Seele.

In der Dunkelheit wohnt die ſüße Wehmuth. Was uns wohlthuend rührt, was uns ſchmerzlich froh bewegt, das lieben wir im Dunkeln; da ſind uns willkommen die Gedanken des Scheidens und Vergehens, des Entbehrens und Verlierens, die Gedanken an entflohene, glückliche Stunden, an vollendete Freunde, an abweſende Geliebten, an erduldete Schmerzen, an die Leiden der Menſchen, an die Eitelkeit aller Dinge; da dünkt uns das Licht mit allem Erfreulichen ein Fremdling auf Erden, die Finſterniß die ewige Gebährerinn und das ewige Grab. Bis zum Gefühl der unendlichen Leere und Todesſtille, bis zum Grauen und Entſetzen kann die Nacht die Wehmuth ſteigern, indeß ſelbſt dieſer Zuſtand uns noch lieb bleibt.

Den Unmuth weckt nur der düſtre Tag in ſeinem ſchmutzigen Grau auf, wen er nicht Licht nicht Finſterniß iſt, weil er das Dunkle dahin bringt, wohin das Helle gehört.

Auch Dämmerung und Nacht haben ihr menſchlich-ſchönes Leben, das dem Gemüthe weicht und zum Göttlichen führt. Denn wer kann läugnen, daß das Leben in ſich ſelbſt und in der Betrachtung, das Leben in der Abgeſchiedenheit von allem Aeußerlichen, die innigere Liebe, die aus dem Gefühle der Nichtbefriedigung erwachende Sehnſucht, die Erhebung über die Welt, die Träume der Phantaſie, das tiefere Forſchen und ſelbſt die ſüße Wehmuth zur Vollendung eines echt menſchlichen Daſeyns gehören, daß ſie das Beſte der Bildung erringen helfen? Das irdiſche Licht ſcheint dem Menſchen am Tage, das höhere, geht in der Nacht ihm auf; aus dem Menſchlichen ſtrebt er zum

Göttlichen hin, ſo iſt die Bedingung ſeines menſchlichen Weſens.

Freylich kann jenes alles Urſache trauriger Verirrungen werden. Ein gefährliches Verſchließen in ſich ſelbſt, eine unnatürliche Abſonderung von Welt und Menſchen, Verſtecktheit und Bizarrerie des Charakters, einſeitige Stärke des Gefühles, Lähmung der Thatkraft, unbegränzte, in Verachtung und Menſchenhaß hinüberſchlagende Selbſtſucht, weichliches Schmachten und Träumen, Zerfließen in ſüßlichem Empfinden und endlich Verfinſterung des Gemüthes, Befreundung mit den Geſinnungen und Werken der Finſterniß ſind da unvermeidlich, wo man das Dunkle an ſich ſelbſt liebt und im Dunkeln ſich gefällt — nicht aber da, wo man im Dunkeln das Helle ſucht, und das Lichtprinzip im Geiſte das Herrſchende bleibt.

Was der Tag in uns weckt, wozu der Tag uns ſtimmt, hat nicht weniger ſeine Gefahren; es wird dem gewiß verderblich, der ihm allein und ungetheilt ſich hingibt, und nie wird ein ſolcher zum höhern Lichte gelangen.

Selbſt des gemeinen geiſtigen Lichtes würden wir uns nicht rein, nicht unangetaſtet von niedriger Luſt, von Eigennutz, Sorge und Leidenſchaft und von allen Verkehrtheiten, welche das flache Leben unter Menſchen erzeugt, freuen können, wenn es nicht Nacht würde.

In Tag und Nacht theilt ſich unſer Leben; es endigt ſich mit einer finſtern Nacht, aber hinter ihr glänzt das Morgenroth eines neuen, herrlichen Tages — und für den ſind wir geboren.

Licht iſt das Leben des Geiſtes, ſein Denken und Wollen ſollen vom Lichte umſtrahlt — jenes ein deutliches, ordnungsvolles und wahres, dieſes ein reines, mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes und in ſich gewiſſes ſeyn. So weit das Denken und Wollen geht, ſoll das Licht beyde erleuchtend begleiten. Wer da die Begriffe und die Beſtrebungen verwirrt, das Klare durch dunkle Worte trübt, das Beſtimmte ins Unbeſtimmte, den Gedanken in Dienſt der Phantaſie auflöst, iſt Obſcurant und treibt ein verruchtes Spiel mit der theuern Sache der Menſchheit.

Aber das Denken hat ſeine Gränzen, die Wahrheit ihre dunkeln Tiefen, vor denen der

Gedanke ehrerbiethig ſtill ſteht, und wir wiſſen, wo dieſe Gränzen ſind, wo dieſe Tiefen beginnen, und daß da das ewige Licht wohnt, für welches unſer Auge noch zu blöde iſt. Für den, der, was jenſeits der Gränzen liegt, und in der Tiefe ruht, verläugnet, iſt nur vergängliches Licht, eine irdiſche Welt, gemeines, ſelbſtſüchtiges Treiben, kein Gott, kein Himmel und keine Tugend.

Auch in denjenigen Dingen, die des Lichtes fähig ſind, kann ein gewiſſes Helldunkel oft dem Gemüthe wohlthätig werden; denn nicht immer ſind wir gleich geſtimmt für das ganz Klare, am Dunkeln hängt nicht ſelten, das friſche und warme Gefühl, in der Hülle des Dunkeln vermag nicht ſelten allein das Helle in ſeiner Eigenthümlichkeit zu wirken. Das iſt die Bedeutung des echten Myſticismus; nur dem Gemüthe will er, als ſolcher, etwas ſeyn, darum kann er ertragen, daß man ihn erhellt — in dem Hellen ſteht das Wahre und der Gehalt, und dieſe erproben ſich noch, wenn die Bekleidung fällt. Verächtlich muß man aber die Beſtrebung nennen, die hinter dunkle pomphafte Bilder ein Nichts ſeiner Wahrheit oder die Erbärmlichkeit innerer Gemeinheit verſtecken, die Schatten an uns vorüberführen, welche in der Ferne Weſen lügen, aber verſchwinden, ſobald man mit dem Lichte ihnen nahe kommt.

VI.

Die Kinder des Lichtes.

Dahin ſoll es mit dem Menſchen kommen, daß man ihn ein Kind des Lichtes nennen könne; in dieſer Vorſtellung fließt das Höchſte und Lieblichſte zuſammen, worein die menſchliche Seele ſich zu geſtalten vermag. Ein Kind des Lichtes denkt ſich jeder, wie unentwickelt auch ſein Begriff noch ſey, als ein Weſen, dem man ſich unbeſchreiblich nahe und vertraut fühlt, und das doch dieſer Welt fremd, ein dunkles, wunderbares Mahnen, ein, nur dem ahnenden und ſehnſuchtsvollen Herzen verſtändlicher Zeuge von überirdiſchen Reichen über die Erde wandelt.

In dem Lichte erkennen wir das Bild

des Göttlichen, und bezeichnen dieſes als die Lichtnatur des Menſchen, wodurch, wenn es ſich ſeiner ganz bemächtiget, alles an ihm in Licht hinaufgezogen wird. Denn aus der Höhe ſendet das Licht ſeine Schimmer zu uns; die Tieſe iſt der Finſterniß Gebieth, auf Erden herrſchet die Nacht, von oben muß ſie erleuchtet werden, damit auf ihr ſich Schönheit und Freude entfalte.

Das Niedere wird vom Höhern erregt; am Lichtblicke des Himmels erblühet die Erde, von ihm geweckt, erwachen ihre bildenden Triebe, wie das Kind im Scheine der mütterlichen Liebe blüht und ſich entwickelt — ihr ein Unterpfand, daß ſie ein Kind der ewigen Liebe ſey, die ſie nie von ihrem Herzen laſſen werde. So wohnt auch Dunkelheit in der Bruſt des Menſchen, welche thieriſche Triebe und wilde Leidenſchaften beherrſchen, erzeugend den Wahn, den Betrug, das Laſter und das Elend; Strahlen des Lichtes fallen gleichſam in ſie herab, und ſie empfindet göttliches Weſen.

Unter den irdiſchen Naturen iſt das Licht die zarteſte; Körperliches und Geiſtiges ſcheinen ſich im Lichte zu berühren, und alles dem Gei ſtigen um ſo näher zu treten, je mehr es dem Lichte ähnlich wird. Woran könnte die Reinheit des Lichtes leichter erinnern, als an die Heiligkeit des Göttlichen, an das Unbefleckte, wodurch göttliche Menſchen in ſo hohem Grade unſre verehrende Bewunderung gewinnen? Darum haben die Feinſinnigſten im Lichte am erſten die Gottheit geahnet, als Lichtweſen ſie am würdigſten zu preiſen geglaubt.

Was nur irgend göttliche Abkunft und Art hat, zeigt ſich auch dem Lichte auf irgend eine Weiſe verwandt, wie Wahrheit, Liebe, Milde, Freundlichkeit, Zuverſicht und Freude.

Wenn wir Menſchen Kinder des Lichtes begrüßen: ſo ſchließt dies mehr in ſich, als daß ſie dem Einfluſſe des Lichtes ihr Inneres geöffnet haben, und daß das Licht vielfach in ihnen wirke; wir meynen auch, daß das Licht ſie durchdrungen habe, daß ſie in Lichtnaturen verwandelt, daß ſie aus dem Lichte geboren ſeyen.

Wie Kinder das Bild der Eltern, ſo tragen Kinder des Lichtes das Bild des Lichtes an ſich, man darf ſie nur bemerken, um ſeine Beſchaffenheit zu erkennen, und ſich ſeiner Herrlichkeit zu freuen, als Offenbarungen des Lichtes glänzen ſie in den Nächten der Erde. Wie bey den Kindern mehr oder weniger von dem innern Weſen der Eltern, von ihren Anlagen, ihren Neigungen, ihrer Gemüthsſtimmung, ſo treffen wir bey den Kindern des Lichtes Wahrheit, Reinheit, Wärme, Freudigkeit des Lichtes an, Gedanke, Gefühl, Beſtrebung und That erſcheinen in der hehern Geſtalt des Lichtes. Wie von den Eltern der Kinder Leben ſtammt, ſo hat das Licht in denen, die ſeine Kinder ſind, ein neues Daſeyn, ein Leben des Geiſtes erzeugt, das ihnen ſonſt fremd war, und jetzt ihr Eigenthümlichſtes ausmacht, ihr irdiſches Leben beſeelt, umſpannt, in ſich aufnimmt, und vertilgt ſo weit es nicht mit ihm in Uebereinſtimmung gebracht werden kann.

Das Licht iſt ſelbſt ihr wahrhaftiges Leben, höheres Leben, Leben aus Gott, vom geiſtigen Tode ſind ſie durch daſſelbe auferſtanden; es regiert ihre Kräfte, es bildet die Aeußerungen ihres Gemüthes, daß in allem, was wir an ihnen wahrnehmen, und was von ihnen ausgeht, Werke des Lichts ſich uns darſtellen.

Kinder des Lichtes haben das Licht in ſich. Es erleuchtet ihren Verſtand mit den Strahlen der höhern Wahrheit, wie das irdiſche Licht den Gegenſtand beleuchtet, daß das Auge ihn ſchaue. Das bloße Wiſſen, die Erhebung über Vorurtheile und gemeinen Wahn entſcheiden nichts; bleiben unſre Einſichten in die Gränzen der Erfahrung und des an ſie gebundenen Verſtandes eingeſchloſſen, haben ſie ſich noch nicht zu einem wohlgeordneten einfachen Ganzen gefügt, verſtehen wir nicht ſie anzuwenden im Leben, ſetzen ſie uns nicht in den Stand, was uns ſonſt vorkommt ſchnell und richtig zu beurtheilen, ſind ſie nicht in Fähigkeit des hellen und leichten Denkens übergegangen: ſo können wir uns noch nicht zu den Kindern des Lichtes zählen.

Den Kindern des Lichtes ſind die höchſten Wahrheiten, von denen das Licht in die Seele fließt, durch welche jedes andere begriffen werden muß, ſo deutlich geworden, als es die Natur derſelben geſtattet. Dieſe Wahrheiten ſind, wie was ſie ſonſt noch wiſſen, mit ihrem innerſten Leben verwachſen, haben ſich in Saft und Blut deſſelben verwandelt; ein feſter, ſicherer Zuſammenhang verknüpft alles auf die einfachſte Weiſe. Sie verſtehen das Erkannte zu gebrauchen, ſie ſchöpfen daraus fortdauernd Belehrungen, und prüfen was die Erfahrung ihnen verführt nach den Grundſätzen, die darin enthalten ſind. Selbſtdenken, Selbſtſehen iſt ihnen Bedürfniß und Fertigkeit, nur das glauben ſie gefaßt zu haben, was in dem eignen Lichte ihres Geiſtes erzeugt wurde und fortdauernd lebt — ganz das Ihrige. Das Licht begleitet ſie allenthalben, in ihnen ſelbſt iſt es angezündet; darum müſſen ihnen nach und nach alle Vorurtheile beleuchtet werden, alle Irrthümer verſchwinden, alle Dunkelheiten ſich aufklären.

Man kann es einem Gedanken anſehen, wenn ein Lichtmenſch ihn gedacht hat, die Klarheit ſeiner Seele — etwas Zartes, Geiſtiges, Wohlgebildetes, Einleuchtendes, ſich kunſtlos Anfügendes bezeichnet ihn unverkennbar.

Aber auch im Herzen wohnt denen das Licht, die des Lichtes Kinder ſind. Mögen noch nicht alle Flecken daraus vertilgt ſeyn — wann wären ſie das wohl? —; vertilgt ſind doch diejenigen, die auffallend entſtellen, die ſich gleich als unverträglich mit dem Lichte ankündigen; man wird nur ſolche an ihnen finden, welche tief eingedrungen waren, daß es Zeit und Mühe koſtet, ſie wegzuſchaffen. Die meiſten unheiligen Gedanken und Empfindungen können gar nicht in ihnen aufkommen, andere werden, ſobald ſie ſich regen, von dem Reinen überwältigt. Mit keiner Unreinigkeit pflegen ſie Gemeinſchaft, keine gewinnt bey ihnen Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen, von keiner wird ihr Innerſtes angetaſtet, von jeder haben ſie ſich im Innerſten losgeſagt, jeder den Krieg angekündigt. Will eine Neigung von ihrem Herzen Beſitz nehmen: ſo muß ſie vorher ſich im Lichte verklären; nicht einmal einzuſchleichen vermag ſich eine, die ſich nicht zum Beſtehen im Lichte geläutert hat.

Viele haben ſich zu einer beträchtlichen Höhe der ſittlichen Würde emporgearbeitet, die wir verehren müſſen, aber noch nicht den Kindern des Lichtes zuzählen dürfen. Dazu gehört ein Leben und Athmen im Reinen, eine freye Beweglichkeit in den Gränzen des Reinen, ein Geiſt der Reinigkeit im Denken und Thun, eine

Sympathie mit allem, was rein iſt, ein Bedürfniß des Reinen in jeder ſeiner Geſtaltung an, die vielleicht allein denen erreichbar ſind, denen die jugendliche Unſchuld des Herzens und Zartheit des ſittlichen Gefühles bewahrt wurden.

Wo ein echtes Kind des Lichtes wandelt: da fliehet der unheilige Gedanke, da reinigt ſich wenigſtens für den Augenblick der Befleckte, da fühlt der Sünder ſich beſſer geſtimmt, oder zermalmt im Bewußtſeyn der Schuld, da verbreiten ſich Schimmer des Lichtes weit umher.

Kindern des Lichtes wagt man nur im Lichtgewande ſich zu nahen — nur die unentweihte Hand zu biethen.

Das Licht hat nicht weniger ihr Gemüth erwärmt.

Aus dem Quell des äußern Lichtes fließt der Erde die Wärme zu, die das Erſtarrte auflöst, das Todte neu belebt. Das Licht lockt ihre Knoſpen und Blüthen hervor, und bewegt das Herz der Natur, daß das Herrliche von ihm ausſtröme.

Häufig auch finden wir das Herz des Menſchen erſtarrt in Todeskälte, allein empfänglich für Sinnenluſt und Sinnenſchmerz, unfähig der Theilnahme an andern, der Rührung durch geiſtige Dinge, des Enthuſiasmus für das Große und Gute, gleichgültig gegen jedes, was nicht zu den aufgedrungenen Lebenszwecken gehört, und auch für dieſes mehr intereſſirt in dem Streben und der Anſtrengung, als in dem Gefühle. Solche Weſen aber, die aus dem Lichte das Leben empfangen haben, ſind auch von ihm erfüllt worden mit Lebenswärme; dieſe hat ihre Herzen erweicht und aufgeſchloſſen allem Zarten und Heiligen. Kein menſchliches Leiden und keine menſchliche Freude, die nicht von ihnen nachgefühlt würden, kein Ton menſchlicher Empfindung, der nicht bey ihnen anklänge, und, ſanft oder gewaltig, fröhlich oder trauernd, heiter oder ernſt, ihre Bruſt durchzitterte. Jede echt menſchliche Bewegung des Gemüthes iſt ihnen vertraut, wird, wo ſie ſich kund thut, von ihnen verſtanden, und auf eigne Weiſe im eignen Gemüthe gebildet, in das ewige Leben deſſelben verſchlungen.

Aber auch aus eignem Boden treibt die Wärme eine Fülle friſch blühender Gefühle, und keine Erſcheinung, die das Herz zu rühren vermag, zieht an ihrer Betrachtung vorbey, ohne etwas zurück zu laſſen, was tiefer in das Gemüth eindringt, dort zu erzeugen neue Offenbarungen des Schönſten und Beſten. Sie fühlen für Gott, für den Himmel, für die Menſchheit, für die Natur und für die Kunſt, für das Große und für das Gute, für jede Sache, die mit irgend einer würdigen Angelegenheit, mit irgend einer Trefflichkeit, mit irgend einem beklagenswerthen Mangel in Verbindung ſteht.

Sind ihnen gleich die ſtillen, ſanften, mehr innigen als ſtarken Empfindungen am meiſten befreundet: ſo bleibt ihnen doch das Erhabene und Gewaltige nicht fremd; nur iſt eine heilige Ruhe, ein Hauch des Friedens, darüber verbreitet, wenn es in ihr Gemüth aufgenommen ward, es mäßigt ſich alles in der Milde des Herzens, wie auch das äußere Licht uns im reinen Schimmer ſüßer iſt, als im ſtrahlenden Glanze, und durch ſeine Milde den aufgewiegelten Sinn zur Ruhe bringt.

Kinder des Lichtes können begeiſtert werden, und ſind es oft — aber nicht in jener ſtürmiſchen Aufregung, die, allein von der

Phantaſie erzeugt, bald ermattet, ſondern mit ihrem ganzen Weſen, in einer ſtillen, ſeligen Erhebung, die, mit der hellen Anſchauung gepaart, von der beſonnenen Betrachtung unterhalten, fortdauert, jede That beſeelend und verklärend begleitet.

In der Liebe vornehmlich erkennen wir die köſtliche Frucht des erwärmenden Lichtes.

Liebend ſchließt die Erde ihren Schoß auf, wenn das Licht ſie berührt, und alle ihre Kinder ruhen ſchweigend und fröhlich an der mütterlichen Bruſt, die ſie mit friſcher Kraft und Schönheit nährt.

Regungen des Wohlwollens ſpüren wir in uns, ſelbſt die rohe Begierde nimmt, vergeiſtigt, die Geſtalt der Liebe an, in Liebe wollen wir uns dem verbinden zur ſüßen Gemeinſchaft, was ſonſt zum ſinnlichen Genuſſe geſucht wurde ſchon durch den Einfluß des äußern Lichtes. Laſſet aber erſt das höhere Licht der Seele aufgehen, und ſeine Strahlen erwärmend und erweichend in das Herz fallen: o, dann zerfließen die Selbſtſucht, die Härte und der Stolz, dann ſinkt der Menſch dem Menſchen an das

Herz, und gibt das Herz dem hin, wovon er ſich angezogen fühlt.

Die Liebe iſt des Lichtes erſte Ausgeburt, dasjenige womit das Lichtleben in uns beginnt, woraus ihm ſtäts neue Kräfte zufließen, und wodurch es, beſeelend, bildend, in alle Theile unſers Weſens dringt. Man gehört der Finſterniß noch an, wie viel man auch im Lichte zu ſchauen glaubt, wenn man noch die Liebe bey ſich vermißt. Kinder des Lichtes ſind der Liebe voll, Liebe iſt der Trieb und die Stärke wie ihres Handelns ſo ihres Duldens, reinigt und erhöht ſich in ihnen ohne Aufhören, und drückt ſich aus in den mildeſten Stimmungen, in den ſchönſten Neigungen des Herzens, in Güte, Nachſicht, Schonung, Gefälligkeit, Gelindigkeit, in williger Entſagung und ungeheuchelter Demuth.

Hier können nun auch nicht fehlen die Freudigkeit und die Zuverſicht. Der Finſterniß geſellen ſich der Kummer und die Angſt; in der Finſterniß richtet ſich der Gram vor dem Menſchen auf, bekleidet mit ihrem Gewande und ſicher in ihrer Beſchattung; in der Finſterniß überfällt den Menſchen das Grauen, und aus dem, was ſie verhüllt, bildet die Phantaſie Geſtalten des Schreckens. Das Licht der Wahrheit gibt allem ein fröhliches Anſehen, dem tiefen Leiden eine freundliche Beleuchtung: denn heiter iſt die Natur des Lichtes, und Wahrheit die Quelle der Freude; vor dem Lichte fliehen die Nebel, die dem Menſchen ſo vieles verdüſtern. Das Licht verjagt die nächtlichen Phantome der Angſt, zeigt uns allenthalben Verhältniſſe, die uns Vertrauen einflößen müſſen, und ſtrahlt erhellend auch in die dunkle Zukunft. Leicht und frey ſchlägt dann das Herz, und kräftig erhebt ſich der Muth in der Bruſt entgegen ſelbſt dem Ungewiſſen und dem Furchtbaren.

Die Kinder des Lichtes haben indeß nicht allein das Licht in ſich, ſondern laſſen es auch leuchten in ihren Thaten, in ihren Worten und in ihrem ganzen Weſen. Was von ihnen ausgeht iſt Offenbarung des Lichtes, trägt unverkennbar die reine, ſegnende, erleuchtende, trugloſe und freundliche Natur deſſelben an ſich, daß jeder ſie erfahre, der ſich ihnen naht.

Sie führen einen Wandel des Lichtes, dahin trachtend, daß ihre Handlungen rein ſeyen, wie das Licht, und jedem ſo erſcheinen mögen. Wie ſehr auch ihr Inneres dem Unreinen entfremdet iſt: doch konnte es ihnen begegnen, daß daſſelbe in irgend einer Verkleidung ſich einſchliche; darum bleibt beſtändig ein prüfender, wachender Blick auf das Herz und das Leben gerichtet, damit die Welt ſie nicht beflecke, darum fliehen ſie die Gelegenheit, und ſuchen auch das von ſich abzuhalten, was an das Unreine erinnern, mit dem Unreinen verwechſelt werden könnte — ohne indeß darüber die ſichere Unbefangenheit des Gemüthes einzubüßen, von der aber die Unſträflichkeit ihres Lebens den ſchönſten Reitz empfängt, denn außer daß ihr feiner moraliſcher Sinn das Unſittliche leicht unterſcheidet, iſt ihnen das Bild einer himmliſchen Reinheit, in dem das Herz ſeinen köſtlichſten Schatz, ſeine innigſte ewige Liebe bewahrt, ſtäts gegenwärtig.

Von den Strahlen des irdiſchen Lichtes getränkt, ſteht alles erquickt, verjüngt und geſtärkt; das Licht ſchmückt die Welt mit Sonnenſchein und Blumen und Freuden, daß die ſeligſte in das Herz des Menſchen fließe, und jede andere in ihm ſich ihrer bewußt werde. Hierin gleicht ihm das Leben derer, die des höhern Lichtes Kinder ſind. Wo ſie erſcheinen, da kommt die Freude mit; wo ſie waren, da verweilt noch lange die Freude. Was ſie berührt haben, iſt mit dem Sonnenſcheine und den Blüthen des Lichtes geſchmückt worden. Niemand geht von ihnen weg, ohne durch irgend etwas erfreut worden zu ſeyn, wäre es auch nur durch einen Blick, durch eine flüchtige Gefälligkeit, durch den bemerkten, ernſtlichen Willen geweſen. Sie beſtreben ſich, ſo viel Luſt zu verbreiten, als ſie vermögen, und, aufmerkſam auf jede Gelegenheit dazu, eilen ſie, zu vollbringen, was das Herz ihnen gebiethet. Die Freudigkeit des Lichtes im eignen Gemüthe empfinden ſie nie ſo ſtark und ſo ſchön, als indem ſie andern Freude machen.

Lichtverbreitend und wärmeerweckend iſt, was aus ihrem Munde geht. Man wird belehrt, ſo oft man ſie hört — ſelbſt da, wo ſie nicht belehren wollen, ihr anſpruchsloſes Wort iſt eben ſo gehaltvoll und wichtig, als einfach, deutlich, treffend und einleuchtend. Doch drängt es ſie auch zur vorbedachten, abſichtlichen Mittheilung, damit das Licht durch ſie ſich weiter verbreite und Kräfte gewinne. Anmaßung kann dabey nicht in ihre Seele kommen: denn ſie wiſſen, wie durch den Tauſch der Gedanken dieſe ſich aufhellen und berichtigen, und zeigen ſich gleich bereit zu empfangen und zu geben; in dem Lichte, aus dem ſie geboren ſind, führen ſie ihr liebſtes Leben. Vornehmlich aber werden einverſtandene Seelen zum Mitgenuß der Schätze gezogen, die ſie gewonnen haben.

Ein nicht weniger ſüßes Geſchäft finden ſie darin, mit den Gefühlen ihres Herzens fremde Gefühle zu erregen und zu berühren, die eignen durch dieſe zu reinigen, zu bilden, zu erweitern, und dieſe durch jene zu entflammen. Was in ihnen lebt ſoll in andern Leben erzeugen, und erhöht zu ihnen zurück kehren. Sie können nicht anders, als von dem, was ſie mächtig ergriffen hat mit Begeiſterung reden, und die heiligen Rührungen ihres Herzens offenbaren.

Ihre Worte glänzen immerdar im ungefärbten Lichte der Wahrheit, daß alles, was ſie reden, ſey wie am hellen Tage, wie von der Sonne beleuchtet, daß es bis in ſein Innerſtes hinein die Prüfung des Lichtes ertragen könne, und unzweydeutig wahr, zuverläſſig in jeder Hinſicht, erfunden werde. Das Falſche, Trügliche, Heimliche, halb Verſteckte, Schwankende verabſcheuen ſie, als der Finſterniß verwandt.

Einfach, wie das Licht, iſt ihre Verkündigung, darum auch in ihrem ganzen Weſen nichts Entſtelltes, Erborgtes, Erheucheltes, künſtlich Nachgeahmtes, dem der Sinn widerſtrebte. Was der Blick, die Miene, die Bewegung verrathen, das wohnt im Gemüthe; man glaubt die Wahrheit ſelbſt zu ſehen, wenn man ſie ſieht.

Ihnen kann es nicht einmal Noth thun, etwas zu verhüllen oder aufzuſchmücken für die Welt. Ihr Inwendiges verſchließt nichts, das das Licht ſcheuen dürfte, am ſtärkſten wird der Glanz von der Liebe bewegt, der Glanz der Liebe ſpiegelt ſich in der Heiterkeit und Freundlichkeit ihres Angeſichtes, in der Huld und Anmuth ihres Benehmens. Das durch und durch Wahre iſt zugleich das Schöne, das Edle, was immer und am meiſten gefällt, und dann die vortheilhafteſten Eindrücke macht, wann es ſich am kunſtloſeſten hingiebt.

Echte Kinder des Lichtes wandeln wie Verklärte über die Erde; man kann ſie nicht anblicken, ohne ſich ihrer zu freuen.

Endlich haben die Kinder des Lichtes ihren Sinn ſtäts dem höhern Lichte zugewendet. Ihnen genügt nicht der matte und getrübte Schein, der davon auf die Erde fällt; das Licht in ewiger Klarheit, in himmliſchem Glanze, obgleich jetzt ihr Auge es noch nicht ertragen kann, bleibt ihre Sehnſucht; weil von ihm ihr geiſtiges Leben ſtammt, darum fühlen ſie ſich auch dafür gebohren, darum wollen ſie ihm entgegen, und in ſeine Strahlen ſich tauchen.

Was mit Lichtesverheißung ihnen naht, das begrüßt ihre Seele jauchzend; ſie finden darin Bothſchaft des Lebens und der Wonne.

Gott, das ewige Licht und alles Lichtes Quell, iſt ihrer Seele immer gegenwärtig, auf ihn ſchaut ihr Auge, bey ihm lebt ihr Herz, ſie haben es ſich zur ſüßen Gewohnheit gemacht, in der Gemeinſchaft des beſten Weſens ihres

Daſeyns inne zu werden. Was ſie beſchäftigt wird mit heiligendem Gottesgefühl bezeichnet. Von Gott empfängt ihre Seele Rath, Troſt und Stärkung, von ſeiner Herrlichkeit verlangt ſie ſich immer mehr zu erfüllen, und dadurch immer feſter zu beſtehen in der Kraft und dem Weſen des Lichtes.

Denn auch die Lichtnatur in ihnen ringt nach immer größerer Vollkommenheit und Klarheit. Sie hören nicht auf, ihren Geſichtskreis zu erweitern, ihre Begriffe auszubilden und zu berichtigen, ihre Gedanken zu erheben; ſie trachten nach immer größerer Reinheit und Liebe, ſie erwärmen immer mehr ihr Herz für das Schöne und Große, ſie ſehen unverwandt hin auf das Bild der höchſten Trefflichkeit, daß es tiefer in ihr Leben dringe, und der Menſch des Lichtes ſich herrlicher geſtalte.

Auf Erden indeß wird ihr Verlangen nie ganz geſtillt; die Erde iſt die Heimath der Nacht, vieles bleibt in ihre Schatten gehüllt, und kann nicht aufwärts; der Wahn, die Schwachheit und das Elend werden ſie immer bewohnen. Darum hängt ihr Blick ſtill gläubig und hoffend am Himmel, von dem das

Licht kommt, wo es in vollem Glanze ſich ergießt, wo Wahrheit und Reinheit, Liebe und Friede im feſten ewigen Bunde des Lichtes ſtehen, und die Seligkeit des Lichtes über alles verbreiten. Hier läßt der trübe Schmerz nicht von ihnen ab; **das lenkt ihre** Sehnſucht in die Höhe, bewahrt ihnen den Lichtſinn und verwandelt ihn in den Sinn des Himmels.

Der Lichtmenſch kann nie den Himmel verlaſſen, denn er ſindet das Bild und die Verheißung des Himmels in ſich.

Bilder des Lebens.

Zweytes Buch.

VII.

Aus Euphranors Papieren.

1.

Ich habe gelebt und geliebet.

Ja, man lebe nur wahrhaft ſo viel, als man liebt. Davon, daß Liebe in mir gewohnt, in mir geweint, gezittert, gejauchzt, gehofft, geduldet hat, iſt mir das Bewußtſeyn eines menſchlichen Lebens geworden.

Für die Liebe haben Natur und Erziehung mein Herz gebildet, und jede Luſt die in daſſelbe einzog, mußte Liebe werden, was nur freundlich vor mich hintrat, in irgend einem Wohlgefallen meine Seele berührte — Liebe erwecken. Ich habe mir nie etwas aneignen können, als in Liebe, und was nicht meine Liebe zu gewinnen wußte, das iſt mir fremd geblieben, ich habe ihm kalt gegenüber geſtanden, und bin kälter davon weggegangen, welchen Glanz der Herrlichkeit es mir entgegen ſtrahlte, welchen Zauber der Bethörung es an den Sinnen verſuchte.

Aber ich habe auch Liebe empfunden, als Kind, als Jüngling, als Mann zu tauſend Dingen, die andern nichts waren; die Liebe hat zwiſchen ihnen und mir unvergängliche Bündniſſe geſtiftet, die noch meine Tage verſchönern, und mich fühlen laſſen inniges, friſches, lebendiges Leben.

Euch, ihr theuern Gegenſtände meiner Freude, meiner Schmerzen und meiner zärtlichen Sorge, ſoll auch das alternde Herz treu umfaſſen: denn mein Leben wäre geendigt ohne Euch, ohne Euch vermöchte ich nicht einmal zu ſterben. Wenn die Kraft Euch nicht mehr halten kann, wenn Ihr den Sinnen entweicht, allmählig, in Dämmerung, in Nacht: dann ſey Euer Bild noch, umleuchtet vom Schimmer der Jugend, im Gemüthe, und ſteige, der letzte Gruß des Lebens, ſein einziges Andenken, mit mir hinunter zu den Schatten, daß ich dort zeugen möge: *ich habe gelebt und geliebet.*

Von der Liebe verlaſſen, iſt das Leben verbraucht, ſchaal, nichts mehr nütze, voll Noth und Qual der Leerheit; daher das Matte, Trübe, Muthloſe, Bange, Unruhige, Unerträgliche ſo vieler Stunden. Daß ich ſie wegtilgen könnte dieſe Stunden — denn auch mir ſind ſie nicht unbekannt geblieben —! Was da von mir empfunden, gedacht, gewollt, gewirkt worden iſt, oft mit ſchweren Anſtrengungen, was mich da entzückt, gebeugt, alle meine Kräfte beſchäftigt, was ich da, häufig nicht ohne fremde Billigung, ja zuweilen mit lautem Lobe, vollbracht: es mag ſeinen Werth haben, aber mein Leben kann ich nicht darin finden, ich wurde nur gebraucht, auch da, wo ich mich ſelbſt getrieben; es mag nicht verloren zu achten ſeyn für die Welt, aber mein Leben hat ſtill geſtanden, iſt unterbrochen, nicht ſelten herausgeriſſen worden, aus ſeiner ſchönen Eintracht, aus ſeinem herrlichen Zuſammenhange; darum wünſche ich, es wäre nicht geweſen.

Und was hätte es werden können, was werden müſſen unter dem Einfluſſe der Liebe, beſeelt mit ihrem Muthe, mit ihrer Kraft, mit ihrer Freudigkeit, mit ihrem ſchöpferiſchen Geiſte, mit der Lebensfülle des Herzens!

Auch von der Selbſtſucht weiß ich zu ſagen. Zwar habe ich redlich gegen [illegible] gekämpft; aber oft hat ſie mein Herz lange beſeſſen und gefoltert, faſt in jeder Geſtalt, als Ehrgeiz, Dünkel, Hochmuth, Eigenſinn, Verſchloſſenheit, Trotz und Kleinmuth hat ſie mich beſeſſen und gefoltert. Ach, das war Tod des Herzens! Nein es war nicht todt — erſtarrt war das Herz, und fühlte doch die Kälte des Todes; arm, bettelarm war das Herz, und hatte noch Träume von ſchwelgeriſchem Ueberfluß; ohne Hoffnung war das Herz, und trug ſich doch noch mit einem Wahne, mit einer verſchollenen Sage von einem Lande ſüßer Heimath; aufgeſtört, umhergeworfen, zerrüttet, in tauſendfachem Streite mit ſich ſelbſt war das Herz, und doch wollte nicht fort ein dunkler Anklang, der an Frieden mahnte. Nicht Tod nicht Leben war das; entſetzlicher als der Tod — dieſes Geſpenſt des Lebens.

Aber wie ward mir, wann es ſich nach langem Kämpfen wieder hinabſenkte in meine Bruſt, warm, weich und friedevoll! wann es ſich wieder an die Bruſt drängte, bekannt, vertraulich, und hineinflüſterte die alten himmliſchen Laute des Einverſtändniſſes! wann es ſich wieder dicht um mich lagerte, mild, blühend, reich — ein häusliches Beyſammen, und ich nicht begriff, was mir je hatte fremd ſeyn können! wann das Herz ſich wieder aufſchloß der Welt, den Menſchen, der Arbeit, dem Genuſſe, der Wahrheit, der Tugend, dem Himmel, den Erwählten. Ja, dann lebte ich, dann durchſtrömte mich Leben, dann ſog ich Leben ein in vollen Zügen.

Man muß ſich eben ſo ſorgfältig hüthen, die Liebe, die himmliſche, mit der Begierde zu verwechſeln, als ſie, die frey waltende, weit herrſchende, auf ein zu enges Gebieth zu beſchränken.

Die Liebe bezieht ſich auf etwas Fremdes; dieſes will ſie dem Herzen nahe halten, aneignen, und mit ihm in Gemeinſchaft ſetzen, daß es, gebend und empfangend, mit dem Hergen lebe. Sie kennt keine Selbſtſucht — nur freyes Wohlgefallen, deſſen Bedingung das Fortbeſtehen und das gleiche Recht des Geliebten iſt, das dieſes nie unter ſich herab, wohl aber über ſich hinaufſetzen kann. Ein Du und Ich, und Ich und Du verlangt jede Liebe, beyde in innigſter Vereinigung.

Auch die Begierde bezieht ſich auf Fremdes, aber nicht um es mit ſich zu verbinden, ſondern um es ſich zu unterwerfen, um es in ſich aufzunehmen, zu verſchlingen, genießend zu zerſtören. Sie iſt baare Selbſtſucht; ſie kennt kein Du, denn alles ſoll dem Ich dienen, geopfert werden.

Die Liebe berührt leiſe, umfaßt innig; die Begierde taſtet plump an, und reißt mit Gewalt zu ſich hinüber.

Erhalten iſt das Werk der Liebe, Zerſtören das Trachten der Begierde.

Die Begierde haſcht nach dem Augenblicke, Liebe ſucht Ewigkeit. Jene iſt bald geſättigt, und dauert nur dadurch fort, daß ſie ſich ſtäts erneuert. Dieſe lebt ruhig, genügſam, ein gleich klares, beſonnenes, ſeliges Leben; ſie kann ſich an andre Gegenſtände wenden, wo die frühern von ihr gewichen, oder ihr verleidet worden ſind, aber ſie ſelbſt bleibt im Herzen. Wer einmal geliebt hat, muß immer etwas lieben; es ſey denn, daß er gemein werde, und ſich verzweifelnd der Begierde in die Arme werfe. Selbſt die Liebe, die leichtſinnig, wandelbar, von ihrem Gegenſtande abfiel, wenn anders das Herz nicht verwüſtet, und ſie je wahre Liebe geweſen iſt, hat eigentlich nicht aufgehört, ſie war nicht geſättigt, ſondern in Täuſchung befangen; ſie kehrt gewiß einmal zu ihr zurück, wäre es auch nur in einer ſüßen Trauer, in einer Sehnſucht bis ans Grab — mit Verwerfung jedes andern, das ſich dem Geliebten vergleichen möchte. In irgend einem ſeligen Momente trifft ſie von neuem des Beſſern Herz, und jugendlich friſch und kräftig lebt es darin auf, ſtiller, fröhlicher entfaltet ſich ihre Blüthe, wenn er ihr Luft und Nahrung ſchafft, und neue Seligkeit verbreitet ſich das Daſeyn.

Die Begierde trachtet allein nach ſinnlichen Dingen; und richtet ſie ſich zuweilen auf Geiſtiges, ſo muß ſie es in das Reich der Sinne hinabziehen, denn nur das Sinnliche kann ſo ſtillen, wie die Begierde geſtillt ſeyn will.

Die Liebe iſt geiſtiger Art, allein dem Geiſtigen wendet ſie ſich zu; ſoll das Sinnliche ihr Intereſſe gewinnen, ſo muß es fähig ſeyn, im Geiſte, geiſtiges Weſen anzunehmen.

Lieben können wir daher *alles*, *was in geiſtiger Geſtalt und auf geiſtige Weiſe das Herz wohlthuend berührt* — mit ihm in ein beſtändiges, gegenſeitig beglückendes Bündniß zu treten vermag, Lebloſes und Lebendiges, Geſchäfte, Güter, Gedanken, Gegenſtände der Betrachtung, Menſchen und über uns erhabene Weſen.

Wir lieben dieſe Dinge, ſobald ſie in ruhiger Anſchauung uns entzücken, unſer Herz in ſüßem Zauber feſſeln, das Bedürfniß aufregen, ſie uns gegenwärtig zu erhalten, ihnen etwas mitzutheilen, in ihnen unſer Bild auszudrücken, in ihnen das Schöne, uns befreundete, unſer Daſeyn Ausfüllende und Abſpiegelnde zu erblicken. Denn daß zwiſchen allen dieſen Dingen und uns ein gegenſeitiges Einwirken, ein vertraulicher Umgang, Rede und Antwort möglich iſt, weiß jeder der je im Geiſte gelebt hat.

So lieben wir die Natur, unſern Beruf, ein Vergnügen, ein Buch, ein Kunſtwerk, die

Ehre, das Vaterland, die Menſchheit, das Wahre, das Gute, die Gottheit, unſre Beſtimmung, den Freund, die Vermählte des Herzens. Bey dem allen, wie verſchieden ſeine Natur und ſein Verhältniß zu uns ſeyn mag, haben wir im Ganzen einerley Stimmung, einerley Sehnſucht, einerley Trieb des Handelns. Dies alles wird uns erſt dann, was es uns ſeyn kann und ſoll, wenn es ſich uns in Liebe vermählt.

Recht innige Liebe indeß empfinden wir nur gegen das, was lebt, was vernehmbar und vernehmend, was denkend, fühlend und erwiedernd uns gegen über ſteht — die innigſte gegen das Weſen, zu welchem das reinſte und ſtärkſte Wohlgefallen, erzeugt durch Schönheit, Kraft oder Anmuth der Seele, durch geiſtige Verwandſchaft, durch das Bewußtſeyn, nur mit ihm könne unſer Leben als Ganzes ſich darſtellen, und in ſich ſelbſt wonnevoll befriedigt ſeyn, uns hinzieht. Da dringet die Liebe tief in das Herz, da ſammelt ſie um ſich, oder löſet in ſich auf alle Erſcheinungen des Lebens, da wird das Leben wunderbar neu geſchaffen, daß es ſich ſelbſt als echtes, volles, ſeliges Leben erkenne.

Die höchſte Liebe des Menſchen iſt das Unſichtbare, die Wahrheit, die Tugend, Gott. Freylich erreicht dieſe Liebe nicht die Innigkeit, welche jener eigen iſt, ohne daß ſich ihr Sinnliches beymiſche, und ſie dadurch in Schwärmerey ausarte; doch iſt ſie, unbeſchadet ihrer Lauterkeit, einer Stärke fähig, vermöge welcher ſie die Seele dem Unſichtbaren ganz weiht, daß ſie in der Gemeinſchaft daſſelbe denke, empfinde, wolle und handle, und in mannichfaltigen Erhebungen, Tröſtungen, Erquickungen, Freuden und heiligen Antrieben ſeinen Einfluß erfahre.

In der Gottesliebe der Myſtiker iſt wohl vieles ſinnlicher Art; aber daß ſich darin auch etwas offenbart, was man zu dem Edelſten der menſchlichen Natur rechnen muß, daß man ſich wirklich der Gottheit in einer reinen Liebe, die mit jeder andern aus derſelben Quelle fließt, und die Veredlung der Seele vollendet, hinzugeben vermag: das läßt ſich ohne Verkennung des echten, urſprünglichen Weſens der Liebe, ohne Herabſetzung derſelben nicht läugnen.

Eine ſolche Liebe muß unſer Leben beſeelen, damit es ſein Herrlichſtes gewinne. Denn, was hoch über dem irdiſchen Daſeyn ſteht, was dieſem erſt den Geiſt des wahren Lebens einhaucht, können wir uns nicht anders aneignen, als durch Liebe. Wir erheben uns zu ihm im Glauben, wir beugen uns vor ihm in der Verehrung, wir umfaſſen es, wir machen es zu dem Unſrigen, wir werden ihm ähnlich und ſeiner Seligkeit theilhaftig allein in der Liebe. So lange wir es bloß im Glauben und in der Verehrung erkennen, ſind wir noch von ihm ausgeſchloſſen, ſtehen wir noch ſehnſüchtig und ſchüchtern in der Ferne, dumpf und trübe ſchleicht unſer Leben noch unter den Schatten der Erde. Aber es ſendet ſein Licht und ſeine Wärme in das Herz, und erzeugt in demſelben Liebe; nun gehört es uns an, und wir ihm, wir erfahren den ganzen heiligenden und beglückenden Einfluß des Höchſten und Beſten.

Von Jugend auf habe ich nach Wahrheit geforſcht, nach dem Guten geſtrebt; aber die Liebe der Wahrheit und des Guten war lange nicht in mir, allmählig gewann ſie mein Herz, unter ſchweren Anſtrengungen und Kämpfen mußte ich ihr Platz machen. Seit ſie das Herz gewonnen hat, weiß ich, daß es ein Leben in der Wahrheit, ein Leben in der Tugend gibt, wo Wahrheit und Tugend, ungeachtet der Mängel unſrer Einſichten, der Schwächen unſers Gemüthes, an jedem Gedanken, an jedem Gefühl, an jeder Neigung, an jedem Entſchluſſe ſich äußern; die himmliſchen haben ſich in Trieben und Kräften des Lebens mir kund gethan.

Frühe wurde ich gewöhnt zur Gottesfurcht, frühe auch empfand ich bey dieſer Furcht Anwandlungen der Freude, der Zuverſicht, der Getroſtheit; aber Gott lieben, ihm vertraut werden, in ſeliger Freude ihm nahen, lernte ich erſt ſpät. Seit ich es gelernt, weiß ich, daß man über ſich hinausgehen muß, um das rechte Leben zu erlangen, daß die höchſte Energie, die höchſte Klarheit, das reinſte Gefühl des Lebens mit ſeiner Liebe uns überſtröme. O, mein Herz iſt noch weit ab von Gott, es iſt noch ſo manche andre Liebe darin mächtig, die jene bald hindert, bald niederdrückt; ungöttliches Weſen läßt mich oft nur ſchüchtern ihm nahen, oft unbegreiflich kalt ihn vernehmen —

doch kenne ich den Frieden, den die Welt nicht gibt — den Unausſprechlichen. Wann ihm das Innere ſich aufſchließt, wann ſeine Liebe, in bebenden Entzücken, oder in ruhiger Wonne, es ergreift: dann iſt Leben über mir — in mir — um mich her; dann glaube ich an das Leben, dann iſt es mein deutlichſter, gewiſſeſter Gedanke, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig leben werde; dann iſt mir, als ob mit meiner Liebe die Unſterblichkeit herabgekommen wäre in mein Daſeyn.

Indeß auch, was wir ſonſt unſer Leben nennen iſt kraftlos, elend, gemein ohne die Liebe. Nur die Liebe kann es zum vollen, fröhlichen Leben geſtalten, den Geiſt des Lebens ihm mittheilen. Das Leben ohne Liebe läßt ſich auf nichts beziehen, an nichts befeſtigen, durch nichts zur Einheit bringen. Wir müſſen etwas lieben, um etwas zu haben, wofür wir alles thun, wornach wir aus allen Kräften ſtreben, wohin wir alles lenken, woran wir alles ſchätzen, dem das Herz, als ſeinem höchſten Gute ſich ergibt, wodurch das Leben ihm Bedeutung und Werth erlangt, wobey es Troſt, Ermunterung, Freude findet, wodurch es ſich gehoben und geſtärkt fühlt, worin es ſich ſelbſt, ſein Wünſchen und Sorgen, ſein Weh und ſeine Luſt verſteht. Die Begierde vermag uns das nicht zu gewähren; ſie brauſt auf, und ſinkt ermattet dahin, ſie wird nie der Angſt und Unruhe frey, iſt unaufhörlich mit ſich im Streite, und begreift ſelbſt nicht, was ſie an dem hat, wornach ſie dürſtet, und kann es nicht begreifen, weil es mehr dem Suchen als dem Finden angehört. Die Liebe ſchließt das Leben, ohne es zu beengen, in ſichere Gränzen ein, ſie ſetzt ihm, ohne ſeine freye Bewegung zu hindern, feſte und ſchöne Ziele, und gibt ihm eine bleibende Richtung, in der es ſich am meiſten gefällt, weil es in ihr am meiſten ſich ſelbſt beſitzt, und am bequemſten ſeine Reichthümer überſchaut.

Die Luſt, ſeines Lebens und Vermögens inne zu werden, ſetzt voraus, daß man für etwas zu ſorgen habe, wofür man gern ſorgt, welches man nur denken darf, um mit dem lebhafteſten Triebe, den freudigſten Muth und die ſüßeſte Belohnung zu empfangen.

Hin und her wankt das Leben, unſicher,

zwecklos, werthlos, freudelos, das von keiner Liebe getragen und geordnet wird.

Im Empfinden und Auffaſſen, im denkenden Verarbeiten des Empfundenen und Aufgefaßten äußert ſich das Leben. Wo aber empfinden wir feinſinniger, ſchärfer, reiner, wo faſſen wir zarter und lebhafter auf, wo bildet ſich deutlicher und richtiger der Gedanke hervor, wo ſind alle Vermögen, durch welche wir die Welt in uns aufnehmen glücklicher geſtimmt, als in der Liebe? Was iſt mehr geſchickt das oft getrübte Auge des Geiſtes zu klären für das Geliebte, wie für jedes andre als die Liebe? Iſt es nicht, als ob mit der Liebe der Geiſt in alle Sinne zöge, in allen Sinnen ſich regte?

Wir leben um ſo mehr, je thätiger wir ſind, aber eine zugleich eifrige, ruhige, weiſe, anhaltende, ſeelenvolle Thätigkeit, worin eben das rechte Leben ſich offenbart, lehrt allein die Liebe. Die Thätigkeit iſt entweder matt, mühſelig, mechaniſch träge, ſchwergängig, pedantiſch, knechtiſch, oder leidenſchaftlich, brauſend, unbeſonnen, zu nichts führend, viel verwirrend, wenn wir nicht entweder zu ihr ſelbſt, oder zu der Sache, der ſie ſich widmet, oder zu ſonſt etwas das uns dabey vorſchwebt, im Gemüthe liegt, das dadurch einer Laſt enthoben, an Freude gewinnen wird, eine reine Liebe haben. Die Liebe aber vereinigt mit dem warmen Intereſſe, mit der frohen Luſt, der leichten Beweglichkeit die zwangloſe Ordnung, die heitre Geiſtesgegenwart, die immer wahre Bedachtſamkeit. Was man mit Liebe, aus Liebe thut — wie ganz anders iſt es geartet, wie geſchloſſener, vollendeter, bedeutſamer, als was mit kaltem Herz, aus Noth, Eigennutz, ſchwacher Gefälligkeit geſchieht! Welch einen Reichthum von Gedanken, von Beziehungen, von Gefühlen weiß die Liebe in ihre Werke hinein zu legen, oder an dieſelben zu knüpfen!

Das volle Leben iſt kräftiges Daſeynsgefühl. Was ſonſt unſer Herz bewegt, treibt uns nur zu leicht aus uns ſelbſt heraus, macht, daß wir uns verlieren an das Fremde. Die Liebe behält nicht allein ſich ſelbſt, indem ſie ſich hingibt, kann nicht allein bloß in ſo fern ſich hingeben, als ſie ſich ſelbſt behält; ſie öffnet auch das ihnen ſonſt verſchloſſene Herz zahlloſen Eindrücken, von denen wir auf mannichfaltige Weiſe die Verſicherung unſers Daſeyns empfangen; ſie ſelbſt iſt eine fortdauernde Verſicherung deſſelben, darin daß man liebe, erfährt man am deutlichſten, daß man iſt, und jede Freude, wie jedes Weh, es werde uns vom Geliebten oder ſonſt woher, läßt uns inne werden lebendiges Beſtehen in der Reihe der Dinge, lebendigen, ſüßen Zuſammenhang mit der Welt. Wie die Liebe fühlend beginnt, ſo zieht ſie auch fühlend, verfeinernd und erhöhend das Gefühl, und ſo daß wir in jedem Gefühl, ohne engherzige Selbſtheit, uns ſelbſt haben, alles zu ſich hinüber. Ihre zarteſten Rührungen und ihre gewaltigſten Erſchütterungen ſind Lebensverkündigung. Im allen Pulſen ſchlägt und jauchzt es, daß wir ſind. Dahin ſtrömt es unaufhaltſam, bald ſanft, bald mächtig, worin das Eigenſte unſerer Kraft ſich uns enthüllt.

Kein Leben ohne Lebensgenuß. Wären aber wohl andre Genüſſe denen zu vergleichen, welche die Liebe gewährt? Wahrer Genuß kann uns nicht einmal durch etwas zu Theil werden, das wir nicht lieben, das nur der rohen Begierde zuſagt, oder einer augenblicklichen Laune ſchmeichelt. Wie köſtlich dagegen, was von dem Geliebten, das Leben erquickend und ſtärkend, in das Herz fließt, was ein geliebtes Weſen eingerichtet, beſorgt hat, worin es ſeinen Sinn ausſpricht, was wir am Geliebten Schönes, Freudenreiches wahrnehmen, was die Phantaſie ihm zugeſellt, was wir für das Geliebte ausdenken, veranſtalten — und jedes andere, wenn die Kränze der Liebe es ſchmücken, wenn der Geſang der Liebe es umwebt, ihre zärtlichen Laute es umflattern, wenn ein liebevolles Herz davon bewegt wird! in welchem Glanze ſchwimmen dem liebevollen Herzen Himmel und Erde, daß es vergehen möchte in der doppelten Luſt!

Jene lautre Stimmung für den Genuß, wobey auch das Leiſeſte und Geheimſte deſſelben nicht unempfunden bleibe, während das Ganze hinüber wallt in wonnevolles Empfinden, und das Leben in Jubel dahin ſchwebt, verleiht allein die Liebe; und wer nie liebte, weiß nicht, welche Seligkeit ein menſchliches Gemüth zu faſſen vermag.

Die ruhigſte Liebe ſchon dehnt das Herz aus, und erfüllt es mit Freude, wie viel mehr dann die hohe, die herrliche, die ganz Liebe iſt! Dürfte ſie nie laut werden, müßte ſie ſich einſchließen in die verborgenſte Kammer des Herzens, und ſich vertrauern in unendlichem Schmerze, in unendlicher Sehnſucht: doch würde ſie Seligkeit ſeyn.

Gehören auch Schmerzen zum Leben: o, die Liebe iſt dem Schmerze vertraut — den großen, heiligen kennt allein ſie, und wie ſoll man trauern, wo man nicht liebt?

Aber ſanft ſind der Liebe Schmerzen, voll Troſt des Glaubens und der Hoffnung, begleitet von Himmelsgefühl. Der Schmerz, der nicht klagt, dem die Thräne ſtill im Auge ſteht, und ſchwer hinab in den Schoß fällt, der die Seele läutert und hinaufhebt, iſt Schmerz der Liebe; es ſind die Flügel der Liebe, auf denen er ſich in die Höhe ſchwingt, der Sonne entgegen.

Kein rührender, kein edler, menſchlich ſchöner Schmerz, der nicht der Liebe angehört.

Das Leben erreicht ſein Höchſtes in dem vollkommen klaren, ſichern und beherrſchenden Bewußtſeyn ſeines geſammten Leidens, Thuns und Vermögens, ſeiner geſammten Empfindungen, Kräfte und Triebe. Wo iſt aber der

Menſch ſich in ſeinem ganzen Weſen, bis auf das Verſtockteſte herab, ſo gegenwärtig, ſo durchſchaulich, ſo begreiflich, wo tritt ſo ausgeſchieden, ſo im Lichte, ſo geordnet, ſo bemerkbar in ſeinem Vorzüglichſten vor ihm, was er iſt, was er ſeyn kann, ſeyn möchte, wo iſt ihm ſeine Weltanſicht ſo klar, ſein Platz in der Welt, ſein Verhältniß zu andern, und was durch ihn werden ſoll ſo gewiß, als wann die Liebe ihn beſitzt?

Welche Fülle des Lebens in der Liebe!

Es drängt ſich herauf aus den Sinnen, aus dem Geiſte, aus dem Herzen; alles Menſchliche iſt wach — alle Kräfte regen ſich — alle Knoſpen treiben — alle Blüthen ſchimmern — alle Laute erklingen. Was nur irgend die Bruſt verſchließt, will mit hinein in das allgemeine Leben, theilen die Luſt, die Sehnſucht, das Schaffen. Jede Empfindung, jeden Gedanken, jede Neigung, was je des Geiſtes Eigenthum ward, nimmt die Liebe in ſich auf, daß Vergangenheit und Gegenwart in ihr ſich bewegen, und die Zukunft ſich vorbilde.

Von allen Seiten zieht das Fremde, was werth iſt, Theil unſers Lebens zu werden in uns ein, uns mit neuer Trefflichkeit zu bereichern. Auf das mannichfaltigſte aber wird das Leben angeregt durch das Seyn, Empfinden, Thun des Geliebten. Jeder Moment ſeiner Nähe, jede Beſchäftigung der Phantaſie mit ſeinem Bilde iſt Erweiterung, Erhöhung, Vervielfältigung unſers Lebensgefühles.

Wir leben mit allem, was unſre Liebe berührt, alles lebt in uns und mit uns.

Welcher *Zuſammenhang des Lebens* in der Liebe!

Alles ſchmiegt ſich an einander an, alles greift in einander ein, alles tritt an ſeine Stelle, alles vereinigt ſich zu einem ſchönen, friedevollen Ganzen. In der liebenden Bruſt iſt der Streit geſchlichtet, das Widerſtrebende verſöhnt, der ſtillen heiligen Gewalt gehorcht, was ſonſt ſich abſonderte und feindlich empörte.

Welche *Innigkeit des Lebens* in der Liebe!

Wie es an das Herz dringt, vom Herzen

ausſtrömt, und dann wieder bange und freudig im Herzen verweilt! wie die Seele ſich auflöst in das ſüße Empfinden, ſich einſchmiegt in das Fremde, als ob dort nur ihr Leben wäre, und es dann wieder in ſich hinein ſaugt, als ob es nur in ihr leben könnte!

Welche Ruhe des Lebens in der Liebe.

O, über aller Unruhe des Schmerzes, der Freude, der Angſt, der Sorge, des Strebens ſchwebt ſie erhaben und heilig, alle beherrſchend, alle mit ſanftem Zauber ſtillend zum himmliſchen Frieden. Das iſt Ruhe des ewigen Lebens, Ahnung der ewigen Liebe!

So ſah ich Dich, Alwina, an der Seite des Geliebten, in den Sälen der Kunſt vor einem herrlichen Verklärungsgemälde. Noch war das Bekenntniß der Liebe nicht über Deine Lippen gegangen, noch verbarg es Dein Herz Dir ſelbſt ein Geheimniß; doch war das zitternde Herz voll von ihr — jungfräuliche Schüchternheit, wahr, bis in das Tiefſte, ohne Schminke und Zierde Dein ganzes Weſen. Da übernahm es Dich wunderbar —. Die Gewalt der Kunſt und der Liebe ergriffen Dein Herz. Der Himmel glänzte auf Deinem Angeſichte — nahmenloſe Seligkeit rein, ruhig, tief und doch hell, wie Sternblick, in Deinem Auge. Von allem Schimmer eines unbekannten ſüßen Lebens übergoſſen — es läßt ſich nicht beſchreiben dieſes unendlich Heitre, dieſes Strahlen ſtiller Wonne: — ſtandeſt Du verklärt und ſchauteſt den Geliebten an, und wußteſt nicht warum Du ihn anſchauteſt — Du ergabſt Deine Seele, das wußteſt Du nicht —; aber hätteſt Du es gewußt, Du hätteſt nicht anders gekonnt; alles in Dir war beſiegt von Einem — und dem Einen gehörteſt Du an. Dieſes Bild wird nicht aus meiner Seele weichen, ich werde es feſthalten, ſo lange ich etwas feſthalten kann. Es war der Frühlingsſchein, die Morgenpracht Deiner Liebe. Nie begegnete ich Dir wieder — nie erfuhr ich Dein Schickſal. Aber ich weiß, Dein Leben wird immer Liebe — Liebe Dein Leben ſeyn.

2.

Das Bild im Gemüthe.

Laß dich nicht übermannen, Herz, von dem Gefühle der Vergänglichkeit.

Die Stunden rauſchen dahin — mit ihnen was ſie an uns vorübergeführt, was ſie auf Augenblicke uns vermählt hatten — mit ihnen die erhabenen, die rührenden, die holden und reitzenden Geſtalten alle, die uns begrüßten, vor denen wir uns beugten, denen wir an die Bruſt ſanken, als ob wir ewig da ruhen dürften, die wir mit einer Inbrunſt umſchlangen, als wollten wir jedem Geſchicke trotzend ſie feſt halten — mit ihnen die Erſcheinungen alle, die glänzend, furchtbar, freundlich, vor uns aufſtrahlten, aufſchauerten, aufblühten in Milde und Liebe — die kleinen und großen Ereigniſſe, die uns mit ſanfter Wehmuth und ſtiller Freude erfüllten.

Fort — und immer fort muß es — was uns gefällt, was uns entzückt meiſt am ſchnellſten —, damit Platz werde dem Neuen — und auch dieſes wieder fort im Nu; was nicht von der Stelle will, wird gedrängt, mit Gewalt umgeſtürzt und weggeriſſen.

Schatten gaukeln um uns her, ſchweben uns zur Seite; wir ſtrecken die Hand aus ſie zu haſchen — und es iſt dahin, wir greifen ins Leere. Ein weites Reich heller und dunkler Träume liegt es hinter uns, was das Leben gebracht hat, was es bringt und noch bringen wird; daſſelbe flüchtige Weſen ward allen eingeboren.

So iſt die Bedingung des irdiſchen Daſeyns. Warum rechneſt du auf etwas anders? warum verlangſt Du Dauer von dem, deſſen ganze Natur die Dauer widerſtrebt, dem der Tod in das Herz gelegt iſt? Warum gibſt du dich nicht hin der ſüßen Gegenwart? Warum freueſt du dich nicht der bunt und fröhlich hinſchwebenden Bilder? Warum haſt du nicht deine Luſt an dem ſchwebenden, ſpielenden, flatternden Wechſel?

Ich verſtehe dich: du empfindeſt nicht bloß — du fühlſt; warmes Leben durchſtrömt dich, in der Tiefe wirſt du bewegt, du liebſt, du mußt umfangen, an dich ſchließen, mit dir vereinigen. Du haſt verloren, was viel zu herrlich war, viel zu mächtig dich ergriff, in dich eindrang, dich erfüllte, in allen deinen Empfindungen ſich regte, als daß du es vergeſſen könnteſt.

Das hätteſt du wirklich verloren? damit verloren, daß die äußere Geſtalt verſchwunden, für deine Sinne nicht mehr da iſt? daß du ſie nicht berühren, nicht mehr Blick und Rede mit ihr wechſeln kannſt? So klebteſt du am Scheine, am Zufälligen — und hätteſt doch geliebt, und könnteſt doch ſo ſchmerzlich klagen?

Eben daß du nicht vergeſſen kannſt, iſt ein Beweis, daß du noch beſitzeſt — da noch beſitzeſt, wo aller wahre Beſitz und aller echte Genuß wohnt, in dir ſelbſt, in deinem Fühlen, in deinem Leben. Das obere Kleid iſt abgefallen; der ſchöne Körper blüht fort, und enthüllt freyer, in dem dünnen Gewande, das ihn noch umflattert, die ſchlanke, himmliſche Geſtalt, das leichte, anmuthige Spiel der Glieder. Was für dich bleibenden Werth hat, was dich in deinem Weſen befriedigen kann, das dauert geiſtig fort — geiſtig, wie ſeine innerſte Natur iſt, daran vermag die Gewalt der Vergänglichkeit nichts, das wird dein ſeyn, ſo lange du es feſt hältſt.

Haſt du das nicht ſelbſt ſchon erfahren? erfährſt du es nicht täglich? fühlſt du dich nicht oft unausſprechlich beglückt im Anſchauen des längſt Verblichenen, in der vertrauten Gemeinſchaft deſſen, wovon die Sage geht, es ſey nicht mehr da?

Wohlan denn, wurzle dich tief ein in dieſe Anſicht der Dinge; ſie iſt die richtige, und je mehr ſie auch die bey dir herrſchende wird, deſto ſtärker wird ſie dir verbürgen, was nur irgend Beweinenswerthes herausgetreten iſt aus der Reihe der Dinge, werde wiederkehren — verjüngt und herrlicher aus dem Reiche der Schatten auferſtehen. Von allem was je in dir lebendig ward, iſt dir etwas geblieben —

ein Zeichen, eine Spur, eine Wirkung, etwas Erzeugtes, Umgeſtaltetes, Hervorgehobenes, inniger Verknüpftes — von vielen ſogar ein vollſtändiges Bild.

Ja das iſt eine köſtliche Gabe, daß wir im Stande ſind, von dem, was wir Schönes fühlten, dachten, thaten, erlebten nicht bloß eine Erinnerung, ſondern ein Bild, ein eigenthümliches, ausgemaltes, anſchauliches Bild im Gemüthe aufzubewahren. Doch nein, es iſt nicht unſre Gabe, es iſt die Gewalt des Schönen an uns, es iſt die Offenbarung ſeines ewigen Weſens, es ſind ſeine tiefen Eindrücke, wodurch es in uns beſteht; es ſetzt ſich in uns fort mittelſt eigner Kraft, nach dem Maße der Empfänglichkeit, die wir dafür haben, der Willigkeit, womit wir uns ihm hingaben, der Aufmerkſamkeit, die wir ihm ſchenkten, der Sorgfalt, womit wir wegräumten, was es verdunkeln oder verwiſchen konnte. Dies allein iſt unſre Gabe oder unſer Geſchick.

Manches Bild ſteht friſch und kräftig in meinem Innern, das ſich mir aufgedrungen hat, von dem ich ſelbſt nicht weiß, wie es ſich wunderbar meiner bemächtigte; ich war mir der Sache ſelbſt kaum bewußt, als ich ſie gegenwärtig erfuhr. Manches andre wäre nicht in mir, oder längſt erloſchen, wenn ich nicht ſelbſt, verweilend bey dem, woher es genommen, es mir eingeprägt, und oft, mich ergötzend in ſeiner Betrachtung, es wieder angefriſcht hätte.

Von zahlloſen Gegenſtänden, die ich geſehen, mit denen ich gelebt, von Vorfällen, die ſich mit mir oder andern zugetragen, in die ich verwickelt geweſen, die an mir vorübergegangen, die Eindrücke auf mich gemacht, von Gedanken, die ich gehabt, von Empfindungen, die mich bewegt, von Neigungen, die mich beherrſcht, von Verhältniſſen, in denen ich, kürzer oder länger, geſtanden, von Geſprächen, die ich gehört, an denen ich Theil genommen, mit dem Blicke, der Miene, der Bewegung des Redenden, von eignen und fremden Handlungen, in denen ein menſchliches Gemüth ſich eigenthümlich ausdrückte, vornehmlich aber von intereſſanten Gegenden und Menſchen ſind Bilder in meinem Gemüthe geblieben.

Intereſſant auf irgend eine Weiſe mußte mir allerdings ſeyn, was durch ſein Bild fortleben wollte. Aber intereſſant war mir nicht nur das Heitre, Wohlgefällige, Ergötzende, ſondern auch manches Düſtre, Schmerzliche, Bekümmernde — und manches, was tauſend andern nur gleichgültig ſeyn konnte, wurde mir intereſſant durch die Stimmung, in der es ſich mir darſtellte, durch die Gedanken, die ſich daran knüpften, durch die Empfindungen, die es zufällig erweckte, und die ſich nicht wieder davon abtrennten, durch die Geſtalt die es nach und nach in meinem Gemüthe annahm.

Mich ſelbſt habe ich in dieſen Bildern, was ich urſprünglich bin, und was die Welt meiner geiſtigen Eigenthümlichkeit gemäß, an mir hervorgebracht. Dem, womit ich mich nicht verſöhnen, woran ich mich nicht anſchließen konnte, was mich empörte, mittelſt der Leidenſchaft allein auf mich wirkte, das wurde wieder ausgeſtoßen. Ich werde wohl daran erinnert, kann mich auch ſelbſt darauf beſinnen, aber ich muß es mühſam zuſammenbringen; und ſelbſt wenn ich es mir bis zum Erſchüttertwerden vergegenwärtige, gewinne ich kein klares Anſchauen — ein Bild davon iſt nicht in mir.

Was mir in der ruhigen Betrachtung gefiel, was mich ſanft rührte, was mich fröhlich ſtimmte, was mich in ſtille Trauer verſetzte, was mich innig erfreute, was mich mächtig empor hob, was die Tiefen meines Herzens aufſchloß und was luſtig die Sinnen umgaukelte, was mich in mich ſelbſt hineinführte und was mich zu Welt und Menſchen hinzog, was mir durch ſich ſelbſt theuer ward, und was mir Ahnung des Höhern gab, hat mir auch ſein Bild gelaſſen. Trübe und lichte, ernſte und lachende, gedankenvolle und leicht hintanzende, erhabene und anmuthige Geſtalten ſchweben durcheinander, und erſcheinen, wie der Zauber ſie beſchwört; über alle breitet ein heitrer Himmel ſich aus, alle erſcheinen, da der irdiſche Körper in Staub zerfallen, geiſtig verklärt — nichts deſto weniger wahr — bis auf die kleinſten und zarteſten Züge, ſo fern ſie nicht ſchon etwas verfloſſen ſind — wiedergebend, was einſt lebte.

Denn freylich findet unter den Bildern des Gemüthes, in Anſehung der Deutlichkeit, ein großer Unterſchied Statt. Einige ſchweben in ungewiſſer Dämmerung, wo nur die Grundſtriche hervortreten, andre ſtrahlen im vollen Lichte, das jedes Einzelne daran kennbar macht. Vieles wurde Anfangs unſicher und nur im Ganzen aufgefaßt, vieles hat ſich nach und nach verdunkelt — und vieles, das klar in die Seele einging, hat immer klar in ihr gewohnt.

Gewähren die dunkeln Bilder nicht den reinen Genuß der Betrachtung: ſo gewinnen ſie dafür ein andres Intereſſe, indem ſie der Phantaſie freyes Spiel laſſen.

Die unbeſtimmteſten gehören der Kindheit, die lebhafteſten dem Jünglingsalter, die vollſtändigſten den Jahren der Reife an.

Ein weicher Duft iſt über die erſten, ein heller Glanz über die zweyten, ein mildes aber reines Licht über die dritten ausgegoſſen.

Die erſten hat die Phantaſie hoch in den Luftraum getragen, die zweyten auf die ſonnenbeſchienenen Höhen der Erde geſtellt, mit dem dritten iſt ſie näher am wirthlichen feſten Boden, an der treuen Heimath geblieben.

Die ſüßen Bilder der Welt, die Bilder

blühender Reiche und entzückender Begebenheiten hat mir die Kindheit, die Bilder des innern Lebens, herrlicher Situationen, glücklicher Verhältniſſe, freudenreicher Veränderungen das Jünglingsalter, die Bilder einer ſchönen Natur, eines heitern Zuſammenlebens, großer und edler Menſchen haben mir die Jahre der Reiſe am zahlreichſten zugeführt.

Aus jeder Periode meines Lebens theure Pfänder — was darin ſchön und des Bleibens werth gelobt wurde.

Welch eine Welt in mir! wie reich, wie voll, wie mannichfaltig ſteht es da neben einander! und ich könnte mich für arm, für beraubt, für betrogen halten um das, dem ich mich ergab? Nein, ich habe Euch noch alle, Ihr lieblichen und großen Erſcheinungen, Ihr guten, treuen, trefflichen Menſchen, die ich je begrüßte, die ich je an mein Herz drückte, Ihr blühet in ewiger Jugend, und nie werdet Ihr mir entſchwinden.

O, es iſt ein köſtliches Leben mit dieſen Bildern im Gemüthe. Ich rufe ſie herauf, verſammle ſie zu einander, laſſe ſie ſich verknüpfen und auseinander treten, wie — und verweile bey ihnen, ſo lange es mir gefällt. Ich beherrſche ſie nach Willkühr, und ſie gehorchen mir, ſie verſetzen mich aus der finſterſten Umgebung in die freundlichſte.

Wäre mir alles in der Wirklichkeit noch gegenwärtig, ich müßte es hinnehmen, wie es ſich mir aufdränge, ich könnte mich ſeiner nicht einmal erwehren, und würde es da wohl den Reitz haben, den es im Bilde hat? Wie viele Veränderungen müßten mit den Meiſten vorgegangen ſeyn, durch die es für mein Herz beträchtlich verlöre! ach, in der jugendlichen Schönheit und Stärke, worin es mich zuerſt beſuchte, fände ich das Meiſte nicht mehr. Und hätte auch manches ſich unverändert erhalten: habe ich mich nicht verändert? könnte es noch mit denſelben Augen betrachten, wie damals? müßte nicht vieles längſt aufgehört haben auf mich zu wirken? Das Bild hat alles ins Licht gehoben, wovon in der Wirklichkeit nicht wenig im Schatten ſtand, und jetzt noch tiefer in denſelben hinein gerückt ſeyn würde. Dem Bilde kleben noch an die heitern Gedanken, die friſchern Empfindungen einer frühern beſſern Zeit;

würde ich dieſe noch mit zu der Sache bringen? und nicht vielmehr die kalte Verſtändigkeit, die matten Gefühle, die trüben Sorgen, das mühſelige Weſen des immer mehr alternden Geiſtes?

Ich habe Gegenden wiedergeſehen, deren Bild, von dem Morgenlichte des Lebens beleuchtet, mich bald entzückte, mich bald zu Thränen rührte, bald eine ſtille, heilige Ruhe über mich brachte. Jetzt noch alles, wie im Bilde, eine wunderbare Pracht, Fülle der Schönheit, mein Auge konnte nicht ſatt werden des Schauens; dabey die ſeligen Erinnerungen aus einer heitern Kindheit; und doch nicht das Bild — ſeine Magie, den milden Schimmer der Götterwelt, mich ſelbſt fand ich nicht. Kalt würde ich vielleicht bewundert haben, hätte ſich nicht immerfort das Bild mit dem vermiſcht, was ich ſah, wären nicht die Gefühle, die jenem anklebten in dieſes übergefloſſen. Seitdem iſt mir das frühere Bild verſchwunden, das ſpätere an die Stelle getreten, das ich ungern verlieren, aber gern gegen das erſte austauſchen möchte. Nicht bloß daß in dem neuen Bilde vieles fehlt, was dem alten hohes Intereſſe gab; der geſchärfte Blick hat auch manches Widrige darein gefaßt, was die Phantaſie hatte fallen laſſen. Darum vermeide ich den Anblick der Gegenſtände, von denen mir ein reitzendes Bild im Herzen lebt; ich fürchte ärmer zu werden.

Nur bey Euch beſorge ich das nicht Ihr Menſchen, die meine Seele liebt. Nein, kein Bild von Euch, und wäre es geſchmückt mit allem Zauber der Jugend, kann mir das ſeyn, was ihr ſelbſt — was Euer Anblick, Euer Geſpräch, Eure ſüße Nähe, das Ruhen an Eurer Bruſt, das Entdecken neuer Züge in Euerm Gemüthe. Mit höherer Liebe ſchied ich von Euch, ſo oft ich Euch wiederſah, und willig wich das frühere Bild dem reichern, vollkommnern ſpätern. Euch gilt meine Trauer über die Vergänglichkeit; aber dieſe Trauer verbürgt mir auch, daß Ihr mir nicht verloren ſeyd, daß wir einander wieder treffen, und ewig beſitzen werden.

Das Bild im Gemüthe gewährt mir mehr Genuß als die freyen Spiele der Phantaſie, ſchon deßwegen, weil dort etwas Erlebtes, etwas dem eine Empfindung von Realität anklebt, hier etwas bloß Erdichtetes iſt, von dem, ſelbſt bey der größten Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, das Bewußtſeyn des Traumes nicht ganz weichen will, und das mir als Traum erſcheint, ſobald ich mich nur beſinne.

In dem Bilde ſteht alles freundlich beyſammen, wie es einmal beyſammen geweſen, ein wohlgefälliges, leicht zu faſſendes Ganzes, ſteigt es mir auf; in den willkührlichen Schöpfungen der Phantaſie iſt alles kühner zuſammengeſtellt — meiſt, wie es ſich nie zuſammenfinden wird, und ich fühle immer etwas von dem Unnatürlichen darin, wie innig ich mich ihm auch hingebe.

Bey dem Bilde verweile ich in ruhiger Beſchauung, in häuslicher Vertraulichkeit, in genüglichem Wohlſeyn; bey den Schöpfungen der Phantaſie bin ich mehr oder weniger aus mir herausverſetzt; ich befinde mich in einem exaltirten, geſpannten Zuſtande, wo, was das Beſte iſt, der Genuß des Einzelnen, eingebüßt wird, der überdies nicht lange dauern kann; ich ſehe mich, wenn er aufhört deſto unangenehmer in die Wirklichkeit zurück verſetzt, während das Bild oft in die Wirklichkeit überfließt und uns unvermerkt mit hineinträgt.

Leicht drängt ſich die Begierde in die willkührlichen Erzeugniſſe der Einbildungskraft, oder wird von dieſen geweckt, zur leidenſchaftlichen Stärke erhöht, wo dann der zerrüttende Einfluß auf das Herz nicht auszubleiben pflegt. Das Leben mit dem Bilde hingegen ſchwebt im Gleichgewichte; es iſt wohl eher geſchickt den geſtörten Frieden wieder herzuſtellen, als irgend eine Unordnung hervorzubringen, als irgend etwas zu ſtark oder feindſelig anzuregen. Sanft bewegen ſich die Empfindungen hin und her, einander mäßigend oder belebend, wie es Noth thut. Wäre auch in den vorüberziehenden Bildern Ein Grundton der Empfindung: ſchreyend kann er nie werden, in eine leidenſchaftliche Stimmung nie verſetzen.

O, wie wurde das harte Herz ſo weich — das empörte ſo ſtill, wenn der Blick auf ein heitres oder wehmüthig trauerndes Bild fiel! wie legte ſich der Sturm der Leidenſchaft, wenn das Bild, ein holder Genius, ſanft lächelnd vor die Seele trat! wie kehrte der weit hinausſchweifende Sinn wieder ein in den engen Kreis der Liebe, wenn das Bild ihm Kindesunſchuld, blühende Natur, einfache Freuden, heitre Feſte, Götterſtunden der Freundſchaft vorhielt!

War es leer und öde im Herzen, war ihm in der Gegenwart alles ausgeſtorben, wie füllte es ſich an, wie quoll es lebendig in ihm herauf, wenn die Bilderwelt erwachte! war es kalt und ſtarr im Herzen, vermochte nichts in der Gegenwart ihm ein menſchliches, ein, wenn auch nur ſchmerzlich, wohlthuendes Gefühl zu entlocken, wie regte es ſich, wie drängten ſich die Freuden und die Schmerzen mit den Bildern einer andern Zeit!

Hatte ich überall vergebens nach Troſt geſucht, drohte mir der Gram das Herz zu zerſprengen: dann floh ich zu Euch, Ihr hülfreichen Bilder, und nie verließet Ihr mich; Ihr tröſtetet überſchwenglich, bey Euch fand ich, was ſonſt nirgends mehr zu holen war, Stärkung, Muth des Lebens, Fähigkeit zu glauben und zu hoffen, im Glauben und in der Hoffnung zu dulden.

Indem Ihr mir das Schöne vergegenwärt

tiget, traure ich nicht, daß es vorüber iſt; denn Ihr vermählet es ſtäts von neuem meinem Herzen, und nennet nur das Land der Schönheit als mein Vaterland. Bey dem Traurigen, das Ihr in Euch ſchließet, freue ich mich nicht, daß ich nicht mehr davon gequält werde; Ihr zeiget es mir in einer Geſtalt, in der ich es liebe, ich freue mich vielmehr, daß ich durch Euch noch mit ihm Gemeinſchaft pflege.

So lebe ich mit Euch, ohne Reue, ohne heftige Luſt, ohne Furcht und Sorge, ohne Begierde und ängſtliches Streben, genüglich und glücklich. Ihr werdet, wann einſt die Wirklichkeit wenig oder nichts mehr für mich hat, mit den Schatzen der Jugend mein Herz erquicken und mit der Blume der Jugend die grauen Scheitel bekränzen; durch Euch wird meine letzte Stunde reich und heiter seyn.

Nicht wenig haben die Bilder in meinem Gemüthe zur Entwickelung ſeiner Anlagen, zur Erweiterung ſeiner Vergnügen, zur Uebung ſeiner Kräfte, zur Veredlung ſeiner Triebe beygetragen. Es verdankt ihnen, daß es ſich leichter und freyer, in größern und ſchönern Kreiſen bewegt, daß es ſich ſelbſt beſſer beſitzt, daß es wirkſamer, reiner, gefälliger geſtaltet.

Wie ganz anders werden wir doch von dem erregt, was im friſchen lebendigen Bilde vor uns ſteht, als was der Erinnerung, langſam, matt, in ſchwachen Umriſſen, wieder erſcheint! Das Bild — wie viel eindringlicher, anſchaulicher, wahrer und ſicherer belehrt es, als das todte Wort, der kalte Begriff! wie geht ſeine Lehre über in unſer Weſen, während jede andre meiſt nur des Verſtandes ſich bemächtigt! wie iſt es unerſchöpflich an Unterricht in ſeinen zahlreichen Verknüpfungen, während Wort und Begriff uns ein dürftiges, einförmiges Allgemeines biethen!

Die Empfindungen, in denen das ſchöne menſchliche Weſen ſich ausdrückt, und vielſeitiges Leben gewinnt, würden mir größten Theils unbekannt ſeyn, wenn nicht dieſe Bilder in meinem Gemüthe wären; die zarteren wenigſtens, die bis ins Kleinſte, unendlich mannichfach ſchattirten, habe ich mehr vom Bilde als von der Sache empfangen. So oft ein intereſſantes Bild ſich von neuem in mir aufrichtete, hat es mir, in andre Verbindungen geſtellt, mit einer andern Beleuchtung, bey einem andern Gemüthszuſtande, neue Rührungen gegeben, die auch etwas Neues im Herzen entfalteten, was wohl der Entfaltung werth war, von denen der Trieb der Bildung und das Wirken auf die Welt neue Richtungen erlangten, die nicht fehlen durften.

Der Ernſt, die Trauer, die Freude, die Ruhe, worein die Bilder des Gemüthes mich verſetzten, die Wahrheiten, welche ſie mir nahe brachten, die einzelnen Empfindungen, die ſie weckten, haben Böſes in mir niedergekämpft, ſchon gefaßte Vorſätze, die ich hätte bereuen müſſen unterdrückt, Schritte aufgehalten, die ſich unvermeidlich in eine traurige Irre verloren haben würden, oft das Gewiſſen aus dem Schlummer gerufen, oft Gedanken, die alle Beherzigung verdienten heraufgeführt; edle Vorſätze veranlaßt, befeſtigt, Gutes genährt und zur Reife gebracht, mit dem mahnenden, ſtärkenden, leitenden Geiſte des Guten mich umgeben.

Die Bilder des Wahren, des Sittlich-Schönen und Großen, die Bilder edler Thaten und Charakterzüge, verehrter Menſchen haben, wenn irgend etwas Lebenswerthes an mir iſt mehr dazu gewirkt, als alle Weisheit der Schulen; ſie hielten mir das Vortreffliche gegenwärtig; ſie nöthigten mich, es zu bewundern und zu lieben, das Niedrige, Schlechte zu verabſcheuen, zu haſſen; ſie ſtifteten zwiſchen der Tugend und den Trieben des Herzens eine Gemeinſchaft, worin die Gewalt, die jene an dieſem übte, ihm Wohlluſt wurde, worin, wie ich hoffe, es mir noch natürlich werden wird, gut zu denken, rein zu fühlen, in der Liebe zu handeln — vor allen die Bilder von dem, was über mir, was ſchon verklärt iſt — zu dem ich mit den Schauern der Ehrfurcht, der Demuth, der Sehnſucht, der Hoffnung, der freudigen Gewißheit, mit dem Vorgefühl der Vollendung hinaufſchaue.

Darum will ich auch in Zukunft jedes ſchöne Bild in meinem Gemüthe ſorgfältig bewahren, und zu den vorhandenen Schätzen immer neue hinzuſammeln, was mir begegnet darauf anſehen, ob nicht ein Bild davon mir einſt zur Lehre, zum Troſte, zur Stärkung, zur Freude gereichen kann, und was nur menſchlich rein mein Gemüth bewegt, will ich feſt halten, was nur Treffliches in meine Nähe kommt, ſoll mir nicht ganz entſchwinden, nicht verloren gehen; damit ich ſo der Zeit das Beſte abgewinne, was ihr ohnehin nicht gehört, und das Schöne und Gute, wie ihre Natur es verlangt, ſtäts ſich neu gebährend, ſtäts ſich erweiternd und erhöhend, ewig in mir leben.

3.

Gemüthsſtille.

Ein andres Wort weiß ich nicht für die ſchöne Lebenserſcheinung, die mir, in mehr als Einer Hinſicht, unter allen die liebſte iſt, und die ich jetzt verſuchen will zu beſchreiben. Nur unvollkommen, das fühle ich wohl, wird es mir gelingen; aber viele werden mich verſtehen, Andeutungen werden ihnen genug — werden ihnen vielleicht mehr ſeyn, als ein ausgeführtes Gemälde, weil ich etwas ihnen Wohlbekanntes meyne. Wenn dieſen meine Winke einiges von dem Geheimſten, Reinſten und Beſten in ihrem Leben klar machen, und ihnen dadurch zur Entwickelung deſſelben behülflich ſeyn, wenn ſie andre auf eine verborgene Spur leiten könnten: ſo wäre alles erreicht, was ich wünſche.

Ruhe ſagt zu wenig; ſie geht der Stille voran und begleitet ſie, in ihr wird dieſe geboren, in ihr bewegt, von ihr nährt ſie ſich. Es iſt ruhig um mich her und in mir; die Welt ſtört mich nicht, ſie hat mich frey gegeben, oder ich habe mich von ihr gerettet, ihr lautes Getoſe erreicht nicht einmal aus dumpfer Ferne mein Ohr — alles Heftige, Angeſtrengte, Gewaltſame findet bey mir keinen Sinn, den es erregen könnte; ihre Sorgen, ihre Geſchäfte, ihre zahlloſen Intereſſen, die Verſtand, Herz und Hände ſonſt in unaufhörlicher Bewegung erhalten, berühren mich nicht; ihre Luſt und ihr Leid, ihr Aengſten und ihr Hoffen bleiben weit von mir ab; und auch in mir hat ſich gelegt, was ſonſt braust und ſtürmt, oder nur lebhafte Wallungen hervorbringt; — kein Schmerz, keine Freude, kein Verlangen, kein Streben — nichts was nach außen drängte, oder innerlich drückte, triebe, einwühlte — am allerwenigſten Kampf, Leidenſchaft, Anklage und Vorwürfe in mir: dann beſucht mich die Stille, dann ſenkt ſie ſich auf mich herab; aber das alles iſt ſie ſelbſt noch nicht.

Zufriedenheit iſt zu beſtimmt; ſie ſetzt Reflexion voraus — Beachten deſſen, was man hat, was fehlt, und wie jenes köſtlich — dieſes entbehrlich ſey. Die Stille wurde wohl zuweilen durch Geiſtesbeſchäftigung veranlaßt, vorbereitet, aber nie eigentlich bewirkt; ich konnte ſie nie als Produkt irgend eines Nachdenkens, als entſtanden durch die Richtung des Geiſtes auf irgend etwas Beſtimmtes anſehen, da mir vielmehr, wenn es wunderbar über mich kommt, alles Beſtimmte zerfließt, und gerade das, worüber ich etwa Mißvergnügen oder Zufriedenheit empfinden könnte, ſchon früher von mir gewichen iſt. Wie ſollte ich zufrieden ſeyn, wo nichts mich bekümmert, nichts ausdrückliche Beziehung auf mich hat?

Friede, wie nach einer guten That, im Gefühl der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, beym reinen Gewiſſen, beym Gleichgewichte der Gemüthskräfte, wie wenn alle Gegenſtände, von denen wir Eindrücke empfangen, in der Seele ſich verſöhnen, und ordnen zu einem ſchönen

Ganzen? Wohl eine Bedingung der Seelenſtille — nur noch nicht **ſie**; ich hatte dieſen Frieden oft, ohne die Stille — ohne das, worin dieſe ſich ſo einzig, ſo heilig zeigt.

Unſchuldsleben mit ſich, mit der Welt? Ich kenne es; es iſt mir oft, ſeit meine Seele die allgemeine Schuld erfahren, in ſeligen Momenten wiedergekehrt; ich bin, längſt ein Mann, oft wieder geworden wie ein Kind, ganz wie ein Kind, in Kindeseinfalt und Wahrheit; dann war ich der Stille am meiſten vertraut, dann wurde mir ihr reinſter und vollſter Genuß, ja, ſie hat ſich nie zu mir gekehrt, wenn nicht ein gewiſſes Unſchuldsgefühl ihr den Platz in der Seele weihte; aber nur den Platz hat ſie ihr geweiht‸ ſie ſelbſt ſollte erſt erſcheinen.

Heiterkeit? ſelige Freude? Nein, auch die nicht, obgleich beyden verwandt, gleich beyden das Gemüth erfriſchend; das Belebte und Belebende in der Heiterkeit wie in der Freude, die Aufgelegtheit, das Mittheilungsbedürfniß, das geſtärkte Daſeynsgefühl, das ſich zu äußern ſtrebt, vermiſſe ich. Oft geht die Stille in Heiterkeit über, oft aus dieſer hervor, immer iſt ihr etwas Heitres beygemiſcht, was jedoch nicht verhindert, daß ſie zuweilen einen ernſten Charakter annehme. Ich bin nicht ſelig, aber ich habe die Vorempfindung von etwas Seligen.

Nach dem Leſen eines Buches, das weder den Verſtand anſtrengte, noch die Empfindung ſpannte, das, heitre Gedanken leicht an einander reihend, leicht von Gedanke zu Gedanke, von Gefühl zu Gefühl heitre Gefühle leicht fortleitend in ein gefälliges Bild des Lebens, Eintracht der eignen Gemüthskräfte, ruhigen Selbſtbeſitz in mir zurückließ, nach dem Genuſſe eines — nicht kühnen, nicht tiefen, aber in reiner, ſtiller Schönheit erglänzenden, ein reiches, ſanft geordnetes Inneres offenbarenden Kunſtwerkes, auch nach andern wahrhaft erquickenden Genüſſen, am häufigſten aber in der ſüßen Ermattung nach einer nicht übermäßigen glücklichen Anſtrengung, beſonders, wenn dieſer etwas gelungen iſt, worauf ich mit einer gewiſſen Zufriedenheit hinſehen kann, auf einſamen Spaziergängen, wo die milden Eindrücke der Natur ſich meiner ganz bemächtigen, und ihre

Milde der Seele mittheilen, an den erſten hellen und warmen Frühlingstagen, wo das Leben noch in ſeinen Keimen ſchläft, und gleichſam ſtill wartet, daß der Kuß des Himmels es wecke, und es mit ſüßen Schauern durchdringe, in der Feyer eines heitern Morgens, wo noch alles in den Schimmern des jüngſten Lichtes ſteht, und am Abend, wo mit der Dämmerung der Friede auf die müde Welt ſinkt — erfahre ich, was ich Stille des Gemüthes nenne.

Allmählig löst ſich von mir ab, was mich beunruhigte, ergötzte, antrieb, beſchäftigte, und was ich jetzt als etwas mir Fremdes anſehe. Ich kann nicht einmal ſagen, daß ich mir ſelbſt, meinem Beſſern wiedergegeben wäre; auch mich ſelbſt, auch mein Beſtreb verliere ich aus den Augen, außer wo ich abſichtlich darauf merke, und dann iſt mir, als ob ich es von außen in mich hereinnehmen müßte, ſo ſehr bin ich reine Empfänglichkeit geworden.

Nichts Beſtimmtes hält mich mehr gefangen, aber die Seele horcht nach allem hin, was ihr Eindrücke von etwas Schönem geben kann, ſein Zarteſtes und Geheimſtes zu belauſchen mit liebender Sorgfalt, wie man horcht auf den leiſen Tritt eines geliebten Weſens, das ohne Ungeduld, ohne heiße Sehnſucht, in ſeliger Freude erwartet wird.

Es iſt ein Ahnen von etwas Wohlbekanntem und doch Namenloſem, Unausſprechlichem, das kommen, ſich der Seele enthüllen, vermählen ſoll.

Darum ſcheint alles in der Bruſt zu ſchweigen, damit nichts überhört werde, damit die Feyer der Stille die holde Erſcheinung begrüße, und ſie ehre, wie es ſich gebührt.

Ja, deſſen bin ich mir deutlich bewußt, daß dieſe Stille etwas feyern will, neue Offenbarungen des Göttlichen in der Welt und im Leben; Feyer bezeichnet ihren eigenthümlichen Character.

Ein neuer Sinn, der Sinn für das Feinſte, Geiſtigſte, für das, was ich in andern Zuſtänden nie vernehme, hat ſich mir aufgeſchloſſen, und in ihn all mein Leben ſich gelagert; ich athme, empfinde, denke, bin mich meiner bewußt einzig in der Aufgeſchloſſenheit dieſes Sinnes; durch dieſen Sinn ſauge ich ein, was dem Leben, welches allein ich jetzt führen mag zu vollen Kräften hilft, was mein beßres Selbſt aus der Stille, in der es mit verſunken war, wieder heraufzieht.

Liebe hat dieſen Sinn geweckt, geſchärft, oder vielmehr dieſer Sinn iſt ſelbſt Liebe — Liebe in ihrer zarteſten Aeußerung, in der reinen Geſtalt ihres himmliſchen Weſens, Liebe — nicht des Beſitzes, nicht des Genuſſes, nicht des Strebens, ſondern des unendlichen ruhigen Verlangens, Liebe, die keinen Gegenſtand hat, aber allem geöffnet iſt, allem ſich entgegenneigt in Vereinigungsluſt, was ſich ihr befreundet ankündigt, Liebe zu allem, wodurch der Geiſt der Welt ſich, in der Natur, in der eignen Bruſt, wie in der fremden und in jedem ſchönen Menſchenleben — nicht als den Gewaltigen, Wunderbaren, Herrlichen, ſondern als den Geiſt der Liebe, offenbart. Er hat an mein Gemüth ſich gewendet und die Liebe in ihm erregt, für ſich es geſtimmt, davon iſt es ſo ſtille geworden, daher das Heilige dieſer Stille; ihn feyert ſie, daß er dem Gemüthe ſich ferner kund thue, ſich innig mit ihm vereinige, daß das Leben reich werde an göttlichen Gedanken, und vielfacher im Bilde des Göttlichen ſich verkläre.

In dem ſeligen Augenblicke dieſer Stille ſchaue ich hinaus in die Welt: da ſtellt ſich auf allen Seiten mir dar, was ich nie erblickte, und an dem, womit ich täglich verkehre nehme ich wahr, was immer meiner Aufmerkſamkeit entgieng — ſo deutlich nehme ich es wahr, daß ich nicht begreife, wie ich es je verkennen konnte. Der Geiſt der Schönheit ſpricht mit mir — milde, heitre, bedeutungsvolle Worte, und kein einziges geht mir verloren, jedes klingt tief im Innerſten nach, das geheimnißreichſte dünkt mir klar zu ſeyn. Hauch des Friedens weht in allem mich an und freundliche Harmonie ſchwebt über allem, was der Sinn aufgefaßt hat.

Ich forſche in meinem Innern; und es treten hervor liebliche Bilder der Phantaſie, die ſonſt unbeachtet dahin ſchweben, Empfindungen, Kräfte und Triebe, die mir ſonſt verborgen oder dunkel blieben, die aber zu meinem Köſtlichſten gehören, in denen die Natur die edle Eigenthümlichkeit des Weſens angelegt hat, das ich werden ſollte; ich entdeke vieles, als das Meinige, wovon ich kaum ahnete, daß etwas der Art in mir ſey, was ich zu jeder andern Zeit mir abgeläugnet, für Fremdes erklärt haben würde; ich verſtehe mich, wie ich mich nie verſtand, und erfahre, wohin ich mich zu bilden habe.

Ich horche an der fremden Bruſt, und höre da Töne der Liebe, wo ich ſonſt nichts als die ſchreyenden Mißlaute der Selbſtſucht vernahm; ich ſehe in das fremde Gemüth, in das fremde Leben, und fühle mich gefeſſelt von Zügen der Güte, der Wahrheit, der individuellen Schönheit ſelbſt bey denen, die ich ſchon den ſchlechten beygezählt hatte; und welche Fülle unbemerkter Trefflichkeit enthüllen mir die, denen meine Seele längſt ergeben iſt! nur ihr Geringſtes habe ich bißher gekannt, ich werde das nie erſchöpfen, was ich von ihnen empfangen und benutzen kann, ich werde ſie nie genug lieben, mich nie feſt genug an ſie anſchließen.

Ueberhaupt ſind mir in den Stunden der Gemüthsſtille die Menſchen intereſſant, ſelbſt die weniger nahen; und wie könnte es auch anders ſeyn, da die Liebe ſie weiht! Meine Liebe zu ihnen, iſt indeß dann eigner Art. Das Schickſal der Menſchen geht mir nicht ſehr zu Herzen, etwas Bedeutendes für ſie zu thun fühle ich mich weniger als ſonſt geſtimmt: beides würde ſich nicht mit der Stille, die in mir wohnt, vertragen; weder das tiefe Gefühl, noch der mächtige Trieb kann ſich in dieſer Stille entwickeln; die Angelegenheiten der Menſchen erſcheinen mir nicht von der Seite, durch die ſie das Herz rühren, und zur Hülfe auffordern; ich finde das Leben mild und freundlich genug, weil ich für das Rauhe und Düſtre in demſelben keinen Sinn habe. Indeß wäre es mir ein Geringes, viel für ſie zu dulden, mich ganz für ſie hinzugeben, ohne daß es mich ſtark dazu aufforderte; ſonſt noch möchte ich leiſe zu ihnen hintreten, ihr Intereſſantes ſchauen und genießen, ſie zu Aeußerungen veranlaßen, von ihnen lernen, ihre kleinen Freuden theilen, manch liebliches Bild des Lebens von ihnen gewinnen, recht lebhaft inne werden, daß ſie meines Geſchlechtes ſind. Aber in einer gewiſſen Ferne muß ich mich halten, damit nur die Stille nicht geſtört werde; in den Tumult ihrer Zerſtreuungen, in das Gedränge ihrer Arbeitsnoth kann ich mich nicht mengen, die Gemeinen kann ich nicht einmal aus der Ferne ſehen, es würde mich ſofort in alle gemeine Unruhe des Lebens ſtürzen. Am angenehmſten beſchäftigt mich in einer ſolchen Stimmung das Betrachten eines leiſe bewegten, zwiſchen Blumenufern ſanft dahin fließenden Menſchenlebens, darin erblicke ich mein Bild — und mehr als mein Bild.

Großes zu denken, zu beſchließen, oder auszurichten bin ich in der Stille des Gemüthes auch nicht aufgelegt, nicht einmal fähig; dazu gehört das Wachen ſolcher Kräfte, die jetzt ſchlummern, es müßte etwas mich treiben, was jetzt in mir keinen Berührungspunkt hat, ich müßte aus meinem Zuſtande gänzlich heraus treten.

Aber darum achte ich dieſe Stille nicht für fruchtlos. Iſt doch das Große nicht das Einzige, was dem Leben Werth verleiht; verlangt doch auch das Schöne ſein Recht und Raum zu ſeiner Entwickelung; blühet doch das wahrhaft Große aus dem Schönen hervor.

Neue Züge des Trefflichen bringet die Stille des Gemüthes ans Licht; andre nährt, pflegt und bildet, und alles ordnet ſie zu einem lieblich geſtalteten Ganzen. Was ohne ſie in ſeinem Keime verſchloſſen bleiben, was ſchwach und ohnmächtig in ſich ſelbſt verkommen müßte, das gedeiht in den Stunden der Stille, und ihr Friede dringt tief ein in das Weſen des Menſchen. In der Stille des Gemüthes erfriſcht ſich der Sinn des Lebens, ſammeln und ſtärken ſich die Kräfte zum Handeln und zum Dulden, hebt ſich der Muth, lautert ſich der Adel der Seele; und iſt ſie gleich ſelbſt des Großen nicht fähig, ſo bereitet ſich doch unter ihrem Einfluſſe, was den Menſchen des Größten fähig macht. Das iſt ihr herrlicher Gewinn, das iſt es vornehmlich, warum ich ſie ſegne.

4.

Das Leben mit der Natur.

Immer iſt das mein reichſtes, angenehmſtes, beſtes und vielleicht in mancher Hinſicht, auch nützlichſtes Leben geweſen, das ich im Umgange mit der Natur geführt. Und ich habe viel mit ihr gelebt; ſie hat mich unterrichtet, getröſtet, erfreut, erhoben, veredelt; ich habe ſie genoſſen und mich ihr vertraut.

Bedürfniß leitete mich in ihre Arme, Sympathie knüpfte mich feſt an ſie, und bald wurde ich inne, daß mir nicht wohl ſeyn könne, wenn ich ihr nicht treu bliebe.

Verachtet habe ich ſtäts die ſchmachtende Empfindeley kranker Weichlinge und blöder

Phantaſien; es war etwas anders zwiſchen mir und ihr — ein heiliger Ernſt, etwas, das aus dem Reinſten und Tiefſten meines Menſchenweſens heraufſtieg.

Meinem Leben mit der Natur verdanke ich, was mich am innigſten durchdrungen, was mir an meinem Daſeyn das ſtärkſte und lauterſte Gefühl gegeben, was mich am meiſten gebildet hat. Wenn in meinem Daſeyn und in meiner Thätigkeit einiger Werth iſt; ſo gebührt dem Leben mit der Natur der größte Antheil daran.

Ich will nicht verkennen, was Menſchen mir geweſen ſind, was beſonders Ihr mir geweſen ſeyd, Ihr meine Geliebten! Doch wie oft ſah mein Herz voll mächtiger Sehnſucht ſich vergebens nach denen um, die es verſtänden, mit denen es tauſchen könnte, wovon es ſich bewegt fühlte! Wie oft war der Kopf leer, das Gefühl vertrocknet, das Bewußtſeyn verwirrt unter den Menſchen! Dann eilte ich zu dir, holde Vertraute meiner Seele, du verſtandeſt mich, mit dir konnte ich Gedanken und Empfindungen wechſeln. Hier regte es ſich wieder in der erſtarrten Bruſt, friſch und warm quoll es herauf im Herzen, der Geiſt füllte ſich wieder an, die Vorſtellungen ordneten ſich, klar und heiter ward es im Bewußtſeyn.

Viel Schönes haben die Menſchen um ſich verſammelt in Geſtalt, Ton, Rede und Bewegung. Können ſie indeß eines Einzigen ſich rühmen, das nicht urſprüngliches Eigenthum der Natur wäre, das nicht, in anderer Miſchung und in andern Verhältniſſen, auch bey ihr angetroffen würde, und ſich da eigenthümlicher Schönheit freute?

Es iſt wahr, den Menſchen gehört die Idee, nach der ſie es zuſammengebracht, geordnet, und in ein Ganzes gebildet haben; aber ſollte dieſe Idee der Natur wohl fremd ſeyn? mußte nicht der Künſtler mit der Natur leben, und die Momente erlauſchen, in denen an ihren Erſcheinungen das Höchſte der Schönheit ſich entfaltet, um ſich hier ſeiner Idee ganz zu ermächtigen, und den Gedanken mit einem ſchönen Körper zu bekleiden? muß er nicht von ihr entlehnen, wodurch die Idee in das Gebieth der Anſchauung tritt? Iſt nicht alles einmal in der Natur geweſen, wenn auch nur flüchtig oder zerſtreut, was die Kunſt dauernd und in feſter Verknüpfung darſtellt? Iſt nicht der Geiſt jedes Kunſtwerkes dem ſinnvollen Befreundeten der Natur einmal erſchienen, wenn er ihn auch nicht zu ſeinem Werkzeuge weihen konnte?

Wir wollen der Kunſt den Vorzug nicht ſtreitig machen, daß ſie die vielen einzelnen Schönheiten der Natur in Ein Bild faßt, daß ſie den in der Natur eilenden Moment der Blüthe, wo in einer Geſtalt die Idee am reinſten hervortritt, feſthält, und uns ſo ein Schönſtes bleibend zeigt; aber wir wollen darüber nicht vergeſſen, die Natur zu preiſen, die ihre Schönheiten weiſe vertheilt, damit ſie überall erfreue, die das Schönſte ſchnell vorübergehen läßt, damit es uns nicht ermüde, und eine heitre Erinnerung daran uns ſtäts begleite. Bey dem gemilderten Schönen, das ſie uns nie verbirgt, verweilen wir immer mit ſtillem Wohlgefallen, und entdecken daran neue Reitze, ſo oft wir zu ihm zurückkehren.

Die Natur beſitzt Schönheiten, welche die Kunſt nur nachahmen, hinter denen ſie nur zurückbleiben — die ſie nie übertreffen kann.

Wenn dieſe uns ſelten begegnen, wenn uns ihr Gewöhnliches weniger entzückt, als die herrlichen Gebilde der Kunſt: ſo iſt dagegen die Mannichfaltigkeit des Schönen in ihr deſto größer; in tauſend Geſtalten ſtellt ſie es vor uns hin, immer anders, immer neu, und doch immer anziehend, nicht ſelten bezaubernd, daß es oft ſchwer ſeyn möchte, zu entſcheiden, welcher der Preis gebühre; nie kann ſie ſich erſchöpfen in den Formen, die, jede in ihrer Art, uns die Luſt des Schönen gewähren.

Wie viele anderweitigen Reitze, die dem Auge ſchmeicheln, und dem Herzen wohlthun, weiß ſie überdieß ihren Schönheiten zuzugeſellen, in wie verſchiedenartigen Charakteren, mit wie verſchiedenartigen Wirkungen auf das Herz dieſe auszudrücken! welche zahlreiche Ordnungen der ſanften, der milden, der rührenden, der lachenden, der glänzenden, der ſchimmernden, der erhabenen Schönheiten.

Suchen wir das Schöne allein in der Form der Umriſſe, in der Miſchung der Farben, in dem leichten Zuſammenfließen zu irgend einem Ganzen: ſo mag manches in der Natur der Schönheit ermangeln. Haben wir uns aber gewöhnt, alles auf ſeinen Begriff zu beziehen, in allem den einwohnenden Geiſt wahrzunehmen, und zu ſehen, wie das eigenthümliche Weſen deſſelben ſich darin leicht und frey bewegt: dann werden wir nirgends die Schönheit vermiſſen, in der ödeſten Gegend noch werden wir ſie antreffen.

Je vertrauter man mit der Natur wird; deſto beſſer lernt man die Bedeutung ihrer Erſcheinungen verſtehen, und deſto mehr erweitern ſich uns die Reiche ihrer Schönheit. Die Werke der Menſchen können mißrathen, die Werke der Natur ſcheinen nur mißrathen zu ſeyn, ſo lange wir nicht in ihr Weſen eingedrungen ſind. Nie habe ich mich ihr genaht, ohne daß ſie mir unbekannte Schönheiten enthüllt, mit allen Freuden des Schönen Geiſt und Herz genährt, und im eignen Gemüthe ſchönes menſchliches Leben geweckt hätte.

Bey allem Ueberfluſſe und Wechſel ihrer Schönheiten — welch eine große, ſichere Einheit im Ganzen dem im Ueberſchauen geübten Blicke! Welch ein Genuß, dieſen Harmonien nachzuſpüren, ihr näher zu kommen, ſie endlich wahrzunehmen, die Verwirrung ſich in freudige Ordnung auflöſen zu ſehen!

Bedürfet Ihr neben der ſtillen Schönheit noch der erhabenen Pracht: was ſind Eure reichen Gewande und Teppiche, Eure künſtlich geſchmückten Zimmer, Eure glänzenden Erleuchtungen gegen den Blumenſchimmer der Frühlingsflur, gegen die herrlich prangende Landſchaft, gegen das goldne Licht des Tages, gegen den geſtirnten Himmel, gegen Morgen- und Abendroth, gegen die dunkle Gewitter- die glühende Wolkenpracht! dort alles wie blendend und ermüdend, hier alles wie einfach und ſtärkend! dort alles wie anmaßend, hier alles wie beſcheiden! dort eine Pracht, die am Schönen nicht ſelten Gewalt übt, hier eine Pracht, die in ſanfter Schönheit, als in ihrem Elemente erblüht, und das Geſetz des Schönen tief im Innern trägt.

Unter den Menſchen nur ſoll das Leben — in der Natur nichts als der Tod ſeyn? Das wäre alſo nicht Leben, was das Herz der Natur durchdringt und erwärmt, und alle die großen, lieblichen farbenreichen Geſtalten hervorzaubert, was in der Pflanze ſich nährt, in der Blume bildet, im Baume aufſtrebt, was in den Lüften ſchwirrt und jubelt, im Staube ſich regt, was in den Strahlen der Sonne ſpielt, was im Sturme daher zieht? in Euren Kreiſen nur wären die rechten, die zu leben wiſſen, weil ſie Manieren haben, und ſich auf Worte verſtehen?

Euer verſchlagenes, altkluges und in der Altklugheit kindiſches, ſonſt überaus geſittetes, verſtändiges, abgeſchliffenes Leben, das vermiſſe ich freylich, wo der Weltgeiſt ſein Leben gedankenvoll, nie ganz ergründet, in ewiger Herrlichkeit offenbart.

Was Ihr Leben nennt, wie matt und engbrüſtig, wie träge und grämlich ſchleicht es oft dahin, während hier alles leicht und fröhlich ſich fortbewegt! wie peinlich geht es in ſeinen engen Formen, wie ſchwer in ſeinen laſtenden Feſſeln — und hier alles wie frey, wie vielfach durcheinander, und doch in den ſchönſten Maßen! wie kleinlich iſt es gearbeitet — und hier alles in kühnen, großen Zügen! von welchen gemeinen Antrieben finden wir es gewöhnlich beſeelt, nach welchen elenden Zwecken ſtrebend — und hier alles voll erhabenen Gedanken, das Würdigſte bezweckend!

Weiſet nicht auf den bunten Wechſel und die reiche Mannichfaltigkeit Eures Weltlebens. Bunt und mannichfaltig iſt es oft genug bey Euch — bunt und mannichfaltig, wie das Narrenkleid; und doch auch wieder daſſelbe Einerley, wie geſtern ſo heute und morgen, da am meiſten, wo wir gerade etwas Neues zu ſehen begehren — Verwirrung, wo wir eine Regel ſuchen. Laſſet einmal etwas bey Euch aus dem Gleiſe treten — welche endloſe Unordnungen! alles geſtört und über einander geworfen. Laſſet einmal etwas laut werden, und mit Geräuſch ſich kund thun — welche ſchreyende Mißklänge! welche Kämpfe der Abſichten und Leidenſchaften!

Betrachtet dagegen die Natur: bunt und mannichfaltig werdet Ihr es auch hier finden; aber welche Symmetrie überall! welche Bedeutung in dem ſcheinbar Bedeutungsloſen! welcher Ernſt im Spiele! welch eine erhabene Ruhe in den wildeſten Bewegungen! welche Einheit in den ſcheinbar wider einander ſtreitenden Kräften! und welch ein ſeliger Friede geht aus ihren Kämpfen hervor! ihre Kämpfe ſind eben nichts anders, als dieſer Friede, wie er, in immer weiterm Umfange und in immer hellerer Geſtalt ſich ſelbſt ſchafft. Das ſchöne Gebieth der ewigen Harmonie, die Gefilde des himmliſchen Friedens umfangen mich, wann ich, holde Natur, in deinen Umſchattungen ruhe. In dem Brauſen deiner Ungewitter höre ich Stimmen des Friedens.

Auch der Verſtand geht nicht leer aus, indem ich mit der Natur lebe. Menſchen kann ich hier freylich nicht beobachten, ihre Sinnesart und Weiſe nicht erforſchen; aber ich erforſche, was wohl eben ſo intereßant iſt, als die Sinnesart und Weiſe der Menſchen, wie man ſie in der großen Geſellſchaft antrifft.

Menſchen beobachten — wohl in mancher Hinſicht ein ſehr anziehendes, doch, je nachdem man es treibt, und je nachdem die Menſchen ſind, oft ein verſtimmendes, herzloſes Geſchäft! wie nichtsſagend, wie gemein, wie jämmerlich, wie tiefbetrübend ſogar oft, was dieſe Menſchen uns zu zeigen haben! wie langweilig oft ihre Narrheiten! wie entſtellt und verrenkt das, worin ſie ſich am meiſten gefallen! wie verdunkelt oder verwiſcht das Bild der Wahrheit und Schönheit!

Was ich in der Natur ſehe, das glänzt noch in urſprünglicher Reinheit; es ſind göttliche Gedanken, die, nicht, wie in der Bruſt des Menſchen, durch Sinnenluſt getrübt, ſich an den Erzeugniſſen, Ordnungen und Verknüpfungen der Natur darſtellen; die Gottheit offenbart mir, ſo weit ich ſie faſſen kann, in jedem ſinnvollen Werke, in jeder Pflanze, in jeder Blume, in jeder neuen Entwickelung ihre Herrlichkeit. Alles Große und Schöne iſt Zeuge von einem Unendlich-Erhabenen, von einem Ewig-Schönen. Wie das göttliche Leben in unermeßlicher Fülle der Geſtalten und Erſcheinungen, doch überall ſich ſelbſt klar, ſich ſelbſt gleich, mit ſich ſelbſt in der höchſten Uebereinſtimmung, alles aufnehmend in ſeine Liebe, allem Liebe erweiſend, alles in Liebe verklärend, dahin fließt, das nehme ich hier wahr. Dem, das mir ſonſt ſo oft aus den Augen und vom Herzen weggerückt wird, und dem Auge und dem Herzen immer gegenwärtig ſeyn ſollte, fühle ich mich hier wieder nahe; es wird mir ſinnlich vernehmbar, es berührt mich mit unſichtbaren Händen, und macht ſeine Anſprüche an mich geltend. Mit ſeligen Schauern durchdringt mich der Gedanke, daß ich ihm gehöre und was ich ſeyn würde, wenn ich ihm treu bliebe. Dann rinnt die Thräne der Wehmuth über meine Fehler und Thorheiten die Wange herab; ich ſinke an ein väterliches Herz, und gelobe von neuem kindliche Anhänglichkeit.

O, wie oft haſt du, ſtille Verkündigerinn Gottes, den Bethörten zur Beſinnung gebracht, den Harten erweicht, das aufgewiegelte Gemüth beſänftigt, das Bedürfniß der Einigkeit mit mir ſelbſt und dem Himmel zum deutlichen und lebendigen Bewußtſeyn erhoben, das entſchlummerte Gewiſſen aufgeweckt, den Verirrten auf den rechten Weg zurück geleitet! Wie hat deine Größe mich erfüllt mit Anbetung und Demuth vor dem Unausſprechlichen, wenn ſein Gefühl beynahe in meiner Seele erloſchen war, mich zu ihm hinaufgezogen aus der Eitelkeit der Welt, die das Herz feſt umſtrickt hielt, und mich begeiſtert für das Würdige, Große! Odem des Herrn weht erfriſchend und ſtärkend mich an, indem ich deine Gefilde betrete, und mich durchdringt höheres Leben in Ergebung, Liebe und Vertrauen.

Ich betrachte den fein verſchlungenen Bau des Gewächſes, das kunſtreiche, zarte Gewebe der Blume; ich belauſche ihre allmähliche Entfaltung, und bemerke ſinnvolles Weſen, das zu meinem Verſtande und Herzen ſpricht, das mich belehrt, tröſtet, Regel meines Denkens und Thuns wird, das mich warnt, zurecht weiſet, meine Beſorgniſſe niederſchlägt, meine Erwartungen berichtigt, und dunkle Gegenden meines Innern erleuchtet; Bilder meines Daſeyns, meiner Verhältniſſe, meiner Schickſale, mein geiſtiges Leben finde ich ausgedrückt, in zahlloſen Geſtalten umgibt mich was ich bin, was ich werden ſoll, was ich erwarten darf.

Es wird mir immer deutlicher: an die Natur muß ich mich halten, ihr muß ich mich anſchmiegen, um weiſe zu werden, und meinem Herzen das Beſte zu gewinnen. Kindliche Einfalt in der Liebe, dieſes Herrlichſte des Menſchenadels, wo glänzt ſie mir ſo rein entgegen als in den Bildungen der Natur?

Was ich unbefangen, von allen Seiten

und mit friſcher Kraft der Seele erwägen will, das muß ich in die Natur hinaus nehmen. Iſt das Auge blöde, der Geiſt ſtumpf und trübe geworden, miſchen ſich Vorurtheile in jede Betrachtung, hat er ſich verloren in die dunkle Gegend der Sophismen: unter ihrem ſtillen Einwirken wird das Auge wieder geſund, der Geiſt lebendig und heiter, die Vorurtheile zerſtreuen ſich, die Sophismen löſen ſich in Luftgebilde auf — und die Wahrheit ſteht in erhabener Einfalt vor mir.

Schwach und kränklich zeigt ſich alles, was die dumpfe Stubenluft geboren hat, geſund und kräftig, was unter Gottes freyem Himmel das Daſeyn empfing, und, von ihm genährt, an ſeinem Lichte aufblühte.

Gedanken, die ich im Zimmer nicht entwickeln und ordnen kann, trage ich mit auf meinen Spaziergängen herum; da entfalten, da erhellen ſie ſich von ſelbſt, und treten in einen ſchönen Zuſammenhang. Bedenklichkeiten, die ich im Zimmer nicht zu heben wußte, verſchwinden, ſo bald die Natur mich in ihre ſtillen Plätze aufnimmt. Nur den Gedanken, den ich in der Natur durchdacht, geprüft, und mir angeeignet habe, beſitze ich ſo, daß ich in ihm mein geiſtiges Leben empfinde.

Die glücklichſten unter meinen Gedanken hat entweder die Natur ſelbſt oder die heitre Verfaſſung der Seele, in die das Leben mit ihr mich verſetzte, hervorgebracht.

Gibt es irgend eine Stimmung der Seele, der nicht die Natur, in zahlreichen Erſcheinungen und Gebilden zuſagte, die ſie nicht erwecken, unterhalten, beleben und bereichern könnte?

Sie ſympathiſirt mit deiner Fröhlichkeit, mit deiner Rührung, mit deiner Wehmuth, mit deinem Ernſte, mit deinem Hochgefühl. Sie hat blühende Thäler, lachende Hügel und dunkle Beſchattungen, öde Stätten, wo die Trauer weilt, und die der Tod ſich ſcheint geweiht zu haben, düſtre Verengungen zwiſchen himmelan ſtrebenden Felſen und Gebirgsmaſſen, und Standpunkte, die viele herrliche Gegenden beherrſchen, wo die Ausſicht ſich ins Unermeßliche verliert — heitern Morgenſchimmer, blendenden Mittagsglanz, ſtilles Abendlicht, ſanften Mond- und Sternenſchein und Nächte voll Finſterniß — ihren jubelnden Frühling, ihren prachtvollen Sommer, ihren melancholiſchen Herbſt, ihren rauhen Winter — ihre Miſchungen des Lieblichen und Erhabenen, der freundlichen Beſchränkung und der unendlichen Erweiterung, des häuslichen Beyſammenſeyns und des ſich Verlierens in die Ferne.

Und ſieh' ihre holdeſten Kinder, die Blumen, an: ſind nicht einige die Sinnbilder der Heiterkeit, andre der ſeligen Freude, andre des gemüthlichen Weſens, andre der ſinnenden Liebe, andre des klagenden Schmerzes, andre der ſtummen Trauer, andre der gedankenvollen Betrachtung, andre des innigen Lebens, andre der ſüßen Schwärmerey, andre des ſtillen Verlangens, andre des kühnen, feurigen Aufſtrebens? weilen ſie nicht mit dir an der Erde? kehren ſie nicht mit dir ein in dein Inneres? erheben ſie ſich nicht mit dir gen Himmel?

Wie ſoll ich es nennen, das unausſprechlich Milde, das über die ganze Natur verbreitet iſt, hier angehaucht, da ergoſſen, wie in Strömen, dort in das Innerſte der Dinge gelegt — das ſich ſelbſt an ihren rauheſten Geſtalten, an ihren grauſamſten Zerſtörungen nicht verkennen läßt, das alles Feindſelige in ſich verſöhnt, und aus allen ihren Kämpfen wieder ſchöner hervorgeht?

Es iſt der eigenthümliche Charakter der Natur, womit ſie jedes bezeichnet, was ſie zu dem Ihrigen zählt, das Element, worin ihre Kräfte ſich bewegen und beſänftigen, ihre Erzeugniſſe ſich bilden.

O, wie hat es meinem Gemüthe, ſtillend und ſüß ſchmeichelnd, wohlgethan! wie hat es jetzt mich zu ſüßen Thränen gerührt, dann ſelige Ruhe durch meine Seele verbreitet!

Gelinde und weich fühlt im Schoße der Natur das wundgeſtoßene Herz ſich umfangen, und ſeine ſtechenden Schmerzen ſpüren den heilenden Balſam. Wie laue Frühlingslüfte weht es mich an, wenn ich mit erſtarrtem Gemüthe aus den ſtürmiſchen Gegenden des Weltlebens in die ſtillen Gebiethe der Natur eile; wie aus Silberquellen labt es mich, wenn ich von heißer Schwüle gedrückt, in ihren Schatten ruhen kann.

Waren alle meine Empfindungen matt und ſtumpf geworden unter geiſtloſen Arbeiten, unter herztödtenden Zerſtreuungen: dann lernte ich unter den milden Einflüſſen der Natur wieder menſchlich fühlen.

War mein Innres von der Leidenſchaft erſchüttert — wilder Aufruhr in der Bruſt: ſtill zog es hier von allen Seiten in mich ein, und die Stürme legten ſich, das heftig Erregte zerfloß in ſanfte Bewegungen.

Wühlten Unmuth und Erbitterung in meinem Innern: die finſtern Geiſter mußten hier weichen dem milden, der mit leiſen Beſchwichtigungen über mich kam.

Mit dem lange verſchloſſenen Gram trat ich unter den heitern Himmel, unter die Blumen der Flur: da rann er in ſüßen Thränen herab.

Hatten die Menſchen keinen Troſt für mich: ich wandte mich an die Natur, und nie hat ſie mich ungetröſtet gelaſſen, freundliche Stimmen flüſterten mir zu, was die beklommene Bruſt erleichterte.

Stand ich unter den Menſchen einſam, und wollte das Gefühl des Alleinſeyns mir das Herz zerquetſchen: die Natur ſchmiegte ſich warm und zärtlich an das verarmte, verlaſſene.

In einem Reiche der ewigen Huld, die

ſich in tauſend Erſcheinungen wunderbar erweiſt, an dem Herzen der Liebe befinde ich mich, ſo oft ich mit der Natur lebe; da kann ich nicht anders, als der Milde des Schickſals vertrauen für alle Zukunft, wie dicht und ſchwarz ſich auch die Wolken des Unglückes zuſammenziehen.

Das Liebſte meines Lebens mit der Natur aber bleibt mir, daß ich in demſelben mich ſelbſt habe, wie ſonſt nirgends, und, in der reinen Eigenthümlichkeit meines Weſens mich hingebend, überall mich ſelbſt wiederfinde.

In der Geſellſchaft der Menſchen habe ich mich nicht; da haben mich Zerſtreuungen, ſchuldige Aufmerkſamkeiten, eingelernte Künſte, aufgedrungene Abſichten, die Launen und Einfälle des Augenblicks oder die Qual der Langenweile; da liegt meiſt unter Formen, Worten und gutem Tone begraben, was ich bin, daß ich mich kaum darauf beſinne; da habe ich ſtatt meiner allerley mir Angeheftetes, Aufgeladenes, Weltgerechtes.

Unter den Geſchäften des Berufs habe ich mich auch ſelten; da haben mich gewöhnlich der

Zwang der Pflicht, die Arbeitsnoth, die Sorge für das Werk — zuweilen der Aerger und der Kleinmuth; da habe ich ſtatt meiner häufig die beengende Vorſchrift, die geſpannte Erwartung, tauſenderley Dinge, die man mir anſinnt, und worauf das Herz ſich nicht verſteht. Was die Umgebungen von mir erpreſſen, ſtellt ſich unaufhörlich zwiſchen mich und meinen Genius.

Die Natur lockt die ſchlafenden Töne aus der Bruſt; in ihren Umſchattungen bleibt nichts an mir und in mir, was mir nicht gehört; hier weicht zurück, hier fällt von mir ab, was mich nicht angeht. Was ich ſeyn kann, ſeyn ſoll, immer ſeyn möchte, das — und nur das bin ich hier; was mir theuer iſt, was mich beſchwert, was mich erfreut, was ich beſorge, wünſche, hoffe, das beſchäftigt mich ganz und einzig; und das alles theilt die Natur mit mir; das alles knüpfe ich an Gegenſtände, Plätze, einſame Spatziergänge, Ausſichten, die vielleicht an ſich ohne beſondere Reitze — aber mir durch Gewohnheit befreundet, Vertraute meiner

Seele geworden ſind, wie ich unter Menſchen keine habe.

So oft mir das Herz voll iſt von Wehmuth, von Schmerz oder von Luſt, muß ich hinaus zu meinen Vertrauten, und es mit ihnen erwägen und beſprechen; dann trage ich es leichter, dann genieße ich es inniger. So oft ich etwas zu überlegen habe, was das Herz näher angeht, muß ich es in der Nähe der Vertrauten betrachten, und die Vertrauten um Rath fragen, wenn ich alles recht bedenken, und etwas ausmitteln will, wornach ich mich mit Zuverſicht richten kann; und nie wende ich mich vergebens an ſie. Die meiſten Dinge erſcheinen mir anders, wenn ich mich mit jenen darüber unterhalte, ich behandle ſie nun freyer und doch beſſer; und was hier nicht anders erſcheint, das iſt gewiß ſchon Anfangs richtig gedacht geweſen, daran halte, darauf verlaſſe ich mich.

An Plätzen und Gegenden, die mir auf dieſe Weiſe vertraut geworden ſind, hat jedes Einzelne eine beſondre Bedeutung, die ihm das Herz geliehen, ſteht jedes Einzelne mit dieſem Herzen in einer ihm eigenthümlichen Befreundung. Je nächdem meine Stimmung iſt, wende ich mich lieber an dieſes oder an jenes, das ich dieſer Stimmung geweiht habe, oder in dem ich etwas dieſer Stimmung Verwandtes anzutreffen glaube.

So beſitze ich für alles, was mein Inneres bewegt, etwas in der Natur, woran ich mich damit wende — ſelbſt für das, worin mich kein Menſch verſtehen würde.

Nicht ſelten auch gefällt es dem Herzen, die Rollen zu vertauſchen, und dem ſeinen Schmerz zu klagen, dem es ſonſt nur ſeine Freuden bekannte, dem ſeine Hoffnungen mitzutheilen, vor dem es ſich ſonſt nur in der Sorge ergoß, was oft wunderbare, immer aber wohlthuende Rührungen hervorbringt.

Alles lebt hier mit mir und ich mit allem, weil alles die Farbe meines Gemüthes trägt.

Es beſteht ein unzertrennlicher Bund zwiſchen mir und der Natur. Ihr enthüllt ſich mein Geheimſtes, das Schlechteſte, wie das Beſte. Was ich vor mir ſelbſt nicht auszuſprechen wage, wovon, bey der unbefangenſten Erforſchung des Innern, der Blick ſich ablenkt, das geſtehe ich ohne Scheu der Vertrauten. Ich lerne mich ſelbſt beſſer kennen; ich entdecke in mir, was ich nie ahnete, indem ich mit der Natur lebe. Weiß ich mich einer Pflichtverletzung ſchuldig, habe ich einen Fehler, eine Schwäche an mir wahrgenommen; bey ihr muß ich mir deſſen bewußt werden, um ernſt und muthig an die Verbeſſerung zu gehen.

Bedarf ich der Ermunterung zu einer ſchweren edeln That; wie fühle ich mich ſo ſtark und aufgelegt, wenn ich ſie im Angeſichte der Natur überdacht habe!

Das Gute, das etwa in meinem Herzen wohnt, iſt nie mehr das Meinige, als wenn die Natur es vertraulich an das Licht lockt. Das Verkehrte, das ich aus mir wegzuſchaffen habe, erſcheint mir nirgends häßlicher, unerträglicher, als wenn ich im Umgange mit der Natur daran erinnert, und in demſelben des Widerſpruches mit mir ſelbſt inne werde. Und welch ein Genuß, wenn ich, ermüdet von dem vollbrachten Geſchäft, das freye, mit ſich zufriedene Herz den Eindrücken überlaſſe, die ſie, die Wohlbekannte, in ihren vielgeſtalteten Charakteren hervorbringt, und das Leben nun hinſchwebt, ſpielend unter ihren luftigſten Geſtalten und lieblichſten Blüthen!

Immer haben mich ſolche Gegenden am meiſten angezogen, wo die Ausſicht ſich in weite, graue Formen verliert, während das dicht abſchneidende Gebirge, wie romantiſch es auch gruppirt ſeyn mag, mir etwas Beengendes behält; der Gedanke kann nicht darüber weg, hinter demſelben iſt kein Raum mehr für mich, alles plötzlich geendet, das öde Reich des Nichts beginnt hier.

In die Nebel der Ferne baut die Phantaſie ihre goldnen Reiche; in den Nebeln der Ferne, aus denen es hier und da noch funkelnd hervorſcheint, liegt das Zauberland der Kindheit; hinter den Nebeln der Ferne ſchimmern die Gefilde der Seligen.

Aus den Nebeln der Ferne kommt mir Bothſchaft von den Theuern, die ich liebe.

Aus dem Dunkel der Ferne ſchweben unbeſtimmt, aber freundlich, heran und immer näher die Bilder der mir einverſtandenen Seelen, die mir nie ihre Namen nannten, die ich nur im Geiſte begrüßen kann.

Wie weit geht dieſe Ferne noch hinaus über den Geſichts- und Gedankenkreis! wie vieles mag jenſeits leben, das ſich einſt innig mit mir vereinigen ſoll!

In jene Ferne ſind die Theuern gezogen, die hier von mir ſchieden, und ihnen zieht meine Seele nach auf den Flügeln der Sehnſucht und Liebe.

Die Ferne öffnet ſich unſern Wünſchen, unſerm Streben, unſern unerreichten Idealen, unſern Glauben, unſrer Hoffnung.

Nicht in die nächtliche Tiefe ſinkt — der Ferne nach, wandelt mit uns von hinnen das Schöne und Gute, dem wir uns ergeben haben. Sind wir bey dem Aeußerſten, zu welchem hier unſer Auge gelangen kann, angekommen: ſo thut eine neue Ferne ſich auf, der es wieder mit uns entgegenwandelt. Das Unendliche meines Weſens und ſeiner Erweiterungen, wie es im Dunkel vorſchwebt, um dort von neuem zu tagen, wie es immer mehr in das Licht tritt, ſtellt dieſe Ferne mir dar, und mit jedem Blicke in ſie hinein erklingen in meinem Innern die Geſänge der Unſterblichkeit.

Auch hinauf, in das Blaue, ſchaut bey einer milden Himmelsbeleuchtung gern mein Auge. Dahin möchte der Geiſt ſich ſchwingen, geöffnet die Schranken der Erde, entladen von ihren Bürden, frey von ihren Bedürfniſſen, Gebrechen und Schmerzen, ſchweben in den Räumen des Lichtes, ſelbſt eine Lichtgeſtalt, ungetrübt genießend die Seligkeit des geiſtigen Daſeyns, über ſich das Unermeßliche — immer heller, unter ſich die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, ſtrahlend im ewigen Glanze.

Nicht weniger verweilt der Blick mit Luſt auf dem kinderreichen, mütterlichen Boden, ſich zu weiden an ſeinem Farbenſchmucke und an ſeiner treuen Liebe.

Hier iſt ſicheres, feſtes Land, während es anderwärts unter mir wankt und einſtürzt.

Was auch ſonſt meine Hoffnungen täuſcht: die Natur hält mir Wort, und wird mir Wort halten — und zeugt von einer andern Gegend, wo auch Wort gehalten wird.

Ihre Frühlinge kehren wieder mit ihren Blüthen, wenn auch nicht wieder kehrt, was Menſchen zerſtört haben. Nicht verloren ſind mir die Reitze, die der Herbſt begräbt, wenn auch unwiederbringlich verloren iſt das Glück, das mir die Menſchen zertrümmerten. Ihre Schönheit bleibt ſtäts dieſelbe, wenn auch der Geſchmack und die Launen der Zeit, das Schöne, was Menſchen erzeugten, undankbar verſtoßen. Bliebe mir nichts auf Erden, wäre alles wandelbar, betrüglich: du bleibſt mir, Geliebte, immer dieſelbe, immer voll Huld, immer geſchmückt mit köſtlichen Gaben, immer jung im Veralten. An dein Herz will ich ſinken, du Beſtändige, und lächelnd verweinen die Trauer über die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge.

6.

Das Leben mit ſich ſelbſt.

Zu den größten Wohlthaten, die mir das Schickſal erwieſen, rechne ich, daß es mich gelehrt hat, mit mir ſelbſt zu leben.

Frühe wurde ich an mich ſelbſt gewieſen. Meinen Umgebungen, wie viel Ergötzliches ſie auch darbothen, fehlte, was meinen innigſten Bedürfniſſen zuſagte, und was ſie gewährten, konnte mir nur ein flüchtiges Wohlgefallen abgewinnen, die Sympathie des Herzens blieb unerwiedert. Recht wohl fühlte ich mich nur, wenn ich bey mir war, um ungeſtört dem Gehör zu geben, was im kindiſchen Gemüthe laut werden wollte. Unwiderſtehlich trieb es plötzlich mich weg von dem fröhlichen Knabenſpiele, in das ich auch wohl meine Jubel miſchen mochte, in die kleine, ſtille Welt des Innern, wo alles ſo ſchön und traulich zuſammen ſtand, und doch ſo lebendig ſich regte — in die Paradieſe des Innern, die bald wehmüthig im Abendſcheine dämmerten, bald fröhlich im Morgenſchimmer aufglänzten. Welche köſtliche Stunden habe ich da zugebracht! welche ſüße Thränen geweint! wie viel hat ſich da in mir geſammelt, entwickelt, ins Licht gearbeitet, dem ich noch jetzt die heiterſten Genüſſe verdanke!

So lebe ich nicht mehr mit mir ſelbſt, ſo traurig froh, ſo geſellig vergeſſen, ſo nach Herzensluſt, wie mit dem Liebſten und Trauteſten unter den andern, ſo reich und unausſprechlich ſelig nicht mehr, als in den Kinderjahren; aber das Nachgefühl dieſes Lebens beſitze ich noch, es wird mich nie verlaſſen, und durch daſſelbe bin ich fähig, noch immer intereſſant und nützlich genug, mit mir ſelbſt zu leben.

Späterhin ſind in meinem Leben lange Abſchnitte geweſen, die mich, in den Stunden der Erholung, faſt auf mich ſelbſt beſchränkten.

Ach! unter allen mir Nahen, außer der Natur, wenig oder nichts dem Herzen Befreundetes — gute, mitunter treffliche Menſchen zwar, doch keine zum gemüthlichen Leben, zum Tauſche des Gedankens, des leiſern Gefühles, in Wort, Blick und That, Menſchen andres Sinnes und andrer Weiſe. Ich habe mich mit ihnen gefreut, an ihren Schmerzen und Sorgen Theil genommen, ich habe ihrem Ernſte und ihrem Spiele zugeſehen; aber ich habe nicht mit ihnen gelebt.

Wozu die Jugend den Hang erzeugt hatte, das wurde mir nachher durch Verhältniſſe oft aufgedrungen, daß ich mich ihm zuwenden mußte, wenn mir nicht das Daſeyn veröden ſollte. So war ich genöthigt, mir immer mehr von dem zu erwerben, was zu einem wechſelreichen und vielſeitigen Leben mit ſich ſelbſt geſchickt macht; und dazu hat es denn auch nicht an Gelegenheit gefehlt. Die Natur, Erfahrungen, Bücher, Uebungen von mancherley Art und beſonders die Menſchen, mit denen ich zuſammengetroffen, haben ſie reichlich gewährt. Diejenigen, mit welchen ich nicht leben konnte, haben mich in den Stand geſetzt, mit mir ſelbſt zu leben.

Mit ſich ſelbſt leben — wie wenige vermögen das! Und in der That iſt es keine geringe Kunſt.

Es gehört dazu nichts Geringeres, als daß man ſich ſelbſt ein andrer werde, und doch mit ſich in Befreundung bleibe, in dieſem andern ſein Einverſtandenſtes und Getreueſtes beſitze.

Jene Menſchen mit dem leeren Kopfe und Herzen wie ſollten die mit ſich ſelbſt leben? Ihr Selbſt, man mag es faſſen, wo man will, biethet nichts, als kahle Oberfläche, und dieſes dürftige Weſen tragen ſie in jedem Worte und jeder Handlung ganz mit ſich herum. Wenn man ſie einmal geſehen oder gehört hat, weiß man ſie auswendig — und auch ſie haben ſich längſt auswendig gewußt. So leicht ſie zu befriedigen ſind, mit ſo vieler Liebe ſie ihr Selbſt pflegen, ſchmücken, anpreiſen: was für ein Intereſſe könnten ſie daran haben, das zum Ekel Wiederholte immer von neuem zu wiederholen? Sich gar zu wohl bekannt und überall dieſelben, das Betrachtete und das Betrachtende im nichts von einander verſchieden, aber gleich an Gehaltloſigkeit, werden ſie es mit keiner Anſtrengung dahin bringen, daß ſie ſich als andre erſcheinen, und in ſich etwas antreffen, womit umzugehen wäre.

Um ſich ſelbſt ein andrer zu werden, muß man viel erlebt, und dabey beobachtet, das Erlebte und Beobachtete geiſtig verarbeitet, in ſein Eignes verwandelt, muß man geleſen, gedacht, gefühlt, ſich etwas vorgeſetzt, nach etwas geſtrebt, etwas in ſich gebildet haben; die Seele muß einen Reichthum von Vorſtellungen, von Erinnerungen, von Bewegungen und Antrieben in ſich ſchließen, deren ſie ſich gewöhnlich nicht bewußt, in denen ſie ſich ſelbſt fremd iſt, die aber ihr klar werden, ſo bald ſie den Blick in ſich hinein lenkt.

Die Zerſtreuten, welche immer außer ſich leben, ſind ſich nicht andre geworden, ſondern haben ſich ganz verloren an die Welt: ſie ſind überhaupt nur ſo lange noch etwas, als dieſe ſie gefeſſelt hält, ſie finden nichts mehr als das Geſpenſt eines Selbſtes, ſo bald ſie ſich von dieſer frey machen, um bey ſich etwas zu ſuchen, ſie müſſen ſich mit der Welt zuſammen.

nehmen, um ihrer ſelbſt inne zu werden. Darum vermögen auch ſie nicht mit ſich ſelbſt zu leben: es flieht vor ihnen, und zerflattert in den Lüften, wenn ſie erhaſchen wollen, was noch außer den Eindrücken der Sinne ihnen an ſich weſenhaft ſchien. Für ſie giebt es keine Beſchäftigung, als mit dem, was in der That von ihnen geſchieden iſt, und nie bleibend das Ihrige werden kann.

Könnte man etwas Beßres von denen erwarten, die, mit ſich ſelbſt uneins, ſich beſchämend und ſchreckend gegenüber ſtehen, und nicht in ihr Innres ſchauen dürfen, um nicht die traurigſten Zerrüttungen, ungemäßigte Wünſche, Tumult der Leidenſchaften, Widerſpruch des herrſchenden Selbſtes mit dem edlern wahrzunehmen, und alle Qualen der Selbſtverdammung zu empfinden? Nicht bloß andre, ſondern feindſelige ſind ſie ſich geworden. Zum Leben mit ſich ſelbſt, wird nichts dringender erfordert, als daß man mit ſich ſelbſt Frieden habe.

Wahrlich, es darf uns nicht wundern, wenn die meiſten es unbegreiflich finden, wie jemand mit ſich ſelbſt leben kann, zum Wundeden ein ſolches Leben für abgeſchmackt, unbequem, höchſt läſtig erklären.

Doch iſt es nöthig, daß man mit ſich ſelbſt zu leben verſtehn. Es gibt Zeiten, wo wir durch unſern körperlichen Zuſtand, oder durch eine lebhafte Erſchütterung des Gemüthes, unſre gewöhnlichen Geſchäfte vorzunehmen, unfähig geworden, wo wir müde, abgeſpannt, der Erholung bedürftig ſind, und doch nicht unter Menſchen ſeyn, oder an Vergnügungen Theil nehmen können, entweder weil wir uns in unſerm Kreiſe nach Menſchen, die uns angenehm zerſtreuen, nach Vergnügungen, die uns ergözen, vergebens umſehen, oder weil wir uns für beydes nicht geſtimmt fühlen, oder weil eben das, was uns unſern Verrichtungen entzieht, uns auch von der Geſellſchaft entfernt, wo wir uns mithin ganz verlaſſen, einer marternden Langeweile, und allen Thorheiten, böſen Gedanken, Selbſtpeinigungen, die dieſes traurigſte aller Uebel zu begleiten pflegen, einer furchtbaren Herzensverödung oder den Furien des Kummers, der Sorge, der Angſt Preis gegeben finden, wenn wir nichts in uns antreffen, womit wir ein hinhaltendes, aufheiterndes, tröſtendes Leben zu führen vermögen.

O, wie manche einſame Stunde iſt mir, in der Beſchäftigung mit mir ſelbſt, leicht, angenehm und nützlich vorübergegangen, die ich ohne dieſelbe finſter, unmuthsvoll, an mir ſelbſt verzweifelnd, zugebracht haben würde! Ueber wie manches Widerwärtige bin ich, mit mir ſelbſt lebend, glücklich hinweggekommen, dem mich die intereſſanteſte Geſellſchaft nicht hätte entreißen können!

Das Leben unter Menſchen wird oft ſo geiſtlos und abgeſchmackt, ſo läſtig in ſeinem ewigen Einerley, in ſeinem prunkenden Nichts, in ſeinen ſtarren Formen, ſo ermüdend in ſeinen kleinlichen Beſtrebungen, in ſeinem unbedeutenden und doch vornehm thuenden Treiben, daß man nichts ſehnlicher wünſcht, als ſich vor demſelben in Sicherheit bringen zu können. Wie ſind da diejenigen zu bedauern, die nicht gelernt haben, mit ſich ſelbſt zu leben, wobey allein Rettung wäre, die ſich ſogar gezwungen ſehen, hier ihre Erholung zu ſuchen!

Nie fühle ich mich ſo leicht und frey, als wenn ich, nachdem ich ſo manchem Zudringlichen Rede geſtanden, ſo manchen Langweiligen angehört, ſo manchem Läppiſchen zugeſehen, ſo mancher eiteln Grimaſſe zugelächelt, zu ſo manchem Unverſtande ja und nein geſagt, ſo manchem leeren Geſchwätze hergehalten, mich nun, gänzlich erſchöpft, bey mir ſelbſt wieder finde, wie in den Armen der Ruhe, nach der ſauern Mühe des Tages.

Indeß auch die geiſtreichſte Geſellſchaft kann nicht länger, als einige Stunden das Verlangen, wenigſtens auf Augenblicke, zu mir zurück zu kehren, fern halten.

Ich muß ſchlechterdings, wenn ich aus dem Kreiſe der Menſchen komme, noch eine Weile mir ſelbſt angehören, ehe ich mich zur Ruhe legen, oder ein Geſchäft zu beginnen im Stande bin.

Wollt Ihr das Egoiſmus ſchelten? Ihr würdet es nicht, wenn Ihr in mein Herz blicken könntet. Das Ich, um welches der Egoiſt ſich gelagert hat, iſt am weiteſten von mir ab, wo ich mit mir ſelbſt lebe. Nicht was dieſem Ich ſchmeichelt, nicht worin man ſich ſelbſt gefällt, ſondern das Schöne und Gute, das ich empfangen habe, oder das im Innern gebildet, mir als etwas Fremdes erſcheint, iſt da meine Beſchäftigung. Es kommt mir nicht in den Sinn, meine Geſellſchaft für beſſer, als die der andern zu halten, ich denke an ſo etwas gar nicht; aber das empfinde ich recht lebhaft, daß ich hier das Beſte mir zur Geſellſchaft wählen kann.

Die intereſſanteſte Geſellſchaft ſinkt endlich unvermeidlich zur gemeinen herab, wenn ſie ſich bloß aus ſich erhalten ſoll, und nicht Menſchen zu ihr gehören, die viel mit ſich ſelbſt leben, im Leben mit ſich ſelbſt die Blüthen und Früchte erzeugen, die das Leben der Geſellſchaft verſchönern und erfriſchen.

Mit uns ſelbſt müſſen wir gelebt haben, um für die Geſellſchaft recht aufgelegt zu ſeyn, um ſie durch intereſſante Mittheilungen zu erfreuen, und dem, was ſie uns zu gewähren hat, volle Empfänglichkeit entgegen zu bringen. Wer ſich nicht im Leben mit ſich ſelbſt, auf das Leben in der Geſellſchaft vorbereitet, und nachher die Eindrücke, die er hier aufgenommen, weiter bildet, iſt eben ſo wenig geſchickt, ſie zu genießen, als ſie zu benutzen, und den nachtheiligen Einfluß derſelben von ſich abzuwehren. Je beſſer jemand mit ſich ſelbſt zu leben verſteht, deſto weiſer, angenehmer, liebenswürdiger wird er mit andern leben.

Ich verkenne nicht, was ich in der Welt an Einſicht und Bildung gewonnen habe; aber das Meiſte gehört dem Leben mit mir ſelbſt an.

Indem ich mit mir ſelbſt lebe, ſammle ich eine Menge von Vorſtellungen, zu denen ich unter Menſchen nicht gelangen würde; weil da die Gegenſtände und Veranlaſſungen derſelben dem Auge entrückt ſind; weil ich da die Zeit nicht finde, die zum Auffaſſen derſelben erfordert wird; weil da zu viele Dinge mich anziehen, als daß ich bemerken könnte, was zu ihnen hinführt — verweile ich bey jeder ſo lange, bis ich ſie mir vollſtändig entwickelt, was mir unter Menſchen ſelten gelingt. Um mich zu den Gedanken zu erheben, die nicht in das Gebieth der Erfahrung fallen, um alles, was ich vernehme ſo zu verdeutlichen, zu berichtigen, zu ordnen, daß meine Bildung davon Gewinn hat, muß ich mit mir ſelbſt leben. Das Beſte, das Gediegenſte und Fruchtbarſte meines Wiſſens verdanke ich der einſamen Betrachtung, in der ich ganz mit mir ſelbſt bin

Da beſuchen mich die ſtillen Freunde aus der innern Welt, die mit Kunde vom Herzen und vom Ewigen mein Leben erleuchten und erfreuen, ſtärken und leiten. Da erwachen und miſchen und geſtalten ſich die zarten und großen, die heitern und ernſten Empfindungen der Seele, die den größten Reichthum des Gemüthes ausmachen, und zur Veredlung deſſelben am meiſten beytragen. Da erhebt ſich ins Licht das Lichtverwandte, das Reine und Schöne, was die Welt ſo oft in ihre Schatten hüllt.

Das Leben mit andern wird mir um ſo intereſſanter, je mehr es dem Leben mit mir ſelbſt nahe kommt, je mehr ich darin mich ſelbſt habe, und es treiben kann, wie der Genius gebeut, je mehr es ſich aus dem Geräuſch in das Heimliche und Trauliche zieht. Darum iſt mir das Leben mit den Geliebten ſo köſtlich; es iſt gleichſam erweitertes Leben mit mir ſelbſt, in dem Kreiſe eines mir verwandten Denkens, Empfindens und Wünſchens hält es mich gefangen, aber ich bewege mich in demſelben freyer und fröhlicher, unter mannichfachem Wechſel der Erſcheinungen. Die Bilder meines Daſeyns begegnen mir, bald ſo, bald anders gekleidet und in verſchiedener Beſeelung. Und doch würde auch dieſes Leben ſeinen Reiz verlieren, ſein Angenehmſtes würde mich ermüden, wenn ich mich nicht zuweilen davon abſondern könnte, um ganz mit mir allein zu ſeyn.

Das Leben mit uns ſelbſt iſt von unſerer Beſtimmung unzertrennlich, darum läßt ſich das Bedürfniß deſſelben in fühlenden Menſchen nicht unterdrücken.

Glaubet nicht, daß mein Leben mit mir ſelbſt ein einförmiges ſey. Alles, deſſen eine freye Geiſtesthätigkeit ſich zu ermächtigen weiß, erlangt für mich Sprache, von allem, was ich in mir antreffe, was die Erfahrung mich gelehrt, was die Weiſen mir mitgetheilt, was die Natur mir eingepflanzt, und was ich um mich her bemerke wird mir Frage und Antwort, Zweifel und Auflöſung, Trauer und Götterluſt, Troſt und Ermuthigung; immer iſt es andrer Art und andres Weſens, das mich bald unterhält, bald belehrt, bald innig rührt, bald kräftig erhebt, bald in heitre Paradieſe, bald in die dunkeln Reiche der Wehmuth, bald n das unendliche Gewühl ſtets wechſelnder ernſter und fröhlicher Geſtalten führt.

Ich verſchmähe es nicht, mich zuweilen den Traumwerk der Phantaſie zu überlaſſen, wie ſie zufällig entſtehen, und ſich zueinander geſellen, oder wie die Stimmung die verwandten um ſich verſammelt, oder wie die klugen und thörigten Wünſche des Herzens ſich bilden. Da flattern die leichtgeflügelten, ätheriſchen Kinder der Laune um mich herum, und ich ergötze mich an ihren bunten, lieblichen Farben, an ihrem luſtigen Schwärmen von Blüthe zu Blüthe, ich theile mit ihnen ihr flüchtiges Daſeyn, und ſehe ohne Schmerz und Klage, wie ſie ſelbſt in ihr herab ſich ſtürzen. Tauſend Herrlichkeiten baue ich in die Luft, und habe meine Freude an der Pracht, die den Augenblick verſinken wird. Was ich nie beſaß, und nie beſitzen werde, das nenne ich mein, und vollendeter, als es irgend vorhanden iſt, drücke ich es an mein Herz. Kein Verlangen, das nicht Befriedigung würde, kein Schmuck des Lebens, keine freundliche Lage, kein geliebtes Gut, die nicht dem Worte des mächtigen Zaubers gehorchten. Ueber jede Schönheit bin ich unumſchränkter

Gebiether, reicher bin ich als die Götter der Erde und ſchwelge in Genüſſen, die ſie mir beneiden ſollen, und von denen ſie mit all ihrem Golde auch nicht den kleinſten erkaufen werden.

Wollt Ihr mich tadeln, daß ich ſo mein Spiel habe? Kann denn das Leben ohne Spiel beſtehen? und wie wäret Ihr auf einmal ſo entſetzlich verſtändig geworden? Iſt es etwas andres, als Spiel und oft noch dazu ein ſchlechtes, was Ihr mit Kartenblättern, mit Neuigkeiten, mit Politik und Weibern, mit Redensarten und Entwürfen treibt? Warum ſoll ich nicht auch ſpielen mit meinen Bildern? Glaubet mir, ich verſtehe mich auch auf den Ernſt, eben weil ich mich auf das Spiel verſtehe. Ich habe jedes an ſeinem Orte — und da ganz. Das iſt der Unterſchied: mein Spiel iſt harmlos und gemüthlich, es verſetzt mich in die heiterſte Stimmung, munter und gutes Muthes kehre ich zu den Arbeiten zurück, mit denen ich nie geſpielt habe; während Ihr ſpielet iſt Euch der Angſtſchweiß auf der Stirne, prägt die Noth Euch ihre ſcharfen Züge ins Geſicht, ſteht Euch der Jammer bleich zur Seite, Ihr ſeyd nie unmuthiger und untauglicher, als wenn

Ihr vom Spiele kommt, und während Ihr am ernſthafteſten zu ſeyn glaubet, gebärdet Ihr Euch, als ob Ihr auf einen Scherz dachtet, und die Welt beluſtigen wolltet. Indem Ihr zu ſpielen vorgebet, laſſet Ihr es Euch ſo ſauer werden, daß man Mitleiden mit Euch haben möchte; dagegen ſpielet Ihr mit Dingen, mit denen kein Menſch ſpielen ſollte, und verlanget, daß man Euern Ernſt reſpectire, wo man ſich mit Mühe des Lachens erwehrt.

Oder meynet Ihr, meine Freude ſey doch von kurzer Dauer? Kann denn die Eurige einer ſo gar langen ſich rühmen? und eilet nicht jede Luſt des Menſchen ſchnell dahin? Vermöget Ihr auch die Eurige zurück zu rufen, ſo oft es Euch gefällt, wie ich es vermag?

Träume ſind es, an denen ich mich ergötze? Das begehre ich nicht zu läugnen, das habe ich nie mir ſelbſt zu verbergen geſucht. Als Träume habe ich ſie behandelt und genoſſen, und ihnen nicht angeſonnen, was ſie mir nicht gewähren konnten. Immer bin ich mir bewußt geblieben, daß das nicht in der Wirklichkeit ſey, was ich im Geiſte umarmte, darum hat es mir nie etwas gekoſtet, mich in dieſe Wirklichkeit zu fügen, aber oft iſt es mir gelungen, die freudeleere mit den Blüthen aus den Gefilden des Traumes zu ſchmücken, und nie iſt ſie für mich ohne Reitze geweſen, nie hat ſie mich unzufrieden gemacht. Und was hätte denn Eure Wirklichkeit vor meinen Träumen voraus? Nichts, als daß Ihr ſie lebhafter fühlet, und mehr davon beunruhigt werdet. Wenn das Herz fröhlich war, dann gilt es doch wohl gleich, ob es ſich an einem Traume, oder an etwas Wirklichem ergötzt hat: dieſes iſt nicht weniger vergänglich, als jener — und das Leben ſelbſt, von ſeinem ſittlichen Gehalte abgeſehen, in ſeinen Erſcheinungen nur ein zuſammenhängender, deutlicher Traum — ſeine Wahrheit für das Herz allein in den Gefühlen, die es in dieſem hervorbringt. Meine Träume dienen mir überdies nicht bloß zur Unterhaltung; ſie offenbaren mir menſchliches Weſen, von fremdem oder eignem menſchlichen Weſen hat ſich das losgearbeitet, woraus ſie ſich bilden, oder was ihnen die Form gibt; ich werde mit menſchlichen Weſen vertrauter, menſchliches Weſen entwickelt ſich vielſeitiger in mir, ich blicke in mein Herz, unbekannte Eigenſchaften meines Gemüthes treten ans Licht, und dem Spiele geſellt ſich die ernſte Lehre zu, indem ich mich mit den Träumen der Phantaſie beſchäftige.

In den Augenblicken der Abſpannung oder eines ſolchen körperlichen Uebelbefindens, das mich, ohne große Schmerzen zu verurſachen, oder die Beſinnung zu ſtören, der Anſtrengung unfähig macht, überlaſſe ich mich den Eindrücken der Gegenſtände um mich her und den flüchtigen Gedanken und Empfindungen, die dadurch hervorgebracht werden. Anregend und ſtärkend zieht dann in die freye Seele ein, was ſonſt auf die von andern Dingen ganz eingenommene nicht einmal wirken kann, und ſetzt ſie in eine ruhig wohlthuende Bewegung. Der Tiſch, an dem ich zu ſchreiben pflege, die Bilder an den Wänden, die Bücher in den Schränken, das freundliche Licht des Tages, oder die ſanfte Dämmerung des Zimmers ſprechen mir ermunternde, tröſtende, liebliche, freudenreiche oder wehmüthige Worte zu; ich ſelbſt rede durch ſie mit mir, durch das, was ich in ihnen finde, was ich ihnen in den Mund lege. Ich entdecke in ihnen Beziehungen, Andeutungen, Verhältniſſe zum Leben, Ausdrücke meines Thuns und Leidens, Erinnerungen an Freuden und Schmerzen, die ich ſonſt nicht wahrnehme. Was ich im Umgange mit dieſen Dingen erfahren, gedacht, gefühlt, was ſich in der Phantaſie an ſie gekettet, das ſtellt ſich meinem Geiſte, in einen weichen Duft gehüllt, matter, aber oft wunderbar rührend dar.

Ein andres Mal gehe ich den einzelnen Gedanken und Empfindungen, die durch die Eindrücke der Gegenſtände veranlaßt worden ſind, oder in der Seele von ſelbſt entſtehen, weiter nach, und ſehe zu, wie die erſten ſich trennen und verknüpfen, die andern ſich abſondern und vermiſchen, und werde auf dieſe Weiſe nicht ſelten zu glücklichen Einfällen, zu überraſchenden Anſichten, zu treffenden Vergleichungen geleitet, mit neuen Gefühlen bereichert, in ganz eigne Stimmungen geſetzt, die für das ſittliche Leben ein beträchtlicher Gewinn ſind. So hat ſich mir manches aufgeklärt, manches geordnet, manches berichtigt, woran die abſichtliche Anſtrengung immer vergebens gearbeitet hatte.

Nicht weniger intereſſant iſt es mir, mittelſt der Erinnerung zurück zu leben in vergangene Zeiten, mir die Erfahrungen, die ich gemacht, die Situationen, in denen ich geweſen, die Menſchen, die ich gekannt, die Verlegenheiten, in die ich gerathen, die Vergnügungen, die ich genoſſen, zu vergegenwärtigen, in dem allem mich ſelbſt wieder zu finden, den Einfluß auf meinen Verſtand, auf meine Sinnesart und auf meine Glückſeligkeit zu beobachten, und ſo in der Geſchichte meines äußern Lebens die Geſchichte meiner innern Entwickelungen zu verfolgen, und darüber Betrachtungen anzuſtellen, die der Weisheit des Lebens forderlich werden können.

Von Jugend auf hat meine Seele nach Wahrheit gedürſtet und Wahrheit geſucht. In den Angelegenheiten, welche dem beſonnenen Menſchen die wichtigſten ſeyn müſſen, hat es mir nie genügt, zu wiſſen, was die Meiſten oder die Erleuchteten davon hielten; ich mußte ſelbſt ſehen, ſelbſt wahr finden, mir ſelbſt ſagen können, was ich zu glauben hätte. Darnach habe ich unabläſſig gerungen; darauf habe ich die Zeit und Kräfte gewendet, die ich in einem geſchäfts- und zerſtreuungsvollen Wirkungskreiſe gewinnen konnte. Es iſt mir nicht geſtattet geweſen, viel über Dinge dieſer Art zu leſen; deſto mehr und deſto ſorgfältiger habe ich über ſie gedacht. Zu dem, was ich ſuchte, bedurfte es auch weniger der fremden Leitung, als des ernſten Blickes in mein Inneres und auf das Leben. In den Geſetzen und Bedingungen meines menſchlichen Daſeyns, im Laufe der Welt habe ich der Wahrheit nachgeforſcht, die Bedürfniſſe meines Geiſtes und Herzens habe ich damit verglichen; was aus jenen hervorging, was mit dieſen übereinſtimmte, das hat mir als Wahrheit gegolten, und wenn es eine dem Menſchen erkennbare Wahrheit gibt, dann muß ſie auf dieſem Wege anzutreffen ſeyn. So bin ich, lebend mit mir ſelbſt, zu Ueberzeugungen gelangt, die mich befriedigen, und die ich ganz als mein Eigenthum betrachten kann. Dieſe Ueberzeugungen im Zuſammenhange zu durchdenken, die Zweifel, die ſich gegen ſie erheben, zu erwägen, jene, wo es nöthig iſt, zu verbeſſern, oder feſter zu begründen, mir ihren reichen Inhalt zu vergegenwärtigen, ſie mit andern Angelegenheiten meines Lebens in Verbindung zu bringen, ihr Licht über die Forderungen, die Begegniſſe, die Sorgen und Hoffnungen deſſelben zu verbreiten, aus ihnen Lehre und Rath, Muth und Troſt zu ſchöpfen, gehört noch immer zu den köſtlichſten Genüſſen des Lebens mit mir ſelbſt.

Auch die der Unterſuchung meines Herzens gewidmeten Stunden des Lebens mit mir ſelbſt kann ich eben ſo wenig zu den traurigen, als zu den verlornen zählen. Ich mache dabey wohl manche Entdeckung, die mich demüthigt, aber auch manche, die mir zur Freude gereicht. Nur für den, der ſich ganz fremd geworden iſt, kann die Selbſterforſchung ein läſtiges Geſchäft ſeyn, nicht aber für den, der ſchon oft in ſein Gemüth geblickt, ſich einige Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt erworben, und an der Verbeſſerung ſeines Innern gearbeitet hat.

Welcher Gegenſtand des menſchlichen Wiſſens ſollte mich mehr intereſſiren, als mein eignes Weſen, in ſeinen mannichfaltigen Anlagen, Diſpoſitionen, Stimmungen, Neigungen, Charakterzügen, Aeußerungen, Fehlern und Tugenden? Ohne Selbſtkenntniß iſt es nicht möglich, zu einer weiſen Lebensführung und dauerhaften Zufriedenheit zu gelangen. Je genauer man ſich ſelbſt kennt, deſto mehr iſt man im Beſitze ſeiner Kräfte, ſeiner Gefühle, ſeiner Triebe und ſeiner Glückſeligkeit. Mit ſich ſelbſt aber muß man leben, um mit ſich ſelbſt recht bekannt zu werden.

In dem Leben mit mir ſelbſt treten Gedanken, Empfindungen, Wünſche, Erwartungen und Beſorgniſſe hervor, die ſich in der Welt nicht entwickeln können, und in denen ſich doch das Eigenthümliche meines Herzens am meiſten offenbart. Während ich nur dem Spiele meiner Gemüthskräfte zuſehe, dringen ſich mir Bemerkungen genug auf, die eben ſo überraſchend, als belehrend ſind. Ich beobachte näher, was in der Welt zu ſchnell vorüber geht, als daß ich es ſcharf in das Auge faſſen könnte; ich rufe herauf, was in den Tiefen meines Weſens ſchlummert, und unter den Eindrücken der Welt nicht zum Vorſchein kommt; ich verſchaffe dem, was in der Welt durch Umſtände und Rückſichten gehindert wurde, Gelegenheit ſich zu äußern; ich beſinne mich, wovon ich am häufigſten und ſtärkſten bewegt werde; ich erinnere mich an die Dinge, die mich gereitzt, beſtürmt, betrübt, geängſtigt, aufgerichtet und erfreut, und erforſche ihre Wirkungen auf mein Herz — an die Handlungen, die ich verübt, und unterſuche die Gründe und den Werth derſelben, an die heftigen Begierden, die ich gehägt, und beobachte dieſelben genauer; ich frage mich nach der Erfüllung und Uebertretung meiner Pflichten. Zuweilen vermag ich, allem, was je in mir geweſen und durch mich geſchehen, eine Deutlichkeit zu geben, die mich darin ein vollſtändiges Bild von mir ſelbſt erblicken läßt. Hier, wo ich mich mit mir und dem Herzenskündiger allein befinde, bin ich mir einer Unparteylichkeit und Redlichkeit bewußt, die ich ſonſt nicht an mir rühmen kann, und das Herz wagt Geſtändniſſe, mit denen es ſonſt zurück hält.

Doch ich laſſe es nicht dabey bewenden, daß ich mich ſelbſt zu ergründen ſuche: ich überlege zugleich, wie ich meine Fehler verbeſſern, mein Gutes vermehren, erhöhen und läutern könne, welche Mittel ich dazu beſitze, was ich mir von jedem derſelben zu verſprechen, und wie ich ſie, bey meinem Temperamente, bey meinen Schwächen, und bey dem, was in mir Gewalt übt, zu gebrauchen habe.

Die Vergehungen, deren ich mich anklagen muß, laſſe ich mir zu einer ernſten Erinnerung dienen; Thorheiten, die ich begieng, halte ich mir zu meiner Beſchämung lebhaft vor; ich bemühe mich, mir des Widerſinnigen, Abgeſchmackten, Lächerlichen darin recht bewußt zu werden, damit ich mich künftig ernſtlicher hüthe. Auf die Nachtheile, die mir aus einem hitzigen, unüberlegten Betragen entſprungen ſind, auf die Fälle, wo ich die Gegenwart des Geiſtes, die Macht über mich ſelbſt verlor, wo ich in der Verwirrung ungereimt handelte, mache ich mich aufmerkſam, damit mir das in ähnlichen Fällen nicht wieder begegne.

Ich ſuche mir eine Ueberſicht meines Lebens in der Welt zu verſchaffen. Ich forſche nach, was dieſes Leben für mich iſt und ſeyn kann, welche Zwecke ich ihm ſetzen muß, um ihm eine ehrenvolle Bedeutung zu ſichern, in welcher Geſtalt ich im Stande bin, es mit Wohlgefallen zu betrachten, was es mir bisher war, wie es auf mich gewirkt, zu welchem Ziele ich es geführt, und wie ich es, ſeiner Beſtimmung gemäß, weiter einrichten möge, welche Forderungen es an mich ergehen läßt, in welche Verhältniſſe es mich ſtelle, und noch ſtellen wird, und wie ich den Pflichten derſelben Genüge leiſte, mit welchen Verſuchungen ich werde zu kämpfen, welche Schwierigkeiten ich werde zu beſiegen haben, wie dieſe Sachen, dieſe Menſchen zu behandeln ſeyen, wie ich dem Einen ausweiche, dem andern leiſe nahe trete, durch welche Vorſtellungen ich dieſen gewinne, jenen auf andre Geſinnungen leite, auf welche Weiſe ich, was gegen mich unternommen wird, unſchädlich mache. Ich berathe mich mit mir ſelbſt, was zu thun und zu meiden, zu wählen, zu verwerfen ſey, und wie die Geſchäfte, die ich unter Händen habe, am beſten ausgeführt werden können. Ich bilde, berichtige und befeſtige meine Grundſätze; ich unterſuche, was ſie mir bisher geweſen ſind, was ſie mir fortan ſeyn müſſen. Ich faſſe die nöthigen Entſchließungen, und ertheile ihnen den Nachdruck, deſſen ſie bedürfen; ich wiederhole die ſchon mehrmals gefaßten, um ihren Einfluß verſtärken.

Und warum ſollte ich mich nicht auch an das erinnern, was mich in der Welt beluſtigt, oder mir edlere Freuden gewährt hat? an die komiſchen Auftritte, von denen ich Zeuge geweſen, an die Ungereimtheiten, die der Zufall oder die Narrheit der Menſchen zu Stande gebracht, an die thörigten und lächerlichen Dinge, welche die Menſchen mit der Miene der Weisheit, mit dem Dünkel der Ueberlegenheit und der Zuverſicht des Effectmachens begingen, an den Plunder, womit ſie Gepränge treiben, an den ſchlecht erkünſtelten Schein, womit ſie ſich zu berücken hoffen — an die rührenden Scenen, die an mir vorüber gegangen ſind, an die ſchönen Züge, die ſich vor mir entfaltet, an die herrlichen Geſtalten, die mich entzückt, an die Worte des Witzes und der gediegenen Weisheit, die ich gehört? Warum mir nicht noch einmal vergegenwärtigen die Genüſſe, die ich gehabt und vielleicht nur halb gekoſtet, die Momente des reinen Frohſinns und der ſeligen Begeiſterung, was ich innig gefühlt, trefflich vollbracht, würdig gefeyert, was mich an ſich gezogen, in ſich aufgenommen, weit über mich erhoben hat? Warum ſollte ich nicht meine Erfahrungen zur Erweiterung meiner Menſchenkenntniß benutzen? iſt nicht dieſe zugleich Erweiterung meiner Selbſtkenntniß — Bedingung des verſtändigen, erfolgreichen Handelns?

Nicht übergehen darf ich hier mein Leben mit mir ſelbſt in den Stunden der Andacht. Ja, es iſt mein gehaltvollſtes und glücklichſtes Leben mit mir ſelbſt: wenn ich mich, entfernt vom Geräuſche der Welt, der Betrachtung meines ewigen Seyns und ſeiner erhabenen Verhältniſſe hingebe, wenn ich Gott denke, meine Würde, meine Beſtimmung und meine Hoffnungen, mir den Unendlichen vorſtelle und ſeine Liebe, mich verliere in die unermeßlichen Räume, über die er ſeine Herrlichkeit ausgegoſſen, mir mit Entzücken ſage, er lebt und liebt von Ewigkeit zu Ewigkeit, mein Gott und mein Vater, wenn ich die Spuren ſeiner Macht, Weisheit und Güte in der Welt und in meinem Leben aufſuche, ich die Höhe erwäge, auf die er mich geſtellt, die genaue Verbindung mit ſich, deren er mich gewürdigt, die edlen Anlagen und Gefühle, durch die er ſich mir fortdauernd mittheilt, die großen Geſinnungen, die er von mir verlangt, die Beſtrebungen, zu denen er mich auffordert, die Reinheit und den Adel des Lebens, die Aehnlichkeit mit ihm, zu denen ich wirklich gelangen kann, wenn ich ſeine Stimme ehrfurchtsvoll im Herzen vernehme, und der unausſprechlichen Wichtigkeit der Geſchäfte, für die ich hier bin, inne werde, wenn ich mich in jene Zukunft verſetze, da ich, entfeſſelt von der Erde und ihren trüben Sorgen und ihren drückenden Beſchränkungen, freyer wirke, kräftiger aufſtrebe, lautrer mein eignes Daſeyn und Ihn den Ewigen empfinde, zum Anſchauen mir hier unfaßbarer Wunder, zu einer Seligkeit geführt werde, von der ich hier nur, in den heiterſten Stunden meines Lebens, leiſe Ahnungen habe, mit den verklärten Geiſtern in Gemeinſchaft komme, denen ich mich jetzt ſchon oft ſo nahe fühle, wenn ich die Anſtalten überſchaue, die zu meinem Beſten getroffen ſind, das durch alle Zeiten gehende Werk Gottes zur Heiligung ſeiner vernünftigen Geſchöpfe, wenn ich mir Ihn, den Reinſten, Edelſten unter allen, den Retter und

Helfer, den Mittler zwiſchen der Erde und dem Himmel, in der ſtillen Hohheit ſeiner Seele, in der Stärke ſeiner Liebe, in dem Lichte ſeiner Weisheit, in dem Reichthum ſeiner Gaben, in ſeiner geheimnißvollen, und doch ſo hell ſtrahlenden Bedeutung für die Menſchheit nahe bringe, wenn dann die Rührungen meines Herzens mich überwältigen, und ich verſinke in demüthige Bewunderung, in frohes Erſtaunen, in heilige Wehmuth, in anbetende Liebe, wenn ſie dann fließen die Thränen der Freude und des Dankes, und das Herz ſich ergießt vor dem Unſichtbar Nahen, vor dem freundlich zu mir Hingewandten, und ich ihm auch nicht Eins von dem verſchweige, was im Herzen ſich regt, wenn ich mich dann ſo himmliſch geſtärkt und getröſtet finde, und mich allem Guten feuriger angelobe, und alles, was in mir Gutes iſt, ſichrer, lebendiger, freudiger wird. O, die Stunden, wo ich ſo mit mir ſelbſt und mit Gott bin — nehmet ſie, mit dem, was ſie hervorbringen, weg aus meinem Leben: und Ihr habt mir mein Beſtes genommen.

Noch muß ich erwähnen des Lebens mit meinem Kummer und mit meiner Freude.

Selten und nur in gewiſſen Fällen, wo es nämlich das Band der wechſelſeitigen Zuneigung feſter zieht, und durch herzliche Theilnehmung Erleichterung verſchafft, nie, wo ich damit beſchwerlich falle, erlange ich es über mich, andre mit den Dingen, die mir unangenehm ſind, zu beläſtigen, und auch dann nicht eher, als bis ich ſie für mich hinlänglich behandelt habe. Aber immer iſt es mir dringendes Bedürfniß, mit meinem Kummer im Stillen umzugehen, ihn von allen Seiten zu betrachten, und mich ſelbſt ganz in ihm zu fühlen. Ich will ihn verſtehen, und mit ihm vertraut werden, ſo gewinne ich am erſten eine gewiſſe Ruhe. Wenn ich über die Sache, von der er herrührt, nicht anders denken lerne; ſo wird doch meine Anſicht milder, mein Gefühl ſanfter und ich verſchaffe mir eine wohlthätige Zerſtreuung. Dies, glaube ich, iſt zugleich das einzige Mittel, unſern Leiden Einfluß auf unſre ſittliche Bildung zu verſchaffen, und beſonders ihre Wirkungen unſerm Charakter anzupaſſen. Nicht ſelten indeß geſchieht es, daß ich über das Widerwärtige ſelbſt in der Ueberlegung leichter hinweg komme.

Das weichliche Schwelgen in unangenehmen Gefühlen, das unmännliche, erſchlaffende Selbſtbedauern, das träge Verſinken in den Schmerz, das melancholiſche Brüten über demſelben, wobey die Phantaſie immer ärger macht, ſind mir von Herzen zuwider. Aber ich höre meinen Kummer aus: ich forſche nach der Urſache und Größe deſſelben; ich ſuche mir von dieſer richtige Vorſtellungen zu verſchaffen; ich ſage mir offen, was und wie viel ich leide; ich gebe mich Anfangs meinen Empfindungen hin, dann beobachte ich ſie, laſſe ſie ſich rechtfertigen und ſetze ihnen Gründe entgegen; ich bemühe mich in denſelben mein Herz kennen zu lernen; ich forſche nach der Bedeutung dieſes Kummers für mein Leben, nach ſeinen Vortheilen für mein Herz; ich beleuchte ihn mit den Lehren der Erfahrung und der Religion; ich wende mich mit dem ſchweren Herzen an den gütigen Regierer meiner Schickſale; ich achte auf das, was mir in meiner Lage zur Erleichterung und Aufheiternng dienen kann; ich verweile bey den, von ihm geweckten, Gefühlen, die an meiner Stimmung im Ganzen oder an meinen Neigungen etwas zu veredeln vermögen, und drücke ſie mir tiefer ein, erwecken ſich auch wohl mittelſt der Phantaſie von neuem; ich gewöhne mich in die ſanften, wohlwollenden, demüthigen Geſinnungen, die er mir aufnöthigt; ich trachte nach Fertigkeit in der milden Art, Dinge zu beurtheilen, in der Schonung menſchlicher Schwächen, wozu er mich diſponirt.

Meine Freude theile ich gern mit, wo ich Herzen dafür offen finde; doch kann ich auch nicht umhin, mich einſam mit ihr zu beſchäftigen; wie wäre ich ſonſt im Stande, ſie ganz zu empfinden? Ihr Weſen iſt ja ſo zart und geiſtig, daß man es nur in der ſinnigen Betrachtung rein in ſich aufzunehmen vermag; ſie entflieht, wenn man mit den Händen nach ihr greift, aber ſie bleibt uns nahe, und offenbart uns immer mehr von ihrer himmliſchen Schönheit, wenn das Auge der Seele ſie belauſcht, und die edlern Neigungen des Herzens ſich ihr anvermählen.

So muß ich es mit ihr halten. Ich horche auf ihren leiſen Flügelſchlag, und ihre flüſternden Laute gehen mir nicht verloren; das zarteſte Stäubchen der Blumen, die ſie über mein Leben ſtreut, wird von mir bemerkt, die feinſten Düfte derſelben hauchen mich mit Erquickung an. Jeder glückliche Vorfall, jede angenehme Gabe des Schickſales, wenn die Empfindung darüber auch nicht eigentliche Freude wäre, ziehen mich in die Stille zu mir ſelbſt hin, damit ich hier recht erfahre, was ich daran habe, damit ich hier alle Luſt in mich ſauge, an allem Lieblichen und Wohlthätigen, an aller Gewährung und an aller Verheißung mich ergötze, alle Gefühle verſammle und vereinige in innigen Dank des Herzens.

Wie hat es da oft leiſe mir die Bruſt durchzittert, hoch das Herz geſchwellt, laut aufgejauchzt aus dem tiefſten Grunde der Seele! wie bin ich da oft überſelig hingeſunken auf die Knie unter heißen Freudenthränen!

Manches, das an ſich nicht zu dem Leben mit uns ſelbſt gerechnet werden kann, läßt ſich durch die Art, wie man es behandelt, in dasſelbe hinüber holen.

Das Beſte ſolcher Schriften, die nicht bloß für den Verſtand geſchrieben ſind, an ſich auch

Leben mit einem andern — und bey vielen das nicht einmal — wird mir jederzeit Leben mit mir ſelbſt. Ich faſſe die Gedanken, die der Verfaſſer mir mittheilt, ſo auf, als ob ſie in meiner Seele entſtanden — ſie ſchließen ſich denen, die ich ſchon beſitze, ſo an, als ob ſie aus dieſen hervorgegangen wären; ich verarbeite ſie, bis ſie ſich in meine Empfindungsweiſe hineingelebt haben. Indem ich leſe, unterhalte ich mich mit mir ſelbſt in der Erweiterung, die mein geiſtiges Daſeyn durch fremdes empfängt. Auf jedem Blatte finde ich mich ſelbſt wieder, und erſt wo ich mich ſelbſt wiedergefunden habe, verſtehe ich das Buch. Ich antworte auf meine Frage, indem ich die Gedanken, die das Buch angeregt hat, entwickle, oder ihnen etwas entgegen ſetze. Aus dem Meinigen kommt mir der Zweifel, die Löſung, der Unterricht, der Troſt, die Erhebung, darum dringt alles ſo mächtig in die Seele.

Soll die Lectüre wahrhaft bildend, erbauend, lebenerregend werden: ſo muß ſie ſolcher Geſtalt Leben mit uns ſelbſt ſeyn, und was darein nicht übergeht, das fliegt uns nur an, und iſt bald wieder weggewiſcht.

Die Arbeit, an ſich Leben mit dem Geſchäft und mit den Dingen, die in das Geſchäft verwickelt ſind, — bey vielen noch weniger als das, lebensloſes Bewegen der Gedanken und Gliedmaßen — wird mir Leben mit mir ſelbſt, ſo bald ich ſie mit Liebe treibe; mit meiner Liebe lebe ich dann, ich fühle, was ich thue nur in meiner Liebe und durch ſie; was ich verrichte iſt nur Mittel, mich mit meiner Liebe in einen eben ſo ordnungs- als wechſelvollen Verkehr zu bringen. Meine heiterſten Gedanken, Bilder in meinem Herzen geboren, treten, neue Vorſtellungen weckend, neue Erwärmungen zeugend, neue Verknüpfungen der Gefühle veranlaſſend, vor mich hin, in dem Werke das ich vollende. Die Entwickelungen meines Innern während der Arbeit, die Ueberlegungen und Betrachtungen, wie etwas am beſten geſchehe, das Bemerken der Mängel nach derſelben, die Freude über das Gelungene: alles dieſes iſt Leben mit mir ſelbſt.

Bey leichten Arbeiten gelingt es mir noch auf andre Weiſe, mit mir ſelbſt zu leben. Ich kann, ja ich muß, um ſie mir intereſſant zu machen, da ſie meine Aufmerkſamkeit nicht genung beſchäftigen, und um ſie mit Geiſt zu verrichten, wie jedes menſchliche Werk verrichtet werden ſollte, etwas aus meinem Innern bald an ſie knüpfen, bald in ſie hinein legen; ich muß aus der Fülle des Gemüthes mich über ſie verbreiten und von demſelben auf ſie einfließen laſſen, wofür ſie Empfänglichkeit haben, ſo daß ich auch hier mich ſelbſt ganz beſitze, und auf tauſendfache Weiſe mich ſelbſt erfahre, nicht ohne Wachsthum der Kraft und der geiſtigen Fertigkeit.

Ich weiß wohl, daß das Leben mit ſich ſelbſt zur Einſeitigkeit, zur Herzensverengung, zur Eigenſucht, zum Dünkel, zum trübſinnigen Ernſte und zu tauſend Bizarrerien des Charakters führen kann; ich weiß aber auch, daß dies nur da zu beſorgen iſt, wo man es mit verkehrtem Gemüthe treibt, und wo man ſich ihnen zu oft hingibt — nicht da, wo man ſich mit unbefangenem Sinne, mit gleichmäßiger Berückſichtigung ſeiner ſämmtlichen Geiſtes- und Herzensbedürfniſſe, mit dem ernſten Streben nach ſittlicher Veredlung ihm anvertraut, wo man es als Mittel der Vorbereitung auf das

Leben unter Menſchen, behandelt. Am wenigſten hat man es da zu fürchten, wo man Selbſterforſchung darin zur Hauptſache macht, und ſich für alles Schöne und Freudenwerthe die reine Liebe bewahrt, welche die Demuth immer zur Seite hat.

6.

Das Leben mit den Menſchen.

Zu beklagen würde ich ſeyn, bey allen Genüſſen und Vortheilen, die mir das Leben mit mir ſelbſt gewährt, wenn ich nicht auch gelernt hätte mit Menſchen leben, und in ihren Kreiſen mich wohl fühlen.

Meine Verhältniſſe nöthigen mich häufig unter Menſchen, weiſen und unverſtändigen, angenehmen und läſtigen muß ich mich hingeben, und ich kann nicht läugnen, daß ich zuweilen lieber der ſüßen Stimme des Herzens, die zur ſtillen Selbſtbeſchäftigung einladet, folgte; aber ich weiß mich zu fügen, und ſogar des, in mancher Hinſicht, Mißfälligen auf irgend eine Art froh zu werden. Wer käme denn auch ſo wohlfeil davon, daß es ihm nicht hier und da unfreundlich feſthielte?

Ich ſegne einen Zwang, ohne welchen ich mich vielleicht ganz in mich ſelbſt zurückgezogen, und dann doch offenbar meine Beſtimmung verfehlt hätte; denn dieſer leiſten wir noch nicht damit Genüge, daß wir irgend ein Werk treiben, welches uns mit Menſchen in Verbindung bringt, und uns jeden dahin abzweckenden Verkehr gefallen laſſen, ſie verlangt auch, daß wir uns ſonſt auf alle Weiſe geſellig an ſie anſchließen.

Das geſellſchaftliche Leben gibt uns tauſend Veranlaſſungen, uns nützlich zu machen, die derjenige entbehrt, der ſich von demſelben abſondert. Man erzeigt ſich da unaufhörlich, meiſt ohne es ſelbſt zu bemerken, Dienſte, die, ſo unbedeutend ſie zu ſeyn ſcheinen, oft in ihren Folgen ſehr wichtig werden. Gewiſſer Maßen iſt das ganze geſellſchaftliche Leben, vernünftig geführt, nichts anders, als ein gegenſeitiges Dienen in mannichfaltiger Mittheilung ſolcher Dinge, die entweder angenehm empfunden werden oder zum Nutzen gereichen. Wo der gebildete Menſch nur erſcheint, da ſagt und thut er gewiß etwas, das andre belehrt oder erfreut, das irgend einer Unbequemlichkeit abhilft, irgend ein Bedürfniß befriedigt.

Zu einer vollſtändigen, harmoniſchen Geiſtes- und Herzensbildung wird erfordert, daß man unter Menſchen lebe. Manche Einſichten kann man allein hier erlangen, manche Gefühle können allein hier erwachen, manche Neigungen allein hier ſich äußern, und die nöthige Stärke gewinnen, manche Fertigkeiten laſſen ſich allein hier erwerben. In ein gewiſſes Gleichgewicht mit den Menſchen, mit ihren Verhältniſſen, Anſprüchen und Beſtrebungen, muß man ſich durch vielfachen Umgang mit ihnen geſetzt haben, um ſich der Reife und Gediegenheit des Charakters rühmen zu können, die eben ſo weſentlich zur Vollkommenheit des Menſchen, als zu einer erfolgreichen Thätigkeit gehört. Die äußere Humanität, welche die Geſellſchaft uns anſinnt, und die man ſich in derſelben zu eigen macht, hat auch ihren eigenthümlichen Werth, indem ſie die innere Menſchlichkeit gebührend ehrt, die Erſcheinung derſelben würdig ſchmückt und feyert, und jeder andern Trefflichkeit, vermöge des Zuſammenhanges, worin alles Edle der Menſchennatur mit einander ſteht, förderlich wird.

Viel habe ich dem Leben mit Menſchen zu danken, das ich mit empfindlichem Selbſttadel an mir vermiſſen würde, unausſprechlich viel auch denen zu danken, die mich wohl ſelten unter ſich geſehen hätten, wenn ich von nichts, als meiner Neigung abhängig geweſen wäre; was ſie mir nicht direct gegeben haben, das haben ſie mir gegeben, indem ſie mich in der Geduld, in der Selbſtverläugnung und in der Erfindung der Mittel geübt, durch die man ſich das ſchwer zu Tragende, erleichtert, indem ich an ihnen geſehen, was man zu vermeiden hat, um nicht läſtig zu fallen, und wie ſich zu nehmen, zu halten, zu fördern, um, ſich ſelbſt genügend, zugleich an jeder Stelle bequem zu ſeyn.

Das Leben mit ſich ſelbſt — zu welcher Einförmigkeit, Dürftigkeit, Kümmerlichkeit müßte es hinabſinken, wenn es nicht von dem Leben unter Menſchen neue Stoffe und friſche Kräfte bekäme! wie müßte es in ſich erſtarren, wenn es nicht von dieſem immer wieder aufgeſtört, und in eine heilſame Bewegung geſetzt würde!

Wahrlich ich habe auch Köſtliches genoſſen im Leben mit Menſchen, das ich kühn dem Köſtlichſten, was das Leben mit mir ſelbſt gewährt hat, gleich ſtellen darf. Um keinen Preis gäbe ich das hin, was ich von Menſchen empfangen, mit Menſchen empfunden, was, erwärmt vom fremden Gefühle, mir der Buſen erzeugt hat. Selbſt in ſeiner ſchläfrigſten, langweiligſten, kläglichſten Geſtalt iſt das Leben mit Menſchen mir nicht ganz ohne Ergötzlichkeit geblieben.

Laſſet mich ſchweigen von dem Leben mit denen, die mir die Geliebteſten ſind auf Erden, wie es ſich weich und zärtlich um mich ſchlingt, und in ſeinen Armen mich wiegt, daß mir die Welt, mit ihrer Luſt und Sorge, in das Reich der Schatten verſinkt, und ich nur hier noch athme, fühle und denke, wie es an jede Faſer des Herzens ſich hängt, mein ganzes Weſen mir abſchmeichelt, wie ſein ſüßer Zauber mich auch um das betrügt, was ich mir am meiſten geſichert glaube, wie es, immer neu und immer daſſelbe, mich dahinträgt, und alle Wunden des

Herzens heilt, und mit dem Entzücken der Seligen mich nährt. Vergebens würde ich mich bemühen, Euch das zu ſchildern. Von Einem Tage zum andern, von Einer Scene zur andern müßte ich Euch führen, was flüchtig vorübereilt, auffangen, und feſſeln an ein todtes Wort, was gefühlt ſeyn will, wofür es keine Sprache gibt, ausreden — nein, in mich ſelbſt müßte ich Euch hereinverſetzen können, um Euch davon Einen Begriff zu geben.

Aber von dem Leben mit den Freunden laſſet mich verſuchen, ob ich Euch etwas bezeichnen kann. Kennet Ihr das Vergnügen, das die Seele empfindet, wenn ſie, einer andern ganz zugethan, dieſe in zärtlicher Theilnehmung begleitet, mitzuleiden, mitzugenießen, was jene leidet und genießt, wenn ſie die Begriffe, die Unruhen, die Freuden, die Sorgen, die Hoffnungen der andern zu den ihrigen macht, und durch alle Wechſel mit ihr wandelt, wenn ſie liebend aus ſich heraus tritt, in die andre ſich zu verſenken, und in der Wonne der Selbſtentäußerung ihr Daſeyn reiner und kräftiger zu erfahren, und dann bereichert mit dem Zarteſten und Geiſtigſten des fremden Lebens zu ſich zurück zu kehren — dieſes ſelige Erweiterungsgefühl in der Ausbreitung unſrer ganzen Empfänglichkeit über einen uns theuern Menſchen — oder wenn ſie ſich in das Anſchauen edel geſtalteter menſchlicher Weſen verliert, die, jedes geſchmückt mit eigenthümlichen herrlichen Gaben, jedes irgend einen beſondern Zug menſchlicher Vollkommenheit in hoher Schönheit an ſich darſtellend, eine beſondre Form rührender oder großer Menſchlichkeit ausdrückend, ſich in der Fülle ihres Lebens frey um uns bewegen, und, unbekümmert, wie ſie darin erſcheinen, und wie man ſie faſſe, es treiben nach Wohlgefallen? Kennet Ihr die Luſt des aufgelöſten und überſtrömenden Herzens in der gänzlichen Hingebung an die Laune des Augenblickes, des vertrauten Zuſammenſeyns mit Menſchen, die ſich eben wie wir der Laune des Augenblickes ergeben haben, ſo daß auch nicht eine Regung in der Bruſt bleibt, die nicht der Laune des Augenblicks angehörte, wo man alles, was im Herzen ſchlägt und im Auge blizt, ohne Scheu offenbaren kann, ſicher, gehört und verſtanden zu werden, wo, was ſich im Innern drängt, und was flüchtig durch daſſelbe hingeht im Worte ſich feſt hält und mittheilt, wo man von dem reden darf, was man ſonſt immer verſchweigen muß, reden von ſeinem Geheimſten und Beſten, und abwälzen die Laſt, die auf dem Herzen drückt, ſich überlaſſen dem Jubel, der es erfüllt, wo keine Convenienz die Sylben wägt, kein Argwohn lauert, kein Grübelgeiſt nach Verdächtigem ſpäht, keine Kritik muſtert, kein Murrſinn tadelt, kein Spott das weniger Gelungene verfolgt, wo jeder mit gleicher Willigkeit gibt, was er hat und empfängt, was ihm gebothen wird, wo im ſchnellen Wechſel Gedanken und Empfindungen ſich austauſchen, um ſich ſuchen, dann wieder ſich fliehen, nun ſich bekämpfen, dann ſich vereinigen, nun ſich zerſtreuen, dann ſich vereinigen, bald einander beleuchten und verſtärken, bald einander überwältigen, bald einander feſſeln, bald einander fortſtoßen, bald mit einander wetteifern, bald gefällig ſich einander fügen, und jeden Augenblick ein neues, trübes oder heitres, dämmerndes oder glänzendes, ſinnig weilendes oder leichtfertig hüpfendes Bild des Lebens zum Vorſchein kommt? Kennet Ihr das ſüße Behagen, indem der Scherz muthwillig mit leichten Schwingen dahin flattert, keinen verwundend, jedem ſich ſanft ins Herz ſchmeichelnd, überall ſeine Blumen verſtreut, löſend und mit ſich fortziehend das angebundene Leben unter unendlichem Gelächter an all der Thorheit vorüber, ſie ſeine ſchöpferiſche Phantaſie hervorgezaubert — oder auch der Ernſt ſich zu großen Wahrheiten erhebt, heilige Erinnerungen ſammelt, wichtige Angelegenheiten bedenkt, für herrliche Dinge begeiſtert, um den Fall und das Elend der Menſchheit trauert? So iſt mein Leben unter den Freunden

Mit einem freyen und friſchen Herzen, voll Durſt und Muth des Lebens, kommen wir zuſammen, und geben unſer Beſtes. Das iſt aber nicht etwas mühſam Hervorgeſuchtes, ſorgfältig Zubereitetes, Abgeglättetes und Aufgeſchmücktes — im Gegentheil das Allereinfachſte, was am reinſten aus der Seele fließt, woran das wärmſte Gefühl hängt — jetzt unſer Eigenſtes und Liebſtes. Manches andre kann zierlicher, lehrreicher, geiſtvoller, tiefer, edler ſeyn — nichts aber lebendiger, intereſſanter, mehr geeignet die Seelen zu ergreifen und zu verknüpfen. Was ſich über die Lippe drängt, das haucht mir warmes Leben in die Bruſt. Sey etwas nur nicht niedrig, roh, mit moraliſchem Schmutze bedeckt — und alles der Art hält der wachende Genius fern —: freudig wird es willkommen geheißen, wie viel auch die Kritik daran ausſetzen möchte, ſo bald darin der Menſch ſich ſelbſt gibt, der Ton beſeelt iſt von Empfindung und mit einklingt in die Harmonie des Ganzen. Hoch gefeyert wird das Treffliche, gutmüthig hingenommen das Mittelmäßige, geduldet und ohne Bemerkung übergangen das Verunglückte.

Daher der größte Theil des geſellſchaftlichen Jammers, daß alles witzig, fein, gelenkig, treffend, ungemein, hoch, gefühlvoll — oder vernünftig abgemeſſen, weltgerecht, herausgeputzt erſcheinen ſoll; wer ſo gibt, der gibt offenbar ſein Schlechteſtes, das Matte, Abgeſtorbene, Gemüthloſe, dem die Noth in allen Geſichtszügen eingegraben iſt, was jeder ihm gern erlaſſen wird.

Nimmer bleibt die Freude unſerm Kreiſe fern; bald ſenkt ſie ſich leiſe auf uns herab; bald ſchwebt ſie im hellen Gewande umher, die

Häupter und Becher mit Roſen zu bekränzen; bald tanzt ſie leicht und fröhlich in wechſelnden Geſtalten; bald fliegt ſie im raſchen Fluge mit mächtigem Flügelſchlage unter jauchzenden Begrüßungen; bald ſenkt ſie tiefe Gefühle in das Herz; bald hebt ſie hoch den Buſen empor; bald verbreitet ſie heitern Frohſinn; bald entlockt ſie dem Auge ſtille Thränen; bald gießt ſie die Schale der Bethörung über uns aus; doch nie weichen die Grazien von ihr.

Aber auch die Wehmuth iſt uns vertraut, auch die Weisheit geſellt ſich gern zu uns, auch die Wahrheit würdigt uns ihrer Offenbarungen, auch das innige Gefühl ſchmiegt ſich an unſre Herzen, auch zu Thaten entflammt ſich der Muth und der Wille ſtählt ſich zur Beharrlichkeit.

Nicht weniger ſüß wird mir das Leben unter Euch, Ihr Edeln, die Ihr mich zwar nicht mit Freundes Namen nennet, aber doch oft und gern in Eure Mitte nehmet, mir gönnet, Eure lieblichen Worte zu hören, und in Eure ſchönen Herzen zu blicken, gutmüthig nachſehend horchet auf meine Reden, und Euch mit mir verliert, wohin die Luſt des Geſprächs eben leitet, und die wandelſelige Phantaſie einladet, unter die Blumen des Ufers und unter die Schatten der Zypreſſe, auf ſonnenreiche Gefilde und ins wilde Geklüft.

Niedergedrückt, kleinmüthig, mit finſter grollender Seele eilte ich oft zu Euch, Ihr duldetet den Verſtimmten; und aufgerichtet, erheitert, geſtärkt, mit friſchem Lebensmuthe erfüllt, kehrte ich von Euch zurück. In Eurer Mitte entfliehen die düſtern Schatten, alles Bedenkliche gewinnt eine lichte Anſicht, Sorgen werden beſchwichtigt, und die Wogen der Leidenſchaft geebnet zur Spiegelfläche.

Welche Schätze der Belehrung, des Troſtes, des ſchönen Gefühles, der ſeligen Freude, habe ich bey Euch eingeſammelt!

Ihr habt mich ganz, wenn ich unter Euch bin; was ich an Euch bemerke, von Euch vernehme, beſchleicht auf irgend' eine Weiſe mein Herz; und, ſo viel ich auch ſchon an Euch bewundre und liebe, immer entdecke ich Neues zu bewundern und zu lieben. Dieſe Züge des reinen Wohlwollens, der ſchonenden Güte, der Offenheit und Wahrheit, der Anſpruchsloſigkeit, des Vertrauens, der Kindeseinfalt, der frommen Ergebung wie rühren ſie mich! Dieſe edle Entrüſtung, dieſer ſchöne Enthuſiasmus, dieſe erhabene Verläugnung, dieſe ruhige Verachtung des Schlechten, dieſer gerade Sinn, dieſe kräftige Entſchloſſenheit für das Gute — wie oft haben ſie die Wunden geheilt, die, ach! ſehr traurige Erfahrungen von weggeworfenem, zertretenem Menſchenwerthe dem Herzen geſchlagen hatten!

Die große Geſellſchaft, wo die Bekannten und Geliebten verſchwinden unter der Menge der Fremden und Gleichgültigen, wo, in der bunteſten Vermiſchung, die Intereſſanten, die Bedeutungsloſen und die Widrigen durcheinander irren — das iſt ſie mir nicht, was das Leben mit der Natur und mit mir ſelbſt, doch auch, wenn es nur nicht gar zu kläglich darin hergeht, nicht ohne Reitze, ſie gewährt mir ſogar nicht ſelten köſtliche Unterhaltung. Beydes muß ich ihr freylich meiſt dadurch abgewinnen, daß ich ſie etwas anders nehme, als ſie ſich gibt, und als man ſie zu nehmen pflegt, ſonſt würde ſie mir oft genug unerträglich werden.

Es ſind Menſchen, in deren Mitte ich mich befinde; ich ſehe an ihnen menſchliche Art, die Erſcheinungen eines menſchlichen Gemüthes; ich erblicke mein Bild, hier ſo, dort anders ausgedrückt, aber im Weſen überall daſſelbe — überall menſchliches Empfinden, menſchliches Bedürfen, menſchliche Noth, menſchliche Begierde, menſchliches Hoffen, überall, mehr oder weniger bewahrten und erhöhten, aber auch in der Entſtellung noch kenntlichen, Adel der Menſchennatur, überall, mehr oder weniger gebildet, aber auch in der Verbildung nicht ganz unterdrückt, Sinn für das Schöne, Gute und Große; ich höre die freundlichen Töne der menſchlichen Bruſt, ich ſchaue die holden Züge des menſchlichen Angeſichtes — jene oft rauh, dieſe finſter und tief eingefurcht, aber immer redend von menſchlicher Luſt und menſchlichem Weh, von menſchlicher Schwäche und menſchlicher Kraft, von dem, was, thörigt oder weiſe, das Menſchenherz bergt, was mir nie ganz fremd ſeyn kann, wozu ich die Diſpoſitionen auch in mir antreffe. Und ich ſollte mich nicht vertraulich anlagern an das mir Verwandte, an das mich ſo vielfach Berührende?

Welch ein Reichthum von Hülfe bey dieſen Menſchen! wie viel haben ſchon Menſchen für mich gethan! wie viel habe ich ſchon von Menſchen empfangen! was ich genoſſen, was mich unterſtützt, gebildet und auf irgend eine Weiſe weiter gefördert, war zum Theil Menſchenwerk. Welche Quellen des Rathes, des Troſtes, des Beyſtandes in der Menſchenbruſt! und, bey allen feindſeligen Geſinnungen, bey aller Kälte und Selbſtſucht, wie viel Wohlwollen und Erbarmen in derſelben!

Daher das Gefühl des Wohlſeyns und der Sicherheit, das ich habe, ſo oft ich unter Menſchen bin, und mich ganz den Eindrücken des Rein-Menſchlichen an ihnen überlaſſe. Ich werde nie verlaſſen ſeyn, am menſchlichen Herzen wird mir immer eine Zuflucht bleiben, alle die mich hier umgeben, erſcheinen mir als Weſen, die mir zum Schutz, zum Troſt, zur Freude da ſind.

Mir bleibt nicht verborgen, wie viel in dieſem Spiele dunkler Vorſtellungen Täuſchung iſt, o, die Erfahrung deckt es ja ſo oft und ſo ſchmerzlich auf; aber warum ſollte ich die Täuſchung nicht unterhalten, ſo lange ich kann? warum da Licht hinbringen, wo die treu ſorgende Natur ſelbſt Dämmerung gewebt hat? nur Augenblicke laſſe ich mich wiegen von meinem Wahn in ſüßen Träumen, ohne deßwegen Erwartungen zu hägen, in denen ich mich allerdings bitter betrogen ſehen würde.

Angenehme, das Herz ſanft erweiternde Empfindungen des Wohlwollens erwachen in mir, indem ich mich den Menſchen zugeſelle, was ihnen ungünſtig war, verdunkelt ſich, wenn ich ihnen ins Geſicht ſchaue, ihre Stimme höre, den Druck ihrer Hand fühle, wenn ſich mir das menſchliche Weſen in ſeiner Gebrechlichkeit und mit ſeinen Vorzügen zugleich darſtellt. Das Geſchäftsleben und das einſame machen uns zu Menſchenfeinden des Geſellſchaftslebens, vorausgeſetzt, daß wir darin nicht mehr zu ſeyn begehren, als Menſchen unter Menſchen, das unterdrücken und vergeſſen, was hier nicht hingehört, ſöhnt uns wieder mit den Menſchen aus, und erweicht nicht ſelten den Haß zur ſanften Rührung. Sollte ich ein Leben nicht lieben, das mich ſo mir ſelbſt wievergibt, das mich zu meinen Brüdern in das rechte Verhältniß bringt, und die beſſern, die ordnenden Neigungen, bey denen der Friede wohnt, in mir zu den herrſchenden macht? Der Menſch iſt doch nur dann ganz Menſch, nur dann ganz glücklich, wenn er wohl will, und ſich überall vertraulich anlehnen kann; Wohlwollen iſt urſprüngliche, reine Menſchennatur.

Menſchen betrachten, die verſchiedenen Aeuſſerungen ihres Sinnes und Weſens, jedes in ſeiner Eigenthümlichkeit und zugleich in ſeiner Menſchlichkeit: das wäre nicht ein intereſſantes Geſchäft? Nirgends kann man das ruhiger und gemüthlicher, als in der Geſellſchaft, wo ſich doch in der Regel alles viel leichter hat und fügt, viel harmloſer zuſammenthut, als ſonſt im Leben, wo ſo vieles ſich abrundet und glättet, was ſonſt überall ſcharfe Ecken zeigt, ſo vieles Spiel wird, was ſonſt im trüben Ernſte ſteht, ſo vieles auf der Oberfläche hingleitet, das ſich ſonſt in die Tiefe wühlt. Ich gebe zu, daß auch hier die Leidenſchaft oft ſchreyende Töne greift, aber davon wende ich mich weg, und horche den harmoniſchen Lauten reingeſtimmter Seelen. Ich erinnere mich nicht, je in einer Geſellſchaft geweſen zu ſeyn, in der ich nicht etwas bemerkt hätte, das mir gefälliges Menſchenweſen offenbarte. Dagegen, wie oft habe ich hier geſehen, was mit mächtigem Zauber meinen Blick an ſich feſſelte, was ich mit Frohlocken feyerte, was ich unter Thränen ſegnete, was ich nicht müde werde zu wiederholen, wovon, indem ich es mir ins Andenken zurückrufe, die dürre Seele wieder friſch wird, und alle erſtorbenen Empfindungen wieder jugendlich aufblühen — Züge der edelſten Menſchlichkeit, hier ſanft dort groß, hier weich dort kräftig, hier kindlich, dort in gediegener Reife, hier einfach, dort in herrlicher Pracht, hier beſcheiden dort in hohem Selbſtgefühl hervorglänzend aus Auge und Miene, aus Stellung und Bewegung, aus Gebährde und Handlung! Geſtalten, über die der rührende Schmerz, die trauernde Wehmuth, die ſtille Ergebung einen Schleier geworfen, der ihre Reitze mehr verrieth, als verſteckte, Geſtalten der ruhigen Heiterkeit, der jauchzenden Freude, der glühenden Lebensluſt, Geſtalten, beſeelt von dem milden Hauche des Glaubens, den Himmel im Herzen und in allen Empfindungen, lauſchend auf jedes Wort einer höhern Offenbarung, gleichſam wartend auf die letzte Verklärung, voll frommer Geduld, voll heiligen Vertrauens, Gott und der Welt verſöhnt, Geſtalten vom Morgenroth der erſten Liebe übergoſſen und andre im Scheine der ſüß verlangenden, der ſelig befriedigten, der zärtlich ſorgenden, der muthwillig ſcherzenden, der ernſt ſinnenden, der tief erwägenden, der im Sonnenſcheine auf Blumenmatten dahin ſchwebenden, Geſtalten der mütterlichen Güte, der mütterlichen Luſt, der mütterlichen Aufopferungsgröße — ſanfte, demüthige, im reichen Schmucke der Trefflichkeit anſpruchsloſe Geſtalten — Geſtalten der Wahrheit und der Treue, in kindlicher Unbefangenheit die ſchöne — in holder Naivetät die reine Seite entfaltend, Geſtalten aus den Paradiſen der Unſchuld — kühne, entſchloſſene, feſte, hochherzige Geſtalten gehen an mir vorüber.

Indeß verweile ich auch mit Wohlgefallen bey dem minder Vollkommnen, bey den einzelnen vortrefflichen Eigenſchaften, die ich noch neben manchen Fehlern antreffe! Ich freue mich auch der reitzenden Formen und Bewegungen des Körpers. Iſt der Menſch weniger als ein Kunſtwerk? hat er weniger Anſpruch, uns in ſeinem äußern Daſeyn zu ergötzen, als die Natur? und läßt ſich bey ihm die körperliche Schönheit von dem geiſtigen Ausdruck trennen? fließen nicht beyde ſo innig in einander, daß ich die Schönheit der Seele noch dunkel empfinden muß, wenn ich meine Betrachtung allein auf den Körper beſchränken will? Wollte nicht auch in der äußern Geſtalt des Menſchen der ſchaffende Weltgeiſt den Ueberfluß ſeiner unerſchöpflichen Bildungen offenbaren? Ja, ich freue mich, daß ich mit Euch leben kann, Ihr freundlichen Weſen, die Ihr ſo ſchnell dahin eilet. Mein Auge ſoll auf Euch ruhen, mit Entzücken ſoll meine Seele Euch begrüßen, ſo lange das Auge ſchauen, die Seele empfinden kann; denn ihr zeiget mir das Herlichſte, was dieſe Welt der Schatten zu faſſen vermochte.

Die körperliche Mißgeſtalt? wie leicht und gern überſehe ich ſie, wo Vorzüge der Seele ſie vergüten! wie werde ich oft durch dieſe um ſo höher erfreut, je mehr ſie mir, im Sinne über jene, die Macht unſers edlern Theiles, die

Freyheit des Menſchenweſens verkündet, und je mehr der Kontraſt ſie ins Licht hebt!

Aber die Mißgeſtalteten am Geiſte? Nun, ich ertrage ſie, ſo gut ich kann; ich bemühe mich, das Krüppelhafte, Verrenkte, Ungelenkige, Ekelerregende, Zurückſtoßende nicht zu bemerken, etwas an ihnen herauszufinden, worin ſie doch liebenswürdig, achtungswerth, brauchbar ſind, und halte dieſes feſt im Auge; ich ſuche mir ihr Verkehrtes als ein Unglück vorzuſtellen, was es denn auch immer zum Theil iſt; ich vergegenwärtige mir die Möglichkeit, daß in ihnen die reine Menſchennatur wieder hergeſtellt werde; ich denke ſie mir von ihrem Unrecht überführt, durch Schickſale gebeſſert, und verleihe das gefälligere Bild der Phantaſie, für die Zeit, da ich mit ihnen zu verkehren genöthigt bin, an die Wirklichkeit; ich denke ſie mir elend, hülflos, an mein Erbarmen gewieſen; ich ſtrebe von ihnen etwas zu lernen: und ſo gelingt es mir, mit ihnen in ein leidliches Verhältniß zu kommen.

Vorzüglich unterhaltend und gewinnreich wird für mich das Leben mit Menſchen durch die Erweiterung, die es meiner Menſchenkenntniß gibt.

Daß man mich hier nur nicht mißverſtehe. Ich verabſcheue das pedantiſche Haſchen nach weiſen Bemerkungen, das alberne Vornehmthun mit Beobachtungsgeiſt und Scharfblick, das hämiſche Hinhorchen nach unbefangenen Aeußerungen, darin die Abſichten und Gemüthsarten der Menſchen zu erhorchen, während man ſich ſelbſt bedächtig zurück zieht, das tückiſche Lauern auf die Weiſe jedes Einzelnen, um ihn nach Gelegenheit zu berücken, um ſeine Spottluſt zu weiden, oder um [illegible] Kurioſitäten einzuſammeln. Ich weiß, was ich den Menſchen ſchuldig bin, die ſich mit einem gewiſſen Vertrauen einander nahen; ich weiß, was aus der Geſellſchaft werden müßte, wenn alle, die das Talent und den Sinn haben, horchen und lauern wollten; ich weiß, daß ich ſelbſt Blößen genug zeige, und noch mehr Anlaß gebe, mir Gedanken, Zwecke, Charakterzüge zuzuſchreiben, die mir fremd ſind, etwas von einer lächerlichen Seite aufzufaſſen, was ſehr ernſte Seiten hat, von mir gering zu denken, wo ich glaube, etwas von mir halten zu dürfen; ich weiß, daß es Dinge gibt, die man nicht ſoll ergründen wollen. Aber ich laſſe auch keine Gelegenheit unbenutzt, mich mit Menſchen, die Aufmerkſamkeit verdienen, bekannt zu machen, mich von ihren Grundſätzen, von ihren Geſinnungen, von ihren Leidenſchaften, von dem Gange und der Verknüpfung ihrer Gedanken, von der Erregung und Vermiſchung ihrer Gefühle, von der Gewalt, die ſie über dieſelben beſitzen, von den Dingen, die auf ſie wirken, von der Art, wie ſie Menſchen, Geſchäfte, den Genuß, das Leben behandeln, zu unterrichten. Ich verſäume nicht, wo ſich ihr Herz aufſchließt, hineinzublicken, außer in gewiſſen Fällen, wo es mir als Verrath vorkommt, mich eines Vortheiles zu bemächtigen, ohne daß ſie mir die Erlaubniß dazu ertheilt haben. Sonſt beobachte ich alles, was mich über das menſchliche Herz, ſeine Gefühle und Neigungen, ſeine Schwächen und ſeine Kräfte, ſeine Verirrungen und ſeine Zurechtleitungen, ſeine Gefahren und Rettungsmittel, über ſein Verſtocktes und ſein Offenbares, über ſeine Furcht und ſeinen Muth, über die natürliche Verſchiedenheit der Temperamente und Charaktere, über die Anlagen des Menſchen und die Mittel ihrer Bildung belehren, was mir zur Vorſicht im Betragen, zur Sicherheit des Wirkens und zum Verſtehen meiner ſelbſt behülflich werden kann. Auch verſage ich mir nicht, Sonderbarkeiten, die ſich mir gerade aufdringen, etwas näher zu beſchauen — ſelbſt, wenn ſie nicht gerade ernſthafter Art ſind, mit einiger Ergötzlichkeit, doch ohne Spott oder ein andres Mißgefühl.

Beſorget nicht, daß dies meinem Wohlwollen gegen die Menſchen Eintrag thue. O, wer den Sinn des Wohlwollens und eine heitre Unbefangenheit zur Menſchenbeobachtung mitbringt, und ſich dann nicht durch die Außenſeite, durch den erſten Eindruck beſtimmen läßt, ſondern in das Innere dringt, alles, im Zuſammenhange betrachtet, und ſorgfältig mit einander vergleicht, der wird gewiß kein Menſchenfeind. Mit Liebe wird er bey dem verweilen, was der menſchlichen Natur zur Ehre gereicht, und bey dem übrigen da oft Irrthum, Mißverſtand, Engherzigkeit, Temperamentsfehler, Herzensſchwäche wahrnehmen, wo andre nichts, als abſichtliche Verkehrtheit, Herzenshärte, Luſt zu ſchaden, heimliche Tücke, niedrige Bosheit finden.

Um vieles iſt mein Herz milder geworden, ſeit ich die Menſchen beſſer kenne. Zwar habe ich manches wahrgenommen, wovor mir ſchauderte, ich habe Unwürdigkeiten in menſchlichen Seelen gefunden, von denen ich mir keinen Begriff zu machen im Stande war, Leidenſchaften, Lügen und Ränke, die mein Innerſtes empörten, bey denen ich erröthete, Menſch zu ſeyn. Aber, was ich ſonſt nicht ohne wilde Entrüſtung bemerken konnte, das betrachte ich oft mit der weichſten Rührung, es lehrt mich ſorgfältiger über mich ſelbſt wachen, ſeit ich es genauer kenne, ſeit ich weiß, wozu die Keime in der menſchlichen Bruſt ſchlummern, und wie wenig dieſen oft anzuſehen iſt, was ſich aus ihnen entwickeln kann, ſeit ich eingeſehen habe, was unter gewiſſen Umſtänden aus mir geworden wäre.

Ueberdies beſitze ich noch andre Früchte meiner Menſchenkenntniß, deren Genuſſe ich die heiterſten Stunden des Lebens verdanke. Ich habe in den Tiefen der menſchlichen Bruſt Herrliches gefunden, was ich da nie ahnete, Selbſtgebildetes, Selbſterworbenes, was laut die Ehre und das Vermögen der menſchlichen Natur verkündigt, was ich nur mit Begeiſterung zu denken vermag.

Nicht übergehen darf ich hier das Vergnügen, welches ich aus den geſellſchaftlichen Geſprächen ſchöpfe.

Dieſe Art der leichten, wechſelreichen Unterredung über Dinge, denen der Ernſt und die Leidenſchaft fern zu ſeyn pflegen, wie ſie hier länger verweilt, dort ſchneller dahin eilt, je nachdem die Sache und der Genius gebiethen, und überall Blumen des Witzes und der guten Laune verſtreut, hat doch, beſonders für den durch die Anſtrengungen des Geſchäftslebens Abgeſpannten, ſehr viel Reitzendes. Die Stürme ſind vorüber, die Wogen haben ſich gelegt, ſanft umſpielen uns die leiſen, ſcherzenden Wellen.

Ich theile mich gern mit, wenn es nicht ganz an Aufgelegtheit fehlt, und dieſe findet ſich, ſelbſt bey der ungünſtigſten Stimmung, bald, wo frohe Menſchen ſind, oder ich nur in ein freundliches Geſicht ſchauen kann; und findet ſie ſich nicht, dann nöthige ich mich zur Mittheilung, und über dem Reden kommt die Luſt dazu, ich rede mich in ſie hinein, ich verſetze mich in den Kreis ſolcher Ideen, die ſich für den geſellſchaftlichen Gedankentauſch eignen, und dieſe erlangen bald in meinem Kopfe eine ſolche Lebhaftigkeit, daß es mir Bedürfniß wird, mich darüber zu erklären.

In der Regel denke ich nicht ſorgfältig darauf, was ich ſagen will, nur dahin ſehend, daß ich eines hinlänglichen Vorrathes des Mittheilbaren verſichert ſey, und wähle, wenn mir dazu Freyheit gelaſſen iſt, das Mittheilbarſte, d. h., was von den meiſten mit Intereſſe gehört wird, was ſich in der Geſellſchaft am beſten behandeln läßt, was am leichteſten mannichfaltige Ideen aufregt, immer mich anſchließend an den Gang der Unterhaltung. Oft gebe ich mich dieſem ganz hin, ſorglos folgend den Einfällen, die er veranlaßt, ſind ſie anders werth, ausgeſprochen zu werden, fähig, zu gefallen und gute Eindrücke hervorzubringen. Wenig bekümmert mich dabey, daß das zu Sagende ſich ſonſt noch ausnehme im Schmucke der Rede, der Kritik keine Blößen gebe, der abſichtlichen Mißdeutung entgehe, und von dem Geiſte des Redenden vortheilhafte Begriffe erwecke.

Indeß iſt es mir doch noch lieber zu hören, als zu ſprechen; und da ich nichts für gleichgültig halte, was den Menſchen angeht, mich auch über ſolche Dinge, die nicht in mein Fach ſchlagen, gern belehren laſſe, da ich mich gewöhnt habe, bey allem, was Menſchen äußern, darauf zu achten, ob es mir nicht einmal dienlich werden könne, oder ob nicht ſonſt ein Nutze daraus zu ziehen ſey: ſo gebricht es mir in der Geſellſchaft ſelten an angenehmer Beſchäftigung.

Es kommt nur darauf an, daß wir nicht verlangen, gerade von unſern Lieblingsgegenſtänden unterhalten zu werden, daß wir uns Menſchen anfügen, daß wir uns in ihre Gedanken etwas hineinleben — und das ſollte doch jeder, der in der Geſellſchaft geduldet ſeyn will, um überall, wo vernünftige Menſchen ſprechen, mit Wohlgefallen zu verweilen. Für jedes Wiſſenswürdige, wie fremd es uns auch Anfangs ſcheine, können wir ein Intereſſe bey uns erwecken; und wenn uns das nicht gelingt, ſo liegt es an unſerm Eigenſinne, an unſerm Hochmuthe oder an unſrer Bequemlichkeit. Je mehr wir uns zu Menſchen ſtimmen, deſto mehr finden wir dieſe wieder geneigt, ſich zu uns zu ſtimmen. Und ſteht es nicht gewöhnlich bey uns, einem Geſpräche, das ſich zu lange um gewiſſe Gegenſtände bewegt, eine andre Richtung zu geben? Können wir nicht in größern Zirkeln diejenigen herausſuchen, von denen am meiſten zu lernen iſt, die ſich am geiſtvollſten mittheilen, die am liebſten in das eingehen, was uns auf eine angenehme Art die Zeit verkürzt?

Selten bin ich in Geſellſchaften geweſen, wo ich einige Stunden ohne Gewinn oder mit Widerwillen zugebracht hätte, aber in vielen, aus denen ich heitrer und reicher an Geiſt und Herz zurück gekehrt.

Daß ich mich denen vorzüglich zugeſelle, die mir vorzüglich merkwürdig ſind, in deren Nähe mir vorzüglich wohl iſt, wo der Anſtand es erlaubt, wer wollte mir das verdenken? hat doch jeder daſſelbe recht; verſäume ich doch darüber die andern nicht, wende ich mich doch an jeden, dem damit gedient ſeyn kann, beſonders an die Schüchternen und Verlaſſenen, wobey ich nicht ſelten mehr als ſchadlos gehalten werde.

Indeß iſt uns oft nicht geſtattet, die Perſonen zu wählen, mit denen wir uns zu unterhalten wünſchen; ſie und ihr Geſpräch werden uns aufgenöthigt, wir müſſen uns auch das Läſtige gefallen laſſen, und ſogar verbergen, wie beſchwerlich es uns wird. Faſt in allen Geſellſchaften gibt es Unbedeutende, Eingebildete, Eitle, Egoiſten, fade Schwätzer, Langweilige, Zudringliche, Wort- und Manier-Menſchen, denen man ſich nicht entziehen darf; ſie machen ſogar nicht ſelten die Mehrzahl aus, daß gar keine Rettung vor ihnen iſt. Auch mit dieſen komme ich leidlich zurecht.

Sind die Unbedeutenden ohne Prätenſion, dann habe ich es nicht ſchwer mit ihnen; ſie dauern mich, und das zieht mich zu ihnen hin, ſie ſind an mein Wohlwollen gewieſen, und ich erfülle eine Pflicht, indem ich mich ihrer annehme; ich bringe ſie über ihre Angelegenheiten und Geſchäfte zur Sprache; ich veranlaſſe ſie zu Urtheilen über Dinge, die in ihrem Kreiſe liegen, und höre genug, woraus ich lerne, was mich rührt oder erfreut. Zuweilen begegnen mir da Aeußerungen des geſunden Verſtandes, welche die Weisheit der Schulen beſchämen. So unbedeutend iſt keiner, daß er nicht unſre Begriffe von dem, was er ſich vorzüglich bekannt gemacht hat, verdeutlichen, erweitern oder berichtigen könne.

Doch die Unbedeutenden ſind oft voll Dünkel und Albernheit; dann können ſie freylich kaum zu etwas anderm als zur Beluſtigung dienen, und daran laſſen es uns ihre dumme Klugheit, ihre lächerlichen Liebhabereyen und Maximen, ihre ungereimten Behauptungen, das naive Hervorbrechen ihres Selbſtgefühles, die Grimaſſen ihrer Zuverſicht, die komiſchen Gebährdungen ihres nach Geltung ſtrebenden Unvermögens, die gemeinen und witzigen Narrheiten, wodurch ſie ſich hervorzuthun und unter einander auszuſtechen ſuchen, die Diſpüte und Kämpfe, worein ſie mit einander gerathen, die Ränke, auf die ſie verfallen, und die Vortheile, deren ſie ſich gegen einander bedienen, nie fehlen.

Den Eiteln, wie ſie unaufhörlich an ſich zurecht ſtellen und aufſchmücken, ihre Vorzüge und Verdienſte mit eigner Schlauheit, wovon niemand etwas merken ſoll, ans Licht ziehen, wie ſie die Zunge ſpitzen, und die Worte drechſeln, wie ſie ſich in ihrer Eleganz drehen und ſonnen, wie ſie mit unendlicher Freude ſich ſelbſt hören, und wohlgefällig ſich ſelbſt belächeln, dann hinlauern nach Effect, dann ihrer Siege gewiß, ſich dem erhebenden Gefühle ihres Werthes hingeben, mag man auch wohl einige Augenblicke mit Ergötzlichkeit zuſehen.

Die Egoiſten, in ihrer gränzenloſen Anmaßung, in ihrem beſtändigen Alleinreden, in ihrem ungeſitteten Ueberſchreyen, in ihrem kecken Entſcheiden, in ihrem ſchmutzig-trotzigen Widerſprechen, in ihrem muſternden Umherſchauen, ob etwas an ſie heranreiche, und ob es der Mühe verlohne, ſich mit jemand einzulaſſen, in der aus allen Mienen hervorblickenden Verachtung der ganzen Welt, ſind freylich unerträglich genug; doch iſt die Gelegenheit, Eine der häßlichſten Verzerrungen der menſchlichen Natur in ihren Erſcheinungen zu beobachten, wenn man ſich ihnen gegenüber ruhig zu halten weiß, nicht gering zu ſchätzen; ich ſöhne mich ſogar mit ihnen aus, und finde ſie überaus geiſtreich, wenn ich ihnen die Abſicht unterſchiebe, das Weſen, das ſie ſo natürlich und kräftig darſtellen, zu perſifliren.

Der fade Schwätzer ſagt ſo oft, ohne Wiſſen und Willen, etwas Geſcheutes, verräth ſo oft ſelbſt das Geheimniß ſeiner Luftigkeit, verwickelt mich in ſo viele närriſche Widerſprüche, ſtellt mir ſo viele Dinge überraſchend auf den Kopf, die ich bisher nur auf den Füßen geſehen, verurſacht mir ein andres Mal durch ſeine Abgeſchmacktheit eine ſo wohlthuende Abſpannung, durch den Erwartung erregenden Schwall von Worten, der ſich in ein Nichts der Sache auflöst, einen ſo angenehmen Kitzel, daß ich ihm zuweilen nicht ungern einige Augenblicke mein Ohr leihe.

Der Langweilige, der mich mit breiten Berichten von ſeiner Lebensweiſe, von ſeinen Haushaltungsartikeln, Unpäßlichkeiten, Recepten und von ſeiner Diät, mit ausführlichen Stadtgeſchichten und Kaffe-Anekdoten, nebſt Nachweiſung der Umſtände, unter denen ſich die Sache zugetragen, Beſchreibung der Perſonen, die darin verwickelt geweſen, Digreſſionen auf ähnliche Begebenheiten und lehrreiche Reflexionen über alles, in die Enge treibt, übt trefflich meine Geduld, und ich bemerke mit Vergnügen, wie ich in dieſer Tugend zunehme, bis ich glaube für das Mal Fortſchritte genug gemacht zu haben, und mich zu andern wende.

Die Zudringlichen ſind zum Theil Schlauköpfe, die ſich mit den Welthändeln befaſſen, und voll politiſcher Weisheit ſtecken, oder ſonſt allerley erhorcht und ergrübelt — und über viele Dinge ihre Betrachtungen haben, welche ſie der Welt nicht vorenthalten wollen, zum Theil Pflaſtertreter, die das Leben an öffentlichen Plätzen mit durchmachen, und Connexionen ſuchen. Man kann ſie nicht immer zu den Unleidlichſten zählen; ſo wenig auch von dem, was ſie vorbringen, zu benutzen iſt, ſie haben doch von vielem Notiz, ihre Gedanken ſchlagen oft eigne Wege ein, man findet ſie, wo man ſie nie geſucht hätte, und ihre ſonderbaren Meynungen, wenn man erſt von ihnen an der Hand gefaßt und in die Ecke gezogen wird, verſetzen nicht ſelten in einen recht gemüthlichen Zuſtand.

Bey den Wort- und Manier-Menſchen bleibt mir nichts übrig, als auch Wort und

Manier zu werden, ich lobe mit ihnen alles, ſinde einiges unleidlich, vieles einzig, beklage und freue mich unendlich, bin mit ihnen entzückt über die Vortreſſlichkeit gehaßter Perſonen, habe mit ihnen Sentiments und Lümieres, äußere mich bedenklich über ihre Krämpfe, billige ihre Nervenſchwäche, und bewundre, wie liebenswürdig ſie ſich ängſtigen. Nicht ohne ein gewiſſes Wohlbehagen ſehe ich mich ſo von allem ausgeleert, was ich bin, und vertreibe mir in dem ungewohnten Zuſtande, ſo lange ich muß, die Zeit leßlich. Zuweilen habe ich hinter dem Scheine auch etwas Weſenhaftes entdeckt, das ganz andre Empfindungen in mir hervorbrachte.

Die Hauptſache bleibt, daß ich mich mit dem Herzen in einer gewiſſen Ferne halte, daß ich alles als ein vor mir aufgeführtes Spiel, worin jedem ſeine Rollen zugetheilt ſind, betrachte, und mich hüthe, auf irgend eine Art meine Angelegenheiten damit in Verbindung zu denken.

So gelingt es mir, ohne Leidenſchaft, in heitrer Ruhe, das Ganze zu überſchauen, und dies iſt es, was mir die angenehmſte Unterhaltung verſchafft. Welch eine Miſchung des Ernſten und Leichtfertigen, des Feſten und Flüchtigen, des Großen und Kleinlichen, des Bedeutungsvollen und Nichtsſagenden, des Ehrwürdigen und Lächerlichen, des Frohen und Rührenden, des Schönen und der Grimaſſe! wie das alles ſich zuſammenſtellt und durcheinander irrt, ſich verbindet und wieder auflöſt, ſich zu Geſtalten bildet, und ſich wieder zerſtreut! wie die Alter, die Phyſiognomien, die Temperamente, die Anlagen und Neigungen ſich miſchen! wie das Verſchiedenartigſte ſich zu einander fügt, das Feindſelige ſich verträgt! wie, was hier ſich ſucht, dort ſich flieht! wie die ſeltſamſten Gruppen, oft wunderbar bewegend, oft höchſt komiſch, zu Stande kommen! wie die Abſichten ſich durchkreuzen, verſtecken, enthüllen, unterſtützen, verfolgen! Jeder Augenblick ſtellt mir ein neues, intereſſantes Gemälde dar, das die Phantaſie tauſendfach umzuſchaffen weiß, indem ſie Figuren verſetzt, Situationen verändert oder hineinbringt, den Spielen des Zufalles Bedeutung und Zweck unterlegt. Hier findet auch das Gemeine und Läſtige ſeinen Platz, an dem es nicht fehlen durfte; was an ſich die widrigſten Empfindungen erweckt, gefällt in ſeiner Verbindung mit dem Ganzen, führt Mannichfaltigkeit und Wechſel herbey, und wird nicht ſelten der ſprechendſte Ausdruck einer ſinnreichen Bildung.

Dieſe Quelle der Ergötzung kann mir nimmer verſiegen, ſie fließt da noch reichlich, wo Verſtand und Herz ganz leer ausgehen.

Ende des erſten Theils.

In dieſer Verlagshandlung ſind ferner neu erſchienen:

F. A. Chateaubriand Tagebuch einer Reiſe von Paris aus, durch Griechenland, nach Jeruſalem, und von Jeruſalem durch Egypten, durch die barbaresken afrikaniſchen Staaten und durch Spanien zurück nach Paris. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von J. H. Eichholz. 3 Theile gr. 8.

Briefe der Lespinaſſe, deutſch herausgegeben von Joh. Carl Wilh. Spazier geb. Mayer, 2 Thle. m. 1 K 3 Rthlr.

Eickens, G. W. von, neuer Geſundheitskatechismus, oder Anleitung zu einer vernünftigen Geſundheitspflege für den Schul- und Hausunterricht 8. 8 Ggr.

Hahn, Karl, Parabeln für die Jugend, m. K. 2 Bändchen 1 Rthlr. 12 Ggr.

Fiſcher, D. J. K., Erſte Gründe der Differenzial-Integral- und Variationsrechnung, zum Unterricht für Anfänger und andere Liebhaber der Mathematik. Mit 1 Kupft. gr. 8. 12 Ggr.

Ewald, J. L. eheliche Verhältniſſe und eheliches Leben, in Briefen. Fortſetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter, ſowohl als für Jünglinge, Gatten und Väter, 3 Thle. mit 3 Kupf. 5 Rthlr.

Hahn, K., Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, 2 Thle. m. K. 1 Rthlr. 12 Ggr.

Der Ramplaçant. Ein Schauſp. in 3 Aufz. Ein ächtes Gemählde unſerer Tage 8. 8 Ggr.

Ewald, J. L. Iſt es rathſam die niedern Volksklaſſen aufzuklären? Und: Wie muß dieſe Aufklärung ſeyn? Vermehrte Aufl. 8. 1 Rthlr. 12 Ggr.

hil. 1133 vh

Bilder
des
Lebens.

Von

Friedr. Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

⁂

Zweiter Band.

Leipzig, 1814.
Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

Bilder des Lebens.

Drittes Buch.

VIII.

Fortſetzung der Fragmente aus Euphranors Papieren.

7.

Die gute Gabe.

Zu dem Köſtlichſten in meinem Leben zähle ich die guten Gaben, die ich von Menſchen empfangen habe, und mit denen mir vergönnt wurde, Menſchen meine Liebe zu beweiſen; ſelig bin ich geweſen im *Geben* und im *Nehmen*, da war kein Unterſchied. Nicht, daß ich empfing, einen Schmerz geſtillt, ein Bedürfniß befriedigt fühlte, mich auf irgend eine Weiſe gefördert ſah; ſondern daß mir *gegeben* wurde, daß es durch menſchliche That aus einem menſchlichen Herzen zu mir herüberkam, daß es mir Bothſchaft brachte vom menſchlichen Herzen, daß ich Lebenswärme des Herzens daran zu fühlen glaubte — nicht, daß ich einer Noth abzuhelfen, einem Wunſche zu ſchmeicheln, ſondern daß ich darin einem ſüßen Triebe des Herzens zu folgen, daß ich etwas mein Inwendiges Erfüllendes, ſich mächtig in mir Regendes zu offenbaren, es zu offenbaren vermochte in der ihm eigenthümlichen heitern, freudebringenden Geſtalt, hat mich ſelig gemacht. Das Geben iſt mir Genuß und Zweck geweſen — das reine Geben in ſeiner Willigkeit, in ſeiner Luſt — in ſeiner Liebe und Wonne.

So kann ich auch nur die Gabe eine gute nennen, die mir, als Gabe, durch des Gebers Art und Sinn, in jeder Hinſicht, erfreulich wird.

Der Eigenſüchtige ſchätzt die Gabe nach ihrem Gehalte, nach ihrer Größe und Nutzbarkeit, ihn gelüſtet nach Beſitz und Genuß; daß ihm gegeben worden, daß er es einer Gunſt, einem fremden Willen verdanken ſoll, drückt ihn, durch einen Zufall möchte er es erlangen, mit Gewalt möchte er es an ſich reißen, als ein Recht möchte er es fordern können, allenfalls auch durch Liſt es erſchleichen — oder er ſetzt ſich überwältigt von thieriſcher Gierigkeit hinweg über das Demüthigende, wenn er nicht bereits dagegen abgeſtumpft iſt. Ich verkenne den Werth nicht, den eine Gabe durch ihren Einfluß auf meinen Zuſtand, erlangt, aber dieſer iſt ~~nicht ihr~~ Werth für mein Herz. Wo das echt menſchliche Gefühl ſie ſchätzt, da kommen Gehalt, Größe und Nutzbarkeit nur in ſo fern in Betracht, als daraus des Gebers Sinn und Art erkannt wird.

Eine ſchlechte Gabe, ſprichſt du, ſo unbedeutend, ſo kärglich, ſo unnütz, ich habe mehr Schaden als Vortheil davon gehabt; und du haſt Recht, wenn man dir Bedeutendes geben konnte, zu geben veranlaßt war, und es nicht wollte, weil man dich zu gering hielt, wenn der Geiz es dir peinlich zumaß oder dir mürriſch hinwarf, wenn die Gleichgültigkeit ſich nicht darum bekümmerte, ob es dir frommen möge, wenn das heimtückiſche Herz dich in die Falle lockte, und in der Freude dir Unheil bereiten wollte. Dagegen war ſelbſt die verderbliche Gabe keine ſchlechte, nein, ſie verdient hoch geehrt zu werden, wenn ſie von der ſchwachen oder irrenden Liebe herrührte. Stand es nicht bey dir, die Gabe abzulehnen? Haſt du ſie nicht gern, ſey es auch in gleicher Bethörung angenommen? und hängt es nicht von dir ab, den Mißbrauch zu vermeiden, durch welchen allein ſie dir verderblich werden kann?

Glänzende, reiche, ſorgfältig gewählte Gaben habe ich empfangen — und mein Herz iſt dabey kalt geblieben; den Schimmernden, den Vielvermögenden, den Bedachtſamen, den Ueberklugen ſah ich wohl — den Menſchen, den ich ſuchte, ſah ich nicht. Von dem Menſchen hätte ich es gebettelt, von dem Schimmernden, Vielvermögenden, Bedachtſamen, Ueberklugen mochte ich nichts. Du gabſt mir — nein, du gabſt nicht, du gewährteſt, was auch anderwärts her zu erlangen ſtand, und deſſen ich nicht bedurfte; an dich aber war meine Forderung gerichtet, von dir begehrte ich, deiner ſelbſt war ich bedürftig, von deinem Herzen wollte ich's nehmen. Der Glanz, der Reichthum, die ſorgfältige Wahl ſtellte ſich zwiſchen dich und mich, daß ich nicht erkennen konnte, was vielleicht in deiner Gabe von dir war.

Kleine, ärmliche, wenig nutzbare Gaben habe ich empfangen, welche die meiſten wohl kaum der Beobachtung werth gehalten, oder gar ſchnöde zurückgewieſen hätten, die mir bis ins Innerſte wohlgethan haben; mit ihnen iſt Lebensgeiſt in mein Inwendiges gekommen, hoch ſind ſie ~~vom Herzen~~ gefeyert worden, aller Welt Herrlichkeit hätte ſie mir nicht zu erſetzen vermocht.

Ein Wort, ein Blick, eine wenig fördernde Gefälligkeit können uns zur guten — zur unausſprechlich theuern Gabe werden.

O, wie hat nicht oft, Ihr Geliebten meiner Seele, Eure holde Rede, Eure ſüße Unterhaltung, Euer tröſtender Zuſpruch, der tiefgefühlte Druck Eurer Hand, die heitre, freundliche Miene, das helle Strahlen des Auges, die herzvolle Aufmerkſamkeit auf nur leiſe ſich äußernde Wünſche, das anſpruchsloſe Beſtreben, es mir bequem und leicht zu machen, oder mir etwas zu bereiten, das mich erfreuen könnte, die unwillkührliche Aeußerung treuer Ergebenheit — was Du, meine Lina, ſtill hinlegteſt, Du, meine Auguſte, unter Thränen ſprachloſer Rührung — ach es ſchien Dir ſo wenig, und Dein Herz war ſo voll! — darreichteſt, Du, mein Julius, frohlockend mir brachteſt, Du, mein Emil, kindlich an die Bruſt Dich ſchmiegend, mir vorhielteſt — Ihr dachtet dabey nicht, daß das zu wohlfeil, zu ſchlecht, zu gering ſey, was Ihr gabet, Euer Herz war in des Gebers Seligkeit ſo reich, als hättet Ihr Königreiche zu verſchenken gehabt — wie hat es mich erquickt, geſtärkt, bis in den Himmel erheben! Das waren mir köſtliche Gaben, die kein Gold bezahlt, aber auch kein Genuß verbraucht, und keine Zeit zerſtört. — Ich trage ſie in meinem Herzen, ſie ſind ewig mein, ſie werden mein bleiben, wann einſt mich alles verläßt, was, in flüchtiger Vereinigung, die Erſcheinung der Erde an unſer Daſeyn knüpfen.

Eine böſe Gabe nenne ich die, die du unwillig, mit harten Worten und finſtrer Gebährde, oder mit rauhem, auffahrendem Weſen, unter herben Verweiſen, und allerley heilſamen Lehren, mir zuwirfſt, wobey du hochmüthig auf mich herabblickſt, oder dich gnädig zu mir herabläſſeſt, wobey du mir zu erkennen gibſt, daß du haſt und kannſt, und geneigt biſt, und ich mich deiner Gunſt zu erfreuen habe, wobey du mich nöthigſt, in dir den Reichen, den Glücklichen, den Glänzenden zu ſehen, mich aber als den Bedürftigen, Jämmerlichen, Verſäumten und Vergeſſenen zu fühlen, der indeß durch dich erlangen könne. Tiefer als durch Verſagen verwundeſt du mir durch Geben das Herz. Wer wollte nicht lieber in der äußerſten Noth entbehren, als den Menſchen in ſich erniedrigen, ſich in dem Einzigen, was der Unglückliche noch hat, worauf er vertrauen möge, in dem Bewußtſeyn ſeines menſchlichen Werthes und Rechtes mißhandeln laſſen.

Für eine *böſe Gabe* muß ich auch diejenige erklären, durch die du von mir Gewinn ziehen, mich in deinen Dienſt verſtricken, oder zur Dankbarkeit verpflichten willſt. Nicht mich beabſichtigſt du, ſondern dich ſelbſt, auf mich ſpeculirſt du nur. Du gibſt nicht, ſondern treibſt einen Handel mit mir — und zwar einen betrüglichen, einen Handel, in dem ich zu kurz komme und noch dazu Schmach leide. Was und wie viel du bewilligſt, weißt du, du haſt es berechnet, und biſt ſicher, deinen Vortheil dabey zu finden; was du mir dagegen einmal zumuthen, und wie du mich für das Geleiſtete in Anſpruch nehmen werdeſt, weiß ich nicht. Gegen Gabe oder Dienſt denkſt du mich ſelbſt, gegen das genaue Abgemeſſene, was ohne Maß und Gränze iſt, einzutauſchen; du ſtellſt meiner Freyheit nach, und trachteſt mich, dadurch, daß du mir eine Verbindlichkeit auflegſt, von dir abhängig zu machen. Ich fühle mich durch deine Gewährung belaſtet und bedrängt, wenn du auch nie etwas Unbilliges von mir forderſt, wenn dein größerer Vortheil auch nie mein größerer Nachtheil wird, wenn du etwa nur als der Wohlthäter vor der Welt zu erſcheinen oder an meiner Stöhrung, an meinen Thränen, an meinen Herzensergießungen deine Luſt zu haben begehrſt. Ueberdies taſteſt du meine Menſchenwürde an, da du mich als Werkzeug deines Vortheiles betrachteſt und behandelſt, indeß du den Schein um deine That verbreiteſt, als ſolle ſie mich ehren und fördern. Zwar wirſt du auf dieſe Weiſe die Dankbarkeit des Herzens nie gewinnen; denn dieſe folgt, als eine Freye, nicht der Gabe, ſondern dem freyen Sinn des Gebers, ſie iſt Freude über des Gebers Sinn, der in der Gabe ſich ausfüllt, und darauf ſich gründende Anhänglichkeit, etwas, das die gute Gabe von ſelbſt im Herzen erzeugt. Nicht dir ſondern dem Zufalle, der unſer beyder Vortheil ſo glücklich mit einander in Verbindung brachte, bin ich den Dank ſchuldig. Aber ich konnte das in der Freude des Empfangens überſehen, und mich durch dieſe Freude auf ungebührliche Weiſe an dich gefeſſelt wähnen, was du auch wohl eigentlich beabſichtigſt, und mit der That werde ich, einmal eingegangen in deine Erwartungen, mich dir immer einiger Maßen verpflichtet glauben, und mich in Verlegenheit finden, wenn ich dieſen Erwartungen nicht entſprechen kann.

Eine böſe Gabe iſt endlich ganz augenſcheinlich die Gabe des falſchen Herzens, womit du argliſtig mich zu berücken ſuchſt. Du gibſt, um mich zu nöthigen, das zu thun, wozu ich mich ſonſt nicht verſtehen würde, um mich zu beſchämen, oder in Verlegenheit zu ſetzen; dein Geben heuchelt mir Wohlwollen, während dir Bosheit im Herzen ſteckt, Tücke im Auge lauert; es ſoll meine Aufmerkſamkeit von einem wichtigern Vortheile, der irgendwo für mich zu erlangen wäre, ablenken, damit du ihn dir unterdeſſen zueigneſt; oder die Gabe ſelbſt trägt, unter ſchimmernder Verhüllung, was mir verderblich werden muß, wenn ich es beſitze. Wie ſchändlich entweihſt du den Adel des Menſchen, ſein Vermögen zu geben!

Zwar nicht eine *böſe*, aber doch eine *ſchlechte* Gabe dünkt mich die *herzloſe*. So geben die Menſchen, weil es einmal ihre Maxime iſt, weil man ſie dazu von Jugend auf gewöhnt hat, weil ſie es für gebräuchlich, ſchicklich und anſtändig halten — wobey denn das wie viel nicht nach dem Bedürfniſſe und der Luſt des Empfängers, ſondern nach dem Stande und der Ehre des Gebers, nach dem Herkömmlichen, nach der Welt Meynung und Erwartung ſorgfältig berechnet wird — oder weil ſie nach einem gewiſſen Billigkeitsgefühl glauben, hier müſſe doch einmal etwas geſchehen, oder weil ſie ſich gewiſſer Ungemächlichkeiten nicht anders als durch Geben entledigen können. Schlecht dünkt mich die herzloſe Gabe, da ſie nichts von dem enthält, was allein mich erfreuen kann — nichts von menſchlichem Sinne und menſchlichem Weſen. Du warſt das nicht — deine Hand nur war es; und doch bin ich nicht ſicher, daß nicht du auf das, was deine Hand gethan hat, Anſprüche gründeſt. Es iſt mir wohl lieb, einen Wunſch erfüllt zu ſehen; aber mein Herz träumet, daß ich nicht finde, wornach ich ein unauslöſchliches Verlangen häge, was ich in jeder Gabe ſuche, ohne welches ich dieſe nicht denken mag. Immer nur Maſſe, Sichtbares, Taſtbares, auf und für den Leib, nicht, worin ich den Menſchen erkenne, wornach der Menſch in mir ſchmachtet, Beſeelung und Liebe.

Aber die ſogenannte wohlgemeynte Gabe? Ich vermag es nicht auszuſprechen, wie vor dieſer und vor allem ſogenannten Wohlgemeynten unter den Menſchen mir eckelt. Dieſe Mattherzigkeit und Jämmerlichkeit, dieſe gemeine Anſicht und Behandlung menſchlicher Dinge — und dabey dieſer Hochmuth, dieſes Vornehmthun! „Nimm nur, ich brauche es nicht, „ich habe deß übrig, o, die Hülle und die „Fülle habe ich davon, dir iſt wohl damit gedient, „beſſer doch, daß es vernutzt wird, als „daß es verdirbt, du kennſt doch mein gutes

„Herz;" oder „ich bin nun einmal bey der „Laune, etwas darauf gehen zu laſſen, und „dir einen guten Tag zu machen, du magſt „nur zulangen;" oder „es iſt bereits ver„ſchmerzt, was es mir koſtet, und dir von „Herzen gegönnt, ich werde dich nicht mit „ſcheelen Augen anſehen, es dir auch nicht „weiter gedenken, möge es dir nur wohl be„kommen, mir gereicht es zur wahren Freude, daß dir ſo wohl durch mich werden kann:" das iſt der wohlgemeynten Gabe Sinn und Deutung.

Die *Gaben der Pflicht und des Mitgefühls*! Sie haben ihren entſchiedenen und nicht ſelten ſehr hohen Werth: aber das, was mir eine Gabe zur guten macht, haben ſie nicht, ſo lange ſich mit der Pflicht oder dem Mitgefühle nicht etwas anders, das *in deinem Herzen mir gilt*, vereinigt. Du gibſt mir, weil ich, ein Menſch wie du, nicht habe, und du im Ueberfluſſe beſitzeſt, weil du mir das moraliſche Recht auf das mir Fehlende zugeſtehſt, weil du mein Zuwenig als eine, in jeder ſittlichen Ordnung der Dinge, vollgültige Anweiſung auf dein Zuviel anſiehſt, weil du dich gedrungen fühlſt, die Würde und den Zweck der Menſchheit in mir zu achten. So gibſt du ſelbſt was dir theuer iſt, was du mit empfindlichem Schmerze entbehren wirſt. Ich ehre in dir den edlen Mann; doch mein eigentlicher Dank gebührt nicht dir, ſondern dem Geſetze, das dir gebiethet; das Geſetz, welches dir zufällig, neben manchem andern, das auf mich keine Beziehung hat, auch dieſes gebiethet, iſt mein Wohlthäter, und du biſt ſein Diener, deine That meynt nicht mich, ſondern das Geſetz; darum freue ich mich, in dir des Geſetzes treuen Diener zu erblicken, weiter kann ich nicht. Dein Mitgefühl thut mir wohl. Daß ich nicht ganz verlaſſen und vergeſſen bin in der Welt, daß meine Trauer noch ein Leben hat außer meinem Gemüthe, daß ich in den Fällen, wo meine Lage dich rührt, auf deine That rechnen darf: das bezeugt mir deine Gabe; und es tröſtet mich unbeſchreiblich, dies zu wiſſen. Aber davon, daß ich einen Platz und ein Recht in deinem Herzen hätte, daß ich dir etwas wäre, und von dir etwas erwarten dürfte in den Fällen, wo ich dein Mitgefühl nicht errege, daß ich, *der Menſch*, nicht bloß ich, *der Un-*

glückliche, dir etwas gölte: davon ſagt mir deine Gabe nichts.

Ueberhaupt ſind die Gaben der Pflicht und des Mitgefühles meiſt ſolche, die irgend ein Bedürfniß befriedigen, und dieſe nehmen nicht leicht die Geſtalt an, welche eine Gabe haben muß, die wir im vollen Sinne des Wortes als eine gute preiſen ſollen. Das Bedürfniß fordert, wenn nicht ausdrücklich, ſo doch ſtillſchweigend; die gute Gabe iſt um ſo ſchöner, je mehr in ihr Liebe frey ihren Sinn ausdrückt, daher je mehr ſie unverlangt und unveranlaßt ſich darbiethet, ganz aus des Herzens eignem Triebe.

Wo es darauf ankommt, ein Bedürfniß zu befriedigen, da iſt, ſo wohl von Seiten des Gebers als des Empfängers, ſchwer zu verhüthen, daß jener als der Vermögende, mithin Höhere, dieſer als der Unvermögende, Schwache, Verſäumte, mithin als der Geringere erſcheine und ſich fühle, daß jener, auch ohne ſeinen Willen drückend werde, dieſer, auch ohne Schuld des andern, ſich gedemüthigt finde.

Am wenigſten ſind deßwegen die Gaben in Geld und Geldeswerth, wie Menſchen, welche nur in dem allgemeinen menſchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu uns ſtehen, ſie von uns empfangen, geeignet, ſich im vollen Sinne als gute Gaben zu erweiſen, indem bey dieſen die perſönliche Ungleichheit ſich am ſtärkſten hervorthut, und ſich in derſelben die Liebe, wenn ſie je im Herzen des Gebers wäre, am wenigſten frey offenbaren kann. Solche Gaben mögen ſchon gute heißen, wenn ſie ohne Härte und auffahrende Heftigkeit, ohne Hader und Unmuth, ohne Affectation und Anmaßung gegeben werden, einzig aus Verlangen einer menſchlichen Noth, wie es Pflicht und Menſchengefühl gebiethen, abzuhelfen, mit willigem Entgegenkommen, mit mildem Sinn und freundlichen Worten, oder auch ohne Wort mit dem Blicke der Rührung, mit unverkennbarem Wohlwollen, mit möglichſter Schonung des Zartgefühles im Empfänger — mit möglichſter Erleichterung des Nehmens und Abwendung des Dankes, ſo daß der Empfänger ſich in jeder Hinſicht durch die Gabe erquickt und erfreut finde.

In den genauern Verhältniſſen des Lebens, wo es auf das ankommt, was ſich mit keinem

Gelde bezahlen läßt, was jeder Menſch von Natur hat, was aber unter gewiſſen Umſtänden wohl fehlt oder ausgeht, auf das, was nicht als Sache zu unſerm Beſitzthum, ſondern als Sinn und That zu unſerm Perſönlichen gehört, auf Theilnahme und Dienſte, kann auch die Befriedigung des Bedürfniſſes im vollen Sinne eine gute Gabe ſeyn, wie die Pflege in der Krankheit, der Beyſtand in der Bedrängniß, der Troſt in der Traurigkeit. Da wartet man denn nicht, bis das Bedürfniß ſich kund thut und fordert; man ſpäht es aus, man empfindet es, ſo bald es entdeckt iſt, wie ſein eignes; in das Bewußtſeyn des andern möchte man ſich verſetzen, um ſeinen Zuſtand in den feinſten Beſtimmungen, in den leiſeſten Veränderungen zu erfahren; man muß um ihn ſeyn, aufmerkſam, errathen, unabläſſig auf etwas ſinnen, etwas thun, wodurch ihm wohl oder beſſer werden könnte; in jedem Worte, in jeder That drückt ſich die zärtliche Sorgfalt, die unverkennbare warme, innige Liebe aus — die Furcht, auf irgend eine Weiſe zu nahe zu treten, zu laut zu werden, zu verletzen, das Beſtreben, ſich in allem anzubequemen, es in allem recht, ſchonend, genügend einzurichten, ſelbſt in der ſchwächſten Berührung. Anſtrengung iſt wohl dabey — oft ſehr große, bis zur Erſchöpfung — aber die Fülle der Liebe macht, daß man deß nicht gewahr wird.

Am meiſten erſcheint das Weſen der guten Gabe in dem, was die Liebe unbeſchränkt durch irgend eine Forderung des Bedürfniſſes gibt, was ſie ganz aus eignem Triebe gibt — gibt um zu geben, um zu erfreuen, um ſich dem Geliebten zu offenbaren. Dies iſt der guten Gabe dreyfache Bedeutung.

In der guten Gabe beabſichtigen wir, wenn anders hier von Abſicht die Rede ſeyn kann, wo alles aus Drang des Herzens geſchieht, zunächſt das Geben; wir wollen etwas, das des Unſrigen iſt, Sache, That, Empfindung, von uns abtrennen, an ein andres Weſen knüpfen, und uns dadurch in daſſelbe gleichſam hineinleben; wir wollen das enge Beſtehen in der Selbſtheit überwinden, und unſer Daſeyn über das Daſeyn eines andern verbreiten — nicht, dieſes beherrſchend, unterwerfend, oder in uns aufnehmend, ſondern uns dieſem hingebend und anſchmiegend —; wir wollen uns überzeugen, daß unſre Thätigkeit oder Neigung auch außer uns wahrhaft zu beſtehen vermöge; das Edelſte der Erweiterungsluſt äußert ſich in dieſem Geben. Das Vermögen zu geben, die Kraft und Freyheit des Herzens, die zum Geben erfordert wird, die Willigkeit, die Liberalität wird uns zum unausſprechlichen Luſtgefühle. In dieſer Hinſicht iſt die Gabe um ſo mehr eine gute, je mehr ſie gleichſam aus der Mitte unſers Weſens kommt, je mehr ſie von unſerm eigenthümlichen Denken, Fühlen, Wollen und Streben an ſich trägt, oder je mehr wir mit Liebe an ihrem Beſitze hangen, je mehr wir unſer Selbſt darin aufopfern.

Wir wollen eben ſo gewiß durch die gute Gabe *den andern erfreuen*; denn die Liebe bewegt uns, zu geben, und die Liebe ſucht des Geliebten Glück, ja, ſie lebt in des Geliebten Freude. Deßwegen iſt die gute Gabe immer eine ſolche, die erfreuen kann, eine Gabe *für den Geliebten*, die zu ſeinen Neigungen ſtimmt, auf der ſein Blick mit Wohlgefallen ruhen wird. Nicht ängſtlich, aber ſorgfältig wählen wir ſie nach des Geliebten

Sinn und Gemüthsart, wir ordnen, wir ſchmücken ſie, wir bringen ſie dar, wie der Geliebte den größten Genuß davon haben wird. Es liegt uns vornehmlich am Herzen, das Eigne und Geheimſte in dem Sinne und der Gemüthsart des Geliebten zu treffen, weil uns dies nöthigt, uns lange mit ihm, und mit dem für ihn Erdachten zu beſchäftigen, weil wir dabey deſſen, wodurch er uns am ſtärkſten intereſſirt, am lebhafteſten inne werden. Wir ſinnen, um für ihn etwas Neues zu erſinden, wohin doch immer des Menſchen Verlangen ſteht. Wir bemühen uns, zu überraſchen, wir verbergen unſre Anſchläge, und ſind in dem Maße glücklicher, als es dabey mehr zu verbergen gibt, damit der Geliebte auf einmal den vollen Genuß habe, damit das Unerwartete, plötzlich, in der gefälligſten Geſtalt, ſich dem Sinne und dem Herzen Darlegende deſto lebhafter von ihm empfunden werde, damit er, auf nichts vorbereitet, aus dem Schlafe, oder aus dem Geſchäft, oder aus anderweitiger alltäglicher Umgebung, ehe er ſich beſinnen kann, ſich in den lichthellen Kreis der Liebe und Schönheit verſetzt ſehe.

Die gute Gabe ſoll endlich eine ſtille Verkündigerinn unſrer Liebe ſeyn, beſonders deſſen, was ſich in unſrer Liebe nicht ausſprechen läßt. Wir wollen dem Geliebten ſagen, daß — und wie er geliebt iſt; aber wir finden das Wort nicht, oder das ſchüchterne wagt ſich nicht über die Lippe, oder es wird erſtickt von der übermächtigen Rührung; da tritt denn das ſtumme Zeichen an ſeine Stelle — ſinnvoll und einfach, und um ſo geſchickter, das Geheime zu offenbaren, je ſinnvoller und einfacher es iſt.

Die Liebe, wie ſie ſelbſt des Lebens tiefſte Bedeutung in ſich ſchließt, legt auch, nicht ſelten ſich unbewußt, Bedeutung in alles, was von ihr ausgeht; wie ſie ſelbſt in Gedanken und Empfindungen lebt, vermählt ſie auch allem, wodurch ſie ſich verſtändlich zu machen ſucht, **Gedanken und Empfindungen.** Abgeſehen von dem, was auf die Gemüthsſtimmung und die Neigungen des Geliebten berechnet iſt, enthält die gute Gabe der frey ſich äußernden Liebe einen Reichthum des Feingedachten und Zartgefühlten, einen Reichthum mehr angedeuteter als ausgedrückter Beziehungen, die für den Geliebten irgend ein ſüßes Intereſſe haben, die eine freundliche Erinnerung in ihn wecken, ein holdes Bild vor ſeine Seele bringen, ihn in eine heitre Situation verſetzen, ein angenehmes Ideenſpiel veranlaſſen — wovon eins nach dem andern durch die leichte Verhüllung hindurch ſcheint, und immer noch Wohlgefälliges zu erforſchen übrig bleibt, daß der Geliebte nicht müde wird, die Gabe zu betrachten, und von dem unendlichen Weſen der Liebe eine Ahnung empfängt. Weder das Bedeutungsloſe, noch das nur für gemeine Zwecke des Lebens Bedeutſame kann ein Zeichen der freyen Liebe ſeyn.

Nichts deſto weniger wählt die freye Liebe zu ihrer guten Gabe das Einfache. Das Einfache kündigt ſo fort ſich an als Ausdruck der Liebe, anders kann es in ſeiner Geringfügigkeit nicht genommen werden, während das Pracht- und Kunſtvolle noch andre Anſichten geſtattet, und was darin Aufwand, Pracht und Kunſt iſt, zu blendend hervorſtrahlt, als daß dabey des Herzens Sinn noch in Erwägung kommen könnte. Dem Einfachen eben ſchließt ſich das Feingedachte und Zartgefühlte am leichteſten an; in das Einfache läßt ſich die größte Mannichfaltigkeit der Beziehungen legen, die aus dem Herzen kommen. Das Höchſte und Beſte wünſcht die freye Liebe in der guten Gabe darzubringen; aber ſie beſitzt es nicht — alles was ſie beſitzt und vermag, däucht ihr kaum nennenswerth in Vergleichung mit den großen Gefühlen, die ſie beſeelen. Beydes, ihren Reichthum und ihre Armuth offenbart ſie in der einfachen Gabe. Das Koſtbare könnte die Meynung erregen, als ob es ſelbſt die ganze Liebe ausdrücken wollte. „Ich hätte wohl „mancherley, was die Menſchen ſchätzen und „preiſen, und womit manchem gedient wäre, „doch für dich iſt es zu ſchlecht — wo es dir „gilt, ach, da habe ich nichts, als die Fülle des „Herzens, das bezeichne dir dieſes Geringe in „ſeiner anſpruchsloſen Geſtalt, möge es dir alles „ſagen, durch dich ſelbſt, was ſich in meinem „Herzen bewegt, ohne Prunk und Schein „erklärt es des Herzens ſtille Triebe:“ ſo ſpricht das Herz in der einfachen Gabe, ſo giebt es in Einfalt das Einfache.

Daher die Rührung, welche die einfache Gabe bey uns hervorbringt, der nicht ſelten das ganze Herz in ſüßen Thränen ſich auflößt, daher der nicht zu ermeſſende Werth, der ſo manches kleine Geſchenk für uns hat; das Einfache deutet nach dem Unendlichen.

Die freye Liebe wählt auch deßwegen das Einfache, weil der Empfänger ſich ſcheuen könnte, das Koſtbare anzunehmen; ſie fürchtet die Delikateſſe zu beleidigen. Nur wo die Verhältniſſe dieſe Beſorgniß unmöglich machen, und in dem Koſtbaren zugleich ein theures Opfer dem Geliebten ſich weiht, kann dieſes eine gute Gabe der freyen Liebe ſeyn.

Was aber bloß einen Marktpreis hat, was genau, wie es erhandelt wurde, gegeben wird, ohne etwas vom Geiſte oder vom Herzen empfangen zu haben, wäre es auch noch ſo theuer bezahlt worden, wird nie als gute Gabe der Liebe erſcheinen. Indeß vermag eine hinzugefügte Kleinigkeit aus dem Eignen, die Blicke, das Wort, die Bewegung, welche die Gabe begleiten, dieſer eine andre Geſtalt zu ertheilen.

Je weniger die zur Gabe beſtimmte Sache an ſich ſelbſt Werth hat, und je mehr des Unbezahlbaren ſich an ihr findet, je mehr das ſinnreich Gewählte, das ſchön und zart Gedachte, das innig Gefühlte, das ſorgfältig Gearbeitete die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, je weniger darin Sache und je mehr darin That iſt; deſto mehr eignet ſie ſich zur guten Gabe, und deſto höher wird ſie als gute Gabe das Herz erfreuen.

Das Höchſte und Beßte, was ſich geben läßt, gibt der, welcher ſich ſelbſt gibt.

Sich ſelbſt geben, heißt jedoch nicht: ſein Ich mit aller Gebrechlichkeit, Verrenktheit und Verkehrtheit dem andern aufdringen und anheften, in der Meynung, er müſſe daran ein beſondres Wohlgefallen haben, wozu es keinem Narren an Geneigtheit fehlt — nicht, den andern durch ſeine Gunſt verherrlichen wollen, auch nicht, ſich dem andern vor die Füße werfen, winſelnd um Erbarmen für das leidende Herz. Darin gibt man ſich nicht, ſondern fordert für ſich.

Sich ſelbſt geben heißt: ſein individuelles Intereſſe, bey fortdauernder Selbſtachtung, in völliger Anſpruchsloſigkeit verlieren an das Intereſſe des andern, verzichtleiſten auf das Eigne, um es ganz nach des andern Sinn und Luſt zu verwenden, und das Eigenſte nur in ſo fern bewahren, als es dem andern zur Freude gereichen kann.

Eine Andeutung davon, daß man ſich ſelbſt geben möchte, iſt in jeder guten Gabe — und dieſe in dem Maße eine vorzügliche, in welchem die Andeutung mit der erweiſenden That zuſammenfällt, in welchem man durch die Gabe merklich ſich ſelbſt gibt.

Darin offenbart ſich das Weſen der reinen Liebe, daß man im Stande iſt, und den Trieb fühlt, ſo ſich ſelbſt zu geben; außerdem will man nur das andere genießen mit der eiteln Prätenſion, von ihm liebenswürdig erfunden zu werden. Die wahre Liebe ſpricht: ich *habe* nicht nur für dich, ich *bin* auch für dich, für dich möchte ich ganz leben mit meinem Geliebteſten und Beſchwerlichſten, mit meinem Süßeſten und Schmerzlichſten.

Wenn nun gleich eine ſolche Liebe, ſo lange ſie nicht der gleich innigen Gegenliebe gewiß iſt, nicht ihr Perſönliches, ſondern nur ihr Thätiges, ihr Intereſſe, ihr Vermögen zu dienen und zu verläugnen anträgt: ſo bleibt ihr doch lange der ſchüchterne Zweifel, ob ſie auch fähig ſey, damit dem Geliebten Freude zu gewähren, ob nicht vielmehr dieſem die von ihr kommende Gabe unangenehm ſeyn werde. Darum gibt in ſolchen Verhältniſſen die Liebe ihre gute Gabe heimlich. Die gute Gabe ſoll dem Geliebten Freude bereiten, und keine Unluſt des Empfangens ſoll dieſe Freude ſtören, er ſoll ſie, weil es doch möglich wäre, daß er ſich von mir ungern geben ließe, empfangen als eine Beſcheerung des Glückes. Sie ſoll überdies dem Geliebten ſagen: für dich bewegt ſich ein menſchliches Herz in Liebe, aber es könnte dir mißfallen, daß ich gerade der bin, deſſen Herz ſich in Liebe für dich bewegt, es wäre dir vielleicht erwünſchter, wenn das Zeichen von einem andern käme; ſo freue dich, daß du geliebt biſt, deſſen freut ſich ja wohl jeder, und denke dir den, von welchem geliebt zu ſeyn dich am meiſten freuen würde.

Glücklicher Menſch, dem die Liebe ihre guten Gaben weiht, wenn du dich verſtehſt auf ihr Feinſinniges und Herzvolles, und es werth biſt, ſie zu empfangen, und mit gleicher Liebe ihr begegneſt! In jeder beſtätigt ſich dir der ſchöne Glaube, ohne welchen das Leben ſo wenig Werth und Troſt und Freude hat, der Glaube, der Himmelslicht durch die Seele, Himmelswärme durch das Herz ſtrömt, der Glaube, in welchem das Herz ſo ſüß und ſicher ruht, der Glaube an menſchliche Liebe. Was hat denn der Menſch, worauf er ſich verlaſſen könnte, wenn er nicht der Liebe vertrauen darf? Und jene unendliche, die über Sonnen und Erden waltet, und alle Welten umfaßt, wird ſie uns nicht völlig gewiß, vernehmbar und verſtändlich allein durch die Liebe in der Bruſt des Menſchen? Du ſelbſt biſt der Geliebte; dir gehört, was köſtlicher iſt als das Köſtlichſte; für dich denkt und wacht und arbeitet zärtliche Liebe; dir will ſie ſich offenbaren, dir will ſie wohlthun. Dir gilt ihr inniges Gefühl, ihr ſorgfältiges Streben. Dir enthüllt ſich in tauſend Erſcheinungen ihr Heitres, Sanftes, Rührendes, Stilles, Demüthiges, Mächtiges, Großes. Du erfährſt, was kein Wort zu nennen vermag; es drängt ſich an dich, es ſchmiegt ſich um dich, es geht dir erwärmend und belebend ins Innerſte; und voll des reinen Dankes, den du in ſchweigender Andacht nähreſt, möchteſt du jetzt ausrufen — aber in welch einem andern Sinne als der Eigennutz! —: ja, nun weiß ich es, nehmen iſt ſeliger als geben.

Glücklicher Menſch, der du geben kannſt — geben die gute Gabe aus reiner Liebe, dir erleichtern das liebeſchwere Herz, im Zeichen offenbaren das Unausſprechliche, und Liebeswonne wecken im fremden Herzen. Nicht darum, daß du in Ueberfluß zu geben haſt — denn o, wie wenig reicht zur guten Gabe hin! wie oft iſt eben die geringſte Gabe die beſte! — ſondern darum, daß dein Herz ſo reich iſt, daß du des Gebens Trieb und Luſt fühlſt, daß du dein Letztes freudig zu geben vermöchteſt, preiſe ich dich glücklich. Wenn Entzücken und Wehmuth in dir kämpfen, wenn es wunderbar ſtill und mächtig in deinem Herzen ſich regt, und all dein Denken und Empfinden in Liebe vergeht, wenn dir die Hand zittert und die Lippe verſtummt, wenn es dir im Auge glänzt oder naß wird — und jede Bewegung Ausdruck wird: dann möchteſt du ausrufen: nun weiß ich es anders, geben iſt ſeeliger als nehmen.

Aber auch jetzt irrſt du; wo die Liebe ihre gute Gabe darbringt, iſt es gleich ſelig zu nehmen und zu geben.

[illegible]

Neues Leben.

Wer vermöchte euch würdig zu preiſen, ihr Stunden des neuen Lebens, wo es ſich wunderbar in uns regt und aufrichtet, und um uns verbreitet wie Lichtglanz, und jegliches in holder Geſtalt, mit heitern Zügen und freundlichen Grüßen des Lebens vor uns hintritt, wo es uns ſo bekannt und ſo fremd wird in der Welt und in unſerm Kreiſe — und ſo mächtig und ſo unbeſchreiblich wohl in der Bruſt, wo es uns hebt mit leichten Schwingen hoch und höher hinauf in den Lichtraum, ihr Stunden, wo Genuß und Ahnung und Hoffnung und Muth in Ein Gefühl zuſammenfließen, unſer

Daſeyn zu beherrſchen, zu beſeelen, es ganz in ſich aufzunehmen? Doch des Preiſes bedürfet ihr nicht; ich will verſuchen, wie viel das Wort von Euch zu enthüllen vermag.

Lebensverjüngung, Lebenserweiterung, Lebensveredlung: das ſind die Erſcheinungen, in denen neues Leben ſich uns mittheilt.

Das Leben verſtimmt und verbraucht ſich in ſeiner Fortſetzung — ſowohl körperlich als geiſtig. Von außen her hängt ſich ihm an, und in ſeinem Innern erwacht, was ſeine natürliche Ordnung ſtört, ſeinen geſunden Zuſtand zerrüttet, ſeine Beſtrebungen verwirrt, und ſchmerzliche oder bittre Gefühle in ihm erzeugt. Es ermattet und erſchöpft ſich in ſeinen Anſtrengungen, ſein Vermögen ſinkt zur Ohnmacht, ſeine Spannung zur Schlaffheit, ſeine Munterkeit zur Verdroſſenheit und Unluſt herab. Da wird die Empfänglichkeit abgeſtumpft oder verfälſcht, der Sinn verdüſtert, der Blik getrübt, das Gemüth gewaltſam bewegt, das Gefühl geſchwächt oder unnatürlich gereitzt, das Bewußtſeyn mit dunkelm Schatten überzogen; in trä ger Mühe ſchleicht das alt gewordene dahin — der Verjüngungsſtunde entgegen.

So war mir oft an trüben Tagen, bey körperlichen Leiden und krankhaften Körperzuſtänden, den Vorſpiegelungen einer geſchreckten Einbildungskraft, den Wahnbildern der Selbſtverblendung, bey erregtem heftigen Affect, unter läſtigen und herzloſen Umgebungen, in widrigen, marternden Verhältniſſen zu Menſchen, ach! auch in der Entzweyung mit mir ſelbſt, in dem Unmuthe über eigne Verkehrtheit, in dem Grollen über die Unzuverläſſigkeit alles menſchlichen Weſens, in der eiteln Quälerey um das Eitle, um geſtern und morgen, im Verdruſſe über das Fehlgeſchlagene, in der Sorge um das, was ſich noch entſcheiden ſollte, in Körpererſchöpfung und Geiſteslähmung nach dem mühſeligen, angreifenden, verwickelten, geiſtloſen und ärgerlichen Geſchäft.

Dann ward es aber auch wieder leicht und licht im Inwendigen, es hob ſich in der Bruſt, es that ſich an und machte ſich auf in meinem ganzen Weſen, es tönte ſüß wie Freyheitsgeſang und laut wie Freudejubel, es war, als wollte mich ein Unbekanntes, ein Unendliches an ſein Herz nehmen, und es trieb mich hin an das Herz des Unbekannten, des Unendlichen. Wie erſte Daſeynsempfindung, lauter, allempfänglich, ſelig hatte ich es in mir, als wäre ich vorher nicht geweſen, und nun plötzlich mit allen Sinnen und Kräften und dem Durſte des Menſchen hingeſtellt mitten in die Herrlichkeit der Welt, ſie in mich zu ſaugen, mich über ſie zu verbreiten, in ſie zu verwandeln. Das war neues Leben.

Offnes Auge, heller Blick, reiner Sinn, wacher Verſtand, friſches Gefühl, geſtärkte Kraft, reger Trieb zu wirken, ſtille Liebe, ſanfte Bewegung des Innern, klares Bewußtſeyn — darin offenbart ſich das Leben, das in uns wieder jung ward.

Neues Leben habe ich empfunden, wenn die erſten lauen Lüfte des Frühlings mich wieder anwehten, das erſte friſche Grün mein Auge erquickte, die erſten Stimmen der Liebe in neu belaubten und blühenden Gebüſchen erklangen, und mir das Herz warm und weich wurde, und es bald mich durchzitterte, bald mich durchſtrömte — wenn, nach vielen dunkel umwölkten, zur Schwermuth ſtimmenden, jeder übeln Laune und jedem heimlichen Grolle Nahrung gebenden Tagen, endlich ein langerſehnter Heitrer ſeinen blauen Himmel über mir wölbte, ſeinen Sonnenſchein, ſeine Düfte und Farben und Geſänge um mich her verbreitete, und Licht und Wonne in das verdüſterte, freudeleere Herz einzogen — wenn ich aus ſüßem Schlummer geſtärkt erwachte, und es hell den Geiſt erfüllte, mächtig im Geiſte ſich regte, und doch auch ſo ruhig und klar ſich in ihm ordnete, und es in ihm bald aufwärts ſtrebte, bald zu den befreundeten Dingen auf Erden ſich hinneigte in aller Liebe — wenn dem Erkrankten die Geſundheit zurückkehrte und mit ihr der Muth und die Luſt des Daſeyns, die Fähigkeit des Genießens und Leidens, die Empfänglichkeit für die gewohnten Eindrücke, für alles Schöne und Gute und Geliebte — wenn ein erleuchtender Gedanke die Nebel des ängſtlichen Wahnes und der ſchwülen Sorge zerſtreute, und in ſeinen Schimmern nun fröhlich ſtand, was verzagt, bekümmert und traurig geweſen — wenn ein anziehendes Buch das geſtörte Gleichgewicht der Seele herſtellte, und den ſich ſelbſt, in einſeitigem Treiben, Entfremdeten ſich ſelbſt zurück gab — wenn ein Wort des Troſtes oder der Liebe den tiefen Gram verſcheuchte, ein Laut des Friedens Ruhe in das kämpfende Gemüth brachte — wenn der Blick in ein holdes menſchliches Angeſicht, in ein heitres, ſeelenvolles Auge, in den Verklärungsſchein deiner Züge, meine Emilie, den die Seele aus ihren Nächten in ein ſeliges Lichtreich hob — wenn von dem marternden, geiſttödtenden Geſchäft, oder aus der langweiligen Geſellſchaft der Befreyte in den Kreis der Freunde eilte, wo es ihn ſo vertraulich umfing, und das Herz ſich ungehemmt ergießen konnte — wenn ein peinigendes Mißverſtändniß ſich gelöſt hatte, ein Verdacht, eine üble Stimmung gegen Menſchen verſchwunden war, und die Liebe nun wieder vollen Beſitz von dem Herzen nahm, und all' ihre Wonne durch das Herz hinſtrömte, all' ihre Rührungen durch dasſelbe verbreitete, und es all' ihr Beſeligendes fühlen ließ — wenn mitten im Gedränge der Gemeinen ein edler Menſch mir begegnete, die Hand both, und unwillkührlich die Züze einer ſchönen Seele enthüllte — wenn, nach Täuſchung und Verrath, ich ruhen durfte an dem Herzen der Treue — wenn, nach eigenſinniger Selbſtverblendung, mir die Wahrheit erſchien in Kindeseinfalt, und mir plötzlich von den Augen fiel, was mich das ganz nahe Liegende wahrzunehmen verhindert — aus der Bruſt wich, was den ſchwarzen Geiſt des Grübelns und all' die unſeeligen Hirngeſpinnſte erzeugt hatte — wenn, nach langer Verhärtung, das Gefühl in ſein Recht trat, das ſtarre Herz ſich in Wehmuth erweichte, und es ſich in mir umwendete davon, daß ich je aufhören konnte, Menſch zu ſeyn — wenn eine Verkehrtheit, wider die ich lange vergebens alle Kraft des Geiſtes und des Gemüthes aufgebothen, nun endlich abließ, mein Innwendiges zu verengen, zu peinigen, und ſeine beſſern Triebe zu unterdrücken, daß ich mich ſelbſt wieder erkannte, und lautre Natur mir den Buſen bewegte.

Das Leben verſtimmt und verbraucht ſich nicht allein, ſondern es trägt ſich auch in ſeinem Aeußern ab, es verliert Farbe und Reitz, unter dem beſtändigen Wiederkehren derſelben Ereigniſſe und Beſchäftigungen, derſelben Eindrücke und Erfahrungen; das Anziehende darin wird uns gleichgültig, das Gemeine, Jämmerliche, Mühſelige, verurſacht uns Ueberdruß und Ekel, es ſey denn, daß ein innigeres Gefühl, ein wärmeres Intereſſe, etwas das uns von geliebten Menſchen kommt, ihm die Friſche bewahre. Ein ſchöner Tag, eine frohe Begebenheit, eine große Erſcheinung, die ſich vor uns aufrichtet, ein ſanft umſchlingendes Verhältniß pflegen in Feſtesſchmuck und Feſtesglanz ſeine Geſtalt zu verjüngen, und wir fühlen uns wie neu geboren.

Neues Leben empfinden wir in jeder *menſchlich-ſchönen Erweiterung des geiſtigen Weſens.*

Von *außen her* wird unſer geiſtiges Weſen erweitert durch das, was ſich uns zur Betrachtung darſtellt, die Phantaſie mit Bildern bereichert, den Verſtand zum Nachdenken reitzt, im Herzen Gefühle und Neigungen erzeugt, durch Begebenheiten, die unſrer Lage eine andre Geſtalt geben, durch Güte, zu deren Beſitze wir gelangen, durch den Unterricht der uns von Menſchen zu Theil wird, durch das vielſeitige Einwirken der Geſellſchaft, durch nähere Verhältniſſe, die ſich für uns anknüpfen, und durch Geſchäfte, die wir unternehmen. In dem Innern unſers geiſtigen Weſens entwickeln ſich unaufhörlich Fähigkeiten, Triebe und Kräfte, die bis dahin in ihren Keimen verborgen waren, es erwachen Gedanken, Wünſche, Beſtrebungen, Hoffnungen, die bis dahin ſchlummerten. In dem allem findet ſich freylich manches Mißfällige, Schmerzliche, der Natur Widerſtrebende, die Harmonie des Lebens Störende, woher kein Gewinn des Lebens uns kommen kann, wie der zurückſtoßende Gegenſtand, das widrige Bild, die trügliche Lehre, das peinliche Gefühl, der unlautere Wunſch, die ſträfliche Begierde, der herzverengende Haß, das feindſelige Trachten, aber auch vieles, das, wahrhaft lebenfördernd, und mit den Geſetzen des Menſchlich-Schönen übereinſtimmend, unſerm Daſeyn eigenthümliche Beſtimmungen ertheilt, uns deſſelben auf eigenthümliche Weiſe und in eigenthümlichen Aeußerungen inne werden läßt. Dies iſt es, was als neues Leben wohlthuend ſich ankündigt, und als neues Leben ſeinen Einfluß, erleuchtend, ſtärkend und erhöhend durch den ganzen Umkreis unſers Bewußtſeyns verbreitet.

Selige Stunden des neuen Lebens waren es, wo eine neue reitzende Gegend, ein neues prachtvolles Naturſchauſpiel, ein neues herrliches Kunſtwerk Auge und Herz entzückten, wo eine neue holde Erſcheinung dem Herzen ein ſüßes Intereſſe einflößte, wo eine neue Arbeit mit Liebe, Muth und Hoffnung begonnen wurde, wo ein neuer Sinn für Welt und Menſchen ſich aufſchloß, eine neue heitre Anſicht menſchlicher Dinge ſich dem Geiſte darbeth, eine neue Erwartung den Geiſt hinhielt, eine neue Gewährung ihn erfreute, eine neue Wahrheit ſich ihm offenbarte, ein neues ſchönes Gefühl im Herzen ſich regte, eine neue willkommne Stimmung ſich des Gemüthes bemächtigte, ein neuer Trieb des geiſtigen Lebens ſich wirkſam bewies, eine neue Ahnung überirdiſchen Weſens und unvergänglicher Herrlichkeit das Innere erfüllte, ein neues Bedürfniß oder ein neues Vermögen der Mittheilung ſich kund that, ein neues Wort, eine neue That der Liebe mich überraſchte oder rührte, eine neue Sehnſucht nach etwas Geliebtem ſich ſtill in mir bewegte.

Neues Leben dieſer Art iſt dem Jünglinge und dem Manne, o, wie oft! geworden in hoher Lebensluſt; an der Gränze des höhern Alters hört es nicht auf, mir täglich zu werden; und ich bin gewiß, bis an mein Ende Kräfte des neuen Lebens zu erfahren.

Es gibt in jedem menſchlichen Daſeyn Epochen der Lebenserweiterung, wo Gefühle, Thätigkeiten oder Thätigkeitsformen zum Vorſchein kommen, die eine lange Zeit auf unſern Zuſtand einen bedeutenden Einfluß gewinnen ſollen, ſo daß mit ihnen nicht bloß neue große Lebensmomente eintreten, ſondern auch das bisherige Leben eine durchaus neue Geſtalt gewinnt. Dahin gehört ganz vorzüglich die erſte Liebe. Dieſe ſüße Unruhe, dieſes leiſe, dunkle Ahnen von etwas Unnennbarem, von einem, mit frohen Schauern und doch auch mit einer heiligen Scheu gefeyerten Geheimniſſe, dieſes Erſchrecken vor ſich ſelbſt und Verſinken in ſich ſelbſt, dieſes bange, und doch auch freudige Zittern wenn der Geliebte erſcheint, dieſe Verlegenheit in ſeiner Gegenwart bey dem Wunſche des langen Verweilens, dieſes treue Bewahren und wonnevolle Beſchauen des theuern Bildes, dieſes Streben, ſich alles recht nahe zu bringen, recht gegenwärtig zu erhalten, alles auszuforſchen, auszudenken, auszumalen, dieſe innige Beſchäftigung mit allem, was ſich auf den Geliebten bezieht, dieſe um den Einen Gedanken, den man ſich ſelbſt nicht zu nennen wagt, ſich bewegenden holden Träume, dieſes Verſtummen und Erröthen mit den durch keine Sprache zu bezeichnenden Empfindungen, wo des Geliebten Erwähnung geſchieht, dieſe ſtille Befreundung mit tauſend ſonſt gleichgültigen Dingen, dieſe Kälte und Fremdheit, womit tauſend ſonſt intereſſante Dinge uns jetzt anſprechen, dieſes Aufnehmen von Gegenſtänden und Erſcheinungen in das Innerſte, die ſonſt flüchtig nur das Aeußere berührten, und — iſt nun endlich das Dunkle klar, das Zweifelhafte gewiß geworden — dieſe Ueberwältigung des ſeligen Herzens, dieſes unbeſchreibliche Heitre, worin das ganze Weſen ſich verklärt, dieſes Sichere, Ruhige, Würdevolle, das dem ganzen Weſen ſich mittheilt, dieſe Wehmuth, dieſe Rührung, dieſes Entzücken, dieſe Sorge und dieſes Vertrauen, wie ſie mit einander kämpfen und wechſeln, dieſes frohe Hinausſchauen in eine Welt voll Morgenlicht und Frühlingsglanz, dieſes Gefühl eines unermeßlichen Beſitzes, dieſer freye Schwung aller Gedanken, dieſe Regſamkeit aller Kräfte, dieſes Helle im Bewußtſeyn — mit was für einem Nahmen ſoll man es bezeichnen, wenn nicht mit dem: neues Leben? Wie einſam, reitzlos und kalt liegt das frühere dahinter! oft begreifen wir kaum, daß es einmal da geweſen iſt. Nicht ein Leben, ſondern ein Schatten des Lebens dünkt es uns zu ſeyn, wo des neuen Lebens Schimmer in den Reichen der Liebe uns umfließen.

Als neues Leben verdient vor allem geprieſen zu werden, was durch die Wirkſamkeit der höhern Kräfte, von welchen die ſittliche religiöſe Bildung der menſchlichen Natur ausgeht, in uns erzeugt wird.

Dieſe Kräfte ſind etwas von allen übrigen Anlagen und Trieben unſrer Natur durchaus Verſchiedenes; überirdiſches, ewiges, göttliches Weſen kündigt in ihnen ſich an; ſie machen darauf Anſpruch, in unſerm Innern zu herrſchen, unſer Denken und Wollen, unſre Gemüthsart und Handlungsweiſe zu beſtimmen. Wir erfahren oft ihren Einfluß, ohne uns ihrer ſelbſt deutlich bewußt zu werden; wir folgen in einzelnen Fällen ihren Antrieben, ohne den Geiſt, der ſie beſeelt, und das Ziel, nach welchem hin ſie ſtreben, zu kennen, wo ſie denn auch keine bedeutende Veränderung in uns hervorbringen. Aber einmal doch müſſen ſie in ein helleres Licht ſich heben, mit größerm Nachdrucke ſich äußern, um ſich als das zu offenbaren, dem wir heilig verpflichtet ſind, worin allein Beſtand und Haltung, Würde, Freyheit und Friede angetroffen wird, und ihrem Rechte an uns Geltung zu verſchaffen. Da ſpricht das Gewiſſen beſtimmt und laut ſeine Forderungen aus, dem Glauben öffnet ſich die unſichtbare Welt, wir erblicken uns in den erhabenſten Beziehungen, es enthüllen ſich uns die große Bedeutung und der herrliche Zweck unſers menſchlichen Daſeyns, eine heilige mit Bewundrung und Ehrfurcht vermiſchte Liebe fängt an, ſich in uns zu regen, und wir empfangen die Ahnung eines neuen himmliſchen Lebens.

Nicht mehr geahnet, ſondern im Mittelpuncte unſers Weſens und in allen ſeinen Theilen empfunden wird das neue Leben, wenn es dem böſen Triebe gelingt, ſich unſers Willens zu bemächtigen, im Gemüthe tiefere Bewegungen zu erzeugen, den Gedanken und Beſtrebungen bleibende Richtungen zu geben. Ein neuer Sinn hat ſich aufgeſchloſſen, neue Gefühle erwärmen das Herz, neue Gegenſtände feſſeln unſre Aufmerkſamkeit, zu neuen Verrichtungen beſitzen wir das Vermögen, neuen Zielen widmen wir unſre Anſtrengungen, in neue glückliche Verhältniſſe ſind wir getreten, neue große und heitre Anſichten der Welt biethen ſich uns dar, neue freyſinnige Behandlungsweiſen menſchlicher Dinge werden uns eigen, neue ſelige Hoffnungen erweitern unſre Bruſt. Und ſo gewinnt denn auch unſer ganzes Weſen eine neue Geſtalt. Immer mehr verſöhnt ſich das einander Widerſtrebende, beſänftigt ſich das Stürmiſche, erheitert ſich das Düſtre, ordnet ſich das Verworrene, reinigt ſich die Seele von den ſie verunſtaltenden Flecken, ihres himmliſchen Urſprunges würdiger zu werden.

Wahrheit, Einfalt, Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, Wohlwollen gegen andre, Gelindigkeit, Offenheit, Vertrauen, Demuth, gelaſſenes Erdulden des Schmerzes im Glauben und in der Liebe: das ſind die Erſcheinungen, in denen das neue Leben ſich kund thut, in dieſes neue Leben wird immer mehr verſchlungen das alte Leben des Wahnes, der künſtlichen Selbſtverbildung, des Wankens hin und her, des Haſſes, der Härte, der Falſchheit, des Argwohnes, des Hochmuthes, des trotzigen Auflehnens gegen das Mißgeſchick unter der Herrſchaft der Selbſtſucht und des Weltſinnes.

So oft nun in der fortſchreitenden Selbſtveredlung ein Sieg, der über die alte Natur davon getragen, ein Fehler verbeſſert, eine Schuld getilgt, ein Mißverhältniß geſchlichtet, eine würdige That im Geiſte und mit den Kräften der Wiedergeburt vollbracht, ein ſchöner Zug in den Charakter hinein gebildet worden, müſſen Gefühle des neuen Lebens, den Geiſt aufhellend, das Herz erfriſchend, die Geſtalt verjüngend, in uns erwachen.

In dem Leben jedes Gottgeweihten treten feyerliche Stunden hervor, wo die Kräfte des Glaubens und der Liebe in ihrer vollen Stärke ſich äußern. Ein ungewöhnliches Licht erleuchtet den Geiſt, und umgibt mit heitrer Klarheit, was in Dunkelheit gehüllt war; eine ungewöhnliche Wärme für das Schöne, Große, Gute ergreiſt und durchdringt das Herz, und ſteigt nicht ſelten zur feurigen Begeiſterung; eine ungewöhnliche Freudigkeit verbreitet ſich durch das Gemüth, jede andre Bewegung zu vertilgen oder in ſich aufzunehmen. Die Seele verliert ſich voll Bewundrung und Entzücken in die Betrachtung himmliſcher Dinge, die in ungewöhnlichem Glanze ſich ihr darſtellen; ſie wird in ſiegender Gewißheit ihres freyen und unſterblichen Daſeyns inne; ſie findet ſich im unauflöslichen Zuſammenhange mit dem, was über alle Zeiten und alle Räume erhaben iſt; in der Andacht ſchwingt ſie ſich zu Gott hinauf, und genießt, in der geiſtigen Vereinigung mit ihm, ſeine Vollkommenheit und Seligkeit; in ſüßen Schauern und unausſprechlichen Rührungen überſtrömt es ſie wunderbar; Gottes Friede wohnt und herrſcht in ihr mit ſeliger Zuverſicht; jeder Streit iſt geendigt, jeder Zweifel vernichtet, jedes Sträfliche und Gemeine von ihr geſchieden, die urſprüngliche Reinheit wieder hergeſtellt; mit allen Edeln und Trefflichen weiß ſie ſich in inniger Befreundung, zu allem Würdigen und Rühmlichen fühlt ſie in ſich die Kraft, den Entſchluß, den Muth und das Vertrauen. In dieſen Stunden offenbart ſich ganz des neuen Lebens Fülle und Herrlichkeit.

Neues Leben iſt mir geworden nach jeder Lebensverſtimmung, Lebensermattung, Lebenserſchöpfung; darum hoffe ich auch zuverſichtlich neues Leben zu empfangen, wenn einſt das, was ich jetzt mein Leben nenne, völlig verſchwindet. Zu oft habe ich des Lebens Macht in ſeinen Wiederherſtellungen erfahren, als daß ich fürchten könnte, das Leben ſelbſt möchte in der Zerſtörung des körperlichen Daſeyns ſein Ende antreffen. Erſcheinungen des Lebens kommen und entfliehen; aber die Erſcheinung iſt nicht das Leben. Die Erſcheinung kehrt ein, das Leben kehrt immer zurück. Das Leben beſeelt die hinfällige Geſtalt; es erliſcht in der einen, um neu und fröhlich in einer andern zu erglänzen. Ein unwandelbares Geſetz der Lebenserneuerung, dem die ganze Natur gehorcht, beherrſcht auch mein Leben. Nur Lebensgeſtalt iſt, was ich jetzt mein Leben nenne, und was ſich während der Dauer deſſelben im Kleinen täglich mit mir zuträgt, ſollte mir Zeichen und Verheißung von dem ſeyn, was mir im Großen bevorſteht. Ich werde entſchlummern und wieder erwachen, wie ich in der gegenwärtigen Daſeynsperiode entſchlummerte und wieder erwachte. Mag denn allmälig oder plötzlich den Sinnen, dem Herzen entweichen, was mich beſchäftigt und ergötzt, was mich mit Rührung und Freude erfüllt hat: ich weiß, es wird mich von neuem umgeben, mich anziehen, mir nahe treten, mich berühren, erfüllen mit Rührung und Freude. Mag mein Bewußtſeyn allmälig verdämmern und endlich Nacht werden, oder plötzlich in tiefes Dunkel ſich hüllen: ich weiß, es wird mir von neuem aufgehen aus Nacht und Dunkel wie Morgenlicht. Neues Leben triumphirt in mir der unerſchütterliche Glaube, ſo oft das ernſte Bild des Todes der Seele erſchütternd ſich darſtellt.

O des tröſtlichen Gedankens, daß ich einſt neues Leben, friſches, fröhliches Leben der Jugend empfangen ſoll — bey der täglich zunehmenden Entkräftung und Verödung des gegenwärtigen! Die Munterkeit, die Wärme, die

Lebensfülle und Lebensluſt der frühern Jahre ſind längſt dahin. Immer ſchwächer regen ſich des Lebens Triebe, es ſchleicht immer träger und langſamer fort, es zieht ſich immer enger zuſammen, es verliert einen Reitz nach dem andern, eine Liebe nach der andern, einen Genuß nach dem andern, die Sinne werden ſtumpfer, die Empfindungen matter, die Beſtrebungen verdroſſener, die Stimmungen trüber. Ich, ich habe gelebt, das fühle ich, von dem alten Leben darf ich nichts mehr erwarten, es muß untergehen, damit neues zum Vorſchein komme. Neues Leben iſt die Sehnſucht, in welcher jetzt alle Wünſche des Herzens ſich auflöſen. Innig freue ich mich des Todes, der mich zum neuen Leben führen ſoll. Ich kann mich in dem Maße verlieren in den ſüßen Gedanken, daß ich ſchon jetzt Kräfte der Verjüngung in mir zu ſpüren glaube.

Aber auch in der beſten Zeit des Lebens habe ich ſeine Schwäche und Unvollkommenheit vielfach und oft recht drückend erfahren. Wohl iſt es oft ſchön geweſen, wie es auch noch zuweilen ſchön iſt; doch ſelbſt in den heiterſten Stunden, ſelbſt in den Stunden froher Lebenserneuerung war es mir Bedürfniß, den Glauben an ein völlig neues, an freyeres, wirkſameres, vollkommneres Leben, in welches das Leben der Erde ſich verklären werde, in meiner Seele zu unterhalten. Die Stunden froher Lebenserneuerung waren ſie nicht vorzüglich deßwegen ſo glückliche Stunden, weil ſie die Hoffnung einer künftigen großen Lebenserneuerung in mir ſtärkten, den Gedanken derſelben meinem Herzen fühlbar nahe brachten? Unaufhörlich kehren wieder des Lebens Beſchwerlichkeiten, Einſchränkungen, Entbehrungen, Kämpfe, Erſchöpfungen und Schmerzen, und erwecken die Sehnſucht nach neuem Leben, nach einem Leben des Lichtes, das ſich nicht wieder verdunkelt, des Friedens, auf den nicht wieder der Streit folgt, der Jugend, die nimmer alt wird.

Wie hat die Abhängigkeit von dieſem irdiſchen Körper mich oft beläſtigt! Wie haben ſeine Bedürfniſſe und Begierden den Geiſt zur Erde hinabgezogen, und den aufſtrebenden gefeſſelt an der Erde Werk und Sorge! wie haben ſie ihn verblendet, verwirrt, betäubt, in ſeinen Verrichtungen gehindert, in Irrthümer und Täuſchungen verſtrickt, zu ſchnöder Selbſtentweihung gereizt! Welche Verſtimmungen haben die Schwächen und Leiden des Körpers in ihm hervorgebracht! wie oft ſeine reinſten und ſeligſten Zuſtände durch die peinlichſten Gefühle unterbrochen! Nicht ſelten zwar iſt es mir gelungen, den Geiſt über den Körper zu erheben, in des Geiſtes Beſchäftigungen die Angelegenheiten des Körpers zu vergeſſen, durch des Geiſtes eigenthümliche Gewalt die vom Körper herrührenden Empfindungen und Antriebe zu unterdrücken, mich der Sinnenluſt und dem Sinnenſchmerze zu entreißen, und mich ganz hinzugeben der ſtillen Gewalt und dem ſanften Zauber, womit das Wahre, Schöne, Gute und Große ſich des Geiſtes bemächtigen, oder die Sinnenluſt in geiſtige Freude, den Sinnenſchmerz in Geiſtestrauer zu verwandeln, die körperliche Begierde zur geiſtigen Liebe zu läutern. In dem allen habe ich neues, beßres Leben erfahren; und ich nehme wahr, daß es immer mächtiger in mir wird, und immer mehr das aus der Verbindung mit dem Körper Entſpringende theils ſich unterwirft, theils in ſeine

Klarheit hinaufzieht. Doch bleibt mir die Abhängigkeit von dieſem Körper fühlbar genug; es vergeht kein Tag, der mich nicht durch die Erinnerung an dieſelbe demüthigte. Einſt ſoll mein Geiſt, erlöſt aus den Banden des irdiſchen Körpers und befreyt von dem Dienſte des irdiſchen Weſens, ohne darin durch irgend etwas Fremdartiges geſtört oder beſchränkt zu werden, ſeines eigenthümlichen Daſeyns genießen, und ungetheilt den Gefühlen des Wahren, Schönen, Guten und Großen und der Wirkſamkeit, wozu dieſe ihn beſeelen, ſich weihen. Wie ich es auf Erden nie erfuhr, werde ich dann neues, beſſres Leben erfahren.

Ja, in jeder Bedeutung, worin es mir hier geworden iſt, hoffe ich, nur in reicherm Maße und in höherm Grade, ſterbend neues Leben zu empfangen.

Der Erweiterung meines geiſtigen Daſeyns, die mir ſo oft das Gefühl des neuen Lebens verſchaffte, und noch immer verſchafft, ſind auf Erden Gränzen geſetzt, über die ſie nicht hinaus kann. Aber weit über die Gränzen hinaus ſtrebt der Erweiterungstrieb, und reicht das Erweiterungsvermögen. Kräfte, die jetzt noch ſchlummern, werden nach jener großen Wiedergeburt meines Weſens erwachen und ſich entwickeln; Sinne, die in meinem gegenwärtigen Zuſtande verſchloſſen bleiben, werden dann ſich öffnen; Einſichten, die ich hier nicht zu faſſen vermag, werden dann meinen Geiſt erleuchten; Gefühle, die ſich hier auch nicht einmal leiſe ankündigten, werden dann mich durchſtrömen; Gegenſtände, Ereigniſſe, Wunder, von denen ich hier kaum eine Ahnung habe, werden ſich mir enthüllen; Verbindungen, mit welchen die reinſten und edelſten, in denen ich hier ſtehe, nicht in Vergleichung kommen, werden mich aufnehmen; auf Zwecke, die das Würdigſte, wornach ich hier ſtrebe, weit hinter ſich zurücklaſſen, werden meine Anſtrengungen frey und glücklich ſich richten; Freuden, die das Süßeſte und Seligſte, was ich hier je empfunden, unendlich übertreffen, werden mir zu Theil werden. Der Tod unterbricht die fortſchreitende Entwickelung meines geiſtigen Daſeyns, damit ſie als völlig neues Leben auf einer höhern Stufe deſſelben herrlicher wieder anfange.

Auch die ſittlich-religiöſe Bildung meines Weſens hat auf Erden ihre unverrückbaren Gränzen; und nur vorübergehende Stunden, die mir zeigen ſollen, was ich werden kann, und zu werden beſtimmt bin, ſind es, wo die Kräfte des Glaubens und der Liebe, in ihrer vollen Stärke ſich äußern. Aber wie in dieſen Stunden das neue Leben läuternd und beſeligend mich erfüllt, ſo wird es dort in mir beginnen, mich fortdauernd erfüllen und von einer Stufe der Verklärung zu der andern ſich heben.

IX.

Sterben im Leben.

Das Sterben ſollte mir ein ſo finſtrer Gedanke ſeyn? Iſt denn nicht das Leben ein beſtändiges Sterben? Durch Sterben ſetzt das Leben ſich fort; wir ſterben täglich.

So oft ich in den Schlaf ſinke, ſterbe ich der mich umgebenden Welt und allen den Dingen, die den Tag über auf mich gewirkt, mich erfreut, betrübt, angeſtrengt und ermüdet haben, ab, alle Gedanken und Empfindungen, alle Beſtrebungen und Sorgen verlieren ſich in das nächtliche Dunkel der völligen Selbſtvergeſſenheit.

Bey jeder Veränderung, die ſich in meiner äußern Lage zuträgt, ſtirbt ein Theil meines Weſens dahin; ich empfange von nun an viele von den Eindrücken nicht mehr, die mein Leben beſtimmten; Vorſtellungen und Gefühle, in denen dieſes Leben ſich bewegte, weichen auf immer von mir.

Sterben war's, wenn ich ein Werk vollendet ſahe, das mich lange beſchäftigt, wenn ich einen Ort verließ, an dem ich mich lange Zeit aufgehalten und mancherley Verbindungen geknüpft, oder eine Wohnung, in der ich in Leid und Freude viel erfahren und getrieben hatte, wenn ich aus einem Kreiſe bekannter und befreundeter Gegenſtände weggezogen wurde, wenn ich in einen andern Wirkungskreis und in andre Berufsverhältniſſe trat, wenn ſich Menſchen entfernten, mit denen ich bisher gelebt, wenn ein unerbittliches Schickſal die von meiner Seite riß, die ſich mir in treuer Liebe geweiht, und meine Tage froh gemacht; ja wohl ſtarb ich, als ich von ihnen Abſchied nahm; ich ſterbe von neuem, indem ich mich der wehmüthigen Stunde und der frühern ſchönen Zeit erinnere.

In jede neue Periode meines Daſeyns bin ich aus der vorhergehenden hinüber geſtorben.

Wie vieles iſt in mir ſelbſt anders geworden! wie viel hat ſich in meiner Seele verdunkelt, wie viel iſt ganz aus derſelben verſchwunden, was einſt hell in ihr glänzte und ſie mächtig erfüllte! wie viele Dinge haben ihren Reitz verloren, die mich ſonſt innig ergötzten! Die heitern Bilder, die fröhlichen Spiele der Kindheit — längſt ſind ſie dahin! Die Anſichten, die Wünſche, die Hoffnungen des Jünglings — wo ſind ſie geblieben? und ſelbſt in den Vorſtellungsarten, in den Ueberzeugungen, in den Beſorgniſſen, in den Erwartungen, in der Gemüthsſtimmung, in den Neigungen und Maximen des Mannes — wie vieles hat ſich ganz umgeſtaltet!

Schon heute bin ich nicht mehr, der ich geſtern war, von einem Tage ſterbe ich dem andern ohne Aufhören zu.

Finde ich nicht auch um mich her ein immerwährendes Sterben, das ſich meines Innern bemächtigt, und durch die Betrachtung meine Gefühle mit ſich fortleitet in die dunkeln Reiche des Todes?

Bey den Meiſten ſind freylich jene Veränderungen kein eigentliches Sterben. Entweder werden ſie ſich deſſen, was darin mit ihnen vorgeht, kaum bewußt, oder es macht doch nur ſchwache Eindrücke auf ſie, oder, ſie haben dabey andere Empfindungen als die, welche das Sterben bezeichnen. Mir iſt es Bedürfniß, zu einem deutlichen Bewußtſeyn dieſer Veränderungen zu gelangen und in ihnen das Sterben zu fühlen.

Ich kann mich ſelten den Erquickungen des Schlafes überlaſſen, ohne noch einmal alles, was mich zuletzt umgeben und beſchäftigt hat, darauf anzuſehen, daß jedes Bild davon und jede Erinnerung daran nun bald in mir ausgelöſcht ſeyn wird, und ohne wenigſtens auf einen Augenblick des allmäligen Verdämmerns inne zu werden; ich muß es empfinden, wie ich von allem ſcheide und in die Ruhe verſinke.

Ich vermag es nicht, mich von Geſchäften, Gegenſtänden und Verhältniſſen zu trennen, ohne noch einmal mit geſammeltem Geiſte bey ihnen zu verweilen, mich zu beſinnen, was ſie mir geweſen, wie ſie auf mich gewirkt, ohne mir beſtimmt vorzuhalten, daß ſie dieſen Platz nun nicht mehr einnehmen, daß ſie nun nicht mehr ſo auf mich wirken werden, und dann meine Gedanken in ſtiller Trauer von ihnen abzuziehen.

Nie habe ich es mir zu verbergen geſucht, wenn ich nur noch eine kurze Zeit in der Nähe geliebter Menſchen zuzubringen hatte, nie bin ich der Vorſtellung des nahen Abſchiedes aufgewichen, nie habe ich den feyerlichen Abſchied vermieden, nie ihn gewaltſam abgekürzt, oder mich gegen die Gefühle deſſelben betäubt, doch auch nie dieſe Gefühle von mir erzwungen, oder künſtlich verſtärkt. Ich habe mir die ernſte Nothwendigkeit — das Verlieren, das Entbehren, die düſtre Verödung im Herzen lebhaft vergegenwärtigt; ich habe mich allmälig damit vertraut gemacht; ich habe wehmüthig froh die mir noch vergönnten Stunden des Umganges genoſſen, und in der entſcheidenden, welche mir die Theuern entführte, oder mich von ihnen wegriß, noch einmal die Gedanken, zu denen ich ſchon früher das Herz gewöhnt, um mich geſammelt, und mich der von ihnen herrührenden Empfindungen willig hingegeben; ich habe dieſe Gedanken und Empfindungen nachher noch eine Zeitlang bey mir unterhalten, und ſie oft von neuem geweckt, bis ſich nach und nach der Geiſt in ſanfter Reſignation von der Gegenwart der Geliebten losſagen konnte.

Auch von Meynungen, Anſichten, Vorſtellungsarten, die ich für falſch, von Maximen, die ich für verwerflich, von Wünſchen und Erwartungen, die ich für thöricht erkenne, bin ich nicht im Stande ſofort den Geiſt und das Herz zu befreyen. In ihnen iſt mein Leben geweſen, es war die ſüße Befreundung des Lebens zwiſchen ihnen und meinem Geiſte und Herzen; nicht ohne Rührung kann ich ſie entlaſſen, ich muß ihnen allmälig abſterben, ſie allmälig weichen ſehen in die Nebel der Ferne.

Die meiſten Veränderungen in unſerm Innern geſchehen freylich in ſo langſamen Entwickelungen, daß wir, während ſie ſich zutragen, kaum etwas davon wahrnehmen; unvermerkt verdunkeln ſich die Bilder, ermatten die Gefühle, erkalten die Neigungen, die unſer Inneres erfüllten, verſchwinden die Reitze, mit denen wir gewiſſe Gegenſtände und Beſchäftigungen geſchmückt fanden, und erſt nachdem eine geraume Zeit abgefloſſen, und ſchon mancherley

Neues die leeren Stellen eingenommen hat, zeigt ſich, wie es mit uns anders geworden iſt. Aber ich ſammle mich von Zeit zu Zeit, die Umgeſtaltungen, welche mein inneres Leben erfahren, zu überſchauen, und dem, was unbeachtet vorübergegangen, im Geiſte nachzuſterben. So hat mein Inneres noch nichts eingebüßt, das nicht eine ſanfte Trauer begleitet, von dem nicht in ſtiller Betrachtung das Herz ſich geſondert hätte.

Den mannichfaltigen Erſcheinungen des Sterbens um mich her geſtatte ich nicht bloß, auf mich zu wirken, wie es ihrer Natur und meiner Gemüthsſtimmung angemeſſen iſt; ich öffne ihnen willig das Herz, ich theile das Schickſal der Dinge, die der Tod ſich zu Opfern gewählt hat, ich ſterbe mit, wenn die heitern Farben der Welt verbleichen, wenn die letzten Blumen welken, und das Laub abfällt. O, wie innig bewegt habe ich oft der verſinkenden Herrlichkeit, als ob ſie nie wiederkehren würde, gute Nacht gebothen, und mit ihr allem, was mir je das Herz erfreut hat!

Nicht ſelten auch wird mir das lebhafte Denken meines künftigen Todes zum Sterben im Geiſte. Ich vergegenwärtige mir oft die Zeit, wo dieſes Licht, das jetzt ſo freundlich mir leuchtet, und in deſſen Schimmern ſo viel Reizendes, Schönes und Holdes ſich mir darſtellt, Dämmerung und dann Nacht wird, wo all' die Gegenſtände, die mich jetzt ſo bekannt umringen, die Beſitzthümer, die mir jetzt noch ſo manchen köſtlichen Genuß gewähren, die Menſchen, die ſich ſo liebevoll an mein Herz ſchmiegen, von mir weichen, die Verbindungen, die mich jetzt mit einer ſo ſüßen Gewalt umfangen, ſich auflöſen, wo mir was nur irgend dieſes irdiſche Daſeyn Liebes und Theures gehabt hat, entſchwindet, und dieſes jetzt noch ſo laut und freudig ſchlagende Herz ſtill ſteht; mein Geiſt, vertieft in ſolche Gedanken, verliert ſich aus den blühenden Reichen des Lebens, und ich empfinde mein künftiges Sterben.

Wollet Ihr es tadeln, Ihr Lebensluſtigen, daß ich mich ſolchen, nach Eurer Meynung, unnützen und verſtimmenden Betrachtungen hingebe? Glaubet mir, ich verſtehe auch zu leben, zu leben munter und fröhlich mit allen Empfindungen und Kräften meines Weſens, ja, alle Luſt und Wonne des Lebens habe ich erſahren, und noch oft durchſtrömt mich ſeine Fülle. Ich würde nicht zu ſterben verſtehen, wenn ich nicht zu leben verſtände, und weil ich zu ſterben verſtehe, darum verſtehe ich auch zu leben. Lebens- und Sterbensgefühle laſſen ſich nicht von einander trennen. Gehört nicht das Sterben, wie das Leben, zu den Bedingungen meines menſchlichen Daſeyns? Müßte ich nicht den menſchlichen Sinn verläugnen, wenn ich die Gedanken des Sterbens von mir fern halten wollte? Hangen dieſe Gedanken nicht mit den edelſten, und ſelbſt mit den froheſten, Rührungen des Herzens zuſammen? Werde ich nicht überall an das Sterben erinnert, ſo daß ich, um die Vorſtellung des Todes von mir fern zu halten, genöthigt wäre, mir eine widernatürliche Gewalt anzuthun? Würde das Sterben ſich uns in dieſen zahlreichen Erſcheinungen offenbaren, wenn wir es nicht wahrnehmen und beherzigen ſollten? Ich weiß, daß man ſich nicht verſtimmen ſoll, daß man Muth und Freudigkeit braucht, um den Zweck des Lebens zu erfüllen, daß jedes Verdüſternde und Verengende auch für Geiſt und Herz verderblich iſt; darum haſſe ich wie Ihr die trübſelige, empfindelnd-weinerliche Betrachtung des Todes. Aber ſo iſt die meinige nicht. Wie ich das Leben fühle, ſo fühle ich auch das Sterben, ich fühle es als eine Art und Erſcheinung des Lebens. Leichter werden mir des Lebens Mühen und Laſten, indem ich des Todes gedenke, und reitzender erſcheint mir das Schöne des Lebens, inniger drücke ich das Geliebte an das Herz, indem ich mir bewußt werde, wie flüchtig die Tage ſind, in denen ich mich ſeiner freuen kann.

Was iſt denn nun dieſes Sterben im Leben?

Der ſinnlichen Begierde freylich oft ein ſchwerer Kampf. Wie ſie mit Ungeſtüm ihrem Gegenſtande nachſtrebt, mit wilder Heftigkeit ihn umfaßt hält: ſo vermag ſie auch nur unter gewaltſamen Erſchütterungen ihn fahren zu laſſen. Sie verliert, ohne etwas anders übrig zu behalten als ihr ungeſtümes Verlangen, und ohne gegründete Hoffnung, je wieder zu gewinnen; und ihren Schmerz vergrößern die Strafen des Gewiſſens.

Die ſtille Liebe des reinen Herzens löſet leicht und ſanft den Dingen ſich ab, denen ſie in froher Rührung ſich ergeben hatte. Sie behält ſich ſelbſt, ihre Ergebung, ihr ſeliges Leben, das Bild des Geliebten, die feſte Zuverſicht, die auf ſeine Reinheit und Wahrheit ſich gründet, ihr Beſtes, wenn auch in anderer Geſtalt, wieder zu finden, und überall anzutreffen, was ſie zu erfreuen geſchickt iſt. Ihre Sehnſucht wird ihr Verheißung und Glaube. Die Erſcheinung entflieht, das Weſen bleibt ihr unwandelbar, ewig friſch und ewig jung; da iſt kein Sterben — nur ewiges Leben. Zwar ſieht ſie jene nicht ohne Wehmuth dahin eilen, aber auch dieſe Wehmuth hat ihr Süßes, und ſie möchte derſelben, an der Stelle, die ſie in dem Ganzen ihres Lebens einnimmt, nicht entbehren. Sie beſitzt eine Sterbensfreudigkeit, die nicht allein von dem Schmerze, ſondern auch von der höchſten Wonne des Lebens hervorgebracht wurde.

Nur die Liebe könnte mir das Sterben im Leben ſchwer machen, und ſie macht es mir leicht durch ihren Reichthum, ihre Treue, ihre Hoffnung. O, ich fühle es: ich kann nicht aufhören zu lieben, und meine Liebe kann nicht aufhören zu leben, zu beſitzen.

Wird das künftige Sterben, wodurch ich dem gegenwärtigen Leben völlig abſterbe, anders ſeyn, als das Sterben im Leben?

An den Gütern der Welt, von denen ich im Tode auf immer ſcheiden werde, hängt mein Herz nicht mehr: die ſinnliche Begierde, die nicht laſſen kann, was der Tod ihr auf immer entreißt, iſt zum Schweigen gebracht; vor meinem Richter hoffe ich, in dem Bewußtſeyn eines ernſtlichen Strebens nach Reinheit und Rechtſchaffenheit und im Vertrauen auf ſeine Barmherzigkeit, wo ich menſchlich fehlte, getroſt zu erſcheinen. Aber die Liebe zu dem, was in dieſem irdiſchen Leben Treffliches und Liebenswürdiges ſich mir darſtellte, habe ich bewahrt, und werde ſie bis zum letzten Hauche bewahren. Und dieſe Liebe wird auch da, in Unmuth zwar und unter Thränen, doch getroſt, ſich leicht und ſanft von dem ablöſen, was ſie hier in froher Rührung umſchlungen hielt, um, ihrer Fortdauer ſelig gewiß, in der Vorempfindung eines neuen, höhern Lebens, ſich in die

Reiche ewiger Befriedigung zur neuen, unzertrennlichen Vereinigung mit dem Koſtbarſten, was ſie auf Erden beſaß, hinüberzuſchwingen. Sie kennt keinen wilden Schmerz, wie ſie keinen Tod kennt.

Wie in jedes frühere Sterbensgefühl Lebensgefühle ſich miſchen: ſo wird die Liebe mein letztes Sterbensgefühl mit ſiegenden Gefühlen des Lebens durchdringen.

Vielleicht, daß gewaltſame Erſchütterungen der körperlichen Natur mein letztes Sterben bezeichnen. Aber dieſe ſind nicht das Sterben ſelbſt; ſie gehen ihm vorher, oder ſie folgen ihm nach, oder ſie bilden ſeine äußere Geſtalt. Was im Sterben mein Inneres bewegt, das iſt gewiß etwas ganz anders: ein ſtilles, allmäliges Scheiden des Geiſtes von den Eindrücken, Empfindungen, Antrieben, Kraftäußerungen, die bisher ſein Leben ausgemacht haben.

Still und allmälig wird es mich überſchatten, ſtill und allmälig werde ich, gleich dem Müden, in den erquickenden Schlummer ſinken.

Nein, weder eine fremde, noch eine gefürchtete Erſcheinung iſt mir mein letztes Sterben. Das Sterben im Leben hat mich dem Sterben im Tode befreundet; es iſt mir ein liebes Bild geworden von dem Sterben im Tode. Ich freue mich auf den Tod — auch um des Sterbens willen.

Darum kann ich mir nicht wünſchen, was ſo viele, als ein beneidenswerthes Glück anſehen: daß mein Leben einſt plötzlich geendigt werde, oder mir doch ſchnell das Bewußtſeyn vergehe. Empfinden möchte ich das Sterben, wie ich es im Leben — und wie ich das Leben ſelbſt empfunden habe. Im Gefühle des nahen Todes möchte ich noch einmal das Schöne und Gute, das mir während meines Lebens zu Theil geworden und der mütterlichen Huld gedenken, die mich ſo gnädig geleitet, die mich ſo oft getröſtet, erquickt und reichlich geſegnet hat, die mir ihre Sonne aufgehen, und ihre Frühlinge blühen ließ, die mir ſo manchen frohen Tag gab, und mir die Menſchen zuführte, die durch ihre Liebe und Treue mein Leben verſüßten, in deren Geſellſchaft ſo oft der Geiſt ſich erheiterte, das Herz ſich ſtärkte — möchte ich noch einmal betrachtend verweilen bey den Umgebungen, aus deren Kreiſe ich bald verſchwinden werde, mich noch einmal weiden an den Dingen, deren ich mich im Leben gefreut, noch einmal inne werden des ſüßen Einfluſſes, den ſie auf mich geäußert — möchte ich noch einmal um mich verſammeln alle, die meinem Herzen theuer ſind, mich an ihren Blicken, an ihrer Rede, an ihrem Weſen zu ergötzen, ihnen die letzten Rührungen und Wünſche des brechenden Herzens zu offenbaren, und mir ihr Bild tief, tief einzuprägen — und dann ſtill von allem Abſchied nehmen.

X.

Lebensluſt.

So nenne ich den glücklichen Zuſtand, wo — nicht etwas Einzelnes, das zufällig im Leben erwacht, oder ihm von außen her mitgetheilt wird, nicht irgend eine Lebenserſcheinung, ein Lebensgut, eine heitre Vorſtellung, eine angenehme Veränderung, ſondern — das Leben ſelbſt, in ſeinen mannichfaltigen Beſtimmungen, Trieben, Kräften und Aeußerungen, ohne Rückſicht auf ſeine anderweitige Beſchaffenheit, mir eine Luſt iſt, wo es mir reines und inniges Vergnügen gewährt — nicht, daß ich dieſes oder jenes denke, empfinde, erwarte, erfahre, verrichte, ſondern — daß ich überhaupt denken, empfinden, Erwartungen hegen, Erfahrungen machen, allerley verrichten kann, daß ich Leben in mir fühle, daß es mich umgibt, in mich eindringt, mich erfüllt und durchſtrömt, und, weit ſich verbreitend, von mir ausgeht.

Auch das Einzelne und Zufällige im Leben iſt mir oft zur Luſt geweſen. Süße Träume, frohe Erwartungen haben mich hingehalten, holde Erſcheinungen mich angezogen, angenehme Begegniſſe und koſtbare Güter haben mich beglückt, heitre Gedanken, genußreiche Arbeiten haben mich beſchäftigt, ſelige Stunden ſind mir im Umgange mit Menſchen und in vertraulicher Ergießung der Herzen verfloſſen; und ich erkenne mit dankbarer Rührung, wie mir durch dieſes alles wohl geworden, wie es mich nicht ſelten bis ins Innerſte des Herzens erfreut hat. Aber Lebensluſt war es nicht.

Jeder Luſt, die vom Einzelnen und Zufälligen herrührt, bleibt einſeitig, und nur durch eine gewiſſe Spannung, in die ſie uns verſetzt, kann ſie verhüthen, daß noch manche Regung der Unluſt neben ihr fortdaure. Die Lebensluſt, da ſie aus dem Zuſammenſtimmen unſers ganzen Weſens entſpringt, muß ſich auch an unſerm ganzen Weſen offenbaren, und keine Spur von Unluſt übrig laſſen.

In den glücklichen Momenten der Lebensluſt löſet ſich alles in mir, an mir, um mich her in lauter Luſt auf. Es verurſacht mir Luſt, die Eindrücke der Sinne aufzunehmen, mich den Spielen der Phantaſie und den Beſchäftigungen des Verſtandes hinzugeben, mich zu bewegen, zu verſuchen, zu wirken, zu vollenden; ich empfange Luſt von allem, was mir irgend ein Bewußtſeyn meines Lebens verſchaffen kann.

Mit Luſt trete ich hinaus in die Welt, mich zu ergötzen an den Geſtalten, die mir da, in bunter Vermiſchung und in mannigfaltigem flüchtigen Wechſel, begegnen und vorüber wandeln, an ihrem Kommen, an ihrem Verſchwinden, an ihrem kurzen Beſtehen, an ihren Farben, Bildungen, Verknüpfungen, an ihrem Zuſammentreffen, an ihrer Einheit und Verſchiedenheit. Ob ich gleich bey dem Lieblichen, Schönen, Glänzenden, Großen, Neuen, Kühnen, reich Ausgeſtatteten mit größerm Intereſſe verweile: ſo bedarf es doch keinesweges des Ungewöhnlichen, um mich angenehm hinzuhalten.

An alltäglichen Dingen, an unbedeutenden Vorfällen, die mir ſonſt kaum der Beachtung werth ſchienen, habe ich meine Luſt, weil ſie auf mich wirken, mein Leben anregen, mich mein Leben fühlen laſſen; ſelbſt das Gemeine, Abgeſchmackte, Häßliche, Ungereimte, beleidigt mich nicht mehr, ich gewinne ihm wohl gar eine Anſicht ab, in der es mir unterhaltend und erfreulich wird; und da mein Blick nur auf der Oberfläche hingleitet, ſo vermag auch das meine Luſt nicht zu ſtören, was bey der eindringenden Betrachtung das Herz erſchüttern oder verwunden würde. Die Dunkelheit iſt mir wie das Licht, der Winter wie der Frühling, der trübe, ſtürmiſche Tag wie der heitre, die öde Stille wie das laute Geräuſch, die mühſelige Arbeit wie die leichte, die düſtre Umgebung wie die freundliche, der Gedanke des Todes wie der Gedanke des Lebens. Ich ſehe, höre, werde berührt, empfinde, betrachte, miſche mich in das Gedränge, ſchließe mich an, ergreife, laſſe fahren, treibe, was getrieben wird, oder was die Gelegenheit herbeyführt, genieße, was ſich mir darbietet, entbehre, was mir verſagt bleibt, und folge nicht ſelten fröhlich dem lachenden Zuge des Scherzes und der Thorheit; ſo gebietbet es im Herzen die Luſt.

Mit Luſt überſchaue ich meine Verhältniſſe: denn ich finde mich in jeder Hinſicht wohl berathen; das Läſtige ſcheint mir ſehr erträglich, das Bedenkliche keiner Sorge werth, bey dem Ungewiſſen verſpreche ich mir das Beſte, das Beunruhigende ſchlage ich mir aus dem Sinne, das Meiſte dünkt mich bequem und gefällig, vieles herrlich und freudenreich. Ich fühle mich glücklich, dieſes Amt, dieſe Pflichten, dieſe Bekannten, dieſe Freunde, dieſe Angehörigen, dieſes Maß von Glücksgütern zu beſitzen, dieſe Erfahrungen zu machen; und würde mich darin zu ſchicken wiſſen, wenn meine äußere Lage der Vortheile entbehrte, die ich in denſelben antreffe, ja die dürftigſte ſollte meine Luſt am Leben nicht beeinträchtigen.

Ich traure um nichts: denn der Schmerz kann mich nicht erreichen; in der Luſt des Lebens kenne ich keinen Schmerz, dieſe Luſt hält meine Empfindungen an ſich gefeſſelt, daß ich nicht einmal im Stande bin, das Unangenehme zu bemerken; was bey mir Eingang gewinnen will, muß ihre Farbe annehmen.

Ich fürchte nichts: denn ich erblicke überall nichts, das zu fürchten wäre, alles was mich in meinem Leben geängſtigt hat, kommt mir jetzt höchſt geringfügig vor, die Luſt gibt einen Muth, der jedem Widerwärtigen Trotz biethet; ich könnte das Uebel herausfordern, an mir ſeine Kräfte zu verſuchen; eben und ſicher ſcheinen mir alle Wege, die ſich vor mir öffnen.

Ich hoffe nichts und begehre nichts: denn mein iſt das Leben. Seine Reichthümer, ſeine Ehren, ſeinen Glanz, ſeine koſtbaren Genüſſe brauche ich nicht; weit mehr und weit Beſſres, als ſie mir geben könnten, gibt mir das Leben ſelbſt. Es genügt mir in jeder Geſtalt, in der ich es mir zu denken vermag. Es wird mir um ſo beſſer gefallen, je weniger es mit fremdartigen Dingen, die mich verhindern würden, ſeine Luſt rein zu fühlen, belaſtet iſt. Wie ſollte ich auch nur Einen Augenblick heitre Lebensluſt an Dinge ſetzen, die uns nie ein unvermiſchtes Vergnügen, oft mehr Noth als Freude bereiten, die den, der nach ihnen trachtet, mit Sorgen überhäufen, zu peinlichen Anſtrengungen nöthigen, in eine ängſtliche Spannung bringen, und der Gemüthsfreyheit, mit der alle Luſt verloren geht, berauben, die man nicht einmal begehren kann, ohne davon heftig beunruhigt zu werden?

Nur Eins wünſche ich mir in den Momenten der Lebensluſt: Fortſetzung des Lebens — nicht um unter meinen Beſitzthümern zu verweilen, angefangene Unternehmungen zu vollenden, Zwecke, die mir wichtig ſind, zu erreichen, beſtehende ſüße Verbindungen zu unterhalten, neue zu knüpfen, meine Kenntniſſe zu erweitern, Schätze zu ſammeln, höhere Stufen des Anſehens zu erſteigen, ſondern — allein um zu leben, meine Sinne der einſtrömenden Welt zu öffnen, und auf dieſe, wie es nun gerade ſich fügt, zurück zu wirken, um ferner zu ſehen, zu hören, zu fühlen, zu träumen, zu denken, zu handeln, mich zu bewegen, mich treiben zu laſſen — um ferner das Leben zu erfahren in ſeiner Kraft und in ſeiner Luſt, wie ich es jezt in mir empfinde.

Ich kann aber auch nicht anders, als freudig dem Leben vertrauen, das mich ſo reich und mächtig erfüllt, ſo hoch erhebt, ſo ſtark und ſo kühn macht; ich weiß, daß dieſes Leben mehr iſt, als der Staub der es beſeelt, daß es ſich hinaufſchwingen wird in die ewigen Reiche des Lebens, wenn es von jenem im Tode ſich trennt. Die Luſt des Lebens wird mir ſiegende Gewißheit ſeines unzerſtörbaren Weſens, Pfand meiner Unſterblichkeit, ſelige Erwartung einer Exiſtenz, die ununterbrochen das gewährt, was die gegenwärtige uns nur in einzelnen glücklichen Momenten geſtattet.

Ja, nur einzelne glückliche Momente ſind es, wo ich die volle Luſt des Lebens fühle. Das Leben würde immer eine Luſt ſeyn, wenn es ſich immer rein, ungeſtört, kräftig, leicht und harmoniſch äußern könnte; entſpringt uns doch jede Luſt aus den fördernden Lebensbeſtimmungen, die wir empfangen, iſt doch jede Luſt Empfindung glücklicher Lebensthätigkeit; wie ſollte uns nicht der, in jeder Hinſicht und fortdauernd, geſunde Lebenszuſtand zur hohen Luſt werden? Aber ſelten befindet ſich unſer Leben in dieſer guten Verfaſſung. Verſtimmungen, Beſchränkungen, Ermattungen, unnatürliche oder einſeitige Erhöhungen des Lebens, machen oft die Luſt an demſelben unmöglich, und noch öfter fehlt uns die Aufgewecktheit der Lebenskräfte, die zur vollen Lebensluſt erfordert wird.

Lebensluſt ſetzt vor allem *Freyheit von körperlichem Schmerze* voraus. Der körperliche Schmerz, wie er aus der Hemmung, oder Erſchwerung, oder Verwirrung des körperlichen Lebens entſpringt, hemmt, erſchwert und verwirrt auch alle geiſtigen Lebensverrichtungen. Man kann unter heftigen Körperſchmerzen, Ruhe, Faſſung, Stille des Gemüthes, und ſelbſt eine gewiſſe Heiterkeit behaupten; aber die Luſt verlangt unvermiſchtes Wohlſeyn, zumal diejenige, zu welcher alle Gefühle, Triebe und Kräfte des Lebens vereint wirken müſſen; es iſt unmöglich, da Luſt zu haben, wo man ſich in irgend einer Hinſicht gequält fühlt. Die ſchon vorhandene Luſt kann die Unluſt, welche von Vorſtellungen des Geiſtes erzeugt wird, dadurch überwinden, daß ſie dieſe Vorſtellungen entfernt oder verdunkelt, der wirkliche Zuſtand des Körpers hingegen entzieht ſich unſrer Gewalt, unwiderſtehlich dringt er ſich uns auf; auch ſind die Eindrücke, die wir von demſelben empfangen, viel zu ſtark, als daß ſie ſich durch eine Stimmung des Gemüthes vertilgen ließen. Die Luſt weicht dem körperlichen Schmerze, und wenn ſie nicht einmal neben demſelben fortdauern kann, ſo kann ſie noch weniger neben ihm emporkommen. Und dies gilt nicht bloß von dem heftigen Schmerze, wie die gewaltſame Lebensſtörung ihn hervorbringt, ſondern auch von dem Mißbehagen, den Beklemmungen und krankhaften Regungen, die in kleinern Unordnungen des körperlichen Lebens ihre Urſache haben.

Eine nicht weniger weſentliche Bedingung der Lebensluſt iſt die völlig unbefangene Stimmung des Gemüthes, in der wir die Fähigkeit beſitzen, Eindrücke jeder Art unverfälſcht aufzunehmen, und unſre Kräfte auf alle Weiſe frey zu gebrauchen. Keine Lebensluſt, wo Trübſinn, Leidenſchaften und Vorurtheile das Gemüth verdüſtern, verengen, beunruhigen, ein falſches Licht über die Gegenſtände verbreiten, uns die Empfänglichkeit für manche Eindrücke rauben, und dagegen andern eine zu große Stärke ertheilen, die Thätigkeit beſchränken, oder ihr eine feſte einſeitige Richtung geben, einzelne Empfindungen, Gedanken, Phantaſiebildern, Beſtrebungen das Uebrgewicht in der Seele verſchaffen, und uns nicht geſtatten, unſers geſammten Vermögens inne zu werden. Schon dadurch, daß ein beſtimmter Zweck unſre Aufmerkſamkeit feſſelt, unſer Nachdenken leitet, unſer Wirken in den Umkreis ſeines Intereſſes einſchließt, oder doch zunächſt auf ſich beziehet, wird die Freyheit des Gemüthes zerſtört, in welcher allein die Luſt des Lebens erwachen kann. Von allen Seiten muß es in uns einſtrömen, nach allen Seiten muß es ſich aus uns verbreiten, rein müſſen alle Darſtellungen der Welt ſich in uns ſpiegeln, ungehindert müſſen alle Triebe des Lebens ſich äußern, wenn das Leben uns zur Luſt werden ſoll.

Doch auch bey einem ganz ſchmerzfreyen Körperzuſtande und der größten Unbefangenheit des Gemüthes werden wir die volle Luſt des Lebens nicht empfinden, ſo lange ſich nicht Aufgewecktheit, Beweglichkeit, Munterkeit des Lebens, eine glückliche Diſpoſition zu allen körperlichen und geiſtigen Lebensverrichtungen damit verbindet. Das Kräftige in der Thätigkeit iſt es vornehmlich, was die Lebensluſt erweckt; das Matte, Träge, Langſame vermag nie ſich zum fröhlichen Luſtgefühle zu erheben. Aber auch das Geſpannte, Angeſtrengte, tief Eindringende, kühn Aufſtrebende, einſeitig Erregte, wie ſehr es übrigens dem Bedürfniſſe, der Neigung und Fähigkeit des Augenblickes zuſage, vermag dies nicht. Nur dem flüchtigen Spiele, in welchem alle Kräfte des Lebens, einſtimmig, jede in ihrem Maße, ohne Anſtrengung ſich wirkſam zeigen, geſellt die freye Luſt ſich zu; mit dem Ernſte, der Mühe, der innern Entzweyung und der höhern Wärme verträgt ſie ſich nicht. Wo das Leben friſch, muthig und fröhlich gleichſam dahinſchwebt — ſchnell von Einem zum andern — bey allem nur die Oberfläche berührend, doch auch allem ein Intereſſe abgewinnend, an allem ſich verſuchend, zu allen Verrichtungen geſchickt, allem ſich anfügend, alle Sinne geöffnet, alle Vermögen beſchäftigt, alle Triebe wach, wo, keins in des andern Recht greifend, keins das andre unterdrückend, ſchwächend oder einſchränkend, jedes das andre fördernd und mit ſich vereinigend, die lebhafte aber nicht übermächtige Empfindung, der helle aber nicht ſchwer zu bildende Gedanke, die umfaſſende aber nicht mühſame Ueberſicht, das innige aber nicht feurige Gefühl, der entſchiedene aber nicht ſtrenge, nicht die Neigung gewaltſam niederſchlagende Wille zuſammentreffen, und durch dieſes alles nun auch das körperliche Leben beſeelt und erhöht wird: da darfſt du die Luſt des Lebens nicht lange erwarten; ſie wird bald in ihrer Fülle über dich kommen; die aufgeweckte, bewegliche, muntre Thätigkeit des Lebens wird dir die glückliche Fähigkeit mittheilen, die Dinge um dich her ſo anzuſehen und aufzufaſſen, daß du nur gefällige Bilder von ihnen empfängſt, und was etwa in den Eindrücken der Welt Unangenehmes ſeyn möchte, entweder aus denſelben verſchwindet, oder ſich in die angenehme Stimmung deines Gemüthes verliert, daß du alles, was ſich dir darſtellt, in der freundlichſten Geſtalt und im heiterſten Lichte erblickſt, während ohne dieſelbe wohl manche Erſcheinung deine Seele verdüſtern würde.

Dieſe aufgeweckte, bewegliche, muntere Lebensthätigkeit hat in einem hohen Grade der körperlichen und geiſtigen Geſundheit ihren Urſprung, darum vermögen ſowohl Veränderungen, die in uns ſelbſt vorgehen, als auch äußere Dinge, in wie fern ſie uns in den erforderlichen Körper- oder Geiſteszuſtand verſetzen — wie eine angemeſſene körperliche Bewegung, ein Gedanke, ein Gefühl, ein Trieb der Seele, eine wohlthätige Beſchäftigung, ein frohes Begegniß, die milde Luft, die beruhigende Stille um uns her, der heitre Tag und die in ſeinem Lichte herrlich erglänzenden Erſcheinungen — dieſelbe hervorzubringen; aber wir kennen die Art, wie dieſe Dinge auf uns wirken müſſen zu wenig, und wiſſen ihren Einfluß auf uns zu wenig zu leiten, als daß wir im Stande wären, uns mittelſt derſelben willkührlich zu der Lebensthätigkeit, die in der Lebensluſt ſich offenbart, zu ſtimmen. *Die Empfänglichkeit für Lebensluſt* können wir, unter gewiſſen Umſtänden, uns wohl geben, aber nicht die *Lebensluſt ſelbſt*; von einer freyen Gunſt ſollte ſie uns zu Theil werden. Nicht unſer ganzes Daſeyn — denn dieſes gehört dem Ernſte, der Anſtrengung, dem tiefen Eindringen, dem kühnen Aufſtreben, dem Kampfe um die köſtlichen Preiſe — nicht einmal einen bedeutenden Theil deſſelben, nur einzelne Momente ſollte ſie erfüllen, uns zu erfriſchen und zu ſtärken, daß wir mit neuem Eifer, mit neuem Muthe und neuer Thätigkeit dem Werke des Lebens uns weihten, und mit neuer Kraft die ſchwere Sorge des Lebens trügen.

Dagegen hängt es von uns ab, zu verhüthen, daß Lebensunluſt ſich unſrer bemächtige — die unglückſelige Stimmung, wo — nicht einzelne ſchmerzliche Eindrücke oder bittre Erfahrungen, die wir freylich nicht immer von uns entfernen können, ſondern das Leben ſelbſt in ſeiner bleibenden Beſchaffenheit unſern Widerwillen erweckt. Sie hat ihren Grund entweder in der Einförmigkeit, oder in der Abſpannung, oder in der traurigen Geſtalt des Lebens, und iſt im erſten Falle Lebensüberdruß, im zweyten Lebensmüdigkeit, im dritten Lebensunmuth.

Ueberdrüſſig wird man eines Lebens, in welchem täglich dieſelben Erſcheinungen, dieſelben Ereigniſſe, Geſchäfte und Sorgen wiederkehren, die nun ſchon längſt durch die Gewohnheit das Intereſſe, mit dem ſie früher uns feſſelten, verloren haben. Doch das begegnet nur denen, die allein in das Große und Ganze leben, welches uns allerdings nicht viel Neues darbiethen kann. Haben wir aber gelernt auf das Kleine und Beſondre unſre Aufmerkſamkeit richten und dabey Unterhaltung finden, die ſtillen Eigenthümlichkeiten der Dinge und Erſcheinungen erforſchen, die leiſen Züge in den Geſtalten des Lebens wahrnehmen: dann iſt das Leben reich genug, uns täglich Neues zu zeigen, wodurch es uns in ſüßem Wohlgefallen an ſich hält. Sorge nur, daß du recht in das Leben hineinkommeſt, und von allem, was es in ſich ſchließt, berührt werdeſt: ſo wirſt du nie Urſache haben, über ein ewiges Einerley Klage zu führen.

Müde wird man des Lebens, wenn es, in ſich ſelbſt verzehrt und erſchlafft, für jeden Reitz abgeſtumpft und ſeiner Kräfte beraubt, nur noch träge, verdroſſen und langſam dahin ſchleicht, unfähig, uns in ſeiner Ohnmacht und Leerheit irgend etwas Ergötzliches zu verleihen, während das Verlangen nach dem Ergötzlichen fortdauert. Das iſt das Schickſal derer, die im Genuſſe oder in der Anſtrengung nicht Maß zu halten wiſſen, bis die frühe Erſchöpfung ihnen ein Ziel ſetzt. Weiſe Lebensökonomie wird dich dagegen ſichern, und dir mit der Lebensſtärke den friſchen Zauber des Lebens bewahren. Lebensmüde kann man zwar auch werden unter anhaltenden unvermeidlichen großen Beſchwerden; aber der Rüſtige bedarf nur einer kurzen Ruhe, um ſich zu ermannen, und ſich mit ſeiner Laſt wieder aufzurichten.

Mit Unmuth erfüllt uns das Leben, wenn in demſelben Ein Schmerz auf den andern, Ein widriges Begegniß auf das andre folgt, und es immer freudeloſer, immer düſtrer, immer angſtvoller ſich vor uns ausbreitet. Aber der Starke läßt nicht von der Hoffnung, er ringt mit dem Schickſal, ihm das Leben zu entreißen, und vermag er nicht, es äußerlich nach ſeinem Sinne zu geſtalten, ſo arbeitet er deſto eifriger, den innern Werth deſſelben zu erhöhen, und ruht feſt auf dem Bewußtſeyn ſeines unbezwinglichen Willens. Das Leben iſt ihm recht, wie ers findet, weil er etwas daraus machen kann.

Glaube an dich ſelbſt; dann brauchſt du an keinen Schmerz und kein Unglück zu glauben. Faſſe das Leben nur kühn; dann gehorcht es dir.

XI.

Die Täuſchungen des Lebens.

Wohl ſind die Täuſchungen, die wir erfahren, zahlreich genug, um, wenigſtens von dieſer Seite, die Klage, welche da über unter den Menſchen geführt wird, zu rechtfertigen.

Ein weites, blühendes, in dem heiterſten Lichte ſchimmerndes Reich der Freude, breitet vor unſere Kindheit die Welt ſich aus, die wir nachher ſo oft eng und öde und in nächtliches Dunkel gehüllt finden. Luſt erwarten wir von einem Leben, das uns nachher ſo oft den bitterſten Schmerz verurſacht — Liebe von den Menſchen, die uns nachher kalt, nicht ſelten mit feindſeligen Geſinnungen begegnen, und dem argloſen Herzen tiefe Wunden ſchlagen — immer neuen Zuwachs ſüßer Genüſſe von dem uns noch Unbekannten, das in ſeiner Enthüllung uns doch wieder das Alte, und dies immer einförmiger, reitzloſer und ermüdender darſtellt.

Die Bruſt voll ſeliger Träume von Wahrheit, Freyheit, Menſchenwürde und Menſchenwohl, Ehre, Freundſchaft und Liebesglück blickt der Jüngling einer Zukunft entgegen, deren Gedanke ſein ganzes Herz begeiſtert, und alle ſeine Kräfte in Bewegung ſetzt. Doch kaum hat er die Stufen des männlichen Alters betreten: ſo ſchwinden die Träume, Einer nach dem andern dahin, um einer matten, dürftigen Wirklichkeit Platz zu machen; nur hier und da trifft er etwas an, das, jedoch in beträchtlichem Abſtande, ihnen ähnlich iſt, überall aber den Trug, die Knechtſchaft, die Erniedrigung, das Elend, Vorurtheile, Gleichgültigkeit gegen das Ehrenwerthe, Herzenskälte und Selbſtſucht.

Selbſt in den Jahren der Mäßigung, der Beſonnenheit und der ſorgfältigen Ueberlegung läßt die Täuſchung nicht von uns.

Wir glauben im ſichern Beſitze der Wahrheit zu ſeyn, und huldigen dem Irrthum.

Dinge, von denen wir uns in der Ferne reichen Gewinn für Geiſt und Herz verſprechen, erſcheinen uns gemein, abgeſchmackt, unfähig irgend ein angenehmes Intereſſe einzuflößen, wohl gar höchſt widrig, wenn wir ſie nun in der Nähe ſehen. Was uns durch ſeine glänzende Ausſeite entzückte, erkennen wir für gehaltlos, es erfüllt uns wohl gar mit Abſcheu, wenn ſich uns ſein Inneres offenbart. Was uns mit ſüßem Zauber das Herz feſſelte, als wir die erſten Eindrücke davon empfingen, das verurſacht uns Langeweile, Ueberdruß, Mißbehagen, wenn wir es nach ſeinen anderweitigen Wirkungen kennen lernen.

Wünſche, deren Erfüllung wir als Eine der vornehmſten Bedingungen unſrer Zufriedenheit betrachten, zeigen ſich uns als Kinder des Unverſtandes und der Thorheit, wenn ſie nun wirklich erfüllt worden ſind; unſer Herz bleibt kalt, wir ſind oft mißvergnügter als vorher, das Gewährte gereicht nicht ſelten zu unſerm Verderben.

Wir glauben bey gewiſſen Menſchen die

edelſten Geſinnungen und Abſichten, reinen Enthuſiasmus für das Gute wahrzunehmen, und werden ihre Lobredner, ſchließen uns an ſie an, fördern ihre Unternehmen; und bald erblicken wir in ihnen elende Egoiſten, feige, niederträchtige, aber in allen Künſten der Verſtellung bis zur feinſten Gewandtheit geübte Kreaturen. Wir tragen kein Bedenken, uns andere, die uns ſo einfach, ſo unbefangen, ſo arglos, ſo offen entgegen kommen, die es ſo treu mit uns zu meynen, die uns ſo von ganzem Herzen ergeben zu ſeyn ſcheinen, unſer Vertrauen zu ſchenken, es fällt uns nicht ein, an ihrer Redlichkeit und an ihrem warmen Intereſſe für uns zu zweifeln; und in kurzer Zeit haben ſie uns auf das Spiel geſetzt, überliſtet, verrathen. Wir nehmen ein zufälliges Zuſammentreffen in Urtheilen und Gefühlen für Uebereinſtimmung der Denkarten, der Empfindungsweiſen, der Charaktere, die Reitze der Geſtalt, das klare, ruhige Auge, die ſanften und heitern Geſichtszüge, das zarte Minenſpiel für den Ausdruck einer erleuchteten, wohlgebildeten Seele, und ſchließen genaue Verbindungen mit Menſchen, die weder für unſern Geiſt noch für unſer Herz Berührungspunkte haben.

Die meiſten Hoffnungen, denen wir uns überlaſſen, ſind Gewebe der Täuſchung; fröhliche Bilder ſteigen vor uns auf, und verſinken in nächtliches Dunkel; angenehme Ausſichten öffnen ſich uns, und trübe Nebel bedecken ſchnell, was ſie uns Schönes und Herrliches darſtellten. Wir ſchmeicheln uns mit einem günſtigen Erfolge unſrer Bemühungen, und es wälzen ſich uns unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg, die Umſtände vereiteln unſre mühſamen Anſtrengungen. Wir dünken uns berechtigt, von gewiſſen Veränderungen in der Welt und in unſerm Leben Großes, Heilſames, Freudiges zu erwarten, alles vereinigt ſich, unſre Gedanken dahin zu richten, und uns in unſrer Zuverſicht zu beſtärken, und nur Kleines, Jämmerliches, Nachtheiliges kommt zum Vorſchein. Wir meynen, es könne gar nicht fehlen, es müſſe noch einmal wirklich werden, was wir immer in der Seele getragen, was wir auf alle Weiſe verſucht, wofür wir unſre Zeit und unſre beſten Kräfte aufgeopfert, wofür wir ſo lange entbehrt und geduldet haben, und es wird nie wirklich.

Wie oft begleitet uns die Täuſchung zu der ſtillen Erforſchung unſers Weſens und Thuns, daß wir uns von dem, unſer Inneres verunſtaltenden Verkehrtheiten frey ſprechen, oder dieſelben, wie wichtig ſie auch ſeyn mögen, für unbedeutend erklären, daß wir Gefühle und Triebe für rein halten, denen noch viel des Unreinen beygemiſcht iſt, daß wir uns um ſolcher Geſinnungen willen, die wir mit Mißfallen betrachten ſollten, einen hohen ſittlichen Werth beylegen, und uns ſolche Handlungen zum Verdienſt anrechnen, die doch nur Werke des Vorurtheils, des Temperamentes, der religiöſen Sinnlichkeit oder des feinern Eigennutzes waren!

Auch ich habe ſie erfahren die Täuſchungen des Lebens — und erfahre ſie täglich. Ich habe geglaubt und gehofft, und mich ſchmerzlich betrogen gefunden, und finde noch ſo oft mich betrogen in meinem ſüßen Glauben und freudigen Hoffen.

Soll ich darum über das Leben Klage

führen? Es iſt wahr, Täuſchungen ſind in einem Leben, wie unſer menſchliches iſt, unvermeidlich; auch die größte Vorſicht ſichert uns nicht gegen ſie.

Unſre meiſten Einſichten müſſen wir aus Erfahrungen ſchöpfen; wie ſollen wir bey dieſen der Täuſchung entgehen, ſo lange unſre Erfahrungen uns noch nicht hinlänglich unterrichtet, uns bloß mit zufälligen Eigenſchaften und Wirkungen der Dinge, aber noch nicht mit denjenigen bekannt gemacht haben, auf die alles ankommt? Werden uns nicht gewöhnlich gerade die wichtigſten Erfahrungen erſt ſpät zu Theil?

Der menſchliche Verſtand, in ſeiner Beſchränktheit und Schwäche, vermag ſelten alles zu überſehen und ſich gegenwärtig zu erhalten, was bey der Beurtheilung einer Sache zu berückſichtigen iſt; er faßt ſcharf in's Auge, was kaum beachtet zu werden verdient, und bemerkt nur flüchtig, was ſeine Entſcheidung beſtimmen ſollte; er verknüpft Unvereinbares, trennt Zuſammengehöriges, und verwickelt ſich leicht in mancherley Trugſchlüſſe.

Ueberdies ſtellen ſich die Gegenſtände unſers

Forſchens uns häufig in der Umgebung eines trüglichen Scheines dar, der auch den Geübteſten wohl zu bethören vermag. Der Irrthum weiß ſich nicht bloß in das Gewand der Wahrheit zu hüllen, ſondern auch ihre Geſtalt und Gebährde nachzuahmen. Was hat der menſchliche Scharfſinn nicht aufgebothen, ſeine Wahnbegriffe auszuſchmücken, ſie mit unbezweifelbaren Wahrheiten in Verbindung zu bringen, und aus dem Wege zu räumen, was ſich ihnen widerſetzen möchte! Alles, was wir ſehen und hören, ſtimmt uns, von dem Werthe der Dinge dieſe Meinung zu faſſen, ihnen dieſen bedeutenden Einfluß auf unſer Lebensglück zuzuſchreiben, unſern Hoffnungen dieſe Richtung zu geben. Den Keim des Todes verhüllt die blühende Geſtalt des Lebens. Am heitern Himmel treibt ſchnell der Sturm das dunkle Gewölk zuſammen, aus dem furchtbar die zerſtörenden Gewitterſchläge fallen. Mit der Verkündigung der Freude im Munde naht ſich das Verderben. Die Menſchen zeigen ſich uns anders als ſie ſind; ſie verbergen tief in ihr Inneres, was an ihnen klein, ſchwach und verkehrt iſt, ſtellen mitten in das Licht, was ihnen nur irgend zur Ehre gereichen kann, und legen mit einer Gewandtheit, die ſelbſt den feinſinnigſten und kaltblütigſten Beobachter berückt, in ihre Worte, in ihre Mienen, in ihr ganzes Betragen den Ausdruck edler Geſinnungen, die ſie nicht beſitzen. Auch unſre eignen Gefühle, Neigungen, Geſinnungen und Handlungen erſcheinen uns gewöhnlich in einer vortheilhaften Geſtalt, die uns ihre wahre Beſchaffenheit ganz verkennen läßt.

Durch mannichfaltige Täuſchungen leitet uns das Leben allmälig zur Wahrheit, damit wir ihren Werth lebhafter empfinden, uns ihrer, als eines mit Mühe erworbenen koſtbaren Eigenthumes inniger freuen, ſie ſicherer beſitzen und glücklicher anwenden, damit zugleich in vielſeitiger Uebung unſre Kräfte erhöht und beſſer gebildet werden. Die von der Einrichtung unſers Lebens, wie die Natur ſie getroffen, unzertrennlichen Täuſchungen ſollen uns vorſichtiger machen, unſern Blick ſchärfen, unſern Sinn für das Wahre, indem ſie uns daſſelbe vom Falſchen unterſcheiden lehren, verfeinern und beleben, und uns zu einer zuverläſſigen Erkenntniß behülflich ſeyn.

Doch über die meiſten und wichtigſten Täuſchungen würden wir ſchon deßwegen die Einrichtung unſers Lebens, wie die Natur ſie getroffen, mit Unrecht anklagen, da ſie nicht von dieſer, ſondern von uns ſelbſt herrühren; es ſind Täuſchungen nicht der Sinne oder des Verſtandes, ſondern des Herzens, das dem Verſtande unvermerkt ſeine Wünſche aufſchmeichelt, oder ihn geſchickt dahin lenkt, wahr zu finden, was mit ſeinen Neigungen übereinſtimmt.

Wie vielen Irrthümern, die wir leicht für das erkennen könnten, was ſie ſind, ſchenken wir unſern Beyfall, weil ſie dem Herzen gefallen, weil ſie dem Herzen angenehme Empfindungen verſchaffen, weil ſie unſre Vorurtheile beſtätigen, weil ſie unſre Weichlichkeit ſchonen, während dieſe von der ihnen entgegenſtehenden Wahrheit hart angegriffen wird, weil die Eitelkeit uns nicht geſtattet, mit unſrer Ueberzeugung außer der Mode zu ſeyn, oder weil wir nicht den Muth haben, von denen abzuweichen, die man als Einſichtsvolle und Erleuchtete zu betrachten gewohnt iſt! Es verurſacht uns wenig Mühe, etwas herbeyzuſchaffen, womit wir uns bey uns ſelbſt rechtfertigen, und den, im Herzen bereits verurtheilten, Zweifel zu Boden ſchlagen.

Wie vielen Dingen ſchreiben wir einen bedeutenden Einfluß auf unſer Lebensglück zu, weil ihr Glanz uns blendet, weil die Eindrücke des Augenblickes uns das Herz bethören, weil unſer Herz unordentliche Begierden hägt, denen ſie Befriedigung verheißen! Da läßt das Herz den Verſtand nicht einmal zum Worte kommen.

Wie oft faſſen wir eine günſtige Meynung von dem Charakter unwürdiger Menſchen, weil ſie durch den Zauber äußerer Liebenswürdigkeit unſer Herz gewinnen, weil ſie die ſchwache Seite dieſes Herzens zu treffen wiſſen, weil ſie in die Angelegenheiten, die dem Herzen vorzüglich theuer ſind, eingehen, und irgend ein Intereſſe des Herzens befördern! Von dieſen Günſtlingen unſers Herzens können wir nicht anders als das Beſte denken, mit jeder Trefflichkeit müſſen wir ſie geſchmückt ſehen, ſie müſſen allen unſern Geiſtesbedürfniſſen entſprechen.

Und dieſe Hoffnungen, die wir mit ſo innigem Wohlgefallen unterhalten, über deren

Vereitlung wir uns ſo bitter beſchweren, wie oft ſind ſie Spiele einer müßigen Phantaſie, Eingebungen des verlangenden Herzens! Unſer Träumen und Wünſchen verwandelt ſich nach und nach in zuverſichtliches Erwarten; oder wir fixiren unſre Gedanken ſo lange auf das, was ihm zuſagt, bis wir für alles, was ſich dawider erklärt, die Empfänglichkeit verloren, und uns überredet haben, es werde noch ganz ſo wirklich werden, wie es in unſerm Geiſte vorgebildet iſt.

Seltner auch, als es geſchieht, würde der Schein uns betrügen, wenn wir nicht ſo oft die Mühe der nähern Unterſuchung ſcheuten, und wenn nicht dieſer Schein ſo oft dem Herzen ſchmeichelhaft wäre.

Aber iſt es denn in der That mit den Täuſchungen, die wir erfahren, eine ſo ſchlimme Sache?

O, ich weiß es thut wehe, ſich getäuſcht zu finden. Ich habe das gefühlt wie Einer; tief im Herzen habe ich es gefühlt; wenig andre Dinge haben mir ſo das Herz getroffen. Allein, warum thut es ſo wehe? Nicht darum, weil die Täuſchung ſelbſt ſo wohl thut? Soll ich verkennen oder vergeſſen, wie viele ſüße Empfindungen mir das Spielwerk geweckt hat, wenn es mir nun zerbrochen wird? würde ich über den Verluſt wohl ſo bitter klagen, wenn mich nicht der Beſitz ſo glücklich gemacht hätte? Sind der Stunden, die ich in dem angenehmen Wahne froh zugebracht, nicht mehr, als der Stunden des Verdruſſes, welchen mir die Entdeckung, es ſey nur ein Wahn geweſen, verurſacht? So müßte ich ja auch jedes vergängliche Gut von mir werfen, und jeden vorübergehenden Genuß verſchmähen, um nicht einſt den Schmerz des Entbehrens zu erfahren. Wie nahe iſt doch alles, was wir haben, verrichten, worüber wir uns freuen, der Täuſchung verwandt! Wie öde würde uns das Leben, wie arm das Herz werden, wenn wir uns jedem entziehen wollten, das wir nicht immer zu behalten vermögen! Das Leben gibt uns den Schein, das Herz den Glauben zum Erſatz für die Sache, die wir noch nicht erlangen können. Während wir träumen, iſt's uns, als ob wir wachten — der Traum verſchwindet: wer möchte nun lieber nicht geträumt haben?

Die lieblichen Bilder des Traumes begleiten uns tief in den Tag hinein, und wir ergötzen uns noch lange an ihnen, nachdem uns ihr eitles Weſen deutlich geworden iſt. So bleibt uns mancher Wahn der Täuſchung fröhlich im Herzen, über den der Verſtand längſt ſchon das Urtheil der Verwerfung geſprochen hat. Auch der Erinnerung an die Zeiten der Täuſchung verdanken wir manche heitre Stunde.

Nein, nicht darüber traure ich, daß ich einſt glaubte und hoffte, ſondern darüber, daß das nicht iſt, was ich glaubte, daß das nicht wirklich wurde, was ich hoffte. Aber würde es ſich hiermit anders verhalten, oder würde ich den Werth der Dinge anders ſchätzen, würde mir, was ich mit Schmerzen vermiſſe, gleichgültig ſeyn, wenn ich nicht geglaubt und gehofft hätte? Glaubte und hoffte ich nicht darum ſo gern, weil mir die Gegenſtände meines Glaubens und Hoffens ſo theuer waren?

Freylich, die angenehme Einbildung, die ich in mir nährte, läßt das Unangenehme der ihr widerſprechenden Wirklichkeit lebhafter fühlen;

indem ich glaubte und hoffte, würde meine Liebe, durch die beſtändige Beſchäftigung der Phantaſie mit der Sache, um ein bedeutendes verſtärkt. Allein fällt das nicht mir ſelbſt zur Laſt? Stand es nicht bey mir, wie weit ich das Bild in der Seele beleben oder ausſchmücken wollte? Und liegt nicht jeder Täuſchung etwas Wahres zum Grunde, das ich nie einbüßen kann, wenn ich es nicht ſelbſt aufgebe? Iſt nicht in jeder Täuſchung gerade das wahr, was für mich einen unbedingten und ewigen Werth hat, weil es mit meinen edelſten Anlagen, mit den unvertilgbaren Bedürfniſſen meines höhern Menſchenweſens übereinſtimmt, und in den meiſten nur das falſch, was allein eine thörichte Luſt der Sinne oder wohl gar unordentliche Begierden des Herzens mir einſchmeicheln mochten?

Täuſchung war es, daß ich dieſe mir intereſſante Vorſtellung für die richtige hielt, daß ich mir von der Erfüllung dieſes Wunſches Gewinn für mein Lebensglück verſprach, daß ich von dieſem Menſchen, der durch ſein gefälliges Aeußeres mich anzog, eine günſtige Meynung faßte, daß ich nur dieſe Gefühle, dieſe Abſichten, dieſe Handlungen ſo hoch anrechnete, daß ich mich von dieſen Fehlern frey ſprach, daß ich mir überhaupt in einem ſo günſtigen Lichte erſchien, daß ich der Hoffnung, dieſem Uebel zu entkommen, dieſes Gutes theilhaftig zu werden, dieſe erwünſchte Veränderung zu erleben, von dieſen bedenklichen Umſtänden dieſen glücklichen Ausgang zu ſehen, in meinem Herzen Raum gab. Aber das war nicht Täuſchung, daß ich dabey an eine dem Menſchen erkennbare, ſeinen Bedürfniſſen angemeſſene Wahrheit, an eine dem Menſchen erreichbare Zufriedenheit und an einen bedeutenden Einfluß äußerer Güter auf dieſelbe, an das Daſeyn weiſer und edler Menſchen, auch ſolcher, die durch ihre Ueberzeugungen, Grundſätze, Gefühle und Geſinnungen vertraute Freunde meines Herzens werden könnten, an die Möglichkeit, meine Fehler zu verbeſſern, mir jede Trefflichkeit anzueignen, und mich, ſchon in meinem gegenwärtigen Zuſtande, zu einer beträchtlichen Höhe der ſittlichen Würde zu erheben glaubte, und von der das Ganze überſchauenden und jedes Einzelne durchblickenden Weisheit das Beſte getroſt erwartete. Meine Schuld wenigſtens wäre es, wenn die aufgedeckte Täuſchung mich auch an dem irre machte, was ſich mir als vernünftiger Glaube hinlänglich bewährt hat. Wohl fühlt man ſich, nachdem man oft und empfindlich getäuſcht worden iſt, in dem Unmuthe darüber, ſtark zu dem Zweifel verſucht, ob auch wohl überall etwas Zuverläſſiges angetroffen werde, und nicht vielmehr alles, woran liebend das Herz hängt, Wahn und Lüge ſeyn möge. Und gewiß hat dieſer Zweifel nicht geringen Antheil an dem Grame, den wir über die neue Täuſchung empfinden. Aber wir ſollen ihn nicht aufkommen laſſen, wir ſollen den Unmuth, aus welchem allein er entſpringt, denn vor dem prüfenden Verſtande kann er ſich nicht behaupten, unterdrücken; und das wird uns um ſo beſſer gelingen, als wir in unſerer Seele das aufhellen und beleben, was außer dem Gebiete menſchlicher Täuſchung liegt.

Allerdings gibt es Täuſchungen, die man für verderblich erklären muß. Verderblich iſt die Täuſchung, die uns in unſern ewigen Angelegenheiten den Irrthum als Wahrheit aufredet, die uns mit trüglichen Verſpiegelungen berükt, wo es die Beförderung menſchlicher Wohlfahrt oder unſre eigne Zufriedenheit gilt, und vorzüglich diejenige, die uns gegen unſre Fehler verblendet, in der wir uns Vorzüge andichten, die wir nicht beſitzen, und uns eine Vollkommenheit zuſchreiben, von der wir weit entfernt ſind. Gegen dieſe will ich auf meiner Hut ſeyn; ich konnte an ſie alles verlieren, was meinem Leben ſeinen Werth und ſein Heil ſichert, und wodurch es mir möglich iſt, meine Beſtimmung zu erreichen.

Wenig habe ich indeß von ihr zu beſorgen, wenn ich nur meinem Herzen wehre. Nicht leicht wird eine verderbliche Täuſchung ſich meiner bemächtigen, wenn es mir ernſtlich um Wahrheit zu thun iſt, wenn ich, unbekümmert darum, ob ſie mir erfreulich oder beunruhigend ſeyn werde, nur nach ihr frage, mit der größten Strenge gegen mich ſelbſt die Einſprache ſinnlicher Neigungen von der Unterſuchung zurückweiſe, und mich durch keinen Schein, wäre er auch noch ſo verführeriſch, von der ſorgfältigen Prüfung abhalten laſſe. Sollte mir deſſen ungeachtet zuweilen begegnen was menſchlich iſt: ſo kann dies unmöglich bleibend nachtheilige Folgen für mich haben.

Wer ſich ſelbſt beym Worte halten darf, der darf auch das Leben beym Worte halten. Sey du nur ſelbſt wahr, dann wird dir das Leben nimmer zur Lüge. Der unverſchuldete Irrthum verurtheilt dich nicht: denn er iſt ja deine Wahrheit, und früh oder ſpät wird er dir ein Lehrer lauterer Wahrheit werden.

Aber es gibt auch Täuſchungen, die, ſchuldlos, wohl gar ehrenwerth in ihrem Urſprunge, nur in ſo fern nachtheilige Wirkungen hervorbringen, als man nach ihnen ſeine Handlungen beſtimmt. Was kann es mir ſchaden, andre Menſchen für beſſer zu halten als ſie ſind, für Edelmuth zu nehmen, was feinerer Eigennutz, für Begeiſterung des Herzens, was nur Enthuſiasmus des Wortes, für gründliche Bildung, was nur äußerliche Abglättung iſt, ſo lange ich mich ihnen nicht anvertraue, und nur denen Einfluß auf mich geſtatte, nur mit denen in nähere Verbindung trete, deren ich gewiß bin? Was hätte ich davon zu beſorgen, daß ich Hoffnungen nähre, die nie erfüllt werden, ſo lange ich, der Unſicherheit menſchlicher Dinge eingedenk, darüber nichts verſäume, was Pflicht und Klugheit von mir fordern? Warum ſoll ich mich nicht ergötzen an dem Spiele ſüßer Erwartungen in einer freudeloſen Gegenwart, ob mich gleich wenig oder nichts zu dieſen Erwartungen berechtigt, wenn ich es vermag mich Ihnen hinzugeben, und nicht mehr von ihnen verlange, als ſie mir gewähren können? warum nicht pflegen die holden Bilder einer beſſern Zeit, die nie kommt, ungetrübter Genüſſe, die ich nie erlange, ſchöner Verhältniſſe, in die ich nie verſetzt werde, wenn meine Phantaſie dieſe Bilder hat, wenn ich mich in der Beſchäftigung mit ihnen glücklich fühle, und der vielfachen Noth, Beſchwerde, Angſt und Sorge des Lebens vergeſſe?

Wie manchen trüben Tag hat mir nicht freundlich die Täuſchung erhellt! über wie manches Widerwärtige hat ſie mir weggeholfen! wie oft hat ſie die Wolken des Unmuthes zerſtreut, die Kraft des Herzens erfriſcht und geſtärkt, und mich mit einem Daſeyn verſöhnt, über welchem ein feindſeliges Schickſal zu walten ſchien!

Träume du nur fort, mein Herz, den unſchuldigen und gefahrloſen Traum! ſo viel beſitzeſt du nicht in der Wirklichkeit, daß du verſchmähen dürfteſt, was außer derſelben dich zu beſeligen vermag. Der dir in den Reichen der Wirklichkeit die Freude bereitete, der verlieh dir auch die Fähigkeit und die Luſt des Traumes. Eigne jedes dir zu, wie es ſich dir darbietet, und achte für Gewinn, deß du froh werden kannſt.

XII.

Wahrheit des Lebens.

Mag das Herz auch der flüchtigen Täuſchung ſich freuen; doch bleibt Wahrheit ſein dringendes Bedürfniß. Ein Leben, das nichts als ein Gewebe von Täuſchungen wäre, mit welchen Reitzen es immerhin ſeine Truggeſtalten ſchmückte, könnten wir doch nicht anders als höchſt beklagenswerth finden. Auf Wahrheit ſind alle Triebe unſers Menſchenweſens gerichtet; an der Wahrheit hängt alle dauerhafte Beruhigung und der ſchöne Friede der Seele; ohne Wahrheit kein ernſtes Streben, keine würdige Thätigkeit, kein heitres Selbſtbewußtſeyn, kein frohes Ueberſchauen unſrer Umgebungen und Verhältniſſe. Unſre reinſten und beſten Genüſſe verdanken wir dem Anſchauen der Wahrheit. Selbſt die Täuſchung vermag uns nur in ſo fern zu ergötzen, als wir ſie für Wahrheit halten, und für Wahrheit könnten wir ſie nicht halten, wenn ſie nicht wirklich mehr oder weniger Wahrheit hätte.

Im Leben iſt Wahrheit — etwas Sicheres, Untrügliches, Feſtes, das mich, als denkendes, fühlendes, moraliſches Weſen, befriedigt, dem ich mit allen meinen Wünſchen und Beſtrebungen mich anvertrauen, worauf ich mit unerſchütterlicher Zuverſicht rechnen kann, wovon ich zu allen Zeiten empfangen werde, was ich von ihm erwarte. Das Leben ſelbſt iſt Wahrheit, außer wo es der Menſch zur Lüge macht.

Sey es mir immerhin nicht geſtattet, das Innere und für ſich Beſtehende der Dinge zu erforſchen, ſeyen es nur die Beziehungen derſelben, was ſich mir offenbart, ſeyen die Formen, in welchen ſie ſich mir darſtellen, Geſetze meiner Geiſtesnatur: was ich nicht ergründen kann, iſt nicht für mich — iſt nicht die Wahrheit, die ich meyne und ſuche. In

BIBL. UNIV. LIPS.

den Beziehungen, welche allein ich zu erkennen vermag, liegt mir des Lebens Werth, Genuß und Bedeutung. Was ſich mir nach unveränderlichen Geſetzen meiner Natur darſtellt, das hat für mich dieſe Form; es genügt mir; ich richte meine Handlungen darnach ein, und bin gewiß, daß ich nicht fehle; ich baue darauf meine Erwartungen, und bin gewiß, daß ſie in Erfüllung gehen; ich überlaſſe mich den frohen Empfindungen, die es in mir weckt, und bin gewiß, daß ich ſie nie verlieren werde.

Auch der Schein, durch welchen ich mich ſo oft getäuſcht finde, iſt an ſich nicht Lüge; er zeigt mir die Sache, wie ſie, unter dieſen Umſtänden, auf dieſer Stufe der Entwickelung wirklich iſt, wie ſie, bey dieſer Diſpoſition der Sinne, in dieſer Stimmung des Gemüthes, mir verkommen muß, wie ſie mir immer vorkommen würde, wenn die Verhältniſſe immer dieſelben blieben. Zur Lüge wird er in mir, indem ich in dem Zufälligen der Sache ihr Unwandelbares wahrzunehmen mir einbilde. Ich darf nur meine Beobachtungen und Unterſuchungen fortſetzen, tiefer in die Sache eindringen, und ſie genauer von allen Seiten be trachten, um endlich ihre reine Wahrheit anzutreffen. Dieſe hat ſich mir verhüllt, nicht um mich zu täuſchen — was wohl des Menſchen Sinn ſeyn mag, der in trüglicher Geſtalt vor mir ſteht, aber nie der Sinn des Lebens, welches auch der Menſchen widerwärtiges Beginnen weisheitsvoll in ſeinen großen Plan verſchlingt — ſondern um mich zu größerer Anſtrengung aufzufordern, und meine Gedanken dahin zu lenken, wohin ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht würden gerathen ſeyn.

Nicht immer verbirgt ſich die Wahrheit hinter den leicht berückenden Schein; weit häufiger liegt ſie offen vor mir da, und es bedarf nur eines hellen und geübten Blickes, eines unbefangenen Gemüthes und eines lautern Intereſſe's für dieſelbe, um ſie zu erkennen und vom Irrthume zu unterſcheiden; ja nicht ſelten trägt ſie, in ihrer Einfalt, Klarheit, Würde und vollkommner Uebereinſtimmung, die Zeichen ihrer göttlichen Abkunft ſo deutlich an ſich, daß nur das verkehrte Herz noch Zweifel zu erzeugen vermag.

Die richtige Anſicht menſchlicher und göttlicher Dinge — wie oft iſt ſie die natürlichſte, einfachſte, leichteſte, diejenige, welche dem geſunden Verſtande, bey einem reinen kindlichen Sinne, am erſten ſich darbiethet!

Daß die Erfüllung eines von mir genährten Wunſches nichts zu meiner wahren Zufriedenheit beytragen kann, daß ſie mich wohl gar uneiniger mit mir ſelbſt, begehrlicher, ängſtlicher, heftiger machen muß, wie oft leuchtet mir das ſchon hell in die Augen, wenn ich meinen Blick bloß auf der Oberfläche der Gegenſtände hingleiten laſſe, während eine flüchtige Betrachtung, eine flüchtige Erinnerung an das früher Erfahrene, eine Bekanntſchaft mit mir ſelbſt, zu der nicht mehr, als eine unbefangene Aufmerkſamkeit auf das, was täglich in mir vorgeht, gehört, mich bald überzeugen würde, jenes von mir Ueberſehene, Geringgehaltene, Weggeworfene, ſey das Rechte, Stillende, Aufheiternde, Beglückende, bis ins Innerſte des Herzens Wohlthuende!

Die Gemüthsart des Menſchen, die freylich häufig genug in lügende Worte, Mienen, Gebährden und Thaten ſich verkleidet — wie oft drückt ſie auch in der Sprache, dem Geſichte, der überdachten Handlung und dem

Spiele unwillkührlicher Bewegungen des Menſchen unverfälſcht und wahr, ſelbſt im Kleinſten, ſich aus! Blick und Wort der Unſchuld, ihr Erröthen und Erbleichen, ihr Wiſſen und Nichtwiſſen, ihr Nahen und Fliehen, ihr Stilles und Unruhiges, ihr Offnes und Geheimes, ihr Reines und Holdes, Zug der ſanften Herzensgüte, kräftige Geradheit des Rechtſchaffenen, heilig emporglühende Wärme für das Große und Edle — wer ahmt das nach? wer unterſcheidet das nicht von der nachäffenden Grimaſſe? Und auch das weniger ſtark und beſtimmt ſich Ausprägende — wird es nicht auf die Dauer dem genauen Beobachter offenbar werden? auch das künſtlich Verſteckte — wird es nicht in manchem dieſer Züge, über welchen die Verſtellung keine Gewalt hat, in mancher Aeußerung, welche die ſorgfältigſte Behutſamkeit nicht genug bewacht, in mancher Verlegenheit, in welcher die ſchlaueſte Gewandheit ſich nicht zu helfen weiß, hervortreten? manches überaus künſtlich Vorgeſpiegelte — wird es nicht auf der ſchärfern Probe, wo die Natur ihr Recht und ihre Wahrheit geltend macht, in Dunſt ſich auflöſen?

An mir und in mir ſelbſt — wie vieles thut ſich hervor, legt ſich mir dar, dringt ſich mir auf, worin ſich die wahre Beſchaffenheit meines Gemüthes verräth, meine geheimſten Gebrechen ſich enthüllen, und jedes Unlautre des Gefühles, der Geſinnung und der Abſicht an den Tag kommt, ſo daß ich mich ganz davon wegwenden, oder mich abſichtlich ſelbſt betrügen müßte, um nicht gewahr zu werden, wie es mit meinem Herzen geſtellt ſey!

Und hat es in meinem Leben wohl an beſtimmten Andeutungen künftiger Vorfälle, an erprobten Zeichen deſſen, was zu fürchten oder zu hoffen wäre, gefehlt, die ſich in der Erfahrung immer von neuem bewährten, wenn ich nur recht auf ſie gemerkt, mich vor übereilten Schlüſſen gehüthet, und den Verſtand nicht von dem Verlangen des Herzens hatte beſtechen laſſen? Finde ich nicht bey allen Ereigniſſen, die mir als zufällig erſcheinen müſſen, einen feſten ſichern Gang im Leben, ein Wiederkehren der Erſcheinungen nach unveränderlichen Geſetzen, worauf ich nur zu meinem Schaden gerechnet habe?

Doch ich muß meinen Standpunct höher nehmen, um die im Leben herrſchende Wahrheit nach ihrem Umfange zu erfaſſen.

Ich betrachte dieſen Gegenſtand, und finde, daß er mit andern die Regel der Bildung gemein hat, und ordne ihn mit denſelben einem allgemeinen Begriffe unter. Ich ſehe zu, wie dieſer Begriff ſich an den ihm untergeordneten Gegenſtänden in mancherley Verſchiedenheiten ausdrückt, und finde nicht bloß, daß dieſe Verſchiedenheiten unter ſich wieder, zur Bildung engerer Sphären, jede mit gewiſſen andern, bis zur Erſchöpfung des Gebiethes, welches den Begriff beherrſcht, zuſammentreffen, ſondern auch, daß dieſe Sphären zu einander in einem abgemeſſenen Verhältniſſe, als integrirende Theile eines Ganzen, ſtehen, daß die Verſchiedenheiten in der engern Sphäre ſich auf dieſelbe Weiſe zu Einheiten ſammeln, und nach Regeln wieder aus einander gehen, ja daß ſelbſt das Einzelne auf irgend eine Art zu andern Einzelnen gehört, und mit dieſen zuſammen gedacht werden muß. Wenn ich es noch nicht überall ſo finde: ſo rührt dies von meiner mangelhaften Kenntniß der Natur her; je mehr ſich dieſe erweitert, deſto glücklicher verfolge ich jene Spur, deſto mehr beſtätigt ſich mir jene Verknüpfung der Dinge nach einem Geſetze der Wahrheit.

Ich überſchaue einen Kreis von Gegenſtänden, die einander im Raume berühren, und bemerke, daß ſie zur Darſtellung eines Gedankens geordnet ſind, wäre ich auch noch nicht im Stande, dieſen Gedanken zu beſtimmen. Gerade ſo, das fühle ich, mußten ſie zu einander ſich fügen, jedem gebührt die Stelle, die er behauptet, ſie machen für ſich ein geſchloſſenes Ganzes aus; und indem mein Blick ſich über ein weiteres Feld verbreitet, zeigt es ſich, daß ſie auch als Theile eines grösſern Ganzen, in derſelben Wohlgeſtaltung begriffen werden können.

Der Zufall oder gedankenloſe Willkühr, ſcheint es, hat dieſe Menſchen auf Einen Platz gebracht, und doch liegt gerade in dieſer Vermiſchung der Talente, der Charaktere, der Sitten, der Beſchäftigungen, der Liebhabereyen etwas, das meinen Verſtand befriedigt, worin ich das Werk eines ordnenden Geiſtes erkenne.

Nicht anders verhält es ſich mit dem, was im Laufe der Zeit ſich entwickelt; In allem Geſchehen entdecke ich Ebenmaß, Einheit des Mannichfaltigen, Erſcheinungen, die ſich wiederholen, jede das Ihrige ſich zugeſellend, jede mit den übrigen in einen Zuſammenhang der Wahrheit tretend, eine Welt des Geſchehens hervorzubringen - überdies Tendenz zu einem Zwecke, Ineinandergreifen, Vorbereiten, Weiterführen zu dieſem Zwecke; nichts kann einleuchtender ſeyn, als daß auf etwas hingewirkt wird, wenn ich auch dieſes etwas noch nicht zu nennen vermag; ſelbſt die freyen Handlungen der Menſchen werden verſchlungen in den großen Plan der Begebenheiten. Und eben ſo deutlich iſt mir in dieſem Hinwirken das genau Berechnete, Sichere, Unwiderſtehliche,

In der Natur und in der Geſchichte treffe ich eine Wahrheit an, deren Erforſchung meine unendliche Aufgabe iſt, und die ſich mir in eben dem Maße reicher und herrlicher enthüllt, als meine Einſichten ſich erweitern. Beyde, Natur und Geſchichte, zeigen mir überdies allenthalben Symbole des Unſichtbaren, Bilder eines höhern Daſeyns, und einer höhern Ordkung, die kein Sinn zu erreichen vermag, Abſpiegelungen meines eignen Weſens in ſeinen mannichfaltigen Beziehungen und vorzüglich des Geiſtigen in mir, wie es ſich entwickelt, geſtaltet, verändert, ſich leidend und thätig erweiſt. Sie reden zu mir von meinen Schmerzen und Freuden, von meinen zeitlichen und ewigen Angelegenheiten, von meinen Beſtrebungen, Wünſchen und Hoffnungen. Nicht bloß in der Geſtalt, ſondern auch in der Bedeutung des Lebens kündigt ſich mir hohe Wahrheit an.

Mit ſanftem Zauber bemächtigt ſich das Schöne meiner Sinne, meines Herzens. Ich fühle mich gefeſſelt in ſüßem Wohlgefallen und ſtiller Rührung; ich werde nicht müde zu ſchauen und zu genießen; ſein Anblick erfriſcht und erheitert mein ganzes Gemüth. Die Wahrheit des Lebens tritt in der Harmonie des Schönen an mein Herz; und die vergängliche läßt mich die nie verblühende, die himmliſche Schönheit ahnen. Die Wahrheit hat ſich im Schönen verkörpert, daß es zeuge von ihrer Macht und ihrem Rechte im Leben, und uns durch das ſichre Gefühl verbürge, woran der unſichre Verſtand ſo leicht irre wird.

Auch in jeder Freude, die rein und innig mein Herz bewegt, erweiſt ſich mir Wahrheit des Lebens. Oder was wäre Wahrheit, wenn nicht das, was ich in mir habe und beſitze, wie ich ſein bedarf, wie es mich entzückt, wie es mir Verſicherung meines geiſtigen Daſeyns gibt, wie man es allein haben und beſitzen, wie es allein beſtehen und ſich äußern kann? Mag mir der prüfende Verſtand zuweilen die Dinge, welche mir Freude bereiten, für Täuſchung erklären: in meiner Freude werden ſie mir wahr, und bleiben es, ſo lange die Freude in mir lebt, ja, ſo lange ich mir dieſelbe in der Erinnerung zu erneuern im Stande bin.

Zwar kommt auch dem Schmerze in ſofern Wahrheit zu, als ich mir das Gefühl deſſelben, wo ich davon ergriffen bin, nicht abzuläugnen vermag; aber der Schmerz iſt nicht etwas Weſenhaftes, ſondern ein Mangel; aus dem Widerſtreite meiner Natur wird er geboren; im Schmerze empfinde ich mein getheiltes, zerriſſenes Ich — nicht mein wahres Selbſt, das ſich mir allein als Einſtimmung offenbart. Darum weiß ich von dem Schmerze, der mir fremd iſt, daß er mich einſt verlaſſen — von der Freude aber, die ich ganz mein nenne, daß, ob ſie ſich gleich zuweilen von mir entfernt, ſie nie auf immer von mir weichen, daß einſt mein Leben ſich ganz in ſie auflöſen wird. Und ſo erlangt mir der Schmerz eine neue Wahrheit, Wahrheit der Verheißung.

Der unſittlichen Freude, die aus der Befriedigung einer thieriſch rohen oder menſchlich verkehrten Begierde entſpringt, muß ich freylich die Wahrheit abſprechen, wie ſie denn auch immer ſich mit einem wahren Schmerze, der in etwas Weſenhaftem, der Verletzung meines Weſens durch ſich ſelbſt, ſeinen Grund hat, behaftet zeigt. Aber was in den Stunden des heitern Umganges mit der Natur, des ſeligen Lebens in einer reichen, blühenden Kunſtwelt, des ſtillen Selbſtgenuſſes, der über die Gränzen des Raumes und der Zeit ſich in Andacht aufſchwingenden Betrachtung, des frohen Anſchauens meiner glücklich geordneten, zu herrlichen Hoffnungen berechtigenden Verhältniſſe, der Luſt freyer Geiſtesmittheilung und ungehemmter Herzensergießung, was im Kreiſe völ-

nung. Die höchſte Wahrheit des Lebens iſt *auch in der Liebe*.

So viel reine Liebe du in dir haſt, ſo viel Wahrheit haſt du auch in dir, und ſo viel Wahrheit gewinnt für dich das Leben um dich her. Das Maß deiner reinen Liebe iſt daß Maß deiner entwickelten Wahrheitsempfänglichkeit, und deines lebendigen Wahrheitsgenuſſes — die Klarheit, Lauterkeit, Ruhe, die ſanfte Wärme der Liebe, deine Sympathie für die klare, lautre, ruhige, von ſanfter Wärme erfüllte Wahrheit. In der Liebe allein bildet ſich ſichre Einheit des Verſtandes und des Herzens, in welcher allein die Wahrheit ſich unſerm Geiſte enthüllt. Nie kann dir das Leben zur Lüge werden, wenn du die reine Liebe in dir bewahreſt; und je mehr du dieſe Liebe in dir reinigeſt und erhöheſt, deſto heller wird das Licht der Wahrheit dein Leben durchglänzen, und deſto leichter werden ſeine Strahlen in der Einheit deines Bewußtſeyns ſich ſammeln.

So ſtehet es alſo bey dir, Wahrheit in

dein Leben zu bringen. Das höchſte Wahre, von welchem jedes andre Wahrheit empfängt, iſt Werk deiner Freyheit. Nicht das Leben, dich ſelbſt klage an, wenn du im Leben die Wahrheit vermiſſeſt. In dem Nichts deines Weſens ſinkt dir das Leben zum bloßen Scheine, zur leeren Geſtalt, zum eiteln Traumbilde hinab. Suche die Wahrheit in deiner Bruſt, bilde ſie in deine That: und alles um dich her verſchlingt ſich in einem großen und feſten Zuſammenhang der Wahrheit, in welchem auch das Kleinſte tiefe Bedeutung hat; eine ewige Wahrheit geht über dem Leben und über dem Tode dir auf, mit der die Wahrheit in deinem Herzen und in deinem Leben dir nichts, als ihr Wiederſchein iſt, dich unzertrennlich, in einem ſeligen, hoffnungsreichen Daseyn, verbindet; gläubig verehrt dein Herz den Rath der Weisheit, die jenen Zuſammenhang geordnet hat, und mittelſt deſſelben ihre herrlichen Abſichten ausführt; dein Leben knüpft ſich an ein zweytes, auf welches ſich alle ſeine Werke, Einrichtungen und Ereigniſſe beziehen, das dich zum Anſchauen und Genuſſe der ewigen Wahrheit, der du hier dich geweihet, emporrücken, und dich in dem Plane deiner Erziehung für ſie und ihre Wonne, der dir hier ſo oft unerforſchlich war, die Wahrheit des gegenwärtigen ganz enthüllen wird.

XIII.

Leben in der Wahrheit.

Es darf mir nicht genug ſeyn, daß ich Wahrheit in meinem Leben antreffe, ſie mir zueigne, und ſie noch über das Leben hinaus bis zu ihrer heiligen Quelle verfolge: die Wahrheit hat ein Recht an mich ſelbſt, ich gehöre ihr mit meinem Denken, Fühlen, Streben, Wirken, mit meinem geſammten Vermögen; ich kann ſie nur in ſo fern beſitzen und genießen, als ſie mich beſitzt und zu ihrem Werkzeuge weiht. Ich ſoll mich ihr völlig hingeben, mich an ſie verlieren; meine Neigung, meine Luſt, meinen Vortheil ihrem Intereſſe unterordnen; ich ſoll in ihr leben; mein Leben, ſo weit es in meiner Gewalt iſt, ſoll nicht das meinige bleiben, es ſoll Leben der Wahrheit werden.

Leben in der Wahrheit: das alſo iſt meine große Aufgabe.

Aber ſetzt ſie nicht voraus, daß ich die Wahrheit bereits erkannt habe? und in wie wenigen Dingen kann ich deſſen mich rühmen! wie viel iſt mir noch fremd, wie viel dunkel, wie viel ungewiß! wie oft iſt das, was ich für Wahrheit halte, mit Irrthümern vermiſcht!

Zum Leben in irgend einer beſtimmten Wahrheit wird allerdings eine deutliche, gewiſſe und richtige Einſicht in dieſelbe erfordert, doch nicht zum Leben in der Wahrheit überhaupt, das, aus dem unſrer Natur beywohnenden Bedürfniſſe nach Wahrheit hervorgehend, zur Einſicht in jede beſtimmte Wahrheit führt, und das Leben in derſelben möglich macht.

Ich lebe ſchon in der Wahrheit, obgleich mir noch vieles zu einer vollſtändigen und befriedigenden Wahrheitserkenntniß fehlt: wenn ich den Werth der Wahrheit ganz fühle, wenn ſie mir um ihrer ſelbſt willen, als höchſte Angelegenheit des denkenden Geiſtes und des ſehnſuchtsvollen Herzens, theurer iſt, als irgend ein Gut des Lebens; wenn ich das eifrigſte Verlangen häge, mich mit ihr zu vereinigen, und ich bereit bin, ihr alles aufzuopfern, was nicht neben ihr beſtehen kann.

Bey dieſer Stimmung des Gemüthes ſchwebt ſie mir beſtändig als heiliges Ziel meiner Beſtrebungen vor; mein Inneres iſt mit einer ſich gleichbleibenden Wärme für ſie erfüllt; meine Gedanken ſind fortdauernd auf ſie gerichtet; und wenn ich auch meine Bemühungen zwiſchen ſie und noch manches andre theilen muß, ſo betrachte ich ſie doch, als das bei weitem Wichtigere und Edlere; ich forſche und ringe nach ihr, und benutze jedes Mittel, das mich ihr näher bringen, und jeden Augenblick, den ich dazu ausgewinnen kann; ich biethe die größten Anſtrengungen auf, um zu ihr zu gelangen; ſie im Auge, ſcheue ich keine Beſchwerde, kein Entbehren, keinen Schmerz; mit ihr beſchäftigt, vergeſſe ich leicht, was ſonſt meine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, was mir Luſt, was mir Sorge verurſacht.

Ich will die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die reine Wahrheit, unbekümmert darum, ob ſie mit meinen Wünſchen und bisherigen Anſichten übereinſtimme oder nicht, ob ich von ihr zu hoffen oder zu fürchten habe, ob ſie mir bequem oder läſtig ſeyn werde. Ich prüfe alles, was man mir mittheilt, wie wenig es auch den Anſchein habe, als ob mir irgendwo her Belehrung oder Berichtigung kommen möge; ich ſcheue mich nicht, von der Einfalt zu lernen, und weigere mich nicht, aus dem Munde des Verhaßten die demüthigende Zurechtweiſung anzunehmen; ſelbſt das Geringfügige wird von mir nicht gering geachtet.

Anders kann ich nicht — unwiderſtehlich zieht es mich zu der Wahrheit hin. Ich vermag mir nicht zu helfen — nichts vermag mir zu helfen ohne die Wahrheit; der glänzendſte Irrthum befriedigt mich nicht, weil er Irrthum iſt.

Nicht eher, als ich mich von ſeiner Wahrheit überzeugt habe, bin ich im Stande, einem Gedanken irgend ein Recht einzuräumen, irgend einen Einfluß auf mich zu geſtatten, bey welchem es auf Wahrheit ankommt; ob ich mich gleich bey minder bedeutenden Dingen, in denen es keine völlige Gewißheit gibt, ſo lange es mir vergönnt, und kein Nachtheil davon zu beſorgen iſt, willig der angenehmen Täuſchung überlaſſe, die mich das Beſte glauben lehrt. Wo es Dinge gilt, die mit meinen höhern menſchlichen Angelegenheiten in einiger Verbindung ſind: da muß alles ferngehalten oder weggeſchafft werden, was ſich nicht in der ſcharfen Prüfung bewährt.

In eben dem Maße, als ich auf dieſe Weiſe, *durch die Liebe zu ihr*, in der Wahrheit lebe, entwickelt ſich in mir das feinere Organ, der *ahnende Sinn für die Wahrheit*, die Fähigkeit, das Wahre vom Falſchen mittelſt ſolcher Merkmahle zu unterſcheiden, die ich ſelbſt nicht anzugeben weiß. Ich lerne Wahrheit fühlen, die Wahrheit erweiſt ſich an mir; ehe ich die Sache unterſucht habe, bin ich in vielen Fällen gewiß, daß dieſes das Rechte, jenes das Verwerfliche iſt, wie es ſich nachher auch in der genauern Unterſuchung beſtätigt. Das Wahre ſagt mir zu, es thut mir wohl, das Falſche widerſtrebt mir, es verurſacht mir ängſtliche Empfindungen, es verlezt mich, ich kann mich ihm nicht anfügen. An dem leiſeſten Laute ihrer Stimme erkenne ich die Wahrheit. Ein Geiſt der Wahrheit, in der ich lebe, theilt ſich meinem Geiſte immer inniger mit, ihn zu leiten und zurecht zu weiſen, wo er bey ſeinem Forſchen in Gefahr iſt, die Wahrheit zu verfehlen.

Wenn ich in der Wahrheit lebe: ſo zeigt ſich die erkannte Wahrheit in meinem ganzen Weſen wirkſam, als kräftiger hell leuchtender Gedanke meines Geiſtes, und verbreitet ihr Licht durch mein Inneres und über alle Gegenſtände meiner Betrachtung. Mir ſtäts gegenwärtig, beſtimmt ſie meine Anſichten und meine Urtheile; ich kann über keine Angelegenheit, die auf ſie Beziehung hat, anders denken, als es ihr gemäß iſt; ich muß jedes ſo nehmen, wie es ſich mir auf dem Standpuncte, den ſie mir anweiſt, darſtellt. Die Begriffe und Grundſätze, welche ſie in ſich ſchließt, ſind mir eigenthümlich, ſo deutlich und vertraut, daß ich ſie anwende, ohne es zu wiſſen und zu wollen, als ob die mir erſcheinenden Dinge die Geſtalt derſelben angenommen hätten. Ich ſehe gleichſam mit dem Auge der Wahrheit, und denke mit ihrem Verſtande. Ich beobachte in der Richtung, die ſie mir ertheilt; ich verknüpfe auf die Weiſe, wie ſie mich leitet; ich laſſe nur das gelten, was ich mit ihr vereinigen kann.

Selbſt meine Gefühle haben ſich der Wahrheit angebildet; ich empfinde das Angenehme und das Widrige — nicht mehr, wie es in dem augenblicklichen täuſchenden Eindrucke mir erſcheint, oder wie das Vorurtheil mich beſtimmen könnte, ſondern wie die Wahrheit mich von den Wirkungen beyder auf meinen körperlichen und geiſtigen Zuſtand unterrichtet. Tauſend Dinge, die mich ſonſt erfreuten, ſind mir gleichgültig, weil ich in ihnen die Wahrheit vermiſſe; tauſend Dinge, die ſonſt keinen Reitz für mich hatten, verſchaffen mir jetzt, in dem ſanften Schimmer der Wahrheit, die heiterſten Genüſſe; was mir ſonſt ſüß und erquickend war, gewährt mir doppelten Genuß, indem ich eine Wahrheit darin antreffe, die mir die Dauer des Genuſſes verbürgt, und mir mit einer angenehmen Sicherheit ſchmeichelt.

So verfehlt denn die Wahrheit auch nicht, die ihr eigenthümlichen Gefühle, mit einer Stärke, die jedes ſinnliche Gefühl überwältigt, hervorzubringen.' Ich fühle allen Schmerz und alle Seligkeit, die ſie einem menſchlichen Gemüthe einflößen kann; ſie bewegt leiſe und erſchüttert mächtig, ſie demüthigt und erhebt in Begeiſterung, Muth und Zuverſicht mein Herz; ſie erhebt es mit wehmüthigen Rührungen und mit himmliſcher Wonne; und wenn ſie ſich meines Innern bemächtigt hat, dann verſchwindet aus demſelben nicht bloß was ihr widerſtrebt, ſondern auch was nicht in die von ihr erzeugte Stimmung einzugehen vermag, mit welcher Lebhaftigkeit es ſich auch äußern möge. Die Wahrheit in ihren Gefühlen beſitzt mich bis zum Verluſt der Empfänglichkeit für alles, was nicht von ihrem Geiſte iſt. So oft ich mich mit ihr beſchäftige, öffnet ſich mir eine neue Gegend in der Welt der Gefühle, von der *mein ganzes Weſen auf eine eigenthümliche* Art angeregt und gefeſſelt wird.

Am ſtärkſten nimmt die Wahrheit meinen Willen in Anſpruch. Sie verlangt die Form der Uebereinſtimmung, die in ihr ſich ausdrückt, in meine Geſinnung und in meine That hinein zu bilden, und in mir die Wirklichkeit zu erlangen, die ſie in der Natur außer mir hat. Mehr oder weniger gilt dies von jeder — vorzüglich aber von derjenigen Wahrheit, die ſich mir im Geſetze der Tugend ankündigt. Was iſt dieſes Geſetz anders, als die Wahrheit in den Forderungen die ſie an mich richtet? ſittliche Würde, was anders als Wahrheit meines Daſeyns und meiner Verhältniſſe, ſo weit dieſe unter dem Einfluſſe meiner Freyheit ſtehen? Wie könnte ich mich rühmen, in der Wahrheit zu leben, ſo lange ich mit dem vornehmſten Theile meines Weſens — mit dem Theile, von welchem mein Werth und mein Zuſtand abhängt, außer ihr bin, und große Anſtrengungen aufbiethen muß, um mich ihr zu unterwerfen? Erſt dann lebe ich in der Wahrheit, wenn ſie, in mein Innerſtes gedrungen, die Kräfte meines Willens beherrſcht, meine Neigungen zu der ihr angemeſſenen Wohlgeſtalt ordnet, ohne Mühe und Zwang mein Verhalten zur reinen Darſtellung ſittlicher Schönheit leitet, und was ſich mit ihr nicht verträgt, nach und nach aus mir vertilgt, ſo daß ich in einer Handlungsweiſe nur die Wahrheit erblicken darf, um ſie zu der meinigen zu machen.

In der Wahrheit lebend, lebe ich in himmliſcher Reinheit und Liebe und in jeglicher Vortrefflichkeit; was ich denke, beſchließe, verrichte, trägt das Gepräge einer Wahrheit, die über das Vergängliche in das Licht einer ewigen Welt hinaufzieht.

Hoher Ernſt bezeichnet den Charakter der Wahrheit. In ſtiller Majeſtät ſchwebt ſie bewahrend und heiligend über dem Leben. Worte des Ernſtes, die eine ernſthafte Erwägung verlangen, zu einer ernſthaften Beurtheilung und Behandlung aller Lebensangelegenheiten nöthigen, und auch im ſcheinbar Kleinen Bedeutendes und Einflußreiches entdecken lehren, führt ſie im Munde. Nur in einer ernſten Stimmung iſt man fähig, ſich ihr zu weihen, den Sinn ihrer Rede zu vernehmen, und ihr Wirken an ſich und in ſich zu erfahren. Einen edeln Ernſt, der ſich in der ganzen Verfaſſung des Gemüthes, als Diſpoſition zum Nachdenken, als Richtung auf das Große, als geſetztes, würdevolles, ſich gleich bleibendes Weſen offenbart, muß ſie daher auch bey denen, deren Leben das ihrige geworden iſt, wecken und unterhalten.

Aber der Ernſt der Wahrheit iſt ein milder, freundlicher, dem ſchuldloſen Scherze und einfach-fröhlichen Spiele keineswegs abgeneigt, ein Ernſt, der nicht verdüſtert, ſondern die Seele ſanft aufhellt in Lichtesfreude. Denn heitre Schimmer verbreitet die Wahrheit durch das Gemüth, indem ſie dem Verſtande ihr Licht mittheilt, ein heitrer Geiſt beſeelt ſie, Erheiterndes hat ſie zu verkündigen, und von ihr beleuchtet, ſtellt das Nächtliche in heiterm Morgenglanze ſich dar. Eine ſelten getrübte Heiterkeit muß ſie deßwegen, neben dem Ernſte, in denen erzeugen, die ſich ihr ganz hingegeben haben.

Das Mißgeſchick beugt den nicht nieder, der in der Wahrheit lebt: die Wahrheit, deren Gefühl in ihm jede Empfindung des Schmerzes überwiegt, rüſtet ihn mit ihrer Stärke gegen das Unglück, erfüllt mit ihren großen Geſinnungen und mit ſiegendem Muthe ſeine Seele, ſchafft Faſſung und Ruhe in dem von Kummer empörten Gemüthe, und heilet mit dem milden Troſte ihrer Lehre die tiefe Wunde des Herzens. In der Wahrheit lebend wird man von den meiſten widerwärtigen Dingen in ſeinem Innern nicht berührt, man verachtet die gewöhnliche Noth der Welt, aber auch diejenigen Uebel, welche wohl geeignet ſind, eine edle Seele zu erſchüttern, trägt man würdig, ſtandhaft und gelaſſen.

Himmliſcher Abkunft, ein heiliges Gebieth des Friedens beherrſchend, bringt die Wahrheit eine erhabene Uebereinſtimmung in alles Denken, Fühlen und Wollen, und da kann es nicht fehlen, daß ſie denen, die in ihr das Leben beſitzen, den göttlichen Frieden verleihe, in dem alle ſtreitenden Kräfte der Welt und des Gemüthes ſich verſöhnen.

Bey einem ſolchen Leben in der Wahrheit iſt das Wahre ſo ſehr unſer Bedürfniß, unſre Liebe, unſre Natur geworden, daß wir auch in der Aeußerung unſrer Gedanken, Gefühle und Geſinnungen nicht anders als wahr ſeyn können. In jedem Worte, in jedem Blicke, in jedem Zuge des Geſichtes, in jeder That zeigen wir uns — müſſen wir uns zeigen, ganz wie wir ſind. Es iſt uns unmöglich, uns mit einem Scheine zu umgeben, den das Bewußtſeyn von der Beſchaffenheit unſers Innern Lügen ſtraft, etwas uns Fremdes vorzuſpiegeln, oder an dem, was wir der Welt darſtellen, zu künſteln, nachzuhelfen, aufzuſchmücken. Wir meynen es genau ſo, wie unſer Wort es ſagt; wir denken, fühlen, hägen in uns genau das, was unſre Blicke, die Züge unſers Geſichtes, unſre Bewegungen und Handlungen ausdrücken; es iſt die einfachſte, natürlichſte, vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen unſerm Aeußern und Innern. Schon durch die kleinſte Verſtellung würden wir uns auf das empfindlichſte verletzt fühlen, da wir uns mit der Wahrheit im Widerſpruche fänden. Wir kennen, wo es auf freye Mittheilung ankommt, nur Ein Intereſſe, das Intereſſe der Wahrheit. Nicht nur die Pflicht gegen den andern zu erfüllen, ſondern um uns ſelbſt zu befriedigen, halten wir uns bey der Wahrheit, ja es fällt uns nicht ein, von ihr abzuweichen; die Wahrheit übt einen heiligen, unwiderſtehlichen Zwang an uns.

Fern ſey es von mir, mich des Lebens in der Wahrheit, wie es hier dargeſtellt worden iſt, zu rühmen. O, ſo oft iſt die Wahrheit weit ab von mir — mein Sinn und mein Trachten von ihr weggewendet — hin nach dem lügenden Scheine, bethört und verlockt durch die trügliche Neigung, beſchränkt und gefeſſelt von dem eiteln Gute der Welt — das Herz kalt gegen ſie und glühend für die vergänglichen Dinge; ſo oft verkennt ſie der Verſtand, in mannichfaltiger, bald freywilliger, bald unwillkührlicher Täuſchung befangen, und ſo oft, wenn ſie dieſem ſich enthüllt, bleibt das Gemüth ihren Eindrücken verſchloſſen.

Aber das weiß ich, daß man in der Wahrheit leben kann, daß man in ihr leben ſoll, daß Menſchen wirklich in ihr gelebt haben, daß man die Fülle ihres Segens nicht an ſich erfährt, ohne in ihr zu leben, daß ihre veredelnden und beſeligenden Einflüſſe darum ſo ſelten angetroffen werden, weil die meiſten von denen, die noch einiges Intereſſe für ſie haben, ſich wohl mit ihr beſchäftigen, an ihr ergötzen, auch einiges von ihr in ſich herüber nehmen, aber nicht in ihr leben mögen. Auch weiß ich, daß dasjenige, worin ich nicht mit meinen Sinnen, mit meinen Kräften, mit meinen Gefühlen, mit meinen unvertilgbaren Trieben, mit meinem ganzen beſſern Menſchenweſen von allen Seiten angeregt, bequem und befriedigt leben kann, nicht Wahrheit iſt. Ich könnte die Wahrheit nicht verehren, wie ich ſie verehren muß, wenn ſie weniger von mir verlangte, als in ihr zu leben, wenn ſie nur Eine ihrer Gaben gewährte, ſo lange ich mein Leben von ihr abgeſondert halte.

Das darf ich behaupten, daß das Leben in der Wahrheit mir nicht völlig fremd iſt, daß ich ſeine Anfänge bey mir ſpüre, daß ich mich unabläſſig auf das ernſtlichſte beſtrebe, mich an ſie zu verlieren, daß dieſes Beſtreben nicht ohne glücklichen Erfolg geweſen, daß es mir mehr und mehr gelingt, mich mit ihr zu vereinigen, daß es Momente in meinem Daſeyn gibt, wo ich der Wahrheit allein angehöre, wo ſie mein Forſchen und mein Handeln beſeelt, und mich in ihre heitre Lichtgegend hinaufzieht, daß es einzelne Wahrheiten gibt, die mich beſitzen und beherrſchen, wider die ich nicht kann, in denen ich bin wie in meinem Liebſten und Eigenſten, in deren Geiſte ich genieße, leide und wirke, und denen ſich mein Innerſtes durchaus angebildet hat.

Durch dieſes mein Leben in der Wahrheit iſt mir jener große Ausſpruch des Erhabenſten aller Wahrheitsfreunde und Wahrheitsverkündiger, wie er denn auch nur denen gilt, die in der Wahrheit leben: *die Wahrheit wird euch frey machen*, deutlich geworden.

Freyheit, unbeſchränkte, ungehemmte, ungeſchwächte Wirkſamkeit aller edeln Geiſteskräfte, nach den ewigen Geiſtesgeſetzen, die den Werth jeder Geiſteswirkſamkeit beſtimmen, da in ihnen die reine Geiſtesnatur und ihre unvertilgbaren Triebe des Göttlichen ſich ausdrücken — verbunden mit einer, durch Eindrücke des äußern Lebens nicht zu erſchütternden, erhabenen Ruhe der im Gleichgewichte ihrer Vermögen beharrenden Seele, eine Erhebung der Seele, worin ſie, unberührt von den kleinen, alltäglichen Dingen der Welt, geſichert gegen die Blendwerke der Sinne, die Verlockungen der ſinnlichen Luſt, die Verwirrungen und Störungen des Schmerzes, nur großen und ihrer würdigen Zwecken begeiſtert nachſtrebt:

das war der Zuſtand meines Gemüthes in den glücklichen Augenblicken des Lebens in der Wahrheit.

Das dunkle Gefühl lichtete ſich zum hellen Gedanken. Von Vorurtheilen und willkührlich einengenden Formen entfeſſelt, dem täuſchenden Einfluſſe des Gefühles und der Neigung nicht mehr bloß geſtellt, ganz ſich ſelbſt zurückgegeben, bewegte ſich der Geiſt ungehindert in ſeinem Elemente, und ſchwang kühn und frey zu den heitern Regionen ſeiner Abſtammung ſich auf. Der Wille, nicht mehr von fremder Gewalt, dem Ungeſtüm der Leidenſchaft, der Macht der Gewohnheit, der ängſtlichen Rückſicht auf Menſchen, der Furcht vor äußern Uebeln bedrängt, erkannte ſich allein der, aus ihm ſelbſt hervorgehenden, unwandelbaren Regel des Rechten und Guten unterworfen, allein von dem Heiligen abhängig, und behauptete ſich ohne Mühe in ſeiner königlichen Würde, freudig ſich losſagend von allem ſelbſtſüchtigen Weſen. Keine Reue trübte das heitre Bewußtſeyn von mir ſelbſt und meinen Verhältniſſen; denn als Verſöhnerin jeder Schuld erſchien mir die Wahrheit, der das Herz geherſchte. Kein Kummer, keine Unruhe, keine Sorge beſchwerte das Herz; denn die Wahrheit hatte entweder weit über die Angelegenheiten des irdiſchen Lebens das Herz erhöhet, oder ihm einen unbeſiegbaren Muth eingeflößt, oder ſie gewährte mir von den Dingen der Welt ſolche Anſichten, denen ich mich nicht anders als gefaßt, ergeben und vertrauensvoll überlaſſen konnte. Die Stürme ſchwiegen, und eine heilige Stille ſenkte ſich in die Bruſt, in der alle menſchliche Empfindungen und Kräfte frey ſich äußerten. Ich fühlte, mit dem Leben in der Wahrheit ſey das wahre Leben und was es Köſtliches, Großes, Seliges in ſich ſchließt, auf ewig mein, nichts könne mir dieſes Leben entreißen, der Tod nur meine Befreyung vollenden.

Für dieſe Freyheit, nach der ein unvertilgbares Verlangen in mir ſich regt, bey deren Vorſtellung es ſo fröhlich in mir erwacht, ſo mächtig in mir ſich aufrichtet, in deren Beſitze mein ganzes Weſen ſich verjüngt, und mir alles um mich her wie neu geſchaffen erſcheint, bin ich geboren. Aber allein die Wahrheit vermag, mich zu ihr zu verhelfen; außer der Wahrheit finde ich überall ſchimpfliche, drükende Knechtſchaft. In dem Maße, als die Wahrheit ſich meiner bemeiſtert, und mein Leben in ſich aufnimmt, muß der Geiſt immer freyer werden, um ſich einſt in das Land der in jeder Hinſicht unbeſchränkten Freyheit hinüber zu ſchwingen. So lange ich mit dieſem Körper bekleidet bin, kann ich nicht zur völligen Freyheit des Geiſtes gelangen; doch erfüllt mich mit unausſprechlichem Entzücken der Gedanke, daß ich einſt ganz frey ſeyn ſoll.

Schwebe immer mir vor du Lichtgedanke in dem Morgenglanze einer andern Welt, daß ich unabläſſig ſtrebe, der Wahrheit immer mehr anzugehören.

XIV.

Arbeitsnoth und Thätigkeitsfreude.

Von aller Noth des Lebens, die ich aus eigner Erfahrung kenne, vermag keine ſo mir zuzuſetzen, mich zu bedrängen, mich in meinem ganzen Weſen zu verwirren, ſo mein ganzes Weſen zu veröden, ſo mir den Muth niederzuſchlagen, jeden frohen Genuß zu vergällen, und das Leben zur drückenden Laſt zu machen, als Arbeitsnoth.

Ich meyne damit nicht die Mühe, die mir gewiſſe Arbeiten verurſachen; die habe ich nie geſcheut, die iſt mir immer eine Luſt, das Geſchäft iſt mir immer das liebſte geweſen, wobey ich mein geſammtes Vermögen aufbiethen muſte, ſo bald es damit nur einiger Maßen fort wollte, und die Sache ſelbſt mir nicht zuwider war. Ich kann mich anſtrengen bis zur höchſten Ermüdung, ſchon völlig ermüdet und abgeſpannt, ſogar unter heftigen Körperſchmerzen kann ich die letzten Reſte der Kraft zuſammenhalten, und ſie unverwandt auf ein würdiges Ziel der Beſtrebung richten, und mich dabey wohl fühlen, wenn ich mir einen günſtigen Erfolg davon verſprechen darf.

Aber wenn ich will und muß — und nicht kann, der Geiſt ſtumpf, die Phantaſie matt, das Herz kalt und leer iſt, nun auf alle Weiſe verſuche, und es immer ſchlechter gelingt, beginne, wieder zerſtöre, mich ängſtige und umtreibe, zu dieſem und jenem greife, das Eine noch ungefügiger und ungelenkiger finde als das andre, und — wie es unter ſolchen Umſtänden zu geſchehen pflegt — in meinen Forderungen immer ſtrenger werde, daß ich auch dasjenige verwerfe, was ich zu einer andern Zeit billigen würde, und faſt an mir ſelbſt verzweifle; oder wenn ſich Schwierigkeiten hervorthun, die ich für unüberwindlich halte, wenn die Sache ſich in die Länge zieht, ohne

Aufhören, in dem Maße, als ich dem Ziele mich zu nähern wähnte, verwickelter wird, daß ſich gar kein Ende abſehen läßt, und auch die feſteſte Beharrlichkeit ermüden möchte, oder ich beſtimmt einzuſetzen glaube, meine Kräfte und die mir zu Gebothe ſtehenden Mittel reichen nicht hin, ſie zu vollführen; oder wenn das Geſchäft trocken, langweilig, geiſtlos, keinen lebendigen Gedanken, kein friſches Gefühl anregt, Geiſt und Herz einengt, mit meinen Neigungen, mit meiner Art zu empfinden im Widerſpruche, undankbar, ohne irgend einen erfreulichen Erfolg, von allen Seiten beſchränkend und verdüſternd, mir den höchſten Grad der Unluſt erweckt; oder wenn ich es dabey mit vorurtheilsvollen, queerſinnigen, ſtarrköpfigen, widerwärtigen, mißtrauiſchen, ſcheelſüchtigen, habſüchtigen, feilen, niederträchtigen, lauernden, ränkeſpinnenden, den Vortheil ſchlau berechnenden, für das Große und Edle durchaus unempfänglichen Menſchen aufnehmen muß, hier gehemmt, aufgehalten und zurückgewieſen, da argliſtig umſtrickt, dort bitter verhöhnt und empfindlich gekränkt, im Glauben an die Menſchheit zu wanken anfange; wenn es ſich um mich her zuſammengehäuft hat, daß ich kein Durchkommen ſehe, und es täglich neu ſich hinzuſammelt, und ich über dem Wählen, was wohl zuerſt vorzunehmen ſeyn möchte, oft zu nichts gelangen kann, in ein dumpfes Hinbrüten gerathe, aufſchiebe, von Einem Tage zum andern, und immer verdroſſener, immer muthloſer werde: wo ſoll ich die Worte finden, dieſen gequälten Zuſtand, dieſe Verwüſtung des Innern, dieſe Dürre des Herzens, dieſe Lähmung aller ſonſt frey und fröhlich ſtrebenden Kräfte, dieſes finſtre Mißbehagen, dieſe Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, dieſe Feindſchaft, dieſen Haß gegen mich ſelbſt darzuſtellen?

Trübe ſcheint mir der Tag; wohin ich gehe, dahin verfolgt es mich; die froheſte Geſellſchaft heitert mich nicht auf, bringt es mir nicht aus den Gedanken; die liebſten Menſchen finden mich düſter, kalt bey dem Beſten, was ſie mir gewähren, durchaus unbequem, mürriſch, tadelſüchtig, unerträglich; die angenehmſte Zerſtreuung wirkt nicht auf mich; an dem intereſſanteſten Geſpräche nehme ich keinen Antheil, das erwünſchteſte Begegniß läßt mich gleichgültig, als ob es ohne alle Beziehung auf mich wäre, es kann mir ſogar Verdruß verurſachen, mich bitter machen; das geiſtreichſte Buch dünkt mich ſchaal und abgeſchmackt, und an den Werken, die mit Luſt und nicht ohne Befriedigung vollendet, auf die ich oft mit Wohlgefallen hinblickte, entdecke ich jetzt ſo viel Mangelhaftes, und Verfehltes, daß ich mich mit Ekel davon wegwende.

Warum muß doch gerade das dem Menſchen zur drückendſten Noth werden, was beſtimmt ſcheint, ihm die reichſten und ſüßeſten Freuden zu gewähren? Und wird nicht in allen Ständen, Lebensverhältniſſen und Wirkungskreiſen dieſe Noth gefühlt, wie ſie über das ſonnige, reich blühende Leben ſchwarze Nebel verbreitet, den heitern Sinn des Lebens nächtlich umdunkelt, ſeinen Muth und ſeine Kräfte früh verzehrt, und den freygebornen Menſchen zum ächzenden Sklaven, ja zum Laſtthier erniedrigt? Gibt es nicht Menſchen, die, an das eiſerne Joch eines höchſt mühſeligen, undankbaren, den Geiſt tödtenden, das Herz austrocknenden Berufes geſchmiedet, fortdauernd unter der Noth ſeufzen, welche ich, in auſmunternde und freundliche Verhältniſſe gewieſen, nur zuweilen erfahre?

Doch, weg mit der Klage! Laſſet mich ſagen, wie ich dem Uebel entgegen arbeite, wie es mir in den meiſten Fällen, wo ich mich ſonſt von demſelben gedrückt fühlte, gelingt, es zu überwinden, und wie ich hoffen darf, immer mehr darüber Herr zu werden.

Die Hauptſache iſt, daß ich mich an eine beſtimmte und feſte Ordnung in meinen Arbeiten gewöhnt habe, von der ich nicht ohne die größte Noth abweiche. Jedes Geſchäft hat ſeine Zeit, und ich betrachte es als etwas Unmögliches, nicht allein dieſe Zeit zu etwas anderm anzuwenden, ſondern auch ihr etwas abzudingen. Viel Arbeitsnoth iſt mir daher gekommen, daß ich, bey völliger Freyheit, mich dem Nachſinnen überließ, was wohl jetzt am bequemſten getrieben werden könnte, verglich, wählte, von neuem prüfte, verwarf, zu Neuem mich hinwendete und wieder bedenklich wurde, wodurch ich zuletzt in eine Träumerey gerieth, in der ich nichts mehr mochte, ſelbſt das Intereſſanteſte ſich mir als etwas höchſt Verdrießliches darſtellte, und einen lebhaften Widerwillen erzeugte, das wirklich Verdrießliche aber mir wahres Entſetzen einjagte. Viel auch daher, daß ich es läſtig fand, gerade an den Zwang der Stunde gebunden zu ſeyn, zögerte, mir einbildete, es bedürfe hierzu eines beſondern Entſchluſſes, mit dem Entſchluſſe nicht fertig werden konnte, mir in dieſem geiſtigen Müßiggange gefiel, und ein Paar der Sache entzogene Minuten als aufgewonnene Zeit anſah, wobey denn gegen übrigens gar nicht unangenehme Geſchäfte Abneigung entſtand, und die wirklich läſtigen es bald im höchſten Grade wurden, indem ich mir alles, was dabey läſtig ſeyn konnte, das Geringfügigſte nicht ausgenommen, zu wiederholten Malen, unter dem Einfluſſe der vergrößernden Phantaſie, auf das Lebhafteſte vergegenwärtigte. Jetzt findet in der Regel weder Wahl noch Aufſchub Statt; ich muß, dabey hat es ſein Bewenden.

So gehe ich denn friſch und muthig an das Werk, geſtärkt durch das heilige Gefühl der Pflicht und durch das Bewußtſeyn, mich auf eine würdige und nützliche Art, wie es meine Beſtimmung iſt, thätig zu erweiſen, in dem feſten Glauben, daß es mir gelingen werde, gelingen müſſe, weil es mir geheißen iſt, unbekümmert darum, ob es leicht oder ſchwer, intereſſant oder widerwärtig, unterhaltend oder verſtimmend ſey, ohne zu achten auf die Menge der mich in Anſpruch nehmenden Verrichtungen und die Möglichkeit durchzukommen, ganz lebend in der Anſtrengung des Augenblickes, wie wenn ſonſt nichts für mich in der Welt wäre, an nichts denkend, als was bey dieſer, damit ihr Ziel erreicht werde, durchaus zu berückſichtigen iſt. In die Anſtrengung des Augenblickes vertieft, habe ich keine Zeit, darauf zu merken, wie viel noch zu thun übrig bleibe, wie die Sache ſich immer mehr verwickle, in welchem Lichte ſich mir die Menſchen zeigen, welche Geſinnungen ſie gegen mich an den Tag legen, und was ich von ihnen zu beſorgen habe. Die That beſchäftigt meine ganze Kraft, füllt mein ganzes Bewußtſeyn aus; ich halte mich bey ihr feſt und unverrückt zuſammen.

Fehlen mir zu einer Arbeit die Heiterkeit und Freyheit des Geiſtes, die Regſamkeit der Phantaſie und die Wärme des Herzens, welche dazu erforderlich ſind, und iſt es dabey nicht nöthig, daß ſie gerade zu dieſer Stunde geſchehe: ſo ſtehe ich für jetzt davon ab, ſchlage ſie mir aus dem Sinne, und wende mich zu etwas anderm. Läßt ſie ſich aber nicht wohl aufſchieben, oder fühle ich mich bloß unaufgelegt, aber nicht ganz ungeſchickt: ſo verrichte ich ſie ſo gut ich kann, ohne große Forderungen an mich zu machen, ohne mich über das Mangelhafte oder Verfehlte zu beunruhigen, ja ohne einmal darnach zu fragen, wie ſie ausfalle, um ſie in einer günſtigen Stunde zu verbeſſern, oder von neuem zu beginnen. Ich habe immer erfahren, daß auch dergleichen ſtümperhafte Verſuche, ſelbſt wenn man ſie völlig verwerfen muß, nicht ohne Gewinn ſind, und es beſſer iſt, die unbequeme Sache auf irgend eine Art zu behandeln, als unmuthig um ſie herum zu gehen, oder den läſtigen Gedanken an dieſelbe, der doch oft nicht weichen will, bey ſich zu tragen, oder ſich, in dem Beſtreben, etwas Vollendetes zu leiſten, wo die Natur es uns verſagt, vergebens zu quälen und zuletzt ganz zu verwirren.

Dabey verſäume ich nicht, beſonders bey

verdrießlichen Geſchäften, mich, ehe ich damit anfange, in eine heitre Stimmung zu verſetzen. Brächte ich ihr Mißbehagen, Unmuth oder Aerger entgegen: ſo müßte ſchon eine leichte und geliebte Arbeit mir Noth ſchaffen; wie viel mehr denn eine an ſich ſchwierige, unfreundliche, dem Gemüthe widerſtrebende! Iſt es dagegen hell im Kopfe, fröhlich im Herzen: dann hat man wenig Empfänglichkeit für das Zurückſchreckende, aber viel Vertrauen zu ſich ſelbſt und guten Muth, zu wagen.

Darum weiche ich allem aus, was nur eine üble Laune erzeugen könnte: ich ſondre Sinn und Gemüth von den Dingen ab, mit denen man ſich nicht befaſſen kann, ohne unangenehme Berührungen zu empfinden; ich vertreibe aus dem Innern jede Wolke, die von den mannichfaltigen Umdüſterungen des Lebens zurückgeblieben iſt; ich entferne jeden aufſtörenden Gedanken, jede Sorge und Bekümmerniß, und verſammle um mich die ſüßeſten Erinnerungen, die froheſten Bilder, die ſchmeichelndſten Träume der Hoffnung; ich denke an die Gegenſtände, die mir die liebſten ſind; ich bringe mir nahe, was auf mich wohlthuende Eindrücke zu machen pflegt, und überlaſſe mich wonnig den ſtärkenden Empfindungen, die dadurch in mir hervorgelockt werden; ich ſtelle mir die Arbeit von ihrer einladendſten Seite vor, ich überdenke ihre Nothwendigkeit, ihre vielfache Nützlichkeit, ihren innern Werth, ihren Einfluß auf die Uebung und Bildung meiner Kräfte, ihr Ergötzliches und Belohnendes, und — wenn ſie mir geringfügig oder geiſtlos erſcheinen will — ihren feſten Zuſammenhang mit dem Ganzen der menſchlichen Thätigkeit und Wohlfahrt, und bemühe mich, mit der Verrichtung derſelben ſo viel Geiſt und Gefühl zu verbinden, als ich nur irgend aufzubiethen vermag, ſo viel rein menſchliches Weſen, ſey es in ihrer innern Vollendung, oder in ihrer Ausſchmückung zu offenbaren, als ſie nur irgend dafür Empfänglichkeit hat.

O, der ſeligen Zufriedenheit, die ich empfinde, wenn nur für dieß Mal die Noth glücklich überwunden, und durch Ernſt, Energie und Beharrlichkeit das mühſelige, leidensvolle Werk glücklich zu Stande gebracht iſt! wie froh werde ich der unbezwinglichen Kraft des Willens da inne! wie beſeeligt mich das

Bewußtſeyn ausdauernder Pflichterfüllung, wie erfreut mich der reiche und ſichre Erfolg der Anſtrengungen, von denen ich kaum das Geringſte zu hoffen wagte! und wie ſtärken ſolche Erfahrungen für die Zukunft! wie hilft bey jeder neuen ſich darſtellenden Noth die Erinnerung an die heitern Stunden des Genuſſes nach der beſiegten Schwierigkeit!

Auf dieſe Weiſe gelingt es mir, nicht bloß die Arbeitsnoth, in den meiſten Fällen, wo ſie nicht gar zu furchtbar ſich ankündigt, unter mich zu bringen, ſondern auch nicht ſelten, ſie in hohe Thätigkeitsfreude zu verwandeln.

Zwar die volle Freude der Thätigkeit iſt an gewiſſe äußere Bedingungen geknüpft, die wir nicht in unſrer Gewalt haben. Sie hängt zu einem bedeutenden Theile davon ab: daß wir uns körperlich wohl und zu den Verrichtungen, auf die es hier ankommt, nicht allein geſchickt, ſondern vorzüglich diſponirt fühlen; daß uns unſer geſammtes Vermögen zu Gebothe ſtehe; daß das Geſchäft für uns viel Anziehendes habe, mit unſern Bedürfniſſen und

Neigungen übereinſtimme, dem Geiſte und Herzen reiche Nahrung gebe; daß es, zwar nicht an Schwierigkeiten, aber auch nicht an Hoffnung fehle, ſie zu überwinden, und wir uns von unſrer Wirkſamkeit wichtige, ſegensvolle Erfolge mit einiger Zuverſicht verſprechen dürfen, und daß die Dinge, womit das Geſchäft uns verwickelt, die Verhältniſſe, in denen wir daſſelbe betreiben, ſich uns in einer freundlichen Geſtalt zeigen. Doch auch, wo von dieſen Bedingungen manches vermißt, oder gar das Gegentheil angetroffen würde, werden wir, durch die heitre Stimmung, in der wir an die Arbeit gehen, durch eifriges Bemühen, uns mit derſelben zu befreunden und dadurch, daß wir, mit klarem Blicke, mit friſchem Muthe und voller Kraft in ſie eindringend, uns ihrer ganz bemächtigen, und unermüdbar. bey ihr ausharren, uns *in einem gewiſſen Grade* Thätigkeitsfreude verſchaffen.

In vollem Maße habe ich ſie genoſſen, genieße ich ſie, o ſo oft! — die *Freude der Thätigkeit*; und ich muß bekennen, wie keine Noth mir drückender geworden, als Arbeitsnoth, ſo iſt auch keine Freude mir köſtlicher und ſeliger geweſen, hat keine mich zugleich ſo lebhaft und ſo ruhig beſonnen, ſo rein und befriedigend durchdrungen, als die Thätigkeitsfreude.

Welche herrliche Stunden ſind es, in welchen ich ungetheilt mich ſelbſt habe und beſitze in meinem Eigenſten, mir jeden Augenblick erweiſe, was ich vermag, alle Kräfte meines Menſchenweſens vollſtimmig ſich äußern, und unaufhörlich wohlthuende Empfindungen in mir angeregt werden, es hinüberſtrömt aus der Phantaſie, aus dem Verſtande, aus dem Herzen in die That — unaufhaltſam und unerſchöpflich ich mich hingezogen fühle zu dem lieben, vertrauten, mir ſo ganz zuſagendem Geſchäfte, immer neue Reitze daran entdecke, mit immer wärmerer Liebe es umfange, es werden, ſich geſtalten ſehe zu meiner Luſt, und in dem Werdenden, ſich Geſtaltenden mein Leben, den Gedanken meines Geiſtes, die Rührung meiner Bruſt, den Ausdruck meines beſſern Ichs wahrnehme, mit Wohlgefallen zurückblicke auf das Geleiſtete, mit hoher Freude das noch zu Leiſtende, das ſich ſchon klar in der Seele entwickelt und geordnet hat, überdenke, und mich der ſüßen Ahnung deſſen, was noch in den dunkeln Tiefen der Seele geheimnißvoll ſich regt, überlaſſe, mir bewußt werde, daß durch mich etwas Nützliches zu Stande kommt, daß mein Wirken Vielen Hülfe, Troſt, Erquickung und frohen Genuß gewähren kann, daß ich, als ein tüchtiges und würdiges Glied des Ganzen auf die Achtung meiner Mitmenſchen einige Anſprüche habe, manches Gute, wozu ich beygetragen, Menſchen, die durch mich zufriedener, beſſer, lebensfroher wurden, um mich her antreffe, mir vorſtelle, wie davon auch denen, die mir theuer ſind, köſtlicher Gewinn zufließt, wie, wenn auch mein Werk bald untergehen ſollte, in den entferntern Folgen ſeiner Bemühungen mein Geiſt, nachdem ich ſchon längſt aus der Reihe irdiſcher Dinge verſchwunden bin, auf Erden fortleben, immer fortleben, mit Ehre fortleben wird, und mich froh erinnere, mit dem ewigen Geiſte, der die Welt regiert, im ſeligen Einverſtändniſſe, ja ſein Werkzeug zu ſeyn!

Da ſcheint mir ſo heiter der Tag, da blaut wolkenleer ſo ſtill über mir der Himmel, da glänzt und lacht blüthen- und wonnereich um mich her im lieblichen Farbenſchmucke die Welt, da öffnet ſich mir ſtrahlend die Unermeßlichkeit, da wird mir ſo werth das Leben, ſo groß mein Gehalt, da ſtehe ich ſo hoch über aller Noth und Sorge, da fühle ich ſo tief den Adel des Menſchen, ſo freudig gewiß unvergängliches Weſen in mir.

XV.

Das Leben mit den Todten.

Nur die Lebenden hätten ein Recht an uns — nicht aber die Todten? Haben dieſe nicht auch einſt gelebt und ſich dadurch ein unverlierbares Recht unter den Lebenden erworben? Oder wäre das Leben der Menſchen mit einander bloß äußerliche Gemeinſchaft, vermittelt durch Wort und That, ohne weitere Bedeutung, wo der Schall nicht gehört, die Berührung nicht gefühlt, die Geſtalt nicht geſehen wird? Der lebte für mich nicht mehr, der ſich mir nicht mehr willkührlich vernehmlich machen — der hätte keine Beziehung mehr auf mich, dem ich keine Dienſte mehr erweiſen kann?

Für nichts wäre es zu achten, daß ein Weſen, welches ich in den Reichen des Lebens nicht mehr antreffe, einſt menſchliche Gedanken gebildet, menſchliche Schmerzen und Freuden in der Bruſt getragen, menſchlich geliebt und gewirkt hat, daß in mir das Vermögen war, mit ihm zu empfinden, ein lebhafteres Intereſſe an ihn zu nehmen, in innige Verbindung des Herzens mit ihm zu treten?

Nein, willig geſteht mein Herz den Todten ihr heiliges Recht zu, und ehrt es aus eignem Bedürfniß in froher und wehmüthiger Rührung. Die Todten leben für mich, und ich lebe mit ihnen ein reiches, tief bewegtes, wohlthätiges Leben.

Nicht bloß mit denjenigen unter den Todten, die mir bekannt geworden ſind, auch mit denen, von welchen mir nur einige Kunde gekommen, führe ich dieſes Leben.

Ich beſuche oft die Stätte, wo ihre Gebeine ruhen. Mit mächtigen Schauern überdrängt mich da der Gedanke, daß es die Ueberreſte einſt beſeelter, jugendlich blühender und jetzt zerſtörter menſchlicher Geſtalten ſind, was hier in die ſtillen Kammern der Erde geſammelt worden iſt, was dieſer Boden in ewigem Schweigen, Hügel an Hügel, bedeckt. Wie viel glänzendes Glück und wie viel jammerndes Elend haben hier ihr Ende erreicht! wie viele Laute der Luſt und des Weh's ſind hier auf immer verſtummt! wie manches ſtille und wie manches geräuſchvolle Leben hat hier ſein Ziel gefunden! wie mancher einſam und wie mancher in dichtem Gedränge bewandelte Pfad hat ſich in die verborgenen Schatten dieſes Gefildes verloren!

Welche Verſchiedenheit des Standes, der Bildung, der Einſichten und Ueberzeugungen, der Sinnes- und Gemüthsart, der Lebensweiſe, der Wünſche, der Beſorgniſſe, der Verbindungen, der Erfahrungen und Schickſale unter den Menſchen, deren körperliche Hülle man hier in den Schooß der Erde geſenkt hat!

Wo ſtellte ſich mir ſo lebhaft die Menſchheit in ihren mannichfaltigen dürftigen und unſcheinbaren, glänzenden, reich geſchmückten und hoch hervorragenden, ſchwer belaſteten, von Kummer verzehrten Geſtalten dar, als hier? Was kann ich mir aus dieſen Sinnbildern und

Andeutungen auf Monumenten, Steinen und Kreuzen zuſammenſetzen? wie haben die gedacht, gefühlt, gelebt, die unter ihnen ſchlafen? wornach haben ſie getrachtet? welche Plane haben ſie entworfen, welche Erwartungen gehägt, welche Freuden genoſſen, welche Leiden erduldet? welche Stelle haben ſie in den Gemüthern der Menſchen eingenommen? durch welche Verwickelungen haben ſie ſich hindurcharbeiten müſſen? welches Andenken haben ſie zurückgelaſſen? durch welche körperliche Formen ſoll ich mir ihr Weſen anſchaulich machen? welcher Klage leiht dieſe Thränenweide eine ſtumme Sprache? was verkündigen mir die Blumen auf dieſem friſchen Grabe? hier iſt wohl die blühende Jugend frühe hinabgeſunken vom Herzen der Mutter oder des Geliebten.

Und ihr, durch nichts ausgezeichneten, nur mit Gras bewachſenen ſtillen Hügel, o, wie gern verweile ich bey Euch! Ihr umſchließet gewiß manches edle ungekannte und ungeliebte, von Kummer zerdrückte, in Hoffnungsloſigkeit vergangene Herz; in der düſtern Wohnung, über die ihr euch zuſammenwölbet, fand gewiß mancher Müde die heiß erſehnte Ruhe, mancher Verfolgte und Gedrückte die ſichre Zuflucht.

Ihr ſtillen Hügel, wie ich Euch liebe! wie mir das Herz übergeht, indem ich euch überblicke! O, könnten die, welche ihr beherberget aufſtehen, und reden von dem, was man mit ihnen hier eingeſenkt, reden von allem, was ſie bekümmert und beglückt, was ihnen fehlgeſchlagen und gelungen, was ſie im ſtillen Kämmerlein beweint, und worüber dankvoll vor Gott das Herz ſich ergoſſen, wie ſie gearbeitet und ſich gequält, und ſich dann wieder gefreut, wie ſie in Noth geweſen und gerettet — geängſtigt und wieder frey geworden im Gemüthe, wie in ihren kleinen, aber ihnen ſo wichtigen Angelegenheiten, in ihrem engen aber für ſie ſo viel Theures umſchließenden Kreiſe die Wechſel einander gefolgt, zu reden von ihren Sonntagen und von ihren Frühlingen, von ihrer ſauern Arbeit und von ihren harten Wintern: welch ein reiches und rührendes Bild des Lebens würde ſich uns darſtellen!

Sie alle ſind ſchon hinüber, ſie haben die groſe Veränderung bereits erfahren, die uns noch bevorſteht, und der wir bald mit Grauen, bald mit heißer Sehnſucht entgegen ſehen. Wer wäre nicht gern in dem heiligen Lande ewiger Jugend, Schönheit und Freude, wo wir uns die Edeln unter ihnen denken? und wer ſcheute nicht den dunkeln Weg, der dorthin uns führen ſoll?

Gerettet aus aller Noth und aus allen Kämpfen der Erde, emporgerückt über alles, was uns bedrängt, geiſtig geläutert und mit unvergänglicher Anmuth geſchmückt, ſcheinen ſie mir jetzt, im Gewande des Lichtes, um ihre Gräber zu ſchweben, Bothſchaft und Verheißung zu bringen von einer ſeligen Welt und dem ewigen Frieden, dem, der noch im Gewande des Staubes nach Licht und Freyheit ringt, dann in dem Morgenſchimmer jener himmliſchen Gefilde zu wallen, wohin ſie den unſicher umher irrenden Blick des der Sterblichkeit noch Unterworfenen lenken, frohe Zuverſicht ihm ins Herz ſtrömend.

Ein Säuſeln von Geiſterſtimmen glaube ich im Wehen der Abendluft zu vernehmen; ich horche den ſtillen Grüßen, und fühle mich wunderbar in Wehmuth geſtärkt und getröſtet.

Wie hat an dieſem ſo dunkeln und ſo

hellen Orte mich oft das heilige Wort ergriffen und mit ſanften Schauern durchdrungen: ihre Seelen ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie an! O, wer doch da auch wäre, wo man, ſelig geborgen, von keiner Qual angerührt wird!

Noch inniger lebe ich mit denjenigen unter den Todten, von deren mir, durch die Nachrichten, welche die Geſchichte aufbewahrt, oder durch die Denkmähler, welche ſie hinterlaſſen haben, einige Kunde geworden iſt.

Indem ich ihre Schriften leſe, ihre Thaten und Schickſale erwäge, einzelne Züge ihres Charakters, einzelne von ihnen ausgeſprochene ſinnvolle Worte betrachte, ſind ſie mir ſelbſt gegenwärtig. Die Phantaſie leiht ihnen eine Geſtalt, ernſt oder freundlich, kraftvoll und feſt oder ſanft und freundlich, edel erhaben oder lieblich-hold, wie es ihre Gemüthsart und der Eindruck, den ihr geiſtiges Leben gerade jetzt auf mich gemacht hat, verlangt. Ich ſehe ſie leibhaftig vor mir; ſie unterreden ſich mit mir; ſie geben mir über das, was mir in ihren Ausſprüchen, Handlungen, Begegniſſen dunkel iſt, befriedigende Aufſchlüſſe: ſie entwickeln mir, was ich ſorgfältiger entwickelt wünſche; ſie verſtärken den Nachdruck, wenn das mir von ihnen Ueberlieferte auf mein Herz wirkt; ich frage ſie, und ſie antworten mir; ich theile ihnen meine Zweifel mit, und erhalte Zurechtweiſung.

Dabey vergeſſe ich nie, daß ſie längſt geſtorben ſind, und eben dies gibt meinem Umgange mit ihnen das Rührende, Feyerliche, Geheimnißvolle, das mit ſüßem Bangen mein Herz erfüllt. Ich erblicke ſie das Eine Mal als ſolche, die, nachdem ſie das Körperliche abgelegt, vereint mit ihrem Werke auf Erden, in der Geſtalt, die in ihrer blühendſten und kräftigſten Zeit ihnen eigen war, zum Lohn ihrer Verdienſte, alle Zeiten hindurch unveränderlich fortleben; das andre Mal als Genien des beſſern Theils der Menſchheit, denen die Beſtimmung geworden, auf die Weiſe, wie ſie während des irdiſchen Daſeyns genützt, hülfreich mit Lehre, Rath und Troſt und thätigem Beyſtande den Bedrängten nahe zu ſeyn, ſie zu leiten, zu beſchirmen und zu befeſtigen, und der Menſchheit ihr koſtbarſtes Gut zu bewahren; wieder ein ander Mal als Menſchen, die, aus ihren Grüften wiedergekehrt, in der Scheinhülle des Körpers unter den Lebenden wandeln, bald an ihren Grabſtätten verweilen, bald die Stellen beſuchen, an denen ſie im Leben ſich am meiſten aufgehalten, bald den ihnen Befreundeten erſcheinen, zu zeugen von ihren Erfahrungen; noch ein ander Mal als Verklärte, die entweder aus jenen Lichtgegenden herniederſteigen in dieſe Schattenwelt, die Herrlichkeit der Heimath zu offenbaren, und die Muthloſen zu ſtärken, oder in ewiger Glorie, umſtrahlt von Morgenglanz und blühend in unverwelklicher Jugendſchönheit, mit den ſchimmernden Kränzen des Sieges über mir ſchweben.

Immer aber erſcheinen ſie mir frey von der menſchlichen Schwachheit, die ſie mit dem, was an ihnen ſterblich war, ausgezogen haben, erhaben über die Irrthümer und geläutert von den Fehlern, die, ſo lange ſie mit dieſer irdiſchen Hülle umgeben waren, auch ihnen anklebten. Ehrwürdiger werden mir ihre gewichtvollen Ausſprüche, kräftiger dringen ſie mir ins Herz, da ſie nicht mehr durch das todte Schriftzeichen, ſondern durch lebendige Geiſterſtimmen zu mir gelangen, ſey es, daß ſie aus den Reichen des Todes herauf, oder aus einer höhern Welt herab erſchallen.

So lebe ich mit ihnen, wenn mich ihre Werke und Schickſale dazu veranlaſſen. Aber, mir einmal vertraut geworden, begleiten ſie mich auch auf einſamen Wanderungen, beſuchen ſie mich an ſtillen Plätzen oder in nächtlichen Stunden; ich fordre ſie, und ſie folgen dem Worte der Beſchwörung.

Dann enthüllen ſie mir alles Große und Milde ihres Charakters; ich verliere mich in der Betrachtung ihrer herrlichen Eigenſchaften; ich ſuche mich ganz in dieſelben hineinzufühlen, in ſie zu verwandeln. Für jedes Edle und Schöne habe ich unter ihnen einen Repräſentanten, ein Individuum, in deſſen Leben es mit vorzüglicher Klarheit und Reinheit hervorgetreten: denn in Menſchengeſtalt muß ich es faſſen, an ein menſchliches Bild muß ich es knüpfen, was mich wohlthätig begeiſtern, und einen dauerhaften Einfluß auf meine Beſtrebungen äußern ſoll; aber ein bloßes Geſchöpf der Phantaſie genügt mir nicht, die Lebenden tragen noch die allgemeine Gebrechlichkeit an ſich;

unter den edeln Todten allein kann ich meine Heiligen finden.

Im Umgange mit ihnen richtet ſich der Geiſt wieder auf, wenn zahlreiche Erfahrungen von menſchlicher Selbſtentehrung, von niedrigem Eigennutz, von feigem Sclavenſinne und erkäuflicher Verworfenheit, von elender Schmeicheley und hochfahrendem Uebermuthe, von völliger Verſunkenheit in thieriſche Genüſſe ihn niedergebeugt, und ſeinen Glauben an Menſchenwerth mächtig erſchüttert haben, ſammle ich Muth, Kraft und Heiterkeit unter den Leiden einer, von dunkel-ſchweren Verhängniſſen umwölkten Zeit. Bey ihnen ſtärkt und erfriſcht ſich das müde, von dem Leben ſchmerzlich verwundete Herz, an ihrem, jetzt mit dem Lohne der Unſterblichkeit gekrönten und in ihren Schimmern vollendetem Beyſpiele befeuert ſich der Eifer, immer würdig zu denken, zu handeln und zu dulden, und, unter allen ſich entgegenſtämmenden Hinderniſſen, in der Thätigkeit für das Gute nie zu ermüden.

Vorzüglich iſt es mir in manchen drückenden Umſtänden lehrlich, tröſtlich und ermunternd geweſen, zu erwägen, wie auch ſie ſich in dieſen Umſtänden befunden, welche Wege ſie in dieſen Verlegenheiten eingeſchlagen, nach welchen Grundſätzen ſie dieſe bedenkliche Angelegenheit behandelt, mit welchen Waffen ſie dieſe Uebel bekämpft, mit welcher Standhaftigkeit ſie dieſes Ungemach ertragen, wie ſie ihre Seele geſtählt, ihre Wärme erhalten, ihre Treue befeſtigt — und wie ſie über alles glücklich hinweggekommen, und wie das alles jetzt nichts mehr für ſie iſt, als in ſo fern ihr Geiſtesadel ſich in der Prüfung behauptet, gereinigt und verherrlicht hat. Längſt erlegen wäre ich dem Leben mit den Lebendigen, ohne das Leben mit den Todten.

Am häufigſten und innigſten lebe ich mit euch, die ich in genauerer Bekanntſchaft und in nähern Verhältniſſen geehrt und geliebt habe!

Wie könnte ich euer vergeſſen? wie könnte ich je von euch laſſen? wie könnte das aufhören, was ſo wahr und rein und feſt unter uns beſtanden hat? Nein, ihr ſeyd mir nicht verloren, ich beſitze euch noch in euerm Weſenhaften; nur die Erſcheinung iſt vorübergegangen; ihr gewähret mir noch, was ihr einſt mir gewährtet, da die Erſcheinung in meiner Nähe verweilte.

Daß es heilige Pflicht iſt, euer zu gedenken, daß ihr ein unwandelbares Recht an mein Herz habet, das kommt hier gar nicht in Betrachtung: denn das Herz vermag ſich gar nicht von euch zu trennen, es iſt dem Herzen Bedürfniß — nicht bloß euer zu gedenken, und euch die zärtlichſten Gefühle zu bewahren, ſondern auch mit euch zu leben, wie ich zur Zeit eures Aufenthaltes auf Erden mit euch lebte.

Ich habe ſo viel Herrliches an euch geſehen, ſo viel Treffliches an euch geliebt, ſo viel Gutes von euch empfangen, davon wird das Bewußtſeyn nie in mir verlöſchen. Euer Bild hat ſich mir ſo tief und mit ſo ſprechenden Zügen eingedrückt. Alles erinnert mich an euch, was ich erfahre und was ich bin. Die Verbindung, worin ich mit euch geweſen, hat einen bedeutenden Antheil an dem Zuſtande, in welchem ich mich befinde, an den Ereigniſſen, die ſich mit mir zugetragen, an den Empfindungen, die mich bewegen, an meiner Gemüthsart und an meinen Beſchäftigungen. Ihr habt auf meine Lage, auf meinen Charakter und auf mein Glück einen auſgebreiteten Einfluß gehabt. Ich vermag mich kaum auf mich ſelbſt zu beſinnen, ohne zugleich auf euch meine Gedanken zu richten, und um ſo lebhafter auf euch zu richten, da das Auge euch in den Kreiſen eures Wirkens und Leidens vergebens ſucht.

Zahlreiche Denkmähler eures Hierſeyns ſind mir zurückgeblieben; Worte, unvergeßliche Worte, die ihr geſprochen, Werke, die ihr vollbracht, Dinge, die ihr berührt und gebraucht, die euch umgeben haben, auf denen euer Blick oft ruhte, Oerter, die ihr liebtet, und wo ich euch zu ſehen, mich mit euch zu unterhalten pflegte, wo ihr lebhaftere Eindrücke auf mich gemacht, Tage, die euch feſtlich waren.

Dem Leben mit euch ſind meine Stunden geweiht; aber auch außer dieſen weiß ich manche köſtliche dafür aufzugewinnen.

Wann die Welt mir öde geworden, und alle ihre Farben verblichen ſind, wann das Gewühl mich ermüdet, abgeſtumpft und ausgeleert hat, wann ich keinen Troſt mehr kenne, und keine Hoffnung mehr häge, wann traurende Wehmuth und ein ſtilles Verlangen mir im

Herzen wohnt, oder wann die unruhigen Geiſter mich verlaſſen haben, und es leiſe und ſelig mein Herz erfüllt, und das erweichte jeder ſanften Rührung offen ſteht, wann der himmliſche Friede ſich auf mich herniederſenkt, unter den Blumen des Frühlings und unter den melancholiſchen Erſcheinungen des dahinſterbenden Jahres, finde ich bey euch, was dem Herzen am meiſten zuſagt und wohlthut.

Ich ſtelle mir euch vor, wie ihr waret, als ihr auf Erden wandeltet, die Züge eures Geſichtes, die ſchmerzlichen und die heitern, die ernſten und die freundlichen, den Blick eures Auges, den trüben und den hellen, den flüchtigen und den gedankenvollen, den Ton eurer Stimme in ſeinen kräftigen und in ſeinen holden, ſüß ſchmeichelnden Lauten, die Haltung eurer Geſtalt, die edel aufgerichtete und die ſanft ſchwebende, den Ausdruck eurer Bewegungen, den männlich-kräftigen und den anmuthig-zarten, die Eigenthümlichkeiten eures Gemüthes, wodurch ihr mir am meiſten intereſſant geweſen, wie ſie bald in euerm Aeußern ſich darſtellten, bald in euern Geſprächen und Handlungen ſichtbar wurden, vornehmlich eure Seelengröße, euer Wohlwollen und eure Demuth. Ich vergegenwärtige euch mir in euern gewöhnlichen Verrichtungen, im Familienzirkel, in den Geſellſchaften, die euch die angenehmſte Unterhaltung gewährten, in euern Lieblingsgeſprächen, in den merkwürdigſten Situationen euers Lebens, in euern härteſten Erduldungen, in euern ſchwerſten Kämpfen, in euern glücklichſten Siegen, in euern ſeligſten Freuden und in dem Kranze der Verdienſte, die ihr euch erworben; und denke dann an die dunkel-einſame Stelle, wohin man euern entſeelten Körper gebracht, und an die hell ſtrahlenden Reiche, wo euer Geiſt im Lichte der Verklärung lebt.

Ich erinnere mich an alles, was ihr mir geweſen ſeyd und gewährt habt, an eure treue Liebe, an eure feinſinnige Aufmerkſamkeit, an eure zärtliche Theilnahme, an euer nie ermüdendes Beſtreben mir Angenehmes zu erweiſen, an eure vielfältige Hülfe, an die beſchwerlichen und aufopferungsvollen Dienſte, die ihr mir geleiſtet, an eure milde Gefälligkeit, an eure freundlichen Blicke, an euer beyfälliges Lächeln, an die belohnende Zufriedenheit, die ihr bey ſo mancher geringen und ſchwachen Bemüdung geäußert, an die Lehren, Erinnerungen und Aufmunterungen, die mir ſo oft in meinem Leben nützlich geworden, und denen ich einen großen Theil des Beſten, was ich beſitze, zuſchreiben muß, an den erquickenden Troſt, womit ihr den Trauernden aufgerichtet, der noch ſo oft ſeine Kraft an mir bewährt, an die Tugenden, in denen ihr mir Vorbilder geweſen, und deren rührende Schönheit ich nie lebendiger gefühlt, als wenn ich ſie an euch erblickte, denen ich, ergriffen von dem ſtillen Zauber eures Sinnes und eurer Handlungsweiſe, mich heilig angelobte und eifriger nachſtrebte — an die Freuden, die wir gemeinſchaftlich genoſſen, an die Scherze, die uns erheitert, an die ernſten, andachterfüllten, feyerlich-großen Augenblicke, die wir zuſammen verlebt, in denen die Herzen vereint freudig zum Himmel aufwallten, an die ſonnigen Tage, die wir unter den Blumen und ſchattigen Bäumen der Erde, bey den Jubelgeſängen der fröhlichen Schöpfung zugebracht. Ich erfahre und empfinde das alles von neuem in glücklicher Täuſchung, als ob es wieder gekommen wäre, und nun nie von mir weichen würde.

Wenn ich dann mich beſinne, daß es dahin und vergangen iſt, daß auch eure holde Erſcheinung dahin und vergangen iſt: ſo erhebt ſich in unausſprechlichen Dankgefühlen das Herz zu jenen herrlichen Gegenden, die ihr jetzt bewohnet — und es fließen euch, o, ſo ſelige Thränen!

Euern gegenwärtigen Zuſtand kenne ich nicht. Aber das weiß ich: ihr lebet im Lichte und in der Freude; ihr ſeyd noch dieſelben, die ihr auf Erden waret; ihr liebet mich noch, wie ihr mich auf Erden liebtet, ihr nehmet noch, wenn euch das vergönnt iſt, Antheil an meinen Begegniſſen und an meinem Verhalten, wie ihr auf Erden daran Theil nahmet. Ich kann euch mir nicht anders denken, als vorzüglich herrlich durch die Tugenden, durch die ihr mich auf Erden an euch feſſeltet, als in der holden Geſtalt, in der ihr auf Erden wandeltet, mit den freundlichen Zügen, die ſich meinem Herzen ſo tief eingeprägt haben — und das alles nun himmliſch vollendet.

So neiget ihr euch zu mir hernieder, ſo winket ihr mir zu euch hinauf, ſo flüſtert ihr mir Worte des Friedens zu, und reichet mir hülfreich die Hände. O, wie ſehne ich mich da, mit euch wieder vereinigt zu werden! wie ringt da das Unſterbliche, wie ihr, himmliſch zu werden! wie erblicke ich da eure Arme ſchon ausgebreitet, mich zu empfangen! wie ſehne ich mich da nach dem Augenblicke, der den Geiſt von dieſen irdiſchen Banden befreyen ſoll! wie freue ich mich zu ſterben! aber wie fühle ich mich auch geſtärkt und ermuthigt zu leben — zu leben, weiſe und euer würdig!

Bey allem, was mir widerfährt und was ich vornehme, ſeyd ihr mir gegenwärtig, und erweiſet euch an mir wirkſam nach der Denk- und Sinnesart, die ich an euch gekannt habe. Ich vermag mir zu denken, wie ihr jedes anſehen, empfinden, beurtheilen, was ihr billigen und tadeln würdet, wenn ihr noch hier wäret; und dieſe Anſichten, Empfindungen und Urtheile, dieſe Billigung und dieſen Tadel offenbart ihr mir wirklich, während ich mich mit euch unterhalte. Ich theile euch mit, was mir Frohes begegnet; und ihr fühlet es froh mit mir, und das Eigenthümliche eures frohen Mitgefühles miſcht ſich belebend, erhöhend, und berührend in die freudigen Bewegungen meines Herzens. Ich klage euch mein Leid; und höre die Stimme eurer Trauer und eurer Beruhigung; wo ich mich ſelbſt nicht tröſten kann, da tröſtet mich überſchwenglich, was ich von euch höre. Ich frage euch um Rath bey bedenklichen Schritten, und ihr enthüllet mir eure Gedanken, ihr ſaget mir, was ihr an meiner Stelle thun, und was ihr vermeiden würdet, was ich zu beſorgen, und was ich zu hoffen habe. Ich wende mich an euch, wenn der ungewiſſe Ausgang der Dinge, die mir am Herzen liegen, mich ängſtigt; und das Licht eures Verſtandes erhellt mir freundlich die dunkle Zukunft. Ihr gebet mir euer Mißfallen zu erkennen, ich erröthe vor euch, wo ich gefehlt habe. Ich vernehme eure freudigen Lobſprüche, wo mir eine edle That gelungen iſt. Ihr helfet mir die Wahrheit erforſchen, und ſtehet mir bey in ſchweren Kämpfen. Ihr begleitet mich durch alle merkwürdigen Veränderungen meines Lebens, und euer Bild entwickelt, erweitert, modificirt ſich im Laufe der Zeiten, wie es dieſe Veränderungen fordern.

Unausſprechlich glücklich bin ich, daß ich euch noch habe und beſitze. Mein Leben mit euch — es iſt ein wehmüthig-frohes, ein ſtillſeliges, reich an köſtlichem Gewinn für Geiſt und Herz. Mit euch leben will ich, bis mein Staub zu dem eurigen geſammelt wird, und der unvergängliche Theil meines Weſens ſich euch auf ewig wieder zugeſellt.

XVI.

Die Sprache.

Von den mancherley Vortheilen, welche die Sprache uns gewahrt, iſt wohl ſchon oft genug die Rede geweſen; aber wie in der Sprache der Menſch erſcheint, Geiſtesleben ſich äußert und mittheilt, das Intereſſanteſte, Edelſte, Zarteſte des menſchlichen Innern, mit den feinſten Zügen und den leiſeſten Schattirungen ſich abbildet, wie durch ſie das Mannichfaltigſte und Genußreichſte des Geiſteslebens in uns angelegt wird, das pflegt man noch nicht ſo zu beachten, wie es verdient beachtet zu werden.

Gedanke und Sprache gehören weſentlich zuſammen. Die Thätigkeit des Denkens ſtrömt unaufhaltſam in die Rede hinüber: der Gedanke ſammelt, befeſtigt ſich, ſetzt ſich fort und endet in Worte, denn auch die That iſt ein Wort des Geiſtes. Um den Gedanken mir gegenwärtig zu halten, ihn zu verdeutlichen, zu entwickeln, von allen Seiten zu betrachten und anzuwenden, muß ich ihn an das anſchauliche oder hörbare Zeichen knüpfen. Lebendiger, heller, eindringender wird mir der Gedanke, ſobald ich ihn in Worte gekleidet habe; und der kräftige, lichtvolle, anziehende, überraſchende Gedanke will immer Sprache werden. Wir ſprechen mit uns ſelbſt, wenn wir von einem Gedanken ergriffen, oder in einen Gedanken vertieft ſind; ſo unzertrennlich ſind Sprache und Gedanke mit einander verbunden. Es iſt ein Zuſtand des erhöhten Geiſteslebens, der die Sprache ſchafft und beſeelt, deſſen wir in der Sprache mit Befriedigung inne werden, und dem die Sprache neue Kräfte der Erholung verleiht.

Durch die Sprache offenbaren wir unſre Gedanken, damit ſie auch außer uns eine Geſtalt, und dadurch Bewährung, Dauer und weitere Bildung gewinnen, damit, was uns vorzüglich erſcheint, auch andern zum Nutzen gereiche, und zu vielfältigem Daſeyn und ausgebreiteter Wirkſamkeit gelange. Mittelſt der Sprache erweitert ſich das Gebieth des Gedankens — und mit ihm das Gebieth energiſcher Selbſterweiſung. Zum Werkzeuge des Gedankens hat die Natur die Sprache geweiht, daß in ihr die Fülle des geiſtigen Lebens ſich ergieße.

Freylich erſcheint ſie nicht überall und immer in dieſer ehrwürdigen Geſtalt, als Ausdruck des geiſtigen Lebens. Wie iſt ſie nicht von der Langenweile, von der gemeinen und vornehm thuenden Zungengeläufigkeit, von der aufgeblaſenen, prahlenden Wortmacherey, von der, mit liſpelnden, ſäuſelnden, girrenden und ſchnarrenden Tönen ſich ſchmückenden Eitelkeit, und von der, ohne Geiſt in Scheingedanken alles vermögenden Sophiſterey entweiht, und des Lebens bis auf die letzte Spur beraubt worden! Werdet ihr aber dieſes gedankenloſe Geſchwätz, dieſen Schwall pomphaft tönender, mächtig zuſammengebrachter, eingeleſener und eingelernter Redensarten, dieſe künſtlich gedrechſelten aber gehaltleeren Perioden noch Sprache nennen: wenn ihr nur einmal wahrgenommen habt, wie der Geiſt in der Sprache gewaltig ſich aufmacht, und ſich fortbewegt, wie er aus ihr hervorblitzt, und ſein kräftigſtes Vermögen an ihr übt, und ihr jede ſeiner Eigenthümlichkeiten eindrücke?

Auch die Empfindung ſtrebt nach Sprache, bildet ſich in die Sprache hinein, und beſeelt dieſelbe mit ihrem Leben, um ſich ganz zu beſitzen, und ſich völlig klar zu werden, um ſich zu erhöhen oder zu beſänftigen, je nachdem das Eine oder das andre ihr Bedürfniß iſt.

Bewußtlos reißt die Empfindung die Sprache an ſich, in unwillkührlichen Lauten, und mit Beſonnenheit bedient ſie ſich derſelben in ihren freyern Ergießungen.

Unſre Freuden und Schmerzen, unſre Hoffnungen und Beſorgniſſe, unſre Rührung und unſre Erhebung, unſre Liebe und unſer Andachtsgefühl vertrauen wir mittelſt der Sprache der fremden Bruſt an, damit das Unruhige ſich ſtille, das Verworrene ſich ordne, das

Heitre heller aufglänze, und das Ernſte uns mächtiger ergreife.

Welch einen Reichthum höchſt verſchiedenartiger heiliger, großer, ſchöner, ſanfter, trauriger, froher Gefühle ſchließt ein menſchliches Herz in ſich, die durch die Sprache laut werden! und wie viele bißher ungekannte werden unaufhörlich in ihm geweckt, die ſich ihre Sprache erſt ſchaffen müſſen, und oft nicht anders, als in Blicken, Mienen und Bewegungen ſich darſtellen können!

Wodurch vermöchte das Innere des Menſchen ſich ſo beſtimmt und vollſtändig zu offenbaren, als durch die Sprache?

Ueber ſo vieles, das in uns vorgeht, können wir uns in Worten erklären, während in unſern Handlungen nichts davon bemerklich wird; ſo vieles können wir mit Worten genau bezeichnen, wovon unſre Handlungen bloß unſichre Andeutungen geben. Durch das Wort ſchildern wir innere Zuſtände, die derjenige, der ſie unſern Handlungen, denen ſie freylich mehr oder weniger ſich mittheilen, entnehmen ſollte, bald kaum ahnen, bald völlig mißverſtehen würde. Durch das Wort verbreiten wir Licht über die Neigungen, die Anſichten, die Grundſätze und die Stimmung, die uns bey unſern Handlungen geleitet haben, und die, zu einem ſehr großen Theile, dem, der allein dieſe betrachtet, im Dunkeln bleiben müſſen. Die meiſten Veränderungen des Gemüthes ſind überdies ſo zart, daß nur das ins Feinſte ausmalende Wort — nicht die That, die immer die feinern Züge entweder verwiſcht oder in das Ganze auflöſt — ſie mit einiger Beſtimmtheit abzubilden vermag.

Zudem iſt die *Sprache* ja auch ein *Handeln*, in welchem, wie in jedem andern — ja, entſcheidender und zuverläſſiger noch als in jedem andern, die Gemüthsart des Menſchen, ohne und ſelbſt wider ſeinen Willen, ſich kund thut, da das Gemüth an derſelben mehr und häufiger eine unwiderſtehliche Gewalt übt. Immer ſteht uns das Wort zu Gebothe, und ſchnell folgt es dem Triebe des Herzens, indeß die That nicht ſelten durch die Umſtände verhindert oder doch aufgehalten wird, daß zwiſchen ihr und dem ſie fordernden Triebe die beſonnene Ueberlegung Raum gewinnt.

Oft und gern und mit unerkennbarer Theilnahme reden wir von den Dingen, die uns theuer ſind. Das uns Gleichgültige bringen wir nicht leicht von ſelbſt zur Sprache, das Herz wird uns nicht warm dabey; wir eilen darüber weg, wenn wir von andern darauf geführt werden. Wir weichen ängſtlich aus, wir werden unruhig und verlegen, indem wir uns genöthigt ſehen, dabey zu verweilen, wo wir Urſache haben, eine Sache zu fürchten oder zu haſſen.

Unſre Gedanken, wie wir unwillkührlich ſie äuſſern, tragen das Gepräge entweder eines erleuchteten, gebildeten, feurigen und kraftvollen, oder eines düſtern, verwahrloſten, trägen und ohnmächtigen Geiſtes — entweder eines ſanften, weichen, für das Große, Edle und Schöne empfänglichen und wohlgeordneten, oder eines leidenſchaftlichen, harten, nur von niedrigen Begierden glühenden und ungeregelten Herzens — entweder einer ernſten, das Nachdenken begünſtigenden, oder einer leichtfertigen, und flüchtigen Eindrücken ganz dahin gegebenen Stimmung.

Wer unterſcheidet nicht auch an dem, zur

Bezeichnung des Gedankens gewählten, einfachen oder pomphaften, gefälligen oder rauhen Worte, an den Bildern, deren es ſich gewöhnlich bedient, an dem Tone, womit es ausgeſprochen wird, an dem Blicke, der Gebärdung und dem Mienenſpiele; die es begleiten, den Stolzen von den Demüthigen, den Anmaßenden von dem Beſcheidenen, den Zurückhaltenden von dem Offenherzigen, den Verſtockten von dem Aufrichtigen, den Eigenſüchtigen und Gefühlloſen von dem Liebevollen, Milden, zart Empfindenden, den Schwärmer und verblendeten Egoiſten von dem redlichen Freunde der Wahrheit? Und wie vieles enthüllt ſich in dem Tone, dem Blicke, der Gebährdung und dem Mienenſpiele, ohne daß wir ſelbſt darum wiſſen, und was nur der feinſinnige Menſchenbeobachter zu bemerken und zu deuten im Stande iſt! Die geübteſte Verſtellungskunſt vermag nicht zu verhüthen, daß der Geiſt und Charakter des Menſchen in ſeiner Sprache ſich darſtellen; ſelbſt in den Mitteln, die er zur Verheimlichung ſeiner Gemüthsart anwendet, gibt er ſich zu erkennen.

So lebt der Menſch in der Sprache. Dadurch aber, daß uns in ihr der Menſch erſcheint, muß ſie auch auf mannichfaltige Weiſe genußreiches Leben in uns anregen und erweitern.

Nichts ſagt mir ſo ſchnell, ſo fühlbar und ſo wohlthuend, daß du Menſch biſt, als deine Sprache; und gerade was mir an dir, dem Menſchen, am meiſten intereſſant iſt, was dich, den Menſchen, meinem Herzen am ſtärkſten empfiehlt, ſtellt ſich mir am lebhafteſten dar, indem ich deine Sprache höre, oder ſie in den Zügen deines Geſichtes leſe.

Wäreſt du mir fremd geworden in dem leidenſchaftlichen Umtreiben der Welt, hätte ich verlernt, in dir den mir gleichgeſchaffenen Menſchen zu erblicken: rede die Sprache des Menſchen, und du biſt wieder mein Bruder.

Hätteſt du mich empfindlich beleidigt, nährte ich deßwegen Groll und Bitterkeit gegen dich in meiner Bruſt, unmuthig von dir weggewendet, oder in feindſeligem Sinne darauf bedacht, dir etwas Uebles zuzufügen: zeige mir den Menſchen in dem Laute des Mundes, in dem Blicke des Auges — nichts als den

Menſchen, und ich weiß nichts mehr von dem Beleidiger, der Aufruhr in meiner Bruſt iſt geſtillt, die ſanften Bewegungen des Wohlwollens erfüllen ſie, ich habe vergeben und vergeſſen. Und wie werde ich verſöhnt an dein Herz ſinken, und nun feuriger dich lieben, wenn Laut und Blick mir den gerührten, milden, freundlichen Menſchen ankündigen!

Hätte ich gegen dich gefehlt, mit Härte über dich geurtheilt, ſtolz auf dich herabgeſehen, dein Entgegenkommen mit Kälte erwidert, dir auf irgend eine Weiſe wehe gethan, und mein Gewiſſen ſchwiege dazu: laß mich den Ton der menſchlichen Stimme vernehmen — wäre es auch nicht die weiche Stimme des wehmüthig trauernden Herzens — und ich fühle in ſchmerzlicher Reue mein Unrecht, ich werde mich aus allen Kräften beſtreben, zu vergüten, was dir von mir Schlimmes widerfahren iſt.

Unmöglich wird es mir ſeyn, gleichgültig bey deinen Leiden vorüberzugehen, oder wohl gar dein Flehen um Troſt und Beyſtand kalt zurückzuweiſen, indem das menſchliche Wort von deinen Lippen zu mir gelangt, wäre es auch nicht der Bothe deines Kummers; mein Herz wird ſich dir öffnen; ich werde dein Elend empfinden, als ob es mich ſelbſt getroffen hätte, und dir, ſelbſt mit großer Aufopferung, helfen, wie ich es vermag.

Was der Menſch für den Menſchen nur irgend Werthes, Hülfreiches, Erfreuendes hat, macht ſich uns fühlbar — und ſchneller als irgend etwas anders — ſo bald uns ſeine Stimme erſchallt.

Wo das Gefühl des Alleinſeyns anfängt uns ängſtlich zu werden, auf einſamen und öden Wegen, in der tiefen, ſchauervollen Stille der Mitternacht, im verlaſſenen Kummer, in den bangen Stunden herannahender großer Entſcheidungen, unter ſchweren Kämpfen des Herzens — da wehen ſie ſo ſüß, ſo tröſtlich, ſo voll Verheißung zu uns herüber die Töne der menſchlichen Stimme, vornehmlich die lieblichen, uns wohl bekannten, oder gar innig vertrauten; es wird uns ſo leicht um das Herz, die Dunkelheit hellt freundlich ſich auf, und wir finden uns wieder mitten im heitern, blühenden Leben, wo es uns nimmer fehlen kann, wo es uns nahe iſt, während wir uns von allem geſchieden glaubten.

Die holden Bilder der Heimath erwachen, und all' ihr Reitzendes, Theures, Sicheres, Häusliches vergegenwärtigt ſich uns, wenn wir im fremden Lande ihre Sprache hören.

Alle Liebe und Treue des Freundes, was er mir je geweſen iſt, und was ich von ihm erwarten darf, die großen und trefflichen Eigenſchaften ſeiner Seele, alles, was je heilig und wonnevoll unſre Herzen erfüllt und erhoben und feſter vereinigt hat, drängt ſich in ein mächtiges und ſeliges Gefühl zuſammen, und Muth und Zuverſicht und feurige Liebe durchſtrömen mein Inneres, wenn unerwartet ſeine Stimme mir ihn bezeichnet; ich horche entzückt nach dem leiſen, zweifelhaften Geräuſch, und unterhalte gern die ſüße Ungewißheit, um nach und nach den Gedanken: er iſt's, mit allem, was er Frohes in ſich ſchließt, ſich durch mein Inneres, bis in ſeine geheimſten Winkel verbreiten zu laſſen.

O, ihr holden Laute des Geliebten, wie habt ihr oft das beklommene Herz mir befreyt, wie den Himmel in dieſes Herz mir gezaubert!

Warum kann uns denn der Menſch in ſeiner Sprache ſo gräßlich werden? warum ein Entſetzen hervorbringen, wie das Furchtbarſte in der Natur und die wildeſten Schrecken der Einbildungskraft es nicht hervorzubringen vermögen — beſonders in der Stille der Nacht oder einer einſamen Gegend, daß wir das tiefſte Schweigen und alle bangen Gefühle der Verlaſſenheit und der Verödung zurückwünſchen möchten?

Woher die Angſt, die bey gewiſſen geheimnißvollen Tönen der menſchlichen Stimme, wann die Finſterniß uns umfängt, ſich unſrer bemächtigt, und kälter als die Hand des Todes uns ergreift? Die Erinnerungen und Bilder, welche der fremde, raube, kreiſchende, gellende, wehklagende, wimmernde, herzzerreißende Ton in uns wecke, können dieſes eben ſo wenig, als die Schrecken der Geiſterwelt, die in dem geheimnißvollen Tone ſich uns zu nahen ſcheint, allein bewirken. Ach, wir ſind gewohnt, in der Sprache das Werthe, Hülfreiche, Tröſtliche des Menſchen zu vernehmen: und das vermiſſen wir, der Menſch dünkt uns in der Bruſt des Menſchen geſtorben, und ein fremdes, dunkles Etwas, ein gräßliches Lügenbild des Menſchen, ein wichtiger, aber unſer ganzes Weſen erſchütternder Schall an ſeine Stelle getreten.

Woher das Grauen, das uns überfällt, wann wir einen Menſchen im Schlafe reden hören? das Ungewöhnliche, das, zumal in nächtlichen Stunden, bange Vorſtellungen der Phantaſie, die uns um ſo heftiger ergreifen, jemehr ſie ſich in dunkle Gefühle verlieren, ſich zuzugeſellen pflegt, mag daran ſeinen Antheil haben; aber gewiß rührt es hauptſächlich daher, daß dieſe Laute uns ſo bekannt und wieder ſo fremd ſind, daß in ihnen der Hauch des Lebens und zugleich die Kälte des Todes zu uns herüberkommt, daß, was uns ſonſt das Holde und Erfreuende des Menſchen ankündigt, jetzt wie aus den Reichen des ewigen Schlummers in die Gegenden des wahren Lebens herauf tönt. Das Zeichen der Menſchlichkeit finden wir, den Menſchen ſuchen wir vergebens, wie der Nachklang eines verſunkenen Daſeyns ſpricht es uns an.

In der Sprache lebt des Menſchen Geiſt,

und enthüllt mir ſein Großes und Göttliches.

Indem du mit mir redeſt, ſtebeſt du vor mir in der Glorie deiner Menſchenwürde; ich erkenne in dir das Weſen, das Vorſtellungen und Gedanken bildet, das in das Licht der Wahrheit hinauf ſtrebt, und die Dinge der Welt in ſeine Erkenntniſſe verwandelt, das, neben der thieriſchen Empfindung, mannichfaltige herrliche Gefühle in ſich nährt, durch die eine höhere Ordnung der Dinge ſich ihm kund thut, das überlegt und beſchließt, das Beſchloſſene kräftig ausführt, und die Geſtalt der Dinge verändert, das nicht ſelten die erhabenſten Geſinnungen äußert, das den Schmerz und den Tod wählen kann, weil es höher iſt, als der Schmerz und der Tod.

Dein Wort wird nicht verſchlungen, aber fortgetragen vom Strome der Zeit zu den fernſten Geſchlechtern. Dein Geiſt beſpricht ſich durch das Wort mit der Ewigkeit, die er zu ſeiner Vertrauten macht.

Achtung vor dir, dem Menſchen, gebiethet mir dein Wort, und indem ich dir Achtung beweiſe, fühle ich mit frohem Erſtaunen, daß auch ich Menſch bin, die Menſchheit richtet ſich vor mir auf in ihrer Ehre und Herrlichkeit, und hebt ihr Haupt zu den Sternen.

Schneller als deine That, zeugt mir dein Wort von der Würde des Menſchen.

Welche Fülle und Mannichfaltigkeit des geiſtigen Lebens regſt du in mir an, indem du durch die Sprache dich mir mittheilſt!

Alle deine Vorſtellungen, und ſelbſt deine geheimen Ahnungen werden die meinigen. Was du geſehen, erfahren, gedacht, geht in mich über, und wird mein Eigenthum, als ob ich es ſelbſt geſehen, erfahren und ausgedacht hätte. Aber ich habe es nicht geſehen, erfahren und ausgedacht; das Gepräge deines Geiſtes iſt der Vorſtellung und ihrem Zeichen aufgedrückt; deine Betrachtungsweiſe, dein Urtheil, deine Stimmung, dein Charakter hat an beyden geſtaltet, und ſo vereinigt ſich dein Leben durch das Wort mit dem meinigen.

Was du mir gibſt, das arbeitet ohne Aufhören in mir fort, es reitzt mich zu vielfacher Geiſtesthätigkeit, es wird geprüft, weiter entwickelt, mit den ſchon in mir vorhandenen Gedanken und Ueberzeugungen verglichen, und äuſsert in jedem Falle auf dieſelben einen bedeutenden Einfluß.

Durch die Sprache eröffneſt du mir dein Herz, du läßt mich an deiner Freude, an deinem Entzücken, an deiner Traurigkeit, an deinem tiefen Schmerze, an deiner Sorge, an deiner Angſt und an deiner frohen Hoffnung, an deiner Liebe und an deinem Haſſe Theil nehmen. Meine Phantaſie bildet deine innern Zuſtände mit ihren leiſeſten Schattirungen nach, und ich empfinde nicht bloß das Zarteſte und Mächtigſte deines Lebens in mir, ſondern werde auch immer fähiger, mir Gefühle jeder Art anzueignen, und alles Menſchliche an mich zu bringen.

Wie wirkt die Sprache, hinweggeſehen von den Gedanken, den ſie darſtellt, bloß als Sprache, durch das Bild, die Wendung, den Schall des Wortes, den Ton, womit ſie es begleitet und die Haltung der Stimme auf das Herz! Du redeſt die Sprache der Rührung: und du erweichſt mein Herz, und alle meine Empfindungen löſen ſich auf, und fließen in einander über, und ergießen ſich in die

Thränen des ſüßen Schmerzes und der ſchmerzlichen Wonne. Du redeſt die Sprache der Wehmuth: und ich verſinke mit in die dunklen Tiefen der ſtillen Trauer, alle Luſt des Lebens entflieht mir, die noch ſo eben fröhlich mich umflatterte, und es hält mich feſt bey trüben Gedanken, die ſich in ſanfte Klagen verlieren. Du redeſt die Sprache des Ernſtes: und es verſchwinden die flüchtigen Bilder und Geſtalten, die an mir vorüberſchwebten, es erwacht die würdige Beſinnung, die geſammelte Erwägung, das Große tritt vor meine Seele, und meine Seele feyert in Ehrfurcht ſeine Erſcheinung, und ich fühle im Innerſten mich erſchüttert. Du redeſt die Sprache der kraftvollen Wahrheit: und du dringſt mir ins Herz, und das erſchrockene Herz bebt, und empfindet ſeine Ohnmacht und die heilige Gewalt, wider die kein Sterblicher kann, die jeden zermalmt, der ſich gegen ſie auflehnt. Du redeſt die Sprache der Beſänftigung: und der Tumult der Leidenſchaften ſchweigt, das ſtolze Herz iſt gebrochen, und der Friede kehrt himmliſch wieder in die empörte Bruſt, das milde Wort, der Blick voll

Güte verſöhnt alles — o alles! — was in mir kämpfte, ich begreife kaum, wie der ſtille Sinn je von mir weichen konnte. Du redeſt die Sprache des Troſtes: und der Kummer zergeht mir im Herzen, und das dürre Herz wird erfriſcht und ermuthigt, das müde richtet ſich auf im erquickenden Strahle der Verheißung, und gläubig ſchaut das Auge hinaus in die rettende Zukunft. Du redeſt die Sprache der Freude: und es öffnen ſich mir blühende Paradiſe im lachenden Sonnenſcheine voll glänzender Geſtalten, die auf bunten Auen frohlockend daher ziehen, und ich vertraue ſelig dem Leben und der Liebe. Du redeſt zu mir die Sprache der Herzlichkeit: und es bewegt ſich in mir wunderbar, dir folgen alle meine Empfindungen, ich hange an deinen Lippen, ich kann nicht von dir laſſen. Du redeſt die Sprache frommer Erhebung: und mein Geiſt ſchwingt ſich, vereint mit deinem Geiſte, in heiliger Andacht hinauf über aller Welt Herrlichkeit, zu ſchauen und zu genießen, was keine Zunge zu nennen vermag.

Wie weiß nicht vollends der geiſtreiche Menſch die Sprache mit Kräften des Lebens zu erfüllen! Welch eine Menge von intereſſanten, den Verſtand und das Gefühl anregenden Beziehungen in dem einfachen Ausſpruche! Wir kehren mit immer neuem Intereſſe zu ihm zurück, ſo oft wir ihn von neuem erwägen, gibt er uns Neues zu denken, Neues zu empfinden, verſetzt er uns in neue Zuſtände oder in anders gemiſchte Stimmungen des Gemüthes, und wir empfangen neue Belehrungen und neue Genüſſe. Nicht der Begriff, ſondern *die Seele*, in der alle Begriffe ſich bilden, und von der alle Bewegungen ausgehen, thut in ſeinem Worte ſich kund.

Doch das Köſtlichſte hat mir die Sprache gewährt, wo ſie mir *das Innere einer ſchönen Seele* enthüllte. Alle reitzenden Eigenthümlichkeiten, mit welchen das Liebenswürdige in dem einzelnen Weſen ſich entwickelt, malen, bis auf die feinſten Schattirungen in der Sprache ſich ab; und dieſe ſcheint weit empfänglicher für den Ausdruck des Trefflichen, das ſie mit den leiſeſten Beſtimmungen und Unterſchieden, als für die Darſtellung moraliſcher Häßlichkeit, von der ſie meiſt nur die grökern, ſo gleich in die Augen fallenden Züge wiedergibt. Oder ſollte etwa unſer Blick ſich mehr in der Beobachtung des erſtern, als im Wahrnehmen der letztern geübt haben?

Die herrliche Seele ſteht vor mir, und entfaltet ihr Heiligſtes und Rührendſtes, wann ich dieſe ſchmuckloſen, einfachen, unverkennbar wahren, ſanften, weichen, anſpruchloſen, warmen und ſinnvollen Worte höre, wann ich in das offne, klare, oder hellſtrahlende, oder dunkel-tiefe, oder ſtille, oder demüthige, oder naſſe Auge ſchaue. Mit inniger Bewegung — und oft mit ſeligem Vergnügen vernehme ich da bald die edle Sprache der Einfalt, die für die Kunſt zu groß iſt, bald die gerade, freye Sprache der Aufrichtigkeit, die von keiner Verſtellung weiß, bald die ſchlichte, kräftige, feſte Sprache der Treue, die unüberwindlichen Glauben einflößt, bald die wehmüthig-heitre Sprache der Gottergebenen und im tiefen Schmerze gläubig-frohen Geduld, bald die gelinde, leiſe- und wohlthuend-berührende Sprache des ſanften Herzens, bald die, ſtill und ſchüchtern, und doch gefällig das Wort bildende Sprache der in ſich zurück gezogenen ungefärbten Beſcheidenheit, bald die herzgewinnende, ſüß erquickende Sprache der nicht zu verkennenden Güte — jede begleitet von dem Spiele, der, unwillkührlich, was der Ton nicht zu bezeichnen vermag, offenbarenden Mienen!

Vor allen aber hat mir die Sprache der ihre reine Seele kindlich offen, ſich ſelbſt nicht bewußt des Geheimniſſes, das ſie verräth, darlegenden, nur vor, ihr ſelbſt unerklärbaren, bänglichen Ahnungen leiſe erröthenden Unſchuld — und deine Sprache, du himmliſche Liebe, dein holdes Flüſtern, deine hellen Silbertöne, dein banges Zittern, dein ſeliges Verſtummen, dein mächtiges Ueberſtrömen, dein ſchimmernder, ſeelenvoller Blick, dein ſüßes Lächeln — dieſe deine Sprache in ihrer Armuth und in ihrem Reichthum, in ihrer Trauer und in ihrer Wonne, das Herz angezogen, und gefeſſelt, und aus dem Buſen geſchmeichelt; mein ganzes Weſen hat ſie erfriſcht und erneuert, und mich in die Gefilde der Seligen entrückt.

Die Sprache ſollte der Wahrheit geheiligt ſeyn. O, daß die Lüge es wagen durfte, ſie zum Werkzeuge ihres ſchändlichen Truges zu entweihen, und ihre elenden, lichtſcheuen Ausgeburten mit dem Worte und der Miene der Wahrheit zu ſchmücken! Doch ihr verrätheriſches Beginnen beſtraft immer ſich ſelbſt durch die ſcheußlichen Mißgeſtalten, die es zum Vorſchein bringt, und die es dem Spott und der Verachtung Preis geben. Nie erſcheint uns der Menſch widriger, als wo er bey einem verkünſtelten, falſchen, wankelmüthigen, empörten und von Gott abgewendeten, ſtolzen und anmaßungsvollen, ſelbſtſüchtigen oder menſchenfeindlichen, vom Laſter vergifteten und mit thieriſchen Gelüſten erfüllten Herzen die Sprache der Einfalt, der Aufrichtigkeit und Treue, der frommen Geduld und Sanftmuth, der Beſcheidenheit und Güte, der reinen Unſchuld und der himmliſchen Liebe in heuchleriſchen Verzerrungen nachäffe.

O, des ſüßen Zaubers, den Natur und Kunſt in den Klang und die Melodie der Sprache zu legen wiſſen! Schon die reine, einfache Menſchenſtimme, wo ſie, von keiner leidenſchaftlichen Bewegung des Gemüthes, ſondern allein von dem lichtvollen Gedanken und dem würdigen Gefühle beſeelt, ohne widrigen Mißlaut eines fehlerhaften Organs, in ſanften, oder hellen oder kräftigen Tönen ſich ausdrückt: wie ſchmiegt ſie ſich uns an das Herz, wie dringt ſie ſo mächtig ins Herz! Wie bemächtigt ſie ſich vollends des Herzens, wenn die Natur ſie mit beſondrer Anmuth ausgeſtattet, oder die Kunſt das Rauhe niedergedrückt, das Harte gemildert, das Schwerfällige in leichte Bewegung geſetzt, und das Liebliche ſorgfältig hervorgebildet hat!

Ziererey und Künſteley mit der Sprache iſt unter allen Arten der Affectation gewiß die unerträglichſte; vor nichts ekelt mir mehr, als vor jenen weichlichen, girrenden, liſpelnden, ſchmachtenden, weinerlichen, ſäuſelnden, zugeſpitzten, fein abgeglätteten, weich-verſchwebenden, ätheriſch-zarten Lauten, mit denen die Eitelkeit vornehm thut, und nach Effect ſtrebt. Alles Nachgeahmte in der Sprache, alles wider den Willen der Natur ihr Aufgedrungene, alles mit Abſicht Hereingezwängte iſt Lüge und Karikatur, und kann nur zurückſtoßende Eindrücke hervorbringen. Aber darum ſoll nicht alle Kunſt aus der Sprache verbannt ſeyn. Die echte Kunſt thut der Sprache der Natur keine Gewalt an, ſie reinigt, ſie entwickelt ſie nur, ſie übt das eigenthümliche Talent zur leichten Fertigkeit, und pfleget in Einfalt des Schönen, das die Natur ihrer Sorge anvertraut hat. So trachtet ſie auch nicht nach koſtbarem oder ſeltenem Wortprunk, wohl aber dahin, daß immer das treffendſte, durchſichtigſte und gefälligſte Wort dem Gedanken bequem und zwanglos ſich anfüge.

Auch abgeſehen von dem, was die Sprache bezeichnet oder andeutet, gibt es keine menſchliche Aeußerung, wodurch der Menſch ſo unmittelbar erfreulich auf den Menſchen zu wirken vermöchte, wie er es durch die Sprache vermag; und es bleibt gewiß ein ſchönes Bemühen, ihr die Geſtalt zu ertheilen, wodurch ſie das edle Menſchenweſen, das in unſrer Bruſt die Gedanken und Gefühle ſchafft, würdig und anmuthig darſtelle.

Und ein nicht weniger ſchönes, aber noch reicher belohnendes Bemühen — die reine Sprache des Menſchen immer beſſer verſtehen zu lernen. Durch die Sprache wird der feinſte und edelſte Genuß der Geſelligkeit vermittelt, und das Band der Geſelligkeit in den mannichfaltigſten und ſüßeſten Verſchlingungen immer feſter geknüpft. Je beſſer ich die Sprache des trefflichen Menſchen verſtehe, je feinſinniger ich in ihr jeden Zug ſeines ſchönen Gemüthes wahrnehme, je heller mir darin ſeine Gedanken und Empfindungen mit ihren leiſen Schattirungen entgegen kommen, je ſchärfer ich aus ihr das Wohlklingende und Melodiſche heraushöre: deſto mehr genieße ich den Menſchen, und deſto mehr kann ich ihn lieben.

O, ich verſtehe eure Sprache wohl, ihr Geliebten und Vertrauten meiner Seele; ich kenne euch an eurer Sprache, an dem einfachen Laute kenne ich euer Gemüth, ihr ſtehet vor mir in jeder ſchönen Eigenthümlichkeit des Geiſtes und Herzens, ſo bald ich den einfachen Laut vernehme; in dem einfachen Laute malet ihr euch mir ab, und der einfache Laut iſt ja auch etwas, das ich an euch Liebe, er gehört mit zu dem Ganzen des

Weſens, das ich in ſeiner Harmonie lieben muß. Aber ich lerne ſie mit jedem Tage beſſer verſtehen; ſie enthüllt mir mit jedem Tage neue Reitze dieſes eures Weſens, darum muß ich euch mit jedem Tage reicher, wärmer, ſeliger lieben.

XVII.

Das Unausſprechliche.

Wie mächtig auch das Bedürfniß und wie umfaſſend das Vermögen iſt, das, was in unſerm Innern lebt, durch Worte darzuſtellen und mitzutheilen: ſo trägt doch jeder fühlende Menſch vieles in der Bruſt, was er nicht ausſprechen kann. Gerade unſer Theuerſtes, Heiligſtes, Schmerzlichſtes und Freudigſtes gehört zu den unausſprechlichen Dingen; und wo unſer Mund verſtummt, und das Herz ſprachlos zittert, da ergießt ſich am reichſten, bald in dunkelſtiller Pracht, bald in brauſender Herrlichkeit, der Strom des innern Lebens, und es wird offenbar, daß der Menſch unendlich mehr iſt, als ſein gewaltigſtes, köſtlichſtes, ſeligſtes Wort, größer in ſeinem Schweigen, als in ſeiner begeiſterteſten Rede.

Manches nennen wir *unausſprechlich*, weil wir es nicht *ausſprechen mögen*. Wir verſchließen es, als ein heiliges Geheimniß, in unſrer Bruſt, und bewahren es da ſorgfältig, daß es nicht kund werde, um es in uns deſto mehr zu fühlen. Wir leben damit in Traurigkeit und Luſt, in Demuth und Erhebung; aber wir können das nur, in wie fern wir es völlig für uns haben. Augenblicke des hohen Genuſſes ſind es, in welchen wir es betrachten, und uns ſeinen Einwirkungen überlaſſen; aber dieſen Genuß kann niemand mit uns theilen. Im tiefen Schweigen ſcheint es ſich am mächtigſten in unſerm Innern zu regen, und durch daſſelbe zu verbreiten. Es hat ſich ſo ganz aus unſerm Eignen hervorgearbeitet, daß wir uns damit auf uns ſelbſt beſchränken müſſen; wir beſitzen darin ſo ganz uns ſelbſt, daß wir etwas von uns einzubüßen, oder wir uns Preis zu geben fürchten, indem wir es offenbaren; es hängt ſo genau mit unſerm innerſten Leben zuſammen, daß wir aus unſrer Individualität heraus zu treten glauben, ſo bald wir darin andre zu unſeren Vertrauten machen. Es fehlt den Menſchen um uns her an Sinn für die Sache, wir würden das Ehrwürdige entweihen, wenn wir uns denen eröffnen wollten, die ſie nicht gebührend zu ſchätzen wiſſen; oder ſie ſind wohl gar unfähig, uns zu faſſen, bey den größten Anſtrengungen ihnen verſtändlich zu werden — wer iſt aber, während es ſo mächtig im Herzen wogt, zu den Anſtrengungen aufgelegt, welche das Wort ſuchen? — würden wir mit dem empfindlichſten Verdruſſe erfahren, wie tief das groß Gedachte und Gefühlte in gemeinen Seelen herabſinken, wie es da Gegenſtand des muthwilligen Spottes und der ſchnöden Verachtung, wie es zum ſcheußlichen Zerrbilde entſtellt werden kann, während unſer ganzes Weſen ſich daran aufrichtet, und davon in höhere Gegenden hinaufgetragen wird.

Es gibt Zuſtände, in denen die lebhafte Bewegung des Gemüthes uns nicht geſtattet, das, was in uns vergeht, auszuſprechen. Unſre Gefühle verlieren ſich — und wir mit ihnen — in das Unermeßliche, die Beſonnenheit verläßt uns, die dazu erfordert würde, ſie in Worte zu faſſen; oder ſie verſinken — und wir mit ihnen — in eine tiefe feyernde Stille, wo man des Wortes vergißt; oder es hebt ſich in uns — und wir mit ihm — ſo mächtig, daß wir das Wort tief unter uns finden; oder es ſtrömt in uns ſo gewaltſam dahin, daß das Wort nicht zu folgen vermag; oder es fluthet in uns ſo ungeſtüm hin und her, daß unſre, nach dem Worte ſtrebenden, Gedanken ſich verwirren; oder es arbeitet alles in uns ſo angeſtrengt an der Empfindung, daß wir nicht im Stande ſind, auf Worte zu ſinnen; oder das Herz iſt ſo überfüllt von Weh und Freude, daß ihm alle Kräfte dahin ſchwinden.

Die Liebe verſtummt in ihrer höchſten Wonne. Ach! ſie iſt ja nicht mehr auf Erden, woher ſollte denn das Wort der Erde ihr kommen? was hätte die in unendliche Seligkeit aufgelöſte noch gemein mit den lallenden Tönen, die dem Menſchen Sprache heißen?

Die zerknirſchte Reue ſchlägt ſchweigend an die Bruſt, vergehend im unermeßlichen Schmerzgefühle; nur einzelne Laute der zerreiſſenden Klage und Thränen hat ſie noch.

Die *Andacht* ſinkt ſtill auf ihr Knie, überwältigt von den Wonneſchauern einer zweyten Welt und den Gefühlen des Ewigen, der ihre Seele zu ſich hinaufgezogen hat, und mit unſichtbaren aber allmächtigen Banden ſie an ſich gefeſſelt hält; und nur das fromme Angeſicht, auf dem aller Friede der Himmel ſchimmert, und der leiſe unwillkührliche Seufzer und der gläubig am Himmel hangende Blick ſind die Dollmetſcher ihrer Gebete.

Viele Dinge müſſen uns aber auch in ſo fern unausſprechlich ſeyn, *als es der Sprache an Worten*, oder doch an hinlänglich bezeichnenden Worten, *für ſie fehlt*. Die reichſte Sprache — o, wie arm iſt ſie, in Vergleichung mit dem unendlich reichen Gemüthe des Menſchen.

Den deutlich gedachten Begriff müſſen wir freylich andern immer, bis zur völligen Unmöglichkeit uns mißzuverſtehen, deutlich mittheilen können; und wo wir uns nicht über eine Sache befriedigend zu erklären vermögen, da ruht ſie noch dunkel und unentwickelt in unſerer Seele; es iſt bloß eine verworrene Menge in einander fließender Phantaſiebilder, was wir für ihren Begriff halten. Wenn bey neuen Beſtimmungen unſrer Gedanken der Vorrath der Sprache nicht ausreicht: ſo erſetzen wir das Fehlende leicht durch Umſchreibungen und genaue Begränzung des Gebiethes, welches der Gedanke beherrſcht. Das Unausdenkliche allein iſt das wahrhaft und in jeder Hinſicht Unausſprechliche.

Ein tiefer Ort liegt im menſchlichen Gemüthe, von welchem aus ſich heilige Ahnungen des Glaubens erheben, und in das Unermeßliche verlieren; hier iſt die Gegend unausſprechlicher Gedanken — zugleich die Gegend unſrer Anbetung, unſrer höchſten Liebe, unſers ſeligſten Vertrauens. Nachweiſen läßt ſich dieſer Ort, zeichnen laſſen ſich die Grundſtriche der Bildungen, zu welchen er die Anlagen in ſich ſchließt, nennen laſſen ſich die Forderungen und Verheißungen, die für uns aus denſelben hervorgehen; aber was ihn lebensvoll erfüllt, indem es uns weit über uns ſelbſt und alles Endliche hinaus rückt, das faßt kein Begriff, das nennt kein Wort, nur in geheimnißvollen Gefühlen offenbart es ſich dem bang und freudig erzitternden Herzen.

In dem Herrlichſten der äußern Welt, in der Gluth der Morgenröthe und in der brennenden Pracht, die den herabſinkenden Abend verkündigt, an dem Sternenhimmel der Nacht, in den dunkeln Wolken, die über uns daher ziehen, in der Majeſtät des Sturmes und des Gewitters, in den lauen Lüften und dem farbenreichen Blumenſchmucke des Frühlings, wie in der großen That des edeln Menſchen thut es ſich uns kund. Indeß ſind dies nur ſeine Erſcheinungen; unbegriffen und unbegreiflich und unausſprechlich bleibt das in ſie ſich verhüllende Weſen; unvernehmbar ſogar würde es uns ſeyn, wenn nicht die heilige Ahnung, deutend, wie ſie es vermag, und mit ihr die ſiegende Ueberzeugung im Herzen wohnte.

Unaufhörlich zieht es mit gleicher Gewalt unſre ſelige Betrachtung an ſich, und breitet ſich in himmliſchem Glanze vor ihr aus, und nährt ſie mit großen Gedanken; aber der Begriff flieht, und die Sprache verſtummt. Unaufhörlich glauben wir, mit ihm innig beſchäftigt, ihm nahe zu ſeyn, es jetzt zu erreichen, und es dann ausſprechen zu können; und immer iſt es nur ein flüchtiger Schimmer, der täuſchend das ſehnſüchtige Herz auf Augenblicke hinhielt. Doch läßt es nicht ab von uns, ſo lange wir nicht von uns ablaſſen, und ſo oft es ſich in uns äußert, wenn wir anders den Sinn dafür noch nicht eingebüßt, müſſen wir fühlen, daß wir ihm ewig angehören, von ihm alles Leben — und in ihm allein Beſtehen haben.

Das weiteſte Gebieth des Unausſprechlichen iſt die reiche Welt der Gefühle. Wie wenig von dem, was in dem gerührten Herzen ſich regt, vermögen wir mit Worten zu bezeichnen! und die Bezeichnungen dieſes Wenigen, wie unvollkommen bleiben ſie faſt immer! Nur das, worin viele Gefühle zuſammentreffen, können wir angeben, über das Eigenthümliche und Verſchiedene des individuellen Gefühles, welches gerade ſein Intereſſanteſtes ausmacht, über ihr Ineinanderfließen, ihre Vermiſchungen, das Beſondre, was ſie von unſrer Stimmung, unſrer Lage und den ſie begleitenden jedesmaligen Vorſtellungen annehmen, können wir uns nur dadurch erklären, daß wir ein mit uns gleich empfindendes Weſen in die Umſtände verſetzen, die in uns das Gefühl erzeugt haben. Den Zuſtand aber unſers Gemüthes ſelbſt, in irgend einem beſtimmten Falle, genau wie wir ihn empfinden, in Worte darzuſtellen, dazu wird jede Sprache, auch in ihrer höchſten Ausbildung, immer zu arm ſeyn.

So oft ein Gefühl wiederkehrt, iſt es ein andres, und wir bedurften eines andern Wortes, um zu ſagen, wie wir davon bewegt ſind.

In aller Freude, wenn ſie nicht einen ſehr alltäglichen Gegenſtand hat, iſt etwas, das ſich nicht ausſprechen läßt, und gerade dies iſt ihr Schönſtes, Lieblichſtes, Süßeſtes.

Lichtesfreude, Blumenfreude, Morgenfreude, Frühlingsfreude, Menſchenfreude, Liebesfreude, Gottesfreude, Himmelsfreude, Herzensfreude — wer kann bezeichnen, wie er jede derſelben — wer wie er die ſtille, die ſanfte, die wehmüthige, die bange, die weiche, die erhabene, die innige, die geheime, die überwal lende — wer vollends, wie er Eine derſelben gerade jetzt fühlt?

Zwiſchen manchen Freuden findet ſich beynahe ein eben ſo großer Unterſchied, als zwiſchen der leiſern Freude und dem ſanftern Schmerze.

Viele unſrer Freuden haben überdies etwas ſo Einziges und Wunderbares, daß wir vergebens nach Worten ſuchen, ſie auch nur von ferne anzudeuten.

Wie mir geweſen iſt, in den ſeligſten Stunden meines Lebens, was ich gefühlt habe, wenn ich auf jener luſtigen Höhe ſtand, und die weite Ebne, mit ihren freundlichen Städten und ihren unzählbaren ſtillen Dörfern und ihren grünenden Auen und fruchtbeladenen Feldern und den arbeitenden und jauchzenden Menſchen, und den beyden Strömen, wovon der Eine, gewaltig daher rauſchend, die blauen Waſſer des andern bald in ſeine trübern aufnimmt, und ſtolz mit ihnen weiter zieht, und dem kühlen Walde, der im Oſten das Ganze friedlich umgränzte, vor mir lag, und ich nun hineinſchaute in die weſtliche Ferne, und es mir weit dadrüben noch wonniger dachte, und es tief hinunter immer himmliſcher träumte, bis zu den ſonnreichen Gärten hin, in die das ſehnſüchtige Herz alles verlegte, wovon es zu ſelig trunken geweſen, was es zu Schönes geliebt und geahnet hatte, und was auch keine Sprache nennen wird; wenn ich hier der ſinkenden Sonne nachblickte, in derem Purpurſcheine der letzte Abend der arbeitsvollen Woche duftend herabſank, und das Geläute naher und ferner Glocken den Frieden des Sonntages all den müden Menſchen verkündigte, die nun von den Feldern fröhlich heimzogen, und ich mir all ihre Sonnabends- und Sonntagsfreude vorſtellte, als Eine große über die Erde ſtrahlende zum Himmel aufjauchzende Freude, ein Bild jener Freude, in welche die Menſchen heimziehen, wann einſt der ewige Sabbat anbricht; oder wenn ich, in der Dämmerung, unter den alten hohen Bäumen des Luſtganges wandelte, und ich alles in mir beyſammen hatte, was je lieb und vertraut mich angeſprochen, und wovon mein beßter Menſch ſich nähret und friſch und ſtark wird — ſicher, daß in dieſe meine ſelige Welt nichts feindſelig hereinbrechen werde, geſchirmt durch die ſanfte Umſchattung —

und ſelbſt alle meine Schmerzen mir ſüß wurden, und ich nichts von dem, was mir das Herz verwundet, hätte aus meinem Leben verlieren mögen; wenn ich in euerm Kreiſe ſo häuslich wohnte, Vertraute meiner Seele, und wir mit einander genoſſen alle Fülle und Herrlichkeit der Jugend, und bald der Zauber der Gegenwart, bald die der Zukunft entgegen fliegenden Gedanken unſre Herzen inniger vereinten, und ſie mit den ſanfteſten und gewaltigſten Empfindungen durchſtrömten, und ich es ſo gewiß fühlte, was unter uns beſtand, und jetzt uns mild erwärmte, dann mit hoher Gluth uns erfüllte, werde ewig dauern; wenn ich träumend an deiner Bruſt lag, mein Eduard, und unſre Seelen in einander floßen, und wir feyernd horchten dem Geiſte der Welt, der zu unſerm Bunde ſeinen Segen ſprach — wie mir geweſen iſt, und was ich gefühlt habe, als ich das Land meiner Jugend mit ſeinen ſchönen Bergen, und ſchattigen Thälern, mit ſeinen lieblichen Quellen und murmelnden Bächen, und die ſüßen Stellen, welche die fröhliche Kindheit ſich ausgewählt, wiederſah, als du zuerſt meinen Blicken erſchienſt, meine

Emilie, in deiner Holdſeligkeit, mit dieſem freudeſchimmernden Auge, mit dieſen ſanft heiternden, jede edle und ſchöne Bewegung deines Gemüthes und alle Milde deines Herzens, in freundlicher Anmuth, abſpiegelnden Mienen, und nun Ein Zug der reichen und reinen Seele nach dem andern, in deiner edeln Geſtalt, in deinem Worte, in deinem Thun, in deiner Rührung, in deinem Entzücken hervortrat — und in ſo viel köſtlichen Stunden unſers vereinten Lebens —: redete ich mit Engelzungen, ich würde es nicht ausreden.

Und iſt nicht auch oft die Freude in Menſchenherzen ſo groß und mächtig, ſo wunderbar hell und heiter, ſo weit hinaus über das Leben, daß das kühnſte Wort nicht an ſie reicht, und das überſelige, in Liebe und Luſt vergehende Herz nur im Schweigen einigen Ausdruck findet.

Noch häufiger als ſeine Freude wird dem Menſchen ſein Schmerz unausſprechlich.

Wie verſchieden die Schmerzen des Verluſtes, die Schmerzen der Trennung, die Schmerzen des Entbehrens, die Schmerzen der Verlaſſenheit, die Schmerzen der Reue, die Schmerzen der bangen Bekümmerniß, die Schmerzen des Mitgefühles, die Schmerzen um der Geliebten, die Schmerzen um eine entflohene ſchöne Zeit, um einen eingebüßten ſeligen Glauben! Wie verſchieden die Schmerzen des weichen Gemüthes, das ſich ihnen ganz hingibt, der ſtarken Seele, die männlich mit ihnen ringt, des feſten Willens, der ſie ſtandhaft erträgt, und die Schmerzen, die bleich und ſtill auf dem Angeſichte der leidenden Geduld ſich malen! wie verſchieden der gerührte, der wehmüthige, der trauernde, der betrübte, der melancholiſche, der zagende, der quälende — wie verſchieden der ſchneidende, der brennende, der drückende, der wüthende, der durchbohrende, der zerreißende und der Schmerz, den das Herz bricht! der Schmerz des Herzeleides, der Herzensnoth, der Herzensangſt! der reine und der mit frohen Empfindungen gemiſchte, der weinende, der unter Thränen lächelnde, und der ſtarre, der fortdauernde und der wechſelnde, der ſanfte und der wilde, der zartere und der gröbere Schmerz!

Wo bleibt hier die Sprache mit ihren dürftigen Darſtellungen? und die eben gebrauchten

Benennungen thun ſie etwas mehr, als andeuten? enthüllen ſie uns nur zum Theil den Zuſtand eines Gemüthes, das den Einen oder andern dieſer Schmerzen empfindet? erſchöpfen ſie auch nur diejenigen Arten des Schmerzes, deren der gewöhnliche Menſch ſich bewußt iſt?

Aber wer deutet uns auch bloß an die Schmerzen einer zartfühlenden Seele, für die das Sanfteſte, was ſie anfaßt, empfindlich ritzende und tief ſich eindrückende Stacheln hat, der faſt aus jeder Freude ein Leid hervorwächſt, dieſe Schmerzen, die ſtill getragen werden müſſen, und ſich nicht einmal durch einen Seufzer, durch einen Laut verrathen, die, wenn ſie durch Worte ſich mittheilen ließen, gerade da, wo ſie am heftigſten verwunden, doch den meiſten als Kleinigkeiten erſcheinen würden, dieſe Schmerzen, die leiſe aber ſcharf durch das Herz ziehen — hin und her, und jede Stelle, die ſie berühren wund machen, und für die es ſo ſchwer iſt, einigen Troſt zu gewinnen!

Und verſammeln ſich nicht oft viele der heftigſten Schmerzen in Einen großen Schmerz — in Eine ungeheure Angſt? ſcheint nicht oft all unſer Fühlen ſich in den Einen Schmerz, in die Eine Angſt aufzulöſen? wie laſtet es da ſo zentnerſchwer auf der Bruſt! wie ſchmachtet da, ohne Labung, in ihrer Hitze die Seele! Weit könnte der Schmerz noch von dieſer fürchterlichen Höhe entfernt ſeyn, und doch ſchon keine Sprache mehr haben.

Die gewöhnlichen Rührungen, in welche die Andacht ſich ergießt, haben ihre Sprache, in der ſie — nicht vor Menſchen, aber — vor Gott ſich darzulegen ſuchen, je nachdem der mächtige Drang des Gefühles über die dem Himmel geöffnete Seele gebiethet. Indeß nehmen dieſe Rührungen in dem Gemüthe und ſelbſt in den wechſelnden Stimmungen des einzelnen Menſchen, vielleicht mehr als irgend eine andre, eigenthümliche Geſtalten an. Während hier die Andacht demüthig den Blick niederſenkt, hebt ſie ihn dort in froher Bewunderung; während ſie hier ehrfurchtsvoll anbethet, fühlt ſie ſich dort von freudigen Schauern der Liebe durchdrungen, und empfindet im Anſchauen einer ewigen Barmherzigkeit, einer gränzenloſen Liebe und der höchſten Vortrefflichkeit die Wonne der Seligen; während ſie hier mit den

Schmerzen der Erde kämpft, ſchwebt ſie dort triumphirend in den Gefilden der Vollendung; während ſie hier im Bewußtſeyn der Schuld büßend ſich niederwirft, lebt ſie dort in Gottes ſeligem Frieden; während ſie hier ſchwer belaſtet um Gnade fleht, kommt es dort in erhabner Ruhe geheimnißvoll über ſie; während ſie hier unter bangen Zweifeln ſich aufmüht, ſteht ſie dort ſchon aufrecht, getröſtet und ſicher in den Strahlen des feſten Vertrauens; während ſie hier in Thränen ſich ergießt, ſchwebt ſie dort in hohem Entzücken den Sternen zu; während ſie hier ſanft durch das Herz ſich verbreitet, erglüht ſie dort in heiliger Inbrunſt; während ſie hier in das Innere ſich vertieft, verliert ſie ſich dort in die Unermeßlichkeit. In den mannichfaltigſten Miſchungen fließen überdies Bewunderung, Anbethung, Liebe, Zuverſicht, Wehklage und Frohlocken, Furcht und kindliche Ergebenheit, Gefühl der Gottesnähe und der Gottesferne, Gefühl der Schuld und der Entſündigung in einander über. Was nur irgend der Andacht Nahrung gibt, ertheilt ihr zugleich beſondre Beſtimmungen: anders wird das Herz bewegt von der Andacht unter dem freien Himmel und unter den Wundern der Natur, anders von der Andacht im ſtillen Zimmer, anders von der Andacht im majeſtätiſch ſich wölbenden Tempel unter der feiernden Menge, anders von der Andacht des fröhlichen Morgens, anders von der Andacht des melancholiſchen Abends, anders von der Andacht in der ſchweigenden Nacht, anders von der Andacht, die geiſtiger zu Gott und dem Himmel ſich wendet, anders von der, die ſinnlicher vor körperlichen Bildern des Unſichtbaren kniet, und vor heiligen Menſchen ſich beugt. Für alle dieſe Erſcheinungen der Andacht fehlt es der Sprache an Worten.

Und wenn alle ihre Rührungen Ein unfaßbares, überwältigendes Gefühl werden, wenn das Bewußtſeyn der irdiſchen Dinge nach und nach ſich völlig verdunkelt, wenn der Geiſt nicht mehr auf Erden, ſondern im Himmel iſt, und das Licht der Verklärung ihn ſchon umfließt, und er ſich geläutert fühlt von allen Flecken des ſterblichen Lebens, und er, wie jener heilige Mann, unausſprechliche Worte hört: wo ſollte er da die Laute hernehmen, ſeinen Zuſtand zu offenbaren?

Wir ſehnen uns nach den blühenden Reichen der Kindheit, nach den grünen Auen und den kühlen Wäldern, wo wir einſt gewandelt, nach Freuden, die längſt vorübergerauſcht, nach Menſchen, die durch weite Räume von uns getrennt, nach Geliebten, die längſt entſchlafen ſind, nach fernen Landen jenſeits der Berge. Aber die Gegenſtände unſrer Sehnſucht bleiben uns in dämmernde Schatten gehüllt. In dem, was wir mit Worten nennen, finden wir ſie nicht wieder; und ſie ſind das auch nicht; in unſerm Gemüthe leben ganz andere Bilder — unendlich ſüßere Geſtalten — und dieſe ſo wenig als unſere ſehnenden Empfindungen vermag eine Sprache zu bezeichnen.

Im Gefühle der Unvollkommenheit, der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge ſehnet ſich unſer Herz nach dem Beſſern, Weſenhaften und Unvergänglichen. Aber je lebhafter unſre Sehnſucht iſt, je inniger und vielſeitiger es unſre Betrachtung beſchäftigt, und unſer Herz bewegt; deſto weniger ſind wir im Stande, das, was wir meynen, nahmhaft zu machen, unausſprechlich tragen wir es in uns.

Hinauf ſehnen wir uns in das ewige Licht und in die ewige Herrlichkeit, in das Vaterland, zu den Geliebten, in den himmliſchen Frühling — hinweg aus den dunkeln und kalten Hütten der Fremde. Aber wo dieſe Sehnſucht am mächtigſten unſer Inneres erfüllt, da verläßt uns die Sprache, unausſprechlich ſtrebt und ringt in uns das Hinüber.

Unſer Höchſtes und Tiefſtes kann uns nicht anders als unausſprechlich ſeyn, weil es das Höchſte und Tiefſte iſt. O, der Menſch wäre ſehr klein, wenn er nicht Unausſprechliches zu denken und zu fühlen vermöchte. Und alles Unausſprechliche hängt zuſammen mit unſerm Höchſten und Tiefſten — die unausſprechliche Freude und der unausſprechliche Schmerz, die unausſprechliche Andachtsempfindung und die unausſprechliche Sehnſucht, und zeugt von dem Heilig-Großen des Menſchenweſens, davon daß der Menſch göttlichen Geſchlechtes iſt, und leiſtet uns Bürgſchaft, daß etwas im Menſchen lebt, was nicht ſterben, und ſich ins Unendliche immer herrlicher entwickeln wird.

(Ende des zweiten Bandes.)

Folgende Druckfehler im erſten Bande der Bilder des Lebens bittet der Verfaſſer vor dem Leſen zu verbeſſern, weil ohne die vieles unverſtändlich ſeyn würde. Kleinere wird man wohl in Geduld überſehen.

Seite 103 Zeile 4 von oben ſtatt Herzens leſe Hanges.
S. 110 Z. 9 v. u. ſt. einer reinern l. eine reinere.
S. 114 Z. 7 v. o. ſt. erforſchen l. erfriſchen.
S. 116 Z. 4 v. o. ſt. vor l. von.
S. 117 Z. 7 v. u. nach iſt l. ſie.
S. 119 Z. 11 v. o. ſt. Beharren l. Begehren.
S. 119 Z. 2 v. u. ſt. wendet l. weckt.
S. 124 Z. 4 v. o. ſt. auffaßt l. umfaßt.
S. 140 Z. 7 v. u. ſt. aus l. ab.
S. 140 Z. 1 v. u. ſt. vor l. von.
S. 144 Z. 3 v. u. ſt. fordert l. ſondert.
S. 148 Z. 7 v. u. ſt. die l. ſie.
S. 152 Z. 9 v. o. ſt. erhöhet l. verhöhnt.
S. 156 Z. 6 v. u. ſt. rührend l. nährend.
S. 162 Z. 11 u. 12 v. o. ſt. Gemüthe weicht l. Göttlichen weiht.
S. 164 Z. 6 v. u. ſt. Dienſt l. Dunſt.
S. 165 Z. 1 v. u. ſt. feiner l. reiner.
S. 175 Z. 4 v. u. ſt. ewige l. eigne.
S. 180 Z. 11 v. u. ſt. aber l. eben.
S. 181 Z. 6 u. 7. v. u. ſt. der Glanz l. das Herz.
S. 208 Z. 2 v. o. ſt. verſtockteſte l. verſteckteſte.
S. 213 Z. 11 v. u. nach uns l. um uns her und vor uns.
S. 221 Z. 11 v. o. ſt. gelobt l. gelebt.
S. 228 Z. 3 v. o. ſt. nur l. nie.
S. 228 Z. 4 v. u. ſt. Vergnügen l. Vermögen.
S. 231 Z. 1 v. o. ſt. Lebenswerthes l. Lobenswerthes.
S. 269 Z. 5 v. o. ſt. Formen l. Fernen.
S. 286 Z. 11 v. u. ſt. herab l. Grab.
S. 320 Z. 4 v. o. ſt. bedeckt l. befleckt.
S. 324 Z. 3 v. u. ſt. bergt l. birgt.
S. 326 Z. 4 v. o. ſt. gewebt l. gewollt.
S. 329 Z. 8. v. u. ſt. Seite l. Seele.
S. 330 Z. 2 v. u. ſt. Sinne l. Siege.
S. 333 Z. 3. v. u. ſt. Verſtocktes l. Verſtecktes.
S. 342 Z. 11 v. u. ſt. ſchmutzig l. hochmüthig.

In dieſer Verlagshandlung ſind ferner folgende Bücher zu haben:

A. B. C. oder Elementarleſebuch zum erſten Unterricht im Leſen. gr. 8. 2 gGr., 8 kr.

Akten in Sachen der wiederaufgehobenen geiſtlichen Immediat-Examinations-Commiſſion wider den Prediger Hermanni in Soeſt, betreffend die von letzterm in einer Viſitationspredigt über Rom. 13, v. 1. 2. aufgeſtellten Sätze: 1) Daß gemeinnützige Tugend die Hauptſache der Religion; und 2) Daß eine ganze Nation berechtiget ſey, den bürgerlichen Vertrag aufzuheben, wenn der Regent die ihm verliehene Gewalt zur Bedrückung und Tirannei anwendet; nebſt einem gutachtlichen Schreiben des Herrn Oberkonſiſtorialrath und Probſt Teller in Berlin. 8. 1799. 7 Gr., 30 kr.

Archiv, Bergiſches, für Haus- Stadt- und Landwirthſchaft, Kameral- und Forſtwiſſenſchaft, Technologie, Gartenbau, Künſte, Manufaktur und Gewerbe ꝛc. 4. 1809 10 und 11. Jeder Jahrgang 1 Rthlr. 16 Gr., 3 Fl.

Bährens, J. Chr. Fridr., Großherz. Badenſchem Hofrathe, der Arzneikunde und Philoſophie Doktor, „Entwurf einer naturphiloſophiſchen Einleitung in die Heilkunde." 1814.

Becker, Vielerlei Geſtalten oder Genieſtreich über Genieſtreich, ein Luſtſpiel. 1806. 4 Gr., 18 kr.

Beiträge, hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſche, zur nähern Kenntniß Weſtphalens, 2 Th. 1806. 1 Rthlr. 16 Gr., 3 fl.

Benzenberg, H., bibliſche Entdeckungen, Bemerkungen und Anſichten. 1803. 16 Gr., 1 fl. 12 kr.

Deſſen, 1. Band 2tes Stück. 1806. 18 Gr., 1 fl. 20 kr.

Borheck, Dr., Aug. Chr., Archiv für die Geſchichte, Erdbeſchreibung, Staatskunde und Alterthümer der deutſchen Niederrheinlande. 1800. 1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl 24 kr.

Büſchenthal, Sammlung witziger Einfälle von Juden. Als Beiträge zur Charakteriſtik dieſer Nation. 8. 1812. 10 Gr., 45 kr.

Le Camüs Geſchichte des Menſchen nach ſeiner geiſtigen und körperlichen Natur, für jeden gebildeten Leſer, nach dem Franz frei bearbeitet vom Hofrath von Eicken. — Oder: Grundſätze der praktiſchen Seelenheilkunde für gebildete Leſer aus allen Ständen. 1798.
1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl. 24 kr.

F. A. v. Chateaubriand, Tagebuch einer Reiſe von Paris nach Jeruſalem durch Griechenland, und von Jeruſalem durch Egypten, durch die Staaten der Barbarei und durch Spanien zurück nach Paris. Ueberſetzt und mit mehreren Anmerkungen begleitet von Dr. J. H. Eichholz. 3 Theile mit 8 Kupfern.
3 Rthlr. 16 Gr., 6 fl. 30 kr.

Daſſelbe ohne Kupf. 2 Rthlr. 8 Gr., 4 fl. 12 kr.

Die Familie von Dienen Eine humoriſtiſche Erzählung vom Verf. die edlen Griechen ꝛc
1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Peter le Dru, Reiſe nach den Inſeln Tenerifa, Trinidad, St. Thomas, St. Crux und Portorico, auf Befehl der franz. Regierung vom 30. Sept. 1796 bis 7. Juni 1798; unter der Leitung des Kapitains Baudin unternommen. Aus dem Franz mit Bemerkungen begleitet von E. A. W. von Zimmermann. 2 Bände. 1812. 3 Rthlr. 8 Gr., 5 fl. 30 kr.

Ehrenberg, Fr., Der Charakter und die Beſtimmung des Mannes. Ein Gegenſtück zu der

Verfaſſers Reden an Gebildete aus dem weibl. Geſchlecht. gr. 8. mit 1 Kupf. 1808.
1 Rthlr. 20 Gr., 3 fl. 20 kr.

Ehrenberg, Fr., Das Schickſal. gr. 8. 1805.
1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl. 24 kr.

— Deſſen, Euphranor. Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines ſchönen, gebildeten und glücklichen Lebens. gr. 8. 1r Theil m. 1 Kupf. Zweite verbeſſerte und zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. 1809.
1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

— Deſſelben Buchs 2r Theil.
1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

— Deſſen, Feſtpredigten. gr. 8. 1808.
1 Rthlr. 20 Gr., 3 fl. 20 kr.

— Deſſen, Gedächtnißrede auf Ihre Majeſtät die verwittwete Königin von Preußen Louiſe Friederike. gr. 8. 1805. 3 Gr., 12 kr.

— Deſſen, Gaſtpredigt am dritten Advents-Sonntage in der Hof- und Domkirche zu Berlin gehalten. gr. 8. 1806. 4 Gr., 16 kr.

— — Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geſchlechte. Zweite verbeſſerte, zum Theil ganz umgearbeitete Aufl. gr. 8. m. 1 Kupf. 1808.
2 Rthlr., 3 fl. 30 kr.

— — Reden über wichtige Gegenſtände der höhern Lebenskunſt, gr. 8. 1804.
1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl. 24 kr.

— — Handbuch für die äſthetiſche, moraliſche u. religiöſe Bildung des Lebens, mit beſonderer Hinſicht auf das weibliche Geſchlecht. gr. 8. 1807. 2 Rthlr., 3 fl. 30 kr.

— Deſſen, Betrachtungen über die Gemeinſchaft welche im Reiche Gottes alles miteinander verbindet. Eine Gaſtpredigt, in ſeiner Vaterſtadt Elberfeld gehalten. gr. 8. 1810.
4 Gr., 16 kr.

Eichholz, J. H., (in Verbindung mit mehreren deutſchen Gelehrten und Dichtern herausgegeben) Blätter für Freunde des Wahren und Schönen. 8. 1808. 20 Gr., 1 fl. 30 kr.

Deſſen, Darſtellungen aus der Schweiz. 8. mit 1 Kupf. 1808. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Eickens, G. W. von, neuer Geſundheitskatechismus, oder Anleitung zu einer vernünftigen Geſundheitspflege für den Schul- und Hausunterricht 8. 1810. 8 Ggr., 36 kr.

Deſſelben, Grundlinien zur Kenntniß der wichtigſten Krankheiten des Menſchen, oder Handbuch der mediciniſchen Pathologie für angehende Aerzte und Wundärzte. 1794. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Deſſelben, Paralellen zwiſchen Thier und Menſch, oder der Menſch auf der niedrigſten und höchſten Stufe der Kultur. gr. 8. 1798. 5 Gr., 20 kr.

Deſſelben, Gedächtnißblätter, enthalten Nachrichten von dem Leben und Charakter verdienter Aerzte und Naturforſcher. m. 1. Kpf. 8. 1796. 1 Rthlr. 4 Gr., 1 fl 45 kr.

Deſſelben, Neues mediciniſches Archiv für Leſer aus allen Ständen. 3 Bände. 8. 1793. 1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

Deſſelben, Sammlung intereſſanter Aufſätze und Beobachtungen für praktiſche Aerzte und Wundärzte. 1r Bd. 1797. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Die Familie von Eisfelden, oder Trennung und Wiederfinden. Eine wahre abentheuerliche Geſchichte aus den Zeiten der Neufranken in Italien. Dramatiſch bearbeitet. 8. 1805. 20 Gr., 1 fl. 30 kr.

Eliſa's, des Weibes wie es ſeyn ſollte, Vermächtniß für ihre Tochter Henriette. 8. mit 1 Kpf. Neue Aufl. 1803. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Ewald, J. L. eheliche Verhältniſſe und eheliches Leben, in Briefen. Fortſetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter, ſowohl als für Jünglinge, Gatten und Vater, 2 Thle. mit 2 Kupf. 8. 1810.
3 Rthlr., 5 fl. 30 kr.

— — deſſelben Buchs 3r Th. 1811.
2 Rthlr., 3 fl. 30 kr.

— — deſſelben Buchs 4r Th. 1814.
1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl. 24 kr.

— — Eheſtandsſcenen: Als Folgen liebevoller Weisheit und eigenſinniger Thorheit dargeſtellt. 2 Thle. mit Kupf. 8. 1814.
3 Rthlr., 5 fl. 30 kr.

— — Der Chriſt, gebildet und beſeeligt durch Liebe. 8. 1814. 2 Gr. 9 kr.

— — Iſt es rathſam die niedern Volksklaſſen aufzuklären? Und: Wie muß dieſe Aufklärung ſeyn? Vermehrte Aufl. 8. 1811.
1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

— — Gaſt- und Gelegenheitspredigten. gr. 8. 1809. 1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

— — Menſchenbildung und Lebensgenuß. Moraliſche Unterhaltungen 1r. Bd. gr. 8. 1814.
1 Rthlr. 8 Gr., 2 fl. 24 kr.

Deſſelben Werkes 2ter Band.

Eylert, Rulem., Ein Schatz des Evangeliums gefunden in dem dritten Kapitel des Propheten Zacharias, und allen Heilbegierigen mitgetheilt in 11 Betrachtungen. 8. 1804.
1 Rthlr., 1 fl. 48 kr.

Fiſcher, D. J. K., Erſte Gründe der Differenzial- Integral- und Variationsrechnung, zum Unterricht für Anfänger und andere Liebhaber der Mathematik. Mit 1 Kupft. gr 8. 1811.
12 Gr., 54 kr.

Frowein, Verſuch, was ſind Fieber? Mittel zur

Heilung derſelben und der Waſſerſcheu. 8. 1812. 6 Gr., 24 kr.

Edle Griechen. Aus den Revolutionszeiten des alten Syrakus. 2 Bde. m. Kupf., von dem Verfaſſer der Edlen der Vorwelt. 8. 1800. 1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

Guerard, C., Unterricht über die Rindviehſeuche. 8. 1797. 5 Gr., 20 kr.

Hahn, K., Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, 2 Theile. mit 1 Kupf. 8. 1811. 1 Rthlr., 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

— — Parabeln beim Unterrichte der denkenden Jugend in der Sittenlehre zum Grunde zu legen. 16 Bdch. 8. 1811. 18 Gr., 1 fl. 20 kr.

— — Meine Reiſe durch einen Theil der preußiſchen Staaten, Gallizien, Mähren, Böhmen und Sachſen, für die Jugend beſchrieben. 16 Bdchn. 8. 1812. 14 Gr., 1 fl. 8 kr.

Hermanni, J. W., vollſtändiges katechetiſches Lehrbuch der chriſtlichen Religion zum Gebrauch in den Bürger- und Landſchulen und in den niedern Klaſſen der Gymnaſien. 8. 1812. 6 Gr., 28 kr.

Deſſen, Zwei Abhandlungen. 1) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand unſerer deutſchen Literatur und Sprache, und die Zulänglichkeit derſelben zur Bildung brauchbarer Geſchäftsmänner unter den Gelehrten. 2.) Ueber den Einfluß eines durch Philoſophie gebildeten Wahrheitsſinnes auf das Wohl der Menſchheit überhaupt und auf einzelne Wiſſenſchaften insbeſondere. 8. 1800. 3 Gr., 12 kr.

Hoffmann, Ph., Grundriß der Noſologie. 2te Aufl. 8. 1812. 8 Gr., 36 kr.

Briefe der Lespinaſſe. Deutſch herausgegeben von Carol. Wilh. Spazier, geb. Mayer. 2 Thle. m. 1 Kupf. 1810. 3 Rthlr., 5 fl. 30 kr.

Heilung derſelben und der Waſſerſcheu. 8. 181·
6 Gr., 24 k

Edle Griechen. Aus den Revolutionszeiten des alten Sparta's. 2 Bde. m. Kupf., von dem Verfaſſer der Edlen der Vorwelt. 8. 1800.
1 Rthlr. 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

Guerard, C., Unterricht über die Rindviehſeuche. 8. 1797. 5 Gr., 20 kr.

Hahn, K., Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter, 2 Theile. mit 1 Kupf. 8. 1811. 1 Rtlr., 12 Gr., 2 fl. 45 kr.

— — Parabeln beim Unterrichte der denkenden Jugend in der Sittenlehre zum Grunde zu legen. 1s Bdch. 8. 1811. 16 Gr., 1 fl. 10 kr.

— — Meine Reiſe durch einen Theil der preuſſiſchen Staaten, Gallizien, Mähren, Böhmen und Sachſen, für die Jugend beſchrieben. 1s Bdchn. 8. 1812. 14 Gr., 1 fl. 3 kr.

Hermann, J. W., vollſtändiges katechetiſches Lehrbuch der chriſtlichen Religion zum Gebrauch in den Bürger- und Landſchulen und in den niedern Klaſſen der Gymnaſien. 8. 1812.
6 Gr., 28 kr.

Deſſen, Zwei Abhandlungen. 1) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand unſerer deutſchen Literatur und Sprache, und die Zulänglichkeit derſelben zur Bildung brauchbarer Geſchäftsmänner unter den Gelehrten. 2.) Ueber den Einfluß eines durch Philoſophie gebildeten Wahrheitsſinnes auf das Wohl der Menſchheit überhaupt und auf einzelne Wiſſenſchaften insbeſondere. 8. 1800. 3 Gr., 12 kr.

Heymann, Ph., Grundriß der Noſologie. 2te Aufl. 8. 1812. 8 Gr., 36 kr.

Briefe der Lespinaſſe. Deutſch herausgegeben von Carol. Wilh. Spazier, geb. Mayer 2 Thle. m. 1 Kupf. 1810. 3 Rthlr., 5 fl. 30 kr.

Bilder
des
Lebens.

Von

Friedr. Ehrenberg,

Königl. Preuß. Hof- und Dom-Prediger in Berlin.

⁂

Dritter Band.

Leipzig, 1815.
Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

[illegible]

Bilder des Lebens.

Viertes Buch.

IX.

Aus Euphranors Papieren.

18.

Die Sehnſucht.

Ich weiß es, man ſoll muthig und kräftig, mit den Sinnen, dem Geiſte, dem Herzen und der That, leben in dem, was man iſt, was man hat, wovon man ſich berührt, wozu man ſich in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgefordert fühlt, das Widrige bekämpfen, und, kann man es nicht überwinden, ſtandhaft ertragen, die Empfindung des Schmerzes durch angeſtrengtere Thätigkeit unterdrücken, das Angenehme, nicht beachtend ſeine Mängel, hinwegſehend von dem, was einſt war oder wohl ſeyn könnte, dem ſüßen Gefühle des Augenblickes ganz hingegeben, fröhlich genießen, eifrigſt dahin würken, daß es beſſer werde, und bey dem Fehlſchlagen ſeiner Bemühungen ſich tröſten mit dem Bewußtſeyn, geleiſtet zu haben, was man vermochte.

Ich haſſe jene wimmernde Sehnſucht, die überall Jammer findet, der das Schönſte nicht genügt, die deßwegen ſelbſt von der freundlichen Wirklichkeit verwundet und klagend ſich wegwendet, das in der Vergangenheit, wo es auch nicht iſt, oder in der Stille des Grabes, oder in himmliſchen Reichen, oder in dämmernden Fernen zu ſuchen, was ſie nimmer antreffen wird, weil ſie überall hin die kranke Reitzbarkeit mitbringt — und jene weichliche, die, nach Freuden durſtend, welche das Leben verſagt, oder bereits abgeſtumpft für die Ergötzlichkeiten, welche das Leben biethet, in üppigen Phantaſiebildern und Erinnerungen ſchwelgt, welche ſich in ein unbeſtimmtes wohllüſtiges Verlangen auflöſen, und ſo dem verödeten Herzen doch einigen Genuß gewähren — und jene müßige, welche die Schuld, die ſie dem Leben zu entrichten hat, in Gefühlen und reichlichen Seufzern zu bezahlen denkt — und jene heuchleriſche, die, indem ſie mit Verachtung und Widerwillen auf eine, mit Gebrechen und Verderbniſſen angefüllte Welt hinblickt, den eignen Unwerth verdecken, und ſich und andern eine hohe Stimmung des Gemüthes und eine vorzügliche Feinheit des äſthetiſchen, moraliſchen oder religiöſen Sinnes vorlügen will.

Aber muß ich darum ganz wehren dem ſich ſehnenden Herzen?

Ich kann es nicht, ohne meiner Natur eine Gewalt anzuthun, die ſie auf das empfindlichſte verletzen würde. Es giebt eine Sehnſucht, die gerade in derjenigen Verfaſſung meines Gemüthes, wo ſeine Gefühle und Kräfte in dem ruhigſten Gleichgewichte ſtehen, am leichteſten erwacht, die ich, bey der Unvollkommenheit und Vergänglichkeit menſchlicher Dinge, von einer rein-menſchlichen Stimmung meines Innern, und ſelbſt von dem Beſten in mir nicht zu trennen vermag.

Wenn es zuweilen ſo ſchwer auf mir laſtet, wenn mir von eignen Leiden und von den Leiden meiner Brüder das Herz bricht, wenn ich von meiner Schwachheit die demüthigendſten Erfahrungen mache, wenn das Bild gedrückter, tief entwürdigter, dem Elende Preis gegebener Menſchheit in ſeinen mannigfaltigen Erſcheinungen mir vor die Seele tritt: dann erhebt ſich mächtig im Geiſte die Vorſtellung eines beſſern Zuſtandes, und das Herz eilt dieſer Vorſtellung nach; es kettet ſich an ſie mit allen ſeinen Gefühlen; das unruhige weiß ſich ohne ſie nicht zu ſtillen; aber es fühlt ſich wehmüthig erheitert, oft innig beſeligt, indem es in ſüßem Verlangen ſich ihr hingibt. Das iſt nicht grämelnder Mißmuth — nicht lähmende Unzufriedenheit; es iſt froher, ſtärkender Aufblick unter den ſtill trauernden Empfindungen des menſchlich gerührten, ergebungsvoll wartenden Herzens. Immer wird mein Herz des Troſtes bedürfen — denn es kann ſich ſo wenig von allen Schmerzen des Lebens wegwenden, als ſich gegen ſie verhärten — und nie wird es die Kraft des Troſtes fühlen, ohne ſich nach der ſchönern Zukunft zu ſehnen, die der Troſt ihm verkündigt.

Es iſt etwas geweſen, das ich liebte, hell und glänzend hat es in meinem Leben geſtanden, fröhlich in meinem Herzen gewohnt, meinen Geiſt hat es mit köſtlichen Schätzen bereichert, und noch verſchaft es mir in der Erinnerung die ſüßeſten Genüße. Soll ich dieſe Erinnerung unterdrücken? welch eines theuern Beſitzes würde ich dann ſelbſt mich berauben! aber wie könnte ich von der Erinnerung die Sehnſucht entfernen, in der ſie unaufhörlich mein Herz in die Vergangenheit zurückzieht?

Es iſt etwas vor mir, über mir, das ich bewundern, das ich lieben muß, der Geiſt denkt es, das Herz fühlt es, alle meine Kräfte ſtreben dahin, mein ganzes Weſen wird davon mit unausſprechlichem Entzücken erfüllt, ich erkenne darin die Vollendung und Seligkeit meines Weſens, ich weiß, daß es mir angehört, daß ich mich auf das eifrigſte darum bemühen ſoll; aber bei der größten Anſtrengung finde ich mich immer noch weit vom Ziele, ſeine Ferne und die Beſchränktheit meiner Natur geſtatten mir nur allmählige Annäherung, in welcher ich nicht anders kann, als mit heiliger Sehnſucht zu ihm hinüber blicken. Um von dieſer Sehnſucht mein Herz frey zu erhalten, müßte ich entweder den Gedanken an das Höchſte und Beſte oder die Gefühle, die ſich für dasſelbe in meinem Herzen regen, unterdrücken, in jedem Falle aber aufhören, dafür thätig zu ſeyn. Die Blike der Sehnſucht erhalten in mir den Trieb und der Muth, unter allen Schwierigkeiten nach dem herrlichen Ziele unabläſſig zu ringen.

Wem noch nie eine ſtill-mächtige Sehnſucht das Herz bewegte, der mag wohl manche treffliche Eigenſchaft beſitzen, aber zu echter Menſchlichkeit fehlt ihm noch viel; das Leben hat ihm noch nich ſeinen hohen Ernſt und ſeine große Bedeutung enthüllt; er mag manches geleiſtet haben, das geprieſen zu werden verdient, aber jener heilige Geiſt, der den ganzen Menſchen läutert, zu allen herrlichen Werken tüchtig macht, alle Bemühungen in einen großen und feſten Zuſammenhang verſchlingt, der in ihm ſelbſt das Edelſte bildet, und es der Vollendung immer näher führt, iſt ihm noch fremd geblieben.

Sehnſucht und Verlangen haben das mit einander gemein, daß ſie auf das Ferne gerichtet ſind, und daß dieſes daher als ein Fernes und für den gegenwärtigen Augenblick Unerreichbares gedacht wird, während beym Wunſche die Nähe oder Ferne des Gewünſchten, ja ſogar die Möglichkeit deſſelben unberückſichtigt bleibt. Aber das Gebieth des Verlangens iſt von weiterm Umfange als das Gebieth der Sehnſucht. Ich ſehne mich nur nach dem, was ich liebe, ich kann Verlangen hägen auch nach dem, was ich begehre. Das Verlangen umfaßt Körperliches und Geiſtiges, die Sehnſucht nur das, was mich auf irgend eine Weiſe geiſtig gerührt hat; indeß erſcheint das Geiſtige anders dem verlangenden und anders dem ſich ſehnenden Herzen.

Das Verlangen wird erzeugt durch ſinnliches Bedürfniß oder durch ſinnliche Luſt, die Sehnſucht durch reines Wohlgefallen oder durch ein ſanftes Intereſſe des Herzens. Was in der Gegenwart den Schmerz ſtillt, angenehme Eindrücke hervorbringt, Vortheile verſchafft, das zieht mein Verlangen — was mich dagegen aufheitern, erfreuen, beſeligen, was mir zärtliche oder erhabne oder heilige Empfindungen einflößen, was mich durch den Zauber der Schönheit und Anmuth feſſeln, was ſich in ſüßer Sympathie an mein Herz ſchmiegen, was die Bewegungen dieſes Herzens ſanft auflöſen, was dem

Auge Thränen entlocken würde, wenn es gegenwärtig wäre, das zieht meine Sehnſucht auf ſich.

Das Verlangen hat einen genau beſtimmten Gegenſtand: es kennt ihn und weiß ihn zu bezeichnen. Die Sehnſucht verliert ſich oft ins Unbeſtimmte, und immer hat ſie ihren Gegenſtand mehr im Gefühle als in der deutlichen Vorſtellung; ſelten iſt ſie im Stande, ſich über denſelben, ihr ſelbſt genügend, zu erklären.

Das Verlangen kann völlig befriedigt werden, denn das, worauf es gerichtet iſt, gehört in die Welt der Sinne. Die Sehnſucht wird nie völlig befriedigt; was man ihr auch gebe, es iſt nicht das, was ſie ſucht. Das Ideale läßt ſich von ihr nicht trennen; ihre Gegenſtände gehören entweder in eine andere Welt, oder ſie zeigen ſich ihr reiner, freier, geiſtiger, heller glänzend als man ſie in der Wirklichkeit antrifft. Es gibt ſogar eine ſtillere Sehnſucht, die ihre Befriedigung in ſich ſelbſt findet, indem ſie mit trunkenen Blicken an dem fernen Gegenſtande hängt, und mit allen ihren Gefühlen ſelig bey ihm wohnt.

Das Verlangen will, wie die Begierde, den Gegenſtand in ſich aufnehmen, und in ſein eignes Weſen verwandeln; die Sehnſucht will, wie die Liebe, ſich mit ihrem Gegenſtande vereinigen, in wonnevoller Betrachtung bey ihm verweilen, und ihn in den Eindrücken, die ſie fortdauernd, und immer anders, von ihm empfängt, genießen.

Das Verlangen möchte in ſeiner ſelbſtſüchtigen Natur den Gegenſtand zu ſich hinziehen; die Sehnſucht ſchwebt ihrem Gegenſtande nach, ſie möchte zu ihm hinüber, er ſoll nicht bey ihr — ſie will bey ihm ſeyn, an ſeiner Stelle, unter ſeinen Umgebungen, in jeder ſeiner Eigenthümlichkeiten will ſie ihn beſitzen, ſie will weg aus ſich ſelbſt, an das Ferne ſich ſelig verlieren; ach, ſie iſt ja nichts anders, als ein Lieben des Fremden mit Verläugnung des Eignen.

Nach einzelnen Freuden der Jugend können wir ein Verlangen hägen, daß ſie uns wieder auf irgend eine Weiſe zu Theil werden; die Sehnſucht wendet ſich zurück an das Jugendleben ſelbſt; das Einzelne, was uns gegeben werden könnte, wäre nichts für ſie.

Das Verlangen wird nicht ſelten unruhig, quälend, ängſtlich — es ſpannt, es empört, es foltert unſre Bruſt; in der Sehnſucht bleibt das Herz ſanft und ſtill und weich, ſie iſt eine Trauer um das Geliebte, gemiſcht mit dem Entzücken, das ſein Gedanke uns einflößt. Wir möchten bey ihm ſeyn, aber wir ſind ſchon glücklich, es denken zu können; in der Ferne ſchimmert es ſo herrlich. Selbſt die heiße Sehnſucht, die aus allem Vermögen nach dem Geliebten hinſtrebt, den Blick unverwandt bey ihm feſthält, und die Arme nach ihm ausſtreckt, ſtört den Frieden der Bruſt nicht. Mächtig bewegt ſie das Gemüth, ohne es zu verletzen oder aufzuwiegeln.

Wir ſehnen uns nach den Zeiten und Gegenden, die, im Morgenglanze des Menſchheitslebens und in der Jugendfriſche der Erde, oder ausgezeichnet durch Menſchen, welche wir nicht anders als mit Bewunderung und Freude betrachten können, aus der fernen Vergangenheit zu uns heraufſtrahlen. Wer hätte ſich nicht ſchon recht innig geſehnt, auf den Plätzen zu wandeln, die uns durch die heilige Geſchichte merkwürdig geworden ſind, unter den Cedern des Libanons, auf Kanaans Feldern und im Schatten ſeiner Feigenbäume, mit dem Göttlichen und ſeinen Schülern zu weilen an den grasreichen Bergen, an den Ufern der See'n, oder an einem ſtillen heitern Sabbath durch die Fluren zu ziehen?

Wir ſehnen uns nach den ſchönen Tagen aus unſrer eignen Vergangenheit — ach, ſie liegen ſo rein ſchimmernd, ſo im Frieden hinter uns! — nach den Luſtgärten der Kindheit und all der Fülle und Seligkeit, die da mit uns wohnte, nach dem Unſchuldsleben, das da ſo einfach und ſo reich uns beglückte, nach reitzenden Gegenden, in denen wir gelebt, nach blühenden Auen und ſchattigen Thälern und grünen Wäldern und luftigen Höhen, nach all den lieben und vertrauten Stellen, die wir oft beſucht, und in tiefer Rührung geſegnet haben, weil wir uns da ſo wohl, ſo getröſtet, ſo geborgen fühlten — auch nach fernen unbekannten Landen, den Reichen der goldnen Träume, nach den Geſpielen unſrer Jugend, nach den theuern Freunden, die, jetzt von uns geſchieden, ſo viel Anmuth und Freude über unſer Leben verbreiteten, und, was groß und mächtig im Herzen ſich regte, mit uns theilend, dieſes Herz ſtärkten, ermuthigten und höher erhoben — o, ewig werde ich mich ſehnen nach der köſtlichen Zeit, da ich dich hatte, mein Eugenius! ach im Fluge iſt ſie dahin geeilt, und kehret nicht wieder, und es iſt nichts geweſen in meinem Leben, das ich mit ihr vergleichen könnte — nach den holden Erſcheinungen, die zuweilen ſo lieblich den verwandten Geiſt begrüßend an uns ſchnell vorübergehn, nach Wiedervereinigung mit den Geliebten, die der Tod von unſrer Seite hinweggeriſſen hat.

Unter den Schmerzen der Erde ſehnen wir uns nach dem Troſte des Himmels, unter den heißen Kämpfen des vielfach beunruhigten Lebens, das wir hienieden führen, nach dem Lande des Friedens, das ſo ſtill über das Grab zu uns herüber leuchtet — in den widrigen Verbindungen, die uns gefeſſelt halten, nach ſchönern Bündniſſen — bey der Kälte, womit oft unſre wärmſten Gefühle erwiedert werden, nach

Weſen, die uns verſtehen und mit uns empfinden — im Gefühle der Verlaſſenheit nach Herzen, die für uns Liebe haben — im Genuſſe unſrer dürftigen und vergänglichen Vergnügungen nach reinen und unverwelklichen Freuden — unter dem Drucke der Knechtſchaft, in welcher wir hier ſo oft ſeufzen nach der Freiheit vom Zwange des Bedürfniſſes entbundener und über alle Gewalt der Leidenſchaft hinaufgerückter Geiſter — im Bewußtſeyn unſrer Schwachheit und vielfachen Beſchränkung nach höherer Vollkommenheit, nach dem hellen Anſchauen der Wahrheit, nach dem Beſitz einer von Flecken geläuterten ſittlichen Vortrefflichkeit, nach innigerer Gemeinſchaft mit dem Weſen, welches das erhabenſte Gut, die edelſte Liebe, die vollſte Befriedigung der zu ewigen Dingen geſchaffenen Seele und die Quelle alles Lebens, aller Liebe und aller Wonne iſt — nach dem Ewig-Reinen und Ewig-Schönen, das wir als das Urbild jeder irdiſchen Reinheit und Schönheit denken und verehren.

Nicht ſelten vereinigen ſich die holdeſten Bilder der Erinnerung mit Idealen, die ſich aus unſern edelſten Trieben, aus unſern zarteſten

Gefühlen, aus unſern heiterſten Gedanken, aus dem Kräftigſten und Lieblichſten unſers Menſchenweſens entwickeln, zu einem Ganzen, das nun ein neuer Gegenſtand unſrer Liebe und Sehnſucht wird.

Unerſchöpflich erzeugt ein reiches Gemüth Ein Schönes nach dem andern, das es, gewöhnlich mehr empfunden als gedacht, in die Ferne ſtellt, um gerührt nach ihm hinzublicken, und ſehnſuchtsvoll zu ihm hinzuſtreben, und es immer in himmliſcher Wonne vor ſich zu haben.

Ach, oft nennt es kein Wort, faßt es kein Begriff das wunderbar Herrliche, das unausſprechlich Selige, das unſrer Sehnſucht vorſchwebt — im hellſten und mildeſten Sonnenlichte. Alles, was je Süßes, Schönes, Großes und Heiliges in uns ſich regte, hat ſich darein verſammelt; aber wir vermögen nichts mehr zu unterſcheiden; unſer Weſen iſt aufgelöſt in nahmenloſes Entzücken. Hinauf und dahin! jauchzt es unaufhörlich in unſerm Innern, all' mein Leben, all' meine Liebe, all' meine Freude!

Kein inniges Andachtsgefühl, in welches nicht innige Sehnſucht ſich miſchte, Sehnſucht nach Ruhe, Sehnſucht nach Vergebung, Sehnſucht nach Entſündigung, Sehnſucht nach den Erquickungen der Gnade, Sehnſucht nach Stärkung und nach Hülfe in den heißen Kämpfen der Erde, Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott, Sehnſucht nach dem Tode, Sehnſucht nach Vollendung. Wir können nicht anbethen, uns nicht demüthigen, nicht erheben, nicht unterwerfen, nicht vertrauend in die Zukunft ſchauen, nicht betrachten den göttlichen Dulder, ſein Kreuz und ſeinen Triumpf, ohne daß eine mächtige Sehnſucht unſer Herz ergreife, und wenn alle heilige Bewegungen des Glaubens uns erfüllen, dann hängt der Blick mit einer Sehnſucht am Himmel, bey welcher jedes Erdengefühl verſchwindet. Da geſchieht es, daß Gott ſich der Seele mittheilt, wie er ſich endlichen Weſen mittheilen kann, und ſie durchdringt mit leiſen Schauern ſeiner Liebe und Seligkeit, um ſie immer ſtärker und näher zu ſich hinzuziehen.

Keine *innige Liebe*, die nicht *voll Sehnſucht* wäre. Du ſehnſt dich nicht bloß nach dem entfernten oder für dich nur noch im Ideale lebenden Geliebten, du ſehnſt dich auch nach dem, den du ſchon in der Wirklichkeit beſitzeſt, der dir jetzt gegenwärtig iſt, der dich mit ſeinen Armen umfängt, der dir ſein Herz mit allen ſeinen Gefühlen geweiht hat; du ſehnſt dich, ihn immer mehr zu beſitzen, dich immer mehr an ihn zu verlieren, dich immer mehr in ihm, und ihn immer mehr in dir zu fühlen, ſein Vortreffliches immer zartſinniger in dich aufzunehmen, deine Liebe immer mehr zu befreyen von allem vergänglichen Weſen, und ſie immer höher hinaufzuheben in die Regionen des Lichtes.

In ihrer Sehnſucht lebt die Liebe ſo reich und ſo glücklich, und ihre Sehnſucht ſichert ihr das Heilige und die ewige Jugend.

Die Sehnſucht wird geweckt: bald durch die Erfahrungen, die wir von der Unvollkommenheit menſchlicher Dinge, von unſrer eignen Schwachheit und von der verkehrten Sinnesart andrer machen — und wie könnten wir dieſen Erfahrungen ausweichen? wie, wen ſie uns begegnen, dem Herzen gebiethen, daß es nicht davon verletzt werde, oder ſich nicht an das ſchönere Bild wende, welches es in ſich trägt? Wir werden betrübt, gekränkt, niedergebeugt, in tiefe Wehmuth verſenkt, und da blickt das

Auge gläubig und ſehnend nach dem Lande wo es beſſer iſt —; bald durch ernſtes Nachdenken über den gegenwärtigen Zuſtand des Menſchen, über die Welt, die ihn umgiebt, über die Leiden, die er erduldet, über die Freuden, die er genießt und über das eigne Herz — und wie könnte der Beſonnene die mannigfaltigen Aufforderungen zu dieſem Nachdenken, die an ihn ergehen, zurückweiſen, oder wie des Gedankens an das Beßre, der ſich ihm ſo mächtig aufdringt, ſich erwehren? Wir erkennen es wohl, hier kann es nie gut werden, darum ſchauen wir hoffend und ſehnend nach dem Lande der Verheißung —; bald durch die Beſchäftigung mit den ſüßen und heiligen Gegenſtänden der Sehnſucht — und wie ſollte der Gefühlvolle ſich nicht oft und innig mit denſelben beſchäftigen? oder wie könnte er von dieſer Beſchäftigung die Bewegungen trennen, in denen die Sehnſucht ihr Weſen hat? wir vergegenwärtigen uns das Herrliche, worauf alle edleren Kräfte unſers Weſens ſich beziehen, dann erwacht es in uns wie neues Leben, unaufhaltſam dahin — und nur dahin zu ſtrömen.

Nicht ſelten aber auch fühlen wir uns unmittelbar von jener Sehnſucht, wie von einer höhern Gewalt, ergriffen, und auf uns ſelbſt und über uns ſelbſt hinweggerückt. Hier empfinden wir, daß dasjenige, was uns ſo unwiderſtehlich mit ſich fortreißt und ſo mächtig an ſich feſſelt, ſo gewiß weſenhaft da iſt, als wir leben, und daß jede Kraft der Natur und des Herzens ihm unterworfen ſeyn muß.

In einem ſanften, zuweilen kaum merklichen, oft indeß auch tiefen Schmerze wird die Sehnſucht geboren — nur mit dem heftigen, das Gemüth aufwiegelnden Schmerze verträgt ſie ſich nicht, ſie verlangt Freiheit zur Betrachtung und Empfänglichkeit für ſanfte Eindrücke, wo ſie erwachen ſoll, und daran fehlt es dem unruhigen Schmerze — in dem Schmerze um die vorhandenen Mängel und um das vermißte Geliebte. Aber zu dem Schmerze geſellen ſich bald die frohen Empfindungen, welche die Betrachtung des Vollkommnen, die geiſtige Vereinigung mit demſelben und die Hoffnung ihm einſt noch inniger vereinigt zu werden hervorbringt; rein ſchmerzlich kann die Sehnſucht nur in verſtimmten Gemüthern ſich äußern, wo ſie aufhört, eine intereſſante Erſcheinung zu ſeyn.

Immer bleibt die Sehnſucht eine aus Schmerz und Luſt, oder Trauer und Wonne gemiſchte Rührung des Herzens. Im geſunden Zuſtande indeß behalten die Luſt und die Wonne das Uebergewicht, und laſſen nicht ſelten nur leiſe Züge des Schmerzes und der Trauer zurück, über welche die Freude Schimmer der Verklärung verbreitet.

Am meiſten mit dem Schmerze behaftet zeigt ſie ſich, wo ſie aus dem Gefühle einer leidensvollen, das Herz auf manichfaltige Weiſe verletzenden Gegenwart oder aus der Vorſtellung des Beſchränkten, Vergänglichen, Ungenügenden, Drückenden in allen menſchlichen Dingen und der vielfachen Noth, die auf Erden erduldet wird, hervorgeht; doch fehlt auch dieſem Schmerze in der Sehnſucht ſein Troſt nicht.

Als heitre Wehmuth oder ſchmerzliche Luſt erſcheint ſie, wo ſie den Blick auf eine blühende Vergangenheit richtet, die nicht wiederkehrt. O, wie gern überlaſſen wir uns dem ſüßen Schmerze, obgleich er ohne Hoffnung iſt! wir tragen ja noch im Herzen, was ſich einſt ſo ſchön um uns her gelagert hatte, ſo hold und freundlich uns zur Seite ſtand. Das Dahin und Verſchwunden — Fern und Verloren, wie tönt es ſo wunderbar in den Nachklang der lieblichen Melodien!

Kaum noch eine ſanfte Trauer macht ſich in der wonnevollen Sehnſucht bemerklich, die allein dem Zuge der Liebe oder der himmliſchen Schönheit folgt, und, weggewendet von aller Noth der Erde, ganz in dem lebt, was die Seele mit nahmenloſem Entzücken erfüllt.

Meiſt zwar wohnt die Sehnſucht ſtill im Herzen — ſtill hinüber denkend, ſtill hinüber fühlend nach dem Geliebten; doch kann ſie auch eine heiße, ja ſo gar eine feurige werden, wenn der Schmerz tiefer in das Gemüth dringt, ſich mächtiger durch das Gemüth verbreitet, oder das Geliebte im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit und in ſeiner ganzen Beſeligungsfülle der Seele vorſchwebt. In der feurigen Sehnſucht hebt ſich das Herz dem Erſehnten entgegen, es ſchmachten nach ihm alle Gefühle der Bruſt, in ihm allein ſcheint unſer Leben zu ſeyn. Aber glühend wird die

Sehnſucht nie, ſo lange ſie ihren eigenthümlichen Charakter behält. In Leidenſchaft vermag ſie nur dadurch ſich zu verwandeln, daß die ſinnliche Begierde an ihr Theil nimmt, wo nähmlich ihr Gegenſtand zugleich mit Reitzen für den Sinn geſchmückt iſt, oder von der Einbildungskraft in einem die Begierde anlockenden Gewande dargeſtellt wird. Damit verſchwindet indeß der ſanfte Zauber, in dem ſie ſonſt das Herz feſſelt — und es tritt an ſeine Stelle die wilde Flamme, worin die Leidenſchaft das Herz verwüſtet.

Die ſchwärmende Sehnſucht hängt ſich an eitle Träume, wie die Phantaſie bald im freyen Spiele, bald von den Launen eines verweichlichten Gemüthes oder von überſpannten Gefühlen geleitet, ſie bildet; ſie hat zum Gegenſtande, was nie war und nie ſeyn wird, und muß allerdings den Verirrungen des Herzens beygezählt werden. Auch das iſt Schwärmerey der Sehnſucht, wenn ſie alle Kraft des Herzens in ein müßiges Empfinden auflöſt, und, unabläſſig in der Vergangenheit oder in höhern Regionen lebend, was der Gegenwart oder überhaupt der Erde angehört zu gering hält, als daß ſie ſich darum bekümmern ſollte, und wohl gar mit ſtolzer Verachtung und vornehmem Ekel darauf hinſieht.

Auch mich trägt die Sehnſucht oft hinweg aus der Gegenwart und ſelbſt von der Erde; aber ſie hindert mich nicht, was die Gegenwart Anmuthiges, was die Erde Schönes und Gutes hat, wahrzunehmen, und froh zu genießen; ſie raubt mir nicht die Kraft, die Uebel der Wirklichkeit zu bekämpfen, und die unbeſiegbaren ſtandhaft zu erdulden; ſie macht mich nicht verdroſſen zu dem, was mir obliegt, und verzehrt nicht in eiteln Träumen die Zeit und den friſchen Muth, die der Thätigkeit geweiht ſeyn ſollen. Aus allem Anmuthigen, Schönen und Guten, das ſie um ſich her antrifft, zieht ſie Nahrung für ihr ſchon ſo reiches — Zuwachs der Freude für ihr ſchon ſo ſeliges Leben. Sie wäre nicht ſo reich und ſo ſelig, wenn ſie nicht ſo viel Anmuthiges, Schönes und Gutes in der Wirklichkeit kennte; ſie liebte nicht ſo warm, wenn ihr die Bilder des Geliebten nicht ſo oft und in ſo vielfacher Geſtalt unter den Erſcheinungen des Lebes begegneten. In der Sehnſucht ſelbſt fühle ich mich wunderbar geſtärkt, das ſchwer Laſtende ſtandhaft zu tragen, und die Uebel der Welt muthvoll zu bekämpfen. Sie befeuert in mir den Trieb, zu leiſten, was ich vermag, daß es durch mein Wirken um mich her immer ſchöner werde, und das ewig Geliebte an mir ſelbſt immer reiner und glänzender ſich offenbare. Sie erhält und belebt in mir die Befreundung mit allem Edeln und Heiligen. O, in den Augenblicken der reinen Sehnſucht, das weiß ich, bin ich nicht nur ein ſehr glücklicher, ſondern auch ein reinerer und beßrer Menſch, und reiner und beßer kehre ich zurück in das alltägliche Leben. Wenn irgend etwas Gutes in mir iſt: ſo habe ich es größten Theils dieſen Augenblicken zu verdanken. Es waren unter ihnen ſolche, wo ich den Himmel in meinem Herzen hatte, wo ich um meinen Tod flehte, nicht aus Ueberdruß des Lebens, ſondern weil ich mich würdig fühlte zu ſterben, weil das Herz ſo ſterbensſelig war, weil ich jetzt ſterben konnte, wie jeder zu ſterben ſich wünſchen muß.

Aber iſt es nicht auch Schwärmerey, ſich nach dem zu ſehnen, was unwiederbringlich verloren iſt — nach den ſchönen Tagen der

Vergangenheit; nach dem Unſchuldsleben der Jugend? Nicht nach dem ſehnt ſich mein Herz, was mit der Zeit weggeeilt iſt — ſondern nach dem, was durch alle Zeiten ewig friſch und blühend fortdauert, was dem flüchtigen Tage ſeine Schönheit, der ſchnell verrauſchenden Jugend ihren Frieden und ihre Freuden gab — was ich immer lieben muß, wornach ich immer ſuche und anſtrebe, was ich einſt herrlicher beſitzen werde.

Jeder ſchöne Tag der Vergangenheit leiſtet mir Bürgſchaft für ein ſchöneres Daſeyn der Zukunft, und die Jugend, nach der ich ſehnſuchtsvoll zurückſchaue, iſt mir Verheißung einer neuen Jugend, die in den Frühlingsgefilden einer andern Welt freudig ſchauernd wieder aufleben ſoll. Nicht umſonſt ſehnſt du dich mein Herz; der dir dieſe Sehnſucht gab, wird ſie überſchwänglich erfüllen.

19.

Das Leben in der Gegenwart.

In der Gegenwart finde ich mein Leben. Sie fordert meinen Sinn, meine Liebe, meine That, und mein angelegentliches Beſtreben muß es ſeyn, mich ihr anzufügen, ihre Eindrücke in mich aufzunehmen, ſie ganz zu faſſen und zu empfinden, mir ein vollkommen deutliches Bewußtſeyn von ihr zu verſchaffen und zu erhalten, ihr zu werden, was ich ihr werden kann, und ſie, ſo gut ich es vermag, für die höchſten Zwecke meines Daſeyns zu benutzen. Nur in ihr kann dieſes mein Daſeyn ſich wirkſam erweiſen, wie es ſeine Beſtimmung iſt, und nur bey ihr ſtehen des Lebens herrliche Preiſe zu gewinnen. Wahrlich es wäre eine große Thorheit, wenn ich ſie zurückwieſe, um mich in Erinnerungen an das Vergangene oder in Träume von dem Zukünftigen ungeſtört verlieren zu können; ich würde mich mit ihr immer mehr in Widerſpruch ſetzen, und um ſo heftiger erſchüttert werden, wenn ſie nun doch, was ich nicht immer zu verhüthen im Stande ſeyn würde, ihr Recht an mich auf eine ſchmerzliche Art geltend machte.

Warum ſoll dieſes freudedurſtige Herz verſchmähen, was die Gegenwart ihm Freudeerregendes darbiethet? Bilden ſich doch unſre Erinnerungen und Träume allein aus dem, was wir in der Gegenwart lebhaft gefühlt haben; und wird nicht unſer Leben mit der Vergangenheit und Zukunft um ſo reicher werden, je beſſer wir verſtehen, uns die Gegenwart anzueignen?

Zwar hat das Schöne in der Erinnerung und im Traume eine Friſche, eine Reinheit, einen Glanz, die wir in der Gegenwart, wo es uns immer, mehr oder weniger, getrübt erſcheint, daran vermiſſen; aber woher anders kommen ihm dieſe Vorzüge, als daher, daß wir alles Friſche, Reine, Glänzende, das wir einſt in der Gegenwart angetroffen, das Trübe davon ſcheidend, in Ein Bild verſammeln? und beſitzen nicht die Eindrücke der Gegenwart eine Stärke, zu welcher die Empfindungen der Erinnerung und des Traumes ſich nicht zu erheben, der ſie ſich nur in ungewöhnlichen Fällen anzunähern vermögen?

Wann zeigte ſich auch wohl die Gegenwart aller Freude beraubt? Selbſt durch die düſterſte verbreiten ſich ſtille und liebliche Schimmer der Freude. Kein Schmerz, dem nicht etwas von Freude beygemiſcht wäre. Wir überlaſſen uns nur zu ſehr der widerwärtigen Stimmung, welche das Unangenehme hervorbringt, und verlieren dadurch, wenn nicht die Fähigkeit das Schöne zu ſehen und davon gerührt zu werden, doch den feinern Sinn, der es ſelbſt an den verborgenen Plätzen, wo es in Einfalt und Beſcheidenheit blüht, ahnet und findet. Es iſt aber von großer Wichtigkeit, daß uns nichts von dem verborgen bleibe, wodurch die Gegenwart dem Herzen Troſt, Erquickung und ſüße Luſt gewährt. Erſt nachdem wir dieſes dem Herzen gewonnen, ſind wir im Stande den Stimmen des Troſtes, der Erquickung und der ſüßen Luſt, die aus der Vergangenheit und Zukunft herüber tönen, eine reine Empfänglichkeit entgegen zu bringen, und ihren wohlthätigen Einfluß zu erfahren. Das von den Leiden der Gegenwart gequälte Herz iſt viel zu unruhig, um jene leiſen Stimmen zu vernehmen, ſo lange es nicht durch milde Eindrücke der Gegenwart beſänftigt worden.

Darum will ich horchen nach jedem leiſen Laute, der in der Gegenwart mir Frohes verkündigt, Frohes in mir wecken kann, ſpähen nach jeder ſonnenbeſchienenen Stelle, die, wenn auch tief verſteckt, in eine umnachtete Gegenwart ſich herein lagert, ausforſchen in jedem drückenden Verhältniſſe der Gegenwart, was mir darin zur Erleichterung oder zur Freude gereichen möchte, und hier alle meine Gedanken und Empfindungen verſammeln.

Die Gegenwart hat in jedem Menſchenleben köſtliche Stunden — Stunden des reichen Genuſſes im Umgange mit ſich ſelbſt, mit der Natur und mit den Menſchen, im Gefühl des Großen und Schönen, was die Kunſt in ihren Schöpfungen darſtellt, Stunden der frohen

Rührung und des ſeligen Entzückens über erwünſchte Begegniſſe — Stunden, in die alle Luſt und Wonne des Daſeyns ſich zuſammendrängt.

In dieſen Stunden, mein Herz, gib dich der Gegenwart hin; vertilge in dir jede unangenehme Erinnerung, jede finſtre Sorge, jeden trüben und jeden bangen Gedanken; unterdrücke jedes auf andere Dinge gerichtete Verlangen; wehre jedem Aufſtreben des Geiſtes, das nicht in die Luſt des Augenblickes einſtimmt; vertreibe aus dir alles Traurige und Ernſte, was, von früher empfangenen Eindrücken, noch in dir haftet. Störe dir die Luſt nicht durch die Vorſtellung ihrer Vergänglichkeit; fühle das allein, daß du ſie jetzt haſt, daß ſie jetzt dein iſt, daß in dem reinen Genuſſe, dauerte er auch nur Einen Moment, eine Ewigkeit liegt. Entreiße dich dem peinlichen Weſen, in dem du oft vor der Fülle ſelbſt der unſchuldigſten Freude, wie vor der Sünde, zurückbebſt: ermanne dich, die höchſte Freude kannſt du tragen, denn du trägſt ja auch den heftigſten Schmerz: laß ſie in dich einſtrömen, in dir aufleben, und dich hinaufziehen in die lichtern Gefilde der Seligen. Koſie alles, womit ſie das Müde erfriſchen, das Schwache laben und ſtärken, das Sehnſuchtsvolle befriedigen kann. Fühle dich recht hinein in jedes ſtille und in jedes mächtige Gefühl, das ſie in dir weckt, und vergiß, ſo lange ſie dir günſtig verweilt, daß du außer ihr noch ein Leben haſt.

Darum werden dieſe Stunden dir zugeführt, daß ſie dein Leben ganz in ſich auf nehmen und du des Lebens Süßeſtes erfahreſt.

Die Stunden rauſchen vorüber, aber ihr Gehalt bleibt dir, wenn du ihnen denſelben abzugewinnen verſtehſt.

Was aber hätteſt du davon, wenn du, brütend über finſterm Unmuthe, ſie ungenoſſen entfliehen ließeſt, wenn du auch nur Einer der frohen Empfindungen, die ſie dir geben konnten, ſelbſt dich beraubteſt, auch nur Eine dir verbitterteſt in eitelm Sinnen und Grübeln?

Dein iſt dieſer lachende Himmel, dein dieſe blühende Erde, dein dieſe Wärme, die dich erfüllt, dein dieſe Liebe im fremden Herzen, dein alle Herrlichkeit, die du zu faſſen und zu fühlen vermagſt. Sorge, daß dir nichts davon verloren gehe; denn nimmer findeſt du wieder, was einmal aus den Reichen der Gegenwart verſchwunden iſt.

Die Gegenwart umſchließt *theure Güter* und *glückliche Verhältniſſe.* O, wie viele Dinge umgeben mich, wie viele ſtehen mit mir in näherer Beziehung, ſind recht eigentlich für mich da, die mich erheitern, und in den reinſten und froheſten Bewegungen beglücken! wie viele Menſchen, die mir Gutes erzeigen, die mich durch ihr Geſpräch belehren und ergötzen, die mir mannigfaltige Dienſte leiſten, an denen ich wahrnehme, was ich hochſchätzen, lieben, bewundern muß, in deren Gegenwart der Geiſt ſich aufrichtet, das Herz ſich beruhigt und wohl fühlt! und nicht wenige, an denen mein ganzes Herz hängt, welche zu lieben und zu beſitzen den Stolz und das größte Glück meines Lebens ausmacht, in deren Kreiſe ich mit dem innigſten Wohlgefallen und unter den ſüßeſten Genüſſen verweile, und die, hinwiederum mir von ganzem Herzen zugethan, ſich beeifern, mir ihre Liebe durch Aufmerkſamkeit auf meine kleinſten Wünſche zu beweiſen, und meine Tage mit dem Schönſten und Gefälligſten feſtlich zu ſchmücken. In der Gegenwart umſchlingt mich das holde Band der Vereinigung mit ſo viel Reitzendem und Geliebten; durch ſo viel Reitzendes und Geliebtes finde ich mich an ſie gefeſſelt; ihr kann ich mich nicht entziehen, ohne mein menſchliches Weſen feindſelig zu bekämpfen.

Ich muß mir ihrer Güter und Verhältniſſe deutlich bewußt werden; allem, wodurch ſie erweichend, ſtillend, beſeligend auf mein Herz wirken, muß ich das Herz öffnen; ich muß ganz fühlen, was dieſe Erſcheinungen und dieſe Menſchen mir ſind — mir ſeyn könnten; jedes Zeichen des Wohlwollens, der Geiſtes- und Herzensverwandſchaft, der Zärtlichkeit und des Verlangens muß ich bemerken und verſtehen. Was ich beſitze und was mich umfängt, muß ich nach ſeinem vollen Werthe ſchätzen, und mich bemühen, daß es auch für mich dieſen Werth erlange. Ungetheilt muß ich dem mich hingeben, was an mich die gerechteſten Anſprüche hat; mit der treueſten Sorge muß ich darüber wachen, daß es mir auf keine Weiſe beſchädigt werde.

Manches koſtbare Gut iſt mir entriſſen, manches beglückende Verhältniß iſt ſchon lange und unter empfindlichen Schmerzen aufgelöſt worden. Aber, wohl mir! ich habe beyde benutzt, da ſie in der Gegenwart mein waren; nun leben ſie unvergänglich mit der Friſche des jugendlichen Daſeyns in meinem Herzen.

Die Gegenwart unterrichtet meinen Geiſt durch mannigfaltige Erfahrungen über die Natur und die Wirkungen der Dinge, die Geſetze ihrer Veränderungen und die Folgen meiner Handlungen; ſie enthüllt mir das menſchliche Herz und belehrt mich über mich ſelbſt. Alles, was ſie mir vor die Augen ſtellt und an mir vorüber führt, gibt mir Stoff zur Betrachtung und zum Nachdenken, Veranlaſſung meine Gedanken zu entwickeln, wird mir Mittel, meine Einſichten aufzuhellen, zu berichtigen und zu erweitern, mir Grundſätze und Maximen zu bilden, die in mein Verhalten Feſtigkeit, Sicherheit und Würde bringen, und mich in den Stand ſetzen, überall das Beſte zu wählen.

So beſtimmt und ſo nachdrücklich redet die Geiſterſtimme der Vergangenheit nicht zu mir, als das lebendige Wort der Gegenwart.

Und wie regt dieſe nicht meinen Geiſt an, wie beſchäftigt ſie den Sinn und die Einbildungskraft, welch eine Fülle von Empfindungen, Bildern und Vorſtellungen erzeugt ſie in mir, wie nöthigt ſie mich zum Ueberlegen, Prüfen, Unterſcheiden, auf wie vielfache Weiſe, in wie verſchiedenen Richtungen und an wie verſchiedenen Gegenſtänden übt ſie meinen Verſtand! Welche Gefühle weckt ſie in meiner Bruſt! wie erklingen, von ihr berührt, immer neue Saiten meines Menſchenweſens, um ohne Aufhören fortzutönen, und ſich zu ſammeln in die große Harmonie eines vollſtimmigen menſchlichen Daſeyns! Jetzt ſchmiegt es ſich ſanft an mein Herz, jetzt dringt es tief in mein Herz ein, jetzt findet das Herz ſich leiſe bewegt, jetzt ſich mächtig ergriffen und erſchüttert, jetzt von ſtillen oder von heftigen Schmerzen gequält, jetzt in ſüße Luſt oder in ſeliges Entzücken aufgelöſt, jetzt von Trauer und Sorge, jetzt von Liebe und Sehnſucht und Hoffnung erfüllt; und alles dient, Menſchheit in mir zu entfalten und zu läutern.

Leben muß ich in dieſer Gegenwart mit wachem Sinne und Verſtande, mit empfänglichem

Herzen; merken muß ich mit offnem ſcharfblickendem Auge auf die Erſcheinungen und Begegniſſe um mich her, wie auf das, was in und an mir ſelbſt vorgeht. Horchen muß ich nach jedem Wort der Lehre, und mich beſtreben, ſeine Bedeutung ganz zu faſſen, ganz mir anzueignen. Beachten muß ich den Menſchen in ſeiner Weisheit und in ſeiner Thorheit, in ſeiner Stärke und in ſeiner Schwachheit, ihn zu verſtehen ſuchen in ſeiner Rede und in ſeiner That, in ſeiner Miene und in ſeiner Gebährde, in ſeinem Offenbaren und in ſeinem Geheimen. Erwägen muß ich den Unterricht der Erfahrung und des Schickſales und alles, was meine Einſichten vermehren, meine Ueberzeugungen und Grundſätze berichtigen oder näher beſtimmen kann, und nichts darf mir entgehen, was auf irgend eine Weiſe im Stande iſt, meinen Geiſt zu bereichern, mein Herz zu rühren, menſchliche Neigungen und menſchlich-ſchönes Verlangen in mir zu erzeugen. Was ich nur irgend von der Gegenwart für meine menſchliche Bildung empfangen kann, muß ich ſtreben von ihr zu gewinnen, und es treu zu bewahren, und es mit Fleiß zu bearbeiten, daß es mir zum Schmucke, zur Ehre und zum innigen Genuſſe werde.

In der Gegenwart treffe ich meinen Wirkungskreis an. Auf die Vergangenheit vermag ich nicht irgend einen Einfluß zu äußern; unabänderlich beſtimmt, wie ſie iſt, beharrt ſie in ewiger Ruhe; nur der Gedanke erreicht ſie noch. Und meine Bemühungen für die Zukunft bin ich genöthigt, zunächſt der Gegenwart anzuvertrauen.

That iſt mein Leben, mit meiner That ſoll ich die Gegenwart anfüllen, daß aus ihr fröhlich und herrlich die Zukunft erblühe. Die Genüſſe, welche die Gegenwart mir gewährt, die innere und äußere Bildung, die ſie mir gibt, bezwecken nichts anders, als mich zur That geſchickter zu machen.

Aber auch ſie ſelbſt hat heilige Anſprüche an mich; hier ſind Pflichten zu erfüllen, Bedürfniſſe zu befriedigen, Uebel zu bekämpfen, wohlthätige Anordnungen zu treffen, Güter des Lebens herbeyzuſchaffen. Hier ſind Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Umſtände zu berückſichtigen, Mittel zu entdecken und mit Klugheit anzuwenden, günſtige Vorfälle zu benutzen.

Mein ganzer Werth hängt davon ab, daß ich überall erkenne, was ich ſoll, und leiſte, was ich vermag. Alle Kräfte, die ich beſitze, muß ich aufbiethen; mit aller Beſonnenheit und Umſicht muß ich ſie gebrauchen; mit aller Klugheit und Energie des Geiſtes muß ich ſie anſtrengen. Scharf und feſt muß ich die Sache, die mich beſchäftigt, ins Auge faſſen, und ſie nie daraus verlieren, und alles von mir entfernen, was mich zerſtreuen könnte. Beſtimmt muß ich ſie heraus ſehen aus den angränzenden Dingen; mit lebendiger Wärme muß ich für ſie mich erfüllen; zur hohen Freudigkeit muß ich mich ſtimmen, den friſchen Muth muß ich mir erhalten, und ihn mächtig erheben, wo er zu ſinken anfängt; ſtandhaft muß ich ausdauern bey dem Begonnenen; den reinen Sinn und die reine Liebe muß ich mir bewahren; jede beßre Eigenthümlichkeit meines Weſens muß ich in meinem Werke ausdrücken, und ihm alle Fülle des geiſtigen Lebens, die mir zu Gebote ſteht, mittheilen. Meiner ſchaffenden Kraft und meines ſiegenden Willens muß ich mir dabey bewußt werden, damit die Kraft freudiger ſchaffe, der Wille ſich in ſeinem Siege behaupte, und noch Größeres glücklich überwinde. Den weiteſten Umfang, die längſte Dauer, den vielſeitigſten Einfluß, die edelſte Bildung muß ich mich bemühen meinem Werke zu geben. Was nur irgend von Fähigkeit und Tüchtigkeit in mir iſt, muß ich daran wenden, es der Vollendung möglichſt nahe zu bringen, und was nur irgend von außen her daſſelbe fördern kann, muß ich mir zu Nutze machen.

So befriedige ich die Forderungen der Gegenwart an mich, ſo verbreite ich durch ſie mein Leben, empfange von ihr das kräftigſte Lebensgefühl zurück, und übe eine Herrſchaft über ſie aus, wodurch ihr Schönſtes und Beſtes mein eigen wird.

20.

Das Leben in der Vergangenheit.

Gehört gleich mein Leben zunächſt und vernehmlich der Gegenwart an: ſo kann ich mich doch von der Vergangenheit nicht ganz losſagen. Sie iſt Gegenwart geweſen, ich habe in ihr gelebt. Ich gehöre ihr zwar nicht mehr an; aber ſie gehört mir an; eine Reihe von abgefloſſenen Momenten hat ſich feſt an mein Bewußtſeyn geknüpft; eine Reihe von Veränderungen, die jetzt in ihrem ſtillen Gebiethe ruhen, hat den Zuſtand beſtimmt, in dem ich mich befinde; eine große Summe von Bildern, Begriffen und Gefühlen, von Leiden und Genüſſen hat nicht bloß in ihren Wirkungen auf mein Inneres Spuren von ſich zurückgelaſſen, ſondern auch ſich ſelbſt im Gedächtniſſe mit meinem Daſeyn innigſt vermählt; ſie iſt auf immer das Meinige geworden. So vermag ich auf gewiſſe Weiſe auch in der Vergangenheit zu leben, und mehr als Ein Bedürfniß des Herzens drängt mich zu ihr hin.

Nicht ſelten zeigt ſich mir die Gegenwart zu dürftig für den Geiſt und das Herz. Ich ſuche lebendige Gedanken, kräftige Gefühle und Willensanregungen, und finde ſie in der Gegenwart nicht. Träge und einförmig, ohne bedeutenden Gehalt, ohne irgend einen merklichen Reitz, ohne irgend eine hervorragende Erſcheinung, ohne Nahrung für die in mir herrſchende Stimmung, ohne Gelegenheit zu eingreifendem Wirken ſchleicht ſie vorüber. In einem weiten, öden Kreiſe ſchweben zerſtreut und verloren die einzelnen Gedanken umher, und das Herz fühlt ſich ängſtlich zuſammengepreßt. Zwar ſoll das Herz aus ſeinem Eignen der Gegenwart einen Gehalt ſchaffen, wenn es ihr daran fehlt, ihren Gehalt vermehren und verſtärken, wenn er zu gering iſt; allein dazu wird eine Wärme, eine Energie, eine Fülle und Fruchtbarkeit des Herzens erfordert, die uns nicht immer zu Gebothe ſteht. Und doch muß ich es aus dem Eignen nehmen, was mich in ſolchen Augenblicken beſchäftigen ſoll; das Fremde befriedigt mich nicht. Was bleibt mir da übrig, als mich an die lebensvolle Vergangenheit zu wenden?

Hier finde ich überall, was ich ſuche, in mannichfaltigen Gegenſtänden, Situationen, Verhältniſſen, Begebenheiten und Handlungen. Ich verſetze mich in die Zeiten des regſten und vielſeitigſten Lebens. Ich erfahre von neuem, was mich da angezogen, getrieben, durchdrungen, was da bald in fröhlicher Luſt die Stunden beflügelt, bald in ernſter Thätigkeit ſie angehalten, bald in großen Erwartungen und heiligen Bewegungen ſie ausgedehnt, bald in gedankenvoller Betrachtung ihnen eine tiefere Bedeutung gegeben; – wie die Welt mir erſchienen in ihren erhabenſten und lieblichſten Geſtalten, das menſchliche Gemüth in ſeinen wundervollſten Offenbarungen, die Zeit in ihren gewaltſamſten Erſchütterungen, in ihren kühnſten Beginnen, in ihren herrlichſten Anſtrengungen; wie es in mir ſelbſt ſich erhoben, und gekämpft und geſiegt, und außer mir ſich gebildet hat zum würdigen Werke. Ich wähle die reichſten Momente, um bey ihnen vorzüglich zu verweilen, mich mit dem, was ſie in ſich ſchließen, zu erfüllen, und mich dadurch zu ſtärken zu neuen Beſtrebungen.

Nicht ſelten vermiſſe ich ſelbſt in der lebensvollen Gegenwart gerade das, was jetzt meinem Herzen Bedürfniß iſt. Zahlreich und mannichfach umringt es mich, wirkt es auf mich, dringt es auf mich ein, nimmt es meine Thätigkeit in Anſpruch; aber alles bleibt mir ſo fremd, nichts vermag mich im Innerſten zu berühren, weil nichts mit dem Zuſtande meines Gemüthes ſympathiſirt; von allen dieſen Erſcheinungen, Vorfällen, Geſchäften ſtimmt nichts zu meiner Schwermuth, zu meiner Freude, zu meinem Verlangen, zu meiner Begeiſterung; ich fühle mich geſtört, [illegible], verletzt an der reizbarſten Stelle des Herzens; was ich ſehe, höre, erfahre, thun ſoll, faßt kalt oder ſchmerzlich mich an, droht mich mir ſelbſt zu entreißen. Von allen dieſen Menſchen hat keinen Sinn für meine Traurigkeit, für meine Liebe, für meine Sehnſucht, für mein Entzücken, für meine Träume und mein Hoffen. Was dieſe beklagen, fliehen, ſuchen, fordern, warum ſie kämpfen und ſorgen, worüber ſie ſich glücklich preiſen, das läßt mich nicht bloß gleichgültig; es ſteht mit meinem ganzen Weſen im Widerſpruche, es quält, es foltert mich, ich kann mich nicht ſchnell genug davon frey machen. Ich frage, und niemand antwortet, niemand verſteht mich, in den Lüften verhallt meine Frage, und doch vermag ich der Frage nicht zu wehren.

In die Vergangenheit muß ich zurück; da iſt die genügende Antwort auf meine Frage; da ſind die ſtillen Plätze, die dunkeln Wälder, die melancholiſchen Schatten, die einſamen Gräber, da die heitern Frühlinge, die blühenden Gefilde, die klaren Bäche und die grünenden Ufer, da die erhabenen Bilder und die heiligen Geſtalten, da die rührenden Verkündigungen einer himmliſchen Seligkeit, da die herrlichen Zwecke und die großen Thaten und die freyen Beſtrebungen; da ertönen die ſüßen, die geheimnißvollen, die ahnungsreichen Stimmen, da die ſanften Klagen, wornach ein unausſprechliches Verlangen mir die Bruſt erweitert; da begrüßt meine Seele die Freunde der Jugend, die alle Luſt und alles Weh und alle Sorge des Lebens mit mir theilten, die jeden leiſe angedeuteten Gedanken, jede Regung des Herzens, wie ich ſie nur immer zu bezeichnen vermochte, verſtanden, und darin das Ihrige, das Pfand unſrer Geiſtesverwandſchaft und unſrer ewigen Liebe erkannten.

Oft auch nöthigen mich die Entbehrungen, die Leiden und Sorgen der Gegenwart, zu der Vergangenheit meine Zuflucht zu nehmen. Nicht, daß ich überſähe, was die Gegenwart ſelbſt Tröſtliches und Erheiterndes in ſich ſchließt; aber wie oft reicht das alles nicht hin, das Herz zu ſtillen! und die Vergangenheit gewährt mir ſo freundlich und ſo wohlthuend, wornach das Herz ſchmachtet.

Glückliche Zeiten, wo noch in feſtlichem Schimmer und paradiſiſchem Schmucke die jetzt nächtlich verdüſterte Erde erglänzte, wo noch in tiefem Frieden die Gefilde ruhten unter einem lachenden Himmel, auf denen jetzt wilde Kämpfe wüthen, und Verheerung und Schrecken und Elend weit umher verbreiten, wo noch Unſchuld und Einfalt und Freiheit und Vertrauen und reiche Armuth das Herz beſeligten, das jetzt, bald von ſeinen Verirrungen, bald von den Verbildungen der Kunſt, bald von peinlichen Beſchränkungen, bald von finſterm Mißtrauen, bald von darbendem Ueberfluſſe geängſtigt wird, wo die geliebten Fluren der Heimath den jetzt in die kalte Fremde Hinausgeſtoßenen noch vertraulich umgaben, wo ich mich noch freute im Beſitze deſſen, was ich jetzt, da es unwiederbringlich dahin iſt, nur beweinen kann, wo die theuern Menſchen noch lebten, Worte und Blicke mit mir wechſelnd, die ich jetzt in den Gebiethen des ſterblichen Lebens nicht mehr hören und ſehen werde, wo der Haß und die Kränkung und die fehlgeſchlagene Erwartung noch nicht dieſes jetzt blutende Herz verwundet hatten, wo mir noch unbekannt war die tauſendfache Noth der Menſchheit, und kein gräßliches Bild in die ſüßen Träume ſich miſchte.

Ich *gedenke* dieſer Zeiten und vergeſſe, was in der Gegenwart mich drückt oder beunruhigt. Die trüben Gedanken weichen der ſüßen Beſchäftigung; die Erinnerung zieht mit heitern Schimmern durch die verdüſterte Seele, und das kranke Herz lebt wieder auf.

Ich verſetze mich in jene Zeiten, und die traurige Gegenwart läßt ab von mir; ich empfinde und genieße, was dort ſo ſchön und beglückend war, und es gelingt mir, wenigſtens auf Augenblicke mein Herz zu täuſchen, und unter den freundlichen Umgebungen neuen Muth und neue Stärke zu ſammeln. Die alten Zeiten ſind wiedergekehrt, mich mit allen ihren Schätzen zu bereichern.

Selbſt die Wehmuth, mit der ich bald nachher inne werde, daß dies doch nur Traum war, und alles ſo anders, ſo ganz anders geworden iſt — das Große ſo klein, das Geliebte ſo zurückſtoßend, das Erfüllte ſo leer, bringt einen Gehalt in mein Leben, den ich für keinen Preis hingeben möchte.

Und tritt nicht die beßre Vergangenheit vor mich hin mit Worten des Troſtes im Munde, die mich aufmerkſam machen, daß ich nicht immer verlaſſen und elend geweſen, daß ich beſeſſen und mich gefreut habe? zeigt ſie mir nicht in mir ſelbſt das begünſtigte Weſen? weckt und ſtärkt ſie nicht in mir den Glauben an das Schöne und Gute im Leben, an eine über dem Leben waltenden Liebe? und deutet ſie nicht auf eine neue ewige Jugend, auf einen neuen ewigen Frieden, auf neuen unvergänlichen Beſitz des Geliebten? Ward mir nicht auch darum die Fähigkeit mich der Vergangenheit zu erinnern, damit ſie mir in ihrem Beſten Bild und Verheißung der Zukunft würde?

Könnte ich mich bloß an ihr ergötzen, wie man ſich an einer lieblichen Schilderung, an einem ſchönen Landſchaftsgemählde, an einem edeln Kunſtwerke ergötzt, wahrlich ich hätte alle Urſache mich zu freuen, daß ſie mein iſt. Eine liebliche Schilderung, ein ſchönes Landſchaftsgemählde, ein edles Kunſtwerk zaubert ja ſchon den in die Betrachtung Verlornen, ohne alle weitere Beziehung auf ihn ſelbſt, hinweg aus der düſtern Gegend des Grames und der ſchweren Sorge in Welten des Lichtes, des Friedens und der Freiheit.

So vieles war in der Vergangenheit ſchön; ſo vieles hat da das Auge entzückt, das Herz gerührt und gefeſſelt und erweitert, und mit Gefühlen einer himmliſchen Liebe erfüllt; ſo viel herrliche Plätze habe ich betreten; ſo viel frohe Veränderungen habe ich erfahren; ſo viel köſtliche Tage habe ich verlebt; ſo viel treffliche Menſchen ſind mir nahe geweſen, haben mich geliebt — o, wie vermöchte ich das alles zu nennen, was mir in der Vergangenheit ſelige Stunden bereitet hat? Geſetzt nun, ich bedürfte es nicht, bey der Vergangenheit Troſt und Hülfe für das belaſtete Herz zu ſuchen: ſoll ich nicht ſchon deßwegen bey ihr verweilen, weil ſo vieles darin ſchön war? Soll ich dieſes Schöne, das auf immer und ewig das Meinige ſeyn, das ich meinem Geiſte und Herzen unzertrennlich vermählen will, mir nicht ſorgfältig bewahren? Soll ich mich nicht innig damit beſchäftigen, ſo oft es mir geſtattet iſt, und in dieſer Beſchäftigung mir den reinen Genuß verſchaffen, den ſie mir zu geben vermag, und durch die Gedanken und Gefühle des Schönen meine Seele nähren und läutern, und ſie ſelbſt zu höherer Schönheit bilden? Soll ich mich engherzig auf das beſchränken, was mir der Augenblick biethet, und es verſchwinden laſſen im Fluge des Augenblickes, da ich im Stande bin, ohne dieſes im mindeſten zu beeinträchtigen, alles damit zu vereinigen, was je herrlich durch mein Leben geglänzt, es aus der fernſten wie aus der nächſten Vergangenheit heraufzuholen, und es geiſtig verklärt in die Gegenwart hinzuſtellen?

Was hat wohl die Gegenwart Schönes, das mit dem Schönen der Vergangenheit in Vergleichung kommen könnte? O, wie armſelig wären meine beſten Freuden, wenn mein Herz nichts als die, obgleich mit allem Reitze, wofür ſie Empfänglichkeit hat, geſchmückte, Gegenwart ſein nennen dürfte!

Mag immerhin der Zauber, womit die Vergangenheit uns entzückt, zum Theil ein Werk der verſchönernden Einbildungskraft ſeyn: ſie wirkt doch mit dieſem Zauber auf mein Herz, ſie weckt in mir die ſüßen Gefühle, welche die Gegenwart nicht hervorbringen kann.

Als es gegenwärtig war, habe ich von dem Schönen, das ich jetzt in der Vergangenheit finde, bey weitem den Genuß nicht gehabt, den es mir zu gewähren vermochte. Jedes Schöne iſt in ſeiner Beziehung auf des Menſchen Gemüth ein Unendliches, und fähig, ſo oft die

Betrachtung zu ihm zurückkehrt, neue Züge ſeiner Vortrefflichkeit zu enthüllen, und mit neuen Freuden das Herz zu beglücken. Nur im Ganzen habe ich gewöhnlich das Vergangene empfunden, in ſein Einzelnes muß ich mich mittelſt der Erinnerung hineinleben; nur die lebhafteren Eindrücke habe ich von ihm empfangen; die ſanftern, die gerade das reinſte und ſüßeſte Vergnügen ſchaffen, muß ich mir in der Erinnerung ſammeln. Warum aber ſollte ich irgend etwas ungenutzt laſſen, wovon ich mir Gewinn an Freude und Bildung verſprechen darf?

Ich verliere mich oft in die blühenden und ſchimmernden Reiche der Vergangenheit, bald umherwandelnd unter den reitzenden Geſtalten und Erſcheinungen, bald verweilend bey dem, was das Herz ſtärker anzieht, mich ganz der Betrachtung deſſelben hinzugeben, und alles zu empfinden, was es dem Herzen mitzutheilen geſchickt iſt. Der Gedanke, daß das Schöne in der Wirklichkeit ein Vergangenes iſt, verbittert mir keineswegen das Vergnügen, womit ich es betrachte; er bewirkt nur, daß die Empfindung ſanfter mein Herz bewegt; für mein Herz iſt es ja nicht vergangen — dem Herzen lebt es in ewig friſcher Jugend; dem Herzen thut es wohl, es in der Vergangenheit, wo alles ruhig und ſicher wohnt, geborgen zu wiſſen vor den Bedrängniſſen und Gefahren, denen alles was die Gegenwart enthält, ausgeſetzt iſt. Ich weiche daher auch dem Gedanken des Vergangenſeyns nicht aus, er befreundet ſich in meinem Gemüthe innig mit dem Gedanken des Schönen. Zuweilen iſt es mir ſo gar Bedürfniß, das Schöne recht eigentlich in der Vergangenheit zu ſehen; da erſcheint es mir wie eine anmuthige Gegend im milden Abendlichte, oder in den Schleier weicher Düfte gehüllt.

Auch die Schmerzen der Vergangenheit durchlebe ich nicht ſelten gern im Geiſte von neuem. Sie haben ja ihren Stachel verloren; als blaſſe Geſtalten der Wemuth ziehen ſie ſanft trauernd an mir vorüber, und bewegen die Seele in ſtiller Rührung. Es vermiſchen ſich mit ihnen mancherley angenehme Empfindungen, die ſie in der Gegenwart nicht aufnehmen konnte. Ich erblicke in ihnen das Rein-Menſchliche und den Zuſtand eines von menſchlichen Dingen menſchlich erfüllten Gemüthes. Was etwa die Erinnerung noch Peinliches haben möchte, das löſet ſich auf in das Wohlthuende des Gedankens, daß alles nun vorbey und überſtanden iſt, und ſo manche Erquickung und Stärkung dem Gemüthe zu Theil ward.

Der Troſt, der in der Gegenwart nur das leidende Herz beruhigt, wird, indem wir uns ſeines Wirkens auf das Herz erinnern, zum zwar ſtillen aber unbeſchreiblich angenehmen Genuſſe. Das Andenken an das, was mich getröſtet — o, wie viel lieblicher iſt es doch oft als das Andenken an das meiſte, was mich erfreut hat!

Welch eine wunderbar ſüße Stimmung, die gewiſſe Leiden der Jugend in der Erinnerung hervorbringen! welch eine Fülle des ſanfteſten Schmerzens und des mildeſten Troſtes! Die reichſte Sprache hat keine Worte, das Eigenthümliche dieſer Zuſtände zu bezeichnen.

Die trüben Stunden unſers Lebens ſind auf unſre ſittlichen Bedürfniſſe berechnet; ſie enthalten vielfache Andeutungen, Anregungen, Antriebe und Hülfsmittel zur edelſten Herzensbildung. Wir ſelbſt aber müſſen ſie dazu benuben, wenn ihr Zweck erreicht werden ſoll. Das vermögen wir nur unvollkommen, ſo lange das Gemüth von den Schmerzen der Gegenwart angegriffen iſt; es fehlt ihm an Ruhe, Beſonnenheit, Umſicht und Herrſchaft über ſich ſelbſt. Die mildere Erinnerung ſetzt uns in den Stand, allen heilſamen Eindrücken das Herz zu öffnen, zu erwägen und zu beſorgen, wofür ſie uns in Anſpruch nehmen.

Haben ſie ſchon wirklich ihren wohlthätigen Einfluß auf uns geäußert, haben ſie uns gelaſſener, gottergebener, wohlwollender, freundlicher, gewiſſenhafter, thätiger, vorſichtiger gemacht — welch ein angenehmes Geſchäft iſt es dann, ſich dieſes Einfluſſes bewußt zu werden, ſich deſſelben für immer zu verſichern, und ihm noch größere Stärke und Ausbreitung zu verſchaffen!

Es gibt Zeiten, wo ich in der Gegenwart mich ſelbſt vermiſſe. Ich kann mich nicht aufrecht erhalten unter den Laſten, die auf mich gehäuft werden; ich kann mich aus dieſer verworrenen Menge von Eindrücken nicht herausfinden; ich kann mein Bewußtſeyn an nichts befeſtigen unter dieſen wankenden Bildern, die mich umſchweben; ich fühle die Kräfte nicht in mir, mit denen ich gewohnt bin zu wirken. Das Licht, das ſonſt in meinem Verſtande leuchtet, iſt erloſchen; die Wärme, die ſonſt mein Herz belebt, hat einer erſtarrenden Kälte Platz gemacht. Ich treffe Neigungen und Geſinnungen an, die mir ſonſt fremd — ich verweile mit Wohlgefallen bey Gedanken, die mir ſonſt zuwider waren. Alles iſt mir unſicher geworden; in einem bodenloſen Abgrund fürchte ich zu verſinken; vor einem Geſpenſte meines Daſeyns graut mir.

Da wende ich mich an die Vergangenheit; bekannt und befreundet ſpricht es aus ihr mich an; hell und geordnet umgibt es mich; ich finde mich ſelbſt in deutlichen Bewußtſeyn und in der freyen Herrſchaft über die Eindrücke; ich finde die alte Liebe, die alte Freude, das alte Vertrauen, den Muth und die Stärke der Jugend. Mit neuer Klarheit des Sinnes und mit neuem Glauben an mich ſelbſt verweile ich unter den Erſcheinungen der Gegenwart, weil mir Vermögen wiedergeſchenkt iſt, meine äußere und innere Welt auf mich ſelbſt zu beziehen.

In der Vergangenheit muß ich mich ſuchen, um mich meines Daſeyns und Werthes zu verſichern — aber auch um den Zuſammenhang und das Bleibende in dem unaufhörlichen Wechſel irdiſcher Dinge wahrzunehmen. Zuſammenhang, feſten, bedeutungsvollen Zuſammenhang nehme ich wahr in den Zuſtänden, durch welche hindurch ich zu dem gegenwärtigen Momente und auf die Stufe der Bildung, auf welcher ich jetzt ſtehe, gelangt bin, wenn ich ihn auch ſonſt nirgends anzutreffen vermöchte. Bleibendes nehme ich wahr in der Einheit des Bewußtſyns, das mich durch alle Zuſtände begleitet, in den Geſetzen, nach denen mein Geiſt ſich entwickelt, und in ſeinem Denken, Wollen, Billigen und Verwerfen beſtimmt hat, vor allem aber in der Art, wie das Schöne und Gute ſich an meinem Herzen und in meinem Leben erwieſen, als das Hülfreiche, immer Befriedigende, immer Wünſchenswürdige, nie dem, der ſeiner werth iſt, Fehlende.

Auch an mir — wie vieles hat ſich geändert, iſt nich mehr das Alte! Aber mich ſelbſt habe ich gerettet — das Herrlichſte leuchtet noch in

Hat die Vergangenheit das auf mich gewirkt, was ſie wirken habe ich ſie benutzt, wie ich ſie benutzen ſollte? was habe ich nachzuholen, zu verbeſſern, wieder zu gewinnen? Dieſe Fragen dringen ſich mir auf, und ich darf — ich kann ſie nicht zurückweiſen.

Welcher Troſt und welche Wonne für mein Herz, in den vergangenen Tagen überall Spuren einer weiſen Leitung menſchlicher Dinge durch einen höhern Verſtand und eine höhere Macht anzutreffen! So oft ich bey der Vergangenheit verweile, finde ich ſie — hier in ſtiller Verborgenheit, dort hell hervorſtrahlend, und ein glänzendes Licht weit umher verbreitend. Immer einleuchtender wird es mir, daß ich Wege des Friedens bin geführt worden, und immer ſiegender wird in mir der Glaube, daß ich, folgſam jener höhern Leitung, nie andre als Wege des Friedens werde geführt werden; mit vollkommner Beruhigung vertraue ich dem Weſen mich an, das ſich mir ſo rührend und groß in der Vergangenheit enthüllte.

Wie reich iſt die Vergangenheit an Belehrungen, die für die Erleuchtung meines Geiſtes, für die Einrichtung meines Verhaltens, für die Berichtigung und Belebung meiner Erwartungen von der größten Wichtigkeit ſind! Wie viel würde ich einbüßen, wenn ich ſie nicht beachten wollte! Und welch ein ein edles und ſüßes Vergnügen, ihren Unterricht zu hören und ihm nachzudenken!

Zu den Gewinnreichſten und Heiterſten meines Lebens gehören die Stunden, die ich im Umgange mit der Vergangenheit zubringe.

* * *

reinem Morgenglanze durch mein Leben. Es iſt etwas treu geblieben, während ich trauerte, von allen verlaſſen zu ſeyn; es gibt etwas, worauf ich bauen kann, während ich überall Unbeſtand erfahre. Ein gränzenloſes Vermögen der Treue liegt in meiner Bruſt; bey mir ſteht es, mir mittelſt deſſelben da einen feſten Ort zu verſchaffen, wo alles zu wanken ſcheint. Eine ewige Treue waltet über mir, und ich werde leben, von ihr bewacht und geſegnet, in ihren Reichen immerdar.

Mein Daſeyn in der Vergangenheit leiſtet mir Bürgſchaft für mein Daſeyn in der Zukunft. Die Gegenwart knüpft ſich an die Zukunft, wie die Vergangenheit an die Gegenwart ſich knüpft, oder vielmehr, mein Geiſt verbindet Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart. Die Zukunft wird mir nicht fremd ſeyn: denn in der Vergangenheit habe ich Züge ihres Bildes gefunden; in der Vergangenheit lebend habe ich mich ihr befreundet, und zu allen Geheimniſſen, welche das ahnungsvolle Herz umſchließt, hat die Vergangenheit mitgewirkt. Nichts vermag der Ueberzeugung von meiner ewigen Fortdauer und den ſeligen Hoffnungen, die ſich auf dieſelbe beziehen, eine ſolche innere Gewißheit zu geben, als das Wahrnehmen meiner ſelbſt in den verſchiedenen Zuſtänden der Vergangenheit.

Soll ich nicht auch in der Vergangenheit forſchen, um mich überall anzutreffen, wo ich mich antreffen kann, um ſo viele abgefloſſene Momente freudig mit meinem Leben erfüllt zu ſehen, und mir dadurch ein kräftigeres Daſeynsgefühl zu verſchaffen, um mir ſelbſt völlig klar zu werden in allen Beſtimmungen und Aeußerungen meines geiſtigen Lebens, um den Gang meiner Entwickelungen und die Geſchichte meiner Wirkſamkeit zu verfolgen, meine Bedürfniſſe richtiger zu verſtehen, und den Plan meiner fernern Bildung glücklicher zu entwerfen? Was ich unter dem Einfluſſe mannichfaltiger Umſtände und durch eigne Bemühungen bereits geworden bin, und was ich unter dem Einfluſſe der Umſtände noch werden kann, durch eigne Bemühungen noch werden muß, das vermag nur die Vergangenheit, im Blicke auf das Ideal meines Daſeyns, mir zu ſagen.

Hat die Vergangenheit das auf mich gewirkt, was ſie wirken habe ich ſie benutzt, wie ich ſie benutzen ſollte? was habe ich nachzuholen, zu verbeſſern, wieder zu gewinnen? Dieſe Fragen dringen ſich mir auf, und ich darf — ich kann ſie nicht zurückweiſen.

Welcher Troſt und welche Wonne für mein Herz, in den vergangenen Tagen überall Spuren einer weiſen Leitung menſchlicher Dinge durch einen höhern Verſtand und eine höhere Macht anzutreffen! So oft ich bey der Vergangenheit verweile, finde ich ſie — hier in ſtiller Verborgenheit, dort hell hervorſtrahlend, und ein glänzendes Licht weit umher verbreitend. Immer einleuchtender wird es mir, daß ich Wege des Friedens bin geführt worden, und immer ſiegender wird in mir der Glaube, daß ich, folgſam jener höhern Leitung, nie andre als Wege des Friedens werde geführt werden; mit vollkommner Beruhigung vertraue ich dem Weſen mich an, das ſich mir ſo rührend und groß in der Vergangenheit enthüllt.

Wie reich iſt die Vergangenheit an Belehrungen, die für die Erleuchtung meines Geiſtes, für die Einrichtung meines Verhaltens, für die Berichtigung und Belebung meiner Erwartungen von der größten Wichtigkeit ſind! Wie viel würde ich einbüßen, wenn ich ſie nicht beachten wollte! Und welch ein ein edles und ſüßes Vergnügen, ihren Unterricht zu hören und ihm nachzudenken!

Zu den Gewinnreichſten und Heiterſten meines Lebens gehören die Stunden, die ich im Umgange mit der Vergangenheit zubringe.

21.

Der göttliche Friede.

Man muß im Streite gelebt haben, um die Wonne des Friedens fühlen zu können. Wo iſt aber der Menſch, dem nicht der Gedanke des Friedens ein unbeſchreiblich heitrer und ſüßer Gedanke wäre? Helle Schimmer verbreitet er durch die Seele, und von frohen Empfindungen zittert das Herz. Die lieblichſten Bilder und die holdeſten Erinnerungen haben dem Worte Friede ſich zugeſellt; eine in ſtiller Herrlichkeit blühende Welt ſcheint bey den Gedanken des Friedens in unſerm Innern zu erwachen und ſich in ſanftem Lichte zu entfalten: denn ach! wir kennen alle den Streit gar zu wohl; er iſt das alte traurige Erbtheil der Menſchheit; in tauſend Geſtalten finden wir ihn auf allen Plätzen, die wir betreten; tragen wir ihn doch beſtändig in unſerm Innern.

Nicht bloß da iſt der Streit, wo entgegengeſetzte Kräfte einander bekämpfen: er iſt überall, wo wir unſanft berührt, in unſerm eigenthümlichen Weſen aufgeſtört oder bedrängt, im Beſitze und Genuſſe unſrer ſelbſt gehindert werden.

Ein dichtes Gedränge von Menſchen — während wir allein zu ſeyn wünſchen — geräuſchvolle Bewegungen um uns her — während wir mit uns ſelbſt leben, oder uns ganz einem Geſchäft widmen möchten, das Stille und Sammlung verlangt — tumultuariſche Auftritte, beſonders die Ausbrüche wilder Leidenſchaften, wenn ſie auch eben nicht gegen uns gerichtet ſind — während wir uns in einer milden ruhigen Stimmung befinden — jede heftige Erſchütterung der Nerven — während dieſe nicht disponirt ſind, dergleichen ertragen zu können, ohne empfindlich davon verletzt zu werden — alles, was eine ängſtliche Spannung hervorbringt, bange Ahnungen erweckt —

je unbeſtimmter, deſto angreifender — Kämpfe, in welchen wir Menſchen mit einander oder die Natur mit ſich ſelbſt begriffen ſehen, und in die wir durch unſer ſympatetiſches Gefühl mit hineingezogen werden, Widerſprüche, die wir uns vergebens anſtrengen aufzulöſen: das alles erzeugt in uns peinliche Gefühle des Streites.

Der Streit drängt ſich in unſre Verhältniſſe: indem wir Arbeiten zu verrichten haben, die ſich mit unſern Neigungen und der Verfaſſung unſers Gemüthes nicht wollen in Uebereinſtimmung bringen laſſen, bey unſern eifrigſten Bemühungen unüberſteigliche Hinderniſſe antreffen; indem das uns begegnet, was unſre Hoffnungen vereitelt, unſer Herz empört oder verwundet; indem wir genöthigt ſind, mit Menſchen zu wirken, mit welchen wir uns auf keine Weiſe vereinigen können, mit eigen- quer- und ſtarrſinnigen, mit bizarren, beſchränkten, hochmüthigen, rechthaberiſchen, von Vorurtheilen beherrſchten, — mit Menſchen zu leben, die uns völlig kalt laſſen oder gar zurückſtoßen, deren Sinn mit unſrer Empfänglichkeit und Liebe nirgends zuſammentrifft, denen wir uns eben ſo wenig anzufügen, als wir ſie für uns zu gewinnen, und zu uns herüber zu ziehen wiſſen, die uns bald aus Unverſtand, bald in der Leidenſchaft, bald abſichtlich, kränken oder entgegen handeln; ſchon indem augenblickliche Aufwallungen oder Mißverſtändniſſe ein unfreundliches Vernehmen und mit demſelben mancherley widrige Bewegungen verurſachen.

Auch in unſrer Bruſt wohnt der Streit. Lebhafte Wünſche, eifrige Beſtrebungen und ängſtliche Erwartungen beunruhigen unſer Inneres; heftige Begierden kämpfen wider einander, ohne daß Eine die andre zu überwältigen vermöchte; die ſo eben zu Boden geſchlagene ſteht mit neuer und größerer Kraft wieder auf, und vermag ſie auch nicht, ſich den Sieg zu verſchaffen, ſo wiederholt ſie doch unabläßig ihre Angriffe. Starke Schmerzgefühle beſtürmen das Herz, das ſeine ganze Macht aufbiethen muß, um ſich nur in ſeiner Faſſung zu behaupten. Die Luſt der Sinne und die Triebe der Selbſtſucht reitzen uns, die gegenwärtige Noth und die Furcht künftiger Uebel drängen uns, gegen das Gewiſſen zu handeln. Große Anſtrengungen gehören dazu, den Forderungen des Gewiſſens nachzukommen. Das verletzte Gewiſſen äußert ſich in dunkeln, ſchreckensvollen Ahnungen oder es erhebt ſeine ernſte Stimme in Vorwürfen, Anklagen und Verurtheilungen. Wir ſtehen mit dem edlen Theile unſers Weſens in einem qualvollen Widerſpruche; Reue, Beſchämung, Selbſtverachtung und Bangigkeit foltern unſre Bruſt.

Es iſt Friede um uns her: wenn das Gedränge und die geräuſchvollen Bewegungen ſich verloren, die wilden Laute ſich beſänftigt, die tumultuariſchen Auftritte mildern Erſcheinungen Platz gemacht haben; wenn es uns wieder ruhig und heiter umgibt, die Eindrücke, die wir empfangen, uns nur leiſe berühren, und wir in der Stille ungeſtört uns ſelbſt leben können, wie es uns gefällt; wenn die Kämpfe der Menſchen und der Natur ſich verſöhnen, und alle Erſcheinungen in freundlicher Uebereinſtimmung ſich zu einem wohlgefälligen Ganzen zuſammenfügen, daß, wo auch unſer Blick verweile, nirgends Empfindungen des Zwieſpaltes, der Zerrüttung, überall Empfindungen der Eintracht, der Ordnung, des liebenden Zuſammenhanges in uns geweckt werden, und alle Eindrücke das Herz in eine ſelige Ruhe wiegen.

Es iſt Friede in unſern Verhältniſſen: wenn dieſe der Stimmung und den Bedürfniſſen unſers Herzens angemeſſen ſind, ſo daß wir mit ſüßen Gefühlen uns von denſelben umfangen ſehen; wenn ſie unſre Beſtrebungen erleichtern, und unſre Hoffnungen begünſtigen; wenn wir bey den Menſchen, mit denen uns hier das Schickſal zuſammengefügt hat, Verwandtſchaft des Gemüthes, gefällige Annäherung, liebreiches Zuvorkommen, zartſinnige Aufmerkſamkeit, williges und glückliches Eingehen in unſre Gedanken, Geneigtheit ſich mit uns in dem Beſten zu vereinigen antreffen; wenn niemand üble Geſinnungen gegen uns hägt, niemand etwas Schlimmes gegen uns beabſichtigt, wir uns von jedermann das Angenehmſte verſprechen können, und auch in unſerm Herzen keine bittern Geſinnungen gegen irgend jemand ſich regen.

Es iſt Friede in unſrer Bruſt: wenn dieſe von keinen unruhigen Wünſchen, von keiner ängſtlich geſpannten Erwartung, von keiner drückenden Sorge gequält wird; wenn weiſe Mäßigung unſre Begierden im Gleichgewicht hält, und keine der andern mehr feindlich entgegentritt, da jede nur in den Gränzen edler Menſchlichkeit und nach ihrem Verhältniß zu dem Ganzen einer ſchön gebildeten Individualität ſich äußert; wenn die Bewegungen des Schmerzes ſich verlieren in die gelaſſene und nicht ſelten mild-heitere Stimmung eines Gott ergebenen Gemüthes; wenn wir, keiner unreinen Neigung, keiner ſträflichen Handlung, für den gegenwärtigen Moment wenigſtens, wohl aber der treuen Erfüllung unſrer Pflichten uns bewußt, mit froher Zuverſicht zu Gott aufblicken, das Schickſal uns verſöhnt, und uns für jede Zukunft geſichert wiſſen.

Dies alles vereinigt ſich, wo die Seele im völligen Frieden lebt, ſie mit den angenehmſten Empfindungen zu erfüllen, für jedes Gute, Schöne, Heitre, Sanft-Rührende des Lebens ihr die reinſte Empfänglichkeit zu geben, für das Schlechte, Mißfällige, Düſtre, Beengende oder gewaltſam Ergreifende aber ihr die Empfänglichkeit zu nehmen.

Dies alles — und über dies alle die ſtillen und ſüßen Genüſſe, die uns im Frieden der Seele werden können, alle die holden Bilder, die in dieſem Frieden ſich entfalten, das Auge zu feſſeln und das Herz zu erfreuen, und im Gegenſatze davon alles Beläſtigende, Peinliche, Bange von jeder Art des Streites, ſchwebt dunkel zwar, doch deutlich genug, um ſich in ein frohes Bewußtſeyn aufzulöſen, uns vor bey *dem Gedanken des Friedens*. Daher das unbeſchreiblich Reitzende, das Himmliſch-Erquickende und Erheiternde dieſes Gedankens.

Fühlen wir uns ſelbſt in den Streit verwickelt, vom Streite belaſtet, bedrängt, ermüdet, erſchöpft, aus uns ſelbſt herausgeriſſen: dann erſcheint uns der Friedensgedanke ſo überſchwänglich tröſtend; aus der Ferne ſchimmert es ſtill herüber; wie eine liebe, ſichere Heimath, wie ein blühendes Gefilde voll vertraulichen Lebens, wie ein ſonnenhelles Land voll kühler Schatten öffnet es ſich unſern Blicken, und eine ſanfte Sehnſucht ſtillt die Unruhe des Herzens.

Iſt nun ſchon der *Gedanke des Friedens* ſo reitzend, ſo himmliſch erquickend und erheiternd: ſo muß es der *Friede ſelbſt* noch weit mehr ſeyn — vornehmlich, wenn er, nachdem wir lange in irgend einem Streite gelebt, ſchöner zurückkehrt. Das unnatürliche, beklemmende Verhältniß iſt aufgehoben; was mit immer neuen Beunruhigungen, quälend, ängſtigend, das Innere aufwiegelnd, uns allenthalben verfolgte, hat von uns abgelaſſen; Geiſt und Herz ſind frey geworden; wir beſitzen uns ſelbſt wieder; in der Klarheit des Geiſtes ordnen ſich die Gedanken; in der heitern Ruhe des Gemüthes bewegen ſich die Empfindungen; alle Kräfte unſers Weſens wirken in der glücklichſten Uebereinſtimmung, im freyſten Zuſammenklange; hell und geebnet erblicken wir alles um uns her; jedem reinen und ſtärkenden Genuſſe bringen wir die Stimmung entgegen, die er verlangt, um ganz der unſrige zu werden, und ungetrübt ſpiegelt ſich in uns ab die Herrlichkeit der Welt und das Trefflichſte menſchlicher Seelen.

Der Streit dient zur Entwickelung unſrer Fähigkeiten, zur Uebung der Kraft, zur Stählung des Willens; er hat ſeinen Muth und ſeine Luſt — und darum ſeinen Werth; aber nur dann, wann er ein würdiger iſt, für eine große Sache, mit großen Geſinnungen, geführt wird. Doch auch dann kann er nicht

Zweck an ſich ſelbſt ſeyn; auch dann ſoll er dem Frieden dienen, Frieden vorbereiten, Frieden erkämpfen, die Sehnſucht nach Frieden erwecken, die Gemüther für den Frieden bilden, den Segnungen des Friedens ein weiteres Gebieth verſchaffen.

Der Streit ſetzt einen unſittlichen Zuſtand voraus, aus dem er hervorgeht, und den er unterhält, ſo lange er als Streit ſich offenbart; immer erregt er die Leidenſchaften, immer geſellt er mancherley Unordnungen zu ſich; er geſtattet kein rein frohes Selbſtbewußtſeyn, und reitzt zu inhumaner Behandlung. Wahrlich es wäre eine traurige Sache um das Heil der Menſchheit, wenn es allein im fortdauenden Streite angetroffen würde.

Auch der Friede hat ſeinen Muth und ſeine Luſt und ſeine kräftigen Thaten. Im Frieden der Völker erblüht, was der Völker Glück und Ehre iſt. Damit das Beſte in uns gedeihe, muß der Friede in uns herrſchen; wie denn auch alles Schöne und Edle in uns durch Gefühle des Friedens ſich ankündigt, und ſelbſt das Große ſeine ſtille Majeſtät erſt da ganz enthüllt, wo es in ſicherm Frieden ruht.

Tage des Friedens habe ich verlebt, deren Andenken nie in meiner Seele erlöſchen wird, deren ſüße Erinnerungen dunkler oder heller ſich in alles miſchen, was mein Herz wahrhaft froh macht.

Köſtliche Tage waren es, köſtlicher noch als die, welche mir in ſeelenvoller Heiterkeit und in hoher Freude dahin gegangen ſind. Kindesunſchuld wohnte da in meinem Herzen; o, ich darf es wohl ſagen, mein Herz war rein vor Gott; ein unreiner Gedanke hätte nicht in die leiſeſte Berührung mit dieſem Herzen kommen können. Ich wünſchte und begehrte nichts, denn ich hatte alles. Ich dachte an nichts mit Unruhe und Sorge, denn was mir Unruhe und Sorge hätte erwecken können, war weit von mir; es war vertilgt aus meinem Bewußtſeyn, es gehörte nicht zu meinem Leben. Kein widriger Eindruck ſtörte mich, denn das meiſte in meinen Umgebungen war heiter und gefällig, und was nicht heiter und gefällig war, was ſich nicht ſanft an mein Herz ſchmiegte, und leicht ordnete in die Reihe ſanfter Gedanken und Empfindungen, das that keine Wirkung auf mich. Tiefe Ruhe erfüllte meine

Bruſt; in milder Klarheit füllte es meinen Geiſt; in milder Klarheit lag die Welt um mich her, ſchimmerte über mir der Himmel. Der Friede meiner Seele verbreitete ſich über alles, was mich beſchäftigte, und gab allem ein helles Anſehen, was ich ſonſt im trüben Lichte erblicke.

Im Schooße der Natur, im engen Kreiſe guter einverſtandener Menſchen habe ich die Tage des Friedens verlebt. Wo anders auch hätte ich ſie finden können? Hier iſt man beßrer Menſch, geſichert gegen Zudringlichkeit und läſtiges Geräuſch, geborgen vor den Befehdungen der Leidenſchaft, weggerückt aus dem dumpfen Geſchäftskreiſe und aus den drückenden Verhältniſſen, fern von den Geſchöpfen, die uns durch ihr niedriges Treiben bald Unmuth, bald Ekel einflößen — ganz hingegeben dem Einwirken friedevoller Erſcheinungen, reiner und ſanfter Gemüther — dem Himmel näher, der Gottheit inniger befreundet, demüthiger, ſtiller, einfältiger und genügſamer.

Allerdings iſt die Uebereinſtimmung des Gemüthes mit ſich ſelbſt das vornehmſte Erforderniß des Friedens der Seele; ſie vermag ſo gar, wo ſie rein und klar empfunden wird, die meiſten ſtörenden Eindrücke äußerer Dinge, wenn nicht auszulöſchen, doch bis zu einem gewiſſen Grade unwirkſam zu machen. Damit aber der Friede der Seele ein vollkommner werde, muß nicht bloß alles, was an Streit erinnert, und das Gemüth beunruhigen kann aus unſern Umgebungen und Verhältniſſen entfernt ſeyn, ſondern dieſe Umgebungen und Verhältniſſe müſſen uns auch Bilder eines ſchönen Friedens darſtellen, oder durch ihr Stilles und Mildes eine ungewöhnliche Beſänftigung in unſerm Gemüthe hervorbringen, oder in demſelben Gefühle und Neigungen wecken, die, ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ſich leicht zur gefälligſten Uebereinſtimmung in einem heitern Bewußtſeyn ordnen. Ja nicht ſelten geſchieht es, daß Umgebungen und Verhältniſſe, die hierzu geeignet ſind, uns für das Gefühl der innern Uebereinſtimmung die gehörige Dispoſition ertheilen, und, wenigſtens für den gegenwärtigen Augenblick, in unſerm Innern vertilgen, was dieſem Gefühle entgegenſtrebt. Es gibt Plätze, die, wenn ich, ihrer ſtillen Reitze mich freuend, auf ihnen verweile, Menſchen, die, ſo bald ich ſie erblicke in der Anmuth ihres Weſens, Worte, die, indem ich nur ihren lieblichen Ton höre und ihre ſüße Bedeutung vernehme, jede Leidenſchaft, jede heftige Gemüthsbewegung, jede Erinnerung an verletzte Pflichten aus meiner Seele verdrängen, und das ganze Gemüth zu einem himmliſchen Frieden ſtimmen.

Auch jenen Frieden kenne ich, den ein heiliges Buch den Frieden Gottes nennt, und als einen über alles Denken und Begreifen des Menſchen erhabnen bezeichnet.

In dieſem Frieden iſt ein Gefühl von Gott — nicht von ſeiner Ehrfurcht gebiethenden Majeſtät — nicht von ſeiner das Herz ſanft erwärmenden Liebe — nicht von ſeinem gränzenloſen Vermögen, die Bedürfniſſe der nach ihm ſich ſehnenden Weſen zu ſtillen, — ſondern ein ſtilles, wonnevolles Gefühl von dem in ihm wohnenden unendlichen Frieden, ein Gefühl davon, daß er ſelbſt unendlicher Friede, und daß darum bey ihm die höchſte Seligkeit iſt — das Herrſchende.

Wenn der göttliche Friede mich beſeelt: dann finde ich mich — jeden Gedanken, jede Bewegung des Herzens und jeden Trieb des Willens — und alles um mich her aufgenommen in jenen unendlichen Frieden, welcher Gott ſelbſt iſt, und zu welchem die Kreaturen, als zu ihrem Urſprunge und letzten Ziele, hinſtreben. Die Gefühle und Neigungen meiner Bruſt ſind nicht bloß geordnet und beſänftigt; ſie fließen auch in einander in ſüßer Vereinigung, und verſchaffen mir nebſt dem angenehmſten Bewußtſeyn von mir ſelbſt die froheſte Gewißheit der Uebereinſtimmung mit dem höchſten Weſen und des reinen und wahren Lebens in demſelben.

Zwar weiß ich mich nicht völlig frey von der Schuld; aber ich weiß bey einem lautern Willen in Gott meine Schuld verſöhnt. Ich werde zwar vom Schmerze noch empfindlich berührt; aber der Schmerz dringt nicht mehr in mein Innerſtes, das ganz in dem Frieden des Ewigen ruht, der in Liebe und Ergebung ſich auch bis dahin verbreitet, wo der Schmerz noch Gewalt hat.

In dem Frieden erkenne ich das unveränderliche Weſen der Dinge, die ſichere Grundlage ihres Beſtehens und das unauflösliche Band ihrer Vereinigung — in dem Streite nur die flüchtige Erſcheinung, die, aus dem Frieden geboren, in den Frieden wieder zurückkehrt, und von dem Frieden, ſo lange ſie dauert, gehalten wird, durch die der Friede ſich offenbart und verherrlicht, und die einſt einem ewigen Frieden, den ſie verkündigt und vorbereitet, Platz machen ſoll.

Die Natur athmet für mich allenthalben Frieden, das Leben der Menſchen ſehe ich im Frieden vereint, weil ich den Frieden im Herzen trage, und in demſelben den Geiſt des Friedens vernehme, der über alle Welten ſeinen Frieden ausgießt. So vermögen auch nur die Geſtalten meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln und mein Herz zu rühren, die vom Frieden Bothſchaft bringen, und in ſtillen Friedensgefühlen das Herz anſprechen.

Der menſchliche Seelenfriede muß das Gemüth für den göttlichen empfänglich machen. Die fromme Beſchäftigung mit Gott kann zwar eine gewiſſe Ruhe in jedem Gemüthe hervorbringen; aber das ſtille und ſelige Gefühl von dem Gotte des Friedens, welches den göttlichen Frieden wirkt, kann nur in dem Gemüthe erwachen, in welchem der menſchliche Friede ſchon herrſchend geworden. Gott ſelbſt theilt in dem göttlichen Friedensgefühle der Seele ſich mit; nur das, in ſeinem menſchlichen Frieden Gott befreundete Herz hat für dieſe Mittheilung Sinn, und auch nur ein ſolches Herz wird derſelben gewürdigt. In dem göttlichen Frieden vollendet ſich der menſchliche, und erhebt ſich zum höchſten und reinſten Genuſſe, zur Gemeinſchaft der göttlichen Seligkeit; darum kein göttlicher Friede, wo nicht die Anlagen und Kräfte deſſelben im menſchlichen Frieden vorhanden ſind.

In dem menſchlichen Frieden geſellt ſich das Vermögen unendlicher Umfaſſung, das Bewußtſeyn eines unendlichen Beſitzes, und das Gefühl nahmenloſer Wonne, indem er ſich in den göttlichen verwandelt. Dieſe Verwandlung aber ſetzt voraus, daß der menſchliche Friede in uns zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gelangt ſey. So bald dieſes geſchehen iſt, erfolgt ſie unausbleiblich: denn nach allen Seiten hin verbreitet ſich ohne Aufhören der in

Gott wohnende Friede, und tritt mit allem in Berührung, was für ihn Empfänglichkeit hat.

Doch nicht ununterbrochen kann der Menſch, bey den zahlreichen Störungen, denen ſein menſchlicher Friede unterworfen iſt, und da es ihm ſo oft an den äußern Bedingungen des letztern fehlt, da er, in ſeiner moraliſchen Schwäche, ſich nicht einmal die dazu erforderliche Einheit des Gemüthes immer zu erhalten vermag, den Frieden Gottes fühlen, und eben ſo wenig kann er ſich den Genuß deſſelben in jedem beliebigen Augenblick verſchaffen. Wohl aber ſteht es bey ihm, ſich dadurch des göttlichen Friedens immer mehr zu verſichern, daß er, ſo viel an ihm iſt, Frieden ſtiftet in ſeiner Bruſt, um ſich her und in ſeinen Verhältniſſen, und ſich mit dem Gedanken des unendlichen Friedens in Gott und mit ſolchen Anſichten des Lebens, die in demſelben den Frieden wahrnehmen laſſen, innig befreundet. Bey dieſen Bemühungen werden in unſerm Leben die glücklichen Stunden nicht ſelten ſeyn, wo der Friede Gottes rein und klar und in ſtillem Entzücken unſer Innres erfüllt.

Nie habe ich den Frieden Gottes gefühlt, ohne daß mein Gemüth dazu geweiht war. Aber wunderbar kam es über mich, nach einem wohl gelungenen Werke, nach einem würdig verlebten Tage, an einer einſamen geliebten Stelle der freyen Natur, in der Dämmerung eines ſanften Sommerabends, in der Heitre eines ſchönen Sonntagsmorgens, da die Ruhe des Himmels in heiliger Gottesnähe ſich über die feyernde Erde gelagert hatte, was mein Herz in den ſeligen Frieden Gottes hinauf hob, es durch Vorempfindung des Himmels zu ſtärken.

22.

Die ſüße und wohlthätige Beſchränkung.

Beſchränkung pflegt der Menſch für ein Uebel zu halten; nicht ſelten möchte er ſie zu den drückendſten zählen; jede Art derſelben erregt ſeinen Widerwillen. Und doch findet er ſich auf ſo vielfache Weiſe beſchränkt, und zur Selbſtbeſchränkung genöthigt. Die Natur hat ihn in Schranken gewieſen, die er nicht zu durchbrechen vermag; die Gebothe der Vernunft beſchränken ſeinen Willen und ſeine That, ſie gehen wachend und drohend der Neigung zur Seite, und legen der eigenſten und lebendigſten Kraft ſeines Weſens Feſſeln an; die Verhältniſſe ſeines Lebens dringen ſeiner

Wirkſamkeit Geſetze auf, denen ſie mit Unluſt ſich unterwirft. Die edelſten und mächtigſten Bedürfniſſe des Herzens kann er nicht befriedigen, ohne ſein Leben in engere Kreiſe einzuſchließen, und wenigſtens das, wodurch er ſeines Lebens am meiſten inne wird, darin feſt zuſammen zu halten.

Es läßt ſich nicht verkennen, die Beſchränkung hat ihr Unbequemes, ihr Läſtiges; ſie iſt eine Gewalt, die unſrer Natur angethan wird. Aber ſie hat auch ihr Süßes und Heilſames; die Gewalt, die wir hier erleiden, iſt nicht bloß eine nothwendige, ſondern auch eine wohlthuende, die unſer Weſen reinigt, ſtärkt und erhöht, uns vor traurigen Verirrungen bewahrt, und uns Quellen der köſtlichſten Freuden eröffnet.

Das habe ich — o, wie oft! — erfahren. Jetzt will ich es mir angelegentlich vergegenwärtigen, recht deutlich will ich mir das Glück der Beſchränkung machen, damit ich nie wieder über ihren Zwang Klage führe.

Zwey Triebe ſtreben der Beſchränkung entgegen: der Trieb der Freyheit und der Trieb der Erweiterung; an beyden aber auch zeigt ſich ihr Wohlthätiges.

Nicht vertilgen läßt ſich in der Bruſt des Menſchen der Trieb der Freyheit, ohne daß man den Charakter der Menſchheit an ihm vertilge, und alle ſeine Kräfte, ſelbſt die thieriſchen in ihm, lähme. Trieb der Freyheit iſt Trieb des Lebens, und hat ſeine Wurzel im Selbſtgefühle. Der Menſch insbeſondre weiß ſich zur Freyheit geboren — das edelſte Leben muß auch das freyeſte ſeyn. In der Freyheit erkennt er ſeine Ehre, ſein koſtbares Recht, ſein herrliches Erbe. Nur für den trägen, in niedrige Genußſucht völlig verſunkenen Stumpfſinn kann das Leben in der Knechtſchaft noch einigen Werth haben. Der fühlende, kräftige Menſch wirft es von ſich, oder trägt es allein aus Gehorſam gegen ein höheres Geſetz. Er will reden und thun und genießen, was und wie es ihm gefällt, ſein Liebſtes ſetzt er daran, daß er ſich in ſeiner Freyheit behaupte. Je deutlicher und lebendiger das Selbſtgefühl, je energiſcher die Körper- und Geiſtesnatur, je edler das Gemüth: deſto feuriger der Freyheitstrieb.

Mit dieſem Triebe in der Bruſt — nicht nach irgend einer begränzten, ſondern nach unbedingter Freyheit, nach Freyheit in jeder Hinſicht, daß mein Wille überall gelte, daß kein unbeſiegbares Hinderniß mir in den Weg trete, und kein Zwang noch Geboth mich abhalte zu handeln nach der Luſt des Herzens, finde ich mich ſchon beſchränkt in Anſehung meines Vermögens.

Ich will ſo manches, das ich nicht kann; mir fehlen die Kräfte und die Mittel; meine Geiſtesfähigkeiten reichen nicht hin, alles, worauf es ankommt, zu überſehen, zu durchſchauen, zu prüfen und in zweckmäßige Verbindung zu bringen; feindſelige mir überlegene Umſtände vereiteln das Beginnen, dem ich mich gewachſen glaubte; drohend und zwingend ſteht der fremde mächtigere Wille mir gegenüber. Mit finſterm Unmuth empfand ich oft meine Ohnmacht und die Nothwendigkeit, das ungeſtüme Verlangen des Herzens zu bekämpfen, das nicht ſelten von den edelſten Trieben beſeelt, auf die theuerſten Güter gerichtet war, und zürnte dem beſchränkten Vermögen endlicher Naturen, dem harten Geſchick, der, in dem Reichthum des Herzens, an Kraft ſo armen, bey der Kühnheit ihres Begehrens und dem freyen Schwunge ihres Willens, in ſo enge Schranken gewieſenen und mit Gewalt niederwärts gehaltenen Menſchheit.

Ich muß, was ich nicht will, eine Macht, wider die ich nicht kann, drängt mich, ſtößt mich fort, gebraucht mich, wie es ihr gefällt, mein Widerſtreben dient nur mir den Zwang fühlbarer zu machen — und auch das habe ich oft mit wilder Entrüſtung und lautem Murren über die Abhängigkeit und Mühſeligkeit meines Weſens empfunden.

Die Erfahrung hat mich belehrt, jetzt ſegne ich dieſe Beſchränkung.

Könnte ich alles, was ich will: wie viel Verwirrung und Unheil würde ich anrichten! wie viele Uebel mir ſelbſt bereiten! wie ſchlecht wäre das Wohl der Welt, die Ruhe meines Herzens, das Glück meines Lebens geſichert, bey den verderblichen Leidenſchaften, den gutmüthigen aber unbeſonnenen Aufwallungen, den mancherley Einfällen und Launen, die nur zu häufig meinen Willen beſtimmen, bey dem Leichtſinne, womit ich oft zu Werke gehe, bey den zahlreichen Thorheiten, wovon ich mich beſchleichen laſſe, bey den Unvorſichtigkeiten und Uebereilungen, deren ich mich ſchuldig mache, bey der menſchlichen Kurzſichtigkeit, die mich nicht ſelten irre leitet, wo meine Abſichten die reinſten und von der Vernunft ſelbſt mir aufgegeben ſind!

Wäre ich nicht wider meinen Willen zu manchen Handlungen genöthigt: wie vieles würde unterbleiben, wovon das Wohl des Ganzen, die Ruhe meines Herzens und das Glück meines Lebens verlangt, daß es geſchehe, da ich es oft nicht für das Heilſame erkenne, da bald der Eigennutz, bald die Weichlichkeit, bald ein ſchwaches Wohlwollen, bald eine falſche Delikateſſe mich davon zurückhalten!

O, ich fühle mich wohl in dieſer meiner natürlichen Beſchränkung; ich kann mich mit ihr befreunden, ich habe mich mit ihr befreundet. Ich übe deſto williger, leichter und froher, deſto mehr mit Herz und Sinn, mit Liebe und Tüchtigkeit, aus der Fülle meines eigenthümlichſten Lebens, was mir auf dem engern Gebiethe geſtattet iſt. Eine unbedingte Freyheit eignet ſich für meine Natur nicht; ich bin frey, wie ich es ſeyn kann. Die Energie meiner Freyheit iſt um ſo größer, je weniger ſie ſich nach allen Seiten verbreitet; ihre Beſchränkung dient zu ihrer Erhöhung.

Doch das, durch die Natur ſchon begränzte Gebieth meiner Freyheit wird mir noch enger begränzt durch das Geſetz der Pflicht.

Ich darf nicht alles, was ich will und kann; ich ſoll manches, was ich weder will noch muß. Die Vernunft unterſagt und gebiethet, und ich fühle, daß ich ihrem Anſehen Ehrfurcht ſchuldig bin, daß von der Achtung, die ich gegen ſie häge und von dem Gehorſam, den ich ihr weihe, die Ehre und der Werth meines Lebens, wie der Friede meines Herzens abhängt.. Meinem moraliſchen Sinne, in dem ich das Tiefſte meines Lebens verletzen würde, iſt der Befehl der Vernunft gleich der Nothwendigkeit der Natur.

Nicht ſelten zwar ſtimmt der Befehl der Vernunft überein mit der Neigung des Herzens;

ich mag das nicht, was ſie mir unterſagt, ich fühle keinen Trieb dazu, es erfüllt mich wohl gar mit lebhaftem Abſcheu; ich habe meine Luſt an dem, was ſie mir gebiethet, des Herzens Verlangen weiſt eben dahin, des Herzens Muth ſtrebt freudig demſelben Ziele zu, des Herzens Sinn gibt mir dieſelbe Handlung ein. Aber eben ſo oft, und vielleicht häufiger noch unterſagt mir die Vernunft, was ich feurig begehre, fordert ſie von mir, was mir Schmerz und Anſtrengung koſtet, wozu ich mich nur in der Ueberwindung meiner ſelbſt entſchließen, was ich nur im Streite mit mir ſelbſt ausführen kann. Hier muß ich meine Freyheit zum Opfer bringen, ich muß mich, ſo lieb mir meine Würde und mein Heil iſt, dem Zwange unterwerfen. Und auch in den Fällen, wo der Befehl der Vernunft mit der Neigung des Herzens übereinſtimmt, fühle ich meine Freyheit beſchränkt. Es ergeht doch immer ein Befehl an mich; ich kann mir denken, daß meine Neigung ſich änderte, das Geſetz meiner Vernunft würde daſſelbe bleiben, und nun ganz als Befehl ſich kund thun; ich könnte ſelbſt wider meine Neigung wollen, und dann würde die Vernunft ihre gebietende Stimme erheben.

Dieſen Beſchränkungen meiner Freyheit, welche die Pflicht mir anſinnt, würde ich mich unterwerfen müſſen, wenn ich auch nichts als Läſtiges darin anträfe; tief im Weſen meiner Menſchheit ſind ſie gegründet; meine Menſchheit verläugne ich in dem Maße, als ich mich ihnen zu entziehen ſuche; daher das große und mächtige Gefühl, womit die Pflicht ſich in mir ankündigt. Aber ich erkenne und empfinde ihr Angenehmes und Wohlthätiges; ich weiß, daß ich nur durch ſie zum rechten Beſitze meiner Freyheit gelange. Ohne das, meinen Willen beſchränkende, Geſetz der Pflicht, wäre dieſer Wille entweder den Launen und Empfindungen des Augenblickes — welchen gefolgt zu ſeyn, ich, o, wie oft! ſchmerzlich bereuen mußte — oder den, mit einander beſtändig im Streite liegenden, Herz und Leben verödenden, jedes ſtille Glück zerſtörenden, ſinnlichen Begierden, oder einer immer trüglichen, und nie zu einem ſichern Frieden führenden Klugheit Preis gegeben; ich wäre frey auf Koſten meiner Ruhe, auf Koſten alles deſſen, was meinem Leben zur

Ehre und zum Schmucke gereicht. Die Beſchränkungen der Pflicht bringen Maß und Ordnung, Wahrheit und Zuſammenhang, Einheit, Würde und Schönheit in mein Leben; ſie bilden mein Leben zu einem Ganzen, das ich mit Wohlgefallen betrachten, deſſen ich mit ſüßer Befriedigung mir bewußt werden kann. Nicht eine fremde Gewalt iſt es, was mich beſchränkt; es iſt die höhere Geiſtesnatur, die an den niedern Trieben Gewalt übt, um ſie mit ſich in Uebereinſtimmung zu ſetzen, und meiner Freyheit die Form zu geben, in welcher allein ſie würdig zu beſtehen, und ſich zu behaupten vermag. In dieſer Beſchränkung erſt empfange ich ein wahrhaft frohes und ſeliges Gefühl meiner Freyheit.

So hat denn auch der Zwang der Beſchränkung nichts Drückendes mehr für mich. Ich wohne und lebe in ihr als in dem Elemente meiner Menſchlichkeit, einem blühenden Reiche des Friedens, in dem alles meinem Herzen vertraut iſt. In dem Umkreiſe meiner Pflichten, obgleich ich manche mit nicht geringer Anſtrengung erfülle, bin ich wie in einer lieben Heimath. O, ich mag nicht anders frey ſeyn, als meine Pflicht es mir geſtattet!

Ich kann mich überdies immer mehr ihr befreunden, nicht bloß in Gedanken ſondern auch mit meinem ganzen Weſen, daß zuletzt jedes Verlangen des Herzens mit dem Gebothe der Pflicht zuſammenfalle.

Habe ich auf der Einen Seite an Freyheit eingebüßt: ſo iſt auf der andern eine höhere Freyheit in mir erwacht, in der herrlich meine Menſchheit erglänzt, indem ich ſelbſt mich dem Zwange der Pflicht unterworfen habe. Auf dem Gebiethe des innern Lebens, wo allein die echte Freyheit angetroffen wird, bin ich frey geworden.

Ich finde endlich meine Freyheit noch beſchränkt in der Anordnung meiner Verrichtungen.

Während das Geſetz der Pflicht ſich begnügt, mir gewiſſe Handlungen zu unterſagen, und andre bloß im allgemeinen zu gebiethen, beſtimmt mein Beruf faſt jeder Stunde des Tages ihr Geſchäft. Ich kann nicht wählen, was ich jetzt gerne möchte, mir iſt vorgeſchrieben, was ich thun ſoll, und an dieſe Vorſchrift muß ich mich halten, es mag mir bequem oder unbequem ſeyn. Mit ſo manchem widerwärtigen Geſchäft bin ich belaſtet, und ich darf nicht einmal die günſtige Stimmung abwarten; nicht ſelten empört ſich mein ganzes Weſen wider eine Verrichtung, die ich doch nicht von mir weiſen kann.

Wie hat dieſes Joch zuweilen ſchwer auf meinen Schultern gelegen! wie habe ich über die Mühſeligkeit und Noth des Beruflebens Klage geführt! wie bin ich in heftige Verwünſchungen über die ſaure Dienſtbarkeit, über den jämmerlichen Sclavenſtand des Menſchen ausgebrochen! Wie finſter erſchienen mir die Tage der angewieſenen, alle Kräfte lähmenden, alle Luſt des Daſeyns verſcheuchenden, den Quell der Heiterkeit im Gemüthe vergiftenden Arbeit, der zugezählten peinvollen Stunden! Wie habe ich diejenigen glücklich geprieſen und beneidet, denen ein, wie ich wähnte, freundliches Geſchick vergönnt, ihre Zeit nach Gefallen zuzubringen! wie oft war eine ſolche Lage, das köſtliche Leben der Freyheit, wie ich es nannte, unter den heißeſten Wünſchen meines Herzens!

Der Wunſch iſt nicht unerfüllt geblieben; dieſe Lage iſt mir zu Theil geworden. Mehrere Jahre bin ich faſt unumſchränkter Herr über meine Zeit geweſen. Da wurden mir die Augen geöffnet. Welche freudenloſe, unmuthsvolle Jahre waren es! Faſt für verloren muß ich ſie achten; zu den gequälteſten meines Lebens muß ich ſie zählen. Hatten ſonſt die Geſchäfte mich gequält: weit ärger quälte nun ich ſelbſt mich. Ich konnte meiſt thun, was die Luſt des Herzens geboth. Aber die Luſt des Herzens geboth oft nichts; ſie geboth oft dies und das; ich ſann, ich wählte, ich verwarf, ich wog Gründe gegen Gründe ab; darüber entflohen die köſtlichſten Stunden, wüſt und dumpf war es im Kopfe — beſtändiger Streit mit mir ſelbſt, in dem alles warme Gefühl des Herzens dahin ſchwand. Ich verlor den Muth etwas zu beginnen, gab das wenige Begonnene wieder auf, ehe es halb vollendet war, und zerſtörte nicht ſelten in der Bitterkeit des Herzens das, woraus wohl noch etwas hätte werden mögen. Oft geboth die Luſt die eitelſten Dinge, woran große Mühe umſonſt verſchwendet wurde. Ich erkannte das, und wurde irre an mir ſelbſt; völlig werthlos erſchien mir mein Leben, Einſamkeit und Geſellſchaft, Menſchen und die Natur waren mir verhaßt. Oft hatte ich Ekel an allem, die intereſſanteſten Geſchäfte waren mir zuwider; ich verträumte Stunden und Tage, und wurde mir ſelbſt und andern eine Laſt; Trägheit, Gleichgültigkeit, gedankenloſes Weſen nahmen immer mehr Ueberhand, und waren nahe daran ſich in völlige Herzenserſtarrung, in Ueberdruß des Lebens zu verwandeln. Seine Freuden flohen mich alle.

Goldne Zeiten waren in Vergleichung mit dieſen die Zeiten beſtimmter Berufsverhältniſſe. Doch das mochte ich mir noch nicht geſtehen; ich fürchtete dieſen Gedanken, und wich ihm aus. Indeß verſuchte ich dem Uebel auf andre Weiſe abzuhelfen. Ich entwarf mir einen Plan für meine Beſchäftigungen, beſtimmte freywillig jeder Stunde ihre Verrichtung, und nahm mir feſt vor, nicht davon abzuweichen. Aber damit war das Uebel nicht aufgehoben. Ich konnte nicht vergeſſen, daß dieſer Plan doch mein Werk ſey, und hatte immer daran zu beſſern, wenn ſich Unbequemlichkeiten zeigten.

Von dem, was ich ſelbſt mir vorgeſchrieben, glaubte ich mich in einzelnen Fällen, wo die Unluſt des Herzens gar zu groß war, wohl diſpenſiren zu dürfen. Ich würde mich vielleicht bald wieder in dem vorigen Zuſtande befunden haben, wenn ich mich nicht entſchloſſen hätte, in das Berufsleben zurückzukehren.

Wahrlich der Menſch iſt nicht bloß für die Freyheit, er iſt auch für die Beſchränkung geboren; Freyheit und Beſchränkung müſſen ſich bey ihm das Gleichgewicht halten, wie Geiſt und Gemüth; wenn es auf der Einen Seite in ihm aufſtrebt nach Freyheit, ſo zieht es ihn auf der andern mit ſanfter Gewalt zur ſüßen Beſchränkung hernieder.

Seit geraumer Zeit ſtehe ich nun wieder in Verhältniſſen, wo faſt jede Stunde ihre angewieſene und manche ihre ſehr ſaure Verrichtung hat. Anfangs koſtete es da ſchwere Kämpfe; die Freyheitsluſt regte ſich von neuem, und ſträubte ſich gegen den Zwang; der Widerwille mußte oft mit großer Anſtrengung überwunden werden. Doch es gelang. Die äußere Nothwendigkeit drängte, die Einſicht der Vernunft kam zu Hülfe. Mit ernſtlichem Willen, mit friſchem Muthe ging ich ungeſäumt beym Schlage der Stunde an ihr Werk, ohne darnach zu fragen von welcher Art es ſey, meine ganze Kraft an das wendend, was ſie mir aufgab, wehrend den zerſtreuenden und verſtimmenden Gedanken, und ausharrend, ſo lange ſie mich feſt hielt. Bald hatte ich mich an die feſtſtehende Ordnung gewöhnt, ſie war mir lieb geworden, ich fühlte mich wohl in dieſer umgränzten Thätigkeit, ich fing an, ſie als etwas zu mir Gehöriges zu betrachten. Mit der täglichen Lebensordnung verknüpften ſich die gefälligſten Lebensbilder, die vertrauteſten Lebensgefühle, die lichteſten Lebensanſichten. Alles, was mir theuer iſt, was mich rührt, erhebt und froh macht, hat ſich nach und nach mit ihr in Verbindung geſetzt; und wie viel hat ſie ſelbſt in mir geweckt, das mich innig rührt, das mich mächtig erhebt, und von Herzen froh macht! Um keinen Preis möchte ich mich aus dieſer Ordnung wieder verdrängen laſſen; es würde mir ſeyn, als ob ich vom wertheſten Freunde getrennt würde. Und eben das Beſchränkende darin iſt mir ſo bekannt geworden, es ſchmiegt ſich ſo an mich, als ob es eine alte

Sehnſucht des Herzens befriedigte. Jetzt lebe ich heiter in meinen Tag hinein, — freundlich glänzt mir der Tag mit ſeinen Geſchäften entgegen, fröhlich verrichte ich ſein Werk, und ſüß erquickend empfängt mich am Abend in ihren ſtillen Umſchattungen die Ruhe. Ich bin eins mit mir ſelbſt; ich verſtehe mich ſelbſt; ich weiß, was ich will und was ich leiſte; ich erfahre täglich, daß mein Leben nicht fruchtlos vorüber geht; ich ergötze mich an dem wohlgelungenen Werke. Reiche Genüſſe biethet mir das Leben, im holden Frühlingsgewande breitet es ſich aus vor mir, und gern geſellt ſich zu mir die lächelnde Freude, geſchmückt mit der Anmuth der Jugend.

Königlich frey fühle ich mich in den, obwohl engen, Gränzen eines Berufes, den ich liebe, den ich ſegne, und auch hier werde ich mir der höhern Freyheit bewußt, mit der ich ſelbſt dem Zwange der Weisheit mich hingebe.

Der Beſchränkung ſtrebt von einer andern Seite her entgegen der Trieb der Erweiterung. Er iſt Trieb nach der reichſten, mannichfaltigſten Lebensempfindung und Lebensthätigkeit — Trieb mit allem in Berührung zu treten, von allem Eindrücke zu empfangen, auf alles zurückzuwirken, alles mir in irgend einer Beziehung anzueignen, und auf alle Weiſe meine Kräfte zu verſuchen — Trieb des Weltbeſitzes und der Weltgeſtaltung — Trieb die Welt in mir, und mich überall in der Welt zu finden — Trieb mich mit jeder Aeußerung meines Lebens ins Unermeßliche zu verbreiten, damit mir von demſelben das höchſte und vollſte Bewußtſeyn werde — ein Trieb, der mich nirgends ſtill ſtehen läßt, der mich zu immer neuen Gegenſtänden der Erkenntniß, des Nachdenkens, der Anſchauungsluſt und des Begehrens, zu immer neuen Rührungen des Gefühles und der Stimmung, zu immer neuen Formen des äußern und innern Daſeyns, zu immer neuen Umgebungen und Verhältniſſen fortdrängt.

Tief im Innerſten meines Weſens wurzelt dieſer Trieb; in allen lebenden Naturen äußert er ſich nach dem Maße der ihnen einwohnenden Lebensenergie. Unterdrücken kann ich ihn nicht, ohne mein Weſen zu zerſtören, und der ſteigenden Vervollkommnung meiner ſelbſt, zu der er mich anleitet, zu entſagen.

Aber in mehr als Einer Hinſicht macht die Beſchränkung ihr Recht an ihm geltend; und auch hier habe ich das Süße und Wohlthätige der Beſchränkung erfahren; auch hier iſt mir die Einſicht geworden, daß meine Natur auf eine gewiſſe Beſchränkung berechnet ſey, daß ich nur in einer gewiſſen Beſchränkung glücklich ſeyn, meine Anlagen recht entwickeln, und das Köſtlichſte des Lebens genießen könne, ja, daß eine gewiſſe Beſchränkung dazu gehöre, wenn ich meiner Lebensempfindung und Lebensthätigkeit das Innige geben will, welches eben ſo ſehr als der größere Umfang Gegenſtand des Erweiterungstriebes iſt.

Ich vermag es nicht, mir alle Kentniſſe anzueignen, und auf alle Weiſe thätig zu ſeyn. Meine Fähigkeiten und Kräfte reichen dazu nicht hin; beſchränken muß ich mich auf ein geſchloſſenes Gebieth des Wiſſens und der Wirkſamkeit. Meine Verhältniſſe in der Geſellſchaft weiſen mir ein beſtimmtes Geſchäft an; für dieſes

Geſchäft ſoll ich mich geſchickt machen; ich ſoll mich vor allem um die Kenntniſſe bemühen, die zu dieſem Geſchäft gehören, um die Fertigkeiten, die mich in dieſem Geſchäft fördern; an dieſes Geſchäft ſoll ich meine Kräfte wenden. Nur geringen Antheil kann ich an den Dingen nehmen, die außer dem Kreiſe meines Geſchäftes liegen; nur ſellten iſt es mir vergönnt, aus demſelben herauszutreten; mein beſtes Vermögen bin ich genöthigt in demſelben zuſammen zu halten. Viel könnte und möchte ich wohl; aber mein Beruf feſſelt mich. Ein großer Theil meiner Kräfte wird wenig geübt; viele Formen des Lebens bleiben mir fremd; nicht in allen den Richtungen und Weiſen lerne ich mich bewegen, zu denen die Luſt drängt; nicht alle Bildungen kann ich mir verſchaffen, die für meine Natur ſich eignen. Das freye und muthige Streben wird gewaltſam gehemmt; in träger Einförmigkeit geht mein Leben vorüber.

Doch habe ich Urſache, mich in dieſer Beſchränkung glücklich zu ſchätzen. In dem engern Kreiſe kann ich es zu einer Vollkommenheit bringen, zu der ich in einem weitern nie gelangen würde. Was ich in dem engern Kreiſe lerne, das wird ganz mein eigen, es geht über in mein Leben, zu jedem Gebrauche und Genuſſe ſteht es mir zu Gebothe. In dem weitern würde ich mir vielleicht mehr Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erwerben; aber nichts würde zur gehörigen Reife kommen, nichts für mich ſelbſt recht erfreulich und für die Welt recht nützlich werden. Gründlichkeit der Bildung iſt viel wichtiger als der Reichthum derſelben; die ins Innere gedrungene Bildung weiß, ſelbſt in der beſchränkten Lage, immer des äußern Gutes viel mit ſich zu verbinden. Und auch im engern Kreiſe fehlt es nicht an Reitzen und Mitteln zu einer vielſeitigen Entwickelung. Je weniger die Aufmerkſamkeit an eine große Mannichfaltigkeit von Dingen vertheilt wird, deſto mehr enthüllen ſich uns die feinern Unterſchiede und Beziehungen des Einzelnen, die dem Nachdenken, dem Gefühl und der Thätigkeit einen eben ſo reichen Stoff darbiethen, als die Verhältniſſe des Ganzen. Je geringer die Zahl unſrer Empfindungen, deſto größer die Fähigkeit, die verſchiedenen Modifikationen, Farben und Schattirungen, in denen eine lebensvolle Welt meiſt für uns verhüllt liegt, wahrzunehmen, und dieſe Empfindungen ſich nach allen Seiten hin entfalten zu laſſen. Nur für den über die Oberfläche gleitenden Sinn gibt es Einförmigkeit; der geſchärfte Blick findet überall vielgeſtaltetes Leben, und das reiche Gemüth ſchafft überall das vielgeſtaltete Leben. Dieſer geſchärfte Blick und dieſes reiche Gemüth werden aber ſelten anders als im engern Kreiſe angetroffen.

Auch darum ſegne ich die Beſchränkungen meines Berufes, weil ſie mir zarte Züge des Lebens, leiſe Eigenthümlichkeiten der Dinge enthüllen, die ich bey einem weitern Umfange meiner Thätigkeit nie bemerkt haben würde, weil ſie mich Reitze und Annehmlichkeiten fühlen laſſen — weil ſie Rührungen in mir hervorbringen — weil ſie meinem Gemüthe Beſtimmungen geben, die bei einer ſorgfältigeren Beſchäftigung mit dem Einzelnen für mich verloren wären.

In dem weitern Kreiſe würde ſo vieles kalt und fremd mich anſprechen; in dem engen iſt mir alles vertraut; ich lebe mit allem in ſüßem Einverſtändniſſe; alles hat für mich ſeinen

Blick, ſeinen Ton, ſein Gemüth; alles ſcheint nach mir zu verlangen, und mit mir eine alte Liebe fortzuſetzen; alles will in mein Innerſtes, und allem will mein Innerſtes entgegen; alles hat mir gegeben, alles hat von mir empfangen — überall mein Bild, mein Leben, des Herzens Sinn und Weiſe — die liebſten Gedanken und Gefühle. Hier fühle ich recht, daß ich wirke, daß es in mir fortſtrömt, daß es kommt — aus meinem Geiſte, aus meinem Herzen, aus dem lebendigen Quell meiner Bruſt.

Wie iſt der Geiſt ſo heiter, wenn ich an das bekannte, liebe Geſchäft eile, und da ſich ſammeln die gewohnten Gedanken, die holden Gefühle, und mich da umgeben die freundlichen Gegenſtände, an die ſich ſo viele angenehme Bilder geknüpft haben!

Das Familienleben erkenne ich für meine Beſtimmung. Die Natur hat mich in Familienverhältniſſe geſetzt, und durch die Bande der ſanfteſten und zugleich mächtigſten Gefühle an dieſelben gefeſſelt. Die früheſten, die bleibendſten und die ſchönſten Regungen der

Menſchlichkeit wurden durch ſie in mir geweckt, und machten ſie hinwiederum meinem Herzen theuer. Ihnen verdanke ich meine Erziehung, die köſtlichſten Freuden meiner Jugend, den frohen Lebensſinn. Unter ihrem Einfluſſe bin ich zum Menſchen gereift. Ich muß mir ein neues Familienverhältniß ſtiften, wenn ich zu den nothwendigen Zwecken der Menſchheit nach meinem Vermögen mitwirken, wenn ich die ſüßeſten und edelſten Bedürfniſſe des Herzens befriedigen, wenn ich echte Menſchlichkeit in mir pflegen und ausbilden, wenn ich die reinſten Freuden, die es auf Erden gibt, genießen, den Frieden meines Gemüthes bewahren, und mir die ſtille Glückſeligkeit verſchaffen will, die dem Herzen am meiſten genügt, und den wenigſten Störungen bloß geſtellt iſt.

Aber kein echtes und befriedigendes Familienleben ohne beſchränkende Häuslichkeit. Den wohlthätigen Einfluß des Familienlebens kann ich nicht empfinden, wenn ich nicht ganz in daſſelbe eingehe, und mich ihm ungetheilt hingebe. Um mich ihm mit Sinn und Gemüth zu weihen, bin ich genöthigt, mich in mancher Hinſicht aus der großen Welt zurückzuziehen, frühern Verbindungen zu entſagen, auf Erfahrungen, die ich machen, auf Genüſſe, die ich haben, auf Zwecke, die ich erreichen könnte, Verzicht zu leiſten. Im Hauſe ſoll meine Liebe und Freude, meine Heimath, meine Welt, mein Himmelreich ſeyn; ich ſoll darin wohnen mit meinen heiterſten Gedanken, mit meinen lebhafteſten Gefühlen, mit meinen wichtigſten Angelegenheiten, während der Sinn ins Weite geht, und ich die Luſt häge, mich in der Welt umzutreiben, allerley Verbindungen zu knüpfen, mir Bahnen zu brechen, mich in groſe Dinge zu verwickeln, mein Daſeyn überall auf das kräftigſte zu erweiſen.

Doch ſehe ich auch hinweg von den Vortheilen, die mir das häusliche Leben in ſeiner Beſchränkung darbiethet, und die gewiß mehr als hinreichend ſind, das Läſtige der Beſchränkung aufzuwiegen: wie viel Werthes und Holdes gewährt es mir eben durch ſeine Beſchränkung! Wie umfängt es mich mit dieſer Beſchränkung ſo ſanft, ſo mild und wohlthuend! Daß es hier ſo enge, ſo ſtill, ſo geborgen, mir all' ſo nahe — dem Blicke, dem Gedanken, dem Herzen ſo nahe iſt, daß ich es all' ſo um mich und in mir habe — ſo beyſammen — ſo in ſüßer Eintracht, daß es ſich meinem Weſen ſo innig anſchmiegt, daß alles Hinauseilende, ſo willig, ſo bald, ſo froh zurück kehrt in die ſichere und vertrauliche Stille, daß ich es ſo verwandt fühle, daß ich alles verſtehe und alles mich verſteht, daß es mich ſo heiter umglänzt, daß es ſo alt und ſo neu ſich mir darſtellt — das macht mein Haus mir ſo lieb; ja Heimath, Welt und Himmelreich iſt es mir.

Wie matt ſind doch alle Bilder der Welt gegen die friſchen — wie grob oder verblichen alle Züge der Welt gegen die zarten und doch kenntlichen — wie alltäglich und kalt alle Empfindungen der Welt gegen die eigenthümlichen und warmen — wie geiſtlos alle Freuden der Welt gegen die geiſt- und herzvollen — wie ſchläfrig und ohnmächtig alle Beſtrebungen der Welt gegen das rege, kräftige Leben, das ich in meinem Hauſe antreffe.

Je beſchränkter mein Leben in demſelben, deſto ſtärker das angenehme Gefühl, das ich von demſelben habe. Je kleiner die Zahl meiner Beſitzthümer, deſto größer die Schätzung ihres

Werthes, deſto ſicherer und dauerhafter mein Glück.

All' ihr Herrliches und Seliges hat die Freundſchaft mir enthüllt im Bunde mit wenigen Einverſtandenen. Wonne der Götter habe ich an ihrem Buſen gefühlt, mit der Glorie einer andern Welt hat ſie mich umſtrahlt, mit den Kräften einer andern Welt hat ſie mich durchglüht und auf den Flügeln der Begeiſterung hinaufgetragen in die Reiche der Seligen.

Beſchränken mußte ich mich, um ſelbſt Freund — und um eines Freundes würdig zu ſeyn. Die Freundſchaft verträgt ſich am wenigſten mit mannichfaltiger oberflächlicher Berührung. Nichts nimmt ſo alle Fülle des Geiſtes und des Herzens und alle Kraft des Gemüthes in Anſpruch, als die Freundſchaft. Vieles hat ſich aus meinem Geſichtskreiſe verloren, an vielem, das ſonſt meine Aufmerkſamkeit reitzte, und mir mehr als ein flüchtiges Intereſſe abgewann, gehe ich gleichgültig vorüber, manches Band, das ſonſt mich feſſelte, iſt aufgelöſt, ehemalige Liebhabereyen, Bekanntſchaften, Beſchäftigungen finde ich kaum in der Erinnerung noch, ſeit ich Freunde habe.

Aber welcher Ueberfluß in dieſer ſcheinbaren Armuth! welch großes, weites, freyes Leben in dieſer Beſchränkung! Dadurch daß die Freundſchaft mir ſo viel entzog, verlieh ſie mir ſo viel und ſo Herrliches. Die Stunden, wo ich wähne mit dem Freunde allein in der Welt zu ſeyn, ſind die des kühnſten, freudigſten Freundſchaftsgenuſſes. Und gibt mir der Freund nicht alles Beßre wieder, was ich um ſeinetwillen vergaß und dahin gab? finde ich es nicht in ſeiner Seele — geadelt und verklärt durch die Wärme und das Licht erhabner Geſinnungen? Nichts habe ich verloren, überſchwänglich habe ich gewonnen. War es möglich, daß die Empfindungen, die jetzt mich beglücken, anders als in der Beſchränkung zu dieſer Stärke gelangten? Und in dieſer Stärke — wie erweitern und erheben ſie mein Weſen — welch eine reiche und große Welt zaubern ſie in meinem Innern hervor!

So bin ich dahin gekommen, die Beſchränkung um ihrer ſelbſt willen zu lieben, und ſie zu ſuchen — auch ohne von einem andern Zwecke oder von einem andern Bedürfniſſe geleitet zu werden. Wie ich ihr Süßes und Wohlthuendes erfahren habe, wünſche ich es überall und immer zu erfahren.

Bey aller Luſt, die es mir gewährt, mich im Weiten zu bewegen, mit dem Blick die Gedanken in allen Richtungen umherſchweifen — und ſich in das Unermeßliche verlieren zu laſſen, ſchließe ich doch zu Zeiten mit nicht geringerer Luſt in den engen Raum meines Zimmers mich ein, da zu wohnen in holder Vertraulichkeit mit dem Eigenſten, Liebſten und Beſten, alles dicht beyſammen zu haben, was ich zu meinem Daſeyn jetzt rechne, es nun ganz mein nennen zu können, und es im Gefühle glücklicher Verborgenheit reich und ſelig zu genießen — in der Stille den geheimſten Gedanken Gehör zu geben, der leiſeſten Empfindungen zu pflegen, und mir eine kleine ſichere Welt einzurichten, in die ich aus allen Stürmen des Lebens flüchten kann.

Wohl drängt das Verlangen, die Natur in ihrer reichen Mannichfaltigkeit zu ſchauen, mich an jedem ihrer Reitze zu ergötzen, ihren Sinn in jeder ihrer Anordnungen zu erſpähen, und ihre Sprache an mein Herz in jedem Ausdrucke zu vernehmen, mich von Einer Stelle ihres prachtvollen Reiches zur andern — zu immer neuen anmuthigen, rührenden, ernſten, zarten und großen Erſcheinungen hin. Doch habe ich meine Lieblingsplätze, zu denen mächtiger noch das Verlangen mich hindrängt. Bey ihnen iſt das Gemüth heimiſch; bey ihnen finde ich immer mich wieder in ſüßer Beſchränkung. Zu ihnen muß ich, wenn das Herz im Gedränge der Welt kalt und öde und ſich ſelbſt fremd geworden, wenn das Herz, in tiefer Traurigkeit, mit ſchwerer Sorge belaſtet, nirgends Troſt weiß, wenn das Gemüth im peinigenden Streite nirgends Frieden findet, wenn ich mich von allem verlaſſen ſehe — ſo allein im gränzenlos Weiten; und immer wird mir wohl, immer wird es mir frey und leicht und hell und einig im Gemüthe, immer ſammelt es ſich dicht und theilnehmend um mich, ſo bald ich hier verweile.

Ein Gefühl von Leere und Verwirrung bemächtigt ſich meiner — eine Störung meines Bewußtſeyns, als ob etwas von mir abgefallen, etwas an mir in Unordnung gerathen — ich nicht mehr ich ſelbſt wäre, wenn einmal eine Woche vergangen, wo ich ſie nicht beſucht habe.

Durch nichts zeichnen dieſe Plätze ſich aus — ich kenne viel intereſſantere; ein andrer würde gleichgültig an ihnen vorübergehen, oder hier gar eine traurige Einförmigkeit antreffen. Aber ſie haben von meinem Herzen Beſitz genommen; ſie haben ſich mit meiner Denk- und Empfindungsweiſe in Verbindung geſetzt; alle Stimmungen meines Gemüthes finden hier den mütterlichen Boden; alles, was mich beſeligt, entfaltet ſich hier; alles was auf mein Herz zu wirken vermag, wird mir hier verſtändlicher; hier muß ich erwägen, was mich rühren — hier betrachten, was mich innig erfreuen ſoll.

Hier kann ich mich ſammeln, von hier aus mich mit meinen Gedanken durch die Reiche der Schöpfung verbreiten, von hier aus allein mich innerlich orientiren zu jedem andern Naturgenuſſe.

Hier wähne ich mich ganz ſicher, ſo oft die Unſicherheit des Lebens in kalten oder bangen Gefühlen an mein Herz tritt.

Alle Herrlichkeit der Welt wäre nichts für mich, wenn ich die bekannten Bäume und Fluren und Auen und Quellen und Bäche und Schattenſitze und Ausſichten nicht hätte, wenn nicht von den bekannten Stellen meine Blicke dem Zuge der Wolken folgen, und an ihren mannichfaltigen Bildungen ſich ergötzen könnten.

Wie mächtig auch es im Herzen mich treibt, das Wahre, Schöne und Gute in jeder ihrer Ausgeſtaltungen kennen zu lernen, und mit meinem Leben zu vereinigen: doch habe ich meine Bücher, die ich leſe und wieder leſe, — meine Kunſtwerke, die ich betrachte und wieder betrachte. Manchem andern, das wohl geeignet wäre, mich zu belehren oder zu erfreuen, werfe ich nur flüchtige Blicke zu, um recht bald zu meinen Lieblingen zu kommen. Sie ſind meine tägliche Geſellſchaft; ihres Umganges kann ich nicht ſatt noch müde werden. Ich entdecke an Ihnen immer neue Eigenthümlichkeiten, die meinen Verſtand unterrichten, meinem Herzen Nahrung geben, oder ihm ſüße Rührungen entlocken. Was ich ſonſt leſe oder betrachte, wird mir nicht eher ganz verſtändlich und genießbar, als wenn ich es mit ihnen in Beziehung bringe. Bey ihnen habe ich mich eingewöhnt, ohne jedoch die Freyheit des Gemüthes und die Empfänglichkeit des Sinnes für das, was außer diesem wahr und ſchön und gut iſt, einzubüßen. O, ich fühle es, daß mein Herz, weit entfernt, in dieſer Beſchränkung ſich zu verengen, in derſelben vielmehr die glücklichſte Erweiterung erhält.

Segnen muß ich dich, holde Beſchränkung; dir verdanke ich mein beſtes Wiſſen, meine köſtlichſten Freuden, meine wärmſten Empfindungen; mich ſelbſt verdanke ich dir, denn an allem, was in mir guter Art iſt, haſt du deinen Antheil. Umfange und beſchirme und beherrſche du ferner mein Leben, präge immer deutlicher in ihm aus deine gefälligen Formen, wiege es immer tiefer ein in deine ſeligen Träume. Nimm mich in deine ſanften Arme, ſo oft es im Leben mir kalt und einſam wird, und laß einſt in deiner traulichen Stille den Geiſt mir von den Feſſeln der Erde gelößt werden, daß die letzten Blicke noch bey dem Alten, Bekannten und Geliebten verweilen, unter dem mein Leben dahin gegangen.

Nein, ich verkenne nicht das Recht deſſen, was in mir nach äußerer Erweiterung ſtrebt, die innre wird ohnehin durch Beſchränkung mir gefördert.

Der Geiſt will in das Weite; das Herz hält mich an, und fordert mich zurück. So hat die Natur es geordnet, und ihrem Winke muß ich folgen, um mich in der Einheit meines Weſens zu behaupten. Immer eile der Geiſt hinaus in die Ferne, ſobald aber das Herz ſeine Anſprüche erhebt, nehme der engere Kreis mich auf, und pflege das, was des Herzens iſt.

Heimath ſey mir die Beſchränkung — Fremde die Erweiterung. In der Heimath wohne das Herz unter ſeinen ſüßen Kindern; in die Fremde ſchweife es zuweilen mit dem Geiſte hinaus, um ſich glücklicher in der Heimath wieder zu finden, und da zu genießen, was in der Fremde gewonnen ward.

In der Jugend herrſche mit der raſchen Thätigkeit und dem feurigen Muthe die Luſt der Erweiterung; wie dem Alter die Sehnſucht nach Ruhe wächſt, ſo ſchließe es immer enger ſich ein in die freundliche Beſchränkung.

23.

Der Troſt.

Unbedenklich nenne ich die Erquickungen des Troſtes unter dem Köſtlichſten, was mein Herz je empfunden hat. Nie fühlte ich ſtärker und wohlthuender, daß ich Menſch ſey, als in den Augenblicken, wo Troſt in mein Herz kam, in das Herz eindrang, durch das Herz ſich verbreitete. Selbſt die Freude vermochte nicht mich ſo tief, ſo mächtig und ſo innig in meiner Menſchlichkeit aufzuregen, mich ſo in meinem Innerſten zu überwältigen, es ſo in meinem Innerſten zu wecken, was mich erfüllte, ſtärkte, beſeligte.

Seyd mir geſegnet ihr Tage und Stunden

der Trauer! ohne euch hätte ich nie die Süßigkeit des Troſtes kennen gelernt.

Der immer Glückliche erfährt es nicht, wie der Troſt den Menſchen im Mittelpunkte ſeines Weſens faßt, da die geheimſten Kräfte des Lebens hervorzurufen. Auch der erfährt es nicht, der ſich leichtfertig dem zu entſchlagen ſucht, wovon das menſchliche Gemüth beunruhigt wird. Zu Herzen muß man es nehmen, im Innerſten muß man es empfinden, in großem Kummer, in beklemmender Angſt, in ſchwerer Sorge muß man ſeyn, um das Labſaal des Troſtes zu fühlen.

Ermattet und erſchöpft, nahe daran zu vergehen in ſeinem Weh und in ſeiner Bangigkeit, war nicht ſelten das Herz; fürchterlich, nahmenlos wühlte es nicht ſelten im Herzen, laſtete es nicht ſelten auf dem Herzen, als der Troſt ihm nahte, es erreichte, ſich ſeiner bemächtigte, es umgeſtaltete, und Wonne des Himmels in ihm ſchuf. Ja, Wonne des Himmels, die mit dem Härteſten, was ich erduldet, nicht zu theuer erkauft war.

Ich habe Leid getragen über mich ſelbſt, über meine Ohnmacht, meine Irrthümer, meine Thorheiten, meine Verblendung, über die Verhärtung meines Gemüthes, über Fehler und Verkehrtheiten, die ich bey mir antraf, über Verſäumniſſe und Uebertretungen, deren ich mich ſchuldig wußte, über Unheil, das ich angerichtet, über Kränkungen, die ich Menſchen zugefügt, über Unvorſichtigkeiten, wodurch ich mir und andern nachtheilig geworden, über eine unbeſonnene Heftigkeit, die mich hinriß zu Worten und Handlungen, welche mir die empfindlichſte Reue bereiten mußten. Tief, tief habe ich über mich ſelbſt Leid getragen; laut habe ich mich angeklagt; in Verwünſchungen bin ich ausgebrochen — um bald wieder in ſtillen gränzenloſen Kummer — in finſtres Brüten über das nichtige Weſen, das Unbegreifliche im Menſchenherzen, über dieſen Hochmuth und dieſe Feigheit zu verſinken.

Leid habe ich getragen über Begegnungen von Menſchen und Erfahrungen an Menſchen, die mein Herz verwundeten, über unglückliche Mißverſtändniſſe, über bittre Reden, über getäuſchte Erwartungen, über höhnende Herabſetzungen, über Treuloſigkeit und Falſchheit, über Ereigniſſe, die meine Wünſche und Hoffnungen vereitelten, meinen Beſtrebungen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg legten, meine Ruhe ſtörten, meine Verhältniſſe zerrütteten, einen Theil meiner Glückſeligkeit vernichteten, über Verluſt theurer Lebensgüter, über Entfernung und Tod der Geliebten, die gewaltſame Auflöſung ſeliger Bündniſſe — um alle das Schöne, das in herrlicher Blüthe dahin ſank — um die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller menſchlichen Dingen. O, ſo manche Stunde iſt mir düſter und ſchwer in dieſem Leid vorübergegangen. Gehägt und gewendet habe ich es im Herzen, und gefühlt durch das ganze Herz.

Leid habe ich getragen um den Gram menſchlicher Brüder, den ich nicht zu lindern vermochte, über das Elend ohne Hülfe, über die Freudenarmuth in den dunkeln Hütten des Jammers, über die Einſamen, die Vergeſſenen, die Unberathenen, die Verſchmachtenden. So voll war mir oft das Herz dieſes Leides, daß ich es nicht mehr faſſen konnte.

In allem dieſem Leid bin ich getröſtet worden; heilend, erfriſchend iſt es über mich gekommen in des Troſtes Kraft, daß ich mich neu geboren wähnte in ein blühendes Leben.

Mir iſt bange geweſen, nahmenlos bange. Die nächtlichen Schrecken lagen auf mir, daß ich nicht wußte, wohin nun — überall Beklommenheit — nirgends Auſweg noch Ausſicht. Große Verlegenheiten haben mich bedrängt, furchtbare Uebel haben mich bedroht — dunkel, ſchwer ſchwebte es über mir, unabſehbar lag es vor mir — das Herz rang in heißen Kämpfen. Dann trat es ſtillend und kühlend an mein Herz — ich empfand erquickendes Wirken des Troſtes im Herzen. In Lichtglanz ſchwebte es über mir — heiter und eben lag es vor mir.

Gezittert habe ich für die, deren Glück mir theurer iſt als das meinige — für ihr Leben, für ihren Frieden. Quälend hat die Bekümmerniß mir im Innerſten gewohnt, düſter die Sorge mir im Gemüth und auf der Stirne geſeſſen — erwogen habe ich es, und wieder erwogen, und von allen Seiten betrachtet — aber weichen und von mir laſſen wollte es nicht. Dann kam es mit Blitzes Schnelle ſtrahlend in die Seele, daß die Nebel flohen — oder es nahte ſich leiſe wie Frühlingswehen, faßte mich leiſe im Herzen, und das ſchwere fand Erleichterung, das gefeſſelte ſchlug wieder frey im der erweiterten Bruſt.

Mehr als Beruhigung, Schmerzeslinderung, Schmerzesſtillung, mehr als Beſänftigung unruhiger Bewegungen, mehr als Wohlgefühl heilender Kräfte, mehr als wiederkehrende Luſt des Lebens, als wiederkehrender Friede des Gemüthes — empfand ich, wenn ich getröſtet wurde. Ich empfand auch eine wunderbare Erweichung, eine wunderbare Rührung, eine wunderbare Stärkung — es beſaß mich in unausſprechlicher Milde, es machte ſich in mir auf, es lebte in mir, es ſtrebte in die Höhe, es erfüllte mich ſelig bis ins Innerſte, was ich nicht nennen kann. Es gab mir eine Zuverſicht, einen Muth, wie ich ſie ſonſt nicht habe. Durch und durch belebte, erwärmte es mich. Das Herz war ſo reich — ſo im ſtillen Ueberfluſſe, ſo in wonniger Fülle. Mir war, als ſey nun alles in der Welt gut geworden, als könne es mir und allen nun nie wieder fehlen, als habe Gottes ewiger Friede ſich auf die Erde gelagert, und die bange Menſchheit ſchirmend in ſich aufgenommen. Und häufig entfloſſen ſelige Thränen dem Auge — ſüßer als die Thränen der Liebe, als die Thränen des Dankes, als die Thränen der Freude — am meiſten verwandt den Thränen der Wehmuth.

Was war es, das mich tröſtete?

Meiſt waren es Gedanken, die den düſtern Zuſtand meines Innern aufhellten: Gedanken, die mir das, was mein Gemüth bekümmerte in einem freundlichen Lichte zeigten, die, indem ſie mir die wahre Beſchaffenheit deſſen offenbarten, was mit Trauer oder Bangigkeit mein Gemüth erfüllt hatte, dieſe Trauer oder Bangigkeit um ein Bedeutendes verminderten, und mich da mit Entzücken frohe Beziehungen wahrnehmen ließen, wo ich vorher nichts als Widerwärtiges geſehen — Gedanken, in welchen die Uebel des Lebens mir weniger bedeutend erſchienen — Gedanken, die mir große und glückliche Verhältniſſe meiner Natur enthüllten, Verhältniſſe, in denen ich nicht anders als mit freudiger Rührung mich erblicken konnte — Gedanken, die mir koſtbare Lebensgüter vergegenwärtigten, deren Beſitz mir nicht nur den Schmerz erleichtern, ſondern auch die angenehmſten Empfindungen in mir wecken mußten — Gedanken, die mir eine heitrere Anſicht menſchlicher Dinge verſchafften — Gedanken, die meinem Gemüthe eine beßre Stimmung, meinem Geiſte eine frohere Richtung gaben, die dem dumpfen Brüten über Gram und Sorge wehrten, mich zerſtreuten, hinhielten, in die lachenden Gegenden des Scherzes und der unſchuldigen Luſt verſetzten — Gedanken, an denen ich mich aufzurichten, zu erheben vermochte — Gedanken, durch die ich wiederfand, meinem Geiſte, meinem Herzen vermählt, unverlierbar in den Tiefen des Bewußtſeyns, fortdauernd in den Reichen des Lebens, was ich als verloren beweint, durch die ich geborgen erblickte das Geliebte, wofür ich fürchtete — Gedanken, die mich berechtigten, das Heißerſehnte freudig zu hoffen.

Doch wie vermöchte ich ſie alle zu bezeichnen, die Gedanken, die mir im Leben ſchon tröſtlich geworden!

Oft ſchienen ſie ſo geringfügig, ſo gleichgültig, ſo außer Berührung mit meinen menſchlichen Angelegenheiten und vorzüglich mit dem, was mein Herz beunruhigte. Ich hätte ſie zurückgewieſen; aber ſie drangen ſich mir auf, ich mußte ihnen nachhangen — und es entwickelten ſich aus ihnen Kräfte des reichſten und ſüßeſten Troſtes. Oft waren es zufällige Nebenbeſtimmungen eines Gedankens, ſein Gang, ſeine Ausbildung, ſeine Verknüpfung mit den vorhergehenden, ſein plötzliches Hervortreten, die dunkeln oder hellen Anregungen, die er im Gemüthe hervorbrachte, oft waren es mir völlig unerklärbare Einflüſſe, wodurch er mir Troſt gab.

Nicht ſelten empfing ich Troſt von ſolchen Gedanken, von denen man weit eher hätte erwarten ſollen, daß ſie das Gemüth noch mehr verdüſtern und beunruhigen, als daß ſie es erheitern und beſänftigen würden.

Kaum gibt es wohl einen Gedanken, der nicht, unter gewiſſen Umſtänden, und auf die rechte Weiſe gefaßt, dem menſchlichen Herzen tröſtlich werden könnte.

Immer aber haben die Gedanken mir den wirkſamſten Troſt gewährt, in denen der Geiſt der Religion zu meinem Herzen ſprach, die mir Wahrheiten der Religion nahe brachten, die mir das Leben und ſeine Noth in dem Lichte der Religion darſtellten, oder die doch aus religiöſen Wahrheiten und Gefühlen ſich entwickelt hatten. Jeder andre Gedanke hat in dem Maße tröſtlichen Einfluß auf mein Herz geäußert, als er religiöſes Leben in ſich aufgenommen. Kein Gedanke vermag mich wahrhaft zu tröſten, den ich nicht in einer religiöſen Stimmung denke, oder mit religiöſen Momenten in Beziehung bringe. Und ſo oft ein Gedanke Anklänge des Troſtes in mir erzeugt hat, ſo oft hat er Stimmen des Glaubens und der Hoffnung geweckt — religiöſe Betrachtungen und Rührungen veranlaßt, die ſeine Wirkung vollendeten.

Auch Gefühle haben mich getröſtet — nicht ſelten wunderbar getröſtet, tröſtend das kranke Herz geheilt, das müde mit himmliſchen Stärkungen erfüllt, das kummervolle beruhigt und beſeligt.

Bald waren es mächtige, bald leiſe — bald erhebende, bald erweichende — bald zur ſtillen

Trauer ſich neigende, bald der Freude entgegenſtrömende — bald ſolche, die plötzlich und mit Gewalt das Herz ergriffen, bald ſolche, die langſam im Herzen ſich entwickelten, und nach und nach vom Herzen Beſitz nahmen — bald ſolche, die das Herz ſtählten und ermuthigten, bald ſolche, durch die das Herz gleichſam in ſanften Rührungen ſich auflöst.

Mitten im Schmerze und in der Angſt erwachte ein frohes Gefühl in mir, und zog in ſeine hellen Schimmer den Schmerz und die Angſt — da war ich getröſtet.

In den traurigſten und bängſten Stunden machte die Liebe ſich auf in meinem Herzen, ihre Lebenswärme und ihre ſelige Freude durch das Herz verbreitend; ich gab mich hin ihren ſüßen Bewegungen, ich neigte mich entgegen den befreundeten Naturen, ich öffnete mein Herz allem, was ſich in Liebe mir nahte, was Liebe in mir wecken und nähren konnte; es wich von mir, was bang und traurig mich umfing, es ſammelten ſich die holden Bilder, es ſtärkte ſich die ermunternde Hoffnung, im milden Liebesſcheine wuchſen empor die freudigen Gedanken — und mein Herz war getröſtet.

Eine ſtille Wehmuth geſellte ſich dem herben Schmerze zu, und nahm ihn in ſich auf; die Wogen des Aufruhrs legten ſich; in dem wehmüthigen Schmerze erhoben ſich helle Puncte, angenehme Träume, befreundete Empfindungen; das Herz erweichte ſich, in leiſen ſüßen Wallungen ging es mir durch das Herz; ſanft zog es zu tauſend Dingen mich hin, die das Herz mit Wohlgefallen feſſelten — und ich war getröſtet — die Trauer ſelbſt wurde mir zum unausſprechlichen Troſte.

Ein Gleiches habe ich erfahren von den Gefühlen der Reue. Ich weiß, daß ſie das Herz zerreißen — ich weiß aber auch, daß ſie die tiefſten Wunden des Herzens unter den wohlthuendſten Berührungen heilen können. Die erſten brennenden Reuegefühle — o, ſie ſind fürchterlich, Qualen der Hölle ſchaffen ſie dem Herzen; aber haben ſie erſt einiger Maßen in der Klarheit des beſonnenen Geiſtes, unter dem Einfluſſe hell blickender Selbſterforſchung ſich beſänftigt, hat erſt die Sehnſucht nach Verſöhnung ſich in ihnen geregt, die immer mit einem dunkeln Glauben gepaart geht, haben ſie erſt in innigen Bekenntniſſen vor dem Herzenskündiger, vor dem Gnädigen und Barmherzigen — in heißen Thränen ſich ergoſſen, iſt man ſich in ihnen erſt des beſſern Sinnes, der ſie erzeugte, und ſie in Kraft des beſſern Lebens verwandeln wird, bewußt geworden — o, wie wohlthuend verbreiten ſie ſich dann durch das Herz! welche reiche Quellen des Troſtes werden ſie im Herzen! **Ueber alles wird das Herz getröſtet, wo das Gefühl der Schuld und das Gefühl der ewigen Gnade in einander fließen. Und nie äußert ſich das Gefühl der Gnade ſo tröſtlich, als wo das Gefühl der Schuld ihm vorhergeht.**

Auch in den *Gefühlen der Demuth* habe ich Troſt gefunden. Sie öffnen nicht bloß jedem andern Troſte das Herz, ſie erzeugen auch ſelbſt etwas im Herzen, was himmliſch tröſtet. Wenn mir zuweilen meine Schwachheit, mein Nichts, bis bald zum Verzagen an mir ſelbſt, deutlich wurde, dann trauerte ſchmerzlich das Herz. Aber Fülle des Troſtes ſtrömte in das Herz, wenn ich mich ganz in meiner Schwachheit, in meinem Nichts gefaßt, voll Scham mich vor dem Allgenugſamen niedergeworfen, und ihm meine Schwachheit, mein

Nichts dargelegt hatte. Ich wußte mich nun mit ihm in Verbindung, wußte nun, woher mir alles zuſtröme, woher ich alles erwarten dürfe — und ein gränzenloſes Vertrauen, in dem jedes Lebensweh und jede Lebensſorge unterging, beſeelte mein Innwendiges. Unermeßlich ſtark und reich fand ich mich in meiner Ohnmacht — in meinem Nichts.

Und wie die Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, der Gottesnähe, der Gottesliebe — die Gefühle von der Huld und Herrlichkeit Gottes, das Gefühl meiner groſen Beſtimmung und meiner ſeligen Erwartungen mich getröſtet haben — im tiefſten Elend, in der bangſten Sorge: das vermag ich nicht zu beſchreiben.

Nicht weniger hat meine Seele ſich getröſtet gefühlt durch Vorſätze und Handlungen.

Das Herrliche, Folgenreiche, Belohnende, was, nach dem edeln Vorſatze, mein Werk werden ſollte — die Vorempfindung der Zufriedenheit, die es einſt, glücklich vollendet, mir gewähren würde — das Bewußtſeyn eines beſſern Weſens in mir, wodurch ich eines ſolchen

Vorſatzes fähig war, und des Vermögens, ihn im ſchwerſten Kampfe mit mir ſelbſt und mit äußern Hinderniſſen ſiegend auszuführen — die feyerliche Stimmung, in der ich ihn faßte — die Betrachtungen, durch die ich ihn verſtärkte — die erhabenen Beziehungen, die ich mir dabey vergegenwärtigte — der Geiſt der mich dabey beſeelte, und das Feuer in meiner Bruſt entzündete — die Erhebung zu Gott, in der ich das irdiſche Leben tief unter mir erblickte — das alles wie hat es mich getröſtet — im Leiden des Körpers, im Leiden der Seele, in der Angſt des Herzens! wie mich aufgerichtet in der finſtern Muthloſigkeit! wie mich verſöhnt mit einem widerwärtigen Schickſale, und mir erhellet die Nächte der Zukunft!

O, ich erkenne in meinen beſten Handlungen das Mangelhafte wohl; ich weiß, daß keine vor dem Herzenskündiger in jeder Hinſicht beſtehen kann, da es bald an der vollkommenen Lauterkeit des Sinnes und der Abſicht, bald an der Energie und dem heiligen Ernſte des Willens, bald an der Wahrheit und Genauigkeit des Vollbringens fehlt, die das Geſetz, das mir gebiethet und mich richtet, verlangt. Doch ſind mir Handlungen gelungen, bey denen ich in der Bedrängniß des Herzens großen Troſt fand. Ich hatte dabey das Würdige feſt im Auge gehalten; ich hatte große Anſtrengungen aufgebothen; ich hatte mich ſelbſt überwunden; ich durfte mich achten; ich war Menſchen werth geworden; etwas Erfreuliches war durch mich entſtanden, durch mich vermehrt worden; in fröhlichen Geſtalten umringte es mich; der Himmel ſah mit Wohlgefallen auf mich hernieder: das, das tröſtete den Einſamen, den Verzagten, den tief Verwundeten, den Kummervollen.

Getröſtet hat mich ein Wort — ein Wort der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, das den tröſtenden Gedanken meinem Herzen recht fühlbar machte, mit dem dieſer gerade die Stelle des Herzens traf, die getroffen werden mußte, gerade die Rührungen erweckte, von denen die Kraft des Troſtes ausging. Oft war es des Wortes großer und tiefer Gehalt, der aber dieſes zuſammendrängenden, dieſes halb verhüllenden, dieſes kräftig entſcheidenden Wortes bedurfte, um eine ſolche Wirkung hervorzubringen. Oft war es des Wortes Nebenbedeutung, das dem Worte ſich zugeſellende Bild, mit dem durch dieſes veranlaßten Spiele der Gemüthskräfte — oft des Wortes Klang und Modulation, ſein Starkes, Feſtes, Helles, Mildes, Liebliches, Stilles — aus einer Gegend des ewigen Friedens ſchien herab zu tönen in das unruhige Herz — oft die Empfindung, die Miene, die Gebährde, die das Wort begleiteten, die Fülle des Herzens, aus der es unverkennbar hervorſtrömte, das Zarte, Frohe, Vertrauensvolle, das ſich in dem Worte ausdrückte, oder die Erinnerung an Umſtände, unter welchen — an Stimmungen des Gemüthes, in welchen — an Empfindungen, Mienen und Gebährden, mit welchen ich das Wort einſt ausſprechen gehört.

Eigenthümliche Troſtesworte beſitze ich, die ich mir nur wiederholen darf, um ihre Kraft an meinem Herzen zu erfahren, von denen mir, ſo oft ich ſie vernehme oder mir vorhalte, das Herz groß, weich oder fröhlich wird. Und manches Wort iſt mir tröſtend ins Herz gedrungen, das mir zwar unvergeßlich ſeyn, aber, berechnet auf den Augenblick, wie es war, mich vielleicht nie wieder tröſten wird. Noch immer gelangen Worte zu mir, die durch das, was in ihnen dem Augenblicke angehört, Ruhe der Seligen in meinem Herzen wirken.

Getröſtet hat mich *ein Blick*.

Blicke des Troſtes möchte ich nennen die holden Blicke der Anmuth, die klaren Blicke der Unſchuld, die heitern Blicke der froh-gerührten Seele, die ſtrahlenden Blicke aus denen ein Himmel voll reiner Freude glänzt, die warmen Blicke der lebendigen Theilnahme, die ſtill trauernden und nach dem fremden Schmerze forſchenden Blicke der Zärtlichkeit, die ſanft im Frieden ruhenden Blicke der Ergebung und Zuverſicht, die gen Himmel gerichteten Blicke des frommen Herzensgebetes, die gläubig an einer beſſern Zukunft hangenden Blicke des ſchon getröſteten Herzens.

In Blicken habe ich geleſen, wofür die Sprache kein Wort hat; aus Blicken iſt zu mir herüber gekommen, was wunderbar das Weh des Herzens ſtillte, und den Frieden aller Himmel in die Seele brachte. Ich habe es in mich geſogen, und darauf in mir gefühlt — mächtig, ſelig, aber nennen kann ich es nicht.

Oft war es ein Ton: das Flüſtern des Baches, das leiſe Wehen in den Frühlingsbüſchen, das Raſcheln des Laubes im Herbſte, das melancholiſche Seufzen in den Wipfeln der Bäume, die ſanfte Klage der Nachtigall, die Stimme des Menſchen oder des Inſtrumentes — ein flüchtiger Schall nur war es zuweilen. Und wer kennt nicht die Töne des Troſtes, die mitten aus tiefer Schwermuth, aus unermeßlichem Weh, aus einem zerreißenden Schmerz, aus wilder und banger Verwirrung der Klänge — tief aus nächtlichem Grauen — aus den Gegenden des bleichen Schreckens und der Verzweiflung — aus bodenloſen Abgründen — mild und verſöhnend ſich erheben, ſanft an das Herz ſich ſchmiegen, ein unbekanntes und doch ſo vertrautes Seliges, worin alle Noth der Erde geendigt iſt, und der Geiſt ſeine himmliſche Verklärung feyert, in dem Herzen heraufzaubern.

Oft war es ein Eindruck auf irgend einen andern Sinn: die lauen Lüfte, die mich umfloſſen, die erquickenden Gerüche, die mir zuſtrömten, die Schimmer des Lichts, in denen die Welt mit allen ihren Reitzen ſo fröhlich ſtand, die abendliche Dämmerung, die auf der müden Welt lag, die Sterne des Himmels, der milde Schein des Mondes, ein vertraulicher Schattenplatz, eine intereſſante Ausſicht, eine ſchöne Blume, der Blick auf meine Umgebungen, meine Bücher, meinen Schreibtiſch, was den Troſt mir ins Herz gab.

Nicht ſelten auch geſchah es auf eine, mir völlig unerklärbare Weiſe, daß in mir plötzlich oder allmählig erwachte, dort mich ergriff, hier immer mehr in mir ſich aufhellte, wovon mir das Herz voll — und umgewendet wurde zum ſüßen Vertrauen.

Bald kam es gewaltig über mich, bald nahte es leiſe und kaum bemerkbar; bald wurde das Herz davon begeiſtert, bald ſtill berührt und bewegt, bald auſſer ſich geſetzt, bald ganz ſich ſelbſt wiedergegeben, bald in wohlthuender Befreundung zu den Dingen der Erde gezogen, bald in himmliſche Gefilde hinaufgerückt.

Wahrlich es iſt kein Leid der Erde, das nicht auch ſeinen Troſt, ſeinen überſchwänglichen Troſt hätte.

Troſt finde ich überall, wohin ich mich wende.

Ich finde Troſt bey mir ſelbſt: in der Beſorgung meiner Geſchäfte, in einer freygewählten Thätigkeit, in dem Beſchauen gelungener Verrichtungen, im Nachdenken über wichtige Angelegenheiten, in den Erfahrungen, die ich geſammelt, in den Einſichten, die ich gewonnen, in der Erforſchung meines Herzens, in der Entwickelung meiner Gefühle, in den Spielen der Phantaſie, in der genauern Unterſuchung der Dinge, die mich beunruhigen, in der Betrachtung religiöſer Wahrheiten, in der Unterhaltung mit dem höchſten Weſen, in der Erwägung der erhabnen Dinge, zu welchen ich beſtimmt bin, in der Erinnerung an intereſſante Situationen und Erſcheinungen aus meinem frühern Leben und vorzüglich aus den glücklichen Tagen der Kindheit.

O, wenn zuweilen kein andrer Troſt im Herzen wirken wollte, wenn ich keinen andern Troſt mehr wußte — wie haben dann dieſe Erinnerungen mir ſo wohlgethan! wie haben ſie mächtig mich aufgerichtet, und jedem andern heilenden Troſte das Herz geöffnet! Selig,

ſelig ward es im verödeten Herzen, ſo bald ich im Geiſte die ſtill blühenden Gegenden betrat, in denen ich als Kind gewandelt.

Ich finde Troſt bey den Menſchen.

Schon allein der Anblick — vorzüglich ſolcher Menſchen die mir werth ſind, die einen gefälligen Eindruck auf mich machen, die ſich dem Herzen zu empfehlen wiſſen, kann mich tröſten, wann das Herz ſchwer beladen oder in großen Aengſten iſt. Ich bin nun nicht allein — in jedem Herzen glaube ich eine Zuflucht zu finden, all das Hülfreiche, das in der Bruſt des Menſchen wohnt, allen Rath, allen Schutz, alle kräftige Verwendung, allen Beyſtand, allen Troſt und was ſonſt noch ein Menſch gewähren kann, glaube ich zu beſitzen.

Mich tröſtet die Geſellſchaft der Menſchen, das freundliche Geſpräch, das zerſtreuende Spiel, das Lehrreiche und Ermuthigende, was ich da höre, die Aufmerkſamkeit, die ich antreffe, die Beweiſe der Achtung und des Wohlwollens, die ich empfange. Es tröſtet den Menſchen, etwas, wie wenig es auch ſeyn mag, zu gelten; er wähnt ſich da durch ein gewiſſes Recht an ſein Schickſal verbürgt; er gewinnt

Zuverſicht zu ſich ſelbſt, die nie ohne großen Troſt iſt.

Noch mehr tröſtet mich der Menſchen Liebe, was ſie thun mich zu erfreuen, wenn es auch mein Leid nicht wenden kann, ihr Achten auf meine Bekümmerniß, ihr Mitgefühl, ihr Rath, ihr Zureden — das Wort ihres Troſtes. Zuweilen konnte ich den Gedanken nicht finden, der mich ſtärken mußte — ich hatte ihn noch nie gedacht, oder jetzt gerade entzog er ſich mir — da vernahm ich ihn aus dem Munde des tröſtenden Freundes. Zuweilen hatte ich den Gedanken wohl, aber die Beziehung, das Wort, der Ausdruck des Gefühles fehlte, wovon ihm das Leben kommen ſollte — und in dieſer Beziehung, mit dieſem Worte, mit dieſem Ausdrucke des Gefühles brachte ihn der tröſtende Freund mir entgegen. Hören wollte ich das, was ich ſo gut wußte, als Einer mir es zu ſagen vermochte, denn nur gehört konnte es mich erwärmen.

Es tröſtet mich, dem Thun und Treiben der Menſchen zuzuſehen, ihr Geſchick, ihr Sinnreiches, ihre Art ſich zu helfen, das Nützliche und Gefällige, was durch ſie zu Stande kommt —

aber auch ihren Unverſtand, ihr Verfehltes, das Eitle in ihrem Beginnen und die hohen Gedanken dabey wahrzunehmen, ihr Gemüth und ihre Weiſe zu beobachten, mich in allerley Verhandlungen mit ihnen einzulaſſen, von ihnen zu lernen, und mich durch das, was ich hier bemerke, in der Ueberzeugung zu befeſtigen, daß die meiſten Dinge, um die wir uns betrüben und ängſtigen, bey weitem ſo wichtig nicht ſind, als wir uns in der Befangenheit unſers Gemüthes vorſtellen.

Ich finde Troſt bey der Natur.

Faſt jeder Eindruck, den ich von ihr empfange, tröſtet mich. Mich tröſten alle erhabene und anmuthige, alle glänzende, dunkelprächtige und ſchauervolle Erſcheinungen, die ſie mir darſtellt.

Mich tröſtet der Unterricht, den ſie mir ertheilt; mich tröſten die Sinnbilder des Lebens und des Todes, mit denen ſie mich umringt — dieſe tauſendfache Ausgeſtaltung des Daſeyns in ihrem unermeßlichen Gebiethe, dieſe Schätze des Ueberfluſſes, die ſie auf allen Plätzen ausbreitet, dieſe Geſchöpfe ohne Zahl, die ſie an ihrem Herzen trägt und nährt, dieſe mütterliche

Sorge, mit der ſie ihre Kinder pflegt, dieſe Erbarmung, womit ſie alles Müde in ihren Schoß nimmt, dieſe Auszeichnung, womit ſie den Menſchen behandelt, dieſe Treue, womit ſie ihm ergeben bleibt, dieſe Freygebigkeit, womit ſie ſeinen Fleiß belohnt, ſeine Bedürfniſſe ſtillt, ſein Vergnüzen befördert. Mehr noch tröſtet mich die über mir waltende ewige Güte, die ſie mir verkündigt, die Macht von der ſie mir jeden Augenblick ergreifende Beweiſe gibt, die Weisheit, die aus allen Anordnungen in ihrem Umkreiſe hervorglänzt, die Gegenwart des Barmherzigen und Heiligen, deren ich mir nirgends lebhafter bewußt werde, als auf dieſen Schauplätzen ſeiner Herrlichkeit.

Endlich tröſtet mich die Natur auch durch die Empfindungen und Stimmungen, die ſie in mir hervorbringt, durch das Reine, Ruhige, Sanfte, Milde und Heitre, das in mir übermächtig wird, wenn ich vertraut mich ihr anſchmiege, und mich ihrem Einwirken unbefangen überlaſſe.

Das Köſtlichſte des Troſtes habe ich dem Evangelium zu verdanken.

Schon das, was, bey der einſamen Selbſtbeſchäftigung, an Menſchen und in der Natur meinem Herzen tröſtlich wird, würde mich ſo nicht tröſten können, wenn ich nicht die Belehrungen des Evangeliums beſäße, wenn das Evangelium nicht an meinem Geiſte und Herzen gebildet, mir zu dieſen Anſichten des Lebens verholfen, mich mit dieſen Empfindungen befreundet, nicht auf die Menſchen, mit denen ich lebe, ſeinen Einfluß geäußert, nicht über die Natur ſein Licht verbreitet, und mich auf den Standpunkt geſtellt hätte, wo ich ihr Tröſtliches erſt recht bemerken und empfinden kann.

An allen Gedanken, Empfindungen, Vorſätzen und Handlungen, die mich tröſten, hat die Einſicht, der Glaube, die Stimmung, der Sinn des Chriſten nähern oder entferntern Antheil. Viele der tröſtlichſten Wahrheiten würde ich gar nicht kennen, die meiſten tröſtlichen Gefühle würden mir fremd ſeyn, die andern würden weit weniger wirken, ohne das Evangelium und ſeinen göttlichen Verkündiger.

An das Evangelium ſelbſt und ſeinen göttlichen Verkündiger aber muß ich mich wenden, um vollkommen getröſtet zu werden. Hier finde ich alles zuſammengedrängt, was mein Herz zu [illegible]öſten vermag — hier einen Unterricht, der ganz auf die Beruhigung und Erquickung des bangen, leidenden Herzens berechnet zu ſeyn ſcheint — das herausgehoben, mit vorzüglicher Wärme dargeſtellt, mit der innigſten Liebe und dem tiefſten Gefühl ausgeſprochen, was dem Herzen tröſtlich iſt — jedes in der tröſtlichſten Geſtalt, in dem tröſtlichſten Gewande — das Wort ſo einfach, ſo klar, ſo gedanken- und gefühlreich, ſo ergreifend, ſo herzlich, ſo rührend, ſo ſanft. Aller Troſt des Himmels läßt hier ſich hernieder auf die Mühſeligen und Beladenen der Erde. Je mehr ich es erwäge, deſto mehr, deſto reicher werde ich an Troſt, deſto mehr lerne ich leben in den Bewegungen des Troſtes.

Und an ihn, den Verkündiger des Evangeliums, den himmliſchen Erbarmer, den erhabenen Freund der Beſchwerten, den göttlichen Erdulder der Schmerzen, den herrlichen Ueberwinder alles Erdenübels, darf ich nur denken, um mich innig getröſtet zu fühlen.

Der Troſt fordert ein *empfängliches Herz.*

Dazu gehört eine *gewiſſe Mäßigung*

des Gefühles, eine gewiſſe Beſonnenheit des Geiſtes, eine gewiſſe Stille des Herzens. Kein Troſt kann in das Herz kommen, das von Leidenſchaften empört, von der erſten Heftigkeit eines ungeheuren Schmerzes zerriſſen, von einer großen Angſt beſtürmt iſt. Die Leidenſchaft muß zum Schweigen gebracht, der heftige Schmerz zu einer, dem Nachdenken befreundeten Trauer, die betäubende Angſt zu einer, der Betrachtung Raum gebenden Bangigkeit beſänftigt ſeyn, wenn die ſanfte Stimme des Troſtes bey ihm Eingang ſinden ſoll.

Auch kommt kein Troſt in das Herz, ſo lange es ſich gegen den Schmerz zu verhärten ſucht, ſo lange es ihm einen wilden Trotz entgegen ſetzt, oder nur in dunkeln Gefühlen ſeine Unruhe nährt. Erſt wann das Herz ſich ganz erweicht, ſich gewiſſer Maßen dem Schmerze geöffnet und hingegeben, ſich mit ſeinem Schmerze und ſeiner Angſt vertraut gemacht, die dunkele Empfindung aufgehellt hat, in ſeinen Schmerz, in ſeine Angſt eingedrungen iſt, kann es vom Troſte getroffen werden.

Nur ſelten hat der Troſt mich gefunden,

ohne daß ich ihn ſuchte — und mich gefeſſelt, ohne daß ich zu ernſten Erwägungen und innigen Gefühlen aufgelegt war. Meiſt habe ich ihn nicht eher gefühlt, als ich mich nach ihm ſehnte, ihn zu hören und bey ihm zu verweilen geneigt war, und ihm ein für ſtille Rührungen und beſonders für den Einfluß himmliſcher Dinge empfängliches Herz entgegen brachte.

Glückliche Menſchen, denen ſich häufig Gelegenheit darbiethet, Leidende zu tröſten!

Viel wird dazu erfordert — viel Sanftmuth, viel Demuth, viel Geduld, viel Nachſicht, viel Selbſtverläugnung, unerſchöpfliche Milde. Das leidende Herz hat ſeine eignen Verkehrten, ſeine Reitzbarkeit, ſeine Vorurtheile, ſeinen Starrſinn, eigne Luſt ſich ſelbſt zu quälen, ſich mit ſich ſelbſt und mit allem in Widerſpruch zu bringen, das feſtzuhalten, was man ihm zu ſeiner Heilung entreißen will, ſeinen Zweifels- und Bedenklichkeitsgeiſt, ſeine Widerſetzlichkeit gegen tröſtliche Gedanken — ſeinen Hang, zu den Vorſtellungen zurückzukehren, deren Falſchheit ihm bereits erwieſen iſt, ſeine Härten und Launen. Aber wie wohlthätig könnet Ihr dieſem Herzen werden, welche glückliche Umwandlung in dieſem Herzen hervorbringen, welche Rührungen dieſem Herzen entlocken, zu welchem Danke dieſes Herz Euch verpflichten!

O, der Wonne, es wahrzunehmen, wie das Wort des Troſtes nun endlich durchdringt, überzeugt, überwindet, Erwägungen veranlaßt, Eine weiche Stelle des Herzens nach der andern trifft — Eine trübe Wolke nach der andern zerſtreut — Ein ſüßes Gefühl nach dem andern hervorbringt — wie es von neuem zu hören begehrt wird, wie endlich das Gemüth ſich erheitert, der Blick wieder ſtrahlt, und der Muth des Lebens in das Herz einkehrt! — oder es wahrzunehmen, wie gleich Anfangs das ſanfte, theilnehmende, ſtärkende Wort das Herz bewegt, des Herzens Wunde kühlt, und das Herz im Innerſten davon erquickt wird, und das leuchtende Auge Euch ſagt, welch ein ſchönes Werk Ihr geſtiftet! Helfen iſt ſüß, aber oft noch ſüßer tröſten, wo man nicht helfen kann.

Möchtet Ihr nur nie ermüden, nie, überdrüſſig der trüben Gedanken und des beſtändigen Widerſpruches, Euch von dem Unglücklichen wegwenden, nie zu einer heftigen Aeußerung oder zu einem Vorwurfe Euch reitzen laſſen, wodurch Ihr Euch das fremde Herz vielleicht auf immer verſchließen, auf jeden Fall aber Euer Geſchäft ſehr erſchweren würdet! Möchtet Ihr Euch doch recht in den fremden Schmerz und in die fremde Angſt hineinverſetzen, daß Ihr aus der Fülle des Herzens und mit dem lebensvollen Ausdruck des Herzens geben könnet, was Ihr gebet! Möchtet Ihr doch immer das einfachſte, treffendſte, mildeſte Wort wählen, und Euch dazu mit der eigenthümlichen Denkart und Gefühlsſtimmung deſſen, den Ihr tröſten ſollet. genau bekannt machen — immer ganz beſeelt von dem Eifer, den verlornen Frieden zurückzubringen, dieſen Zweck nie aus den Augen verlieren.

Das alles lehret, zu dem allen ſtärket die Liebe. Ohne Liebe vermag keiner zu tröſten. Aber nie kann der Troſt der Liebe ſeine Wirkung verfehlen.

Ihr Menſchen, die Ihr mir Troſt gabt — mit dem Troſte der Liebe mein Herz ſtärktet: wie ſoll ich Euch danken? Nie wird mein Herz es vergeſſen, was Ihr mir geworden ſeyd, was Ihr mir Unſchätzbares gewährt habt, nie wird mein Herz aufhören, Euch aus ſeiner ganzen Fülle zu ſegnen.

Auch die Freuden weiß ich zu preiſen, die Ihr mir bereitet, aber höher noch preiſe ich den Troſt Eurer Liebe. Mehr hat er Euch gekoſtet, ſtärker habe ich darin die zärtlichen Triebe Eures Herzens gefühlt, und Beſſeres iſt mir dadurch zu Theil geworden. Der Freude konnte ich entbehren; aber ohne Troſt — wie arm, wie elend, wie darniedergeworden, wie vernichtet im Innerſten wäre ich oft geweſen! Mit dem Troſte im Herzen — wie reich und frey und ſtark und aufgerichtet blickte ich wieder in die Welt — in die Zukunft!

Eins kenne ich, das noch mehr iſt, als Menſchen tröſten; es heißt, Menſchen zum Troſte leben, mit ſeinem Daſeyn, mit ſeinem gebildeten Geiſte, mit den Gefühlen und Geſinnungen ſeines Herzens, mit dem, was man leiſtet und erfährt, Menſchen ein immerwährender Troſt ſeyn, daß jeder Blick auf uns, jede Nachricht von uns, jede Rede unſres

Mundes, jede Spur unſers Wirkens, ja alles was an uns erinnert, ihnen zum Troſte gereicht, daß ſelbſt in die Trauer um unſer Leiden und unſern Tod ſich Empfindungen des Troſtes miſchen, und daß ihre Freude über unſer Glück alle ſchmerzlichen Empfindungen, die ihnen verurſacht werden, überwiegen.

Größeres gibt es wohl, aber nichts Seligeres, als Menſchen zum Troſte leben. Nach dieſer Ehre, nach dieſer Wonne ſey das Trachten meines Herzens unabläßig gerichtet — und einſt ſey das Ruhm über meinem Grabe: er lebte mir zum Troſte.

24.

Der gute Muth.

An dem guten Muthe iſt alles gelegen. Kraft und Werth, Ehre und Freude des Lebens ſind dahin, wo der Muth verloren ging. Man lebt wacker und rüſtig fort, man erträgt jede Beſchwerde, man unterzieht ſich jeder Anſtrengung, man gewinnt unter den widerwärtigſten Umſtänden dem Leben manchen köſtlichen Preis ab, man fühlt ſich ſtark und frey und froh, ſo lange man guten Muth hat. Dem, der den Muth in der Bruſt bewahrt, wendet oft auch das Glück gewogen ſich zu, und nicht ſelten gelingt es ihm, ſein feindliches Geſchick zu bezwingen. Die ganze Welt iſt mein, und alles muß im Geiſte mir dienen, wenn königlich der Muth im Herzen mir waltet.

Guter Muth iſt Zuverſicht in Anſehung deſſen, was uns am Herzen liegt, getroſte Erwartung, es werde nach den Wünſchen des Herzens beſtehen und gedeihen, und zu einem fröhlichen Ziele gelangen; woraus dann erwächſt Luſt zu leben und zu wirken, kräftiges Wollen, kräftiges Streben, kräftiges Ausharren.

Wohl mir, daß ich ſo glücklich war, mir den guten Muth ungeſchwächt zu erhalten!

Oft war ich nahe daran, in **Muthloſigkeit** zu verſinken. In peinigenden Verlegenheiten, wo alle Verſuche mich herauszuwinden, fehlſchlugen, und weder ein Mittel noch ein günſtiger Umſtand ſich erdenken ließ, wovon ich mir etwas hätte verſprechen können — in drückenden Lagen — unter heftigen Körperſchmerzen, womit es kein Ende nehmen wollte — in Verhältniſſen, die Geiſt und Herz gewaltſam beſchränkten, täglich neue Demüthigungen und Kränkungen mit ſich führten, täglich mein ganzes Inneres empörte, während keine Hoffnung, aus denſelben befreyt zu werden, ſich zeigte — bey immer vereitelten Beſtrebungen mich empor zu arbeiten, meinen vermeynten Anſprüchen Geltung zu verſchaffen, mir eine Bahn zu brechen, mir irgend ein Glück zu gründen, mich auf einen feſten Platz zu bringen — bey Unternehmungen, von denen ich mich berechtigt glaubte, Großes zu erwarten, während Ein Hinderniß nach dem andern ſich mir entgegenſtämmte, während ich hier und da und dort mit dem Neide, der Beſchränktheit, dem Eigenſinn und Eigennutze, dem Hochmuthe, dem böſen Willen der Menſchen vergebens kämpfte, während die Sache, von allen Seiten angegriffen, an allen Seiten fehlſchlug, und mir ohne Aufhören den bitterſten Verdruß zuzog — nach allen Seiten gewendet, nirgends durchkonnte, und mir zuletzt faſt alle Hoffnung dahin ſchwand — wenn, beym Blicke auf mich ſelbſt, ſich mir überall Gebrechen darſtellten, auch mein Beſtes die Probe nicht hielt, auch das mit der größten Sorgfalt und Anſtrengung verrichtete, ſein Mißlungenes, Mangelhaftes, die Spuren menſchlicher Schwäche nicht zu verbergen vermochte, und ich zweifeln mußte, ob je etwas Erträgliches durch mich zu Stande kommen werde — wenn ich, beym Arbeiten an mir ſelbſt, keine — oder nur unbedeutende Fortſchritte bemerkte, indeß ſich mir neue Unvollkommenheiten des Verſtandes oder des Herzens enthüllten — wenn ich, mit andern mich vergleichend, mich ſo tief unter ihnen fand, daß ich nicht wußte wohin vor Beſchämung — wenn, bey der Betrachtung menſchlicher Dinge, mir dieſe in ihrer ganzen Geringfügigkeit erſchienen — menſchliche Größe ſo klein, menſchliche Kraft ſo ohnmächtig, menſchliches Wiſſen ſo beſchränkt, ſo unzuverläſſig, ſo vermiſcht mit Irrthümern jeder Art, menſchliches Wollen und Trachten ſo thörigt und eitel — menſchliche Tugend ſo nahe gränzend an das Laſter, ſo verunſtaltet durch unreine Bewegungen, ſo bedürftig der Vergebung — der Menſchen Zuſtand ſo verſäumt, ſo hülflos, ſo erniedrigt — der Menſchen Schickſal ſo elendsvoll — der Menſchen Ehre ſo vielfach geſchändet — der Menſchen Recht verrathen, verkauft, gemißhandelt, unter die Füße getreten — der Menſchen Angelegenheiten ſo unberathen, ſo für nichts geachtet — der Menſchen Hoffnungen ſo oft leere Träume, die ihres guten Glaubens ſpotten: da geſchah es, daß der Muth mir anfing zu wanken, und manche Stunde in dumpfem Hinbrüten, in völliger Geiſtes- und Herzenslähmung zugebracht wurde.

Daher weiß ich, was Muthloſigkeit iſt — wie es im Geiſte ſich verdüſtert, im Herzen ſich verödet — wie die Lebenswärme daraus entflieht, und wie alle Lebensreitze verſchwinden, alle Lebensfarben erbleichen; wie man von allem verzagt ſich wegwendet, wie man nichts mag und kann, nicht begreift, warum man da iſt, wie es ſich im Kopfe verwirrt und der Kopf ſchwer wird — von allem Widerſinn — wie es zuweilen ſo laſtend auf uns liegt, ohne doch recht empfindlich zu drücken, wie man zuweilen Furcht und Grauen und Entſetzen herbey wünſchen möchte, um doch einmal etwas Großes zu erfaſſen, an etwas Großes glauben zu können, wie nur das empfindlich drückt, daß man des Lebens nicht los werden kann — wie es ein ander Mal mit Höllenqual — und dann wieder mit ſchneidenden oder ſtechenden Schmerzen im Innern wühlt — und dann wieder der Gram darüber ſinnt und grübelt und ſich martert, daß doch alles ſo viel und ſo gar nichts iſt, daß ich doch immer im Herzen es fühle, daß es im Herzen fortfährt mich zu ſtacheln, zu treiben, zu ängſtigen — dieſes Nichts, daß ich es weder aufzugeben noch zu erreichen vermag.

Man kann in manchen Angelegenheiten den Muth verlieren, ohne darum ganz muthlos zu werden, weil man in Rückſicht der andern noch gute Zuverſicht hägt. Glücklich, wem nur noch in Einer Sache der Muth bleibt, daß er an dieſe ſich halte, durch dieſe ſich ermuntre und belebe, wenn er anderwärts nicht mehr wagt zu hoffen! Glücklich insbeſondre, wer in Anſehung ſeiner ſelbſt noch den freudigen Muth nährt, der die Seele jedes andern Muthes, uns im Innerſten aufrichtet, während alles Aeußere uns darniederſchlägt, und uns auch an dem, was außer uns iſt, auf die Dauer nicht verzagen läßt!

Aber jede Muthloſigkeit, der wir in uns Raum geben, greift weiter um ſich, erſtickt immer mehr des Muthes Kräfte, erzeugt immer mehr Hang zum Zweifel und Mißtrauen, und verbreitet zuletzt das muthloſe Weſen durch unſer ganzes Inneres. Wer den Muth zu ſich ſelbſt verloren hat, kann zu keiner Sache freudigen Muth haben. Nichts iſt unſicherer, als die Begünſtigungen des Glückes, mit denen er ſich etwa ſchmeicheln möchte.

Vermag nun ſchon ein geringer Grad, eine gewiſſe Art der Muthloſigkeit den Menſchen ſo im Innerſten zu zerſtören: welch ein beklagenswertheſ Geſchöpf muß dann der ſeyn — wie vernichtet im Gefühle ſeiner Menſchheit, der den Muth völlig und in jeder Hinſicht verloren hat! Was bleibt ihm übrig, als ſich in ſinnlichen Genüſſen zu berauſchen, um dadurch jede Reflexion über ſeinen Zuſtand, jede Erinnerung an das Unding ſeiner Exiſtenz von ſich abzuwehren, wenn anders nicht auch dies ſein feindſeliges Geſchick ihm verſagte.

In drey verſchiedenen Geſtalten pflegt der gute Muth ſich hauptſächlich zu offenbaren: als Muth des Erduldens, bey niedrigen Geſchicken — im Gefühle eines fortdauernden koſtbaren Beſitzes, einer Kraft, die man entgegen zu biethen habe, und in der ſichern Erwartung, es werde noch alles eine glückliche Wendung nehmen; als Muth des Wirkens, bey vielfachen Erſchwerungen deſſelben, bey oft vereitelten Beſtrebungen, bey unbelohnenden, höchſt verdrießlichen, in vergeblichen Anſtrengungen die Kräfte erſchöpfenden, und in mancherley Gram und Noth das Herz quälenden Geſchäften — in der Zuverſicht, daß, was man thut, auch ohne Erfolg, hohen Werth — ſeine Ehre und Belohnung in ſich ſelbſt habe, daß überdies das vorgeſteckte Ziel noch nicht aufgegeben werden dürfe, daß auf jeden Fall das edle Bemühen nicht ohne Frucht bleiben könne, daß gewiß viel Gutes daraus hervorgehen werde; als *Muth der Anſicht*, bey der Betrachtung bedenklicher Umſtände, trauriger Erſcheinungen, niederſchlagender Ereigniſſe — im Wahrnehmen deſſen, was uns die Angelegenheit, um die wir bekümmert ſind, in einem beſſern Lichte zeigt, oder uns zu guten Hoffnungen für ſie berechtigt, wodurch es uns möglich wird, getroſt und voll Vertrauen bey jenen Umſtänden, Erſcheinungen und Ereigniſſen zu verweilen.

Nimmer verzagen, allezeit ein freyes, warmes und fröhliches Herz haben, allezeit aufgelegt ſeyn zu dem, was das Leben nun gerade biethet oder aufgiebt, es wacker beginnen, mit Luſt und Liebe treiben, ſein beſtes Vermögen daran wenden, ihm ſeine ganze Empfänglichkeit entgegen bringen: das iſt es woran der gute Muth, der bleibende Stimmung der Seele geworden, zu erkennen ſteht.

Feurigen Naturen iſt der gute Muth mit in das Daſeyn gegeben. Die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes, die Stärke ihrer Gefühle, der Drang ihres Thätigkeitstriebes, die Energie, womit ſie den Augenblick ergreifen und von demſelben gerade das ſich zueignen, was ihren Wünſchen entſpricht, trägt ſie meiſt über das hinweg, was andre zur Muthloſigkeit ſtimmt, daß ſie es kaum bemerken. Dafür aber ſind ſie in Gefahr, das gering zu achten oder zu überſehen, was eine ernſte Beherzigung verdient, und von überraſchenden Unfällen deſto heftiger erſchüttert zu werden. Ihr Muth geht nicht immer mit der Weisheit gepaart; er kann leicht Uebermuth werden und zu großen Thorheiten verleiten. Auch vermag er ſich nicht länger zu behaupten, als das Feuer des Temperamentes dazu ausreicht. Es wird immer Unfälle genug geben, die ihm überlegen ſind, und ihn, wenn ſie eintreten, völlig zu Boden ſchmettern, da er außer dem Inſtinkte nichts hat, woran er ſich halten könnte.

Der Muth der Weisheit iſt indeß auch nicht die Frucht der Erfahrung und der Einſichten, die wir in reifer Ueberlegung dieſer abgewinnen. Das ja aber, was wir ſehen und fühlen, was uns nur gar zu klar iſt, und was nicht anders wird, wir mögen es wenden und anſehen, wie wir wollen, entwaffnet unſern Muth. Wäre der Muth an Erfahrung und Reflexion geknüpft, dann müßte man, um unter gewiſſen Umſtänden Muth zu behalten, ſich auf die unverantwortlichſte Art ſelbſt täuſchen.

In einem Glauben, der über aller Erfahrung iſt, der im Herzen ſeine Quelle, in der tiefſten und lebendigſten Menſchenkraft ſein Leben hat, den man nicht vertilgen kann, ohne das Bewußtſeyn der Menſchheit in ſich zu verdunkeln, wurzelt der Muth der Weisheit.

Und zwar zunächſt im Glauben an mich ſelbſt — nicht an das was zu den Erſcheinungen meiner Individualität gehört — nicht an das, was ich etwa ſelbſt mir erworben, in mir gebildet oder geleiſtet — dies macht mich vielmehr oft im höchſten Grade muthlos, weil ich mich darin ſo ſchwach, ſo mängelvoll, ſo höchſt jämmerlich finde — ſondern an das, was als Lebensgeiſt mir eingehaucht wurde — an ein Innwendigſtes meines Lebens — an die Menſchheit in mir — an die göttlichen Triebe und das göttliche Vermögen, an den unverlierbaren Adel der Menſchennatur — an die Freyheit meines Willens, an eine Kraft, eine Ehre, ein Recht des Menſchen, die ich in mir achten muß, und die ich an mir und außer mir geltend zu machen im Stande bin.

Freylich würde mir dieſer Glaube nichts helfen, ich würde mich indeß auch kaum in demſelben behaupten können, wenn ich mich, in Anſehung deſſen, was von mir ſelbſt abhängt, in jeder Hinſicht verwerflich fände, wenn ich mir bewußt wäre, die Menſchheit in mir geſchändet, die göttlichen Triebe meines Weſens ſchnöder Luſt aufgeopfert, und auf des Menſchen Recht und Ehre Verzicht geleiſtet zu haben.

Um mich des Glaubens an die Menſchheit in mir zu freuen, und ſeinen ſtärkenden Einfluß in dem frohen Muthe des Lebens zu erfahren, muß ich die Kraft der Menſchheit in mir ſelbſt wirkſam, muß ich einen auf das Gute gerichteten, ernſtlichen Willen in mir antreffen; die Freyheit muß mich ſelbſt beſitzen, und im innern Siege über das Unwürdige ſich mir fortdauernd lebendig und unbezweifelbar erweiſen.

Bey einem ſolchen Glauben aber kann ich nie in Muthloſigkeit verſinken. Was ich auch aufzugeben genöthigt würde: mich ſelbſt darf ich nimmer aufgeben, beym Blicke auf mich ſelbſt darf ich immer guten Muth haben, und dieſer Muth wird mich in den mißlichſten Lagen aufrecht erhalten.

Sey mein Wiſſen noch ſo beſchränkt: auf mein Wiſſen ſetze ich ja mein Vertrauen nicht — weit höher als das Wiſſen iſt das, worauf ich mein Vertrauen ſetze, und in dem Maße, als dieſes in mir wirkſam ſich zeigt, werde ich auch im Wiſſen glücklichere Fortſchritte machen, wenn nicht im Vielwiſſen, doch im Rechtwiſſen, im wahrhaft erleuchtenden Wiſſen. Ich beſitze das, wovon das Leben und die ſittliche

Energie des Wiſſens aufgehen, womit alles wahre Wiſſen beginnt, worin alles wahre Wiſſen endet.

Mag in dem, was ich leiſte, noch ſo viel Unlautres, Unreifes, Gebrechliches ſich finden: es findet ſich auch darin die Kraft meines Gemüthes, der Ernſt eines frey beſchließenden Willens, Güte der Abſicht, Streben, das Beſte was ich vermag, auszudrücken; und ſo kann es nicht ohne Nutzen für die Welt bleiben.

Mag ich in meinem Herzen noch ſo viele Fehler wahrnehmen: ich weiß, daß ich ihnen redlich entgegenarbeitete; ich nehme auch manches wahr, wobey ich mit Befriedigung verweile; geweckt iſt es in mir; es lebt in mir; es wurzelt immer tiefer in mir; es erhebt, es begeiſtert mich. Mag es mit der Verbeßrung dieſer Fehler noch ſo langſam gehen, mag es zuweilen den Anſchein gewinnen, als ob ich gar nichts über mich erlangen werde: was in mir geweckt iſt, was in mir lebt und treibt, und tiefer in mir wurzelt, und mich begeiſtert und erhebt, das wird mich weiter bringen; ich zweifle nicht, daß ich weiter komme, wenn ich auch nichts davon bemerke; die Kräfte des göttlichen Lebens können nicht unwirkſam bleiben, und ich finde ſie wirkſam, ſo bald ich im vollen Gefühle derſelben mich ſchärfer beobachte.

In dieſem Glauben an mich ſelbſt und dem daraus entſpringenden Muthe darf ich auch beym Blicke auf die Angelegenheiten der Menſchheit nicht verzagen. Wie es mit ihrem äußern Zuſtande beſchaffen ſeyn mag: die Menſchheit iſt dennoch groß, und es gibt eine wahre Größe des Menſchen — eine ſittliche Energie des Menſchen, die ſich in jedem Kampfe behauptet — eine weſenhafte Tugend des Menſchen, die aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt beſteht — eine ſtrahlende Ehre der Menſchheit, die in allen Zeiten und Völkern ihre Repräſentanten hat, und vor der alle zu Schanden werden, die ihr Hohn ſprechen — ein heiliges Recht der Menſchheit, das früh oder ſpät ſeinen Verächtern ſchrecklich wird — Hoffnungen der Menſchheit, die wahrlich mehr als eitle Träume ſind: das zeugt mir, was tief im Buſen mir wohnt, und was ich fühle, wie mein Leben.

In dieſem Glauben an mich ſelbſt und dem daraus entſpringenden Muthe, werde ich endlich nicht weniger Muth behalten bey äußern Schmerzen und Verlegenheiten, beym Drucke der Verhältniſſe, bey immer vereitelten Beſtrebungen und den widerwärtigſten Arbeiten. Nicht bloß, daß, was ich in mir fühle mich über jede Noth des Lebens erhebt: es flößt mir auch Vertrauen ein in Anſetzung der Dinge, die ich ſelbſt nicht zu lenken vermag; ich erkenne eine Abhängigkeit dieſer Dinge von dem, was hoch und herrlich in der Bruſt des Menſchen waltet; was hoch und herrlich in der Bruſt mir waltet, läßt immer hoffen, vom Schmerze befreyt, aus der Verlegenheit und dem drückenden Verhältniſſe glücklich gerettet zu werden, das Ziel, nach dem ich ringe, zu erreichen, die Schwierigkeiten, die ſich meinen Unternehmungen entgegenſetzen, zu überwinden.

Doch ein recht freudiger Muth könnte mir aus dem Glauben an mich ſelbſt nicht erwachſen, wenn nicht ein andrer ſich ihm zugeſellte: der Glaube an eine, auch mir zugewendete uneigennützige, warme und jeder Aufopferung fähige Liebe im fremden Herzen.

So oft bedarf ich des Rathes, der Fürſprache, des thätigen Verwendens zu meinem Beſten, der kräftigen Unterſtützung, wo dieſes alles mit großen Beſchwerden und Verzichtleiſtungen verbunden iſt, in meinen Geſchäften, Beſtrebungen, Verlegenheiten und Unfällen — ſo oft der menſchlichen Theilnahme, des menſchlichen Troſtes, des menſchlichen Beyſtandes in Leiden und Gefahren, wo man mir dieſes alles nicht ohne Selbſtverläugung gewähren kann. So oft iſt es allein beym Menſchen anzutreffen, worauf meine Zuverſicht zum glücklichen Ausgange einer Sache ſich gründet. Nur von ihrer Liebe, von ihrer uneigennützigen, warmen, aufopferungsvollen Liebe kann ich es mit Sicherheit erwarten — in allen Fällen und auf die Weiſe erwarten, wie es geſchickt iſt, meinen Muth zu beleben. Im Glauben an dieſe Liebe weiß ich, daß mir werden wird, was in ihrem Vermögen ſteht, wie viel es ihnen auch koſte, daß ſie es mir geben werden aus der Fülle des Herzens, und ohne darauf irgend einen Anſpruch zu gründen.

Welch ein Reichthum von Hülfe liegt in der Bruſt des Menſchen, in ſeinem Geiſte, in ſeiner Kraft! Auf dieſen ganzen Reichthum kann ich rechnen, ſo bald ich ſeiner uneigennützigen, warmen, aufopferungsfähigen Liebe gewiß bin. Nie werde ich nun völlig verlaſſen ſeyn; die That und das Gefühl der Liebe werden mich begleiten. Wo jene nicht mehr ausreicht, da wird dieſes bey mir verweilen, und mich aufrichten.

Der Glaube an die Liebe iſt Glaube an ein Unermeßliches des Beſitzes: — o, wie könnte man dabey muthlos werden?

Immer fühlt das Herz ſich neu geſtärkt, indem wir einer uneigennützigen, warmen aufopferungsfähigen Liebe gedenken, die für uns vorhanden iſt. Kräfte der Verjüngung weckt das Bewußtſeyn dieſer Liebe in unſerm Innerſten, daß uns der Muth freudig in die Höhe wächſt.

Du darfſt alles wagen und alles hoffen, und es kühn mit dem Schwerſten im Leben aufnehmen, wenn du geliebt biſt.

Dem lebendigen Glauben an Gott verdanke ich endlich, daß der gute Muth unveränderlich und in gränzenloſer Zuverſicht das Herz mir erfüllt.

Aus dem Glauben an mich ſelbſt und an eine Liebe außer mir hat dieſer Glaube ſein Weſen und ſeine Kraft. Weil ich göttliche Triebe und ein göttliches Vermögen in mir finde, darum glaube ich unerſchütterlich an ein Weſen und eine Kraft über mir, die, dieſer Triebe und dieſes Vermögens ewige Quelle, beyde in höchſter Vollkommenheit in ſich vereinigt; was ich als Lebensgeiſt in mir verſpüre, zeugt mir von einem unendlichen, heiligen, allgenugſamen, ſeligen Herrn und Vater der Geiſter. Weil ich Liebe in der Bruſt des Menſchen antreffe, darum glaube ich an reine Liebe — an Liebe ohne Maß und Schranke über den Sternen; der Menſch in ſeiner Liebe verkündigt mir den, aus welchem alle Liebe ſtammt, und durch den allein der Menſch zu lieben vermag. Nur durch eine höchſte Liebe wird es mir begreiflich, daß Liebe gefühlt — daß ſie wirkſam, herrſchend werden kann in ſolchen Naturen, denen die Beziehung auf ſich ſelbſt, als Prinzip der Selbſtſtändigkeit, des Zuſammenhanges mit ſich und der Beharrung in ſich eingepflanzt wurde. Im Menſchen iſt es nicht, von außen wird es nicht in ihn gebracht, von oben her muß es ihm mitgetheilt werden, daß er einer uneigennützigen, warmen, aufopferungsvollen Liebe fähig wird. Und woher kann Liebe kommen, als aus der Liebe, die Liebe an ſich ſelbſt und aus eigenſtem Weſen iſt?

Auf der andern Seite zeigt der Glaube an die Ehre, die Freyheit, die Kraft des Menſchen in mir erſt dann ſeinen ganzen ermuthigenden Einfluß, wenn ich in dieſen die Ausſtrahlungen einer Ehre, einer Kraft, und einer Freyheit über mir erblicke, wenn ich darin von Gottes Geiſt mich beſeelt weiß, und verſichert bin, ohne Aufhören werde aus der Fülle göttlicher Allgenugſamkeit mir zuſtrömen, was mir Ehre verleiht, mich kräftigt und frey macht. Ich behalte nun Muth auch in den Augenblicken, wo ich des Gefühles von der Ehre, Freyheit und Kraft des Menſchen nicht mächtig werden kann, wo alles Große des Menſchen in meinem Bewußtſeyn ſich verdunkelt hat.

Der Glaube an Liebe außer mir muß ſich zum Glauben an eine Liebe über mir erheben, damit ich die Muthserhöhung ganz erfahre, die er hervorzubringen geſchickt iſt. Der Liebe ohne Maß und Schranke über den Sternen vertrauend, werde ich die Liebe in der Bruſt des Menſchen nimmer vermiſſen — auch da nicht, wo ſie ſich mir nicht zu offenbaren vermag; das Herz kennt ihren Ort, wo das Auge vergebens ſie ſucht. Die Menſchheit könnte nicht beſtehen, ohne dieſen Lebenszufluß von oben; die Menſchheit würde, ohne die Stärkungen ſeiner Liebe, losgeriſſen von dem Weſen, in dem ſie ihren Urſprung hat, in das Nichts verſinken. Allezeit werde ich der menſchlichen Liebe fröhlich ſeyn, und mich ihrer um ſo inniger freuen, da es Liebe des Unſichtbaren, Liebe ohne Maß und Schranke iſt, die ſich in der Liebe des Menſchen mir enthüllt.

Der Glaube an mich ſelbſt und an die Liebe außer mir kann mich über das Mißgeſchick erheben; er kann mir auch eine gewiſſe Zuverſicht in Anſehung deſſen, was nicht in meiner Macht ſteht, einflößen; aber ich fühle doch oft, daß ich zur vollkommenen Gemüthsruhe, zum ſiegenden Muthe noch mehr nöthig habe, nähmlich eine, auf deutliche Einſicht ſich gründende Gewißheit, es ſtehe in jeder Hinſicht wohl auch um die äußern Angelegenheiten, die mich bekümmern. Dieſe Gewißheit gibt mir der Glaube an den weiſen, allmächtigen, liebevollen Regierer meiner Schickſale, der Glaube an eine ewige Obhut unter der mein Leben ſteht. „Alle Haare auf meinem Haupte ſind „gezählt; nichts wird mir begegnen, was nicht „der höchſte und beſte Wille beſchloſſen hat; in „keiner Bedrängniß und Noth werde ich ver„laſſen ſeyn, immer werde ich, was mir Be„dürfniß iſt, erlangen, was in meinen Unter„nehmungen der Welt zum Nutzen gereicht, „werde ich vollführen, aus allen meinen edeln „Bemühungen wird Gutes, wenn auch nicht „das beabſichtigte, erwachſen, und die erhabe„nen Vergeltungen einer andern Welt darf ich „erwarten, ſo oft ich hier unbelohnt bleibe.“ Mit dem Muthe dieſes Glaubens im Herzen blicke ich freudig getroſt um mich her — freudig getroſt in die Zukunft.

25.

Die Erhebung.

Wunderbarer, ſeliger Zuſtand des Gemüthes — in den Stunden der Erhebung! Die Schranken des gewöhnlichen Daſeyns haben ſich mir geöffnet; ich habe den Kreis verlaſſen, in dem ich ſonſt mich bewege, empfinde, wirke, mein Leben habe, in den die Natur ſelbſt mich ſetzte, ohne jedoch zu vergeſſen, daß noch etwas von mir in dieſen Kreis hinein gehört. Es hat mich erfüllt, es hat mich hinaufgezogen; ich erblicke tief unter mir, was durch die Sinne ſich meiner bemächtigt, ohne jedoch mit Verachtung darauf hinab zu ſehen, und ſein Recht an mich zu verkennen. Die Erde beſitzt mich kaum noch; hoch über der Erde iſt, was mein Weſen durchdringt — und mit ihm der Geiſt hoch über der Erde — dort lebend in ſeliger Gemeinſchaft des Unnennbaren. Allem Großen und Herrlichen fühlt der Geiſt ſich befreundet, von allem Großen und Herrlichen ſich angeſprochen — und weg ſind die kleinen Gedanken, die alltäglichen Empfindungen, die niedrigen Begierden, die an den Staub feſſelnden Lüſte, weg iſt jegliche Noth, jegliche Mühſeligkeit, jegliche Sorge — da unten in den trüben Nebeln ſind ſie, über denen im Lichtreiche die Seele frey und ſtark, wie auf Adlerfittigen ſchwebt, und Kräfte der Verjüngung, Kräfte des ewigen Lebens einſaugt, in hohen Gedanken und in wonnevollen Bewegungen, davon alles in mir aufwärts ſtrebt. Mich reitzt nicht mehr das ſonſt mit unwiderſtehlicher Gewalt Anziehende — wie weit höher und beſſer iſt doch das, was mich jetzt eingenommen hat! — Mich bekümmert nicht mehr das ſonſt in ſtürmiſcher Unruhe mich Beſchäftigende, unter bangen Beklemmungen im Innern hin und her ſich Wälzende — wie unbedeutend iſt es doch gegen das, was jetzt mich beſchäftigt, als ob in ihm allein mein Leben wurzelte! — So groß, ſo kühn, ſo überwältigend geht es mir durch die erweiterte Bruſt.

In mancher andern Stunde glaubte ich Menſch zu ſeyn — und war es in einem nicht gering zu achtenden Sinne des Wortes. In den Stunden der Erhebung erfahre ich noch eine andere Bedeutung des Wortes, in der man nicht Menſch ſeyn kann, ohne aus ſich hinaus — über ſich hinauf zu dringen; nun drückt es mich wenig, im gewöhnlichen Sinne Menſch zu ſeyn.

Eine zweyte Welt empfängt mich — und in dieſer zweyten Welt empfange ich neues Weſen. Der Glanz ewiger Verklärung umgibt — die Schauer eines namenloſen Entzückens ergreifen mich.

Es hebt ſich mir aber im Gemüthe bald von gewiſſen in ihm ſelbſt vorgehenden dunkeln Veränderungen, bald von Eindrücken äußerer Gegenſtände, die den Blick in die Höhe leiten, und die Empfindung in ihrer Tiefe anregen, bald von unentwickelten Gefühlen, in denen große Gedanken, neue Gefühle erzeugend, ermachen, bald von Gedanken, denen die Gefühle nachfolgen, bald von fortgeſetzten Betrachtungen, in denen voll Bewunderung der Geiſt ſich verliert, da die Unermeßlichkeit ſich hier ihm öffnet, bald auch von einer im Gemüthe wohnenden Kraft, die plötzlich ſich aufmachend, mein ganzes Weſen mit fortreißt — hinauf und immer höher hinauf — den Gedanken, das Gefühl, den Willen und das Vermögen der That — mich mit jeder Größe in Verbindung zu ſetzen.

So fühle ich mich erhoben — in der tiefen Stille, die, wie ein Unendliches, mich umgibt, wie ein Unendliches in meinem Innern herrſcht — in den dunkeln Schatten der Nacht — im Anblick der Sterne des Himmels, wenn der Geiſt, ahnend die ewige Heimath und volle Sehnſucht nach ihr, der Erde entſchwebt, und alles, was die Erde hat, für ſich zu klein findet — bey prachtvollen, erhabenen, ſchauerlichen und ſelbſt furchtbaren Naturerſcheinungen — vor der aufgehenden Sonne — auf Bergen und Höhen — vor der in den Nebeln der Ferne verſchwindenden weiten Landſchaft — vor himmelan ſich thürmenden Felsmaſſen — an den Ufern des in ſtiller Majeſtät dahin rauſchenden Stromes — im Brauſen des Sturmes und unter dem Krachen, wie unter dem dumpfen Getöſe des Gewitters — in der Verderben drohenden Empörung der Elemente — vor groß gedachten Werken der Kunſt, nicht ſelten indem ſie das Herz im Buſen mir erſchüttern — vorzüglich vor der zermalmenden, den innerſten Lebensgeiſt aufrufenden und jede Kraft entzündenden Gewalt der Töne — bey der Betrachtung der Umwälzungen, der Zerſtörungen der neuen Schöpfungen, welche die Geſchichte mir darſtellt, des ernſten Ganges der Zeit, ihren kühnen Werken und des feſten Zuſammenhanges unter ihren Erſcheinungen — vor der erhabenen That des Menſchen, vor ſeinen hochherzigen Planen, ſeinen muthigen, kraftvollen, jede Schwierigkeit beſiegenden und jedem Ungemach Trotz biethenden Ausführungen, vor ſeinem ſtandhaften Erdulden, ſeiner freyſinnigen Selbſtverläugnung — vor der edeln Geſtalt, die aus den trüben Nebeln der Erde im Glanze der Verklärung, das lichtumfloſſene Haupt gen Himmel tragend, ſich aufrichtet — in feyerlichen Stunden, wo das Leben mit ſeinen tiefen

Rührungen an mein Herz tritt, wo heilige Symbole mir zeugen von dem, das nicht von der Welt iſt, und mir vergegenwärtigen, was mit ſeiner Herrlichkeit meine ganze Seele erfüllt.

Doch alle dieſe Dinge veranlaſſen nur meine Erhebung — ſie bewirken ſie nicht. Ihr Großes zieht mich an, entfeſſelt meinen Geiſt, weckt die dunkeln Ahnungen und die ſchlummernden Kräfte; aber weit mehr als dieſes Große fühle ich in meiner Erhebung. In mir ſelbſt liegt es, aus mir entwickelt es ſich, was von ihnen angeregt, ſich weit über ſie hinausſchwingt; und was ſie Erhebendes andeuten, würde ich nicht verſtehen ohne das in mir Liegende.

Daher fühle ich mich am mächtigſten erhoben durch das, was aus meiner Bruſt hervorgeht, das Gefühl meiner Würde, meiner Pflicht, meiner Beſtimmung, meiner hohen Erwartungen, durch die Erinnerung an den Ewigen, Heiligen — Namenloſen, der über allen Welten mit unbegränztem Vermögen waltet, durch das innige Gebet, in welchem mit ihm meine Seele ſich vereinigt: denn durch jenes in mir

Liegende kenne und vernehme ich Gott. Das Herz bringt mir von ihm Kunde, wie das Herz ihm entgegen walle, ihm ſeine Leiden und Freuden, ſeine Bedürfniſſe und Wünſche anzuvertrauen.

Auf verſchiedene Weiſe und unter verſchiedenen Empfindungen geſchieht es, daß das Herz mir erhoben wird; daher hat die Erhebung ihre verſchiedenen Charaktere. Jetzt ergreift es mich mit Sturmes Macht, mich mir ſelbſt zu entreißen — hinein in das Unermeßliche; jetzt faßt es mich leiſe, Anfangs kaum fühlbar, und rückt mit ſanfter Gewalt mich allmählig empor — immer höher — in das Unermeßliche. Jetzt entzündet es Flammen der Begeiſterung in der Bruſt, und erregt alle Gefühle und Kräfte meines Weſens; jetzt verbreitet es eine heilige Stille, die Stille der Feyer, die Stille der Anbethung, die Stille des ewigen Friedens, der in der Höhe wohnt, durch mein Inneres. Jetzt iſt es begleitet von reiner, unausſprechlicher Wonne, jetzt von einer wehmüthigen aber ſeligen Rührung; in ſüße Thränen löſet ſich auf die Verſöhnung der Luſt und des Weh's im Unendlichen.

Es gibt Erhebungen der Freude, Erhebungen des Schmerzes und Erhebungen eines ſüßen Grauens.

So oft iſt meine Freude, beflügelt von den Kräften eines unnennbaren Großen gen Himmel geſtiegen, und hat mich mit ſich hinaufgezogen zum Anſchauen des Herrlichen über der Zeit und über allen Räumen, daß mein ganzes Weſen davon erſchauerte!

Aber auch vom Schmerze iſt es mir weit und groß geworden in der Bruſt —; wenn der Schmerz ſich durch mein Inneres lagerte, und die Welt mir ein ungeheures Reich des Schmerzes wurde, und jede Luſt und Blüthe des Lebens und alles Leben ſelbſt in der düſtern Beleuchtung des Schmerzes ſtand, und der Schmerz ſtillend wie das Grab alles umfing und deckte und ſchirmte; wenn der Schmerz in einer erhabenen Geſtalt ſich aufmachte, wenn er, aus einem großen Gedanken, einem großen Gefühl hervorgehend, dieſem Gedanken, dieſem Gefühl neue Größe mittheilte; wenn in dem Schmerze ſich eine große Kraft mir enthüllte — wenn ich einen Schmerz in ſeinem Umfange und in ſeiner Tiefe gefaßt hatte, und mit Erſtaunen wahrnahm, daß ich ihn, den ich ohne Maß und Gränze geglaubt, faſſen konnte, und mich ſtark genug fühlte ihn zu tragen; wenn ich in den Qualen, die dem Menſchen beſchieden ſind, die Hoheit der menſchlichen Natur erblickte.

Nicht ſelten war es ein ſüßes Grauen vor nächtlichen Schreckbildern, die Furcht vor einem in der Ferne heraufziehenden Gewaltigen, das Entſetzen ſogar vor dem, was unbekannte Uebel ſchweigend zu verhüllen, und mit dem Aeußerſten mich zu bedrohen ſchien, worin die Seele ſich ausdehnte und erhob — nicht bloß indem ſie eines Vermögens ſich bewußt ward, vor dem alle Schrecken der Welt ſich neigen, ſondern auch indem ſie das Furchtbare in Gedanken zu umſpannen, das Gräßliche ganz auszudenken ſuchte, und noch vermochte darüber hinauszugehen, und ſich belebt, in ihrem geſammten Vermögen aufgerufen fühlte von der ergreifenden Vorſtellung, ermuthigt und entrüſtet von dem, was zerſtörend in ſie eindringen wollte.

Unbeſchreiblich wohl iſt mir in jeder Gemüthserhebung — in der frohen, in der wehmüthigen, ſelbſt in der ſchmerzlichen. Gewöhnliches Erdenleid berührt mich nicht, und in dem großen Schmerze ſtehe ich aufgerichtet, feſt und frey. Wie könnte das, woven es mir ſo muthig im Innern heraufwächſt, anders, als mir wohl machen? Und die Dinge, denen mein Geiſt, wenn auch nur in dunkeln Ahnungen, entgegen ſich hebt — wie könnten ſie anders, als einen wohlthuenden Einfluß auf den Geiſt äußern?

Rein iſt mein Herz in den Stunden der Erhebung. In ihm ſelbſt kann nicht erwachen, von außen her kann nicht in daſſelbe eindringen, woven es verunreinigt würde. Alles was mit einem ſträflichen Gelüſten das Herz zu beflecken vermöchte, reicht jetzt nicht an mich; in den niedern Gegenden nur lebt es, die ich verlaſſen habe. Die Begierde der Sinne kenne ich nicht mehr, ich begreife nicht, wie ſie je etwas an mir haben konnte. Und wäre es möglich, daß Unreines in ihm ſelbſt erwachte oder von außen her ſich ihm mittheilte: ſo könnte es doch nicht in ihm aufkommen, ſich nicht mit ihm in Gemeinſchaft ſetzen. Das Große, wovon es erfüllt iſt, duldet nichts ſeiner Unwürdiges neben ſich. Was ich ſonſt rein nenne, muß jetzt ſich noch reinigen, um im Herzen einen Platz zu finden. Sünde und Thorheit würden nie mein Leben entweihen, wenn ich mich immer in dieſem Zuſtande behaupten könnte.

Dagegen fühle ich mich allem Großen und Herrlichen befreundet, zu allem Großen und Herrlichen aufgelegt. Die Pflicht öffnet mir den Wirkungskreis, in welchem allein ich meine Kräfte gebrauchen mag, in welchem meine Kräfte anzuſtrengen und das Schwerſte zu leiſten die Luſt mir im Herzen brennt. Der Widerſtand weicht dem feurigen Muthe; in ein heitres Spiel verwandelt ſich die ſaure Arbeit; jedes Opfer dünkt mich gering, das Beſte würde ich freudig daran ſetzen.

Alle edle Fähigkeiten meiner Natur ſind in raſcher und glücklicher Entwickelung, in lebendigem Fortſchritte zur Vollkommenheit begriffen, in Freyheit geſetzt und genährt durch das, was ſich meines Weſens bemächtigt hat.

Selige Zuverſicht wohnt mir im Herzen.

Jede durch unvertilgbare Herzensgefühle verſiegelte Hoffnung geſtaltet ſich zur ſiegenden Gewißheit: und Hoffnungen, die mein Denken überſteigen, die ich nur in unausſprechlichen Rührungen empfinde, durchdringen mein Herz.

Für dieſen Zuſtand der Erhebung bin ich geboren, das fühle ich; ich erblicke in ihm die Vollendung meines menſchlichen Weſens. Ich wäre was ich ſeyn ſoll, was ich Treffliches werden kann, wenn ich mich in ihm zu erhalten vermöchte. Aber die Erde zieht mich wieder zu ſich hernieder; nur glückliche Stunden ſind es, die ich in jener Höhe verweile — und mich empfängt von neuem das irdiſche Geſchäft, das Verlangen der Sinne, der herbe Schmerz, die ſchwüle, brennende Sorge. Doch kann es nicht fehlen, daß bey einer öftern Erhebung des Geiſtes die Spuren derſelben im Gemüthe zurückbleiben, und dieſes ſich immer mehr den erhabenen Dingen befreunde und zu denſelben gewöhne, daß zuletzt eine erhabene Stimmung, die vor Erniedrigung bewahrt, und zu allem Würdigen kräftig antreibt, eine Stimmung, die bald in eine erhabene Art zu denken, in einen großen Styl des Lebens übergeht, im Gemüthe herrſchend werde.

Ueberdies ſteht es bey mir, den Geiſt zu erheben, ſo oft es mir Bedürfniß iſt, ſo oft ich mir wohlthätigen Einfluß davon verſprechen kann. Mein Wille gebiethet den Gedanken, die den Geiſt emportragen, und ruft die geheimen Kräfte auf, durch welche ſeine Erhebung unmittelbar bewirkt wird. Nicht bloß als Zuſtand, auch als freye That muß ich die Erhebung betrachten, um darin das Weſen meiner Menſchheit ganz zu erkennen.

In der Freude erhebt ſich mein Geiſt; und die Freude heiligt ſich, ich bin gewiß, daß ſie mich nie entweihen wird, das Höchſte, Beſte, Geiſtigſte der Freude ſammelt ſich in Einen ſtrahlenden Punkt des Bewußtſeyns.

Im Leiden erhebt ſich mein Geiſt; und eine unbeſiegbare Kraft ſetzt ſich dem empfindlichſten Schmerze entgegen; oder der Schmerz ſinkt tief unter mich hinab, indem ich zu den Gegenden aufſchwebe, wo kein Schmerz iſt; oder ich ziehe ihn mit mir hinauf in die himmliſche Beleuchtung, wo er die Schmerzensnatur ablegt; oder ich überwinde ihn im Glauben und in der Hoffnung.

Bey äußern Erniedrigungen erhebt ſich mein Geiſt; und ich finde nichts mehr, wodurch ich mich erniedrigt glauben könnte; zu einem nichtigen Schatten wird mir die Erniedrigung, wo der Geiſt in der Höhe lebt und des Großen ſo viel in ſich trägt.

Bey tief kränkenden Beleidigungen erhebt ſich mein Geiſt, und ich fühle das Kränkende darin nicht mehr; höchſt unbedeutend erſcheint mir, worüber früher der Zorn erglühte und es in allen Nerven zuckte; es wird mir leicht zu vergeben und zu vergeſſen; auch das Herz gebiethet es, ich kann nicht anders, eben das, wovon mir das Herz ſo groß iſt, zwingt mich.

Der Geiſt erhebt ſich in Entſchließungen und Thaten. Die meiſten Handlungen der Pflicht ſind gegen das Intereſſe meiner ſinnlichen Gefühle und Neigungen. Aber in dieſen übt die Natur ihre frühere Gewalt an mir, ſie ſind das in mir von Natur Herrſchende. Ueberlaſſe ich mich dem ſtärkern Zuge, ſo folge ich nicht dem Rufe der Pflicht, ſondern dem Triebe der Sinne. Erheben muß ich mich über den Trieb der Sinne, um den Befehl der Pflicht zu hören, um ſeine Stärke zu fühlen, und ihm gehorſam zu werden. Jeder im Kampfe mit der ſinnlichen Natur gefaßte Entſchluß, jede gegen die Luſt der Sinne vollbrachte That iſt Werk der Erhebung.

Eine wahrhaft freye und vollkommen reine, ſittliche That läßt ſich ohnehin nicht denken, ohne diejenige Erhebung, in welcher der Geiſt das Göttliche in ſeinem eigenthümlichen Weſen ergreift, und was nicht göttlich iſt, von ſich ausſcheidet.

Der Erhebung bedarf es vorzüglich, wo die That großen oder unſichtbaren oder fernliegenden Zwecken geweiht werden ſoll — beym Wirken für das Reich der Wahrheit, für das Wohl des Ganzen, für das Glück künftiger Geſchlechter.

Am meiſten aber bedarf es ihrer bey ſolchen Verrichtungen, die große Anſtrengung oder ſchwere Selbſtüberwindungen koſten, wider welche Weichlichkeit, Trägheit, Furcht, Schmerzgefühl und angeborne Antipathie mit gleicher Stärke ſich erheben. Die Kraft der Erhebung macht mich fähig, mich zu berauben, mich zu demüthigen, mich der Gefahr bloß zu ſtellen, meinen Feinden-Wohlthaten zu erzeigen, mein Liebſtes aufzuopfern.

Dadurch, daß ich ſolche Entſchließungen faſſe, ſolche Thaten oft vollbringe, und oft bey den Gedanken verweile, die mich dazu begeiſtern, erhebe ich mich nach und nach in meinen Geſinnungen; und hier iſt es, wo ich im Stande bin, mich fortdauernd auf der einmal erreichten Höhe zu erhalten.

Mein ganzer Menſchenwerth hängt an der bleibenden Erhebung meiner Geſinnung, wernach die Stimmung immer mehr ſich bildet.

Für Spiele meiner Phantaſie könnte ich dieſe Erhebungen erklären?

Ich begehre nicht zu läugnen, daß die Phantaſie nicht ſelten an denſelben ihren Theil hat; ſie vergegenwärtigt mir das Große, ſie zeigt es mir in Bildern, die mir das Große darin fühlbarer machen, die auch wohl den Glanz ihrer eignen Größe darauf fallen laſſen, wie dies gewöhnlich bey den Erhebungen des Enthuſiasmus der Fall iſt. Aber die Phantaſie kann nichts geben, was ſie nicht empfangen hat; nur zuſammenſetzen kann ſie — nicht erſchaffen. Wo ſie durch neue Bildungen neue Gefühle erzeugt, da hat ſich ihr das Geſetz dieſer Bildungen irgend anderswo her aufgedrungen; nicht mit Willkühr — aus einer Nothwendigkeit der Natur, die für mich Wahrheit iſt, hat ſie alſo gebildet.

Nichts Großes könnte die Phantaſie mir vergegenwärtigen, wenn nicht etwas Großes wirklich vorhanden wäre; ſie könnte mich nicht erheben über die Wahrnehmungen und Empfindungen der Sinne, wenn ſie nicht von einem andern Vermögen der Seele geleitet würde, aus dem die Ideen, Ahnungen und Gefühle des Unendlichen hervorgehen, nach einer unabänderlichen Einrichtung meines Weſens.

Die Vernunft erzeugt die Idee, die Ahnung und das Gefühl, und die Phantaſie kommt dem Verſtande zu Hülfe, wenn er ſich die Idee und die Ahnung verdeutlichen — dem Herzen, wenn es das Gefühl ganz in ſich aufnehmen will.

So verbürgen mir die Erhebungen des Geiſtes mein höheres Daſeyn und das Daſeyn einer höhern Welt.

Gehörte ich ganz in die Reihe zeitlicher Erſcheinungen: ſo vermöchte ich nicht einmal das Große zu fühlen, wobey in der Welt der Sinne der betrachtende Geiſt ſich erhebt — höchſtens in ein dumpfes Anſtaunen könnte ich mich verlieren. Aber, wie geſagt, das Große außer mir kann mich zur Erhebung nur anregen; was mich in den Zuſtand der Erhebung verſetzt, das liegt in mir, es iſt eine Kraft meines Weſens, oder es ſind Gedanken, Gefühle, Ahnungen, die in mir ſich erzeugen. Ich bedarf nicht einmal der äußern Anregung, ich kann es ſelbſt willkührlich in mir wecken. Und die Erhebungen der That und Geſinnung haben allein in mir ihren Urſprung.

Ich finde in mir, was ich in der ganzen Ordnung zeitlicher Erſcheinungen nicht antreffe — ein Vermögen weit über mich ſelbſt hinauszudringen, das nur in einem höhern Daſeyn begründet ſeyn kann — und dieſes Vermögen in mir ſtrebt immer höher hinauf, und gibt mir Zeugniß, daß ich zu den erhabenſten

Dingen beſtimmt bin. Ich lebe mit ihnen jetzt ſchon in Gemeinſchaft; Gedanke und Herz ſind mit ihnen beſchäftigt, ihre Rührungen erfüllen und durchdringen mich.

Im Gefühle der Erhebung weiß ich, daß ich nicht vernichtet werden kann; ich weiß mich zu groß für die Vernichtung; ich ſtehe auf einem Boden, wo es keine Vernichtung gibt. Höher hinauf muß es mit mir — immer höher hinauf — in's Unendliche.

Und nicht ins Leere erhebt ſich mein Geiſt. Er hebt ſich einem Etwas, einem Weſenhaften und Wirklichen entgegen, von dem er ſich angezogen fühlt. Es ſchwebt ihm vor, es bemächtigt ſich ſeiner, es erwärmt ihn; es offenbart ſich ihm durch ſeine Erhebung in Gedanken, Ahnungen und Gefühlen, wie es ſich ihm in ſeiner gegenwärtigen Beſchränkung offenbaren kann. Und immer genauer will es ſich ihm verbinden, immer wirkſamer ſich ihm zu empfinden und zu genießen geben.

Eben von dieſem Unendlichen, wozu mein Geiſt ſich erhebt, habe ich mein höheres Daſeyn und die Kraft der Erhebung. Sein Weſen vermag ich nicht zu ergründen; aber ich nenne es ewiges Licht, ewige Schönheit, das ewig Gute, ewige Freude — wovon alles Licht, alle Schönheit, alle Güte und alle Freude in der phyſiſchen und moraliſchen Welt nur ein matter Widerſchein iſt — Quell aller Wahrheit, das allein in ſich ſelbſt Große, das jedem andern das Mehr oder Weniger ſeiner wahrhaftigen Größe mittheilt — und das Herz bethet ſeinen Gott an.

◆

26.

Die Unſchuld.

Liebliche, rührende, herzerfreuende und herzerhebende Erſcheinungen ſind mir zahlreich im Leben begegnet — aber keine ſo lieblich, ſo rührend, ſo herzerfreuend und herzerhebend als die Unſchuld.

Ich habe die Menſchheit im vollen Glanze ihrer Größe geſehen, in der Begeiſterung für das Herrliche, in der erhabenen Selbſtverläugnung, im Siege über den heftigſten Schmerz und die glühendſte Leidenſchaft; ich habe ſie geſehen den Schmerz und den Tod wählen, und ſich behaupten auf der Höhe edler Geſinnungen, wo die mächtigſten Gewalten niederwärts zogen —

gekrönt mit unvergänglichen Ehren. Davon ſind mir Thränen in die Augen gekommen, davon hat mir freudig das Herz geſchlagen; mit unausſprechlichen Empfindungen feyerte das Herz den Triumph der Menſchheit; in wonnevoller Demuth fühlte ich, daß der Menſch ſo groß ſeyn kann.

Aber etwas anders war es, wenn die Unſchuld in der Wahrheit, Einfalt und Lauterkeit ihres himmliſchen Weſens, wie von ſanften Lichtſchimmern umfloſſen und angethan mit dem Feſtgewande einer höhern Welt, vor mir ſtand — mit ihrem ſeelenvollen Ausdruck, mit dem Zauber einer nur ihr eigenthümlichen Anmuth — und ich ihr in das klare Auge, in das reine Herz ſchaute, und der Blick auf der heiligen Geſtalt ruhte, die noch, von keinem Schmutze der Erde befleckt, alle Züge ihres überirrdiſchen Urſprunges an ſich trug. Den Adel der Menſchheit, ihr heitres Jugendbild, das Bild ihres zweyten verklärten Daſeyns ſah ich: und in Schauern der Ehrfurcht und des Entzückens erzitterte mein Weſen; ſelige Ahnungen erfüllten das Herz. Alle Größe ſchien mir zu verſinken vor dieſer

Hoheit, dieſer Milde, dieſem unausſprechlichen Reitze.

Auch zahlreiche Verbildungen des Verſtandes — mannichfaltige Verirrungen, Entartungen, Zerrüttungen des Herzens habe ich geſehen: die gemeine Sünde mit dem Gepräge ihrer Gemeinheit in Gedanken und Gefühlen, in Worten und Werken, die Lüge mit ihren Verzerrungen, die arge Liſt auf ihren dunkeln Schleichwegen, die grimaſſirende und verbuhlte Eitelkeit, die ekelhafte Lüſternheit, wie ſie bald ſich heimlich hält, bald aus dem Auge hervorblitzt, bald ſchamlos ſich an den Tag legt, die Verwüſtungen einer rohen Begierde, in dem verwilderten Herzen, auf dem bleichen Angeſicht, in dem trüben oder erloſchenen Blick, in den tief gegrabenen Zügen, die düſtre Schuld, in ihrem Erblaſſen, in ihrer Verlegenheit, in ihrer Bangigkeit, in ihrer geheimen und lauten Selbſtanklage, die ſcheusliche Verworfenheit, den empörenden Frevel, das ſchreckliche Verbrechen — den Fluch der Länder und Jahrhunderte laſtend auf einem Menſchenhaupte. In dieſem Bilde erkannte ich die Menſchheit nicht mehr; gegrauet hat mir vor der Menſchheit in dieſem

Bilde, wie vor keinem andern Gräßlichen. Die Größe, zu der ſie in einigen Individuen ſich erhoben, konnte mich nicht tröſten über die ſchmachvolle, herzverwundende Erniedrigung des Ganzen.

Doch überſchwänglich fühlte ich mich getröſtet, ich ſegnete mein Geſchlecht, und fühlte mich mit der alten neu erwärmten Liebe zu ihm hingezogen, wenn ich, von dieſen Verunſtaltungen des herrlichen Menſchenbildes mich wegwendend, dir, du himmliſche Unſchuld, in das klare Auge, in das reine Herz ſchaute, auf deiner heiligen Geſtalt der Blick ruhte, und in dein ſtilles Friedensland der Geiſt flüchtete.

Gott wird nicht aufhören dir gnädig zu ſeyn, beklagenswerthe Menſchheit, ſo lange noch Unſchuld unter dir angetroffen wird. Heiter wird ſich der Himmel über dir wölben, wenn er auf die Unſchuld herablächelt; im Morgen- und Abendroth wird er dir erglänzen, wenn die Unſchuld unter ihm wandelt; ſanft niederträufeln wird die Milde des Himmels auf die Flur, wo die Unſchuld unter Blumen ſpielt, daß ſie ergrüne und blühe und mit köſtlichen Früchten ſich ſchmücke; ſegnen, ſegnen wird dich Gott um der Unſchuld willen. Das Leben der Unſchuld iſt eine ſtille Fürbitte für dich, der alle Gnaden des Himmels ſich zuneigen. Viele deiner ſündenbeladenen Kinder werden, getroffen vom Strahl der Unſchuld, an ihre Bruſt ſchlagen, und weinend in den Staub ſinken, und in heilig-ernſten Entſchließungen, heiß flehend um Verſöhnung, einem beſſern Leben ſich weihen. Viele der nur Verirrten wird ſie, ein freundlicher Stern, auf den rechten Pfad leiten.

O, wie oft iſt in deinem Anſchauen, himmliſche Unſchuld, dem erkrankten Herzen wieder wohl geworden! Der tiefe Gram wich aus dem Herzen; die trüben Wolken der Sorge vertheilten ſich; das Quälende, Beängſtigende ließ ab von mir; ſüße Morgenſchimmer erhellten das umnachtete Leben; der geſunkene Muth erwachte; die Hoffnung hob den ſtrahlenden Blick zu ihrer Sternenhöhe; wunderbar ſtillend und erquickend fühlte ich's im Herzen — beruhigt war das ganze Herz; die längſt verrauſchte Jugend lebte von neuem auf im Gemüthe.

Reinheit bleibt doch überall der herrlichſte

Vorzug der menſchlichen Seele, wie ſie das Element jeder Trefflichkeit iſt.

Nur in der reinen Seele gedeiht die echte Bildung — nur mit ihr verbindet ſich die Wahrheit und die Güte, denn in ihr allein wohnt das heilige Zartgefühl. Aus dem befleckten Gemüthe kann wohl das Anziehende, das Schmeichelnde, das Sanft-Rührende, das Süß-Berauſchende, das Mächtig-Erſchütternde, aber nicht das wahrhaft Schöne — und am wenigſten das in jeder Hinſicht Befriedigende hervor gehen; immer wird das Werk etwas von dem Schmutze des Herzens, in dem es erzeugtt wurde, an ſich tragen. Das Herz befleckt den Gedanken, der Gedanke das Werk; und die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit verhüthet dieſen verunſtaltenden Einfluß nicht. Niemand kann ſeinem Werke geben, was er ſelbſt nicht hat. Aus der ſanften Harmonie des Reinen entwickelt ſich die höhere, zartere des Schönen, und dieſe wird nirgends erblühen, wo jene ſie nicht mit ihrem Hauche beſeelt. Das iſt es, was wir am Schönen als heilig verehren, die Keuſchheit des Gedankens, aus welcher die Geſtalt in himmliſcher Glorie ſich erhebt, daß wir anbethend vor ihr niederſinken, und entſündigt uns wieder aufrichten.

So hat auch die wahrhaft gute That ihren Urſprung im reinen Herzen; nicht bloß ihren Schmuck und die letzte Weihe zur ſittlichen Schönheit, ſondern auch ihr Weſen — das, wodurch ſie eine wahrhaft und in jeder Hinſicht gute That iſt, muß ſie vom reinen Herzen empfangen. Es gibt Thaten, aus denen eine große Seele uns anſtrahlt; im ſchwer errungenen Siege über uns ſelbſt werden ſie vollbracht. Man bewundert ſie; doch den echten Adel der Menſchheit kann man in ihnen nicht anerkennen, wenn nicht dabey jede auch die leiſeſte befleckende Regung im Herzen vertilgt wurde. Immer aber iſt die That, aus der ein himmliſches Gemüth hervorblickt, und die mit ſanft anziehender Gewalt ſich unſers Herzens bemächtigt, daß wir voll ſeliger Rührung, im Innerſten unſrer Menſchheit befriedigt und erfreut, bey ihr verweilen, aus einem Herzen gekommen, in welchem nichts vertilgt werden durfte, weil es ohne Flecken war. Das reine

Herz ſpiegelt ſich in ihr, und feſſelt mit unſerer Bewunderung unſre Liebe.

Züge der Anmuth ſind oft ein glückliches Naturſpiel oder der Ausdruck einzelner trefflicher Gemüthseigenſchaften; die vollendete Anmuth kann nur in den Schimmern des reinen Herzens ſich über das Weſen des Menſchen verklärend verbreiten.

Bey der Unſchuld allein wird die völlige Reinheit des Herzens angetroffen. Das einmal befleckte Herz gelangt auf Erden nie wieder zu der verlornen urſprünglichen Reinheit; immer bleiben wenigſtens Spuren von der Sünde zurück, die es in ſich aufgenommen. Unabläſſig ringt der beßre Menſch, reines Herzens zu werden, unabläſſig nähert er ſich ſeinem Ziele; aber er erreicht es nicht. Am Ende ſeiner Tage ſegnet er ein Leben, das ihn vielfach geübt und gebildet, an Geiſt und Herz bereichert hat; aber nicht anders als mit Wehmuth kann er ſeiner ſchuldloſen Kindheit gedenken.

Reinheit — Reinheit des Lebens — Reinheit des Herzens — urſpüngliche, noch durch nichts verunſtaltete Reinheit iſt der Charakter der Unſchuld.

Sie kann fehlen aus Unverſtand, ſelbſt von einer unordentlichen Neigung verleitet; ſie ſündigt nicht — nicht mit der That, nicht mit dem Worte, nicht mit dem Gedanken. Mancher ihrer Fehler müßte wohl Sünde genannt werden, wenn ein andrer ihn beginge; bey der Unſchuld iſt er nicht Sünde, weil er ihr nicht als Abweichung von der Regel erſchienen, die ihr Leben bewacht, und in der ſeligen Einheit des Guten, meiſt ohne deutliche Vorſtellung derſelben, zuſammenhält, weil das heilige Gefühl, welches die Unſchuld leitet, davon nicht verletzt worden. Sie fehlt ohne zu wiſſen, was ſie damit thut. Daher ihr offenherziges Bekenntniß — nicht ſelten ohne Verlegenheit. Das Herz hat daran keinen Theil, darum wird das Herz nicht davon angetaſtet. In das Herz kommt das Böſe nicht, und mit dem Herzen beharrt auch das Leben in ſeiner Reinheit. Wo das heilige Gefühl, abmahnend, warnend, zurückhaltend, in beſtimmten Andeutungen oder in dunkeln Ahnungen ſich erhebt, — und das geſchieht bey allen bedeutenden Abweichungen von der Regel des Guten —: da beginnt das Gebieth der Sünde, der Herzensvergiftung, das ſie nicht zu betreten vermag, vor dem ſie ſchnell erröthend ſich umwendet. Aber das heilige Gefühl kann ſie nicht; wie es ſich nur ankündigt, übt es auch eine unwiderſtehliche Gewalt; ihm verſtummen plötzlich alle Gedanken, ihm fliehen plötzlich alle Empfindungen. Wider das heilige Gefühl regt ſich nichts mehr in ihr, ſo bald es ſich aufmacht. Sie verſteht vielleicht dieſes Gefühl noch nicht; aber eine tiefe Scheu bemächtigt ſich ihrer; es wird ihr bange im Herzen, als ob ſie hier in ihrem Innerſten auf das ſchmerzlichſte angegriffen werden ſolle, als ob im Mittelpunkte ihres Weſens Zerſtörung ihr drohe. *Furcht der Selbſtentweihung*: das iſt es, was, unerkannt, ſiegend über jede andre Bewegung, ihr das Herz und das Leben beſchirmt.

Die *völlige Unſchuld* kennt die Sünde nicht einmal. In ihr ſelbſt hat ſich noch nicht geregt, oder wurde ſchnell unterdrückt, was zur Sünde leitet; Menſchen haben ſie noch nicht mit derſelben bekannt gemacht; das Herz befleckende Wort hat ihr Ohr noch nicht erreicht. Daher verſteht ſie denn von manchen Dingen, die ſie an andern wahrnimmt, die Bedeutung nicht, wodurch ſie zur Sünde werden; ſie hält ſie für einerley mit den ſchuldloſen Aeußerungen, mit denen ſie die Geſtalt gemein haben, und wendet ſich davon weg, ſo bald ihr eine leiſe Andeutung, daß hier etwas Unreines ſey, gegeben wird. Sieht ſie an andern Böſes, wider welches das heilige Gefühl in ihr ſchon zu zeugen vermag: ſo erſcheint es ihr im erſten Augenblicke als etwas, das nicht in den Kreis ihres Lebens treten — das auf keine Weiſe ihr Inneres berühren dürfe, das ihr in jeder Hinſicht fremd bleiben müſſe; ſie achtet nicht weiter darauf; denn es macht auf ſie dieſelben Eindrücke, wie Gegenſtände des phyſiſchen Ekels, von denen man keine deutliche Vorſtellung begehrt; kaum läßt ſie ſich Zeit, ihres Abſcheues inne zu werden. Wäre ſie im Stande darüber zu reflectiren: ſo würde ſie nicht begreifen, wie jemand dergleichen zu thun vermöge; eine häßliche, weit außer den Gränzen ihrer Natur liegende Eigenheit würde ſie darin erkennen; es würde ihr eben ſo wenig einfalſen, daß ſie ſelbſt ſo etwas begehen könne, als es ihr einfällt, ein weißes Körpergewand willkührlich zu beſudeln. Um vor der Sünde bewahrt zu bleiben, bedarf ſie der Kenntniß nicht; das unentwickelte *Bewußtſeyn von der Einheit ihres Weſens* iſt dazu hinlänglich. Sie wohnt ſo ganz und ſo ſicher in dieſem Bewußtſeyn, daß ſich ihr nicht nahen kann, was daſſelbe ſtören würde. Durch dieſes Bewußtſeyn weiß ſie, was ſie meiden muß, ohne es zu kennen; das heilige Gefühl ſcheucht ſie davon weg.

Allerdings kann man mit der Sünde bekannt ſeyn, ohne ſie zu lieben, und ſie in ſein Herz aufzunehmen; man kann ſie ſo gar bey ſeiner Bekanntſchaft auf das lebhafteſte verabſcheuen, und ſich um ſo ſorgfältiger vor ihr hüthen, eben weil man ſie kennt. Eine gewiſſe *Herzensunſchuld* kann neben der Bekanntſchaft mit der Sünde fortbeſtehen; aber nicht die *völlige* — die *ganz fleckenloſe.* Die urſprüngliche Reinheit des Gemüthes iſt etwas ſo Zartes, daß ſie ſchon durch die bloße Vorſtellung der Sünde einiger Maßen verletzt wird. Wie die Hand die Spuren des Schmutzes an ſich trägt, der ſie berührt hat: ſo behält die Seele Spuren des Unreinen in ſich, das ſie, wäre es auch mit Abſchen, gedacht hat. Was an deiner Hand haftet, wiſcheſt du ab; was aber dein Gemüth befleckt vermagſt du nie ganz zu vertilgen. Ueberdies iſt es faſt unvermeidlich, daß der Gedanke der Sünde ihr ſelbſt im Herzen Vortheile gewinne. Die lüſterne Neugierde, einmal halb befriedigt, nimmt zu, und verlangt völlige Befriedigung. Dadurch wird ihr Gegenſtand dem Herzen intereſſant; das oft Gedachte wird dem Herzen allmälig befreundet; der Abſcheu verliert ſeine Lebhaftigkeit, und der Reitz des Verbothenen weckt die ſchlummernde, verſtärkt die ſchon erwachte Neigung; wobey freylich der Wille das Vermögen behält, die ſträfliche Luſt zu unterdrücken, doch nicht jene heitre Verfaſſung, in welcher er außer aller Gemeinſchaft mit der Sünde war.

Aber wird auch eine ſolche Unſchuld auf Erden angetroffen, oder ſollen wir ſie in das Gebieth der frommen Träume verweiſen?

Frage die Erfahrung; ſiehe dich um nach

reiner Unſchuld: und du wirſt ſie finden, wenn du ein Auge und ein Herz dazu haſt — in allen Kreiſen wirſt du ſie finden, wo das Verderben nicht ſchon in der zarteſten Kindheit unnatürliche Neigungen erzeugt, in die Geheimniſſe der Sünde einweiht, und das heilige Gefühl methodiſch erſtickt.

Es gibt unzweydeutige und untrügliche Kennzeichen der reinen Unſchuld, welche die gewandteſte Kunſt nicht hervorbringen kann — Gedanken, Worte, Blicke der Unſchuld, in denen dieſe ſo rein und einfach ſich darlegt, daß allein dein Stumpfſinn oder dein böſer Wille ihnen eine andre Deutung geben könnte. Betrachte die feinſte Affectation, die gelungenſte Nachahmung — und dann dieſes Klare, Stille, Einfältige, Gehaltene, Anſpruchsloſe, unwillkührlich aus dem Innern Hervortretende — an deinem Sinne, an deinem Herzen müßte es liegen — tief trauern müßte man über die Zerrüttung deines Gemüthes, wenn du noch zweifeln könnteſt, ob auch Unſchuld auf Erden angetroffen werde. Zeugen wird dir der wache Sinn, das geſunde Herz: hier iſt Unſchuld

— reine Unſchuld — unbekannt mit der Sünde.

Die ganz reine Unſchuld hat ihr Alter, über welches hinaus die Verbindungen, in welche wir kommen, die Geſchäfte, die wir zu verrichten haben, die Erfahrungen, die wir machen, und denen wir jetzt eine genauere Aufmerkſamkeit zu ſchenken genöthigt ſind, uns nicht geſtatten, mit der Sünde unbekannt zu bleiben. Doch bis an dieſes Alters äußerſte Gränze kann dem Menſchen die urſprüngliche Reinheit des Gemüthes erhalten werden.

Zwar liegen Keime der Sünde in des Menſchen Bruſt, und ſtreben unabläßig ſich zu entwickeln. Aber ſelten geſchieht das in dem Alter der Unſchuld auf die Weiſe und in dem Maße, daß ſie jetzt ſchon als Triebe der Sünde herverbrächen, und wo es geſchieht, da wird das heilige Gefühl, beſonders wenn die Erziehung es geſchärft und verſtärkt hat, ſie zurück drängen, ehe ſie ſich zu deutlichen Vorſtellungen hinaufbilden.

Nur durch andre alſo könnte das jugendliche Gemüth mit der Sünde bekannt werden, wie denn überhaupt zu vielen Vergehungen allein

Beyſpiel und Unterricht uns leiten. Wie groß indeß auf allen Plätzen die Geſchäftigkeit ſeyn mag, das Herz ſo frühe als möglich in die Geheimniſſe der Sünde einzuweihen: eine treue Erziehung weiß vor dieſer Geſchäftigkeit das kindliche Herz in Sicherheit zu bringen; ſie weiß Empfindungen in ihm zu wecken und zu beleben, die es jedem unreinen Gedanken, den man ihm mittheilen möchte, verſchließen, und zugleich verhüthen, daß das häufige Sehen und Hören des Sündlichen ihm nachtheilig werde.

Dieſe Unſchuld — wie rührend, wie herzerfreuend in ihrer Unwiſſenheit!

O, all euer umfaſſendes, tiefes, gründliches Wiſſen, ihr Hocherleuchteten — in ſeiner ſtolzen Herrlichkeit — was iſt es gegen das reiche, ſelige Nichtwiſſen der Unſchuld!

Viel Köſtliches weiß auch die Unſchuld; ſie weiß, was ihr das Herz erfreut, ſie weiß, wo die Sterne ſchimmern und die Wolken ziehen, und die Morgenröthe glänzt, wo die ſchönen Blumen wachſen, und die lieben Menſchen wohnen, und von woher das kommt, was ihr das Gemüth friſch und fröhlich macht. Aber was euch das Herz verwundet oder verengt, was euch mit düſtern Sorgen und Zweifeln erfüllt, was euch den ſüßen Glauben zerſtört, was euch den Hochmuth, den Argwohn, die Verſchlagenheit und Tücke lehrt, was in euch den Neid, den Geldhunger, den Ehrgeiz, die Rachgier, die ſchnöde Sinnenluſt weckt — das weiß die glückliche nicht.

Sie verrichtet eine edle Handlung, die euch Thränen ins Auge lockt, ſie gibt das Theuerſte hin aus Liebe, ſie enthüllt Züge einer ſchönen Seele, die ihr nicht ohne Rührung, nicht ohne ſeliges Entzücken betrachten könnt — und ſie weiß es nicht. Sie verräth ihren Unverſtand, ihre Thorheiten und ihre Fehler mit der größten Unbefangenheit; denn ſie weiß nicht, was ſie thut. Sie bekennt, was ihr mit der größten Sorgfalt geheim halten würdet, ohne Rückhalt; denn ſie weiß nicht, was es damit auf ſich hat. Sie redet ohne Scheu und Verlegenheit von Dingen, die ihr nicht über eure Lippen kommen ließet; denn ſie weiß nichts von dem Sträflichen, womit ſie in Verbindung ſtehen; und ihr erröthet — nicht für ſie, ſondern für euch ſelbſt. Sie nennt das Wort der Sünde, und in ihrem Munde heiligt es ſich; denn ſie weiß von der Sünde nicht — ſie ahnet des Wortes Sinn, ahnet nicht, warum ihr erſchrecket und bleich werdet. Worte tiefer Bedeutung, Worte voll hoher Weisheit ſpricht ſie, und weiß es nicht. Ihr höret von ihr die ernſte Lehre, die euch erſchüttert, die euch zurechtweiſet, die eure Irrthümer zerſtreut, und weiß es nicht. Sie gibt euch aus der Fülle des reifen Gemüthes, was euch tröſtet, im Innerſten des Herzens erquickt und beſeligt: und ſie weiß davon nichts.

Das Wiſſen ſcheint euch die Schuld und der Fluch der Menſchheit zu ſeyn, wenn ihr die Unſchuld erblicket in ihrem *heiligen Nichtwiſſen*, und in *ihrer heiligen Einfalt*.

Willſt du die *reine Wahrheit*: ſo frage die Unſchuld um ſie. In der Einfältigkeit ihres Herzens ſucht ſie noch nicht in der Ferne, was in der Nähe am häufigſten angetroffen wird — auf Umwegen, wozu der gerade Weg am ſicherſten leitet — an verborgenen Plätzen, was ſich ſelten zu verſtecken pflegt. Die Vorurtheile der Welt haben ſie noch nicht geblendet, die Convenienzen der Welt noch nicht beſtochen. Ihr geſunder, heller Blick findet leicht das Wahre, das ſo gern vom geſunden, hellen Blick ſich finden läßt. Unverfälſcht und unverhohlen wird ſie dir ſagen, was ſie gefunden hat. Die mannichfaltigen Rückſichten, die uns in der Mittheilung unſrer Gedanken zu beſchränken pflegen, kennt ſie noch nicht — nicht die falſche Delicateſſe, nicht die Furcht zu beleidigen, mißfällig zu werden, in einem ungünſtigen Lichte zu erſcheinen, Blößen zu geben, einen Vortheil einzubüßen, oder ſich ſelbſt in Nachtheil zu bringen. Und fühlte ſie, das Bekenntniß der Wahrheit werde ihr ſchaden: doch könnte ſie die Wahrheit nicht verläugnen oder entſtellen; die Wahrheit ſelbſt ſpricht mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ihrem Munde. Auch die Winkelzüge der Kunſt und des Truges kennt ſie noch nicht, ſie weiß auch das nicht, daß man anders kann, als nach und mit der Wahrheit.

Alles iſt wahr — unverkennbar wahr an ihr; es iſt unmöglich an der Wahrheit in ihrem Munde zu zweifeln. Wie lichthell, wie überzeugend, wie herzgewinnend ſteht ſie da, von der Unſchuld ausgeſprochen! O, die empfindlichſte beleidigt nicht mehr, wenn ſie von der Unſchuld kommt! Und wie tief rührt, wie mächtig ergreift, wie zermalmt ſie in dem ſanfteſten Worte, ohne zu erbittern — durch den Sinn der Unſchuld, durch der Unſchuld himmliſche Einfalt. Der Pfeil trifft dich, aber er war nicht auf dich gerichtet, es war kein Gedanke, keine Ahnung, daß er dich treffen konnte.

Die Unſchuld glaubt an dein Wort, an deine That, an dein Herz in ihrem Nichtwiſſen, in ihrer Einfalt.

Wie ſollte ſie vermuthen, daß dein Wort lüge, deine That in berückenden Schein ſich hülle, in deinem Herzen die böſe Tücke laure? Den Glauben gab ihr die Natur mit dem heiligen Gefühle; noch hat keine Erfahrung ihn zerſtört oder wankend gemacht, und in ihm ſpiegelt ſich der reine Sinn. Selbſt durch und durch wahr, traut ſie auch dir Wahrheit zu; ſelbſt nichts als Güte im Herzen nährend, kann ſie auch von dir nichts als Güte — kann ſie am wenigſten Härte, Falſchheit — etwas ihr Nachtheiliges von dir erwarten. Sie begreift nicht, wie jemand gegen den übel geſinnt ſeyn — dem Uebles zufügen könne, der ihm immer nur Wohlwollen bewies. Sie glaubt noch, wenn ſie bereits mehrere Mahle getäuſcht worden, weil das Herz ihr Glauben gebiethet, weil der Zweifel, das Mißtrauen wider ihr Herz iſt. Tief, tief würde das Herz verwundet werden, wenn ſie genöthigt würde, dir nicht mehr zu glauben — ach! ſie würde nicht mehr reine Unſchuld ſeyn!

Hüthe dich, daß dein Trug ihr nicht den ſchönen Glauben, das köſtliche Erbe, aus dem Herzen reiße, und ihr den giftigen Argwohn hineinpflanze. Nicht immer wird es ihr vergönnt ſeyn, dieſen Glauben zu bewahren; aber noch kann ſie es, noch äußert er ſich ſo rührend, noch iſt ſie in ihm ſo ſelig, noch erzeugt er ſo viel Herrliches, noch bedarf ſie es nicht, die Welt in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen. Wie grauſam, ihr jetzt ſchon ihren Himmel und des Herzens edeln Schmuck zu zerſtören!

Träume nur immer fort, du glückliches Kind, den ſüßen Traum deiner Unſchuld — deines Friedens! Zeitig genug wirſt du erwachen; mögen dann die holden Bilder des Traumes dich noch lange umſchweben!

Voll Vertrauen gibt die Unſchuld ſich dir hin; in ihrem Herzen läßt ſie dich leſen, ihr Geheimſtes entdeckt ſie dir, ſo bald du ſie darum befragſt; unbefragt bringt ſie es dir entgegen; was ihr unausſprechlich theuer iſt, legt ſie in deine Hand ohne Beſorgniß. Der herzloſeſte Menſch müßteſt du ſeyn, wenn dich das nicht tief bewegte, wenn du ihr dafür nicht die zarteſte Schonung bewieſeſt. Mit Wehmuth und in ſtillem Entzücken wirſt du die Aeußerungen ihres Vertrauens betrachten, wenn du ein menſchliches Herz haſt.

Begehrſt du die *frohe Genügſamkeit* in ihrer eigenſten Geſtalt zu ſehen: ſiehe die Unſchuld; das Kleine iſt für ſie groß, das Wenige für ſie viel, das Einfache für ſie koſtbar, weil ſie für alles ein unverſtimmtes Herz beſitzt, weil weder die Unruhe der Sünde, noch das lüſterne Verlangen der Neugierde, noch die empörte Leidenſchaft, noch das erkünſtelte Bedürfniß, noch die Berauſchung in den Vergnügungen der Sinne ſie hindern, die Eindrücke des Schönen und Gefälligen rein in ſich aufzunehmen, und davon vollen Genuß zu haben, weil ſie an ſolchen Dingen ihre Luſt hat, deren man nie ſatt wird. Ueberall blühen ihr die heitern Reiche der Freude, überall glänzt ſie ihr entgegen, und zieht ihr triumphirend in das Herz. Es iſt ja alles ſo herrlich, ihr ſo lieb, ſo innig befreundet, und biethet immer Neues ihr dar; es ſteht ſo voll um ſie her, ſie hat es ja noch lange nicht genug geſehen, und ſich daran ergötzt, und was ſie ſich etwa noch wünſchen möchte, iſt ſo unbedeutend, daß man es ihr eben ſo leicht gewähren kann, als es von ihr entbehrt wird. Nur in flüchtigen Gedanken ziehen die Wünſche durch ihre Seele und ſchnell ſind die nichterfüllten vergeſſen.

Reiche Armuth der Unſchuld, wie wunderbar ergreifſt du in ſanfter Trauer und in ſtiller Freude das Herz!

Aus dem allen entſpringt der Unſchuld ihr ſeliger Friede. Im Frieden lebt ſie mit ſich ſelbſt — alle Gedanken, Empfindungen, Neigungen im völligen Einverſtändniſſe unter ſich und mit dem heiligen Gefühle — im Frieden mit den Menſchen — da ſie allen wohl will, weder beleidigt, noch zu beleidigen fürchtet, nichts Schlimmes von Menſchen beſorgt, und wo ihr Schlimmes begegnet, die Erinnerung daran bald in ihrer Seele ausgelöſcht iſt — im Frieden mit der Welt, die ihre Schmerzen und Sorgen noch freundlich vor ihr verhüllt, und ſie mit den reitzendſten und fröhlichſten Bildern umringt, und ſo viele lichte Träume der Zukunft in ihr weckt. Die düſtre Noth des Lebens tritt in die heitere Schimmer der unumwölkten Seele, ehe ſie ihr Auge — das Geräuſch ſeines vielfachen Streites und ſeiner wilden Kämpfe verfließt ſanft in die Harmonie ihres Gemüthes, ehe es ihr Ohr erreicht.

Zur goldnen Au des Friedens wird jede Stelle, die ihr Fuß betritt; in die Heimath eines ewigen Friedens wähnſt du dich verſetzt, wenn du mit einer Bruſt voll Aufruhr in ihre ſtille Nähe kommſt; und tröſtend erhebt ſich in deinem Innern die Hoffnung, auch du werdeſt einſt zu deinem Frieden gelangen.

Hiermit ſteht in Verbindung der ſchöne Leichtſinn — wenn ich es ſo nennen darf — der Unſchuld. Nur die Oberfläche des Lebens berührend, eilt ſie von Einer ſonnenbeſchienenen, blumigen Stelle zur andern. Sie hat wenig zu bereuen, wenig zu überlegen und zu beherzigen, wenig abzuwenden, nichts zu verdecken oder gewaltſam niederzukämpfen, in der Klarheit ihres Bewußtſeyns, der Offenheit ihres Gemüthes, der Unbefangenheit ihrer Abſichten, der Einfalt und Unſträflichkeit ihres Beginnens. Der ernſten Lehre, der tiefen Erwägung, des ängſtlichen Grübelns bedarf ſie nicht — ſie kennt es auch nicht. Bey der Vergangenheit braucht ſie nicht zu verweilen, die Zukunft braucht ſie nicht zu befragen, in der Gegenwart braucht ſie nicht weit umherzuſpähen Was ſie berückſichtigen muß, liegt ganz nahe, in das Herz iſt es ihr geſchrieben, und bald iſt die Rückſicht genommen, für ihre kleinen Verlegenheiten der Rath bald gefunden.

Doch dieſer Leichtſinn hindert das *tiefere Gefühl* nicht; o, es gibt deſſen viel, was ſie heilig im Herzen bewahrt, was ihr in Schmerz und Freude mächtig das Herz erfüllt, und ihr Gemüth lange und innig beſchäftigt: unter der Erde ruhen ihre Todten, über den Sternen lebt ihr Gott. Aber das freundliche Leben zieht ſie immer mit ſanfter Gewalt an ſich, und mit ſich weiter — und fremd bleibt ihr das Trübe und Mühſelige, wie das Einengende und Bange des Ernſtes.

Die glückliche darf noch ſpielen mit tauſend Dingen, die wir nicht anders als in ſaurer Anſtrengung würdig zu behandeln vermögen. Sie weiß nichts von den bedenklichen Umſtänden, die wir allenthalben antreffen, und von den tauſend Schwierigkeiten, in die wir unaufhörlich verwickelt werden. Von ſelbſt zeigen und lichten und öffnen ſich die Wege, die ſie wandeln ſoll.

Welch ein lieblich-fröhliches Bild des Lebens — die Unſchuld in ihrem Leichtſinn — in ihrem Vergeſſen der Welt und ihrer ſelbſt — in ihrem Dahingegebenſeyn an die ſchönen Gefühle des Augenblickes!

Muth glänzt der Unſchuld im Auge, weil ſie dem Leben vertrauen muß, wie ſie ſich ſelbſt und den Menſchen vertraut; der Muth röthet ihr die Wange. Sie kann in der Reinheit ihres Bewußtſeyns nicht denken, daß es ihr fehlſchlagen möge, und erſt in weiter dämmernder Ferne hat ſie die Uebel erblickt, die das Leben der Menſchen bedrohen. Die hohe Begeiſterung für das Schöne und Gute, die ſie im Herzen nährt, trägt ſie empor über die Dinge, die uns bange Beſorgniſſe einjagen. Sie weiß nichts von dem, wovor die Schuld zittert und bleich wird.

Doch gibt es auch eine Bangigkeit der Unſchuld, in der dieſe vielleicht noch intereſſanter erſcheint — holder gewiß — als in ihrem Muthe. Wo neue Empfindungen im Herzen ſich regen, wo neue Geſtalten des Lebens ſich darſtellen, neue Berührungen mit Menſchen eintreten, da pflegt dieſe Bangigkeit zu erwachen; vorzüglich pflegt das Unbekannte in den Verhältniſſen zu Menſchen und alles, was aus befreundeten Lagen des Gemüthes aufſtört dieſelbe, hervorzubringen. Die Unſchuld bebt und erröthet vor dem Neuen und Unbekannten, wie vor der Sünde — indeß ſie zittert und erbleicht nicht davor — gleich als ahne ihr, wie die Sünde das ganze Leben der Menſchen angetaſtet hat. Aber das iſt es in der That nicht; das Neue, das Unbekannte könnte ſie aus der Einheit ihres Weſens drängen, oder doch wenigſtens in der Einheit ihres Weſens verletzen. Sie muß ja ſchon einiger

Maßen aus ſich ſelbſt heraustreten, um das Neue und Unbekannte ſich anzueignen; ach wenn ſie da ſich ſelbſt verlöre, die Zuſtimmung des heiligen Gefühles, die Achtung der Menſchen, all ihr liebes Leben — weggeſchleudert würde aus der ſüßen Umgebung in eine fremde, kalte Welt, wenn ſie nicht mehr an ſich ſelbſt zu halten, das Unendlich-Koſtbare in ſich, was ſie nicht zu nennen weiß, nicht zu retten vermöchte, wenn ſich ihr das alles verwirrte, was jetzt in freundlicher Ordnung — verödete, was jetzt ſo voll und lebendig ſie umgibt! — Das ſind die Gedanken, die, unentwickelt, und nur in ihren Wirkungen bemerkbar, ihr das Herz bewegen, während ſie von der Sünde noch keine Vorſtellung hat, alſo auch auf dieſe noch nichts beziehen kann.

Selige Zuverſicht begleitet die Unſchuld allenthalben hin; nur da, wo das Innerſte des Gemüthes berührt, das Heilige in ihr auf irgend eine Art preis gegeben, entweiht werden könnte — ſie weiß ſelbſt nicht wie — fühlt ſie Scheu, Verlegenheit, nicht ſelten große Angſt.

Dazu geſellen ſich häufig leiſe Ahnungen von dem Geheimſten im Leben, das eben in ſeinem Geheimen als eine fremde Macht nur durch bange Empfindungen ſich ankündigen kann, und ſchon deßwegen, weil man es geheim hält, dem Herzen bange machen muß, wie wenn Schuld und Verderben daran haftete.

Das unſchuldige Herz erſchrickt vor der Liebe und vor allem, was mit ihr in Verbindung ſteht, ohne noch die Liebe zu kennen. Die ſüße Gewalt ſchon in ſich fühlend und von ihr durchſchauert, kann es ſeiner Angſt nicht los werden.

Der Scham gehört die Bangigkeit der Unſchuld an, mit ihr verliert ſie ſich in die Tiefen des Gemüthes, in das dunkle Gebieth wo die Erſcheinungen ſich bilden, die wir uns vergebens bemühen ganz zu enträthſeln.

Du kannſt die Unſchuld nicht länger verkennen — du mußt ſie anbethen in dieſem wahrſten Ausdruck ihres Lebens, in dieſer heiligen Furcht, in dieſer reinen Demuth, in dieſer frommen Keuſchheit des Sinnes, wenn du ſie da erblickſt, wo ihr von Herzen bange iſt.

Und wie zieht ſie uns an — wie gewinnt

ſie uns das Herz in der Heiterkeit, die, ihre Stimmung beherrſchend, nie ganz von ihr abläßt, die nicht ſelten ſtill ihr Inneres erfüllt, und verklärende Schimmer über ihr Angeſicht verbreitet — nicht ſelten auch als fröhliches Weſen belebend durch alle Gefühle und Kräfte dringt! Trauern kann die Unſchuld, und in Schwermuth verſinken, körperliche Leiden können das Gemüth angreifen; doch ſelbſt durch ihren dunkelſten Schmerz ſiehſt du die Schimmer einer ſeelenvollen Heiterkeit leuchten.

Der Blick der Unſchuld — wie rein und klar! Das ganze Herz liegt im Blicke; nichts hat das Herz, was der Blick nicht verkündigte; genau wie es im Herzen iſt, ſagt es der Blick; was ſie ſelbſt noch nicht verſteht, ſagt dir dieſer Blick.

Dunkel-ſtill ſteht in ſeiner Tiefe der Schmerz, hell ſtrahlt aus ihm die Freude hervor — dort wie hier, iſt es reiner, klarer Unſchuldsblick.

Sie ſenkt ihn demüthig zur Erde, ſie richtet ihn gläubig gen Himmel, ſie läßt ihn vertrauend, mitfühlend, zärtlich auf dir ruhen:

und du findeſt dich beſchämt, erhoben, geſtärkt, getröſtet, beſeligt.

Licht, Friede, Wärme, Wonne iſt der Blick der Unſchuld.

Dieſes Anſpruchsloſe, dieſes Ruhige, dieſes Sanfte, dieſes Holde, dieſes Aufhelfende, dieſes Weite, Große, Ehrfurchtgebiethende, Niederſchmetternde, dieſes Zeugniß des Himmels im Blicke der Unſchuld — wer vermag es zu ſchildern! Den wahren Menſchenblick, den Gottesblick im Menſchen findeſt du in dem einfältigen Auge der Unſchuld — und von allem, was der Blick eines Menſchen ausdrücken kann, findeſt du hier das Köſtlichſte.

Das Wort der Unſchuld — wie treffend und wahr — ein Hauch des Gedankens — ohne Kunſt und Zierde — im Gemüthe gebildet — aus dem Gemüthe kommt es auf die Lippen —! wie anſpruchslos und wie bedeutungsvoll — es ſagt ſo wenig und ſo viel, niemand, ſcheint es, wird ſeinen Sinn ganz ergründen —! wie ſchüchtern und wie heldenkühn! wie zart und wie groß geartet! wie nachläßig und wie gewählt! wie mild und wie ergreifend! wie leiſe berührend und wie gewaltig anfaſſend.

Dein Innerſtes wendet ſich um — dem Worte der Unſchuld.

Dein Wahn beſteht nicht mehr, wo die Unſchuld das Wort der lichthellen Wahrheit ausſpricht. Laß die Worte dem Grübler und höre auf das Wort der Unſchuld, wenn du bewährte Weisheit ſuchſt; und haſt du dich verirrt in den Labyrinthen des Forſchens, frage die Unſchuld, daß ihr einfältiges Wort dich zurechtweiſe. Den Klugen der Welt iſt es verborgen, aber den Einfältigen hat es Gott offenbaret.

Nur dann iſt der Verſtand ein Führer zur Wahrheit, wenn Unſchuld des Herzens ihn begleitet. Der Wahn kann ohne Sünde ſeyn, aber die Sünde hat immer den Wahn im Gefolge.

Wenn dir das Herz vergehen will in ſeinem Weh, und nirgends mehr Troſt für dich iſt: überſchwänglich wird das einfältige Wort der Unſchuld dich tröſten. Wenn das ganze Herz ſich empört, und es in dir fluthet und wogt: vernimm das einfältige Wort der Unſchuld, daß es den Sturm in dir zum Schweigen bringe.

Laß die Unſchuld zu dir reden von ihrer Trauer und von ihrer Luſt, wenn dir die Gefühle der Menſchlichkeit fremd geworden ſind: und ſie werden von neuem in dir erwachen, und in heiligen Rührungen dich durchdringen.

Die That der Unſchuld — wie beſeelt vom Leben des Herzens! wie rein in ihr ausgedrückt des Herzens edelſte Triebe! wie lauter in ihrem Sinne! wie fern von jedem Scheine der Anmaßung! wie geſchieden von allem, was ſonſt die beſten Handlungen der Menſchen zu entſtellen pflegt! welche Fülle und Kraft des Gemüthes in dieſer That! So vollendet in ſich, ſo befriedigend, ſo wohlthätig, ſo hülfreich, ſo allerfreuend, ſo ſchonend in jeder Hinſicht!

Das erhabenſte Kunſtwerk läßt ſich mit ihr nicht vergleichen, weil ſie kein Kunſtwerk iſt, und doch den Geiſt der herrlichſten Kunſt in ſich trägt — genährt von der Lauterkeit des Herzens. Das göttliche Leben ſtellt unverfälſcht in der That der Unſchuld ſich dar.

Die Spiele der Unſchuld — wie ſie das Gemüth anziehen und ganz in ſich aufnehmen! wie das Gemüth ſich in ihnen vergißt und verliert, und nichts als Luſt fühle! Das wahrhaft ergötzliche Spiel, das Spiel im vollen Sinne des Wortes, in dem alle Feſſeln des Lebens ſich löſen, jede Anſpannung und jede Einſchränkung nachläßt, und das Leben in leichter und glücklicher Thätigkeit frey dahin ſchwebt, wie es von der ſüßen Stimme des Vergnügens gelockt wird — das Spiel mit ſchönen Kleinigkeiten, vom Geiſte der Freude beſeelt, von allen Empfindungen des Herzens begleitet — dieſes Spiel, in dem mit ſanfter Gewalt die Luſt des Augenblickes allein uns beherrſcht, in welches keine Leidenſchaft ſich miſcht, und wobey kein Mißklang in der Seele zurück bleibt, verſteht allein die Unſchuld; denn wahrhaft ſpielen kann man nur in dem Maße, als man kindlichen Sinn hat, und kindlichen Sinn hat man nur in dem Maße, als man unſchuldigen Herzens iſt.

Die Unſchuld findet überall etwas, womit ſie ſpielen kann. Was uns gleichgültig läßt und was uns zum hohen Ernſte ſtimmt, das iſt ihr noch angenehmes Spielwerk.

Und in den Spielen der Unſchuld welche

Anmuth, welche Fröhlichkeit, welche rührende Ausdrücke ſchöner Gefühle, welche Reichthümer des Geiſtes und des Herzens, welcher Zauber für uns, die wir ſchon längſt aus den heitern Reichen der Spiele in dunkeln der mühſeligen Arbeit verwieſen ſind! Mit welcher Wehmuth fühlen wir oft, daß wir nicht mehr ſpielen — ſo von Herzen ſpielen können, wie die Unſchuld!

Die Freuden der Unſchuld — alle ſo nahe liegend, ſo einfach, ſo wohlfeil, ſo prunk- und ſchimmerlos — und doch ſo köſtlich — ſo ganz die Freudennatur in ihnen — ſo fern, was uns die beſten Freuden zu verderben pflegt — ſo heilig in ihrem Urſprunge und in ihrem Weſen — ſo wohlgefällig und reitzend in ihren Aeußerungen!

Ein Himmel der Freude öffnet ſich dir: die Freude ſcheint dir wieder in dem dunkeln Leben einheimiſch zu werden, im Lichtgewande über die Fluren der Erde zu ziehen, und dem Freudeloſen Troſt und Hoffnung zuzuwinken, wenn du die Unſchuld in der Glorie ihrer Freude ſiehſt.

Muſtre die Genüſſe, welche die Menſchen ſo theuer bezahlen, und nach denen ſie mit ſo großer Anſtrengung ringen: du findeſt keinen, der die kleinſte Freude der Unſchuld aufwöge.

Die Unſchuld beſitzt den Sinn der Freude; darum kann dieſe ihr nie fehlen.

Die Bruſt der Unſchuld hat die himmliſche Liebe ſich zu ihrer Wohnung erwählt. Hier kann in ſtiller Unbewußtheit die keuſche, zarte, ſchüchterne, bange ſich entwickeln, hier ſich von dem niedrigen Triebe der Sinne rein erhalten, in ſich ſelbſt erſtarken, genährt von himmliſchen Kräften, ſich zum Siege über das Herz bereiten, alle ſchönen Gefühle des Herzens allmälig mit ſich verſchmelzen, um dann in einem heiligen Momente das Herz mit ihren ſüßen Schrecken zu ergreifen, und nun in ſchmerzlicher Luſt auf ewig das widerſtrebende an ſich zu feſſeln.

Nur das völlig unſchuldige Herz, dem auch die Vorſtellung der Sünde fremd blieb, iſt fähig, alles Weh und alle Wonne, alle Sehnſucht und alle Befriedigung der reinen Liebe, von der erſten leiſen Regung bis zum Verſinken unter der Allmacht ihrer Rührungen, zu empfinden, all die goldnen Träume der Liebe zu träumen, und ſich ſelig zu ergeben in reiner Liebe.

Was hat aber auch die ganze Schöpfung Herrlicheres, als die Unſchuld in den Schimmern der erſten Liebe — ihr Morgenroth auf der Wange — ihre Thräne oder ihren Glanz im Auge — ihre ſüßen Schauer in der Bruſt!

In dem Maße, als wir unſchuldigen Herzens ſind, beſitzen wir die Fähigkeit, die theuerſten Güter der Menſchheit, Kunſt, Freundſchaft, Religion in uns aufzunehmen, ſie rein im Gemüthe zu bewahren, ihre ganze geheimnißvolle Macht, ihren heiligenden und beſeligenden Einfluß auf Gemüth und Leben zu erfahren.

Das unſchuldige Herz wird von jedem Zuge der ihm verſchwiſterten Schönheit getroffen; ihm erſcheint ſie in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Darum ſind die Freundſchaften der Jugend ſo groß, ſo bedeutungs- und hingebungsvoll, ſo warm und feſt, weil ſie in der Unſchuld des Herzens geſtiftet werden.

Und gläubig, demüthig, dankbar, hoffnungsreich weiht, in gränzenloſem Vertrauen und unausſprechlicher Liebe, die Unſchuld ungetheilt ſich dem Himmel, wie der, welcher die Sünde an ſich erfahren, kaum nach langen und ſchweren Kämpfen ſich ihm weihen kann.

O, du heilige und glückliche Unſchuld, könnten wir dich aus unſrer Kindheit mit hinüber retten — in die Jahre der Reife, in das höhere Alter, und bewahren bis an's Ende!

Wir können es nicht. Unſre Beſtimmung bringt es mit ſich, daß wir die Sünde und ihre Schuld und ihr Elend kennen lernen, um im Kampfe mit ihr freye ſittliche Würde zu erringen, jede Kraft unſers Weſens zu üben und zu ſtärken, und jeden menſchlichen Vorzug an uns zu bringen.

Wie köſtlich indeß auch der Gewinn ſey, beweinenswerth bleibt das Opfer, womit wir ihn erkaufen müſſen.

Darum ſey es uns eine angelegentliche Sorge, daß der unter unſern Augen, an unſerm Herzen und um uns her aufblühenden Jugend die Unſchuld des Gemüthes bis zur Unbekanntſchaft mit der Sünde erhalten werde.

Väter, Mütter, Erzieher, entfernt von der unſchuldigen Jugend, was Gedanken der Sünde in ihr entwickeln oder ihr mittheilen könnte. Entfernet insbeſondre von ihr leichtſinnige und verderbte Menſchen! Da ihr das aber nicht immer vermöget: ſo waffnet ſie gegen die Eindrücke, die ſie von dieſen empfangen möchte; wirket dahin, daß die reine Seele ſich ihnen widerſetze, ehe ſie etwas davon aufgefaßt hat; bildet in ihr den Inſtinkt für das Reine, der nichts Unreines neben ſich duldet, jede Berührung mit demſelben unmöglich macht.

Verbiethet die Sünde nicht, von der ſie noch nichts weiß; denn indem ihr ſie nennet, würdet ihr das zarte Gemüth ſchon verletzen. Aber deutet beſtimmt auf die Gränze hin, über welche ſie nicht hinaus darf. Was außer dieſer Gränze liegt, das bezeichnet ihr bloß im allgemeinen, — theils als etwas, das für ihr Alter noch zu heilig-groß ſey, als daß es hier würdig und ohne Entweihung gedacht werden könne — theils als das Ekelhafte, Scheußliche, womit auch nur in Gedanken in Verbindung zu treten, tief entwürdige, wornach auch nur weiter zu fragen, die Seele beflecke. Stellet es ihr ſo dar, und benehmet euch ſelbſt in Beziehung darauf ſo, daß der Gedanke erſchrocken umkehre, ſo bald er zufällig auf dergleichen geleitet würde, und daß auch die Neugierde nicht weiter forſchen möge.

Wehret aber der Lüſternheit, die, von angenehmen Sinnengefühlen erzeugt, ein oft unüberwindlicher Reitz der Neugierde wird. Lenket die Aufmerkſamkeit von allen angenehmen Sinnengefühlen möglichſt ab, und gewöhnet ſie, dieſe als etwas Niedriges zu betrachten.

Wehret der Eitelkeit; neben ihr beſteht nicht lange die Unſchuld. Sie lehrt nicht nur die Sünde, ſie lockt auch zu ihr hin, und verräth an ſie das argloſe Herz. Wo die Eitelkeit Wurzel gefaßt hat, da iſt keine reine Unſchuld mehr, und was noch von Unſchuld übrig iſt, wird bald der Schuld den Platz einräumen müſſen.

Väter, Mütter, Erzieher, edle Menſchenfreunde, vergeſſet es keinen Augenblick, wie leicht ein unſchuldiges Herz verderbliche Eindrücke empfängt, wie ein an ſich ſchuldloſes, aber nicht von allen Seiten erwogenes Wort, eine an ſich ſchuldloſe, aber nicht gehörig bedachte Handlung hier einen unverbeſſerlichen Schaden anrichten könne, und bewachet euch mit der größten Sorgfalt in der Gegenwart der Unſchuld, daß in dem, was ihr redet oder thut, nichts angetroffen werde, was das Ohr der Unſchuld nicht hören, das Auge der Unſchuld nicht ſehen darf. Und da ihr öfter von der Unſchuld beobachtet ſeyd, als ihr wiſſet: ſo müſſe dieſe Aufmerkſamkeit euch nie verlaſſen; Gewöhnung an dieſelbe müſſe Euch in den Stand ſetzen, ſie überall zu beweiſen, wo ſie nöthig iſt. Unzweydeutig rein ſey immer und überall, was man an euch wahrnimmt.

* * *

27.

Geſtalten des Lebens.

Sammlet euch um mich her, ihr Geſtalten, in denen das Leben würdig und gewaltig oder reitzend und freundlich mir erſchienen, an mir vorübergegangen, mich berührt, tief eindringend oder ſtill beſänftigend auf mich gewirkt, mir mein Inneres erfüllt und geſtärkt hat, daß ich von euch zeuge, und noch einmal euch feyre, ehe ich ſcheide vom Leben. Noch iſt es mir vergönnt, euch im Lichte des Tages zu ſchauen; bald werden die Abendſchatten über euch fallen, und dann wird in kurzem die Nacht euch mir verhüllen. Darum laſſet mich noch einmal euch preiſen, wie ich euch im Lichte des Tages erblicke.

Unter den Geſtalten, in denen das Leben mir würdig und gewaltig erſchienen, nenne ich die großen, die erhabnen, die edeln, die herrlichen, die düſterprächtigen, die ganz düſtern und die furchtbaren.

Große Geſtalten hat das Leben vor mir heraufgeführt — Geſtalten groß in ihrem Umfange, groß in ihrer Bedeutung, groß in ihrer Kraft, groß in ihrem Streben und Wirken — große Begebenheiten, große Verhängniſſe, große Welterſcheinungen, große Menſchen, große Gedanken, große Plane, große Werke.

Groß haben ſie in ihren Räumen geſtanden; groß ſind ſie durch die Zeit geſchritten, vor ſich niederwerfend das Kleine, was ihnen in den Weg trat, zu ſich nehmend und nährend von ihrer Größe und umgebend mit ihrem Glanze das Kleinſte, was ſich an ſie anzuſchließen begehrte; mit großen Zügen haben ſie ihre

Namen in das Buch der Geſchichte geſchrieben. Davon iſt es mir weit und groß geworden im Herzen.

Viel für groß Gehaltenes, dem erſten Blick als groß ſich Ankündigendes ſah ich zum Kleinen herabſinken: es war nicht groß in ſich ſelbſt; nur den Schein hatte es von der Größe geborgt, oder der Zufall hatte ihm ſpielend irgend einen Zug der Größe eingedrückt, oder die feile Schmeicheley hatte ihm den Namen der Größe gegeben. Nicht ſelten auch zeigte ſich mir das Große in einer Verbindung mit dem Verächtlich-Kleinen, bey der ich ihm unmöglich den Ruhm der wahren Größe zugeſtehen konnte — große Fähigkeiten, ein kleiner Charakter — große Zurüſtungen, ein kleiner Zweck — großer Anfang, ein kleines Ende — großes Wort, kleine That — während das wahrhaft Große hinter das ſcheinbar Kleine ſich verbarg, und das wahrhaft Kleine ſich mir überall aufdrang, bald mit eitelm Gepränge, bald in ſchamloſer Blöße.

So war ich oft nahe daran, den Glauben an ein wahrhaft und an ſich Großes, an ein Großes in jeder Hinſicht — auf ſich ſelbſt ruhend, in ſich ſelbſt vollendet — einzubüßen, daſſelbe wo es ſich mir noch darſtellte für Schein zu erklären, und wenigſtens im Gebiethe des Geiſtes daran zu verzweifeln.

Damit wäre mir aller Werth und Muth des Lebens verloren gegangen.

Aber das Große iſt da, ſo gewiß überhaupt etwas da iſt; es iſt da, wie in der Natur, ſo in der Geſchichte, in den Schickſalen und in der Bruſt des Menſchen, in welterſchütternden Worten, in heiligen Thaten der Kraft und der Selbſtüberwindung.

Das Leben ſelbſt meynt es groß, und iſt groß, wenn der Menſch es nicht hindert. Nur im Gemüthe des Menſchen wird das wahrhaft Kleine angetroffen — zum Zeichen, daß er für das Große geboren iſt.

Große Geſtalten ſah ich werden — nie aus dem an ſich ſelbſt und in jeder Hinſicht Kleinen, wohl aber — häufig aus dem, was bey den Menſchen klein heißt, dann deſto mehr in eigenthümlicher Größe erglänzend.

Euch, ihr großen Geſtalten, die das Leben vor mir heraufgeführt, kann ich nicht aufhören zu ehren, von Euch bewahre ich ein Bild in meinem Innern, das keine Zeit mir entreißen ſoll. Möget ihr, wie ihr meine Jugend begeiſtert habt, mein Alter beleben und ſtärken, und mir vorſchweben, wenn ich einſt in die ewige Heimath der Größe hinüber ziehe!

Erhabne Geſtalten hat das Leben vor mir heraufgeführt — Geſtalten, nur zu einem geringen Theile der Erde angehörend, mit ihrem Beſten über ihr — aufwärts deutend, aufwärts ſtrebend in das Unermeßliche — auch aufwärts lenkend die Blicke und Gefühle in das Unermeßliche — Endliches und Unendliches mit einander verbindend, dieſes befeſtigend an jenes, jenes durch dieſes von ſeinen Schranken befreyend.

Aus den Grüften der Vergangenheit ſtiegen ſie empor — im Lichte der Gegenwart ruhten ſie, ſchwebten ſie dahin, das Geheimniß der Ewigkeit in der verſchwiegenen Bruſt, ihr Mal an der Stirne, Zeugen von einer höhern unvergänglichen Welt. Mit dem Gruße der Weihe neigten ſie ſich zu mir hernieder — gingen ſie an mir vorüber — bald im tiefen

Dunkel der Nacht, bald vom hellen Glanze des Tages beſtrahlt.

Triumphirend über die dicht verhüllenden Nebel und über die ſchweren niederwärts ziehenden Maſſen der Erde erblickte ich ſie — unangetaſtet oder gereinigt von Wahn und Trug und Sünde — in der heiligen Gewalt des Schönen und Guten, heiligenden Einfluß verbreitend über alles, was ſie erreichen konnte: erhabene Naturſchauſpiele, erhabne Gebilde der Kunſt, erhabene Seelen in ihren Schmerzen, in ihren Anſtrengungen, in ihren Entſagungen und Verläugnungen, die erhabne Demuth, die erhabne Vergebung, die erhabne Reſignation.

Bald beugte ſich vor dieſen Geſtalten ſtill huldigend mein Geiſt, bald ſah er in entzückter Andacht zu ihnen hinauf, bald jauchzte er ihrer Glorie entgegen, bald ſchwang er ihnen ſich nach in die unvergänglichen Reiche. Immer aber iſt ihm von ihnen geworden Kraft des Lebens, Hoffnung des unvergänglichen Daſeyns, unvergänglicher Herrlichkeit.

Den erhabnen Geſtalten des Lebens geſellen die ihnen verwandten edeln ſich zu: denn in dem Edeln offenbart ſich eine erhabne Stimmung des Gemüthes, die, vom Gefühle ſittlicher Würde erzeugt, ihren Einfluß über das ganze Innere verbreitet, und zunächſt in Gedanken, Empfindungen, Neigungen, dann auch im Wort, im Blick, in der Gebährde, in der Haltung des Körpers, in der Sitte ſich ausdrückt, überall das Niedrige, was an die rohe Begierde erinnert, vertilgend.

Nur beym Menſchen treffen wir das Edle in der reinen Bedeutung an, weil er unter den uns bekannten Weſen allein der ſittlichen Würde fähig iſt. Aber Analogieen der ſittlichen Würde und der Zeichen, durch die ſie ſich ausdrückt, finden wir allenthalben; und wo wir ſie finden, da erwacht auch in uns das Gefühl des Edeln. Das Seltne, wenn es ausgezeichneten Werth hat, wie die ſittliche Würde höchſter, unbedingter Werth iſt, das Reine, Unvermiſchte, wie in der ſittlichen Würde die reine Menſchennatur ſich zu erkennen gibt, das Selbſtſtändige, Feſte, Unwandelbare, wie es von der ſittlichen Würde ſich nicht trennen läßt, das Feine, Gewählte, Ausgebildete, Gehaltene, wie es der ſittlichen Würde geziemt, was das tägliche Lebensbedürfniß uns aus den Augen — und die Forderungen der ſinnlichen Natur zum Schweigen bringt — das alles erregt Gefühle des Edeln.

In edeln Geſtalten der verſchiedenſten Art hat das Leben ſich mir dargeſtellt. Bey ihnen verweilte das, von dem häufigen Anblick niedriger Gemeinheit mit Ekel erfüllte Herz, neuen Muth des Lebens zu gewinnen, in ſanfter Erhebung den Adel der Menſchheit zu fühlen, das Beßre der Menſchheit in ſich aufzuwecken und zu nähren, und ſich zu ergötzen an den wohlthuenden Eindrücken.

Welch eine eigenthümlich-ſtille, unvermiſchte, heilige Luſt, womit unſer Auge an den edeln Zügen eines menſchlichen Angeſichtes hängt! Die Züge der Heiterkeit, der Schönheit, der Anmuth, der ſeelenvollen Liebe vermögen nicht, uns ſo dauerhaft und ſo an unſerm ganzen Weſen zu feſſeln.

Auf eine andre Weiſe, als die edeln, ſind die herrlichen Geſtalten, in denen das Leben mich entzückt hat, den erhabenen verwandt.

Erhabene Pracht, die in ſtrahlenden Lichtglanz oder in milde Schimmer ſich verliert, oder nach Geſetzen der Schönheit ſich ordnet, und zuletzt, dieſer ganz gehorchend, in ihre Harmonie zerfließt; die reine Schönheit in ihrem höchſten Triumphe, wo wir uns von ihrer unermeßlichen Gewalt gehoben fühlen, ſie ſelbſt uns ein Erhabnes wird; die Schönheit ſtrahlend von Freude; endlich die geiſtige Vollkommenheit auf der Stufe himmliſcher Verklarung, wo ihr in unſrer Phantaſie ſich die hellſten Bilder der Pracht und Schönheit zugeſellen: das iſt es, woher uns die Empfindung der Herrlichkeit kommt.

Wenn wir das Edle erſt im Gemüthe finden müſſen, um es in der äußern Welt anzutreffen: ſo müſſen wir das Herrliche erſt im Gebiethe der Sinne wahrnehmen, um es auf dem Gebiethe des Geiſtes fühlen zu können.

Zwar der höchſte Geiſt allein iſt der ganz Herrliche; aber wir kennen ſeine Herrlichkeit nur aus den Geſtalten — zunächſt des äußern — dann des innern Lebens, die in ihrem Widerſcheine glänzen.

Herrliche Schauſpiele hat die Natur mir bereitet; herrliche Werke die Kunſt vor mir aufgeſtellt; herrliche Tage und Abende habe ich verlebt, herrliche Nächte unter dem geſtirnten Himmel gefeyert, in herrlichen Augenblicken das Höchſte und Beſte des Lebens gefühlt; herrliche Gedanken haben mir die Schriften der Weiſen mitgetheilt; von herrlichen Bündniſſen, von herrlichen Geſinnungen und Charaktereigenſchaften, von herrlichen Thaten hat mir die Geſchichte Kunde gegeben — bin ich ſelbſt Zeuge geweſen; mit herrlichen Männern und Frauen habe ich in Verbindung geſtanden; herrlich iſt mir erſchienen, was ich werden ſoll.

Von dem allen iſt mir Licht und Wonne in die Seele gekommen — und ein unausſprechliches Gefühl ewiger Herrlichkeit.

Den herrlichen Lebensgeſtalten ſtehen entgegen die düſter-prächtigen, bey denen die erhabene Pracht aus dem Dunkeln hervorgeht, oder in das Dunkle ſich verliert.

Der Ernſt einer tiefen Trauer, eines großen Weh's oder eines nächtlichen Grauens ruht auf ihnen, drückt ſich an ihnen aus, und wird durch ihr Prachtvolles noch mehr hervorgehoben, wie er hinwiederum das Erhabene ihrer Pracht noch fühlbarer macht.

Auf Verderben deuten ſie hin, indem ſie entweder in irgend einem Verderben ihren Urſprung zu haben, oder Kräfte des Verderbens in ihrem Innern zu nähren, oder um ein angerichtetes Verderben zu klagen, oder ein noch bevorſtehendes Verderben zu fürchten ſcheinen, und das gibt ihrer Pracht den eigenthümlichen Charakter. In dunkel-drohender Majeſtät biethen ſie dem Gemüthe Ehrfurcht, und wecken durch ihre Schauer in ihm die Kräfte unendlicher Erhebung, die Ahnung eines gränzenloſen Vermögens, vor dem die wildeſten Schrecken fliehen, und welchem zu huldigen ſie in ihre Pracht ſich kleiden.

Das Leben geht unter in dunkler Pracht, wo es dem Höchſten ſich zum Opfer bringt, und wo es, im Kampfe mit einem gewaltigen Schickſale, von dem reinen Bewußtſeyn oder dem Gefühl der Verſöhnung über Qual und

Tod emporgetragen, in dieſem Bewußtſeyn der Qual und dem Tode ſich weihend, beſiegt wird.

Zu den Größten unſres Geſchlechtes gehören die, deren Gemüth der ſchwarzen Nacht glich, durch welche Blitze zucken — oder dem brennenden Abendroth im Kampfe mit dunkeln Wolkenmaſſen.

Selbſt viele der *ganz düſtern Geſtalten des Lebens* haben zu mir geredet von ſeiner Größe und Tiefe, und mit wunderbarer Macht mein Herz angezogen, daß ich bey ihnen verweilen, ihnen nachſinnen mußte, daß mir gelüſtete nach ihrer Befreundung, und in der Beſchäftigung mit ihnen das Herz mir ſtark und kühn wurde: wie die *Nacht*, das *Elend*, der *Gram* und der *Tod*.

Wer könnte dieſe Geſtalten des Lebens anders als bey krankem Gemüthe zu ſeinen täglichen Gefährten ſich wünſchen? wer immer mit ihnen leben, ohne ſein Gemüth völlig zu zerrütten? Aber es gab Zeiten, wo ich mich nicht von ihnen zu trennen vermochte; und wenig würde ich von dem Leben verſtehen, ſein beſter Gewinn und ſeine heiligſten Genüſſe wären für verloren, wenn ich es nicht in ſeinen düſtern Geſtalten geſehen hätte. Sie haben mich belehrt, gewarnt, mir zu ſchweren Verrichtungen die rechte Stimmung, den Eifer und die Kraft mitgetheilt, mich in der Höhe erhalten, wenn die Luſt der Sinne mit Gewalt niederwärts drückte, und, indem ſie unter Schatten und Gräbern ſich verloren, nach höhern unvergänglichen Lichtkreiſen das Auge gerichtet.

Mit wildem Blick und gräßlicher Gebährde ſind furchtbare Geſtalten des Lebens mir entgegen getreten, in tobendem Ungeſtüm fordernd mein Glück, mein Liebſtes, das Leben und was mir mehr war als das Leben, drohend bald mit beſtimmten Uebeln, die meine Seele erſchütterten, bald mit namenloſen, unausdenklichen, in Vergleichung mit welchen das härteſte mir bekannte, eine Kleinigkeit wurde.

Da erfuhr ich, was das Leben will und vermag, aber auch was das Höhere in mir will und vermag — und was ich verachten kann, verachten ſoll — und wie man durch Wegwerfung des Kleinen groß wird — und wie das Leben uns gerüſtet entgegentritt, damit es deſto herrlicher in uns ſelbſt ſich erweiſe.

Ermannung, Befeſtigung in ſich ſelbſt, Unüberwindlichkeit in ſich ſelbſt, auf ſich ſelbſt ruhende Menſchenwürde, Unantaſtbarkeit des Heiligen in ihm würde der Menſch nicht kennen ohne die furchtbaren Geſtalten des Lebens.

Unter den Geſtalten in denen das Leben mir reitzend und freundlich erſchienen und mich mit ſanft-wohlthuender Berührung an ſich gefeſſelt hat, nenne ich: die holden, die heitern, die hellen, die fröhlichen, die milden, die rührenden und die ſtillen.

Wie ſoll ich würdig euch preiſen, ihr holden Geſtalten des Lebens, die ihr im Schimmer der Lieblichkeit, mit allen Reitzen der Anmuth geſchmückt, mich umblüht, mich umgaukelt, euch freundlich zu mir hingeneigt, und ſo unausſprechlich mich angeblickt habt — und aus mir weggeblickt das trübe Leid und die düſtre Sorge — in mich hineingeblickt reine Daſeynswonne, ihr zarten Kinder des Früylings, aufgewachſen unter den Blumen der Au, gepflegt von den mütterlichen Trieben der Natur, gekleidet in ihr ſchönſtes Feſtgewand, ſpielend im fröhlichen Sonnenſcheine! wie würdig preiſen eure Einfalt und Wahrheit, euer kindlich unſchuldiges Weſen, eure ſtille Anſpruchsloſigkeit, euer reines Gemüth, euer klares Auge, eure gefälligen und ſeelenvollen Züge!

Wo ich euch fand, auf der Flur, in der Menſchenwelt, in den Reichen des Gedankens und der Kunſt, ich konnte nicht ſatt werden, euch zu ſchauen, mich an euch zu ergötzen, in ſeliger Verwunderung bey euch zu verweilen.

Den Sinnen, dem Geiſte, dem Herzen ſchmeicheltet ihr mit euren Farben, mit eurer Bildung, mit eurer Beſelung. Das Beſte des Lebens ſah ich in euerm Innern verſammelt, an euerm Aeußern zartſinnig, freudig, bezaubernd, ausgedrückt — die köſtlichen Gaben des Himmels gleichſam ausgegoſſen über euch in reicher Verſchwendung.

Ein Gefühl von Reinheit und Schönheit, von Güte und Huld, von der edelſten und ſüßeſten Menſchlichkeit iſt mir durch euch ins Herz gekommen, und immer mein Troſt, meine Erquickung, die Quelle meiner ſtärkendſten Genüſſe geblieben.

Von einer unvergänglichen Schönheit, von einer Huld über dem Leben — einer gränzenloſen, ewigen — der ihr ſelbſt mit allem Schönen und Holden entſtrömt ſeyd, die fortdauernd in euch, in alles Schöne und Holde ſich ergießt, habt ihr mir Kunde gebracht.

Euch will ich mir vergegenwärtigen, ſo lange mein Geiſt ein Bild feſthalten kann.

Wie ſoll ich würdig euch preiſen, ihr heitern Geſtalten des Lebens, die ihr wie ein Frühlingsmorgen, das Angeſicht von milden Schimmern umfloſſen, die Bruſt voll heiliger Ruhe und ſeligen Friedens, in ewiger Jugend über die Erde wandelt, unbekannt mit dem Ungemach und der Mühe, dem Streite und der Angſt, die ihr nichts Trübes, in ſich Gekehrtes, Kleinmüthiges, Bekümmertes in eurer Nähe duldet, und alles verſcheuchet, was Nebel und Wolke heißt?

Heitre Tage, heitre Bilder der Phantaſie, heitre Geſchöpfe der Kunſt, heitre Spiele, heitre Gemüther der Menſchen, wie habt ihr mir die Mächte des Innern erleuchtet, und ein ſanft erfreuendes Licht über düſtre Umgebungen verbreitet! In mir, über mir, um mich her heiterte es ſich auf, wo ihr mir begegnetet; Gefühle der Verſöhnung durchzitterten mein Herz, und die Paradiſe der Kindheit blühten wieder an den dornenvollen, wildverwachſenen Plätzen des Elendes.

Heitre Geſtalten des Lebens, daß ihr doch nie mich verlaßet! daß ihr eure freundlichen Blicke mir gönnet, ſo oft finſtre Schwermuth, banges Verzagen ſich der Seele zu bemächtigen droht.

Wie ſoll ich würdig euch preiſen, ihr hellen Geſtalten, die ihr in der Fülle und Friſche der Jugend pranget, gebadet im Thaue des Morgens, ſein heiliges Roth auf der Wange, glänzend das Auge, leicht die Gebährde, Strahl das Erſcheinen, Flug die Bewegung!

Warum muß euer Tag denn ſo kurz, ſo bald vorüber ſeyn? Ach, auch eure flüchtige Exiſtenz ſollte uns erinnern, daß ihr hier eure Heimath nicht hattet. Dorther, wo die unvergänglichen Frühlinge blühen, kamt ihr, die

Menſchen zu tröſten in ihrer ſchmerzlichen Sehnſucht, und als Genien der Hoffnung ihnen auf ihren düſtern Wegen — auf dem Wege zum Grabe voran zu ſchweben.

Noch lange glänzt es auf den Stellen, die ihr berührt habt, und nie wird eine Nacht ohne Sterne ſie bedecken.

Fröhlich begrüße ich euch, ſo oft ich eurer gedenke, **fröhliche Geſtalten des Lebens**, die ihr im leichten Gewande mit Blumen euch kränztet, unter Scherz und Gelächter in luſtigen Tänzen euch ſchwanget — wie ihr in Unſchuld mir zugewinkt, wie ihr euch in Unſchuld mir an das Herz geſchmiegt und mich mit fortgeriſſen in die ſchönen Tumulte, wie die Freude euch verklärend in allen Zügen ſtand, in allen Gliedern ſich regte, in allen Pulſen klopfte, ihr Bild ſich euch überall zeigte, in den Lüften und Wolken, auf der Erde und unter Menſchen.

An eurer Seite habe ich die köſtlichſten Stunden verlebt; in ſtillen Lauben habe ich mit euch geſpielt, über bunte Fluren bin ich mit euch gezogen; herrliche Höhen habe ich mit euch erfliegen; in glückliche Menſchenkreiſe habt ihr mich geführt; in das Gedränge der laut Jubelnden habt ihr euch mit mir geſtürzt; der Weisheit und der Thorheit habt ihr mich dienſtbar gemacht.

Nimmer kann ich euer vergeſſen. Friſch und jung, wacker und muthig wird es im alternden Herzen ſo oft ich eurer gedenke.

Und nicht bloß gedenken darf ich eurer: auch jetzt noch beſuchet ihr mich oft, mir zu zeigen, daß man zu keiner Zeit verloren geben darf, daß noch alles gut werden, und aus jedem Uebel Heil und Freude erwachſen ſoll.

Milde Lebensgeſtalten waren es, die mit ſanften Zügen vor mich hintraten, mit ſanfter Stimme zu mir redeten — mit ſanfter Hand leiſe mich berührten, zu beſänftigen, was in meinem Innern ſtürmte — ſanfte Menſchlichkeit in meinem Innern zu wecken, mit dem reinſten Gefühl zärtlich ſorgender, aufmerkender, mitempfindender, heilender, wohlthuender Güte mich zu erquicken.

Milde Lüfte haben mich angeweht, milde Regentropfen mit der Erde das Gemüth erfriſcht, mild wirkende Kräfte die brennende Wunde gekühlt, milde Worte den Schmerz geſtillt, die Entrüſtung beſchwichtigt, der Kränkung den Stachel genommen, milde Zurechtweiſungen des Herzens Fehler verbeſſert, milde Gaben das Bedürfniß freundlich befriedigt, Luſt in dem verarmten, trauernden Herzen geſchaffen, milde Blicke, milde Begegnungen das Süßeſte des Lebens mich empfinden laſſen.

Rührende Lebensgeſtalten haben zahlreich und mannichfach mit froher Wehmuth und mit wehmüthiger Freude mein Herz erfüllt. Auf allen Wegen ſind ſie mir begegnet, und ſelten war mein Herz ihren Eindrücken verſchloſſen.

Die Armuth und der Reichthum, das Kleine und das Große der Menſchheit, des Herzens Schuld und Unſchuld, ſeine Irrthümer und ſein Wahrheitsſinn, ſeine Schwächen und ſeine Tugenden, ſeine Demuth, ſeine Reſignation, ſeine Liebe, ſeine Glaubensſtärke, die Bewegungen der Reue, der Andacht, der Hoffnung, die Gefühle einer himmliſchen Gnade, die Vorgefühle eines höhern Daſeyns, Trennungen und

Vereinigungen, Sterben und Leben — haben wunderbar, unausſprechlich mein Herz bewegt, und mir Thränen in die Augen gebracht.

In den rührenden Geſtalten des Lebens iſt mir am meiſten ſein wahrer und voller Sinn klar geworden. Sie haben mich in die glückliche Mitte zwiſchen die Freude und den Schmerz geſtellt, in welcher allein der Menſch dauerhaft weiſe ſeyn, und ſich wohl fühlen kann. Sie haben mich am öfterſten und ſtärkſten für den großen Zweck des Lebens aufgerufen, und mir die Stimmung gegeben, die für denſelben die fruchtbarſte iſt.

Endlich muß ich auch noch der ſtillen Geſtalten erwähnen, wie ſie, geräuſchlos und verborgen, bey einem tiefen und reichen Gemüthe, ohne Zierde und Anſpruch — oft überſehen, vergeſſen, verlaſſen — oft in Thränen, oft aber auch ſelig in ſich — das Bild eines ruhig vollendeten Daſeyns — ihr Leben führen, denen aber, die ſie erkennen und verſtehen, das Koſtbarſte gewähren, was der Menſch zu empfangen vermag.

Heil mir, daß ich nicht überſah ſo manches ſtille Pflänzchen im geheimen Schatten — und ſo manches ſtille Gemüth im Schatten bürgerlicher Verhältniſſe, ſo manche ſtille Tugend, ſo manches ſtille Verdienſt, ſo manches ſtille Werk der Liebe, die von den Menſchen nicht geachtet wurden — nicht überhörte ſo manches ſtille Wort, das Schätze der Weisheit in ſich ſchloß — nicht unterdrückte ſo manchen ſtillen Gedanken, ſo manches ſtille Gefühl, aus denen große Anſichten, herrliche Entſchließungen reiften — nicht vorüberging an manchem ſtillen Platze, der heilige und ſelige Empfindungen in mein Herz brachte!

nicht aufhören mich ihrer zu erinnern. Aber mein Herz hat ſich nicht zu ihnen hingeneigt, auf die innigere Herzenſempfindung haben ſie nicht zu wirken vermocht, das Herz iſt nicht mit ihnen in ſüße Gemeinſchaft getreten.

Doch hat es auch nicht an ſolchen gefehlt, die ſich meinem Herzen, nicht durch etwas Vorübergehendes, ſondern durch die verwandte Art ihres Seyns, durch Trefflichkeit in Sinn und Gemüth, durch das, was, aus ihrem reichen Innern hervorſtrömend, ſich mir mitgetheilt, wichtig gemacht haben, bey denen ich verweilte in freyer und fröhlicher Luſt, in deren Nähe das Herz ſich in jeder Hinſicht wohl — ſich belebt, geſtärkt, erfreut, deren Leben es mit ſeinem Leben vielfach — mehr oder weniger feſt — verſchlungen fühlte, von denen ich empfangen habe volles Bewußtſeyn, reinen Genuß meines Daſeyns in ſeinem Beſten, Erweiterung, Befeſtigung, Erhöhung, Beſeelung meines Daſeyns in ſeinem Edelſten. Das ſind die Befreundeten, die ich jezt nach ihren verſchiedenen, entferntern oder nähern, Beziehungen zu meinem geiſtigen Leben zu bezeichnen verſuche.

Von vielen dieſen Befreundeten kann ich nur ſagen: ich habe mit ihnen gelebt.

Das heißt aber mehr, als daß mein Leben mit dem ihrigen in daſſelbe Zeitalter gefallen, denſelben allgemeinen Verhängniſſen unterworfen, daß wir an demſelben Orte uns aufgehalten, ſeine Vortheile und Unbequemlichkeiten und zahlreiche Erfahrungen gemein gehabt, daß wir einander gekannt, allerley Verkehr mit einander getrieben, Nachbarn, Hausgenoſſen, Familienglieder geweſen und einander mancherley Gutes erwieſen — was freylich immer noch wenig wäre, und bey großer Gleichgültigkeit des Herzens der Fall geweſen ſeyn könnte. Es drückt auch aus, daß etwas zwiſchen uns beſtand, und uns an einander feſſelte — nicht zufällig — nicht für den Augenblick — ein bleibendes gegenſeitiges Intereſſe, vielfältiges erfreuliches und wohlthätiges Einwirken des Einen auf den andern begründete.

Wir waren einander werth durch Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und des Herzens, der äußern Geſtalt und Weiſe, durch Gewöhnung an einander, durch geleiſtete Dienſte, durch Aehnlichkeit und Verähnlichung der Gemüther. Wir

28.

Die Befreundeten.

Unter den Menſchen, die ich gekannt, mit denen ich in nähere Verbindung gekommen, ſind bey weitem die meiſten mir gleichgültig geblieben. Menſchliches Wohlwollen habe ich gegen ſie gefühlt; ich habe über ihre Noth getrauert, mich ihres Glückes gefreut, und mich ihrer angenommen, wo und wie ich es vermochte. Ein andres Intereſſe konnten ſie mir nicht abgewinnen; ihr Gedächtniß war in meiner Seele faſt erloſchen, ſo bald ſie ſich aus meinen Augen verloren hatten. Nichts von Bedeutung zeigte ſich mir an ihnen — nichts, wodurch ſie im Stande geweſen wären, auf mein Gemüth einen neuen, eigenthümlichen, tiefen oder dieſem beſonders zuſagenden Eindruck zu machen. Alles an ihnen mittelmäßig, zu einem großen Theile weit unter dem Mittelmäßigen — alles dienſtbar dem Gemeinſten, dem thieriſchen Bedürfniſſe, der Sinnenluſt, niedrigen Lebenszwecken, herrliche Verſtandesgaben, wo ſie angetroffen wurden, entweiht durch dieſe Dienſtbarkeit, edle und hohe Gefühle, wo ſie ſich zu regen anfingen, erſtickt im Kampfe mit der eiſernen Noth, im heißen Jagen und Ringen nach dem Kleinſten, nach dem, was *von heute und geſtern* iſt.

Andre ſind mir merkwürdig geworden durch ihre ausgezeichneten Fähigkeiten, durch ihr reiches Talent, durch ihr umfaſſendes und gründliches Wiſſen, durch ihre vielſeitige Bildung, durch ihr tiefes Gemüth, durch die Wärme ihres Gefühles, durch die Stärke ihres Charakters, den Glanz ihrer Tugenden, die Trefflichkeit ihrer Werke. Ich habe ſie bewundert, habe mich ihrer gefreut, habe von ihnen gelernt, Leben der Menſchheit haben ſie in meiner Bruſt angeregt, viel Wohlthätiges haben ſie in mir zurück gelaſſen; dankbar und froh werde ich nicht aufhören mich ihrer zu erinnern. Aber mein Herz hat ſich nicht zu ihnen hingeneigt, auf die innigere Herzensempfindung haben ſie nicht zu wirken vermocht, das Herz iſt nicht mit ihnen in ſüße Gemeinſchaft getreten.

Doch hat es auch nicht an ſolchen gefehlt, die ſich meinem Herzen, nicht durch etwas Vorübergehendes, ſondern durch die verwandte Art ihres Seyns, durch Trefflichkeit in Sinn und Gemüth, durch das, was, aus ihrem reichen Innern hervorſtrömend, ſich mir mitgetheilt, wichtig gemacht haben, bey denen ich verweilte in freyer und fröhlicher Luſt, in deren Nähe das Herz ſich in jeder Hinſicht wohl — ſich belebt, geſtärkt, erfreut, deren Leben es mit ſeinem Leben vielfach — mehr oder weniger feſt — verſchlungen fühlte, von denen ich empfangen habe volles Bewußtſeyn, reinen Genuß meines Daſeyns in ſeinem Beſten, Erweiterung, Befeſtigung, Erhöhung, Beſeelung meines Daſeyns in ſeinem Edelſten. Das ſind die Befreundeten, die ich jetzt nach ihren verſchiedenen, entferntern oder nähern, Beziehungen zu meinem geiſtigen Leben zu bezeichnen verſuche.

Von vielen dieſen Befreundeten kann ich nur ſagen: ich habe mit ihnen gelebt.

Das heißt aber mehr, als daß mein Leben mit dem ihrigen in daſſelbe Zeitalter gefallen, denſelben allgemeinen Verhängniſſen unterworfen, daß wir an demſelben Orte uns aufgehalten, ſeine Vortheile und Unbequemlichkeiten und zahlreiche Erfahrungen gemein gehabt, daß wir einander gekannt, allerley Verkehr mit einander getrieben, Nachbarn, Hausgenoſſen, Familienglieder geweſen und einander mancherley Gutes erwieſen — was freylich immer noch wenig wäre, und bey großer Gleichgültigkeit des Herzens der Fall geweſen ſeyn könnte. Es drückt auch aus, daß etwas zwiſchen uns beſtand, und uns an einander feſſelte — nicht zufällig — nicht für den Augenblick — ein bleibendes gegenſeitiges Intereſſe, vielfältiges erfreuliches und wohlthätiges Einwirken des Einen auf den andern begründete.

Wir waren einander werth durch Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und des Herzens, der äuſſern Geſtalt und Weiſe, durch Gewöhnung an einander, durch geleiſtete Dienſte, durch Aehnlichkeit und Verähnlichung der Gemüther. Wir fanden Einer bey dem andern vieles, was wir ſonſt nirgends antrafen, und was doch entweder ein Bedürfniß befriedigte oder ein nicht geringes Vergnügen gewährte.

Luſt des Herzens führte uns häufig zuſammen. Wir hatten einander zu geben und von einander zu empfangen — aus der Tiefe des Gemüthes. Wir gaben wirklich einander und empfingen von einander, was der Trieb des Herzens zu geben geboth, was mit Freude und Gewinn empfangen wurde. Wir tauſchten Gedanken und Gefühle, wie ſie aus dem Geiſte, aus dem Herzen frey hervortraten, gegen einander aus, und wurden durch einander reicher an Verſtand und Gemüth. Wir eröffneten uns Einer dem andern voll Vertrauen über manche nicht unwichtige Dinge, theilten einander mit unſre angenehmen und widerwärtigen Begegniſſe, unſre Verlegenheiten, unſre Sorgen, unſere Wünſche, unſre Plane, unſre Hoffnungen, und nahmen Antheil Einer an des andern Zuſtande und Ergehen — auch das Kleinſte nicht verſchmähend — mitfühlend ſeinen Kummer, mitgenießend ſeine Freude, mit eingehend in ſeinen Ernſt und in ſeine Spiele. Wir begegneten einander in denſelben Gedanken und Gefühlen, in derſelben Denkart und Gemüthsſtimmung, und ſahen uns, Einer durch den andern, belebt und gefördert. Wir erwieſen einander freundlich-bereitwillige Dienſte, und vereinigten uns oft zu frohen Lebensgenüſſen. Viele Stunden ſind uns in ſtill-heiterm Beyſammenſeyn, viele unter Scherz und Gelächter in mannichfaltiger Luſt, viele auch in einem fröhlichen Tumulte vergangen.

Iſt nun gleich dieſes Verhältniß noch weit entfernt, zu den innigern zu gehören: ſo kann ich doch nicht anders, als mit Rührung ſeiner gedenken. Schon in dem allgemeinen Bewußtſeyn deſſelben, in dem Gefühle: mit Menſchen, liegt ſo etwas Vertrauliches, ſanft Anfaſſendes und Auflöſendes, ſo etwas Bequemes, Schönes, Wohlthuendes. Was der Menſch Gutes, Nahes, Anſchließendes, Aufrichtendes beſitzt, was er mir ſeyn kann durch Rath und Troſt und Hülfe, gewähren durch Liebe, was der Begriff der Menſchlichkeit Süß-Schmeichelndes in ſich ſchließt, was das Heraustreten aus ſich ſelbſt, das Sich-Anvertrauen und Dahingeben, Angenehm-Erweiterndes und Stärkendes hat, das fühle ich in mir bey der Vorſtellung: Mit Menſchen.

Im Leben mit Menſchen — wie iſt mir das Herz oft ſo weich, oft ſo fröhlich, oft ſo groß, oft ſo ſtark und muthvoll geweſen! wie iſt mir aus dem Sinne gekommen der Welt Noth und Sorge — aus dem Gemüthe der Welt Kummer! wie hat es mich dahin geriſſen auf den weiten Bahnen der Luſt und Freude — mächtig — unwiderſtehlich!

Im Leben mit Menſchen — wie habe ich mich angelehnt und feſtgehalten, wenn ich zu wanken begann! welche Belehrungen habe ich empfangen! wie hat es ſich aufgehellt in meinem Verſtande! was iſt in meinem Gemüthe geweckt, gepflegt, geſtärkt, beſänftigt, geordnet — wie viel Liebes und Gutes iſt mir zu Theil geworden — aus reinem Triebe des Herzens! wie hat es ſich angeſchmiegt, mich umfangen, mich in die Höhe gehoben! — Welche köſtliche Erinnerungen ſind mir geblieben!

Zu den Befreundeten meiner Seele zähle ich ſolche, von denen ich ſagen muß: ich habe an ihnen gelebt.

Es war mir Bedürfniß, ſie zu ſehen, zu hören, ſie mir gegenwärtig zu erhalten im Geiſte, wo mir ihr Anblick nicht vergönnt wurde. Sie zu ſehen, zu hören, ſie mir gegenwärtig zu erhalten, das heiterte mich auf, das verſetzte mich in die glücklichſte Gemüthsſtimmung, einen ſtillen und reinen Genuß gab es mir, ohne das Verlangen nach näherer Vereinigung zu erwecken. Es fand ſich ſogar etwas in meinem Gemüthe, was jeder nähern Vereinigung mit ihnen widerſtrebte. Dem Auge konnte ich ſie nicht nahe genug bringen, ſtrebte ich ſie immer nahe zu halten; aber für das Gefühl mußten ſie in einer gewiſſen Ferne bleiben, mit einer Art von Ehrfurcht mußte ich ſie betrachten; hinauf und hinüber mußte ich zu ihnen ſchauen, damit ſie mir das immer wären, was ſie mir ſeyn konnten.

Die Schönheit oder Erhabenheit ihrer Seele, wie ſie in der Miene, in der Gebährde, im Worte ſich ausdrückte, das Stille, das Heilige in ihrem Weſen, in ihrer Umgebung, das Tiefe ihres Gemüthes, das war es, was mich entzückte und entfernt hielt.

In ihrer Gegenwart war ich ganz Menſch,

fühlte ich reine Menſchennatur in mir wach, menſchliches Empfinden, menſchliche Neigung im richtigſten Ebenmaße, den menſchlichen Gedanken in voller Klarheit. Von ihnen kam mir etwas wie Geiſt des Glaubens, Geiſt der Liebe, Geiſt der Freude; ſanft und unmerklich ſchien es von ihnen aus, — in mich überzuſtrömen — unabläſſig.

Ich konnte nicht müde werden, an ihren Blicken zu hangen, ihren Worten zu horchen, ihre Empfindungen zu erlauſchen.

An ſie wendete ich mich, ſo oft Kräfte des geiſtigen Lebens mir fehlten, und immer fand ich das Fehlende. Ihre körperliche oder geiſtige Gegenwart erhellte den umdüſterten Geiſt, verſcheuchte die Nebel des Unmuthes, hielt mich aufrecht, wenn ich nahe daran war zu verſinken, brachte neue Wärme in das erkaltete Herz, weckte neuen Muth dem Verzagten, ſtärkte mich im Kampfe mit der ſchweren Verſuchung, gab mir Troſt in das bekümmerte Gemüth. Ihr Zureden war mir kräftige Ermunterung, ihr Beyfall ſüße Belohnung.

An ihnen hat der Geiſt ſich hinaufgebildet, an ihnen das Herz ſich erwärmt. Die Wahrheit hat am tiefſten auf mich gewirkt, wenn ich ſie aus ihrem Munde vernahm; das Schöne hat mich am mächtigſten ergriffen, wenn ich es in ihrem Leben erblickte; am glücklichſten habe ich den edeln Eigenſchaften nachgeſtrebt, in welchen ich ſie zu Vorbildern hatte.

Mein Leben *an Menſchen* iſt ein reiches, frohes und wohlthätiges geweſen; es hat mich beſeligt; es hat mir großen und mannichfachen Gewinn gebracht.

Ich lebe fort an den Trefflichen — auch an denen, die längſt aus den irdiſchen Verhältniſſen geſchieden — auch an denen, die vor mir des irdiſchen Daſeyns genoſſen, und die fern von mir ihren Tag zubringen — und werde an ihnen fortleben, ſo lange dieſe Art des Lebens mir von den himmliſchen Mächten vergönnt wird.

Eine andre Gattung von Befreundeten kann ich, nach ihrem Verhältniſſe zu mir, nicht beſſer bezeichnen, als wenn ich ſage: *ich habe durch ſie gelebt.*

Sie haben in mir erhalten, gefördert und zum Theil geſchaffen, was ich *mein geiſti-*

ges Leben nenne. Die Eindrücke die ich von ihnen empfangen, haben dieſem Leben ſeine Friſche und Stärke, den heitern Sinn der Jugend und den fröhlichen Muth bewahrt; ſie haben es von allen Seiten angeregt und in Bewegung geſetzt, ſeine Kräfte vielfach entwickelt und geübt.

Ohne ſie wäre mein Leben faſt nichts geweſen – mein Vermögen dahin — mein Vertrauen dahin – dahin auch ſeine Luſt. Das Gefälligſte im Leben hätte ſeinen Reitz verloren, da ich es nur durch ſie als ein Gefälliges empfinden und genießen konnte, da es nur in der Beziehung auf ſie mich wahrhaft zu erfreuen vermochte. Ein Leben, dem Einfluſſe, den ſie auf mich äußerten, entzogen, iſt mir noch jetzt völlig undenkbar.

Durch ſie geſchah es, daß das leere Leben ſich wieder anfüllte, das verödete mit Farben und Blumen ſich ſchmückte, das müde und erſchöpfte neue Kräfte gewann, das rings umdüſterte in freundlichem Lichte erglänzte, daß das ſtockende in raſchen Umtrieb gerieth, das in dumpfes Träumen verſunkene zur beſonnenen Thätigkeit zurück kehrte. Von ihnen kam mir die Kraft, die ſchweren Laſten zu tragen, unter welchen ich, mir ſelbſt überlaſſen, hätte erliegen müſſen. Sie verſcheuchten mir die quälende Sorge, die dem eignen Nachdenken nicht weichen wollte, befeuerten mich zu den Anſtrengungen, vor denen mir bangte, befeſtigten den wankenden Glauben, gaben Kraft der Ausdauer.

Ihnen verdanke ich die hellen und freyen Anſichten des Lebens, von denen mir frey und fröhlich das Herz ſchlägt — ihnen nicht bloß die gehaltvollſten, erhabenſten, lichteſten Gedanken des Geiſtes, die beſten und wärmſten Gefühle des Herzens, ſondern auch alle Gedanken, von denen mein Geiſt — alle Gefühle von denen mein Herz lebt, was nur irgend das Leben des Geiſtes und Herzens nährte, ſtärkte, erweiterte; und was ſonſt in mir Leben werden, Geiſtes- und Herzensleben nähren, ſtärken, erweitern ſollte, mußte ſich mit ihnen in Verbindung ſetzen, durch ihren Geiſt, durch ihr Herz zu mir gelangen, von dem Ihrigen etwas annehmen, Hauch ihres Lebens mußte ſich ihm mittheilen. So oft ich noch irgend einer kräftigen Anregung bedarf, muß ich an ſie mich wenden. Bey meinen geprüfteſten Ueberzeugungen bedarf ich ihrer Einſtimmung, um ihrer völlig gewiß zu werden; und nicht eher vermag ich etwas mit voller Zuverſicht zu ergreifen, und alles bey mir gelten zu laſſen, als es ſich bey ihnen bewährt hat.

Nicht daß ich meine Selbſtſtändigkeit an ſie eingebüßt hätte; aber ſie ſind mir nothwendig, wenn ich mich in meiner Selbſtſtändigkeit behaupten will. Dieſes durch ſie beruht nähmlich theils auf inniger Gemüthsverwandtſchaft, theils auf gegenſeitiger geiſtiger Ueberlegenheit und einem dadurch hervorgebrachten geiſtigen Zuſammenhange. Ihre Fähigkeit mein Gemüth zu halten, zu heben und zu tragen, wie das ihrige in andrer Hinſicht von mir gehalten, gehoben, getragen wird, bewirkt, daß ich durch ſie lebe, wie ſie hinwiederum in manchen Stücken durch mich leben. Unter allen, durch die mir, in perſönlichem Umgange, Leben beſtätigt oder erhöht wurde, war keiner, der mir nur gegeben, nicht auch von mir empfangen hätte. Ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl war es mir deßwegen, zu leben durch Menſchen, und in treuer Anhänglichkeit hat denen, durch die ich lebte, mein Herz ſich geweiht.

Unter ihnen befinden ſich die wenigen, von denen ich, das innigſte und glücklichſte Verhältniß der Befreundung andeutend, ſagen kann: ich habe in ihnen gelebt. Was dieſe wenigen mir geweſen, vermag keine Sprache auszudrücken.

Das iſt das Weſen der reinen Liebe, daß ſie in ihrem Gegenſtande lebt, immer mehr in ihm leben — mit ihm ganz eins werden will; aus ihrer Selbſtentäußerung, aus ihrem Eindringen in die fremde Natur, aus ihrer Verähnlichung und Verſchmelzung mit ihr entſpringt ihre Wonne. Keine echte Liebe ohne dieſes Sich-Verlieren, ohne dieſes Streben nach Einheit mit dem andern durch völlige Hingebung.

Bey denen alſo, die, außer daß ich an ihnen das Schöne in der für mich intereſſanteſten Individualität erblickte, Sympathie des Herzens oder das Vermögen, mir zu gewähren, was ich zu einem vollkommnen menſchlichen Daſeyn entbehrte, mit mir verband, konnte ich mich nicht begnügen, Eindrücke von ihnen aufzunehmen, und auf ſie zurück zu wirken; das Herz trieb mich, zum vollen Genuſſe ihres ſchönen befreundeten Daſeyns, mein Leben gleichſam in ſie zu verſeelen.

In den Vertrauten meiner Seele habe ich gelebt durch das Anſchauen ihrer Vortrefflichkeit. Das Vortreffliche, das ſich mir an ihnen darſtellte, hat mich nicht bloß ergötzt, angenehm hingehalten, wohlthuend beſchäftigt; es hat mich überwältigt, es hat mich beſeſſen im Innerſten meines Weſens, mein geſammtes Vermögen hat es ſich zugeeignet, Sinn und Gemüth ſind mir davon erfüllt, jede Kraft des Geiſtes iſt mir davon beſeelt geweſen. Ich war am meiſten ich ſelbſt, wo das Anſchauen ihrer Vortrefflichkeit am meiſten mich mir ſelbſt entriſſen hatte. Zu meinen reichſten und ſeligſten Stunden gehören die, wo dieſes Anſchauen mir die heitre Welt des Schönen öffnete, in deren Sonnenſcheine tauſendfältig blüht, was des Lebens Zierde und Wonne iſt.

Ich habe in ihnen gelebt durch das Gefühl ihres Zuſtandes. Ich habe ihren Zuſtand gefühlt, als ob es mein eigner wäre. Oft konnte ich nur durch ihren Zuſtand des meinigen inne werden, und dieſer erſchien mir weit weniger, wie er an ſich war, als wie das Gefühl von jenem ihn beſtimmt hatte: — mein Schmerz in ihrem Schmerze, in ihrer Heiterkeit, in ihrem Muthe, meine Freude bald in der frohen Stimmung ihres Gemüthes, bald in ihrem Ernſte, bald in ihrer Traurigkeit. Oft fühlte ich meinen eignen, ſo gar ſtark erregten Zuſtand gar nicht mehr, allein den ihrigen — zuweilen, wo er jenem an Lebhaftigkeit weit nachſtand. Ich vergaß in dem Gefühle ihres Zuſtandes alles, was je mich angegriffen, was jetzt mich erfreute oder betrübte; das Gefühl ihres Zuſtandes hatte das alles gleichſam verſchlungen. Und nicht bloß ihre Freuden und Schmerzen wurden die meinigen, auch jede noch ſo leiſe Veränderung ihres Innern, jede wehmüthige und jede frohe Bewegung, jede geheime Ahnung, jede ſchmeichelnde Hoffnung, jede bekümmernde Sorge, jede kleine Verletzung des zarten Sinnes, jeder Eindruck des Schönen und Guten, jede ſtille Rührung, jede mächtige Begeiſterung, jedes edle Verlangen des Herzens.

In ihnen habe ich gelebt durch das Gewußtſeyn ihrer Sinnes- und Gemüthsart. Nicht ſelten mußte ich mich auf einige Zeit in ihre Weiſe afficirt zu werden, aufzufaſſen, zu beurtheilen, zu behandeln, hineinverſetzen; ſo geboth es das Herz, daß ich mit ihren Augen ſah, mit ihrem Verſtande dachte, mit ihrem Geſchmacke prüfte, mit ihrem Herzen fühlte, mit ihrer Neigung begehrte. O, das waren Stunden der innigſten, ſüßeſten Seelenvereinigung; wunderbar ergriff mich das Geheimniß: wie der Geiſt den Geiſt berühren, ihn umſchlingen, mit ihm zuſammenfließen kann.

Von denſelben Menſchen, von denen ich ſagen kann, ich habe in ihnen gelebt, von den Vertrauten meiner Seele, kann ich nun auch ſagen: ich habe für ſie gelebt.

Nicht allein, daß ich manches zu ihrem Beſten gethan, daß ihnen durch mich oft leicht und wohl geworden: es iſt mir angelegentlichſte Sorge geweſen, Uebel, Unbequemlichkeiten von ihnen abzuwehren, zu entfernen, Gutes ihnen zuzuwenden, Frohes für ſie zu veranſtalten. Ich habe geſpäht und geforſcht nach allem, wovon ſie ſich auf irgend eine Weiſe beläſtigt fühlten, nach ihren geheimſten Wünſchen; aus zufälligen Aeußerungen habe ich es errathen; an ihren Mienen und Blicken habe ich gehangen, um es zu erfahren, unabläſſig darauf geſonnen, wie ihnen eine Freude zu bereiten wäre, und darin eben den ſüßeſten Genuß gefunden.

Das Angenehmſte, was ich ihnen zu erweiſen vermochte, ſchien mir wenig oder nichts zu ſeyn, wenn ich nicht dabey mich zurückſetzen, berauben, mir wehe thun konnte, wenn es mir nicht Schmerz und Anſtrengung koſtete.

Als Zweck meines Lebens betrachtete ich es, mich um ſie, für ſie zu bemühen. Das allein dünkte mir Gewinn, was ihnen förderlich wurde. Es war mir nicht um ihren Dank — den mochte ich nicht, der demüthigte mich tief, der entriß mir das Koſtbarſte; auch an ihre vermehrte Liebe dachte ich nicht — es war mir allein um ihre Freude — um das Wirken zu ihrer Freude.

Mein Leben ſelbſt mußte ich ihnen weihen, auf ſie mußte ich es beziehen, um es als ein theures Gut lieben zu können. Wenn das Leben oft nahe daran war, mir leid und bitter zu werden: dann würde es mir wieder werth und ſüß, dadurch daß es mir Gelegenheit both zur Thätigkeit für ihr Beſtes. Wenn ich in finſtern Unmuth verſinken wollte — an mir ſelbſt zu verzagen begann, mein Vorzügliches für nichts mehr achtete, überall nur Schwäche und Eitelkeit an mir zu finden glaubte: hielt das mich in der Höhe, in der Befreundung mit dem Leben, feſt im Glauben an mich ſelbſt, daß ich mein Leben auf ſie beziehen durfte, daß mir manches gelungen war, noch gelang zu ihrer Freude.

Meine Kräfte habe ich auch für andre angeſtrengt, Opfer habe ich auch für andre gebracht; gelebt — mit der That und mit dem Herzen zugleich nur für die Vertrauten, für die Erwählten des Herzens. Für alle — für die Menſchheit kann und ſoll man wirken mit hoher Selbſtverleugnung; aber für die innig Geliebten allein kann man leben im vollen Sinne des Wortes.

Wäre es mir doch vergönnt geweſen, immer ſo ganz und einzig für ſie zu leben und durch ſie für alle — für die Menſchheit, wie in manchen heilig-ſchönen Momenten! Daß dies nicht war, daß die Dinge der Welt mich ſo oft an mich ſelbſt zurückwieſen, daß das eigne Bedürfniß ſo oft meine Sorge forderte, das Geſchäft des Berufes ſo oft mit meiner Thätigkeit mein Gefühl in Anſpruch nahm, ſo mancherley kleinere und größere Angelegenheiten mich zerſtreuten, erkälteten, darüber trauert meine Seele.

Ländliche Stunden

aus

Agathens Leben.

Bilder des Lebens.

Fünftes Buch.

1.

Das Leben auf dem Lande.

Gottlob, daß ich wieder hier bin! O, du liebes Land, mit deinem blauen Himmel, deinen grünen Bäumen, deinen duftenden Büſchen, deinen herrlichen Wieſen und Feldern — mit all' deinen holden Blumen und den ſingenden Vögeln in den luſtigen Zweigen, wie hat mich nach dir verlangt! wie froh bin ich, dich wieder zu ſehen! wie freundlich nimmſt du mich auf in deine kühlen Schatten, in deinen milden Sonnenſchein!

Alles, alles hat hier mich willkommen geheißen — ganz anders, als man in den glänzenden Zirkeln der Stadt willkommen geheißen wird, ſo wahr, ſo treu, ſo von Herzen! Mit himmliſchen Grüßen werde ich jeden Morgen empfangen — von meinen Bäumen und Vögeln und Blumen; ſie ſind wie Grüße von den Liebſten unter den Menſchen; es fällt mir nicht ein, zu fragen, ob's auch ſo gemeynt ſey.

In der Stadt war es ſo enge und trübe, hier iſt's ſo weit und heiter — dort ſo viel blendender Glanz, hier lauter einfache Schönheit und Größe — dort ſo viel Geräuſch und Tumult, hier ſüße Stille — dort ſo viel Unruhe, hier ſeliger Friede — dort ſo viel Noth und Sorge, hier überall fröhliche Geſichter — dort ſo viel Kunſt und Lüge, hier nichts als Natur und Wahrheit.

Ich lebe und athme frey in Gottes herrlicher Schöpfung, ich kleide mich, wie es mir gefällt, ich treibe, wozu ich Luſt habe, ich verweile, wo es mich einladet. Ich gebe mich, wie ich bin, und alles gibt ſich mir, wie es iſt. Mir ſelbſt lebe ich hier — jedem guten Triebe des Herzens. Dort lebte ich den Menſchen — nein, nicht den Menſchen, dem, was ſie Welt nennen, wovon mir niemand den

Ort, niemand das Weſen und Seyn zu bezeichnen vermochte — einem Gedankendinge lebte ich, von dem allein Eitelkeit und Gewohnheit den Wahn des Wirklichen unterhalten.

Sich ſelbſt leben — wie köſtlich! Den Menſchen lebt man ja auch nur dann wahrhaft, wenn man ſich ſelbſt lebt. Der Welt leben — wie marternd, wie verödend für Kopf und Herz!

Indem ich mir ſelbſt lebe, lebe ich dem Schönen, dem Guten, dem ſtillen Glücke des Herzens. Ich darf nichts ſchön finden, was ich nicht in der That für ſchön erkenne, und kann, unbekümmert um die Meynung der Welt, allein das Herz öffnen, was mit dem Zauber der Schönheit mein Herz rührt. Ich brauche nicht zu verbergen meine Bewegung und meine Thränen.

Ueber alles, was mich umgibt, hat die Schönheit ihre holden Schimmer verbreitet; allenthalben begegnet ſie mir — in immer neuen Geſtalten. Es iſt das Reich der Schönheit, in dem ich hier wohne und walle.

Leichter wird es mir hier, meine Pflichten zu erfüllen, die Gefühle und Neigungen des Herzens zu beherrſchen, mild und ſanft und gefällig zu ſeyn gegen jedermann. Mit glücklicherm Erfolge arbeite ich in der Stille, wo ſo viele Hülfsmittel ſich mir anbiethen, wo ich ſo viele Erweckungen zum Guten erhalte, an der Veredlung meines Herzens.

Und du, Gott, biſt hier dem Herzen ſo nahe, machſt dich dem Herzen in ſo frohen Rührungen fühlbar! die Wunder deiner Güte und Herrlichkeit rings um mich her — deine Liebe in meiner Bruſt — dein Odem in dem Wehen der Frühlingslüfte! und das Herz in ſeiner Stille, in ſeinem Frieden, in der ſüßen Luſt, wozu die ſanften und wohlthuenden Eindrücke es ſtimmen, kommt dir ſo willig entgegen, es iſt ſo empfänglich für dich, es ſehnt ſich ſo unausſprechlich nach der nähern Vereinigung mit dir.

Ja hier iſt das *wahre Leben*, hier iſt reiner, voller *Lebensgenuß*. Aus tauſend friſchen Quellen ſtrömt mir entgegen, was mich erquickt, was mich durchdringt mit himmliſchen Freuden. Gottlob, daß ich hier bin!

Vor allen aber ſeyd mir geſegnet, ihr Stunden, die ich hier im Umgange mit der Natur und mir ſelbſt zubringen kann — ihr Stunden der Andacht und der Betrachtung!

2.

Das Lieblingsplätzchen.

Ein köſtlicheres Plätzchen, als hier unter den Bäumen an der klaren Quelle gibt, es auf der ganzen Erde nicht. Ich kenne viele Stellen, wo es weit ſchöner iſt — aber keine ſo köſtlich, ſo heimlich-lieb, dem Herzen ſo werth in Leid und Freude.

Wunderherrlich iſt's da oben auf der Höh', wo man die weite Ausſicht hat, den Strom entlang, über blühende Wieſen und fruchtreiche Felder und lachende Dörfer — und vor ſich den prachtvollen Untergang der Sonne. Lieblich iſt es dort unter den Blumen der Flur — anmuthig in den, mit dem Sonnenſchein ſpielenden, kühlen Schatten des Wäldchens — ergötzlich zu wandeln in den wechſelnden Gartenpartien, und zu weilen in den duftenden Lauben. Aber hier unter meinen Bäumen iſt es doch ganz anders; könnte ich mir ſagen, wie ganz anders es iſt!

Hier habe ich mich ſelbſt, wie ſonſt nirgends — mein liebſtes Leben; es gehört alles zu mir, es ſchmiegt ſich alles an mich; meine Gedanken und Empfindungen ſind ſo beyſammen; ich fühle mich ſo gewiß in meinem Weſen, ſo geſichert in meinen Beſitzthümern, in meinem Glücke; es wird mir ſo wehmüthig froh oder ſo ſelig im Herzen — himmliſcher Friede iſt in meiner Bruſt, ſo bald ich dieſes Plätzchen betrete.

In der zarten Kindheit habe ich es mir ausgewählt, weil es mich, ich wußte nicht warum, unbeſchreiblich anzog. Dieſes Plätzchen ſuchte ich, wenn ich des Lebens im Geräuſche müde war; das ſiebenjährige Mädchen ſchon hat hier viele Stunden zugebracht. Hier habe ich geſpielt, Kränze geflochten, mich ſüßen Träumereyen überlaſſen, ernſte Betrachtungen angeſtellt, geweint und gebethet. Mit meinen beſten Freuden bin ich hierhin geeilt; und hier erſt habe ich ſie recht genoſſen, hier iſt mir das ganze Herz davon voll geworden. Meine kindiſchen Leiden und Sorgen, meine ſpätern Schmerzen, Verlegenheiten und Bekümmerniſſe habe ich hierhin getragen; hier habe ich es erwogen; und hier bin ich — o, wie ſüß! — getröſtet worden. Mein erſter Gang, wenn wir im Frühling auf das Land zurück kehren, iſt nach dieſem Plätzchen. Alles ſcheint mich zu kennen, und gern in meiner Nähe zu ſeyn. Die Blumen nicken mir zu, als ob ſie die pflegende Hand liebten; wie Stimmen des Grußes ſäuſelt's in den Blättern, und die Vögel ſammeln ſich um mich zu fröhlichen Liedern.

Daß doch einem Menſchen ſo wohl ſeyn kann, als mir an meinem Plätzchen iſt! Was regt ſich nicht ſchon im Herzen bey dem Wörtlein mein! Unermeßlich reich bin ich, daß du liebes Plätzchen mein biſt — mein mit deinen Bäumen und Blumen und Vögeln und mit deinem grünen Raſen — mein mit allen Freuden, die ich hier erlebt, mit allen Thränen, die ich hier vergoſſen habe, mit allen Gebethen, die hier aus meinem Herzen gen Himmel geſtiegen ſind.

3.

Die Treue.

Mein Plätzchen bleibt mir treu — und ich bleibe ihm auch treu.

Wie viel hat ſich in dem, nicht ſehr großen, Kreiſe, meines Lebens ſchon geändert! Menſchen ſind gekommen, gegangen, in neue Verbindungen getreten, haben Glück, Unglük erfahren, andern Sinn angenommen. Unter den Dingen, die mich umgeben, iſt weniges auf ſeiner Stelle geblieben; das Eine hat ſeine Geſtalt, das andre ſeinen Platz gewechſelt, das dritte iſt gegen ein neues vertauſcht worden. Mein Plätzchen habe ich alle Jahr wieder gefunden, faſt wie ich es verlaſſen — grün, blühend, ſchattig, und die Vögel in den Zweigen der Bäume.

Wohlthuendes Gefühl, daß uns in dem wechſelreichen Leben doch etwas treu bleibt!

Nach jenem traurigen Winter, wo ich die Mutter und die Schweſter verloren, und ſo vieles in der Familie und den Umgebungen anders geworden war — wie hat es mich gerührt — ſo recht von Herzen traurig gemacht, aber auch recht von Herzen getröſtet, daß ich mein Plätzchen wiederfand!

An dieſem Plätzchen, das noch immer das alte iſt, denke ich gern an das alles, was ſchon vergangen iſt, und ſich geändert hat, und jedesmal überfällt mich dabey eine unbeſchreiblich tröſtliche Wehmuth. Ich fühle es, auch von dem, was vergangen iſt, und ſich geändert hat, muß noch etwas geblieben ſeyn, muß mir noch etwas wiederkehren. Ich fühle lebendiger, als an irgend einem andern Orte, daß meine Todten leben, und mich lieben, und alle ſchönen Situationen dieſes Erdenlebens ſich in einem zweyten Daſeyn, freylich auf eine, dieſem Daſeyn angemeſſene Art, wiederholen werden.

O, es iſt noch mehr, als dieſes Plätzchen, was mir treu bleibt — alles Schöne und Gute bleibt mir treu — und der ewige Vater über den Sternen — und die herrliche Liebe welche für die Menſchen ſich in den Tod gab.

Hier, an dieſem Plätzchen, denke ich auch gern daran, daß ich das holde Leben, und alles, was es Theures in ſich ſchließt, verlaſſen ſoll. Die Güte, die mich durch das Leben geleitet, die mich im Leben ſo oft erquickt und erfreut, die mir dieſes treue Plätzchen geſchenkt hat, wird, das empfinde ich hier auf das lebhafteſte, wird auch im Tode nicht von mir weichen; es gibt eine Treue bis zum Tode — bis in den Tod — über den Tod hinaus — im Menſchenherzen und über den Sternen.

Alle Liebe und Treue, die ich erfahren, tritt hier an mein Herz, weckt mir im Herzen Bewegungen der dankbaren Freude, der ſeligen Hoffnung.

Von meinem lieben Plätzchen aber werde ich auch nicht laſſen; ich bleibe ihm getreu bis in den Tod, wie es mir getreu bleibt. Wäre es möglich, daß irgend etwas anders meine Sinne gewönne, und ihm dadurch mein Herz entwendete: ich würde dieſem andern wehren, ihm das Herz verſchließen, und es jenem bewahren.

Alter Sinn, alte Liebe — etwas Beßres magſt du nirgends antreffen. Was man dir Neues dafür biethen mag: es iſt immer ſchlechter, und nur vom Scheine geblendet, könnteſt du ihm den alten Sinn, die bewährte Liebe aufopfern.

Wie ſollte ich von dem weichen, das mir ſo viel und ſo Köſtliches gewährt hat; Dankbarkeit feſſelt mein Herz daran, und die frohe Erinnerung; und geſetzt es könnte mir gleichgültig werden, ſo muß ich ſelbſt es meinem Herzen werth zu erhalten ſuchen.

Der Menſch kann nicht aufhören, ſich nach etwas zu ſehnen, das ihm treu bleibe; darum ſoll er auch ſelbſt Treue üben. Das iſt ſein edelſtes Vermögen, daß er, bey allem, was in ſeiner Natur die Unbeſtändigkeit begünſtigt, doch treu ſeyn kann — treu bis in den Tod.

Tief, tief ſey es mir ins Herz geſchrieben: treu bis in den Tod.

Hier an meinem lieben Plätzchen möchte ich begraben ſeyn — treu bis in den Tod.

4.

Die Befreundung.

Es gehört zu den beſten Vorzügen des Landlebens, daß man ſich hier leichter und inniger befreundet — nicht bloß mit Menſchen, auch mit allen den Dingen, welche dem Herzen ein Intereſſe abzugewinnen im Stande ſind.

In der Stadt lebt man zu zerſtreut, man ſieht und hört zu viel, man wird zu oft und ſchnell vom Einen zum andern getrieben, man hat zu wenig Zeit, man gewöhnt ſich zu ſehr, nur die Außenſeite der Dinge aufzufaſſen, auf Glanz und Glätte zu ſehen, mit allem ein flüchtiges Spiel zu haben, die tiefern Empfindungen des Herzens werden zu ſehr niederwärts gehalten, das Herz wird zu mißtrauiſch, zu kalt; Mode, Weltton, die Formen der Geſellſchaft, zahlreiche beengende Rückſichten gewinnen zu viel Einfluß auf unſre Denkart und auf unſre Gefühle, als daß wir uns leicht und innig befreunden könnten. In der freyen Natur erwacht das Bedürfniß, und mit ihm die Fähigkeit, ſich bekannt zu machen, ſich anzuſchließen, Leben des Herzens zu geben, Leben des Herzens zu empfangen, und tauſend Gegenſtände werfen uns Blicke der Liebe zu, laden ein zu ſüßen Bündniſſen der Liebe; und wir geben uns gern hin, wo wir uns verſichert halten dürfen, jegliches immer ſo zu finden, wie es ſich uns darſtellt.

Zahlreiche Befreundungen habe ich hier geſtiftet — mehr und weniger innig — in denen ich das Köſtlichſte meines Lebens antreffe, die mich auf das angenehmſte hinhalten, die mir den ſüßeſten Genuß gewähren, und zu meiner innern Entwickelung das meiſte beytragen.

Dieſes Leben in der Befreundung mit Blumen, Pflanzen, Thieren, geheimen Plätzen —

e, es iſt ein reiches, ſtill-ſeliges Leben; das Herz fühlt ſich darin ſo weit, ſo befriedigt!

Mit welchen geringfügigen Dingen kann doch der Menſch ſich befreunden! Nicht das Reitzende, Anmuthige, Schöne, Große, Herrliche iſt's, womit er am liebſten ſich befreundet — ſondern das, was der Stimmung ſeines Gemüthes am meiſten zuſagt, was ſeinen Gedanken, ſeinen Gefühlen, ſeinen Träumen die meiſte Nahrung gibt, dem er am beſten ſeine Leiden und Freuden vertrauen kann. Und hier pflegt ihm wieder das Geheimſte, Anſpruchsloſeſte, am wenigſten in die Augen Fallende das Erwünſchteſte zu ſeyn.

Das Große, Herrliche erregt ſeine Bewunderung; aber es hält ihn in einer ehrerbiethigen Ferne. Das Schöne feſſelt ſein Wohlgefallen; aber es kann ſeine zärtliche Zuneigung nicht gewinnen, das Herz ſchließt ſich ihm nicht auf und nicht an. Die Schönheit einer Sache wird ſogar nicht ſelten ein Hinderniß der Befreundung. Eher noch möchte es dem Reitzenden, Anmuthigen gelingen; aber auch dieſes wird ſich vergebens an ihn wenden, wenn es nicht ſüßere Intereſſen im Herzen zu wecken weiß. Dagegen zieht mich mit ſanfter Gewalt zu ſich hin, was mit mir ſympathiſirt, wenn es ihm auch an allen andern Vorzügen fehlen ſollte.

Nicht ſelten iſt das, um deßwillen wir uns einer Sache in ſtiller Befreundung entgegen neigen, etwas ſo Unſcheinbares, daß wir ihre Wirkung auf uns erfahren, ohne ſie uns erklären zu können, und erſt nach langem Umgange mit derſelben inne werden, wodurch ſie dieſe Wichtigkeit für das Herz erlange. Es gibt Befreundungen dieſer Art, die zu den innigſten und wohlthuendſten gehören.

Befreundung wirkt Verähnlichung. Unmerklich nehme ich von dem an, womit ich mich täglich beſchäftige, das mir ſo oft ſinnlich gegenwärtig iſt, das ſich mit ſo vielen Gedanken, Empfindungen, Neigungen des Herzens in Verbindung geſetzt hat, das ich mit ſo vieler Befriedigung betrachte. Und dies geſchieht nicht bloß in der Befreundung mit Menſchen, ſondern auch in jeder andern; wir werden immer mehr oder weniger in unſerm Innern, und oft auch einiger Maßen äußerlich, den Dingen ähnlich, mit denen wir uns befreundet haben.

Die Blume hat ihre Farben, und die Farben entſprechen Gefühlen, Rührungen, Neigungen, die durch ſie geweckt werden. Jede Farbe hat ihre Grade der Höhe und Tiefe, und dieſe entſprechen der lebhaftern oder ſanftern Stimmung des Gemüthes. In der Miſchung ihrer Farben und in ihrer Geſtalt zeigt uns die Blume ein eigenthümliches Schönheitsverhältniß, und dieſem entſpricht ein eigenthümliches Schönheitsverhältniß des innern Lebens, das durch jenes hervorgebracht, oder begünſtigt wird.

Wie unſre Befreundungen als Zeichen unſrer Gemüthsart angeſehen werden können, ſo ſind ſie auch von großer Wichtigkeit für die Bildung des Gemüthes, und nie ſollten wir uns mit Dingen befreunden, denen wir nicht wünſchen ähnlich zu werden.

Mir ſey das Sanfte, Stille, Wohlthätige immer die innigſte Befreundung!

5.

Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen ſchönen Raſen ſehe. Es iſt unbeſchreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich ſo herzig, ſo mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzuſehen, und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es anſehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin.

Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das iſt meine höchſte Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der Bibel das Gras zu ſinden, und es hat mir die Bibel noch um vieles werther gemacht, daß darin das Gras ſo geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: und der Herr ſprach: die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, und die Erde ließ aufgehen Gras und Kraut! Nun war ich ja auf der Erde zu Hauſe. Wie ging mir die Stelle in's Herz: ſo doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet! kaum vermochte ich mir Gott in einer rührendern Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Ich betete viel inniger, ſeit ich dieſe Stelle kannte. Und wenn es in der Geſchichte jener wundervollen Speiſung heißt: es war an dem Orte viel Gras — wie nahe trat dann dieſe Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menſchlichen Lebens! wie war mir das Wundervolle ſo begreiflich! Das ſchien mir ein ſehr wichtiger Umſtand, daß da, wo der Göttlich-Menſchliche wandelte und ſegnete, viel Gras war; und überaus anmuthig dünkte es mich unter den Tauſenden zu ſeyn, die ſich hier in das Gras gelagert hatten.

Es iſt nicht bloß das friſche, dem Auge ſo erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Graſe liebe. Es ſprießt ſo üppig; der Segen des Himmels iſt ſo recht an ihm ſichtbar; es iſt in ſo reicher Fülle vorhanden; wo nichts anders mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Ueberfluſſes und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfriſcht ſich zuerſt und am meiſten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühling das Gras. Das erſte grüne Gras, an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis ins innerſte Herz, dieſes Zeichen der Wiedergeburt und der himmliſchen Verheißung! Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichſten im grünen Graſe.

Das Gras bekleidet ſo freundlich die mütterliche Erde, durch das Gras eben iſt ſie mir mütterlich. Wo nur Gras wächſt, fühle ich mich daheim, ſelbſt geſchieden von allem, was mich ſonſt vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächſt — o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunſt da gethan habe, der Fluch ſcheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet ſich dem Müden, der keine andre Ruheſtätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes beſitzt, das knüpft ſich in meiner Phantaſie an die Vorſtellung des Graſes. Aus dem Graſe blinken die lieblichen Quellen. Durch blumenreiches Gras rieſeln die fröhlichen Bäche; und die holdeſten Kinder der Natur blühen im Graſe.

In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Graſe pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiſe hinübergeſchwebt!

Das Gras bedeckt auch die Gräber unſrer Todten; und o, wie werth iſt es mir da! Unter dem begraſten Hügel, ſo ſchwärmt das Gefühl, muß es ſanft ſich ruhen.

Einſt auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieſes Bild des Lebens und der Hoffnung!

6.

Ländliche Stille.

Wie es ſich ſo wohl lebt in der ländlichen Stille!

Das ſtädtiſche Geräuſch zieht die Gedanken hin und her, verwirrt uns Sinn und Gemüth, weckt düſtre Bilder in der Seele, und beunruhigt auf vielfache Weiſe das Herz. Man wird müde und ſtumpf; man fühlt ſich beengt und unſicher; man kann etwas nicht finden, was man immer ſuchen muß — ſich ſelbſt kann man nicht finden. Die rechte Freudigkeit vermag nicht aufzukommen. Unſer menſchliches Weſen, das wir immer im klaren Bewußtſeyn haben ſollten, verbirgt ſich vor uns. Die ländliche Stille gibt mich mir ſelbſt zurück; die Gedanken ſammeln und ordnen ſich. Es iſt in mir ſo wach, ſo lebendig, und doch ſo gelaſſen. Die düſtern Bilder verſchwinden, heitre treten an ihre Stelle, und wenn zuweilen ein ſchwermüthiges ſich naht, ſo hat es Züge des Lächelns im Angeſichte; in der Stille wird ſeine Trauer eine ſanfte Rührung. Es iſt wieder ganz mein, was ich bin, was ſich in mir regt, was ich am liebſten denke und fühle, — ich kann es ausdenken, ausfühlen — was mich umgibt, was ich gewohnt bin zu mir zu rechnen.

Alle Sinne ſind geöffnet den Eindrücken einer ſchönen Welt, die rings um mich blüht; auch der ſchwächſte geht mir hier nicht verloren. Jegliches Schöne, Herrliche, Rührende findet bey mir die zarteſte Empfänglichkeit, und das Schönſte, Herrlichſte, Rührendſte dringt mir am tiefſten ins Herz. Tauſend Dinge, die mir ſonſt fern und fremd ſind, und die doch das menſchliche Weſen in mir wohlthuend anſprechen, ſind mir hier nahe, verſtändlich, innig vertraut.

Den Geiſt der Natur vernehme ich in der Stille, die mich umgibt. Ich höre ſein lindes Wehen, höre geheimnißvolle Worte, die er leiſe mir zuflüſtert. Ihn ſcheint die heilige Stille zu feyern.

Süßer duften mir in der Stille Kräuter und Blumen; heitrer wölbt ſich über mir der Himmel; lieblicher ſchimmern mir die Farben der Schöpfung; majeſtätiſcher wälzt der Strom ſich dahin; und alles Befreundete wird mir befreundeter, alles Helle erglänzt mir noch heller, alles Sanfte wirkt noch ſanfter auf mein Herz.

Was ich noch irgend Unruhiges in die Stille mitbringe, das beſänftigt ſich. Kein heftiger Wunſch, keine bange Sorge, keine lebhafte Begierde, kein erſchütterndes Gefühl bleibt in der Seele zurück. Alles wird ſtill — in der Stille, ſo ſtill das ganze Herz, und in der Stille ſo demüthig, ſo willig und bedürftig ſich Gott zu ergeben. Friede, himmliſcher Friede wohnt hier im Herzen; o, könnte ich doch immer ſo vollkommen Eins ſeyn mit mir ſelbſt!

Die beſten Triebe des Herzens machen in der Stille ſich auf, das Herz zu beherrſchen. In der Stille iſt das Herz voll Liebe, und der

Glaube gewinnt in der Stille ſein kräftigſtes und ſeligſtes Leben. Ein andres Weſen fühle ich mich in der Stille. So vieles wird laut, was ſonſt ſchweigt, und ſo vieles verſinkt in tiefes Schweigen, was ſonſt bis zur Betäubung laut iſt. Neue Kräfte meines Weſens fangen an, ſich zu entwickeln und zu äußern, und mit Entzücken empfinde ich ihre Regungen. In der Stille erwacht in der Bruſt, was ich nicht nennen kann, was ſo herrlich, ſo ſelig iſt, Vorgefühl der Verklärung, der ewigen Freude, und oft findet das Herz ſich gehoben, ſo wunderbar, ſo mächtig in die Räume des Lichtes und der Wonne.

In die Stille trage ich meinen Schmerz, und er löſet bald in ſanfte Wehmuth ſich auf. In die Stille eile ich mit meiner Freude, und da erſt wird ſie Herzensfreude, reine Menſchenfreude, heilige Gottesfreude.

Und welch ein Genuß, in der Stille über ſich ſelbſt und ſeine höchſten Angelegenheiten nachzudenken, ſein Herz zu erforſchen, ſich mit Gott zu unterhalten — wo er dem Herzen ſo fühlbar, der Drang ſeiner Liebe ſo ſtark wird! Recht innig, recht ſelig bethen kann man nur in der Stille. Aber auch das Gebeth — in der hellen Morgenſtille, in der ſanften, dunkeln Abendſtille, wie mächtig dringt es zum Himmel!

O, daß es mir vergönnt wäre, mein Leben immer in der Stille zuzubringen! wie rein und ſtill würde mein Herz werden! Ich muß hinaus in das Geräuſch der Welt; da iſt meine Beſtimmung, und ihr will ich leben. Doch immer muß ich euch preiſen, ihr glücklichen Stunden, die ich der Stille weihen kann — meinem Herzen und meinem Gott.

7.

Der May.

Er iſt da — der ſchimmernde fröhliche May — all' ſeine Pracht, all' ſein Leben, all' ſeine Wonne! Farbige Blumen, die holdeſten Kinder des Jahres, dicht an einander gedrängt, bedecken in ihrer friſcheſten Schönheit, und gleichſam ſtrahlend von jugendlicher Freude, die Erde. Anmuthiges Grün und liebliche Blüthen ſchmücken, in gefälliger Abwechſelung, Bäume und Sträucher. Wohlgerüche, dampfend aus tauſend Kelchen und Kräutern, erfüllen die Lüfte. Allenthalben regt ſich, ſummt, ſchwirrt, zwitſchert, flötet, jubelt Leben und Lebensluſt.

Ueberall prangt es, drängt es ſich hervor, will es laut werden, ſtrebt es hinauf in das Licht.

Triumphirend zieht die Freude durch die Welt, ſich allen Weſen zu offenbaren, alle Weſen zu ſegnen; und ihr huldigen alle Weſen, ihr klopfen alle Herzen. Denn was iſt Schönheit anders, als Freude, die noch nicht zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt gekommen?

Die Erde iſt ein Paradies, das Leben ein Feſttag geworden.

Wie ſoll mein Herz ſie faſſen — alle dieſe Herrlichkeit! O, du reiches, ſeliges Herz, daß du ſo enge biſt für deinen Reichthum, ſo ſchwach für deine Seligkeit!

Jetzt hebt es mich hinauf über die Sterne, in das Land der Seligen; jetzt zieht es mich mit ſanfter Gewalt hin zu der lieben, herrlichen Erde; ich verliere mich in ihr Anſchauen, ich ſinke unter ihre Blumen, anzubethen vor dem, der dieſe Erde ſo herrlich gemacht hat, auszuſtrömen den heißen Dank des Herzens dafür, daß er mich auf dieſe Erde geſetzt, mich hinzugeben dem Gefühle der unendlichen Liebe, die hier ſich mir kund thut, mich hinzugeben dem Gedanken, von dem mein ganzes Weſen freudig erſchauert, daß dieſe Herrlichkeit nur ein ſchwaches Bild derjenigen iſt, zu welcher ich beſtimmt bin.

Wenn es freundlich mich anlacht, wird mir das Herz fröhlich, und wenn es ſanft mich faßt in meinem Innerſten, ergießt ſich das glückliche Herz in ſprachloſen, ſüßen, ſüßen Thränen. O, auf einer Erde, die ihre Maytage hat, verlohnt es ſich gewiß, einigen Schmerz zu dulden. Für Einen dieſer Tage voll Pracht, Leben und Wonne nehme ich gerne viele trübe, freudenloſe Tage hin.

Eine Erde, die ihre Maytage hat, iſt der Vorhof des Himmels; durch ihre Winter und ihre Frühlinge geht es hinein in den ewigen Frühling.

Freue dich nur, mein Herz, aller dieſer Anmuth, dieſer Schönheit und Luſt, und verkümmre dir nicht den Genuß derſelben durch den Gedanken ihrer Flüchtigkeit. Du kannſt nie verlieren, was du einmal Köſtliches beſeſſen haſt; es iſt dir überdieß Unterpfand von etwas noch viel Beſſerm.

8.

Die Blumen.

Unter allem, was der May Schönes gebracht hat, iſt doch nichts ſo ſchön als ſeine Blumen.

Ich begreife nicht, wie man anders kann, als die Blumen lieben. Wer die Blumen nicht liebt, muß noch nie eine Blume recht betrachtet haben, oder es muß etwas in ihm ſeyn, was ihn überhaupt der reinen Liebe unfähig macht. Das Beſte, was man an Menſchen liebt — wie nahe verwandt dem, was uns an den Blumen entzückt! Kein Blumenſinn — kein Schönheitsſinn, alſo auch kein Sinn für Schönheit der Seele. Welche Liebe wäre überall und immer ſo rein, als Blumenliebe?

An die Blumen hat die Erde ihr Köſtlichſtes gewendet, ihre edelſten Kräfte ſind daran wirkſam geweſen. Daß doch aus einem Körnchen, einer unanſehnlichen Zwiebel, einer häßlichen Wurzel ſolche Pracht und Anmuth ſich entwickeln kann! In ſüßer Verwundrung ſinne ich dem nach, und begreife es nicht — und will es nicht begreifen. Dieſes geheimnißvolle Werden iſt mir ſo lieb an den Blumen. Ich möchte nicht, daß ſie anders würden, wie ich überhaupt nichts kenne, was mir ſo das Gefühl des in jeder Hinſicht Vollendeten gäbe, als eine Blume.

Welche gefällige Geſtalt, welcher zarte Bau, welche kunſtreiche Bildung, welcher Reitz, welche Lieblichkeit, welcher Glanz der Farben! Blumen, könnte man ſagen, ſind das Lächeln im Angeſichte der Natur, ihre holden Blicke, ihre freudigen Gedanken, ihre ſüßen Träume.

Welch ein unſchuldiges, einfältiges, demüthiges, fröhliches Weſen in den Blumen!

Jede Tugend der Frauen hat ihr reitzendes Symbol in der Blumenwelt: der zarte Sinn, die Beſcheidenheit, die Häuslichkeit, die Geduld, die Sanftmuth, die Liebe, die Treue, die Herzensreinheit, der Glaube, die Hoffnung, der Himmelsſinn.

Man kann mit den Blumen nicht umgehen, ohne von ihnen zu lernen, ohne durch ſie beſſer zu werden.

Gibt's ein ſchöneres Bild des Seelenfriedens — eines, in ſich vollendeten, im Genuſſe der eignen Vortrefflichkeit anſpruchlos ſeligen, und zugleich wohlthätig nach außen wirkenden, alles erfreuenden Daſeyns, als eine Blume?

Mein beſtes Lob aber den Blumen des May's! Sie haben meiſt ſo helle luſtige Farben, ein ſo friſches, fröhliches Anſehen, ſo ein leichtartig unſchuldiges Weſen. Sie ſtehen ſo in Haufen zuſammen, und nicken muthwillig einander zu. Sie blühen ſo lebendig hinauf in das Licht. All ſeinen Glanz im Angeſichte, in all ſeine Schimmer gekleidet, ſind ſie wie die Tage ihres Lebens. Sie ſcheinen uns zuzurufen: ſeht doch, wie wir guter Dinge ſind, jetzt iſt die ſchöne Zeit, da ſoll alle Welt fröhlich ſeyn!

Auch die erſten Kinder des Jahres liebe ich unbeſchreiblich in ihrer unſchuldigen Naivetät: das Schneeglöckchen, das Leberblümchen, die Primel, den Krokus und das Veilchen. Seht, ſprechen ſie, wir ſind wieder da; es iſt zwar noch kalt, aber wir machen uns nichts daraus, wir ſind daran gewöhnt, uns friert nicht leicht; wir konnten es nicht mehr aushalten unter der Erde, darum mußten wir hinaus in den luſtigen Tag, in das liebliche Leben, und euch ſagen, daß der Frühling kommt! Mit ſanfter und ſtiller Liebe aber liebe ich dich, du ſanfte, ſtille Hyacinthe!

Blumen ſind die Engel in der lebloſen Schöpfung. **In ihrer Ordnung ſtehen ſie höher, als das Thier und der Menſch, und ſollen dieſem das Vorbild eines reinen und ſeligen Lebens ſeyn.**

9.

Jugendliebe.

Wie man die Blumen liebt, ſo liebt man in der Jugend alles, was man lieben kann, ſo rein, ſo einfältig, ſo ruhig, ſo froh, und doch ſo vollherzig.

Der Menſch wird Menſch in dem Augenblicke, wo er anfängt zu lieben. Liebe iſt das Göttlich-Menſchliche in ſeiner Bruſt — und Jugendliebe das erſte friſche Hervortreten desſelben.

Noch hat ſich der Liebe nichts Sinnliches beygemiſcht; denn die ſinnliche Begierde, obwohl jetzt ſchon mächtig in den Gränzen ihres Gebiethes, überſchreitet noch nicht dieſe Gränzen. Noch zeigt ſich die Liebe als lauteres Wohlgefallen an dem Schönen, und das Gemüth in wohlthuenden Regungen Anſprechenden, ſtilles Hinneigen zu dem Geliebten, Freude über ſein Daſeyn, ſüßes Verlangen in ſeiner Nähe zu leben, ſanftes Anſchmiegen, treue Sorgfalt und Pflege, ununterbrochenes Beſtreben, ihm Angenehmes und Erwünſchtes zu gewähren.

Nicht heftig, nicht ungeſtüm iſt die Liebe der Jugend, aber innig, zart — Liebe mit dem ganzen Gemüthe.

Alles ordnet bey der Jugend der Liebe ſich unter, ſo bald dieſe ſich des Herzens bemächtigt hat, alles erſcheint ihr im Lichte und mit den Farben ihrer Liebe.

Sie öffnet das Gemüth dem Geliebten, und das Geliebte zieht in das Gemüth ein, um es ſtill zu vergnügen, zu beherrſchen, zu beſeligen, um tauſend Freuden in ihm zu ſchaffen.

Mit der erſten Liebe, was auch ihr Gegenſtand ſey, geht im Herzen der Jugend ein neues heiteres, wonnevolles Leben auf, das ſeine fröhlichen Schimmer auch über das äußere Daſeyn verbreitet. Neue Kräfte, neue Gefühle bewegen die Bruſt, und verklären das Angeſicht, und in neuem Glanze erblüht ihr die Welt.

Die Jugend liebt ohne Schmerzen — außer wo das Geliebte ihr entriſſen wird —, ohne Unruhe, ohne Argwohn und ohne Täuſchung; denn nicht nur der Phantaſie, ſondern mit dem Herzen liebt ſie; nicht Träume erzeugen ihre Liebe, ſie wird ihr gegeben von dem Geliebten — in ihrer vollen Stärke. Nicht in der Zukunft lebt ſie — ganz in der Gegenwart; der Augenblick iſt ihr genug, er iſt ja ſo ſchön, es wird, es muß ja immer und ewig ſo bleiben! Lautre, klare Liebe wohnt der Jugend im Herzen, und nichts macht ihr das unumſchränkte Recht an das Herz ſtreitig. Sie hat im Ueberfluſſe, was ſie lieben kann, und dieſe Liebe wird nicht eher ſterben, als ſie ſelbſt.

Späterhin werden viele Dinge uns gleichgültig, die wir in der Jugend liebten. Manches, womit wir ſpielten in fröhlicher Liebe, wird uns eine Sache des denkenden Ernſtes. Wir prüfen mißtrauiſch, wo wir in Einfalt uns hingaben. Mannichfaltige Verſtimmungen beſchränken das freye Leben des Gemüthes; Sorgen, Wahn und Eitelkeit verengen uns das Herz. Weniger unſchuldig, ſind unſre Gefühle auch weniger unbefangen und heiter. Ihre größere Lebhaftigkeit verurſacht uns mannichfaltige Beunruhigungen. Täuſchungen werden uns Quellen bittrer Schmerzen. O, ſo oft vermögen wir nur mit halbem Herzen zu lieben! Wir lieben feuriger, aber nicht mehr ſo aus der Fülle des Herzens.

Das Beſte unſrer ſpätern Liebe beſteht vielleicht aus Erinnerungen an die Liebe unſrer Jugend, die, zu neuen Gefühlen gebildet, den gegenwärtigen verſchönernd ſich zugeſellen. Gewiß iſt, daß wir die Dinge mit der reinſten, ſeligſten Liebe umfaſſen, die wir in unſrer Jugend ſchon geliebt haben, indeß auch dieſe nicht ſo rein und ſelig, wie damals.

Wer doch ſo lieben könnte, wie ich in meiner Jugend mein Gärtchen, meine Lauben und Vögel und Blumen und Bilder, meine Eltern, Geſchwiſter, Geſpielen, Lehrer und, o, des nie ſich ſtillenden Schmerzes! das geliebt, was nun ſchon längſt in der Erde ruht — wie ich in der Jugend meinen Gott geliebt — in ſo heller, herziger, vertraulicher Liebe! Wer ſo lieben könnte bey ſeinen gebildeten Fähigkeiten, ſeinen erweiterten Kenntniſſen, ſeinen entwickelten Gefühlen!

Doch will ich ſorgen, daß ich das, was ich noch von Liebe beſitze, bewahre und erhöhe, damit es ſich einſt zu einer zweyten Jugendliebe himmliſch verkläre. Ich will nie vergeſſen, wie ich einſt geliebt habe: denn ich bin gewiß, daß ich einſt wieder ſo lieben werde.

Alle Freuden der Jugend — und ſelbſt ihre Unſchuld — verſchwinden, damit eine höhere Bildung Raum gewinne, und eine höhere Reinheit errungen werde: ſo muß auch die Liebe der Jugend untergehen, damit eine höhere, freyere Liebe im Herzen Kräfte ſammle, und mich zu einem höhern und freyern Daſeyn geſchickt mache.

Liebe meiner Jugend, leuchte mir, als ein freundlicher Stern des Troſtes, durch die Nächte des Lebens!

10.

Die Wandlung.

Heiter zog der Morgen herein in die erwachende, blühende Welt — einen herrlichen Tag ihr verheißend; und die Welt empfing ihn frohlockend, und ſtrahlte in ſeinem Glanze — überall Schimmer, Leben, Freude. Der Himmel ſtand im reinſten Blau über der Erde, und die Königin des Tages herrſchte unumſchränkt in den unermeßlichen Räumen.

Gegen Mittag erſchienen einzelne Wölkchen — weiß und grau. Sie ſammelten ſich — immer zahlreicher, immer größer, immer dunkler. Wolkenmaſſen ſtiegen auf, der Wind erhub ſich, trieb ſie zuſammen, bis der ganze Himmel düſter verhüllt war und der kalte, unfreundliche Regen herniederſtrömte.

Wie ſo ganz anders der Abend, als der Morgen! Am Morgen war es ſo fröhlich — und jetzt iſt es ſo traurig, ſo traurig im Herzen! dahin das helle Licht — öde und melancholiſch-ſtill die Schöpfung. Ich kann mich nicht mehr freuen der Frühlingsherrlichkeit. Viel trauriger iſt es, als im Winter. Ich fühle mich einſam, verlaſſen an den blühenden Plätzen; weit und leer fühle ich es in der Bruſt, und heiße den herniederſtrömenden Regen willkommen, weil mir ſein Rauſchen noch ein Zeichen und Bild des Lebens gibt in der melancholiſchen Stille.

O, der Wandlung! ſo ſchnell, ſo ſchnell konnte es anders werden! ſo ſchnell, ſo ſchnell kannſt du, armes Herz, verlieren, was dich glücklich macht! ſo ſchnell kann das Leid an die Stelle der Freude treten!

Daß es der Abend auch ſeyn mußte, der an ſich ſchon zur Schwermuth ſtimmt!

Beklagenswerthe Menſchen, deren Leben dieſem Tage gleicht, — der Morgen ſchimmernd und fröhlich, der Abend dunkel und einſam! Die Entbehrungen und Leiden des Alters werden euch doppelt fühlbar durch die Erinnerung an die Genüſſe und Erwartungen der Jugend. Daß ihr in der beſten Zeit eures Lebens ſo reich waret, und in dieſer, an ſich ſchon beſchwerlichen, ſo arm, das iſt der tiefe Schmerz eures Gemüthes. Da ihr bald vom Leben ſcheiden ſollet, häufet das Leben auf euch ſein Ungemach.

Doch war die fröhliche Jugend Gewinn für euch. Sie hat euch das Herz fröhlich gemacht, und euch in den Stand geſetzt, die Laſten der ſpätern Zeit beſſer zu ertragen; das Andenken an die fröhliche Jugend gewährt euch nicht ſelten, was ihr in der Gegenwart vermiſſet, und zerſtreut wohlthätig die Bilder des Grames.

Getroſt, getroſt! der dunkle und einſame Abend kann nicht das Ende ſeyn. Er verkündigt, er verbürgt einen neuen, fröhlichen Morgen, einen lichthellen Tag, der ſich immer verdunkeln wird, und die glückliche Jugend ward euch als Verheißung einer zweyten ewigen verliehen. Was für ein Sinn wäre in einem Leben, das, in der Freude begonnen, im Schmerze endete? Mit dem Schmerze darf nichts ſich endigen. Auf jeden Schmerz muß eine Freude folgen. Aber einſt folgt auf die Freude kein Schmerz mehr.

11.

Die Grüße.

Es hat doch etwas ſehr Freundliches und Wohlthuendes, daß die Menſchen auf dem Lande einander alle grüßen — Bekannte und Unbekannte.

In der Stadt freylich kann es nicht ſeyn; da würde es auch dieſes Freundliche und Wohlthuende nicht haben. Man ſieht der Menſchen zu viel; der Menſch, und was von ihm kommt, ſinkt zu ſehr im Preiſe; es müßte überdies bald in völlig gedankenloſe Gewohnheit ausarten.

Mancher, der hier mich grüßt, mag auch

wohl nicht recht wiſſen, was ein Gruß bedeutet; aber gewiß regt ſich in jedem, der mit der Miene und den Worten des Grußes, nur nicht ganz gedankenlos, mir begegnet, etwas von Wohlwollen; er fühlt, daß ich Menſch bin, und menſchlich bewegt es ſich in ſeinem Herzen; und ich fühle, daß er Menſch iſt, ich faſſe eine Art von Vertrauen zu ihm, mein Herz neigt ſich zu ihm hin. Der reine Menſch erſcheint mir in ihm, es wird mir leicht und wohl im Gefühl der gemeinſamen Menſchheit. Ich erkenne in ihm meinen Verbündeten gegen die Schrecken der Natur, und mit froher Rührung denke ich daran, daß der Menſch lieben kann, daß ein gewiſſes Wohlwollen ſogar urſprüngliche Menſchennatur iſt. Der Menſch, dein Bruder, ſpricht es in meinem Innern, ſo oft ich die Stimme des Grußes vernehme.

Das Angeſicht des Grüßenden heitert ſich auf; und wer wäre wohl im Stande, ſich finſter abzuwenden, oder kalt vorüber zu gehen, oder mit Verachtung auf den Geringern hinzublicken, wenn er gegrüßt wird?

Du könnteſt Stunden lang mit mir reden, ohne mir ſo bekannt, ſo vertraut, ſo lieb zu werden, als du mir dadurch wirſt, daß du mich einmal freundlich begrüßeſt; es iſt als ob du mir hiermit von deinem Beſten etwas gegeben hätteſt. Und wer dich ſo treuherzig grüßt, wie viele Landleute, der weiß, was er thut; ſein Herz hat's ihm gebothen, aus ſeiner Miene ſchon grüßt dich ſein Herz. Er gibt dir würklich etwas von ſeinem Beſten. Sein Herz ſagt: es iſt mir lieb dir zu begegnen, ich habe eine Freude an dir, ich gönne, ich wünſche dir alles Gute; möge der Tag dir freundlich ſeyn! und gewiß biſt du auch gegen mich nicht übel geſinnt, willſt mir einiger Maßen wohl; wir wohnen ja beyde auf der Erde, wir müſſen ja beyde durch ihre Mühen hindurch — und ins Grab.

Mancher grüßt dich mit beſondrer Freundlichkeit, weil du einen guten Eindruck auf ihn gemacht, weil du ihm das Herz gewonnen durch deine Geſtalt, dein Weſen, deine Anmuth und Güte. O, es war herzerfreuend, wie du, meine Emilie, hier von allen Menſchen gegrüßt wurdeſt, wie jedermann dich anlachte und vertraulich dir zuwinkte; aber man konnte dich auch nicht ſehen, ohne dich zu lieben, ohne dir zu huldigen. Solche Grüße von der Einfalt mögen uns mehr gelten, als das glänzendſte Lob — ſelbſt des aufrichtigen Menſchenkenners. Dabey vergißt man die Anſprüche des Standes und Ranges. Wer ſich durch die treuherzig-freundlichen Grüße der Einfalt beleidigt fühlen könnte, der iſt nicht werth, daß ihm je ein freundlicher Gruß gebothen werde.

Wenn der Arme uns grüßt, der nichts von uns will, nie etwas von uns empfing, den unſer Glanz, oder Ueberfluß, unſre Verſchwendung, bey ſeiner großen Dürftigkeit, leicht betrüben könnte, dem es kaum zu verdenken wäre, wenn das Gefühl ſeines Elendes beym Blick auf unſre ſorgenfreye und bequeme Lage ihn verſtimmte, der Urſache hat zu glauben, es werde uns an ihm nichts gelegen ſeyn, mit Gleichgültigkeit oder mit Verachtung werde ſein Gruß aufgenommen werden, den wir wohl ſchon Gleichgültigkeit oder Verachtung fühlen ließen, dem wir in ſeiner Noth nicht beyſtanden, was wir ſo leicht gekonnt hätten, den wir gar mit Härte zurück wieſen — wenn der uns grüßt — freundlich und ehrerbiethig — wie rührend!

Nie, nie ſoll ein Gruß von mir unerwiedert bleiben — am wenigſten der Gruß eines Armen und Geringen! Gott, wie hart, wie unmenſchlich, wenn ich da kalt und ſtumm vorüber ginge, wo ein Menſch mir mit einem freundlichen Gruße begegnet. Alles, was von Freundlichkeit in meiner Gewalt iſt, ſoll man da an mir wahrnehmen. Ich will recht aufmerken, daß ich nie ein Zeichen des Grußes überſehe, nie ein Wort des Grußes überhöre; es könnte mir ja als Geringſchätzung ausgelegt werden, wenn es auch nur aus Zerſtreuung geſchähe. Ich will über mir wachen, daß keine Verſtimmung mich daran hindere.

Aber warum ſollte ich nicht jedem mit einem Gruße entgegenkommen, ohne erſt den ſeinigen abzuwarten? Gewiß ſetzt der Geringe einen hohen Werth darauf, von Vornehmen zuerſt gegrüßt zu werden.

O, ihr mir bekannten Menſchen, die ihr ſo freundlich mich grüßet, ihr habt ein näheres Recht an mein Herz; euch ſoll nie meine Theilnahme, meine Hülfe, mein Troſt fehlen. Euch allen möchte ich recht viel Liebes und Erfreuliches gewähren können.

Und ihr, die ihr freundliche Grüße aus der Ferne mir ſendet, wie wohl thut ihr dem Herzen mit dem Worte eures Gedächtniſſes, eurer Liebe — wenn es ſo ein recht einfältiger, herzlicher Gruß iſt! Mein Herz kann ſich an euch hängen um eines Grußes willen. Euer Gruß macht, daß ich euch zu den Meinigen zähle, daß ich im Geiſte vertraulich mit euch lebe, wenn ihr mir auch wenig bekannt wäret.

Oft bin ich an Orten, wo es nicht Sitte iſt, jeden zu grüßen, Unbekannten begegnet, bey deren Anblick mir war, als ob ich ſie grüßen müßte, und nicht ſelten haben an ſolchen Orten Unbekannte mich angeſehen, als ob ſie mich grüßen müßten. Daß wir es doch nicht thaten — nicht zu dürfen glaubten! Was das Herz gebiethet, ſollte man immer dürfen und immer thun. Es wäre gewiß ein großer Gewinn für mein Leben geweſen, wenn ich mit ſolchen Menſchen in ein näheres Verhältniß hätte kommen können. Aber auch ein bloßer Gruß von ihnen — von mir an ſie, würde mir immer eine werthe Erinnerung geblieben ſeyn.

Die Grüße verehrter oder liebenswürdiger Menſchen — wie ſüß klingen ſie ins Herz!

und vor allen die Grüße der innig Geliebten! Freundesgruß beym Wiederſehen, nach langer Trennung, der kein Wort findet, das Unendliche, was er in ſich ſchließt, auszudrücken, der Gruß, der bloß jubilirend meinen Namen nennt, weil ihm jede Formel zu kalt, zu herzlos iſt — es ſchauert davon auf ſo ſelig in meinem Innerſten.

Als Eliſabeth den Gruß Maria's hörte, ward ſie voll heiligen Geiſtes. Gar von einem himmliſchen Weſen begrüßt werden, wie Maria: gegrüßet ſeyſt du Holdſelige! iſt das möglich, ohne daß man vor Freude ſtirbt? So oft ich es leſe, ergreift mich ein ſüßes Erſchrecken, und Thränen der Wonne kommen mir in die Augen.

Ach, wann ich vollendet werde —!

12.

Der frohe Tag.

Selten habe ich einen Tag in einer ſo frohen Stimmung verlebt, als den heutigen.

Es war ein ſchöner Frühlingstag, der ſich allein dadurch auszeichnete, daß er noch geräuſchloſer wie die meiſten Tage meines Lebens vorüberging, daß ich mehr, wie gewöhnlich, mir ſelbſt leben konnte. Doch kann ich hiervon nur zu einem geringen Theile meine frohe Stimmung herleiten.

Gleich beym Erwachen fühlte ich es in mir ſo klar und hell, ſo rein und frey — eine ſtille Freudigkeit, lautre Daſeynsluſt — von mir ab alles Laſtende, Beengende, alle Nebel und Umdüſterungen des Geiſtes. Sehnſüchtig ſtreckten meine Arme ſich aus dem jungen Lichte entgegen; in das verwandte Licht hinein ſtrebte mein ganzes Weſen, und unwillkührlich richtete ſich das Auge dankbar gen Himmel.

Ich trat an's Fenſter, da ſtrahlte die herrliche Morgenröthe, da kam es immer prachtvoller über die Welt; mein Blick hing trunken von Entzücken an dieſer Herrlichkeit; es war mir, als könnte, als würde ſie mich in ſich aufnehmen, als könnte, als müßte ich mich in ſie verlieren. Und es wurde immer ſtiller in mir, immer geheimer, immer froher. Mit ſanfter Gewalt zog es mich empor — meine Seele war bey Gott, mit Gott vereint, ſie empfand ihn deutlich, innig — ſich ſelbſt mächtig von ihm berührt, gehalten, durchdrungen, ſanft bewegt, mit einer himmliſchen Wärme erfüllt, wie nie in meinem Leben. Da floſſen die ſüßen, ſüßen Thränen.

Den ganzen Tag wich es nicht von mir. Alles, was ich erblickte, zeigte ſich mir in einem andern, in einem ſchönern Lichte — alle Farben friſcher, die ganze Natur im Schimmer der Verklärung, jeder Menſch im Feſtgewande der Menſchlichkeit. Auf Erden war für mich keine Noth, kein Streit und keine Sünde mehr. Und auch meine Sünde wußte ich verſöhnt und vergeben; ich glaubte mich völlig rein von der Sünde, auf ewig von ihr geſchieden, unfähig, je wieder zu ſündigen. Keine Unruhe, kein Widerſtreben, kein heftiges Verlangen, kein ſtürmiſches Gefühl in meiner Bruſt — dagegen eine Stille — ſo ſüß, und in dieſer Stille ein Wachſen meines ganzen Weſens, eine Erregung aller Empfindungen und Kräfte, ein Gefühl von Liebe und Luſt — ich weiß nicht, wie ich das beſchreiben ſoll.

Ich hatte ganz mich ſelbſt — mich in meinem Beſten, war mir meiner ſo bewußt, und war doch ſo außer mir — ſo verloren in die ſtille Herrlichkeit. Die Sinne, das Herz ſtanden offen — jeglicher Schönheit, und in die Sinne, in das Herz ſtrömte es ein — ſchimmernd, wohlthuend. Helle, klare Freude allenthalben — um mich, über mir, in mir.

Ich mußte allein ſeyn, um mich dem, was in mir lebte, in mich eindrang, ganz hinzugeben. Nur allein konnte ich es recht empfinden, recht in mich aufnehmen, recht genießen; in der Einſamkeit hatte ich alles Werthe und Liebe beyſammen. Die angenehmſte Geſellſchaft hätte mich geſtört, mir auf vieles, das jetzt im Lichte glänzte, einen Schatten geworfen, und der Vertrauteſten meiner Seele hätte ich nicht mittheilen können, was in mir war. Froh wäre ich wohl in jeder Geſellſchaft geblieben, aber in keiner ſo rein froh, ſo innig froh.

Alles Traurige war vergangen, und ausgelöſcht aus meinem Gedächtniſſe, in lautre Luſt das Leben zerfloſſen — und mein Herz ſanft, weich, für jede Rührung empfänglich, lind und ſüß trat die Thräne in das Auge von der ſtillen Freude hervorgelockt. Es war zuweilen, als ob alles an mir in linde, ſüße Thränen ſich auflöſen wollte. Ich hätte ſterben mögen vor Liebe und Luſt.

O, ich wäre nicht im Stande geweſen, irgend etwas hart anzufaſſen. Leiſe, leiſe mußte ich berühren, wie wenn alles zu verwunden wäre, alles ein fühlendes Herz hätte.

Ich bin gewiß, daß die Entſchließungen, die heute in mir erwacht ſind, und die mich ſo innig beſchäftigt haben, nicht ohne Frucht bleiben werden. Himmliſches Weſen habe ich in mir gefühlt, und das wird mich nie ganz verlaſſen.

15.

Aufſtreben.

Faſt alles, was ich um mich her erblicke, ſtrebt in die Höhe — in die Lüfte, in die freyen, heitern Gegenden, in das Licht hinauf; gen Himmel hebt es das Haupt. In der Erde hat es ſeine Wurzel, mit der Wurzel klammert es ſich an die Erde, dringt es in die Erde hinein, daß es von ihr die Nahrung empfange, ohne welche es nicht beſtehen — nicht hinauf könnte; aber nur um beſtehen — um hinauf zu können, klammert es ſich an die Erde, dringt es in die Erde hinein — und nur mit der Wurzel. Bloß die wenigen Pflanzen, in welchen die grobe Erdennatur noch überwiegt, kriechen am Boden fort, neigen ſich wohl gar, wo ſie Raum dazu haben, niederwärts. Die edlere läßt ſich nicht durch das, was ſie von der Erde empfängt, zur Erde herabziehen; ſie verwandelt es vielmehr in ihr eignes beßres Weſen, und hebt es mit ſich in das Licht.

Auch mein Leben wurzelt mit ſeinem irdiſchen Theile in der Erde; von der Erde kann ich es nicht trennen; mit der Erde muß ich in Befreundung bleiben; ich muß von ihr dankbar annehmen, was ſie mir gewährt. Und nicht bloß Gemeines, auch Köſtliches gewährt ſie mir; ſie befriedigt nicht bloß die körperlichen Bedürfniſſe, ſie weckt auch in meiner Bruſt geiſtige Empfindungen, edlere Freuden. Um ſo weniger darf ich mich durch gröbere Sinnenluſt an ſie feſſeln laſſen; was ſie Gemeines und Köſtliches gewährt, muß ich in mein beßres Weſen verwandeln, und mit mir hinauf heben in das Licht — am meiſten aber das Herrlichſte, die geiſtige Empfindung, die edlere Freude. Ich darf, ich ſoll meine ſinnlichen Bedürfniſſe befriedigen, aber nie darf, nie ſoll mir das erne Angelegenheit des Herzens werden; ich darf auch ſinnliche Vergnügungen genießen, aber nie ſie höher halten, als die geiſtigen. Befriedigung des Bedürfniſſes und ſinnliches Vergnügen ſoll ich beziehen auf Erhöhung meines geiſtigen Lebens.

Ja, aufwärts ſtrebt es auch in mir; nach dem Wahren, Schönen und Guten, nach jeder menſchlichen Trefflichkeit dürſtet mein Geiſt; zu Gott will er hinauf — in das ewige Licht. Dieſes Streben verkündigt mir meine Beſtimmung, und ihr folge immer das Herz.

Nicht die Pflanze, die am Boden kriecht, die ſich niederwärts neigt — nein, die Pflanze, die das Haupt aufwärts hebt, ſey mein Bild.

Indeß auch jene ſtrebt noch in die Höhe, wie ſie es vermag — etwas an ihr ſtrebt in die Höhe, meiſt das Edelſte, die Blüthe. Der Trieb regt ſich nur zu leiſe, das Erdenbedürfniß wirkt nur zu mächtig. Sie beſchämt den Menſchen, der mit Sinn und Gemüth an der Erde hängt.

Sie erinnert mich daran, daß oft in gemeinen Naturen, die ihr hartes Verhängniß gleichſam zu Sclaven der Erde verurtheilt hat, das Himmliſche herrlich hervortritt. Die Züge einer ſchönen Seele bey wenig gebildeten, täglich mit der Noth der Erde ringenden Menſchen — wie überraſchend, wie rührend! O, nie heiße mir ein Menſch gemein, weil er verwahrloſt iſt. In jedem menſchlichen Gemüthe will ich den Regungen des Göttlichen nachſpüren, ſie ehren, und mich ihrer freuen, und wo ich kann, zum Gedeihen des Wahren, Schönen und Guten mitwirken.

Die Erde gibt der Pflanze die irdiſche Nahrung; aber ohne das, was vom Himmel kommt, Licht und Wärme, Thau und Regen, würde ſie nicht in die Höhe wachſen. Der Himmel nährt in ihr das geiſtige Leben, und zieht ſie gleichſam zu ſich hinauf. So iſt es auch die Milde des Himmels, die mein Herz zum Himmel hinauf zieht; wie Licht und Wärme des Himmels erfüllt — wie Thau und Regen vom Himmel, erfriſcht die himmliſche Gnade mein Gemüth; und es wird davon in meinem Gemüthe jung und fröhlich. Empfindungen, die mir der Himmel ins Herz ſendet, Schmerzen, Freuden, Anregungen, Ermuthigungen, Belebungen vom Himmel nähren und ſtärken in mir das himmliſche Leben. Ich muß allem, was vom Himmel kommt, das Herz öffnen, alles, was der Himmel biethet, ſorgfältig benutzen, daß der himmliſche Menſch freudig in die Höhe wachſe, und immer herrlicher ſeine Krone erglänze im Lichte des Himmels.

Die Pflanze ſtrebt hinauf, ſo lange ſie kann. Auch ich will hinaufſtreben, ſo lange es mir geſtattet iſt — unermüdbar, immer höher hinauf.

Einſt kehrt die Pflanze zur Erde zurük. Doch nur was an ihr irdiſch iſt, und von der Erde genährt wird, ſinkt in der Erde Schooß. Die ſchöpferiſche Kraft, die ſie beſeelt, der Pflanze Geiſt, lebt fort, und zeigt ſich in immer neuen Geſtalten.

Was an mir irdiſch iſt, und von der Erde genährt wurde, muß auch einſt Staub werden. Dann, o, das fühle ich ſo gewiß, ſo freudig, ringt völlig ſich los von der Erde, was in mir aufgeſtrebt hat. Nicht eine neue Erdengeſtalt wird es beſeelen. Hinauf geht es dann mit mir in das ewige Licht; es faßt mich, es hebt mich, es trägt mich empor — in den Morgenglanz!

Dahin deutet das Streben in meiner Bruſt. Es kennt keine Gränze und kein Ziel. Wonne der Vollendung iſt die Empfindung, die ſo oft wunderbar, in ſüßen Schauern, mein Weſen durchdringt.

Warum neigt denn manche köſtliche Blume ſich zur Erde? Das iſt nicht Macht des Erdenbedürfniſſes. Ihre Schönheit zeigt dir ja das Kind des Himmels; in den Farben des Himmels prangt ſie; Himmelsreinheit, Himmelswahrheit, Himmelsluſt ſchimmern aus ihr dir entgegen. Aber was die Erde ihr zur Haltung biethen kann, iſt zu ſchwach für die ihr beygemiſchte, niederwärts ziehende Maſſe des Irdiſchen. Die Erde kann ihr nichts mehr geben, als *ein Grab*. In das Grab blickt ſie — das Bild einer ſchönen Seele, wie ſie trauert unter den Mühen und Schmerzen der Erde, und die Erde nichts hat, ſie zu ſtärken und zu tröſten. Sie ſehnt ſich, daß die Erde ſie in den mütterlichen Schooß nehme, damit der Geiſt frey ſich erhebe. *Durch die Nacht zum Lichte; Erdenlicht muß ſchwinden, damit Himmelslicht aufgehe:* ruft ſie dir zu.

14.

Die Verklärte.

Ein feſtlich-ſchöner Tag iſt mir auch jetzt noch der Tag deiner Geburt, meine unvergeßliche Thereſe, da du aus dem irdiſchen Leben geſchieden biſt; und das wird er immer mir bleiben.

Wie ſonſt iſt's freylich nicht, wo er mir ein hell-glänzender Tag, ein Tag der fröhlichſten Luſt war. Mit Thränen habe ich ihn angefangen — und es waren recht wehmüthige Thränen.

Ich kann dich nicht mehr begrüßen, nicht mehr in deine Arme ſinken, an deinem Anblick mich ergötzen, dich mit Blumen bekränzen, und triumphirend in den freundlichen Kreis der Vertrauten führen, nicht mehr mit dir es empfinden, daß das Leben eine köſtliche Gabe iſt, und mit dir jubeln dem Leben.

Wie ich ſonſt an dieſem Tage dich fühlte — und das hohe Glück, das die Güte des Himmels durch dich mir gewähret! wie ich in mich ſog all' dein holdes, liebes Weſen — all' deine Liebe für mich! wie mir dann war, als wäreſt du jetzt erſt auf die Erde geſendet — mir an das Herz, als ob ich's noch nicht hätte faſſen, noch nicht hätte glauben können, daß du da ſeyſt, und es nun auf einmal in meinem Innern erklungen wäre: ſie lebt, ſie lebt für dich, deine Thereſe iſt ſie — mit aller Holdſeligkeit ihres Weſens, mit aller Liebe ihres Herzens! ewig wird ſie die deinige ſeyn, in ihrem Herzen wirſt du den Himmel finden! Ich hatte dich, ich hielt dich umſchlungen, ich dachte dich nie zu verlieren!

So iſt's nun nicht mehr. Du weilſt nicht mehr unter den Blumen der Erde. So früh, ſo früh mußteſt du verwelken, du köſtliche Blume; mußte in den Staub dieſe Herrlichkeit! All' das Schöne, das dieſer Tag mit dir der Welt gab — der Tag ſieht es nicht mehr. In das enge, düſtre Grab haben ſie dich gebettet; und du erwachſt nicht, dich deines Tages zu freuen. Auf dein Grab muß ich heute die Kränze tragen, die ich dir winde. Sehen kann ich heute dich nicht — auch nicht an dich denken, als ob du auf Erden in die Ferne gezogen wäreſt. So allein, ſo allein freuet ſich deine Freundin — und die Welt ſo weit! Dahin und vorüber iſt nun alles, was wir unter uns hatten, zuſammen trieben und fühlten, und gegen einander austauſchten — und es wird nicht wieder kommen.

Wie köſtlich es geweſen, und daß es dahin und vorüber iſt, und nicht wiederkommt — das empfand ich ſo traurig, das machte mir die Augen ſo naß.

Doch iſt mir der Tag deiner Geburt auch jetzt ein feſtlich-ſchöner Tag. Ich habe mich geſammelt, und, mit ſanfter Wehmuth gemiſcht, iſt eine ſtille Freudigkeit über mich gekommen.

Soll ich den Tag nicht preiſen, dem ich all' das Köſtliche verdanke, was dein kurzes Leben mir gewährt hat?

Iſt es denn auch nicht geweſen, weil es jetzt nicht mehr iſt? oder könnte ich, weil es jetzt nicht mehr iſt, wünſchen, es ſey auch nimmer geweſen? und iſt es nicht mehr, weil ich es nicht mehr mit Augen ſehe? O, in meinem Herzen iſt es noch — da wird es nimmer vergehen. Dein Bild gab mir dieſer Tag — dieſes himmliſche Bild; und das lebt unſterblich in mir. All' deine freundlichen Blicke, all' deine ſüßen Worte, all' deine liebevollen Werke gab mir dieſer Tag — und ich werde ſie ewig behalten. Warum ſollte ich nur bey dem verweilen, was ich verloren habe, was ich nicht mehr von dir empfangen kann, und nicht bey dem, was ich von dir auf immer und ewig beſitze?

Was ich von dir auf immer und ewig beſitze, iſt mir heute wunderbar gegenwärtig, daß mir auch davon Thränen — aber ſüße Thränen, in die Augen kommen. Ich ſehe dich — deine Züge, deine Geſtalt; ich höre die Töne deiner Stimme; ich richte an dich meine Worte; ich fühle deine Liebe, dein Herz an meinem Herzen.

Nicht bloß dein Grab, auch dein Bild will ich heute mit Blumen bekränzen. Alles Schöne und Frohe unſers gemeinſamen Lebens will ich heute um mich verſammeln, und damit dich als eine Lebende begrüßen.

Sind nicht auch Spuren deines Daſeyns auf dieſer Erde und in meinem Leben zurückgeblieben? So manche Freude, die ich jetzt noch genieße, kennte ich nicht, wenn ich dich nicht gekannt hätte; ſo manches wohlthuende Gefühl iſt durch dich in meiner Bruſt geweckt worden. Auf meine Anſichten, meine Stimmung, meine Neigungen und Wünſche, auf die ganze Verfaſſung meines innern Menſchen hat dein Geiſt, dein Herz einen Einfluß geäußert, den ich nicht anders als ſegnen kann.

O, der heutige Tag iſt dein Geburtstag noch — und wird immer dein Geburtstag ſeyn. Als dein Geburtstag ſchimmert er in ſtill-feſtlichem Glanze.

Wie ſollte er nicht, da er dich ja nicht zu dem flüchtigen Leben auf Erden, da er dich zu einem unvergänglichen Daſeyn, zum Leben in himmliſchen Welten geboren hat? Nein, du biſt nicht geſtorben! Du lebſt — nicht allein in meinem Herzen, in meiner Liebe — du jetzt ein ganz andres Leben in himmliſchen Welten, ein Leben der Wahrheit, ein Leben der Freyheit, ein Leben der Wonne. Jedes Treffliche deiner Seele hat ſich nun ganz entfaltet im Lichte des Himmels; und jede Schwachheit irdiſcher Naturen iſt von dir abgethan. Als eine Vollendete, als eine Verklärte begrüße ich dich an dem Tage deiner Geburt. So habe ich dich nicht gehabt und beſeſſen, als du noch auf Erden lebteſt; da konnte ich dein Herz noch verlieren, jetzt kann ich es nimmer verlieren; da war es mir noch beſchieden, einſt um dich zu trauern; von nun an werde ich das nicht mehr — immer reiner werde ich deiner mich freuen.

Gewiß liebſt du mich noch, gewiß ſind deine Gedanken oft freundlich mit mir beſchäftigt. Und ſollteſt du nicht auch von mir wiſſen? ſollteſt du mir nicht jetzt nahe ſeyn? ſollte ich mich täuſchen, wenn ich dieſe ſtille Freudigkeit für eine Wirkung eines freundlichen Einfluſſes von dir halte?

Eins weiß ich, daß unſer Bund nicht bloß für die Erde war, daß wir uns wiederſinden — ganz wieder angehören werden!

15.

Der Regen.

Endlich ein milder Regen — nach der langen ſengenden Hitze! Matt und welk neigten Blumen und Pflanzen die Häupter zum aufgetrockneten Boden hin. Alles lechzte und glühte im Brande — und es war keine Erfriſchung, kein kühlender Tropfen. Alles ſtand kümmerlich, aufgezehrt, gelb und ſchwarz, zuſammengeſchrumpft — dem Verſchmachten nahe. Da kamen die großen, ſchweren, warmen Tropfen, das durſtende Erdreich zu tränken, die matten und welken Pflanzen zu laben.

Still und dicht rieſelt es hernieder; Ströme des Segens und der Erquickung ergießen ſich aus den Wolken; in das Herz der Erde wollen ſie dringen.

Schon ſteht alles umher friſch und grün, lebendig und fröhlich, was matt und welk, krank und traurig war. Pflanzen und Blumen erheben die geſunkenen Häupter, und verbreiten würzige Düfte, und fühlen ſich wohl in der ſchmeichelnden Kühle. Geiſt des Lebens weht nieder über die Gefilde der Erde. Die Huld des Himmels hat ſie angeblickt; man ſieht es faſt ſprießen, wachſen, gedeihen.

Ein Gefühl von Milde und Segen iſt in meinem Herzen, dringt mir durch die Glieder, das ich nicht zu bezeichnen vermag.

O, ihr Gaben des Himmels, wie ſeyd ihr ſo köſtlich! Von oben herab, von dem Vater des Lichtes, ſpricht es in meinem Gemüthe, und dankbare Rührung richtet den Blick hinauf zum Vater des Lichtes. Daß es von oben herab kommt, wohin das Auge ſo gern ſchaut, wohin das Herz ſich ſo ſehnt, wo es ſo ſtill und blau und weit iſt — wie freue ich mich deß! Nur gute Gaben werde ich von oben herab empfangen, und jede gute Gabe wird der Vater dort oben, der den milden Regen ſendet, das Gras und die Blumen zu erfriſchen, auch mir, ſeinem Kinde, gewähren. Unausſprechlich freue ich mich dein, du Vater des Lichtes, der du ſo köſtliche Gaben haſt, und ſo huldreich erfriſcheſt alles, was matt und traurig iſt.

Glich mein Herz nicht oft der dürren, lechzenden Erde? So heiß war es mir vor Drangſal — ſo bange, ſo traurig in der Sonnengluth des Mißgeſchickes; nahe daran war mein Herz zu verſchmachten. Da fiel es auch, wie große, ſchwere Tropfen, kühlend und labend, in das duſternde Herz, daß ich mich davon im Innerſten des Herzens erquickt und geſtärkt fühle. Leicht und wohl, muthig und freudig war es jetzt mir im Herzen, und ich wußte, ich empfand, von oben ſey es ins Herz mir gekommen, Gott habe es ins Herz mir gegeben; ſeine Milde, ſeinen Segen empfand ich, und mir wurde ein unüberwindlicher Glaube an das Naheſeyn des Verborgenen und an ſeiner Gnade.

Nie wirſt du verlaſſen ſeyn, mein Herz, in deiner Hitze, in deiner Angſt, in deiner Traurigkeit. Zur rechten Zeit wird ſich dir der Himmel ergießen, daß alles in dir friſch und fröhlich werde.

16.

Der böſe Tag.

Nein, ſo ein Tag darf nicht wieder kommen! Erſt dieſe Verworrenheit, dieſes Durcheinander und Widereinander — bis zur Erſchöpfung — dann dieſes Oede, Leere in meinem Gemüthe, dieſes Unvermögen etwas zu faſſen und feſtzuhalten, zu denken, zu wirken, dieſe Kälte des Herzens, dieſe Lähmung der Gefühle — endlich dieſes verdrießliche, reitzbare, zu jedem Aerger aufgelegte Weſen — wohin könnte es führen, wenn es ſich öfter bei mir einſtellte!

Ich ſuchte mich, und fand mich nicht — ich war nicht mehr ich ſelbſt; einen Wuſt von Gedanken, Empfindungen, Neigungen, von Wollen und Nichtwollen, von Mögen und Nichtkönnen, fand ich in mir, aus dem ich mich nicht heraus zu ſondern wußte, in dem ich keine lichte Stelle zu entdecken vermochte. Was mich ſonſt intereſſirt, war mir gleichgültig, die liebſte Beſchäftigung langweilig, abgeſchmackt. Die Schönheiten, welche der ungewöhnlich heitre Tag enthüllte, die mich zu einer andern Zeit entzückt haben würden, brachten auch nicht eine leiſe Rührung hervor. Die Liebe, die man mir bewies — mein Herz fühlte nichts davon; wie etwas Alltägliches, höchſt Gemeines wirkte es auf mich. Nichts, das mich hätte erreichen, anziehen, einen Augenblick angenehm hinhalten können. Alles war mir unbequem; ich ſelbſt war mir durchaus unbequem; ich wußte nicht, wo mit mir hin? und konnte doch nirgends bleiben. Das machte mich denn auch unzugänglich, läſtig für alle, die mit mir umgehen mußten. Kein freundlicher Blick, kein ſüßes Wort gewann etwas über mich. Was mir nicht gelegen war, erwiederte ich mit Heftigkeit, mit Ungeſtüm, legte es faſt darauf an, recht empfindlich zu kränken. Es verurſachte mir Vergnügen, alte, längſt vergeſſene Beleidigungen mir ins Andenken zurückzurufen, und darüber zu grübeln, bis ich mich mit Verdruß und Bitterkeit angefüllt hatte. Ich wurde ein paar Mahle hart gegen gutmüthige Menſchen, die mir immer Wohlwollen bewieſen hatten.

Das geht nun freylich vorüber — und jetzt iſt es ſchon weg aus mir. Doch ſchlimm genug, daß es einmal da war! Der Tag iſt mir doch verloren — und mit ihm mir viel Köſtliches! Es hat doch gewirkt, wie es nun eben wirken konnte. So etwas läßt Spuren zurück, die nicht leicht zu vertilgen ſind.

Kämen dieſer Tage mehr: ſie müßten die traurigſte Zerrüttung in meinem Innern anrichten. Jeder edle Trieb, jede edle Rührung, jede Befreundung mit dem Schönen und Guten, alle Liebe und alle Luſt des Lebens würde zuletzt aus meinem Gemüthe verſchwinden, und verkehrtes, widerwärtiges Weſen ſich meiner ganz und gar bemächtigen. Und es iſt ſehr zu beſorgen, daß ihrer mehr kommen, wenn ich nicht auf meiner Huth bin.

Man kann nicht Einen Tag ſeyn, wie den andern. Die Umſtände, in denen wir uns befinden, die Diſpoſition unſers Körpers, Eindrücke, die wir empfangen haben, Veränderungen in unſerm Gemüthe, die wir nicht einmal wahrnehmen, äußern ihren Einfluß, ohne daß wir im Stande ſind, es zu verhindern. Aber man kann ſich der übeln Stimmung widerſetzen, ſie einſchränken, mäßigen, ſich ihr entreißen.

Wodurch mir heute ſo geworden iſt, und ob ich's hätte vermeiden können, weiß ich nicht. Zuweilen wohl, erinnere ich mich, etwas Aehnliches empfunden zu haben, wenn ich aus meinem Kreiſe herausgetreten war, nach zerſtreuungs- und geräuſchvollen Tagen, nach irgend einer zu großen Anſtrengung, welcher Abſpannung folgte. Dies Mahl war ich von meiner gewöhnlichen Lebensordnung in keinem Stücke abgewichen. Indeß das weiß ich, daß ich mich gab und gehen ließ, wie ich nicht ſollte. Es ſtand bei mir, ein Geſchäft zu ergreifen, das Sorgfalt, Aufmerkſamkeit, Theilnahme aller Gemüthskräfte erforderte, und dadurch geeignet war, meine Gefühle zu erregen.

Und hätte ich es nur ernſtlich darauf angelegt, mich für die Natur, für die Kunſt, für die Menſchen, für Gott zu erwärmen, hätte ich mir bedacht, in mir geweckt, von außen her zu Hülfe genommen, was mir zu Gebothe ſtand: es würde mir gewiß gelungen ſeyn. Das mochte ich nicht; ich mochte mich nicht überwinden, mir keine Gewalt anthun; ich war zu träge; ich beredete mich, nicht zu können, während es am Willen fehlte, zu verſuchen.

17.

Schwermuth.

Auch mit meiner heutigen Stimmung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Es umſchattete wieder düſter den Geiſt, es lag ſchwer auf dem Herzen; ich konnte mich nicht freuen, und es war ſo viel da, deſſen ich mich hätte freuen ſollen; ich weiß das alles von mir, es war mir tief im Herzen zuwider. Ich hatte beſtändig die Augen naß, ohne ſagen zu können, warum. Nichts fehlte mir ja — und doch waren mir die Augen naß, mein Inwendiges voll Traurigkeit.

Die Seele hing lauter trüben Gedanken nach;

Gedanken des Leides, der Verlaſſenheit, des Abſchiedes von den Geliebten, des Abſchiedes von der Welt waren ihre einzige Beſchäftigung. Hinweg ſehnte ſich meine Seele von allem Schönen und Werthen — hinunter in das ſtille, dunkle Grab. Bey den Bildern des Todes konnte ſie nicht müde werden, zu verweilen.

Wohl mag man ſich zuweilen einer ſtillen Traurigkeit überlaſſen, zumal, wenn ſich etwas Trauriges mit uns oder in unſerm Kreiſe zugetragen, oder wenn traurige Erinnerungen uns ſo nahe treten, daß wir ihnen kaum auszuweichen im Stande ſind. Wie der Regen das Land erfriſcht, ſo erfriſcht die Traurigkeit das Gemüth in der Dürre eines langen Weltlebens. In der Traurigkeit nehmen wir leichter zu Herzen, was wir bey einer fröhlichen Stimmung meiſt vergeſſen, oder uns aus dem Sinne ſchlagen, und was wir nicht vergeſſen, oder uns aus dem Sinne ſchlagen dürfen, wenn wir nicht unſer Höchſtes und Beſtes verſäumen wollen. In der Traurigkeit erwachen die ſanftern Empfindungen des Herzens, die für unſre religiöſe Bildung von der größten Wichtigkeit ſind, reinigt ſich das Herz und öffnet ſich allen guten Eindrücken. In der Traurigkeit fühlt es ſich allem Edeln inniger befreundet, wendet es ſich ſtill aber mächtig Gott und dem Himmel zu. Ach, dem traurenden Herzen kann nichts mehr genügen von dem, was auf Erden iſt. Das beſte Herz müßte vereiteln, leichtfertig und thöricht werden, wenn nicht zuweilen traurige Stunden kämen; und jedes Treffliche am Menſchen läutert ſich zur himmliſchen Verklärung in den Stunden der Traurigkeit. Selbſt eine unbeſtimmte Schwermuth kann uns ſehr heilſam werden.

Aber die Traurigkeit darf nicht zu oft kommen, ſie darf nicht bleibende Stimmung des Gemüthes werden, nicht in Hang zu traurigen Gedanken und Gefühlen übergehen, nicht der Freude das Herz verſchließen. Wir dürfen's uns nicht ſo werden laſſen, wie's heute mir war.

Dieſes Wanken und Träumen iſt wahrlich nicht vernünftige Weiſe zu leben; nicht etwas Heilſames, etwas höchſt Verderbliches iſt es. Man geräth immer weiter in das

Wanken und Träumen, in den geiſtigen Müſſiggang, in die geiſtige Schwelgerey hinein, man wird immer mehr von der Thätigkeit abgezogen, die unſre nächſte Beſtimmung iſt, verliert immer mehr den rechten Sinn, die rechte Gemüthsverfaſſung zur Thätigkeit — immer mehr die Liebe und die Freude aus dem Herzen, wird immer mehr den Menſchen und dem Leben entfremdet.

Man ſoll in der Regel wacker und fröhlich ſeyn zu ſeinem Werk, zu ſeiner Beſtimmung, und nur zuweilen, wenn man dazu Urſache hat, oder wenn man es für heilſam erkennt, ſich der Traurigkeit hingeben — und auch dann mit Mäßigung, auch dann empfänglich bleiben für angenehme Gefühle.

Es iſt um ſo nöthiger, daß ich mich in dieſer Hinſicht bewache, da ich von Natur einen ſtarken Hang dahin habe. Bey dieſer natürlichen Diſpoſition bedarf ich's auch weniger, mich mit düſtern Vorſtellungen zu beſchäftigen. Wär es nicht ſtrafbarer Undank, wenn ich mich des vielen Guten nicht freuen wollte, das eine väterliche Huld über meine Tage verbreitet? Aufheitern muß ich mich, mit Gewalt mich anhalten, das Schöne und Erfreuliche wahrzunehmen, zu empfinden in ſeiner eigenſten Geſtalt, wann es wieder traurig mich anwandelt und mit Macht mich hinzieht in die düſtern Gebiethe.

18.

Das Lächeln.

Eine lieblichere Erſcheinung gibt es in der ganzen Natur nicht, als das Lächeln im menſchlichen Angeſicht — das natürliche, einfache Lächeln, in dem die frohe Geſtalt der Seele ſich ſpiegelt — wie ein Kind lächelt im Schlafe, beym Anblick der Mutter, eines freundlichen Menſchen, einer ſchönen Sache, die ihm das Herz erfreut hat, oder wenn ihm ſonſt im Innerſten wohl iſt — wie die Unſchuld lächelt, verloren in einen ſüßen, ſeligen Gedanken, wie der ſüße, ſelige Gedanke, der ſich ihrer ganz bemächtigt, alles andre in der Seele unterdrückt hat, aus ihr heraus lächelt.

Herrlicher zwar iſt es, wenn Heiterkeit das Angeſicht ſtill verklärt, und das Auge ſanft ſchimmert von der Fülle des milden himmliſchen Lichtes in der Seele. Man bewundert, man möchte anbethen, man fühlt ſich mit leiſer Gewalt in beßre Regionen hinauf gezogen — und allmählich entfliehen die Schatten. Aber es iſt nicht ſo hold, ſo lieb, nicht ſo freundlich anſprechend, ſo vertraulich und heimathlich wohlmachend; es geht nicht ſo ins innerſte Herz; es zieht nicht ſo hin zum Menſchen; es treibt nicht ſo ſchnell und mächtig aus uns fort alles Beunruhigende, Quälende, Niederbeugende; es feſſelt nicht ſo an die ſüßeſten Gefühle.

Welchen Zauber hat doch die Natur in das Lächeln gelegt! Das unwillkührliche Lächeln, in dem die Seele hervortritt — o, es hat mir das Herz abgeſchmeichelt und gewonnen; ich empfinde nichts mehr als reine Luſt, ſo bald ich es wahrnehme.

Und was verkündigt mir dieſes Lächeln? Ein unendlich Frohes, helle Wonne der Liebe im Gemüthe. Ja, nur die Wonne der

Liebe erzeugt das Lächeln im Angeſichte; Freude an irgend einem Daſeyn, das in ſeiner Schönheit die Seele entzückt, ſpricht dieſes Lächeln aus. Wir lächeln das an, deß wir froh ſind in Liebe, ſey's Lebloſes oder Lebendiges, begegne es uns in der Wirklichkeit oder im Traume.

Das baare Sinnengefühl kann wohl eine lächelnde Grimaſſe, aber kein reines Lächeln hervorbringen, oder doch nur da, wo ſich ihm geiſtigere Empfindungen, Bilder des Schönen zugeſellen. Darum kann auch allein der Menſch lächeln, wie er unter den Weſen der Erde allein lieben kann.

Gewöhnlich iſt's geiſtiges Erdenglück, was im Lächeln ſich ausdrückt, während das Ueberirdiſche meiſt in verklärende Heiterkeit übergeht. Doch gibt's auch ein himmliſches Lächeln, in welchem der ganze Menſch gleichſam hinauf lächelt in ſeliger Andacht, in ſeliger Erwartung. Auch Himmelswonne kann im Menſchen ſo mächtig, ſo heimathlich werden, daß ſie in einem unbeſchreiblich ſanften und anmuthigen Lächeln ſich bemerklich macht.

Woher das ſo rührende *Lächeln im Schmerze*? Ach, man lächelt dem, was ſeyn könnte und nicht iſt, den ſchönen Tagen der Vergangenheit, den verlornen Jugendfreuden, den vereitelten Jugendhoffnungen, den holden Träumen und heitern Ausſichten, woran ſich auf Augenblicke die Seele ergötzt; man lächelt auch den Gedanken des Troſtes, welche die Seele beſuchen; die duldende Seele lächelt ſtill ihrem Gotte, der ſie prüft und ſegnet und zum Glücke des Himmels bilden will.

Je lieblicher das unwillkührliche Lächeln, in dem die frohe Geſtalt des Gemüthes ſich ſpiegelt: deſto widriger das bitter-ſüße Lächeln, das dem Schmerze oder Unmuthe abgerungen wird, das Lächeln der affectirten Freundlichkeit, des einſtudirten verbindlichen Weſens, das lauernde Lächeln der Argliſt, das fade Lächeln der Geiſtesleerheit, das manövrirende Lächeln, womit die Eitelkeit ſich putzt, das ſelbſtgefällige Lächeln des albernen Dünkels, das ſchneidende Lächeln des Spottes.

Sollte wohl ein Menſch ſeyn, dem das Lächeln nicht wohl ſtände? Das Lächeln ſteht gewiß jedem Menſchen wohl, dem es natürlich iſt; aber manchen Menſchen iſt es, bey dem in ihnen überwiegenden Ernſte, oder bey dem Schwermüthigen, Niedergedrückten ihres Weſens, nur in ſeltenen Fällen natürlich. In allen übrigen müßten ſie es von ſich erpreſſen; und dann müßte es um ſo häßlichere Verzerrungen hervorbringen, je mehr es mit dem natürlichen Ausdrucke des Geſichtes im Widerſpruche iſt. Bey ſolchen Geſichtern, die ſich ſchwer in die Falten des Lächelns legen, iſt es unvermeidlich, daß das Lächeln der affectirten Freundlichkeit die am meiſten zurückſtoßenden Eindrücke mache. Aber das Lächeln der Natur kann auch bey dieſen nicht anders als ſchön ſeyn.

Derſelbe Menſch, der uns durch ſein Lächeln ſo zu entzücken vermag — wie kann er mit ſeinem verfinſterten Angeſicht alle frohen Empfindungen aus unſrer Seele verſcheuchen, und unſer ganzes Inneres verdüſtern! Was hat die Natur ſo Furchtbares, als die Züge der Entrüſtung und des wilden Grimmes, als den ſchrecklich drohenden Menſchenblick?

19.

Abendroth.

Herrlich, wie ſie aufging, geht ſie hernieder die ſtrahlende Königin des Tages, Purpur und Glanz wirft ſie in die Weltgegenden, die ſie in ihrem Tageslaufe erleuchtet und geſegnet hat, ſanfte Röthe verbreitet ſie durch die Fernen des Himmels. Gott, welch ein Schauſpiel! — dort alles in Feuergluthen — hier alles in milder Beleuchtung, im Roſenlichte — und da alles im reinſten Golde! Wie es ſich ergießt über die Waſſer, wie es ſtrahlt an den Fenſtern!

Welch ein Untergang! Was ſo untergeht, muß wieder aufgehn!

Nein, das iſt kein Abſchied — das iſt ein Gruß auf Wiederſehen — voll triumphirenden Vorgefühles. Dieſer Blick auf die Welt iſt ein Blick der Verheißung, ein großer Freudenblick auf das vollendete Werk, ein glänzender Siegesblick auf die kommende Nacht. Und erſcheint nicht, was wir als Abendroth ſehen, der andern Erdhälfte als Morgenroth?

Die Nacht zieht dunkel herein, alles zu decken und zu kühlen und zur Ruhe zu bringen, was der Tag heiß, wund und müde gemacht hat. Schlummer, ſanfter, erquickender Schlummer wird ſich bald über alle Weſen lagern, und weich ſie umfangen, und in die goldnen Träume ſie wiegen. Der Nacht voran zieht der ſtille Abend — und in den Abend herein dringt noch einmal, in höchſter Pracht, Tagesglanz — und wann die Nacht vorüber iſt, wird von neuem, in höchſter Pracht, Tagesglanz anbrechen.

Schlummer der Nacht, wie erquickeſt du die erſchöpften Naturen, du köſtliche Gabe des Himmels! wie verhüllſt du wohlthätig dem Menſchen ſein Leid und ſeine Sorge, und hebſt ſanft von ſeiner Bruſt den laſtenden Schmerz, und läßt ihn vergeſſen alle Mühſeligkeit des Lebens!

Stille des Abends, wie erfriſcheſt du mit deiner Kühle, mit deinem Thau was die Tagesgluth entkräftet hat, und ladeſt den Menſchen in deine duftenden Lauben, und gibſt ihm Friedensgefühle ins Herz, und machſt ihm das Herz weich und ſtill, und entlockſt dem Gerührten ſüße, ſüße Thränen!

Und wie freut ſich meine Seele des Glanzes, der ihr verkündet, daß es wieder Tag wird!

Ja ſie wird wieder hervorgehen, wann der Schlummer mich geſtärkt hat, werde ich ſie erblicken — die ſtrahlende Königin des Tages in Majeſtät — an ihr Gottes ewige Herrlichkeit — und alles Leben wird ihr erwachen, alles Leben ihr fröhlich ſeyn. — O, daß ich das alles ſehen, daß mein Herz das alles empfinden kann!

Der große Menſch ſtirbt, wie die Sonne untergeht. Herrlicher noch als im Leben erſcheint er im Sterben. Da hebt es ſich mächtig, gewaltig in ſeiner Bruſt, und verbreitet Strahlen über ſein Angeſicht; mächtig, gewaltig tritt dem Tode entgegen, was als Gefühl oder Geſinnung groß ihm im Buſen gewohnt, mit dem Bewußtſeyn der Unſterblichkeit. Sein letzter Blick iſt ein Segensblick auf die Welt, ein Freudenblick auf das vollendete Werk, ein Triumphblick auf den ſchon anbrechenden Morgen des neuen Daſeyns.

Aber auch der Fromme, der, mit beſchränkten Kräften, ſtille Tugend geübt, und weiſe und wohlthätig für die Welt ſein Leben zugebracht, ſtirbt, wie die Sonne untergeht, im Andenken an die Wohlthaten des Himmels, die ihn auf Erden ſtärkten und erfreuten, im Gefühl der Liebe des Himmels, die ſeine Tage erleuchtete und erwärmte, im Bewußtſeyn des Guten, das er geſtiftet, und in der ſeligen Hoffnung des beſſern Lebens, dem er entgegen eilt.

So laß mich einſt ſterben, Herr meines Lebens, huldreicher Vater — ſterben im Gefühle deiner Liebe, im Bewußtſeyn eines dir gefälligen Wandels, in der ſeligen Hoffnung der himmliſchen Herrlichkeit!

20.

Der Schutzgeiſt

Ich mag, ich kann mich nicht von der Vorſtellung trennen — ſie iſt gar zu ſchön und freundlich — daß jeder Menſch einen Engel habe, der ihn begleitet, bewacht, Verderbliches von ihm abwendet, viel Erfreuliches für ihn veranſtaltet, viel Gutes ihm zuwendet, ihn vor Gefahren und Verirrungen warnt, und ihn, wenn er ſich verirrt hat, wieder auf den rechten Weg führt, der ihn an ſeine Pflicht erinnert, ihm ſchöne Gedanken und Handlungen eingibt, und ihn zur Vollführung der letztern aufmuntert und ſtärkt, der ihm Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, in ſeinen Schmerzen und Aengſten ihn tröſtet, ſeine umnachtete Seele erhellt, fromme Gefühle in ſeiner Bruſt weckt, an ſeiner Schlummerſtätte ſchirmend neben ihm ſteht, ſüße Träume in ſeiner Seele hervorbringt, für das Heil des ſchwachen, ſo leicht zu bethörenden Geſchöpfes auf alle Weiſe Sorge trägt, und im Himmel ſein Fürſprecher iſt.

O, wie oft war's mir, als ob ich ein ſolches Weſen vernähme! Nicht ſelten glaubte ich eine Stimme zu hören, die leiſe und vertraulich mir zuflüſterte, was mir ſo wohlthat, ſo tief und mächtig das Herz bewegte, ſo vielbedeutend in mein Leben eingriff; und nicht ſelten antwortete mir die Stimme, wenn ich mich fragend an ſie wendete. Nicht ſelten auch fühlte ich es mir nahe — unbeſchreiblich nahe, in der Einſamkeit, in der Nachtſtille; nicht ſelten wußte ich vorher, daß mir etwas Merkwürdiges begegnen würde, und fand mein Gemüth wunderbar vorbereitet, wenn es nun eintraf.

Dieſe meinem Gemüthe ſo befreundeten — und doch auch ſo fremden, dieſe meinem Sinne und Bedürfniſſe ſo nahe liegenden und doch nicht aus meinem Vermögen gebildeten, weit über mein Vermögen hinausgehenden, dieſe zu Gott und dem Himmel hinziehenden Gedanken, dieſe Gedanken des Lichtes und der Freude, dieſe Gedanken, von denen das Herz mir zitterte, und mein ganzes Weſen aufſchauerte, dieſe Gedanken, die ſo recht den Mittelpunkt meines Weſens trafen, dieſe zweckmäßigen Rathſchläge in Verlegenheiten, wo bey mir ſelbſt und bey Menſchen kein Rath mehr zu finden war, dieſes oft plötzlich erwachende Bewußtſeyn, daß ich dieſes zu meiden, jenes zu thun hätte, das noch nimmer mich trog, dieſe ſtille Gewalt, die das Eine Mahl zurück hielt, das andre Mahl antrieb und fortriß, dieſe Aufrichtungen in Herzeleid, dieſe wunderbaren Tröſtungen, dieſe Himmelsvorgefühle, dieſe Hindeutungen auf etwas für mich recht Erfreuliches, das ich ohne ſie überſehen hätte, dieſe größern und kleinern Ereigniſſe, ſo ganz für mein Herz — wie war ich darin verſtanden! Kein Menſch kennt mein Herz ſo, ich ſelbſt kannte es vorher nicht ſo —, ſo manches, an ſich unbedeutend, aber meinem Herzen unbeſchreiblich viel, und alles unerwartet, gerade zur rechten Stunde, auf die rechte Weiſe, wo und wie es am meiſten half und wohlthat — nur von einem mir zugegebenen Schutzengel kann ich es herleiten.

Die Vorzüge der menſchlichen Natur erſcheinen mir in einem hellern Lichte und flößen mir eine tiefere Achtung, als ſie durch ſich ſelbſt vermöchten, gegen den Menſchen ein, indem ich ihn mir unter dem Einfluße eines Schutzgeiſtes denke. Wie viel muß, ungeachtet ſeiner Mängel und Schwächen, der Menſch werth ſeyn — wie wichtig ſein Leben, ſein Schickſal und ſein Heil, wenn die edelſten Weſen der Schöpfung ihn ihrer Gemeinſchaft würdigen, ſich ihm zugeſellen, an ſeinem Verhalten und Ergehen innigen Antheil nehmen, auf ſein Schickſal manigfaltigen Einfluß äußern, und für ſein Heil ſich thätig zeigen!

O, auch den Niedrigſten darf ſich nicht mit Geringſchätzung behandeln: denn er hat ſeinen Schutzgeiſt, der vor Gott ſteht, und Gottes Angeſicht ſieht.

Während ich einem Menſchen wehe thue, betrübe ich zugleich ſeinen Schutzgeiſt. Während ich einen Menſchen erfreue, auf den rechten

Weg leite, wirke ich einverſtanden mit ſeinem Schutzgeiſte, und ſein Schutzgeiſt ſegnet mich.

Und mit welcher Sorgfalt habe ich mich vor der Verletzung meines Gewiſſens zu hüten, wenn ich durch dieſelbe nicht bloß mich ſelbſt erniedrige, Gott mißfällig werde, die Ruhe meines Gemüthes zerſtöre, ſondern auch meinen Schutzgeiſt beleidige, der ſich vielleicht auf immer traurig von mir wendet!

Mein Schutzengel iſt gewiß nicht bloß ein freundliches, ſonden auch ein mir befreundetes Weſen, ein Weſen, das, ſchon von Natur mir verwandt, mich in fortdauernden, ſtill aber mächtig wirkenden, Einflüſſen zu immer größerer Aehnlichkeit mit ſich, zum Bunde der herrlichſten Freundſchaft bildet, ein Weſen, das in mir das gleichgeſtimmte liebt, und darum auch ſo hülfreich ſich meiner annimmt, ein Weſen, das ich unausſprechlich, das ich aus allen Kräften lieben müßte, wenn ich es kennte, das ich einſt kennen, unausſprechlich, aus allen Kräften lieben werde.

Wie angenehm, ſolch ein Weſen ſich nahe — zärtlich für ſich beſorgt zu wiſſen, ſchon jetzt viel Gutes von ihm empfangen, und das Liebſte und Beſte ſeines Lebens mit ihm in Verbindung zu ſetzen! In tauſend holden Geſtalten iſt meine Phantaſie beſchäftigt, es mir zu vergegenwärtigen.

Würden wohl gar die Vollendeten, denen, die ſie auf Erden in Thränen zurück gelaſſen, die ihrer in heiliger Rührung gedenken, und in ſtiller Wehmuth ſich nach ihnen ſehnen, zu Schutzgeiſtern gegeben — wäreſt du mein Schutzgeiſt, meine theure Mutter, du Einzige, die ich nicht aufhöre zu beweinen, oder du, meine unvergeßliche Julie! O, wenn es wäre —!

Jedes Frohe in meinem Leben wird mir noch viel froher durch den Gedanken: dein Schutzengel hat's für dich veranſtaltet; und wie rührend, wenn's nun ſo recht für mich war, ſo recht für mein Geheimſtes, ſo recht zur Seelenfreude!

Winke, Warnungen, Aufmunterungen, die ich in meinem Innern vernehme — wie beherzigungswerth werden ſie mir durch den Gedanken: dein Schutzgeiſt redet zu dir! Wo mein Schutzgeiſt andeutet, warnt, aufmuntert, da kann ich nicht widerſtreben; — wo mein Schutzgeiſt gebiethet, da kann ich nicht anders als freudig gehorchen.

Getroſt, getroſt überlaſſe ich mich in allen Dingen meinen Schutzgeiſte, der mich ganz verſteht, und mich liebt; er wird alles auf das Beſte für mich anordnen.

Nie werde ich allein ſeyn; mein Schutzgeiſt iſt bey mir — unſichtbar umſchwebt er mich. Er wird mich tröſten und ſtärken, ſo oft und wie ich des Troſtes und der Stärkung bedürftig bin, in jedem traurigen und bangen Augenblicke mir das geben, was der leidenden Seele am wohlthätigſten iſt, meine Thränen zählen, in jeder Gefahr mich beſchirmen, wo ich ſtrauchle mich halten, wo ich fehle mich zurechtweiſen, ſich freuen über jede gute That, die ich vollbringe, und über jede Tugend, womit ich meine Seele ſchmücke. In meinem Letzten auch wird er mir beyſtehen, den Kampf mir erleichtern, Gefühle der himmliſchen Gnade und des ewigen Friedens in das unruhige Herz bringen, und meine Seele geleiten zu den himmliſchen Auen.

21.

Die Schatten.

In eure kühlen Schatten muß ich mich flüchten, ihr dichtbelaubten Bäume, aus der brennenden Sonnenhitze. Wie iſt's hier unter eurem ſchirmenden Obdach ſo friſch und ſo luſtig! wie fühlt das Auge ſich erquickt von dem ſaftigen Grün eurer Blätter! wie blühen die kleinen Blümchen ſo lebendig und fröhlich am Ufer des in eurem Dunkel dahin rieſelnden Baches! wie ſingen die Vögel ſo vergnügt in euren Zweigen!

Draußen im Glanze und in den Gluthen des Tages iſt's öde und ſtumm, da ſteht alles bang und traurig, da klopfte matt und ängſtlich das

Herz. Und hier ruht ſich's ſo wohl, hier ſchlägt das Herz wieder leicht, hier wohnet und weilet, ſicher und geborgen, die heitre Lebensluſt, hier kann mich nicht treffen der ſengende Strahl, und wie ſüß dieſe trauliche Stille!

Dank, Dank, ihr dichtbelaubten Bäume, für eure kühlen, erfriſchenden Schatten! Dank dir, liebes Bächlein, für dein freundliches Flüſtern, und für die holden Blümchen, die du mit deinen Waſſern tränkſt. O, daß ihr fühlen könntet, wie ihr wohlthut, und verſtehen den Dank des Herzens, das von euerm Wohlthun gerührt iſt!

Glücklicher Menſch, du fühleſt die Wonne des Wohlthuns, und verſteheſt die Thräne des Dankes, und ſo oft ſteht es bey dir, Schatten zu geben dem Müden, ein freundliches Ruheplätzchen dem Erſchöpften — deinen Schutz mächtig auszubreiten über den Verlaſſenen!

Dank dir, gütiger Vater im Himmel, für deinen Schatten in der Tagesgluth! Tagesgluth mußte ſeyn, ohne ſie könnte das Köſtlichſte nicht zur Reife kommen. Auch für das Menſchenherz war Tagesgluth nöthig, damit ſeine edelſten Früchte zur Reife gelangen. Aber

21.

Die Schatten.

In eure kühlen Schatten muß ich mich flüchten, ihr dichtbelaubten Bäume, aus der brennenden Sonnenhitze. Wie iſt's hier unter eurem ſchirmenden Obdach ſo friſch und ſo luſtig! wie fühlt das Auge ſich erquickt von dem ſaftigen Grün eurer Blätter! wie blühen die kleinen Blümchen ſo lebendig und fröhlich am Ufer des in eurem Dunkel dahin rieſelnden Baches! wie ſingen die Vögel ſo vergnügt in euren Zweigen!

Draußen im Glanze und in den Gluthen des Tages iſt's öde und ſtumm, da ſteht alles bang und traurig, da klopfte matt und ängſtlich das

Herz. Und hier ruht ſich's ſo wohl, hier ſchlägt das Herz wieder leicht, hier wohnet und weilet, ſicher und geborgen, die heitre Lebensluſt, hier kann mich nicht treffen der ſengende Strahl, und wie ſüß dieſe trauliche Stille!

Dank, Dank, ihr dichtbelaubten Bäume, für eure kühlen, erfriſchenden Schatten! Dank dir, liebes Bächlein, für dein freundliches Flüſtern, und für die holden Blümchen, die du mit deinen Waſſern tränkſt. O, daß ihr fühlen könntet, wie ihr wohlthut, und verſtehen den Dank des Herzens, das von euerm Wohlthun gerührt iſt!

Glücklicher Menſch, du fühleſt die Wonne des Wohlthuns, und verſteheſt die Thräne des Dankes, und ſo oft ſteht es bey dir, Schatten zu geben dem Müden, ein freundliches Ruheplätzchen dem Erſchöpften — deinen Schutz mächtig auſzubreiten über den Verlaſſenen!

Dank dir, gütiger Vater im Himmel, für deinen Schatten in der Tagesgluth! Tagesgluth mußte ſeyn, ohne ſie könnte das Köſtliche nicht zur Reiſe kommen. Auch für das Menſchenherz war Tagesgluth nöthig, damit die edelſten Früchte zur Reiſe gelangen. Aber huldreich nimmſt du in deine Schatten, was in der Hitze ſchmachtet, und kein Menſch erquicken kann; freundlich beſchirmſt du, was in der Welt Angſt hat; und was kein Menſch zu behüthen vermag. Hilf mir, hilf mir, daß ich dir immer ähnlicher werde!

Wie der Schatten mich birgt vor dem Glanze und der Hitze des Tages: ſo birgt mich die Einſamkeit vor dem bethörenden Glanze und der verderblichen Hitze des Weltlebens, wo die bange Unſchuld nach Schutz vergebens ſich umſieht. Abgeſpannt von ſeinem betäubenden Geräuſche, müde von der Laſt, die da auf mir lag, voll Verlangen nach Labung für Geiſt und Herz, fliehe ich in dein ſtilles, heiliges Dunkel; und auch hier ruht ſich's wohl, hier ſchlägt das Herz wieder leicht, hier regt es ſich wieder friſch und kräftig im Gemüthe, hier fühle ich mich ſicher und frey! O, du liebe Einſamkeit, wie viel Köſtliches gabſt du mir!

In der Sonnenhitze ſehnt man ſich nach dem Schatten; aber was immer im Schatten ſteht, gedeiht nicht; bloß ein ſchwaches, kränkliches Leben mag es gewinnen. Alle Weſen bedürfen mehr oder weniger des Lichtes. Nur Scheuliches und Giftiges iſt lichtſcheu. So darf auch der Menſch ſich nicht in die Einſamkeit vergraben, wenn edles Menſchenweſen in ihm zur Vollkommenheit gelangen ſoll; auch er iſt für das Licht geboren, und ſoll leben im Lichte der Welt; und auch hier gehört zu den kranken und zerrütteten Naturen, was lichtſcheu die Verborgenheit ſucht.

Indeß gibt es zarte Pflanzen, die mehr als andre des Schattens bedürfen — und zarte Menſchennaturen, denen mehr als andern die Einſamkeit wohlthätig iſt, die ſich, zwar nicht in gänzlicher Abgeſchiedenheit, aber doch in engern und ſtillern Kreiſen, wo Licht und Schatten ſich miſchen, am glücklichſten entwickeln.

Was ſich berufen fühlt, Licht und Wärme weit umher zu verbreiten, das muß im Glanze und in der Hitze des Tages — was nur beſtimmt iſt, erquickenden Schatten zu geben, das muß vorzüglich in den ſtillen Schatten der Einſamkeit aufwachſen, die auch immer ſeinem Gemüthe befreundeter ſind.

22.

Das Leben in Gefühlen.

Ich begreife nicht, warum man uns denn ganz und gar verbiethen will, unſern Gefühlen nachzuhangen.

Der verſtimmten Gefühle, die immer einen nachtheiligen Einfluß auf die Verfaſſung unſers Gemüthes, auf unſre Wirkſamkeit und Zufriedenheit äußern, ſoll man ſich allerdings entſchlagen; vor überzarten, weichlichen, kränkelnden, ekzentriſchen Gefühlen, die unſer ganzes Weſen zerrütten, ſoll man ſich allerdings verwahren. Aber ſoll man darum auch das geſunde, reine Menſchengefühl, das Gefühl, worauf es die Natur in uns angelegt hat, zurückweiſen, wenn es Anſprüche an unſer Herz macht?

Man kann ſich zu viel mit ſeinen Gefühlen beſchäftigen, dadurch ſein Gefühl verbilden, ihm eine ſchädliche Gewalt über ſich geben, und ſich zu den Verrichtungen des Lebens untüchtig machen. Aber folgt daraus, daß man ſich mit ſeinen Gefühlen gar nicht, oder doch nur für anderweitige Zwecke beſchäftigen dürfe?

Jeder einſame und jeder geſellige Genuß iſt ein Leben in Gefühlen; jede Kunſt des Schönen beabſichtigt ein Leben in Gefühlen; und nur den Gefühlen ſollte es nicht erlaubt ſeyn, ſich zu überlaſſen, die von ſelbſt in uns erwachen, oder zufällig durch äußere Eindrücke in uns angeregt werden?

Sehen wir auch hinweg von den Freuden und Erheiterungen, die uns das Leben in Gefühlen zu gewähren vermag, von den mächtigen und edeln Bedürfniſſen des Herzens, die uns nöthigen, gewiſſe Gefühle eine Zeit lang bey uns zu unterhalten: ſo gehören Gefühle weſentlich zu unſrer Menſchennatur, und dieſe muß ſich in Gefühlen eben ſo wohl äußern, als in Gedanken, Beſtrebungen und Thaten.

Es gibt Gefühle, die uns zur Ehre gereichen, Gefühle ſogar, welche die Pflicht gebiethet, Gefühle, durch deren Mangel ſich die traurigſten Verderbniſſe des Gemüthes ankündigen.

In der weiblichen Seele hat die Natur das Gefühl faſt zum Vorherrſchenden gemacht. Alles wahrhaft weibliche Leben iſt mehr oder weniger Leben in Gefühlen, und was im weiblichen Gemüthe gedeiht, empfängt von Gefühlen ſeine Nahrung.

Auch in Gefühlen kann ſich ſchöne Menſchheit darſtellen. Wie in den Neigungen, ſo läßt ſich auch in den Gefühlen, bey der reichſten Mannigfaltigkeit, eine Harmonie hervorbringen, die mit allem Zauber ſittlicher Liebenswürdigkeit auf uns wirkt. Und wo ein Leben, bis ins Innerſte hinein, würdig geſtaltet werden ſoll, da muß auch das Gefühl eine Bildung annehmen, die man ihm nicht anders, als in öfterer Beſchäftigung mit demſelben zu ertheilen vermag.

Die Stunden, wo wir uns reinen Menſchengefühlen überlaſſen, ſind oft die geſegneteſten für unſre Vervollkomnung und für unſre Thätigkeit in der Welt. Aus Gefühlen, die ausſchließend unſer Herz zu beſitzen ſcheinen, entſpringen nicht ſelten die hellſten Gedanken, die kräftigſten Aufregungen und Antriebe, die herrlichſten Entſchließungen — nicht ſelten ſolche Beſtrebungen, die unſerm ganzen Weſen eine neue, edlere Geſtalt verleihen. Das Herz hat Gefühle der heiligen Trauer und der heiligen Freude, Gefühle der ſtillen Weh's und der ſtillen Luſt — Rührungen der Andacht; Rührungen der Liebe, die uns hinauf heben in himmliſches Daſeyn. Wie ich oft in Stunden des Gefühles ſo rein, ſo ſtark zu allem Guten und Gott ſo nahe mich wußte! Von ihnen gingen Kräfte der Heiligung aus, die nicht aufhörten ihren Einfluß zu äußern.

Fühle du nur fort, mein Herz, ſo lange du fühlen kannſt; nähre in dir jede ſchöne Empfindung: traure im würdigen Schmerze mit dem leidenden Menſchen, mit der verblühenden Natur, über den geliebten Todten, über dich ſelbſt und über das Leben; freue dich über alles, was dich zu erfreuen im Stande iſt. Blicke ſtill hin, mein Geiſt, auf alles, wovon er dir wach wird, was dich läutert zum himmliſchen Leben.

25.

Natur und Kunſt.

Vor Jahren war dieſer Platz eine Sandſteppe, auf der kaum hier und da ein kümmerliches Pflänzchen, ein Grashälmchen ſproßte — weit umher ein trauriges Einerley, nichts, was das Auge ergötzte. Jetzt iſt's ein herrlicher Garten, voll blühender Stauden und Sträucher, ſchattiger Bäume und grüner Lauben, voll der anmuthigſten Luſtgänge, geſangreicher Vögel und würziger Düfte.

Das hat die Kunſt gethan; in den lieblichſten Aufenthalt, in ein kleines Reich des Schönen hat ſie die melancholiſche Wüſte, die freudenloſe Stätte des Todes umgeſchaffen.

So viel Schönes, in ſo großer Mannigfaltigkeit, in ſo leichter Abwechſelung und in ſo gefälliger Anordnung, hat die Natur in einem ſo engen Raum nirgends aufzuweiſen. Und daß muß die Kunſt ſich ſo oft gegen die Natur herabſetzen laſſen! Was würden viele, von der Natur verſäumte, Gegenden ſeyn, wenn nicht die Kunſt ſich ihrer angenommen hätte?

Die Kunſt will und ſoll über die Natur hinaus — ſelbſt über die Werke der Natur hinaus, denen dieſe eine gewiſſe Vollendung gegeben. Alle Kunſt idealiſirt, muß idealiſiren. Welchen Werth könnte wohl eine Kunſt haben, die hinter der Natur zurück bliebe — höchſtens in denjenigen Werken, welchen dieſe die wenigſte Sorgfalt geſchenkt zu haben ſcheint, ihr einiger Maßen gleich käme? Ward doch dem Menſchen die Beſtimmung, die Natur zu verſchönern; ward doch darum in der Natur manches unvollendet gelaſſen, damit der Menſch es vollende, darum der Sinn für die Kunſt und ihre Fähigkeit dem Menſchen mitgetheilt, daß er die Natur über ſich ſelbſt erhebe, und in ihr darſtelle, was ſie ſelbſt nicht hat, das herrliche Bild, von höhern Kräften ihm im Buſen erzeugt, die himmliſchen Gedanken, die der Genius ihm eingab. Mag der Künſtler der Natur vieles entlehnen: das Vornehmſte, gerade das, wodurch ſein Werk ein Werk der Kunſt wird, kann ihm die Natur nicht verleihen; aus ſich ſelbſt muß er es nehmen. Mag an dem Werke der Kunſt nichts angetroffen werden, was die Natur, bey ihrem unendlichen Reichthume, nicht auch aufzuweiſen hätte: die Kunſt hat in Einem Momente, in Einer Geſtalt, in einem engen Raume, was wir in der Natur an viele Momente und Geſtalten vertheilt, in viele und weite Räume zerſtreut finden.

Aber die echte Kunſt arbeitet im Geiſte der Natur; ſie dringt dieſer keine Formen auf, die ihr fremd oder zuwider ſind; ſie folgt den Winken und Andeutungen der Natur; ſie vollendet, wie die Natur ſelbſt vollendet haben würde, wenn ſie gewollt oder gekonnt hätte; ſie will die Natur nicht meiſtern, ſondern ihr zu dem Ausdrucke verhelfen, nach dem ſie ſelbſt ringt. Das iſt ihr höchſter Triumph, für Natur gehalten zu werden. In der Kunſt ſieht die Natur ſich fort; dieſelbe Kraft, die in der Natur bildet, bildet auch in der Seele des Künſtlers.

Wenn die Kunſt anfängt zu künſteln, wenn ſie dem Vorurtheile und dem Eigenſinne eines falſchen Geſchmackes fröhnt, in einer ſteifen Regelmäßigkeit die Schönheit ſucht, und die Freyheit der Natur auf alle Weiſe beſchränkt, wenn ſie in Ueberladungen, kleinlichen Zierraihen und unnatürlichen Formen ſich gefällt, wenn ſie die, auf große Räume berechnete, Mannigfaltigkeit der Natur auf engen Plätzen nachzuahmen ſich bemüht: dann können wir allerdings nicht anders, als die Natur zurückwünſchen, und über die anmaßlichen Beſtrebungen Klage führen, durch die ſie verdrängt werden ſoll.

Immer aber wird die Natur in ihrer Freyheit, die unter den Händen der Kunſt mehr oder weniger verloren geht, ein eigenthümliches mächtiges Intereſſe behalten, daß wir auch von den herrlichſten Werken der Kunſt uns wieder, voll Liebe und Sehnſucht, zu ihr hinwenden, und nicht müde werden, in ihrem Umgange zu verweilen. Und wenn die Kunſt in der Schönheit die Natur übertreffen kann: ſo wird ſie doch hinter der Größe, der edeln Einfalt und dem ausdrucksvollen Leben derſelben ewig zurückbleiben müſſen.

Darum ſollen Natur und Kunſt neben einander beſtehen, und jede auf ihre Weiſe das Herz erfreuen.

BIBL.

24.

Die glückliche Armuth.

Nein, dich bedaure ich nicht, meine Karoline, daß du arm biſt. Du biſt reich in dir ſelbſt, und entbehrſt leicht die Annehmlichkeiten und Genüſſe, zu welchen die Güter der Welt dem Menſchen ein Recht geben.

Dieſe Schätze des Geiſtes und des Herzens beſaßeſt du vielleicht nicht — wenigſtens nicht in dem Maße — wenn das Schickſal dich in eine glänzendere Lage geſetzt hätte. Die dürftige, in der du von Jugend auf gelebt, verſagte dir nicht alle äußerlichen Mittel der Bildung; aber ſie nöthigte dich doch zu größeren eigenen Anſtrengungen, die manches Fehlende erſetzen mußten. Und ſo iſt, was du beſitzeſt, mehr dein eigen, und du wirſt dir mit ſüßern Empfindungen ſeiner bewußt.

Deine Wünſche und Erwartungen ſind ſo gering, daß ſie weit öfter übertroffen werden, als unerfüllt bleiben. Deine Anſpruchsloſigkeit und Genügſamkeit laſſen kein Mißgefühl darüber in dir aufkommen, daß dir manches ſelten oder nie zu Theil wird, was andere immer und im reichſten Ueberfluſſe haben, und kaum noch zu ſchätzen wiſſen, und was allerdings auch dir große Freude verurſachen könnte. Du haſt dich, in deinen beſchränkten Umſtänden, gewöhnt, es als etwas zu betrachten, das nun einmal für dich nicht da ſey.

Das ſeltene Vergnügen gewährt dir einen Genuß, von welchem ſich diejenigen, denen es ein gewöhnliches iſt, keine Vorſtellung machen können.

Das Unbedeutende kann dich ſchon innig froh machen — überall trifft du an, was dich froh machen kann, weil du mit tauſend Kleinigkeiten in ſüßer Befreundung geblieben biſt, die für den Verwöhnten nichts ſind.

Glanz und Schimmer haben dich nicht verblendet, und die einfache Lebensweiſe hat dir für alles Schöne einen reinen und zarten Sinn erhalten.

Wie hängt dein Herz an der Natur — und welche köſtliche Stunden bereitet dir der Umgang mit dieſen Vertrauten deines Herzens! Sie könnte dir das nicht ſeyn, was ſie dir iſt, wenn du mitten in einem geräuſch- und prachtvollen Weltleben aufgewachſen wäreſt. O, auch ich liebe ſie recht innig und warm; aber dir kann ich nicht nachfühlen, wie du kann ich nicht ſelig ſeyn. Weil du arm warſt, darum wendete die reiche ſich dir zu, und blickte huldreich dich an, und nahm dich ſorgend an ihr Herz, dich mit ihren köſtlichſten Gaben zu beglücken.

Alle menſchlichen Gefühle wurden frühe in deinem Herzen geweckt, und blieben friſch und heilig in deinem Herzen, da der giftige Hauch eines reichen und üppigen Weltlebens ſie nicht verderben konnte. Das Menſchliche im Menſchenleben lerneteſt du recht verſtehen und empfinden; alle die Freuden und Leiden und Sorgen, in denen es ſeine lautre Eigenthümlichkeit kund thut, ſind dir bekannt geworden, all ſeine leiſen Anziehungen und Berührungen haſt du erfahren. Und mit den menſchlichen Gefühlen wurde jede ſchöne Regung deinem Herzen bewahrt.

Deine Armuth brachte dich Gott ſo nahe, erhielt dich ihm ſo nahe. Deiner glücklichen Armuth verdankſt du dieſes feſte Halten an Gott, dieſe lebendige Empfindung von ihm, dieſe Stärke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die reiche Quelle des Troſtes und der Wonne, dieſes ſelige Leben in der Gemeinſchaft des Höchſten und Beſten. In deiner Armuth fandeſt du Gott — und bey ihm alle Schätze des Himmels und der Erde.

Einfach und ſtill gingen deine Tage vorüber, die Störungen, Verwirrungen, Beunruhigungen und ſittliche Gefahren einer glänzenden Lage, ſind dir fremd geblieben.

Du lebſt deiner Pflicht und deiner Neigung, dir ſelbſt darfſt du leben, und biſt nicht genöthigt, da zu erſcheinen, wo das ganze Herz ſich ſchmerzlich angegriffen fühlt. Die zahlloſen Rückſichten, die in der großen Geſellſchaft unſere Aufmerkſamkeit fordern, uns Verdruß und

Kränkungen zuziehen, uns immer neue Sorge machen, uns das Herz erkalten, und das Leben verbittern, bekümmern dich nicht. Du brauchſt nicht Stunden lang in Geſellſchaften zu ſeyn, in denen man die peinlichſte Langeweile und den größten Widerwillen empfindet, und dich in tauſend Dinge verwickeln zu laſſen, die nichts als Unmuth bringen.

Alle, die dich kennen, begegnen dir mit ausgezeichneter Hochachtung, die nicht deinem Glücke, die deinem Geiſte und deinem Herzen gilt — und die dich näher kennen, weihen dir die zärtlichſte Liebe. Die Arme iſt Gegenſtand — nicht des Mitleidens, ſondern der Bewunderung, und ihr gehören — was unendlich mehr iſt, als Weltgut — die Herzen.

25.

Die harte Armuth.

In großer Armuth leben — allerdings hart, ſehr hart für den, dem die Noth noch nicht das menſchliche Gefühl abgeſtumpft hat. An den erſten Erforderniſſen zur Erhaltung des Lebens Mangel leiden — ſeinen Hunger nicht ſtillen, ſeinen Körper nicht anſtändig, nicht einmal hinlänglich bekleiden, ſich in der ſtrengen Winterkälte nicht erwärmen können — kein Holz, kein Bette haben — in ſchweren Krankheiten ohne Arzney, ohne Pflege, ohne Erquickung, zitternd vor Froſt, auf einem harten Lager, vergebens nach den ſchlechteſten Nahrungsmitteln ſchmachten — in all' dieſem Elende diejenigen erblicken, die man liebt — all' dieſen Jammer an ihnen ſehen — die bleichen Geſichter, die Zeichen des ſtummen Schmerzes, die Thränen im Geheimen, oder hören die herzzerſchneidende Klage, und nicht vermögen zu helfen — immer mit Sorgen kämpfen, täglich, nächtlich — von der Sorge begleitet werden an ſein Werk, gequält werden in bangen Träumen — das alles tragen und dulden im Stillen, unfähig jemand um Beyſtand anzuſprechen — ſich verbergen müſſen vor der Welt aus Scham, weil man nicht mit Anſtand erſcheinen kann — beſtändig darauf denken müſſen, wie man's den Augen der Welt entziehe — beſtändig in Furcht ſeyn, es möchte doch wohl bemerkt werden — oder wo man ſich zeigt, die Blicke eines vornehmen Bedauerns ertragen — wo man es wagt, ſich an jemand zu wenden, empfindliche Demüthigungen, ſchnöde Zurückweiſungen erfahren — ſich ſo einſam, ſo von allem verlaſſen, ſo ohne Hülfe, ſo ganz ohne Hülfe auf Erden wiſſen — wahrlich das mu tief in das Herz gehen!

Gott, wenn du mich in eine ſolche Lage geſetzt hätteſt! Und bin ich denn beſſer als die Tauſende, die, ohne ihre Schuld, in dieſer tiefen Armuth leben?

O, viele unter dieſen empfinden ihr trauriges Schickſal, wie ich es empfinden würde. Sie haben ſich früher in glücklichen Umſtänden befunden, und aus denſelben das feinere Gefühl, die Bedürfniſſe, die Erinnerungen und die Vorurtheile mitgebracht, die ihre gegenwärtigen Leiden um ein Bedeutendes erhöhen; ſie ſtehen zum Theil noch in Verhältniſſen, und können ſich nicht von denſelben trennen, welche die Laſt ihres Elendes um vieles ſchwerer machen.

Aber auch unter denen, die in der tiefſten Armuth aufgewachſen ſind, gibt es viele, welche die lange Gewohnheit gegen die Leiden derſelben nicht abhärten konnte; und gegen manche Leiden der Armuth vermag die längſte Gewohnheit das fühlloſeſte Herz nicht abzuhärten.

Selbſt die Verwilderten, die in thieriſcher Rohheit von ihrem Elende wenig oder nichts zu empfinden ſcheinen, verdienen unſer Mitleid — eben um dieſer ihrer Rohheit willen, der nur eine Verbeſſerung ihres äußern Zuſtandes ſie entreißen könnte. Wie wäre es möglich, dieſe Herabwürdigung der Menſchheit zu betrachten, ohne davon erſchüttert zu werden?

Gott, erhalte meiner Seele doch immer ein lebendiges Bild von den Leiden der Armuth — ein reges Gefühl dieſer Leiden, daß ich nie einen Unglücklichen zurück weiſe, dem ich zu helfen vermag, daß ich dem verborgenen Elende, zu deſſen Erleichterung ich zu wirken im Stande bin, nachforſche, und dann auf die geheimſte, ſchonendſte, mildeſte Weiſe den Troſt und Beyſtand in die ſtillen Kammern der Thränen bringe. Recht ſanft, recht freundlich, recht Muth gebend, ſey immer das Wort und die That der Barmherzigkeit! Daß ich doch nie im Leichtſinne, unter den Zerſtreuungen und im Glanze der Welt vergäße der vielen Armen neben mir, und nie in irgend einer Verſtimmung mein Herz und meine Hand ihnen verſchlöſſe! Daß ich doch immer bereit wäre, auf das Entbehrliche Verzicht zu leiſten, ſo bald die Dürftigkeit Anſprüche daran macht!

Gott, du gabſt mir ſo viel! Wie ſoll ich dir danken, daß mir vergönnt iſt, in ſo reichem Maße wohlzuthun? Ich kann es allein durch die größte Gewiſſenhaftigkeit in der Anwendung deiner Segnungen zum Beſten derer, die im Elende ſchmachten.

26.

Das Gebeth.

Das Gebeth iſt meinem Herzen Bedürfniß, eine liebe Beſchäftigung, eine überaus wichtige Angelegenheit. Ich kenne ſeinen wohlthätigen Einfluß auf Geiſt und Herz aus Erfahrung. O, wie oft habe ich ſeine Erleuchtungen, ſeine Stärkungen, ſeine Freuden gefühlt! Ich begreife nicht, daß je eine Zeit in meinem Leben ſeyn konnte, wo ich nicht bethete — nicht bethen mochte. Das Herz war ſo fern von Gott, ſo unruhig, ſo arm; das Herz war krank in eitler Luſt, und wußte nicht, wo es Heilung ſuchen ſollte; die lebendige Quelle blieb mir verborgen. In einer großen Noth wendete ich mich zu Gott, und er hörte mich. Nun wußte ich, wo ich alles ſuchen ſollte, und ſuchte immerfort, und fand immer mehr — alles, alles, was dem Herzen fehlte, fand ich.

Jetzt könnte ich nicht leben ohne das Gebeth; das Herz muß bethen; und ich wäre nicht im Stande, dem Herzen zu wehren; um keinen Preis möchte ich mir das Gebeth nehmen laſſen. Unausſprechlich elend würde ich ſeyn, wenn ich nicht bethen könnte.

Ich bethe in der Traurigkeit meines Herzens, und das Herz fühlt ſich erleichtert und getröſtet. Ich bethe in des Herzens Angſt und Sorge, und Angſt und Sorge verſchwinden, in ſicherm Frieden ruhet das Herz. Ich bethe in der Verlegenheit, Ungewißheit, Rathloſigkeit, und erhalte Zurechtweiſung. Ich bethe im heißen Kampfe mit meinem Herzen, und himmliſche Kräfte, Kräfte des Sieges unterſtützen mich, daß ich mein Herz überwinde. Ich bethe im Schmerze der Reue, und Gottes Gnade erfüllt mit ihren ſüßen Verſicherungen das geſchlagene Herz. Ich bethe in der Freude des Herzens, und zu meiner Freude geſellt ſich das Bewußtſeyn einer unendlichen Liebe, durch welche ſie mir geworden; vor Gott freut ſich mein Herz in den ſeligen Rührungen des Dankes. Ich bethe in der heftigen Bewegung des Gemüthes, und die Wogen des Aufruhrs legen ſich, es wird ſtille, ſanft und weich in meinem Gemüthe.

Oft habe ich gebethet mit — großer Inbrunſt; aber noch nie, wie an dem heutigen Morgen. Der Morgen war ſo ſchön — Gottes Herrlichkeit am Himmel und auf der Flur; — ich war ſo früh und ſo heiter erwacht; es war mir ſo wunderbar ſtill und feyerlich im Gemüthe — alle meine Gedanken geſammelt und geordnet, alle meine Empfindungen im Einklange. Der Odem Gottes wehte mich an im friſchen Hauch der Frühe; in ſanften Schauern kam es über mich; in ſüßen Melodieen ſchwebte die Seele auf zu ihrem Schöpfer. Die Welt verſchwand — der Himmel öffnete ſich mir; lichthell war es in mir, lichthell ſtrahlte es um mich her. Ich ſah, ich empfand nichts als den Schöpfer — und ihn, o, wie deutlich, wie lebendig! Ich wußte mich mit ihm in der innigſten Gemeinſchaft; ich empfing von ihm die wohlthuendſten Eindrüke. Wärme und Freude des Lebens floſſen unabläſſig von ihm in mich über. Neu geboren, himmliſch verklärt, wähnte ich mich in ſeiner ſeligen Nähe, und fühlte mich geſtimmt zur ſüßen Vertraulichkeit.

Nun mußte ich ihm alles ſagen, mein ganzes Herz mußte ſich vor ihm ergießen, mein ganzes Leben mußte ich ihm darlegen. Ich mußte zu ihm reden von den Freuden meiner Jugend, von den angenehmen Ereigniſſen, die ſich, ſo weit ich mich erinnern kann, mit mir zugetragen, von den guten Menſchen, mit denen er mich in Verbindung geſetzt, von den Erquickungen und Genüſſen, die mir durch dieſe geworden, von den Frühlingen, die er mich erleben laſſen, von den köſtlichen Tagen, die er mir bereitet, von den ſüßen Empfindungen, die er mir ins Herz gegeben — auch von den Schmerzen, die er mir geſendet, von den rauhen Wegen, auf die er mich geleitet, von den Verluſten, die ich erlitten — auch davon, wie mein Herz oft gezagt und getrauert, und wie er gerettet und geholfen, und allem ein herrliches Ende gegeben, von meinen Verirrungen und Fehltritten — und von ſeiner Barmherzigkeit, die mir verziehen, und mich zurechtgewieſen, und mich gnädig aufgenommen, wenn ich voll Reue zu ihr hineilte, von allem Schönen und Guten, das ich beſitze, von allem, was zuweilen mein Herz bekümmert, von meinen Hoffnungen und Wünſchen, von meiner Schwachheit und von meinen Vorſätzen.

Es war eine Vertraulichkeit zwiſchen mir und meinem Gott, wie ich ſie nie im Umgange mit einem menſchlichen Weſen gefühlt habe; und meine Seele war ſo getroſt, ſo getroſt, ſo über alles beruhigt, ſo ſtill und innig froh, daß ich es nicht zu ſagen vermag. Friede, Zuverſicht, heitrer Muth erfüllten mein Inwendiges. Gott hatte ſich mir offenbart, ſich mir mitgetheilt, Gefühle ſeiner Seligkeit in mein Inwendiges gegeben, mich auf das genaueſte mit ſich vereint — anders kann ich es mir nicht erklären. — Ich hatte ihn, ich nannte ihn mein — war gewiß, ihn ewig nicht zu verlieren. Von ſeiner Allmacht, von ſeiner Liebe und Herrlichkeit zitterte es in meiner Bruſt. Davon erwachte es immer mächtiger wie himmliſches Weſen; in das Leben der Vollendung wähnte ich mich hinauf gerückt.

Und das alles konnteſt du tragen, ſchwaches Menſchenherz, und vergingſt nicht vor Wonne?

Gott, ſchon auf Erden vermag der Menſch ſo ſelig zu ſeyn!

Was iſt die kleine, arme Weltfreude gegen dieſe Seligkeit! Und die Weltfreude ſollte je mein Herz vereiteln, daß ich von dir mich wegwendete, deiner vergäße, dieſe Seligkeit verſcherzte!

27.

Das Bächlein.

Sey mir gegrüßt, du liebes, freundliches Bächlein! Klar und hell rieſelſt du dahin zwiſchen deinen beblümten Ufern. Wie das Silber deiner kleinen Wellen mir entgegen blinkt! wie ſie luſtig über die glatten Kieſel hüpfen, einander nacheilen, ſpielend ſich trennen und wieder vereinigen in unſchuldiger Freude! wie an ihrem leichten und ſchnellen Wechſel das Auge ſich ergötzt, und tauſend liebliche Bilder des Gemüthes mit ihnen vorüber ziehen! wie ihr leiſes, vertrauliches Flüſtern dem Herzen ſchmeichelt, und die ſüßeſten Empfindungen in ihm aufweckt, und es einwiegt in ſelige Träume!

Deine Waſſer — ſo rein und kühl und erfriſchend! An deinen Ufern ſteht es ſo dicht und voll. Alles, was dein ſtiller Einfluß berühren kann, fühlt ſich erquickt und geſtärkt, und blüht in neuer Luſt und Schönheit. Die lieblichſten Blümchen ſammeln ſich um dich, denn dein Weſen iſt ſo ſtill und geheim, ſo anſpruchslos und ſo fröhlich in ſich ſelbſt, und du pflegſt ſo getreu!

Willig und reichlich gibſt du von deinem köſtlichen Naß jedem, der ſich durſtend dir naht, und geſtatteſt gern dem müden Wanderer ein Schlummerplätzchen in deiner Nähe. Wohlthun iſt deine Natur — Verborgenheit dein Bedürfniß. Du thuſt wohl, und weißt es nicht, du ſcheinſt nur dir ſelbſt zu leben, indem du wohlthuſt, und von deinem Wohlthun ſo hell und fröhlich zu ſeyn.

Dein Bild, meine Serena, du reines, dir völlig klares, mit dir völlig einiges, in dir ſelbſt ſeliges, durch deine ſtille Schönheit und dein demüthig liebevolles Wirken im Verborgenen, alles, was du berühren kannſt, erfreuendes Weſen! Dem muntern Spiele dieſer kleinen Wellen gleicht das heitre Gedankenſpiel deines Geiſtes. Wie ihr leiſes vertrauliches Flüſtern ſind die Worte deines Mundes; auch ſie wecken im Herzen die ſüßeſten Empfindungen; auch um dich ſammelt ſich gern das Treffliche, weil du ſo ſtill und geheim, ſo anſpruchslos und ſo fröhlich biſt und ſo treu pflegſt — und in deinem Herzen ſpiegelt ſich der Himmel.

Riesle dahin, du liebes, freundliches Bächlein, unter Blumen, bis der größere Bach dich in ſeinen Schooß nimmt. Nichts müſſe dich ſtören in deinem kurzen Laufe, nichts die klare Fluth dir trüben. Riesle dahin immer hell und freundlich, und der fröhliche Sinn begleite dich bis ans Ende!

28.

Das Unkraut.

Ueberall Unkraut — wie das wuchert und treibt im üppigſten Wuchſe! Niemand hat es geſäet, und niemand pflegt ſeiner; von ſelbſt pflanzt es ſich fort, und gedeiht auf jeglichem Boden, ohne Regen und Sonnenſchein, kaum daß die Hand des Gärtners es zu vertilgen vermag. So manches zarte Pflänzchen wird von ihm der Nahrung und des Lichtes beraubt, oder erſtickt und verdrängt. Der edeln Pflanze dagegen muß der Menſch auf alle Weiſe zu Hülfe kommen. Sie will geſäet, verſetzt ſeyn.

Sie ferdert ihren eignen Boden, günſtige Witterung und beſtändige Sorgfalt, und erfüllt oft unſre Erwartungen nicht; wenn ihr auch das alles reichlich zu Theil wird. Iſt ſie aber erſt zu einer gewiſſen Stärke und Höhe gelangt, dann kann das Unkraut ihr nichts mehr anhaben; ſie ſchafft ſich Raum und Luft und Licht, nimmt ſich die Nahrung, die ſie braucht, und ſieht in königlicher Würde herab auf das Geſindel um ſie her, und hebt das Haupt zum Himmel.

Alſo im Menſchenleben und im Menſchenherzen.

Das Schlechte iſt allenthalben das Gemeine, das Edle allenthalben das Seltene. Das Schlechte gedeiht von ſelbſt — das Edle nicht immer bey der mühſamſten Wartung. Das Schlechte überwuchert alle Plätze, daß für das Edle kaum hier und da eine kleine Stelle übrig bleibt, und es auch da noch nicht ſelten dem Schlechten weichen muß. Die nichtswürdigſten Menſchen arbeiten ſich empor, und reißen alles an ſich, während die Trefflichſten in tiefer Niedrigkeit leben, ſich enge einrichten, mit wenigem behelfen, und zufrieden ſeyn müſſen, wenn ſie nur nicht völlig von jenen unterdrückt, und des

Letzten beraubt werden. Aber das Unkraut gewährt der edeln Pflanze vielfältigen Nutzen, und das Schlechte in der Welt muß dem Guten immer Gewinn bringen. Im Kampfe mit jenen übt und vermehrt dieſes ſeine eigenthümlichen Kräfte. Wenn es keine nichtswürdige Menſchen gäbe, oder die Nichtswürdigen nicht ſo viel hätten und vermöchten, würden die Trefflichen ſich nicht zu der Höhe der Bildung erheben können, wo ſie die Nichtswürdigen ſo tief unter ſich ſehen, und im Gefühl ihrer Freyheit und Würde ſo groß und ſo herrlich ſind.

Ohne äußere Hülfe entwickeln ſich im menſchlichen Herzen die unordentlichen Neigungen, die Keime des Böſen, wie die Verhältniſſe und Umſtände auch immer beſchaffen ſeyen — in denen ſie indeß nur zu oft jegliche Begünſtigung finden — und ſchwächen, beſchränken, vertilgen ſogar nicht ſelten die edlern Triebe, wenn nicht eine weiſe und treue Sorgfalt über dieſe wacht; und immer bedürfen die edeln Triebe des Herzens der köſtlichen Pflege, damit die reine ſittliche Schönheit aus ihnen erwachſe. Wo ihnen dieſe Pflege zu Theil wird, da können die unordentlichen Neigungen nichts anders, als zu ihrer Vervollkommnung beytragen, und zu einer gewiſſen Reinheit und Stärke gelangt, müſſen ſie alles überwältigen, was ihnen entgegenſtrebt; denn in den edeln Trieben des Herzens wirken die Kräfte des Himmels.

Unabläſſig wird von neuem Unkraut in das Herz geſäet, das für daſſelbe ein ſo empfänglicher Boden iſt, und nie dürfen wir aufhören, ihm zu wehren, daß es nicht die edeln Pflanzen erſticke; nie dürfen wir aufhören, der edeln Pflanzen zu warten, und ihnen zu verſchaffen, was ſie nähren, und ihr Gedeihen fördern kann.

O, es ſey mir ein ſüßes Geſchäft, Unkraut auszurotten — in der Welt, im Menſchenherzen, im eignen Herzen, und Freyheit, Licht und Luft zu geben jedem zarten köſtlichen Pflänzchen.

Der ärgerliche Anblick des Unkrautes lehrt mich, was aus meinem Herzen werden müßte, wenn ich daſſelbe verwahrloſte. Das will ich mir tief einprägen, damit ich ſtäts mit der größten Sorgfalt an meinem Herzen arbeite. Viel haben andere für mein Herz gethan; doch das würde vergebens ſeyn, ich würde nur deſto mehr zu verantworten haben, wenn ich mich ſelbſt verſäumte.

* * *

Inhalt des zweyten Bandes.

Drittes Buch.

VIII. Fortſetzung der Fragmente aus Euphranors Papieren.

7. Die gute Gabe . . . . . . S. 3.
8. Neues Leben . . . . — 32.
9. Sterben im Leben . . . . . — 57.
10. Lebensluſt . . . . — 72.
11. Die Täuſchungen des Lebens . — 90.
12. Wahrheit des Lebens . . . — 111.
13. Leben in der Wahrheit . . . — 129.
14. Arbeitsnoth und Thätigkeitsfreude. — 148
15. Das Leben mit den Todten . — 164.
16. Die Sprache . . . . — 185.
17. Das Unausſprechliche . . . . — 212.

Inhalt des dritten Bandes.

Viertes Buch.

Fortſetzung der Fragmente aus Euphranors Papieren.

18. Die Sehnſucht . . . . . S. 5.
19. Leben in der Gegenwart . . — 29.

20. Leben in der Vergangenheit . S. 45.
21. Der göttliche Friede. . . . — 64.
22. Die ſüße und wohlthätige Beſchränkung . . . . . . — 83.
23. Der Troſt. . . . . — 117.
24. Der gute Muth . . . . . . — 150.
25. Die Erhebung . . . . . . — 171.
26. Die Unſchuld. . . . . . . — 191.
27. Geſtalten des Lebens. . . . . — 232.
28. Die Befreundeten . . . . . — 254.

Fünftes Buch.

Ländliche Stunden aus Agathens Leben.

1. Das Leben auf dem Lande . . S. 6.
2. Das Lieblingsplätzchen . . . — 9.
3. Die Treue . . . . — 12.
4. Die Befreundung. . . . . . — 16.
5. Das Gras . . . . — 21.
6. Ländliche Stille . . . . . . — 25.
7. Der May . . . . — 30.
8. Die Blumen . . . . — 33.
9. Jugendliebe . . . . — 37.
10. Die Wandlung . . . . . . — 42.
11. Die Grüße. . . . . — 46.

12. Der frohe Tag . . . . — 53.
13. Aufſtreben . . . . — 58.
14. Die Verklärte . . . . — 64.
15. Der Regen. . . . . — 70.
16. Der böſe Tag . . . . — 74.
17. Schwermuth . . . . — 79.
18. Das Lächeln . . . . — 84.
19. Abendroth . . . . — 89.
20. Der Schutzgeiſt . . . . — 93.
21. Die Schatten . . . . — 100.
22. Das Leben in Gefühlen . . . . — 104.
23. Natur und Kunſt . . . . . . — 108.
24. Die glückliche Armuth . . . . — 113.
25. Die harte Armuth. . . . . . — 118.
26. Das Gebeth . . . . — 123.
27. Das Bächlein . . . . — 129.
28. Das Unkraut . . . . — 132.

Im zweiten Bande der Bilder des Lebens bittet man folgende Fehler zu verbeſſern.

Seite 4 Zeile 3 von unten ſt. worden l. werden.
S. 8 Z. 7 v. u. ſt. Erſcheinung l. Erſcheinungen.
S. 10 Z. 10 v. u. ſt. Stöhrung l. Rührung.
S. 13 Z. 6 v. o. ſt. träumet l. trauert.
S. 17 Z. 6 v. o. ſt. derſelben l. denſelben.
S. 25 Z. 2 v. o. ſt. der l. den.
S. 27 Z. 9 v. o. ſt. merklich l. wirklich.
S. 27 Z. 13 v. o. ſt. das andre l. des andern.
S. 32 Z. 8 v. u. ſt. [illegible] l. Menſchen.
S. 36 Z. 13 v. o. ſt. aller l. alter.
S. 37 Z. 7 v. o. fällt weg der.
S. 39 Z. 5 v. u. ſt. Gute l. Guter.
S. 47 Z. 11 v. o. fällt weg der.
S. 49 Z. 9 v. u. ſt. ein l. nie.
S. 51 Z. 9 v. o. ſt. Ich l. Ach.
S. 52 Z. 3 v. o. ſt. ein l. um.
S. 63 Z. 5 v. u. ſt. Unmuth l. Wehmuth.
S. 76 Z. 10 v. u. ſt. denſelben l. derſelben.
S. 78 Z. 1 v. u. ſt. der l. den.
S. 81 Z. 2 v. u. ſt. einzelne l. einzelnen.
S. 92 Z. 7 v. u. ſt. unſre l. unſrer.
S. 93 Z. 4 v. o. ſt. Unternehmen l. Unternehmungen.
S. 93 Z. 8 v. o. uns fällt weg, ſt. andre l. andern.
S. 95 Z. 5 v. o. ſt. dem l. den.
S. 101 Z. 7 v. o. ſt. ihm l. ihnen.
S. 117 Z. 2 v. u. ſt. nur l. nie.
S. 124 Z. 12 v. o. ſt. den l. der.
S. 127 Z. 10 v. u. nach Leben ſetze man (,) ſt. dir l. die.
S. 129 Z. 2 v. o. ſt. dich l. dir.
S. 136 Z. 8 v. o. ſt. erhebt l. erfüllt.
S. 141 Z. 12 v. o. ſt. Vorſtellung l. Verſtellung.
S. 141 Z. 8 v. u. ſt. nur l. um.
S. 146 Z. 1 v. u. ſt. verhehlen l. erheben.
S. 152 Z. 4 v. o. nach die ſetze man ich.
S. 158 Z. 6 v. u. ſt. nur l. nun.
S. 163 Z. 5 v. o. ſt. mein l. ſein.
S. 165 Z. 8 v. o. ſt. ihr l. ihm.
S. 174 Z. 2 v. u. ſt. lehrlich l. lehrreich.
S. 177 Z. 9. v. u. ſt. meine l. ſeine.
S. 186 Z. 6 v. u. ſt. Erhebung l. Erhöhung.
S. 187 Z. 3 v. u. ſt. mächtig l. mühſam.
S. 192 Z. 9 v. o. ſt. Verſtockten l. Verſteckten.
S. 198 Z. 6 v. u. ſt. wahren l. wachen.
S. 222 Z. 3 v. o. ſt. ſehſüchtige l. ſehnſüchtige.
S. 222 Z. 4 v. o. ſt. zu l. je.
S. 225 Z. 9 v. u. ſt. den l. dem.

Andachtsbuch

für

Gebildete

des

weiblichen Geſchlechtes

von

Friedrich Ehrenberg,

Königl. Hof- und Domprediger zu Berlin.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Titelkupfer.

Leipzig, 1816.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

Der

Frau Amtmännin

C. Langbein

geb. Ebert

zu Radeberg

aus

inniger Hochſchätzung

zugeeignet

vom

Verleger.

Vorrede.

Das vorliegende Andachtsbuch will keineswegeſ den vortrefflichen Schriften dieſer Art, die wir bereits beſitzen, entgegen treten. Es hat ſeine unterſcheidende Beſtimmung. Der Andacht im eigentlichen Sinne, der erhebenden und erwärmenden Betrachtung ſollte es geweiht ſeyn; es ſollte zugleich die vornehmſten Stücke des religiöſen Glaubens und Lebens in einer gewiſſen Vollſtändigkeit umfaſſen, es ſollte zur Erwägung aller höhern Angelegenheiten des Menſchen Veranlaſſung geben. Ein Buch recht eigentlich für das Herz wollte der Verfaſſer ſchreiben. Frömmigkeit, chriſtliche Frömmigkeit wünſchte er zu befördern — und durch dieſe, wie es dem Geiſte des Evangeliums angemeſſen iſt, Veredlung des Herzens und Lebens. Daher blieb alles, was zunächſt nur den Verſtand in Anſpruch nimmt, und das Nachdenken beſchäftigt, ſo wie alle ſpeciellen Warnungen und Rathſchläge von ſeinem Plane ausgeſchloſſen.

Hieraus geht hervor, in welchem Sinne das Buch ein Andachtsbuch für das weibliche Geſchlecht ſey. Belehrungen über die Beſtimmung, die Verhältniſſe und Pflichten, über eigenthümliche Fehler der Frauen und diejenigen Tugenden, welche dem weiblichen Gemüthe am meiſten zur Zierde gereichen, würde man hier vergebens ſuchen. Der Verfaſſer konnte ſich derſelben um ſo mehr überheben, da ſie in andern ſeiner Schriften enthalten ſind. Dagegen hat er ſich bemüht, die heiligen Lehren der Religion ſo darzuſtellen, wie es ihm die Bedürfniſſe, die Stimmung, die Empfänglichkeit, die Bildungsfähigkeit des weiblichen Herzens zu verlangen ſchienen. Möchte ihm dies nur nicht ganz verunglückt ſeyn! Vielleicht werden indeß auch Männer in dieſer Schrift einen angemeſſenen Stoff zu ihrer Erbauung finden.

Zur vollſtändigen Entwickelung der vornehmſten Wahrheiten der Religion waren Aufſätze von einem größern Umfange, als man ſie gewöhnlich in Erbauungsſchriften antrifft, erforderlich. Durch die in denſelben angebrachten Abtheilungen iſt indeß für die nöthigen Ruhepuncte der Andacht geſorgt. Die Ausführlichkeit der Feſtbetrachtungen wird man damit entſchuldigen, daß, um Wiederholungen zu vermeiden, mehrere der eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums in denſelben behandelt werden mußten; daher ſie auch an andern Tagen zur Beſchäftigung der Andacht benutzt werden können.

Manches mehr Specielle zur Erbauung liefern die Morgengedanken in des Verfaſſers Seelengemälden (Berlin bey Amelang 1812), und Agathens ländliche Stunden, welche dem dritten Theile der Bilder des Lebens angedruckt, aber auch beſonders zu haben ſind (Elberfeld bey Büſchler 1815).

Berlin, den 18. October 1815.

Inhalt.

Seite

I. Die Stunden der Andacht. 1

II. Der Unſichtbare. 11

III. Seine Huld und Treue. 17

IV. Sein Ebenbild. 27

V. Das Evangelium. 37

VI. Er und ſein Evangelium. 48

VII. Der Regierer der Welt und meines Lebens. . 61

VIII. Seine Gerichte und Wege. 75

IX. Meine Würde. 83

Seite

X. Meine Beſtimmung. 93

XI. Unſterblichkeit. 108

XII. Die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. . . 127

XIII. Die Verbindung der Frommen mit dem Himmel. 142

XIV. Meine Sünde. 152

XV. Meine Erlöſung. 175

XVI. Meine Heiligung. 188

XVII. Der höhere Beyſtand. 205

XVIII. Die Freude an dem Herrn. 220

XIX. Das Vertrauen auf den Herrn. . . . 233

XX. Die Zufriedenheit. 248

XXI. Geduld im Leiden. 260

XXII. Die Liebe. Ihre Nothwendigkeit. 274

XXIII. Die Liebe. Ihre Natur und ihr Urſprung. . . 284

XXIV. Die Liebe. Ihre Allgemeinheit. 295

XXV. Die Demuth. 301

XXVI. Der ſanfte und ſtille Geiſt. 317

Seite
XXVII. Am Weihnachtsfeſte. 330
XXVIII. Am ſtillen Freytage. 346
XXIX. Am Oſterfeſte. 359
XXX. Am Himmelfahrtsfeſte. 373
XXXI. Am Pfingſtfeſte. 388
XXXII. Beym Jahreswechſel. 401
1. Am Schluſſe des Jahres. 401
2. Am erſten Morgen des Jahres. . . 410
XXXIII. Bey der Feyer des heiligen Mahles. . . 419
1. Das Mahl des Gedächtniſſes. . . . 419
2. Das Mahl des Bekenntniſſes und des heil. Gelübdes. 425
3. Das Mahl der innigſten Vereinigung. . 429
4. Das Mahl der Liebe. 433
5. Das Mahl des Troſtes. 438
6. Das Mahl des himmliſchen Genuſſes. . 442
7. Die würdige Feyer. 446

Seite

8. Aus einer Predigt bey der erſten Abendmahlsfeyer einiger Jungfrauen. . . . 449

9. Am Abend nach der Abendmahlsfeyer. . 452

XXXIV. Am Morgen. 456

XXXV. Am Abend. 461

XXXVI. Im Frühling. 464

I.

Die Stunden der Andacht.

Seyd mir geſegnet, ihr Stunden der einſamen Beſchäftigung mit Gott und meinem Herzen, ihr ſtillen und gehaltreichen, ihr wohlthätigen und ſeligen Stunden! Ihr gewähret mir, aus dem Geräuſche und den Zerſtreuungen der Welt mich zu ſammeln in die freundliche Stille, wo ich mit Gott und meinem Herzen allein bin, und da ganz zu ſeyn bey Gott und meinem Herzen.

Bey Gott und meinem Herzen fühle ich mich daheim; in der Welt, wie ſehr auch ihr Ergötzliches mich anzieht, wie ſehr auch Verhältniſſe, nothwendige Verrichtungen und heilige Pflichten mich an ſie feſſeln, werde ich immer mich fremd fühlen. Nicht der Welt — meinem Gotte, meinem Herzen gehöre ich an; von Gott kommt das Leben, die Lebensſtärke, die Lebensfreude des Gemüthes, und im Herzen empfinde ich das Leben, die Lebensſtärke, die Lebensfreude. Darum treibt es mich unaufhörlich zurück aus der Welt zu Gott und meinem Herzen hin. Wenn die Welt mich abgeſpannt und ermüdet hat, wenn mein Inneres unter ihren Einflüſſen leer und kalt geworden, und nun nichts mehr mich zu reitzen vermag, wenn ich nichts mehr fühle als Verworrenheit, Verdruß und Unmuth: dann wird alles wieder friſch und kräftig, das Leben ſchmückt ſich mit neuer Luſt, die Gedanken, die Gefühle ordnen ſich, der Geiſt heitert ſich auf, die alte Liebe erfüllt wieder das Herz im Umgange mit Gott und dem Herzen. Mein Beſtes, ach mich ſelbſt würde ich verlieren, wenn nicht die Stunden der Andacht, mein Beſtes, mich ſelbſt mir verſicherten.

Wie lebt ſich's ſo innig, ſo vertraut, ſo zuverſichtlich mit Gott und dem Herzen!

Stunden des reichſten und koſtbarſten Gehaltes muß ich ſie nennen.

Mein Schöpfer, durch den ich bin und alles habe, mein Herr, der Regierer meiner Schickſale, der Gebieter über mein Leben, das Höchſte und Beſte aller Weſen, der Urquell alles Schönen und Guten, der Wunderbare, Heilige, ewig Herrliche, der Vater und Freund beſchäftigt meine Gedanken. Ich verliere mich in die Betrachtung ſeines unerforſchlichen Weſens und der Werke, in denen er mir ſo klare, ſo heitere, ſo große und ſo rührende Sinnbilder ſeines Weſens aufgeſtellt hat; ich bewundere, ich bete an die Weisheit ſeiner Wege; ich verweile bey ſeinen gnadenvollen Führungen, bey den zahlreichen Gaben der Huld, die ich bereits empfangen habe, und noch immer empfange — und Ehrfurcht, Freude, Dank, Zuverſicht bemächtigen ſich meines Herzens; ich gelobe mich ihm an, mein Herz erwärmt ſich für ihn, wird ihm vertrauter, öffnet ſich den Einflüſſen ſeiner Liebe, den ſtillen Kräften, die von ihm ausgehen; und gläubig froh überlaſſe ich mich ſeiner Leitung. Vor ihm ergießt ſich das Herz in ſeinem Weh, in ſeiner Freude, in ſeiner Sorge, in ſeiner Verlegenheit, in ſeinem Hoffen, in ſeinem Wünſchen und Streben.

Ich denke — ich fühle mich als unſterbliches Weſen; mit den edelſten Vorzügen ſehe ich mich geſchmückt; in Ehrfurcht nehme ich das Bild Gottes an mir wahr, und finde mich mit einer unſichtbaren Welt in Gemeinſchaft — weit erhaben über alles, was die Erde Großes und Herrliches aufzuweiſen hat; es durchdringt mich mit ſüßen Schauern, daß ich ewig leben, daß ich vollendet werden, daß ich einſt ſelig ſeyn, daß ich in's Unendliche von Einer Stufe der Bildung und des Genuſſes zur andern hinaufſteigen ſoll; und es befeſtigt ſich in mir der Vorſatz, mich vor allem zu hüten, was die Würde meiner Seele verletzen könnte, dagegen ſtets ſo zu leben, wie jene herrliche Hoffnung mich auffordert.

Ich erwäge den Zweck meines Daſeyns auf Erden, durch Erleuchtung des Verſtandes, durch Heiligung des Herzens und Lebens mich für den Himmel geſchickt zu machen; was ich werden kann, was ich werden ſoll, ſchwebt meinem Geiſte vor, das Bild der höchſten menſchlichen Vortrefflichkeit iſt mir gegenwärtig, und ich erwecke mich zu den Bemühungen, für welche der Zweck meines Daſeyns mich in Anſpruch nimmt.

Die Tugend erſcheint mir in ihrer reinen Geſtalt, in ihrem Adel, in ihrer unvergänglichen Schönheit, mit ihren reichen Belohnungen; und das Herz weiht ſich ihr mit erhöhter Bewunderung und Liebe; es erwachen in mir alle Triebe, die ihr nachringen.

Ich erinnere mich an meine Pflichten, ich ſtrafe mich, wo ich ihnen entgegen gehandelt, ich ermuntere mich zu neuem Ernſte und zu größerer Sorgfalt in der Erfüllung derſelben, und präge mir die Regeln tief ein, die mein Verhalten beſtimmen ſollen.

Ich erforſche mein Herz; ich frage nach ſeinen Irrthümern, ſeinen Thorheiten, ſeinen Fehlern, nach ſeinen ſündlichen Begierden, nach den unlautern Gefühlen, die ſich ſo oft in ſeine edelſten Bewegungen miſchen; ich dringe in ſeine dunkeln Tiefen, ſeine Geheimniſſe zu ergründen, zu erfahren alles, was in mir iſt; da treten hervor meine Gebrechen, die düſtern Züge der zerrütteten Seelengeſtalt — und mit ihnen die vielfachen Uebertretungen meines Lebens; ich wende mich weg von mir ſelbſt, ich beuge mich vor Gott, ich bekenne ihm voll Reue, oft unter heißen Thränen, all meine Sünde — all meine Schuld, flehe in Demuth um Gnade und Vergebung, und reinige vor ihm das Herz in kräftigen Entſchließungen. Jeſus, mein Heiland und mein Herr — wie wohl thut es dem Herzen, ihn ſeinen Heiland und Herrn zu nennen! — iſt mir gegenwärtig. Sein hoher Sinn, ſein reines Gemüth, ſein unſträflicher Wandel, ſeine unausſprechliche Liebe, ſeine nie genug zu preiſenden Verdienſte um das Heil meiner Seele, daß er für mich geſtorben iſt, daß er mich dem Himmel erkauft hat, daß ich durch ihn — durch ihn ſelig werden ſoll, das erfüllt mir das Herz; ich ſinke vor ihm nieder in Ehrfurcht und Dankbarkeit, ich ſchließe mich an ihn an, vereinige mich feſt und immer feſter mit ihm, ſtrebe eifriger ihm ähnlich zu werden, und gewinne Muth und Freudigkeit ihm nachzufolgen.

Ich fühle das hohe Glück, Chriſt zu ſeyn, und preiſe Gott tief gerührt, daß er mir dieſes Glück hat laſſen zu Theil werden; ich gelobe, feſt an meinem Chriſtenthume zu halten im Glauben und in der Liebe, ſeine Kräfte in mir zu verſtärken, als Chriſt zu leben und zu ſterben.

Das iſt der *reiche, koſtbare Gehalt* meiner Andachtsſtunden. Wie leer erſcheinen mir dagegen die Stunden, die ich in der Welt zubringe! wie geringfügig, wie bedeutungslos für das Herz die Gegenſtände, die da mich beſchäftigen! Aufregen können ſie das Herz wohl, aber nicht das Herz beleben — nicht das Herz befriedigen, nicht Fülle des Herzens hervorbringen. Selbſt das Beſte, was ſie gewähren können, wie wenig Erfreuliches läßt es im Herzen zurück!

Die Stunden des reichen koſtbaren Gehaltes ſind zugleich Stunden *des wohlthätigſten Einfluſſes*. Ich bedarf ihrer, um meine wichtigſte Angelegenheit würdig zu beſorgen, um für mein Herz Ruhe und für mein Leben Heiterkeit zu gewinnen. Mein ewiges Heil würde ich verſcherzen, ich würde für Gott und die Tugend und den Himmel verloren gehen, die Welt würde mein Inwendiges zerrütten und verderben, wenn ich mir nicht in ſtillen Andachtsſtunden das ſammeln könnte, was mein Herz mit Gott, der Tugend und dem Himmel in

Verbindung erhält, was mich in den Stand ſetzt, dem Reiche der Sünde zu widerſtehen, meine Fehler zu verbeſſern, mich im Guten zu üben, und immer mehr meine Seele Gott und dem Himmel zu heiligen.

In der Welt erkaltet das Herz. Ach bey einem beſtändigen Umtreiben unter ihren Arbeiten, Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten verſchwindet zuletzt das Gefühl für höhere Dinge; man füllt ſich immer mehr an mit dem Eiteln und Vergänglichen, und büßt immer mehr ein den Sinn für das Wahre und Ewige, die Empfänglichkeit für diejenigen Rührungen, von denen Frömmigkeit und Tugend ihre Nahrung ziehen, von denen die Kraft zur Vermeidung des Böſen und zum Vollbringen des Guten ausgeht. In den Stunden der Andacht erwärmt ſich das Herz, da erwachen die Gefühle und verſtärken ſich, durch die wir Gott, dem Erlöſer der Menſchen, dem Himmel ergeben bleiben; mit neuer Liebe für Gott, für den Erlöſer und für den Himmel kehren wir von der frommen Betrachtung zu den Geſchäften des Lebens zurück.

Das Leben in der Welt wird dem Menſchen ſo oft verderblich, durch den Leichtſinn, wozu es ihn ſtimmt, durch die Unbeſonnenheit, womit er den Empfindungen des Augenblickes folgt. Dagegen ſchützen mich die Stunden der Andacht, indem ſie mir einen heiligen Ernſt einflößen, mich an die nöthige Wachſamkeit über Herz und Leben erinnern, mich vor Fehltritten warnen, mich auf unerkannte Gefahren aufmerkſam machen, mich über die Wichtigkeit ſolcher Handlungen belehren, die mir unbedeutend ſcheinen möchten, mir zeigen, wo ich wirklich gefehlt habe, daß ich künftig mit größerer Vorſicht zu Werke gehe.

Die Welt läßt mich, bey ihren zahlreichen und mächtigen Verſuchungen, bey den vielfachen Schwierigkeiten, unter welchen ich in derſelben meine Pflichten zu erfüllen habe, ſo oft die große Schwachheit meines Herzens mit Wehmuth erfahren. Die Stunden der Andacht ſtärken, im Blick auf Gott und Jeſum, im Gedanken an eine vergeltende Ewigkeit, in dem Abſcheu gegen das Böſe, in der Begeiſterung für das Gute, die ſie mir einflößen, durch die Grundſätze eines heiligen Lebens, die ſie mir vergegenwärtigen und in meinem Gemüthe beleben, das ſchwache Herz, daß es die Verſuchung glücklich überwindet, und die ſchwere Pflicht freudig erfüllt. O, zu allem fühle ich die Kraft in mir, wenn meine Seele ſich im Gebete mit Gott vereinigt, und das Vorgefühl des ewigen Lebens genießt; ein Geringes dünkt es mich dann, das Gut und den Schmerz der Welt zu verachten, und dieſe Kraft geht wenigſtens zum Theil mit mir in das Leben.

Den Rührungen und Erweichungen der Andachtsſtunde verdanke ich die Liebe und Milde, ohne die ich manche Pflicht nicht würde erfüllen können.

Und wie ſollte ich an der Verbeſſerung meines Herzens und Lebens mit Erfolg arbeiten, ohne die Bekanntſchaft mit mir ſelbſt, zu der man allein durch ſtille Prüfung vor dem Herzenskündiger gelangt, ohne die ernſtlichen Vorſätze, die wir nur in der Stille, bey einem gefühlvollen Andenken an Gott, würdig faſſen, und tief einprägen, und recht heilig machen können, ohne die Bekämpfung ſündlicher Neigungen, zu der man ſich in der Stille vorbereiten muß.

In den Stunden der Andacht findet das Herz Beruhigung über all ſeine Noth, all ſeine Sorge. Bey Gott bringe ich meinen Schmerz, meine Bekümmerniß, meine Angſt, und fühle mich unausſprechlich getröſtet. Ich wüßte nicht, wo ich hin ſollte mit dem, was mich quält, wenn ich es nicht vor Gott bringen könnte. Die Welt hat keinen Troſt für den Leidenden. Von Gott kommt der Troſt in die trauernde Seele; aber man muß ihn bey Gott ſuchen. Der Glaube beſänftigt, richtet auf, gibt Kraft zum Erdulden, Muth dem Gefürchteten entgegen zu gehen; aber man muß das Wort des Glaubens ſtill und ſorgfältig erwägen. Und nicht bloß für das gegenwärtige Leid, auch für alle Bedrängniſſe, die mir noch bevorſtehen, ſtärkt ſich das Herz in den Stunden der Andacht. Die Wahrheiten, die ich hier betrachte, die hellen, freundlichen Anſichten, die ich hier gewinne, die Gefühle, die hier in mir erwachen, die Hoffnungen, die hier mein Herz erfüllen, die fromme Ergebung in den Willen Gottes und das kindliche Vertrauen auf ſeine weiſe und gnädige Führung, die ich mir hier zu eigen mache, begleiten mich zu jeder düſtern Stelle meines Lebens. Ich lerne in den Stunden der Andacht chriſtlich denken, chriſtlich empfinden, chriſtlich geſinnt ſeyn, im Hinblick auf den erhabenen Leidenden, der mein Erlöſer iſt, willig, ja dankbar annehmen und gelaſſen ertragen, was Gott mir Schmerzliches geſchickt, freudig gewiß, daß die Leiden der Zeit nicht werth ſind der Herrlichkeit, die dereinſt an uns ſoll offenbart werden.

Die Stunden der Andacht zähle ich zu den glücklichſten meines Lebens. Die reinſten, die höchſten, die ſüßeſten Genüſſe gewähren ſie mir. Meine Seele freuet ſich in dem Herrn — mit ſtiller, heiliger Sabbathsfreude. Die froheſten Gedanken, die der menſchliche Geiſt zu denken vermag, beſchäftigen mich; die ſeligſten Rührungen, die ein menſchliches Herz aufnehmen kann, erfüllen mein Inwendiges. Bey Gott, bey ihrem höchſten Gute, ihrer ewigen Sehnſucht iſt meine Seele, und ich empfinde, was ich nicht ausſprechen kann — ſeine Liebe und die Liebe deſſen, der ſich für mich dahingegeben hat. Auf dem herrlichen Bilde des Gottesſohnes, des Menſchenfreundes, des Edelſten unter den Menſchenkindern ruht mein entzückter Blick. Ich ſchaue hinüber in das Leben der Wonne, wozu ich geſchaffen bin; ich verſetze mich in jenes Leben, wo ich mit allem, was die Schöpfung Vortreffliches aufzuweiſen hat, in Verbindung treten ſoll. Ich betrachte das glückliche Verhältniß, worin ich zu Gott ſtehe, die Reichthümer des Schönen und Guten, die mir auf Erden ſeine Huld verkündigen, die zahlreichen frohen Erfahrungen, die ich gemacht habe, die Barmherzigkeit und Treue, die er von Jugend auf mir bewieſen, die Schonung, womit er mich getragen, die Huld und Freundlichkeit, womit er mich geleitet, mir geholfen, mich gerettet und geſegnet hat. Ich fühle, daß ich ſein Kind bin; ich gebe mich ihm immer mehr hin, und nehme wahr, daß mein Leben ihm immer mehr geheiligt wird. Ich bin gewiß, daß ich nichts verlieren, daß ich ewig gewinnen werde; die Erde iſt mein, und der Himmel iſt auch mein. Und wenn ſich mir nun immer mehr enthüllt, was ich bin, was ich werden ſoll, wie Gottes Hand mich führt; wenn ſich mir immer mehr das Dunkle aufklärt; wenn ich immer mehr in dem Unerforſchlichen das Wohlthätige erkenne; wenn es mich immer mächtiger zu ſich hinzieht das Höchſte, das Heiligſte; wenn ich immer tiefer empfinde die Bewunderung, den Dank, das unerſchütterliche Vertrauen: wie ſelig iſt dann das Herz! O, was ſeyd ihr arme Weltfreuden gegen die reine, die ſüße, die erhabne Andachtsfreude!

Heiter gehe ich an mein Geſchäft, heiter erſcheine ich unter den Menſchen — alles um mich her heitert ſich auf, wenn in den Stunden der Andacht der Geiſt ſich erheitert hat.

Darum preiſe ich euch, ihr Stunden der Andacht, als die köſtlichſten meines Lebens.

II.

Der Unſichtbare.

Er iſt nicht ferne von einem jeglichen unter uns.
Apoſtelgeſch. 17. V. 27.

Das Auge ſieht Ihn nicht, der Verſtand faßt und ermißt Ihn nicht; aber das Herz weiß — o wie freudig! — daß Er iſt, daß vor allem andern Er iſt, daß Er ewig ſeyn wird, mein Gott, mein Vater und mein Freund — der Unausdenkliche mein Gott, mein Vater und mein Freund! der Unerreichbar-Ferne mir nahe, wie kein anders Weſen mir nahe ſeyn kann — ſo nahe, daß ich allenthalben Ihn fühle und finde, um mich, mit mir, in mir.

Fern biſt du, Gott, nur dem Verſtande, der dich faſſen und ermeſſen will, aber nicht fern dem Herzen. Das Herz kennt dich, das Herz verſteht dich, das Herz betet zu dir, wo der Mund verſtummen muß der zu mächtigen Empfindung, das Herz lebt mit dir, durch dich — ſelig, ſelig in deiner Gemeinſchaft.

Zu dir eilen alle meine Gedanken, bey dir verſammeln ſie ſich, auf dich weiſen ſie alle mich hin. Dich allein meint das unausſprechliche, das durch das Herrlichſte und Köſtlichſte in der Welt nicht zu ſtillende Verlangen des Herzens. Wenn alles um mich öd' und traurig iſt, das Leben arm und verlaſſen, und ich wehmüthig hinausblicke in die weite Ferne, dann ſehnet ſich meine Seele nach dir, dem lebendigen Gott.

In meine Freude drängt es ſich ſo wunderbar, ich bin fröhlich — und weine, ich beſitze und beſitze nicht; auch dann ſehnt ſich meine Seele nach dir, dem lebendigen Gott! und in den glücklichſten Stunden meines Lebens vereinigen ſich alle frohen Empfindungen in dem Bewußtſeyn, daß ich dich habe, dich nie verlieren, von dir ewig empfangen werde. Zu dir hin zieht mich das Bedürfniß, ſtill zu danken für das Gute, das mir zu Theil ward. Von dir kommt, was, oft in dunkeln Regungen, mich tröſtet in meinem Schmerze; von dir kommt es, auf dich weiſet es hin.

Von dir zeugen alle edeln Gefühle des Herzens, ja jeder Schlag des Herzens zeugt von dir. Ohne dich wäre ich nicht, könnte ich nicht fortdauern; aus deiner Lebensfülle ſtrömt unaufhörlich mir zu, was ich mein Leben nenne.

Wohin ich blicke, finde ich die Spuren von dir — in den heitern Räumen des Himmels, auf den lachenden Gefilden der Erde, in jeder Blume, in jedem Grashalm, in den Ereigniſſen meiner Tage; und jede ſchöne Menſchenſeele wird mir Verkündigerin der ewigen Schönheit — dein Bild zeigt ſie mir.

Wäre mir nie etwas von dir geſagt worden: das Herz würde dich doch kennen, dich verſtehn, zu dir beten in ſeiner Luſt und in ſeinem Weh, ſo nahe biſt du dem Herzen. Ich müßte meine Augen verſchließen, oder mich abwenden von dem, was ſich mir Großes, Rührendes, Liebliches darſtellt; ich müßte wehren den Gedanken, die immer hinauf wollen in das Licht; ich müßte jedes edle Herzensgefühl unterdrücken, um dich verläugnen zu können. Dich verläugnen — dies Entſetzliche! — könnte der Menſch? Nein, nur im Wahnſinn der Leidenſchaft vermöchte er es.

Der *Hocherhabene*, der *Wu* [illegible] *rliche* biſt du. Himmel und Erde faſſen [illegible] errlichkeit nicht, ob ſie gleich Himmel und [illegible]. Das Herrlichſte im Himmel und auf Erden iſt nur ihr ſchwacher Wiederſchein. Wenn mein Blick auf der Pracht deiner Schöpfungen ruht, und es in meinem Innern ſpricht: nicht *Er*, nur ſein *Wiederſchein*: dann verliert ſich der Geiſt in Bewunderung und Entzücken. Wenn ich hinausſchaue in das Unermeßliche — hinauf zu den Welten ohne Zahl, die dein Machtgebot ins Daſeyn rief: dann ſtehen die Gedanken mir ſtill, und ich ſinke anbetend vor dir nieder.

Der *Heilige* biſt du, aller Vollkommenheit Inbegriff, alles Guten Urquell; das Böſe kömmt nicht mit dir in Gemeinſchaft, es bleibt ewig von dir geſchieden; auch das Reinſte iſt nicht rein vor dir. Indem ich deiner gedenke, du Heiliger, fühle ich, o, wie ſchmerzlich!

meine Sünde und meine Schuld — ach wie vieles iſt an mir unrein! ich fühle, daß ich nichts Größeres kann, als demüthig ſeyn vor meinem Gott. Immer will ich recht von Herzen demüthig ſeyn. Indem ich dich, den Heiligen, mir vergegenwärtige, heiligen ſich meine Gedanken und Empfindungen; alles Sträfliche weicht von mir, und alle meine Kräfte ringen nach dem Guten.

Hilf mir Herr, daß ich heilig werde, daß ich wandle in deinem Lichte!

Allenthalben, Gott, umgibſt du mich, unter Menſchen und in der tiefſten Einſamkeit — nicht fern von einem jeglichen unter uns. In allen Weſen iſt deine Kraft, in allen Herzen ſind deine Triebe wirkſam; auf allen Plätzen ſchaffſt du, erhälteſt du, ſegneſt du. Wo kein Menſch mich bemerkt, da bemerkſt du mich; du ſiehſt alle meine Wege; du kennſt alle meine Gedanken; du weißt um all meine Noth, um all meine Bedürfniſſe; du hörſt alle meine Gebete.

O, daß ich doch auch überall dich, o Gott, fände und fühlte, deine Furcht und Liebe im Herzen hätte! daß doch überall mein Herz und mein Leben dich verherrlichten, wie ich überall dazu veranlaßt und aufgefordert werde!

Auch in den Schatten der Verborgenheit muß ich vor Vergehungen mich hüten, auch in der Stille muß ich das Gute freudig vollbringen: denn überall habe ich dich zum Zeugen. Unter deinen Augen — wie könnte ich thun, was wider dein Gebot iſt? Von dir bemerkt und deines Beyfalles gewiß — wie ſollte ich nicht mit Luſt auch die ſchwere Pflicht erfüllen? Weichet von mir, Gedanken der Sünde, reiniget euch, Bewegungen meines Gemüthes: denn der Herr erforſchet mich und kennet mich.

Getroſt, mein Herz, freue dich, meine Seele, nie werde ich der Welt einſam und verlaſſen ſeyn. Die Menſchen können ſich von mir wenden; der Unſichtbare bleibt bey mir im Unglück, in der Gefahr, im Tode. Was hätte ich zu fürchten unter ſeinem Schutze — an ſeiner Hand? Muß ich allein die dunkle, grauenvolle Straße ziehen — Gott mit mir, ich ziehe ſie unverzagt und fröhlich. Gelaſſen und in guter Zuverſicht ertrage ich das Ungemach, der Unſichtbare iſt bey mir, und zählet alle meine Thränen; er wird helfen nach ſeinem weiſen und gnädigen Rathe.

Am meiſten biſt du mir, Gott, gegenwärtig hier, wo das Herz ſich ſtill mit dir beſchäftiget. Hier läßt du mich deinen Frieden fühlen; hier erleuchteſt du mich mit deinem Lichte; hier ſtärkſt du mich mit deiner Kraft; hier erwärmſt du mich mit deiner Liebe; hier tröſteſt du mich in meinem Schmerze; hier erfreueſt und ſegneſt du mich aus der Fülle deiner Allgenugſamkeit. Wie glücklich bin ich, daß ich mich mit dir beſchäftigen, daß ich dir ſo nahe ſeyn, dich in mein Herz aufnehmen kann!

Ehe denn die Berge waren und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, und kannſt auch mich ewig erhalten, kannſt mich ewig ſegnen. Ich kann alles verlieren, nur dich nicht; und was iſt dieſes Alles, wenn ich dich habe? Einen Traum, einen Schatten habe ich verloren; dich, die Wahrheit und das Leben, beſitze ich noch, und du gewährſt mir ohne Aufhören das Höchſte und Beſte:

Mag wandeln und wechſeln, was da will — das heiß Geliebte ſich treulos von mir wenden, oder untergehen in dem alles verſchlingenden Meere der Vergänglichkeit. Du biſt immer und ewig derſelbe, der Barmherzige, der Getreue, der Allvermögende. Dich im Herzen blicke ich triumphirend auf die Reiche der Zerſtörung, und nenne *mein*, was unerſchütterlich feſt ſteht in allem Wandel und Wechſel.

Doch Eins iſt, das über alles geht: *Seine Liebe*.

Der Hocherhabene und Wunderherrliche, der Heilige und Allgegenwärtige, der Ewige und Unveränderliche liebt, er liebt unausſprechlich, unausdenklich; er liebt alle ſeine Geſchöpfe. Seiner Liebe verdanken ſie Daſeyn und Fortdauer, ſeine Liebe nährt und pflegt ſie; von ſeiner Liebe fließen ihnen ohne Aufhören die koſtbarſten Gaben zu.

Auch mich *liebt* er. Je und je hat er mich geliebt. Seine Liebe wachte und ſorgte für mich; behütete und leitete, rettete und beglückte mich — o, mit viel tauſend Freuden! — ſeine Liebe umfängt mich; ich lebe und athme in ſeiner Liebe; jeder Augenblick läßt mich aufs neue ſeine Liebe empfinden; und einſt, o einſt! wie wird ſeine Liebe ſich an mir verherrlichen, wenn ich ſie erſt ganz faſſen, ganz fühlen kann!

Er liebt nicht bloß, er *iſt die Liebe*. Das, das, Gott, lehre mich immer mehr faſſen, immer mehr fühlen, deine Liebe beſeele alle meine Empfindungen, alle Neigungen und Wünſche meines Herzens, daß ich immer reiner und wärmer mich ihrer freue, immer reiner und wärmer dich wieder liebe, daß ich dir völlig mich hingebe!

Dir ſich hingeben, du Gott der Liebe, welche Wonne, welche Seligkeit! Nimm hin das Herz, mit aller ſeiner Luſt, mit allen ſeinen Schmerzen, mit all ſeinem Streben und Verlangen, und erfülle es mit deiner Liebe. Die Liebe zu dir muß jede andere verklären, zur heiligen und unvergänglichen; in dir muß ich lieben, was mir ſonſt theuer iſt, damit ich es recht und immer lieben könne.

III.

Seine Huld und Treue.

> Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum friſchen Waſſer. Er erquicket meine Seele und führet mich auf der rechten Straße. Und ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du biſt bey mir. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hauſe des Herrn immerdar.
>
> Pſalm 23.

Welch ein frohes, wohlthuendes Geſchäft, Herr, deiner Huld und Treue zu gedenken! Von Jugend auf habe ich ſie erfahren, ich erfahre ſie täglich, und ich bin gewiß, daß ich ſie bis an mein Ende erfahren werde. So viel Schönes, Rührendes, Köſtliches ſtellt ſich mir dar, indem ich deiner Huld und Treue gedenke; aber das iſt und bleibt doch immer das Rührendſte und Köſtlichſte, daß ich darin deine Huld und Treue wahrnehme.

Mein Hirte biſt du; ich ein Schäflein deiner Heerde, du der freundliche liebreiche Hirte, der für alles Sorge trägt; und nichts mangelt mir. Was ich bedarf, was mir nützt, das gewährſt du im Ueberfluſſe, du gewährſt es oft, ehe ich das Bedürfniß fühle, ehe das Nützliche von mir dafür erkannt wird, ehe ich dich darum bitten könnte; und was du nicht gewährſt, das bedarf ich auch nicht, das nützt mir auch nicht, das müßte mir verderblich werden, wenn es mir zu Theil würde. Nur die thörichten Wünſche des vereitelten Herzens mögen es mir als etwas Unentbehrliches oder doch wahrhaft Erfreuliches anpreiſen.

Ich beſitze, was zu einem weiſen, dir wohlgefälligen und zufriedenen Leben erfordert wird, was mich erhalten, erquicken, belehren, tröſten, erfreuen kann. Und wo durch eine Veränderung meines Zuſtandes mir etwas Neues nothwendig oder heilſam wird: da kommt es mir auch zur rechten Stunde — von dir, von deiner Huld und Freundlichkeit.

Oft glaubte ich, es werde mir nun mangeln; ich ſahe nicht, wie und woher es mir werden möchte; ich war in großer Bekümmerniß — in Sorgen und Aengſten: und es mangelte doch nicht; beſchämt wurde meine Bekümmerniß, mein Aengſten und Sorgen, denn ich fand, daß alle Einrichtungen mir zu helfen ſchon lange vorher getroffen geweſen; ich mußte mich ſelbſt ſtrafen über mein Mißtrauen.

Zuweilen wohl dauerte es gerade bis zum entſcheidenden Augenblick; doch im entſcheidenden Augenblicke, als das Herz faſt verzagte, warſt du da — wunderbar, herrlich warſt du da; und das kummerſchwere Herz war voll Freuden, dir floſſen die Thränen des Dankes. Nein, vergeſſen, verſäumt hatteſt du mich nicht, vergeſſen, verſäumen kannſt du nicht. Du bliebſt nur lange, um mich zu prüfen — und mich dann deſto höher zu beglücken.

Als ich geboren war, ſchwach und hülflos, und nichts konnte, als weinen, da öffneten ſich mir Vater- und Mutterarme, die mütterliche Bruſt gab mir Nahrung, am mütterlichen Herzen ruhte ich, die mütterliche Liebe pflegte mich, wachte an meinem Bette, half meiner Schwachheit auf, leitete mich in das Leben, und verbeſſerte ſanft meine Fehler. Ich mußte unterrichtet, ich mußte erzogen werden — und ich ward es. Ich gerieth in Gefahren — und dein Schutz war über mir; ich kam in Noth — und du retteteſt mich; ich wußte mir nicht zu rathen — und du gabſt es mir in den Sinn, oder du ſandteſt mir Freunde, deren Rath mich zurecht wies. Es war dunkel in meiner Seele — und dein Wort erleuchtete mich. Ich fühlte mich ſchwach — und deine Kraft wurde in meiner Schwachheit mächtig. Tiefe Trauer wohnte in meinem Gemüthe — und dein freudiger Geiſt kam über mich. Das Leben lag vor mir ſo öde und leer, der Muth war dahin — da ließeſt du dein Licht aufgehen über dem Leben, und es ſtand überall ſo voll, ſo lebendig und fröhlich, gute Zuverſicht bemächtigte ſich meines Innern. An dich wende ich mich in jeder Verlegenheit — nicht vergebens, nie haſt du mich verlaſſen.

Auf einer grünen Aue weideſt du die Schäflein deiner Heerde, du liebreicher, freundlicher Hirte.

Auf den grünen Auen der Kindheit, wo die friſchen Quellen ſprudeln, und die ſchönen Blumen wachſen, und der Himmel ſo klar über uns ſieht, haſt du mich geweidet. Da bin ich fröhlich geweſen an den Quellen, habe mit den Blumen geſpielt — in Unſchuld, zum blauen Himmel aufgeſchaut — in Unſchuld, und des ſüßen Lebens mich erfreut, und mich ergötzt an allem Holden und Lieblichen. Schon lange iſt mir nicht mehr vergönnt, auf dieſen Auen zu wandeln — weit, weit liegen ſie hinter mir. Aber noch immer iſt mir vergönnt, an die ſeligen Tage zurück zu denken. Dem Geiſte kehren ſie wieder; was weit, weit hinter mir liegt, lagert ſich von neuem um mich her, ich empfinde, daß der Gott meiner Jugend noch mein Gott iſt; dann weideſt du mich auf einer grünen Aue.

Wie viele, wie köſtliche Freuden ſchmücken noch immer mein Leben — werden mir täglich neu bereitet von deiner Huld und Treue, durch die mir die Welt zu einer lachenden Aue wird!

Reichlich haſt du mir gegeben, was den Augen gefällt, und dem Herz ſchmeichelt, was ich nicht müde werde zu beſchauen, und in mich aufzunehmen.

Du haſt mich mit Menſchen verbunden, die mich lieben, die mir ihr Herz geweiht haben, die mich Liebe fühlen laſſen, die mir Gutes erweiſen ohne Aufhören, die meinem Herzen unausſprechlich theuer ſind, die ich nicht ohne frohe Rührung anſehen kann, in deren Nähe dem Herzen ſo wohl iſt, das ganze Leben ſich verklärt. Hier weideſt du mich auf einer grünen Aue.

Auf einer grünen Aue weideſt du mich: wenn die Pracht deiner Schöpfungen mich entzückt, und mir im Umgange mit der Natur das Herz jetzt ſtill und weich, jetzt ſtark und groß wird, wenn ich verweile auf den Gefilden deines Segens und den blühenden Luſthainen des Frühlings; wenn ein heiterer Tag mein Inneres erheitert; wenn es mir von irgend etwas im Gemüthe aufgeht — klar, lebendig und fröhlich, wenn ein angenehmes Ereigniß feſtlich in mein Leben tritt — und wie oft geſchieht das! wie manches Ereigniß tritt in mein Leben ſo recht für das Herz, ſo recht zur Feſtesfreude, zum Seelengenuſſe! — wenn du etwas ſendeſt, was einen lange genährten Wunſch ſtillt, oder einem geheimen, kaum geahneten Wunſche überraſchend zuvorkömmt — und wie oft iſt das mir geworden! — Du weideſt mich auf grüner Aue, indem das Herz der Betrachtung der Wahrheit ſtill ſich hingibt, in der Beſchäftigung mit dir ſelig iſt, ſich ſtärkt im Glauben und in der Liebe, und das Vorgefühl des ewigen Lebens empfängt — in deinem Tempel, im Gedächtnißmahle des Erlöſers, hier in der Einſamkeit, indem die Kunſt mit ihrem Zauber an das Herz tritt, und ſich des Herzens bemächtigt.

Auf den grünen Auen der lichthellen Gedanken, der ſchönen und ſüßen Gefühle weideſt du mich. All' die guten Stunden in meinem Leben — wer kann ſie zählen? — ſind ein Weilen auf grünen und blumigen Frühlingsauen. Von Einer grünen Au zur andern läßt deine Huld und Treue mich wallen.

Oft war dem Leben alle Luſt und Liebe verloren gegangen im bedeutungsloſen Weltreiben; du führteſt mich zu den friſchen Waſſerbächen, wo alle Luſt und Liebe des Lebens wieder aufwachte. Ich fand, was zum Herzen ſprach, im Herzen ſüße Regungen erweckte, in mächtigen Gefühlen das Herz feſſelte. Oft war das Herz müde geworden im Weltgewühl, daß ich mich ſehnte zu ſcheiden; du führteſt mich zu den friſchen Waſſerbächen, die das Herz ſtärkten, daß es wieder muthig und fröhlich im Buſen mir ſchlug, und ich mich an alles Menſchliche inniger anſchloß. Das Herz war voll Trauerns, das Herz ſchmachtete in der Drangſalshitze; du führteſt mich zu den friſchen Waſſerbächen des Troſtes, und kühlteſt da die brennende Wunde, ſtillteſt da den heißen Durſt; das kranke Herz fühlte Kräfte der Geneſung.

Eine holde Erſcheinung, ein ſeelenvoller Blick, ein rührendes oder ergreifendes Wort, eine erwünſchte Begebenheit, ein neues wohlthätiges Verhältniß, eine mir unerklärbare glückliche Veränderung meiner Stimmung:

das ſind die friſchen Waſſerbäche, aus denen du meine Seele erquickeſt.

Auch in der dürren Wüſte floſſen ſie hell und kühl und lieblich — unter Blumen. Freylich oft erſt nach langen beſchwerlichen Wegen; aber dann auch, wie labten ſie mich, wie wurden Gemüth und Geſtalt mir verjüngt, wenn ich aus ihnen trank — an ihre Ufer gelagert, unter ihre Blumen — wie erkannte ich da deine Huld und Treue!

Auf der rechten Straße leiteſt du mich, haſt du von je her mich geleitet. Eltern, Lehrer, Freunde, zeigten ſie mir, wandelten vor mir her; Gegenſtände, die ich wahrnahm, Ereigniſſe, die ſich mit mir zutrugen, wieſen mich zurecht, die Stimme des Herzens warnte mich, wo ich in Gefahr war, von ihr abzuweichen, durch dein Wort hatteſt du mich unterwieſen.

Ich konnte die rechte Straße nicht verfehlen, wenn ich nur aufmerkte; ich durfte nur den vielfachen Antrieben folgen, die du mir ins Herz gabſt, um fröhlich auf ihr zu wandeln. Häufig merkte ich nicht auf; dann ertheilteſt du nachdrücklichere Erinnerungen. Nicht ſelten wollten andere Wege mir beſſer gefallen, die rechte Straße war mir zu rauh; dann hüteteſt du mich freundlich, und ließeſt nicht ab von mir, und ebneteſt mir die rauhe Bahn, zu einer grünen Au machteſt du ſie mir! Deine Liebe ergriff mich ſo mächtig, daß ich bleiben mußte; es war oft, als ob deine Hand mich gefaßt hätte. O, dir, deiner Huld und Treue verdanke ich es, wenn ich noch auf der rechten Straße bin. Welche Geduld haſt du gehabt mit dem ſchwachen, eiteln, eigenſinnigen Herzen!

Und doch ließ ich zuweilen mich verlocken. Aber du riefſt mir nach — ernſte und liebreiche Worte, und wenn ich nicht hörte, gingſt du mir nach; in der weiten Wüſte ſuchteſt du das verlorne Schäflein, der treue Hirte ruhte nicht eher, bis er es gefunden hatte. Auf ſeine Achſeln legte er es, und brachte es zu der Heerde, und freute ſich, daß es gefunden war, und hägte es an ſeinem Herzen, und erwies ihm nichts als Gutes und Freundliches. Wenn ich dich verlaſſen hatte, hörteſt du nicht auf, mir deine Liebe zu offenbaren, wenn ich umkehrte, nahmſt du mich ſo gern wieder an, und überhäufteſt mich mit neuen Wohlthaten. Was wäre aus mir geworden, welch ein unglückſeliges Geſchöpf wäre ich jetzt, wenn du meiner vergeſſen, oder dich von mir abgewendet hätteſt in meinen Verirrungen! Deine Huld und Treue hat mich gerettet.

Das will ich ſtets dankbar empfinden, und mich allezeit deiner Leitung völlig anvertrauen. Nicht mehr meine Wege, ſondern die rechte Straße, die du mich führeſt, will ich gehen — zuverſichtlich, folgſam, ſo recht zu dir mich haltend, feſt an dich mich anſchließend — und hören auf den leiſeſten Laut deiner Stimme.

Oft führeſt du mich in ein dunkles Thal. Anders kann es nicht ſeyn, denn durch das dunkle Thal geht der Weg zu den Gefilden des Lichtes; im dunkeln

Thale ſoll die Sehnſucht nach dem Lichte in mir geſtärkt und geläutert werden; im dunkeln Thale ſoll ich mich gewöhnen, dir überall zu vertrauen; das dunkle Thal iſt die Stelle der entſcheidenden Prüfung. Aber ich fürchte kein Unglück: denn du biſt bey mir, du gehſt mir zur Seite und behüteſt mich. Gefahren, die ich nicht kenne, wendeſt du von mir ab; und wenn zuweilen ein Grauen mich überfällt, ſo läſſeſt du das Licht deines Angeſichtes mir leuchten; wenn mein Fuß ſtraucheln könnte, ſo trägſt du mich auf deinen Armen.

Schon manches dunkle Thal bin ich durchwandert, und mir iſt kein Unglück begegnet. Schon oft war dem Herzen bange; aber du nahmſt die Angſt von dem Herz weg. Immer wußte, immer erfuhr ich, daß du bey mir ſeyſt, dein Stab war in meiner Hand — und immer brachteſt du mich wieder zu den grünen Auen, zu den friſchen Waſſerbächen.

Gott, für die Huld und Treue, die du mir bewieſen haſt — wie ſoll ich würdig dich preiſen! Ich kann es nur mit einem dir wohlgefälligen Leben. O, daß ich ihrer doch nie vergäße! daß doch das Gefühl derſelben immer tief und mächtig in meinem Herzen wohnte! Recht oft will ich deine Huld und Treue erwägen, und dadurch mein Herz erwärmen, daß es dir immer dankbar ergeben bleibe. Deiner Huld und Treue will ich gedenken, wenn ich in Gefahr bin, gegen dein Geſetz zu handeln, wenn der Eifer im Guten bey mir erkalten könnte, wenn ich zur Erfüllung ſchwerer Pflichten des ſtärkern Antriebes — und in trüben Stunden der Aufheiterung bedarf.

Für jede Zukunft iſt deine Huld und Treue mir verſichert. Was ich erfahren habe, leiſtet mir Bürgſchaft für das, was ich bis an mein Ende erfahren werde.

Der Herr iſt mein Hirte, und mir wird nichts mangeln, zur rechten Stunde wird er geben, was mir nöthig und nützlich iſt. Für alles, für alles, was zu meinem Glücke gehört, iſt ſchon längſt geſorgt — auf das Beſte geſorgt. Mag auch zuweilen alles um mich her eine dürftige, troſtloſe Geſtalt annehmen: ich behalte Glauben, Muth und Zuverſicht. Der Herr iſt mein Hirte: wie könnte es da je mir fehlen? Auch ferner wird er oft auf grünen Auen mich weiden, am heißen Tage zu den friſchen Waſſerbächen mich führen, ſtärken das müde Herz, erquicken die ſchmachtende Seele, mich tröſten in der Traurigkeit. An ſeiner Hand werde ich nie die rechte Straße verlieren; auf dem Wege des Heils wird er mich leiten zum herrlichen Ziele. In jedem dunkeln Thale wird er mir zur Seite gehen, und mich vor Unglück bewahren. Im letzten dunkeln Thale, das ich durchwandern muß — im dunkelſten unter allen — im grauenvollen Thale des Todes wird er mein Licht ſeyn!

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben in dem Hauſe des Herrn allezeit. An jedem meiner künftigen Tage werde ich Gutes und Barmherzigkeit empfangen, rührende Beweiſe ſeiner Huld und Treue — in den Tod werden ſie mir folgen, in das neue Leben mir folgen. Was mich in den Tagen meiner irdiſchen Wallfahrt erquickte — o, wie wird es dort mich beſeligen, wo ich es erſt ganz werde empfinden können, wo es mir im reichſten Maße wird zu Theil werden! Im Hauſe des Herrn bleibe ich allezeit, unter ſeinen Augen, in ſeiner Nähe, umgeben von ſeiner Liebe. Wo ich mich befinde, ich bin im Hauſe des Herrn; was mir begegnet, es wiederfährt mir im Hauſe des Herrn. An ſeinem Tiſche ſättigt er mich mit ſeinen Freuden. Auch jenſeits iſt das Haus des Herrn. Im Hauſe des Herrn werde ich entſchlafen, im Hauſe des Herrn einſt ſelig erwachen.

IV.

Sein Ebenbild.

Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Joh. 1. V. 14.

Dem erhabenen Unſichtbaren hat es gefallen, auf Erden, ſo weit dies möglich iſt, ſichtbar zu werden. In der Geſtalt des Menſchen, freylich unter den Beſchränkungen, die von der menſchlichen Natur unzertrennlich ſind, iſt er den Menſchen erſchienen, damit ſie ihn recht vernähmen, damit er dem Herzen recht nahe träte, damit das Herz ſich ſeiner inniger freute, und hinwiederum ihm recht nahe kommen könnte. Sein Ebenbild erblicke ich in Jeſus, und ſchätze mich über alles glücklich, daß ich ihn in Jeſus erkannt habe, und noch immer beſſer erkennen kann.

Der Menſch entbehrt ſchwer des Anſchaulichen, es koſtet ihm große Mühe etwas zu faſſen, zu fühlen, ſich gegenwärtig zu erhalten, ſich anzueignen, wo das Anſchauliche fehlt. Der Unſichtbare, in ſeiner unendlichen Majeſtät, iſt mir ſo fern — ſo hoch über mir. Da tritt ſein Ebenbild zwiſchen ihn und mich in die Mitte, und nun kann ich mich freudig zu dem erheben, vor dem ich mich in Demuth niederwerfe. Seine Liebe zieht mein Herz zu ihm hin; aber wie viel deutlicher und gewiſſer iſt mir ſeine Liebe, wie viel mächtiger zieht ſie zu ihm hin, indem ſie ſich mir in ſeinem Ebenbilde offenbart! Seine Huld und Treue vernehme ich in meinem ganzen Leben; aber wie rührend zeigt ſie ſich mir doch in den freundlichen Bemühungen deſſen, den ich ſo gern meinen Herrn nenne!

Das gehört für mich zu dem Köſtlichſten des Chriſtenthums, daß es mir ein Weſen verkündigt, welches den Unſichtbaren in der Natur des Menſchen darſtellt — ein Weſen, mir vertraut und befreundet, und doch höher denn der Himmel iſt. Hätte dieſes Weſen ſich durch nichts weiter um mich verdient gemacht, in ſeinem bloßen Daſeyn würde es mir unausſprechlich theuer ſeyn; um keinen Preis möchte ich mir den Glauben an ein ſolches Weſen nehmen laſſen. In freudigen Schauern verehre ich das heilige Geheimniß.

Ich erkenne in Jeſus zuerſt *den Menſchen*. Er wird geboren und entwickelt ſich wie der Menſch; er ſteht in menſchlichen Verhältniſſen, und unterwirft ſich jeder menſchlichen Ordnung. Er hat menſchliche Bedürfniſſe, fühlt menſchliche Freuden, menſchliche Schmerzen; er nimmt an allen menſchlichen Dingen Antheil, und erfährt die Schwachheit der menſchlichen Natur. Er übt menſchliche Tugenden, Sanftmuth, Demuth, fromme Gelaſſenheit, und erklärt ſich abhängig von Gott, den er ſeinen Vater nennt — für berufen, den Rath und Willen Gottes zu lehren, und ein Werk, das Gott ihm aufgetragen hat, zu vollführen. Wie iſt er mir doch ſo lieb in ſeinem *Menſchlichen*! wie kann ich ihn da ſo innig umfaſſen! auf welcher Höhe der Vortrefflichkeit zeigt er mir das Menſchliche! und wie werth wird mir das Menſchliche, wenn ich es an ihm wahrnehme!

Aber er iſt *mehr als Menſch*; die Fülle der Gottheit wohnt in ihm, an ihm ſtrahlt der Glanz der göttlichen Herrlichkeit; er ſteht mit Gott in einer Verbindung, die ihn weit über alles Menſchliche erhebt. Wer ihn ſieht, der ſiehet den Vater. Darum verehre ich ihn, als *den eingebornen Sohn Gottes*.

Anders kann ich nicht, ich muß in ihm göttliches Weſen und göttliche Kraft anerkennen. Dazu nöthigen mich nicht bloß ſeine eigenen Erklärungen, auch die Geſchichte ſeines Lebens nöthigt mich dazu. Ich ſehe in derſelben ſeine Herrlichkeit — die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

In dem Gange ſeiner Schickſale tritt mir überall Göttliches entgegen. Seine, durch ein himmliſches Weſen der Mutter vorher verkündigte Geburt, erregt in den himmliſchen Reichen frohe Bewegungen; himmliſche Weſen feyern ſie. Ein himmliſcher Glanz erleuchtet die Gefilde, wo er geboren ward. Die prophetiſche Begeiſterung erblickt in ihm den, von welchem das Heil der Welt ausgehen ſoll. Bey ſeiner Taufe bezeichnet ihn eine himmliſche Erſcheinung, als den Erwählten Gottes. Auf dem Berge der Verklärung umfließt ihn der Glanz des Himmels. Bey ſeinem Tode wird die Erde heftig erſchüttert, und die Sonne verliert ihren Schein. Der am Kreuze Geſtorbene geht lebend aus dem Grabe hervor. Und endlich öffnet ſich ihm der Himmel, um ihn unter ſeine Seligen aufzunehmen. Nachdem er die Erde verlaſſen hat, tragen ſich Ereigniſſe, große, zum Theil ſchauervolle Ereigniſſe zu, in denen ſich ſein Einfluß nicht verkennen läßt. Es iſt die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, was in dem allen ſich darſtellt.

Er verrichtet Thaten, zu denen die Kräfte der Natur und des Menſchen nicht ausreichen. Thaten, die nur ein Weſen zu verrichten vermag, mit welchem ſich die Allmacht in Verbindung geſetzt hat. Ausflüſſe der Allmacht ſind die Kräfte, womit er Blinden das Geſicht, Tauben das Gehör wieder gibt, Kranke heilt, in erſtorbene Glieder das Leben zurückruft, Todte aus dem letzten Schlummer weckt, durch wenige Nahrungsmittel

Tauſende ſpeiſet, auf den Wogen des Meeres wandelt. Obgleich dieſe Thaten für mich bey weitem nicht das Wichtigſte an ihm ſind: ſo ſetze ich doch einen großen Werth auf dieſelben, da ſie mir die in ihm wohnende Herrlichkeit, die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater zeigen, da ſich mir darin die Kraft offenbart, welche Himmel und Erde geſchaffen hat, die mich erhält und alle meine Schickſale lenkt, und von der ich in Zeit und Ewigkeit alles erwarten muß. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſehe ich den Herrn des Weltalls an mir vorüber wandeln.

Doch noch glänzender zeigt ſich mir die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater an ſeinem Geiſte und an ſeinem Herzen. Das Ebenbild der Allwiſſenheit und höchſten Weisheit, das Ebenbild der Heiligkeit und der unendlichen Liebe ſteht vor mir, und mein Geiſt verliert ſich in Bewunderung, Anbetung und heiliges Entzücken.

Ganz Licht iſt dieſer Geiſt. Die Wahrheit ſelbſt enthüllt ſich in ihm den Menſchen. Alle Schätze der Weisheit ſind in ihm verborgen; die Weiſeſten müſſen ſeine Schüler werden. Was von ihm ausgeht, macht ſich ſogleich jedem als Göttliches bemerkbar. Vom Himmel herab kommt es, die Menſchen zu erleuchten. Welcher Reichthum, welche Erhabenheit, welche Einfalt, welche Tiefe, welche Umfaſſung, welchen Zuſammenhang und welche Fruchtbarkeit der Gedanken! Seine Gedanken ſind immer auf das Höchſte und Herrlichſte gerichtet — die Rathſchlüſſe Gottes über dem Menſchen. Mit welcher Klarheit enthüllt er dieſe Rathſchlüſſe. Wie verſteht er ſich auf die Angelegenheiten und Bedürfniſſe der Menſchen! Die fernſten Geſchlechter, die ſpäteſten Jahrhunderte ſind begriffen in ſeinem Werke. Auf das, was im Dunkel der Zukunft ruht, rechnet er mit einer Beſtimmtheit, als ob es ſchon gegenwärtig wäre; und er täuſcht ſich nicht; er kündigt an, was geſchehen wird, und es geſchieht. Die Herrlichkeit des Vaters hat ſeinen Geiſt erfüllt, und wir ſehen die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes voll Wahrheit.

Eine Lauterkeit und Erhabenheit der Geſinnung finde ich bey ihm, wie ſie nie an einem Menſchen wahrgenommen worden iſt, und nie an einem Menſchen wahrgenommen werden wird; den Unerreichbaren, dem alles nachſtreben ſoll, finde ich in ihm; zu ihm muß ich hinaufſchauen.

Viel menſchlich Rührendes und Schönes hat ſeine Tugend, aber ſie hat auch etwas Uebermenſchliches, etwas, das den Eingebornen des Vaters bezeichnet.

Alle fehlen und ſündigen, der Reinſte iſt nicht rein vor Gott. Er fehlt und ſündiget nicht, er kann nicht fehlen und ſündigen. Er hat wie wir mit großen und ſchweren Verſuchungen zu kämpfen; aber er überwindet ſie alle, und bleibt ohne Sünde. Auch nicht der leiſeſte Gedanke, die leiſeſte Regung der Sünde entweiht dieſes reine Herz; auch nicht der kleinſte Tadel trifft dieſes unſträfliche Leben. Es bedarf für mich nicht des Zeugniſſes, daß er keine Sünde gethan habe, und kein Betrug in ſeinem Munde gefunden worden ſey; jeder Zug ſeines Charakters, jedes Wort ſeines Mundes ſtellt ihn mir dar als den Fleckenloſen, den Heiligen Gottes von Sündern abgeſondert, höher denn der Himmel iſt. Das Unreine weicht von uns, ſobald wir in ſeine Nähe kommen; wir empfangen ein Gefühl himmliſcher Reinheit, das ſich nicht beſchreiben läßt. Man kann ſich mit ihm nicht beſchäftigen, ohne reiner zu werden. Göttlich geläutert und entſündigt erſcheint uns in ihm die Natur des Menſchen — die Herrlichkeit des Vaters in der Natur des Menſchen — die Natur des Menſchen hinaufgerückt in das Licht dieſer Herrlichkeit. Doch das Bewundernswürdigſte und Seligſte, was ich von ihm kenne, iſt ſeine Liebe — die Liebe des Vaters, von des Vaters Herrlichkeit das Herrlichſte in ihm. Alſo hat Gott die Welt geliebt, alſo liebt er die Welt: ruft ſein Leben mir zu. Mein Verſtand faßt es nicht, aber mein Herz empfindet, wie Gott die Welt liebt, wenn ich auf den Eingebornen des Vaters blicke. Der Eingeborne des Vaters liebt ſo ſtill, und doch ſo mächtig, ſo uneigennützig, ſo unermüdbar. Die Seinigen liebt er mit der zärtlichſten Liebe; alle liebt er, auch die, an denen wenig zu lieben iſt, die durch Gebrechen jeder Art Entſtellten, die durch Wahn und Sünde Herabgewürdigten, die immer Widerſprechenden und Widerſtrebenden, die Böſen liebt er, ſeine Feinde liebt er. Viel mächtiger als das Gefühl der heftigſten Schmerzen, die ſie ihm zufügen, iſt ſeine Liebe. Eben im Gefühl der heftigſten Schmerzen betet er: Vater vergib ihnen. Die Menſchheit liebt er, und trägt ſie in ſeinem Herzen; für die Menſchheit ſtirbt er aus Liebe. Seine Liebe umfaßt das ganze Geſchlecht, die noch geboren werden ſollen — Jahrtauſende nach ihm — die Welt umfaßt ſeine Liebe mit einer Stärke, womit die unſrige nicht das Einzelne zu umfaſſen vermag, dem alles verliehen ward, wodurch es ſich dem Herzen empfehlen kann. Der Geiſt der Liebe beſeelt ſeine Gedanken, ſeine Gefühle, ſeine Worte, ſeine Handlungen, man kann ihn nicht ſehen, nicht hören, ohne Liebe zu fühlen. Seine Liebe läßt ihn bey allem Elende verweilen, alles Elend mit empfinden, allem Elende Troſt und Beyſtand gewähren. Im Dienſte der Liebe verzehrt er ſeine Kräfte, leiſtet er Verzicht auf Bequemlichkeit und Lebensgenuß, übernimmt er gern zahlreiche und große Beſchwerden, die bitterſten Leiden, die Qualen eines entſetzlichen Todes. Liebreich hat er Nachſicht mit dem Fehlenden, ſchont er des Schwachen, weiſet er den Verirrten zurecht, hilft er dem Dahingeſunkenen auf, richtet er den Niedergebeugten empor, heilet er des Herzens tiefe Wunden. Seine Thränen ſind Thränen der Liebe, ſeine Gebete Gebete der Liebe.

O, niemand hat größere Liebe, denn daß er das Leben läßt für ſeine Brüder. Das that Jeſus Chriſtus. Bis zum Tod hat er geliebt, und geliebt noch im Tode, im Todesſchmerze.

Ihm gebührt meine ganze Verehrung. Wer ihn kennte, ohne ihn zu verehren, der müßte das Gefühl für wahre Größe, die Fähigkeit irgend etwas zu verehren, verloren haben, abgeſtumpft und zerſtört in dem edlern Theile ſeines Weſens, könnte er auch Gott nicht verehren. Alles, was die Menſchen groß nennen, wird klein, wenn ich es neben Ihm betrachte, und das Kleinſte an Ihm geht weit über das Größte an andern. Jeder Blick auf Ihn erfüllt mich mit Verehrung; von jedem Blicke auf Ihn wird das Herz ſo groß und freudig. Ich fühle mich nie mehr erhoben, als indem ich mich recht tief vor Ihm beuge.

O, wohl mir, daß ich Ihn verehren kann! Ihn verehren — wie ſelig und wie wohlthätig! wie arm das Herz, das ihn nicht mehr verehrt!

Die Verehrung Deiner, du Göttlicher, ſoll nimmer in meinem Herzen erſterben. Ich will die Eindrücke von mir fern halten, die ſie ſchwächen könnten; oft will ich mich mit dir beſchäftigen, dein herrliches Bild mir nahe bringen, die einzelnen Züge dieſes Bildes mir ſorgfältig entwickeln, um dich immer inniger und gefühlvoller zu verehren. Ich will alles gewiſſenhaft benutzen, was meine Empfindungen für dich zu erwärmen vermag. Nie will ich mich ſchämen, meine Verehrung an den Tag zu legen. O, der Thorheit, ſich des Edelſten zu ſchämen! Freudig will ich vor der Welt dich bekennen; willkommen ſoll mir jede Gelegenheit ſeyn, dich zu verherrlichen; und nur mit tiefer Bewegung will ich deinen Namen im Munde führen. Dich will ich verehren in der Verſammlung der Deinen — dich verehren in der Stille. Im Herzen will ich dich tragen.

Von dir muß ich empfangen, was das höhere Leben des Gemüthes ſtärkt und bereichert; durch dich muß ich zu allem Trefflichen gebildet, und des göttlichen Weſens theilhaftig werden; durch dich kommt die göttliche Wahrheit, die göttliche Lauterkeit, die göttliche Liebe in das Innere; aus deiner Fülle ſtrömt hervor, was feſt und immer feſter mit Gott verbindet, wovon das Herz heilig und ſelig wird. Darum will ich ſtets zu dir mich halten, an dich mich wenden in allen geiſtigen Bedürfniſſen, deinem Einfluſſe mein ganzes Herz hingeben.

Weg mit den vergänglichen Herrlichkeiten dieſer Welt! Sie können das Herz nicht mehr feſſeln, da ſich die ewige Herrlichkeit des Vaters, deren ſchwache Schimmer ich in der Natur und an mir ſelbſt wahrnehme, wir an ſeinem Ebenbilde in hellem Glanze dargeſtellt hat. Dieſe Herrlichkeit zu gewinnen iſt mein Beruf, ſey mein eifrigſtes Streben. Darum iſt mir die Herrlichkeit des Vaters erſchienen, und hat unter uns gewohnt, daß ich ſie in mein Herz aufnehme, und ſie ſich verklärend über mein Leben verbreite. Seine Herrlichkeit in mir — an mir: welch ein Gedanke! dieſes Gedankens voll ringe ich freudig dir nach, du Göttlicher, unverwandt auf dich das Auge gerichtet.

V.

Das Evangelium.

Gnade und Wahrheit iſt durch Jeſum Chriſtum worden.
Joh. 1. V. 17.

Das Weſen, in welchem ich das Bild der Gottheit erblicke, hat mir Belehrungen über Gott und ſeine Geſinnungen gegen mich, ſein Wirken zu meinem Beſten, ſeine herrlichen und gnädigen Abſichten mit mir und über das, was ich zu thun habe, damit dieſe Abſichten an mir erreicht werden, über Pflicht, Tugend und Seligkeit ertheilt, die ich für göttliche Wahrheit erkenne, weil ſie von Ihm kommen, dem Göttlichen, der nicht irren, nicht trügen kann, die ich gläubig und ehrerbietig von ihm annehme, und alles bey mir gelten laſſe.

Ja, durch Jeſus Wort redet Gott ſelbſt zu mir; das iſt ſein eignes Zeugniß, das Zeugniß des Reinſten, Edelſten, Beſonnenſten und Wahrhaftigſten unter den Weiſen; das wird mir durch alles beſtätigt, was ich an ihm wahrnehme, was ihn mir als den eingebornen Sohn des Vaters darſtellt. Darum bedarf es für mich weiter keines Beweiſes, wo er ſich über etwas erklärt hat. Für mich iſt es genug: er hat es geſagt. Ich baue darauf mit unerſchütterlicher Zuverſicht — ſelbſt, wo mein Verſtand nicht zu begreifen vermag; ich erwarte freudig getroſt, daß alles in Erfüllung gehe, was er mir verheißt, und gehorche ſeinen Befehlen in fröhlicher Hoffnung.

Die Dinge, über welche Jeſus mich belehrt, ſind für mich von der größten Wichtigkeit: es ſind die erhabenſten Gegenſtände des menſchlichen Denkens, Dinge, nach denen der einmal angeregte Verſtand nicht aufhört zu fragen, bis er befriedigende Antwort erhalten hat, Dinge, für welche die lebhafteſten Gefühle ſich im Herzen bewegen, Dinge, an denen die Ruhe dieſes Herzens, mein Glück in Zeit und Ewigkeit hängt, Dinge, welche die Einrichtung meines Betragens beſtimmen ſollen, nach denen ich in großer Bangigkeit forſchen müßte, wenn ich nicht über dieſelben zuverläſſige Belehrungen empfangen hätte.

Mein Verſtand vermag mir über dieſe Dinge nicht die Aufſchlüſſe zu geben, die meinem Bedürfniſſe Genüge leiſten. Er wird ſo leicht in Irrthümer verſtrickt; ſeinen größten Anſtrengungen bleibt ſo vieles dunkel und ungewiß. Wie glücklich muß ich mich ſchätzen, einen Unterricht zu beſitzen, der, bey ſeinem göttlichen Urſprunge, mir in jeder Hinſicht nichts zu wünſchen übrig läßt! Schon um des Lichtes und der Gewißheit willen, die er mir verſchafft, habe ich alle Urſache, mich ſeiner zu freuen, Gott zu danken, daß er ihn mir hat laſſen zu Theil werden, ihn als ein koſtbares Kleinod ſorgfältig zu bewahren, und ihn auf das eifrigſte zu benutzen. Nicht dem Irrthum, nicht dem Zweifel bin ich dahingegeben; ich weiß, woran ich mich zu halten, was ich zu thun habe, was ich erwarten darf. **Gnade und Wahrheit iſt mir durch Jeſum Chriſtum geworden.**

Wahrheit, einleuchtende, fühlbare Wahrheit ſind die Belehrungen Jeſu! Ich würde ſie als Wahrheit, als Wahrheit aus Gott, erkennen und empfinden, wenn ſie auch nicht durch ſein Anſehen bekräftigt wären. Als Wahrheit erweiſen ſie ſich jedem geſunden Verſtande, jedem unverderbten Herzen. Man kann ſie nicht erwägen, ohne ſich zu dem Geſtändniſſe gedrungen zu fühlen: ja, ſo iſt es, anders kann es nicht ſeyn, die Wahrheit ſelbſt hat hier geredet.

Hier zeigt ſich mir alles ſo klar und einfach — und doch ſo groß, ſo reich und ſo tief; hier ſteht alles in einem ſo natürlichen und feſten Zuſammenhange, in ſo heller Uebereinſtimmung. Jedes Einzelne fügt ſich ſo glücklich dem Ganzen; das Eine gehört ſo weſentlich zum andern, folgt ſo leicht aus dem andern; und jedes Menſchenbedürfniß, das an die Wahrheit Anſprüche macht, wird befriedigt. Wenn heitre Würde und einfache Schönheit das Wahre bezeichnen: ſo hat noch nie eine Lehre ſo unverkennbar die Merkmale der Wahrheit an ſich getragen, als die Lehre Jeſu. Einen unbeſchreiblichen Genuß gewährt es, ſie in dieſer heitern Würde und einfachen Schönheit zu betrachten. Was die Weiſeſten Treffliches mitgetheilt, finde ich in der Lehre Jeſu wieder; ich finde es hier beyſammen, in einer Klarheit und Reinheit, die der Weiſeſte unter den menſchlichen Weiſen nicht zu erreichen vermocht hat. Die Weiſeſten haben geirrt: denn der Irrthum iſt von der menſchlichen Schwachheit unzertrennlich. Die Zeit hat ihre Irrthümer widerlegt, und neue herbeygeführt. Die Lehre Jeſu hat die Prüfung der Jahrhunderte beſtanden, und iſt Wahrheit geblieben. Jeder Unbefangene, auf jeder Stufe der Bildung, muß ihr ſeine Zuſtimmung geben. Und die Darſtellung, das Wort, worin er dieſe Lehre mittheilt — wie einfältig, wie mild, wie holdſelig, wie herzgewinnend! und dann wieder wie kräftig, wie ergreifend, wie tief eindringend, wie erſchütternd! wie ſpiegelt in ſeinem Worte die erhabene, die ſanfte, die zartfühlende, die heilige Seele ſich ab! Ich erkenne die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater: göttliche Gewalt der Rede, göttliche Weisheit, göttliche Lauterkeit, göttliche Liebe.

Auch durch andere erleuchtete Männer ſind dem menſchlichen Geſchlechte göttliche Belehrungen zu Theil geworden, deren ich dankbar mich freue, in denen ich mit Ehrfurcht die Stimme des Ewigen vernehme. Die Bibel iſt das Buch der göttlichen Ausſprüche im höhern Sinne, und darum, obgleich ich vieles in derſelben nicht verſtehe, mir ein theures und heiliges Buch, wie denn auch kein Buch ſo zu meinem Herzen ſpricht, ſo tief das Herz bewegt, mit ſo edeln, wohlthätigen und ſeligen Empfindungen das Herz erfüllt, als die Bibel. Aber an herrlichſten hat ſich uns Gott durch ſein Ebenbild offenbart, und das Köſtlichſte, Liebſte in der Bibel bleibt mir das eigne Wort des Unvergleichlichen — dieſes hocherfreuliche, rührende, kräftig wirkende Wort.

Hocherfreulich iſt die Lehre Jeſu in ihrem Inhalte, recht als ob ſie dem Menſchen zur Luſt und Freude ausgedacht wäre — ewige Wahrheit, und doch zugleich lauter Gnade, ein Evangelium, eine fröhliche Botſchaft, eine Botſchaft des Lebens, der Rettung, der gränzenloſen Wohlthat, der ewigen Herrlichkeit.

Zwar hat ſie auch ihre ernſthaften Verkündigungen, ihre heiligen Schrecken; ſie kann das Gemüth heftig erſchüttern. Aber die Verkündigungen der Gnade ſind darin das Vorherrſchende; mit dieſen wendet ſie ſich an jedes Herz, das dafür Empfänglichkeit hat. Erheitert, freudig gehoben fühlt ſich, wer ſich andächtig mit ihr beſchäftigt, und je länger man ſie betrachtet, je tiefer man in ſie eindringt, deſto fröhlicher wird man im Herzen.

Ein Geiſt der Freude, ein holder, erquickender Geiſt lebt in der Lehre Jeſu — wie Frühlingslüfte weht es uns an. Der Herr des Himmels und der Erde, der Furchtbare und Gewaltige erſcheint als Erbarmer, Verſorger und Helfer. Eine väterliche Güte verbreitet ſich über alles, wacht für alles, erhält alles, ſegnet alles. Mit allem ſollen väterliche Abſichten erreicht werden. Des Evangeliums Anfang iſt Liebe, und ſein Ende iſt Liebe — eine Liebe, die uns das Höchſte, Beſte zugedacht hat.

Den Menſchen liebt und begünſtigt Gott vorzüglich; ihn würdigt er der genaueſten Aufmerkſamkeit; kein Haar fällt von ſeinem Haupte ohne den Willen des Ewigen; zu ſeinem Beſten dient, was ihm nur irgend begegnet. Der Leidtragende ſoll getröſtet werden. Für ſein Wohl hat Gott erhabene, ewig bewundernswürdige Anſtalten getroffen. Ihm hat er ſeinen Sohn geſendet. Ihm geht er nach auf ſeinen Irrwegen, daß er ihn freundlich auf den rechten Weg leite. Ihm vergibt er gnädig ſeine Schuld. Ihm verleiht er ſeinen Geiſt, daß er ihn erleuchte, ſtärke, tröſte, in aller Noth ihm beyſtehe. Zu ſeinem Kinde nimmt er ihn auf, wenn er ſich dem väterlichen Sinn und Willen folgſam zeigt. Die Seligkeit des Himmels hat er ihm beſtimmt; zur ewigen Herrlichkeit will er ihn erheben; mit ſich, dem Allgenugſamen und Allvermögenden, will er ihn in die genaueſte, wonnevollſte Gemeinſchaft bringen. Schon jetzt nimmt der Himmel den lebhafteſten Antheil an ſeinem Verhalten und Ergehen. Die Kräfte des Himmels ſind in Bewegung für ſein Heil. Im Himmel iſt Trauer über ſeinen Abfall, hohe Freude über ſeine Wiederkehr. Wer kann ſolche Wahrheiten anders, als mit den froheſten Empfindungen durchdenken?

Auch in ihren Forderungen iſt die Lehre Jeſu lauter Gnade, eine fröhliche Botſchaft. Das Bild reiner Seelengröße, Seelengüte, Seelenſchönheit tritt uns aus dieſen Forderungen entgegen. Seine Forderungen ſtehen zwar häufig mit den ſinnlichen Neigungen des Menſchen im Widerſpruch, aber in deſto größerer Einſtimmung mit den edlern Trieben des

Herzens. Bey allem, was er fordert, fühlt man, daß eben ſey das Rechte, Würdige, das Leben Verſöhnende und Verklärende, das wahrhaft Beglückende, ſo müſſe man geſinnt ſeyn und handeln, um zum Frieden zu gelangen, die innere Wohlgeſtalt des Gemüthes und den Beyfall Gottes zu beſitzen. Man freut ſich, daß der Menſch ſo geſinnt ſeyn und handeln kann — ſo ſtill, ſo groß und rein, ſo wohlwollend, ſo ſanft, ſo demüthig, ſo geduldig, ſo ganz Gott ergeben.

Selten nur führt die Lehre Jeſu die ernſtere Sprache des Gebotes: ſie ſtellt das Gute dar in ſeiner Einfachheit, innern Nothwendigkeit und Liebenswürdigkeit; ſie warnt, ladet ein, muntert auf; ſie preiſt ſelig die Barmherzigen, die Sanften, die Demüthigen, die Gelaſſenen. Das Herz ſucht ſie zu gewinnen, damit der Menſch in ſeinem Innerſten veredelt werde, und lerne, in freyer Liebe und froher Gewöhnung zum Rechten, das Rechte vollbringen. Man ſollte glauben, es werde etwas gegeben oder verheiſſen, indem etwas verlangt wird; ſo freundlich, ſo mild, ſo wohlthätig iſt dieſes Verlangen.

Eine fröhliche Botſchaft vom göttlichen Leben, vom Seelenfrieden, von der Gemüthsfreudigkeit könnte man die Sittenlehre Jeſu nennen.

Die hocherfreuliche Lehre iſt zugleich eine innig rührende. So vermag kein menſchliches Wort zu rühren, als das Evangelium in ſeiner Einfalt.

Alle ſeine Ausſprüche gehen an's Herz, treffen das Herz, dringen ins Herz. Sie erweichen, ſie beſänftigen, ſie erfüllen es mit ſüßer Wehmuth und mit ſtiller Freude; ſie erwärmen und erheben, ſie demüthigen und erſchüttern das Herz. Aus einem bewegten Gemüthe kommen ſie alle; das Herz hat an ihnen eben ſo viel Antheil, als der Verſtand; darum muß das Herz von ihnen bewegt werden; und wem wäre das Herz nicht bewegt worden, der es ihnen öffnete?

Kein edles Herzensgefühl, welches das Evangelium nicht durch irgend Einen ſeiner Anſprüche aufzuregen vermöchte. Gleichſam eine neue ſchöne Welt der Gefühle geht in unſerm Innern auf, wenn wir das Evangelium in ſorgfältiger Betrachtung auf uns wirken laſſen.

Es rührt durch das, was es gibt, und durch die Art, wie es gibt.

Ich weiß wohl, daß fromme Rührungen das noch nicht ſind, wodurch man Gott wohlgefällig wird; aber ich weiß auch, daß das, wodurch man Gott wohlgefällig wird, in frommen Rührungen ſeinen Urſprung hat, durch fromme Rührungen genährt, geſtärkt, erfriſcht wird; ich weiß, daß ich in den Stunden der frommen Rührung beſſer bin, und daß ſie mir nie ohne Gewinn vorübergehen, daß fromme Rührungen an ſich dem Herzen ein eignes Bedürfniß ſind, daß ſie dem Herzen wohlthun und ein ſchönes Leben in ihm erzeugen.

Sehr lieb, ſehr theuer iſt mir das Evangelium auch deßwegen, weil es mein Herz ſo vielfältig rührt. Ich empfinde die himmliſche Gnade, indem ich das Evangelium gebrauche.

Aber noch weit lieber, noch weit theurer iſt mir das Evangelium, weil es ſo gut, ſo ſtark zu allem Guten und ſo getroſt macht. Man kann die Ausſprüche des Evangeliums nicht oft, und mit Sorgfalt erwägen, ohne das Gute immer mehr lieb zu gewinnen, ſich mit dem Guten immer mehr zu befreunden, ſich zum Guten immer mehr zu gewöhnen. Mit leiſer, aber faſt unwiderſtehlicher Gewalt zieht uns im Evangelium die Tugend zu ſich hin. Durch die ſüßeſten Empfindungen, durch die ſanfteſten Triebe wird ſie dem Herzen mitgetheilt, dem Herzen vermählt. Alle Rührungen deſſelben wecken zum Guten, ſtärken im Guten.

Die edelſte und mächtigſte Kraft des Gemüthes ſetzt es für das Gute in Bewegung. Durch Liebe lehrt es gut ſeyn, und das Gute vollbringen aus Liebe. Wenn es uns die Liebe Gottes verkündigt — wie er uns zuerſt geliebt hat, geliebt hat die Abtrünnigen, wie er uns liebt mehr, als wir es denken und fühlen können, wie er liebt ohne Maß und Gränze; wenn uns in ihm die Liebe des Erlöſers erſcheint — wie er aus Liebe alle Schmach und alle Schmerzen erduldet, und ſein liebes, herrliches Leben in den bittern Tod gegeben hat; wer fühlt ſich dann nicht erwärmt zur Gottesliebe, zur Chriſtusliebe, zur Liebe gegen die Brüder, die ja auch die Liebe Gottes umfaßt, die ja auch Chriſtus geliebt hat? wer fühlt ſich dann nicht fähig, für Gott, für Chriſtus, für die Brüder alles zu thun und zu leiden? Dem liebeerfüllten Herzen — was könnte dem noch ſchwer werden, wo die Liebe dringt und gebietet? Die Liebe wird ihm freudiger Trieb, gränzenloſes Vermögen zu allem Guten, Quelle aller Tugenden, Lebensheiligung, Lebensverklärung.

Das Evangelium gibt mir überdies die herrlichſten Verheißungen, Verheißungen, die mein ganzes Herz begeiſtern müſſen. In dem Maße, worin ich hier gut geworden bin, ſoll ich dort Gott nahe ſeyn, in ſeiner Gemeinſchaft die reinſten und erhabenſten Freuden genießen, und zu immer höheren Stufen der Vollkommenheit und Seligkeit mich erheben. Was ich hier im Dienſte Gottes, im Dienſte meines Erlöſers, im Dienſte meiner Brüder thue und leide: es ſoll mir dort wohl belohnt werden. Der ins Verborgene ſieht, bemerkt meinen Fleiß, meine Thränen, meine Anſtrengungen, und wird mir einſt vergelten öffentlich. Wie muthig und wie ſtark wird das Herz in dieſem Glauben! Auch hier zeigt ſich die Lehre des Herrn als Wahrheit voll Gnade.

Wenn ich nirgends Troſt zu finden weiß in meinem Weh, in meiner Traurigkeit, in meiner Sorge: dann tröſtet mich das Evangelium; nie habe ich in demſelben vergebens Troſt geſucht. Aller Troſt, der ein menſchliches Herz ſtillen kann, iſt im Evangelium, und faſt in allen ſeinen Ausſprüchen iſt etwas Tröſtliches für das Herz; von einem Geiſte des Troſtes iſt es erfüllt. Auf all' mein Leid, auf meine leiſeſten und geheimſten Schmerzensgefühle hat der göttliche Lehrer des Evangeliums ſich verſtanden: denn in allem trifft er mit ſeinem Worte mein Herz, und tröſtet es mächtig, überſchwenglich, daß das Herz oft in ſeinem Schmerze ſich ſelig fühlt. Eine gnadenvolle Wahrheit iſt es, die ſo tröſtet.

In der öftern und ſorgfältigen Beſchäftigung mit der Lehre Jeſu wird man immer mehr himmliſch erleuchtet, alles im Lichte zu ſehen, himmliſch erwärmt für das Höchſte und Beſte, gebildet zu einem himmliſchen Sinne, erfüllt mit einer himmliſchen Freudigkeit. Gutes Muthes und allezeit fröhlich ſind die, auf welche das Evangelium ſeinen ſegnenden Einfluß geäußert hat.

Dieſes Evangelium — o, ich will es ſtets demüthig und freudig ehren, als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Oft, und immer recht innig, recht angelegentlich, will ich mich mit ihm beſchäftigen. Ich will mich bemühen, es immer beſſer zu verſtehen, von ſeinem reichen Inhalte immer mehr in mein Herz zu faſſen, ſein Frohes, Rührendes immer lebhafter zu empfinden. Ich will aus mir hinwegräumen, was ſeinen Wirkungen widerſtrebt. Laß mich dann auch, o Gott, immer mehr ſeinen ſegnenden Einfluß erfahren!

VI.

Er und ſein Evangelium.

> Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig: ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht.
>
> Matth. 11. V. 28. 29. 30.

Er und ſein Evangelium gehören weſentlich zuſammen. Er nur konnte das Evangelium, wie es iſt, verkündigen; er aber auch mußte es verkündigen, gerade wie es iſt, als gnadenvolle, innig rührende, mächtig wirkende Wahrheit. Er und das Evangelium ſind weſentlich Eins. Im Evangelium findet man überall Ihn — ſeinen Geiſt, ſein Gemüth, und in ihm, auch wo er nicht redet, das Evangelium. Er iſt der Mühſeligen und Beladenen Freund — und ſein Wort erquickt ſie, gibt ihnen Ruhe für ihre Seelen. Er iſt ſanftmüthig und von Herzen demüthig — und ſeine Lehre iſt ein ſanftes Joch, eine leichte Laſt.

Der Hocherhabene, das Ebenbild des Vaters, der Erbe der ewigen Herrlichkeit erſcheint mir hier ſo menſchlich — in ſeiner Menſchlichkeit ſo liebenswürdig, meinem Herzen ſo nahe, ſo vertraut, mein Bruder, mein ſanfter, demüthiger, hülfreicher Bruder iſt er.

Die *Mühſeligen* und *Beladenen* ſollen kommen — alle ſollen ſie kommen mit ihrer Noth und Sorge, die Armen und Geplagten, die, von harten Treibern geängſtigt, des Lebens ſchwere Bürden tragen, die Unterdrückten, die Beraubten, die Gemißhandelten, die Vergeſſenen und Einſamen, die Tiefbetrübten, denen, bey dem dunkeln Weh im Herzen, die Welt eine Wüſte geworden, die verloren haben unwiederbringlich das Heißgeliebte, die da ſuchen und nicht finden, die da ringen und nicht erreichen, die da arbeiten und die Frucht ihrer Anſtrengungen nicht genießen, die mit Reue und tiefem Leid ihrer Sünden gedenken, und zweifeln, ob ihnen auch könne vergeben werden. Dieſe alle, um welche die Welt ſich nicht bekümmern mag, von denen der Glückliche ſich wegwendet, die er oft mit Härte zurückweiſet, damit ihr Anblick ihn nicht ſtöre in ſeinem fröhlichen Leben, die auch dem beſſern Menſchen ſo leicht überläſtig werden, und von ihm eine unfreundliche Behandlung erfahren — nicht bloß helfen will er ihnen; er will ſie um ſich verſammeln, er will ſie erquicken — in ſeiner Nähe ſollen ſie ſeyn, damit er einen fortdauernden wohlthätigen Einfluß auf ſie äußern könne.

Welch ein tiefes Gefühl des menſchlichen Elendes! welch ein liebevolles Herz! welch ein edelmüthiges Dahingeben für andre. O, nicht irgend ein Gut — ſich gibt er dahin! Aber auch kein Gut der Welt kann ſo erquicken, wie er erquicken kann. Glücklich, glücklich, ihr Mühſeligen und Beladenen! Er nimmt ſich eurer an, Ihm dürfet ihr euch nahen, Ihn ſollet ihr ganz kennen lernen, von Ihm die ſüße Erquickung empfangen, bey Ihm ſollet ihr fühlen — was unendlich mehr iſt, als das Erdenglück, das ihr entbehret — himmliſche Seligkeit!

Wenn denn auch mein Herz mühſelig und beladen iſt — o, es iſt es ſo oft — ich weiß nun, wohin ich mich wenden ſoll. Das mühſelige, das beladene Herz, laß es ruhen, Herr, an deinem treuen Herzen, und da die ſüße Erquickung finden! Wie freue ich mich dein, wie liebe ich dich, und kann doch nicht genug dich lieben, du Freund der Mühſeligen und Beladenen! Der Freundliche gebietet nicht, was der Hocherhabene wohl dürfte; er ladet ein, mild, ſanft, huldreich ladet er ein, wie es dem gebühret, der, ſanftmüthig und von Herzen demüthig, nur ein ſanftes Joch und eine leichte Laſt hat. Er kann nicht hart anfaſſen, was wund iſt, leiſe berührt er das Wunde. Er kann das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen, vorſichtig trägt er das Zerſtoßene, daß er es heile.

Er ladet ein; der rührenden Stimme kann man nicht widerſtehen, wenn man auch ſeiner nicht bedürfte, nichts von ihm hoffte. Es thut ſchon wohl, indem man ſich vergeſſen und verlaſſen fühlt, eingeladen zu werden an das Herz eines freundlichen Weſens, in dem einladenden Worte liegt ſchon Troſt und Erquickung.

Aber er macht es ſich noch zu einer beſondern Angelegenheit, diejenigen, welche ſich bey ihm ſammeln, zu erquicken. Zur Erquickung der Mühſeligen und Beladenen lebt er; erquicken iſt ſein liebſtes Geſchäft. O, der rührenden Menſchlichkeit an dem Sohne des Himmels! Wie angenehm iſt Erquickung dem nach ihr ſchmachtenden Herzen! Erquickung des Erquickungsbedürftigen — wie viel köſtlicher als Freudengenuß! Im Thal ſprudelt der ſilberne Quell dem von heiſſem Durſte gequälten Wanderer; unter dem kühlen Schatten der Bäume ruhet der Müde; den Kranken durchdringen fühlbare Kräfte der Geneſung; ſüße Schauer gehen durch die gequälte Bruſt, Schimmer des Lichtes fallen in ſeine düſtre Kammer. So erquicket Er das Durſtende, das Müde, das Kranke. Und von ihm eben erquickt zu werden — wie köſtlich!

Doch mehr noch als Erquickung gibt er. Der Erquickung wird man immer von neuem bedürftig.

Er gibt das Bleibende — Ruhe für die Seele. Kann mir denn auf Erden etwas Beſſeres gegeben werden, als Ruhe für die Seele. Umſonſt, daß ich alles beſitze, was das Leben Großes, Geprieſenes und Begehrtes in ſich ſchließt, wenn die Seele voll Unruhe iſt; das leidende, das bange, das aufgewiegelte Herz kann ja keiner Sache froh werden. Es ſind nicht der Welt Ehren, der Welt Luſt, der Welt Reichthümer, was mich zu meinem Glücke führt. Der Welt Ehren, der Welt Luſt, der Welt Reichthümer entfernen mich nur weiter von meinem wahren Glück, da ſie nicht aufhören in der Seele unruhige Begierden, Erwartungen und Sorgen zu erwecken. Mein wahres Glück beſteht in der ſtillen Freudigkeit, die allein in einem ruhigen Gemüthe zu leben vermag. Friede der Seele iſt das Erſte, Weſentlichſte meines wahren Glückes. Habe ich Ruhe für meine Seele gewonnen, dann finde ich leicht überall, was mich fröhlich macht. Wer ſich auf ſich ſelbſt recht verſteht, der läßt alles andre, und trachtet nach Ruhe für die Seele, der ſegnet mit Thränen in dem ſeinen größten Wohlthäter, der ihm Ruhe gibt für ſeine Seele. Selbſt diejenigen, denen es Bedürfniß geworden, in allen Unruhen der Welt ſich umzutreiben, können die Sehnſucht nach Ruhe nicht unterdrücken; ſie unterhalten in ſich gern die Täuſchung, durch dieſe Unruhen hindurch gehe der Weg zur Ruhe.

Dem Mühſeligen und Beladenen, dem Menſchen mit dem gequälten und geängſtigten Herzen — welch eine hocherfreuliche Ausſicht, Ruhe für ſeine Seele zu gewinnen! Aber man braucht nicht eben zu den Mühſeligen und Beladenen zu gehören, man braucht nur Menſch — menſchlichen Kränkungen, menſchlichen Unfällen bloßgeſtellt zu ſeyn, menſchliche Begierden in ſich zu fühlen, man braucht ſich nur verwickelt zu ſehen in die Geſchäfte und Verhältniſſe der Welt, man braucht nur ihre Wechſel, ihre Treuloſigkeit, ihr Elend zu kennen, um in der Ruhe des Gemüthes das höchſte Gut des Lebens zu erblicken. Freue dich, meine ſo oft unruhige Seele, bey Ihm, bey Ihm ſollſt du Ruhe finden!

Er iſt ſanftmüthig und von Herzen demüthig.

Auf allen Blättern ſeiner Geſchichte ſehe ich den Sanftmüthigen, den von Herzen Demüthigen.

Nie hört man aus ſeinem Munde die Sprache der Erbitterung oder des Ungeſtüms, zuweilen die Sprache des feyerlichen Ernſtes und der edeln Entrüſtung, wo die Sache dies gebietet, wo er erſchüttern muß um zu beſſern, wo Bosheit und Heucheley ihm gegenüber ſtehen — und auch da nicht Worte der Leidenſchaft, Worte deſſen, der ſich ſelbſt beleidigt fühlt, ſondern Worte der Begeiſterung für Wahrheit, Tugend und das Heil der Menſchen. Unaufhörlich begegnet ihm, was uns kränkt, was uns tief ins Herz geht; ihn kränkt es nicht, ihm geht es nicht ins Herz, er bleibt ſanftmüthig. Bey allem Widerſpruche, den er erfährt, ſehen wir ihn gelaſſen. Ueberall treten ihm Vorurtheile, Eigenſinn, Halsſtarrigkeit entgegen, das völlig Ungereimte wagt man gegen ihn zu behaupten; und er antwortet mit ruhiger Würde. Gelinde weiſet er die Seinen über ihre Irrthümer, ihre Uebereilungen und ihre Fehler zurecht, ſo oft dieſelben auch wiederkehren. Er wird nicht müde mit Geduld ihre Schwächen zu tragen. Man ſtellt ihm nach, lauert ihm auf, man zeigt die feindſeligſten Geſinnungen gegen ihn, man ſucht alles wider ihn in Bewegung zu ſetzen; und nie wird er aufgebracht, er hat ſchon vergeben, ehe man gegen ihn geſündigt hat. Man ſtellt ihn vor Gericht, man erhebt die empörendſten falſchen Anklagen gegen ihn, man mißhandelt, quält, beſchimpft, verſpottet ihn, tödtet ihn unter grauſamen Martern; und er behauptet ſich in ſeinem erhabenen Gleichmuthe, er hat für ſeine Feinde nur Thränen, herzliche Ermahnungen und Gebete. So ſtill, ſo ſtill geht er den ſchauervollen Weg zum Tode. So ſtill, ſo ſtill duldet er das Allerſchmerzlichſte.

Demüthig, von Herzen demüthig iſt er.

Er ſucht nicht ſeine Ehre, ſondern die Ehre deſſen, der ihn geſandt hat; er ſucht und will nichts für ſich — da er doch ſo leicht alles für ſich hätte behalten können — er ſucht und will überall nur die Sache des Vaters, ſich ordnet er unter, ſich ſetzt er zurück, und verbietet ſogar, daß man ihn gut nenne. In Knechtsgeſtalt einherzugehen, ſich nicht dienen zu laſſen, ſondern zu dienen, erkennt er freudig für ſeine Beſtimmung. Und wie dient er? durch das, wodurch die Menſchen ſich am meiſten zu erniedrigen glauben; der Herr und Meiſter, der höher denn der Himmel iſt, wäſcht ſeinen Jüngern die Füße. Dienend trägt er Purpurmantel und Dornenkrone, und gibt in tiefer Schmach ſein Leben dahin.

Von ganzem Herzen muß ich Ihn ehren und lieben, den Sanftmüthigen und Demüthigen, den Gottergebenen. Ihn muß ich mir zum Vorbilde nehmen, ſanftmüthig, demüthig, Gott ergeben muß ich werden, wie er war. Hilf mir, Herr, die Regungen des Unwillens, der Erbitterung, der Eitelkeit und des Stolzes — hilf ſie mir alle überwinden, daß ich recht ſanftmüthig und von Herzen demüthig werde.

Von dem Sanftmüthigen und Demüthigen lernt man ſo gern. Habe Einer das Beſte mitzutheilen, wir wenden uns doch traurig weg von ihm, wenn ſeine Worte hart, ungeſtüm, gebieteriſch, voll Anmaßung ſind, wenn er ſich als den Lehrenden und Befehlenden geltend zu machen, wenn er mit ſeinem Anſehen zu drücken ſucht. O, der leidenſchaftlich Heftige, der Stolze kann uns nichts geben, wir können nichts von ihm empfangen. Die Gabe des milden und demüthigen Herzens iſt allein die erquickliche, die wahrhaft gute Gabe. Dem Mühſeligen und Beladenen insbeſondere vermag niemand zu helfen, der nicht ſanftmüthig und demüthig iſt. Noch tiefer wird er niedergebeugt, noch müder wird ihm das Herz durch die unfreundliche, obgleich an ſich wohlthuende Rede. Aber aufgerichtet, erquickt fühlt er ſich ſchon, wenn er in ein ſanftes, demüthiges Angeſicht ſchaut, wenn er die Stimme der Sanftmuth und der Demuth hört. Er, der Sanftmüthige und von Herzen Demüthige kann keinem hart werden; nur ein ſanftes Joch, nur eine leichte Laſt kann er auflegen.

Indeß lernen muß man von ihm, auf ſich nehmen muß man ſein Joch: denn dadurch ja eben wird man erquickt, und erlangt Ruhe für ſeine Seele. Sein Evangelium iſt das ſanfte Joch, die leichte Laſt.

Ein Joch trägt man immer, das Joch der Welt, das Joch ſeiner Launen oder ſeiner Leidenſchaften trägt man, wenn man das Joch des Herrn zu tragen ſich weigert. Und wie drückend das Joch, wie ſchwer die Laſt der Welt, der Laune und Leidenſchaft! Wahrlich die ſind die Mühſeligſten unter allen, die von der Welt, von ihrer Laune und Leidenſchaft tyranniſirt werden. Welt, Laune und Leidenſchaft gebieten, was wider des Herzens beſſern Sinn iſt, was uns mit banger Unruhe erfüllt, was ins Verderben ſtürzt; ſie gebieten mit wilder Strenge, mit heftigem Ungeſtüm; ſie gebieten nicht bloß, ſie nöthigen mit finſterer Gewalt, ſie reißen dahin mit finſterer Gewalt das widerſtrebende Herz, ſo lange man unter ihrem Joche ſteht. Das Evangelium gebietet ſo ſanft, daß es zuweilen nur zu wünſchen, zu rathen, zu bitten ſcheint, wo doch von dem Menſchen etwas gefordert werden muß. Es gebietet, wogegen freylich oft die Luſt der Sinne und die böſe Gewöhnung ſich auflehnen, was aber mit allen edeln Trieben des Herzens übereinſtimmt, woran man in der geſunden Verfaſſung des Gemüthes nur Freude haben kann, was dem Herzen ſeine Freuden, ſein beſtes Glück ſichert, was zum reinſten, froheſten Lebensgenuſſe führt. Wo das Evangelium gebietet, da öffnet ſich ihm von ſelbſt das unverdorbene Herz; es bemächtigt ſich des unverdorbnen Herzens mit der ſanften, leiſen Gewalt des Guten und Schönen, mit der ſanften, wohlthuenden Gewalt der Liebe. Man gehorcht der Stimme des eignen Herzens, indem man das Geſetz des Evangeliums befolgt. Es iſt ſchon Erquickung, das ſanfte Joch auf ſich nehmen, wenn man lange das ſchwere getragen hat.

Noch mehr aber erquickt er durch den Inhalt ſeines Evangeliums. Selig ſind die Armen, ihnen iſt das Himmelreich; ich bin gekommen, daß ſie das Leben und volle Genüge haben; trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch alles zufallen; euer himmliſcher Vater weiß, was ihr bedürfet; euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht; in der Welt habt ihr Angſt, aber ſeyd getroſt, ich habe die Welt überwunden; ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende; im Himmel iſt Freude über den Sünder, der Buße thut; in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen; ich lebe und ihr ſollt auch leben; wo ich bin ſoll mein Diener auch ſeyn; es ſoll euch im Himmel alles wohl belohnt werden; wer kann, bey einem mühſeligen und beladenen Herzen, ſolche Ausſprüche hören, ohne davon bis ins Innerſte des Herzens erquickt zu werden?

Ruhe der Seele ſchafft ſein Evangelium. Denn es lehrt eine weiſe Geringſchätzung der Dinge dieſer Welt, die denen, welche ihnen das Herz ergeben haben, ſowohl im Beſitze als im Entbehren und Verluſte, vielfältige lebhafte Beunruhigungen verurſachen; es mäßiget die Beſtrebungen, die uns in alle Unruhen der Welt hineindrängen, und allen ihren feindſeligen Angriffen bloßſtellen; es zieht den Sinn ab von dem Eiteln und Vergänglichen, um ihn für das zu gewinnen, was, in eben dem Maße, als man ſich damit beſchäftigt, die Seele ruhig, beſonnen und heiter macht; es weiſet uns an im Himmel Schätze zu ſammeln, wobey man auf Erden nichts zu fürchten und einzubüßen hat.

Es ſtiftet Frieden in unſerer Bruſt, indem es die unaufhörlich einander bekämpfenden Begierden ordnet und in Uebereinſtimmung bringt, und dadurch den Stürmen Schweigen gebietet, die ſich ſo oft in unſerm Innern erheben. Man wird ſanftmüthig und von Herzen demüthig in der Schule des Evangeliums. Zorn und Rache, Stolz und Eitelkeit empören das Herz nicht mehr, wenn man das Joch des Herrn trägt. Der Sanftmüthige beleidigt nicht leicht, und wird nicht leicht durch eine Kränkung, die ihm widerfährt, aufgeregt. Der Demüthige tritt nicht mit Anſprüchen hervor, und es thut ihm nicht wehe, wenn man ihn zurückſetzt. Er nimmt gelaſſen und ergebungsvoll hin, was die höhere Weisheit ihm zuſchickt, und ſtillt ſeinen Schmerz durch kindlichen Gehorſam. Je ſanftmüthiger und demüthiger das Herz, deſto größer die Fähigkeit des frommen Erduldens, des erhabenen Gleichmuthes.

Das Evangelium gewöhnt uns zur heiligen Sorgfalt in der Führung des Lebens, daß wir nicht fehlen und ſündigen, zur treuen Befolgung des göttlichen Geſetzes, und ſichert uns dadurch vor den Anklagen und Vorwürfen des Gewiſſens, die ſtärker, als ſonſt irgend etwas das Herz beunruhigen, es bildet in uns die Geſinnungen, bey denen wir uns, mitten unter den Beunruhigungen der Welt, in heiterer Ruhe des göttlichen Beyfalles bewußt ſind. O, der ſeligen Ruhe, des mit ſich ſelbſt und mit Gott einigen, Sinnes!

Doch, wo iſt Einer, der nicht fehlte und ſündigte, der nicht vielfältig gefehlt und geſündigt hätte? Wie iſt doch oft das Herz ſo unruhig, traurig und ſo bange, ſo mühſelig und beladen im Gefühl ſeiner Schuld! Dir ſind deine Sünden vergeben: ruft das Evangelium dem in Demuth und Reue über ſeine Sünden Bekümmerten zu; aller Gnaden Gottes verſichert es ihn, und ſtillt alle Unruhe ſeines Herzens. Der Himmel öffnet ſich dem frommen Gebete des Büßenden, und auf Erden ſteht das Kreuz als ewiges Denkmal der himmliſchen Barmherzigkeit. Auch für den, der Jahre zu beweinen hat, die er fern von Gott, im Dienſte der Sünde, zugebracht, und nun all ſein Elend empfindet, und in düſtrer Stimmung an der Möglichkeit ſeiner Rettung zweifelt, von Gott auf immer verlaſſen ſich wähnt, hat es eine tröſtliche Botſchaft. Des Menſchenſohn iſt gekommen zu ſuchen und ſelig zu machen das Verlorne; die Sündigen führt er zur Beſſerung, ein Arzt für die Kranken iſt er geworden; durch ihn kann für Gott gewonnen werden, was von ihm abgefallen, zur Tugend erhoben werden, was tief, tief geſunken iſt; und Gott nimmt gnädig auf alle, die zu ihm zurückkehren; zu ſeinen Kindern nimmt er ſie wieder an, ſeine ganze Liebe wendet er ihnen zu. Welche köſtliche Botſchaft für das muthloſe, in ſeiner Unruhe faſt vergehende Herz!

In allem Ungemache des Lebens will das Evangelium dem leidenden, dem gequälten, dem ſorgevollen Herzen Ruhe geben.

Süßer, ſüßer Troſt, zu hören von einem Gotte, welcher weiß alles, was wir bedürfen, und für alles freundlich Sorge trägt, der es von Ewigkeit gewußt und Anſtalten dafür getroffen hat, der unabläſſig wirkt, zu rathen, zu helfen, zu ſegnen — von einem Gotte, der alle Ereigniſſe unſers Lebens leitet, daß auch nicht das Geringſte ohne ſeinen Willen uns begegnen kann, der alle Schmerzen ſendet aus väterlichen Abſichten, uns zur Läuterung, zur Heiligung, zum unausſprechlichen Gewinn, der in jedem Leid nahe iſt, zu erquicken, zu ſtärken, zu tröſten, der zur rechten Zeit errettet aus der Noth und Bedrängniß, der gnädig bewahrt vor allem wahren Uebel, der auf jedem dunkeln, gefahrvollen Wege an ſeiner Hand führt, auf deſſen allmächtigen Schutz wir überall vertrauen dürfen!

Süßer, ſüßer Troſt, zu hören von einer künftigen Welt, für die wir hier durch Mißgeſchick geprüft werden, und in der einſt alle Leiden des Frommen in ewige Freuden ſich verwandeln, wo die, die das Schwerſte würdig erduldet, die Herrlichſten, Seligſten ſeyn ſollen.

Süßer, ſüßer Troſt, auf den erhabenen Vorgänger aller Leidenden hinzublicken, der im heftigſten Körper- und Seelenſchmerz ſanftmüthig und von Herzen demüthig blieb, alles gottergeben und gelaſſen trug, alles überwand im Glauben und in der Liebe, und dann in des Himmels höchſte Herrlichkeit eingeführt wurde.

O, hier iſt Ruhe für das leidende, gequälte, ſorgenvolle Herz.

Nach Ruhe ſehnt ſich, der Ruhe bedarf mein Herz, in dieſem unruhigen Leben, bey den zahlreichen eiteln Wünſchen, die ſo oft die Ruhe des Herzens zerſtören, bey den mächtigen Begierden, die, wie ich auch gegen ſie kämpfe, doch ſo oft von neuem erwachen und mein Inneres empören, bey den mannigfaltigen Verſuchungen zum Böſen, von denen ich umgeben bin, die ſogar aus meinem Herzen hervorgehen, bey den vielen Uebertretungen, deren ich mich ſchuldig mache, bey den Widerwärtigkeiten, die mir begegnen, bey den empfindlichen Leiden, von denen ich heimgeſucht werde. Wohl mir, du Sanfter und von Herzen Demüthiger, du Barmherziger und Huldreicher, daß ich zu dir meine Zuflucht nehmen kann. Laß mich denn Ruhe bey dir finden, ſo oft ich mühſelig und beladen zu dir komme — bey dir Ruhe finden im Leben, und einſt, wo meinem Herzen die Ruhe ſo nöthig und ſo wohlthätig ſeyn wird, im Sterben. Dein Evangelium bilde und belebe in mir immer mehr die erhabenen Geſinnungen, bey denen das Herz ſtets im ſichern Frieden wohnt.

VII.

Der Regierer der Welt und meines Lebens.

Auch eure Haare auf dem Haupte ſind alle gezählet.
Matth. 10. V. 30.

Zu dem Köſtlichſten des Evangeliums gehört der troſtvolle und hocherfreuliche Unterricht, den es mir von Gott, als dem Regierer der Welt und meines ganzen Lebens, gibt. Dieſer Unterricht ſoll jetzt der Gegenſtand meiner andächtigen Betrachtung ſeyn.

Nach dem weiſen und gnädigen Willen Gottes erfolgt alles, was in der Welt ſich zuträgt; wider ſeinen Willen — ohne ſeinen Willen geſchieht nichts; in allem werden ſeine erhabenen Rathſchlüſſe ausgeführt; durch alles müſſen ſeine gewiß herrlichen und huldreichen Abſichten befördert werden. Einen Zufall — ein Ohngefähr gibt es gar nicht. Zufall, Ohngefähr ſind Wörter, die nur ſo lange einen Sinn haben, als ich bey dem ſtehen bleibe, was in die Augen fällt. Von ihm, durch ihn, zu ihm ſind alle Dinge. Alles gehört in den Plan ſeiner Weltregierung; er hat alles bedacht, gewollt, angeordnet, werden laſſen.

In manchen Ereigniſſen kann ich die höhere Fügung leichter wahrnehmen, als in andern. Das darf, das ſoll ich mit Rührung anerkennen; innig und ehrerbietig ſoll ich deſſen mich freuen, worin ſein Walten mir vorzüglich bemerkbar wird, worin der Allmächtige, der Weiſe, der Heilige, der Gerechte und Gütige mir gleichſam vor die Augen tritt. Aber ſehr unbeſonnen wäre es, wenn ich ſolche Ereigniſſe allein von ihm herleitete, und von den andern ſo ſpräche, als ob ſie nicht von ihm kämen. Nein, nicht bloß das Unerwartete, von dem gewöhnlichen Gange der Dinge Abweichende, das mit meinen Wünſchen Uebereinſtimmende, das ſich mir als zweckmäßig und wohlthätig Darſtellende — auch das Alltägliche, das Allereinfachſte und Natürlichſte, auch das, was ich mit ſeiner Weisheit und Heiligkeit, mit ſeiner Gerechtigkeit und Güte nicht zu vereinigen vermag, muß ich ihm zuſchreiben.

Viele Veränderungen in der Welt gehen von den freyen Handlungen der Menſchen aus. Nichts deſto weniger erkenne ich in ihnen Verhängniſſe Gottes. Die That iſt des Menſchen; aber ihre äußere Geſtaltung durch die Umſtände, und die Wirkungen, die ſie hervorbringt, ſind von dem Regierer der Welt beſtimmt. Der Menſch kann den Abſichten Gottes entgegen handeln; aber er kann ſie nicht hindern; eben indem er ihnen entgegen handelt, befördert er ſie. Das Böſe in der That des Menſchen hat Gott nicht gewollt; aber was aus der böſen That des Menſchen entſpringt, das hat er gewollt, denn die böſe That ſteht unter ſeiner Regierung wie alle Kräfte der Natur ihm unterworfen ſind.

Gott weiß um alles, Gott vermag alles: wie ſollte er denn nicht für alles Sorge tragen.— wie zugeben, daß etwas wider ſeinen Willen geſchehe? Können die Ereigniſſe einer Welt, die er geſchaffen, die er zu erhabenen Zwecken geſchaffen hat, ihm gleichgültig ſeyn? Kann auch nur Eins ſeiner Werke ihm fremd werden? Muß er nicht jedes zu der ihm angewieſenen Beſtimmung leiten, auf allen Plätzen ſeine Vollkommenheiten offenbaren? Darf er geſtatten, daß in ſeinem Reiche Kräfte des Verderbens irgend einen Einfluß gewinnen? Muß nicht in ſeinem Reiche überall ſeine Macht ſich wirkſam beweiſen? Und woher dieſer unverkennbare große, feſte Zuſammenhang unter den Begebenheiten der Jahrhunderte, dieſe weisheitsvolle Verknüpfung derſelben zur Erreichung erhabener Zwecke? Wie fügen ſich die abgeſonderten Beſtrebungen einzelner Menſchen, welche oft, durch lange Zeiten und weite Räume getrennt, nichts von einander wiſſen, zu Einem wohlgeordneten weiſe berechneten Ganzen? Wie geſchieht es, daß da, wo alles auf Zerſtörung gerichtet iſt, neue beſſere Ordnungen werden, blühende Schöpfungen ſich erheben, daß an den öden Stätten des Todes das Leben reicher, kräftiger zum Vorſcheine kommt, daß die Anſchläge der Thorheit Werke der Weisheit erzeugen, aus dem Beginnen, welches überall die Zeichen der Beſchränktheit an ſich trägt, hervorgeht, was die ſpäteſten Zeiten bewundern und ſegnen? Durch Ihn, durch Ihn, den allmächtigen und weiſen Regierer!

Kein Sperling fällt auf die Erde ohne euern Vater, ſagt Jeſus. So iſt denn auch das geringſte Geſchöpf Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Fürſorge; ſo wird denn auch die kleinſte Veränderung, die in der Welt ſich zuträgt, von ihm herbeygeführt und geleitet. Auf den weiteſten und auf den engſten Räumen der Schöpfung, wo die Sonnen wandeln und wo das Würmchen ſeinen kurzen Lebenslauf beſchließt, ereignet ſich alles nach ſeinem Willen. Die Gedanken, welche das Weltall umfaſſen, wachen über dem, was von uns unbeachtet im Staube ſich regt. Die ſtillſten und verborgenſten Plätze erfüllt er mit ſeinen Freuden.

Wie wohl thut es meinem Herzen, das Kleinſte, wie das Größte, beſchützt und berathen — alles, alles dem väterlichen Herzen nahe zu wiſſen! Welch ein köſtlicher Gedanke: kein Weſen vergeſſen und verſäumt, alles unter dem Einfluſſe der allmächtigen Liebe!

Eine ſolche Lehre könnte mir anſtößig ſeyn? ich dürfte fürchten die Gottheit herabzuwürdigen, indem ich ihr die Sorge für das Kleine zuſchreibe? Darin eben erkenne ich recht den Hocherhabenen, daß er neben dem Allergrößten das Allergeringſte ſeiner Sorge werth achtet, neben dem Allergrößten das Allergeringſte mit ſeiner Liebe umſchließt, und in dem Allergeringſten, wie in dem Allergrößten, ſeine herrlichen Vollkommenheiten offenbart.

Anders kann ich es mir auch nicht denken. Wer das Große regiert, der muß ſich des Kleinen annehmen: denn das Große ſteht überall mit dem Kleinen in Verbindung; aus vielen Kleinen bildet ſich ein Großes zuſammen; das Große hat immer ſeinen Urſprung im Kleinen, oft im kaum Bemerkbaren. Und was iſt der Unterſchied, den wir zwiſchen dem Großen und Kleinen machen vor dem Unendlichen! Bleibt denn noch etwas übrig, wenn wir das Kleine von ſeiner Sorge ausſchließſen? Vor dem Unendlichen iſt alles klein — und das Kleinſte groß in ſeiner väterlichen Barmherzigkeit. In dem, was wir klein nennen, zeigt ſich häufig dem ſorgfältigen Beobachter am meiſten die Größe des Herrn; und er ſollte es vernachläſſigen, weil es uns in unſrer Beſchränktheit klein zu ſeyn ſcheint? Je tiefer wir in die Natur der Dinge eindringen; deſto mehr werden wir gewöhnt, in allem das Große wahrzunehmen.

Der Regierer der Welt iſt auch der Regierer meines Lebens. Der die Vögel unter dem Himmel nährt, und die Blumen auf dem Felde mit ihrer Schönheit bekleidet, der lenkt auch die Ereigniſſe meiner Tage. Bin ich denn nicht viel mehr, als ſie? Der des Wurmes im Staube ſich annimmt, kann den Menſchen, dem er den Blick zum Himmel richtete, nicht verſäumen — nichts in des Menſchen Leben kann er verſäumen. Den Menſchen hat er ja eben, bey allem, was er auf Erden geſchehen läßt, im Auge; auf den Menſchen wirkt ja alles; für den Menſchen veranſtaltet er ja alles; die Bildung, das höhere Glück des Menſchen ſoll ja durch alles gefördert werden.

Blicke ich zurück auf den abgefloſſenen Theil meines Lebens — o überall nehme ich die väterliche Hand wahr, die mich geleitet hat. Ueberall war Gott mit mir. Er richtete es für mich ein — auf das Beſte, wie ich, wie kein Menſch es vermocht hätte. Er wählte für mich das Vortheilhafte, wo ich in meiner Kurzſichtigkeit etwas anders gewählt haben würde. Ich beſchwerte mich, daß meine Wünſche unerfüllt blieben, und erkannte nachher, wie gut das für mich geweſen. Er half oft, wo niemand helfen konnte, wo Hülfe unmöglich ſchien. Er behüthete vor Uebeln, die dicht an mir vorüberzogen. Er wendete ab das Verderbliche, das mich beynahe erreicht hatte. Er rettete aus großer Noth. Er fügte wunderbar die Umſtände, daß ich zu dem mir von ihm geſetzten Ziele gelangte. Er unterrichtete und warnte, er erquickte und tröſtete mich, und ſegnete mich mit viel tauſend Freuden. Der überall mit mir war, iſt noch täglich mit mir, und wird mit mir ſeyn bis an mein Ende.

Von ihm habe ich alles empfangen, was ich beſitze; von ihm kommt, was mir Frohes und Trauriges begegnet, durch ihn allein lebe ich. Nichts kann mir widerfahren ohne ſeinen Willen. *Die Haare auf meinem Haupte ſind alle gezählet.*

O, des köſtlichen Wortes! Gibt es denn etwas Geringfügigeres an mir, als die einzelnen Haare meines Hauptes? Ich kann ihrer Hunderte verlieren, ohne es gewahr zu werden. Für mein Glück ſcheint es gleichgültig zu ſeyn, ob ich ihrer Tauſende mehr oder weniger habe; ich freue mich nicht, ich betrübe mich nicht darüber. Und doch ſind ſie alle gezählt; ich büße auch nicht ein Einziges ein anders, als nach einem höhern Rathſchluſſe.

Welche Zuverſicht muß mir das in Anſehung derjenigen Dinge einflößen, die auf mein Glück einen bedeutenden augenſcheinlichen Einfluß haben! Wie wird's mir bey dieſem Ausſpruche ſo fühlbar, daß er immer und überall mit mir iſt, immer und überall ſorgt, immer und überall mein Beſtes ſchafft! Der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der kann mich nie und nimmer vergeſſen, in keiner Angelegenheit meines Lebens kann er mich verlaſſen. Ihn ſollte es nicht bekümmern, ob ich beſitze oder entbehre, ob ich mich wohl oder elend fühle, ob ich gutes Muthes oder in Aengſten bin? Der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der zählt auch alle meine Thränen, der hört auch alle meine Gebete, der nimmt auch in allen Nöthen meiner ſich an, der ſorgt in allem für mein Beſtes, der wacht über allem, was mir theuer iſt. Nichts kann ich verlieren, es ſey denn, daß er es zu meinem Heile beſchloſſen habe.

Könnte es mir je in einer großen Drangſal zweifelhaft werden, ob der Herr auch noch meiner gedenke, könnte es je für mich den Anſchein gewinnen, als ob denn doch mein Gut und mein Glück dem Zufalle, oder gar feindſeligen Mächten Preis gegeben ſey: dann will ich meinen Glauben ſtärken durch das köſtliche Wort meines Erlöſers: auch eure Haare auf dem Haupte ſind alle gezählet. Die Haare auf meinem Haupte ſind alle gezählet, will ich mir zurufen, wenn ich, allenthalben umringt von Gefahren, nirgends einen Ausweg ſehe.

Der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der muß mich lieben, unausſprechlich muß er mich lieben. Und dieſe Liebe, die mein Geringſtes ihrer Aufmerkſamkeit werth achtet, wie hoch ehrt ſie mich, welche Würde verleiht ſie meiner Natur! Bey allen ſeinen Mängeln und Gebrechen, in denen der Menſch oft ſo klein ſich darſtellt, ſo tief ſich gedemüthigt fühlt — wie groß iſt er, wenn der Herr des Himmels und der Erde alle Haare auf ſeinem Haupte gezählt hat! Fände ich nichts an mir, als was mich mit Beſchämung erfüllt: das, das erhebt mir das Herz, daß der Herr des Himmels und der Erde alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat. Fühle das ſtets meine Seele, und freue dich deines Adels! Lobe den Herrn meine Seele, der dich ſo herrlich macht, und hüte dich mit großem Fleiß vor allem, was dich erniedrigen könnte.

Wie wichtig wird mir das Kleine in meinem Leben, da Gott es ſeiner Aufmerkſamkeit werth achtet — und mit welchem Ernſte, mit welcher Ehrfurcht muß ich die Geringſte meiner Angelegenheiten behandeln, welche Vorſicht auch, wo es das Geringſte betrifft, in meinem Verhalten gegen andre beweiſen! Auch im Geringſten kann ich nicht kränken, nicht wehe thun, Unrecht und Schaden zufügen, ohne mich ſchwer zu verſündigen.

Wie theuer muß dem das Heil meiner Seele ſeyn, der ſogar die Haare auf meinem Haupte gezählt hat! Und ich ſelbſt könnte mich gegen daſſelbe gleichgültig zeigen? ich könnte es leichtſinnig verſcherzen? ich ſollte nicht unabläſſig mit dem größten Eifer und aller mir möglichen Anſtrengung an demſelben arbeiten?

Zu ihm, der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, will ich ſtets mich halten; mit ihm will ich feſt und immer feſter mich vereinigen; ihm ſoll mein Herz und all meine Liebe geweiht ſeyn. Ihm, der mich unausſprechlich liebt, der für mein Geringſtes väterlich ſorgt, gebührt mein Herz und alle meine Liebe; und je mehr ich ihm angehöre, deſto mehr werde ich auch ſeine väterliche Fürſorge erfahren, unter ſeinem Schutze und unter ſeiner Leitung mich glücklich fühlen.

Der Regierer meines Lebens hat mich in die äußere Lage geſetzt, in der ich mich befinde. Das Maß von Glücksgütern, das ich beſitze, die Menſchen, mit denen ich in Verbindung ſtehe, die Geſchäfte, die ich zu verrichten habe, die Annehmlichkeiten, die meine Tage verſchönern, die Beſchwerden, die auf mir laſten, ſind von ihm beſtimmt worden — und gewiß ſo, wie es für mich am beſten iſt. Der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der wußte wohl, wie es für mich am beſten ſey, der wollte mir nichts anders geben, als was er für mein Beſtes erkannte.

Wenn denn auch in dieſen Dingen manches nicht mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, wenn mir manches verſagt bleibt, wornach dem Herzen gelüſtet, wenn ſogar manches mir in hohem Grade drückend wird: doch will ich in ſtiller Zufriedenheit den Regierer meines Lebens verehren. Ich will mich immer mehr gewöhnen, nur das gut zu finden, was er gewährt — ihn auch für das zu preiſen, was er mir verweigert, was er Schmerzliches über mich verhängt hat. Zum Schweigen bringen will ich jedes Verlangen, das ſich wider ſeine Einrichtungen auflehnt. Mir fehlt nichts von dem, was zu meinem Glücke erfordert wird.

Von dem Regierer meines Lebens kommen alle Annehmlichkeiten, deren ich mich erfreuen kann. Geſchenke ſeiner väterlichen Güte ſind ſie; ich ſoll an ihnen ſehen, wie freundlich der Herr iſt; ſie ſollen mich erquicken und ſtärken zu den Geſchäften des Lebens, und mir eine ſchwache Vorempfindung geben von der Seligkeit, welche er dort denen bereitet hat, die ihn lieben.

So will ich denn, was mir Gutes in meinem Leben zu Theil wird, mit Rührung wahrnehmen, und es mit einem frohen und dankbaren Herzen genießen. Ich würde mich vor Gott verſündigen, wenn ich auch nur an dem Kleinſten, das mir Freude zu geben vermag, gleichgültig vorüberginge, oder mir durch trübe Gedanken den Genuß deſſelben verkümmerte. Aber noch mehr würde ich mich verſündigen, wenn ich bey der Gabe des Gebers vergäße. Nein, auf ihn, auf ihn ſeyen meine Blicke gerichtet, bey ihm verweilen die frohen Empfindungen des Herzens. Wie viel theurer wird mir doch die Gabe dadurch, daß ſie von ihm kommt! welch eine ſüße Pflicht, ihm zu danken! o, die angenehmſten Gefühle des Herzens vereinigen ſich im Danke für ſeine Liebe, für ſeiner Liebe köſtliche Gaben. Das Herz iſt ſelig, das ihm danken kann. Voll Dankbarkeit will ich das Gute genießen — in Unſchuld, mäßig und weiſe, ſo daß ich dadurch geſchickter werde zur Erfüllung ſeines Willens.

Das Gute, welches ich vollbringe, iſt ſein Werk in mir; ohne ſeinen Beyſtand vermöchte ich nichts. Er erleuchtet meine Seele, er erwärmt mein Herz, er gibt Kraft zur Ausführung, und hilft mir die Hinderniſſe überwinden. Er warnt, er bewahrt mich, daß ich nicht ſündige, und leitet die Umſtände ſo, daß ich in ihnen überall Antriebe und Ermunterungen zum Guten finde. Auch das will ich ſtets anerkennen, damit ich in der Demuth bleibe, und auch für dieſe Gnade von Herzen dankbar ſey. Fern ſey es von mir, mich irgend eines Guten zu rühmen, nur des Herrn will ich mich rühmen, dem allein die Ehre gebühret.

Von dem Regierer meines Lebens kommen alle Leiden, die mich treffen. Der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, weiß um meine Schmerzen, und kann nicht zugeben, daß mir etwas Widriges begegne, das nicht zu meinem Beſten nothwendig wäre; das kleinſte Ungemach muß mir Segen bringen, muß mir einſt zur Freude werden, wenn ich es recht benutze. Väterliche Prüfungen ſind die Leiden, die er über mich verhängt, mich zu läutern und zu heiligen, und der himmliſchen Glückſeligkeit fähiger zu machen. Ich darf nicht dabey ſtehen bleiben, womit ſo manche ſich zu tröſten ſuchen, daß das Schmerzliche, welches mir begegnet, wohl zu etwas gut ſeyn möge; ich kann in freudiger Zuverſicht ſagen: es iſt gut.

Fern ſey es daher von mir, über die Widerwärtigkeiten meiner Tage zu murren. Mit Ergebung in den göttlichen Willen, mit ſtiller Gelaſſenheit, mit gläubig froher Erwartung und mit dem ernſtlichen Beſtreben, daſſelbe zu meiner weitern Bildung anzuwenden, will ich das Mißgeſchick ertragen. Ergebung in den göttlichen Willen würde ja ſchon meine Pflicht ſeyn, wenn ich auch nichts von den wohlthätigen Abſichten Gottes bey meinen Leiden wüßte, wenn ich auch nichts von ſeinen Führungen durch das nächtliche Dunkel begreifen könnte; aus Ehrfurcht, aus Liebe müßte ich mich in Demuth Gott unterwerfen, und beten: Herr dein unerforſchlicher Wille geſchehe. Wie viel mehr aber bin ich zu dieſer Ergebung verpflichtet, da das Evangelium mich belehrt, wer die Anfechtung erdulde, werde die Krone des Lebens empfangen, die Leiden der Zeit ſeyen nicht werth der Herrlichkeit, die dereinſt an uns werde offenbar werden, die mit Chriſto leiden, ſollen mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden! Und wie viel leichter wird mir dieſe Ergebung durch den Gedanken, daß Gott, was er mir auflegt, nach meinen Kräften abgemeſſen hat — er hat ja die Haare auf meinem Haupte gezählet — durch die Gewißheit, daß er mir überall nahe iſt, mich in keiner

Noth verlaſſen, mich in jeder ſtärken, aufrichten und durch vielfältige Beweiſe ſeiner väterlichen Huld erquikken, das ſchwache Herz im Glauben und in der Geduld befeſtigen, mir auf alle Weiſe beyſtehen, und mich zur rechten Zeit aus der drückenden Lage erlöſen will.

O, nicht genug, daß ich das Mißgeſchick mit Ergebung in ſeinen Willen ertrage; ich muß lernen ihm danken für das Mißgeſchick, durch welches er mich auf die höchſten Stufen der Vollkommenheit und Seligkeit erheben will, und in welchem ich ſo oft auf die rührendſte Weiſe erfahre, in welch einem herrlichen Sinn er mein Gott, mein Vater und mein Freund iſt.

Der Regierer meines Lebens wird auch in Zukunft väterlich für mich ſorgen. In allen meinen Angelegenheiten wird er mich berathen, alle meine Bedürfniſſe befriedigen, alles wahrhaft Verderbliche von mir abwenden, in allen Gefahren mich behüten, in allem Leid mein Herz mit ſeinem Troſt erfüllen, in allen Ereigniſſen meines Lebens mein Wohl befördern, auf allen meinen Wegen mich begleiten; bey allem meinem Unvermögen mich kräftig unterſtützen. Mir wird widerfahren, was er über mich beſchloſſen hat, und was er über mich beſchloſſen hat, das führt gewiß zu meinem Glück. Niemand kann mich kränken oder mir Schaden zufügen anders, als nach Gottes Willen — und zu meinem Beſten. Mögen mir meine künftigen Schickſale unbekannt ſeyn; genug ich habe nichts zu fürchten, das Beſte habe ich zu erwarten. Mag mir noch manches Schmerzliche bevorſtehen: auch da wird Gott helfen, auch das wird mir reichen Gewinn bringen, es wird vorübergehn, hohe und köſtliche Freuden werden mir daraus erwachſen. Mag die Ausſicht in die Zukunft noch ſo trübe werden; ich befehle dem Herrn meine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen; auf ihn, der für mich ſorgt, werfe ich alle meine Sorgen. Getroſt und gutes Muthes iſt meine Seele im Glauben an meinen Gott — er wird's überall wohl machen.

Nach ſeinem Rathe werde ich einſt dieſe Welt verlaſſen; er hat meine Stunde beſtimmt, alle meine Tage waren auf ſein Buch geſchrieben, ehe ihrer noch Einer da war. Er wird rufen, und willig ſoll das Kind dem väterlichen Rufe folgen; zum beſſern Leben, zur ewigen Freude, zu den Gefilden des Friedens, zu den Wohnungen der Seligen ruft er. Wie könnte ich wünſchen, noch länger hier zu verweilen, wenn es ihm gefällt, daß ich ſcheide? Nur ſo lange hat, bey allen ſeinen ſüßen Reizen, ſeinen koſtbaren Gütern, ſeinen angenehmen Verbindungen dieſes Leben Werth für mich, als ich es nach Gottes Willen fortſetzen kann. Auch im Tode wird Gott mit mir ſeyn; der alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der wird auch im Tode mit mir ſeyn — durch den Tod zum Leben mich führen.

VIII.

Seine Gerichte und Wege.

Wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege!

Röm. 11. V. 33.

Gerichte des Herrn ſind die großen Ereigniſſe, die auf Erden ſich zutragen; ſeine Rathſchlüſſe werden ausgeführt in den Veränderungen, welche Länder und Völker erfahren. Die Geſchichte redet zu mir von den, bald ſchauervollen, bald gnädigen, Gerichten des Ewigen; und wohin ich blicke, ſtellen ſich mir Gottes Gerichte dar — jetzt in furchtbaren Zerſtörungen, jetzt im Freude verbreitenden Segen.

Sehr oft erkenne ich in dieſen Gerichten den Heiligen und Gerechten, den Weiſen und Barmherzigen, ich ſehe ein, wie ſie mit den erhabnen Zwecken der göttlichen Weltregierung übereinſtimmen. Wo die Gerichte des

Herrn die Wahrheit verherrlichen, die Kräfte des Guten vermehren, eine edle menſchliche Bildung befördern, dem Böſen Gränzen ſetzen, der Gewalt und dem Unrecht ſteuern, die Frevler zur verdienten Strafe ziehen, den Gerechten Ehre und Glück verleihen, die Uebermüthigen ſtürzen, die Demüthigen erheben, mit gewaltiger Stimme durch die Welt rufen, daß alles den Herrn fürchten und ſeinem Geſetze ſich unterwerfen ſoll; wo ſie Anſtalten begründen, aus denen der Sache Gottes einleuchtend reicher Gewinn zuwachſen muß; wo ſie dem Elenden aufhelfen, die Verſchmachtenden erquicken, den Jammer der Menſchheit lindern, Licht und Freude in die dunkeln Hütten des Ungemaches tragen, Zufriedenheit und Wohlſeyn zurück laſſen: da begreife ich, ich erſtaune, ich bete an den Heiligen und Gerechten, den Weiſen und Barmherzigen. Ich fühle mich geſtärkt im Glauben; ich überlaſſe getroſt dem Regierer der Welt alle Angelegenheiten, die mich bekümmern; mein Herz iſt voll froher Zuverſicht.

Aber ſo oft auch verſtehe ich nichts: kaum vermag ich in dem, was geſchieht, ein Gericht des Herrn zu erkennen, ſo wenig ſcheint es mir mit ſeinen Abſichten in Verbindung — ſo ſehr ſcheint es zuweilen mit dieſen Abſichten in Widerſpruch zu ſtehen; den Heiligen und Gerechten, den Weiſen und Barmherzigen finde ich nicht mehr. Ohne beſſere Belehrung könnte mich der Gedanke anwandeln, ein böſes Weſen müſſe hier ſeinen entſetzlichen Einfluß äußern. Wenn die Mächte der Finſterniß über die Wahrheit und Tugend den Sieg davon tragen, große, edelmüthige Anſtrengungen für das Gute ohne Erfolg bleiben, ſo viele Opfer umſonſt gebracht worden ſind, das Blut ſo vieler Herrlichen, die für Recht und Freyheit ſtritten, umſonſt gefloſſen iſt, und das Joch nun ſchwerer auf der Welt laſtet; wenn die Guten leiden, die Böſen triumphiren und glücklich ſind, die Söhne die Verbrechen der Väter büßen; wenn das Verderben ſich fürchterlich über die Völker dahin wälzt, die Noth der bange auf Erlöſung harrenden Menſchheit täglich größer wird, und gerade die Ereigniſſe, von denen man ſich Rettung verſprechen ſollte, zu dem alten Elende neues hinzufügen; wenn der Geiſt, bey der täglich zunehmenden Verwirrung menſchlicher Dinge kaum noch eine Spur von Ordnung in den Begebenheiten der Welt antrifft: dann muß ich ausrufen: wie unbegreiflich Herr ſind deine Gerichte! In tiefes, tiefes Dunkel ſind ſie gehüllt.

Wege, die Gott uns führt, ſind alle Veränderungen in unſerm Leben, die frohen und die traurigen — Wege zu unſerm Glücke — Wege ſeiner Weisheit, Wege ſeiner Liebe. Aber in wie vielen Fällen will uns das nicht einleuchten! Gottes Gedanken ſind nicht unſre Gedanken, ſeine Wege ſind nicht unſre Wege. Nicht bloß von thörichten Wünſchen verleitet, ſondern auch nach der reinen Einſicht unſers Verſtandes hätten wir ganz andre Wege gewählt, wäre uns die Wahl verſtattet geweſen. Wir bemühen uns umſonſt, zu erforſchen, wozu das, was uns nicht ſelten unerwartet und durch ſonderbare Fügungen der Umſtände begegnet, nur irgend dienen könne. Oft ſcheinen uns die Ereigniſſe unſers Lebens mit einander im völligen Widerſpruche zu ſtehen, das

Eine zu zerſtören, was durch das Andre eingerichtet werden, das Eine den Abſichten entgegen zu wirken, die ſich uns bey dem Andern als die einzig möglichen darſtellten; auf keine Weiſe wiſſen wir ſie mit einander zu vereinigen. Die hellen Puncte, die uns zuweilen entgegen ſchimmern, und von denen wir wähnen, es werde aus ihnen ſich ein helles Licht entwickeln, und über das Ganze verbreiten, verſchwinden ſchnell wieder in das nächtliche Dunkel. Häufig glauben wir ſogar deutlich zu erkennen, wie das, was uns widerfährt, nicht zu unſerm Glücke, ſondern zu unſerm Verderben gereicht. Die Schickungen Gottes weichen ganz von dem ab, was wir mit der feſteſten Ueberzeugung für eine weſentliche Bedingung — nicht etwa unſrer irdiſchen Wohlfahrt, ſondern unſers höchſten Heiles halten. Und ſo ergeht es uns auch bey dem, was wir an andern wahrnehmen. Wenn Menſchen das leiden, was ſie verſchuldet haben; wenn die Trübſale, die über ſie verhängt werden, ſchnell vorübergehen, und größere Freuden nach ſich ziehen, oder augenſcheinlich zu ihrer Veredlung beytragen: dann meinen wir die Wege Gottes zu verſtehen. Unerforſchlich dagegen ſind ſie uns, wenn der Lohn der Verbrecher den Unſchuldigen trifft, wenn Menſchen leiden, empfindlich leiden, vom Schmerze gefoltert werden — unaufhörlich, und nicht abzuſehen iſt, wie dieſes Ungemach ihnen zur Prüfung gereichen könne.

Darf es mich aber wohl befremden, daß Gottes Gerichte mir oft unbegreiflich — ſeine Wege unerforſchlich ſind? Wäre es nicht thöricht, mich dadurch in meinem Glauben beunruhigen oder gar wankend machen zu laſſen? Die ſtärkſten Gründe überzeugen mich von einer weiſen, heiligen und gütigen Weltregierung, und dieſe Ueberzeugung ſollte ich deßwegen aufgeben, weil ich viele Ereigniſſe der Welt und meines Lebens mit denſelben nicht zu vereinigen weiß, während auch in dieſen die Zeichen eines groſſen und feſten Zuſammenhanges ſelten zu verkennen ſind? Wie kann ich bey meiner Kurzſichtigkeit auch nur auf den Gedanken kommen, den Rath Gottes ergründen zu wollen? Wie kann ich es anders erwarten, als daß mir in den Gerichten und Wegen des Herrn vieles, nicht bloß räthſelhaft, ſondern auch mit ſeinen erhabenen Eigenſchaften und Abſichten zu ſtreiten ſcheine. Manche Werke weiſer Menſchen verſtehe ich nicht; ich bin in Verſuchung zu tadeln, wo alle Kenner loben, und enthalte mich deßwegen des Urtheils. Und das Werk Gottes, das vielleicht der höchſte Geiſt vor ſeinem Throne nicht ganz zu durchdringen vermag, ſollte mir völlig klar ſeyn? Ich dürfte es wagen, über daſſelbe abzuſprechen? Die Handlungen groſſer Menſchen findet die Menge meiſt verkehrt und widerſinnig: denn groſſe Menſchen bringen das Fernſte mit in Anſchlag, und berechnen alle Umſtände; die Menge ſieht nur auf den Augenblick, ſie bemerkt nur was ihr am nächſten liegt. Verkehrt und widerſinnig erſcheint dem Kinde, welches nur an das Gegenwärtige denkt, das Benehmen des Vaters, der das Vergangene und Zukünftige berückſichtigt. Alle Ereigniſſe der Welt ſtehen mit einander in Verbindung. Die Rathſchlüſſe Gottes umfaſſen alle Zeiten und alle Räume, in die Ewigkeit verlieren ſie ſich. Ich müßte von dem Ganzen und jedem Einzelnen, von dem Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, von dem Zuſammenhange aller Dinge die deutlichſte Kenntniß beſitzen, in die Geheimniſſe der Ewigkeit müßte ich geblickt haben, um über die Gerichte — ich müßte über die Beſchaffenheit meines Herzens, über meine Fähigkeiten und Bedürfniſſe, über jede Wirkung des Aeußern auf mein Gemüth, über Alles, was ſich von der früheſten Jugend an mit mir zugetragen und was mir ferner begegnen wird — über alle Entwickelungen meines Weſens und meiner Schickſale nach dem Tode müßte ich auf das genaueſte unterrichtet ſeyn, um über die Wege Gottes immer urtheilen zu können. Unbegreiflich ſind mir ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege, weil er Gott — der Unendliche iſt, und ich — Menſch bin. So viel der Himmel höher iſt denn die Erde, ſind ſeine Gedanken höher denn meine Gedanken, ſeine Wege höher denn meine Wege. Hier iſt nichts, was mich beunruhigen könnte; das Unbegreifliche befeſtigt mich vielmehr in meinem Vertrauen; das Unerforſchliche flößt mir die tiefſte Ehrfurcht ein, da es von ſeiner Größe und von meiner Beſchränktheit Zeugniß gibt.

Viele Gerichte und Wege des Herrn kann ich begreifen; auch in der Erkenntniß der unbegreiflichen kann ich weiter kommen; und nicht ſelten verbreitet ſich plötzlich ein helles Licht über das Dunkle. Darum iſt es für mich eine wichtige Angelegenheit, die Gerichte und Wege des Herrn oft und mit Sorgfalt zu betrachten. Sie fordern meine ganze Aufmerkſamkeit, ich bin ihnen meine ganze Aufmerkſamkeit ſchuldig. Wo der Ewige vor meinen Augen handelt, wo der Unerforſchliche ſich enthüllt, der Verborgene aus ſeinen Nächten hervortritt, da könnte ich gleichgültig und gedankenlos vorübergehen? Erhabenere und rührendere Gegenſtände des Nachdenkens gibt es gar nicht, als die Gerichte und Wege des Herrn. O, es iſt ein wohlthätiges, ein ſeliges Geſchäft, die Wege des Herrn betrachten; man lebt dabey in ſeiner Nähe; man vereinigt ſich feſter mit ihm, man wird empfänglicher für ſeine Einflüſſe, man wird belehrt — über das Höchſte und Heiligſte — gewarnt, ergriffen, ermuntert, geſtärkt, getröſtet und erfreut — auch wo man nicht verſteht. Das ganze Herz wird uns nicht ſelten beym Blick auf unſer vergangenes Leben voll von ſeiner Liebe und Treue. Mit neuer Kraft erhebt ſich in der Seele der Entſchluß, ihm anzugehören. Und wenn ſich denn nun beym Blick auf das Vergangene zeigt, wie wunderbar der Herr geleitet, wie gnädig er bewahrt und gerettet — wie doch alles ſo gut war, ſo weſentlich zuſammen gehörte, was uns früher anſtößig geweſen: welch ein Genuß für das Herz, welch eine Stärkung für das Vertrauen, welch eine Belebung für die dankbare Geſinnung, für den Eifer in allem Guten! Je beſſer ich die Gerichte und Wege Gottes verſtehe; deſto fähiger bin ich, zu ſeinen Abſichten mitzuwirken, ſeine Weisheit und Güte zu empfinden, und alles, was mir begegnet, mit Würde und Faſſung zu ertragen.

So will ich denn den Gerichten und Wegen Gottes fleißig nachforſchen — in der Geſchichte, in den Begebenheiten der Welt, in dem Leben anderer und in meinem eignen Leben — wo ſie ſich mir darſtellen, und mir darüber ſo viel Licht zu verſchaffen ſuchen, als ich kann. Aber ſchweigen will ich, und in Demuth anbeten, wo ſeine Gerichte und Wege mir dunkel bleiben. Unterwerfen will ich mich allen ſeinen Rathſchlüſſen — auch den unerforſchlichen, auch denen, die mich mit Entſetzen erfüllen, in welchen ich nichts als mein Elend wahrnehmen kann, und ruhig den Ausgang erwarten, in dem feſten Vertrauen, Er werde herrlich vollenden.

Viel Dunkles in meinem Leben hat ſich ſchon aufgehellt — viel Dunkles wird ſich noch aufhellen — und dort, o der Wonne! erwartet mich volles Licht; dort ſoll ſich mir der Zuſammenhang aller meiner Schickſale offenbaren. Dort werde ich es ganz erkennen, wie der Herr heilig gerichtet, weiſe und gnädig geführt hat. Hier wird mein Glaube geübt, damit ich dort zum ſeligen Schauen gelange, hier lerne ich dulden, warten und hoffen, um dort in unausſprechlichen Freuden zu erfahren.

Führe mich denn, o, Gott, wie es Dir gefällt — mitten durch die düſterſte Nacht; gläubig und getroſt folge ich dir!

IX.

Meine Würde.

Seyd ihr denn nicht viel mehr denn ſie?

Matth. 6. V. 26.

Wir ſind ſeines Geſchlechtes.

Apoſt. Geſch. 17. V. 28.

Ich bin Menſch; das darf, das ſoll ich freudig empfinden: denn es iſt etwas Großes ein Menſch ſeyn; als Menſch bin ich viel mehr, denn alle Geſchöpfe, die ich um mich her erblicke. Das Erhabenſte, Edelſte, Prachtvollſte außer mir — wie tief unter dem Menſchen! Was man durch ſeinen Stand, durch Verhältniſſe, Glücksgüter, Talente ſeyn kann — wie unbedeutend gegen das Menſch ſeyn! und alle wahre Größe — was iſt ſie anders, als ausgebildete Menſchheit? Zu leicht und zu oft vergeſſe ich, daß ich Menſch bin, und daß es etwas

Großes iſt, ein Menſch ſeyn; ſelten iſt es mir recht lebhaft gegenwärtig. Darum will ich es jetzt ſorgfältig erwägen, mir tief einprägen, und mich mit Ernſt zu den Gefühlen und Beſtrebungen erwecken, die der Gedanke an die Würde der menſchlichen Natur hervorbringen muß.

Ich bin Menſch, viel mehr denn ſie. Dieſen Körper beſeelt ein vernünftiger Geiſt — ein Weſen höherer Art und Abkunft — ein Weſen ſeines Geſchlechtes.

Ich blicke um mich, ich empfinde, ich nehme wahr, ich gewinne deutliche Vorſtellungen von den Gegenſtänden, die mich umringen, die Welt tritt in mein Gemüth, ich werde mir meiner ſelbſt bewußt, ich vergleiche und unterſcheide, ich verbinde und trenne Begriffe, ich erhebe mich zu immer höhern Einſichten, ich erforſche die Geſetze der Natur und meines Weſens, ich faſſe die ewigen Ordnungen, in denen die Heere des Himmels ſich bewegen, die Unermeßlichkeit öffnet ſich meinem Geiſte, ich ahne wo ich nicht mehr verſtehe, ich frage die Vergangenheit, und ſie antwortet mir, ich ſchaue in die Zukunft, und nicht ſelten enthüllen ſich mir ihre Ereigniſſe. Es bilden ſich in mir Gedanken, die über alles, was die ſichtbare Welt Großes und Herrliches aufzuweiſen hat, weit hinausgehen; das Unendliche thut ſich mir kund. Ich denke Gott, ob ich ihn gleich nicht zu begreifen vermag; er ſelbſt offenbart ſich mir, wie ich dafür empfänglich bin. Aus dem Staube ſchwingt ſich meine Seele zu ihm empor, und vereinigt ſich mit ihm im Gebete. In ſeinen Wegen und Werken finde, vernehme ich ihn. Ich bringe einen ſichern und feſten Zuſammenhang in meine Vorſtellungen, ſie ſammeln ſich zu einem Ganzen, und ich erkenne die Wahrheit. In freyer Dichtung entſtehen mir Geſtalten und Verhältniſſe, die in der Wirklichkeit nicht angetroffen werden; neue Schöpfungen voll Reiz, Anmuth und Größe gehen aus meinem Geiſte hervor.

Die edelſten Gefühle bewegen mein Inneres. Rührungen jeder Art, frohe und traurige, heitere und ernſte, ſanfte und gewaltige, erweichende und erſchütternde, ſtillende und aufregende, niederbeugende und erhebende, bemächtigen ſich meines Herzens. Ich fühle die Leiden und die Freuden andrer mit ihnen. Das Schöne feſſelt mich in ſüßem Wohlgefallen. Das Erhabene ergreift meinen Geiſt, und trägt ihn hinauf in der Ahnung des Unvergänglichen. Das Gute erfüllt mich mit Achtung — oft mit inniger Freude, nicht ſelten mit hohem Entzücken. Unausſprechliches, Göttliches kann ich empfinden. Der Ewige ſelbſt verbindet ſich mit mir in heiligen Gefühlen des Herzens. Vorempfindungen einer zukünftigen Herrlichkeit leben in meinem Herzen.

Es ſind Triebe in meiner Bruſt, deren ich mit Beſchämung inne werde, aber auch andre, die ich nicht bloß billigen — um deren willen ich mich ſelbſt achten muß, Triebe, in denen ich der göttlichen Natur theilhaftig — Gott verwandt, ſeines Geſchlechtes bin, Triebe, durch die Gottes Geiſt ſich in mir wirkſam zeigt.

Liebe ward mir in's Herz gegeben — reine Liebe, und bey mir ſteht es, ſie zu bewahren und zu erhöhen. Ich bin fähig, Gott den Unendlichen, vor dem ich in tiefer Ehrfurcht mich niederwerfe, zu lieben, ihn in Liebe zu umfaſſen, ihm in Liebe mich hinzugeben, in Liebe mich an ihn zu verlieren, in Liebe ihn mein zu nennen — fähig, die Menſchen zu lieben, aus Liebe für ſie mich ſelbſt zu vergeſſen und zu verläugnen, aus Liebe für ſie alles zu thun und zu leiden — fähig, mich anzuſchließen an die Vertrauten meiner Seele, und mit ihnen ganz Eins zu werden — fähig, von Herzen ſelbſt dem boshaften Beleidiger zu vergeben, dem Feinde Liebe zu beweiſen, in der Liebe demüthig zu ſeyn, und durch Liebe mein Weſen zu läutern, ja himmliſch zu verklären. Wahrlich ich gehöre zu dem Geſchlechte deſſen, der die Liebe iſt.

Ich beſitze einen Willen, der mit Freyheit ſich ſelbſt beſtimmt, zu thun oder zu laſſen, zu gehorchen oder zu widerſtreben. Die ſtärkſten Triebe der Natur kann ich unterdrücken, in der gröſten Noth kann ich mich behaupten, die reitzendſten Einladungen kann ich zurückweiſen. Ich muß nie, es kömmt immer darauf an, ob ich will. Aber ich ſoll. Ein heiliges Geſetz gebietet in mir, das Geſetz der Pflicht. Und dadurch erſt erhält die Freyheit meines Willens Werth für mich; ich erkenne in ihr das Vermögen, mich von den Neigungen meiner ſinnlichen Natur loszureißen, das Rechte und Gute ohne Rückſicht auf Luſt und Vortheil, ſelbſt zu meinem Schmerze, zu meinem äuſerlichen Verderben zu vollbringen, am Rechten und Guten unerſchütterlich feſtzuhalten, durch Heiligung meiner Geſinnungen ein edles, himmliſches Weſen — Gott ähnlich zu werden.

Unſterblich hat Gott mich geſchaffen. Der Geiſt, mein wahres Weſen und Seyn, lebt fort, wenn der Körper Staub wird, er wird ohne Aufhören fortleben. Ich werde empfinden, denken, genießen, wirken, und mich immer höher erheben, wenn alles, was ich um mich her erblicke, nicht mehr iſt. Nichts vermögen über den Geiſt die zerſtörenden Kräfte der Zeit; *göttlichen Geſchlechtes* gehört er der Ewigkeit an. Verwandlungen gibt es für ihn, keinen Untergang. O, *ich bin viel mehr als ſie*, rufe ich freudig aus, indem die Welt ihr Größtes und Herrlichſtes an mir vorüberführt, indem ich hinaufſchaue zu den ſtrahlenden Lichtern des Himmels, indem die verderblichen Gewalten der Natur mir ihre Ueberlegenheit zeigen: ſie werden verſchwinden, ich bleibe im Reiche meines Gottes, verjüngt und verklärt ſchwinge ich mich empor, wenn die ſchweren Laſten der Erde von mir abfallen, ich ſoll einſt frey und rein und ſelig ſeyn!

Auch meinen Körper kann ich nicht anders, als mit Rührung und Bewundrung betrachten. Bey jedem Blick auf ihn werde ich erinnert, daß ich viel mehr, als alle Geſchöpfe der Erde, daß ich göttlichen Geſchlechtes bin. Welch eine kunſtreiche, zartgebildete edle Geſtalt! Welche Schönheit aller Formen! Welche Würde kann in ſeiner Haltung, welche Anmuth in ſeinen Bewegungen ſich zeigen! Wie unverkennbar der Ausdruck des geiſtigen Weſens im Gebährdenſpiele, im Auge, in den Zügen ſeines

Angeſichtes! Wie klar tritt im Gebährdenſpiele, im Auge, in den Zügen ſeines Angeſichtes der Gedanke, die Empfindung, das Verlangen mir entgegen — und wie herrlich das alles, wenn der ſchöne oder große Gedanke, die wehmüthige oder ſüße Empfindung, die himmliſche Sehnſucht ſich darin ſpiegelt! Aufrecht geht er einher, himmelwärts trägt er das Haupt, die Wohnung des Gedankens, dem erhabnen Fremdling von der Heimath zu zeugen, während das Thier ſich zur Erde neigt, von der es ſtammt und an der es ſeine Beſtimmung findet.

Viel mehr als alle Geſchöpfe der Erde, göttlichen Geſchlechtes muß ich ſeyn, wenn, wie mich das Evangelium belehrt, Gott zu meiner Rettung, zu meinem Heil die wundervollſten Anſtalten trifft, wenn alles, was auf Erden geſchieht, auf meine Rettung, auf mein Heil hinwirkt, wenn die ſeligen Bewohner des Himmels an meinem Glücke den lebhafteſten Antheil nehmen, wenn der Sohn des Himmels, in dem die Herrlichkeit des Vaters offenbar geworden, den Gott über alle Fürſtenthümer und Gewalten und alles, was genannt mag werden in dieſer und der zukünftigen Welt, geſetzt, dem er die Schlüſſel der Hölle und des Abgrundes gegeben hat, ein Menſch geweſen, wenn er für mich ſein Blut vergoſſen, wenn der Geiſt des Herrn meine Seele erleuchten und heiligen will zum ewigen Leben, mir verliehen iſt zum Pfande meines himmliſchen Erbes!

Welche eigenthümliche Würde verleiht mir das, daß im Himmel mein Name angeſchrieben ſteht, daß ich dem Himmel ſo theuer erkauft bin, daß ich nach dem

Fürſten der Schöpfung mich nennen darf, daß ich ein Kind Gottes — ein Tempel ſeines Geiſtes werden, ſeinen Geiſt in mich aufnehmen, ſeine Kraft in mir fühlen, im Glauben die Welt überwinden kann, daß ich einſt mit dem, vor welchem ſich alle Kniee beugen, in Gemeinſchaft kommen, mit ihm zur Herrlichkeit erhoben, ein Mitglied jenes Bundes werden ſoll, der um ihn ſich verſammelt!

Dankbar freue ich mich meiner Würde, Gott, vor dir in Demuth. Mehr als irgend eines andern habe ich Urſache, meines Menſchſeyns mich zu freuen: denn alles, was ich Köſtliches beſitze und genieße, alles, wovon mir das Herz weit und groß, das Leben reich und glücklich wird, kommt mir ja daher; alles, was ich wirken und werden kann, kann ich ja nur als Menſch wirken und werden. Mir ſchimmert deine Welt in ihrer Schönheit, mir ſtrahlt ſie in ihrer Pracht, mir öffnet das weite, herrliche Reich der Kunſt ſeine Schätze, in meinem Herzen leben die ſüßen, die heiligen Empfindungen, mich umſchlingen dieſe ſanften und wohlthätigen Verhältniſſe, ich kenne dich, ich bete dich an, ich nenne dich meinen Gott, ich ſtrebe zu dir hin, ich ringe nach immer höherer Vollkommenheit, ich nähre die Hoffnung eines künftigen ſeligen Leben: weil ich Menſch bin. Und deines Geſchlechtes: welch ein Gedanke! daß ich es nur auszudenken vermöchte; deines Geſchlechtes! Nicht ſtolz kann es mich machen, nur ermuntern kann es mich, dich zu preiſen. Lobe den Herrn meine Seele und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen! Durch dich bin ich ſo groß, durch mich ſelbſt bin ich ſo klein. Je lebhafter ich die Würde fühle, die du mir verliehen haſt, deſto lebhafter fühle ich auch meine Schwachheit, meine Sünde, deſto tiefer demüthigt es mich, meine Fähigkeiten nicht beſſer benutzt, meine Würde ſo oft verletzt zu haben; o ich bin nicht, was ich ſeyn könnte, ſeyn ſollte! Je mehr ich mich mit dem, was mich ehrt und ſchmückt, an dich verliere, deſto größer werde ich. Und, bey allen meinen Vorzügen, wie könnte ich mir meine natürliche Ohnmacht, meine Beſchränktheit, meine vielfältige Abhängigkeit verbergen — wie verkennen, daß ich deines Beyſtandes unaufhörlich bedürftig bleibe! Aber ich darf, ich ſoll mir meiner Vorzüge bewußt ſeyn; ich darf, ich ſoll es empfinden, wie hoch du mich geſtellt haſt; ich darf, ich ſoll in Demuth Achtung gegen mich ſelbſt hegen.

Seines Geſchlechtes biſt du. Richte dich auf, meine Seele, in dieſem Gedanken unter den Erniedrigungen und Leiden der Erde, trage ſie ſtandhaft, mit erhabner Geſinnung. Faſſe Muth meine Seele, wenn das Große und Schwere von dir verlangt wird, du wirſt es vollführen. Dich begeiſtere der Gedanke, daß du, ſeines Geſchlechtes, zu allem Rühmlichen und Herrlichen berufen biſt. Verzage nicht meine Seele im Gefühl deiner Schwachheit, deiner Fehler, deiner Schuld und Uebertretung, du wirſt dich über deine Schwachheit erheben, deine Fehler vertilgen, deine Schuld und Uebertretung verſohnen; verzage nicht in deinen heißen Kämpfen, du wirſt ſie glücklich beſtehen — nicht, wo das Fürchterliche droht; nur den Leib kann es tödten, für das Unſterbliche in dir gibt es nichts Fürchterliches. Sey getroſt meine Seele alle Wege. Er, deſſen Geſchlechtes du biſt, der für deine Rettung, für dein Heil ſo viel gethan hat, wird dich nie verlaſſen und verſäumen; er wird dich überall beſchirmen und ſtärken, alle deine Bedürfniſſe ſtillen, und mit ſeinem friedevollen Einfluſſe dich beleben.

Seines Geſchlechtes biſt du. Hüte dich, meine Seele, mit Sorgfalt vor allem, was dich beflecken und erniedrigen könnte. Dulde nicht in dir den unreinen Gedanken, die gemeine Luſt, die ſträfliche Begierde. Halte dich zu groß und zu gut für die Sünde. Lichthell ſey dein Denken, lauter und edel dein Empfinden, himmliſch dein Verlangen. Die Wahrheit erleuchte, die Liebe erwärme, die Tugend heilige dich mehr und mehr. Bewahre dir mit Fleiß das koſtbare Kleinod, jeden deiner Vorzüge, pflege, bilde, erhöhe ſie alle. Laß an dir immer ſichtbarer werden, immer glänzender ſtrahlen Gottes Ebenbild. Wache über dir, arbeite an dir — unabläſſig. Ehre den Körper, der in zarter, kunſtreicher, edler Geſtalt dich bekleidet. Fern bleibe von ihm das Entſtellende, Mißfällige und jede Entweihung. Betrachte ihn ſtets mit heiliger Empfindung. Die heitere Stirn, das klare Auge, der würdige Anſtand, die kunſtloſe Anmuth ſeiner Bewegungen, Reinheit und einfacher Schmuck müſſen die Würde, die Gott dir verliehen hat, jedem bemerklich machen. In ihm ſpiegle ſich der erleuchtete Geiſt, das reine ſanfte, demüthige liebevolle Herz. Gebrauche ihn nur zu ſolchen Verrichtungen, die deiner erhabnen Abkunft angemeſſen ſind.

Seines Geſchlechtes biſt du. Strebe unabläſſig zu ihm hin, vereinige dich immer feſter mit ihm, nimm immer mehr von ihm auf in dein Inwendiges, meine Seele. Sorge daß du ihn immer beſſer erkenneſt, immer lebhafter fühleſt, immer inniger liebeſt, daß du völlig ihm angehöreſt!

X.

Meine Beſtimmung.

Nicht daß ich es ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſey; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte. Ich jage nach dem vorgeſteckten Ziele, dem Kleinod, welches vorhält die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto Jeſu.

Phil. 3. V. 12 u. 14.

Mein Leben hat eine *Beſtimmung*. Unwiderſtehlich dringt ſich dieſer Gedanke mir auf, ſo oft ich über daſſelbe nachdenke.

Eine höchſt ſonderbare, räthſelhafte, ja widerſinnige Erſcheinung wäre mein Leben, mit ſeinen mannigfaltigen Wechſeln, mit ſeinen herrlichen Anlagen, mit ſeinen kühnen Beſtrebungen, wenn es nicht eine Beſtimmung hätte. Alle dieſe Erfahrungen, die ich mache, dieſe Schmerzen, die ich erdulde, dieſe Freuden, die ich genieße, dieſe Vorſtellungen, die ſich in mir bilden, dieſe

Arbeiten, die ich verrichte, ſollten ohne beabſichtigte Folgen vorübergehen, es ſollte damit nichts weiteres ſeyn, als daß ſie nur eben vorübergehen? Nichts bedeuten ſollten die großen Kräfte, die in mir wirken, dieſe heiligen Rührungen, dieſe mächtigen Erhebungen, dieſes nie geſtillte Verlangen meines Herzens, dieſe vielfältigen Anregungen und Antriebe? in ſich ſelbſt hätte das alles ſein Ziel und Ende? So viel Hohes und Niedriges, ſo viel Starkes und Ohnmächtiges, ſo viel Reiches und Dürftiges geſellt ſich in meinem Leben einander zu, das ich allein durch den Glauben an eine Beſtimmung deſſelben mit einander zu vereinigen weiß. Meine Gedanken gerathen in Verwirrung, ich kann mich nicht mehr zurecht finden im Leben, Plan und Zuſammenhang ſchwinden dahin, ein Traum wird das Leben, ſobald ich den Glauben an eine Beſtimmung deſſelben aufgebe.

Welchen Werth könnte ein Leben für mich haben, dem die Beſtimmung fehlte? Die zahlreichſten Annehmlichkeiten und die köſtlichſten Genüſſe würden die Bedürfniſſe nicht befriedigen, die eine Beſtimmung deſſelben fordern; und wie oft hat dieſes Leben nichts als Noth und Mühſeligkeit! Aller Troſt, der mich aufrichtet, bezieht ſich auf eine Beſtimmung meines Lebens. Und auch die Vorzüge, womit ich meine Natur geſchmückt ſehe, ehren mich nicht mehr, ſie beläſtigen, ſie beunruhigen, ſie quälen mich, wenn das Leben ohne Beſtimmung iſt.

Ein weiſes, ein gütiges Weſen hätte mir das Leben verliehen — und doch keine Beſtimmung?

Allem, was ich um mich her antreffe, bin ich genöthigt eine Beſtimmung zuzuſchreiben — und für mich, der ich ſo viel mehr bin als dies alles, für den Menſchen, den ich überall beabſichtigt finde, wäre keine? Die Vorſtellung eines Zweckes dringt ſich mir allenthalben auf, ich muß allenthalben fragen: *wozu*? — und von meinem Leben müßte ich jene Vorſtellung trennen? Hier hätte die Frage: *wozu*? keinen Sinn? Nein, hier dringt ſich mir jene Vorſtellung am meiſten auf; hier kann ich dieſe Frage am wenigſten abweiſen.

Bey meinen einzelnen Handlungen ſetze ich mir Zwecke — und es gäbe keinen höchſten Zweck, der dieſelben verknüpfte, ordnete, in ein Ganzes bildete?

Ich beſitze ein unüberwindliches Gefühl von der Nothwendigkeit, meinem Verhalten eine gewiſſe Einrichtung zu geben; und dieſes Gefühl deutet auf einen höchſten Zweck meines Lebens hin; ich kann mir daſſelbe nicht entwickeln, ohne auf den Gedanken eines ſolchen Zweckes zu kommen; für einen höchſten Zweck meines Lebens nimmt es mich in Anſpruch. Auch das Evangelium zeigt mir eine Beſtimmung meines Lebens, *ein vorgeſtecktes Ziel*, *das Kleinod einer himmliſchen Berufung* Gottes. Es macht mich bekannt — und das iſt das Vornehmſte ſeines Inhaltes – mit Anſtalten, die Gott getroffen hat, mich meiner Beſtimmung entgegen zu führen. Für meine Beſtimmung will es mein Herz erwärmen und gewinnen, zu den eifrigſten Anſtrengungen für meine Beſtimmung ermuntert es mich.

Denn mit meiner Beſtimmung verhält es ſich nicht, wie mit der Beſtimmung der Dinge, die ich um mich her antreffe, welche durch eine höhere Gewalt zu derſelben hingetrieben werden, und ſie daher immer erreichen. Meine Beſtimmung iſt die Beſtimmung eines freyen Weſens. Ich kann ſie auch verfehlen; ich kann mich gegen ſie verblenden, ich kann mich von ihr losſagen, ich kann ihr widerſtreben. Von mir hängt es ab, ob ich ſie erreiche. Ich ſelbſt muß mich ihr weihen, und ihr unabläſſig nachſtreben. Die Anleitungen, die Antriebe, die Hülfen, deren ich dazu bedarf, ſind mir verliehen. Mir aber liegt ob, ſie zu benutzen, mir von meiner Beſtimmung richtige Begriffe zu verſchaffen, mir dieſelbe oft lebhaft zu vergegenwärtigen, mich für ſie zu begeiſtern, und unermüdbar für ſie thätig zu ſeyn. Das iſt meine wichtigſte Angelegenheit.

Nicht gering darf ich von meiner Beſtimmung denken, mein Leben muß eine *große, herrliche* Beſtimmung haben. Das bezeugen mir die Fähigkeiten, die in meine Natur gelegt ſind. Ich bin viel mehr, als alle Geſchöpfe neben mir; ich bin göttlichen Geſchlechtes. Hoch hinauf iſt mein Ziel geſetzt. Wie meine Abkunft iſt meine Beſtimmung. Eine himmliſche Berufung iſt an mich ergangen.

Darum kann ich es nicht für meine Beſtimmung erkennen, meine Tage fröhlich zu verleben, das Widerwärtige von mir abzuwehren, die Güter des irdiſchen Lebens zu erwerben und zu genießen. Wäre dies meine

Beſtimmung: dann müßte es auch ganz in meine Gewalt gegeben ſeyn, daß ich allein mich ſelbſt darüber anzuklagen hätte, wenn es mir damit nicht gelänge. Aber wie viele meiner Tage muß ich in Schmerzen, in empfindlichen Schmerzen zubringen! Nicht bloß Tage — Wochen, Monate gehen mir düſter und traurig vorüber; kein Schimmer der Freude fällt in die dunkeln Nächte. Wie vielen meiner Mitmenſchen, die doch gewiß mit mir dieſelbe Beſtimmung haben, wird es ſelten oder nie gewährt, einen Tag recht fröhlich zu verleben, daß man beym Blick auf ihr Leben eher denken möchte, ſie ſeyen zum Schmerz, als ſie ſeyen zur Freude geboren! Wie viel Widerwärtiges vermag ich, bey aller Anſtrengung, nicht von mir abzuwehren! wie viel von den Gütern der Welt bleibt mir, ungeachtet der eifrigſten Bemühungen, immer verſagt! wie oft muß ich entbehren und verlieren! Wandelbar und vergänglich iſt jedes irdiſche Beſitzthum; jeden Augenblick kann ich es einbüßen; nichts kann ich auf Erden mein nennen; unbegreiflich ſchnell eilt meiſt dahin, was mich auf Erden beglückt; aber auch bey der längſten Dauer würde es nie das Verlangen meines Herzens ſtillen. Und wozu wären mir die Fähigkeiten verliehen, wozu die Gefühle und Triebe ins Herz gelegt, die zum Genuſſe des Lebens nichts beytragen, die nicht ſelten dem frohen Lebensgenuſſe ſtörend in den Weg treten, und ihn vielfältig beſchränken? Woher die Verſtimmung, die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, die Leerheit des Gemüthes nach den Stunden des reichſten Genuſſes?

Nein, nicht Genuß, Thätigkeit iſt meine Beſtimmung. Der Genuß wird mir gewährt, daß er mich zur Thätigkeit ſtärke, mich nach vollbrachter Arbeit erquicke, und zu neuer Arbeit geſchickt mache. Ich ſoll wirken, daß es gut, daß es beſſer werde um mich her, daß um mich her alles eine heitere Geſtalt gewinne, alles ſich wohl fühle, alles ſich eines möglichſt vollkommenen Zuſtandes erfreue.

Davon verſichern mich die mir mitgetheilten Kräfte. Das ſagt mir der, in jeder unverdorbenen Menſchennatur ſich regende Trieb, thätig zu ſeyn, das Mißfallen, womit mich das Mangelhafte, Schlechte — das Wohlgefallen, womit mich das Schöne und Vollkommene — der Schmerz, womit mich fremde Noth — die Luſt, womit mich das Glück andrer erfüllt. Dahin weiſen mich ſo viele Gefühle, die allein in einer nützlichen Wirkſamkeit zu einer ihnen angemeſſenen Aeußerung gelangen. Dazu fordert auch mein Gewiſſen, dazu fordern die heiligen Lehren des Evangeliums mich auf. Ueber die Anwendung, die ich in dieſer Hinſicht von meiner Zeit und meinen Kräften gemacht habe, werde ich einſt zur Rechenſchaft gezogen werden. Die edelſten Menſchen haben es für ihre Beſtimmung gehalten, Gutes zu ſtiften; all' ihre Zeit, all' ihre Kräfte haben ſie daran geſetzt; auf Bequemlichkeit und Genuß haben ſie freudig Verzicht geleiſtet; große Opfer haben ſie dargebracht, ſich ſelbſt haben ſie vergeſſen, um dem Elende in der Welt zu ſteuern, die Summe des Guten in der Welt zu vermehren; und nur das haben ſie für Gewinn geachtet, was ſie ſelbſt Wohlthätiges geleiſtet. Ich muß wirken, ſpricht der Herr, ſo lange es Tag iſt, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann; mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch. Und wie hat er gewirkt! wie unabläſſig, wie unverdroſſen — mit welcher Verläugnung ſeiner ſelbſt!

Weil dies meine Beſtimmung iſt, darum fühle ich mich ſo froh bey einer nützlichen Geſchäftigkeit, darum bin ich ſo zufrieden mit mir ſelbſt, wenn ich mir das Zeugniß geben kann, einen Tag ganz in nützlicher Geſchäftigkeit zugebracht zu haben, darum freue ich mich ſo innig des vollendeten Werkes, darum aber auch empfinde ich ein ſo lebhaftes Mißvergnügen beym Blick auf die Stunden, die ich einer nützlichen Geſchäftigkeit hätte widmen können, und an den Müßiggang oder das Vergnügen verſchleudert habe.

Ja, auch des Weibes Beſtimmung iſt es, für das Gute in der Welt thätig zu ſeyn. Ein reiches Vermögen iſt ihm dazu verliehen, zahlreiche Gelegenheiten bieten ſich ihm dar. Ward ihm nicht vergönnt, große Bewegungen zu verurſachen, glänzende Thaten zu verrichten, bedeutende Veränderungen im Ganzen hervorzubringen: ſo ward ihm dafür beſchieden, im Stillen, wo es am beſten gedeiht, dasjenige Gute zu bewirken, woraus zuletzt den Einzelnen, wie dem Ganzen der größte Gewinn und die reinſte, dauerhafteſte Freude erwächſt. Schon in ſeinen nächſten Verhältniſſen öffnet ſich ihm ein ſchöner und bedeutender Wirkungskreis, ein Wirkungskreis, aus welchem zu allen Zeiten ſo viel Segen über die Menſchheit gekommen, ein Wirkungskreis, in welchem zu allen Zeiten die Kräfte ſich entwickelten, durch die dem Verderben geſteuert, das Große und bleibend

Heilſame geſchaffen wird. Als Tochter, Schweſter, Gattin, Mutter, Vorſteherin des Hausweſens — wie viele Uebel kann es abwenden, wie viel Mangelhaftes verbeſſern, wie viele freundliche und wohlthätige Einrichtungen treffen, wie viele Erleichterungen und Erquickungen gewähren, wie viele köſtliche Freuden bereiten, wie viel zu einer edeln Bildung des heranwachſenden Geſchlechtes beytragen, wie viel Gutes und Schönes hervorlocken, beſchirmen, pflegen und zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit führen! Und auch außer ſeinen nächſten Verhältniſſen vermag es durch Rath und Lehre, Troſt, Theilnahme und Beyſtand Bedeutendes zu leiſten. Das erkenne ich für meine große Beſtimmung.

Wie ſehr indeß beym Gedanken an dieſe Beſtimmung mein Herz ſich erhoben fühlt: ich kann mich nicht auf ſie beſchränkt glauben, ich muß noch eine andre, noch eine höhere Beſtimmung haben.

Die Kräfte meines Geiſtes weiſen auf etwas größeres hin; da ſie in der Beförderung des Guten in der Welt nicht ihre vollſtändige Anwendung finden; da ſie einer Entwickelung fähig ſind, deren es zu einer nützlichen Thätigkeit nicht bedarf, und die auch durch nützliche Thätigkeit allein nicht zu erlangen ſteht. Umſonſt regten ſich in mir ſo manche Gefühle und Triebe, die für die edelſte Thätigkeit zum Beſten der Welt ohne Bedeutung bleiben, weit über die edelſte Thätigkeit hinausgehen, und in denen ich nicht bloß etwas zu meiner Menſchennatur weſentlich Gehöriges, ſondern auch das Herrlichſte meiner Menſchennatur antreffe. Das höchſte Weſen bedurfte meiner nicht, um ſeine Abſichten in der Welt auszuführen, es vermochte dies ohne mich ſchneller, ſicherer, vollkommner, als es durch mich geſchieht. Und wozu denn nun wieder das Gute, das ich zu befördern beſtimmt bin? Ohne einen höhern Zweck würde ich doch immer nur etwas Vergängliches darin erblicken. Dem Vergänglichen aber ſollte das Unvergängliche, das ich in mir finde, dem Weltlichen das Göttliche, wovon ich mich beſeelt weiß, dienſtbar ſeyn?

Das letzte Ziel meiner Beſtimmung kann nicht außer mir — es muß in mir ſelbſt liegen — in der Natur des Menſchen, außer mir nur in ſofern, als auch außer mir Menſchennatur iſt. Wie meine menſchlichen Vorzüge mir einen Werth in mir ſelbſt und für mich ſelbſt zuſichern: ſo verkündigen ſie mir auch eine Beſtimmung in mir ſelbſt und für mich ſelbſt. Ich bin viel mehr als alles, was ich um mich her wahrnehme, darum kann ich allein in mir den höchſten Zweck meines Daſeyns anerkennen. Auf das Rein-Menſchliche und Göttliche meiner Natur muß es abgeſehen ſeyn.

So verhält es ſich in der That. Die menſchlichen und göttlichen Anlagen meiner Natur ſtreben nach Entwickelung, und dieſes Streben bezeichnet mir meine Beſtimmung. Ich ſoll Menſch — im vollen Sinne des Wortes Menſch werden. Das reine Urbild der Menſchheit lebt in meinem Gemüthe, dem ſoll ich mich immer ähnlicher machen. Gott will in mir offenbar werden, darum wurde Göttliches mir mitgetheilt;

dieſes Göttliche ſoll ich in meinem Menſchlichen immer herrlicher darſtellen, und mein Menſchliches zu einer würdigen Umgebung des Göttlichen immer mehr geſtalten.

Ich lebe für meine Beſtimmung, indem ich meinen Geiſt mit edeln Kenntniſſen bereichre, nach Wahrheit, nach lautrer Wahrheit forſche, in die Wahrheit, die lautre Wahrheit tiefer eindringe, mit der Wahrheit mich mehr befreunde, durch die Wahrheit meinen Geiſt erleuchte, die Wahrheit in meinem Gemüthe belebe; indem ich die Gefühle des geiſtigen Lebens, die Gefühle, in denen das Schöne, Gute, Groſse, Heilige ſich mir kund thut, ſorgfältig ausbilde, was ſich Würdiges und Herrliches mir darſtellt, zartſinniger und kräftiger aufzufaſſen, inniger mit mir zu vereinigen ſuche; indem ich die edeln Triebe des Herzens mit dem Geſetze der Tugend immer mehr in Uebereinſtimmung bringe, ſie verſtärke und immer mehr zum Herrſchenden in meinem Innern erhebe, immer ehrerbietiger und dankbarer gegen Gott, immer Gott vertrauender und Gott ergebener, immer liebevoller, ſanfter, gelaſſener, demüthiger zu werden mich bemühe, immer mehr lerne, zufrieden ſeyn, entbehren, ertragen, vergeben, mit uneigennützigem Sinne unverdroſſen und unermüdbar Gutes wirken.

Die Tugend, der Seele höchſtes Gut, die Quelle ihres Friedens und ihres Glückes, iſt auch das Vornehmſte, wofür meine Beſtimmung mich in Anſpruch nimmt.

Doch nicht bloß zur Entwickelung — ſondern auch Verbeſſerung meines Weſens fordert meine Beſtimmung mich auf. Ich finde in mir vielfältiges Verderben. Wahn und Irrthümer verfinſtern meinen Verſtand; der Schein verblendet — mein Herz betrügt mich; die falſchen Anſichten andrer theilen ſich mir mit; meine Empfindungen werden verfälſcht, Unlautres geſellt ſich ihnen zu; ſträfliche Begierden erwachen in meinem Herzen, verunreinigen das Herz; und das Herz unterhält ſie, gibt ſich ihnen hin, der Wille folgt ihren Antrieben; ich fehle und ſündige. Das Böſe wohnt in jedem Menſchenherzen, und macht ſich in des Menſchen Handlungen überall ſichtbar. Befreyen muß ich mich von Wahn und Irrthum, zerſtören in mir jedes Werk des Betruges, entfernen aus meinen Gefühlen das Falſche und Unlautre, bekämpfen die ſträfliche Begierde, vertilgen die Sünde in meinem Herzen, meinen Willen ganz dem Geſetze Gottes unterwerfen, um meiner Beſtimmung nachzukommen.

An eine andre Welt weiſt mich meine Beſtimmung. In einer andern Welt ſtrahlt mir ihr herrliches Ziel. Hier kann ich nur wenig von dem erlangen und werden, was ich erlangen und werden ſoll. Aber auch nicht für dieſe, ſondern für eine andre Welt habe ich meine Beſtimmung. Aus dem, was ich hier erlange und werde, ſoll mir etwas viel Größeres erwachſen, was ich jetzt noch nicht faſſen, nicht begreifen kann. Eine himmliſche Berufung iſt mir geworden; das himmliſche Kleinod ſchwebt meinem Geiſte vor, darauf ſind alle meine Wünſche gerichtet, darnach ſtreben alle meine menſchlichen und göttlichen Kräfte, dafür ward mir verliehen, was für mein Erdenleben keine Bedeutung hat. Für dieſe andre Welt mich zu bilden, meinen Verſtand dahin zu erleuchten, mein Herz dahin zu heiligen, daß alles an mir immer mehr himmliſch werde, mich zu der Vollkommenheit, zu den Geſchäften, zu den Verbindungen, zu den Freuden des Himmels geſchickt zu machen, durch einen himmliſchen Sinn und einen himmliſchen Wandel: das iſt meine Beſtimmung. Für das Höchſte bin ich geboren, alle Wahrheit zu erkennen, alles Herrliche zu empfinden, in der Tugend vollendet und verklärt zu werden.

Je mehr ich dieſer meiner himmliſchen Beſtimmung mich weihe, deſto geſchickter werde ich in nützlicher Thätigkeit meine Erdenbeſtimmung zu erfüllen. Nun erkenne ich auch den Zweck, wozu die Geſchäfte der Erde mir angewieſen ſind, meine Kräfte ſollen ſie üben, meine Vervollkommnung ſollen ſie befördern; und auch das Gute, das aus denſelben hervorgeht, ſoll meine Vervollkommnung befördern. So verliert ſich zuletzt alles in die Vollendung meines Weſens zur Verherrlichung Gottes, daß Gott offenbar werde in dem Edelſten der Menſchheit, und das Edelſte der Menſchheit zur innigſten Gemeinſchaft mit Gott, zum Genuſſe ſeiner Seligkeit gelange.

Aehnlichkeit mit Gott darf ich für meine Beſtimmung erklären, wenn ich dabey nur nicht überſehe, daß es Eigenſchaften Gottes gibt, die ihm als dem Unendlichen zukommen, worin ich ihm nie, auch nur von Ferne, ähnlich zu werden vermag, weil ich Menſch, weil ich ſein Geſchöpf, ein beſchränktes Weſen bin, und ewig Menſch, ſein Geſchöpf, ein beſchränktes Weſen bleiben werde, und daß auf der andern Seite meine Beſtimmung Entwickelungen meiner Natur verlangt, in denen Gott nicht mein Vorbild ſeyn kann, weil ſie das eigenthümlich Menſchliche in mir betreffen.

Jeſus Chriſtus iſt mein Vorbild im Leben für meine Beſtimmung; in ihm hat ſich, was mir in der Gottheit nachahmbar iſt, mit der reinſten, gebildeteſten, edelſten Menſchlichkeit vereinigt, damit ich an ihm wahrnähme, was ich in mir dazuſtellen habe. Ihn im Auge kann ich mein Ziel nicht verfehlen. Wenn ich werde, wie er war, werde ich alles, was ich werden kann und werden ſoll, erhebe ich mich mit ihm zu der himmliſchen Vollendung.

Das alſo iſt meine Beſtimmung — wie groß, wie herrlich iſt ſie! Ich kann nicht anders, als mit Rührung, mit Bewunderung und Entzücken ihrer gedenken. Wohl mir, daß ich ſie kenne, daß ich ihrer gedenken, daß ich ihr mich weihen kann! Wahrlich ſie iſt es werth, daß ich ihr mein ganzes Leben, alle meine Kräfte weihe, daß ich ihr alle Güter der Welt, alle Freuden dieſes vergänglichen Lebens aufopfere. Alle Güter der Welt, alle Freuden des vergänglichen Lebens — ſie ſind Tand, nichts ſind ſie, wenn ich ſie mit dem Kleinod meiner himmliſchen Berufung vergleiche. Ich ſollte ſie nicht verachten, von mir werfen, wo ſie mich hindern wollen, meiner Beſtimmung zu leben?

Mein Leben iſt verloren, beweinen muß ich mein Leben, umſonſt erdulde ich ſeine Schmerzen, mir zur Schande und zum Verderben führe ich es, wenn ich es nicht ganz für meine Beſtimmung anwende. Klagen werden einſt wider mich, verurtheilen werden mich all die köſtlichen verſchleuderten Stunden.

Und doch vergaß ich ſo oft meine Beſtimmung; an den Tand, an das Nichts verſchwendete ich Stunden und Tage, die meiner Beſtimmung gehörten; Stunden und Tage wurden verträumt, im Müßiggange, in träger Verſtimmung, in der Beſchäftigung mit Kleinigkeiten, mit Dingen, die wenigſtens auf den Zweck meines Lebens keine Beziehung hatten, in eiteln Zerſtreuungen, bey denen Geiſt und Herz leer blieben, in denen wohl gar das Gemüth ſich verfinſtert, gepeinigt fühlte, im Streben nach Befriedigung ſinnlicher Begierden, nach Erreichung eigennütziger Abſichten zugebracht. O, meine Beſtimmung war mir bisher das nicht, was ſie mir ſeyn ſollte. Nicht anders als mit Verlegenheit kann ich nach dem Guten fragen, das ich geſtiftet, nach den Fortſchritten, die ich in der Bildung meines Geiſtes und meines Herzens gemacht. Das bekenne ich vor dir, mein Gott, voll Reue und tiefer Beſchämung. Dir gelobe ich aber auch, von nun an meine Beſtimmung im Herzen zu tragen. Bey allem, was ich vornehme, ſoll ſie mir gegenwärtig — alle meine Beſtrebungen ſollen dahin gerichtet ſeyn, daß meine Beſtimmung durch ſie gefördert werde. Kein Tag ſoll mir verſchwinden, an deſſen Schluſſe ich mir nicht ſagen könnte, heute habe ich Gutes gewirkt, heute bin ich weiſer und beſſer geworden. Keine Gelegenheit Gutes zu wirken ſoll mir unbenutzt vorüber gehen. Jeder Stunde, wo es mir vergönnt wird, für die Erleuchtung meines Verſtandes, die Bereicherung und Veredlung meines Herzens zu ſorgen, will ich dankbar mich freuen; eifrigſt will ich ſie für mein Höchſtes und Beſtes anwenden. Nichts will ich ſo theuer achten, daß ich es nicht verläugnete — o, mein Liebſtes will ich freudig verläugnen und hingeben — wenn meine Beſtimmung es von mir fordert. Im Blick auf das koſtbare Kleinod meines himmliſchen Erbes will ich jede Anſtrengung aufbieten. Daß ich es ergreifen möge, ſoll mein unabläſſiges Beſtreben bleiben.

XI.

Unſterblichkeit.

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten.

Matth. 10. V. 28.

Der frohe, herrliche Gedanke *meiner Unſterblichkeit* ſoll in dieſen ſtillen Augenblicken meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigen. Die vornehmſten Gründe, auf welchen mein Glaube an dieſelbe ruht, will ich mir vergegenwärtigen. Nicht um dieſen Glauben in mir zu befeſtigen, ſondern um mir ſeinen großen und reichen Inhalt zu einem deutlichen Bewußtſeyn zu erheben, um ihn mit meinem Herzen und Leben in nähere Verbindung zu ſetzen, um mich ſeiner vor Gott innig zu freuen, und ſeinen wohlthätigen Einfluß immer mehr zu erfahren.

Der *Befeſtigung* meines Glaubens bedarf es nicht; ich beſitze bereits eine Ueberzeugung, die durch keinen Zweifel erſchüttert werden kann.

Das *Evangelium* verkündigt mir ewiges Leben. Alle Belehrungen, die es mir gibt, alle Anſtalten Gottes, mit denen es mich bekannt macht, beziehen ſich auf daſſelbe; überall erſcheint in ihm der Menſch als ein Weſen, das im Tode fortdauert, das in eine andre Welt übergehen ſoll. Für dieſe andre Welt will es mich bilden; für eine andre Welt fordert es mich auf zu dulden, zu wirken; die Belohnungen einer andern Welt verheißt es mir für meinen treuen Fleiß im Guten. Damit ich der Seligkeit einer andern Welt theilhaftig würde, ſind die großen Dinge geſchehen, von denen es mich unterrichtet. Nur die unſterbliche Seele bedurfte der Erlöſung. Nur *ſie* bedarf der Erleuchtung und Heiligung, die von dem Geiſte des Herrn ausgeht; und zum Pfande des himmliſchen Erbes ward der Geiſt des Herrn ihr verliehen, verſiegelt iſt ſie mit dem Geiſte des Herrn auf den Tag der Erlöſung.

In den Ausſprüchen des Evangeliums aber verehre ich *göttliche Wahrheit*. Gott ſelbſt redet im Evangelio; und wo Gott redet, wie kann ich anders als glauben, wenn es mir auch an allen andern Ueberzeugungsgründen fehlt, wenn ſich mir auch überall beunruhigende Zweifel aufdringen.

Aber hier darf ich nur einen forſchenden Blick auf meine Natur und die Beſchaffenheit meines Lebens auf Erden werfen, um meinen Glauben von allen Seiten beſtätigt zu finden; und nirgends nehme ich etwas wahr, das mich in dieſem Glauben wankend machen könnte.

Mein Körper iſt beſtimmt, eine Beute der Zerſtörung zu werden. Den Keim des Todes trägt er bey der Geburt ſchon in ſich, und jeden Augenblick werde ich an die Vergänglichkeit deſſelben erinnert. Aber das, was in mir Gedanken bildet, die Wahrheit erforſcht, Gefühle des Ewigen nährt, freye Beſchlüſſe faßt, mein Wirken einem heiligen Geſetze unterwirft — dasjenige, wodurch ich mir meiner ſelbſt bewußt bin, und mich weit über alles Sichtbare erheben kann — mein eigentliches Ich iſt gewiß etwas von dieſem Körper Verſchiedenes. Es iſt eine lebendige Kraft — und zwar eine ganz andre Kraft, als die, welche meinen Körper belebt. Mein Denken, mein höheres Fühlen, mein Wollen, mein Selbſtbewußt haben nichts mit den Veränderungen gemein, die der Körper hervorbringt, ob ſie gleich mit körperlichen Organen in Verbindung ſtehen; darum muß ich ſie einer beſondern ſelbſtſtändigen Kraft zuſchreiben, die ich Geiſt nenne. Ein dunkles, aber unvertilgbares Gefühl nöthigt mich, mich ſelbſt von meinem Körper zu unterſcheiden. Ich ſtelle mir jetzt vor, mein Körper ſey nicht vorhanden und empfinde ganz klar, daß ich damit keinesweges meine Vernichtung gedacht, daß ich nur etwas von mir weggedacht habe;

Viele Beſtimmungen meines Weſens verſchwinden mir, aber ich ſelbſt bleibe mir übrig, indem ich den Körper hinwegdenke.

Der Körper iſt des Geiſtes Wohnung und Werkzeug. Der Geiſt bedarf in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande des Körpers zu vielen ſeiner Verrichtungen. Deßwegen befremdet es mich nicht, Wirkungen, die ich dem Geiſte zuſchreibe, von der jedesmaligen Diſpoſition des Körpers abhängig zu finden. Ungetrübt und ſtrahlend in ihrer vollen Schönheit wohnt die Idee des herrlichen Werkes in der Seele des Künſtlers, während an der Darſtellung der Einfluß des ſchlechten Inſtrumentes ſich bemerklich macht. So wohnt auch ungeſchwächt im Geiſte die Kraft, während ihre Aeußerungen durch den von der Krankheit zerrütteten oder vom Alter erſchöpften Körper vielfach beſchränkt werden. Dagegen erfahre ich auch oft genug, daß unter den Verrichtungen, die ich dem Geiſte zuſchreibe, ſolche ſind, über welche der Körper gar keine Gewalt hat, zu denen ſich bey einem völlig zerrütteten und erſchöpften Körper eben ſo geſchickt bin, als bey einem geſunden und kraftvollen. Der Körper leidet, und der Geiſt bleibt heiter und frey; die heftigſten Körperempfindungen wechſeln mit einander, und der Geiſt beharret bey ſeinen Entſchließungen; der Körper iſt von allen Seiten angegriffen, und der Geiſt fährt fort thätig zu ſeyn, er gebietet dem Körper und nöthigt den widerſtrebenden zu großen Anſtrengungen. Das Vermögen des Körpers verläßt mich mehr und mehr in der Nähe des Todes, das Licht meiner Augen erliſcht; aber das Licht des Glaubens erleuchtet noch meinen Geiſt, die edeln Grundſätze und die frommen Geſinnungen, die er in ſich genährt, beſeelen ihn noch in ungeſchwächter Kraft; Muth und Hoffnung erfüllen ihn mit jugendlicher Stärke. Ja, nicht ſelten offenbart der Geiſt erſt in der Ermattung und bei dem Dahinwelken des Körpers ſein Herrlichſtes. Wer hätte nicht ſchon an Sterbenden eine Zuverſicht, eine Freudigkeit, eine Erhebung wahrgenommen, wie ſie in den Tagen der vollen körperlichen Geſundheit nicht wahrgenommen werden? Wer wäre nicht ſchon Zeuge davon geweſen, wie der Geiſt noch auf den erblaſſenden Körper einen verklärenden Schimmer wirft?

Warum ſollte ich denn nun glauben, im Tode des Körpers höre auch der Geiſt auf zu leben? warum nicht vielmehr glauben, der Geiſt verlaſſe nur die düſtre, hinfällige Wohnung, er werfe von ſich das verbrauchte Werkzeug, er erhebe ſich aus dem irdiſchen Daſeyn, in dem er ja immer ein Fremdling geweſen, zu einem höhern, freyern, beſſern?

Ich ſehe nichts als das Sterben des Körpers. Dieſes kann freylich für den Geiſt nicht ohne Folgen ſeyn. Aber ich bin nicht berechtigt, daraus auf den Untergang des Geiſtes zu ſchließen. Iſt denn der Körper nicht mehr, wenn er ſein Gewand abgelegt, ſeine gewöhnlichen Umgebungen verlaſſen hat?

Ja, auch der Körper wird nicht vernichtet, das Leben nur weicht von ihm, er löſt ſich in ſeine Beſtandtheile auf. Und daraus dürfte ich Vernichtung des Geiſtes herleiten? denn vernichtet müßte der Geiſt werden, um das Schickſal des Körpers zu theilen. Auflöſung in ſeine Beſtandtheile läßt ſich vom Geiſte nicht denken.

Der Geiſt iſt eine Kraft, und Kräfte werden nicht zerſtört. Die Erſcheinung, in der die Kraft hervortritt und bildet, geht vorüber; aber die Kraft bleibt, um in neuen Erſcheinungen hervorzutreten und zu bilden. So finde ich es in der Natur; und bey mir, in dem die edlere Kraft wohnt, ſollte es anders ſeyn, da ich mir die Zerſtörung einer Kraft nicht einmal vorzuſtellen vermag?

Nein, der Geiſt trennt ſich nur vom Körper, er reißt ſich los von den Feſſeln der Erde, ſchwingt ſich auf über der Erde Staub, indem der Körper zum Staube zurückkehrt; ein neues, kräftigeres Leben nimmt für ihn ſeinen Anfang. Das ſagen mir dieſe herrlichen Offenbarungen des geiſtigen Weſens an ſo vielen Sterbenden. Dieſe Freudigkeit iſt Vorgefühl — dieſe Stärke des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung iſt das erſte Regen ſeines neuen Lebens. Das Licht des neuen Lebens, das dem Geiſte bereits aufgegangen iſt, wirft dieſen verklärenden Schimmer auf den erblaſſenden Körper. Der Fremdling entſchwebt mit entbundenem Fittig zu ſeiner Heimath, und lächelt auf die abgetragene Hülle hernieder.

Meinen Geiſt, dieſes edle, ſo reich ausgeſtattete Weſen, kann Gott nicht geſchaffen haben, um ihn nach kurzer Zeit wieder zu vernichten. Die Eiche ſteht Jahrhunderte, die Sterne über mir wandeln Jahrtauſende ihre Bahn. Die Eiche, die Sterne über mir denken nicht, wollen nicht, kennen Gott nicht, meſſen die Räume des Himmels nicht, ahnen das Ewige nicht. Und ich, der ich viel mehr bin als ſie, der ich denke, will, Gott kenne, die Räume des Himmels meſſe, das Ewige ahne, ich ſollte nur beſtimmt ſeyn, die wenigen Tage, die ich hier zubringe, zu leben? In dieſen wenigen Tagen kann ich ſo viel werden, ſo viel mir aneignen, ſo viel in mir ausbilden — und mit dem allen ſollte ich nach den wenigen Tagen untergehen?

Bey der längſten Lebensdauer, die Menſchen gewährt wird, bey dem größten Fleiße, den ich anwende, und in den günſtigſten Verhältniſſen vermag ich, während meines irdiſchen Daſeyns, die Anlagen meines Geiſtes nicht ganz zu entwickeln. Täglich nehme ich zu an Erkenntniß und Erfahrung, täglich enthüllen ſich mir Wahrheiten, mein Verſtand hellt ſich immer mehr auf, ich lerne die Kräfte deſſelben beſſer gebrauchen, meine Gefühle erweitern und verfeinern ſich, neue Seiten meines Weſens werden angeregt, neue ſchöne Rührungen erfüllen mein Herz, neue herrliche Bildungen treten in meinem Gemüthe hervor, die Tugend gewinnt in meinem Innern höheres Leben, höhere Kräfte, mein Sinn läutert ſich, mein Herz wird frömmer, liebevoller, ſanfter, demüthiger, ich erfahre in größerm Maße den wohlthätigen und ſeligen Einfluß des Glaubens! und ſo würde es fortgehen ohne Aufhören, wäre nicht meinem Leben ein Ziel geſetzt. Wie weit auch jemand am Ende ſeiner Tage gekommen ſey, er wird geſtehen müſſen, daß er noch viel weiter kommen könnte, und, würden ihm ſeine Tage gefriſtet, viel weiter kommen würde.

Einer unendlichen Entwickelung ſind meine Anlagen fähig — und nur die geringe Entwickelung, zu der ſie in dieſem Leben gelangen, ſollte ihnen zu Theil werden? Für nichts wären dieſe großen Zubereitungen gemacht? um in ſeinem Beginnen zerſtört zu werden wäre dieſes herrliche Werk begonnen? So handelt die höchſte Weisheit nicht. Was ich werden kann, das werde ich auch, wenn ich es anders an den dazu erforderlichen Bemühungen nicht fehlen laſſe; was ich in dieſem Leben nicht zu werden vermag, das werde ich in einem andern Leben.

So manche rafft der Tod zu einer Zeit hinweg, wo die Entwickelung ihrer geiſtigen Anlagen kaum den Anfang genommen, ſo manche in den früheſten Tagen des Lebens, wo das geiſtige Weſen faſt noch in ihnen ſchlummert. Wozu mußten denn dieſe mit den großen und reichen Anlagen geboren werden, wenn dieſelben auch nicht die dürftigſte Entwickelung erlangen ſollten? Warum ſinkt das blühende Kind mit all' den ſüßen Hoffnungen, die es gewährte, von der Mutter Bruſt in das Grab? Warum mußte die Mutter es ſo unausſprechlich lieben, da ſie doch nur ſo kurze Zeit ſich ſeiner erfreuen durfte? Nein, ſie hat es nicht verloren, es iſt nicht in das Grab geſunken, in die himmliſchen Gefilde iſt es verſetzt worden, dort ſchöner zu erblühen, glücklicher ſich zu entfalten, und einſt herrlich gebildet dem mütterlichen Herzen wieder gegeben zu werden.

Der bey weitem größte Theil der Menſchen, ganze Völker ſind, mit den edeln, einer unendlichen Entwickelung fähigen Anlagen des Menſchen, verurtheilt, in dieſem Leben auf einer Stufe der Kultur ſtehen zu bleiben, auf der ſie ſich wenig vom Thiere unterſcheiden — und es ſollte im Tode doch alles aus — es ſollte kein anderes Leben ſeyn, wo wie in dieſem die menſchlichen Anlagen ſich entwickeln können?

Mein Herz hat Bedürfniſſe, ihm anerſchaffne, unvertilgbare Bedürfniſſe, welche die Erde nicht zu befriedigen vermag, und die ihm nicht anerſchaffen ſeyn würden, wenn ſie nicht befriedigt werden ſollten. Unzertrennlich von der Einrichtung meiner geiſtigen Natur iſt das Verlangen nach dem Unvergänglichen, während hier alles vergeht – nach dem Vollkommenen, während hier alles mangelhaft iſt — nach vollem Lichte, während mir hier ſo viel Dunkles bleibt — nach ungeſtörtem Frieden, während ich hier immer im Streite lebe — nach reiner Tugend, während ich hier nicht aufhöre zu fehlen, und jeden Augenblick meine Schwachheit erfahre — nach inniger Gemeinſchaft mit Gott, während ich mich hier oft von ihm geſchieden, und immer ſo fern, ſo fern fühle — meine Seele ſehnt ſich nach Gott, dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue? – nach den höchſten Freuden, nach Seligkeit, während hier meinen Freuden Sinnliches und Schmerzliches beygemiſcht bleibt. Insbeſondere kann ich den Trieb des Forſchens nicht unterdrücken, der immer fragt, und ſelten Antwort erhält. Einſt muß mir begreiflich werden, was ich hier immer von neuem zu faſſen verſuche und nicht faſſen kann, indeß es ſich mir doch als Wahrheit unwiderſtehlich aufdringt. Einſt muß ich Aufſchlüſſe erhalten über die Räthſel, die hier nicht ablaſſen mich zu ängſtigen. Einſt muß ich die unerforſchlichen Führungen Gottes in ihrem großen herrlichen Zuſammenhange erkennen; einſt muß mir klar werden, wie alles, was der Herr that, ſo weiſe und ſo gut war. Nicht um mich zu vergeblichen Anſtrengungen zu reizen, nicht um mich in banger Unruhe gefangen zu halten, nicht um mich mit Fragen, die nie beantwortet — mit Zweifeln, die nie aufgelöſt werden, zu quälen, kann mir der Trieb zu Forſchen in das Innere gelegt ſeyn. Mein Geiſt wäre ſicher nicht im Stande zu fragen, wenn er nie eine Antwort erhalten ſollte. Fühlte ich indeß auch das Verlangen, den Trieb nicht in mir: ſchon daß ich von dem Unvergänglichen und Vollkommnen, von dem hellern Lichte, der reinern Tugend, dem ungeſtörten Frieden, der beſſern Freude, der innigern Gemeinſchaft mit Gott den Gedanken, die Ahnung habe, verſichert mich von einem künftigen Leben der Vollendung. Wozu könnte mir der Gedanke, die Ahnung anders verliehen ſeyn, als um mich auf ein ſolches Leben hinzuweiſen?

Was meine Fähigkeiten mir andeuten, worauf das unvertilgbare Verlangen meines Herzens gerichtet iſt, das erkenne ich für *das Ziel meiner Beſtimmung*. Ich finde mich aufgefordert, der höchſten Vollkommenheit nachzuſtreben, von der ich hier, bey den eifrigſten

Bemühungen, ſo weit entfernt bleibe. Nach dem Tode muß ein anderes Leben beginnen, in welchem ich meine Bemühungen fortſetzen kann. Der mich auffordert, der höchſten Vollkommenheit nachzuſtreben, muß mich im Tode erhalten, damit ich im Stande ſey, ſeinem Rufe nachzukommen. Mit meiner Beſtimmung gab er mir die Verheißung des ewigen Lebens. Widerſinn wäre in dem, was mein Herz in Empfindungen, die ich nicht zu unterdrücken vermag, mir als meine Beſtimmung bezeichnet, ohne die Unſterblichkeit meines Geiſtes.

Welchen Werth, welche Bedeutung könnte das, unter ſchweren Anſtrengungen Errungene für mich haben, wenn es im Tode mit mir unterginge? Warum mußte ich es mir denn unter dieſen ſchweren Anſtrengungen erringen, wenn ich damit auf einer ſo niedrigen Stufe ſtehen bleiben, und nie zum Genuſſe deſſelben gelangen ſollte? Das Mißvergnügen über meine Unvollkommenheit geſtattet mir nur inſofern des Errungenen einiger Maßen froh zu werden, als ich hoffen darf, mich dereinſt noch höher zu erheben, mich von allen Mängeln zu befreyen, und mir das anzueignen, was ich hier nicht erwerben kann. Nie wird mein Geiſt den Gedanken ertragen, daß dieſe Arbeiten, dieſe Verläugnungen ohne Folge ſeyen, für nichts von ihm gefordert werden, daß das herrliche Werk ſeines Fleißes und ſeiner Schmerzen der Vernichtung anheim falle. Was ich, einem höheren Rufe getreu, in mir bilde, das geht mit mir der Vollendung entgegen. Göttlichen Geſchlechtes iſt mein Geiſt.

Göttliches Weſen finde ich in mir; göttlichen Geſchlechtes iſt mein Geiſt. Ueber das Göttliche aber kann die Zerſtörung keine Gewalt haben; ewig erhalten wird der Ewige, was ſeines Geſchlechtes iſt. Ueber allen Wechſel und Wandel erhaben fühle ich das Göttliche in mir. Das Bewußtſeyn dieſes Göttlichen in mir allein leiſtet mir die vollkommenſte Bürgſchaft für meine Fortdauer. Und wenn ich nun dieſes Göttliche in mir treu gepflegt, zum Herrſchenden in meinem Gemüthe erhoben, durch daſſelbe mein Menſchliches gebildet und geheiligt habe: wie ſollte denn auch nur die leiſeſte Furcht im Tode unterzugehen mich anwandeln? Darum bin ich in den Augenblicken, wo das Göttliche in mir lebendiger hervortritt, heller durch mein Leben ſtrahlt, einen neuen Sieg über das Irdiſche gewonnen hat, wo es ſich in mir erweiſt als den Geiſt meines Lebens, die Kraft meines Thuns, meiner Unſterblichkeit ſo unmittelbar und ſo freudig gewiß, daß mich nichts in meinem Glauben erſchüttern kann; ich empfinde meine Unſterblichkeit, wie ich die Gegenwart in mir empfinde; ich lebe jetzt ſchon das höhere Leben, das nie aufhören wird. Die Tugend iſt der überall ſiegende Beweis der Unſterblichkeit; weil ſie göttliches Denken, göttliches Handeln iſt.

Wovon mich die ganze Einrichtung meiner Natur überzeugt, davon verſichert mich auch der Blick auf die Beſchaffenheit meines Erdenlebens.

Für das Geſchenk einer allmächtigen Güte halte ich dieſes Leben. Wäre nun mit denſelben für mich alles zu Ende: dann müßte ich während deſſelben mich einer vollkommenen Glückſeligkeit zu erfreuen haben, auch nicht der kleinſte Schmerz dürfte mir meine wenigen und kurzen Tage verbittern. Warum ſollte mein Verlangen nach vollkommener Glückſeligkeit nicht befriedigt werden? Der Allmächtige kann ja, der Gütige will ja! er ſelbſt hat mich für Glück und Elend empfänglich gemacht, hat das Verlangen in mein Herz gelegt. Nein, der Gütige wäre er nicht, wenn er mir irgend etwas verſagte, was zu meiner wahren Zufriedenheit beyträgt. Wozu gar der Schmerz, der mich quält? Für dieſes Leben bringt er mir ſelten Gewinn, und der Allmächtige vermochte ja den etwanigen Gewinn deſſelben mir ohne den Schmerz zu gewähren? Wie klein aber müßte ich von Gott denken, wenn ich ſagen könnte, er habe nicht vermocht! Er wäre nicht Gott, nicht der Schöpfer Himmels und der Erde, wenn er nicht vermocht hätte.

Fordert nun ſchon der kleinſte Schmerz eine Zukunft jenſeit des Grabes, damit er mir Frucht trage, und ich auch in ihm die höchſte Liebe verehren könne — wie viel mehr denn ein Leben, das vom Schmerz unaufhörlich gequält wird! Es gibt Menſchen, das kann ich mir nicht verbergen, die in ihrem Erdenleben viel mehr Leiden als Freuden haben — Menſchen, denen ſelten ein froher Augenblick zu Theil wird, deren Leben man einen langen, unaufhörlichen Schmerz nennen könnte! Dieſe wären nur geboren um des Lebens Pein zu erdulden, um gemartert — und dann vernichtet zu werden? Keinen andern Troſt gäbe es für ſie, als die Vernichtung ihres jammervollen Daſeyns im Tode — keine andre Hoffnung, als die, auf das ſtille Grab? Und doch ſollten ſie ihr Daſeyn für das Geſchenk der höchſten Güte erkennen? Doch ſollten ſie den Urheber ihres Daſeyns preiſen, daß er ihnen daſſelbe verliehen? Nein, ein grauſames, ein fürchterliches Weſen müßten ſie für den Urheber ihres Daſeyns halten; nicht das Geſchenk einer freundlichen Huld — das Werk eines düſtern fühlloſen Verhängniſſes wäre ihr Daſeyn. Klage dürften ſie erheben wider ihren Schöpfer, wenn er ihnen mit dem Daſeyn nichts als Elend geben konnte, und ihnen doch das Daſeyn gab — mit all dem Elende. Aber er konnte ja anders.

O, wenn das bleiche Geſpenſt des menſchlichen Elendes, wie es in tauſend ſchrecklichen Geſtalten durch die Welt ſchreitet, vor mich hintritt; wenn ich gedenke des großen Jammers auf Erden, der Seufzer, die von ihr gen Himmel ſteigen, der heißen Thränen, die hier vergoſſen, der Aengſten, die hier erduldet, der martervollen Nächte, die hier durchwacht, der Unglücklichen, die unter großen Qualen ihren Geiſt aufgeben, die die Noth in ein frühes Grab ſtürzt, der Verfolgten, Beraubten, Gemißhandelten, Unterdrückten: dann verſammeln ſich alle Gefühle meines Herzens in dem Einen tröſtenden: es gibt ein andres Leben, es muß ein andres Leben geben; ein andres Leben wird alles ausgleichen; in einem andern Leben werden die ſchwer Geprüften ſo reichlich und herrlich entſchädigt werden, als es ſich von der höchſten Güte erwarten läßt; um dort in vollerm Maße zu beſitzen, müſſen ſie hier entbehren; um dort ſelig zu ſeyn, müſſen ſie hier durch die Schule der Schmerzen gehen. So gewiß als ich Erbarmen in meinem Buſen fühle, ſo gewiß haſt auch du Ewiger Erbarmen mit deinen Kindern! Du hörſt alle Seufzer, du zählſt alle Thränen, du kennſt allen Jammer, der die Herzen der Menſchen zerſchneidet, und führſt aus der Nacht zum Lichte, aus dem Schmerze zur ewigen Freude.

Verſöhnen möchte ſich mein Herz noch wohl mit den Leiden der Menſchen, auch ohne den Glauben der Unſterblichkeit, wenn dieſe Leiden als Verhängniſſe der Gerechtigkeit nur den Schuldigen träfen, und jeden in dem Maße träfen, als er ſie verdient hat. Aber ſie treffen den Guten nicht weniger als den Böſen, oft gerade die Beſten am härteſten. Die ſittliche Beſchaffenheit des Menſchen ſcheint dabey gar nicht in Betrachtung zu kommen. Die Strafe des Verbrechens fällt auf das Haupt deſſen, der nichts verſchuldete, und der kühne Frevler, der Verächter Gottes und der Menſchheit trägt die Ehren und Belohnungen davon, welche der Tugend gebühren.

Zwar wir ſündigen alle, und ſind alle ſtrafwürdig vor Gott — aber tauſend Menſchen nicht in dem Grade als ſie elend ſind. Und vergibt denn nicht der Gnädige im Himmel denen, die es treu meinen, und die aufrichtig vor ihm wandeln, die Fehler ihrer Schwachheit? O, es fehlt nicht unter der großen Zahl der Leidenden an ſolchen, die man, indem man auf das Herz ſieht, für gut und unſchuldig erklären muß — und dieſe eben, wie fürchterlich werden ſie oft heimgeſucht, während die frechen Uebertreter aller göttlichen Geſetze alle Tage herrlich und in Freuden leben — herrlich und in Freuden ihre Tage beſchließen, nicht einmal geſchreckt durch ihr Gewiſſen, glücklich bis zum letzten Augenblicke!

So darf es nicht bleiben, damit darf es nicht enden. Die Stimme der Gerechtigkeit in meiner Bruſt fordert laut Vergeltung — ein andres Leben, wo vergolten wird. Und der Gerechte im Himmel will einſt vergelten — einem jeden nach ſeinem Sinne und nach ſeinen Werken. Mit Grauen und Entſetzen müßte mich das Leben erfüllen, alle Gedanken und Gefühle müßte es mir verwirren, bis zum Wahnſinn müßte es mich treiben, wenn nicht eine gerechte Vergeltung auf daſſelbe folgte.

Bey dem Glauben an Unſterblichkeit aber beunruhigt mich die Vertheilung von Glück und Elend auf Erden nicht mehr. Die Erde iſt nicht der Ort der Vergeltung; die Stätte der Bildung für eine andere Welt iſt ſie. Hier treffen einen jeden die Schickſale, die am meiſten geeignet ſind, ſeine Bildung für jene Welt zu befördern. Nur zuweilen ſollen uns ernſte und erfreuliche Entſcheidungen Gottes an ſeine Gerechtigkeit erinnern, und uns von derſelben einen tiefern Eindruck geben.

Unſer Leben auf Erden iſt nur Bruchſtück eines unermeßlich großen Ganzen. Davon trägt es überall die

Zeichen an ſich. Nichts wird auf Erden geendigt; alles deutet auf eine Fortſetzung, auf eine Entwickelung nach dem Tode hin. Darum bleibt mir in den Schickſalen der Menſchen, obgleich ich den Zuſammenhang in denſelben nicht verkennen kann, ſo vieles unbegreiflich, weil ich ſie höchſtens bis ans Grab, nicht bis zu ihrem Ziele jenſeits verfolgen kann. Das aber nehme ich deutlich wahr, daß noch etwas kommen muß, wodurch dieſe Reihe räthſelhafter Ereigniſſe ſich zu einem Ganzen bildet; wie ich aus dem Bruchſtücke eines Kunſtwerkes zwar nicht das Ganze beurtheilen, wohl aber merken kann, daß es nicht für ſich beſteht, ſondern in einem Ganzen, wozu es gehört, ſeine Stelle hat, und ſeine Erklärung findet.

So bin ich freudig gewiß, daß ich nicht ſterben, daß ich ewig leben werde.

Mag denn alles um mich her vergehen: das bekümmert mich nicht, ich gehöre in eine andre Ordnung der Dinge; mit dem, was ich hier wahrnehme, bin ich nur für kurze Zeit in Verbindung; es hat keine Gewalt über mein inneres Weſen. Es berührt mich, es theilt mir mit, es empfängt von mir; aber mein Geiſt ſteht nicht unter ſeinen Geſetzen, wird nicht in ſeinen Wechſeln mit fortgeriſſen. Die Zerſtörungen, die ſich mir hier darſtellen, können nur das Gefühl meiner Unſterblichkeit lebendiger und freudiger machen.

Mag ſelbſt mein Körper Staub werden, woraus er gebildet iſt: mein Geiſt iſt nicht an dieſen Körper gebunden, er ſtammt nicht vom Staube, er wohnt nicht im Staube, er geht zu Gott, der ihn gegeben, nach dem er ſich immer — oft unausſprechlich — geſehnt hat. Ein neues Organ wird ihm gebildet werden, aus den edlern Theilen ſeiner gegenwärtigen Hülle wird ſich ihm ein verklärter, ein himmliſcher Körper entwickeln.

Mögen meine Tage ſchnell dahin eilen, mag das Ziel meiner irdiſchen Wallfahrt nahe ſeyn: ich fürchte das nicht, das Ziel meiner irdiſchen Wallfahrt iſt nicht das Ziel meines Lebens. Ich werde entſchlummern, und wieder erwachen — zum neuen, beſſern Daſeyn. Ich verlaſſe das Vergängliche, um mich zum Unvergänglichen — das Mangelhafte, um mich zum Vollkommenen zu erheben. Das irdiſche Licht geht mir unter, das himmliſche geht mir auf. Ich ſehe im Geiſte das Morgenroth ſchon ſchimmern.

Mögen die Freuden der Erde mir alle entfliehen: dort erwarten mich höhere. Mag noch ſo viel Geliebtes und Theures zurückbleiben auf Erden: dort wird die väterliche Güte, die mir hier das Geliebte und Theure gewährte, noch Köſtlicheres mir gewähren. Und die Menſchen, denen mein Herz in reiner Zärtlichkeit ergeben war — ſie ſind, wie ich, unſterblich, im neuen Leben finde ich ſie wieder.

Sorge nur meine Seele, daß du immer deiner Unſterblichkeit dich freuen kannſt. Lebe würdig des großen Gedankens, der ſeligen Hoffnung. Laß dich nicht feſſeln von dem vergänglichen Gute; laß dich nicht bethören von der eiteln Luſt; laß dich nicht verblenden von dem nichtigen Schimmer; laß dich nicht beflecken die ſündliche Begierde. Lebe ganz in dem Gedanken deiner Unſterblichkeit. Fühle all ſein Herrliches, ſeine zu den Pflichten dieſes Lebens ſtärkende, ſeine heiligende Kraft, ſeinen Troſt, ſeine Freuden. Erdulde ſtandhaft den kurzen, wenn auch heftigen, Schmerz. Was iſt der Augenblick gegen die Ewigkeit? Weihe dich mit neuer Liebe, mit neuem Muthe den Beſtrebungen, die jenſeits ihr glänzendes Ziel haben.

XII.

Die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit.

Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben ſoll.

Röm. 5. V. 2.

Ein neues beſſeres Leben beginnt für den edeln Geiſt, in einen vollkommenen Zuſtand wird er verſetzt, wenn er ſich von ſeiner ſterblichen Hülle trennt. Der Glaube an die Unſterblichkeit des Geiſtes fällt bey dem Frommen zuſammen mit dem Glauben an ſeine Vollendung, mit der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit.

Erhebe dich mein Geiſt über den Tand und die Träume des Erdenlebens, deine ſeligſte Hoffnung zu betrachten, dich jetzt ſchon mit dem zu erfreuen, was du einſt, entbunden von den Feſſeln dieſes Erdenlebens, ſeyn wirſt — dort in der Heimath, in dem Lande der Freyheit, in dem Lande deiner Sehnſucht.

All mein gegenwärtiges Denken und Fühlen überſteigt die zukünftige Herrlichkeit. Die edelſten Entwikkelungen des menſchlichen Weſens, die bewundernswürdigſten Aeußerungen einer gebildeten und geheiligten Menſchenkraft, die erhabenſten Geſinnungen, die ſich mir darſtellen, die glänzendſten Erſcheinungen, die ich auf dem weiten Gebiete der Schöpfung antreffe, die vollendeteſten Werke, welche die Kunſt hervorgebracht hat, die reinſten und ſüßeſten Freuden, die mein Herz empfindet, die kühnſten Anſtrengungen, in denen der Geiſt zu den ewigen Höhen des Lichtes ſich aufſchwingt, ſind nur ein ſchwacher Schimmer der Herrlichkeit, die Gott geben wird. Aber der ſchwache Schimmer kündigt mir doch etwas an, das ich, wenn auch nicht ganz auszudenken, doch einiger Maßen zu faſſen vermag.

Und dieſes, das mir die Natur der Sache, die Ahnungen meines Herzens und die Lehren der göttlichen Offenbarung noch näher bezeichnen, iſt, ſchon ſo weit ich es faſſe, von der Art, daß mir bey der Erinnerung daran das Herz — o ſo weit, ſo groß, ſo voll des Muthes und der heiligen Freude wird.

Es iſt zunächſt Herrlichkeit meines Weſens, was dort meiner wartet. Herrlich ſoll dort mein ganzes Weſen ſeyn, in himmliſcher Verklärung ſoll es erglänzen. Dieſes mein Weſen, an dem ich hier ſchon ſo viel Herrliches, aber auch ſo viele Mängel und Gebrechen, ſo vieles, das ich nicht ohne Wehmuth und Beſchämung betrachten kann, wahrnehme, ſoll auf eine höhere Stufe des Daſeyns erhoben werden, zu Entwikkelungen und Kräften gelangen, die ihm hier fremd bleiben, und ſich immer mehr der höchſten Vollkommenheit nähern.

Hoffen darf ich Erhöhung meiner Verſtandesfähigkeiten, einen hellern Blick, einen größern Geſichtskreis, tieferes Eindringen in die ewigen Wahrheiten, die ich hier als Geheimniſſe gläubig verehre, Befreyung von allen Irrthümern, Aufklärung deſſen, was noch im Dunkeln ruht, Vermehrung meiner Erkenntniſſe, Erweiterung, Entwickelung, Verfeinerung meiner Gefühle, Belebung, Verſtärkung der edeln Regungen des Herzens, reineres und kräftigeres Empfinden des Schönen und Guten, völlige Läuterung meines Herzens, daß jede ſträfliche Luſt und alles ſündige Weſen aus demſelben verſchwinde, daß es für keine unwürdige Triebfeder, für keinen unwürdigen Gedanken mehr Empfänglichkeit habe, daß die erhabenſten Geſinnungen es erfüllen, die himmliſche Liebe es ungetheilt beſitze, und jede Tugend ſich zugeſelle — bewährt in der letzten Prüfung durch Demuth und Geduld.

O, wie wird dann mir ſeyn, wenn es ſich nun weit und immer weiter vor mir öffnet, mir immer heller ſich darſtellt in dem ewigen Lichte, und ich den Glanz dieſes Lichtes ertragen kann, wenn nun alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß ſich mir darbieten, und ich immer höher mich aufſchwinge zu neuen Ahnungen, zu neuen Einſichten — zu dem höchſten und ſeligſten Gedanken, zum Anſchauen Gottes mich aufſchwinge, jedes Vortreffliche ſich meinem Geiſte inniger mittheilt, meine Seele gleichſam lebt in ſchönen und heiligen Rührungen, wenn nun auch die letzten Flecken, welche die Unſterbliche entſtellen, getilgt ſind, Gottes Ebenbild herrlich an ihr ſtrahlt, die göttlichen Triebe und Kräfte ungehindert in ihr ſich wirkſam zeigen und immer wirkſamer werden!

So ſind denn auch dort die Schmerzen nicht mehr, die hier zu unſrer Prüfung über uns verhängt werden. Dort, mein hier ſo oft bekümmertes Herz, wirſt du nicht mehr leiden, trauern und ſorgen. Im Tode endigen ſich alle deine Plagen. Das Leben der Herrlichkeit weiß von keinem Elende. Gott, heißt es, wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen, und es wird kein Leid mehr ſeyn, noch Geſchrey noch Schmerz. Denn das Erſte iſt vergangen. Die Seelen der Frommen ſind in Gottes Hand und keine Qual rührt ſie an.

Auch der Körper ſoll an dieſer Herrlichkeit meines Weſens Theil nehmen. Verklärt ſoll dort mich umgeben, was hier ſo oft auf den Geiſt dunkle Schatten wirft, ſo vielen Schwachheiten und Erniedrigungen und endlich dem Tode unterworfen iſt. Es wird geſäet verweslich und wird auferſtehen unverweslich, es wird geſäet in Schwachheit und wird auferſtehen in Kraft, es wird geſäet in Unehre und wird auferſtehen in Herrlichkeit, es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferſtehen ein geiſtiger Leib.

Durch die Herrlichkeit meines Weſens bin ich fähig in die herrlichſten Verhältniſſe zu treten. Und dieſe Verhältniſſe gehören weſentlich zu meiner Vollendung, ſie ſind die angemeſſenſte Belohnung für ein Gott und der Tugend geweihtes Leben; wie dagegen drückende und erniedrigende Verhältniſſe zu den traurigſten Uebeln gezählt werden müſſen.

Schon hier ſtehen Fromme in einem nahen Verhältniſſe zu Gott; als ſeine Kinder haben ſie Zugang zu ſeiner Gnade, ſind ſie ſeine Vertrauten, und empfangen in ihrem Gemüthe und in ihrem äußern Leben zahlreiche Erweiſungen ſeiner väterlichen Liebe, zahlreiche Offenbarungen ſeines Reichthumes und ſeiner Herrlichkeit. Aber das Gefühl dieſes Verhältniſſes iſt oft ſchwach; ihre ſinnliche Natur verhindert ſie, Gott recht nahe zu kommen, und ſeinen ganzen beſeligenden Einfluß zu erfahren; das Bewußtſeyn ihrer Vergehungen erfüllt ſie beym Gedanken an Gott nicht ſelten mit Scham und Verlegenheit. Wie jetzt nur zuweilen ihnen iſt, wo bey der genaueſten Vereinigung der Seele mit Gott im Gebete, Gott dieſe Seele gleichſam durchdrungen und geheiligt, mit ſeinem Frieden und mit ſeinen Freuden erfüllt hat: ſo wird dort ihnen immer ſeyn; zu der vertrauteſten und ſüßeſten Gemeinſchaft mit Gott, zu dem lebendigſten Gefühle von Gott ſollen ſie gelangen.

Schon hier ſtehen Fromme in einem glücklichen Verhältniſſe zu ihrem Erlöſer. Die Seinigen ſind ſie — ihm theuer erkauft, an ſein Wort glauben, ihn verehren, ihn lieben ſie, ſeinem Dienſte haben ſie ſich geweiht, mit ihm beſchäftigen ſie ſich oft in Dankbarkeit und frommer Rührung, ihn tragen ſie im Herzen, von ihm fließen die koſtbarſten Wohlthaten ihnen zu, er beſchützt, ſtärkt, erquickt und ſegnet ſie aus der Höhe, er leitet ſie auf den beſchwerlichen Bahnen der Erde. Aber ihr Auge ſieht ihn nicht. Welchen ihr nicht geſehen und doch lieb habt, ſpricht Petrus, deſſen werdet ihr euch freuen mit unausſprechlicher und herrlicher Freude. Ja ſehen ſollen ſie dich, o Herr, ſehen all dein herrliches und holdſeliges Weſen, empfinden all deine Gnade, dir danken für all deine Liebe, von dir empfangen, was ſie hier nicht empfangen konnten. Als die Deinigen werden ſie ſich um dich verſammeln, und bey dir ſeyn allezeit.

Sie ſtehen ſchon hier in einem gewiſſen Verhältniſſe mit den höhern Geiſtern, ja mit allen Vollendeten und Seligen des Himmels. Sie gehören mit ihnen zu Einer unſichtbaren Ordnung, zu Einem unſichtbaren Reiche des Herrn. Sie ſind ihnen ähnlich in ihren erhabnen Geſinnungen. Sie erfreuen ſich ihrer Aufmerkſamkeit und Theilnahme, wiſſen ſie geſchäftig zu ihrem Beſten, und ermuntern ſich durch den Gedanken an ſie zur Standhaftigkeit in edeln Beſtrebungen. Dort ſollen ſie zu dem ehrenvollen Umgange mit denſelben gelangen. Zu ihnen hinaufgerückt ſollen ſie ihre Vertrauten, ihre

Freunde werden, mit ihnen wirken, genießen, lieben und anbeten.

Unſer Verhältniß zu edeln und geliebten Menſchen macht einen der wichtigſten Beſtandtheile unſrer Erdenglückſeligkeit aus. Aber auch an dieſem Verhältniſſe zeigt ſich die Unvollkommenheit alles Irdiſchen. Es wird oft durch Mißverſtändniſſe und widerwärtige Ereigniſſe geſtört; es miſchen ſich oft bittre Empfindungen in ſeine Freuden; wir vermögen ſelten in demſelben unſer ganzes Herz, all unſre Liebe zu erkennen zu geben; und ſo ſchnell wird es durch den Tod aufgelöſt; ſo viele ſind ſchon aus unſerm Kreiſe hinweggeriſſen, und alle werden ſie, einer nach dem andern, ihn verlaſſen. Dort ſoll dieſes Verhältniß ſich wieder herſtellen — in einer andern, in einer viel herrlichern Geſtalt wieder herſtellen. Herrlich und ewig ſollen wir beſitzen, ungetheilt einander angehören, durch nichts beſchränkt in dem gegenſeitigen Genuſſe, alle unſre Gedanken und Gefühle einander auf das vollkommenſte offenbaren. Herrlich werden dort meine Umgebungen ſeyn. Meine Umgebungen äußern einen bedeutenden Einfluß auf meinen Zuſtand. Am düſtern Tage, am unfreundlichen Orte — wie fühlt der Geiſt ſich verſtimmt und niedergedrückt! am heitern Tage, auf lachenden Plätzen — wie fühlt er ſich erheitert und geſtärkt! mit welchem Wohlgefallen ruht der Blick auf den holden und prachtvollen Erſcheinungen der Natur, auf den reizenden und erhabenen Werken der Kunſt! wie erkennen wir hier die Größe und Huld des Weſens, welches die Natur geſchaffen, und dem Menſchen den Trieb und die Fähigkeit reizende und erhabne Werke hervorzubringen verliehen hat! Die Freuden, welche der Anblick des Herrlichen um uns her gewährt, ſind unter den ſüßeſten und edelſten; ſie dürfen da nicht fehlen, wo alles ſich vollenden ſoll.

Auf Erden muß ich oft an dunklen, freudenloſen Stätten, auf Gräbern muß ich hier verweilen, denn die Erde iſt ja das Land der Prüfungen und des Todes, Wenn es nun doch auf Erden oft ſo ſchön iſt — wie ſchön wird es dort ſeyn! Wenn hier ſchon ſo viele Wunder der Macht und Herrlichkeit mich umringen: welche Wunder werden, immer neu, dort mich entzücken! Dort wird mein Auge es ſchauen, was ich hier nur ahne, In den unermeßlichen Räumen des Lichtes, in den himmliſchen Luſtgärten, im Paradieſe Gottes werde ich wandeln, und mich ergötzen an dem Unvergänglich-Schönen.

Auch über mein Wirken wird die zukünftige Herrlichkeit ſich verbreiten.

O des herrlichen Wirkens, das, ganz dem Rechten und Guten geweiht, ganz mit dem Willen Gottes übereinſtimmend, ganz die ewigen Geſetze der Wahrheit und Schönheit ausdrückend, nicht mehr durch Verdroſſenheit, Unachtſamkeit, Leichtſinn verunſtaltet, in hoher Luſt und Freudigkeit aus der geheiligten Geſinnung, aus reiner feuriger Liebe hervorgeht, und darum die reichſten und glänzendſten Erfolge hat, das, nicht mehr auf die niedrigen Bedürfniſſe des körperlichen Lebens, auf die tauſend kleinlichen Dinge, die hier meine Sorge fordern, gerichtet, geiſtig, himmliſch, das Erhabenſte zum Zwecke hat!

In Gemeinſchaft mit den Geiſtern des Himmels ſoll ich wirken zu Verherrlichung Gottes, zur Ausführung ſeiner letzten Abſichten, ſeiner großen Rathſchlüſſe über die vernünftige Schöpfung — in Geſchäften, mit denen das herrlichſte Erdengeſchäft keine Vergleichung aushält.

Mit höhern Kräften werde ich vermögen, was mich hier mit Schmerzen meine Ohnmacht fühlen läßt, Hinderniſſe beſiegen, die mir hier unüberwindlich bleiben, Erfolge verurſachen, von denen mir hier nichts in den Sinn kommt. Dort wird auch mir geſtattet ſeyn, mich an das Große zu wenden, da hier die meiſten meiner Bemühungen das Geringfügige betreffen.

Ein weiter Kreis wird meiner Thätigkeit ſich öffnen, nach allen Seiten hin werde ich mich mit derſelben verbreiten, auf das Fernſte Einfluß äußern, und was jetzt nicht in die leiſeſte Berührung mit mir kommt, werde ich dort geſtalten können. *Die über Wenigem getreu geweſen ſind, ſollen dort über viel geſetzt werden, ererben ſollen ſie das Reich, das ihnen bereitet iſt von Anbeginn der Welt.*

Aus dem allen nun müſſen mir die *reinſten und höchſten Freuden* erwachſen — und noch andre Freuden warten auf mich, die ich jetzt nicht kenne, von denen ich jetzt nichts verſtehen kann, von denen aber in ſo mancher glücklichen Stunde leiſe Anklänge in meinem Innern ertönen. Aus der Fülle der göttlichen Seligkeit wird ohne Aufhören mir zufließen, was des Herzens Sehnſucht ſtillt, wovon mein Weſen geſtärkt, verjüngt und verklärt wird.

Das iſt meine Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. O, wie freut ſich ihrer meine Seele! wie erhebt ſich meine Seele, indem ſie ſich dem Gedanken derſelben überläßt! wie tröſtet ſie mich bey der Dunkelheit meines gegenwärtigen Zuſtandes!

So viel Beſchränktheit, ſo viel Finſterniß und Irrthum finde ich in meinem Verſtande, ſo viel Kälte gegen das Höhere, ſo viel Schwachheit und Sünde in meinem Herzen, ſo viel Gebrechen und eine ſo große Hinfälligkeit an meinem Körper — mit Trauer und Beſchämung, Getroſt, getroſt mein Geiſt, einſt wird alles an dir herrlich ſeyn, ein unſterblicher und verklärter Körper wird dich umgeben!

Meine Verhältniſſe können für mich ſo drückend, ſo ſchmerzlich, ſo demüthigend werden, ſo tief können ſie mich erniedrigen, mir ſo viele Entbehrungen auflegen, mich ſo weit entfernen von dem, was meine Seele liebt; und die glücklichſten ſind von ſo kurzer Dauer. Getroſt, getroſt meine Seele, dort warten auf dich die erhabenſten und ſeligſten, und was hier im Tode ſich trennen muß, das findet dort in einem noch glücklichern, in einem unauflöslichen Verhältniſſe ſich wieder, auf ewig wird es dort neu vereint!

Was iſt es, daß hier meine Umgebungen oft düſter, öde, unfreundlich ſind? Dort werden ſie in unvergänglichem Glanze ſtrahlen. Was iſt es, daß hier mein Wirken in einen engen Kreis eingeſchloſſen, vielfältig gehindert und erſchwert, nicht ſelten ganz und gar vergeblich zu ſeyn ſcheint? Dort werde ich im weiteſten Umfange die edelſte und folgenreichſte Thätigkeit üben. Was iſt es, daß ich hier eine kurze Zeit entbehre und leide? Dort werde ich beſitzen und ſelig ſeyn.

Aus der Dunkelheit erhebe ich mich zum Lichte, aus dem Elende zur Freude. Das Unvollkommene meines äußern Zuſtandes war nothwendig, damit ich für die zukünftige Herrlichkeit gebildet würde. Nein, ich verzage nicht, ich richte mich auf im Gedanken der zukünftigen Herrlichkeit, wenn der Blick auf die Mängel dieſes Erdenlebens mich muthlos machen könnte.

Aber darf ich denn auch wirklich der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit mich rühmen?

Die dürfen es nicht, die der Luſt dieſer Welt dahingegeben, ihr Höheres verſäumen, und, was davon unzertrennlich iſt, erniedrigen und verunſtalten, die freywillig in den unwürdigſten Verhältniſſen leben, oder ſich in beſſern Verhältniſſen unwürdig betragen, die ihre Umgebungen verwahrloſen und zerrütten, den Sinn für das Schöne in denſelben in niedrigen Genüſſen abſtumpfen, in ihren Erdengeſchäften nicht eine edle und treue Sorgfalt beweiſen.

Um mich dieſer Hoffnung rühmen zu dürfen, muß ich an der Erleuchtung meines Verſtandes, an der Verfeinerung meiner Gefühle, an der Läuterung meiner Geſinnungen mit großem Fleiße arbeiten, mir die Bildung meines geiſtigen Weſens zur wichtigſten Angelegenheit machen, und meinen Körper ſtets mit Achtung behandeln; ich muß mir meiner höhern Verhältniſſe recht bewußt werden, und mich bemühen mit meinem ganzen Gemüthe in denſelben zu leben, die Verhältniſſe aber, worin ich mit Menſchen ſtehe, immer mehr zu vergeiſtigen und zu veredeln; ich muß mir angelegen ſeyn laſſen, meine Umgebungen, wie ich es vermag, zu erhellen und zu verſchönern, ihre erfreulichen und wohlthätigen Eindrücke in mich aufzunehmen, und zur Erhöhung meines geiſtigen Lebens zu benutzen; ich muß mich einer würdigen und ſegensreichen Thätigkeit aus allen Kräften befleißigen, mir in dem mir angewieſenen Kreiſe keine Laſt und Mühe verdrießen laſſen, ich muß hier, in Uneigennützigkeit, Unermüdbarkeit, Geduld und Demuth, die Treue beweiſen, durch die ich zu den herrlichen Verrichtungen des zukünftigen Lebens geſchickt werde, und für welche ich die zukünftige Herrlichkeit als Belohnung erwarten darf.

So ſey denn dies mein eifriges, unabläſſiges Beſtreben. O, ſie iſt es werth die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, daß ich ihr die höchſten Anſtrengungen widme, daß ich für ſie alles leiſte, wage und dulde, und das Koſtbarſte ihr zum Opfer bringe. Schmerzen der Erde, wie gering erſcheint ihr mir, wenn ich auf die zukünftige Herrlichkeit blicke! euch ſollte ich nicht ertragen um der zukünftigen Herrlichkeit willen? Ihr Güter der Erde, wie unbedeutend erſcheint ihr mir — die geprieſenſten und begehrteſten unter euch — wie unbedeutend erſcheinen ſie mir, wenn ich ſie mit der zukünftigen Herrlichkeit vergleiche! euch ſollte ich um dieſer Herrlichkeit willen nicht freudig verläugnen? Luſt der Welt, wie eitel und vergänglich biſt du! dir ſollte ich nicht willig entſagen, um die zukünftige Herrlichkeit zu gewinnen?

Hilf mir, Gott, daß ich dieſer zukünftigen Herrlichkeit theilhaftig werde; erhalte ſie mir ſtets gegenwärtig; hilf mir im Gedanken an ſie die Welt und mein Herz überwinden; ſtärke mich in der Stunde ſchwerer Verſuchung; gib Muth und Kraft zu allem, was ich für ſie zu thun habe, laß mich nie ermüden im Ringen nach der Krone des Lebens.

Die Herrlichkeit Gottes offenbart ſich mir in der Natur — an den leuchtenden Körpern, die ohne Zahl in den unermeßlichen Räumen des Himmels funkeln, in dem Schimmern des Sonnenlichtes, im Glanze des Aufganges und Niederganges, in der dunkeln, majeſtätiſchen Pracht des Gewitters, auf den blühenden, farbenreichen Gefilden des Frühlings; in menſchlichen Seelen offenbart ſie ſich mir, wo große Geſinnungen ſich äußern, liebenswürdige Eigenſchaften ſich entfalten, wo die Wahrheit und Tugend ihre Triumphe feyern — in menſchlichen Thaten, in den Thaten der Großmuth, der hohen Selbſtverläugnung, der reinen Bruderliebe; ich erblicke ihren Widerſchein, wo das Gute bedeutende Fortſchritte macht, wo die menſchlichen Verhältniſſe eine ſchönere Geſtalt gewinnen, wo hochherzige Bündniſſe geſtiftet werden und ihren beglückenden Einfluß ſichtbar machen. Was ich hier wahrnehme, ſoll mir ein Bild künftiger, größerer Offenbarungen ſeiner Herrlichkeit an mir ſelbſt ſeyn; es ſoll mir andeuten, wozu ich beſtimm[illegible] bin, die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit in mir beleben, das Verlangen nach derſelben verſtärken; erweitern ſoll es mein Herz in wonnevoller Ahnung. Darum will ich hier oft mit reger Empfindung verweilen, hier mich zu erfüllen mit der Vorſtellung, mit dem Glauben und mit allen Kräften der zukünftigen Herrlichkeit.

Am vollkommenſten hat ſich mir die Herrlichkeit, die mir zugedacht iſt, in dem Geiſte, den Thaten und Schickſalen meines Herrn offenbaret. An ihm ſehe ich mit Entzücken, was ich einſt werden ſoll. Er hat ſich, als er die Erde verließ, zu den höchſten Stufen dieſer Herrlichkeit erhoben, und er iſt hingegangen mir in den herrlichen Wohnungen des Vaters die Stätte zu bereiten. *Wenn nun Chriſtus, euer Leben, offenbar wird,* ſagt ſein Apoſtel, *werdet ihr mit ihm* offenbar werden in der Herrlichkeit. Ihm verdanke ich, daß ich zur Herrlichkeit gelangen kann, daß ich jetzt ſchon der, zukünftigen Herrlichkeit mich rühmen darf; er ſelbſt wird mich einſt in ſie einführen. Darum will ich an ihn mich feſt anſchließen, auf ihn unverwandt hinblicken, ihm immer ähnlicher zu werden ſuchen, und ſeinen Anweiſungen die treueſte Folge leiſten. In ſeiner Kraft wird es mir gelingen alle Schwierigkeiten zu beſiegen.

XIII.

Die Verbindung der Frommen mit dem Himmel.

Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind.

Luk. 10. V. 20.

Treffender läßt ſich die ehrenvolle und glückliche Verbindung, worin die Frommen mit dem Himmel ſtehen, nicht bezeichnen, als es in den Worten geſchieht: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben. Köſtliche Worte — Worte des reichſten, froheſten Inhaltes! Welch ein herrliches Verhältniß: im Himmel der Name angeſchrieben!

Wenn es wäre! — wenn auch ich mit Zuverſicht ſprechen dürfte: im Himmel iſt mein Name angeſchrieben: o des überſchwenglichen Troſtes in aller Noth, in aller Niedrigkeit, in aller Herzensangſt! o der Freude über alle Freuden! Mir fehlt nichts, ich beſitze alles, mehr als ich denken kann beſitze ich, wenn im Himmel mein Name angeſchrieben iſt.

Im Himmel ſind die Namen der Frommen angeſchrieben. Dort alſo, wo die höchſte Weisheit, wo eine gränzenloſe Macht und Liebe walten, iſt Schutz und Sorge für ſie. Dort werden ihre Angelegenheiten berathen, die Ereigniſſe, die ſich mit ihnen zutragen ſollen, beſtimmt; dort ſind zahlreiche edle Weſen unter den Augen Gottes zu ihrem Beſten geſchäftig.

Nichts kann ihnen begegnen, das nicht im Himmel beſchloſſen — kein Uebel kann ſie treffen, das nicht zu ihrem Wohl erforderlich — das nicht von dorther über ſie verhängt wäre. Welche Gefahren auch drohen, ſie werden gerettet, welche Stürme auch toben, ſie bleiben unverſehrt; wenn ihr Glück es nicht anders verlangt. In jeder Noth, in jeder Bedrängniß umgibt ſie unſichtbar, was ſie beſchirmt vor dem Verderblichen, und zur rechten Stunde Hülfe gewährt. Nicht früher — und auf keine andre Weiſe, als es der Rath Gottes mit ſich bringt, kann ihr Leben geendigt werden.

Wiſſen ſie nicht, woher ſie nehmen ſollen, was ihre Bedürfniſſe befriedigt: von dort her, wo ihre Namen angeſchrieben ſind, wird es ihnen gewährt — gewährt auch die Befriedigung der Bedürfniſſe, die ſie ſelbſt nicht kennen. Wiſſen ſie nicht, welchen Weg ſie einſchlagen ſollen: von dort aus wird der rechte Weg ihnen gewieſen, werden ſie ſelbſt auf den rechten Weg geleitet. Wiſſen ſie nicht, was ſie reden ſollen: von dort aus wird es ihnen gegeben. Können und verſtehen ſie nichts: von dort aus wird alles für ſie eingerichtet. Wenn der Schlaf ihre Augen geſchloſſen hat, wacht dort die nie ermüdende Sorge. Zu einem glücklichen Ende wird geführt alles, was ihr Herz bekümmern kann. Dorthin, zu den Räumen des Lichtes, wenden ſie ſich in ihren Verlegenheiten, in ihrer Trübſal, und es kommt ihnen der Rath und der Troſt — in ihrer Schwachheit, und ſie empfangen unüberwindliche Stärke. Mag auf Erden alles ſie verlaſſen: der Himmel, in dem ihre Namen angeſchrieben ſind, hört nicht auf ſie zu bewahren und zu ſegnen. Täglich öffnet er ſich ihnen, neue Wohlthaten über ſie auszugießen.

Selige Zuverſicht, die das Bewußtſeyn des himmliſchen Schutzes und der himmliſchen Fürſorge gewährt!

Freuet euch, die ihr in der Welt Angſt habt: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, und ohne den höhern Willen fällt kein Haar von euerm Haupte; alle Mächte der Welt vermögen nichts wider euch, weil ſie nichts wider den Himmel vermögen!

Freuet euch, die ihr unter mannigfaltigem Drucke lebt: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, vom Himmel wird euch Erleichterung, wird euch endlich Befreyung kommen!

Freuet euch, die ihr einen ſchweren Kampf kämpfen ſollet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, und der Himmel wird euch Kraft verleihen!

Freuet euch, die ihr in der Trübſal eure Tage zubringet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, und der Himmel wird eure Trübſal in Herrlichkeit verwandeln!

Freuet euch, die ihr hier keinen Vertrauten, keinen Freund, keinen Helfer habt: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, im Himmel iſt eure Hülfe, dort ſind die Freunde, die viel mehr vermögen, als die Mächtigſten auf Erden!

Freuet euch, die ihr von Menſchen Treuloſigkeit und Verrath erfahret: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, und der Himmel wird euch Wort halten!

Freuet euch, die ihr die edeln Geliebten in Gefahr ſehet: auch ihre Namen ſind im Himmel angeſchrieben, nach dem Rathe des Himmels wird es ihnen ergehen.

Im Himmel ſind der Frommen Namen angeſchrieben. *Der Schutz und die Sorge, deren ſie ſich zu erfreuen haben, gehen hervor aus der innigſten Theilnahme.* Im Himmel gedenkt man ihrer, achtet und liebt man ſie; weil man ihrer gedenkt, ſie achtet und liebt, darum iſt man dort für ſie geſchäftig.

Als Weſen, die im Himmel etwas gelten — viel gelten, ſollte man auch auf Erden nicht nach ihnen fragen, als die Auserwählten des Himmels, auf denen ſein ganzes Wohlgefallen ruht, über die im Himmel Freude und Wonne — deren Wohl dem Himmel wichtig iſt, dürfen ſie ſich betrachten.

Welche Ehre aber, im Himmel geachtet — von den erhabenſten und edelſten Weſen geachtet zu ſeyn! wie unbedeutend erſcheinen dagegen die glänzendſten Auszeichnungen auf Erden! Welch ein Glück, im Himmel geliebt zu ſeyn — von den erhabenſten und edelſten Weſen geliebt zu ſeyn! Wie wohl thut nicht ſchon die Liebe, die wir auf Erden finden, wie viel köſtlicher dünkt ſie ſelbſt uns doch, als die köſtlichſte Gabe, die wir von ihr empfangen! Wie viel theurer wird uns die Gabe, wenn ſie von der Liebe kommt, und uns verſichert, [illegible] wir im Herzen ein Recht und einen Platz haben! Wer leiſtete nicht gern auf die Gabe Verzicht, um ſein Recht und ſeinen Platz im Herzen zu retten? Was iſt aber alle Erdenliebe gegen die Liebe des Himmels — die Liebe des ewigen Vaters, die Liebe des Erlöſers, die Liebe der erhabenſten und edelſten Weſen der Schöpfung!

Mein Herz zittert vor Freude bey dem Gedanken, daß ich dort geachtet und geliebt ſeyn kann. Nie darf ich mich vergeſſen glauben, wenn ich dort geachtet und geliebt bin. Hätte ich auf Erden nichts: im Himmel habe ich alles, bloß darin, daß ich dort geachtet und geliebt bin, habe ich das Höchſte, was ein vernünftiges Weſen zu beſitzen vermag — habe ich alles.

Freuet euch, ihr Edeln, die ihr auf Erden wenig gekannt ſeyd: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort kennt man euch, die kennen euch, an deren Beyfall alles gelegen iſt!

Freuet euch, ihr Edeln, die man hier geringſchätzt: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort ſeyd ihr werth und theuer gehalten!

Freuet euch, ihr Edeln, die ihr hier die widrigſten Geſinnungen antreffet, euch müßt verachten und verſpotten, eure Namen müßt ſchänden laſſen: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort nennt man ſie mit hoher Auszeichnung!

Freuet euch, ihr Edeln, die ihr hier in tiefer Niedrigkeit lebet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort glänzt ihr unter den Höchſten und Herrlichſten! Mag die Welt euch ausſtoßen: nicht vertilgen kann ſie eure Namen im Himmel, dort ſtrahlen ſie in ewigen Ehren.

Im Himmel ſind die Namen der Frommen angeſchrieben. *Ihnen iſt beſchieden, unter die Vollendeten und Seligen des Himmels verſetzt zu werden.* Wo ihre Namen angeſchrieben ſind, da iſt ihr Vaterland, ihre Heimath, ihr Erbe; wo man für ſie ſorgt, ſie zärtlich liebt, will man ſie auch aufnehmen.

Dahin, wo ihre Namen angeſchrieben ſind, geht ihr Verlangen, die unvertilgbare Sehnſucht des Herzens; dahinauf richten ſich die Blicke, wenn das Herz voll Freuden, und wenn es voll Schmerzen iſt. Hier wird nicht gefunden, was ſie meinen und ſuchen; dort muß es ſeyn — im ewigen Lichtreich. Dorthin weiſen all ihre Schickſale auf Erden.

Im Himmel ſtrahlt die Herrlichkeit des Herrn, den ſie ihren Vater nennen, zu dem ihre kindlichen Gebete emporſteigen, mit dem ſie in genauer Gemeinſchaft ſich wiſſen. Im Himmel lebt Jeſus Chriſtus, der ſie mit ſeinem Blute für den Himmel erkauft, der ſich in den Himmel erhoben hat, ihnen dort eine Stätte zu bereiten, der ihnen die Verheißung gegeben: ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeyd wo ich bin. Weſen, obgleich vollkommner als ſie, doch ihrer Art, theure Angehörige, edle Verwandte ihres Geiſtes und Herzens bewohnen den Himmel. Was mit ihnen Eins iſt, wovon getrennt ſie ſich nicht denken können, das bewohnt den Himmel. Darum zieht es ſie ſo mächtig zum Himmel hin. Und dieſer Himmel ſollte nicht das Ziel ihrer Laufbahn ſeyn?

Vom Himmel beſchützt, werden ſie nicht allen Gefahren entkommen; Eine wird, nach dem Rathe des Himmels ſelbſt, ihrem Daſeyn ein Ende machen. Aber dann öffnen ſich ihnen die unvergänglichen Wohnungen des Himmels. Für den Himmel leben und dulden, kämpfen und arbeiten ſie. Im Himmel ſoll ihnen alles wohl belohnt werden.

O, des Wonnegedankens, dahin zu gelangen, wo alles verklärt und ſelig iſt!

Freuet euch, die ihr hier eine kleine Zeit leidet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dorthin werdet ihr gerettet aus aller Noth, dort wartet eurer unausſprechliche Wonne!

Freuet euch, die ihr oft mit großer Wehmuth die Vergänglichkeit aller Dinge empfindet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort ſollt ihr des Unvergänglichen theilhaftig werden!

Freuet euch, die ihr hier ohne Heimath allenthalben vertrieben werdet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dort ſollt ihr daheim ſeyn bey dem Herrn, bey denen, die eure Seele liebt!

Freuet euch, die ihr mit Schmerzen euch ſehnet nach dem, was die Erde nicht hat: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, was die Erde nicht hat, wird euch dort aufbewahrt, dort wird es ſtillen alle Sehnſucht eures Herzens!

Freuet euch, die ihr in edeln Verbindungen ſteht, treu ergeben den getreuen Freunden: mit euern Namen ſind die ihrigen im Himmel angeſchrieben — zur künftigen ewigen Vereinigung, wie eure Herzen den ihrigen verbunden ſind in der Gemeinſchaft des Himmels!

Freuet euch, die ihr in Kurzem hier keine Stätte mehr finden, keinen Namen mehr haben werdet: unauslöslich ſind eure Namen im Himmel angeſchrieben, in den Büchern des Lebens ſind ſie angeſchrieben; vor Gott und allen Seligen werden ſie genannt, — und bald werdet ihr voll Entzücken ſie hören — mit dem Zurufe: gehe ein in deines Herrn Freude!

Im Himmel ſind die Namen der Frommen angeſchrieben. Schon jetzt gehören ſie dem Himmel an, und empfangen davon manche frohe Verſicherung.

Sie haben den Sinn des Himmels in der Unſträflichkeit ihrer Gedanken und Empfindungen, in der Lauterkeit ihrer Abſichten, in der Wahrheit ihres Denkens und Handelns, in ihrem herzlichen Wohlwollen; in ihrer Güte, Freundlichkeit und Nachſicht, in ihrer Sanftmuth und Demuth, in der ſtillen, gelaſſenen, heitern Verfaſſung ihres Gemüthes. Ihre Seele iſt voll feuriger Liebe zu den himmliſchen Dingen. Sie beſchäftigen ſich oft mit dem Himmel. Sie ſtreben nach ſeinen Gütern, ſie wirken ſein Werk. Für den Himmel hat Folgen alles, was ſie mit himmliſchem Sinne vollbringen. Darum erblicket der Himmel in ihnen die Seinigen. Sie ſind eingeſchloſſen in den heiligen Bund der Himmliſchen. Im Himmel iſt auf ſie gerechnet. Der Himmel hält ſie feſt an ſich; nichts kann ſie dem Himmel entreiſſen. Im Himmel finden ſie Vergebung, wenn ſie gefehlt haben. Vom Himmel aus werden ſie bey ihren Verirrungen zurecht geleitet.

Daß ſie dem Himmel angehören, bezeugen ihnen zahlreiche Einflüſſe des Himmels, die ſie, in wunderbaren Erleuchtungen und Stärkungen, in mächtigen Gefühlen des Muthes und der Zuverſicht, in unerklärbaren ſüſſen Bewegungen des Herzens erfahren; die Kräfte des Himmels, die ſie in ſich verſpüren, die Handlungen, die ſie mit dem Sinne des Himmels verrichten, die frohen Ereigniſſe, die ihnen die Huld des Himmels verkündigen, ſo manches Wort des Friedens, das zu ihnen geredet wird. Zuweilen kann ihnen werden, als hörten ſie himmliſche Grüße — ihren Namen im Himmel ausgeſprochen.

Freuet euch, die ihr, beym Gedanken an die vielfachen Verſuchungen der Welt, oft für das Heil eurer Seele beſorgt werdet: im Himmel ſind eure Namen angeſchrieben, dem Himmel werdet ihr bewahrt bleiben, wenn ihr anders dem Reize der Sünde ernſtlichen Widerſtand leiſtet.

Dahin, dahin gehe all mein Trachten, daß ich vertrauen dürfe — und immer mehr gewiß werde, auch mein Name ſey im Himmel angeſchrieben!

XIV.

Meine Sünde.

Wir fehlen alle mannichfaltig.

Jak. 3. V. 2.

So wir ſagen, wir haben keine Sünde, verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns.

1 Joh. 1. V. 8.

Alle fehlen und ſündigen wir — mehr oder weniger zwar, mit größerer oder geringerer Theilnahme des Herzens, auf dieſe oder auf jene Weiſe; aber keiner kann ſich frey ſprechen, der Beſte kann ſich nicht frey ſprechen. Wer da ſagen wollte, er ſey ohne Sünde, der müßte nie in ſein Herz geblickt, nie die Forderungen des göttlichen Geſetzes ernſtlich erwogen haben, oder er müßte auf die unverantwortlichſte Weiſe ſich ſelbſt betrügen, ſich überredend, das ſey nicht Sünde, was doch offenbar Sünde iſt, oder er habe nichts mit dem gemein, was doch offenbar in ſeinem Herzen wohnt, und in ſeinem Leben ſichtbar wird. Aus dem Munde der Edelſten hören wir die demüthigſten Bekenntniſſe.

Wir fehlen und ſündigen oft, wir fehlen und ſündigen mannichfaltig — mit Gedanken, Worten und Werken. Wir fehlen und ſündigen indem wir unterlaſſen, was wir thun — und indem wir thun, was wir unterlaſſen ſollen. Gegen Gott, gegen Menſchen, gegen die menſchliche Geſellſchaft, gegen uns ſelbſt fehlen und ſündigen wir. Wir fehlen und ſündigen durch Verletzung allgemeiner Pflichten und derjenigen, die wir in unſerm beſondern Wirkungskreiſe und in unſern nächſten Lebensverhältniſſen zu beobachten haben.

Wir fehlen und ſündigen aus ſelbſtverſchuldeter Unwiſſenheit, da wir uns um die richtige Erkenntniß der Pflicht gar nicht bekümmerten — aus ſelbſtverſchuldetem Irrthum, da wir, um dem Herzen ſeine Luſt nicht verſagen zu dürfen, uns ſelbſt mit verderblichem Wahne bethörten. Wir fehlen und ſündigen aus Leichtſinn, da wir, den Empfindungen des Augenblickes dahingegeben, das Gewiſſen nicht befragen und, wenn es von ſelbſt redet, ſeine Ausſprüche nicht beachten. Die gewohnt ſind alles zu vollbringen, was dem Herzen lieb iſt und den Augen gefällt, wie ſollten die nicht vielfältig fehlen und ſündigen? Wir fehlen und ſündigen aus Uebereilung, da wir, im Gedränge der Umſtände, in der lebhaften Bewegung des

Gemüthes, reden und handeln, ohne zu erwägen, ob dies auch das Rechte ſey, oft ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was wir ſagen und was wir thun, oft in der Meinung, das eben ſey das Rechte. Bey einer empfindlichen Kränkung, in der großen Freude, im heftigen Schmerze, in der Angſt des Herzens ſagen und thun wir, worüber wir, ſobald wir zur Beſinnung kommen, bittere Thränen vergießen müſſen. Wir fehlen und ſündigen aus Schwachheit — mit widerſtrebendem Herzen, überwältigt, fortgeriſſen von dem mächtigen Reize, obgleich wir ihn durch beharrliche Anſtrengungen hätten überwinden können. Wer müßte nicht einſtimmen in das Bekenntniß: Das Gute, das ich will, thue ich nicht, und das Böſe, das ich nicht will, das thue ich. Ja das Böſe, das ich im Zuſtande des klaren Selbſtbewußtſeyns mißbillige, verwerfe, verabſcheue, wovor ich erſchrecke, bey dem Gedanken, daß es mit mir in Gemeinſchaft kommen könnte, das thue ich — in der Noth, in der Leidenſchaft, in der Bethörung des Herzens, wenn das Zauberwort der Verführung mich dazu auffordert. Das Böſe, das mir ſchon ſo viele Thränen gekoſtet, welches nicht wieder zu begehen, ich ſo oft und ſo heilig meinem Gott und mir ſelbſt angelobt habe, begehe ich wieder in der Stunde der ſchweren Verſuchung, der innern Aufwieglung, der Herzenserkaltung, der Verdroſſenheit oder der düſtern Verſtimmung. Dürften wir nur nicht hinzuſetzen: wir fehlen und ſündigen auch nach vorhergegangener Ueberlegung, mit freyer Einwilligung in das, was wir als das Böſe erkennen, und wozu wir uns nicht einmal ſtark gereizt fühlen! Mit Vorſatz kann der Menſch fehlen und ſündigen — das groſſe Verbrechen ſogar kann er begehen.

Nach Gottes Bilde iſt der Menſch geſchaffen. Aber die Sünde hat ſich ſeiner bemächtigt, ein groſſes, teguriges Verderben wohnt in ſeinem Herzen, und nimmt mit den Jahren zu, verbreitet ſich weiter durch das Herz, wurzelt ſich tiefer in das Herz ein, und erzeugt dann die Gedanken, die Worte, die Thaten, die Gott mißfällig ſind. Die Erziehung kann dieſem Verderben engere Gränzen ſetzen, ſie kann es vermindern, aber ſie iſt nicht im Stande, es zu vertilgen, und nur zu oft findet es in den Eindrücken, die wir empfangen, ſtarke Begünſtigungen. Sündliche Neigungen verunſtalten mehr oder weniger in allen das Ebenbild Gottes.

Darum fordert das Evangelium von allen eine völlige Sinnesänderung, völlige Erneuerung des Weſens, die damit beginnt, daß wir das Verderben in Demuth und Schmerz erkennen und empfinden, einen lebhaften Widerwillen gegen daſſelbe in uns erwecken, und all' unſere Kräfte dagegen aufbieten.

In unſerer ſinnlichen Natur hat das Verderben ſeinen Urſprung; hier entwickeln ſich die Neigungen, welche das Bild Gottes in uns verunſtalten. Dieſe ſinnliche Natur muß aufhören, in uns zu herrſchen; dem höhern Triebe des Geiſtes, worin das Göttliche ſich kund thut, muß ſie unterworfen — in dieſem höhern Triebe muß ein anderes Prinzip des Denkens und Handelns in uns wirkſam werden; das Angenehme muß in unſerm Herzen dem Guten, das Irdiſche dem Himmliſchen weichen, der alte Menſch muß ſterben, ein neuer Menſch muß aufleben in der himmliſchen Liebe; der Welt, welche die ſinnlichen Lüſte des Herzens nährt und befriedigt, müſſen wir entſagen, um uns Gott ganz dahinzugeben, und in ihm die Welt gereinigt und verklärt zu beſitzen. Darin beſteht unſere Wiedergeburt, die in der Heiligung fortgeſetzt wird, und ohne welche es nicht möglich iſt, in das Reich Gottes zu kommen.

Aber auch nachdem jene Veränderung bereits bey uns vorgegangen iſt, fehlen und ſündigen [illegible] noch; bey der ſorgfältigſten Achtſamkeit auf uns ſelbſt fehlen und ſündigen wir. Geſchieht es nicht mehr mit Vorſatz, ſo geſchieht es aus Uebereilung und Schwachheit. Böſe Neigungen, böſe Angewöhnungen, böſe Beyſpiele, heftige Schmerzgefühle fahren fort, uns zu reizen; in ſchwere Verſündigungen können wir noch gerathen.

O, der niederſchlagenden Betrachtung!

Unter allen Uebeln iſt die Sünde das traurigſte, das fürchterlichſte.

Sie iſt Abweichung von der ewigen Wahrheit, der ewigen Ordnung, dem ewigen Recht, Widerſpruch gegen die ewige Wahrheit, die ewige Ordnung, das ewige Recht, ſchreckliche Zerrüttung, gräßliche Entſtellung der Seele, Empörung des innern Menſchen wider die unwandelbaren Geſetze ſeines Weſens.

Sie verfinſtert den Verſtand, und leitet ihn auf die Wege des Irrthumes. Faſt überall zeigt ſich der Wahn als ein Kind der Sünde. Die ganz nahe liegende, die offenbare Wahrheit verkennt der Menſch, allerley Künſte des Truges ſucht er, wenn die Sünde in ihm wohnt.

In ſeinem Herzen richtet ſie große, nicht genug zu beklagende Verwüſtungen an. Sie ſchwächt und zerſtört die edlern Herzensgefühle, den Sinn für das Große und Schöne, für das Gute und Heilige. Sie erzeugt ſtürmiſche Bewegungen, wilde Leidenſchaften im Herzen. Sie wiegelt das Herz wider ſich ſelbſt auf, indem ſie Neigungen hervorbringt und verſtärkt, die einander unaufhörlich bekämpfen. Leiſe Regungen, laute Anklagen des verletzten Gewiſſens, wenn dieſes noch nicht ganz abgeſtumpft iſt, beunruhigen, quälen das Herz, erfüllen es mit Angſt und Bangigkeit. Man kann nicht anders als mit Mißbilligung, Scham, Verlegenheit auf ſich ſelbſt hinblicken. Ach, das Herz hat keinen Frieden, auch wenn das Gewiſſen ſchweigt. Die ſchöne Uebereinſtimmung aller Gemüthskräfte, die Klarheit des Bewußtſeyns, die Empfänglichkeit für die reine Freude iſt dahin.

Vielfältiges Ungemach zieht die Sünde nach ſich, eine reiche, unerſchöpfliche Quelle drückender Leiden iſt ſie. Die meiſten, die empfindlichſten Uebel, unter denen wir ſeufzen, müſſen wir von unſern Vergehungen oder von den Vergehungen andrer herleiten. Das iſt der Sünde Fluch, daß ſie überall verletzt, Schaden hervorbringt. Mit unſrer Sünde betrüben wir viele Herzen, äußern wir den verderblichſten Einfluß auf die Ordnung und Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft.

Unſre Sünde ſcheidet uns von Gott, dem höchſten Gute der unſterblichen Seele — von dem allein Leben, Kraft und Freudigkeit in das Herz kommt. Bey einem durch die Sünde entweihten Herzen — wie könnte man ſich mit dem Heiligen in Verbindung fühlen, wie ſeine beſeligenden Einflüſſe erfahren, wie in ſeiner glücklichen Nähe verweilen? O, man iſt fern von Gott, man iſt verwerflich vor Gott, man beſitzt ſein Wohlgefallen, ſeine Liebe nicht, man denkt an ihn mit Beſchämung und unruhiger Beklommenheit. Die rechte Zuv[illegible]t zu ihm, der frohe Aufblick bleibt uns fremd; den Troſt des Glaubens empfindet man nicht. Man iſt ſo arm, ſo verlaſſen, ſo elend; man hat keinen Gott und keinen Himmel. Jenſeit des Grabes drohen die Schrecken des Gerichtes.

Wahrlich es iſt ein höchſt unglückſeliger Zuſtand, worein die Sünde den Menſchen verſetzt. Immer tiefer würdigt ſie den herab, der ihr ſein Herz ergeben hat; immer mehr zerrüttet ſie ſeine ſittliche Verfaſſung; immer weiter entfernt ſie ihn von Gott und ſeinem Heile — bis er Gott und ſein Heil völlig verloren hat.

Auch ich fehle und ſündige mannichfaltig; von Jugend auf habe ich mannichfaltig gefehlt und geſündigt.

Mein Herz liebt die Sünde nicht, mein Herz verabſcheuet ſie; aber wie oft läßt ſich das Herz von ihr verblenden, bethören, überliſten, in ſeiner Schwachheit dahin reißen! Mein Herz hat in ſo mancher beſſern Stunde aufs feyerlichſte angelobt, ſich vor der Sünde zu bewahren, alle Wege der Sünde zu meiden, alle Gedanken der Sünde ſchnell zu unterdrücken; aber ich habe immer wieder gefehlt und geſündigt.

Grober Vergehungen bin ich mir nicht bewußt; das verdanke ich der ſanftern Stimmung und dem Zartgefühle des weiblichen Gemüthes, den vielen Empfindungen, die im weiblichen Gemüthe das Gute unterſtützen, dem Böſen entgegen wirken, der angebornen höhern Wärme des religiöſen Sinnes, der größern Weichheit und Empfänglichkeit für edle Rührungen; meiner Erziehung, den Lehren, die mir frühe zu Theil geworden, den Beyſpielen, die ich vor Augen gehabt, der Liebe, die mich geleitet, die ſo mächtig zu meinem Herzen geſprochen hat, verdanke ich es. Und deſſen ſollte ich mich rühmen? Damit ſollte ich meine Fehler und Uebertretungen entſchuldigen? Nein, je mehr für mich geſchehen iſt, deſto mehr wird von mir gefordert. Und ſind denn die geringen Vergehungen nicht auch Sünde — nicht auch verderblich und ſtrafbar? ſtören ſie nicht auch den Frieden meiner Seele, die Heiterkeit meines Bewußtſeyns, mein Verhältniß zu Gott? O ich erfahre, ich empfinde vielfältig an mir das Elend der Sünde.

In dieſen ſtillen Augenblicken will ich von neuem vor Gott mein Herz und Leben erforſchen, damit ich mit allen meinen Fehlern, mit all meiner Sünde recht bekannt werde, und mich künftig ſorgfältiger hüte. Ich will ernſtlich und unparteyiſch ſuchen, und mir aufrichtig ſagen, was ich finde; nichts will ich mir verbergen, nichts beſchönigen oder entſchuldigen. Ich muß ja doch einmal erfahren, wie es mit mir geweſen iſt; was könnte es mir helfen, daß ich auf kurze Zeit mich einer ſüßen Täuſchung überlaſſe? Nur zu meinem Verderben könnte ich in der wichtigſten Angelegenheit mich ſelbſt hintergehen.

Bewahre mich, o Herr, vor dem Betruge, womit das Herz, ohne daß ich es merke, mich beſtricken möchte. Gib mir einen hellen und ſcharfen Blick, den Schein von der Wahrheit zu ſondern. Zeige mir, [illegible] Herzenskündiger, mein Herz, wie es vor dir offenbar iſt.

Hege ich immer gegen Gott die Ehrfurcht, die ich der höchſten Majeſtät ſchuldig bin? tragen meine Worte und Werke das Gepräge dieſer Ehrerbietung an ſich? äuſſere ich mich nie gleichgültig oder leichtfertig über heilige Dinge? Zeige ich nie Kälte oder Zerſtreuung bey heiligen Handlungen?

Iſt es meinem Herzen Bedürfniß und Luſt, den Ewigen in der Stille und öffentlich anzubeten? Fühle ich mich nie dazu träge und verdroſſen? wende ich nicht Stunden, die ich meinem Schöpfer widmen ſollte, zu dem an, was dem Gedanken an ihn fremd iſt, was weit von ihm abführt? Schäme ich mich nicht vor den Menſchen meines Gottes und meines Erlöſers?

Erkenne ich in dem, was mir Angenehmes widerfährt, die väterliche Güte des Herrn? iſt immer auch er es zuerſt, dem mein Herz zueilt mit ſeinem Glücke? oder vergeſſe ich über der ſinnlichen Freude die ſo ſüße Pflicht des Dankes — über der Gabe den Geber? Weiſe ich nicht gar manche Wohlthat von mir, weil ſie mir nicht reich und glänzend genug dünkt? Sehe ich nicht an manchem koſtbaren Guten gedankenlos vorüber, weil die Gewohnheit zu haben und zu genießen mich dagegen abgeſtumpft hat? Verkenne ich nie in dem, was mir als Frucht eigner Bemühungen zu Theil wird, die ſegnende Hand des Herrn?

Bin ich immer zufrieden mit den Fügungen des Höchſten, er mag gewähren oder verſagen, meine kurzſichtigen Wünſche befriedigen oder abweiſen, er mag in geringem Maße oder im Ueberfluſſe darreichen? Wird mein Herz nie unruhig, oder mißvergnügt bey dem Blick auf das vermeinte größere Glück andrer?

Habe ich nie Klage geführt, wo mir in meinen Verhältniſſen etwas drückend wurde — nie gemurrt, wenn Mißgeſchick mich traf, wenn ſchwere, anhaltende Leiden zu erdulden waren? Habe ich immer den Schmerz, mit frommer Ergebung in den Willen Gottes, gelaſſen ertragen?

Bin ich immer willig gefolgt, wo der Herr mich auf dunkeln oder beſchwerlichen Wegen leitete? habe ich nie gezweifelt an ſeiner Gnade und Treue, wo ſeine Gnade und Treue mir verborgen blieb?

Habe ich mich nie mit ängſtlichen Sorgen gequält, da ich wußte, wer für mich ſorge — nie den Muth ſinken laſſen in bedenklichen Umſtänden, da ich wußte, wer mit mir ſey? mich nie durch Mißtrauen an dem väterlichen Regierer meines Lebens verſündigt?

Bin ich allezeit wahrhaft und von Herzen demüthig vor meinem Gott? Bleibe ich ſtets meiner Mängel und deß eingedenk, daß ich ja alles, was an mir gut ſeyn mag, von ihm empfangen habe, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag? Kommt es mir nicht in den Sinn, mich mit andern zu meinem Vortheile zu vergleichen? Erhebe ich mich nie über andre, indem ich [illegible]u übertreffen glaube?

Widerſtehe ich den Regungen der Eitelkeit, die, im Beſitze unbedeutender Vorzüge, bey der Wahrnehmung der günſtigen Eindrücke, die ich auf andre mache, ſich meiner bemächtigen möchten? Halte ich Aeußerlichkeiten, die über den wahren Werth des Menſchen nichts entſcheiden, ſo gering, als ſie gehalten zu werden verdienen?

Kann ich mich meines Gottes recht innig freuen? Finde ich in ihm das höchſte Gut meiner Seele? gilt ſeine Liebe mir mehr als alle Schätze der Welt? Kann ich für ihn die Welt und mich ſelbſt verläugnen?

Habe ich immer das ernſtliche Beſtreben, ſeinen Willen zu thun? Halte ich mir dieſen ſeinen Willen immer gegenwärtig? Iſt es auch immer meine erſte Frage, was ihm wohlgefällig ſey? Höre ich nicht oft weit mehr auf die Lüſte des Herzens? Bin ich bereit, ihn unbedingt über mich gebieten zu laſſen, und mich ſeinen Befehlen, wie beſchwerlich ſie auch ſeyen, ganz zu unterwerfen?

Uebe ich ſtillen, beharrlichen Fleiß in dem mir angewieſenen Kreiſe? Iſt es hier mein unabläſſiges Bemühen Gutes zu wirken, auch wo ich nichts dafür erwarten kann, und nichts dafür erlange — nicht einmal einen flüchtigen Lobſpruch — ſo viel Gutes zu wirken, als ich kann und ſo vollkommen als ich es kann, auch das, was nicht von mir gefordert iſt?

Sehe ich dabey auf Reinlichkeit, gute Ordnung und die Freude andrer?

Laſſe ich mich nie durch Verdroſſenheit oder anderweitige Verſtimmung in meiner Thätigkeit hindern?

Geſtatte ich nie der übeln Laune einen nachtheiligen Einfluß auf die Verrichtung meiner Geſchäfte? Suche ich mich dem trägen, verdrießlichen Weſen mit Gewalt zu entreißen, und mich jedem, mit dem ich dabey verkehren muß, heiter und freundlich darzuſtellen? Iſt es mein eifriges Trachten, daß allen in meiner Nähe recht wohl werde? Gebe ich es nie andern zu empfinden, wenn mir Widerwärtiges begegnet iſt?

Opfre ich nie die Stunden dem Vergnügen auf, die meiner Pflicht gehören, oder die ich doch ſonſt auf eine Andern oder mir ſelbſt nützliche Art zubringen könnte?

Laſſe ich mich nie von dem Vergnügen feſt halten, wenn die Pflicht mich von demſelben abruft?

Genieße ich nie das Vergnügen bis zur Abſpannung und Erſchöpfung?

Nehme ich nie an Vergnügungen Antheil, die mein Herz nicht billigen kann?

Bewahre ich auch immer in der Fröhlichkeit mein Herz? Halte ich es immer den Eindrücken verſchloſſen, die es vereiteln und verderben könnten?

Geſtatte ich mir überhaupt nicht Sündliches zu denken, bey Sündlichem zu verweilen?

Weiß ich mich frey von ſchnöder Geldliebe, von herzverwüſtendem Geize?

Befleißige ich mich, gleich weit entfernt von Kargheit und Verſchwendung, einer weiſen Sparſamkeit, die in dem Leben der Frauen und für den häuslichen Wohlſtand von ſo großem Einfluſſe iſt?

Beweiſe ich meinem Körper, in Reinlichkeit, in anſtändiger Verhüllung und in einem einfachen edeln Schmucke, die Achtung, die ich der Wohnung meines unſterblichen Geiſtes ſchuldig bin, ohne eine Pracht zu ſuchen, die nicht für meinen Stand gehört, und die, wenn meine Verhältniſſe ſie zuweilen nöthig machen, mir mehr eine Laſt als eine Freude ſeyn ſollte?

Fühle ich die Würde meiner unſterblichen Seele?

Bin ich ernſtlich darauf bedacht, ihre ewige Wohlfahrt zu befördern? Benutze ich jede Gelegenheit meine Einſichten zu erweitern, meine Gefühle zu reinigen, meine Neigungen zu veredeln?

Beſchäftige ich mich oft und gern mit der Wahrheit, die mich weiſer und beſſer macht?

Vergegenwärtige ich mir oft und gern meine groſſe Beſtimmung?

Iſt mein Herz voll aufrichtigen Wohlwollens gegen die Menſchen?

Vergeſſe ich nicht über der Sorge für das Meinige, das Glück meiner Mitmenſchen?

Störte ich nie um meines Vergnügens, um meines Vortheils willen ihre Zufriedenheit, ihre Ruhe?

Beneidete ich nie den, von dem ich mich übertroffen, den ich mir vorgezogen glaubte? ſahe ich ſeinen Beſitz, die Auszeichnung, die ihm widerfuhr, mit reiner Freude?

Habe ich mich nie über die Demüthigung, über den Schmerz andrer gefreuet?

Betrachte ich mit innigem Bedauern die Leiden der Elenden? gehe ich nicht oft an denſelben gleichgültig vorüber? wende ich mich nicht oft von denſelben weg, um nicht durch ihren Anblick betrübt zu werden, überſehe ich nicht, wenn ich fröhlich bin, den Traurigen, den Jammervollen neben mir?

Schäme ich mich nie des Armen, des Geringen, des weniger Gebildeten?

Erblicke und ehre ich auch im Armen, Geringen, weniger Gebildeten den Menſchen nach Gottes Bilde geſchaffen, das mir verwandte Weſen — meinen Nächſten? Iſt es mein Sinn, mich eben deßwegen, weil er der Arme, der Geringe, der weniger Gebildete iſt, vorzüglich ſeiner anzunehmen? Habe ich nie einen Armen, einen Geringen, einen weniger Gebildeten, der ſich mir nahte, unfreundlich zurückgewieſen?

Hege ich gegen niemand Haß und Bitterkeit in meinem Herzen?

Bin ich im Stande auch den Widerwärtigen, den ſchwer zu Ertragenden Güte zu beweiſen?

Hat das Uebelwollen andrer gegen mich, haben die Beleidigungen, die ſie mir zufügen, keinen Einfluß auf mein Verhalten gegen ſie? Bin ich, ungeachtet dieſes Uebelwollens, dieſer Beleidigungen gerecht und billig in meinem Urtheile über ſie, geneigt ihr Gutes anzuerkennen, und ins Licht zu ſtellen, ihre Fehler zu entſchuldigen, ſtatt, wie es ſo oft geſchieht, ſie zu vergrößern — geneigt ihnen jeden Beyſtand zu gew[illegible], den ich ihnen gewähren kann, und zu ihrem Glücke mitzuwirken, wie ich es vermag?

Habe ich nie den Gedanken bey mir genährt, denen, die mich kränkten, die mir ſchadeten, wieder Uebles zuzufügen?

Vergebe ich von Herzen denen, die an mir ſündigen — wie es mein Erlöſer will, ſiebenzig mal ſieben mal?

Verweigerte ich nie meine Hand dem, der mich um Verzeihung bat, und mit mir in ein beſſeres Verhältniß zurückzukehren wünſchte?

Vermeide ich, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, und meine Pflicht es geſtattet, was andre betrüben könnte?

Aeußere ich mich nie mit Heftigkeit? Gebiete ich mir immer Schweigen, wo ich mich gereizt fühle? weiß ich ſogleich die Aufwallung meines Herzens nieder zu drücken? Sind alle meine Worte ſanft, gelinde, freundlich, leiſe berührend?

Beſtehe ich nie hartnäckig auf meiner vorgefaßten Meinung und auf meinem Rechte? Höre und erwäge ich unbefangen die Gründe, die von andern vorgebracht werden? Scheue ich mich nicht, meinen Irrthum anzuerkennen und einzugeſtehen? Darf ich mich freyſprechen von kleinlicher Rechthaberey? Kann ich nachgeben und zurück treten, wo das Recht wirklich auf meiner Seite iſt — um des Friedens willen?

Beweiſe ich gegen die Fehler andrer die Nachſicht, die ich mir für meine eignen Fehler wünſchen muß?

Tadle ich liebreich, aufhelfend, ermunternd, wo ich zu tadeln genöthigt bin?

Bin ich von Herzen und mit der That dankbar gegen meine Wohlthäter? Habe ich nie das empfangene Gute vergeſſen, wo ſich Gelegenheit fand zu vergelten?

Zeige ich jedem, auch dem, der wenig Anſprüche machen kann, freundliche Aufmerkſamkeit?

Ertrage ich die Läſtigen? höre ich, ohne Unwillen blicken zu laſſen, die Unbedeutenden?

Bin ich gegen jedermann gefällig und dienſtfertig? Weigere ich mich nie des beſchwerlichen, des mit Aufopferung verbundenen Dienſtes? Kann ich andern auch das leiſten, wodurch man gewöhnlich glaubt ſich herabzuſetzen, und in den Augen vieler ſich wirklich herabſetzt? Laſſe ich mich dadurch nicht abhalten, daß man meine That zum Uebeln deutet, für ſonderbar, ſchwärmeriſch, heuchleriſch erklärt? Ertrage ich geduldig den Tadel, die bittre Bemerkung, den Spott?

Verſchloß ich nie in der Verſtimmung oder aus Eigennutz oder aus Trägheit Hand und Herz dem Elenden?

Begleitete ich nie meine Gabe mit demüthigenden und kränkenden Worten?

Gewährte ich immer, wo ich gewähren konnte, willig, reichlich, freundlich? Fühlte und äußerte ich Bedauern, tröſtete ich, wo ich verſagen mußte?

Gehört nicht ein bedeutender [illegible] deſſen, was ich zu meinem Vergnügen anwende, den Nothleidenden? Könnte ich nicht viel mehr zur Unterſtützung der Dürftigen thun, wenn ich auf ſo manches Entbehrliche Verzicht leiſten wollte?

Bin ich eifrig bemüht, allen Menſchen Angenehmes und Erfreuliches zu bereiten? Vergeht kein Tag nicht, an dem Andern Gutes von mir widerfahren wäre?

Weiß ich mich frey von Tadel und Verkleinerungsſucht?

Höre ich nie mit Verdruß das Lob, das man andern ertheilt, auch wenn es mir ſelbſt zur Verdunkelung gereicht?

Enthalte ich mich der übeln Nachrede, des liebloſen Urtheiles?

Ziehe ich nie die verborgenen Fehler andrer mit Wohlgefallen an's Licht?

Macht es mir Vergnügen, die Fehler andrer zu bedecken, von einer günſtigen Seite darzuſtellen, und was ihnen zur Ehre gereicht zu verbreiten?

Hüte ich mich, durch unvorſichtige Aeußerungen andre in Verlegenheit zu bringen? Erwäge ich jederzeit das Wort, ehe es über meine Lippen kommt?

Iſt das, was ich andern zu erkennen gebe, immer meine wirkliche Ueberzeugung, die Geſtalt meines Gemüthes? Wird keine Unwahrheit in meinem Munde, kein Falſch in meinem Herzen angetroffen?

Haſſe ich die Lüge und jede Art des Truges und der Unredlichkeit?

Erfülle ich treu mein Verſprechen, jede ſtillſchweigende Zuſage, jede erregte Erwartung?

Beweiſe ich denen, die Gott näher mit mir verbunden hat, die Ehrerbietung, die Ergebenheit, die zärtliche Sorgfalt, die treuen Bemühungen für ihr Wohl, die dem genauen Verhältniſſe, worin ich mit ihnen ſtehe, angemeſſen ſind?

Auf wie viele dieſer Fragen kann ich nur mit tiefer Beſchämung — auf wie viele nur mit Seufzern und Thränen antworten!

Vor dir, mein Gott, demüthige ich mich, dir bekenne ich mit reuevollem Herzen alle meine Sünde, alle meine Miſſethat. Es iſt mir leid, recht von Herzen leid, daß ich wider dich geſündigt habe. Wider dich, den liebreichen Vater, den nie ermüdenden Wohlthäter habe ich undankbar geſündigt; dein heiliges Geſetz habe ich übertreten; mich ſelbſt habe ich herabgewürdigt! Ich ſchäme mich und ſcheue mich meine Augen aufzuheben zu dir, mein Gott! O, daß ich ſie vertilgen könnte — meine Sünde, meine Miſſethat! gern wollte ich jedes Opfer dafür bringen, jeden Schmerz dafür erdulden. Aber ich kann es nicht. Meine Sünde meine Miſſethat iſt allezeit vor mir, ſie quält, ſie ängſtigt mein Herz.

Zu dir, zu dir muß ich um Gnade und Erbarmung flehen. Verwirf mich nicht von deinem Angeſicht, und nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir. Gehe nicht mit mir ins Gericht, vor dir iſt kein Lebendiger gerecht. Siehe an, o Gott, mein trauerndes, mein reuevolles Herz, mein aufrichtiges Verlangen dir wohlzugefallen, und vergib, liebreicher Vater, dem tiefgebeugten, reuigen Kinde. Züchtige mich, wie ich es verdient habe, aber entziehe mir deine Liebe nicht. Erquicke mein mühſeliges und beladenes Herz mit einem Blick deiner Gnade, mit dem Troſte, daß du mich liebſt, daß ich noch dein Kind bin. Nimm hinweg von dem Herzen dieſe Unruhe, dieſe Bangigkeit! Heile, heile die Gebrechen meines Herzens. Ueberlaß dieſes Herz nicht dem Verderben, dieſes Herz, für welches das Blut des Heiligen gefloſſen iſt.

Dir, dir gelobe ich von neuem auf das feyerlichſte mich an, dir gebe ich von neuem mich ganz dahin. Ich will mit aller Sorgfalt über mir ſelbſt wachen, mit aller Anſtrengung meines Herzens Neigung bekämpfen, mit allem Fleiße dahin ſehen, daß ich deine Wege wandle. Aber ich fühle meine Schwachheit; ſtehe mir bey, Allmächtiger, erhalte mich meines Verſprechens ſtets eingedenk; hilf mir vollbringen, was ich dir gelobet habe; warne mich, wenn ich in Gefahr bin zu ſündigen; dein guter Geiſt führe mich auf ebner Bahn.

Wie könnte ich wohl deiner Vergebung mich tröſten, wenn ich fortfahre zu fehlen und zu ſündigen? Indeß könnte ich es auch; ich muß doch von der Sünde frey werden, die mich entehrt, die mein Inneres befleckt und zerrüttet, die unaufhörlich den Frieden meiner Seele ſtört, die mich der nähern Gemeinſchaft mit dir unfähig macht, die mich hindert ſelig zu ſeyn, die auch im äußerlichen Leben für mich ſelbſt und für andre ſo viele und ſo große Uebel hervorbringt. Reinige mich, Herr, und geſtalte meine Seele immer mehr zu deinem Ebenbilde. Rein von allen Sünden — rein vor deinem Angeſicht! glücklich, glücklich wenn ich das wäre!

Wenn ich meiner Sünden gedenke, dann erkenne ich recht deine Güte und Treue.

Ich fehle und ſündige mannichfaltig, ich fehle und ſündige täglich. Und doch haſt du noch immer Geduld mit mir, und hörſt nicht auf zu erinnern, zu warnen, zu erwecken, mit Ernſt und mit Gelindigkeit, und friſteſt meine Tage, daß ich ſie zu meiner Beſſerung benutze, und gewährſt mir alle Mittel, die mich in derſelben unterſtützen können.

So viele Uebel, die ich mir durch meine Uebertretungen zugezogen, wendeteſt du ab von mir, ſo viele milderteſt du. In welche Verlegenheiten würde ich oft gerathen ſeyn, was würde ich oft haben leiden müſſen, welche Zerrüttungen würde die Sünde in meinem Innern angerichtet haben, hätteſt du dich nicht meiner ſo väterlich angenommen! Was ich verdient, was ich mir ſelbſt bereitet hatte, traf mich nicht durch deine Güte und Treue.

Nicht ſelten zwar ließeſt du mich die Folgen meiner Uebertretungen empfinden; aber [illegible] anders als zu meinem Glücke. Was mich ſtrafen ſollte, wurde nach deiner gnädigen Fügung mir Wohlthat. Durch meine Fehler ſelbſt belehrteſt du mich, in Mittel der Beſſerung verwandelteſt du ſie.

Du gabſt nicht zu, daß deinem fehlenden, ſündigen Kinde etwas begegne, das nicht zu ſeinem Beſten gereichte.

Mit Wohlthaten jeder Art überſchütteteſt du mich. Nichts als Liebe bewieſeſt du mir, und ließeſt mich häufig — o, ſo erquickend, ſo tröſtlich! — in meinem Innern fühlen, daß ich noch immer dein Kind ſey. Deine Hände reichteſt du mir, damit ich mich wieder aufrichten möchte, wo ich gefallen war.

Gott, wie ſoll ich dir danken für deine Güte und Treue — für deine unausſprechliche Liebe!

Meiner Sünden will ich oft gedenken, damit ich in der Demuth bleibe. Weſſen hätte ich mich denn noch zu rühmen, da ich mannichfaltig und täglich fehle? Beſäße ich die glänzendſten Vorzüge: meine Sünde würde ſie verdunkeln. Was ich wirklich beſitze, das habe ich empfangen, und was ich mir ſelbſt erwerben ſollte, das beſitze ich nicht. Selbſt das Empfangene habe ich nicht benutzt, wie ich ſollte, ich habe es ſogar gemißbraucht. Das Einzige, was vor Gott gilt, finde ich nicht an mir; was mich am tiefſten herabſetzt, was mich vor Gott mißfällig macht, das finde ich an mir. Jeder Blick in mein Herz beſchämt mich, und ich könnte glauben, mich irgend einer Sache erheben zu dürfen?

Der Wahn bemächtigt ſich ſo leicht des eiteln, thörichten Herzens; es thut dem Herzen ſo Noth ſich klein zu fühlen. Darum will ich oft meiner Sünde gedenken. Meiner Sünde will ich gedenken, um mich zur Mäßigung in meinen Forderungen an Andre, zur Milde in dem Urtheile über Andre und zur Nachſicht gegen die, die wider mich ſündigen, zu ſtimmen. Wie kann ich denn von Andern ſo viel verlangen, wenn ich ſelbſt ſo wenig leiſte? wie mich mit Härte über die Fehler andrer äußern, wenn ich ſelbſt nicht frey von Fehlern bin, wenn ich mich vielleicht gar über Größeres anklagen muß? wie kann ich denen, die an mir ſündigen, die Vergebung verweigern; wenn ich ſelbſt täglich der Vergebung bedürftig bin? Ich erfahre an mir ſelbſt, wie leicht es geſchieht, daß der Menſch fehlt und ſündigt; und doch ſollte es mich befremden, doch ſollte ich darüber entrüſtet werden, daß ich Andre fehlen und ſündigen ſehe? Schonung, ja Mitleiden will ich allen beweiſen, die ich fehlen und ſündigen ſehe, denn ich weiß ja, wie unglücklich der Menſch im Gefühl ſeiner Schuld iſt, meine Sünde hat mich ja ſchon ſo viele Thränen gekoſtet. Muß denn das Herz nicht weich werden, das ſo oft über ſeine Mängel Wehmuth und Schmerz empfindet? Immer ſoll mich die fremde Sünde an meine eigne erinnern. Die fremde will ich mit Nachſicht tragen, die eigne aber mit Strenge richten — die eigne verfolgen bis in die Tiefe des Herzens mit unverſöhnlichem Haſſe.

XV.

Meine Erlöſung.

In ihm haben wir die Erlöſung durch ſein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden.

Kol. 1. V. 14.

Er hat ſich ſelbſt für uns gegeben, auf daß er uns erlöſete von aller Ungerechtigkeit, und ihm reinigte ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre zu guten Werken.

Tit. 3. V. 14.

Erlöſung iſt das mächtige Bedürfniß des Herzens, das vor Gott ſich ſündig und ſchuldig weiß.

Wohl mir, es gibt eine Erlöſung! ich kann frey werden von dem, was mich im Zuſtande der Sünde am meiſten drückt, von der Sünde ſelbſt kann ich frey werden — und einſt von allen ihren Uebeln. Jeſus Chriſus iſt mein Erlöſer, der Göttlich-Menſchliche, der Verehrte, der Geliebte meiner Seele, iſt mein Erlöſer und Heiland; er iſt auf Erden erſchienen, daß er mein Erlöſer und Heiland würde. Der alle Herrlichkeit des Himmels an ſich trug, iſt erſchienen in Knechtsgeſtalt, daß er mein Erlöſer und Heiland würde. Er, von welchem das Geringſte zu empfangen ſchon ſo glücklich macht, gewährt mir das Koſtbarſte, verſöhnt und entſündigt macht er mich der himmliſchen Seligkeit theilhaftig.

Um meiner Sünden willen bin ich ein Gegenſtand des göttlichen Mißfallens; der Heilige kann nicht anders, als an dem ſündigen [illegible] unheiligen Geſchöpfe, das ſein Bild an ſich zerſtört ha[illegible] Mißfallen haben. Das wenige Gute, was an mir ſeyn mag, reicht nicht hin, meine vielen Sünden zu bedecken. Ich fühle mich ſelbſt unwürdig, in dieſer traurigen Geſtalt vor ſeinem Angeſichte zu erſcheinen. Entfernen müßte er mich von ſeinem Angeſicht, ſo lange Sünde an mir iſt, wenn ich keinen Erlöſer hätte — ewig müßte er mich entfernen von ſeinem Angeſichte, denn ohne einen Erlöſer würde ich ja immer fortfahren zu ſündigen.

Wie ſchrecklich aber, ein Gegenſtand ſeines Mißfallens — ewig von ſeinem Angeſichte entfernt zu ſeyn! Ihm mißfällig, von ihm geſchieden, bey dem allein Befriedigung meines unvertilgbaren Verlangens angetroffen wird — habe ich ja nichts mehr, deſſen ich mich freuen könnte, empfinde ich ja nichts mehr, als mein

Elend. Alles um mich her verfinſtert ſich, die ganze Welt erſcheint mir entſetzlich leer und öde, kein Troſt, keine Hoffnung kommt in mein Herz, ach es iſt nichts für mich zu hoffen — bey dem Bewußtſeyn der Gnade meines Gottes zu entbehren. Hätte ich um meiner Sünden willen nichts zu fürchten: der Verluſt der göttlichen Gnade allein würde mich gränzenlos unglücklich machen.

Aber ich habe alles zu fürchten um meiner Sünden willen. Durch meine Sünden bin ich ſtrafbar: das ſagt mir mein Gewiſſen nur zu laut, dahin deuten die bangen Ahnungen meines Herzens, indem ich meiner Sünden gedenke. Der Gerechte, deſſen Geſetz ich übertreten, der Wahrhaftige, der Strafe gedroht hat, wird ſtrafen, muß ſtrafen. Durch die Leiden, die ich bisher erduldet, habe ich meine Verſchuldungen bey weitem nicht abgebüßt; viel größere Leiden, Leiden, die ich noch nicht kenne, warten meiner. Auf Erden kann ich gar nicht abbüßen, ſelbſt durch die herbſten Schmerzen nicht. Eine ſtrafende Ewigkeit ſteht vor mir, und erfüllt meine Seele mit unnennbaren Schrecken. Auch bin ich nicht im Stande, durch gute Handlungen für meine Sünden Genugthuung zu leiſten: denn jede gute Handlung, die ich vollbringe, iſt meine Pflicht, in keinem Augenblicke meines Lebens kann ich mehr thun, als ich zu thun ſchuldig bin. Aber wie oft thue ich viel weniger! Ich habe nicht bloß geſündigt; ich ſündige täglich, ich vergrößere die Schuld, die ich tilgen ſollte. Und meine beſten Handlungen — wie unvollkommen ſind ſie — wie gering mein Antheil an denſelben! ohne deinen Beyſtand, o Herr, wie viel Gutes würde wohl durch mich geſchehen ſeyn? O, nicht meines Verdienſtes — allein deiner Gnade habe ich mich zu rühmen. Nein, ich ſelbſt vermag mir auf keine Weiſe zu helfen; ich bin verloren, wenn ich keinen Erlöſer habe.

Jeſus Chriſtus wird mein Erlöſer. Er übt die reinſte Tugend, er beweiſt Gott einen ganz vollkommnen Gehorſam, die ſittlich vollendete Menſchheit ſtellt er in ſeinen Geſinnungen und in ſeinem Leben dar. Er, der Unſchuldige und Gerechte, übernimmt freywillig die bitterſten Leiden, er kämpft den ſchweren Kampf, der je gekämpft worden iſt, empfindet namenloſe Angſt, läßt ſich verhöhnen, martern, am ganzen Körper blutig ſchlagen, er ſtirbt am Schandpfahl, und fühlt noch in ſeinen letzten Augenblicken ſich von Gott verlaſſen. Er iſt dahin gegeben um unſrer Sünden willen. An ihm haben wir die Erlöſung durch ſein Blut, die Vergebung der Sünden. Er ſelbſt erklärt: er gebe ſein Leben zur Erlöſung für viele, ſein Blut werde vergoſſen zur Vergebung der Sünde. Seinem Tode verdanke ich das doppelte Hocherfreuliche: das Wohlgefallen Gottes und die Erlaſſung der verdienten Sündenſtrafen.

Weil Er Gott gehorſam geweſen bis zum Tode am Kreuze, im Tode am Kreuze die höchſte Verläugnung bewieſen, ſich auf das tiefſte erniedriget, mit dem Tode am Kreuze ſein heiliges Leben vollendet hat: darum bin ich nicht mehr ein Gegenſtand des göttlichen Mißfallens. Mein Böſes ſieht Gott gar nicht mehr an, meiner Sünden gedenkt er nicht; die reine Tugend meines Erlöſers ſieht er an, und im Glanze derſelben erblickt er mein dürftiges Gutes; die reine Tugend meines Erlöſers, ſeinen Gehorſam bis zum Tode ſieht er an, als ob es meine Tugend, mein Gehorſam wäre. Meine Sünde iſt in ſeinem heiligen Leben, in ſeiner hohen Verläugnung gleichſam getilgt — ſobald ich im Glauben und in der Liebe mit ihm meine Seele vereinige. Gottes Kinder ſind wir durch den Glauben an Chriſtum Jeſum.

Weil Er das Schmerzliche erduldet, das koſtbare Opfer gebracht, ſein Blut vergoſſen hat, darum ſtraft Gott meine Sünde nicht mehr. Seine Leiden ſind ſtatt meiner Leiden, ſein Tod iſt ſtatt meines Todes — wiederum ſo bald ich im Glauben und in der Liebe mit ihm meine Seele vereinige. Er iſt um unſrer Miſſethat willen verwundet, um unſrer Sünde willen geſchlagen, die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet. Das ſtille Gotteslamm iſt er, das der Welt Sünde trägt. Gott war in Chriſto, und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber, und rechnete uns unſre Sünde nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Verſöhnung. Den erhabnen Stellvertreter des menſchlichen Geſchlechtes erblicke ich in ihm.

Die natürlichen Folgen meiner Sünde werden freylich dadurch nicht aufgehoben, daß ich im Glauben und in der Liebe mit ihm meine Seele vereinige, denn ſie ſind nothwendig, mich zu erinnern, mich zu warnen. Aber ich darf ſie nun nicht mehr als Strafen, ich darf ſie als wohlthätige Mittel der Beſſerung betrachten, nicht mehr die Gerechtigkeit, ſondern die väterliche Güte Gottes erkenne ich in denſelben.

Noch manches andre Schmerzliche wird er über mich verhängen — doch nicht um mich fühlen zu laſſen, was ich verdient habe, ſondern um mich immer mehr vom Böſen abzuziehen, um meine Seele zu läutern und zu heiligen für den Himmel. Die Trübſale, die er ſendet, ſind Prüfungen [illegible] meinem Glücke. Ich habe ſie verdient, aber mir iſt geſtattet, dieſen Gedanken zu unterdrücken. Nichts Uebels trifft mich weiter, weil ich es verdient habe, und — was für mich das Wichtigſte iſt — auch die Ewigkeit hat keine Strafen mehr für mich. Dem künftigen Gerichte kann ich getroſt entgegen ſehen, mit aufgerichtetem Haupte kann ich den Richter in den Wolken des Himmels erwarten.

Ich faſſe, ich begreife es nicht, wie Gott mir durch Jeſum meine Sünden vergeben kann. Aber ſoll das mein Herz beunruhigen? ſoll ich bezweifeln oder gar verwerfen, was ich nicht faſſe, nicht begreife? Wie viele Dinge gibt es, von denen ich eine unerſchütterliche Gewißheit habe, ohne daß ich ſie zu faſſen, zu begreifen vermag? Darf ich denn bey der großen Beſchränktheit meines Verſtandes erwarten, alles zu faſſen und zu begreifen? Iſt nicht insbeſondere das Göttliche weit über das menſchliche Faſſen und Begreifen erhaben? Muß es nicht, zumal wo es ſich ſo groß und herrlich zeigt, als in der Erlöſung des Menſchen, weit über alles menſchlich Faſſen und Begreifen erhaben ſeyn? Habe ich nicht genug an den unzweydeutigen Ausſprüchen des Evangeliums, an der Erklärung des Herrn ſelbſt: er ſterbe zur Vergebung der Sünde? Hat nicht Gott dieſer Erklärung, die, weil ſie vom ihm herrührt, ſchon die höchſte Glaubwürdigkeit beſitzt, noch durch die Wiederbelebung des Getödteten das Siegel aufgedrückt?

Warum auch beſtehe ich darauf, zu faſſen und zu begreifen? Ich bin ſo glücklich, daß ich glauben kann, der Glaube gibt meinem Herzen ſchon ſo Köſtliches und Seliges: welcher Eigenſinn, auch noch faſſen und begreifen zu wollen? Und würde die Wahrheit wohl tröſtlicher, erfreulicher, erhebender für mich ſeyn, wenn ich ſie faſſen und begreifen könnte? Erkenne ich nicht vielmehr eben darin recht ihr Göttliches, daß ich nicht faſſe und begreife?

Nein, ich ehre gläubig und bete an im Glauben das heilige Geheimniß. Meine Seele freut ſich unausſprechlich, daß Gott für mich thun kann — für mich wirklich thut, was ich nicht verſtehe, aber, indem ich es vernehme, ſo tief, ſo durch mein ganzes Weſen empfinde.

Vor das Kreuz meines Erlöſers trete ich im Geiſte, ſo oft meine Sünden mich ängſtigen. Zum Zeichen des Gnade und des Heils iſt das Kreuz allen Mühſeligen und Beladenen aufgerichtet. Vor dem Kreuze fühlen ſich getröſtet, die nichts in der Welt zu tröſten vermag. Vor dem Kreuze meines Herrn fällt vom Herzen ab die ſchwere Sündenlaſt. Ich bin Gott verſöhnt, es iſt Friede zwiſchen Gott und mir, ich finde mich von neuem in dem glücklichen Verhältniſſe zu Gott, worin ich ſtand als ich noch ohne Sünde war. Ich nahe mich meinem Gotte in kindlicher Zuverſicht; ich habe wieder ein Recht in ſeinem väterlichen Herzen; ich darf zu ihm beten, ohne Scheu und Verlegenheit darf ich mein ganzes Herz vor ihm ausſchütten, alle meine Wünſche ihm vortragen. Fröhlich wird mir das Herz, wenn ich an Gott denke, und ich erwarte von ihm vertrauensvoll alles, was mir nützlich iſt. Ohne Aufhören wird er mich ſegnen; der ſeinen Sohn für mich dahingegeben hat, wird mit ihm mir alles ſchenken.

Nicht bloß von dem Elende der Sünde, ſondern auch von der Sünde ſelbſt kann ich durch meinen Erlöſer frey werden; und nur indem ich von der Sünde ſelbſt frey werde, kann ich zu der Seligkeit gelangen, auf welche die unvertilgbare Sehnſucht meines Herzens gerichtet iſt. Der Tod meines Erlöſers, da er mir Gnade und Vergebung verſchafft, gibt mir die Antriebe und Stärkungen, deren ich bedarf, um mich von allem Böſen immer mehr zu reinigen, und immer mehr zu leben, als meines Erlöſers Eigenthum, zum Wohlgefallen Gottes, fleißig in guten Werken.

Weit entfernt, daß die mir erworbene Gnade die Sünde bey mir begünſtigen könnte, ermuntert ſie mich vielmehr auf das nachdrücklichſte, der Sünde zu entſagen, und jede Anſtrengung in der Heiligung meines Herzens und Lebens aufzubieten. Nur denen, die nicht allein ihre Sünden von Herzen bereuen, ſondern auch ernſtlich und beharrlich gegen die Sünde kämpfen, iſt die göttliche Gnade und Vergebung verſichert. Und das ſollte ich wiſſen — ich ſollte wiſſen, daß ich durch einen ernſtlichen und beharrlichen Kampf gegen die Sünde der göttlichen Gnade und Vergebung theilhaftig werden kann, und doch die Sünde bey mir dulden? ich ſollte die unſchätzbare Wohlthat, die mir zugedacht iſt, kennen, und es doch an den Bemühungen fehlen laſſen, ohne welche ich nie zu ihrem Beſitze komme? Gottes Gnade und Vergebung wird dem bekümmerten und geängſtigten Herzen, das ſie allein zu beruhigen vermag, angeboten; und ich ſollte ſie von mir ſtoßen, weil mir die Sünde zu lieb iſt, um ſie zu verläugnen, oder weil ich zu träge bin, ihr Widerſtand zu leiſten? Ich freue mich, Gnade und Vergebung für meine Sünde bey Gott anzutreffen, und ſollte doch dieſer Sünde, durch die ich Gottes Gnade verſcherzt, und mir ſeine Strafen zugezogen habe, ergeben bleiben, geſetzt auch, daß ich dabey der Gnade und Vergebung gewiß ſeyn könnte — der Sünde, um deren willen ein ſo koſtbares Opfer gebracht werden mußte, um deren willen der Heilige unnennbare Schmerzen erduldet, ſein Blut vergoſſen hat?

Nein, des Herzens mächtige Freude dringt mich, ſie gibt mir zugleich Muth und Kraft, jedes Werk und jede Regung der Sünde in mir zu zerſtören. In der mächtigen Freude des Herzens über meine Erlöſung finde ich mich erfüllt mit himmliſchem Weſen, das mich von der Sünde ſcheidet, mit himmliſchen Trieben, mit himmliſcher Stärke, mich von der Sünde loszureißen.

Meine Freude geht über in innige *Dankbarkeit* gegen Gott und den Erlöſer. Wie kann ich aber dieſe Dankbarkeit anders an den Tag legen, als dadurch, daß ich ganz zur Ehre Gottes und meines Erlöſers lebe?

Darum hat ja Jeſus ſich für mich aufgeopfert, darum mir Gottes Gnade und Vergebung zu Wege gebracht, damit in der erlöſeten Seele ein neues Leben beginne, das erleichterte, das ermuthigte, das freudige Herz entſchloſſen und kräftig wider die Sünde ſtreite und jedes Gute in ſich eifrigſt bilde und fördre, damit ich aus Dankbarkeit mich ihm völlig dahingebe, ſeine Gebote erfülle, ſeinen Geiſt in mir herrſchen laſſe. Er hat mich mit ſeinem Blute erkauft, damit ich ſein Eigenthum, und durch ihn ein Eigenthum Gottes — für die Tugend und den Himmel ganz gewonnen würde. *Er iſt für alle geſtorben, auf daß die, ſo da leben, nicht ihnen ſelbſt leben, ſondern dem, der für ſie geſtorben iſt. Er hat ſich für uns dahin gegeben, auf daß er ihm reinigte ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre zu guten Werken.* Die Vergebung meiner Sünden iſt nicht der letzte Zweck des Todes Jeſu; ſie iſt nur Mittel zum letzten Zwecke. Der letzte Zweck iſt *meine Heiligung.*

Im Tode Jeſu wird mir der fürchterliche Ernſt Gottes wider die Sünde auf das lebhafteſte dargeſtellt. Am Kreuze ſehe ich mit Entſetzen den Fluch der Sünde, das Verderben derer, die in der Sünde beharren. Nein, auf keine Weiſe darf ich mit der Sünde in Gemeinſchaft bleiben! Jeder Blick auf das Kreuz wird mir dringendſte Aufforderung, mich von der Sünde zu reinigen.

Nicht genug, daß ich meine Sünde bereue und ernſtlich bekämpfe; ich muß mich auch auf das innigſte mit meinem Erlöſer vereinigen, um mich der göttlichen Gnade und Vergebung verſichert halten zu können. Nur dann kann Gott den Gehorſam des Erlöſers als den meinigen, die Leiden des Erlöſers als die meinigen anſehen, wenn ich mit dem Erlöſer Eins geworden bin. Ich werde aber dadurch mit ihm Eins, daß ich ihn im Glauben und in der Liebe umfaſſe, daß ich in ihm meinen Erlöſer erblicke, bey ihm mein Heil ſuche, auf ihn mein Vertrauen ſetze, mit ihm mich oft und innig beſchäftige, mit ſeinem Geiſte und Gemüthe mich immer mehr befreunde, die Empfindungen in mir nähre und ſtärke, die ſeine Vortrefflichkeit und ſeine Verdienſte um mich mir einflößen müſſen.

Sein Tod fordert mich auf, mich im Glauben und in der Liebe mit ihm zu vereinigen, und ſetzt mich zugleich in den Stand, durch das höchſte Leben des Glaubens und die höchſte Wärme der Liebe die Vereinigung mit ihm zur innigſten zu machen: denn ſein Tod zeigt ihn mir in ſeiner ganzen Herrlichkeit und in der Fülle ſeiner Liebe zu mir. Hier ſehe ich recht, wie groß er iſt, hier empfinde ich recht, wie er mich geliebt hat.

Aber im Glauben und in der Liebe mit ihm vereint, mit welcher Sorgfalt werde ich vor der Sünde mich hüthen! mit welchem Abſcheu werde ich die Sünde betrachten, die mich der Gemeinſchaft mit ihm unfähig und unwürdig macht! mit welcher Treue werde ich die Lehre befolgen, die er mir gegeben hat! wie werden ſeine Ausſprüche, die ſchon an ſich ſo viel Kraft haben, das Herz zu veredeln, mir ins Herz dringen! wie werden ſeine Warnungen mich ergreifen, wie ſeine Verheißungen mich rühren! wie wird der Geiſt ſeines Evangeliums ſich mir mittheilen! In der Vereinigung mit ihm durch den Glauben und die Liebe, blicke ich beſtändig auf ihn hin; ich finde in ihm mein erhabenes Vorbild; ich kenne nichts Größeres und nichts Seligeres als das, ihm ähnlich zu werden; ihn vergegenwärtige ich mir bey jedem Reize zur Sünde, bey jeder ſchweren Pflicht, und die Sünde reizt mich nicht mehr, die Pflicht iſt nicht mehr ſchwer für mich; ſein Beyſpiel erſcheint mir im helleſten Lichte und äußert auf mich ſeine ganze Wirkſamkeit. Unwillkührlich ahme ich ihm nach; und die Reinheit und Hoheit, die ich an ihm wahrnehme, werden mir die ſtärkſte Ermunterung, nach dem Reinſten und Höchſten zu ſtreben.

In der Vereinigung mit ihm durch den Glauben und die Liebe erfahre ich nicht bloß ſeinen geiſtigen, ſondern auch ſeinen himmliſchen Einfluß. Dort in der Herrlichkeit lebt er, dort, wo er mein Fürſprecher iſt, nimmt er ſich meiner Schwachheit an, von dorther ſendet er mir Stärkung in meiner Schwachheit, und jede geiſtige Gabe, die mich im Kampfe mit der Sünde unterſtützen kann. Er hilft mir, daß ich alles vollende.

So ſteht es denn nun bey mir, von den traurigſten Uebeln frey, und der himmliſchen Seligkeit theilhaftig zu werden. Das Blut Jeſu Chriſti macht mich rein von aller Sünde, in der Gnade meines Gottes ſtehe ich und rühme mich der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, ſo bald ich mich aufrichtig und voll Verlangen nach ſeinem Heile an meinen Erlöſer wende.

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Lobe den Herrn meine Seele und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen; lobe den Herrn meine Seele, der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöſet, und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Verherrliche meine Seele deinen Erlöſer, der ſich ſelbſt dahingegeben hat, auf daß er dich erlöſete von aller Ungerechtigkeit. Benutze ſorgfältig das Heil, das er dir erworben; weihe dich ihm in frommer Dankbarkeit, vereinige dich mit ihm feſt und immer feſter im Glauben und in der Liebe.

XVI.

Meine Heiligung.

Dieweil wir nun ſolche Verheißungen haben, ſo laſſet uns von aller Befleckung des Fleiſches und Geiſtes uns reinigen und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes.

2 Cor. 7. V. 1.

Durch meine Erlöſung iſt es mir möglich gemacht, von der Sünde frey, und im Guten ſtark, feſt und freudig zu werden. Von mir ſelbſt hängt es ab, daß ich nun auch wirklich von ihr frey, im Guten ſtark, feſt und freudig werde. Meine Heiligung iſt, unter dem Beyſtande des göttlichen Geiſtes, mein eignes — ein zwar in mancher Hinſicht ernſtes und beſchwerliches, aber doch auch aufmunterungsvolles und freudenreiches Werk, ein Werk von großem Umfange und von der höchſten Wichtigkeit, denn zu jedem andern guten Werke bin ich um ſo tüchtiger, je weiter ich in meiner Heiligung fortgeſchritten bin.

Die Freude über meine Erlöſung, Dankbarkeit gegen Gott und Jeſum, das Verlangen, Gott näher zu kommen, an ſeiner Herrlichkeit und Seligkeit Theil zunehmen, Jeſu ähnlich zu werden, den Frieden meiner Seele feſt zu begründen, und mir die großen Verheißungen des Evangeliums zueignen zu dürfen, dringen mich an meiner Heiligung unabläſſig zu arbeiten. Ich werde nicht reiner und beſſer, ich werde unreiner und ſchlechter, ich bin für meine große Beſtimmung verloren, wenn ich nicht meine Heiligung als meine vornehmſte Angelegenheit behandle. Mit dem Höchſten und Beſten vereinige ich meine Seele, der Vollendung und Verklärung des Himmels reiſe ich entgegen, indem ich mich um meine Heiligung bemühe.

Eine ſo wichtige Sache könnte ich über den eiteln Zwecken dieſer Welt vergeſſen? Ihre Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten, an denen doch das Herz ſo wenig Gewinn und Freude hat, die kleinlichen Verrichtungen, die nichts als die Befriedigung ſinnlicher Begierden beabſichtigen, könnten mir die Stunden rauben, die ich meiner Heiligung widmen ſoll? Ich könnte vorgeben, es fehle mir an Zeit zu den Beſchäftigungen, welche die Heiligung meines Herzens und Lebens fordert, während ich zu ſo vielen nichtigen Dingen Zeit genug übrig habe, während ich ſo viel Zeit in geiſt- und herzloſen Geſellſchaften verwerbe, oder doch ſolchen Arbeiten widme, die bey weitem nicht von dieſer Wichtigkeit ſind?

Ein aufgeklärter Verſtand, ein verfeinertes Gefühl, gebildete Talente, haben allerdings einen großen Werth. Aber wie tief ſtehen ſie unter einem frommen und edeln — was ſind ſie bey einem durch die Sünde befleckten und zerrütteten Herzen? Und zeigt ſich nicht darin das Vornehmſte ihres Werthes, daß ſie mit zur Heiligung meines Herzens und Lebens behülflich werden?

Meine Heiligung muß ich mir unter allem am meiſten laſſen angelegen ſeyn. Darum will ich jetzt ſtill und ſorgfältig überlegen, was ich für die Heiligung meines Herzens [illegible] Lebens zu thun habe.

Das iſt meine Heiligung, daß ich mich von allem, was Körper und Geiſt befleckt, reinige, die Sünde ganz von mir entferne, die Triebe der Sünde in meinem Herzen ertödte, die Liebe zu Gott, zu meinem Erlöſer, zu den Menſchen in mir zum immer Herrſchenden und Wirkſamen erhebe, jede Tugend in mir zu vervollkommnen, und alle meine Pflichten auf das genaueſte zu erfüllen trachte. Sie ſetzt voraus, daß ich meine Sünden erkenne, ſie von Herzen bereue, einen lebendigen Abſcheu gegen das Böſe hege, mein Herz Gott und der Tugend geweiht, und die Vorſätze gefaßt habe, durch deren Ausführung ich ein durchaus reines, frommes und edles Weſen werde. Hier beginnt meine Heiligung mit dem Beſtreben, von Gott, dem Erlöſer und der Tugend mein Herz ganz erfüllen zu laſſen, und nach den gefaßten Entſchließungen mein ganzes Leben einzurichten.

Das Erſte, worauf es dabey ankommt, iſt: daß ich mein Herz für Gott, für meinen Erlöſer, für die Tugend immer mehr zu erwärmen, die Kraft der Wahrheiten, die den heiligen Geiſt in mir beleben, das unheilige Weſen aber zerſtören, immer mehr zu empfinden ſuche.

Ich muß mich daher oft zu frommen Betrachtungen ſammeln, mir oft die großen und herrlichen Dinge vergegenwärtigen, welche die Seele erheben, und feſter mit Gott, dem Erlöſer und der Tugend vereinigen. Ich muß mich mit der Größe und Güte meines Gottes, mit ſeinen wunder- und prachtvollen Werken, die ſich mir in der Natur darſtellen, mit den Gerichten, die er in den Ereigniſſen der Welt, ſo oft ſchauervoll, ſo oft gnädig und barmherzig, ausführt, mit den Wegen, auf denen er die Einzelnen zum Ziele leitet, wie ich ſie in meinem und meiner Mitmenſchen Leben antreffe, mit ſeinen Prüfungen und den Freuden, die er in ſo reichem Maße gewährt, mit dem herrlichen Bilde des Erlöſers, mit ſeiner unausſprechlichen Liebe, mit ſeinen Leiden für mich, mit ſeinen Verdienſten um mich beſchäftigen. Ich muß mir die Schande und das Elend der Sünde, den Adel und die Segnungen der Tugend, die Vortrefflichkeit und das Glück meiner Seele, die ſie geheiligt hat — ich muß mir die Würde meiner Natur, die ich bewahren, die erhabne Beſtimmung meines Lebens, der ich nachſtreben ſoll, vorhalten. Auf die Ehren und Belohnungen der zukünftigen Welt, deren ich durch die Tugend theilhaftig werde, muß ich mit inniger Empfindung meine Gedanken richten. Die Herrlichkeit meiner Vollendung in der Nähe Gottes und meines Erlöſers, in der Verbindung mit allen heiligen und ſeligen Weſen der Schöpfung muß ich mir nahe bringen. Im Gebete muß ich mit Gott, mit dem Erlöſer, mit der Tugend noch inniger meine Seele verbinden.

Ich muß dabey ſolche Schriften benutzen, die meiner Betrachtung einen reichern Stoff darbieten, die meine Gedanken erweitern und aufhellen, meine Empfindungen verſtärken; ich muß mir ihren Inhalt recht zu eigen machen, und was in denſelben am meiſten auf mich wirkt, [illegible] tief einprägen. Vornehmlich aber muß ich das koſtbare Buch, in dem Gott mir ſeinen Rath und Willen enthüllt, das ſo mächtig zu meinem Herzen ſpricht, mir Gott, den Erlöſer, die Tugend, die himmliſche Herrlichkeit ſo ergreifend und ſo rührend darſtellt, fleißig und ſorgfältig gebrauchen.

Kein Tag meines Lebens darf mir, wenn ich ernſtlich auf meine Heiligung bedacht bin, ohne Uebungen der Andacht dahin gehen. An ſolchen Tagen aber, die durch ihre Heiligkeit oder durch ihre Wichtigkeit für mein Herz ſich auszeichnen, an des Herrn Sabbath, an den chriſtlichen Feſten, an meinem Geburtstage, an den Tagen großer Freude und ſchwerer Heimſuchung — und wo ſonſt eine größere Ruhe mir gewährt wird, eine größere Stille in mein Herz tritt, oder wo die Erwärmung meines Herzens mir mehr als ſonſt Bedürfniß geworden, gebührt mir, mich noch angelegentlicher mit dem Göttlichen und Himmliſchen zu beſchäftigen.

In der Einſamkeit, bey den öffentlichen Gottesverehrungen, beym Abendmahl des Herrn muß ich mein Herz für das Höchſte und Herrlichſte zu begeiſtern ſuchen.

Je mehr ich den Eindrücken der Welt bloß geſtellt bin, je häufiger ihre Zerſtreuungen meinen Geiſt von den höhern Dingen abziehen, je leichter daher mein Gemüth die Wärme für dieſelben verlieren kann: deſto öfter muß ich zu frommen Betrachtungen mich ſammeln.

Eben ſo wichtig iſt, daß ich mich oft an die guten Vorſätze, die ich gefaßt habe, erinnere, mir die Wichtigkeit derſelben fühlbar mache, ſie mir noch tiefer einpräge, die Erfüllung derſelben meinem Gott angelobe, und ihn um ſeinen Beyſtand anrufe, Veranlaſſungen, bey welchen, die Umſtände) unter welchen ich ſie werde auszuführen haben, die Hinderniſſe, die mir dabey in den Weg treten möchten, und die Anſtrengungen, die ich dabey möchte aufbieten müſſen, überdenke, um jenen Hinderniſſen auszuweichen, oder mich gegen ſie zu waffnen, um mir zu dieſen Anſtrengungen die nöthige Entſchloſſenheit zu erwerben.

So oft handle ich wider meine Vorſätze, oder unterlaſſe, was ich nach denſelben thun ſollte, weil mir meine Vorſätze in dieſem Augenblicke nicht gegenwärtig ſind, weil ich ihre Wichtigkeit jetzt nicht lebhaft genug fühle, weil ich ihre Anwendung in dem Falle, in welchem ich mich befinde, nicht wahrnehme, weil ich auf das Hinderniß nicht gefaßt bin, und mir daher bey demſelben nicht zu helfen weiß, weil die Verſuchung mich überraſcht und dahin reißt, weil mir jetzt gerade zu den erforderlichen Anſtrengungen der Muth fehlt.

Die Weisheit gebietet mir, jeden Tag mit der Erinnerung an meine Vorſätze und der Erwägung deſſen, was mir die Ausführung derſelben an dieſem Tage erleichtern kann, zu beginnen, außerdem aber dieſelben zu gewiſſen Zeiten auf eine feyerliche Art zu erneuern, und dabey alles zu Hülfe zu nehmen, was geeignet iſt, auf mein Herz unauslöſchliche Eindrücke zu machen. Die Zeiten, wo ich mich anſchicke, im Gedächtnißmahle meines Erlöſers meinen Bund mit Gott und der Tugend zu beſtätigen, geben mir hierzu nicht bloß die rührendſte Veranlaſſung, ſondern auch die dringendſte Aufforderung.

Veranlaßt und aufgefordert, meine Vorſätze auf eine feyerliche Art zu erneuern, finde ich mich auch, ſo oft ausgezeichnete Hulderweiſungen Gottes mir zu Theil geworden ſind, ſo oft mein Gewiſſen mich über ſchwere Vergehungen anklagt, ſo oft ich eine beſchämende Entdeckung an mir ſelbſt mache.

Nichts verdient bey meiner Heiligung mehr meine Aufmerkſamkeit, als die zahlreichen innern und äußern Verſuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe. In meinem Herzen wohnen Neigungen und Triebe, die immer zur Sünde reizen, und oft mit einer ſol chen Gewalt hervorbrechen, daß ich ihnen kaum zu widerſtehen vermag. Ich empfange unaufhörlich Eindrücke, welche die Sinnlichkeit wider die Vernunft aufwiegeln. Gegenſtände, die mir vor die Augen treten, frohe und traurige Ereigniſſe, die ſich mit mir zutragen, Vergnügungen, die ich genieße, Schriften, die ich leſe, Menſchen, mit denen ich umgehe, werden meinem Herzen gefährlich. Ich ſehe Böſes an andern, ich ſehe es mit dem Zauber äußerer Liebenswürdigkeit umgeben, und fühle den Trieb es nachzuahmen. Man beredet mich zum Böſen, man dringt in mich ein, man weiß alle Empfindungen des Herzens gefangen zu nehmen, es koſtet große Mühe mich bey meinen Grundſätzen zu behaupten. Eigenſchaften, die ich mit Billigung bey mir bemerke, machen das Herz noch empfänglicher für das Wort der Verſuchung. In der Geſellſchaft naht ſich mir die Verführung in den mannichfaltigſten Geſtalten, und in den mannichfaltigſten Geſtalten verfolgt ſie mich in die Einſamkeit. Ach, nicht ſelten miſchen ſich Gedanken der Verſuchung in die heiligen Rührungen des Gemüthes.

Aus vielfältiger Erfahrung kenne ich die große Schwachheit meines Herzens. So oft ſchon habe ich mich von Verſuchungen überwältigen laſſen, die ich mit geringer Mühe hätte überwinden können; in ganz gewöhnlichen Lagen bin ich meinen Vorſätzen nicht treu geblieben. Auf mein leicht zu bethörendes, wankelmüthiges Herz kann ich am wenigſten vertrauen. Jetzt iſt es voll warmer Empfindung, und im nächſten Augenblicke kalt; jetzt ſo muthig, und im nächſten Augenblicke ſo träge und verzagt, jetzt ganz dem zugewendet, was von oben ſtammt, und im nächſten Augenblicke ganz den Eindrücken ſinnlicher Dinge geöffnet.

Darum muß ich mit Ernſt darauf denken, die Verſuchung, wo ich kann, von mir abzuhalten. Ich weiß wohl, daß Verſuchungen zu meiner Vervollkommnung nöthig ſind, aber nur diejenigen kann ich für wohlthätig erkennen, die mir von Gott geſendet werden, ohne daß ich ſie zu entfernen vermag. Jede, die ich entfernen kann, iſt mir verderblich, wenn ich dies verſäume.

Thörichte, ja höchſt ſtrafbare Vermeſſenheit aber wäre es, die Verſuchung ſelbſt herbeyzuführen oder zu unterhalten, um im Kampfe mit derſelben meine ſittlichen Kräfte zu üben; gewiß würde ich dabey zu Schanden werden. Ich bin nicht im Stande zu beurtheilen, welchen Verſuchungen ich gewachſen ſey, deßwegen ſoll ich es Gott, dem dies allein bekannt iſt, überlaſſen, mich zu prüfen, wie es ihm gef[illegible]. Er wird die Prüfungen über mich verhängen, die dem Wachsthum des Guten in mir förderlich ſeyn können, und mir dann auch ſeinen Beyſtand in denſelben nicht verſagen, auf den ich keineswegs rechnen darf, wo ich mich leichtſinnig oder aus eitelm Selbſtvertrauen in Gefahr begebe.

Ich muß alſo die Neigungen meines Herzens, in denen ich die Feinde meiner Tugend ſehe, zu ſchwächen ſuchen; ich muß mir die Befriedigungen derſelben auch da verſagen, wo ich ſie mir ohne Gewiſſensverletzung erlauben könnte; ich muß ihnen auch da entgegen handeln, wo dies die Pflicht an ſich nicht gebietet; ich muß die Befriedigung, die ihnen ohne mein Zuthun von außen her wird, mir nicht zum Genuſſe machen; ich muß den Gedanken und Empfindungen wehren, die ihnen Nahrung geben könnten; ich muß die Gedanken und Empfindungen in mir hervorrufen und beleben, die ihnen entgegen wirken.

Den äußern Verſuchungen muß ich auf alle Weiſe ſuchen auszuweichen. Ich darf nicht bey den Gegenſtänden verweilen, die ſträfliche Begierden in mir erwekken, die Vergnügungen nicht genießen, bey denen ich in Gefahr bin zu ſündigen, die meine ſinnlichen Triebe verſtärken, mein Herz für die Sünde empfänglicher machen, die Schriften nicht leſen, die mir unreine Bilder, Geſtalten des Laſters vor die Seele bringen, meine Begriffe verwirren, meine Grundſätze erſchüttern, die höhern Gefühle des Herzens entkräften. Ich muß den vertrauten Umgang mit ſolchen Menſchen vermeiden, die durch ihr Beyſpiel oder durch Ueberredung mich zum Böſen verleiten möchten. Ich muß mich überhaupt der ſtillen Eingezogenheit befleißigen, und dadurch mein verführbares Herz vor den Verſuchungen verwahren, die das Leben im Glanze und in den Zerſtreuungen der Welt immer begleiten. Die häusliche Verborgenheit gewährt mir den ſicherſten Schutz für die Ruhe und Unſchuld meines Herzens. Tauſend Dinge erreichen in derſelben das Herz nicht, die daſſelbe in der Welt vereiteln, irre leiten, zu leidenſchaftlichen Beſtrebungen aufregen, und der Pflicht ungetreu machen.

Mit welchem Nachdruck und Erfolg ich indeſſ auch die verführeriſchen Neigungen meines Herzens bekämpfe: ſie werden ſo bald nicht aufhören, mich zur Sünde zu reizen. Die äuſſerlichen Verſuchungen laſſen ſich nicht immer vorherſehen, und oft bin ich auch nicht im Stande, denſelben auszuweichen.

Nichts iſt nöthiger, als daſſ ich unabläſſig über mir ſelbſt wache, damit keine ſträfliche Begierde, die in mir ſich regen möchte, von mir unbemerkt bleibe, und unbemerkt, wie das bey ſo manchem geſchieht, ſich des Herzens bemächtige, und zur Sünde dahin reiſſe, damit ich im Stande ſey, jede Veränderung in meinem Innern richtig zu beurtheilen, und das Unreine oder Schädliche von mir zu entfernen, damit mir nicht entgehe, was in den jedesmaligen Umſtänden nachtheilig auf mein Herz wirken kann, und ich mein Herz davor verſchlieſſe, damit ich die gefährlichen Eindr[illegible], die mein Herz deſſen ungeachtet empfängt, gleich für das erkenne, was ſie ſind, und ihnen wehre, ehe ſie tiefer in das Herz dringen, damit ich es gewahr werde, wenn eine groſſe Verſuchung in mein Leben eintritt, und ihr die erforderliche Kraft entgegen ſetze.

Nie und nirgends darf ich mich aus der Acht laſſen, da überall ſündliche Gedanken und Begierden in mir erwachen — überall im Herzen Bewegungen hervorgebracht werden können, die es verunreinigen, da ich zu jeder Zeit ſogar in groſſe Verſuchungen gerathen kann. Nie und nirgends darf ich mich dem Leichtſinne dahingeben, in welchem man, weil man nirgends Arges ſieht, ſich ganz dem Zuge ſeiner Empfindungen glaubt anvertrauen zu können. Am meiſten aber muß ich in den Stunden der erhöhten Lebhaftigkeit, in den Stunden, wo das Herz, ſey es auch in Unſchuld, fröhlich iſt, auf mich ſelbſt Acht haben, und in eben dem Maße, als die Verſuchung größer wird, muß auch meine Aufmerkſamkeit ſich vermehren.

Hüthen muß ich mich vor den Zuſtänden gewaltſamer Aufregung, in denen es oft nicht möglich iſt, ein deutliches Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und ſeiner Verhältniſſe zu bewahren.

Beſonnenheit des Geiſtes, Klarheit des Blickes, Ruhe des Gemüthes, das Gefühl meiner Verpflichtungen, die Erinnerung an meine Vorſätze, die Fähigkeit, jede Warnung und Einſprache meines Gewiſſens zu hören, muß ich um ſo mehr mir erhalten, da gerade die Stunden, in denen uns das alles zu verlaſſen pflegt, die ſchwerſten Verſuchungen mit ſich führen.

Ein unbewachter Augenblick — welche Zerrüttungen hat er nicht ſchon in menſchlichen Gemüthern angerichtet, welche Verſchuldungen nach ſich gezogen! Ach, an Augenblicken hängt unſer Glück, unſre Tugend, unſer Friede. Um Eines Wortes willen, das man ausſprach — um Einer Handlung willen, die man vollbrachte, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was man that, quält uns das Gewiſſen nicht ſelten das ganze Leben hindurch mit herzerſchütternden Vorwürfen.

Nein, es iſt nicht Engherzigkeit, nicht Schwärmerey, nicht Ueberſpannung, es iſt die vernünftige Sorge für das Heil meiner Seele, was mir die ſtrengſte Wachſamkeit über mein Herz und Leben empfiehlt.

Umſonſt indeß, daß ich mit aller Sorgfalt über mir ſelbſt wache, wenn ich nicht auch zur rechten Zeit Widerſtand, beharrlichen Widerſtand leiſte gegen das Böſe, und die höchſte Anſtrengung aufbiete, um, im Streite mit meiner Weichlichkeit, mit meiner Trägheit, mit meinem Schmerzgefühle, zu leiſten, was die Pflicht von mir fordert.

Hier beginnt der Kampf, hier beginnen die Verläugnungen der Tugend — der Kampf, die Verläugnungen, um deren willen es ſo groß und herrlich iſt die Tugend zu üben. Hier habe ich Gelegenheit, mich ſelbſt zu überwinden, und mir die ewigen Belohnungen zu erwerben.

Die Sünde wiederholt ihre Angriffe — immer heftiger. Ich glaube ſie beſiegt zu haben, und ſie erhebt ſich mit neuer Stärke. Nichts läßt ſie unverſucht, wodurch dem Herzen beyzukommen iſt, mit ſeinen feurigſten Wünſchen weiß ſie ſich in Verbindung zu ſetzen. Aber es ſteht bey mir, ihre wiederholten, ihre verſtärkten Angriffe alle zurückzuweiſen.

Darauf nur kommt es an, daß ich ernſtlich will, daß ich die Kraft, die ich beſitze, dieſe unermeßliche

Kraft, die mir in jedem Augenblicke, wo ich ihrer bedarf, von oben verliehen wird, wirklich anwende — und dabey nicht ermüde. Wir ſündigen immer, entweder, weil wir unſrer Pflicht und unſrer Vorſätze nicht eingedenk ſind, oder weil wir nicht auf uns ſelbſt achten, oder weil wir es an dem nöthigen Widerſtande fehlen laſſen. Selbſt die Sünden, die wir mit unſrer Schwachheit glauben entſchuldigen zu können, würden wir bey einem ernſtlichen Widerſtande vermieden haben. Dieſe Schwachheit iſt nichts anders als Verdroſſenheit zu den großen Anſtrengungen, die es zuweilen koſtet, das Herz zu überwinden.

Ich kann mir überdies den Kampf der Tugend noch dadurch erleichtern, daß ich mir bey demſelben alles ins Andenken zurückrufe, was in den Stunden frommer Betrachtung meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigt hat, daß ich mit großen Gedanken meinen Geiſt, mit erhebenden Gefühlen mein Herz erfülle, daß ich mir Gott, den allwiſſenden Zeugen, das heilige Vorbild, den gerechten Vergelter — daß ich mir die Würde und die erhabenen Belohnungen der Tugend lebhaft vergegenwärtige, daß ich auf die herrlichen Beyſpiele, die ich vor Augen habe, und beſonders auf das Beyſpiel Jeſu, hinblicke, daß ich den kurzen Schmerz und das ewige Glück, das kleine Opfer und den unermeßlichen Erſatz mit einander in Vergleichung bringe, daß ich den theuern Preis, um den ich erkauft bin, in Erwägung ziehe, und alle Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott und den Erlöſer in ihrer vollen Stärke in meinem Herzen aufrufe.

Am meiſten aber wird das inbrünſtige Gebet des Herzens zu dem, der ſtärken kann, mir helfen, daß ich überwinde. O, ich habe ſchon überwunden, wenn mein ernſtlicher Wille ſich im heißen, glaubensvollen Flehen mit dem Allmächtigen vereinigt hat.

Iſt es mir darum zu thun, meine Seele zu retten, dann darf ich auch nicht Ein Mal dem Reize der Sünde mit freyem Entſchluſſe nachgeben. Ich willige in die Sünde, ich räume ihr größere Gewalt über mich ein, ich ſchwäche in mir die Kräfte der Tugend, ich erſchwere mir den nächſten Kampf, indem ich ihrem Reize mit Bewußtſeyn nachgebe. Warum denn dies Eine Mal noch, wenn ich wirklich entſchloſſen bin, mich von der Sünde loszuſagen? Habe ich nicht bey der nächſten Veranlaſſung dieſelbe Urſache zu ſagen: nur Ein Mal noch? Täuſche ich mich nicht ſelbſt mit dem Gedanken, es ſey nur für dies Mal, da es doch im Grunde des Herzens auch für die künftigen Male gemeint iſt? Und welche Verwüſtungen kann dies Eine Mal in meinem Herzen anrichten!

Doch, bey allen meinen Bemühungen heilig vor Gott zu wandeln, fehle und ſündige ich ſo lange ich auf Erden lebe — aus Gedankenloſigkeit, aus Mangel an Achtung auf mich ſelbſt, aus Schwachheit in der großen Verſuchung. Ich muß mich beſtreben, immer weniger zu ſündigen, immer beſſer meine Vorſätze auszuführen, der Vollkommenheit immer näher zu kommen, und darum am Schluſſe eines jeden Tages mich prüfen, ob und in wie fern ich meine Entſchließungen gehalten habe, um, wo ich etwa von ihnen abgewichen ſeyn möchte, mit größerer Sorgfalt über mir zu wachen, mit größerer Kraft Widerſtand zu leiſten. Recht lebhaft und mit ſchmerzlicher Reue muß ich es mir vorhalten, recht ernſtlich muß ich mich ſelbſt darüber ſtrafen, recht tief muß ich mir einprägen, wo ich gefehlt und geſündigt habe, damit ich künftig beſſer mich hüte.

Von Zeit zu Zeit muß ich mir eine Ueberſicht meiner ſittlichen Veränderungen verſchaffen, um darnach meine fernern Bemühungen einrichten zu können, und mir dabey neuen Willen, neuen Muth, neue Stärke zu ſammeln.

Nicht alle Neigungen meiner ſinnlichen Natur reizen mich zur Sünde; es gibt unter ihnen auch ſolche, die, mit dem Geſetze der Tugend übereinſtimmend, mich zum Guten ermuntern. Dieſe muß ich bey mir unterhalten, durch Betrachtungen, die dazu geeignet ſind, und durch öftere Ausübung deſſen, wozu ſie mich anleiten, verſtärken; ich muß ihre Uebereinſtimmung mit dem Geſetze der Tugend, dadurch, daß ich dieſes, wo ich ihnen folge, ſtets berückſichtige, immer genauer zu machen ſuchen.

So kann es nicht fehlen, ich werde mich immer mehr zum Guten gewöhnen; das Widerſtrebende wird ſich immer mehr unterwerfen; die Ausführung meiner

Vorſätze wird immer mehr zur Fertigkeit — der reine Sinn, der zu allem Guten beſeelen muß, die höchſte, edelſte Liebe wird immer mehr mein eigen werden; die Neigungen des Herzens werden ſich immer mehr nach den Befehlen der Pflicht geſtalten, die Befehle der Pflicht immer mehr in den Neigungen des Herzens Unterſtützung finden; ich werde meine Vorſätze immer treuer erfüllen, immer weniger fehlen und ſündigen; immer herrlicher wird ſich das Göttliche und Rein-Menſchliche in mir entwickeln.

XVII.

Der höhere Beyſtand.

Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du biſt mein Gott; dein guter Geiſt führe mich auf ebener Bahn.

Pſalm 143. V. 10.

Meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig.

2. Cor. 12. V. 9.

Deines Beyſtandes, Gott, bedarf ich, um an meiner Heiligung mit glücklichem Erfolge zu arbeiten, den vielfältigen und großen Verſuchungen zur Sünde, mit denen ich zu kämpfen habe, ſiegreichen Widerſtand zu leiſten, meine Pflichten, die mir ſo oft ſchwer gemacht werden, treu zu erfüllen. Und du gewährſt mir deinen mächtigen Beyſtand. Häufig kann ich nicht einmal darum bitten, weil ich mein Bedürfniß nicht fühle, nicht verſtehe — und doch gewährſt du mir ihn väterlich. Dein Beyſtand kommt nicht ſelten meinem Willen zuvor, in mir zu erwecken das mir fehlende Beſtreben. Du lehreſt mich thun nach deinem Wohlgefallen, dein guter Geiſt führet mich auf ebener Bahn. So oft, wo die große Anſtrengung gefordert wird, empfinde ich nichts als meine Schwachheit; aber deine Kraft iſt in meiner Schwachheit mächtig, und durch ſie vermag ich, worüber ich erſtaunen muß.

Dein Geiſt, der wunderbare und geheimnißvolle, der gewaltige und ſanfte, erleuchtet meine verfinſterte Seele, und zerſtreut ihre Irrthümer, erwärmt mein kaltes Herz und vertreibt aus demſelben die Bethörungen und Vereitlungen des Weltlebens. Dein Geiſt erinnert mich, wo ich überſehen oder vergeſſen könnte, was ich zu bedenken habe, er warnt mich, wo ich die Gefahr nicht bemerke, oder gering achte, er ermuntert mich, wo ich träge und verdroſſen werde; er erhöht meinen Glauben, meine Liebe, meine Hoffnung, wo ich Schweres vollbringen ſoll: er tröſtet mich, wo die Traurigkeit meinem Herzen zu mächtig werden will.

Alle Schickſale meines Lebens beabſichtigen meine Heiligung. Sie ſtimmen mich zum Ernſte oder zur Heiterkeit, ſie demüthigen oder erheben mich, ſie bekümmern oder beruhigen das Herz, ſie erwecken mich zur Ehrfurcht vor dir, dem Heiligen und Gerechten, oder zur frohen Dankbarkeit gegen dich, den Gnädigen und Barmherzigen, ſie laſſen mich Reue fühlen über meine Vergehungen oder Freude über das Wohlgelungene — je nachdem ich des einen oder des andern bedürftig bin. Immer leiten ſie zu dir hin, immer geben ſie mir wohlthätige Belehrungen, erzeugen ſie in mir Bewegungen, die das Gute kräftig unterſtützen. Sie reitzen mich zum Nachdenken, ſie erinnern mich an meine Pflichten, ſie öffnen mir die Augen über meinen ſittlichen Zuſtand, ſie erleichtern mir die Erfüllung deines heiligen Willens. In jedem Augenblick meines Lebens empfange ich von ihnen die Eindrücke, die für das Heil meiner Seele die vortheilhafteſten ſind. Der gute Geiſt will mich durch ſie auf ebener Bahn führen.

Wenn ich nun recht auf das merkte, was mir begegnet, wenn ich es mir nun recht angelegen ſeyn ließe, deine Abſichten dabey zu erforſchen, und zur Erreichung derſelben mitzuwirken, wenn ich nur nicht — wie das ſo häufig geſchieht, — mich gar zu ſehr mit den angenehmen oder ſchmerzlichen Empfindungen beſchäftigte, die es in mir hervorbringt: welche Fortſchritte müßte ich in der Veredlung meines Herzens und Lebens machen, wie feſt und ſicher müßte ich auf der ebenen Bahn wandeln!

Auch diejenigen Dinge, die auf mein eigenes Wohl- oder Uebelbefinden keinen Einfluß haben, ſind beſtimmt, mich weiſer und beſſer zu machen. Was in der Welt und im Leben anderer Menſchen ſich ereignet, verkündigt mir die Heiligkeit deiner Geſetze, die Eitelkeit des Irdiſchen, den Werth, die Bedeutung und die Vergänglichkeit meines Lebens, zeigt mir die Folgen eines guten und ſchlechten Verhaltens, die bittern Schmerzen, die ſich an kleine Pflichtverletzungen ketten. So oft ſehe ich was mein Herz ergreift, mein Herz tief erſchüttert, mein Herz ſanft rührt.

Durch *zahlreiche Erfahrungen* wirkt dein Geiſt auf mein Herz. Möchten ſie nur nicht ſo oft von mir unbeachtet bleiben! Viel Schmerzliches muß ich ſelbſt erdulden, weil ich verſäume, es zu beherzigen, wo es ſich mir an andern darſtellt.

Wenn *die Natur* in ihren prachtvollen Erſcheinungen meinen Geiſt erhebt, in ihrer Schönheit mein Herz entzückt, und dadurch meine Gedanken reinigt, meine Empfänglichkeit für das Gute erhöht; wenn ſie die Sinnbilder deiner Vollkommenheit, die ewigen Geſetze der Wahrheit, des Rechtes, der Ordnung vor meine Augen bringt; wenn ich in ihr die herrlichen Erweiſungen deiner Macht, Weisheit und Güte wahrnehme, und mein Herz ſich dadurch zu dir hingezogen fühlt — neue Ehrfurcht, neue Liebe, neues Vertrauen, neue Freudigkeit fühlt, und dir neuen Gehorſam angelobt; wenn der in ihr waltende Geiſt der Milde, der Stille, des Friedens ſich meines Gemüthes bemächtiget, mein Gemüth beſänftigt; wenn im Umgange mit ihr aus meiner Seele verſchwindet, womit die Welt menſchliche Seelen verwüſtet, dann hat dein Geiſt, der ja die Natur beſeelt, in ihr geſtaltet und ſich verklärt, ſeinen Einfluß auf mich geäußert.

Vornehmlich aber iſt es *dein Wort*, durch welches der gute Geiſt ſich an menſchlichen Gemüthern wirkſam zeigt. In deinem Worte leben die unvergänglichen Kräfte des Geiſtes, von welchem es ſeinen Urſprung hat. Dein Wort — wie bringt es in das Innere, welch ein helles Licht verbreitet es durch den Verſtand, wie macht es gewiß und freudig im Glauben, mit welchen heiligen Rührungen erfüllt es das Herz, wie weckt und nährt es das fromme Gefühl, wie erhöht es die Ehrfurcht, die Liebe, das Vertrauen, wie mächtig zieht es zu dir hin, welche eifrigen Beſtrebungen der edelſten Herzensbildung, welche feurigen Triebe des Guten, welchen lebhaften Abſcheu gegen das Böſe bringt es hervor, wie beugt es den Menſchen in ſeinem Stolze, wie erhebt es ihn in der Demuth weit über ſich ſelbſt; wie beſchämt es ihn über ſeine Vergehungen, wie kräftigt es ihn in ſeinen Vorſätzen, welchen Muth flößt es ihm ein bey dem Gefühle ſeiner Schwachheit, wie bewahrt es ihn in ernſter Wachſamkeit über ſich ſelbſt und in heiliger Scheu vor dem Allwiſſenden, daß er nicht ſündige; wie heilet es die Wunden des Gewiſſens, wie tröſtet es in aller Traurigkeit — ſo oft es in wahrer Andacht und mit inniger Theilnahme gebraucht wird!

Freylich können nur die ſeine Wirkungen erfahren, die ihm ein empfängliches Gemüth entgegen bringen, die ſich mit ihm zu befreunden wiſſen, und das aufrichtige Verlangen haben, durch daſſelbe ihre Seele zu heiligen.

Aber dieſe auch — in wie reichem Maße, wie herrlich, wie ſelig erfahren ſie ſeine Wirkungen! In der öftern Erwägung deines Wortes werden ſie dir immer vertrauter, ſiegen ſie immer glücklicher über den Reiz der Sünde, vollbringen ſie immer treuer deinen Willen, ſteigen ſie empor von Einer Wahrheit zu der andern, von Einer Stufenleiter der Vollkommenheit zu der andern. Denn dein Geiſt begleitet den andächtigen Gebrauch des Wortes, in dem ſeine unvergänglichen Kräfte leben, noch mit einem beſondern Segen, daß es zur rechten Zeit und auf die rechte Art das Gemüth treffe, und ſich mit den Gefühlen und Trieben des Gemüthes vereinige, durch welche die Heiligung deſſelben am meiſten gefördert werden kann.

Auch unmittelbar theilt dein Geiſt meinem Geiſt ſich mit, ja zur fortdauernden genauſten Gemeinſchaft will er ſich mit mir verbinden.

Dieſe Gedanken des Lichtes, von denen nicht ſelten die Seele gleichſam verklärt wird, dieſe großen Gedanken, die mich gleichſam der Erde entrücken, dieſe heiligen Gedanken, die von aller Sünde mich ſcheiden, dieſe Gedanken des Friedens, die jeden Streit des Herzens verſöhnen, jede bange Unruhe aus dem Herzen vertreiben, dieſe frohen Gedanken, von denen alles in mir auflebt, dieſe ſanften Rührungen durch das, was nicht von der Welt iſt, dieſe ſtille aber mächtige Sehnſucht des Herzens nach dem, was die Erde nicht hat, die nicht ſelten mitten unter der Beſchäftigung mit den Dingen der Erde, mitten im Genuſſe der Erdenfreude in mir erwacht, dieſe Wehmuth, womit ich zuweilen das Leben und alles, was es in ſich ſchließt, betrachten muß; dieſe gewiſſe Empfindung von dem Vaterlande dort oben, dieſe unbeſchreibliche Heiterkeit, die ſich nicht ſelten meines ganzen Weſens bemächtigt, dieſe Begeiſterung für das Gute, dieſer freudige Muth, dieſe Luſt zur Aufopferung, wovon ich mich oft ergriffen finde: das alles iſt deines Geiſtes Werk in mir.

Dein Geiſt unterweiſet, warnt, ermuntert, ſtraft und erfreut mich durch die *Regungen meines Gewiſſens*. Wäre ich nur immer recht aufmerkſam auf dieſe Regungen, verſäumte ich nur nie, mein Gewiſſen, wo es nicht von ſelbſt ſpricht, zu befragen, und mir ſeine Ausſprüche zu entwickeln, vernähme ich in ihnen immer mit Ehrfurcht das Wort deines Geiſtes: es würden mir weder die Einſichten, noch die Antriebe fehlen, deren ich bedarf, um immer auf ebener Bahn zu wandeln. Durch das Gewiſſen, wenn ich ihm anders die Achtung beweiſe, die ich ihm ſchuldig bin, lehrſt du mich in jedem Augenblicke thun nach deinem Wohlgefallen.

Nicht ſelten ſogar, wo ich mich um das Gewiſſen nicht bekümmerte, wo ich mich im Geräuſche der Welt für ſeine Stimme betäubte, erhob es dieſe Stimme ſo laut, daß ich ſie weder überhören, noch unbeachtet laſſen konnte.

O, wie oft war ich nahe daran, ſchwer zu ſündigen! dein Geiſt bewahrte mich durch des Gewiſſens Warnung — Wie oft nahe daran, von Einem Vergehen zum andern fortgeriſſen zu werden! dein Geiſt bewahrte mich durch die Beunruhigungen, die Anklagen des Gewiſſens, durch die Schmerzen der Reue. Je größer die

Gefahr, je wichtiger und ſchwerer die Pflicht: deſto deutlicher und nachdrücklicher die Sprache des Gewiſſens.

Wie viel Urſache habe ich doch, das zu ſegnen, und mit Sorgfalt bey mir zu unterhalten, was ich als etwas mir Läſtiges ſo eifrig bemüht bin, aus meinem Gemüthe hinwegzuſchaffen!

Und was war es, das ſo oft, auf eine mir völlig unerklärbare Weiſe mich zurückhielt, wo ich nachher erkannte, daß mein Verderben geweſen wäre, was ich zu thun im Begriff ſtand, das mit unwiderſtehlicher Gewalt mich dahin zog, wo mir nachher deutlich wurde, zum Heil meiner Seele ſey das erforderlich geweſen, was ich ſo leicht verſäumen konnte? Es war der Einfluß deines guten Geiſtes, der auf ebener Bahn führt.

Doch nicht bloß in Anleitungen und Antrieben auch in hohen Stärkungen erfahre ich den Beyſtand deines Geiſtes.

Durch deinen Geiſt vermag ich, wozu die, urſprünglich in meine Natur gelegten, Kräfte ſo wenig, als die ſelbſterworbenen ausreichen. Sobald ich nur ernſtlich will, wird deine Kraft in meiner Schwachheit mächtig und ich vermag alles, was von mir gefordert wird, ich thue mit Freudigkeit, was ich, mir ſelbſt überlaſſen, kaum unter den größten Anſtrengungen, und unter der ſchmerzlichſten Selbſtverläugnung gekonnt haben würde. Dein Geiſt erhöht meine natürlichen und ſelbſterworbenen Kräfte, und ich leiſte, was ich ſelbſt nicht begreife, ich vollführe das Größe, während ich mich dem Kleinen nicht gewachſen glaubte.

Ich ſtehe feſt in meinem Glauben, wo mir keine Erfahrung zu Hülfe kommt, wo alles ſich vereinigt, mich in demſelben wankend zu machen, während nicht ſelten ſchon unbedeutende Zweifel mich ſehr beunruhigten; wo mein Glaube am ſchwerſten geprüft wird, lebt er am freudigſten in meinem Herzen. Ich widerſetze mich dem ſtarken Reitze zur Sünde ſtandhaft, während ich oft dem ſchwächſten nachgab; ich überwinde ihn, während ich oft vom ſchwächſten überwunden wurde. Ich entſage willig dem inbrünſtig Geliebten, ich entbehre ohne Schmerz, was mir dringendes Bedürfniß geworden, während ich oft meinte, mich von dem kaum Angenehmen nicht trennen zu können, meine Weichlichkeit es zu beſchwerlich fand, ſich deſſen, was ich kaum vermiſſen würde, zu entwöhnen. Ich ertrage gelaſſen den heftigen, den anhaltenden, den täglich zunehmenden brennenden, den in allen Nerven zuckenden Schmerz, während bloße körperliche Unbequemlichkeiten mich im höchſten Grade ungeduldig machten. Meine Seele bleibt unter den dunkelſten Verhängniſſen, ohne Ausſicht auf nahe Erlöſung, voll Ergebung in den göttlichen Willen, während ſie bey unbedeutendem Mißgeſchick ſich gegen die Fügungen des Ewigen auflehnte. Ich ſehe der drohenden Gefahr kühn in das ſchreckliche Auge, und gehe ihr beherzt entgegen, um meine Pflicht zu thun, während mich ein kleines Uebel, das ich in weiter Ferne erblickte, aller Faſſung beraubte. Ich vollende das Aufmunterungsloſe, immer neue ermüdende Anſtrengungen fordernde Geſchäft, während ſo manche mit geringen Beſchwerden verbundene Arbeit mir einen faſt unüberwindlichen Widerwillen verurſachte. Das iſt Gottes Kraft — in meiner Schwachheit mächtig.

Bei dem Kleinen bleibt ſie mir oft fern, weil ich ſie nicht ſuche, oder weil es mir nützlich iſt, zu erfahren, was ich ohne ſie bin. Bey dem Großen kommt ſie über mich, weil ich mich hier im dringenden Bedürfniß um ſie bemühe, weil ſie ſich hier ganz als ſeine Kraft an mir verherrlichen kann.

Wohl mir, daß ich dieſen höhern Beyſtand kenne, und mich ſeiner getröſten darf! Nie wird der gute Geiſt mich verlaſſen, wenn ich ihn nicht verlaſſe. Auf ebener Bahn, auf der Bahn der Wahrheit, der Tugend, des Friedens, der Bahn, die zum Himmel führt, wird er mich leiten, wenn ich nicht ſelbſt die Wege des Irrthums und der Sünde vorziehe. Alles, alles wird er mir gewähren, was ich nöthig habe, um auf dieſer herrlichen Bahn meinen Lauf zu vollenden. Gott ſelbſt wird mich lehren thun nach ſeinem Wohlgefallen, wenn es mir nur ernſtlich darum zu thun iſt, ſein Wohlgefallen zu beſitzen. Immer mehr werde ich es lernen, immer feſter und fertiger werde ich im Guten werden, wann ich nur nicht müde werde, darnach zu ſtreben.

In welche Bedrängniſſe ich auch gerathen möge, die Kraft des Herrn wird mich ſtärken, alles zu überwinden und alles wohl auszurichten. Von oben, von oben wird mir kommen, was ich nicht beſitze, was mir in meinem gewöhnlichen Zuſtande unbegreiflich iſt. So oft ich im inbrünſtigen Gebete mich nach oben wende, wird es überſchwenglich mir werden und zu dem Höchſten mich tüchtig machen.

Wohl mir, daß ich das weiß — bei den vielfältigen Irrthümern meiner Seele, bey den täglichen Erfahrungen von der Schwachheit meines Herzens, bey den großen Verführungen zur Sünde, mit denen ich zu kämpfen habe. Durch die Kraft des Herrn werde ich mich behaupten in jedem Streite, ſtandhaft erdulden jeden Schmerz der Prüfung, freudig vollbringen jede Pflicht, und meinem herrlichen Ziele immer näher kommen.

In der Kraft des Herrn — nicht in meiner eignen Kraft iſt mir bißher gelungen, was mir gelungen iſt. Das will ich nie vergeſſen, damit ich in der Demuth bleibe, wie es mir gebührt — entfernt von der Selbſtgefälligkeit, die immer nur von dem ſich nährt, was an uns eitel iſt, und zu thörichtem Dünkel, zu verderblicher Selbſtſucht verleitet — damit ich verläugne dieſes kleine, dürftige, ohnmächtige Selbſt, und dem die Ehre gebe, dem ſie allein zukommt.

Wie wenig iſt doch das, was ich ſelbſt thue, in Vergleich mit dem, was ich Gott zuſchreiben muß! und zu dem, was ich ſelbſt thue, hat er ja das Vermögen verliehen, er hat auch, was ich ſelbſt zu thun wähnte, durch mich gethan. Ich habe eigentlich gar keine Kraft, alle Kraft iſt vom Herrn. Ich habe nur den ernſtlichen Willen; aber in den meiſten Fällen iſt dieſer zur Vermeidung des Böſen und zur Ausübung des Guten nicht hinreichend, eine höhere Kraft muß ihn beſeelen, damit er That werde. So oft verläßt mich der ernſtliche Wille, und nie würde ich ihn ohne die Anleitungen und Antriebe des göttlichen Geiſtes in mir antreffen.

Bin ich bis jetzt auf dem rechten Wege geblieben: o, ich habe Urſache, mich deſſen zu freuen; aber nicht mir, dem guten Geiſte, der mich geführt hat, habe ich es zu verdanken. Weiß ich mich frey von ſchweren Verſchuldungen: ich darf, ich ſoll das mit Erhebung empfinden, aber Gott muß ich preiſen, der mich bewahrt hat. Was würde, bey meiner Unachtſamkeit, bey meiner Verdroſſenheit, meiner Kälte, meiner Verführbarkeit, in ſo mancher Verſuchungsſtunde — nicht ſelten war das Herz ſchon faſt gewonnen — aus mir geworden ſeyn, wenn Gott mich nicht bewahrt hätte! Findet ſich einiges Lobenswerthe an mir: ich darf, ich ſoll das nicht verläugnen, ich darf, ich ſoll mir deſſen froh bewußt werden, doch einzig, damit ich darin die Gnade meines Gottes erkenne und verherrliche, rühmen ſoll ich — nicht mich, einzig den Herrn, der in mir Unwürdigen ſein Werk hat — und dies Werk, weil es das Seinige iſt.

Demuth geziemt dem Geſchöpf, das, ſich ſelbſt überlaſſen, faſt nichts als fehlen und ſündigen kann.

Je demüthiger das Herz, deſto empfänglicher für die himmliſche Gabe und beſonders für die Gemeinſchaft des göttlichen Geiſtes.

In Demuth flehe ich, Herr, zu dir, gewähre mir ferner deinen mächtigen Beyſtand, laß deinen guten Geiſt mich allezeit auf der richtigen Bahn führen und deine Kraft mich ſtärken in meiner Ohnmacht.

In der demüthigen Anerkennung meines Unvermögens will ich mich denn auch recht ernſtlich um den höhern Beyſtand bemühen. Viele Erweiſungen der göttlichen Gnade ſind an äußere Mittel geknüpft, und ich erfahre ſie nur dann, wenn ich dieſe ſorgfältig gebrauche. Ich muß mit der Natur oft umgehen, ich muß ſie mir zur Vertrauten erwählen, ich muß allen ihren erhebenden und ſanften Eindrücken mein Herz öffnen, ich muß die Schriften, in denen das Wort des Herrn aufbewahrt iſt, fleißig, andächtig, wohl vorbereitet durch das Gebet zu Gott, daß er meine Seele erleuchte, mein Herz ergreife, meine Vorurtheile zerſtöre, meinen Widerwillen überwinde, leſen, ich muß mich häufig mit geſammeltem Gemüthe und mit dem aufrichtigen Verlangen nach himmliſcher Stärkung, da einfinden, wo das Wort des Herrn verkündigt und ſein Einfluß durch heilige Geſänge und heilige Handlungen verſtärkt wird, damit Gottes Geiſt durch die Natur und das göttliche Wort auf mich wirken könne. Ich muß oft, durch Entfernung zerſtreuender Dinge und ſtörender Gedanken, in mir die heitre Stille hervorbringen, in welcher die Vorſtellungen und

Gefühle, die der göttliche Geiſt unmittelbar der Seele mittheilt, am leichteſten erwachen und am tiefſten eindringen. Ich muß mein Gewiſſen wachſam erhalten, um in demſelben überall die Stimme des lehrenden, warnenden, ermunternden, ſtrafenden Geiſtes zu hören. Ich muß betrachten, was das Herz erwärmen kann, ich muß alle Entſchloſſenheit, deren mein Wille fähig iſt, aufbieten, ihn feſt auf das richten, was von mir gefordert wird, um in der großen Verſuchung, bey der ſchweren Pflicht Gottes Kraft in meiner Schwachheit zu fühlen.

Doch vergebens würde mir der höhere Beyſtand zu Theil werden, wenn ich ihn nicht eifrigſt zu benutzen ſuchte. Denn dieſer Beyſtand ſoll mich keinesweges der eignen Anſtrengung überheben, er ſoll mich nur zu derſelben tüchtig machen, und ihr einen glücklichen Erfolg verſchaffen.

So will ich denn die frohen und die traurigen Ereigniſſe meines Lebens ſtets Gott, als deine Schickungen zur Beförderung meines ewigen Heiles anſehen, nach deinen Abſichten bey denſelben in Anſehung meines Herzens, die, wenn ich mein Herz redlich unterſuche, mir nicht lange verborgen bleiben können, aufrichtig forſchen und unermüdbar dahin arbeiten, daß das in mir vertilgt, gewecket, geſtärkt werde, was du durch dieſelben in mir vertilgen, wecken, ſtärken willſt, daß ich das thue, wozu du mich durch dieſelben aufforderſt. Merken will ich auf den Unterricht der Erfahrung, und ihn mir tief einprägen, mir tief einprägen die Belehrungen, die du mir durch die Natur und dein Wort ertheilſt, bewahren und nähren die guten Empfindungen und Beſtrebungen die du durch ſie oder auf andere Weiſe in meinem Herzen hervorbringſt, und den Antrieben, die ſie mir geben, Folge leiſten. Achten will ich auf jede Warnung und Aufforderung, die du durch das Gewiſſen an mich ergehen läßt und darnach mein Verhalten auf das genaueſte einrichten. Glauben, widerſtehn, entbehren, erdulden, wagen, vollenden will ich in der Kraft, die du dem ſchwachen Kinde darreichſt.

XVIII.

Die Freude an dem Herrn.

Freuet euch des Herrn, ihr Gerechten!
Pſalm 32. V. 11.

Freue dich, meine Seele, des Herrn! freue dich ſeiner, indem du an ihn denkſt und zu ihm beteſt, indem du ſeine Werke und Wege betrachteſt; denke an ihn, bete zu ihm, betrachte ſeine Werke und Wege, damit du ſeiner dich freueſt — und immer mehr erfüllt werdeſt mit der reichſten, erhabenſten, ſeligſten Freude. Freue dich, meine Seele, des Herrn! In ihm findeſt du alles vereint, was dich auf eine würdige Weiſe zu erfreuen vermag; bey ihm findeſt du es in der höchſten Vollkommenheit — frey von den Beſchränkungen und Verunſtaltungen, womit du es allenthalben außer ihm wahrnimmſt. Alles Großen, alles Schönen, alles Wahren und Guten, jeder Vortrefflichkeit Inbegriff iſt er. Den Widerſchein ſeiner ewigen Herrlichkeit erblickſt du, wo das Große und Schöne in der Natur und Kunſt — wo das Wahre in den Geſetzen des Weltalls und des denkenden Geiſtes — wo das Gute und Treffliche in menſchlichen Gemüthern ſich dir darſtellt. In den Glanz ſeiner Herrlichkeit kannſt du nicht ſchauen, die reine ewige Größe, Schönheit, Wahrheit, Güte vermagſt du nicht zu faſſen, aber ahnen ſollteſt du ſie im Widerſcheine, daß du ihrer dich freuteſt, und alle deine beſſern Freuden ſich ſammelten in Eine mächtige Gottesfreude.

Freue dich, meine Seele, des Herrn! Ach, ohne ihn, fern von ihm iſt keine Freude; ohne ihn, fern von ihm kann das fühlende Herz nichts als verlangen und trauern. Vor ihm iſt Freude die Fülle und liebliches Weſen zu ſeiner Rechten ewiglich. Dieſer Fülle entſtrömt unabläſſig, was die Geſtalt des Himmels und der Erde erneuert, was alle Weſen erfriſcht, und alle Herzen fröhlich macht.

Freue dich, meine Seele, des Herrn! Bey ihm iſt Befriedigung für all' dein Bedürfen; ihn meinen, nach ihm ſtreben alle unruhigen Empfindungen des Herzens; zu ihm, deinem höchſten Gute, ziehen unaufhörlich dich hin die unvergänglichen Triebe. Ein banger Traum wäre ohne ihn dein Daſeyn, durch ihn ſtrahlt es in lichtheller Wahrheit, in ſüß genügender Wirklichkeit.

Herr, Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für, ehe denn die Berge waren, und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du, Gott, von Ewigkeit zu

Ewigkeit. Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt, wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht? führe ich gen Himmel, ſo biſt du da, bettete ich mir in die Hölle, ſiehe ſo biſt du auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußerſten Meere, ſo würde doch deine Hand mich daſelbſt führen, und deine Rechte mich halten; ſpräche ich: Finſterniß möge mich decken, ſo muß die Nacht auch Licht um mich ſeyn. Herr, du erforſcheſt mich, und kennſt mich, du verſteheſt meine Gedanken von ferne, und führſt alle meine Wege. Allmächtig herrſcheſt du im Himmel und auf Erden; du ſprichſt und es geſchieht, du gebieteſt und es ſteht da. Du biſt groß und dein Name iſt groß, das kannſt du mit der That beweiſen. Dir muß alles ſich unterwerfen, deinem Willen muß alles gehorchen. Alle Lande ſind deiner Ehre voll. Heilig und gerecht führſt du ſie aus die Rathſchlüſſe deiner unerforſchlichen Weisheit. Wer böſe iſt, bleibet nicht vor dir. Herr, Herr, Gott, barmherzig, gnädig, langmüthig, von großer Güte und Treue, der da vergibt Miſſethat, Uebertretung und Sünde! Dem Verlaſſenen Berather, dem Elenden Hülfe, dem Schmachtenden Labſal, dem Traurigen Troſt biſt du! Freue, o freue dich, meine Seele, des Herrn!

Freue dich, meine Seele, des Herrn! denn er iſt ſehr freundlich, und ſeine Güte währet ewig!

Freue dich, meine Seele, des Herrn! Er iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott, in ihm.

Freue dich, meine Seele, des Herrn! Er wölbte über uns, in heiterm Blau, ſeinen Himmel, und wies den ſtrahlenden Körpern ohne Zahl, die, von ſeinem Worte ins Daſeyn gerufen, durch die Unermeßlichkeit wandeln, ihre Bahnen an. Durch ihn glänzet der prächtige Tag, durch ihn ſchimmert's in ſtillen Nächten. Er donnert in den Wolken, und läßt den milden Regen hernieder träufeln auf die durſtende Flur — in Strömen ergießt ſich ſein Segen. Er geht daher im Sturmwinde und im linden Säuſeln, in den lauen Lüften des Frühlings weht ſein Odem. Im feſtlichen Schmucke pranget die Erde, bedeckt mit erquickendem Grün, mit farbenreichen Blumen, mit ſchattigen Bäumen und nährenden Früchten — überall Reitze für mein Auge, Entzücken für mein Herz, holde Geſtalten und Erſcheinungen, Bilder des Friedens, Abdrücke der höchſten Vollkommenheit, Denkmale einer unausſprechlichen Huld und Freundlichkeit. Ueber mir — um mich her die Herrlichkeit Gottes! Und mein Herz kann empfinden all' dieſe Größe, all' dieſe Schönheit und Anmuth! Freue dich, meine Seele, des Herrn!

Des Herrn Rath iſt wunderbarlich und er führt es herrlich hinaus; aus der Dunkelheit führt er zum Lichte, aus der Schmach zur Ehre, aus der Niedrigkeit zur Hoheit, aus dem Elende zum überſchwenglichen Glücke, aus dieſem Jammerthal in ſein Himmelreich. Die Wege des Herrn ſind nichts als Güte denen, die ſeinen Bund halten. Die Gewaltigen, die ſich wider ihn auflehnen, ſtürzt er von ihren Thronen, und erhebt die Demüthigen. Betrachte meine Seele ſeine Gerichte — die gewaltigen, die ſchrecklichen — die gnädigen und barmherzigen, und freue dich des Herrn, meine Seele!

Freue dich, meine Seele, des Herrn, der dein Gott und Vater iſt! Dich hat er unſterblich geſchaffen, dir hat er die erhabenſten Vorzüge verliehen. Dich hat er fähig gemacht, zu empfinden, zu denken, die Wahrheit zu erkennen, das Schöne zu genießen, das Gute zu vollbringen. Dich hat er beſtimmt, von Einer Stufe der Vollkommenheit zu der andern emporzuſteigen, ihm immer ähnlicher zu werden, einſt in ſeiner Nähe, in den Reichen des Lichtes und der Herrlichkeit zu leben, und ſelig zu ſeyn; zu Freuden, die du jetzt noch nicht faſſen, noch nicht ahnen kannſt, zur Gemeinſchaft aller Heiligen und Seligen hat er dich beſtimmt!

Freue dich, meine Seele des Herrn! Für dich gab er ſeinen Sohn dahin. Um dich dem Verderben zu entreißen, dich, Sündiger, zu reinigen, mit Gott zu verſöhnen, und dem Himmel zu erkaufen, um dir die Kräfte des Lebens und der Heiligung zu erwerben, ſtarb am Kreuze die Liebe. Dir gibt er ſeinen Geiſt, daß er dich erneuere, bilde, bewahre zum ewigen Leben, und dich erquicke und ſtärke durch des ewigen Lebens Vorgefühl.

Freue dich, meine Seele, des Herrn! Du biſt ihm theuer, in ſeine Hände hat er dich gezeichnet. Er ordnet deine Schickſale; er ſorgt für dich; er behütet dich in der Gefahr; er ſteht dir bey in der böſen Zeit; er rettet dich in der Noth; er erleichtert dir deine Laſt; er wendet zu deinem Beſten, was Menſchen dir Uebles zufügen. Er begleitet dich auf allen Wegen; er prüft dich durch Trübſale; er leitet dich nach ſeinem Rathe, und nimmt dich endlich zu Ehren an.

Freue dich, meine Seele, des Herrn im Schmerze! denn durch den Schmerz ſegnet er dich. Freue dich ſeiner, wenn du in frohen Ereigniſſen, in koſtbaren Geſchenken, in ſüßen Bewegungen des Herzens ſeine Güte empfindeſt! Und wie oft iſt dir wohl, unausſprechlich wohl geworden durch ſeine Güte! Dein Leben wie reich an angenehmen Veränderungen, an theuren Beſitzthümern, an fröhlichen Stunden und Tagen! Ohne Aufhören empfängſt du aus den Schätzen ſeiner Liebe! Da vornehmlich, wo dir ſeine Liebe ſo fühlbar wird, freue dich, meine Seele, des Herrn!

Der Herr iſt deine Zuverſicht; er wird dich nicht verlaſſen noch verſäumen; alle wahren Uebel wird er von dir abwenden; in aller Schwachheit wird er dich ſtärken; in aller Traurigkeit wird er dich tröſten; alle deine Bedürfniſſe wird er befriedigen, alles Gute, wofür du Empfänglichkeit haſt, dir gewähren. Wie reich, wie ſtark, wie ſicher und feſt ruhſt du, meine Seele, in deinem Gott! Darum freue dich, meine Seele, des Herrn!

Wohl mir, daß ich des Herrn mich freuen kann! Des Hocherhabenen, des Unbegreiflichen, des Unausdenklichen, des Furchtbaren und Entſetzlichen, des Ewigen und Unermeßlichen kann ich mich freuen: welch eine Ehre, welch ein Glück! Seiner kann ich mich freuen, freudig kann ich ihn in mein Herz, in mein enges, ſchwaches Herz aufnehmen. Die Freude aller Himmel kann ich fühlen — und kann ſie tragen — dieſe Freude! Sinke nieder, meine Seele, vor dem Herrn, der dich ſo groß und ſo herrlich gemacht hat!

Doch, freuen kann man ſich des Herrn nicht, wenn man fern von ihm lebt; wenn ſträfliche Lüſte, wilde Leidenſchaften im Herzen wohnen, und das Herz wider ihn empören; wenn man im Gefühle vielfältiger Uebertretungen ſich vor ihm nichtswürdig und verwerflich weiß, und nicht anders, als mit Beſchämung, Unruhe und Bangigkeit an ihn zu denken vermag; wenn beym Gedanken an ihn das Gewiſſen ſeine Klage erhebt, und das düſtre Bild eines zerrütteten Gemüthszuſtandes vor die Seele tritt. Ach, dann hat man ja nichts zu erwarten — nur zu fürchten hat man, und was der Gedanke Gottes Großes und Herzerhebendes in ſich ſchließt, weicht zurück vor den Schrecken der beleidigten Heiligkeit, der ſtrafenden Gerechtigkeit. Freuen kann man ſich ſeiner nicht, wenn man, gleichgültig gegen das Höhere und Edlere, unfähig, bey geiſtigen Dingen mit Wohlgefallen zu verweilen, nur in der Befriedigung grober ſinnlicher Triebe — ohne Empfänglichkeit für ſtille Vergnügungen, nur in geräuſchvollen Zerſtreuungen, in lauten und betäubenden Luſtbarkeiten Genuß findet, oder doch, der Welt ganz dahin gegeben, von dem Göttlichen nichts fühlt; wenn unruhige Bewegungen des Gemüthes die ſanftern Rührungen, in denen die Freude an dem Herrn lebt, nicht aufkommen laſſen; wenn eine düſtre Stimmung uns Gott allein oder doch vornehmlich in ſeinem Ernſte, ſelten oder nie in ſeinen Hulderweiſungen vergegenwärtigt; wenn unſer Trübſinn, zu traurigen Gedanken hingewendet, mit düſtern Bildern beſchäftigt, den frohen das Herz verſchließt.

So will ich denn mit Ernſt über mir ſelbſt wachen, daß ich nicht weiche aus dem glücklichen Verhältniſſe zu Gott, in welchem allein man ſeiner innig ſich freut; wehren will ich den Begierden des Herzens, die ſich gegen ihn auflehnen, mich hüten mit großer Sorgfalt vor der Verletzung ſeines heiligen Gebotes, durch die mir die Erinnerung an ihn läſtig, ja ſchrecklich werden würde; bewahren will ich mein Herz, daß die Welt es nicht vereitle, und ihm den Sinn für das Geiſtige und Göttliche raube; offen erhalten will ich mein Herz für alles Heitere und Frohe, damit ich allezeit meines Gottes mich freuen könne.

Nicht genug indeß, daß mir die Freude an ihm nicht verloren gehe; ich muß auch dahin ſtreben, daß ich ſie immer reiner, immer inniger und lebendiger empfinde, daß ſie ſich immer mehr meinem ganzen Gemüthe mittheile, daß ſie als bleibende Stimmung mich allenthalben hin begleite, mich bey allem meinem Denken, Fühlen und Thun beſeele, alle meine andere Freuden — und ſelbſt meine Schmerzen in ihrem Lichte verkläre.

Dazu muß ich mich oft angelegentlich mit Gott beſchäftigen, und insbeſondere das Frohe und Herzerhebende im Gedanken an ihn mir recht nahe bringen. Ich muß oft ſeine reizenden und prachtvollen Schöpfungen, ſeine erhabnen und gnädigen Führungen, die unzählbaren Wohlthaten, durch die ſeine Güte ſich an mir verherrlicht hat, und noch immer verherrlicht, betrachten; ich muß mich gewöhnen, alles Schöne, Gute und Frohe meines Lebens mit ihm in Beziehung zu bringen, in allem Schönen, Guten und Frohen die Abbilder ſeines Weſens zu erkennen; ich muß mich durch einen göttlichen Sinn ihm immer mehr befreunden, durch treue Erfüllung ſeines Willens ſeines Beyfalles mich immer mehr verſichern, den Zug zu ihm hin in meinem Gemüthe verſtärken, in einem zarten Gefühle für jedes Treffliche und in einer heitern Verfaſſung des Gemüthes meine Empfänglichkeit für die Freude an dem Herrn erhöhen.

Wahrlich ſie iſt es werth die Freude an dem Herrn, daß man ſich ernſtlich um ſie bemühe.

Still lebt ſie im Herzen, und ſtill wird von ihr das ganze Herz; durch das ganze Herz verbreitet ſie eine heilige Ruhe.

In der ſtillen, reichen Gottesfreude — wie gleichgültig ſind uns die Dinge, die ſonſt heftige Stürme in unſerm Buſen erregen! wie gering däucht uns die Welt mit allem, was ſie in ſich ſchließt! Nichts Ungeſtümes und Gewaltſames kann in uns aufkommen, alles wird niedergehalten, gemäßigt, beſänftigt von der mächtigern, aber ſanftern Empfindung, die uns beherrſcht.

Wir wiſſen von keinem Haſſe, von keiner Bitterkeit, wir ſind unfähig, irgend einer Beleidigung zu gedenken. Wir fühlen uns durch keinerlei Begegnung gekränkt, wir haben keine Empfänglichkeit mehr für Dinge dieſer Art, und hätten wir ſie, es würde uns Bedürfniß ſeyn, Nachſicht zu beweiſen, zu vergeben. Wir möchten jedem an's Herz fallen, jedem Gutes erzeigen, jeden Verirrten zurückbringen.

Kein Kummer nagt an unſerm Herzen; ſchwächer empfindet die von der heiligen Freude erfüllte Seele ihre Schmerzen, willig erträgt ſie ihre Schmerzen in Ergebung an Gott, in getroſtem Warten auf ſeine Hülfe.

Die Reue hat ihren Stachel verloren; es thut uns zwar wehe, es beſchämt uns tief, daß wir geſündigt haben, aber wir wiſſen uns dem verſöhnt, der des Herzens ſüße Freude iſt, und feſt ſteht in uns der Vorſatz, künftig zu thun nach ſeinem Wohlgefallen.

Keine Sorge quält unſer Herz; wir ſehen nirgends was uns bekümmern könnte, alles erſcheint uns leicht, bequem, ſicher. Und wäre es möglich, daß uns etwas bekümmerte: wie ſollte nicht die freudige Zuverſicht auf den Herrn jede Laſt von uns hinwegnehmen? wie ſollten wir nicht fröhlich hoffen, er werde alles mit uns wohl machen?

Noch weniger kann irgend eine Furcht das Herz beunruhigen. O, nichts iſt da zu fürchten, wo man ſich des Allmächtigen freuen darf. Er allein iſt der wahrhaft Furchtbare, und alle Schrecken fliehen, wenn wir kindlich froh zu ihm hinaufblicken.

Das Gemüth feyert in heiliger Stille, und in dieſer Stille empfängt es die Eindrücke, die das höhere Leben in ihm nähren und ſtärken.

In der Freude an dem Herrn *kann man nicht ſündigen*. Das Herz wird nicht zur Sünde verſucht, indem es ſeines Gottes ſich freut. Die Gedanken der Sünde ſind ihm fremd; die ſträfliche Begierde erwacht nicht; ihm fehlt der Sinn für den Reiz der Sünde; es kennt, es verſteht die Sünde nicht; die erhabenſte Freude hat es geheiligt. Und könnte ja eine ſträfliche Begierde erwachen, ſchnell würde die heilige Freude ſie niederkämpfen; könnte ja ein äußerer Reiz das Herz erreichen, ſchnell würde man ſich wegwenden von dem verführeriſchen Bilde. Nur der Himmel kann in der Seele wohnen, die ſich ihres Gottes freut.

In der Freude an dem Herrn *fühlt man Luſt zu allen guten Werken*. Man umfaßt ſeine Pflicht mit wärmerer Liebe; man findet in ſich eine Kraft zum Schwerſten, ein Bedürfniß, auf eine nützliche und würdige Art thätig zu ſeyn, den Geiſt reiner Uneigennützigkeit;

man muß wohlthun, man muß beglücken. Man will handeln wie Gott, ſein Werkzeug will man ſeyn. Man liebt auch die Menſchen feuriger. Alle ſchöne Triebe des Herzens regen ſich, Mitgefühl, Dankbarkeit, Freundſchaft, zärtliches Wohlwollen, Freundlichkeit, Dienſtfertigkeit, Gefälligkeit. Es iſt uns ein Geringes, groſſe Opfer zu bringen. Wir arbeiten mit größerm Ernſte, und reicherm Erfolge an unſerer Veredlung.

Und wie ganz anders wird das gethan, was man in der Gottesfreude thut! Wie iſt da der Sinn ſo rein, der Eifer ſo feurig, die Aufmerkſamkeit ſo rege, das Beſtreben ſo umfaſſend, der Geiſt ſo aufgerichtet, das ganze Weſen ſo groß, ſo frey, ſo herrlich! Wie bedeutungsvoll, wie hoch erfreuend, wie vielſeitig wohlthuend, was wir verrichten!

Voll ſeliger Hoffnung wird das Herz in der Freude an dem Herrn.

Was darf ich von einem Gotte erwarten, deſſen mein Herz innig ſich freuen kann, innig ſich freuen muß, an dem alles mir freudenreich iſt, der mein Herz der höchſten Freude fähig machte, der mir ſelbſt die höchſte Freude ins Herz gab! O nichts iſt ſo groß und herrlich, daß ich es nicht von ihm erwarten dürfte.

Auf alle Weiſe und immer reicher wird er mich ſegnen. Schon hier auf Erden wird er mir Eine Hulderweiſung nach der andern, Ein Gefühl ſeiner Liebe nach dem andern laſſen zu Theil werden. Ich bin ſein Kind, ich ſtehe mit ihm in der genaueſten Gemeinſchaft. Aber ich blicke über das Grab hinaus. Für die Ewigkeit hat er mich geſchaffen; ewig, ewig ſoll ich ſeiner mich freuen. Er will mich immer näher mit ſich vereinigen, immer mehr mir gewähren, immer mehr mich beſeligen. Davon iſt mir die Freude ein Unterpfand. Immer neue Wunder ſeiner Macht und Güte ſoll ich ſchauen, immer beſſer ihn erkennen, immer lebendiger ihn empfinden. Kann ich mich jetzt, in meiner Beſchränktheit, ſeiner ſchon in dieſem Maße freuen, was wird es dann einſt ſeyn, wenn ich die höhern Stufen des Daſeyns werde betreten haben!

Selten und kärglich wird uns die Erdenfreude zu Theil, vielfältig wird ſie uns verkümmert, immer läßt ſie dem Herzen mehr zu wünſchen übrig, als ſie ihm gibt; eitel und flüchtig iſt ſie. Wie arm iſt das Herz, das ſie allein hat! Aber die Gottesfreude ſucht man nie vergebens; kein Schmerz miſcht ſich in ſie; ſie erfüllt und befriedigt das ganze Herz; ſie erhebt über Erdenſchmerz, Erdennoth und Erdenſorge, befreyt von jeder Angſt das zagende Gemüth; niemand mag ſie von uns nehmen; ſie begleitet in den Tod; ſie bleibt uns, wenn das Herz keine andere Freude mehr faßt; ſie ſchwebt mit uns hinüber in ihre Heimath, dort ewige Freude zu werden.

Getroſt, getroſt werde ich mit ihr alles erwarten, was Gott beſchloſſen hat, und nicht verzagen, wenn ſchwer die dunkeln Verhängniſſe heraufziehen, getroſt und himmelfroh mit ihr in die Nacht des Todes ſinken.

Nimm ſie mir alle, Gott, wenn es dir gefällt, die armen Freuden der Erde, aber bewahre mir die Eine — die ſtille Freude, die das fromme Herz an dir hat!

XIX.

Das Vertrauen auf den Herrn.

Befehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.

Pſalm 37. V. 5.

Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.

Ebr. 10. V. 35.

Des Vertrauens, der feſten, lebendigen, alle Empfindungen des Gemüthes beherrſchenden Ueberzeugung, es könne, wenn ich anders thue, was mir obliegt, nichts geſchehen, das mir wahrhaft verderblich wäre, es werde alles geſchehen, was zu meinem Heile erforderlich iſt, und von mir ſelbſt nicht bewirkt werden kann — bedarf ich, um in dieſem unſichern und wechſelvollen Leben, bey den Leiden, die mich treffen, bey den Unfällen, die mich bedrohen, ein ruhiges Herz zu behalten, das Zukünftige getroſt zu erwarten, und mit reger Kraft und frohem Muthe zu vollbringen, wozu mir das Leben verliehen worden. Nicht zu ertragen vermöchte ich das Leben, erliegen müßte ich der Laſt ſeiner Schmerzen, Sorgen und Aengſten, wenn ich dieſes Vertrauen nicht faſſen dürfte.

Ich finde mich von allen Seiten abhängig; Umſtände, die ich weder beſtimmen noch verändern kann, Kräfte, die ſich meinem Einfluſſe völlig entziehen, haben auf mein Glück den entſchiedenſten Einfluß; ich habe zahlreiche Bedürfniſſe, die ich ſelbſt nicht zu befriedigen vermag; mein Herz kann ſo leicht und ſo tief verwundet, mein Glück kann ſo ſchnell zerſtört, ich kann in kurzer Zeit von der ſtrahlenden Höhe des Glückes in die nächtlichen Tiefen des Verderbens geſtürzt werden. Nicht ſelten bin ich in denjenigen Dingen, über die ich ſelbſt Macht habe, gerade am übelſten berathen. Der Wahn meiner Kurzſichtigkeit, die thörichten Wünſche meines Herzens verleiten mich zu Handlungen, durch die ich mir ſelbſt das Elend bereite. Was ſoll nun in dieſer Lage meinem Herzen Vertrauen einflößen?

Ich forſche nach den Geſetzen des Weltlaufes, und nehme nichts wahr, das mir für mein Wohl eine ſichere Bürgſchaft leiſten könnte — dagegen vieles, das mich im höchſten Grade beunruhigen muß. Hier ſcheinen meine Angelegenheiten gar nicht in Betrachtung zu kommen; hier ſcheint alles, unbekümmert um meinen Zuſtand, ſeinen nothwendigen Gang zu gehen; hier ſcheint allein der Zufall darüber zu entſcheiden, ob ich glücklich oder gränzenlos elend ſeyn werde; gewogene und feindſelige Mächte ſcheinen hier mit dem Menſchen ein entſetzliches Spiel zu treiben. Was berechtigt mich zu glauben, mit mir werde ſich das nicht zutragen, was ſich jeden Augenblick in der Welt zuträgt — mich werde das nicht treffen, wovon ich andere darnieder geworfen ſehe — ich werde den Wechſel des Schickſals nicht erfahren, der ſo viele neben mir ergreift und dahin ſtürzt? Warum ſoll das Schreckliche, was mir bereits begegnet iſt, was noch in der Erinnerung meine ganze Seele erſchüttert, nicht wiederkehren — in einer noch gräßlichern Geſtalt wiederkehren können?.

Ich wende mich an Menſchen. Aber ſie ſind ſchwach wie ich; in tauſend Fällen können ſie nicht helfen, in tauſend Fällen kann der Mächtigſte unter ihnen nicht helfen. Sie ſind kurzſichtig wie ich, wie ich dem Irrthume unterworfen, in tauſend Fällen wiſſen ſie nicht zu helfen, oder wählen in der beſten Meinung das Schlimmſte. Wie oft werden in ihren eigenen Angelegenheiten die Weiſeſten zu Thoren! Und wie viele möchten denn wohl geneigt ſeyn, mir zu gewähren, was in ihrem Vermögen ſteht. Denen, die mir vom Herzen wohlwollen, könnte doch wohl mancher Dienſt zu beſchwerlich, manches Opfer zu koſtbar dünken. Die Fremden würde ich nicht ſelten in der drückendſten Noth, im tiefſten Elend vergebens um ihren Beyſtand anſprechen. Ach, es gibt Menſchen, vor denen ich mich auf die Knies werfen, vor denen ich blutige Thränen weinen könnte, ohne ihr hartes Herz zu erweichen.

Auf Erden iſt nichts, im weiten Weltall — in dieſen unermeßlichen Räumen iſt nichts, worauf ich mein Vertrauen ſetzen dürfte — überall nur Täuſchung, Ohnmacht, Eitelkeit.

Wohl mir, daß ich Den kenne, der die Erde gegründet, der das Weltall und dieſe unermeßlichen Räume geſchaffen, und den Lauf der Dinge, wie die Ereigniſſe meines Lebens, mein Gegenwärtiges und mein Künftiges geordnet hat! Nichts kann mir anders begegnen, als nach ſeinem weiſen, heiligen, gnädigen Willen; und wie dürfte ich da beſorgen, daß mir irgend etwas Uebles begegne? Allerdings kann mir begegnen, was meinen Neigungen entgegen, was meinem Gefühle ſchmerzlich iſt — und es begegnet mir oft — aber immer zu meinem Glücke. Auch das härteſte Mißgeſchick iſt Wohlthat für mich; was mir nur irgend begegnet, muß zu meinem Beſten dienen.

Der mich kennt, der mich liebt, der alles in ſeiner Gewalt hat, ſorgt für mich; wie könnte es mir denn an irgend etwas fehlen, das zu meinem Heile erforderlich iſt? Alles, alles, deſſen ich bedarf, wird mir werden, aus einer unerſchöpflichen Fülle wird mir zufließen, deſſen ich bedarf; nie und nimmer werde ich mich verlaſſen fühlen. Bedacht und berathen bin ich in aller meiner Armuth — in aller meiner Verlaſſenheit. Zwar darf ich nicht erwarten, jeden meiner Wünſche erfüllt zu ſehen: denn wie viele meiner Wünſche ſind das Werk meines Unverſtandes. Aber zuverſichtlich darf ich erwarten, alles zu empfangen, was zu meinem wahren Glücke gereicht, und auch mit den Gütern und Freuden des irdiſchen Lebens geſegnet zu werden, die mit meiner höhern Wohlfahrt verträglich ſind. Zuverſichtlich darf ich behaupten, was mir verſagt bleibt, würde mir zu meinem Verderben gewährt worden ſeyn.

Das iſt mein Vertrauen auf den Herrn. In dieſem Vertrauen überlaſſe ich mich willig und völlig ſeiner Führung — wandle ich an ſeiner Hand ſicher und feſt durch das unſichere und wechſelvolle Leben. Gläubig froh befehle ich ihm alle meine Wege; ich hoffe auf ihn, er wird alles wohl machen.

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege im Glücke; und bin fröhlich und guter Dinge am guten Tage meines Lebens. Ich kenne des irdiſchen Glückes Unbeſtand, ich weiß, man kann nicht beſitzen ohne zu verlieren, auf gute Tage folgen die böſen. Aber ich weiß auch, Gott wird mir mein Glück bewahren, ſo lange es ein Glück für mich iſt, erhalten wird er mir all' das Theuere und Geliebte, ſo lange ich es, ohne einen höhern Verluſt, beſitzen kann. Nicht durch einen Zufall wird mir entriſſen werden, was meinem Herzen Freude zu geben vermag; nur nach ſeinem gnädigen Willen werde ich einbüßen. Und muß ich denn verlieren zu meinem höhern Glücke: wie könnte ich deſſen mich weigern? wie ſollte ich nicht preiſen den, der da ſegnet, wenn er gibt, ſegnet, wenn er nimmt? Auf Erden noch wird er mich durch andere Güter entſchädigen — dort durch die beſſern, durch die unvergänglichen. In der That kann ich nimmer verlieren, denn ich beſitze ewig alles in ſeiner Liebe — und von ſeiner Liebe werde ich ewig von neuem empfangen.

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege im Unglück. Seine Schickung erkenne ich in den Leiden meiner Tage, und darum halte ich ſie alle für Wohlthat — auch da, wo ich nicht begreife, auf welche Weiſe ſie mir Wohlthat ſeyn mögen, auch da, wo ich nichts als Schmerzliches und Nachtheiliges in ihnen wahrnehme, wo ſie mir ſogar mit meinem höhern Heile in Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen. Ich glaube, obgleich ich nicht ſehe; ich halte feſt an dem weiſen und gnädigen Rathe des Herrn — auf ihn ſind alle meine Gedanken gerichtet, wo alles, was die Erfahrung mir zeigt, ſich vereinigt, meine Gedanken zu verwirren. Licht iſt mir der Herr in den Finſterniſſen des Lebens. Wie auch meine Leiden ſich häufen, zu welcher Höhe ſie auch ſteigen: ich glaube, und zweiſle nicht, und ſtille im Glauben die unruhige Seele. Und ſo hoffe ich mit unerſchütterlicher Zuverſicht, der Herr werde mich zu rechter Zeit erlöſen von meinen Leiden — einſt von allen Leiden, nie werde ſeine Barmherzigkeit von mir weichen, er werde, ſo lange ich leide, mich ſtärken und erquicken, er werde mir reichen, köſtlichen Gewinn aus meinen Leiden erwachſen laſſen, daß ich ihn preiſen könne für ſeine Prüfung. Nie werde ich es wagen, ihm eine Stunde oder eine beſtimmte Art der Errettung vorzuſchreiben; nie werde ich darauf rechnen, zu einer gewiſſen Stunde oder auf eine beſtimmte Art gerettet zu werden. Wie dürfte ich das in meiner Beſchränktheit? Nein; das ſey ihm anheimgeſtellt, und mir ſey es genug, daß der Herr mich gewiß erretten, und alle meine Schmerzens-Thränen in Thränen der Freude verwandeln — mir ſey es Troſt, daß er zu ſeiner Stunde, auf ſeine Art retten und vergüten wird. Im tiefſten Weh, in der Herzensqual, in der Herzensangſt befehle ich meine Wege dem Herrn; er, der alles wohl macht, triumphirt meine Seele, wird es auch mit mir wohl machen. Meine Hülfe iſt der Herr, der Himmel und Erde geſchaffen hat. Dort am ſtrahlenden Ziele werde ich einſehen, wie alles ſo gut und herrlich war!

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege im Gefühle meiner Bedürfniſſe. Mögen ſie noch ſo groß, noch ſo fühlbar ſeyn, mag es den Anſchein haben, als ob es mir nun wirklich fehlen werde, da der Augenblick ſchon gekommen, wo ſie mit Ungeſtüm Befriedigung fordern, während ich nirgends antreffe, was ſie befriedigen könnte. Ich bin gutes Muthes: denn ich vertraue auf den Allgenugſamen und Allvermögenden, der mich nimmer vergeſſen kann, der keines ſeiner Geſchöpfe vergißt. Mir wird ganz gewiß werden, was ich nöthig habe; und es beunruhigt mich gar nicht, daß ich nicht ſehe, wie und woher. O, ſo oft ſah ich das nicht, ſo oft war ich nahe daran zu verzagen — und doch ward es mir. Er wird mich ernähren, bekleiden und erwärmen zur Zeit des Mangels; er wird mich unterweiſen, wo ich den rechten

Pfad nicht finden kann; er wird meine Seele erleuchten, wo der Irrthum ſie bethören möchte; er wird mir Rath geben in der Verlegenheit; er wird mich ſtärken und befeſtigen, wenn ich in Verſuchung gerathe, oder eine ſchwere Pflicht zu erfüllen habe.

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege im Gedanken an die ungewiſſe Zukunft.

Ich weiß nicht, was mir noch bevorſteht; aber ich brauche das auch nicht zu wiſſen, denn ich weiß, mir ſteht nichts bevor, als was der Herr, der Weiſe, der Gnädige, der Barmherzige über mich beſchloſſen hat; gerade ſo wird es mir ergehen, und nicht im Geringſten anders, als es ſein väterlicher Wille iſt. Tauſend fürchterliche Möglichkeiten könnten mich ängſtigen, beym Blick auf das tiefe Dunkel, das meine fernern Lebenstage bedeckt; ſie ängſtigen mich nicht, nur dasjenige Mögliche kann wirklich werden, was der Herr, als mir zuträglich, für mich auserſehen hat. Freylich liegt darin für mich keine Verſicherung, daß ich nichts werde zu leiden haben — o, es können noch ſehr ſchmerzliche Leiden zu meiner Prüfung nöthig ſeyn! Aber *die* Verſicherung liegt für mich darin, daß ich nur das werde zu leiden haben, was zu meiner Prüfung nöthig iſt, und das will ich ja gern leiden — auch *die* Verſicherung, daß alle meine künftigen Leiden nach meinen Kräften abgemeſſen ſeyn, und mir auf alle Weiſe werden erleichtert werden, daß ich in allen Leiden die Huld und Freundlichkeit meines Gottes erfahren, von allen Leiden Segen ernten — von allen Leiden befreyt, aus allen Leiden zur Freude geführt werden ſoll. Und ſo kann ich mich der Leiden freuen, die mir noch beſchieden ſeyn mögen.

Ich weiß nicht, wann und wie mein irdiſches Leben ſich endigen werde; aber auch darin befehle ich meine Wege dem Herrn, der mich ſahe, als ich noch unbereitet war, und alle Tage auf ſein Buch geſchrieben hat, als ihrer noch keiner da war. Mögen dieſer Tage noch viel, mögen ihrer nur wenige — mag es mir beſchieden ſeyn, noch oft die Herrlichkeit des Herrn auf den Frühlingsgefilden der Erde zu ſchauen, oder bald hinüber zu wallen zu den lichten Auen des ewigen Lebens; ihm befehle ich meine Wege, willig werde ich folgen der väterlichen Stimme, die mich von hinnen ruft; auch im Tode wird der Herr mit mir ſeyn.

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege, wo Gefahren mich umringen. Keine Gefahr kann mich erreichen, wenn er mich behütet, und er behütet mich ſo lange es ſeinem gnädigen Rathe mit mir angemeſſen iſt, daß die Gefahr vorübergehe. Unter ſeinem Schutze hat keine Gefahr etwas Fürchterliches für mich. Er führt in die Gefahr, er beſchirmt in der Gefahr, und wendet das drohende Uebel von meinem Haupte. Der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſollte ich mich fürchten, der Herr iſt meines Lebens Theil, vor wem ſollte mir grauen? Wenn ſich gleich ein Heer wider mich lagert, fürchtet ſich dennoch mein

Herz nicht. Er deckt mich in ſeiner Hütte zur böſen Zeit, er verbirgt mich heimlich in ſeinem Gezelt, er erhöhet mich auf einen Felſen. Der Herr iſt meine Stärke und mein Schild, auf ihn hoffet mein Herz, und mir iſt geholfen. Und ſollte ich in irgend einer Gefahr verlieren, beſchädigt werden, oder gar umkommen: nun ſo iſt es ſein Wille, mein Beſtes geweſen. Mögen die Uebel ſchwer, dunkel, ſchreckensvoll heraufziehen: mein Herz erſchrickt nicht, und fürchtet ſich nicht, denn der Herr iſt mit mir, ihm befehle ich meine Wege, und gehe ſie muthig, auch im finſtern Thal, auch von allen Menſchen verlaſſen.

Ich vertraue auf den Herrn, und befehle ihm meine Wege bey meinen Verrichtungen. Der Erfolg meiner Bemühungen hängt nicht von mir ab; bey den eifrigſten und beharrlichſten Anſtrengungen, bey der genaueſten Vorſicht, bey der treueſten Sorgfalt kann es mir fehlſchlagen. Ich kann irren in der Wahl der Mittel, es können mir unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg treten, die Umſtände, unvorhergeſehene oder unabwendbare Vorfälle können alles vereiteln. Bey mir ſteht das Beginnen, aber das Gelingen ſteht beym Herrn. Wohl mir, daß es beym Herrn ſteht! So bin ich gewiß, daß, was ich mit reinem Sinne, mit Gott ergebenem Herzen und treuem Fleiße verrichte, nie ohne wohlthätige Wirkungen bleiben wird. Vielleicht wird das von mir Beabſichtigte nicht daraus hervorgehen, aber gewiß etwas Gutes, etwas Erfreuliches, etwas für mich Belohnendes, mein höchſtes Heil Förderndes. Dann iſt das von mir Beabſichtigte, wie redlich ich es auch dabey meinte, nicht das Beſte geweſen; was der Herr geſchehen läßt, iſt das Beſſere, und ich muß mich glücklich preiſen, daß es an die Stelle des von mir Beabſichtigten getreten iſt, wenn es mich gleich ſchmerzen könnte, meine Wünſche nicht erfüllt zu ſehen, wenn ich gleich darin das Gute, das Erfreuliche, das für mich Belohnende, mein höchſtes Heil Förderndes noch nicht wahrnähme. Gott ſegnet jedes edle Bemühen, aus jedem läßt er Herrliches erwachſen, jedes läßt er dem Guten zum Gewinn werden. Darum gehe ich getroſt an mein Werk, gläubig den Blick auf den Herrn gerichtet, und ihm anheim ſtellend, zu welchem Ende er es führen wolle.

In dieſem Vertrauen fühlt mein Herz ſich frey von jeglicher Sorge. Alle meine Sorgen werfe ich auf den Herrn, der für mich ſorgt. Auch nicht das Geringſte bleibt in der Seele zurück, das mich bekümmern oder ängſtigen könnte; der Herr ſelbſt, dem ich meine Wege befehle, nimmt die Laſt der Sorge von mir; es iſt nicht mehr meine — es iſt ſeine Sache, was mich bekümmern oder ängſtigen könnte.

Allerdings würde mein Vertrauen ein thörichtes ſeyn, und gewiß zu Schanden werden, wenn ich glaubte, mich in demſelben der eigenen Anſtrengung überheben zu dürfen. Nein, ich darf nicht erwarten, daß Gott für mich ſorgen und mein Beſtes ſchaffen werde, wenn ich mich ſelbſt nicht berathe, wo und wie ich es vermag, wenn ich wohl gar wiſſentlich und vorſätzlich an meinem Verderben arbeite. Ich muß meine Pflichten erfüllen, ich muß darauf denken, das Nachtheilige von mir abzuwenden, ich muß ſtreben mir zu verſchaffen, was ich für ein wahres Gut erkenne, ich muß thun, nach beſter Einſicht, was in meinen Kräften ſteht: dann kann ich alles Uebrige Gott überlaſſen. Erſt da, wo mein Können aufhört, fängt Gottes Sorge an; erſt dann, wenn ich wirklich gethan habe, oder zu thun feſt entſchloſſen bin, was in meinen Kräften ſteht, darf ich mich verſichert halten, es werde nun alles ſo werden, wie es für mich am beſten iſt.

Alsdann aber auch würde ich, indem ich entweder einen durchaus irdiſchen Sinn, dem das nicht gefällt, was Gott anordnet, weil es den ſinnlichen Lüſten nicht ſchmeichelt, oder ein frevelndes Mißtrauen gegen den Herrn verriethe, mich höchſt ſtrafbar machen, wenn ich mich noch mit ängſtlichen Sorgen quälen wollte. Weg, ihr bangen Sorgen, weg ihr eiteln Bekümmerniſſe! ihr ſollt nicht weiter die Ruhe meiner Seele ſtören, ihr ſollt mich nicht weiter hindern, mit heiterm Sinne das, mir von Gott angewieſene Werk zu verrichten, und mich ſeiner Güte zu freuen. So oft ein Gedanke der Sorge in mir ſich regt, ſoll der Blick zum Himmel ihn unterdrükken. Dem Herrn habe ich ja meine Wege befohlen, der Herr wird ja alles mit mir wohl machen.

O, wie frey und fröhlich ſchlägt das Herz, das nun ſeiner Sorge entledigt iſt! wie hebt ſich der Muth, wie entwölkt ſich die Stirne, wie ſtrahlet das Auge, wie verklären ſich alle Züge des Angeſichtes! Im Vertrauen auf den Herrn — wie fühlt man von den Kräften himmliſcher Verjüngung ſich durchdrungen, wie ebnen ſich alle Wege, wie fliehen alle Bedenklichkeiten, wie erhellt ſich alles Dunkle, wie iſt man ſo ſicher immer zu beſitzen und zu gewinnen, nie zu verlieren, wie ſteht man ſo feſt im Sturme, ſo kühn und aufgerichtet in der Gefahr, ſo herrlich und ſelig in allem Wechſel irdiſcher Dinge!

Doch recht feſt und freudig kann man in dem Vertrauen auf Gott nicht werden, ganz getroſt ihm nicht allenthalben ſeine Wege befehlen ohne beſchwerliche Uebungen — ohne auf mannichfaltige Weiſe ſich ſelbſt zu verläugnen.

So oft ſind Gottes Gedanken nicht unſere Gedanken — ſo oft mit unſern Gedanken im Widerſpruche; wir können uns gar nicht überzeugen, daß das, was wir gedacht haben, nicht das Rechte ſey, wir glauben auf das deutlichſte einzuſehen, es könne nicht anders ſeyn, als wir es gedacht haben. Da wird jeder ſein Vertrauen aufgeben, der ſich nicht gewöhnt hat, Gottes Gedanken alles bey ſich gelten zu laſſen, und ſeine eigenen einleuchtendſten Gedanken zu verwerfen, wo ſie mit den Gedanken Gottes nicht übereinſtimmen.

So oft ſind die Fügungen Gottes gegen unſere Wünſche, ſo oft berauben ſie uns der theuerſten Güter, verurſachen uns die empfindlichſten Schmerzen; wir müſſen uns im Vertrauen auf den Herrn gefaßt halten, daß uns auch künftig ſeine Schickungen noch oft das Herz tief verwunden werden. Wie ſoll denn der im Vertrauen auf den Herrn freudig ſeyn, der ſeine Neigungen, ſein Luſt- und Schmerzgefühl nicht dem Höhern, was Gott mit ihm beabſichtigt, unterzuordnen weiß, der nicht, im Gedanken an dieſes Höhere, das ſinnliche Gut, wie das ſinnliche Uebel, gering achtet, und bereit iſt, jenes aufzuopfern, und dieſes zu tragen, ſo bald es um des Höhern willen nöthig wird.

Man muß ſeine eigenen Gedanken den beſſern Gedanken Gottes, ſeine Gefühle und Wünſche den Abſichten Gottes ganz unterwerfen, um im Vertrauen auf den Herrn feſt und freudig zu bleiben. Und wahrlich nicht ohne große Anſtrengung erringt man dieſen Sieg über ſeine Eigenliebe, ſeine Beſchränktheit, ſeine Weichlichkeit und ſeine ſinnlichen Begierden. Man muß den Gedanken an Gottes weiſe und gnädige Regierung ſich immer gegenwärtig — immer in ſeiner Seele lebendig erhalten, man muß ihn oft in ſich erwecken, ihn angelegentlich in ſich erwärmen, ihn ſtandhaft behaupten gegen die Macht ſinnlicher Eindrücke, man muß ihm immer größere Herrſchaft über alle andere Gedanken des Geiſtes und alle Gefühle des Herzens zu verſchaffen ſuchen, um in einem unüberwindlichen Vertrauen allezeit ſeine Wirkungen zu erfahren.

Darum hat das Vertrauen auf den Herrn nun auch große Belohnungen zu erwarten. Nicht bloß, daß man bey demſelben fröhlich und ſtark iſt in Hoffnung, und am Ende alle ſeine Hoffnungen herrlich erfüllt ſieht. Als hohe Selbſtverläugnung, entſchloſſene Unterwerfung unter den Willen des Herrn, als ſtandhaftes Feſthalten an dem Unſichtbaren, Ewigen, Höchſten, als Aeußerung einer erhabenen Geſinnung, iſt es noch ganz beſondrer Belohnungen fähig und würdig. Eben deswegen wird mein Vertrauen auf ſo ſchwere Proben geſetzt, damit ich übe, beweiſe, und mir ganz aneigne, was dort auf das Herrlichſte ausgezeichnet werden ſoll.

So will ich denn in dieſem Vertrauen mich Gott völlig dahin geben, mich ihm auf das innigſte vereinigen, ſeine Gedanken zu meinen Gedanken, ſeinen Willen zu meinem Willen machen. Er iſt der Herr, der Weiſe und Heilige, der Allmächtige, Gnädige und Barmherzige; er thue, was ihm wohl gefällt.

XX.

Die Zufriedenheit.

Es iſt ein groſer Gewinn, wer gottſelig iſt und läßt ihm genügen.

1. Timoth. 6. V. 6.

Unzufrieden ſollte ich ſeyn mit der Lage, in der ich mich befinde — mich darüber beſchweren, daß mein Loos mir nicht glänzender gefallen, daß ich nicht in einem höhern Stande lebe, nicht mehr Glücksgüter beſitze, daß ich manches entbehren muß, was andere genießen, und wornach auch meinem Herzen wohl gelüſtete, daß ich in meinen Verhältniſſen dies und jenes Unerfreuliche, Läſtige antreffe, daß meine täglichen Verrichtungen ſo viel Beſchwerliches, ſo wenig Aufmunterndes und Belohnendes haben, daß ich in dieſen engen Kreis, an dieſe geringfügigen Arbeiten geſtellt bin, daß in der Verborgenheit, worin ich mein Werk beſchicke, faſt niemand meine Bemühungen wahrnimmt?

Hat nicht Gott, der doch wohl beſſer weiß als ich, was mir zuträglich und was mir nachtheilig iſt, dieſe Lage für mich gewählt, mich in dieſen Stand geſetzt, mir gerade dieſes Maß von Glücksgütern verliehen, mir dieſe Entbehrungen auferlegt, mich in dieſe Verhältniſſe gewieſen, mir dieſe Geſchäfte aufgetragen, mich beſtimmt im Verborgenen thätig zu ſeyn? Wie könnte ich mir denn einbilden, in einer andern Lage, in einem höhern Stande, bey größern Reichthümern, leichtern und angenehmern Geſchäften, in erwünſchten Verbindungen, auf ſolchen Plätzen, wo ich mehr die Augen der Welt auf mich ziehe, den Bedingungen meiner wahren Wohlfahrt angemeſſener zu leben? Oder darf ich ihn darüber tadeln, daß er für gut gefunden hat, mich auf dieſe und keine andere Weiſe zu meiner Beſtimmung zu erziehen? Ich müßte ja nicht dieſes — ein ganz andres Weſen müßte ich ſeyn, ich müßte alle eigenthümlichen Vorzüge, die in meine Natur gelegt ſind, und alles, was aus der Eigenthümlichkeit meiner Natur entwickelt werden ſoll, einbüßen, um auf eine andere Weiſe erzogen werden zu können.

Denn das kann ich nicht annehmen, daß Gott dem Einen mehr, dem andern weniger verliehen, es dem Einen bequemer, dem andern läſtiger gemacht habe, um jenen auszuzeichnen, dieſen zurückzuſetzen. Dabey müßte ich ihn ja — da ich ſo oft wahrnehme, daß die Vorgezogenen nicht eben die Beſſern, die weniger Bedachten nicht eben die Schlechtern ſind — einer Willkühr oder Partheilichkeit beſchuldigen, welche dem weiseſten und gerechteſten Weſen zuzuſchreiben Frevel ſeyn würde. Nein, er hat jedem das zugetheilt, wobey er, nach der beſondern Beſchaffenheit ſeiner Verſtandesanlagen, ſeines Temperamentes, ſeiner natürlichen Empfindungen, ſeiner angebornen oder erworbenen Neigungen, am beſten ſeine Pflichten zu erfüllen, ſich für den Himmel zu bilden, und das Weſen zu werden vermag, was er, gerade im Unterſchiede von andern und in ſeinem Verhältniſſe zum Ganzen, werden ſollte, gewiß aber auch, ſo weit es, ohne dieſen höhern Zweck zu beſchränken, geſchehen konnte, darauf Rückſicht genommen, wobey er ſeiner irdiſchen Tage am meiſten froh werden möchte. Den Einen ſetzte er in die glänzendere, bequemere Lage, den andern in die dürftigere, beſchwerlichere, dem Einen gab er das aufmunterungsvolle, dem andern das wenig belohnende Geſchäft, den Einen ſtellte er auf den öffentlichen, den andern auf den verborgenen Platz, weil es die Bedürfniſſe eines jeden ſo forderten.

Ein höherer Stand war nicht für mich; ich konnte in demſelben nicht glücklich werden, nicht den mit demſelben verbundenen Verſuchungen widerſtehen — er würde mich geblendet, bethört, vereitelt, zum Stolze, zur Härte verleitet haben; — ich konnte in demſelben nicht die Schätze des Geiſtes und Herzens gewinnen, die ich mir in dem niedrigen zu eigen machen kann. Größere Reichthümer konnte ich nicht verwalten, nicht ertragen; ihren verderblichen Einflüſſen auf das Herz konnte ich nicht wehren; ſie hätten mein Herz von Gott abgewendet, und mich dahin gebracht, über dem Zeitlichen das Ewige zu verſcherzen. Gerade dieſes Läſtige in meinen Verhältniſſen, dieſes Beſchwerliche in meinen Geſchäften war nothwendig, mich zur Geduld, zur Demuth, zur Pflichttreue zu gewöhnen, meine Empfindungen ſo anzuregen und zu nähren, meine Kräfte ſo zu üben und zu entwickeln, wie es meine Beſtimmung verlangt. In der Verborgenheit mußte ich meinen Wirkungskreis antreffen, damit ich lernte das Gute mit reinem Sinne, um ſeiner ſelbſt willen thun, an dem Guten ſelbſt meine Freude haben, und damit, was aus reinem Sinne, aus der Freude am Guten ſelbſt hervorgeht, der Welt und mir ſelbſt reichern Gewinn trüge — auch damit ich bewahrt bliebe vor der Verirrung der Gedanken und Gefühle, vor den unruhigen, die Eintracht des Gemüthes ſtörenden Beſtrebungen, die ein geräuſchvolles Leben ſo leicht im weiblichen Gemüthe hervorbringt, vor den vielfachen Kränkungen, denen man in weit verbreiteten Weltverbindungen bloß geſtellt iſt, und die das weibliche Herz ſo tief, oft unheilbar, verwunden, und mir geſichert wäre der köſtliche Friede der Seele. Wie könnte ich mich bey dem allen noch wohl beſchweren, daß mir nicht ein höherer Stand, ein größeres Maß des irdiſchen Gutes, angenehmere Verbindungen, erfreulichere Geſchäfte zu Theil geworden? Hieße das nicht, mich darüber beſchweren, daß das Glück des Augenblickes, welches vielleicht, näher betrachtet, nicht einmal ein wirkliches Glück iſt, meiner höhern ewigen Wohlfahrt — daß die flüchtige Empfindung der Befriedigung meiner geſammten wahren Bedürfniſſe nachgeſetzt wurde?

Doch, davon ganz hinweggeſehen, daß Gott meine äußere Lage mit Weisheit und Güte auf mein ewiges Wohl berechnet hat: es muß mich ſchon zufrieden ſtellen, daß Er, mein Schöpfer, mein Herr, mein Gebieter, ſie ſo und nicht anders einrichtete. Was Er, mein Schöpfer, mein Herr und Gebieter thut, muß mir immer das Bequeme und Wohlgefällige ſeyn. Ich habe gar kein Recht, etwas von ihm zu fordern — gar kein Recht, ihm vorzuſchreiben, wie er ſeine Gaben vertheilen ſoll. Alles, was er mir gewährt, iſt ein Geſchenk ſeiner freyeſten Güte; ich dürfte mich nicht beſchweren, wenn er nichts gewährte. Und er gab mir ſo viel — es iſt nicht auszureden, wie viel er mir gab. Statt dies mit froher Rührung anzuerkennen, ſollte ich mich darüber beſchweren, daß er nicht noch mehr gab? O, des ſchnöden Undanks! Weil ich nicht alles habe, ſtoße ich das Viele, das ich habe, von mir? Was iſt das Mehr, das er nicht gab, gegen das Viele, womit er mich geſegnet hat?

Weit entfernt, daß ich etwas von ihm fordern könnte, muß ich vielmehr geſtehen, daß ich aller ſeiner Gaben unwürdig bin. Mit mir ſelbſt habe ich Urſache, im höchſten Grade unzufrieden zu ſeyn; jeder Blick auf mein Herz und auf mein Leben zeigt mir Mängel und Uebertretungen, worüber ich niemand als mich ſelbſt anklagen kann. Wäre ich mir deſſen nur ſtets lebhaft genug bewußt, wäre ich nur halb ſo unzufrieden mit mir ſelbſt, als ich dazu Urſache habe: o, wie zufrieden, wie beſchämt, mit welcher Bewunderung der göttlichen Güte würde ich auf meinen äußern Zuſtand ſehen! mein ganzes Weſen müßte ſich in Anbetung, in Dankgefühle auflöſen!

Oder könnte ich mich noch wohl darüber beſchweren, daß doch andern, die nicht beſſer, die vielleicht ſchlechter ſind als ich, ein günſtigeres Loos gefallen? Was kümmern mich denn die andern? Verliert das ſeinen Werth, was Gott mir verliehen, dadurch, daß er ihnen noch darüber hinaus verliehen? Hört ſeine Güte gegen mich auf eine freye und unverdiente zu ſeyn, weil ſie ſich an jenen in noch höherem Grade als eine ſolche verherrlicht hat? Iſt es nicht rohe Eigenſucht, wenn ich darauf beſtehe, unter den am meiſten Begünſtigten zu ſeyn?

Und warum achte ich denn immer nur auf die Wenigen, die es, nach meiner Meinung, beſſer haben als ich, und nie auf die vielen, von denen ich ſelbſt genöthigt bin, zu bekennen, daß ſie mir weit nachgeſetzt ſind? Ich klage, daß ich nicht — wie hier und da ein anderer — große Reichthümer beſitze, in glänzenden Verbindungen lebe, durch meinen Stand die Aufmerkſamkeit der Welt auf mich ziehe, und vergeſſe, daß Tauſende neben mir in der tiefſten Dürftigkeit ſchmachten, am Unentbehrlichſten Mangel leiden, Tag und Nacht von Sorgen gequält werden, in der Dunkelheit des niedrigſten Standes gering geſchätzt und verachtet, unterdrückt, gemißhandelt, verſpottet, ihre Tage zubringen.

Was iſt es denn, das ich mir wünſche, das ich in meiner Lage vermiſſe, warum ich andere beneiden möchte?

Es kömmt nicht darauf an, was man beſitzt oder ſcheint, ſondern allein darauf, was man iſt, und wie man ſich fühlt. Was hilft der Beſitz, wenn das Herz nichts davon weiß? — was der Schein, wenn nicht die frohe Empfindung des Gemüthes von der Sache Zeugniß gibt? Sollte ich wirklich in einem höhern Stande, bey einem größern Maße von Glücksgütern, bey täglichen Freudengenüſſen, in weniger drückenden Verhältniſſen, bey belohnendern Geſchäften, in einem größern Wirkungskreiſe glücklicher ſeyn, mich glücklicher fühlen? O, ich brauche nur diejenigen, mit denen ich mich ſo gern vergleiche, die ich ſo geneigt bin, für mehr Begünſtigte zu halten, etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen, um mich vom Gegentheile recht lebhaft zu überzeugen. Ich finde bey ihnen dieſelbe Unzufriedenheit, daſſelbe unruhige Streben nach höhern Dingen; ich höre aus ihrem Munde dieſelben Klagen. Nicht ſelten bemerke ich bey ihnen ein Mißvergnügen, eine Verſtimmung, eine Leerheit des Gemüthes, einen Ekel an allem, die ich bey weniger Bedachten nicht wahrnehme.

Der größere Beſitz erzeugt, nach der natürlichen Wirkung der Dinge auf das menſchliche Herz, größere Bedürfniſſe, zieht neue eigenthümliche Sorgen nach ſich, hat eigenthümliche Leidenſchaften im Gefolge. Der immerwährende Genuß des Vergnügens macht gegen daſſelbe gleichgültig. Das rein erfreuliche Verhältniß, das angenehme Geſchäft läßt uns bald das Läſtige der Einförmigkeit empfinden, und veranlaßt uns nicht ſelten, uns in der Einbildung oder in der Wirklichkeit Verdruß und Plage zu ſchaffen, die uns weit mehr peinigen, als alles Unangenehme, das uns von außen her zugefügt wird.

Es iſt nur eine Sage, ein Vorurtheil, welches jeden Augenblick durch die Erfahrung widerlegt wird, daß die äußern Vorzüge, die uns das Schickſal gewährt, uns in der That glücklicher machen. Man glaubt es — theils dem lügenden Scheine, theils der gedankenlos darüber herrſchenden Meinung. Wie viele Menſchen habe ich geſehen, die in einem niedrigen Stande, in völliger Verborgenheit vor der Welt, in weniger als mittelmäßigen Glücksumſtänden, bey täglicher mühſeliger Arbeit, bey vielfältiger Anfechtung von außen, fröhlich ihre Tage verlebten! Wie viele, die, umgeben von allem Glanze der Welt, begleitet von aller Gunſt der Umſtände, ſelten oder nie einen fröhlichen Augenblick hatten, denen das Leben eine Laſt geworden!

Das Vollkommene wird auf Erden nicht angetroffen, weil es zur Unvollkommenheit unſerer innern Verfaſſung nicht paßt, weil es uns, bey unſern geiſtigen und ſittlichen Mängeln, an Empfänglichkeit dafür fehlt; wir würden es, bey dieſen Mängeln, nicht einmal als das Vollkommene empfinden, wenn es vorhanden wäre. Jede Lage hat ihre Beſchwerden und ihre Vortheile. Man kann im hohen und im niedrigen Stande, bey vielen und bey wenigen Glücksgütern, in erwünſchten und mißfälligen Verhältniſſen, ein frohes Leben führen. So viel des Aeußern, als es dazu bedarf — denn deſſen iſt wenig — findet man, wenn man die Zeiten des eigentlichen Mißgeſchickes, des prüfenden Ungemachs ausnimmt, leicht und überall. Auf die Beſchaffenheit des Gemüthes kommt es hauptſächlich an. Das Herz iſt des Menſchen Glück und ſein Elend.

Bey einer reinen Stimmung und einem hellen Blicke der Seele, bey einer geſunden Beurtheilung menſchlicher Dinge, bey einer wackern Geſchäftigkeit, bey wohlgeordneten Neigungen des Herzens, dem heitern Bewußtſeyn, das aus der Treue in der Erfüllung der Pflicht erwächſt, und bey der hellen Anſicht des Lebens, welche der religiöſe Glaube gewährt, würde es mir nicht einfallen, mich über irgend eine göttliche Einrichtung in meinem Leben zu beſchweren, würde ich nie einen unruhigen Wunſch nach dem hegen, was Gott mir verſagt hat. Dahin alſo will ich mit allem Ernſte ſtreben, daß ich mir dieſe reine Stimmung, dieſen hellen Blick, dieſes geſunde Urtheil, dieſe wackere Geſchäftigkeit, dieſe Ordnung, dieſes Ebenmaß aller Neigungen, dieſes heitere Bewußtſeyn, dieſe helle Anſicht des Lebens immer mehr zu eigen mache, und dadurch in mir den innern Frieden, die innere Freudigkeit ſchaffe, wobey es nicht ſchwer hält, ſich im Aeußern mit wenigem genügen zu laſſen.

Dabey will ich auf das Gute, das allen ohne Unterſchied zu Theil geworden, wie auf dasjenige, was Gott mir, in meinem Stande, in meinen Glücksumſtänden, in meinen Verhältniſſen und in meinem Berufskreiſe gewährt, recht aufmerkſam ſeyn. O, es iſt deſſen weit mehr, als ich zu einem fröhlichen Leben bedarf. Auch meine Lage hat, neben ihren Beſchwerden, ihre großen Vortheile und Annehmlichkeiten. Mein Stand verſichert mir ſo manches köſtliche Beſitzthum, mein geringes Glücksgut verſchafft mir ſo manchen frohen Genuß, aus meinen Verhältniſſen und meiner Thätigkeit erwachſen mir ſo manche ſüße Freuden, von denen diejenigen nichts wiſſen, die ich mich nicht ſelten verſucht fühle, um ihres beſſern Zuſtandes willen zu beneiden. Jeder Tag, jede Stunde verkündigt mir, wie freundlich der Herr iſt. Aber ich achte zu wenig darauf. Statt fröhlich zu genießen, was mir Gott beſchieden, wobey ich gern entbehren würde, was ich nicht habe, denke ich an das, was mir verſagt wurde, blicke ich auf andere, die ich, in unſeliger Thorheit, mehr begünſtigt wähne, und verbittre mir ſo, ohne irgend einen Gewinn, das Leben, deſſen ich mich freuen könnte, beraube mich ſelbſt der Vergnügungen, die mir im reichſten Maße beſchieden ſind, quäle mich ſelbſt, werde undankbar gegen Gott, und verſündige mich ſchwer an ſeinen weiſen Einrichtungen, indem ich mich immer mehr zur Unzufriedenheit ſtimme.

Weg mit dieſen Gedanken! Es ſteht ja bey mir, ſie zu unterdrücken, warum ſie denn dulden — die widernatürlichen, die ſtrafbaren, alle Kraft des friſchen Lebens im finſterm Unmuthe verzehrenden. Was ich nicht beſitze, und mir nicht erwerben kann, das ſoll auch für mich gar nicht da ſeyn. Was andere mehr ſind und Beſſeres haben, ſoll nur da von mir bemerkt werden, wo ich im Stande bin, es in froher Mitempfindung wahrzunehmen. Deſto ſorgfältiger will ich mir das Beſchwerliche, Mißfällige in ihrer Lage merken, deſto öfter zu denen hinüber blicken, die in Vergleichung mit mir zurückgeſetzt ſind, deſto angeſtrengter meine Aufmerkſamkeit auf das Gute in meiner Lage richten, und jedem angenehmern Eindrucke, den es mir verſchaffen kann, willig das Herz öffnen. Recht froh, recht dankbar will ich jedes Erwünſchte, das Gottes väterliche Güte mir verleiht, genießen, alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen damit erfüllen, mit ganzer Seele will ich leben im Gefühle dieſer väterlichen Güte.

Endlich darf ich auch nicht verſäumen, meine äußere Lage, wo und wie ich kann, zu verbeſſern. Nur ſo lange darf ich die Umſtände, in denen ich mich befinde, als die für mich angemeſſenſten betrachten, als ich nicht im Stande bin, ſie nach meinen Wünſchen umzugeſtalten. Auf meine Thätigkeit iſt überall gerechnet, und was ich durch meine Thätigkeit erlangen kann, iſt mir eben ſo gewiß von Gott zugedacht, eben ſo gewiß zu meinem Glücke erforderlich, als was mir unmittelbar von Gott gewährt wird.

Die Zufriedenheit ſoll meine Empfindungen beherrſchen, aber nicht meine Beſtrebungen aufhalten, nicht mich zur Trägheit und Verdroſſenheit ſtimmen. Nichts Unvollkommnes darf mir genügen, wenn ich es der höhern Vollkommenheit zubilden kann. Darum ja ward mir der Trieb nach dem Höhern mit dem Bilde der höchſten Vollkommenheit in das Herz gegeben. In der frohen Geſchäftigkeit des Bildens und Beſſerns, bey der frohen Wahrnehmung eines glücklichen Fortganges meiner Bemühungen, in der frohen Erwartung nach größerem Erfolge, werde ich leichter die vorhandenen Mängel ertragen, und die Ruhe des Herzens in ſtiller Ergebung in den Willen des Herrn bewahren.

XXI.

Geduld im Leiden.

Seyd geduldig im Trübſal.

Röm. 12. V. 12.

Geduld iſt euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut, und die Verheißung empfanget.

Ebr. 10. V. 36.

Still meine Seele in deinem Schmerze! ertrage gelaſſen das Ungemach, das der Herr über dich verhängt hat, wie es auch auf dir laſte; ſey ſtill dem Herrn, der es dir auflegte! Geduld iſt dir noth.

Nicht daß du die menſchliche Empfindung unterdrücken, daß du dich fühllos machen ſollteſt gegen den Schmerz, oder dich überreden, der Schmerz ſey nicht Schmerz. Das Gefühl für den Schmerz gehört weſentlich zu deiner Natur, du kannſt es nicht vertilgen, es iſt eins mit dem Gefühle deines Lebens. Und könnteſt du: du dürfteſt es nicht. Fühlen mußt du den Schmerz, damit die Abſichten, zu welchen Gott ihn dir ſendet, an dir erreicht werden. Es würde dich gar kein Schmerz treffen, wenn du ihn nicht fühlen ſollteſt. Mit dem Gefühle für den Schmerz würdeſt du auch das Gefühl für die Freude, das Gefühl für die Wohlthaten deines Gottes, die Fähigkeit zu danken und zu lieben, das Mitgefühl, jede ſchöne Rührung des Herzens, alles, woraus die edle Menſchheit in dir entwickelt werden muß, einbüßen. Wie vermöchteſt du Selbſtverläugnung zu üben ohne Schmerzgefühl? Vergebens würdeſt du dich überreden, das ſey nicht Schmerz, was doch jeden Augenblick als Schmerz von dir empfunden wird.

Aber du ſollſt dich von deinem Schmerzgefühle nicht überwältigen und ganz dahin reißen laſſen; du ſollſt nicht an das Schmerzgefühl deine Faſſung, deine Beſonnenheit, die Freyheit deines Willens verlieren. Beherrſchen, mäßigen ſollſt du dein Schmerzgefühl, dafür ſorgen, daß es nicht in dein Innerſtes dringe, wo die Gedanken gebildet, die Beſchlüſſe gefaßt werden; dir bewahren im Schmerze die Klarheit des Geiſtes, die Ruhe des Gemüthes und eine Heiterkeit des Sinnes, wie ſie mit deinem Zuſtande verträglich iſt. Wehren ſollſt du dem innern Streben, das wider die unabwendbare Schickung Gottes ſich auflehnt, wehren der lauten Klage und dem ſtillen Unmuthe.

Geduld iſt dir noth, damit du den Willen Gottes thueſt.

In deiner Ungeduld widerſtrebſt du dem Herrn, du empöreſt dich wider ſeinen Rath und Willen, abwerfen würdeſt du die Laſt, die er dir auflegt, damit du ſie trageſt, wenn du es vermöchteſt. Ehren ſollſt du den Willen des Herrn, ſowohl in ſeinen Verhängniſſen, als in ſeinen Geboten; durch Erdulden ſollſt du nicht weniger als durch Thun deinen unterwerfungsvollen Gehorſam beweiſen. Deinen eigenen Willen ſetzeſt du an die Stelle des göttlichen, der dir doch alles gelten, jede Regung deines Willens, die wider ihn iſt, niederdrücken ſollte.

In deiner Ungeduld verläugneſt du deinen Glauben. Erkennſt du, was dir Schmerzliches begegnet, für die weiſe und gnädige Fügung des Herrn: wie kannſt du dann tadeln und dich widerſetzen? Deine ſinnlichen Neigungen ſind es dann, welche die Kraft des Glaubens zerſtören, indem ſie dich hindern, dir die Fügung des Herrn gefallen zu laſſen, und ganz in dieſer Fügung zu ruhen. Dein Glaube lehrt dich, alles billigen, alles gut, alles anbetungswürdig finden, alles willig, ja dankbar annehmen, was der Herr ſendet, wie ſehr es auch deine natürliche Empfindung verletze. Dieſer Glaube iſt noch nicht lebendig wirkſam in dir, und keine Frucht wird er dir tragen, keine der ihm zugedachten Belohnungen wird er empfangen, wenn er nicht das über dich vermag, daß du in frommer Ergebung geduldig warteſt auf die Hülfe des Herrn.

Geduld iſt dir noth, auf daß du den Willen Gottes thuſt. Die Ungeduld verdüſtert deinen Sinn, ſie macht dich reizbar, heftig, hart in deinem Betragen gegen die Menſchen, überſpannt in deinen Forderungen, undankbar gegen die, die freundlich und liebevoll dir Troſt und Beyſtand gewähren, gefühllos für die größern Leiden anderer. Die meiſten deiner Leiden, ob ſie gleich deine Thätigkeit in mancher Rückſicht beſchränken, geſtatten dir noch einen vielfältigen nützlichen Gebrauch deiner Kräfte. Aber deine Ungeduld verhindert dich daran, in deiner Ungeduld zeigſt du dich träge, verdroſſen, unfähig zu allem, was du thun ſollſt und thun könnteſt. Dir fehlt das klare Bewußtſeyn, die Ruhe, die Sammlung, der Muth, das Vertrauen; du bildeſt dir ein, nicht zu können, wo du nicht willſt; und freylich kannſt du auch nicht ſo, wie du in einer gelaſſenen Stimmung können würdeſt. Schon bey geringen Schmerzen glaubſt du dich deiner Pflichten entbinden zu dürfen; deine Ungeduld ſteigert den geringen Schmerz zu einem großen — deine Unthätigkeit den noch immer leidlichen Zuſtand zu einem unerträglichen. Frey, heiter, kräftig, aufgelegt mußt du dich fühlen, um dein Werk gut und mit Erfolg zu treiben. Frey, heiter, kräftig, aufgelegt wirſt du dich nur dann fühlen, wenn du geduldig biſt.

Deine Ungeduld raubt dir das Vermögen, deine Leiden ſo zu benutzen, daß die Abſichten Gottes bey denſelben von dir erreicht werden, und ſie dir den Gewinn bringen, um deswillen er ſie über dich verhängt hat. Du leideſt doppelt — und leideſt vergebens in deiner

Ungeduld. Das Leiden, das dich beſſern ſollte, wiegelt dein Inneres auf, erfüllt dich mit unreinen Lüſten, erzeugt wilde Leidenſchaften, und fördert in dir jedes Verderben.

Geduld iſt dir noth, damit du die Verheißung empfangeſt. Du bedarfſt weniger der Geduld um des Leidens — als des Leidens um der Geduld willen. In der Geduld offenbart ſich eine erhabene Geſinnung, eine ſiegreiche Stärke der religiöſen und moraliſchen Kraft. Die Geduld, als Verläugnung ſeiner ſelbſt, als Ueberwindung des Schmerzgefühles, als völlige Hingebung an Gott, als feſtes Halten an Gott, mit Vernichtung des ſelbſtiſchen Weſens, hat ihren Werth in ſich ſelbſt, und wird, als Kraft der Verläugnung und Hingebung, als ſiegreiche Stärke des Edelſten im Menſchen noch ihren hohen Werth haben, wenn keine Leiden mehr zu ertragen ſind. Die Verheißung lautet auf jenſeits; wo kein Schmerz mehr iſt und kein Tod, ſoll die Geduld zu ihrer Ehre gelangen, und herrlich belohnt werden. Durch Handeln und Dulden erringt der Menſch das Höchſte; im Handeln und Dulden erweiſt ſich der Adel der Seele. Durch beyde ward dem Menſchen beſchieden, zu den erhabenſten Stufen emporzuſteigen. Auch in der Geduld iſt kräftige That. Eine bloß leidende Geduld gibt es nicht; das würdige Leiden der Geduld geht hervor aus der kräftigen That. In der Geduld bewähren ſich die Tugenden, die uns im eigentlichen Handeln beſeelen. Geduld gibt die letzte Läuterung, Geduld führt zur himmliſchen Vollendung. Geduld lernen iſt eine der vornehmſten Aufgaben unſers Lebens auf Erden. Wir rühmen uns auch, ſagt ein heiliger Mann, der Trübſal, dieweil wir wiſſen, daß Trübſal Geduld bringet, Geduld aber bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Die Geduld, ſpricht ein anderer, ſoll feſt bleiben bis ans Ende, auf daß ihr vollkommen ſeyd und keinen Mangel habet. Selig iſt der Mann, welcher Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewährt worden iſt, ſoll er die Krone des Lebens empfangen.

O, und ſchon jetzt kann der Menſch in der Geduld ſeyn. Die Stille der Geduld miſcht ſüße Empfindungen in die bittern des Schmerzes. Es gibt eine Freudigkeit der Geduld, die zu den glücklichſten Gemüthszuſtänden gehört, deren der Menſch fähig iſt. Unbeſchreiblich wohlthuend durchdringt in himmliſchen Erquickungen der Troſt das Herz, in welchem er die Geduld wirket.

So dulde denn, meine Seele, dem Herrn!

Dulde im Glauben! — im Glauben an die unſichtbare Leitung, unter der dein Leben mit allen ſeinen Ereigniſſen ſteht, an die väterliche Huld, die Freuden und Schmerzen dir ſendet. Vom Herrn kommt, was dir begegnet, vom Gnädigen und Barmherzigen, vom Unwandelbaren, ewig Getreuen. Nicht ein fühlloſes Ungefähr, nicht eine feindſelige Macht — die Liebe hat dir das Ungemach bereitet. Und was die Liebe bereitet hat — o, es läßt ſich ertragen in Freuden. Dulde in dieſem Glauben!

Dulde, meine Seele, in Ehrfurcht! Der Schöpfer und Regierer des Weltalls, der Unwiderſtehliche, dem alles gehorcht, der Hocherhabene, vor dem alles ſich beugen ſoll, der ewig Anbetungswürdige, den die Morgenſterne loben, und dem alle ſeine Kinder jauchzen, von dem Ein Tag es dem andern ſagt, und Eine Nacht es der andern kund thut, wie groß er ſey und wie herrlich ſein Name, Er, von deſſen Ehre alle Lande, ja Himmel und Erde voll ſind, iſt der Urheber deiner Leiden; nach ſeiner heiligen Ordnung widerfährt dir das Ungemach. Mit ihm ſollteſt du rechten? ſeine Wege ſollteſt du tadeln? wider ſeine Fügung ſollteſt du dich auflehnen? Dulde in Ehrfurcht!

Dulde, meine Seele, in Demuth! Groß iſt deine Sünde, vielfältig deine Uebertretung, du biſt ſtrafbar vor dem Heiligen und Gerechten. Nicht wenige deiner Leiden ſind Folgen deiner Thorheit, deiner Pflichtverletzung, deines Unrechtes; von noch mehrern mußt du geſtehen, daß du ſie verdient habeſt. Und Gott wendet ſie dir gnädig in Mittel der Beſſerung. Wo Sünde iſt, müſſen Leiden ſeyn. So klage denn wider deine Sünde — nicht wider den Herrn; und dulde in Demuth!

Dulde, meine Seele, in Liebe! Die Liebe erträgt alles und überwindet alles — um deſſen willen, den ſie liebt. Nimmer beſchwert ſich die Liebe, daß ſie leiden muß — wäre es auch das Härteſte — für den Geliebten. Der Liebe iſt es Triumph, zu leiden für den Geliebten. Indem ſie für ihn leidet, empfindet ſie erſt recht, daß und wie ſie liebt, wird ſie ihrer ſelbſt völlig, als reiner, unüberwindlicher Liebe, ſich bewußt. Die Liebe kann ſich nach Schmerzen ſehnen, um ſich ganz und ſelig, als echte Liebe, zu erweiſen. Gott aber, der dein höchſtes Gut, dein unvertilgbares Verlangen, deines Weſens Urſprung, aller Vollkommenheit Inbegriff iſt, der dich liebt — mehr als du denken und empfinden kannſt, von deſſen Liebe du jeden Augenblick die rührendſten Erfahrungen machſt, deſſen Liebe dich ewig mit ſich vereinigen, dich in ihrer Gemeinſchaft ewig beſeligen will — Ihn ſollſt du lieben über alles — aus Liebe dich ihm, mit Verzichtleiſtung auf jeden Wunſch des Herzens, dahin geben, daß er dir thue, wie ihm wohlgefällt. Ihn verherrlichen deine Leiden, zu ſeiner Ehre erträgſt du würdig das Mißgeſchick. Aus Liebe allein mußt du dulden können, wenn du wahrhaft liebſt. Als ſiegende Kraft des Erduldens muß ſich deine Liebe bewähren. So viel Gutes haſt du von dem Herrn empfangen; und nun ſollteſt du dich weigern, das Uebel anzunehmen. Dulde, meine Seele, in Liebe!

Aber, wohl dir, du kannſt auch dulden im Vertrauen! Was Gott thut, das iſt immer wohlgethan. Seine Wege ſind immer Wege des Heils und des Friedens. Zu ſeiner Ehre gereicht dein Mißgeſchick allein dadurch, daß es dir zur Bildung und zum Glücke gereicht; ihn verherrlichen deine Leiden, im dem ſie dich verherrlichen. Leiden mußt du, um das zu werden, wozu dich dein Gott beſtimmt hat — das Große, das Selige. Mit Thränen mußt du ſäen, um einſt mit Freuden zu ernten.

Leiden verkündigen dir den Ernſt und die hohe Bedeutung des Lebens, wo du in deiner fröhlichen Stimmung es für ein bloßes Spiel nehmen möchteſt.

Leiden bewahren dir die Kraft der Entſagung und der Selbſtbeherrſchung, daß du nicht, durch das Glück verweichlicht, dein edleres Weſen an üppige Sinnengenüſſe einbüßeſt.

Leiden erhalten dich in der Demuth, daß nicht der Wahn dich bethöre, und die Eitelkeit ſich deiner bemächtige.

Leiden führen dich in die Stille, damit du nicht im Geräuſche und unter den Luſtbarkeiten der Welt deines ewigen Heiles vergeſſeſt.

Leiden wecken dich aus dem Rauſche ſinnlicher Vergnügungen, aus dem Schlummer gefährlicher Sicherheit.

Leiden veranlaſſen dich zu dem Nachdenken, ohne welches du für deine Beſtimmung verloren wäreſt.

Leiden wehren dem Leichtſinn, welchem du dich nur zu oft und gern dahin gibſt, und nöthigen dich zu ernſthaften Ueberlegungen.

Leiden öffnen dir die Augen über deinen ſittlichen Zuſtand, machen dich bekannt mit deinen Uebertretungen, zeigen dir in ihrer wahren Geſtalt die Sünde, die dir als ſüße Thorheit erſcheint, und belehren dich über die Folgen deiner Pflichtverletzungen.

Du biſt in Gefahr, dich an die Eindrücke äußerer Dinge zu verlieren — Leiden führen dich in dich ſelbſt zurück; du biſt in Gefahr, das Wichtigſte zu verſäumen über Kleinigkeiten — Leiden ziehen deine Aufmerkſamkeit von den Kleinigkeiten ab, um ſie auf das Große zu lenken; biſt du in Gefahr, verderbliche Schritte zu thun — Leiden warnen dich.

Du konnteſt im Genuſſe deines Wohlergehens fühllos werden gegen die Leiden anderer; da erweichen dich Leiden; vom eignen Schmerze ergriffen, empfindeſt du lebhafter die Schmerzen deiner Brüder; ſelbſt der Theilnahme, des Troſtes, des Beyſtandes bedürftig, fühlſt du was menſchlich iſt, und ſtrafeſt dich, daß du ſo oft kalt bey dem Unglücklichen vorübergingſt, ihn wohl gar mit Härte von dir wieſeſt.

Das Weltleben hält fern von dir die ſanften Rührungen des Glaubens und der Liebe; in den Tagen des Leidens befreunden ſie ſich dir.

Die Welt entfremdet dich deinem Gotte; du wähnſt ſeiner nicht zu bedürfen, wähnſt ohne ihn genug zu haben; du gedenkeſt ſeiner nicht mehr, das edelſte Verlangen erſtirbt in dir. Leiden ſagen dir, was du biſt ohne Gott, machen dir deine Armuth, deine Ohnmacht, deine Abhängigkeit von ihm fühlbar, nöthigen dich, zu ihm deine Zuflucht zu nehmen, überzeugen dich, daß an ſeiner Gnade alles gelegen ſey, und regen von neuem an die jedem Menſchen eingeborne Sehnſucht nach dem Ewigen.

Der Augenblick beſchäftigt deine ganze Aufmerkſamkeit, erfüllt alle deine Gedanken und Empfindungen, du lebſt, du träumſt, läßt dich umtreiben als ob du immer hier verweilen würdeſt. Leiden erinnern dich an dein Ende, und fordern dich auf, mit Ernſt das bisher verſäumte Eine, was noth iſt, zu beſorgen.

Das Glück feſſelt dich an die Erde, unterwirft dich ganz der Macht des vergänglichen Weſens. Leiden richten deinen Blick auf den Himmel. Im Leiden wirſt du inne, daß die Erde dich nicht befriedigen kann, über dir ſiehſt du dein Vaterland, und fühlſt dich mächtig getrieben, nach dem Unvergänglichen zu trachten, wofür du geſchaffen biſt.

In den ſchwerſten und erhabenſten Tugenden wirſt du durch Leiden geübt. Leiden geben dir in dieſem Leben die letzte Läuterung und Weihe für das zukünftige. Im Leiden bewährt ſich dein Glaube, deine Liebe, deine Hoffnung. Den Sinn des Himmels kannſt du nur durch Leiden erwerben. Die der Herr lieb hat, züchtigt er, die er am weiteſten führen will, müſſen die ſchwerſten Prüfungen beſtehen.

Dulde meine Seele in dieſem Vertrauen!

Dulde meine Seele im Vertrauen! Nicht ewig währen deine Leiden. Nur eine kurze Zeit währen ſie — höchſtens bis an das Ziel deiner irdiſchen Laufbahn. Und iſt das nicht eine kurze Zeit, wenn du an die Ewigkeit denkſt, für welche du leideſt, an die Seligkeit ohne Ziel und Gränze, der du durch Leiden zugebildet wirſt? Wie ſchnell eilen unſere Tage dahin! wie gering iſt die Zahl der Jahre, die wir hier zubringen! wie bald iſt alles vorüber, was uns hier erfreut und betrübt hat! Und du wollteſt verzagen, meine Seele, in deinem Schmerze? Wie wirſt du einſt, wann er geendigt iſt und wie ein dunkler Traum dir erſcheint, ihn ſegnen! Statt ſeiner ſollteſt du flüchtige Freuden dir wünſchen, die dein ewiges Glück dir entreißen, und von denen, wenn ſie dahin ſind, du nichts haſt als eine traurige bange Erinnerung? Nein, mein Gott, prüfe mich nur durch den Schmerz, ich will dir ſtill halten; prüfe mich, ſo lange es dir gefällt, wäre es auch bis in den Tod.

Doch wie ſelten, daß der Menſch bis in den Tod leidet! Vielleicht iſt meine Erlöſung nahe. Kann nicht dieſer Augenblick ſchon mir Rettung bringen? O, wie oft verwandelte ſich plötzlich, wo mir ſo bange war, die Finſterniß in Licht! wie oft war die Hülfe da, wo ich nichts als Elend und Troſtloſigkeit wahrnahm! Kann's nicht jetzt auch ſo ſeyn? Der Allmächtige iſt mein Beyſtand; *meine Hülfe ſteht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, ich habe einen Herrn, der da hilft, einen Gott, der vom Tode errettet.* Der Herr kommt dich zu befreyen, dich zu ſegnen; jauchze, triumphire ihm entgegen meine Seele!

Dulde, meine Seele, im Vertrauen! Unſre Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige, und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. Blicke hinüber, meine Seele, in dieſer Herrlichkeit ſtrahlende Gefilde, freue dich ihrer, meine Seele, und halte ſtill der prüfenden Hand deines Gottes!

Dulde meine Seele im Vertrauen! Der Herr iſt mit dir, er kennt deine Schmerzen, er zählt deine Thränen, er hört deine Seufzer. Er hat kein Wohlgefallen an deinen Leiden; gern würde er dich damit verſchonen, wenn dies mit deinem höhern Glücke vereinbar wäre. Sein Herz bricht ihm über deinem Schmerze. Darum hilft er dir ihn tragen; darum erhöht er deine Kraft in dem Maße, als der Schmerz ſteigt, und noch über dieſes Maß hinaus; darum erquickt er dich in deiner Müdigkeit. An ſein väterliches Herz kannſt du das wunde Haupt legen — wie wird dir da ſo wohl ſeyn! Nie und nimmer biſt du ohne ihn, immer und überall ihm innig nahe — dem Allmächtigen, dem Liebevollen, dem Getreuen.

Gedenke, meine Seele, deines Erlöſers, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, das Kreuz erduldete, und der Schmach nicht achtete. Siehe, er fühlt alle Schmerzen des Körpers und der Seele, namenloſe Angſt fühlt er, was du nimmer zu fühlen vermagſt, das fühlt er; und er erträgt es — o, wie ſtill, wie gelaſſen, wie Gott ergeben! er ſtirbt unter entſetzlichen Qualen, unter dem bitterſten Spotte am Kreuze — o, wie ruhig ſtirbt er, wie ſanft neigt er ſein Haupt in den Tod! Siehe auf ihn, den göttlichen Erdulder, richte unverwandt das Auge auf ihn, meine Seele, in deinen heißen Kämpfen: und es wird dir gelingen, auszuhalten im Glauben bis ans Ende. Freue dich, meine Seele, der Verheißung: **die mit ihm leiden, ſollen mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden.**

Still, meine Seele, in deinem Schmerze. **Harre des Herrn, ſey getroſt und unverzagt, meine Seele, harre des Herrn!**

XXII.

Die Liebe.

Ihre Nothwendigkeit.

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.
1. Joh. 4. V. 16.

Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Dabey wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt.
Joh. 13. V. 34. 35.

Gott iſt die Liebe! Er *hat* nicht bloß Liebe — er *iſt* Liebe. Liebe iſt gleichſam ſeines Weſens Innerſtes, und alle andern Eigenſchaften können wir ihm nur in ſofern zuſchreiben, als ſie ſich mit der Liebe vereinigen, die Aeußerungen der Liebe beſtimmen und leiten.

Die Liebe ſelbſt iſt er — und aller reinen Liebe Quell. Außer ihm gibt es keine wahre Liebe, die nicht ſeiner Liebe Ausfluß wäre. Ihn allein preiſen wir als die in ſich ſelbſt gegründete, für ſich beſtehende, vollkommen reine, immer im höchſten Grade wirkſame, alles umfaſſende Liebe — und dieſe Liebe als eine unveränderliche, ewige, allgegenwärtige, allvermögende, heilige, gerechte, allwiſſende, weiſe und ſelige.

Von der Liebe zeugen die ſtrahlenden Körper in den weiten Räumen des Himmels — unzählbare große und holde Erſcheinungen der Erde — die Erde ſelbſt in ihrem feſtlichen Schmucke. In aller Pracht und Schönheit ſchimmert — in allem Leben ſtrömt Liebe; alle Weſen erfüllt ſie, in jedem Freuden- in jedem Daſeynsgefühl offenbart ſie ſich; jeder Schlag des Herzens thut ſie uns kund.

Gott iſt die Liebe: jauchzt es auf der blühenden Flur und in den Geſängen der Luft. Gott iſt die Liebe: triumphirt alles, was Wohlſeyn und Liebe empfinden kann.

Die Liebe ſchafft, die Liebe erhält, die Liebe beſeelt, die Liebe verbindet, ordnet, regiert die Ereigniſſe der Welt; die Liebe erquickt, ſtärkt, erfreut und ſegnet; die Liebe prüft, die Liebe vollendet.

Kräfte der Liebe finde ich allenthalben wirkſam — im Aufbauen und im Zerſtören. Der Odem der Liebe weht auf Gefilden voll Reiz und Anmuth, weht auch auf den öden Plätzen des Todes und der Verweſung.

Lieben muß ich, um Gott ähnlich zu ſeyn: denn er iſt die Liebe. Bey allen Vorzügen des Geiſtes und des Herzens, die ich mir zu eigen gemacht haben möchte, fehlt mir das Vornehmſte zur Aehnlichkeit mit Gott, wenn mir die Liebe fehlt. In ſeinen übrigen Eigenſchaften kann ich ihm entweder gar nicht, oder nur in einem gewiſſen Maße — in der Liebe kann ich ihm vollkommen ähnlich werden. Gibt es aber etwas Größeres und Seligeres für mich, als Gott ähnlich werden? O, das Herz bebt mir vor Freuden, daß ich Gott, dem Höchſten, Beſten ähnlich werden — daß ich ihm ähnlich werden kann in der Liebe, in der reichen, herrlichen ſeligen Liebe.

Zur Liebe gab mir Gott das Daſeyn — aus Liebe. Damit ich lieben lernte, wurde mir die Fähigkeit zu lieben mitgetheilt. Gefühle und Neigungen der Liebe wurden mir in das Herz gelegt; die Liebe öffnete mir ihre Arme, da ich geboren war; die Liebe pflegte mich in meiner Hülfloſigkeit; von der Liebe empfing ich die erſte Nahrung; an der Bruſt der Liebe erwachte in mir das erſte Lebensgefühl; Erweiſungen der Liebe weckten die erſten menſchlichen Rührungen in meiner Bruſt; Liebe hat mich behütet, geleitet und vielfältig geſegnet; ich erfahre täglich die Liebe meines Gottes: — alles, damit ich lieben lernte. In der Liebe erkenne ich meine Beſtimmung. Was ich werden ſoll, vermag ich nicht anders zu werden, als in der Liebe.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott: denn Gott iſt die Liebe. Die Liebe hält mich Gott vereint; die Selbſtſucht ſondert ab von Gott. Von dem Urſprunge unſers Weſens, von dem unaufhörlich das wahre Leben in der Liebe uns zufließt, entfernen wir uns, auf uns ſelbſt, auf unſere Ohnmacht, auf unſer Nichts beſchränken wir uns durch die Selbſtſucht. Das liebloſe Leben iſt ein Leben außer Gott — ohne Gott, darum auch ein Leben ohne Wahrheit, ohne Frieden, ohne Kraft und ohne Freude, ein Leben des immerwährenden ſchmerzlichen Bedürfens, dem einzig durch das abgeholfen werden könnte, was es ewig flieht. Durch die Liebe bleibt man verbunden mit Gott, mit ſeiner Liebe, mit ſeinem Leben, empfänglich für ſeine Einflüſſe, die man jeden Augenblick in hohen Stärkungen und ſeligen Gefühlen erfährt.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Die in ſich ſelbſt gegründete, für ſich beſtehende Liebe, die wir Gott nennen, iſt der Geiſt, der das Weltall beſeelt, alle Kreaturen durchdringt und zu Einem Ganzen verknüpft — die Harmonie, in welcher die Weſen neben einander beſtehen, zu einander hinſtreben, auf einander hinwirken, mit einander nach dem ihnen angewieſenen herrlichen Ziele trachten. Die vernunftloſe und die vernünftige Schöpfung ſind in dieſer Liebe befaßt, und durch ſie in Gott — die vernunftloſe ihrer unbewußt und mit Nothwendigkeit, die vernünftige mit Bewußtſeyn und Freyheit. — Die vernunftloſe Schöpfung kann nicht anders als in Gott, in der Harmonie des Ganzen bleiben, denn unwiderſtehlich wird ſie getrieben und einzig getrieben von der in ihr wirkſamen Liebe Gottes, deren willenloſes Werkzeug ſie iſt. Der Menſch kann aus Gott gleichſam heraustreten, ſich aus der Harmonie des Ganzen verlieren, von dem Geiſte des Ganzen ſich trennen. Das geſchieht, indem er die Liebe verletzt, und, ſelbſtſüchtig alles auf ſich beziehend, ſich zum Mittelpunkte des Ganzen, ſein Vergnügen oder ſeinen Vortheil zum Geſetze ſeiner Handlungen macht. Nur mit ſeinem äußern Daſeyn befindet er ſich dann noch in der Gemeinſchaft des Ganzen — und in Gott; mit ſeinem Gemüthe aber außer der Gemeinſchaft des Ganzen — und außer Gott. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt mit *ſeinem Gemüthe* in der Harmonie des Weltalls; er denkt und handelt in dem Geiſte, der das Ganze beſeelt, dieſer Geiſt denkt in ihm, handelt durch ihn, alle ſeine Werke ſind in Gott gethan.

Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, unter dem Einfluſſe göttlicher Kraft, im Zuſammenhange der göttlichen Gedanken und Rathſchlüſſe, dienſtbar den göttlichen Zwecken.

Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab. Im eingebornen Sohne iſt uns die ewige, für ſich beſtehende Liebe ſichtbar geworden, damit wir ſie in menſchlicher Geſtalt in unſer Herz aufnehmen möchten. Liebe iſt, wie an dem Vater, ſo auch an dem Sohne das Herrlichſte. In ſeiner Liebe vereinigen ſich alle ſeine Tugenden, von ſeiner Liebe ſind ſie alle beſeelt. Aus Liebe leiſtet er Verzicht auf Bequemlichkeiten und Freuden, aus Liebe erduldet er die bitterſten Schmerzen, die tiefſte Schmach, aus Liebe gibt er alles dahin, ſtirbt er am Kreuze. An dem Urbilde vollendeter Menſchheit erblicken wir alles überſtrahlend die Liebe. Und was iſt ſeine vornehmſte Forderung an die Seinigen? Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebt habe, daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe zu einander habt. Durch Liebe hauptſächlich will er die menſchliche Natur veredeln; durch Liebe will er das menſchliche Geſchlecht zum Streben nach dem Höchſten und Beſten auf das genaueſte mit einander vereinigen. Ein Reich der Liebe ſtiftet er auf Erden; in einen Bund der Liebe verſammelt er alle, die ſich zu ihm halten.

Liebe iſt Weſen des Chriſtenthums. Mit Liebe muß man erfüllt ſeyn, Liebe muß man in ſich nähren und ſtärken unabläſſig, um ſich rühmen zu dürfen, daß man dem Herrn angehöre. Ach, ohne Liebe hat man keinen Theil an ihm in Zeit und Ewigkeit — keinen Theil an ſeinem Troſte und an ſeinen Freuden. Durch Liebe wird man ganz ſein, bleibt man in ihm, wie in Gott.

Mein eignes Gefühl lehrt mich die Liebe als den reinen Menſchenſinn kennen. Die Aeußerungen der wahren Liebe — wie ſprechen ſie zu meinem Herzen, wie bewegen, wie erwärmen, wie erheben, wie erquicken ſie mein Herz! Zu welcher Bewunderung, zu welchem Entzücken reißt mich dahin die großmüthige, die aufopferungsvolle, die ſich ſelbſt vergeſſende Liebe! Wie herrlich erſcheint mir der Menſch, daß er lieben kann — und ſich ſelbſt verläugnen in der Liebe! Schon um ihrer innern Vortrefflichkeit willen müßte ich der Liebe aus allen Kräften nachſtreben.

Unbedenklich kann man die Liebe *das Edelſte im Menſchen* nennen, weil in ihr der Menſch am meiſten und bleibendſten ſich ſeiner ſelbſt entäußert, am entſchiedenſten allem eigenſüchtigen Weſen entgegen tritt, und zu allem Edeln, deſſen er ſonſt noch fähig iſt, das Vermögen gewinnt. Alle Tugenden kann man üben aus Liebe, und jede wird da am ſchönſten geübt, wo ſie aus der Liebe kommt. In allen Tugenden will ſich die Liebe offenbaren. Keine Liebe ohne Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Barmherzigkeit, Dienſtfertigkeit, Sanftmuth, Friedfertigkeit, Mäßigkeit, Keuſchheit, Geduld, Arbeitſamkeit, Demuth. Aber völlig getrennt von der Liebe verdienen dieſe Eigenſchaften nicht mehr den Namen der Tugend, weil *der Geiſt* der Tugend ſie nicht mehr beſeelt.

Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Alle Forderungen des Geſetzes ſtammen aus der Einen höchſten, mit Zurückſetzung unſers beſondern Intereſſe's das Intereſſe *des Menſchen* in andern und in uns überall zu beabſichtigen, und alles bey uns gelten zu laſſen. Damit trifft genau zuſammen *das Streben der Liebe.* Des Geſetzes lebendige immer wirkſame Kraft iſt die Liebe.

Man kann den Menſchen auf eine würdige Art Gutes thun, ohne ſie zu lieben; aus Pflichtgefühl, aus Erwärmung für das Gute. Aber wie ganz anders geſchieht doch das Gute, was man aus Liebe thut! Der Liebe iſt es Bedürfniß, das Gute zu thun; der Liebe koſtet es keinen Zwang; die Liebe ermüdet nicht im Vollbringen des Guten; ſie lebt im Vollbringen des Guten, und achtet nicht der Mühe und der Opfer, die es fordert. Der wahrhaft edle Menſch kann nicht dabey ſtehen bleiben, daß er aus Pflichtgefühl, aus Erwärmung für das Gute andern Gutes erzeigt; er muß durch Liebe ſein Herz mit ſeiner That in Uebereinſtimmung ſetzen, damit er das Gute beſtändig, freudig, ganz aus dem Herzen thue. In ſeinem Pflichtgefühle, in ſeiner Erwärmung für das Gute liegen die Keime der Liebe; und indem er die Handlungen verrichtet, welche die Liebe gebietet, gewinnt die Liebe immer mehr in ſeinem Herzen Raum, wird ſie immer mehr des Herzens lebendiger Trieb. Daher läßt ſich wohl behaupten: kein edler Menſch ohne Liebe. Irrthümer des Verſtandes und düſtre Stimmungen des Gemüthes allein könnten im edeln Herzen die Liebe niederdrücken; aber im edeln Herzen ſiegt endlich doch die ihm innig befreundete Liebe.

Im weiblichen Herzen, dem die Natur ſo viel Sinn der Liebe, ſo viel Gefühl und Kraft der Liebe verliehen hat, vermag das Gute nicht anders zu gedeihen, als in der Liebe, und des Weibes edle That iſt immer ein Werk der Liebe. Nur das gereicht dem Weibe zur Zierde und zum Glücke, was die Liebe gepflegt, woran die

Liebe gebildet. Das ſtille Schaffen und Walten der Liebe erweiſet ſich im Leben des Weibes als das Herrlichſte und Seligſte; o, dabey fühlt man: wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Entweder eine fürchterliche Kälte und Leere, oder eben ſo fürchterliche, das ganze Innere verwüſtende Leidenſchaften wohnen im Buſen des Weibes, das keine Liebe hat.

Wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, alſo daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze.

Weil die Menſchen einander lieben, in Liebe brüderlich, ſchweſterlich vereint, als Eine Gottesfamilie die Erde bewohnen, die Erde verſchönern, ihrer Reize und Güter ſich gemeinſchaftlich freuen, gemeinſchaftlich auf derſelben ſich für einen höhern Aufenthalt bilden, und ſich gegenſeitig das Leben leicht, bequem und angenehm machen ſollten; darum hat Gott ſie in dieſe genaue und vielſeitige Verbindung mit einander geſetzt, ſie von einander abhängig, den Einen des andern bedürftig — ſie fähig gemacht, ſie genöthigt, Einer des andern Wohlthäter zu werden.

Und wie ſüß iſt das Leben unter dem Einfluſſe der Liebe! welche ſelige Vereinigung ſtiftet, welche koſtbare Gaben gewährt, welch ein wohlthuendes Vertrauen beweiſet, welche Leiden verhütet, welche Freuden bereitet, mit welchem Troſte erquickt die Liebe! Den Himmel würde die Liebe auf Erden ſchaffen, wenn ſie in allen Herzen wohnte. O, der ſeligen Augenblicke — wo die Liebe unſer Herz ganz erfüllt, wo es uns vergönnt iſt, in ein Herz voll Liebe — in ein von der Liebe verklärtes Angeſicht zu ſchauen, die ſanften Berührungen der Liebe zu empfinden, Thaten der Liebe zu verrichten!

XXIII.

Die Liebe.

Ihre Natur und ihr Urſprung.

Was iſt denn nun aber die Liebe?

Geſinnung des Herzens iſt ſie. In Thaten erweiſet ſich die Liebe, aber die That iſt nicht die Liebe ſelbſt, die im Herzen wohnt. Die That kann ſehr edel ſeyn — aus einem reinen Sinne entſprungen, ungetheilt gerichtet auf fremdes Glück, ohne von Liebe zu zeugen. Geſinnung gegen den Menſchen iſt die Liebe. Darum darf auch das Mitgefühl, obgleich es weſentlich zur Liebe gehört, an ſich noch nicht Liebe genannt werden. Man kann die Bedürfniſſe, die Schmerzen eines andern lebhaft empfinden, und ſich dadurch zur Hülfe aufgefordert fühlen, während er ſelbſt uns völlig gleichgültig, wohl gar ein Gegenſtand unſers Widerwillens iſt. Ohne das Mitgefühl, welches den Zuſtand des andern zu dem unſrigen macht, würde unſere Liebe ſich nicht äußern können; fühlen muß man des andern Weh und Wohl, um jenes abzuwenden, dieſes zu fördern. Das Mitgefühl erleichtert und vermehrt die Liebe, es vermag ſogar einen gewiſſen Grad derſelben hervorzubringen. Der Menſch iſt meinem Herzen wichtiger, deſſen Zuſtand ich ohne Mühe zu dem meinigen mache, in dem ich oft mich ſelbſt gefühlt habe. Auf der andern Seite verſtärkt die Liebe auch wieder das Mitgefühl. Ich fühle tiefer die Schmerzen und Freuden deſſen, den ich liebe; ich werde lebhaft von ihnen gerührt; ſeine leiſeſten Schmerzen, ſeine ſtillſten Freuden empfinde ich. Die Liebe läßt es ſich angelegen ſeyn, das mit ihr verbundene natürliche Mitgefühl zu erhöhen.

In der Liebe iſt der Menſch ſelbſt mir theuer, und darum auch ſein Glück; ich habe ein freudiges Intereſſe am Menſchen, und darum häge ich das Verlangen, alles Ueble, Unvollkommne von ihm zu entfernen, alles Schöne und Gute mit ihm zu vereinigen.

Die Liebe nimmt innigen Antheil an des andern Ergehen, ſie freut ſich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, weil ſie den Menſchen werth hält.

Sanft iſt der Liebe Wort, gelinde der Liebe Berührung, mild der Liebe ganzes Weſen. Die Liebe kränkt nicht, beleidigt, demüthigt, beſchädigt nicht. Mit großer Sorgfalt verhütet ſie — ſie ſinnt und denkt unabläſſig, wie ſie verhüten möge — was kränken, beleidigen, beſchädigen könnte. Mit immer regem Zartgefühl behandelt ſie jede ſchwache, reizbare Stelle des fremden Herzens. Und wo ſie ſich genöthigt findet, etwas Verletzendes zu ſagen oder zu thun, da geſchieht es — mit wundem Gefühl — auf eine Art, daß es nicht verletzen kann.

Der Liebe iſt es fremd, aus eignem Sinne zu hindern, zu verſagen, zu verweiſen, in der Freude zu ſtören; ſie möchte immer fördern, gewähren, loben, Freude bereiten. Aber ſie kann in den Fall kommen, hindern, verſagen, verweiſen, in der Freude ſtören zu müſſen. Da hindert, verſagt, verweiſet, ſtört ſie, wie die Liebe es vermag, mit ihrem unverkennbaren ſanften, gelinden Ausdruck, mit gebrochenem Herzen. Nie hindert ſie mit Wohlgefallen; nie verſagt ſie aus Härte; nie verweiſet ſie mit Ungeſtüm — o, der Vorwurf iſt kein Vorwurf mehr im Munde der Liebe! — nie ſtört ſie aus Luſt, nie ohne auf irgend eine Weiſe zu entſchädigen.

Die Liebe gibt nach, und erträgt das Unrecht, es ſey denn, daß die Pflicht ihr gebiete, ſich bey ihrem Rechte zu behaupten, und das Verderbliche abzuwehren. Sie fordert nicht, wo ſie nicht fordern muß, und zeigt ſich geneigt, ſelbſt von der billigen Forderung abzuſtehen. Sie ſchweigt zu dem Unrecht, ſo lange nicht Schweigen Sünde iſt.

Die Liebe läßt ſich nicht erbittern; ſie wird nicht entrüſtet durch das beleidigende Wort, die beleidigende That, obwohl ſie das Kränkende darin fühlt; ſie erwiedert nicht mit Heftigkeit. Ihr Auffaſſen iſt ſanft wie ihr Reden und Wirken; ſie duldet ſtill die Mißhandlung; ihr gewährt es Luſt zu vergeben und zu vergeſſen.

Die Liebe hat Nachſicht mit den Fehlern — auch

auch mit den immer wiederkehrenden Fehlern andrer; ſie zeigt keinen Unwillen, ſie eifert nicht, ſie beſchämt nicht, ſie iſt langmüthig. Sie beurtheilt und behandelt die Fehler andrer mit Schonung. Weit entfernt, ſie ſtrenge zu richten oder ſie gefliſſentlich ans Licht zu ziehen, iſt ſie vielmehr bemüht, dieſelben auf alle Weiſe zu entſchuldigen und zu bedecken, während ſie nicht müde wird, die Vorzüge und die Tugenden andrer zu verkündigen und zu preiſen.

Die Liebe denkt nichts Arges im Herzen; die günſtigſte Deutung liegt ihr immer am nächſten, iſt ihr immer die wahrſcheinlichſte; in ſchönem Vertrauen glaubt und hofft ſie immer das Beſte, weil es den Menſchen am meiſten zur Ehre gereicht.

Freundlich iſt der Liebe Begegnung. Auch in ihrem Ernſte verläugnet ſich der Liebe Freundlichkeit nicht; fern bleibt von ihr alles düſtere, zurückſcheuchende, niederdrückende Weſen.

Willig läßt ſich die Liebe herab zu dem Geringern, Beſchränktern, weniger Gebildeten; willig nimmt ſie des Schüchternen, Verlegenen, Zurückgeſetzten, Ueberſehenen ſich an.

Die Liebe erhebt ſich nicht über andre, wäre ſie auch mit Sicherheit ihrer Vorzüge ſich bewußt; ſie läßt es nicht einmal in ſich zum deutlichen Gedanken werden, daß ſie Vorzüge hat, weil es ſie betrüben würde, den andern weniger vollkommen zu finden. Die Liebe iſt demüthig. Der rauhe Stolz verträgt ſich nicht mit der milden Liebe. Die Liebe iſt ohne Anſpruch, weil man keine Anſprüche machen kann ohne zu betrüben; ſie leiſtet ſogar Verzicht auf das, was ihr von freyen Stücken eingeräumt wird.

Lug und Trug kennt die Liebe nicht. Die Liebe iſt einfältig — und ſchon darum wahrhaftig, aufrichtig und ohne Falſch.

Die Liebe neidet nicht; ſie gönnt dem andern ſein größeres Glück, freut ſich ſeines größern Glückes von Herzen, freut ſich, daß ein Menſch ſo glücklich iſt.

Die Liebe ſucht nicht das Ihre; ſie kann für den Vortheil des andern den eignen fahren laſſen, die eigne Sache verſäumen, um für die fremde Sache thätig zu ſeyn, ſelbſt Schmerzen übernehmen um fremde Schmerzen zu ſtillen.

Die Liebe iſt barmherzig; ſie heilet die brennende Wunde, erquickt mit ihrem Troſte die traurigen Herzen, erleichtert dem Mühſeligen ſeine Laſt, vermindert das Elend des Jammervollen, verbreitet Licht und Freude durch die düſtern Kammern des Ungemaches. Den Kranken pflegt, den Einſamen beſucht ſie, mit dem Bangen wacht ſie, dem Hungrigen bricht ſie ihr Brot, dem Frierenden ſchafft ſie Erwärmung, den Nackten bekleidet ſie, dem Schwachen reicht ſie eine Stütze, dem Schmachtenden Labſal, den Verirrten führt ſie die rechte Straße, für den, dem ſie nicht zu helfen vermag, betet ſie. Sie gibt, wenn ſie ſelbſt auch nur wenig beſitzt; ſie theilt mit dem Dürftigern, wenn's auch ihr Letztes wäre. Sie entzieht ſich ſelbſt, ſie entbehrt ſelbſt, um deſto reichlicher geben zu können. Sie glaubt noch nichts gegeben zu haben, wenn ſie ſich ſelbſt noch nichts entzogen, wenn ſie noch nicht entbehrt hat. Sie ſcheut keine Mühe und Anſtrengung, andern zu dienen; ſie fragt nicht nach dem Weh, wenn andern dadurch wohl wird.

So iſt, ſo fühlt, ſo handelt die Liebe!

Wie wird ſolche Liebe im Herzen des Menſchen gebildet und geſtärkt? Die Frage fällt zuſammen mit dieſer: wie wird der Menſch dem Menſchen theuer und immer theurer?

Es gibt eine natürliche Liebe des Menſchen zum Menſchen, die, in dem Einen ſchwächer, in dem andern ſtärker, keinem auch dem roheſten Selbſtlinge nicht — fremd ſeyn kann, ein angebornes Intereſſe des Menſchen am Menſchen, das die Selbſtſucht zwar zu vermindern, indeß ſchwerlich je ganz zu vertilgen vermag, ein Intereſſe, das freylich da nicht wahrgenommen wird, wo brutale Leidenſchaften den Menſchen ſich ſelbſt entfremdet haben, das aber ſogleich wieder zum Vorſchein kommt, als er in der Ruhe des Gemüthes und der Klarheit des Bewußtſeyns ſich ſelbſt wieder findet.

Der Inſtinct zieht den Menſchen zum Menſchen hin; ein dunkler Trieb lehrt ihn, die Geſellſchaft des Menſchen ſuchen, am Menſchen Wohlgefallen finden, und ihm Gutes erzeigen. Im Menſchen erblickt er überdieß ſeines Gleichen, ſich ſelbſt erblickt er im Menſchen; das Bild ſeines Weſens muß er in ſeine Neigung, in den Umfang ſeiner Beſtrebungen aufnehmen. Dem Menſchen kann er ſein Inneres offenbaren; der Menſch verſteht ſeine Sprache; ſeine Gedanken, ſeine Empfindungen faßt der Menſch auf, und theilt ihm dafür die eignen Gedanken und Empfindungen mit. Der Menſch hat mit ihm dieſelben Bedürfniſſe, dieſelben Zwecke, dieſelben Gebrechen, dieſelben Beſchwerden und Leiden, iſt wie er von allen Seiten abhängig, kämpft, wie er, mit den feindſeligen Kräften der Natur, wird, wie er, häufig von ihnen überwältigt — wie er, zuletzt eine Beute des Todes. Der Menſch gewährt ihm vielfältigen Beyſtand, in der Vereinigung mit andern beſiegt er ſo manche Noth, der er, ſich ſelbſt überlaſſen, erliegen würde, gewinnt er ſo manche Vortheile, die er allein nicht zu erlangen vermöchte. Den Menſchen verdankt er die Annehmlichkeiten und Genüſſe, die ſein Leben verſchönern und verſüßen; an allen den Gütern, die ihn beglücken, haben Menſchen ſich thätig bewieſen; in der Geſellſchaft der Menſchen winken ihm die köſtlichſten Freuden. Jeder Blick auf den Menſchen weckt in ihm frohe Erinnerungen an empfangene Wohlthaten; jeder Blick auf ſeine Schwäche läßt ihn fühlen, der Menſch ſey ihm unentbehrlich.

Dieſe *natürliche Menſchenliebe* iſt zwar nicht die *reine*, in der wir das Edelſte der menſchlichen Natur erkennen, durch die der Menſch Gott ähnlich wird. Sie gehört der feinern Sinnlichkeit an, und iſt nicht ganz frey von ſelbſtſüchtigem Weſen. Sie bedarf der

Reinigung, der Leitung, der Erwärmung durch die Kräfte des Göttlichen im Menſchen. Gleichwohl darf und ſoll ſie ſich jener reinen Liebe zugeſellen, ſie zu verſtärken, und das Sinnliche im Menſchen mit dem Höhern zur Einheit und vollkommenen Harmonie des Daſeyns in Verbindung zu bringen. Darum muß es mir eine wichtige Angelegenheit ſeyn, das mir angeborne Intereſſe am Menſchen zu erhalten, zu nähren und zu beleben.

Hilf mir denn, o Gott, den Trieben der gröbern Selbſtſucht, die in meinem äuſſern Leben ſo viel Begünſtigung finden, mit Ernſt widerſtreben; hilf mir unterdrücken, was von Menſchen mich abſondert, mir die Menſchen entfremdet, meinen Vortheil dem übrigen entgegen ſetzt. Erhöhe in mir die Gefühle, die zu Menſchen mich hinziehen. Laß mich willig folgen jeder echt menſchlichen Neigung. Laß mich oft und innig das Glück empfinden, das aus dem Anſchlieſſen an Menſchen entſpringt, und bewahre mir das Andenken an die Stunden, wo ich dieſes Glück empfand. Laß mich oft meine menſchliche Verwandtſchaft, das genaue Verhältniß, worin ich mit Menſchen ſtehe, die vielfältigen Dienſte, die mir von Menſchen ſind geleiſtet worden, die zahlreichen Wohlthaten, die ich ohne Aufhören von Menſchen empfange, mit Rührung betrachten. Lehre mich in der Wohlfahrt andrer immer beſſer meine eigne erkennen; lehre mich immer deutlicher einſehen, daß mir gerade diejenigen Bemühungen den reichſten und ſchönſten Gewinn tragen, worin ich am meiſten mich ſelbſt vergeſſe, um für das Beſte andrer thätig zu ſeyn.

Die reine Menſchenliebe, durch welche die natürliche geläutert, geordnet und erwärmt werden muß, hat ihren Urſprung in der Liebe zu Gott. Darin zeigt ſich die höhere Natur dieſer Liebe, daß ſie nicht durch ſinnliche Empfindungen, ſondern durch heilige Bewegungen der Seele geweckt wird, daß ſie nicht Irdiſches, ſondern das Wahre, Schöne, Gute, Heilige zum Gegenſtande hat. Das Wahre, Schöne, Gute, Heilige aber kann man nur in Gott mit reiner Liebe umfaſſen, bey welchem allein es in völliger Reinheit vorhanden iſt.

Wer Gott liebt, der liebt zugleich alles Göttliche. Hat die höchſte Vortrefflichkeit Gottes und ſeine Liebe mein Herz durchdrungen; fühlt mein Herz Begeiſterung für Ihn, den Inbegriff alles Hohen und Herrlichen, für die ewige Quelle aller Vollkommenheit, für die in ſich ſelbſt begründete und auf ſich ſelbſt ruhende Liebe, für die Liebe, die ſich durch unzählbare Wohlthaten ohne Aufhören an mir verherrlicht; hat mein Herz in dieſer Begeiſterung ſich Gott dahingegeben; findet es in der Gemeinſchaft mit Gott die Befriedigung ſeines ſtärkſten Verlangens, ſein reinſtes, ſüßeſtes Glück: dann kann ich ja nicht anders, als die Menſchen lieben, die er nach ſeinem Bilde geſchaffen, denen er Züge ſeiner Vortrefflichkeit, Regungen ſeiner Liebe mitgetheilt hat. Alles, worin ich Göttliches antreffe, gewinnt meine innige Liebe; der Menſch am meiſten, weil ich bey ihm das Göttliche ſtärker ausgedrückt, weiter entwickelt, als ſonſt irgend in der ſichtbaren Schöpfung antreffe. Alles gewinnt meine Liebe, was Gott durch ſeine Liebe ihm vereinigt hält, was, in der lebensvollen Gemeinſchaft des Ganzen begriffen, von ſeinem Geiſte beſeelt, von ſeiner Liebe getrieben in dieſem Ganzen Wirkſamkeit äußert, alles, was ſeine Liebe empfinden kann; am meiſten aber der Menſch, weil Gott ihn durch ſeine Liebe ſich am feſteſten vereinigt hält, weil er, das Lebendigſte in der lebensvollen Gemeinſchaft des Ganzen, von ſeinem Geiſte am reichſten beſeelt, von ſeiner Liebe am mächtigſten getrieben, im Ganzen ſeine Wirkſamkeit äußert, weil er die Liebe Gottes am mächtigſten empfindet.

Die Liebe zu Gott entfernt aus meinem Willen alle ſelbſtiſchen Beziehungen, und macht es mir dadurch möglich, eine durchaus uneigennützige Liebe allem, was meine Liebe erwecken kann, zuzuwenden, in der Liebe mich ſelbſt ganz zu vergeſſen.

Geuß, o Gott, die Liebe zu dir in mein Herz; durchglühe mein Herz mit deiner Liebe; nimm aus mir hinweg alles, was ſich mit der Liebe zu dir nicht vereinigen will. Verleihe mir, dich zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Wie du allein die ſelbſtſtändige Liebe biſt, ſo laß mich auch dich einzig urſprünglich lieben, und alles andre nur in dir. Durch Liebe vereinige mich dir unzertrennlich; dann wird es mir nicht fehlen, auch den Nächſten zu lieben, als mich ſelbſt, ja mehr noch, als mein ſinnliches Selbſt.

In dieſer reinen Liebe zu den Menſchen, die in der Liebe zu Gott ihren Urſprung hat, ſtärke ich mich, indem ich die erhabenen Verhältniſſe erwäge, worin mir das Evangelium den Menſchen zeigt. Ihn weiß ich von Gott vorzüglich geliebt; ihn ſehe ich von Gott hoch begnadigt; ihn würdigt Gott ſeiner vorzüglichen Aufmerkſamkeit; für ihn trifft er die wundervollſten Anſtalten. Zu der Menſchen Heil iſt der Eingeborne des Vaters auf Erden erſchienen; ihre Natur hat den Eingebornen des Vaters bekleidet; von der Herrlichkeit des Eingebornen erblicke ich das Geſchlecht der Menſchen beſtrahlt, und auch an den, durch die Sünde tief Entwürdigten zeigen ſich mir noch Schimmer dieſer Herrlichkeit. Die Menſchen liebt er mit aller ſeiner Liebe. Für ſie, für ſie iſt das heiligſte Blut vergoſſen; theuer Erkaufte, Verſöhnte Gottes, Erben des Himmels ſtellen ſich in ihnen mir dar. Der Eingeborne des Vaters hat ihnen den Weg gebahnt zum Leben und zur Herrlichkeit. Er verſammelt ſie um ſich in das Reich der Liebe. Menſchen ſind Mitglieder des erhabenſten und ſeligſten Bundes, des Bundes für die Ewigkeit. Sie und mich umſchlingt das Band einer unſichtbaren Gemeinſchaft. Einer höhern Welt gehören wir an; Einen Herrn bekenne und verehre, auf Einen Herrn hoffe ich; Eines Berufes und Eines Heiles freue ich mich mit viel Tauſenden meiner Brüder und Schweſtern.

Alle edlere Empfindungen meines Herzens vereinigen ſich in der Liebe zu den Menſchen, indem ich mich ſolchen Betrachtungen überlaſſe. Erhalte mir Gott dieſe erhabnen Verhältniſſe ſtets gegenwärtig. Laß mich, mein Erlöſer, in den Menſchen um mich her ſtets die

Deinen erkennen, die du geliebt haſt, für die du geſtorben biſt, damit in mir nie die Liebe erkalte, damit ſie immer mächtiger mein Herz erfülle, damit ich ganz Liebe werde.

XXIV.

Die Liebe.

Ihre Allgemeinheit.

Ich kann nicht alle mit gleicher Innigkeit und Zärtlichkeit lieben. Für die Vortrefflichern und Liebenswürdigern, für die, welche Gott näher mit mir verbunden hat, die mit mir zu Einem Volke, zu Einer Familie gehören, die ich mit den ſüßen Namen: Vater, Mutter, Gatte, Kind, Schweſter, Brüder nenne, für die, welche mir durch Geiſt und Gemüth, durch Ueberzeugungen, Grundſätze, Gefühle, Herzensſtimmung und Neigung verwandt ſind, für meine Wohlthäter, kann und ſoll ich ſtärkere Liebe empfinden. Aber ich darf keinen von meiner Liebe ausſchließen; der Vornehme und der Geringe, der Reiche und der Arme, der Gebildete und der Ungebildete ſind meines Geſchlechts, ſind göttlichen Geſchlechtes.

Es mag mir zuweilen Mühe koſten, denen mein Herz zuzuwenden, an denen ich ſo wenig wahrnehme, was das Herz gewinnen kann, die mich durch ihr ſchmuziges, ekelhaftes Aeußeres, durch ihre Unwiſſenheit, durch ihre rohen Sitten, durch ihre ungeregelten Leidenſchaften zurückſtoßen. Aber es wird mir gewiß gelingen, wenn ich mich recht ernſtlich daran erinnere, daß auch ihnen göttliches Weſen mitgetheilt ward, welches nicht ſelten durch die unſcheinbare, beleidigende Umgebung herrlich hervorglänzt, daß auch ſie unſterblich geſchaffen, zu den erhabenſten Dingen beſtimmt, Gegenſtände der göttlichen Aufmerkſamkeit und Fürſorge ſind, daß auch für ſie der Herr ſein Blut vergoſſen hat; wenn ich bey ihrem Anblick das Rein-Menſchliche, geſchieden von dem, was ihm zur Verunſtaltung gereicht, in das Auge faſſe; wenn ich immer an das denke, was ſie werden ſollen, viele unter ihnen gewiß einſt ſeyn werden, und viele, in günſtigern Verhältniſſen aufgewachſen, jezt ſchon wären.

Selbſt die Böſen ſoll ich lieben — nicht ihr Böſes, ſondern die Menſchen, denen das Böſe, als etwas ihrer urſprünglichen Natur Fremdes, anklebt, die urſprüngliche Menſchennatur, die Züge des göttlichen Bildes, welche die Sünde nicht an ihnen zu vertilgen vermochte, die Weſen, die Gott retten und zu ihrem Heile führen will, zu deren Heile ja auch der Herr auf Erden gelebt hat und geſtorben iſt.

Das Böſe an ihnen hindert mich freylich, ſie von ganzem Herzen zu lieben, ihre Gemeinſchaft zu wünſchen, und mich ihrer zu freuen; aber es hindert mich nicht, eine gewiſſe Zuneigung, die ſich auf die menſchliche Verwandtſchaft und die Vortrefflichkeit der Menſchennatur gründet, bey mir zu unterhalten, an ihrem Ergehen lebhaften Antheil zu nehmen, ihr Wohl zu befördern.

Ich darf, ich ſoll mich ihrem böſen Beginnen widerſetzen; aber ich darf nicht ihnen mit Luſt wehe thun, oder Schaden zufügen. Ich ſoll ſie vielmehr, wo und wie ich kann, zu beſſern ſuchen.

Auf daß ihr Kinder ſeyd, ſpricht der Herr, *euers Vaters im Himmel, welcher ſeine Sonne läßt aufgehen über Gute und Böſe, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.*

So ſoll ich denn auch *meine Feinde* lieben. Der Umſtand, daß ſie meine Feinde ſind, ändert nichts in dem Verhältniſſe, worin ſie als Menſchen zu mir ſtehen; nur meine Selbſtſucht könnte mich überreden, ſie für meiner Liebe unwerth zu halten, weil ſie *mir* gerade übel wollen. Der gute Menſch ſieht in ſeinem Feinde nichts als den Menſchen und das Menſchlich-Vortreffliche.

Wenn die Liebe an ſich das Edelſte im Menſchen iſt: ſo iſt auch der Haß mit allem, was ihm anhängt, an ſich, er zeige ſich wie und wo er wolle, das Schlechteſte. Niemand kann mir ein Recht geben, ihn zu haſſen, weil ich den Haß an ſich für unſittlich erklären muß.

Wird gleich nicht von mir verlangt, daß ich an meinem Feinde *Wohlgefallen* habe, was allerdings etwas Widernatürliches, ja Unmögliches ſeyn würde: ſo wird doch mit Recht von mir gefordert, daß ich *menſch-*

liches Wohlwollen gegen ihn hege. Nicht genug alſo, daß ich ihm nicht Böſes mit Böſem vergelte, daß ich ihn auf keine Weiſe kränke, ihm alle Gerechtigkeit und Billigkeit beweiſe, ſeine guten Eigenſchaften und Verdienſte willig anerkenne: ich ſoll mich auch von Herzen über ſeinen Schaden und ſein Unglück betrüben; ich ſoll mich aufrichtig ſeiner Ehre und ſeines Glückes freuen; ich ſoll ihm in der Noth gern beyſtehen, und ſein Beſtes nach Vermögen zu fördern ſuchen, wie mein Erlöſer mich anweiſet: ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen. Ich hätte die rechte Liebe noch nicht, wenn ich es an Einem von dieſen fehlen ließe. In meinem Betragen gegen die Feinde muß es ſich zeigen, daß die reine, himmliſche Liebe mein Herz erfüllt, daß die Liebe Gottes in mein Herz ausgegoſſen iſt. So ihr die liebet, fährt der Herr fort, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? und ſo ihr euch zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches?

Ich will mich hüten, daß ich mir keine Feinde mache, ich will Gott täglich bitten, daß er mich vor Feinden bewahre; denn es iſt doch immer, beſonders für das weichere, verletzbarere Gemüth des Weibes ein unruhiger, peinlicher Zuſtand, worin man ſich von einem menſchlichen Weſen angefeindet weiß. Das Gemüth iſt in ſich geſtört; die Stille, die Harmonie der Seele iſt dahin; jeden Augenblick empfängt man verſtimmende Eindrücke, oder wird von verſtimmenden Gedanken gequält. Ich will auch nicht leicht glauben, daß jemand mein Feind ſey. Jemand kann mir entgegen handeln, mir empfindlich wehe thun, ohne darum mein Feind zu ſeyn. Nicht eher, als bis ich beharrlich böſe Geſinnungen gegen mich, Luſt mir zu ſchaden, mich zu betrüben bey ihm antreffe, darf ich ihn für meinen Feind halten. O, wie oft bilden wir uns bloß ein, Feinde zu haben, und martern uns ſelbſt mit dieſem Wahne! Ein eigenthümlicher Hang des kranken menſchlichen Gemüthes, den ich aus allen Kräften bekämpfen muß, begünſtigt die verderbliche Selbſttäuſchung.

Sollte es mir aber begegnen, daß Menſchen meine Feinde werden: ſo will ich mit Ernſt über mir wachen, daß meine Liebe gegen ſie weder erkalte, noch ermüde. Ich will von ihren Geſinnungen und von ihrem Betragen gegen mich hinwegſehen; ich will zu vergeſſen ſuchen, was ſie mir Uebles zugefügt; auf ihr Gutes und Liebenswürdiges will ich meine ganze Aufmerkſamkeit richten; das Angenehme, was ſie mir früher gewährt, den beſſern Sinn des Herzens, den die Leidenſchaft mir umwölkt hat, will ich mir gegenwärtig erhalten; mit mir ausgeſöhnt will ich ſie mir denken; als Weſen, die Gott — die mein Erlöſer liebt, will ich ſie betrachten.

Ich fühle wohl, daß es ſchwer iſt, ſeine Feinde zu lieben; das Herrliche iſt immer ſchwer; es mußte ſchwer ſeyn, damit es in jeder Hinſicht das Herrliche, das Auszeichnungswürdige, Belohnungsfähige wäre. So ihr die liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Du wirſt mir beyſtehen, o Gott, daß ich die widerſtrebenden Triebe des Herzens glücklich überwinde.

Euch aber, die Gottes väterliche Güte näher mit mir verbunden hat, die ich mit den ſüßen Namen: Vater, Mutter, Gatte, Kind, Schweſter, Bruder, Freunde nenne, die ihr mich ſo innig und zärtlich liebet, die ihr mir ſo manchen rührenden Beweis eurer Liebe gegeben habt, euch, durch die mir das Leben ſo heiter und ſchön, das Herz ſo fröhlich wird, euch will ich lieben mit aller Liebe, deren mein Herz fähig iſt, mit der ſanfteſten, nachgiebigſten, duldſamſten, ſchonendſten, freundlichſten, gefälligſten, demüthigſten Liebe, mit einer Liebe, die keines Schmerzes, keiner Mühe, keines Opfers ſich weigert, die alles glaubt, alles erträgt, alles hofft, mit der reinſten, getreueſten Liebe will ich euch lieben, bis in den Tod will ich euch lieben.

Wie glücklich bin ich, daß ich lieben, daß ich euch in dieſem Maße lieben kann! Mein ganzes Leben ſoll Liebe ſeyn. Liebe ſoll mir ſeine Bitterkeiten verſüßen, ſeine dunkeln Nächte erhellen, ſeine öden Plätze in Paradieſe verwandeln, ſeine Freuden erhöhen, und mich würdig machen, einſt in das ewige Reich der Liebe aufgenommen zu werden!

XXV.

Die Demuth.

Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben, und demüthig ſeyn vor deinem Gott.

Micha 6. V. 8.

Gott widerſteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.

1. Petr. 5. V. 5.

Nichts geziemt mir mehr, als demüthig ſeyn vor meinem Gott. Ich müßte den einleuchtendſten Wahrheiten widerſprechen, oder ſie in meiner Seele verdunkeln, ich müßte meine Augen vor dem verſchließen, was ſich mir jeden Augenblick darſtellt, ich müßte mich auf die unverantwortlichſte und widerſinnigſte Art ſelbſt täuſchen — über mich ſelbſt, um in irgend einer Hinſicht groß von mir denken, irgend einen Ruhm bey mir finden, irgend einen Stolz bey mir nähren zu können. Ich lerne gering von mir denken, aller eigne Ruhm ſchwindet dahin, ich fühle tiefe Beſchämung, ſobald ich, aufrichtig gegen mich ſelbſt, mir das eingeſtehe, was ich mir auf die Dauer doch umſonſt und gewiß zu meinem Verderben würde zu verbergen ſuchen. Jetzt will ich es mir deutlich und lebhaft vorhalten und mir tief einprägen, damit ich in der Demuth bleibe, damit ich recht von Herzen demüthig werde, wie es dir, mein Gott, wohlgefällt.

Es iſt wahr, mit herrlichen Vorzügen iſt meine menſchliche Natur ausgeſtattet. Das darf, das ſoll ich mit Rührung und Erhebung empfinden, damit ich mich vor allem, was meiner unwürdig iſt, mit Sorgfalt hüte, damit ich mich unabläſſig bemühe, meine menſchlichen Vorzüge zu bewahren und zu erhöhen. Ich darf, ich ſoll mit Rührung und Erhebung empfinden, daß ich Menſch bin, und daß es etwas Großes iſt ein Menſch ſeyn, damit das Menſchliche in mir nie entweiht werde, und immer reiner, ſtrahlender in mir hervortrete.

Aber kann ich mir dabey wohl verbergen, mit welchen Schwachheiten und Gebrechen die menſchliche Natur behaftet, und welchen Einſchränkungen ſie unterworfen iſt? Wenn ich die Verletzbarkeit und Hinfälligkeit dieſer Natur betrachte, ihre hülfsbedürftige Jugend, ihr ohnmächtiges Alter, die kurze Zeit ihres kräftigen Lebens, und, während dieſer Zeit, die unzählbaren Wünſche, zu deren Befriedigung ihr das Vermögen fehlt, die Erſchütterungen, die Leiden und Entſtellungen, die ſie erfährt, die Krankheiten, die ſie zerrütten, die ekelhafte Verwüſtung, welche zuletzt der Tod in ihr anrichtet, die thieriſchen Bedürfniſſe, die ſie herabwürdigen, die thieriſchen Triebe, die nicht ſelten eine ſo große Gewalt an ihr üben, das Licht der Seele verdunkeln, die Reinheit des Herzens beflecken, alles Herrliche an ihr zerſtören, die niedrige Stufe der Entwickelung, auf der ſie ſtehen bleibt, die Irrthümer, die Thorheiten, die Laſter, denen ſie zur Beute wird: o, wie fühle ich dann mich gedemüthigt!

Das Kind des Staubes und der Vergänglichkeit, das Kind des Wahnes und der Sünde ſollte nicht demüthig ſeyn vor ſeinem Gott?

Die Vorzüge der menſchlichen Natur habe ich mir nicht ſelbſt gegeben, ich habe ſie empfangen, Gott hat ſich durch ſie an mir verherrlicht. Nicht mir, ſondern meinem Schöpfer gebührt die Ehre. Nicht Stolz, ſondern dankbare Freude ſollen ſie mir einflößen. Nicht mich, ſondern ihren Urheber ſoll ich darin mit Rührung und Erhebung empfinden. Nicht das Verlangen, mich ſelbſt geltend zu machen, ſondern das Beſtreben, mich ſelbſt zu verläugnen, in allem Gott zu preiſen, und mich überall als ſein Werkzeug zu betrachten und darzuſtellen, ſollen ſie in mir erwecken. Alles, was ich bin und habe, bin und habe ich durch ihn. Ich lebe, athme, empfinde, denke, verlange, wirke — einzig durch ihn. Sein Hauch ſind die Kräfte des Lebens und der Verjüngung, die mich durchſtrömen, ſein Hauch iſt's, von dem mein Körper entſeelt in den Staub ſinkt — und Staub wird. Von ihm fließt jeder Augenblick mir zu, wodurch ich beſtehe und fortdaure; er darf es mir nur verſagen, ſo bin ich nicht mehr. Von ihm muß ich alles, deſſen ich bedarf, erwarten. So wenig vermag ich mir ſelbſt zu verſchaffen — und dieſes Wenige nicht anders, als unter ſeinem Beyſtande. Keine meiner Unternehmungen kann gelingen, meine höchſten Anſtrengungen bleiben ohne Erfolg, wenn er nicht ſeinen Segen verleiht. Nicht das Geringſte vermag ich ohne ihn. Nach ſeinem Willen trifft mich das Ungemach, er gewährt meinem Herzen die Freude, und ich bin nicht im Stande etwas darin zu ändern. Selbſt an dem, was aus meinen pflichtmäßigen oder pflichtwidrigen Handlungen hervorgeht, läßt ſich ſein abwendender oder fördernder Einfluß nicht verkennen.

O, wie ſehr geziemt es mir doch, demüthig zu ſeyn vor meinem Gott! Welche Verblendung, wenn der Menſch vor Gott, oder nur überhaupt durch ſich etwas gelten will — er, der durch ſich ſo gar nichts iſt!

So kann ich mich denn auch derjenigen Vorzüge nicht überheben, die mich etwa vor andern auszeichnen mögen: nicht vor Gott, nicht vor Menſchen darf ich mich ihrer rühmen.

Vorzüge des Standes, des Reichthums, der Verbindungen, der körperlichen Geſtalt geben ohnehin, da ſie nicht zum innern Weſen des Menſchen gehören, keinen wahren Werth. Man kann vielleicht in ihrem Beſitze mehr wirken und genießen; aber Thorheit wäre es, traurige Beſchränktheit verriethe es, wenn man glaubte mehr zu ſeyn, weil man mehr ſcheint, und von dem Zufälligen im Leben, das man ſo oft bey entſchiedener Nichtswürdigkeit antrifft, das uns jeden Augenblick entriſſen werden kann, das wir im Tode gewiß verlaſſen müſſen, mehr hat. Wahrlich, es würde niemand einfallen, groß von dieſen Dingen zu denken, wenn ſie nicht die Gegenſtände unſerer ſinnlichen Begierden wären. Indem wir in ihnen die Mittel erblicken, unſre ſinnlichen Lüſte zu ſtillen, indem ſie uns in den Augen der Menſchen ein gewiſſes Anſehen verſchaffen, gewöhnen wir uns, ſie als etwas zu betrachten, das auch innerlich geachtet zu werden verdiene.

Von ihnen vorzüglich gilt überdieß der Ausſpruch des Apoſtels: was haſt du, das du nicht empfangen habeſt? ſo du aber empfangen haſt, was rühmeſt du dich denn? Das Angeborne, das Ererbte und auch das unter zahlreichen äußern Begünſtigungen, die andern fehlten, von mir Erworbene ſollte mir Ruhm verleihen? Oder darf ich etwa annehmen, um meiner größern Würdigkeit willen ſey mir in größerm Maße gewährt worden? um mich über andre zu erheben, habe mir Gott mehr Glanz des Aeußern verliehen? Wahrlich nur der Dünkel der Selbſtſucht könnte mich deſſen überreden. Was hatte ich denn, das an mir zu belohnen geweſen wäre? Sehe ich nicht Menſchen, die ich im Betreff des innern Werthes weit über mich ſetzen muß, im Betreff des Aeußern weit kärglicher bedacht? ja ſehe ich nicht oft die Allerverächtlichſten mit den Gaben des Glückes am reichſten ausgeſtattet? Und warum ſollte Gott den Einen über den andern haben erheben wollen? Der Partenlichkeit darf ich ihn doch eben ſo wenig beſchuldigen, als der gedankenloſen Willkühr. Was konnte ihn auch zum Vortheil des Einen oder zum Nachtheile des andern parteyiſch machen? Nein, ganz andre, viel höhere Abſichten hat der Weiſe und Gütige bey der verſchiedenen Austheilung der Glücksgüter gehabt. Er hat jeden mit gleicher Gunſt und Liebe bedacht, jedem ſo viel gewährend, als ihm nützlich und dem Wohl des Ganzen förderlich iſt.

Vorzüge des natürlichen Talentes, obgleich ſie mit dem wahren Werthe des Menſchen ſchon in näherer Verbindung ſtehen, gehören ebenfalls zu dem, was ich empfangen habe; ich darf mich ihrer nicht rühmen, wie ſehr ſie mir auch in der Welt zum Vortheile gereichen, welches Lob und welche Bewunderung ſie mir auch zuziehen mögen. Demüthigen ſoll es mich, wenn man an mir lobt, was Sache des natürlichen Talentes iſt; es ſoll mich erinnern, mich fühlen laſſen, wie wenig ich doch des Lobes werth ſey.

Daſſelbe muß ich größten Theils auch von den Vorzügen der erworbenen Bildung und Geſchicklichkeit bekennen. Dem natürlichen Talente, dem angebornen Triebe, der vielfältigen Aufmunterung, dem guten Unterrichte, den zahlreichen Hülfsmitteln habe ich das Meiſte — vielleicht alles — zu verdanken. Wäre es auf die eignen Anſtrengungen, ſo weit ſie verdienſtlich ſind, allein angekommen: ich würde von Tauſenden übertroffen, die ſetzt hinter mir zurückſtehen. Wie leicht geſchieht es überdies, daß man ſeine Bildung und Geſchicklichkeit zu hoch anſchlägt! wie oft hat die Eigenliebe mehr Antheil an der Meinung, die wir von uns ſelbſt hegen, als die Wahrheit! Und kann es mir wohl in den Sinn kommen, mich mit meiner Bildung und Geſchicklichkeit etwas zu dünken, wenn ich erwäge, mit welchen Mängeln dieſelbe behaftet iſt, wie weit ich noch vom Ziele entfernt bin? Wie gering iſt doch der Abſtand zwiſchen mir und denen, die noch auf den niedrigſten Stufen ſtehen, in Vergleichung mit dem Abſtande zwiſchen mir und dem Vollkommnen! O! das Gefühl meiner Schwäche iſt viel mächtiger als das Gefühl des Geringen, was ich zu leiſten vermag.

Fern ſey es daher von mir, mir auf meinen Stand, meinen Reichthum, meine glänzenden Verhältniſſe, meine Geſtalt, mein Talent, meine Bildung, meine Geſchicklichkeiten etwas einzubilden, um dieſer Dinge willen mich für mehr und beſſer zu halten, mir ein größeres Recht zuzuſchreiben, Forderungen an andere zu richten, eine beſondere Aufmerkſamkeit, eine auszeichnende Begegnung von ihnen zu verlangen, mir herauszunehmen, was ich andern nicht geſtatte! o, nicht den geringſten Anſpruch darf ich darauf gründen.

Fern ſey es von mir, andere mit Geringſchätzung zu behandeln, weil ſie in einem niedrigen Stande leben, weniger Glücksgüter, weniger körperliche Reize, weniger Talent und Bildung beſitzen! Auch den Allergeringſten, den Allerärmſten, Allereinfältigſten, Allerunwiſſendſten und Ungebildeteſten,“ auch den durch ſein Aeußeres Zurückſtoßenden, darf ich nicht mit Geringſchätzung behandeln: denn er iſt *Menſch*; und Menſch ſeyn, wie viel mehr iſt das nicht, als reich, vornehm, ſchön, talentvoll, kenntnißreich, gebildet ſeyn! Dem Allergeringſten, Allerärmſten, dem Einfältigſten, dem Unwiſſendſten und Ungebildeteſten, dem durch ſein Aeußeres Zurückſtoßenden will ich mich nie ſchämen einen Dienſt zu erweiſen; denn als Menſch hat er ein Recht auf alle Dienſte, die ich ihm erweiſen kann; und etwas Größeres als Menſch bin ich auch nicht. Selbſt ſolcher Handlungen, die gewöhnlich nur von Geringern verrichtet werden, will ich mich nicht ſchämen, ſobald ich andern damit zu dienen vermag.

Welch ein Beyſpiel hat mir hier mein Erlöſer gegeben! *Des Menſchenſohn iſt nicht gekommen*, ſpricht er, *daß er ihm dienen laſſe, ſondern daß er diene, und gebe ſein Leben zur Erlöſung für viele.* Sein ganzes Leben iſt ein Dienen. Und wem dient er? Er, der höher iſt denn der Himmel, dient einem gebrechlichen, elenden, durch Irrthum und Laſter herabgewürdigten Geſchlechte — den Allerärmſten, den Allerjammervollſten unter dieſem Geſchlechte dient er; die Sünder nimmt er an; aus den niedrigſten Ständen wählt er ſeine Freunde. Und wie dient er? Er, der Herr und Meiſter, wäſcht ſeinen Jüngern die Füße. Er, der Sohn der ewigen Herrlichkeit, den alle Himmel anbeten, ſtirbt des ſchimpflichen Todes — am Kreuze ſtirbt er. O, der Beſchämung für meinen Stolz!

Wer ſich ſelbſt erniedrigt, iſt ſein Wort, iſt der Größte im Himmelreich.

Fern ſey es auch von mir, mit meinem Stande, meinem Reichthum, meinen Verbindungen, meiner Geſtalt, meinen Talenten und meiner Bildung Gepränge zu treiben, damit Aufſehen, Bewunderung erregen, mir damit höhere Wichtigkeit bey der Welt verſchaffen zu wollen! Wie kann ich das, wenn ich meine Mängel recht erkenne, wenn ich einſehe, daß ich alles empfangen habe?

Am erſten könnte es noch ſcheinen, als ob ich meiner Tugend und des Guten, was ich etwa geſtiftet habe, mich rühmen dürfte, weil ich denn doch hierin mehr als in etwas anderm mein eignes Werk antreffe. Aber auch nur ſcheinen könnte es ſo. Gott, was iſt des Menſchen Tugend — was ſein Wirken, ohne deinen Beyſtand! Für das Beſte, was an mir iſt, für das Beſte, was ich geleiſtet habe, gebührt faſt allein dir die Ehre. Du verlieheſt mir die Anlagen, die natürlichen Neigungen, die frommen Gefühle, aus denen die Tugend ſich bildet; deine Kraft unterſtützte mich, wo ich nach dem Würdigen ſtrebte; du bewahrteſt mich vor ſchweren Verſuchungen, und halfſt mir ſelbſt den ſchwächern Reiz der Sünde überwinden. Von dir kamen mir die Antriebe, die Aufmunterungen zum nützlichen Wirken; du bahnteſt mir die Wege, du ſtärkteſt mich, du ſegneteſt meine Bemühungen.

Freylich, Einiges hing von mir ab. Aber dies eben — weit entfernt, daß ich ſeiner mich rühmen dürfte — demüthigt mich ſo tief. Meine Tugend iſt ſo ſchwach, ſo gebrechlich, mit ſo viel Unlauterm vermiſcht, ſo kalt, ſo träge, ſo unwirkſam; das Böſe iſt in mir ſo mächtig; die Sünde verunreinigt mein Herz und Leben. So vieles iſt an mir, was dir höchſt mißfällig ſeyn muß, wobey ich nicht wage zu dir aufzublicken, und nicht anders kann, als mit dem Zöllner an meine Bruſt ſchlagen und ſprechen: Gott ſey mir Sünder gnädig! Eher müßte ich dich wegen meiner Tugend um Vergebung bitten, als daß ich ihrer mich rühmen, durch ſie bey dir etwas gelten könnte. Wie tritt doch, indem ich ernſtlich in mein Herz blicke, das wenige, ſchwache Gute ſo ſchnell zurück vor dem vielen, mächtigen Böſen! Indem ich ernſtlich in mein Herz blicke, Gott, fühle ich nichts als meine Sünde und meine Schuld. Und mein Wirken — wie ganz anders könnte und ſollte es ſeyn! wie viel eifriger, wie viel pünktlicher, wie viel freudiger! Wie vieles habe ich verſäumt, wie vieles nur halb — wie vieles mit untheilnehmender, zerſtreuter Seele gethan! Meiner beſten Werke kann ich nicht froh werden, wenn ich ſie unparteyiſch unterſuche; allenthalben zeigen ſich mir Mängel und Unvollkommenheiten an denſelben. Mein Gott, ich ſchäme mich und ſcheue mich, meine Augen aufzuheben zu dir.

Könnte ich noch den Wahn hägen, in irgend einer Hinſicht mich rühmen dürfen: o, aller dieſer Ruhm würde mir völlig verdunkelt werden durch meine Sünde und Uebertretung. Die Unvollkommenheit meines ſittlichen Zuſtandes beugt mich ſo tief nieder, daß nichts als das Gefühl deiner Gnade mich wieder aufzurichten vermag."

Ob ich beſſer bin als andere, kann ich nicht wiſſen; ich mag es auch nicht wiſſen. In dem beſchämenden Bewußtſeyn meiner Fehlerhaftigkeit fällt es mir gar nicht ein, mich mit andern zu vergleichen. Habe ich denn nicht genug daran, daß ich vor Gott höchſt verwerflich bin? Geſetzt indeß, ich dürfte dieſer Ueberzeugung Raum geben: ſo würde mir doch das drückende Gefühl eigner Verwerflichkeit nicht geſtatten, mich über andere zu erheben; in dieſem drückenden Gefühle kann ich ſelbſt auf den Verworfenſten nicht mit Verachtung herabſehen. Ich müßte nie in mein Herz geblickt haben, um mit dem Phariſäer ſagen zu können: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Menſchen.

Aber auch bey der reinſten und erhabenſten Tugend, auch dann, wenn ich zu derſelben nichts empfangen, wenn ich ſie ganz mir ſelbſt erworben hätte, würde mir Demuth geziemen. Ich wäre ja doch immer nur das, was ich ſeyn ſoll; ich leiſtete ja nur immer, wozu ich verpflichtet bin. Wie ſollte mir das einen Ruhm verleihen, daß ich nicht zu den Verwerflichen gehöre? Anſpruchlos, wie die Unſchuld, iſt die vollendete Tugend, weil ſie, wie die Unſchuld, keine Vorſtellung davon hat, wie ſie anders ſeyn möchte, als ſie iſt, nichts als die lautere Menſchennatur in ſich erkennt. Reich und ſelig in ſich ſelbſt, wie die Unſchuld, bedarf ſie nicht, ſich ein beſonderes Gefühl ihres Werthes zu verſchaffen, einen Anſpruch geltend zu machen. Demuth läßt ſich ſchon deswegen von der vollendeten Tugend nicht trennen, weil, wo ſie fehlt, noch immer ſelbſtſüchtiges Weſen herrſcht, das doch von der Tugend völlig vertilgt werden ſoll. In der demüthigen Liebe erſt erſcheint alles ſelbſtſüchtige Weſen überwunden, und feſt begründet das lautere Leben in der Wahrheit, das heilige und ſelige Leben in Gott. Der Reinſte und Erhabenſte unter allen war von Herzen demüthig.

So wird mir denn bey einem demüthigen Herzen auch fremd bleiben das ehrgeizige oder eitle, immer von Selbſtſucht zeugende Streben, über andre hinauszukommen, oder von der Welt für wichtiger gehalten zu werden. Wie könnte dieſes Streben noch in mir erwachen, wenn ich meine Abhängigkeit von Gott und meine große Unvollkommenheit recht erkenne, und meinem kleinen Selbſte entſagt habe? Nach dem Höchſten und Beſten werde ich ſtreben — um es zu beſitzen, nicht um darin andere zu übertreffen. Erfreulich wird mir die gute Meinung ſeyn, die andere von mir haben; aber nicht um meiner ſelbſt willen, ſondern weil ſie mein ſittliches Bewußtſeyn befeſtigt, weil ſie mir Liebe und Vertrauen erwirbt, und mich dadurch in den Stand ſetzt, viel Gutes unter den Menſchen zu wirken. Es wird mich nicht kränken, wenn ich vernachläſſigt, überſehen, gering geſchätzt werde. Nie wird die Furcht, in der Meinung der Menſchen zu ſinken, mich verleiten wider mein Gewiſſen zu handeln, oder mich abhalten, etwas zu thun, wozu die Stimme des Herzens mich auffordert. Nicht ſchwer wird es mir fallen, den Spott der Welt zu tragen, indem ich das Gott-Wohlgefällige vollbringe.

Gott widerſteht den Hoffärtigen, weil ſie nicht aus der Wahrheit, nicht aus der Liebe ſind, weil ſie nicht ihn, ſondern ſich ſelbſt ſuchen, weil ſie ihn verläugnen und ſich ſelbſt vergöttern.

Demüthig, recht von Herzen demüthig muß man ſeyn, um an ſeiner Verbeſſerung mit Ernſt und Erfolg zu arbeiten. Wer nicht weiß, oder nicht lebhaft empfindet, wie viel ihm noch fehlt, wer ſchon etwas Bedeutendes zu ſeyn glaubt, ſich auf das, was er iſt, etwas dünkt, und mit Geringſchätzung auf andere herabſieht, der kann unmöglich einen rechten Trieb fühlen weiter zu kommen. Und was wäre auch wohl von dem zu erwarten, der ſeine Mängel nicht einmal ahnet, der an dem, was er iſt und beſitzt, genug hat, und ſich zu den größten Anſprüchen berechtigt wähnt, oder ſich einbildet, ſeine geiſtigen und ſittlichen Gebrechen würden von ſeinen äußern Vorzügen weit überwogen? Aber mit welchem Eifer werde ich mich zu vervollkommnen ſuchen, wenn ich meine großen Mängel recht erkenne, wenn ich einſehe, wie ſo gar nichts an mir iſt, deſſen ich mich rühmen könnte, wenn ich nie anders als mit Mißfallen und Beſchämung auf mich hinblicke, wenn ich mich ſchäme und ſcheue meine Augen aufzuheben zu Gott!

Nein, nicht kleinmüthig und verzagt kann mich die Demuth machen. In der wahren Demuth erhebt ſich das Herz. In der Erhebung zu Gott, im Gedanken der höchſten Vollkommenheit, im Bewußtſeyn meiner großen Beſtimmung geſchieht es, daß ich mich vor Gott demüthige. Ich kann mir ſelbſt nicht entſagen, ohne mich über mich ſelbſt zu erheben. In der wahren Demuth verkenne ich meine natürlichen Kräfte nicht; ich fühle, ich gebrauche ſie. Aber ich weiß, von wem ich ſie empfangen habe, und von wem ich ohne Aufhören empfangen werde. Indem ich auf mich ſelbſt Verzicht leiſte, vereinige ich mich mit dem Allmächtigen, und ſein unermeßliches Vermögen wird nun das meinige. Indem ich meine Ohnmacht eingeſtehe und durch mein ganzes Weſen empfinde, öffnet ſich meine Seele dem Einfluſſe der höchſten Stärke. Indem ich meiner Sündhaftigkeit in Demuth inne werde, erlange ich die Empfänglichkeit für die heiligende Gnade. Der Stolz des Menſchen iſt ſeine wahre Ohnmacht, weil er ihn auf ſich ſelbſt beſchränkt, und von der Quelle aller Kraft und Größe abſondert. Das vernünftige, ſich behauptende und bewährende Selbſtvertrauen wurzelt in der Erkenntniß unſerer Schwachheit, und unſerer Abhängigkeit von Gott. Der Stolz führt erſt zum Uebermuthe, nachher zum Kleinmuthe; der echte Muth aber wohnt bey der Demuth. *Den Hoffärtigen widerſteht Gott, aber den Demüthigen gibt er Gnade.*

Dem Stolzen ſchlägt ſein Unternehmen fehl, weil er es ohne Gott, ohne Kraft, ohne Weisheit, in verwegener Zuverſicht und der daraus entſpringenden Verblendung treibt, weil es ein eitles, unwürdiges, thörichtes, verderbliches Unternehmen iſt, weil er unlautre Abſichten dabey hegt. Gott widerſteht dem Hoffärtigen. Dem Demüthigen gelingt es, weil er es mit Gott, von ſeiner Kraft geſtärkt, von ſeiner Weisheit erleuchtet, in reinem Sinne, als etwas Gott Gefälliges, Würdiges, Beglückendes beginnt, mit Ruhe, Beſonnenheit, Mißtrauen in ſich ſelbſt, ſorgfältiger Benutzung aller Mittel, ohne Geräuſch und Anſpruch, einzig bemüht, das Gott Gefällige, Würdige, Beglückende zu wirken, hinausführt. Gott ſegnet das ſtille, fromme, beſcheidene Thun des Demüthigen. Dem Demüthigen gibt er Gnade.

Ohne Demuth bin ich nicht im Stande, das zu leiſten, was Gott von mir fordert. Ich ſoll die unbedeutendſten Geſchäfte meines kleinen Wirkungskreiſes mit Luſt und Eifer verrichten; ich ſoll dem Geringſten dienen, wo ich dazu Vermögen und Gelegenheit habe; ich ſoll mich zu den Schwachen herablaſſen, die Unerträglichen ertragen, den Fehlenden Nachſicht beweiſen, Unrecht erdulden, mir Beſchämung gefallen laſſen, den, welchen ich beleidigt habe, um Vergebung bitten, auch wenn ich beſorgen müßte, von ihm mit Härte behandelt zu werden, die guten Eigenſchaften und Verdienſte Anderer ans Licht zu ziehen, auch wenn ich ſelbſt dadurch verdunkelt würde. Wie kann ich das ohne Demuth? Wie leicht wird mir das bey einem demüthigen Herzen!

Das demüthige Herz iſt ein genügſames und dankbares Herz. Mit welcher Rührung empfängt man das Gute, das man für etwas Unverdientes erklären muß! Wie freut man ſich der kleinſten Wohlthat, der man ſich für unwerth hält! Wie tief und froh empfindet man die Güte des Herrn, die nicht aufhört, den Unwürdigen zu ſegnen! Das macht mir den Genuß der göttlichen Gabe ſo ſüß, daß ich weiß, ſie iſt vom Herrn, daß ich ſeine Barmherzigkeit und Treue darin fühle. Nichts, mein Gott, kann ich von dir fordern, du hätteſt das Recht mir alles zu verſagen — und du gewährſt ſo viel, mehr als ich denken und empfinden kann!

Das demüthige Herz iſt ein, im Leiden geduldiges Herz. Demüthig verehrt es die Schickung der höchſten Weisheit, wo ſie ihm unbegreiflich iſt; demüthig glaubt es an einen herrlichen Ausgang, wo noch nichts davon ſichtbar wird; demüthig unterwirft ſich das ſchwache dem Allmächtigen, das ſündige dem Heiligen und Gerechten. Wie kann ich denn murren wider die ſchweren Verhängniſſe Gottes, da mir mein Herz ſagt, daß ich vor Gott ſtrafbar bin, daß ich wohl noch ſchwerere Züchtigungen verdient habe, da ich bey mir Fehler und Gebrechen antreffe, von denen ich nicht anders als durch empfindliche Leiden geheilt werden kann?

Wohl mir, wenn ich das vermag, in Demuth dulden, in Demuth ſtill halten, in Demuth vertrauen, in Demuth mich Gott ganz dahin geben!

Hilf mir Herr, daß ich in der Demuth bleibe, daß ich recht von Herzen demüthig werde, wie es dir wohlgefällt!

XXVI.

Der ſanfte und ſtille Geiſt.

Des Weibes Schmuck ſey der verborgene Menſch des Herzens unverrückt, mit ſanftem und ſtillem Geiſt, das iſt köſtlich vor Gott.

1. Petr. 3. V. 4.

Vor Gott und Menſchen iſt des Weibes ſanfter und ſtiller Geiſt köſtlich. Sanft und ſtill hat die Natur den Geiſt des Weibes gebildet, ſanft und ſtill ſollte er ſich entwickeln, und in der Sanftheit und Stille jedes Treffliche ſich vermählen.

Das Sanfte und Stille iſt dem unverzogenen, unverkünſtelten Weibe Bedürfniß; ſanft will es berührt, ſanft bewegt werden, ſanft ſich äußern, in der Stille des Gemüthes will es leben.

Nur bey einem ſanften und ſtillen Geiſte kann das Weib ſich wohl fühlen, hat es Frieden mit ſich ſelbſt, beſitzt es ſich ſelbſt in einem klaren Bewußtſeyn, im wohlgeordneten heitern Vereine ſeiner Empfindungen und Kräfte, im ſchönen Gleichgewichte des Daſeyns. Bey einem unruhigen, reizbaren, leidenſchaftlichen, aufbrauſenden Geiſte fühlt unſer weicheres Gemüth vorzüglich ſich unaufhörlich angegriffen, aufgewiegelt, gequält, gerathen wir jeden Augenblick in Mißverhältniſſe zu Menſchen, die uns Verlegenheiten, tiefe Beſchämung, eine ängſtliche Spannung, die uns Verdruß und Kummer verurſachen, und nicht ſelten das Herz auf das ſchmerzlichſte verwunden.

In dem ſanften und ſtillen Geiſte offenbart ſich des Weibes Vernunft und Mäßigung, ſeine Liebe und Demuth, und es tritt hervor die Schönheit der Seele.

Der ſanfte und ſtille Geiſt verbreitet über das ganze Weſen des Weibes den Zauber der Anmuth und Holdſeligkeit — wie verklärt ſteht das Weib in den Schimmern des ſanften und ſtillen Geiſtes! Dagegen das ungeſtüme, rauhe, drohende, tobende Weib — das Weib im Zorne, in der Wuth — welch ein Scheuſal! Und wo erreichen Erbitterung, Zorn, Wuth, Raſerey eine ſolche Höhe, wo zeigen ſie ſich in ſo ekelhaften und furchtbaren Geſtalten, in denen alles Menſchliche verſchwunden zu ſeyn ſcheint, als beym Weibe?

Einen ſanften und ſtillen Geiſt fordert die edle Bildung des weiblichen Verſtandes und Herzens. Klarheit des Blickes, heitere Beſonnenheit, Schärfe des Auffaſſens, lichtvolle Erkenntniſſe, helles Denken, zartes und inniges Empfinden, freundliches, wohlwollendes Anſchließen, lautere Herzensgüte, gelaſſenes Dulden, fromme Ergebung ſind Vorzüge, die einen ſanften und ſtillen Geiſt vorausſetzen. Von einem ſanften und ſtillen Geiſte empfangen alle Tugenden, die dem Weibe zur Zierde gereichen, ihre Nahrung; keine unter ihnen mag ohne einen ſanften und ſtillen Geiſt gedeihen, aber alle entwickeln ſich auf das glücklichſte unter dem Einfluſſe eines ſanften und ſtillen Geiſtes. Der verborgene Menſch des Herzens wohnt bey einem ſanften und ſtillen Geiſte.

Das Weib mit dem ſanften und ſtillen Geiſte erfreut durch ſein ganzes Daſeyn; man fühlt ſich zu ihm hingezogen; man empfängt von ihm unaufhörlich die wohlthuendſten Eindrücke; man möchte immer in ſeiner Nähe verweilen — immer ſehen dieſe ſanfte, ſtille Geſtalt, immer hören dieſes ſanfte, ſtille Wort, immer betrachten dieſes ſanfte, ſtille Wirken, immer empfinden dieſes ſanfte, ſtille Berühren, immer in ſich aufnehmen dieſes beſänftigende, ſtillende Weſen; während das leidenſchaftliche Weib jeden Augenblick kränkt, beleidigt, Herzen verwundet, allen, die ſich in ſeiner Nähe befinden, das Leben verbittert, von allen mit Abſcheu betrachtet, verwünſcht und geflohen wird.

Stilles Schaffen, ſanftes, ſtilles Ordnen, ſanftes, ſtilles Leiten iſt des Weibes Beruf, und nur das geräth dem Weibe wohl, was es mit ſanftem und ſtillem Geiſte verrichtet. Dem ſanften und ſtillen Geiſte fügt ſich das

Widerſtrebende; der ſanfte und ſtille Geiſt verwandelt das Hinderniß in ein Beförderungsmittel, verknüpft leicht das Getrennte, ſondert leicht das Feſtverbundene, verſöhnt leicht das ſich feindſelig Bekämpfende. Wer vernimmt nicht gern die Mittheilungen des ſanften und ſtillen Geiſtes? wer folgt nicht gern ſeinem freundlichen Zureden? wer erfüllt nicht gern ſeine Bitten, ſelbſt ſeine Befehle? wer wirkt nicht gern mit zu ſeinen geräuſch- und anſpruchloſen Verrichtungen?

Einen ſanften und ſtillen Geiſt muß ich beſitzen, um Gott wohlzugefallen, um meine Pflichten treu zu erfüllen, im Segen meine Tage zu verleben, und einſt der himmliſchen Seligkeit theilhaftig zu werden.

* * *

Um dieſen ſanften und ſtillen Geiſt zu gewinnen, will ich mich hüten vor leidenſchaftlichen Wünſchen, die ſchon an ſich das Gemüth in einem ſo hohen Grade beunruhigen, noch mehr aber durch die leidenſchaftlichen Beſtrebungen, wozu ſie anregen, durch die Sorgen, die ſie uns verurſachen, durch die ängſtliche Erwartung, in der ſie uns gefangen halten, durch die Kränkungen, denen ſie uns bloßſtellen, durch den Kummer, den ihre Vereitlung erzeugt, den innern Frieden ſtören. Ein leidenſchaftlicher Zuſtand des Gemüthes muß ſich immer durch etwas Hartes, Rauhes, Heftiges oder Bitteres in unſerm Betragen offenbaren. Worauf ſind denn doch dieſe Wünſche gerichtet? Meiſt auf Dinge, denen blos der Schein und das Vorurtheil einen ſo hohen Werth beylegen, die, wenn ich ſie erlangt habe, mir bald gleichgültig werden, oft auf ſolche, die allein Wahn, Einbildung, Laune mir als etwas Begehrenswerthes darſtellen, immer aber auf ſolche, deren ich entbehren kann, ohne an Lebenszufriedenheit einzubüßen. Ich darf mich nur recht ernſtlich an die wahre Natur dieſer Dinge und ihren Einfluß auf meine Glückſeligkeit erinnern, ich darf mir nur vorhalten, wie wenig ſie im Stande ſind, mein Herz zu befriedigen, wie wenig der dürftige Genuß der Anſtrengungen, Beſchwerden und Beunruhigungen, denen ich mich ihrentwegen unterziehen muß, werth iſt, um das Verlangen, das ſie zum Gegenſtande hat, zu mäßigen, und ſo mein Herz vor leidenſchaftlichen Wünſchen zu bewahren.

Ich will die Lagen und Verhältniſſe ſorgfältig vermeiden, die mein Inneres gewaltſam aufregen. Sind es Zerſtreuungen überhaupt, die mich mir ſelbſt entreißen, und mein Gemüth in eine ihm unnatürliche Verfaſſung ſetzen, durch zu ſtarke oder zu mannichfaltige Eindrücke die Einheit meines Gemüthes ſtören: ſo will ich ihnen ausweichen, wo ich kann, und ein eingezogenes, geſammeltes Leben führen. Sind es gewiſſe Vergnügungen, die in meinem Gemüthe zu lebhafte Bewegungen hervorbringen, der Ruhe meines Herzens gefährlich werden: ſo will ich ihnen entſagen. Sind es gewiſſe Geſellſchaften, die mein Herz vereiteln, mich zu Beſtrebungen nöthigen, die ſich mit dem Frieden meiner Seele nicht vertragen, ſo will ich dieſe Geſellſchaften fliehen. Iſt es das Leben in der großen Welt, was mich unaufhörlich drängt und treibt — zu dem mir Fremden, mich Verletzenden hin: ich will mich, ſo weit es meine unauflöslichen Verbindungen geſtatten, von der Welt abſondern, und in der Stille meine Tage verleben. In der Stille bin ich am beſten vor dem geſichert, was das Innere gewaltſam aufregt; in der Stille gedeiht am beſten der ſanfte und ſtille Geiſt, wie ihm in der befreundeten Stille auch am meiſten wohl iſt.

Dagegen will ich mir oft recht nahe bringen, was ſanfte Eindrücke auf mein Herz macht, dem Herzen ſanfte Gefühle entlockt, oder die lebhaften Gefühle des Herzens beſänftigt, was den ſanften Neigungen des Herzens zuſagt, und eine milde Stimmung des Gemüthes befördert. Ich will die ſanften Eindrücke in mich aufnehmen und ihrer pflegen, ich will mich den ſanften Gefühlen und Neigungen hingeben, dieſe Eindrücke, dieſe Gefühle und Neigungen in mir wirken laſſen, und entfernen, was ihnen widerſtrebt. Unter den ſanften und ſtillen Erſcheinungen der Natur, unter ihren holden Geſtalten will ich oft verweilen — am öfterſten auf den Plätzen, auf welchen ſich ihr ſanfter, ſtiller Charakter am meiſten ausgedrückt hat, zu den Zeiten, wo ihre Milde mir am meiſten fühlbar wird, wo ſie am meiſten das Herz erweicht, dem Herzen ſanfte ſtille Rührungen gibt, der ſanfte, ſtille Abend ſoll mich oft mit ſeiner Ruhe umſchatten. Mit Bildern des Friedens, mit den Bildern eines einfach heitern, eines in ſeiner Unſchuld und Verborgenheit ſchönen und glücklichen Lebens will ich mich beſchäftigen.

An ſtille, ſanfte Menſchen will ich mich anſchließen, daß ihr Stilles und Sanftes ſich mir mittheile. Den Sanfteſten unter allen, die je auf Erden gelebt haben, Jeſum Chriſtum, den holden und herrlichen Menſchenfreund, will ich mir oft vergegenwärtigen; ſeinen ſanften Sinn will ich oft betrachten, ſein ſanftes Wort oft erwägen, an ſeinem ſanften, ſtillen Evangelio zum ſanften und ſtillen Weſen mich gewöhnen. Gedenken will ich, wie mein Gott mich ſo ſanft geleitet, ſo ſanft belehrt, gewarnt, zurechtgewieſen, ſo ſanft erquickt und getröſtet hat, wie er häufig ſo ſtill mit mir war, und wie dann das Herz ſeinen Frieden fühlte.

Auf alle Weiſe will ich mein Gemüth zu erheitern ſuchen: denn bey einem düſtern Sinne, in einem gereizten Zuſtande iſt es ſehr ſchwer, ſich ſanft, gelind, freundlich zu erweiſen; dem heitern Gemüthe aber iſt nichts natürlicher, als das Sanfte und Stille in Wort und That. Still und ſanft wohnt die Heiterkeit in der Seele, und nur leiſe bewegt wird in der heitern Stimmung das Gemüth von den Dingen, die es in einem andern Zuſtande kränken, heftig reizen, ja erbittern würden.

Vornehmlich aber will ich mich bemühen, mein Herz mit Liebe zu erfüllen. Das liebevolle Herz iſt gewiß ein ſanftes und ſtilles Herz. Sanft iſt der Liebe Blick, ſanft der Liebe Wort, der Liebe Werk. Leiſe berührt die Liebe, weil ſie nicht wehe thun will. Freundlich zeigt ſich die Liebe, weil ſie durch ihr ganzes Weſen erfreuen will. Die Liebe äußert ſich nie mit Heftigkeit und Ungeſtüm, denn damit würde ſie ja verwunden; mit Milde äußert ſie ſich, denn damit heilt, erquickt, tröſtet ſie. Mit ſtill verklärtem Angeſicht wandelt die Liebe unter den Menſchen, und alles wird fröhlich von dem Erſcheinen der holdſeligen.

Dabey will ich nicht verſäumen, der Reizbarkeit meines Gemüthes noch beſonders dadurch entgegen zu arbeiten, daß ich mich auf die Dinge, Ereigniſſe, Begegnungen, die mich aufbringen, erbittern könnten, gefaßt — daß ich mich mit ihnen vertraut, mir eine milde Anſicht derſelben zu eigen mache, mich zu einer ruhigen Beurtheilung derſelben gewöhne, mir feſt vornehme, mich von ihnen nicht überraſchen zu laſſen, und mich an die Verlegenheiten, Nachtheile, Unannehmlichkeiten erinnern, die ich mir durch die Uebereilungen eines gereizten Gemüthes zugezogen habe.

So ſey denn ſanft mein ganzes Betragen — der reine Ausdruck eines ſanften und ſtillen Geiſtes. Fern bleibe auch von mir diejenige Lebhaftigkeit, die zwar noch nicht kränkt und beleidigt, aber doch ungefällige Eindrücke macht, und ſich mit der ſanften Weiblichkeit nicht verträgt, fern das kalte, verſchloſſene, einſylbige Weſen, wobey man zwar einen ſanften, ſtillen Geiſt haben, aber nicht durch die holde Erſcheinung deſſelben erfreuen kann.

Sanft ſeyen alle meine Reden, und nie müſſe üble Laune oder eine unweibliche Aufregung, nie etwas Rauhes und Hartes in denſelben bemerklich werden.

Sanft ſey mein Fordern. Nichts Stolzes, Gebieteriſches, Ungeduldiges werde darin angetroffen. Wo es ſeyn kann, trete die Bitte an die Stelle der Forderung — ſo geziemt es dem Weibe; und wo es nicht ſeyn kann, gleiche die Forderung der Bitte — ſo geziemt es dem Menſchen. Soll ich denn nicht bedenken, daß ich durch meine Forderung andern beſchwerlich werde, und ihnen dies durch mein ſanftes Wort, meinen ſanften Blick vergüten? nicht bedenken, wie es demüthigt, von andern Befehle zu empfangen, wie die ungeſtüme Forderung mein Herz verwunden würde?

Sanft ſey mein Verweiſen. Nicht den Ton des Unwillens und der Entrüſtung, nur den Ton der belehrenden Güte höre man in demſelben — auch wo wiederholt und auf eine für mich läſtige Art gefehlt wird. Ich werde zuweilen genöthigt ſeyn, mit Ernſt zu verweiſen, aber nie ſoll es mit Heftigkeit, mit Erbitterung, nie in dem Augenblicke der aufgeregten Empfindlichkeit geſchehen. Soll ich denn nicht erwägen, wie leicht es ſich ereignet, daß der Menſch fehlt, wie viel Antheil Unverſtand, Uebereilung, menſchliche Schwachheit und ſelbſt Gutmüthigkeit an ſeinen Fehlern haben, wie oft und mannichfaltig ich ſelbſt fehle, und wie angenehm es mir iſt, in der Beſchämung über meine Fehler eine gelinde Behandlung von andern zu erfahren?

Sanft ſey mein Erwiedern — auch da, wo man mit Leidenſchaft behauptet, auch da, wo man der einleuchtenden Wahrheit nicht recht geben will, auch da, wo man auf eine beleidigende Weiſe ſich äußert. Das fordert ſchon die weibliche Beſcheidenheit, die ſich kecken, oder auch nur lebhaften Widerſpruch nicht erlauben darf, das das weibliche Zartgefühl, das uns immer in den Gränzen des feinſten Anſtandes erhalten ſoll. Aber um dieſe Beſcheidenheit, dieſes Zartgefühl nicht zu verletzen, muß ich mich hüten, mich in ſtreitendes Geſpräch einzulaſſen, beſonders über ſolche Dinge, an denen ich ein ſtärkeres Intereſſe nehme; ich muß der Eitelkeit und Rechthaberey wehren, in ihrem Urſprunge, dem Eigendünkel, muß ich ſie bekämpfen.

Sanft und ſtill bleibe mein Herz bey unangenehmen Vorfällen, läſtigen Störungen, ungelegenen Forderungen. Wie könnte ich denn die, welche mir dieſe Vorfälle berichten, oder mich bey denſelben umgeben, die mir dieſe Störungen verurſachen, die genöthigt ſind, dieſe Forderungen an mich zu richten, entgelten laſſen, was ſie nicht verſchuldet haben? mit denen hart ſeyn, für die es oft ſchon drückend genug iſt, ſich in dieſer Lage zu befinden? Aber ich muß mir oft ſagen, daß mir dergleichen begegnen kann, ich muß mir die Fälle gegenwärtig erhalten, wo mir dergleichen begegnet iſt, beſonders diejenigen, wo ich von meiner Empfindung fortgeriſſen wurde, mir gegenwärtig erhalten die Fehler, die ich da beging, die Beſchämung und Reue, die ich darüber empfand, die Folgen, die ſie nach ſich zogen;

ich muß mich mit den Fällen bekannt machen, wo es mir wieder begegnen möchte, um mich für dieſelben zu waffnen, und der Ueberraſchung vorzubeugen.

Sanft und ſtill bleibe mein Herz, wenn Menſchen mir entgegen handeln, mir Schaden zufügen, mich herabſetzen, mir Uebles nachreden, mich empfindlich kränken. O, wie oft geſchieht das ohne böſen Sinn, aus Unachtſamkeit, aus Mißverſtand, aus gedankenloſem Einſtimmen in das, was andere thun, aus ſchlimmer Angewöhnung — wie oft, indem ſie ihrem Vergnügen oder Vortheil nachgehen, und nicht darauf achten, daß mich das kränken kann! und wie ſelten kann ich wiſſen, in welcher Meinung es geſchehen ſey! Wie oft habe ich mir ſelbſt dergleichen zu Schulden kommen laſſen! Schmerzen darf mich eine ſolche Begegnung, aber ſie darf mich nicht gegen die Menſchen erbittern.

Doch auch da, wo man mich mit Ueberlegung und Vorbedacht kränkt, wo man offenbar feindſelige Geſinnungen gegen mich hägt, bleibe mein Herz ſanft und ſtill — in der Liebe und im Glauben. Mein Erlöſer ſey auch hier mein Vorbild, der nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, und nicht drohete da er litt, ſondern alles dem anheim ſtellte, der da recht richtet. Sanft und ſtill erduldete er die Schmähung, den Hohn, die grauſamſte Behandlung. Keine Entgegnung, keinen Vorwurf, nicht einmal ein Wort der Klage hört man aus ſeinem Munde

— nichts als das ſanfte Wort: *Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun*, da man abſichtlich ihn quält, an ſeinen Qualen ſich ergötzt, ihn in ſeinem unausſprechlichen Schmerze verſpottet. Meinen Mund will ich nicht öffnen, wenn es nicht zu meiner Vertheidigung nöthig iſt; und auch dann nicht eher, als ich mich gefaßt habe, meiner ganz mächtig, zu vollkommner Ruhe zu reden im Stande bin. Ein Wort ſchon in der erſten Lebhaftigkeit des Affektes würde die Bewegung meines Gemüthes vergrößern, und es mir ſchwer machen, ſanft und ſtill zu bleiben. Mit Gewalt will ich die aufgeregte Empfindung niederdrücken, die ganze Macht der Liebe will ich gegen ſie aufbieten, nichts als Liebe ſoll in meinem Herzen gefunden werden. *Dem, der da recht richtet, will ich meine Sache anheim ſtellen.* Nach ſeinem Willen widerfährt mir das Ueble, das Menſchen mir zufügen, ſeine Werkzeuge ſind die Menſchen, die mich kränken und beleidigen — nicht in dem Böſen, das ſie thun, aber in dem Vortheil, der mir daraus erwachſen ſoll. Ich werde geprüft zu meiner Heiligung; Sanftmuth, Demuth, Geduld ſoll ich lernen, ich ſoll lernen mich ſelbſt verläugnen, und alles ertragen. Wider Gott lehne ich mich auf, wenn ich mich über die Menſchen entrüſte. Wohlthat iſt für mich dieſer Schade, dieſe üble Nachrede, dieſe empfindliche Kränkung. Und doch ſollte ſie mich erbittern? Daran will ich denken, Gottes Schickung will ich gläubig verehren, ſeinem Willen will ich mich unterwerfen. Er führt meine Sache, er wird einſt meine

Unſchuld ans Licht bringen, und mir vergüten, was ich erduldet habe. Das will ich mir vergegenwärtigen: dann wird es mir gewiß gelingen, mein empörtes Herz zu beſänftigen. Aber nur dann werde ich dies vermögen, wenn ich mich auf die Kränkungen, die mir widerfahren können, vorbereite, mich mit den empfindlichen Stellen meines Herzens recht bekannt mache, mich an jedem Morgen frage, in welchen Verhältniſſen, von welchen Menſchen und auf welche Art ich hier wohl verletzt werden könnte, und nun den Entſchluß faſſe, und mir tief einpräge, in dieſen Verhältniſſen, im Umgange mit dieſen Menſchen, bey dieſer Begegnung feſt an mir zu halten.

XXVII.

Am Weihnachtsfeſte.

In die dunkelſten und kürzeſten Tage tritt — o wie freundlich und wohlthuend! — das helle Feſt der fröhlichſten Botſchaft, das liebliche Feſt unſerer Kindheit und der ſchönen Kinderfreude. In der Nacht ereignet ſich, wovon es Tag wird auf Erden, Tag in den Herzen der Menſchen. In die Nächte unſers Elendes bricht das Licht des Himmels herein. Der Aufgang aus der Höhe hat uns beſucht, auf daß er erſcheine denen, die da ſitzen in der Finſterniß und im Schatten des Todes, und richte unſere Füße auf den Weg des Friedens. Heute ſoll alles ſich freuen und fröhlich ſeyn, in dem Herrn, alles ſich freuen und fröhlich ſeyn mit den Kindern. Und wem das Herz voll Trauerns iſt, wem der Kummer tief im Herzen wohnt, wer ſeit langer Zeit keine Freude gefühlt hat, daß ihm die Freude faſt fremd geworden, der ſoll heute ſich freuen und fröhlich ſeyn in dem Herrn, ſich freuen und fröhlich ſeyn mit den Kindern.

Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch iſt heute der Heiland geboren: ſo lautet die erſte Nachricht von dem nie genug zu preiſenden Ereigniß.

O, des herzerhebenden und zugleich ſüßen Gedankens: heute iſt ein Heiland geboren! Ein Heiland iſt geboren — ein Freund der Menſchen, ein hülfreiches Weſen, ein Weſen, das ganz dafür lebt, den Jammer ſeiner Brüder zu ſtillen: und du mein Herz ſollteſt dich nicht freuen?

So viele werden geboren, die allem, was ſie erreichen können, tiefe Wunden ſchlagen, die am Verderben und Zerſtören ihre Luſt haben, die ihre Brüder unterdrücken, mißhandeln, martern, herabwürdigen, ſo viele Eroberer, ſo viele Tyrannen, Menſchenfeinde, Blutdürſtige, ſind geboren worden, über die Tauſende ſeufzten, denen die Verwünſchungen ihrer Zeitgenoſſen in das Grab folgten, die von der Nachwelt mit Abſcheu genannt werden. O, der unglückſeligen Tage, an denen ſie das Leben empfingen! Heute iſt dir, armes Menſchengeſchlecht, was dir ſeltner begegnet, ein Heiland geboren.

Nicht blos das Feſt eines Gewaltigen — wie oft haſt du, armes Geſchlecht, gelitten unter deinen Gewaltigen! — eines großen Geiſtes — wie oft ſind deine großen Geiſter nichts weniger als deine Wohlthäter geweſen! — eines Hocherleuchteten — wie oft haben die Hocherleuchteten dich getäuſcht und irre geführt! — das Feſt deſſen feyern wir, der auch gewaltig, und unter den Gewaltigen der Gewaltigſte — der auch groß, und unter den Großen der Größte — der auch erleuchtet, und unter den Erleuchteten der Erleuchteteſte — der aber noch mehr war als dieſes alles, das war, wodurch dieſes alles erſt ſeinen vollen Werth erlangt: ein Heiland!

Und welch ein Heiland! Nicht ein Heiland für Einige, nicht ein Heiland für Tauſende — ein Heiland für alles Volk, ein Heiland für die Welt; nicht ein Heiland blos für ſeine Zeit — ein Heiland für die ſpäteſten Geſchlechter; nicht ein Heiland für dieſes oder jenes, vielleicht geringfügige Gebrechen — ein Heiland für die traurigſten Uebel, welche die Quellen aller andern ſind, für die Gebrechen der Seele, und jetzt ein Heiland in aller Noth, der einſt von aller Noth erlöſen will; nicht ein Heiland, der oft wohl helfen möchte, aber nicht kann, der oft mit dem Sinne zu helfen verkehrte, wenn nicht gar verderbliche Mittel anwendet — ein allvermögender, in der Wahl ſeiner Mittel nie irrender Heiland. Nicht ein Heiland, ſondern der Heiland, der Heiland aller Heilande.

Glücklicher, herrlicher Tag, wo er geboren ward! Triumphire meine Seele dem Heilande, triumphire ſeinem herrlichen Tage!

Wie hat er als Heiland ſich erwieſen, während ſeines Lebens auf Erden, unter ſeinem Volke!

Gleich ſein erſtes Auftreten kündigt den Heiland an, und ſeine ganze Wirkſamkeit bezeichnet das Weſen, das in einem noch viel höhern, noch viel umfaſſendern Sinne Heiland werden will. Die Geſunden, ſpricht er, bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken; zu den verlornen Schafen bin ich geſandt. Jeſus ging umher, heißt es von ihm, in alle Städte und Märkte, und lehrte in ihren Schulen, und predigte das Evangelium von dem Reich, und heilte allerley Seuche und Krankheit im Volke. Ihn jammerte des Volkes, denn ſie waren verſchmachtet und zerſtreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Er erſcheint, und die geiſtig und körperlich Hungernden werden geſpeiſt, die geiſtig und körperlich Kranken geneſen, die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die Trauernden werden getröſtet — mit dem Worte, mit der That. Den Mühſeligen und Beladenen nimmt er die ſchwere Laſt von den Schultern und vom Herzen, ſein ſanftes Joch legt er ihnen auf, und gibt ihnen Ruhe für ihre Seele. Wenn er das Elend ſeiner Brüder ſieht: dann achtet er keine Entſagung, keine Beſchwerde, keinen

Schmerz, er fühlt nichts als Erbarmen und den Trieb dem Elende abzuhelfen. Wenn er an den Jammer denkt, der ſeinem Volke bevorſteht: dann vergißt er, wie man ihm begegnet, welche Geſinnungen man gegen ihn hägt; Thränen füllen ſeine Augen, ſein ganzes Herz wird Mitgefühl. Nicht müde wird er, bey allen vergeblichen Anſtrengungen, zu retten, was noch zu retten ſeyn möchte.

Doch in einem noch viel erhabenern und umfaſſendern Sinne iſt er Heiland geworden — Heiland der Welt, Heiland aller Zeiten. Als Heiland der Welt, als Heiland aller Zeiten, ſtirbt er am Kreuze.

Noch immer nehmen zu ihm die Kranken, die an der traurigſten und gefährlichſten Krankheit darnieder liegen, ihre Zuflucht — und geneſen. Wir ſind geiſtig blind, und durch ihn ſehen wir; wir ſind geiſtig lahm, und durch ihn gehen wir; wir ſind geiſtig unrein, und durch ihn werden wir rein; wir ſind geiſtig taub, und durch ihn hören wir; wir ſind geiſtig todt, und durch ihn leben wir; wir ſind geiſtig arm, und werden durch ſein Evangelium reich an Weisheit und Tugend, an Friede und Freude. Finſterniß wohnt in unſerm Verſtande: und er erleuchtet unſere Seele. Irrthümer zerrütten unſern Geiſt: und er nimmt ſie hinweg von uns. Die Sünde beſitzt unſer Herz, ſie entſtellt uns, würdigt uns herab, wir ſeufzen in ihrer Knechtſchaft, wir empfinden ihr Elend, wir fürchten noch größeres: und er erlöſet uns von der Sünde, die uns in ſchweren Banden ge-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

fangen hält. Von Gott ſind wir geſchieden, mit Gott leben wir in Feindſchaft, den Himmel haben wir verloren: und er verſöhnt uns mit Gott, führt uns zu Gott hin, verſichert uns allen ſeiner Gnade, gibt den Himmel uns wieder. Die Reue quält, ängſtigt unſer Herz: da ſpricht er: getroſt, dir ſind deine Sünden vergeben, für euch iſt mein Blut vergoſſen zur Vergebung der Sünden. Wir fühlen die Schmerzen des Lebens, ſein vielfältiges Ungemach, ſeine Entbehrungen, ſeine Verluſte: und er erquickt uns mit ſeinem Troſte, mit dem Troſte der göttlichen Liebe, mit dem Troſte der zukünftigen Herrlichkeit; er ſelbſt, in der Herrlichkeit, ſteht uns mächtig bey, daß wir ertragen das Mißgeſchick, bewährt erfunden werden in der Trübſal, und einſt aus der Prüfung geläutert hervorgehen, um durch ihn vollendet zu werden. Wir fühlen die Unruhe des Lebens, wie es uns allenthalben verfolgt, drängt, hin und her treibt, belaſtet: und finden bey ihm die Ruhe, die wir ſonſt überall vergeblich ſuchen; ſeinen Frieden gibt uns der Sanftmüthige und Demüthige. Wir fühlen uns ſchwach zu dem Kampfe, der uns verordnet iſt, ſchwach zu dem Werke, das wir verrichten, zu den Verläugnungen, die wir üben ſollen: aber wir vermögen alles durch ihn, der uns mächtig macht. Der Herrſchaft des Todes finden wir uns unterworfen: und er hat den Tod überwunden, dem Tode die Macht genommen, Leben und unvergängliches Weſen an das Licht gebracht; wer an ihn glaubt, der lebt, ob er gleich ſtürbe. Beſchwert, gehindert, beſchränkt und nicht ſelten gequält finden wir uns von dieſem irdiſchen Körper: er aber wird dieſen nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe.

Ein himmliſches Reich ſtiftet er auf Erden; und in dieſem Reiche wird man frey von allem Wahne, von aller Sünde, und zuletzt von allem Uebel.

Selig nun die Armen, denn ihrer iſt das Himmelreich!

Selig nun, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden!

Selig nun die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen!

Selig nun, die da hungert und durſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden!

Selig nun die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen!

Selig nun, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Selig nun die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen!

Selig nun die unſchuldig Verfolgten, denn es ſoll ihnen im Himmel alles wohl belohnt werden!

In dem Lichte dieſes fröhlichen Feſtes ziehen in Schaaren vor meinem Geiſte vorüber die Unzählbaren, die da krank und elend waren, und durch dich, Herr, geheilt, gerettet, von aller Noth befreyt, durch dich, Herr, in die Seligkeit des Himmels eingeführt wurden; mit Frohlocken begrüßt ſie meine Seele; meine Seele ſtimmt ein in die Preisgeſänge, womit ſie dich, ihren Heiland, verherrlichen.

Wohl mir, daß ich auch meinen Heiland in dir erblicke! Ach, auch ich bin ſchwach und voll Gebrechen — gefährlich krank bin ich. Und du biſt mein mächtiger, liebreicher, ſanfter Heiland. Du heilſt mit ſo wenigem Schmerze, und linderſt mit ſo vieler Milde den, von der Heilung unzertrennlichen Schmerz! Von dir geheilt zu werden, thut dem kranken Herzen ſo wohl!

Hilf mir denn, Herr, daß ich geneſe. Vertreibe die Irrthümer meiner Seele. Erleuchte meinen verfinſterten Verſtand. Reinige mein beflecktes Herz von aller Sünde. Erfülle mein armes Herz mit den Reichthümern deiner Gnade. Erquicke mein leidendes Herz mit deinem überſchwänglichen Troſte. Gib deinen Frieden in mein unruhiges, vielfach gequältes und geängſtigtes Herz. Stärke mich, Herr, in meinem großen Unvermögen. Laß mich empfinden, daß ich durch dich, Gott, verſöhnt bin.

Meinen Heiland nenne ich dich heute in tiefer Rührung. Nimm hin mein ganzes Herz! zu dir will ich unabläſſig mich halten, deine Vorſchriften will ich auf das

Treueſte befolgen. O, des herrlichen Tages, da auch mir der Heiland geboren wurde! Wie freut ſich meine Seele ihres Heilandes und ſeines Feſtes.

Im Gefühl des hohen Glückes, daß du mein Heiland biſt, gelobe ich dir, Herr, von neuem, mich andern zu erweiſen, wie du dich mir erwieſen haſt — barmherzig und hülfreich. Das iſt der Dank, den du von mir forderſt. Was ich dem Geringſten unter meinen Brüdern thue, das willſt du anſehen, als hätte ich es dir gethan. Da du mein Heiland wurdeſt, haſt du mich in deinen Dienſt genommen. Du haſt mir aufgetragen, in deinem Namen die Hungernden zu ſpeiſen, die Nakten zu bekleiden, die Kranken zu beſuchen, zu pflegen, zu erquicken, die Traurigen zu tröſten, Menſchenbedürfniß zu befriedigen, Menſchenleiden zu vermindern, Menſchenfreuden zu vermehren, wo und wie ich es vermag. Welch ein ehrenvoller Dienſt, welch ein ſüßer und erhabner Auftrag!

Was du vermochteſt, Herr, das vermag ich nicht. Aber ich vermag viel — ſehr viel. Daß ich doch nichts davon verſäumte!

Das Feſt meines Heilandes muß ich vorzüglich durch Werke der Liebe feyern. Aber auch mein ganzes künftiges Leben ſoll dem Wohlthun geheiligt ſeyn. Entzünde, nähre, verſtärke in mir, du Liebevoller, die Flamme der himmliſchen Liebe.

Der, den ich meinen Heiland nenne, den die Welt ihren Heiland nennt, iſt zugleich der Reine und Unbefleckte. Er hat keine Sünde gethan, und es iſt kein Betrug in ſeinem Munde gefunden worden. Der Sanftmüthige und von Herzen Demüthige, der Inbegriff aller Tugenden, die lauterſte und mächtigſte Liebe, das Bild der höchſten ſittlichen Vollkommenheit iſt er.

Wie freut ſich meine Seele des Herrlichen und ſeines Feſtes! Wie entzückt es mich, ihn zu erblicken in ſeiner Vortrefflichkeit! Ich werde nicht müde, bey dem Unvergleichlichen zu verweilen, zu ſchauen dieſe Klarheit, dieſe Hoheit, dieſe Holdſeligkeit ſeines Weſens.

So hat denn doch Einer gelebt, der ohne Sünde — der das ganz war, was der Menſch ſeyn ſoll, unter dem entarteten, mit Laſter jeder Art befleckten, tief herabgewürdigten Geſchlechte! In ihm ſehe ich die Ehre meines entarteten, durch Laſter jeder Art befleckten, tief herabgewürdigten Geſchlechtes auf das glänzendſte wieder hergeſtellt; in ihm ſehe ich dieſes Geſchlecht aus ſeiner tiefen Erniedrigung zu der Höhe ſeines urſprünglichen Adels ſich erheben. Ich wende mich weg von den Thorheiten, von den Ausſchweifungen, von den Verbrechen, womit dieſes Geſchlecht ſich geſchändet hat, um die erhabenſte Tugend ins Auge zu faſſen, und ſchätze mich glücklich, einem Geſchlechte anzugehören, dem Er angehört. O, daß mein Auge auf ihm ruhen, an ihm ſich ergötzen kann, wenn die Seele trauert über den Verfall der Menſchheit, über ihre Miſſethat; wenn der ſchnöde

Eigennutz, die wilden Leidenſchaften, die Gräuel, die ich an der Menſchheit wahrnehme, mein Herz empören! Nicht mehr in dieſer düſtern Geſtalt — beſtrahlt von dem Glanze ſeiner Vortrefflichkeit ſoll die Menſchheit mir erſcheinen, ſo oft ſie ſich mir darſtellt!

Dir, Herr, nachzuahmen, dir immer ähnlicher zu werden ſoll mein angelegentlichſtes Beſtreben ſeyn. An dich will ich feſt mich anſchließen, auf dich will ich unverwandt hinſehen; im Herzen tragen will ich das Vorbild, das du mir gegeben haſt. Geſinnet, wie du geſinnet wareſt — wie ſelig werde ich empfinden, daß du mein Heiland biſt! Ja, dann erſt kann ich dich recht als meinen Heiland empfinden, wenn ich dir ähnlich bin. Bilde du mich ſelbſt nach dir, ſtärke und bewahre mich in deiner Nachfolge.

Noch mehr: der Heiland der Welt, mein Heiland, iſt vom Himmel hernieder gekommen, der Glanz der göttlichen Herrlichkeit, das Ebenbild des göttlichen Weſens, der Sohn Gottes, im erhabenſten Sinn des Wortes, iſt er, durch welchen er die Welt geſchaffen, den er geſetzt hat zum Erben über alles.

Den Sohn Gottes haſt du glückliche Erde getragen! auf deinen Fluren, unter deinen Bäumen, hat er gewandelt, in deinen vergänglichen Hütten hat er gewohnt, deinen Staub haben ſeine Füße betreten, in Einem deiner Gräber hat er geruht, der Schauplatz ſeiner Thaten biſt du geweſen. Dem Himmel verſöhnt, gleichſam ruhend in den Armen des Himmels erſcheinſt du mir heute, die du durch die Sünde eine Stätte des Fluches geworden. Ein Paradies Gottes, ein Vorhof des Himmels erſcheinſt du mir, du, ſo oft von Menſchen und gewaltſamen Naturereigniſſen verwüſtete, du mit Blut befleckte Erde, du Land der Mühe und der Noth, der Prüfung und des Todes. Mich dünkt, es müſſe auf dir immer Frühling und Friede ſeyn, da du den Sohn Gottes getragen. Lieblicher blühen mir deine Gefilde, ſüßer duften mir deine Blumen, ſanfter wehen mir deine Lüfte, deine öden Plätze verwandeln ſich mir in grüne Auen, ich vergeſſe, daß du ſo viel Mühe und Noth, ſo viel Schmerzen und Thränen haſt, daß auf dir alles ſich trennen muß. Gern will ich auf dir, auch unter großen Beſchwerden und harten Entbehrungen, länger verweilen. Der Sohn Gottes hatte auf dir nicht einmal, da er ſein Haupt hinlegte. Freudig will ich auf dir, du geſegnetes Land, mein Werk fortſetzen, bis ich von hinnen gerufen werde. Daß du den Sohn Gottes getragen haſt, daran will ich mich in Ehrfurcht erinnern, ſo oft ich auf dich hinblicke, damit ich ſtets in heiligen Geſinnungen auf dir wandle.

Den Sohn Gottes haſt du, glückliches Menſchengeſchlecht, zu den Deinigen gezählt; deine Natur, dein Fleiſch und Blut hat ihn bekleidet; deine Leiden hat er erduldet; deine Bedürfniſſe, deine Verſuchungen hat er erfahren — nur deine Sünde nicht. Du viel geplagtes, du von Gott abgewichenes, du in Irrthum und Laſter verſunkenes, du ſterbliches, hinfälliges Geſchlecht haſt ihn zu den Deinigen gezählt. Fühle in Demuth, wie du geehrt worden biſt, und ſtrebe dich einer ſolchen Ehre würdig zu erweiſen.

Der Sohn Gottes hat ſich aufs innigſte mit mir verbunden, mein Bruder iſt er geworden; an ihn darf ich vertraulich mich anſchließen. Welch eine Verwandtſchaft! Ich kann nicht mehr zweifeln an meiner himmliſchen Abkunft, an meiner himmliſchen Beſtimmung. Um mich zum Himmel zu führen, hat er ſich zu mir erniedrigt. Der Sohn Gottes, mein Bruder! kannſt du das faſſen, mein Herz? Kannſt du ihn tragen dieſen Wonnegedanken? Mein Bruder und mein Heiland! Wie zuverſichtlich kann ich von dem Sohne Gottes alles, was zu meiner Rettung und Beſeligung erforderlich iſt, erwarten!

Bete an, meine Seele, deinen Heiland, der den Sternen ihre Bahn mißt, und in deſſen Namen ſich beugen ſollen alle Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde ſind!

Das Feſt des Heilandes iſt das Feſt unſerer Kinder und unſerer Kindheit. Wie neigt er ſich, der Kindliche, freundlich zu den Kindern hin! wie öffnet ſich den Kindern ſein Herz! wie ergießt ſich ſein Herz in Liebe den Kindern! Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ihrer iſt das Himmelreich, ſpricht er; wahrlich ich ſage euch, wen das Reich Gottes nicht aufnimmt als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen. Und er herzet ſie, legt die Hände auf ſie und ſegnet ſie.

Auch unſerer Kinder Heiland iſt er. Seinem Evangelio verdanken wir die höhere Achtung, womit wir unſere Kinder als unſterbliche, dem Heilande verwandte Weſen, denen das Himmelreich iſt, betrachten; die wärmere und edlere Liebe, womit wir ſie an unſer Herz drücken, das innigere Erbarmen, das uns ihre Hülfloſigkeit einflößet. Sein Evangelium hat den ſchönern Vaterſinn, das zartere Muttergefühl geweckt und gepflegt, wodurch unſern Kindern ſo wohl — und ihre Erziehung ſo glücklich geleitet wird. Sein Evangelium hat die Lehren verkündigt, die Grundſätze erzeugt, durch welche es uns gelingt, unſere Kinder zu edeln menſchlichen Weſen zu bilden. Durch ſein Evangelium lernen die Kinder ſchon frühe den großen Vater und das ſchöne Himmelreich kennen. Und welch ein Gewinn, daß ſie Ihn ſelbſt, den Herrlichen, ſchon frühe kennen lernen! Von ſeinem Evangelio empfangen ſie ſchon frühe die ſanfteſten, die edelſten und wohlthätigſten Rührungen. Sein Evangelium bewahrt und fördert in ihnen den reinen kindlichen Sinn, theilt ihnen dasjenige mit, woraus das Vortrefflichſte des Menſchenweſens ſich entwickelt. Noch viel fröhlicher wird das fröhliche Kinderleben unter dem Einfluſſe der himmliſchen Wahrheit. An den beſten Freuden unſerer Kinder hat das Evangelium den bedeutendſten Antheil, und nicht wenige unter denſelben gehören ganz ihm an. Und wie gern hören unſere Kinder vom

Heilande! wie tief geht ihnen in das Herz, was ihnen vom Heilande in Einfalt geſagt wird!

An dem Feſte des Heilandes ſollen auch unſere Kinder ſeiner ſich freuen; darum bringt ihnen dieſes Feſt auch die köſtliche irdiſche Gabe. An dem Feſte des Heilandes ſollen wir Erwachſene uns zur treueſten Sorgfalt in der Erziehung unſerer Kinder, und beſonders zu dem ernſtlichen Beſtreben ermuntern, daß ſie dem Heilande erhalten, mit ihm immer genauer verbunden, von ihm immer mehr erfüllt werden, und einſt ſeinen ganzen Segen erfahren.

Heute iſt der Heiland ſelbſt ein Kind, an dem ſich bald alles Anmuthige und Holde der Kindheit entfalten, das bald auf den Luſtgefilden der Kindheit wandeln wird. Wie vergnügt ſammeln ſich unſere Kinder zu dem Kinde! Wie rührend für uns, ihn als Kind zu denken, ihn zu erblicken unter der fröhlichen Kinderſchaar!

In unſer Kindheitsleben verſetzt ſein Feſt uns zurück. Kindesunſchuld, Kindeseinfalt, Kindesfrohſinn — alle Freuden der Kindheit vergegenwärtigt es uns. Der heitere Morgen unſers Lebens iſt wieder da — mit ſeiner Luſt und Liebe, mit ſeinen fröhlichen Spielen, mit ſeiner Weihnachtswonne! Kinder werden wir unter den Kindern.

Welch eine neue mächtige Empfehlung der Kinder an unſer Herz: der Heiland ſelbſt iſt heute ein Kind und unſerer Kinder Fürſprecher; an den Kindern können wir unſere Liebe zu ihm bewähren; und heute gewinnt eine tiefere Bedeutung ſein Wort: wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf.

Ein himmliſches Kind tritt heute unter unſere Kinder, die Schimmer einer himmliſchen Verklärung über ſie zu verbreiten. Wie viel anmuthiger, holdſeliger noch erſcheint uns heute das anmuthige und holdſelige Weſen der Kindheit — wie fröhlicher noch das kindliche Leben! wie fühlbar wird uns heute, daß der Kinder das Himmelreich iſt, daß wir werden müſſen wie die Kindlein, wenn wir in das Reich Gottes kommen wollen! Inniger freuen wir uns, am Feſte eurer Freude, ihr Kleinen, eurer Unſchuld, eurer Einfalt und Wahrheit, eurer Offenheit und Anſpruchloſigkeit, eurer Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, eurer Anlagen, und jeder ſchönen Hoffnung, die ihr gewähret. Mit höherer Wärme ſchließen wir euch heute an das Herz, und geloben, euch jeden Beyſtand zu leiſten, den wir euch zu leiſten vermögen, und euch alles Gute zu gewähren, womit wir euer Herz erfreuen, und eure Bildung zu edeln Weſen befördern können.

XXVIII.

Am ſtillen Freytage.

Feyre, meine Seele, in ſtiller Trauer den Tag, wo der Herr am Kreuze ſtarb!

Gedanken des Todes begleiten mich allenthalben hin, und laſſen nicht ab von mir. Bilder des Todes ſtellen ſich mir allenthalben dar, und beſchäftigen unaufhörlich meine Seele. Die Schöpfung beginnt wieder ſich zu verjüngen; aber nicht der Odem des Lebens, ſondern der Hauch des Todes ſcheint mir heute auf ihren Gefilden zu wehen. Daß der Gewalt des Todes alles unterworfen iſt, daß ihr alle ſterben werdet, die ihr meinem Herzen theuer ſeyd, daß ich auch ſterben werde, ſcheiden von den Geliebten, von dem holden Lichte des Tages, von den ſüßen Freuden des Lebens: davon kann ich mich heute gar nicht befreyen.

Den, der vom Himmel gekommen war, der Sohn Gottes, das Weſen, durch welches die Welt geſchaffen worden, und das alle Dinge mit ſeinem kräftigen Worte trägt, darf der Tod antaſten; die Hülle, welche die ewige Herrlichkeit bekleidet hat, muß ſeine Beute werden; und ich könnte noch irgend etwas vor ihm ſicher wähnen? O, alles, was jetzt noch des friſchen Lebens ſich freuet, wird er dahin ſtürzen, und in Staub verwandeln. Welche Macht, welche Schreckniſſe des Todes nehme ich wahr! Was heute geſchieht — wie ſtark erinnert es mich an die furchtbaren Verwüſtungen, die der Tod unter dem menſchlichen Geſchlecht, unter allen lebenden Geſchlechtern bereits angerichtet hat, und noch immer anrichtet!

Der, den meine Seele unausſprechlich liebt, der, von dem meine Seele lebt, neigt ſein Haupt und verſcheidet. Mir iſt, als ob alle, die meinem Herzen theuer ſind, mit ihm ſtürben, als ob auch ich mit ihm ſterben müßte. Was ſoll denn noch leben, wenn er ſtirbt!

Der Herr ſtirbt; der erhabene Wohlthäter ſtirbt; der ſtirbt, von dem die Verſchmachtenden ſtärkende Nahrung empfangen, durch den die Kranken geneſen, die Todten leben, der mit ſanfter Hand alle Gebrechen heilt, mit freundlicher Milde aller Noth abhilft, mit innigem Erbarmen alles Verlorne ſucht — der herrliche Lehrer, der liebreiche Tröſter, der mächtige Beyſtand. Man wird nicht mehr hören aus dieſem Munde die Worte des Lebens, die Botſchaft des Friedens, der Erquickung und der Freude; nicht mehr ſtillen werden dieſe Hände den

Jammer der Elenden. Der Herr ſtirbt. Wer ſoll ſich nun Eurer annehmen, ihr Verlaſſenen? wer euch Erleichterung verſchaffen, ihr hart Bedrängten? wer euch aufrichten, ihr tief Gebeugten? wer euch ſtärken, ihr Muthloſen und Verzagten? wer euch Ruhe geben, ihr Mühſeligen und Beladenen? wer euch die Freuden des Himmels verkündigen, ihr Freudeloſen auf Erden?

Der Herr ſtirbt; das edelſte Weſen ſtirbt; der Unſchuldige und Unbefleckte, der Sanfte, Demüthige, Liebevolle, der Einzige, an dem wir vollendete Tugend wahrnehmen, der die Ehre der Menſchheit iſt, an dem alle Guten Wonne haben, verſchwindet aus dieſen ſichtbaren Gegenden. Nicht mehr ergötzen ſoll man ſich an dieſer hohen Vortrefflichkeit; nicht mehr gegenwärtig bewundern ſoll man dieſe Reinheit, dieſen Adel der Seele; nicht mehr ſehen ſoll die Welt ihr heiliges Vorbild.

Der Herr ſtirbt, da er kaum das männliche Alter angetreten, kaum ſein ſegensvolles Wirken begonnen; in den Jahren der Kraft und der Lebensfülle wird er dahin gerafft aus dem Kreiſe der ſchönſten, rühmlichſten, umfaſſendſten Thätigkeit, aus dem Kreiſe der Getreuen, die ihm ihre Seele geweiht haben. Verlaſſen wähnen ſich ſeine Getreuen, geendigt das große Unternehmen, das jetzt eben in einen raſchen Gang kommen ſollte, vereitelt alle ihre Hoffnungen. So iſt es dein Loos, beklagenswerthes Menſchengeſchlecht! Nur kurze Zeit haſt du meiſt dich deiner Wohlthäter zu erfreuen; ſelten, ſelten wird ihnen vergönnt, ihr Werk zu einer bedeutenden Höhe zu führen. Sie leben, ſie erreichen ein hohes Alter geehrt und glücklich — die dich drängen und peinigen! Sie ſterben, ſie werden dir ſchnell entriſſen, die dir freundlich ſind, die ſich deiner erbarmen, die dir Hülfe bringen!

Der Herr ſtirbt; der Menſchenfreund, der Heilige ſtirbt, wie der verworfenſte Verbrecher, des ſchmachvollſten Todes; am Kreuze blutet, am Kreuze ſtirbt er, mitten unter Miſſethätern. Welch ein Anblick: der Menſchenfreund, der Heilige am Kreuze! die reinſte Unſchuld zu dem Allerverächtlichſten herabgewürdigt! Kannſt du es faſſen mein Herz — könnt ihr es faſſen ihr Himmel! der Menſchenfreund, der Heilige, die reinſte Unſchuld am Kreuze! der Herr der Herrlichkeit in der tiefſten Erniedrigung! der Glanz der göttlichen Herrlichkeit erniedrigt vor aller Welt! Nicht trauern ſollteſt du meine Seele an dieſem düſterſten der Tage?

Der Herr ſtirbt; und Menſchen ſind ſeine Mörder. Die ſeiner hohen Geſinnungen und ſeines unſträflichen Wandels Zeugen geweſen, die ſeine unausſprechliche Liebe ſo oft erfahren, für die er nichts als Mitleid und Erbarmen fühlte, die er verſammeln wollte wie eine Henne die Küchlein unter die Flügel, über deren wahres Unglück er Thränen vergoß, die Eine Wohlthat nach der andern von ihm empfingen, ſchreyen mit wilder Leidenſchaft: an's Kreuz, an's Kreuz mit ihm! ſein Blut komme über uns und über unſere Kinder!

Entſetzliches Menſchengeſchlecht! Vom Blute deiner Weiſen und deiner Wohlthäter triefen deine Hände!

die du preiſen und ſegnen ſollteſt, erwürgſt du, und für die reinſte erhabenſte Tugend haſt du nichts als ein Kreuz! Viele Verkündiger der Wahrheit, viele deiner Edelſten, viele deiner Helfer haſt du hingerichtet; der heutige Tag aber hat dich mit der ſchwerſten Blutſchuld belaſtet. Das Feſt deiner Märtyrer iſt dieſes düſtere Feſt! In blutigen Gewändern zieht die Schaar meinem Geiſte vorüber; im Grauen wende ich mich weg von deiner Entartung.

Der Herr ſtirbt. Was mußte er erdulden, ehe er das Haupt neigte! Welche Qualen, Herr, haſt du erduldet, ehe dein Auge ſich ſchloß! Im Staube haſt du gelegen, betrübt bis in den Tod, und in namenloſer Bangigkeit gebetet: *mein Vater iſt's möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir!* Dicke Schweißtropfen ſtehen in der kalten Nacht auf deiner Stirne, und fallen auf die Erde. Bey deinen ſchwachen Jüngern mußt du Troſt ſuchen: und ſie können nicht Eine Stunde mit dir wachen. Einer unter ihnen verräth dich, ein anderer ſchwört zu wiederholten Malen dich nicht zu kennen. Sie verlaſſen dich alle und fliehen. Allein, allein ſollſt du die Blutkelter treten. Gebunden ſchleppt man dich von Einem Richterſtuhl zum andern; die empörendſten Beſchuldigungen bringt man wider dich vor: Heuchler, Frevler, dürfen dich richten; die roheſten, unwürdigſten Menſchen dürfen dich zurechtweiſen, dürfen dich ſchlagen, dir ins Geſicht ſpeyen. Ich ſehe dich — den ganzen Körper mit Wunden bedeckt, das Haupt von Blut umfloſſen, in der Dornenkrone und im Purpurmantel, wie ein barbariſcher Muthwille dich verhöhnt, und ſpottend vor dir das Knie beugt. Ich ſehe dich in dieſer erſchütternden Geſtalt vor dem Volke, und durch die Seele bebt mir das Wort: *ſehet welch ein Menſch!* Ich ſehe deinen erſchöpften Körper die ſchwere Laſt des Kreuzes fortſchleppen. Ich höre am Kreuze dich klagen: *mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!* Darf es mich wundern, daß der Tag ſich in Nacht verwandelt, daß die Erde bebt, und die Gräber ſich öffnen? Soll denn nicht die Natur trauern, und ſich entſetzen, da man ihren Herrn und König mordet? Sollen ſich nicht die Todten regen in ihren ſtillen Behauſungen, da die Lebenden ſolche Gräuel verüben, da ſie den Fürſten des Lebens tödten? Soll die Sonne nicht ihren Schein verlieren, da das Licht der Geiſterwelt untergeht?

Traure, meine Seele, dem Herrn; fühle ſeine Schmerzen, fühle ſeinen Tod. Bringe ihm das Opfer deiner Thränen, das er mit ſo großem Rechte von dir fordern kann. Wie fühllos müßteſt du ſeyn, wenn du dieſen Tag in Zerſtreuung und Weltluſt zubringen könnteſt, wenn es dir nicht Bedürfniß wäre, unter ſeinem Kreuze wehmüthig zu verweilen! Und ſie iſt Segen für dich dieſe Trauer um deinen Herrn, ſie verbindet dich feſter mit ihm, ſie öffnet dein Herz ſeiner Liebe, ſie weckt in dir die Kräfte der Heiligung.

Traure aber auch heute, meine Seele, über deine Sünde. Der Herr leidet, der Herr ſtirbt um deiner Sünde willen. Deine Sünde, die dich von Gott ſcheidet, die dich auf das tiefſte herabwürdigt, die dir den Himmel raubt, hat ihn zerſchlagen, verwundet, geſchmäht, an das Kreuz gebracht. Das empfinde heute ganz, meine Seele, wecke in dir den lebendigſten Abſcheu gegen die Sünde, und entſage ihr auf das feyerlichſte. Ja, dir, Herr, gelobe ich es an, der du für mich dein Blut vergoſſen haſt, die Sünde zu meiden, und alles, was von Sünde an mir iſt, zu vertilgen!

Feyre, meine Seele, in ſtiller Freude *dieſen Tag der Ehre!*

In dem Schmerze, in der Schmach, am Kreuze, wo ſie auf das tiefſte erniedrigt iſt, erblickſt du den höchſten Triumph der Tugend. Aus freyem Entſchluſſe, aus Gehorſam gegen Gott, aus Liebe zu den Brüdern, weiht ſich der Herr den unausſprechlichen Leiden, dem martervollen Tode am Schandpfahl. *Niemand nimmt ſein Leben von ihm; er ſelbſt bringt es dar.* Nicht gewaltſam wird er dahin geriſſen; er geht mit vollkommner Beſinnung, ganz ſeiner ſelbſt mächtig, dem Tode entgegen. Da er wohl hätte mögen Leben, Ehre und Freude haben, wählt er den Tod, wählt er das Kreuz, achtet er der Schande nicht. Welche Erhabenheit der Geſinnung! welche Stärke der Seele! welche Größe der Unterwerfung! welche Macht der reinſten Liebe! welchen Sieg der Demuth! Kannſt du das erwägen ohne dich in frohes Erſtaunen zu verlieren?

Wie ſtill erduldet er die heftigſten Schmerzen, die empörendſten Mißhandlungen! welche Sanftmuth beweiſt er bey der empfindlichſten Kränkung! Da, als der Schmerz den höchſten Grad erreicht hat, als er in allen Nerven zuckt der Schmerz, den ihm Menſchen in teufliſcher Bosheit zugefügt, als man ſich an ſeinem Schmerze ergötzt und ſeiner Klage ſpottet, betet er: *Vater vergib ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun!* Nichts von Bitterkeit, nichts von Unwillen iſt in ſeiner Seele — nur Erbarmen und Vergebung. Unter den heftigſten eignen Leiden vergißt er die Leiden, die Sorgen, die Verlegenheiten anderer nicht. Bis zum letzten Augenblicke iſt ſein Herz in Liebe mit andern beſchäftigt. Mitleidsvoll wendet er ſich zu denen, die ihm traurig nachfolgen: *weinet nicht über mich, weinet über euch und über eure Kinder!* Sterbend blickt er zärtlich die verlaſſene Mutter an, und empfiehlt ſie dem Jünger ſeiner Liebe; zärtlich blickt er den Jünger ſeiner Liebe an, und ehrt ihn durch das theuerſte Vermächtniß. Liebe iſt ſein letztes Empfinden. Welch ein Tod, der ſo durch Liebe verherrlicht wird! *Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt,* ſpricht er, und ſcheidet dahin ſanft und ſelig.

Meine Seele verliert ſich in Bewunderung und Entzücken, wenn ich vor ſein Kreuz hintrete, und ihn ſterben ſehe. Die Trauer über ſeinen Schmerz, über ſeine Schmach, über ſein frühes, gewaltſames Ende weicht von mir, indem ich mich den Empfindungen überlaſſe, welche dieſe Tugend am Kreuze mir einflößt.

Erhalte es mir ſtets gegenwärtig, o Herr, dein heiliges Vorbild, und gib mir Kraft, dir nachzuahmen. Hilf mir, im Hinblick auf dich, gehorſam und voll Unterwerfung gegen meinen himmliſchen Vater, aus Liebe alles thun, allem entſagen, alles leiden. Kein Opfer ſey mir zu theuer, das die Liebe von mir fordert — und wäre es das Leben! Hilf mir, im Hinblick auf dich, Demuth üben, und der Schmach nicht achten im Dienſte der Pflicht. Hilf mir, das Kreuz auf mich nehmen, und es dir geduldig nachtragen, wenn Gott es mir beſcheidet. Hilf mir, gelaſſen und ſanft bleiben. Bey allen Beleidigungen, die Menſchen mir zufügen, vergeben dem Feinde — auch im Todesſchmerz. Laß mich bey eigenen großen Leiden die Leiden anderer nicht vergeſſen; laß mich nicht aufhören, zu tröſten und zu helfen, wo ich ſelbſt des Troſtes und der Hülfe bedürftig bin. Liebe begleite mich in den Tod, Liebe verſüße mir den Tod, in der Liebe laß mich den Tod überwinden!

O, daß ich einſt ſcheiden könnte, wie du ſchiedeſt — ſo ſanft, ſo ruhig, ſo vertrauensvoll, ſo gewiß meines Einganges in das Leben, mit aller Zuverſicht des köſtlichen Wortes: Vater in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!

Feyre, meine Seele, in ſtiller Freude dieſen Tag des Friedens!

Es iſt vollbracht, ruft der Herr am Kreuze. Beendigt ſind ſeine Schmerzen. Geſchloſſen hat der Todesſchlummer ſeine Augen. Das müde Haupt hat ſich geneigt, das gequälte Herz ſteht ſtill, und fühlt nicht mehr. Die Pfeile der Bosheit können es nicht mehr verwunden. Sanft hat die Nacht des Todes ihn umſchattet. Seinen Körper legen ſie in das Grab. Seine Seele iſt in den Händen des Vaters. All das Entſetzliche iſt nun vorüber, und das Licht des Tages ſcheint wieder freundlich von dem verſöhnten Himmel auf die verſöhnte Erde herab.

Der Feyerabend bricht an, der das große Feſt der Menſchheit verkündigt. Bald ſiehſt du ihn ſiegreich aus dem Reiche des Todes ſich erheben. Auf die tiefſte Schmach folgt die höchſte Ehre. Zur Rechten des Vaters ſollſt du ihn erblicken: alle Gewalt im Himmel und auf Erden ſoll er beſitzen — einen gränzenloſen Einfluß zu retten und zu beſeligen. Aller Kniee ſollen vor ihm ſich beugen, und alle Zungen ſollen bekennen, daß er der Herr ſey. Eine Gemeine, durch ſein Blut gegründet, ſammelt ſich um ihn — zu ſeiner Ehre. Unzählbare, die durch ihn erleuchtet, gebeſſert — des Himmels Erben ſind, ſtimmen ihre Lobgeſänge an.

Feyre, meine Seele, in ſtiller Freude dieſen Tag der unausſprechlichen Wohlthat!

Für dich hat der Herr ſich geheiligt, auf daß du geheiligt würdeſt in der Wahrheit. Gottes Wahrheit leuchtet dir in den Nächten des Lebens.

Das Wort vom Kreuze iſt dein reiches Wiſſen, dein ſeliger Glaube.

Kraft zu allem Guten hat der Herr dir ſterbend erworben. Du empfängſt ſie am Kreuze. Den Gekreuzigten umfaßt deine Liebe, mit dem Gekreuzigten verbindeſt du dich, dem Gekreuzigten weihſt du dich in gefühlvoller Dankbarkeit: und du überwindeſt die Welt.

Vom Kreuze fließt in allen deinen Kümmerniſſen ſüßer Troſt in dein Herz. Auf den Erdulder am Kreuze und auf ſeine Belohnung ſiehſt du: und wirſt inne, daß die Leiden dieſer Welt nicht werth ſind der zukünftigen Herrlichkeit. Müde der Welt und des Lebens hörſt du vom Kreuze eine tröſtende Stimme: es iſt noch eine Ruhe vorhanden. Am Kreuze deines Herrn erwarteſt du getroſt den letzten Schlummer.

Durch den Tod ſeines Sohnes biſt du mit Gott verſöhnt; das Blut ſeines Sohnes iſt vergoſſen zur Vergebung der Sünden. Der Mittler des neuen Bundes ſchwebt am Kreuze. Betrüben und beſchämen mögen dich deine Sünden wohl; aber ſie dürfen dich nicht mehr ängſtigen. Du beſitzeſt die Gnade deines Gottes: ſein Kind biſt du; du darfſt in froher Zuverſicht vor ihm erſcheinen, in froher Zuverſicht zu ihm beten, und er neigt ſich huldvoll zu dir, und erhört deine Gebete; alles, alles darfſt du ihm anvertrauen. Du zitterſt nicht mehr vor dem Gerechten, du erſchrickſt nicht mehr vor dem Heiligen; du freueſt dich in kindlicher Ehrfurcht und Liebe des Barmherzigen, und kannſt von ihm alles erwarten — Schutz, Leitung, mächtigen Beyſtand, köſtliche Segnungen. Der Himmel iſt dir geöffnet, alle Güter und Seligkeiten des Himmels ſind dein.

Den Tod darfſt du nicht mehr ſcheuen; willkommen kannſt du ihn heiſſen, ein Bote des Friedens iſt er dir; im Herrn wirſt du einſt entſchlafen, um dann bey dem Herrn zu ſeyn allezeit.

In das Grab haben ſie den Herrn gelegt. Er hat dir das Grab zu einer ſtillen Ruheſtatt eingeweiht. Der Odem des Lebens weht in der ſchauervollen Behauſung des Todes. Das Licht der Auferſtehung leuchtet an den düſtern Plätzen der Verweſung. Im Frieden werdet ihr dort ruhen meine Gebeine, bis der Allmächtige euch mit neuem Leben durchſtrömt.

Herr wie ſoll ich dir danken, für deine Liebe und Treue, für alle deine Schmerzen, für alle deine Schmach, deinen bittern Kreuzestod, für die unausſprechlichen Wohlthaten, die mir durch ihn geworden ſind! Die ſtärkſte Empfindung meines Herzens iſt zu ſchwach, dich würdig zu preiſen. Einſt werde ich würdig dein Lob verkündigen mit den Geretteten, mit den Vollendeten und Seligen des Himmels. Welch ein Wonnetag wird mir dann der Tag deines Todes ſeyn!

So lange ich hier aber noch walle, vermag ich dir nur durch mein Leben einiger Maßen würdig zu danken. Leben will ich zu deiner Ehre in der Wahrheit, leben in der Heiligungskraft deines Todes, leben im Gefühle der

Verſöhnung, reuevoll und getröſtet, leben in der Hoffnung des himmliſchen Erbes.

Du haſt mich dir zum Eigenthum erworben, mit deinem Blute haſt du mich erkauft. Die Deinige will ich ſeyn ganz und gar — mit dem Munde, mit dem Herzen, mit jeder Herzensempfindung, mit der That! Von dir will ich zeugen, für dich will ich wirken, dir will ich folgen. Dir, der du mich bis in den Tod geliebt, will ich leiden und ſterben.

Laß Herr alle Segnungen deines Leidens und deines Todes über mich kommen. Erleuchte mich immer mehr mit deinem Lichte, der du für die Wahrheit geſtorben biſt! Verleihe mir die ſüße Zuverſicht, daß mir meine Sünden vergeben ſind, in den Stunden banger Unruhe, der du zu unſerer Verſöhnung geſtorben biſt! Hilf mir, daß ich heilig werde, erhalte mich dir getreu, und ſtärke mich in allen Prüfungen dieſes vergänglichen Lebens, der du mich dir zum Eigenthum erkauft haſt! Gib Ruhe und Erquickung dem Herzen zur Zeit der Trübſale. Herr, der du mit dem Tode gerungen haſt, verlaß mich im Tode nicht. Laß mich in Hoffnung ſelig dahin fahren. In meinem Letzten und Bängſten laß deine Stimme mich hören: heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn!

XXIX.

Am Oſterfeſte.

Frohlocke meine Seele dem Herrn! Jeſus Chriſtus lebt — mein Heiland lebt! der Tod feſſelt ihn nicht mehr; das Grab hält ihn nicht mehr. Den die Menſchen gequält, verurtheilt und als Miſſethäter unter den grauſamſten Martern hingerichtet haben, der lebt; Gott hat ihn aufgeweckt!

Hinweggenommen iſt von ihm die Schmach, hinweggenommen ſind von ihm die Leiden. Seine Unſchuld ſtrahlt im hellſten Lichte; Gott ſelbſt hat ihn auf die feyerlichſte Art gerechtfertigt, Gott ſelbſt verleiht ſeiner Tugend die glänzendſte Belohnung. Beſchämt und verwirrt ſind ſeine Mörder; laut vom Himmel hat der Herr wider ſie geredet, durch das ewig ſtumme Grab hat er wider ſie geredet. Seine Freunde triumphiren, daß der lebt, den ſie verehren, den ſie lieben, von dem ſie ihr Heil erwarten. Ich triumphire mit ihnen, daß der lebt, den ich liebe, von dem ich mein Heil erwarte.

Mit reiner Freude kann ich jetzt vor ſeinem Bilde verweilen. Keine ſchmerzliche Empfindung miſcht ſich heute in die Bewunderung, in das Entzücken, womit ich ſeine hohe Vortrefflichkeit betrachte, und ihn meinen Heiland nenne. Alles, was ich heute an ihm wahrnehme, ſtimmt zu den frohen Bewegungen, welche die reinſte und erhabenſte Tugend und der Gedanke mein Heiland in mir hervorbringen, iſt nur geeignet, die Bewunderung und das Entzücken meiner Seele zu erhöhen. Ich müßte nichts für ihn empfinden, ganz fremd müßte er meinem Herzen — völlig erſtorben für edle Rührungen müßte mein Herz ſeyn, wenn ich mich nicht freute — ſeines Lebens, ſeiner Ehre, ſeines Sieges.

Ja er ſiegt, mein Herr und Heiland lebt und ſiegt — über ſeine Feinde, die alle ihre Anſchläge vereitelt ſehen — über die Mächte der Finſterniß, die ſich fortan vergebens wider ihn auflehnen; er ſiegt über den Tod. Gelobet ſey der Allmächtige im Himmel, der dem edelſten Weſen, meinem Herrn und Heilande den Sieg gegeben, der mir dieſen Tag der heitern Siegesfreude bereitet hat.

Wie hat, mein Herr und mein Heiland, dein Gott dich verherrlicht! Das Geſetz der Natur verliert ſeine Kraft an dir, es muß dir völlig dienſtbar werden; jene furchtbare Gewalt, die alles erfüllt, ergreift, und in die dunkle Behauſung, welche nichts von dem, was ſie einmal umſchließt, wieder frey läßt, hinabſtürzt, iſt dir unterthan. Und ich Herr könnte mich je deiner ſchämen?

könnte je in Verlegenheit gerathen, wo von dir geredet wird? Ich ſollte dich nicht allenthalben freudig bekennen? ich ſollte es nicht für eine Ehre halten, um deines Namens willen Schmach zu leiden? Wäreſt du geblieben in der allertiefſten Erniedrigung, hätte das Reich der Verweſung ewig geſchwiegen von deiner Hoheit; doch müßte ich dich freudig bekennen, doch müßte ich es für eine Ehre halten, um deines Namens willen Schmach zu leiden: denn die äußere Niedrigkeit verbirgt mir die Hoheit deines Geiſtes nicht, am Kreuze erkenne ich meinen Heiland, im Grabe finde ich den erhabenen Stifter des Friedens. Aber wie viel freudiger muß ich dich nun bekennen, für eine wie viel größere Ehre muß ich es jetzt halten, um deines Namens willen Schmach zu leiden, da Gott dich alſo verherrlicht hat! O, mir iſt es dringendes Bedürfniß, dir ſtill zu huldigen, in deinen Tempeln, an deinen Altären zu erſcheinen, vor aller Welt zu bezeugen, daß ich an dich glaube, daß ich dich verehre, daß ich auf dich hoffe, von dir zu reden zu denen, welchen du bekannt — und zu denen, welchen du unbekannt biſt. Mein Herr und mein Freund! mein König und mein Bruder! jauchzt heute dir meine Seele entgegen.

Dein neues Leben verſichert mich auf das ſtärkſte von deiner erhabenen Würde und Beſtimmung. Ja, du biſt, wofür du dich ausgabſt — der Sohn Gottes, der Menſchen untrüglicher Lehrer, der Menſchen allvermögender Erlöſer. Geringer kann ich unmöglich von einem Weſen denken, dem dieſe wundervolle Auszeichnung zu

Theil wird, von einem Weſen, an dem ſich die unwiderſtehliche Gewalt des Todes bricht, das der Unbezwingliche wieder frey geben muß, nachdem er ſich kaum ſeiner bemächtigt hat. Der Ueberwinder des Todes iſt der Gegenſtand meiner Anbetung und meines Vertrauens. Dir erſchallen meine Lobgeſänge; vor dir ſinke ich nieder voll Bewunderung, Demuth und Dankbarkeit; an dich wende ich mich in froher Zuverſicht; von dir erwarte ich getroſt alles, was zur Rettung und zum Heile meiner Seele erfordert wird.

Wahrheit iſt dein Wort, lautre Wahrheit iſt es — Wort aus Gott. Wovon mich ſo viele Wunder deines Lebens, ſo viel unverkennbar Göttliches in deinem Wirken, wovon mich die Erhabenheit und Vortrefflichkeit deiner Lehren, wovon mich dein Wiſſen um die Geheimniſſe der Zukunft ſchon hinlänglich überzeugt, das wird mir noch einmal auf das feyerlichſte beſtätigt durch deine Auferſtehung. Dich, der es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft machte, die Menſchen über ihre höchſten Angelegenheiten zu unterrichten, weckt Gott aus dem Tode: wie könnte er das, wenn du auch nur Einen Irrthum verkündigt hätteſt? Dich, der ſich für den Geſandten Gottes erklärte, führt er ſiegreich aus dem Grabe: wie konnte er das, wenn du nicht ſein Geſandter geweſen wäreſt? Dich, der ſich auf ſeine Wiederbelebung, als ein Zeichen ſeiner höhern Sendung beruft, durchſtrömt er mit neuem Leben: wie konnte er das, wenn er nicht damit deiner Behauptung das Siegel aufdrücken wollte?

Nein, ich kann nicht mehr zweifeln, Herr, wo du redeſt; ich kann nicht mehr irren, wo ich mich an dein Wort halte. Dir glaube ich, Herr, unerſchütterlich, wenn ich auch nicht begreife; ich thue freudig, was du mir gebieteſt, denn es gereicht gewiß zu meinem Glücke, wenn ich auch nichts als Beſchwerliches und Schmerzliches darin wahrnehme. Du wirſt erfüllen, herrlich erfüllen — alles, was du verheißen haſt.

Mit Gott weiß ich mich nun vollkommen ausgeſöhnt. Er hat das Opfer angenommen, das du für unſere Sünden dargebracht, als den ewigen Mittler des neuen Bundes hat er dich dargeſtellt, da er die Bande des Todes löſete. Was dein Kreuz mir ſtill verkündigt, das erſchallt von deinem leeren Grabe her durch die freudig erſtaunende Welt: Vergebung im Himmel! In dein leeres Grab werfe ich alle meine Sünde, alle meine Schuld, und blicke frey, getröſtet und freudig, an dieſem heitern Lebensfeſte, hinauf zu meinem Vater. Ich lege meine Hände in deine geöffnete Seite, ich berühre deine Nägelmale, und rufe voll Bewunderung, wie Thomas, aus: mein Herr und mein Gott!

Mein Heiland lebt und ſiegt. In ihm ſiegt das Recht über die Gewaltthat. Wider das Recht hatten ſie gefrevelt, das Recht hatten ſie verhöhnt, und unter die Füße getreten. Da erhöht Gott das Recht; mit ſtrahlenderem Glanze tritt es hervor aus ſeiner Verdunkelung; der Tod beugt ſich vor ſeiner heiligen Gewalt.

So oft ſehe ich auf Erden das Recht im Kampfe mit der Willkühr und Leidenſchaft unterliegen. Heute triumphirt das Recht in ſeinem erhabenen Stellvertreter.

Mein Heiland [illegible] und ſiegt. In ihm ſiegt die Unſchuld über ihre Verfolger. Auf das tiefſte haben ſie die Unſchuld herabgewürdigt, die empfindlichſten Leiden ihr zugefügt; die Unſchuld muß ſterben, wie die größten Verbrecher. Da übernimmt Gott ihre Rechtfertigung; ihre Schmach verwandelt ſich in Ehre und Herrlichkeit. So oft ſehe ich die Unſchuld unterdrückt, verurtheilt, auf das empörendſte gemißhandelt. Heute triumphirt in ihrem heiligen Stellvertreter die Unſchuld.

Mein Heiland lebt und ſiegt. In ihm ſiegt die Wahrheit über den Wahn und die Lüge. Der Wahrheit widerſtrebten, die Wahrheit haßten ſie, die Wahrheit ſchlugen ſie an das Kreuz, der Wahrheit glaubten ſie auf ewig den Mund verſchloſſen zu haben. Da erſcheint der Wahrhaftige im Himmel, der Wahrheit auf Erden das feyerlichſte Zeugniß zu geben, den Frevel, der ſich wider ſie erhoben, zu Schanden zu machen, und die Blendwerke des Truges zu zerſtören. An der Stätte des Todes zeigt ſich, von himmliſchem Lichte umfloſſen, die Wahrheit, und öffnet den gewaltſam verſchloſſenen Mund — und weit durch die Welt erſchallt ihre Stimme; die Knechte des Wahnes und der Lüge zittern und erbleichen. So oft ſehe ich den Wahn und die Lüge der Wahrheit Schweigen gebieten. Die Wahrheit verſtummt, und duldet es ſtill, daß ſie geläſtert, daß ſie Wahn und

Lüge geſcholten wird. Heute triumphirt in ihrem göttlichen Stellvertreter die Wahrheit.

Die von Gott wundervoll beſtätigte Wahrheit wird allenthalben verkündigt, allenthalben geglaubt und verehrt. Edle Männer leiden und ſterben für ſie. Keine Macht der Erde iſt im Stande, ſie in ihrem Laufe aufzuhalten. Vor ihr flieht, vor ihr verbirgt ſich der Irrthum. Ein Reich der Wahrheit wird geſtiftet. Helles Licht verbreitet ſich über die Erde, und erleichtert die Seelen der Menſchen. Die Tempel der Götzen ſtürzen dahin. In der Wahrheit wird der Schöpfer der Welt angebetet. Die Wahrheit iſt den Leidenden Troſt, den Müden Stab, den Unvermögenden Stärke, den Sterbenden Hoffnung. Vom Grabe des Heilandes her ſchimmert die Morgenröthe des Tages, der zwar noch zuweilen verdunkelt werden, doch nie wieder untergehen kann.

Mein Heiland lebt und ſiegt. In ihm ſiegt das Leben über den Tod. Auch ihn ergreift die düſtre Gewalt, die alles ſterblich Geborne dahin rafft, aber zu feſſeln vermag ſie ihn nicht. Am Kreuze iſt er geſtorben, in der ſtillen Felſenkammer ruht der entſeelte Körper. Da weht der ſchöpferiſche Hauch der Allmacht ihn an, und im Tode regen ſich die Kräfte des Lebens, was zum Staube der Verweſung unwiderruflich beſtimmt ſcheint, wird von neuem, friſchem Leben durchſtrömt. Allenthalben finde ich die Herrſchaft des Todes; allenthalben zeigt ſich mir Leben, das mit dem Tode ringt und unterliegt. Nicht blos das erſchöpfte, auch das blühende, kräftige Leben, das Leben in der Fülle der Jugend, überwältigt er. Alle Plätze, die ich betrete, ſind mit Niederlagen bedeckt, die der Tod angerichtet hat. Alles tritt in das Daſeyn, entwickelt ſich, äuſſert ſeine Kräfte, um dem Tode anheim zu fallen. So viele Geſchlechter ſind hinabgeſunken in das dunkle Reich, und nicht wieder heraufgekommen an das Licht des Tages. So viele kraftvolle herrliche Geſtalten ſind vorüber gegangen, und nicht zurückgekehrt. Was man nur irgend mit Ruhm und Freude genannt hat, iſt in Staub verwandelt worden. Heute triumphirt das Leben über den Tod in ſeinem glorreichen Stellvertreter; und fröhliche Botſchaften des Lebens ziehen durch die, aus ihrem Winterſchlafe erwachende, bald wieder mit friſchem Grün und farbenreichen Blumen geſchmückte, mit Lebensäuſſerungen jeder Art angefüllte Erde. Der Schimmer des neuen Lebens umfließt die öde Stätte des Todes. Ueberall begegnet mir der holde Gedanke der Auferſtehung und des Lebens.

Der Auferſtehung und dem Leben feyert die Menſchheit ein Feſt. Nicht in das Innere der Weſen, ruft es mir zu, dringt der Tod; nur ihre Hülle zerſtört er; aus jeder Zerſtörung tritt in neuer Geſtalt das Leben hervor. Kräfte des Lebens und der Wiedergeburt ſind allenthalben wirkſam, denen der Tod gehorchen muß! Mein Geiſt ſchwingt freudig ſich auf zum allmächtigen Urheber und Erhalter des Lebens.

Mein Heiland lebt und ſiegt; und gerechtfertigt, herrlich gerechtfertigt iſt der Regierer der Welt, den unſere Kurzſichtigkeit ſo oft glaubt tadeln zu dürfen.

An dem Auferſtandenen erblicke ich die Schickungen Gottes vollendet, von denen ſich mir in dem Leben der Menſchen auf Erden nur Bruchſtücke, die ich eben darum, weil ſie Bruchſtücke ſind, nicht zu erklären vermag, darſtellen. Es gehört zu den Abſichten des Todes und der Wiederbelebung meines Herrn, daß ich an ihm, dem Stellvertreter und Vorbilde der Menſchheit, wahrnehmen ſollte, wie die Wege Gottes durch die Nacht zum Lichte führen. Im Laufe der Zeiten und jenſeit des Grabes erſt, belehrt mich ſeine Geſchichte, kann alles ſich aufklären; aber im Laufe der Zeiten und jenſeit des Grabes wird alles gewiß ſich aufklären. Unveränderlich iſt der Herr, und ſeine Ordnung ſtehet feſt, was auch Menſchen erſinnen und unternehmen, ſie zu zerſtören. Weiſe iſt der Herr, und ein erhabener Zuſammenhang, der am Ziele ſich ganz enthüllt, verknüpft ſeine Fügungen. Gütig iſt der Herr, und aus allen von ihm geſendeten und würdig ertragenen Leiden erwachſen Freuden, aus aller unverdienten Schmach erhebt ſich glänzende Ehre. Leiden und Schmach ſind Wirkungen ſeiner Güte, um der größeren Freude, um der glänzenden Ehre willen geſendet. Gott will verherrlichen und beſeligen, darum prüft er. Gerecht iſt der Herr. Um höherer Zwecke willen wird über den Frommen die Trübſal verhängt, während der Böſe im Sonnenſcheine des Glückes wandelt. Aber einſt gibt er einem jeden nach ſeinen Werken; ſchwere Strafen fallen auf die Häupter der Schuldigen, überſchwängliche Vergütung empfängt die leidende Unſchuld. Alles gleicht einſt ſich aus, und jedem wird das verdiente Schickſal zu Theil. Heilig iſt der Herr; er verläßt die Sache der Wahrheit und der Tugend nicht. Was ſie verderben ſoll, muß ſie befördern; aus ihren ſcheinbaren Niederlagen werden ihre glorreichſten Siege; Irrthum und Lüge bahnen der Wahrheit — Sünde und Bosheit bahnen der Tugend den Weg. Der Todte lebt, vor dem Gekreuzigten demüthigen ſich die Geſchlechter der Erde.

Als den Unveränderlichen und Weiſen, als den Gütigen, Gerechten und Heiligen, hat der Herr in der wundervollen Begebenheit dieſes Feſtes vor aller Welt ſich erwieſen. Meine Seele betet an — den Unveränderlichen und Weiſen, den Gütigen, Gerechten und Heiligen. Meine Seele freut ſich ihres Gottes, deſſen Ordnung feſt ſteht, der recht richtet, durch Leiden vollendet, durch Nacht zum Lichte führt, aus dem Tode [illegible] Leben ſchafft.

Als den Unveränderlichen und Weiſen, den Gütigen, Gerechten und Heiligen wird der Herr ferner ſich offenbaren.

Mein Heiland lebt und ſiegt. Darum glaube ich an den Sieg des Rechtes über das Unrecht, der Unſchuld über ihre Feinde, der Wahrheit über Irrthum und Lüge, des Guten über das Böſe, der Ehre über die Schmach, des Lebens über den Tod. Die Macht des Unrechtes iſt gebrochen, die Feinde der Unſchuld ſind entwaffnet, Irrthum und Lüge ſind beſchämt, das Böſe iſt in ſeinem Weſen vernichtet, die Schmach der Menſchheit iſt getilgt, der Tod iſt überwältigt durch den Sieg meines Herrn.

Der Sieg meines Herrn verkündigt mir, daß, wenn auch das Recht, die Unſchuld, die Wahrheit noch oft unterliegen ſollten, doch ihre Siege die häufigern, die glänzendern ſeyn, und ſich im Fortgange der Zeit immer häufiger und glänzender zeigen — daß das Recht, die Unſchuld, die Wahrheit am Ende den vollkommenſten Sieg, im Untergange des Höllenreiches, davon tragen werden. Ja, das Recht werden einſt alle erkennen, als das unwandelbare, die es jetzt unter die Füße treten. Die Unſchuld werden einſt alle ehren, als die heilige, die ſie jetzt läſtern. Der Wahrheit werden einſt alle huldigen, als einer unwiderſtehlichen Gewalt, die ſich jetzt gegen ſie verblenden, ſie verwerfen und verhöhnen; ihre Strahlen werden alles erhellen, was noch dunkel iſt. In dem Guten werden einſt alle das ewige Heil erblicken, die ſich jetzt gegen daſſelbe erbittern, und es auf alle Weiſe zu beſchränken ſuchen. Die Gedemüthigten werden die Herrlichen ſeyn.

Das Leben wird ſiegen über den Tod. Nicht blos daß, wie ich in dem Lichte dieſes Feſtes mit Rührung wahrnehme, jetzt ſchon aus allem Tode wieder Leben wird, und aus allen Verwüſtungen Schöpfungen voll Reiz und Anmuth ſich bilden; das Leben ſoll auch den Tod völlig vernichten; kein Tod ſoll einſt mehr ſeyn.

Der Auferſtandene hat ihm die Macht genommen, und es kommt die Zeit, wo ſich ſeine Ohnmacht auch ganz offenbart. Er muß herrſchen, heißt es von dem Auferſtandenen, bis er alle Feinde unter ſeine Füße lege; der letzte Feind, der aufgehoben wird, iſt der Tod. Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg. Gott aber ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum! Dem Gotte der Lebendigen und des Lebens jauchzt heute meine Seele. In ein fröhliches Gebiet des Lebens verwandelt ſich mir heute das öde Reich des Todes und der Verweſungen.

Mein Heiland lebt und ſiegt; und ich ſiege auch. Ich ſiege über die Erniedrigungen und das Ungemach des Lebens. Der Auferſtandene, der Verherrlichte Gottes iſt einſt der Geſchmähte, der tief Herabgewürdigte geweſen, auch er hat die Laſten und Schmerzen der Erde getragen: und mich könnte es befremden, daß ich den Weg der Erniedrigung und des Schmerzes gehen ſoll? O, wer wollte dir, Herr, nicht gern nachfolgen auf dieſem Wege, wenn er dich im Glanze deines neuen Lebens erblickt! Wie viel mächtiger wirkt dein, an ſich ſchon ſo erhabenes und ehrwürdiges Beyſpiel in der Ertragung der Schmach und des Leidens auf mein Herz, da dich Gott ſo wundervoll ausgezeichnet hat! Durch Leiden biſt du zur Herrlichkeit eingegangen; in deiner Nachfolge bin ich gewiß, daß ich durch Niedrigkeit zur Hoheit, durch Ungemach zur erhabenſten Glückſeligkeit gelangen werde. Du lebſt, um die zu ſtärken, die dir nachfolgen. Dir iſt die Macht gegeben, die aufzurichten, die tief niedergebeugt ſind, und das Gefühl in ihnen zu erhalten, es ſey Ehre deine Schmach, unvergleichlicher Gewinn deine Leiden zu tragen.

Mein Heiland lebt und ſiegt; und ich ſiege auch. Ich ſiege über *die Sünde*. Er gebietet mir, wider die Sünde zu kämpfen: wie viel wichtiger noch wird mir dieſes an ſich ſchon ſo wichtige Gebot im Munde des Auferſtandenen! Aus allen Kräften muß ich ſtreben das zu thun, wozu der herrliche Ueberwinder des Todes mich auffordert. Sein Tod und ſeine Wiederbelebung beabſichtigen meine Heiligung. *Wir ſind mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Chriſtus iſt auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, alſo auch wir in einem neuen Leben wandeln. Er iſt dahingegeben um unſerer Sünde, und auferwecket um unſerer Gerechtigkeit willen.* Das könnte ich wiſſen, ohne daß es mir mächtiger Antrieb würde, mich dem Böſen, gegen welches der Heilige im Himmel ſo erhabene Anſtalten trifft, auf das nachdrücklichſte zu widerſetzen? Größeres gibt es nicht für mich, als mit dem Auferſtandenen in Gemeinſchaft zu leben; das vermag ich aber nicht, wenn ich nicht mit Ernſt die Sünde meide. An dem Verherrlichten Gottes nehme ich wahr, zu welcher Ehre und Glückſeligkeit ein entſchloſſener Kampf wider die Sünde führt. Und welche Unterſtützungen darf ich auch in dieſer Hinſicht von dem Auferſtandenen erwarten! Aus der unerſchöpflichen Fülle der Kraft, die Gott ihm verliehen hat, wird mir ohne Aufhören zufließen, wodurch ich ſiege über die Sünde. Im Glauben an ihn, im Hinblick auf ihn, in der Vereinigung mit ihm kann es mir nicht fehlen: ich überwinde — den ſtärkſten Sündenreiz überwinde ich.

Mein Heiland lebt und ſiegt; und ich ſiege auch. Ich ſiege über den Tod. Was von mir ſtirbt und in das Grab geſenkt wird, das bin ich nicht ſelbſt, das iſt meine vergängliche Hülle. Ich werde den Ruin meines irdiſchen Daſeyns überdauern; der Geiſt wird, wenn der Körper dahin ſinkt, ſich ſiegend erheben, und ſich aufſchwingen zu den Gegenden des Lichtes und des ewigen Lebens. Unſterblichkeit verkündigt mir des Herrn Wort — Unſterblichkeit ſein eignes neues Leben. Ich lebe, höre ich heute ſeine Stimme, und ihr ſollt auch leben. Ja, leben ſollen mit ihm ſeine Verehrer in des Vaters Reich. Aus ſeiner Gruft dringt der Glanz der Unſterblichkeit hervor, um ſich über die Gräber aller Entſchlafenen zu verbreiten. Noch mehr: er hat den Tod bezwungen, und ſein Recht an die ſterblich Gebornen ihm entriſſen. Der Fürſt des Lebens iſt er, er ſelbſt gibt das Leben, das unſterbliche Leben. Wie der Vater hat das Leben in ihm ſelber, ſo hat er auch dem Sohne gegeben zu haben das Leben in ihm ſelber.

Durch dich, Herr, ſiege ich im Tode; denn du erhältſt mir das Leben. Den Stachel des Todes, die Sünde mit ihren Strafen, nimmſt du hinweg. Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg? Gottes Gericht ſchreckt mich im Tode nicht mehr; und was der Tod ſonſt noch Furchtbares hat, das wird Er überwinden helfen. Im Tode wird der Fürſt des Lebens mich ſtärken; ſeinen Frieden gibt er mir, wie im Leben, ſo im Tode, durch ihn werde ich ſanft entſchlummern.

Der Herr iſt auferſtanden, und der Erſtling geworden unter denen, die da ſchlafen. Der Fürſt des Lebens iſt der Erwecker der Todten. Auch Wiederherſtellung meines Körpers in einer edlern Geſtalt darf ich erwarten: ich ſoll in jeder Hinſicht an ſeiner Auferſtehung Theil haben. Aus den feinern Theilen des irdiſchen Körpers ſoll in unvergänglicher Schönheit ſich ein himmliſcher entwickeln, ähnlich zwar dieſem ſterblichen, aber auch ähnlich dem verklärten Körper meines Herrn. So iſt alſo das, was der Verweſung anheim fällt, nicht einmal mein Körper: es ſind nur ſeine gröbſten Beſtandtheile, was von ihm der Erde angehört, woher ihm ſeine Leiden und Gebrechen kommen — das, wovon ich wünſchen muß erlöſet zu werden, was nicht in das Reich Gottes eingehen kann.

Mit froher Rührung, mit wonnevoller Erhebung gedenke ich an dem Feſte des Auferſtandenen euer, ihr Theuren, die ihr in dem Herrn entſchlafen ſeyd. Mit ihm habt ihr zur Herrlichkeit euch aufgeſchwungen; um ihn ſeyd ihr verſammelt; frey von Sünde und Tod, ewig in ſeiner Gemeinſchaft ſelig, preiſet ihr euern Helſer, den erhabenen Sieger. Bey ihm finden wir einſt uns wieder, um vereint ſein herrliches Lob zu verkündigen, und bey ihm zu ſeyn allezeit.

Bewahre mir, o Herr, dieſe ſelige Hoffnung. Laß mich leben durch dich — hier geiſtig, dort himmliſch, hier für dich, dort mit dir. Bleibe bey mir, du mein Licht, wenn es Abend wird, und der Tag ſich neigt, du meine Freude, wenn alle Freude von mir weicht, du meine Stärke, wenn ich nichts mehr vermag. Richte himmelwärts meine Sinne und Gedanken. Führe mich, du Fürſt des Lebens, in das ewige Leben. Im Triumphe laß mich dir folgen in die Herrlichkeit.

XXX.

Am Himmelfahrtsfeſte.

Der Herr fährt auf gen Himmel! Lobſinge, meine Seele, dem Herrn! Ueber die Wolken erhebt ſich der Ueberwinder des Todes! Blicke ihm nach, meine Seele, voll Erſtaunen und Bewunderung, bete an, meine Seele, den Ueberwinder!

Tief unter ihm iſt der Erde Staub und der Erde Herrlichkeit; vorüber ſind der Erde Leiden, vorüber iſt der Erde Schmach; das große Opfer iſt dargebracht; die ewige Verſöhnung, der Bund des Friedens iſt geſtiftet; die Boten ſind ausgeſandt, in aller Welt das Heil zu verkündigen. Alles, alles iſt vollendet. Nun geht der erhabene Vollender zum Vater, um verklärt zu werden mit der Klarheit, die er bey ihm hatte, ehe denn die Welt war; und jauchzend empfangen ihn die Chöre des Himmels. Jetzt wird ihm die Belohnung für ſeine, nie genug zu preiſenden, Verdienſte, für ſeine Leiden, für ſeinen Tod. Der höchſten Tugend werden die ihr angemeſſenen Belohnungen. Verkündige meine Seele den unvergänglichen Ruhm deines Herrn!

Welch eine wundervolle und ſelige Veränderung! Nicht bloß den Mühen, den Kämpfen und allem Jammer der Erde, die du in ſo reichem Maße erfahren, wirſt du, Herr, entnommen, nicht blos in die Reiche des Friedens, der Wonne und der Vollendung wirſt du hinan gerückt: dort wird dir auch die erſte Stelle, der Thron Gottes wird dir angewieſen, an die Spitze aller Ueberwinder wirſt du geſtellt. In dein Reich biſt du eingegangen; in das, dir vom Vater verordnete, von dir ſelbſt erworbene Reich, in dem die Deinen mit dir herrſchen, mit dir leben ſollen, biſt du eingegangen. Zur Rechten deines und meines Vaters erblicke ich dich. Alle Gewalt iſt dir gegeben im Himmel und auf Erden, ein gränzenloſer Einfluß, zu beſchützen, zu helfen, zu ſegnen, zu beglücken. Ueber alle Fürſtenthümer, Gewalt, Macht, Herrſchaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen hat Gott dich geſetzt, zum Haupt der Gemeine über alles, alle Dinge hat er unter deine Füße gethan. Der König der Schöpfung biſt du. Weil du gehorſam geworden bis zum Tode am Kreuze, darum hat dich Gott erhöhet, und dir einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt. Vor dir ſollen alle vernünftige Weſen ſich beugen, und alle Zungen ſollen bekennen, daß du der Herr biſt. Dort in deinem Reiche, in dem Reiche des Vaters, genießeſt du der reinſten und erhabenſten Glückſeligkeit.

Mein ganzer Geiſt wird entzückt, alles, was die Erde Niedriges und Hohes hat, ihre Schande und ihre Ehre, ihre Armuth und ihre Beſitzthümer, ihre Leiden und ihre Genüſſe verlieren ſich aus meinen Augen; es dünkt mich nichts mehr, auf Erden Gewalt haben, auf Erden der Gewaltigſte ſeyn, wenn ich die Hoheit und Ehre, den Reichthum und die Glückſeligkeit, die Gewalt und Herrſchaft betrachte, die Gott dir verliehen. Dir gehorchen die Kräfte der Natur, du führſt unwiderſtehlich die Rathſchlüſſe des Ewigen aus; durch dich werden Himmel und Erde in ein Ganzes gefaßt; dich hat Gott beſtimmt zum Richter der Lebendigen und der Todten!

Und doch biſt du mein Freund und Bruder, in der Herrlichkeit hörſt du nicht auf, mein Freund und Bruder zu ſeyn. Die ſchwache, hinfällige Menſchennatur haſt du auf den Thron Gottes erhoben! Auf dem Throne Gottes, umgeben von den Fürſten der Geiſterwelt, die dir dienen, erblicke ich das Weſen, das, wie ich, geweint und ſich gefreuet hat, das Weſen, das am Kreuze geſtorben iſt — meinen Heiland ſehe ich bekleidet mit aller Gewalt im Himmel und auf Erden! Weg denn mit den Dingen dieſer Erde! weg mit ihrer eiteln Sorge, mit ihrer trüglichen Luſt! Nein, ihre vergänglichen Beſitzthümer ſollen mir das Herz nicht feſſeln, ſollen meine Ruhe nicht ſtören, meine Würde nicht beflecken. Hinauf meine Gedanken, hinauf mein Verlangen! Im Himmel iſt dein Gut und deine Liebe, deine Ehre und dein Stolz; trachte nach dem, was droben iſt, meine Seele, wo Chriſtus iſt, zur rechten Hand Gottes, dein Freund und Bruder, dein Herr und Heiland! Bey ihm ſey mein Herz, bey ihm mein ganzes Glück!

Für die Seinigen lebt der Herr in der Herrlichkeit. Siehe ich bin bey Euch, hat er verheißen, alle Tage bis an der Welt Ende. Nicht bloß durch ſein Wort, durch ſein Vorbild, durch ſeinen Geiſt, ſondern auch unmittelbar iſt er ihnen gegenwärtig, ihnen allen gegenwärtig, und wird ihnen gegenwärtig ſeyn bis zum letzten der Tage. Wir haben einen Fürſprecher bey dem Vater, der gerecht iſt; er ſitzet zur rechten Hand Gottes, und vertritt uns: das ſind die Ausdrücke, die uns ſeine treue Sorgfalt für unſer Glück, ſein unermüdetes, allen Bedürfniſſen abhelfendes, innig erquickendes, unausſprechlich ſegnendes Wirken bezeichnen.

Wie du die Deinigen, Herr, von Anfang geliebt und bis ans Ende geliebt haſt: ſo liebſt du ſie immerfort, ſo liebſt du in Ewigkeit. In aller Noth nimmſt du ihrer freundlich dich an. Du biſt ihr Schutz in der Gefahr; du warnſt, du bewahreſt ſie, wo das Verderben ſich ihnen naht; du hältſt ſie, wenn ſie ſtraucheln; du richteſt ſie auf, wenn ſie fallen: du weiſeſt ſie zurecht, wenn ſie irre gehen. Du tröſteſt ſie, wenn ſie traurig ſind, und zähleſt alle ihre Thränen. Du ſchaffſt ihnen Vergebung, wenn ſie über ihre Sünden weinen. Du biſt ihr Licht in der Finſterniß, ihr Rath in der Verlegenheit. Du ſtehſt ihnen bey in ihren heißen Kämpfen; du gibſt ihnen Stärke, wenn ſie ermüden; du zeigſt ihnen in der Ferne das herrliche Vaterland, wenn ſie voll Wehmuth ſich hier überall Fremdlinge fühlen. Du leiteſt ihre Wege zum Himmel hin, wendeſt alle Ereigniſſe ihres Lebens zu ihrem Beſten, und verleiheſt ihnen dahin zu fahren im Frieden.

Wie ſollteſt du nicht? Alle Gewalt haſt du im Himmel und auf Erden: und das ſollten die Deinigen nicht in ihrer Schwachheit erfahren? nicht mächtig ſollte deine Kraft ſich in ihnen erweiſen? Einen Namen haſt du, der über alle Namen iſt: und du ſollteſt der Deinigen vergeſſen, die hier Schmach leiden — oft um deinetwillen? ſie ſollte man unterdrücken und herabwürdigen können, ohne daß es dich kümmerte? Dir gehorchen die Kräfte der Natur und die Fürſten der Geiſterwelt: und du ſollteſt nicht die zum Wohl der Deinigen erforderlichen Veranſtaltungen treffen? in irgend einer Lage ſollte es ihnen fehlen? irgend ein wahres Uebel ſollten ſie fürchten dürfen? Du genießeſt der erhabenſten Glückſeligkeit: und ſollteſt die Deinigen, die du mit deinem Blute erkauft haſt, im Elende laſſen?

So biſt du es denn noch immer, zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann — noch immer mein Heiland mein Erbarmer. O, wie wohl thut es dem ſchwachen Herzen zu denken, daß du es noch immer biſt! — Du, der alle unſere Schwachheit, all unſer Elend empfunden, der verſucht worden allenthalben gleich wie wir! — Du, der einſt vor Gott im Staube gelegen, und mit dem Tode gerungen, in einem ſchrecklichen Augenblicke ſich von Gott verlaſſen gefühlt! — Du, der auf Erden ſich allen ſo huldreich und freundlich erwieſen, von dem ich ſchon ſo viel Großes und Köſtliches empfangen, den ich mit ſo froher Rührung um deß willen, was du auf Erden vollbracht, meinen Heiland nenne, zu dem ich voll heißer Dankbarkeit aufblicke! — Du, den ich mir ſo nahe, den ich allen meinen Empfindungen ſo nahe weiß! — Du, der ewige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen!

Dir hat der Vater, vor dem ich in Ehrfurcht und Demuth niederſinke, es übertragen. Durch dich habe ich den Zugang zum Vater, und ſeine Majeſtät ſchreckt mich nicht mehr. Dir öffnet ſich vertraulich mein Herz; durch die Wolken dringen meine Gebete, und in froher Zuverſicht erwarte ich von dir mein Heil!

* * *

Zum Himmel fühlt heute, an dem Feſte der himmliſchen Vollendung, mein Geiſt ſich erhoben. Der Himmel, den uns ſo oft die Nebel der Erde verhüllen, den wir ſo oft, beſtürmt von den Eindrücken ſichtbarer Dinge, ganz eingenommen von der Laſt, den Geſchäften und Sorgen dieſes vergänglichen Lebens, vergeſſen und aus den Augen verlieren, öffnet ſich heute meinen ſtaunenden Blicken, und zieht ſie unwiderſtehlich an ſich. Dem Himmel eilen meine Gedanken zu.

Die Geſtalt der Erde hat ſich erneuert, Bäume und Sträucher ſtehen in ihrer Blüthenpracht, friſches Grün bedeckt den Boden, und bricht aus allen Zweigen hervor, tauſend holde Kinder des Frühlings prangen auf der bunten Flur, fröhliche Geſänge erſchallen in den Lüften; ein Garten Gottes iſt die Erde geworden; ich ſegne das Land, das mich gebar, und in deſſen Schooße einſt meine Gebeine ruhen werden; ich freue mich auf Erden zu wallen. Aber heute können all ihre Reize nur in ſofern meine Aufmerkſamkeit beſchäftigen, als ſie mich an das herrlichere Land jenſeit des Grabes erinnern. Möchteſt du Erde noch lieblicher blühen, mit noch höherer Anmuth dich ſchmücken, möchte alles Leben auf dir Luſt und Wonne werden: heute eilen alle meine Gedanken dem Himmel zu.

Des Himmels Vollendungen und Freuden, ſeine erhabenen Geſchäfte und ſeine weiten Wirkungskreiſe, die reinen und ſeligen Weſen, die den Himmel bewohnen, die große Gemeinſchaft geläuterter und verklärter Seelen, das glorreiche Ende aller Prüfungen beſchäftigen heute meine Seele. Mein Geiſt verliert ſich in die Betrachtung der himmliſchen Herrlichkeit, und denkt mit Entzücken, daß er für dieſe Herrlichkeit geſchaffen, daß ihm der Weg zur Herrlichkeit gebahnt iſt!

Ja, du Herr gehſt mir voran, und ich ſoll dir folgen. Wo ich bin, ſprichſt du, ſoll mein Jünger auch ſeyn; Vater ich will, daß, wo ich bin, auch die bey mir ſeyen, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt; in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen, und ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten. Wo das Haupt iſt müſſen auch die Glieder ſeyn, wo der Erlöſer iſt — ſeine Erlöſeten. Ich lebe nicht bloß fort — ich gehe auch zum Vater, wenn ich die Welt verlaſſe, in das Haus meines Vaters — wo die vielen Wohnungen ſind — kehre ich ein, wenn ich in den Hütten von Staube nicht mehr verweilen darf.

Ein Gaſt und ein Pilgrim walle ich auf Erden; dort oben iſt die Heimath, dort ſind die Meinigen, die Verwandten des Geiſtes und des Herzens, dort, wo der ewige Frühling blüht. Dorthin ſteht mir das Herz, all mein Sehnen ſteht dorthin. Dort ſoll ich bey dem Herrn, dort ſoll ich verklärt und ſelig ſeyn!

Zum Himmel wird der Herr aufgehoben. Dieſem Aufenthalte des Elendes, wo die Stürme toben, und die Angſt des Herzens ſich täglich erneuert, wird er entrückt — dahin, wo keine Noth, kein Schmerz und keine Angſt mehr iſt, wo keine Thräne mehr fließt, wo keine Seufzer und Klagen, wo nur Lobgeſänge der Seligen gehört werden. Dahin geht auch meine Bahn! Auf Erden enden meine Leiden nicht, auf Erden habe ich allenthalben Angſt, auf Erden muß ich entbehren, verlieren und ſterben. Aber dort wird Gott abwiſchen alle Thränen von meinen Augen, und es wird kein Leid mehr ſeyn, noch Geſchrey, noch irgend ein Schmerz, und auch der Tod wird nicht mehr ſeyn. Dort, dort iſt die Freyſtadt der Verfolgten.. Die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand, und keine Qual rühret ſie an.

Im Himmel empfängt der Herr den Lohn ſeines Gehorſams und ſeiner Verdienſte — unausſprechlich wird ihm im Himmel vergolten! Die Erde hat keinen Lohn für unſere beſchwerlichſten Verrichtungen, für unſere würdigſten Anſtrengungen, für unſere theuerſten Opfer. Im Himmel, im Himmel ſoll alles wohl belohnt werden; Gott wird belohnen — mit Ehre und Ruhm, mit weit verbreitetem Einfluß, mit unausſprechlichen Freuden.

Zu ſeinem Gott und zu unſerm Gott, zu ſeinem Vater und zu unſerm Vater iſt der Herr aufgefahren. Und auch ich fahre auf — zu ſeinem Gott, und zu meinem Gott, zu ſeinem Vater und zu meinem Vater. Hier ſtehe ich von ferne, dort werde ich nahe ſeyn. Hier verſtumme ich vor dem Unſichtbaren, dort werde ich ihn preiſen können. Hier glaube ich, dort werde ich ſchauen. Hier verweile ich in den Vorhöfen, dort trete ich in das Heiligthum.

Meinen Erlöſer ſoll ich ſehen in ſeiner Herrlichkeit, ihm ſoll ich danken, mit ihm ſoll ich wirken — für ſein Reich, mit ihm helfen, retten, beglücken. Die edelſten Weſen der Schöpfung nehmen mich in ihre Geſellſchaft auf; ich theile mich ihnen mit, ich empfange von ihnen; mit ihnen ſchwinge ich immer höher mich hinauf, mit ihnen genieße ich all das Herrliche. Euch finde ich wieder, ihr Geliebten, die ich, zu früh mir entriſſen, mit bittern Thränen beweinte, denen ſo oft verlangend meine Arme ſich öffnen; euch finde ich wieder — o der Wonne! Bey Gott, bey dem Erlöſer finde ich euch wieder, um euch ewig vereint zu bleiben.

An dieſem Feſte der himmliſchen Vollendung weihe ich auf das feyerlichſte mein ganzes Leben dem Himmel. Alle meine Beſtrebungen ſollen dahin gerichtet ſeyn, daß ich fähig und würdig werde, in den Himmel einzugehen.

Mit Rückſicht auf den Himmel will ich meine Erdengeſchäfte verrichten. Der Gedanke des Himmels ſoll ſich freundlich an alle meine Verrichtungen knüpfen. Himmelsgefühl ſoll mich bey meiner Thätigkeit beſeelen. Als Miterben des Himmels will ich die Weſen betrachten, zu deren Wohl ich hier etwas beytragen kann, beſonders diejenigen, für welche meine Pflicht und mein Herz mich zunächſt in Anſpruch nehmen. Das ſoll immer mein Augenmerk ſeyn, daß mein Wirken auf ſie für den Himmel Folgen habe, daß ich ihnen das zuwende, was mit ihnen in die beſſere Welt übergeht. Der reine, uneigennützige, freudige Sinn, der ſelige Bewohner des Himmels ſoll ſich in meinen Werken an den Tag legen. Auch dahin will ich ſehen, daß ich durch Demuth, Liebe und unterwerfungsvollen Gehorſam mich immer mehr für die erhabenen Geſchäfte des Himmels geſchickt mache. Der Blick gen Himmel ſoll mich ſtärken, die himmliſchen Belohnungen will ich mir vergegenwärtigen unter den ſchweren Anſtrengungen der Erde.

Durch den Gedanken an den Himmel will ich die Verbindungen der Erde heiligen. Nur ſolche will ich zu meinen Vertrauten wählen, die ich getroſt vor dem Himmel und einſt noch im Himmel die Meinigen nennen kann. So oft ich die anblicke, die ich liebe, will ich zu mir ſelbſt ſagen: nicht blos für dieſe Welt, auch für jene gab ſie mir Gott, ſie werden wegeilen aus meinen Armen, der Tod wird mich den ihrigen entreißen, aber dort werden wir uns wieder begegnen, dort werden wir wieder einander angehören. Dafür will ich ſorgen, daß jetzt ſchon ein himmliſches Band mich mit ihnen vereinige, daß unſere Liebe immer mehr von dem, was in unſerm Verhältniſſe irdiſch iſt, und im Tode aufhört, ſich ablöſe, und an das befeſtige, was ewig bleibt, daß die Bande des Blutes Bande der geiſtigen Freundſchaft und der reinſten Ergebenheit werden, daß unſere Empfindungen für einander und unſere Geſinnungen gegen einander ſich immer mehr läutern zur ſanften Zärtlichkeit, zu dem hohen, edeln Sinne der Himmliſchen, daß unſere Gemüther immer mehr mit einander in rechter Frömmigkeit und Tugend übereinſtimmen, daß wir durch einander unaufhörlich wachſen in allem Vortrefflichen, Himmliſchen, und wir einſt in unſerm verklärten Zuſtande uns unſerer irdiſchen Verhältniſſe noch mit Wohlgefallen erinnern, und ſie ſegnen können.

In Vorgefühle der himmliſchen Wonne will ich meine irdiſchen Genüſſe verwandeln. Dahin will ich trachten, daß mir die zeitliche Freude ein würdiger Anfang der ewigen ſey, daß ich die Freude ſchon hier aus denſelben Quellen ſchöpfe, woraus ſie im Himmel geſchöpft, in derſelben Stimmung genieße, womit ſie im Himmel genoſſen wird, daß ſie ſchon hier ſo beſchaffen ſey, wie die Freude der Verklärten beſchaffen iſt.

Rein vor Gott iſt die Freude des Himmels; darum bleibe fern von mir die ſträfliche, die das Herz befleckt. Eine ſtille, das Herz ſanft erwärmende Freude iſt die Freude des Himmels; darum gewöhne ſich mein Herz, den ſanften, ſtillen Genuß der geräuſchvollen Ergötzlichkeit vorzuziehen, und nie werde von mir der wilde Rauſch des Vergnügens für Freude gehalten. Geiſtig iſt die Freude des Himmels; darum, wenn ich mich hier auch noch nicht von allem Sinnlichen frey machen kann, will ich doch den ſinnlichen Genuß durch ein dankbares Andenken an Gott, durch eine wahrhaft fromme Stimmung des Gemüthes und durch die himmliſchen Geſinnungen des Wohlwollens, immer mehr zum geiſtigen zu erheben ſuchen. Die vornehmſten Freuden des Himmels entſpringen aus der Erkenntniß der Wahrheit, aus der ſteigenden Vollendung unſers Weſens, aus dem freyern Gebrauche unſerer Kräfte, aus der Beförderung der erhabenen Entzwecke Gottes, aus der Bewunderung des höchſten Weſens und aus der Verbindung mit andern ſeligen Geiſtern. So ſey es denn ſchon hier meine ſüßeſte Freude, in der Erkenntniß und Tugend zuzunehmen, meine Kräfte nach dem Willen Gottes anzuwenden, zu ſeinen Abſichten mitzuwirken, ihn anzubeten in der Pracht ſeiner Werke, in den Wundern ſeiner Wege, und zu verweilen im Kreiſe der Weiſen und Guten.

Unabläſſig will ich mich bemühen, das mir zu erwerben, und an mir zu vervollkommnen, was im Himmel Werth hat, und der Himmliſchen Seligkeit iſt — edle Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Bilden will ich meinen Geiſt, reinigen mein Herz, nähren in mir jede ſchöne und große Empfindung, wachſen will ich in der Liebe, die das Köſtlichſte iſt, und nimmer aufhört. Immer mehr will ich lernen, in der Liebe mich ſelbſt verläugnen, in der Liebe ſanftmüthig und demüthig ſeyn.

Das alles gelobe ich dir, mein erhöhter Heiland, an dem Tage deiner Vollendung, im Blick auf deine Herrlichkeit! Stärke mich, daß ich es vollführe. Ich will ſie alle zu mir ziehen, haſt du verheißen. Ziehe mich zu dir, Herr; laß mich mit dir vollendet werden!

XXXI.

Am Pfingſtfeſte.

Die Natur feyert ihr groſſes, glänzendes Feſt. Das Jahr prangt in ſeinem reichſten und lieblichſten Schmuck. Heitere Schimmer und fröhliches Leben finde ich allenthalben verbreitet, Blumen bekleiden die Erde; Wohlgerüche erfüllen die warme Luft; in grünenden und blühenden Zweigen ſingen die Vögel des Himmels; die Farben haben ihre höchſte Friſche und Schönheit erreicht. Der Geiſt des Herrn, der einſt gewaltig über den Waſſern ſchwebte — der mächtige und furchtbare, der ſanfte und ſtille — hat die Geſtalt der Erde erneuert, und offenbart ſich in unzählbaren reizenden Schöpfungen. Alles Leben iſt Lobgeſang — dem Geiſte des Herrn.

In der Flamme des Blitzes, im Krachen des Donners, im Brauſen des Sturmes vernehme ich den Geiſt des Herrn — und im leiſen, linden Weben, im erquickenden Hauche des Frühlings, in den ſüßen Tönen der Nachtigall, in der ſeligen Freude meines Herzens. Ereigniſſe voll Schrecken, Zerſtörungen voll Trauer — und freundliche Umgeſtaltungen, gefällige Bildungen jeder Art verkündigen ihn mir; in rührenden Segnungen, wo mein Auge ſtille Thränen vergießt, finde ich ſeine Spur. Die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes, die er ſeinem erhabenen Werke dienſtbar macht, in der er ſo oft wundervoll und herrlich hervortritt, zeigt ihn mir in allen ihren Veränderungen. Die vielfältigen Belehrungen, die dieſes Geſchlecht auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwickelung empfangen, die vielfältigen Erweckungen zum Guten und alle Rettungen aus geiſtigem Elende, die ihm zu Theil geworden, reden von ihm. Seine Werkzeuge erblicke ich in den Erleuchteten, die uns unterrichtet — in den großen Menſchen, die unter uns gehandelt haben, in den begeiſterten und heiligen Seelen, die uns Verkündiger und Vorbilder des Beſten geweſen ſind.

Indem ich Seiner gedenke, bin ich gewiß, daß alle meine Bedürfniſſe befriedigt werden ſollen, daß es mir nie an Rath und Troſt, an Erweckung und Stärkung fehlen, daß mir ohne Aufhören aus einer unerſchöpflichen Fülle zufließen, daß es mir gelingen wird, aus einem ſinnlichen ein geiſtiges Geſchöpf zu werden, mich zur Gemeinſchaft mit Gott zu erheben, im Glauben und in der Liebe die Welt zu überwinden, und hindurch zu dringen in das ewige Leben.

Dieſem Geiſte feyert heute die Chriſtenheit ein Feſt. Feyre ſein Feſt, meine Seele, in ſtiller Andacht mit frommer Betrachtung.

Die glänzendſte, kraftvollſte und folgenreichſte Offenbarung des göttlichen Geiſtes ſtellt ſich mir in der Begebenheit dieſes Feſtes dar. Einmüthig ſind die Jünger des Herrn am erſten Pfingſttage beyſammen, ſtill wartend der Verheißung. Da hört man ein gewaltiges Brauſen, wie das Brauſen des Sturmes, leuchtende Flammen ſchweben durch das Gemach. Es ſind dieſelben Erſcheinungen, unter denen der Herr auf Sinai das Geſetz gab — es iſt an dem Gedächtnißtage dieſer großen Begebenheit. Alle fühlen ſich ergriffen, fühlen ſich gehoben, fühlen ſich umgewandelt. Sie haben den Geiſt Gottes empfangen; den Geiſt, der alle Zeugen der Wahrheit beſeelt hat, den Geiſt, der den Propheten des alten Bundes den Rath Gottes und die Geheimniſſe der Zukunft enthüllte, den Geiſt Jeſu, ihres Herrn, haben ſie empfangen — in einem Maße, wie nie ein Zeuge der Wahrheit, wie kein Prophet des alten Bundes. Sie ſind des heiligen Geiſtes voll.

Welch eine Veränderung nehme ich an ihnen wahr! Die Irrthümer, die ſie bisher hegten, ſind verſchwunden. Es iſt Tag, heller Tag in ihrer Seele geworden; in alle Wahrheit ſind ſie geleitet; zu untrüglichen Lehrern der Welt ſind ſie geweiht. Für Gott, für Jeſum und ſeine Sache, für die Menſchheit ſind ihre Herzen ſo erwärmt, daß ſie es ein Geringes achten, für Gott, für Jeſum und ſeine Sache, für die Menſchheit alles zu leiden, und allem zu entſagen. Nur Ein Trieb iſt in ihrer Seele: der Welt das Heil zu verkündigen, und dieſem Triebe ordnen ſich alle ihre Gefühle und Neigungen willig unter. Sie, die vor Kurzem noch ſo verzagten, ſind voll feurigen Muthes — in Heldenſeelen ſind ſie verwandelt. Unerſchrocken treten ſie unter die wütende Menge, vor die Gewaltigen der Erde mit der verhaßten Wahrheit. Unerſchrocken ſtehen ſie vor den Richterſtühlen, wo man ſie verurtheilt, unerſchrocken gehen ſie in die Gefängniſſe und zum Tode. Unerſchrocken erdulden ſie Schmach und Mißhandlung. Mit neuen Zungen reden ſie, mit einer Kraft, mit einer Begeiſterung, die alles in Erſtaunen ſetzt, und auf der Stelle bekennen ſich Tauſende für ihr Wort. Die Kräfte der Natur gehorchen ihnen, wie ſie ihrem Herrn gehorcht haben. Welch ein Ereigniß! Bete an, meine Seele, den Geiſt des Herrn und ſein erhabenes, wundervolles Werk in den Menſchen!

Mit Menſchen konnteſt du, ewiger Geiſt aus der Höhe, dich ſo innig vereinigen, menſchliche Gemüther konnteſt du ſo mächtig durchdringen, aus ſchwachen Menſchen konnteſt du ſolche Werkzeuge bilden? Die menſchliche Natur konnteſt du zu dieſer Höhe der geiſtigen und ſittlichen Würde erheben? Und, Heil mir! auch mit mir willſt du dich vereinigen, auch in mir willſt du wirken, und eine völlige Umgeſtaltung hervorbringen. Vertreiben willſt du die Finſterniß meines Verſtandes, und mich mit dem Lichte der Wahrheit erfüllen, erwärmen mein kaltes Herz für Gott, für Jeſum, für die Menſchen, für alles Gute; Muth willſt du mir einflößen, daß ich vor keiner Gefahr erſchrecke, Muth zum Schwerſten und Kühnſten; reinigen willſt du mein Herz von aller Sünde! Ich bin dir verwandt, ich bin göttlichen Geſchlechtes, ich kann deiner voll — mein Inneres kann dein Tempel — ich kann durch dich geheiligt und himmliſch verklärt, mit dir verſiegelt werden auf den Tag der Erlöſung, kann von dir das Zeugniß hören, daß ich ein Kind Gottes bin! Ich öffne dir mein Herz; ich entferne aus meinem Herzen, was deinen Tempel entweihen würde; ich gebiete jedem Triebe, der dir widerſtrebt. Ziehe ein in mein Herz, nimm ganz Beſitz von meinem Herzen, und regiere alle ſeine Gedanken, alle ſeine Neigungen. Laß dein Licht mich erleuchten, deinen Troſt mich erquicken, deine Kraft mich beſeelen. Stärke meinen Glauben, du gewiſſer Geiſt; reinige mein Gemüth, du heiliger Geiſt; gib mir deinen Frieden und deine Freuden, du freudiger Geiſt!

Der Geiſt der Wahrheit ergießt ſich über die Jünger — und verklärt meinen Herrn und Heiland. Seine Erwählten ſind ſie, an ihn haben ſie ſich angeſchloſſen, an ſeiner Sache haben ſie Theil genommen, für ihn nur wollen ſie leben; wo ſie ausgezeichnet werden, da wird Er mit ausgezeichnet. In ſeiner Sache empfangen ſie den Geiſt, daß er ſein Werk in ihnen beſtätige, entwickle, vollführe — und für ſeine Sache. Zu ſeinen Boten hat er ſie auserſehen, und der Geiſt macht ſie dazu tüchtig. Ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfangen, ſpricht er, und werdet meine Zeugen ſeyn in Judäa und Samaria, und bis an die Enden der Erde. Erfüllung ſeiner Verheißung iſt, was ſich mit ihnen zuträgt. Dieſe Verheißung — wer kann ſie hören ohne die Schauer einer freudigen Ehrerbietung! Etwas, das außer den Gränzen der Natur liegt, was vom Himmel kommen muß, verheißt er; und ſeine Verheißung wird herrlich erfüllt! Welch ein Weſen, das da ſagen konnte: ich will den Vater bitten, daß er euch einen andern Tröſter gebe, welcher bey euch bleibe ewiglich — und vom Vater erhört wird! Ja, ein ander Mal behauptet er: er ſelbſt werde den Geiſt der Wahrheit ihnen ſenden. Der vorher verkündigte, der durch Wunder und beſtimmte Andeutungen des Zukünftigen, durch ſeine wundervolle Wiederbelebung als der Sohn Gottes Erwieſene wird nun durch den Geiſt der Wahrheit noch verklärt. Nachdem er bereits die Erde verlaſſen hat, geſchieht das Große, was einzig auf ihn ſich bezieht.

O, mit welcher Rührung ſahe ich, Herr, dich heute von neuem verherrlicht! Wie freue ich mich dieſes Zuwachſes deiner Ehre! Welch ein neues Gewicht erlangen für mich deine Ausſprüche! Wie muß ich mich beſtreben, dir gehorſam zu werden!

Von dem Geiſte Gottes beſeelt gehen die Jünger hin, der Welt das Evangelium zu verkündigen; und die Welt hört erſtaunt die Botſchaft des Friedens, das Wort des neuen Bundes. Eine neue Zeit, ein Tag des Heils, ein Tag der Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit, ein Tag des höhern Strebens, der mildern Sitte, der ſanftern Menſchlichkeit, bricht auf Erden an. Alle Verhältniſſe des Lebens gewinnen eine edlere Geſtalt.

Der Geiſt der Welt macht ſich auf wider die Jünger; ſie erfahren ſeine ganze Wuth und Erbitterung; man droht ihnen, man mißhandelt ſie: aber der gewaltige Geiſt in ihnen zeugt freudig, und nichts mag dieſen gewaltigen Geiſt dämpfen. Aberglaube und Unglaube, Sünde und Leidenſchaft, das ganze Höllenreich erhebt ſich wider ſie: aber ſie erſchrecken nicht, und fürchten ſich nicht; der Herr hat ihnen ſeinen Frieden gelaſſen, ſeinen Frieden hat er ihnen gegeben. Bald hat die Wahrheit über den Geiſt der Welt geſiegt. Der Aberglaube flieht, der Unglaube iſt beſchämt, das freche Laſter ſcheut ein heiliges Geſetz. Die Widerſtrebenden nehmen das Joch des Evangeliums auf ſich. Die Weiſen werden Schüler der Unmündigen. Die Fürſten und Gewaltigen erkennen den Gekreuzigten für ihren Herrn, beugen vor ihm das Knie, erſcheinen an ſeinen Altären mit dem Bekenntniſſe ihrer Sünden, und fühlen, daß ſie Menſchen ſind. Von Einem Ende der Erde bis zum andern erſchallt das herrliche Evangelium; durch alle Weltgegenden verbreitet es ſich; auf alle menſchlichen Angelegenheiten und Beſtrebungen gewinnt es Einfluß.

Durch die frohe Begebenheit dieſes Feſtes iſt auch mir die ſelige Erkenntniß der Wahrheit zu Theil geworden. Das Licht des Evangeliums leuchtet mir — und ſoll immer heller mir leuchten, immer mehr mich erleuchten. Ich kenne meinen Gott, meine Beſtimmung, meine Pflicht, den Weg des Heils, meine Sünde, meine Erlöſung und meinen Erlöſer, ich weiß, wie ich durch ihn herrlich und ſelig werden kann. Ich kann Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, keine Schreckbilder des Wahnes ängſtigen mich bey dem Gedanken an ihn, ich kann mich ihm kindlich nahen, und alle Furcht vor ihm aus meinem Herzen vertreiben; ich kann auf ihn meine Zuverſicht ſetzen, ich kann ſeiner mich freuen. Aus Liebe zu ihm, aus Liebe zu dem Heilande, der mich bis in den Tod geliebt hat, aus reinem, freyem Herzenstriebe kann ich das Gute vollbringen. Ich wende mich nicht vergebens zum Himmel mit dem Bekenntniſſe meiner Schuld und dem Flehen um Vergebung. Ich ſehne mich nicht vergebens nach Linderung meiner Schmerzen; reicher ſüßer Troſt fließt aus dem Evangelio mir zu. Ich verlange nicht vergebens nach Stärkung; das Evangelium ſtärkt mich zu jedem Kampfe, zu jeder Pflicht; und einſt wird es im Tode mich ſtärken, im Tode mir überwinden helfen. Im Glauben der Chriſten werde ich ſelig entſchlafen. Die ſanften Gefühle der Menſchlichkeit erwärmen mein Herz. Unter dem Einfluſſe der mildern Sitte, die das Evangelium geſchaffen, der ſchönern Verhältniſſe, die das Evangelium geſtiftet, bin ich aufgewachſen, verlebe ich meine Tage; und daher kommen mir ſo viele, o ſo viele Freuden! Ich genieße alle die Vortheile, die das Evangelium der Welt gebracht hat; die reichen Mittel der Geiſtes- und Herzensbildung, welche die Welt ihm verdankt, ſtehen mir zu Gebote. Ich wandle in dem Lichte, welches durch das Evangelium über Wiſſenſchaften und Künſte iſt verbreitet worden.

Gott, wie ſoll ich dich preiſen, daß du dieſen Tag des Heiles der Menſchheit haſt laſſen aufgehen, daß auch mir vergönnt iſt, mich dieſes Tages zu freuen! Wie ſoll ich dich preiſen, Geiſt des Herrn, durch den ich zu der erhabenſten und ſeligſten Erkenntniß gelangt bin! So arm, ſo verlaſſen, ſo troſtlos wäre ich ohne ſie — im Leben und im Tode! So reich, ſo ſtark, ſo muthvoll bin ich durch ſie — im Leben und im Tode! Welche ſüße Zufriedenheit gewährt ſie meinem Herzen! Zu welch einer reinen und hohen Glückſeligkeit will ſie mich führen!

O, ich bedenke, ich empfinde das ſelten, wie ich es bedenken, wie ich es empfinden ſollte. Ich bin nicht ſo dankbar, wie die Größe der Wohlthat es verlangt. Oft mache ich mich der ſtrafbarſten Gleichgültigkeit ſchuldig. In einem ganz andern Maße müßte ich den Segen meines Glaubens erfahren haben, wenn ich es mir ernſtlich genug angelegen ſeyn ließe, ihn zu benutzen. Von der Wärme, der Getroſtheit, der Freudigkeit wahrer Chriſten finde ich noch ſo wenig in mir; von den Früchten des thätigen Chriſtenthums kann ich noch ſo wenig aufzeigen. Das fühle ich heute in tiefſter Beſchämung.

Heute, an dem herrlichen Feſte meiner Religion, gelobe ich derſelben neue, höhere Liebe, neue, höhere Verehrung. Stets will ich ſie als die koſtbarſte Gabe des Himmels, als mein edelſtes Kleinod betrachten. Ich will mich bemühen, ihre hohe Vortrefflichkeit immer mehr zu empfinden. Ich will ſie freudig bekennen vor den Menſchen, wo ich dazu Veranlaſſung habe. Ich will ihre Lehren, ihre Forderungen und Verheißungen oft und ſorgfältig erwägen, und ſie meinem Gemüthe tief einprägen. Ich will ſie zu meinem Heile ſorgfältig gebrauchen. Mit jedem Tage ſollen ihre Wirkungen in meinem Herzen und in meinem Leben herrlicher ſich darſtellen; mit jedem Tage will ich wachſen in chriſtlicher Weisheit, in chriſtlicher Tugend, in chriſtlicher Hoffnung. Mein reiner Wandel vor der Welt ſoll der Welt den Werth meines Glaubens verkündigen.

Hilf mir, Geiſt des Herrn, dieſe meine Gelübde erfüllen!

Das Feſt des göttlichen Geiſtes und meiner Religion iſt auch das Stiftungsfeſt der Gemeine Jeſu, meines Herrn. Die Bekenner der Wahrheit, welche die Apoſtel verkündigen, ſammeln ſich, im Glauben an die göttliche Würde und an die erhabene Beſtimmung des Herrn, in der Verehrung ſeiner Perſon und ſeiner Verdienſte, in der frohen Erwartung, er werde alle ſeine Verheißungen erfüllen, im Streben, ihm [illegible] durch ihn zu Gott geführt, und der Seligkeit des Himmels theilhaftig zu werden, um Ihn zu einem heiligen Vereine. Es bildet ſich ein Bund, in welchem die edelſten Menſchen ſich am meiſten wohl fühlen, in dem man die reinſte Tugend übt, die auf Erden geſehen worden, in dem man die würdigſten und bedeutungsvollſten Geſchäfte verrichtet, in dem die menſchliche Wohlfahrt die kräftigſte Beförderung findet, aus dem die erhabenſten Seelen, Helden des Glaubens und der Liebe, Ueberwinder des Lebens und des Todes hervorgehen — Ein Bund, nicht dem vergänglichen Weſen, ſondern der Ewigkeit geweiht — zum Kämpfen mit den Uebeln der Welt, für die Krone des Himmels — ein Bund, der in der unſichtbaren Welt unzählbare Mitglieder hat, aus dem unzählbare Gerettete ſich zur unſichtbaren Welt erheben, dem die ausgezeichneteſten Gnaden Gottes, himmliſche Stärkungen unaufhörlich zu Theil werden.

Die Gemeine Jeſu iſt das Erhabenſte und Rührendſte, was die Erde aufzuweiſen hat. In Vergleichung mit ihr ſinkt zum Kleinen herab, was ſonſt noch als groß mag geprieſen werden. Männer aus Galiläa ſind dieſes Bundes Stifter: denn der gewaltige Geiſt des Herrn iſt über ſie gekommen.

Schnell wächſt aus geringen Anfängen die Gemeine des Herrn empor! Unaufhaltſam verbreitet ſie ſich über den Erdboden. Schaaren ſtrömen herzu. Bald hat ſie Millionen in ſich aufgenommen. Völker von den verſchiedenſten Charakteren und auf den verſchiedenſten Stufen der Bildung, Völker, die einander haſſen [illegible] anfeinden, vereinigen ſich in der Verehrung des Gekreuzigten.

Unerſchütterlich feſt ſteht die Gemeine des Herrn unter den Stürmen der Zeit. Mächtig beſchützt iſt ſie; die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Völker werden überwunden und zerſtreut, Reiche ſtürzen zuſammen; die Gemeine des Herrn bleibt — und iſt, wenn nicht immer im äußern Glanze, ſo doch im himmliſchen Schmucke der Demuth, groß und mächtig. Zahlloſe Ereigniſſe drohten, ſie zu verderben, aber ſie vermochten es nicht. Sie wird dauern bis an das Ende der Tage, bis der letzte Gerettete in die ewigen Reiche eingezogen iſt. Glorreichere Zeiten ſtehen ihr noch bevor. Die da ferne ſind, ſollen nahe ſeyn; der Geiſt Gottes ſoll ausgegoſſen werden über alles Fleiſch, und die Erde voll werden der Herrlichkeit des Herrn.

Welch eine Ehre, welch ein Glück, dieſer Gemeine anzugehören! Auch dieſe Ehre, auch dieſes Glück verdanke ich dir, Geiſt des Herrn, und dafür preiſet dich heute meine Seele!

Durch die Taufe bin ich der Gemeine Jeſu geweiht. Nachdem ich zur Erkenntniß gelangt, bin ich, bey der Beſtätigung meines Taufgelübdes, feyerlich in ſie aufgenommen worden. So oft ich bey dem Abendmahle des Herrn erſcheine, ſtelle ich mich als ein Mitglied derſelben dar, und verbinde mich mit ihr noch genauer.

Bin ich nun aber auch ein würdiges Mitglied derſelben? Gehöre ich nicht blos mit dem äußerlichen Bekenntniſſe, ſondern auch mit dem Herzen und mit der That ihr an? Lebe ich ganz in ihrer Gemeinſchaft? Fühle ich mich denen recht ſchweſterlich vereint, die mit mir zu der Gemeine des Herrn ſich halten? Iſt mein Herz voll aufrichtiger Liebe gegen ſie? Iſt es mir Bedürfniß und Freude, in ihren Verſammlungen und an den Altären des Herrn zu erſcheinen, mit ihnen von dem Herrn zu hören, und den Herrn zu verklären? Bin ich ganz Andacht, ganz Empfindung, wo der Herr verkündigt wird, und ihm die Lobgeſänge ſeiner Verehrer erſchallen? Habe ich immer den Zweck vor Augen, wozu dieſe Gemeine iſt geſtiftet worden? Trachte ich unabläſſig im Glauben nach dem ewigen Leben? Bemühe ich mich, dem Herrn nachzuahmen, ſeine Gemeine durch meinen Wandel zu ehren und zu erbauen, und jegliches Gute in ihr zu befördern? Dieſe Fragen will ich mir heute nach einer ſtrengen Unterſuchung gewiſſenhaft beantworten.

Vor dir, o Gott, erneure ich den Vorſatz, die Geſinnungen in mir zu erwecken und zu befeſtigen, und mich aus allen Kräften des Verhaltens zu befleißigen, wodurch würdige Mitglieder der Gemeine des Herrn ſich auszeichnen.

Nimm mich denn ganz dahin, du heilige Gemeine des Herrn, vereinige mich immer feſter mit dir im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, und theile mir in einem reicheren Maße deine köſtlichen Gaben mit.

Bilde mich, Geiſt des Herrn, du wundervoller und gewaltiger, du milder und ſanfter Geiſt, immer mehr zu einem würdigen Mitgliede der Gemeine meines Herrn. Zünde in mir an das himmliſche Feuer, das alles Unreine verzehrt, allem Edeln Wachsthum und Leben gibt. Vermehre in mir unabläſſig die Erkenntniß, die dankbare Verehrung des Herrn, die Triebe der Heiligung. Stärke alles Schwache, belebe alles Erſtorbene in der Gemeine, die du geſtiftet haſt, und bey der du bleiben wirſt ewiglich. Führe bald die Zeit herbey, wo der Herr, von dem du zeugſt, und den du verklärſt, alles in allem iſt — allen der Angebetete, allen der Geliebte, allen Heil in Zeit und Ewigkeit!

XXXII.

Beym Jahreswechſel.

1.

Am Schluſſe des Jahres.

Ein Jahr iſt wieder dahin! Ein Jahr — welch ein bedeutender Theil meines kurzen Lebens! welch eine große Strecke bin ich meinem nicht fern geſteckten Ziele näher gekommen! Von den wenigen mir beſchiedenen Jahren — wie manches iſt ſchon zurückgelegt! wie gering iſt, ſelbſt wenn ich mir mit dem Gedanken ſchmeicheln wollte, das höchſte menſchliche Alter zu erreichen, die Zahl derer, die ich hier noch zuzubringen habe! wie bald werde ich an meinem Ziele ſtehen! Und was habe ich bisher für den Zweck, zu welchem mir das Leben verliehen worden, gethan? Nicht, daß ich es verträumen, vertändeln, oder ſonſt nach meinem Wohlgefallen fröhlich genießen — ſondern daß ich es anwenden ſollte, mir Schätze für die Ewigkeit zu ſammeln, haſt du, Gott, es mir gnädig verliehen. Bin ich darauf ernſtlich bedacht geweſen? Welche Früchte treuer Anſtrengungen würde ich aufweiſen können, wenn es nun plötzlich zu mir hieße: thue Rechnung von deinem Haushalten? Schrecklich, ſich ſagen zu müſſen: Du haſt umſonſt gelebt, verloren, auf immer verloren iſt die Zeit, die dir vergönnt war, dein Heil zu ſchaffen, und mit dieſem Gefühle vor ſeinem Richter zu erſcheinen! Traurig genug ſchon zu wiſſen, man habe ſich um ſeine wichtigſte Angelegenheit gerade am wenigſten bekümmert, oder man habe ſich doch nicht ſo um ſie bemüht, wie man konnte und ſollte.

Unbegreiflich ſchnell eilen meine Tage vorüber, zu Jahren dehnen ſie ſich aus, ſo lange ich ſie noch vor mir habe; kaum Stunden dünken ſie mir zu ſeyn, wenn ſie vergangen ſind; und ich ſäume noch, von ihnen den Gebrauch zu machen, an welchem für mich das Glück der Ewigkeit hängt? und ich ergreife nicht die fliehenden, um ſie zu nöthigen, daß ſie mir Gewinn bringen?

Weiſer, beſſer, fähiger für den Himmel ſollte ich in dem verfloſſenen Jahre werden. Bin ich das auch wirklich geworden? darf ich mich von Fehlern frey ſprechen, die mir vor dieſem Jahre noch anklebten, darf ich behaupten, gute Eigenſchaften zu beſitzen, die mir damals noch fremd waren, darf ich einer größern Feſtigkeit in edeln Geſinnungen, einer größern Fertigkeit in der Erfüllung meiner Pflichten mich rühmen? oder muß ich mir wohl gar vorwerfen, an frommer Wärme eingebüßt, mich mit manchem Böſen befreundet, mein Herz befleckt zu haben? Hätte ich all die Tage und Stunden, die das abgefloſſene Jahr in ſich ſchloß, die Erweckungen, die es mir gab, die Hülfsmittel, die es mir anbot, ſorgfältig benutzt, welche Fortſchritte in der Erkenntniß und in der Tugend müßte ich gemacht haben! Nur mit Beſchämung kann ich mir die Frage beantworten, welche Fortſchritte in der Erkenntniß und Tugend denn nun wirklich von mir gemacht worden ſeyen. So viel köſtliche Zeit, die ich meiner Beſtimmung widmen konnte, iſt an eitle Dinge, die mir nicht einmal rechtes Vergnügen gewährt haben, an die Befriedigung thörichter Launen verſchleudert, in trägem Müſſiggange, in ſinnlichen Ergötzlichkeiten hingebracht worden! So viele Erfahrungen, die mich belehren konnten, ſind unbeachtet — ſo viele Eindrücke, die mein Herz empfing, ſind durch meine Nachläſſigkeit fruchtlos geblieben.

Wecke doch, o Gott, heute in mir ein recht tiefes Gefühl von der Vergänglichkeit meines Lebens. Erhalte es mir ſtets gegenwärtig, daß ich hinweg muß, daß der letzte meiner Tage auf Erden vielleicht nahe iſt. Lehre mich meine Tage zählen, und ihre Stunden, ihre Augenblicke auf das gewiſſenhafteſte für mein ewiges Heil gebrauchen.

Das verfloſſene Jahr gab mir vielfache Gelegenheit Gutes zu ſtiften, zahlreiche Aufforderungen und Ermunterungen dazu ließ es an mich ergehen. Jeder Tag hatte ſeine heiligen Pflichten, jede Stunde ihr wichtiges Geſchäft. Habe ich die Gelegenheit freudig ergriffen? bin ich den Aufforderungen und Ermunterungen gefolgt?

Habe ich es mir angelegen ſeyn laſſen, die Pflichten jedes Tages treu zu erfüllen, die Geſchäfte jeder Stunde auf das beſte zu beſorgen? Haben mich nicht oft Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten von nothwendigen oder wohlthätigen Verrichtungen zurückgehalten, oder, ehe ſie beendigt waren, von ihnen hinweggeriſſen? Was iſt denn in dem verfloſſenen Jahre von mir geſchehen, worauf ich jetzt mit reiner Zufriedenheit hinblicken, deſſen ich jetzt innig mich freuen könnte?

Ach, nicht bloß mannichfaltiger und ſtrafbarer Verſäumniſſe — auch mannichfaltiger und großer Uebertretungen göttlicher Gebote muß ich mich anklagen. Stunden, die meiner Pflicht gehörten, die ich meinem Gott heiligen ſollte, habe ich nicht blos dem Vergnügen aufgeopfert, ſondern auch durch Sünde entweiht. Traurig blicke ich dem ſcheidenden Jahre nach, das ſo oft Zeuge meiner Fehler, meiner Thorheiten, meiner Miſſethat war, das ſo manches Wort, ſo manche Handlung mit ſich hinwegnimmt,. für die ich nichts als bittre Thränen habe. So viel Schönes, Erfreuliches, Segensreiches konnte ich wirken, ſo viel Böſes, Beklagenswerthes, Verderbliches habe ich gewirkt! Demüthig werfe ich mich vor dir nieder, Herr, mein Gott, mein Erbarmer, mein Vater, vergib mir meine Schuld, behalte mir meine Sünde nicht, nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir, warne und ſtrafe mich zur Beſſerung, behüte mich, daß ich nicht ferner deine Wege verlaſſe!

Viel, unausſprechlich viel des Angenehmen und Frohen iſt mir in dem verfloſſenen Jahre von deiner väterlichen Huld zu Theil geworden. Du bewahrteſt mich vor dem Verderblichen, du halfſt mir in der Noth, du gabſt Troſt in der Traurigkeit, du ſtärkteſt das müde Herz, richteteſt auf den geſunkenen Muth, verbreiteteſt plötzlich Licht über die trüben Ausſichten, ließeſt die Gefahr vorüber gehen, und ſtandeſt mir bey in der ſchweren Prüfung. Wenn ich klagte: Herr wie lange! ſo leuchtete mir freundlich dein Angeſicht, und die Rettung war nahe. Du zeigteſt mir den rechten Pfad, du riefſt mich zurück, wo ich mich verirrt hatte, und leiteteſt mich an deiner Hand. In der Krankheit erquickteſt du mich, und ich fühlte himmliſche Kräfte der Geneſung. In der Verlaſſenheit warſt du mir gegenwärtig; und o, wie mächtig und ſelig empfand ich, daß du mir gegenwärtig ſeyſt! In meinen Verlegenheiten warſt du mein Berather, in meiner Schwachheit du meine Stütze. An dich wendete ich mich in kindlichen Gebeten, und du hörteſt mich. Mir haben deine Tage geleuchtet — ſo mancher im hellen Sonnenſcheine; mir haben deine Nächte ſtärkenden Schlummer gegeben, ihren heiligen Frieden haben ſie über mich ausgebreitet. Du verliehſt Kraft und Segen zur Arbeit, und nach der Arbeit ſüße Ruhe, heitere Erholung. Mir hat auf deinen Gefilden der Frühling geblüht; in ſeinen Schimmern auf der blumenreichen, duftenden Aue durfte ich wandeln. Mir hat die Herrlichkeit des Sommers geglänzt; auf den reichen Feldern unter ſchattigen Bäumen durfte ich weilen. Ich habe mich an der Pracht des Herbſtes ergötzt, und ſeine köſtlichen

Früchte genoſſen. Gute Menſchen haben mir Achtung und Liebe bewieſen, haben mir ihre Herzen geöffnet. Dein Wort hat mich belebet, mich geſtärkt, mir das Herz erquickt. Hier in der Stille konnte ich mich vor dir ſammeln, und zu dir das Herz erheben; in deinem Tempel konnte ich dich anbeten, mich vor dir demüthigen, mich für die Tugend erwärmen. Zahlreiche frohe Begebenheiten haben ſich mit mir zugetragen, mehr als Ein lieber Wunſch iſt mir in vollem Maße erfüllt worden. Im Umgange mit der Natur, in der Geſellſchaft weiſer und froher Menſchen, in den Armen treuer Freundſchaft, in nützlicher Geſchäftigkeit, beym Leſen trefflicher Schriften, im vertrauten Kreiſe meiner Angehörigen — wie manche köſtliche Stunde habe ich verlebt! Und von dem allen iſt mir ſo vieles geblieben; von dem allen lebt in mir eine unvergängliche Erinnerung; das alles hat wohlthätige Erinnerungen in mir zurückgelaſſen!

Meine ganze Seele wird voll Rührung und Dank, indem ich auf das Gute hinblicke, womit ſich deine Liebe in dem verfloſſenen Jahre an mir verherrlicht hat. Ich bin viel zu gering der Barmherzigkeit und Treue, die du mir erwieſen haſt. Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben von dem Verderben erlöſet, und dich kronet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht, und macht, daß du wieder jung wirſt wie ein Adler!

Möchte ich nur nie den Gaben der göttlichen Liebe in träger Gleichgültigkeit oder in trüber Verſtimmung vorübergegangen ſeyn, mich ihrer immer innig und würdig gefreut, ſie nie anders als in Unſchuld, mit Weisheit und Mäßigung genoſſen, mich durch dieſelben zu pflichtmäßiger und nützlicher Thätigkeit haben ſtärken, zum Eifer in allem Guten haben erwecken laſſen! Möchten ſie mich immer ſo gerührt, ſo erweicht, ſo beſänftigt, ſo erwärmt, ſo zu dem Beſtreben Gott wohlzugefallen ermuntert haben, wie ſie dieſes vermochten, und wie es ihre Beſtimmung war!

Aber auch an empfindlichen Leiden, an ſchweren Heimſuchungen hat es in dem verfloſſenen Jahre nicht gefehlt. Ich habe körperliche Schmerzen, ich habe Verluſte und Demüthigungen erlitten, ich habe mancherley Kränkungen erfahren, werthe Arbeiten, ſüße Hoffnungen ſind mir vereitelt worden. Bittre Täuſchungen hatte ich zu beklagen, koſtbare Opfer zu bringen. Widerwärtige Ereigniſſe haben mich gebeugt. Manche Stunde, manchen Tag iſt mein Herz voll Traurens geweſen. Wie hat es oft auf dem Herzen gelaſtet! wie war dem Herzen oft ſo bange!

Von Gott waren mir dieſe Leiden — zur Beſſerung, zur Prüfung, zum Segen geſendet; Mittel meiner Heiligung, meiner Vollendung, meiner Seligkeit ſollten ſie mir werden. Habe ich ſie ſo auch immer betrachtet und mit Sorgfalt angewendet? Habe ich das Ungemach, im gläubigen Hinblick auf die weiſen und väterlichen Abſichten meines Gottes und voll Ergebung in ſeinen heiligen Willen, gelaſſen ertragen? Habe ich nie wider die Schickungen des Ewigen gemurrt, nie in meinem Innern mich gegen ſie aufgelehnt? Habe ich in den Tagen langer, ſich unaufhörlich erneuernder Schmerzen feſtgehalten am Glauben und an der Hoffnung, in ſtiller Geduld und frommer Unterwerfung den, der alles wohl macht, auch da geehrt, wo mir gar nicht einleuchten wollte, wie er es auch hier wohl mache? Habe ich nie, um ein widerwärtiges Ereigniß von mir abzuwenden, oder mir bey demſelben Erleichterung zu verſchaffen, mein Gewiſſen verletzt? Habe ich mich durch Trübſal erwecken, zu einem gefühlvollen Nachdenken, zur ſorgfältigen Unterſuchung meines Herzens und Lebens, zur aufrichtigen Reue über meine Fehltritte, zu ernſtlichen Vorſätzen des beſſern Sinnes und Wandels leiten laſſen? Bin ich durch ſie der Welt mehr entwöhnt, zu Gott hingezogen, mit dem Himmel befreundet, auf das Eine, was noth iſt, recht aufmerkſam, zum innigern Mitgefühle geſtimmt, im Vertrauen, in der Liebe, in der Demuth geübt worden?

Es thut dem Herzen wohl, bey überſtandenen Leiden zu verweilen, und ſich dem Gedanken hinzugeben, daß ſie überſtanden ſind, daß der Herr geholfen und gewendet hat. Selbſt die Wehmuth, womit das Andenken an ſie das Herz erfüllt, thut dem Herzen wohl, und noch mehr die geſtärkte Ueberzeugung, daß wir auch die welche uns noch beſchieden ſeyn mögen, in der Kraft des Herrn glücklich überſtehen werden. Aber recht freuen kann man ſich ihrer erſt dann, wenn man ſich bewußt iſt, ſie würdig erduldet, und ſorgfältig zu ſeiner Veredlung benutzt zu haben. Hilf mir, Gott, verbeſſern, wo ich hier gefehlt — nachholen, was ich hier verſäumt habe. O, laß ihn mir ganz zu Theil werden — den Segen, den du mir bey meinen Leiden zugedacht haſt!

Freuden und Leiden ſind vorübergegangen — und alles, was irdiſch iſt, geht vorüber. Kein Beſtand iſt den Dingen dieſer Erde; allenthalben Wandel und Wechſel! Was ich beſitze, muß ich verlieren; was meine Arme feurig umſchließen, reißt ſich los von mir; ich ſcheide aus dem Kreiſe der Geliebten. In dem Laufe des verfloſſenen Jahres — wie viele Veränderungen haben ſich zugetragen! wie viele Plätze ſind leer geworden, die mit fröhlichem Leben angefüllt waren! wie viel, mehr oder weniger theure, Beſitzthümer ſind mir entriſſen worden! wie vielen holden Geſtalten begegnet mein Auge nicht mehr!

Indem das Gefühl der allgemeinen Vergänglichkeit mein Herz ergreift — wie tröſtet es mich, mein Gott, daß ich dich habe, daß du mir ewig bleibſt, mein Gott und mein Vater, daß ich, wenn alles vorübereilt, dich nimmer verlieren kann!

So will ich denn mein Herz abziehen von den vergänglichen Dingen, und es dir ganz dahin geben. Sie werden vergehen, aber du bleibeſt, ſie werden verwandelt werden, wie ein Kleid, wenn du ſie verwandeln wirſt, du aber bleibeſt, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende. Wenn ich dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachten, ſo biſt du doch Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil! Erhalte mich Herr in deiner heiligen Gemeinſchaft.

In der Freude und im Leid des verfloſſenen Jahres warſt du Gott mit mir; ſey denn auch mit mir in ſeinen letzten Stunden. Hilf mir fröhlich das alte beſchließen, fröhlich das neue beginnen. Und wenn einſt das Jahr meiner Erdenwallfahrt ſich endigt: dann ſey auch mit mir, Herr, mein Gott, in ſeinen letzten Stunden, und leite mich ſanft hinüber in die neue Zeit des himmliſchen Lebens.

2.

Am erſten Morgen des Jahres.

Mein erſter Gedanke und mein erſtes Gefühl in dieſem Jahre biſt du, Herr, mein Gott und mein Vater! Mit freudiger Bewunderung nenne ich, beym Blick auf den Wechſel der Zeiten, deinen Namen, du, den kein Wechſel treffen kann, du ewig Unwandelbarer! Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge waren und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Tauſend Jahre ſind vor dir wie der Tag, der geſtern vergangen iſt. Wir Menſchen ſind Kinder des Augenblickes, wir blühen wie die Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht iſt ſie nimmer da, und ihre Stätte wird nicht mehr gefunden. Berge weichen und Hügel fallen hin; aber deine Gnade wird nicht von uns weichen, der Bund deines Friedens ſoll nicht hinfallen. Wie tief empfinde ich heute deine Größe und Herrlichkeit! Ueber allen Zeiten und allen Räumen walteſt du. Keine Zeit mag dich beſchränken, kein Raum mag dich einſchließen. Dein iſt das Reich und die Kraft, du herrſcheſt allmächtig und weiſe, heilig und barmherzig im Himmel und auf Erden. In Demuth bete ich dich an, du aller Herren Herr, du aller Könige König! o, daß ich es ſagen, daß ich es aller Welt verkündigen könnte, wie groß und herrlich du biſt!

So viele, die den erſten Morgen des verfloſſenen Jahres ſo fröhlich in Hoffnung begrüßten, da ſie ihr Ziel noch ferne glaubten, ſchlafen bereits den langen Schlaf in den düſtern Behauſungen des Todes. Ich bin in den blühenden Reichen des Lebens erwacht, mir ſcheint dein Tag, ich athme, ich empfinde, ich denke, ich genieſſe noch; mir iſt vergönnt, ferner auf den Schauplätzen deiner Herrlichkeit, im Kreiſe der Geliebten zu verweilen, zu deiner Ehre hier auf Erden wirkſam zu ſeyn, und mich für jene Welt, zu welcher du mich beſtimmt haſt, geſchickt zu machen. Du, Herr, haſt mir Leben und Odem erhalten; deine Huld hat mich beſchirmt, und mir über ſo viele gefährliche Stellen hinweg geholfen, ſo viele Uebel von mir abgewendet. Von dir iſt das Gefühl der Kraft, das mich durchſtrömt; dein Geſchenk iſt's, daß ich mich wieder finde unter den bekannten und befreundeten Umgebungen.

Nimm hin, o Gott, den tief gefühlten Dank meines Herzens; nimm hin mein ganzes Herz. Dir ſollen alle meine künftigen Tage, alle Kräfte, die du noch verleihſt, geweiht ſeyn, zu deiner Ehre allein will ich leben, mein Sinn und mein Wandel ſollen dich verherrlichen.

O, bisher habe ich ſo wenig zu deiner Ehre gelebt, ſo oft nach dem Sinne der Welt, ſo oft, in dem eignen thörigten Sinne, zu meiner Ehre. Heute übergebe ich mich dir auf's neue — das Kind ſeinem Vater, das Geſchöpf ſeinem Schöpfer, das bedürftige, ohnmächtige Weſen dem Allgenugſamen und Allvermögenden, den Erben des Todes dem Herrn des Lebens! Dir gelobe ich neue Liebe, neue Treue, neuen Gehorſam, neuen Eifer im Guten, neue Achtſamkeit auf mich ſelbſt, neue Strenge gegen mich ſelbſt, neuen Ernſt in den Uebungen der Andacht, neue Vorſicht im Umgange mit der Welt. Alle die guten Vorſätze, die ich je gefaßt habe, erneuere ich heute auf das feyerlichſte vor deinem Angeſichte.

Schaffe denn in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt. Verbreite neues Licht durch mein Inwendiges, das noch immer mit den alten Finſterniſſen ringt, und noch häufig von ihnen verdüſtert wird. Erfülle mich mit neuem Glauben zum Siege über die Welt und mein Herz. Gib neue Kraft zur Erfüllung jeder Pflicht, zur Erduldung jedes Schmerzes — neue Kraft dich zu lieben, an dir zu halten, auf dich zu hoffen, neuen Muth, allen Gefahren entgegen zu gehen, und alle Anſtrengungen, die du von mir forderſt, willig zu beweiſen.

Zu meiner weitern Bildung für die Ewigkeit gewährſt du mir die Fortſetzung meiner irdiſchen Tage. So will ich ſie denn auch gewiſſenhaft für dieſe große Angelegenheit anwenden. Nicht Stunden, nicht Augenblicke ſollen mir ungenutzt verloren gehen; auch Stunden, auch Augenblicke ſind für mein Heil von unausſprechlicher Wichtigkeit. Mit großer Sorgfalt will ich die köſtliche Zeit auskaufen, und mich hüten ſie an werthloſe Dinge zu verlieren, oder durch Unordnung in meinen Geſchäften von ihr einzubüßen. Stets ſoll mir der erhabene Zweck meines Daſeyns gegenwärtig ſeyn. Jeder Tag ſoll mich fördern in der Weisheit und in der Tugend. Allem, was die Seele ſchmückt und vervollkommnet, will ich nachtrachten, und dagegen gering halten, was nur einen flüchtigen Schimmer mittheilt, wie ſehr es auch bey der Welt geachtet ſey.

Wahrlich es iſt Noth, daß ich mit Ernſt an mein Heil denke. Weiß ich denn, wie lange mir Gott meine Tage noch friſtet? weiß ich, ob nicht dieſes Jahr das letzte iſt, das ich auf Erden zubringen kann? Vielleicht werde ich gar abgerufen, ehe daſſelbe ſein Ende erreicht hat. Das ſey dem anheim geſtellt, der, weiſe und gnädig, den Lauf meines Lebens nach meinen Bedürfniſſen beſtimmt, der alle meine Tage auf ſein Buch geſchrieben, ehe ihrer noch Einer da war. Meine Sache aber iſt, mich fertig zu halten, und ſo zu leben, daß ich jeden Tag freudig ſcheiden kann, für das, was ich auf Erden zurücklaſſe, die nöthigen Einrichtungen zu treffen, und mich mit den Gedanken recht vertraut zu machen, die mir meinen Abſchied zu erleichtern vermögen.

Ich weiß überhaupt nicht, was mir in dieſem Jahre bevorſteht; tiefes Dunkel verhüllt mir die Ereigniſſe der Zukunft. Aber ſoll ich mich darum bangen Beſorgniſſen überlaſſen? ſoll die Möglichkeit trauriger Unfälle mein Herz erſchrecken? Ich weiß ja alles, was ich zu wiſſen brauche, ich weiß, was mein Herz weit mehr beruhigt, als die genaueſte Kenntniß meiner künftigen Schickſale es vermöchte.

Ich weiß, mir ſteht nichts bevor, als was Gott über mich beſchloſſen, was die höchſte Weisheit und Güte über mich beſchloſſen hat; genau ſo wird es mir ergehen, als es des Herrn gnädiger Wille iſt. Unfälle können mich treffen, werden mich treffen, doch nie anders als zu meinem Glücke. Vor dem wahrhaft Verderblichen bin ich geſichert. Keinen Schmerz werde ich erdulden, der nicht nothwendig und wohlthätig für mich iſt, aus dem mir nicht, wenn ich ihn würdig ertrage, höhere Freuden erwachſen müſſen — keinen Schmerz, der über meine Kräfte geht, der meinem Herzen zu empfindlich wird, bey dem mir nicht mannichfaltige Erleichterungen und Erquickungen zu Theil werden, bey dem ich nicht empfinden kann, daß der Herr mir nahe iſt. Die Haare auf meinem Haupte ſind alle gezählet. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet; darum fürchten wir uns nicht, wenn auch Berge mitten in das Meer ſtürzten.

Ich weiß, mein Schickſal hängt zu einem bedeutenden Theile von meinem Verhalten ab; ein pflichtmäßiges Verhalten bewahrt vor vielen Verlegenheiten und Leiden, bereitet uns mannichfaltige Vortheile und Annehmlichkeiten, und iſt ein großer Troſt bey unabwendbaren Uebeln. Mit allem Ernſte will ich mich eines pflichtmäßigen Verhaltens befleißigen.

Ich weiß, das angefangene Jahr wird mir manche köſtliche Freude bringen, rührende Beweiſe der göttlichen Vaterhuld werde ich gewiß ferner empfangen, fröhlichen Ereigniſſen, heitern Tagen und Stunden darf ich mit Zuverſicht entgegen ſehen. Ich will darauf denken, daß nichts von mir unbemerkt bleibe, was mein Herz erfreuen kann, mir die Grundſätze tief einprägen, die im Genuſſe der Freude das Herz vor Thorheit, Vereitlung und

Sünde bewahren, die es bewahren, daß es ſich nicht von Gott abwende, und an die Luſt des Augenblickes das ewige Heil verſcherze, daß ihm nicht aus der kurzen Freude lange und bittere Schmerzen erwachſen.

Ich weiß, nicht ohne mancherley Leiden wird das Jahr vorübergehen; es wird ſeine Verluſte, ſeine Demüthigungen, ſeine Fehlſchlagungen, wie jedes andere, mit ſich führen; es wird mich durch mancherley Schmerzen und Unbequemlichkeiten daran erinnern, daß ein Körper aus Staub mich noch bekleidet. Ich will mich hierauf gefaßt, mich mit den Unfällen, die mich treffen könnten, bekannt, mit den Wahrheiten, die unter denſelben das Gemüth aufrichten und erheitern, vertraut machen, und ihrem Einfluſſe mein Herz aufſchließen. Ich will jetzt ſchon dieſes Herz zum ſtillen Dulden, zur demuthsvollen Unterwerfung unter den Willen Gottes, zum ruhigen Warten auf die Hülfe des Herrn gewöhnen. Dann wird es mir gewiß gelingen, ſie gelaſſen zu ertragen, und ihrer Abzweckung gemäß zur Veredlung meines Weſens zu benutzen.

Dabey kann ich getroſt alles Weitere Gott überlaſſen. Iſt mir doch, als hörte ich ſeine Stimme: *fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, ich bin dein Gott, ich ſtärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch meine rechte Hand.*

So trete ich denn getroſt und gutes Muthes in das neue Jahr ein, gehe getroſt und gutes Muthes der dunkeln Zukunft entgegen. *Dem Herrn befehle ich* meine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. Ich werfe von mir allen Gram und alle Sorge und alles, was auf irgend eine Weiſe mein Gemüth beengen oder verdüſtern konnte. Was bisher mich geängſtigt und gequält hat, ſoll mich fortan nicht mehr ängſtigen und quälen. Fröhlich wandle ich vor dem Herrn, meinem Gott, fröhlich verrichte ich das mir aufgegebene Werk, und erwarte in heiterer Zuverſicht, was er über mich verhängen wird. Mag kommen, was da will, Freude oder Leid, Gewinn oder Verluſt, Erhebung oder Demüthigung, Leben oder Tod: es kommt mir vom Herrn, und ich werde es dankbar annehmen. Mag noch manches in meinen Lebensverhältniſſen mein Gemüth bekümmern, von heute an ſoll es nicht mehr mein Gemüth unruhig beſchäftigen; ich vertraue auf den Herrn, er ſorgt für mich väterlich. Für mich gehört nur die Eine Sorge, daß ich mich ſeiner väterlichen Geſinnungen durch treue Erfüllung meiner Pflichten würdig mache.

Auch in dieſem Jahre wirſt du, Gott, mit mir ſeyn, und deine Güte und Wahrheit an mir verherrlichen. Wenn alles von mir weicht — du verläßt mich nicht, du hältſt mich an deiner Hand und an deinem Herzen. Du leiteſt mich nach deinem Rathe, und nimmſt mich endlich zu Ehren an. Mit dir, durch dich werde ich alles vollenden.

Höre Herr das kindliche Flehen meines Herzens. Bewahre mich vor Uebertretung und Sünde. Entferne von mir die mächtige Reizung zum Böſen. Hilf mir die Verſuchung überwinden. Gib Luſt und Stärke zu jeder guten That, und fördere das Werk meiner Hände. Hei lige meine Freuden, beſänftige meine Schmerzen, und zeige mir in der tiefen Traurigkeit dein freundliches Angeſicht.

Nimm in deinen gnädigen Schutz alle, die meinem Herzen theuer ſind. Wache über ihrer Geſundheit und über ihrem Leben. Behüte ſie vor dem Verderblichen. Verſchone ſie mit dem, was das Herz verwundet. Laß dein Freudenlicht ihnen leuchten, und gewähre mir, ihnen oft und vielfältig Gutes erweiſen zu können.

Erbarme dich der ganzen Menſchheit und ihres Jammers. Erbarme dich aller Nothleidenden auf Erden. Zeige dich nahe den Einſamen, hülfreich den Verlaſſenen. Sende den Armen freundliche Wohlthäter, den Unterdrückten freymüthige Fürſprecher, der Unſchuld kräftigen Beyſtand. Verbinde und heile die Wunden der Elenden, und erfriſche mit Gefühlen deiner Liebe die Seelen derer, die im ſtillen Kämmerlein trauern. Erleuchte die Unwiſſenden, führe zurecht die Irrenden, beſſere die Böſen, befeſtige die Wankenden, hilf auf den Dahingeſunkenen, vergib den Fehlenden ihre Schuld, ermuthige die Verzagten, ſtärke die Schwachen. Erquicke die krank darnieder liegen, und verleihe einen ſanften Abſchied den Sterbenden.

XXXIII.

Zur Feyer des heiligen Mahles.

1.

Das Mahl des Gedächtniſſes.

Deiner, o Herr, inniger zu gedenken, mir dein Wort und dein Leben, deine Liebe und deinen Tod auf das lebhafteſte zu vergegenwärtigen, feyre ich dein heiliges Mahl.

Deiner gedenke ich in der Verſammlung deiner Gläubigen, deiner im ſtillen Kämmerlein; im Gefühle meiner geiſtigen Bedürfniſſe, in dem aufrichtigen Verlangen nach deiner Anweiſung und nach deinem Vorbilde zu leben, vergegenwärtige ich dich mir bey meinen Leiden und Bekümmerniſſen und bey meinen Verrichtungen. Aber wie ganz anders gedenke ich deiner, wie ganz anders biſt du mir gegenwärtig, wenn ich an deinem Tiſche deines Brotes und deines Weines genieße, die Zeichen deines Leibes und Blutes, die Unterpfänder aller deiner Gnaden, die Sinnbilder der genaueſten Vereinigung mit dir, in der Gemeinſchaft deiner Gläubigen — zur ſtillen Feyer mit ihnen verſammelt — empfange, wie du verordnet haſt in deinen letzten Stunden!

Ich erblicke dich zum letzten Male im vertraulichen Kreiſe der Geliebten: du ſcheideſt von ihnen, du gehſt in den Tod; ſie bleiben ohne dich in der Trübſal. Voll Wehmuth iſt dem Herz, voll Trauerns ſind ihre Herzen. „Ich werde nicht mehr," ſprichſt du, „mit euch von dem Gewächs des Weinſtockes trinken, bis einſt in des Vaters Reich." Noch einmal öffnet ſich ihnen in unausſprechlicher Liebe dein Inneres. Du brichſt ihnen das Brot. „Sehet da meinen Leib! nehmet hin und eſſet, denn für euch wird er dahin gegeben, o, daß ihr es nie vergäßet!" Du reichſt ihnen den Kelch. „Sehet da das Blut des neuen Bundes! Trinket alle daraus, denn für euch wird es vergoſſen zur Vergebung der Sünden, o, daß ihr es nie vergäßet. Thut es zu meinem Gedächtniß." Leben möchte ich in euern Gemüthern unabläſſig, damit ihr durch mich lebet, und meine Freude in euch bleibe, und eure Freude vollkommen ſey. „Bald bin ich nicht mehr unter euch. Hier mein Vermächtniß: die Früchte meines Leidens und Sterbens und das Abendmahl. So oft ihr es begeht, bin ich mitten unter euch. Bleibet in der Liebe."

Welch ein koſtbares Vermächtniß — auch für mein

Herz! denn auch mir haſt du es hinterlaſſen. Welch eine theuere, ehrwürdige, rührende Anordnung!

Zunächſt, das kann ich nicht verkennen, iſt dieſes Mahl deinem Tode geweiht. Daß du für ſie dein Leben [illegible] Opfer bringſt, daß für ſie dein Tod die herrl[illegible] Wirkungen haben wird, das willſt du den Deinigen an das Herz legen, das ihnen tief und immer tiefer einprägen. Aber eben ſo wenig kann ich verkennen, daß du ſelbſt mit allem, wodurch du ihr Heiland geworden, dich den Deinigen in deinem Mahle enthüllen, mittheilen und innigſt vereinigen willſt. Wie könnte ich auch deines Todes gedenken, ohne daß ſich mir alles darſtellte, was an dir meine Verehrung, meine Freude, meine Dankbarkeit erwecken, und mich zum ewigen Leben bilden kann?

Ich gedenke, Herr, deines erhabenen Sinnes und deines unſträflichen Wandels. Ich verweile bey dir, du Einzig-Reiner unter den Unreinen, du Sanftmüthiger und Demüthiger, du Gottesfreund und Menſchenfreund. Ich begleite dich auf die Plätze, wo du handelſt, wo du leideſt, wo du ſtirbſt. Ich nehme wahr, wie du liebſt, wie du ſchonſt, wie du vergibſt, wie du erträgſt, wie du wohlthuſt, wie du wirkſt unabläſſig, wie du dich freueſt und wie du Thränen vergießeſt, wie du dich ſelbſt verläugneſt, den Schmerz und die Schmach gelaſſen erduldeſt, für deine Mörder und Peiniger beteſt, und ſtill zum Verſcheiden das Haupt neigſt. Die vollendete Tugend ſchwebt in ſtrahlendem Glanze meiner Seele vor, und ein himmliſches Entzücken erfüllt meine Seele. Ich vergeſſe, daß in der Welt Sünde — und daß der Menſch ſchwach iſt, und empfinde nichts als deine Größe in der Selbſterniedrigung, deine Liebe im Tode.

Mit neuer Bewunderung blicke ich auf zu dir; mit erhöhter Liebe ſchließe ich dich in mein Herz; mit vermehrter Ehrfurcht erkenne ich in dir mein erhabenes Muſter. Deiner will ich allerwege mich rühmen und freuen; dich ſoll mein ſtilles und mein lautes Lob verherrlichen; dich will ich ſtets vor Augen haben, dir will ich nachahmen unabläſſig, unermüdbar. Ringen will ich darnach, wie du zu leben und zu lieben, zu leiden und zu ſterben.

Ich gedenke, mein Herr und Meiſter, deiner Wahrheit. Ich erwäge deine herrlichen Belehrungen, deine wohlthätigen, rührend ſchönen Gebote, deine erhabenen und ſeligen Verheißungen, ich höre die holdſeligen und mächtig ergreifenden Worte deines Mundes, ich betrachte den Inhalt deines gnadenvollen Evangeliums. Ich glaube nicht blos — ich fühle, ich fühle ſtärker als je ſeine Göttlichkeit, mein ganzes Inneres ſtimmt ein in das Bekenntniß: Wort aus Gott, Kraft Gottes ſelig zu machen alle, die daran glauben. Ich fühle, wie es die Seele erleuchtet, wie es das Herz erhebt, das Herz tröſtet, das Herz beſſert, das Her, unüberwindlich macht. Und theurer wird mir deine Wahrheit, eifriger benutze ich den Unterricht, den ſie mir ertheilt, begieriger ſuche ich ihr Licht, ihren Troſt, ihre Hülfe zur Heiligung meines Lebens, freudiger ſtrebe ich, deinen Vorſchriften zu gehorchen — eingedenk deiner Ausſprüche: wer mich liebet, der wird mein Wort halten; liebet ihr mich, ſo haltet meine Gebote. Ich präge mir tief ein, und verſiegle mit den heiligen Gefühlen der feyerlichſten Stunde deine Lehren, um von ihrem Geiſte immer mehr beſeelt zu werden — deine Forderungen, um ihnen immer beſſer nachzuleben — deine Verheißungen, um durch ſie glücklich die Kämpfe der Erde zu beſtehen.

Aus den Höhen des Himmels, wo du verklärt in unausſprechlicher Herrlichkeit beym Vater lebſt, erſchallt mir dein Wort, und ich vernehme es in Ehrfurcht, Demuth und Freude. Ich halte feſt an meinem Glauben, wenn ſich auch alles vereinigte, ihn mir zu entreißen. Ich triumphire im Glauben.

Ich gedenke Herr deines Todes. An deinen Tod weiſen mich die geweihten Zeichen, die mir hier dargereicht werden. An deinen Tod erinnert mich die Stunde der Stiftung. So oft ihr von dieſem Brot eſſet und von dieſem Kelche trinket, ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt: ſagt dein Apoſtel. Ja, deinen Tod verkündige ich in der Gemeine der Deinigen — als meine Rettung und mein Heil.

Daß du geſtorben, daß du für mich geſtorben biſt, daß ich durch dich Vergebung meiner Sünden habe, daß du mit deinem Leibe und Blute mich geiſtig ſpeiſeſt und tränkeſt zum ewigen Leben: das iſt der Lobgeſang meines Herzens und meiner Lippen. An deinem Tiſche ängſtigt mich meine Sünde nicht mehr. ich fühle mich entladen von der ſchweren Schuld, verſöhnt mit meinem Vater, frey und fröhlich ſchlägt mir das Herz, voll Zuverſicht ſchaue ich zum Himmel auf, und mit neuem Muthe angethan vollbringe ich auf Erden mein Werk. Feyerlich entſage ich der Sünde und allem ungöttlichen Weſen.

Ich betrachte den Umfang und die Größe der Wohlthaten, die du durch deinen Tod mir zugewendet und beſtätigt haſt — den Seelenadel, die Seelenruhe, das Seelenglück, wozu ich durch deinen Tod gelangen kann, und mächtig durchdringt mich das Verlangen, mich dieſer Wohlthaten empfänglich und werth zu machen, des Seelenadels, der Seelenruhe, des Seelenglückes, wahrer Chriſten theilhaftig zu werden.

Ich betrachte die Liebe – die unausſprechliche, die unausdenkliche — die dich bewog, für mich zu leiden und zu ſterben. Daß du dich aus Liebe für mich dahingegeben, aus Liebe das alles erduldet, aus Liebe am Kreuze geblutet haſt: davor zittert mir das Herz. O, [illegible] Herr, der du mich geliebt, bis in den Tod geliebt haſt, aus Liebe für mich am Kreuze geſtorben biſt, weihe ich in tief gefühlter Dankbarkeit, mein Herz und mein Leben. Ja dir will ich leben, dir will ich ſterben, für dich will ich wirken, für dich will ich leiden. Dir dankbar ergeben, ſtrebe ich muthig hinan zu der Höhe, zu der du winkeſt, fliehe ich, was deiner unwürdig iſt, thue ich, was dir wohlgefällt, folge ich dir nach auf den beſchwerlichſten Wegen. Nie ſoll dieſe Dankbarkeit in mir erlöſchen, immer feuriger ſoll ſie mein Herz erfüllen, immer wirkſamer ſoll ſie ſich zeigen in Entſagungen und Anſtrengungen, immer herrlicher ſoll ſie mein Herz und Leben bilden.

2.

Das Mahl des Bekenntniſſes und des heiligen Gelübdes.

Für dich, o Herr, bekenne ich mich, indem ich bey deinem heiligen Mahle erſcheine. Dir bezeuge ich meine Verehrung, meine dankbare Liebe, indem ich an einer Feyerlichkeit Theil nehme, die du zu deinem Gedächtniſſe geſtiftet haſt. Ich erkläre, daß ich dein bin, indem ich vor deinen Tiſch trete, deines Brotes und deines Weines zu genießen. Ich beſtätige feyerlich, daß ich mit dir in der genaueſten Gemeinſchaft ſtehe, daß ich dich für meinen Herrn und Heiland halte, daß ich von dir Nahrung und Stärkung zum ewigen Leben, die Befriedigung aller meiner geiſtigen Bedürfniſſe, mein ganzes Heil erwarte, daß man an dich ſich anſchließen, dir folgen müſſe, um der himmliſchen Seligkeit theilhaftig zu werden, indem ich, vereint mit denen, die an dich glauben und auf dich hoffen, die Zeichen deines Leibes und Blutes, die Sinnbilder der Erlöſung, die Unterpfänder deiner himmliſchen Gaben empfange. Iſt nicht das

Brot, das mir gebrochen wird, die Gemeinſchaft deines Leibes, der Kelch der Dankſagung, der mir gereicht wird, die Gemeinſchaft deines Blutes?

Ja, du biſt der Heilige und Herrliche Gottes, der Glanz ſeiner Herrlichkeit, das Ebenbild ſeines Weſens, der Lehrer von Gott geſandt — mit dem untrüglichen Worte, das ewige Vorbild aller, die nach Heiligung ringen, der ewige Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, mit deinem Blute biſt du einmal in das Heilige eingegangen, und haſt eine ewige Verſöhnung gefunden. Wer an dich glaubt, zu dir ſich hält, wird nicht gerichtet. Dir iſt das Reich über alle Welt gegeben. Der Weg, die Wahrheit und das Leben biſt du, niemand kommt zum Vater, denn durch dich. Von dir ergieſſen ſich Ströme des unvergänglichen Segens in die Herzen deiner Gläubigen.

Für dich, Herr, darf ich mich öffentlich bekennen, dein Lob darf ich verkündigen, deinen hochheiligen Namen darf ich öffentlich im Munde führen, mit dem Merkmal der Deinigen darf ich vor aller Welt mich bezeichnen. O, der unvergleichbaren Ehre! o, des unausſprechlichen Glückes! Triumphire meine Seele, daß du deſſen gewürdigt wirſt! O, der ſeligen Stunde, die zu einem ſolchen Geſchäft mich einladet! Wie ſehnt ſich nach dieſer Stunde mein Herz! Freue dich innig meine Seele, und ſchmücke dich feſtlich zu der feſtlichen Stunde.

Hätte die Feyer des heiligen Mahles keine andere Bedeutung als dieſe, ſie müßte mir ſchon um dieſer willen überaus theuer ſeyn. Soll ich mich denn nicht hinzudrängen, um von dem Zeugniß zu geben, wovon mir das Herz ſo voll iſt, wodurch ich mich ſo hoch erhoben fühle? Nein, keine Scheu vor Menſchen, die für das Große keinen Sinn haben, ſoll mich zurückhalten, oder verlegen machen. Ich frage nicht nach dem Spotte der Welt, wo die Ehren des Himmels mir glänzen.

Hilf mir nur, Herr, dich würdig zu bekennen — mit tiefer Empfindung, mit der Theilnahme meines ganzen Weſens, mit Entfernung alles deſſen aus meiner Seele, wodurch dein Name entweiht wird, mit Freymüthigkeit und hoher Freude, ſo daß ich hoffen kann, du werdeſt mich auch einſt bekennen vor deinem himmliſchen Vater. Hilf mir, daß, wie ich jetzt mit Herz und Mund dich bekenne, ich dich bekennen möge mit meinem ganzen Leben; mein ganzes Leben laß mich führen zu deiner Ehre.

Wie kann ich mich denn für dich bekennen, ohne mich dir aufs neue zu verpflichten? Welch ein Widerſpruch, dich für meinen Heiland erklären, und doch nicht deinen Anweiſungen folgen — für meinen Herrn, und doch dir den Gehorſam verweigern! Darauf kommt ja alles an, daß ich thue, wie du mir gebieteſt; durch die Erfüllung deiner Forderungen allein kann ich zu deinem Heile gelangen. Nicht die zu dir Herr, Herr ſagen, ſondern die den Willen deines Vaters im Himmel thun, kommen in das Himmelreich. Das iſt der rechte Glaube an dich, der ſich in der Liebe thätig erweiſet.

Mit meinem Bekenntniſſe lege ich das Gelübde ab, die Geſinnungen wahrer Chriſten in mir darzuſtellen, und zu handeln, wie du mir vorſchreibſt. Dadurch, daß ich im Genuſſe des Brotes und Weines meine Gemeinſchaft mit dir erkläre, verſpreche ich, mich mit Sorgfalt vor Uebertretungen zu hüten, unverdroſſen jedes Gute zu üben, mich von aller mir noch anklebenden Sünde zu reinigen, und in allen Tugenden ohne Aufhören zuzunehmen. Den Kelch des neuen Bundes reichſt du mir, und dadurch, daß ich aus dieſem Kelche trinke, bezeuge ich, daß der Bund eines heiligen Sinnes und Lebens, den du zwiſchen Gott und den Menſchen geſtiftet und auf dein Blut gegründet haſt, auch für mich gelten ſoll, daß ich alles leiſten will, wofür er mich in Anſpruch nimmt.

So gelobe ich denn bey dieſer Feyer meinem Gott und meinem Erlöſer von neuem an, meines hohen Chriſtenberufes ſtets eingedenk zu ſeyn, und aus allen Kräften darnach zu ſtreben, daß ich dieſem Berufe nachkomme. Von aller Sünde ſage ich mich los, der Tugend weihe ich auf ewig mein Herz. Tief aus meinem Innerſten geht dies Gelübde hervor. Befeſtige, mein Erlöſer, in mir den heiligen Vorſatz auch durch die Rührungen der feyerlichen Stunde, und ſtärke mich, ihn auszuführen.

In der Welt, in die ich aus dem Kreiſe deiner Verehrer wieder eintrete, warten zahlreiche und mächtige

Verſuchungen auf mich. Laß mich bey deinem Mahle Muth und Kraft gewinnen, ſie alle zu überwinden. Ich liege im Streite und widerſtrebe, ſo lange ich auf Erden walle. Hilf mir ſiegen, du herrlicher Sieger, und erlöſe mich einſt, du großer Erlöſer, von allem Uebel, und hilf mir aus zu deinem himmliſchen Reiche.

O, bisher habe ich oft mein Herz befleckt, und dein heiliges Gebot vielfältig übertreten. So vieles iſt an mir noch unrein, ſo weit bin ich noch entfernt von dem Ziele der chriſtlichen Vollkommenheit. Demüthig werfe ich mich vor dir nieder mit dieſem Geſtändniß und mit dem aufrichtigen Verſprechen, mich immer mehr von der Befleckung des Herzens zu reinigen, und mit dem größten Eifer an meiner Heiligung zu arbeiten. Erfülle mich mit den Kräften, durch die wir heilig werden, und laß allezeit deinen Geiſt mich beſeelen und regieren.

3.

Das Mahl der innigſten Vereinigung.

Auf das innigſte vereinigt ſich, mein Heiland, mit dir meine Seele in deinem heiligen Mahle.

Mit dir muß ich ganz eins werden im Glauben und in der Liebe; dich muß ich umfaſſen, mit dir, in dir muß ich leben, abziehen muß ich meinen Sinn von der Welt und mir ſelbſt, und ihn auf dich richten, in dich muß ich gleichſam überfließen, mit meinem Fühlen, Denken, Wünſchen, Streben und Handeln, um an deinen Segnungen Theil zu haben, um durch dich Vergebung meiner Sünden, die Gnade meines himmliſchen Vaters, die Kräfte des Lebens zu empfangen. Bleibet in mir und ich in euch, ſprichſt du, gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen, er bleibe denn am Weinſtock, alſo auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir; ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben, wer in mir bleibet, und ich in ihm, der bringet viel Frucht, ohne mich könnet ihr nichts thun. Ja dann erſt bin ich fähig rechte Frucht zu bringen, wenn mein Glaube dich in ſich aufgenommen hat, wenn die Liebe zu dir ſiegt über jede andere Liebe, aus mir vertreibt alle Liebe, die mit ihr nicht beſtehen kann, und ich fortan nur in dir liebe, was ſonſt noch meiner Liebe werth iſt.

Das deuteſt du in deinem heiligen Mahle mir an, dazu willſt du mich in deinem heiligen Mahle tüchtig machen. Nicht blos ein Sinnbild, ſondern auch ein Mittel der innigſten Vereinigung mit dir — nicht blos ein Unterpfand, daß du dich mit mir auf das genaueſte vereinigen willſt, ſondern auch etwas, wodurch du dich wirklich mit mir vereinigſt, iſt der gläubig gefühlvolle Genuß der geweihten Zeichen deines Leibes und Blutes. Durch deinen Tod vereinigte Gott die abgefallene Welt mit ſich und ſich mit der abgefallenen Welt. Und durch das Mahl deines Todes vereinigſt du mich mit dir und dich mit mir.

Nein, ich kann nicht dabey ſtehen bleiben, deiner zu gedenken, und mich für dich zu bekennen, wenn ich mich deiner Worte erinnere: nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird; trinket alle daraus, dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blute, das für euch vergoſſen wird zu Vergebung der Sünden, und den tiefen Sinn dieſer Worte recht erwäge. Mein Glaube umſchließt dich, meine Liebe vermählt ſich dir, ich verliere mich an dich, alles ſchwindet mir dahin, was nicht von dir iſt, oder ſich nicht begreifen läßt in deiner Liebe; ich bin der Welt geſtorben, mein Leben iſt mit dir verborgen in Gott. Und du ziehſt mich im Glauben und in der Liebe zu dir, und dich ſelbſt gibſt du mir hin, daß deine Liebe mich durchdringe, daß ich deine Kraft und dein Leben in mir fühle.

Darin beſteht das anbetungswürdige Geheimniß des Sacramentes. Das iſt es, was in der Stunde des gläubig gefühlvollen Genuſſes mein Herz ſo mächtig erhebt, mein Herz ſo ſelig macht. Davon kommt mir der freudige Muth, die Gewißheit des Sieges, die Luſt der Entbehrung, das Verlangen nach Schmerz, um dir im Schmerze zu beweiſen, daß ich ganz dein bin, um im Schmerze dein überſchwengliches Vermögen in mir zu erfahren, die Vorempfindung der zukünftigen Herrlichkeit.

Siehe, Herr, ich ringe nach dem Glauben, nach der Liebe, womit man ſich dir in deinem Mahle innigſt vereinigt. Stärke mir den Glauben, ſtärke mir die Liebe, und vollbringe dann in meinem Glauben, in meiner Liebe das geheimnißvolle, das göttliche Werk.

Nicht blos in der dir feyerlichen Stunden des Genuſſes laß meine Seele dir innigſt vereint ſeyn; laß mich auch an dir bleiben, wie der Rebe am Weinſtock, laß durch meine Andacht auch für mein künftiges Leben meine Seele ſich dir inniger vereinigen, daß ich immer mehr deine Kraft, dein Leben, deine Liebe in mir fühle, daß ich durch dich immer mehr geheiligt werde, und als ein gereinigter Rebe immer mehr Frucht bringe, daß ſo an mir in Erfüllung gehe dein Gebet: ich *Vater in ihnen und du in mir.*

Mit allen deinen Auserwählten vereinigt ſich auf das genaueſte meine Seele, indem ſie ſich mit dir vereinigt — mit denen, die ich kenne, und mit denen, die ich nicht kenne, mit denen, die auf Erden — und mit denen, die im Himmel ſind: denn ſie ſind ja alle mit dir auf das genaueſte vereinigt. Vereint mit dem Haupte, bin ich auch vereint mit den Gliedern, vereint mit dem Herrn bin ich auch vereint mit denen, die ihm angehören.

Ich weiß nicht, welche unter denen, die mit mir dein Mahl feyern, deine Auserwählten ſind, aber ich weiß, daß ich mit deinen Auserwählten eins bin, und daß unſere Vereinigung einſt vor aller Welt offenbar werden, zur vollkommenſten und ſeligſten Mittheilung gelangen ſoll. In der großen Gemeinſchaft der Heiligen, weiß ich mich mit den erhabenſten Weſen der Schöpfung im Freundſchaftsbunde, mit den Fürſtenthümern und Gewalten der unſichtbaren Welt, über die der Vater dir die Herrſchaft gegeben. Auf daß ſie alle eins ſeyen, gleichwie du Vater in mir und ich in dir, auf daß ſie auch in uns eins ſeyen. Alſo iſt es geworden, alſo fühle ich es jetzt.

Wie bebt mir vor Freuden das Herz, indem ich dieß denke, dieß empfinde! Erhalte mich, Herr, in dieſer herrlichen Verbindung, entferne von mir alles, wodurch ſie entweiht würde, und führe mich einſt zu ihrem vollen Genuſſe!

4.

Das Mahl der Liebe.

Deine Liebe, o Gott, die mich von Jugend auf geleitet, beſchützt und geſegnet hat, deine Liebe, die allenthalben über mir waltet, die ich in jedem Augenblicke meines Lebens erfahre, deine verſchonende, rettende, tröſtende, heilende, erfreuende, in zahlreichen Wohlthaten ſich verherrlichende, durch nichts zu ermüdende, unerſchöpfliche und unausſprechliche Liebe — empfinde ich nirgends ſtärker, dringt mir nirgends ſo durch das Herz, als in dem Todesmahle meines Erlöſers, wo ich ihr erhabenſtes Wunder erblicke.

Deinen Sohn gibſt du für mich dahin, auf daß ich an ihn glaubend nicht verloren werde, ſondern das ewige Leben habe. Er duldet für mich die bitterſten Schmerzen und die tiefſte Erniedrigung. Dem ſündigen, ſtrafbaren Kinde öffnen ſich deine Arme, alle deine Gnaden wendeſt du ihm zu. Mit frohem Erſtaunen gedenke ich der Herrlichkeit, die du mir bereitet haſt, der himmliſchen Seligkeit, in die du mich einführen willſt, und wovon mir das, was ich am Tiſche des Erlöſers empfinde, einen geringen Vorſchmack gewähret. Zum Anſchauen, zum Genuſſe deiner Vollkommenheit, zum Gefühle deines unermeßlichen Vermögens, zum Genuſſe aller deiner erhabenen und prachtvollen Werke, zu genaueſter Vereinigung mit meinem Erlöſer und mit allen Verklärten ſoll ich gelangen, vollendet ſoll meine Erkenntniß, vollendet meine Tugend werden. Welch ein Blick — von dem Mahle des Todes hinauf zum ſtrahlenden Himmel, zum ewigen Lichtreich!

Deine Liebe — die unendliche — die ich nicht zu faſſen vermag, ſtellt — o, wie rührend — ſich mir dar in der Liebe meines Erlöſers, in ſeinem Tode aus Liebe.

Laſſet uns ihn lieben, rufen wir, die wir dieſes Mahl feyern, freudetrunken einander zu, er hat uns zuerſt geliebt; hat Gott uns alſo geliebt, ſo laſſet uns auch unter einander lieben.

Wie innig beſchäftigt, wie mächtig ergreift und durchdringt hier die Liebe des Erlöſers mein Herz Niemand hat größere Liebe, denn daß er ſein Leben läßt für die Brüder. Für die Brüder hat er, unter großen Qualen und in der Schmach, ſein Leben gelaſſen. Ich empfinde ganz das Große und Göttliche der Liebe, indem ich mir ihn vergegenwärtige; und mein kaltes Herz wird von einem himmliſchen Feuer erwärmt, ſeine Liebe entzündet und nährt in mir die heilige Flamme, und vertreibt aus meinem Innern alles, was ſich nicht mit der Liebe verträgt, alle Bitterkeit, alle Regungen des Neides und des Haſſes verſchwinden, der Stolz verwandelt ſich in Demuth, die Härte in Milde, indem ich mit ihm meine Seele vereinige.

Bey deinem Mahle, du Liebevoller, könnte ich erſcheinen, deinen Tod könnte ich verkündigen, meinen Heiland könnte ich dich nennen, mich rühmen könnte ich, der Deinige zu ſeyn, ohne mir deine Liebe zum Vorbilde zu nehmen, ohne mächtig erweckt zu werden, die Liebe in mir zu ſtärken und zu erhöhen?

Die du Herr geliebt, für die du dein Leben gelaſſen haſt, denen ſollte ſich nicht in Liebe mein Herz zuwenden, die ſollte mein Herz nicht in Liebe umfaſſen?

Auch mich haſt du geliebt, auch für mich haſt du dein Leben gelaſſen, und meinem Herzen ſollte die Liebe fremd bleiben, in meinem Herzen ſollte ſie nicht der herrſchende Trieb ſeyn?

Liebe forderſt du von mir, Liebe iſt deiner Gebote vornehmſtes. Wo ich deines Evangeliums gedenke, wo ich dir neuen Gehorſam feyerlich angelobe, da muß ich dir ein Herz voll Liebe zu den Menſchen darbringen. Bey deinem Mahle höre ich deine Stimme: ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine rechten Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt. An der Liebe alſo erkennt man deine Jünger, und ich könnte es dulden, daß meinem Herzen die Liebe fehle? O, präge doch dein Wort mir tief ein, errege für dieſes dein Wort alle Gefühle meines Herzens, damit die Liebe ganz von ihm Beſitz nehme.

Wie wir von Einem Brote eſſen und aus Einem Kelche trinken, ſo ſind wir viele Ein Leib, alle Eines Brotes theilhaftig. Ja, Ein Leib ſind wir, Ein feſt verbundenes Ganzes: denn Ein Gedächtniß beſchäftigt uns alle, Ein Bekenntniß iſt in aller Herzen und auf allen Lippen, um Einen Herrn und Heiland verſammeln wir uns, zu Einem Gotte blicken wir alle hinauf, Eine Menſchen- und Chriſten-Würde iſt uns allen verliehen, Ein Beruf an uns alle ergangen, Ein herrliches Ziel uns allen vorgeſteckt, an Einem Tiſche werden wir alle geſpeiſet mit denſelben Gütern des Heiles. Wie klein erſcheinen doch hier die Dinge, die uns von einander unterſcheiden und abſondern, um derer willen wir kalt und fremd, mit Ungeneigtheit, Widerwillen oder Geringſchätzung Einer auf den andern hinblicken! Was ſie auch ſonſt im Leben gelten mögen: hier haben ſie ihre Bedeutung verloren. Das Höchſte iſt uns allen gemein, dem Armen und dem Reichen, dem Geringen und dem Vornehmen, dem Ungebildeten und dem Gebildeten; in dem Heiligſten begegnen ſich alle Herzen; durch das Weſentliche, was ewig bleibt, fühlen wir uns verbunden, während das Zufällige und Vergängliche nur uns trennt. Dieſes Zufällige und Vergängliche könnte ich über das Weſentliche und ewig Bleibende erheben? erheben über das Höchſte und Heiligſte — hier wo das Weſentliche und Bleibende ſich meines ganzen Herzens bemächtigt, wo das Höchſte und Heiligſte ſich mir in ſeiner ganzen Herrlichkeit zeigt? Der Staub der Erde könnte da noch in Betrachtung kommen, wo der Glanz des Himmels mein Inneres erfüllt? Was iſt denn Reich und Arm, Vornehm und Gering, Gebildet und Ungebildet vor Gott, der ja alles, was uns auf Erden auszeichnet, verliehen hat? was iſt es gegen Menſchen- und Chriſten-Würde, gegen Menſchen- und Chriſten-Beruf, gegen das erhabene Ziel unſerer Hoffnung, gegen die unvergleichbaren Güter des Heiles, die mir hier dargereicht werden?

Wie verſchwinden vollends alle Anſprüche eines thörichten Stolzes an der Stelle, die wir alle mit dem Gefühl unſerer Ohnmacht, unſerer Hülfsbedürftigkeit, unſerer vielfachen Sünde und Schuld, die wir alle mit dem Verlangen nach Entſündigung und nach der göttlichen Gnade, mit dem Bewußtſeyn, von der göttlichen Gnade alles erwarten zu müſſen, betreten!

Ja ein Mahl der Liebe iſt's, das ich dir, Herr, feyre — auch dazu von dir geſtiftet, damit die Deinigen in der Liebe bleiben, und in dem Reiche der Liebe ſich durch das Band der Liebe immer inniger vereinigen möchten, zum gemeinſchaftlichen Kämpfen mit den Uebeln der Erde, zum gemeinſchaftlichen Streben nach den Kronen des Himmels. O, möchte denn hier auch mein Herz ganz Liebe werden!

5.

Das Mahl des Troſtes.

Mühſelig und beladen komme ich, mein Herr und Heiland, zu dir. Nach Erquickung ſchmachtet die müde Seele, ich ſuche Ruhe für mein banges Herz; und du nimmſt mich gnädig auf. Ach, du haſt ja auch einſt unſere Mühen gefühlt, unſere Laſten getragen. An deinem Tiſche erquickſt du die müde Seele, gießeſt du allen deinen Troſt in das bange Herz, und eine himmliſche Ruhe verbreitet ſich durch mein Inneres. Leicht iſt die Mühe geworden, die Laſt drückt nicht mehr.

Meine Sünden ſind's, die mich ängſtigen; mein Gewiſſen klagt, und ich muß verſtummen. Auf tauſend Vorwürfe weiß ich nicht Eins zu antworten. Denn fern ſey es von mir, zu nichtigen Entſchuldigungen meine Zuflucht zu nehmen. Fern bleibe von mir die verderbliche Täuſchung, die den Frieden meines Gemüthes nicht wieder herſtellt, aber die Gebrechen, die ſie zu bedecken ſucht, unheilbar macht. Herr, ich zeige mich dir, wie ich bin, nichts will ich verbergen, nichts will ich beſchönigen, mein ganzes krankes Herz lege ich dir dar. Ich traure tief über meine Vergehungen, über meine Miſſethat. Vielfältig habe ich gefehlt; das heilige Gebot meines Gottes habe ich verletzt; nicht geachtet habe ich auf ſo viele väterliche Ermahnungen, Warnungen, Erweckungen; den eiteln Dingen dieſer Welt bin ich nachgegangen; nach dem Lobe der Menſchen habe ich getrachtet, und ſeinen Beyfall, das höchſte Gut der Seele, habe ich gering geſchätzt; die Liebe, die ſich in ſo großen und rührenden Beweiſen an mir verherrlicht hat, habe ich mit Undank erwiedert.

Hier gedenke ich des groſſen Opfers, das du für meine Sünde dargebracht haſt; hier wird es mir recht deutlich und fühlbar, daß du die Verſöhnung biſt für die Sünden der Welt, der mächtige Fürſprecher im Himmel; hier ſehe, hier genieſſe ich die Zeichen deines Leibes und Blutes. Hier vernehme ich das köſtliche Wort: für euch gebrochen — für euch vergoſſen zur Vergebung der Sünden. Hier vereinige ich mit dir im Glauben und in der Liebe meine Seele, und du machſt mich gewiß in meinem Innern, daß mir meine Sünden vergeben ſind, daß ich ein Kind Gottes und des Himmels Erbe bin. Es iſt Friede in meinem Innern; mit neuem Muthe, mit neuer Kraft und Freudigkeit fahre ich fort, mich zu heiligen. Gebeugt von Kummer und Gram und mancher ſchweren Sorge, nahe ich mich deinem Tiſche. Ich habe die troſtvollen Lehren des Evangeſinnes ſorgfältig erwogen, und ſie in mein Herz geſchloſſen. Hier, indem ich mir dich auf das lebhafteſte vergegenwärtige, überdenke ich ſie noch einmal in der tiefen Rührung des Herzens, ich höre ſie aus deinem Munde, und ſie erweiſen nun ihre ganze Kraft an mir. O, wie wohlthuend, wie aufrichtend, wie erheiternd ſpricht es in meinem Herzen: die Haare auf euerm Haupte ſind alle gezählt; euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht, meinen Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; in der Welt habt ihr Angſt, aber ſeyd getroſt, ich habe die Welt überwunden; ſorget nicht, euer himmliſcher Vater weiß alles, was ihr bedürfet; ſelig ſind die Leidtragenden, denn ſie ſollen getröſtet werden; im Himmel wird euch alles wohl belohnt werden; die Leiden dieſer Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die dereinſt an uns ſoll offenbar werden. Süße Zuverſicht erfüllt mir das Herz im Glauben an Gottes väterliche Liebe, ſeinen mächtigen Beyſtand, ſeine gnädigen Rettungen, im Glauben an die wohlthätige Abzweckung meiner Leiden, im Glauben an die künftigen Vergeltungen. Still fließen meine Thränen dem Verlornen, denn ich weiß, es wird mir erſetzt. Still fließen meine Thränen den Todten, denn ich weiß, ſie leben, nach ſeinem weiſen Rathe hat Gott ſie, zu ihrem und zu meinem Glücke, von hinnen gerufen, ſie leben bey ihm, in der Verklärung, bey dem Erlöſer ſind ſie, erhaben über die Noth der Erde, und dort finde ich ſie wieder.

Hier erblicke ich den Größten unter den Leidenden, den göttlichen Dulder, das erhabene Vorbild aller, die das Weh des Lebens empfinden. Der bitterſte Kelch wird ihm gereicht, und er ſpricht: Vater ich trinke ihn, dein Wille geſchehe. Deine Ergebung, mein Heiland, ſtärkt mich, mich allen Rathſchlüſſen meines Gottes, wie tief ſie auch das Herz verwunden mögen, willig zu unterwerfen. Du leideſt, du leideſt unausſprechlich, was nie ein Sterblicher empfunden, empfandeſt du in einer entſetzlich bangen Stunde; aber deine Seele bleibt unerſchüttert, dein Mund öffnet ſich nicht zur Klage, gelaſſen erträgſt du alle Schmerzen. Deine Standhaftigkeit ſtärkt mich unter den ſchweren Prüfungen meiner Tage, an dir richtet die gebeugte Seele ſich auf.

Ich ſehe, Herr, deiner Leiden herrliches Ende. Alles Weh iſt in Wonne, alle Schmach iſt in ewige Ehre verwandelt. Du haſt überwunden, und dich auf den Thron Gottes geſchwungen. Die mit dir leiden, ſollen mit dir zur Herrlichkeit erhoben werden! Was ſeyd ihr Schmerzen dieſer Erde bey dieſem Gedanken des Entzückens!

Dir, du mein erhabener Vorgänger, dulde ich freudig. In keinem Schmerze wirſt du mich verlaſſen; ich werde ſie alle glücklich überwinden, und dir nachfolgen in die Herrlichkeit. Rühme dich meine Seele der Trübſale! Triumphire, daß du zur Gemeinſchaft der Leiden deines Erlöſers berufen biſt!

6.

Das Mahl des himmliſchen Genuſſes.

So oft erquickſt du mich, mein Gott, mit deinen köſtlichen Gaben in den Tagen meiner irdiſchen Wallfahrt; an deinen reichen Tiſchen ſättigſt du mich mit den unerſchöpflichen Gütern deines Hauſes, daß mir das Herz fröhlich wird. Der Frühling ladet mich auf ſeine lachenden Fluren, in ſein ſchimmerndes Blumenreich. Der Herbſt bietet mir die edeln Früchte dar, die mich laben und ſtärken. Die Kunſt öffnet mir ihre Schätze, daß ich ſchaue, empfinde, genieße. Heitere Feſte empfangen mich im Kreiſe geliebter Menſchen, und verbreiten ſanften Glanz über mein Leben. Die Erde iſt voll deiner Güte. Unaufhörlich ergeht dein einladender Ruf an die Gäſte der Erde: kommt, es iſt alles bereit!

Heute gewährſt du mir einen höhern Genuß, ein himmliſches Mahl bereiteſt du mir.

Die edelſten Erzeugniſſe der Natur, nährendes Brot, Wein, der den Kranken labt, dem Geſunden das Herz erfreut und das Angeſicht erheitert, werden mir dargereicht, und ich feyre ein Feſt der Natur und ihrer Gaben. Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt, wohl dem, der auf ihn trauet! Mein Herz iſt bereit, Gott mein Herz iſt bereit, daß ich ſinge und lobe. Wache auf meine

Ehre, wache auf Harfe und Pſalter! Du ſucheſt das Jahr heim, und wäſſerſt es, und macheſt es ſehr reich; Gottes Brünnlein hat Waſſers die Fülle; du läſſeſt ihr Getreide wohl gerathen, denn alſo baueſt du das Land; du tränkeſt ſeine Furchen, und feuchteſt ſein Gepflügtes; mit Regen machſt du es weich, und ſegneſt ſein Gewächs. Du kröneſt das Jahr mit deinem Gut; die Hügel ſind umher luſtig, die Auen ſtehen dick mit Korn, daß man ſinget und jauchzet. Alle Augen warten auf dich, und du gibſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit, du thuſt deine Hand auf, und erfülleſt alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Der Herr iſt ſehr freundlich, und ſeine Güte währet ewig.

Es iſt mein Herr und mein Heiland, der göttliche Menſchenfreund, der Geber der erhabenſten Wohlthaten, der unvergänglichen Freude, aus deſſen Händen ich die edelſten Erzeugniſſe der Natur empfange. Es iſt ſein Brot, das ich eſſe, es iſt ſein Wein, den ich trinke. Durch ihn ſind Brot und Wein einer himmliſchen Weihe theilhaftig geworden. Mit einem himmliſchen Sinne muß fortan die Früchte der Erde und jede Freude genieſſen, wer von ſeinem Brote gegeſſen und von ſeinem Weine getrunken. Durch ihn wird mir die Erde ein himmliſches Freudenreich.

Ich empfange das nährende Brot, den herzerfreuenden Wein als Sinnbilder und Unterpfänder der Früchte, die, in einer andern Welt gereiſt, nähren und erfreuen zum ewigen Leben. Die Früchte, die, in einer andern Welt gereiſt, nähren und erfreuen zum ewigen Leben, werden meinem Glauben, meiner Liebe, meiner tiefern Andachtsempfindung mit dem Brote und Weine dargereicht zum himmliſchen Genuſſe.

Ich fühle Liebe — unausſprechliche Liebe, mit allen ihren Freuden, die Liebe meines Gottes, die Liebe meines Erlöſers; und Liebe zu Gott, Liebe zum Erlöſer, Liebe zu den Menſchen erfüllt mit ihrer Wonne mein Herz. Ich genieße Liebe — nicht in ihren Erweiſungen — in ihrem innerſten Weſen, Liebe an ſich ſelbſt, lautere Liebe.

Ich fühle die Freuden der Wahrheit; die Wahrheit vermählt ſich meinem Geiſte, ich wandle in ihrem Lichte, und empfinde, daß ſie aus Gott iſt.

Ich fühle die Freuden der Tugend — die reinen, die unvergänglichen, die Freuden des Sieges über mich ſelbſt, der Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, der erhöhten Menſchenwürde, des gereinigten und veredelten Menſchenſinnes, der eifrigen Pflichterfüllung, des Lebens in Gott, des Lebens für die Brüder.

Ich fühle die Freuden der Erhebung — in heiligen Gedanken, in heiligen Gefühlen — über den Tand und die Träume des Sinnenlebens, der Erhebung zu Gott und zu dem Ziele, das mir aufgeſteckt iſt, zu einem neuen herrlichen Daſeyn.

Ich fühle die Freuden des ehrenvollen und glücklichen Verhältniſſes, worin ich zu Gott ſtehe, daß ich ſein Kind und Erbe bin, daß nichts mir ſchaden kann, daß alles zu meinem Beſten dienen muß; ich fühle den alles Denken und Begreifen überſteigenden Frieden Gottes mit ſeiner Seligkeit in mir, in mir einen Muth vor Gott alles zu wagen, eine Kraft vor Gott alles zu vollbringen.

Ich fühle die Freuden der zukünftigen Welt. Der Himmel öffnet ſich mir, er umſtrahlt mich, er zieht mich ſanft aufwärts, er nimmt mich auf unter ſeine Verklärten; mit den Feſtgewanden der Unſterblichen ſehe ich mich angethan; ich trage die Palmen der Ueberwinder; den neuen Namen habe ich empfangen, und verkündige mit Millionen Geretteter das herrliche Lob meines Erlöſers.

Geläutert und geheiligt durch den himmliſchen Genuß kehre ich zurück zu den Geſchäften und Sorgen der Welt; aber ihre Luſt bethört mich nicht mehr, ihre Sünde hat nichts mehr an mir. Die Welt kann eine Seele nicht beflecken und erniedrigen, die Himmelsſpeiſe gekoſtet hat.

7.

Die würdige Feyer.

Welcher unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ihm ſelber das Gericht. Welch ein ernſthafter, erſchütternder Ausſpruch! Ach, anders kann ich nicht von der Sache denken: wer unwürdig bey dem Mahle des Herrn erſcheint, leichtſinnig, aus unlauterer Abſicht, mit einem befleckten Herzen, der mißbraucht, entweiht, verſpottet das Heiligſte; und wie kann das anders geſchehen, als ihm ſelbſt zum entſetzlichen Gericht! Mit der größten Sorgfalt habe ich darauf zu denken, daß ich unter denen erfunden werde, die das Mahl des Herrn würdig feyern. Ich eſſe und trinke unwürdig, wenn ich aus gedankenloſer Gewohnheit, oder um mich nicht von dem zu entfernen, was in meinem Kreiſe Sitte iſt, oder um nur vor der Welt den Schein der Frömmigkeit zu geben, oder um mich bey dem Dienſte der Sünde zu beruhigen — in dem Wahne, meine bisherige Sünde damit zu tilgen, und mir die Gunſt des Himmels zu verſchaffen, an der Feyer des heiligen Mahles Theil nehme. Die würdige Feyer verlangt von mir, daß ich allein, um meinem Erlöſer meine Ehrfurcht, meine Dankbarkeit und Liebe zu beweiſen, ihn zu verherrlichen und mich ſeiner zu freuen, um mich ſelbſt im Glauben, in der Liebe und in allen Geſinnungen wahrer Chriſten zu ſtärken, und dann auch den Troſt des Evangeliums meinem Herzen ganz zuzueignen, ſeinem Tiſche mich nahe.

Die würdige Feyer ſetzt voraus, daß mir Jeſus theuer und werth ſey, daß ich ihn von ganzem Herzen verehre, daß ich mit gefühlvollem Glauben in ihm meinen Erlöſer erblicke, daß ich ein lebendiges Verlangen beſitze nach dem Heile, das er mir anbietet: denn es iſt ſein Mahl, das Mahl ſeines Heiles, ſeines Gedächtniſſes, das Mahl des Bekenntniſſes, zu dem ich trete. Bey einem, gegen ihn gleichgültigen Herzen, würde ich mich der ſtrafbarſten Heucheley ſchuldig machen.

Sie ſetzt voraus, daß ich die Wahrheit und Tugend liebe, die Sünde verabſcheue, meine Fehler und Uebertretungen erkenne und aufrichtig bereue, daß ich die Sünde auch an mir verwerflich finde, daß ich mit Mißfallen auf mich hinblicke um meiner Sünde willen, daß ich den ernſtlichen Vorſatz habe, nach der Anweiſung meines Erlöſers zu leben: denn es iſt das Mahl des Gelübdes, das Mahl der Vereinigung mit der Wahrheit und der Tugend, der Vereinigung mit dem Erlöſer, der Befeſtigung im Guten, das ich begehe. Bey einem Herzen, das den Irrthum und die Sünde noch liebt, den Irrthum und die Sünde noch in ſich nährt, würde ich den Herrn entehren, und mit der Wahrheit und Tugend ein frevelndes Spiel treiben.

Sie ſetzt voraus, daß ich den hohen Werth der Liebe empfinde, daß ich wenigſtens die Anfänge der Liebe bey mir wahrnehme, keinen Haß und keine Bitterkeit in meinem Herzen hege, meinen Feinden und Beleidigern völlig vergeben habe, daß ich eifrig wünſche, die Geſinnungen der Liebe in mir zu beleben und zu erhöhen:

denn es iſt das Mahl der Liebe, bey dem ich mich einfinde, das Mahl, welches der Herr zur Stärkung in der Liebe für die Seinigen angeordnet hat. Mit einem kalten, unverſöhnlichen Herzen würde ich das Mahl der Liebe entweihen.

Es ſteht bey mir, mir dieſe Eigenſchaften, unter dem Beyſtande der himmliſchen Gnade, zu erwerben. Ich darf darum, weil ich ſie bey mir vermiſſe, oder doch nicht in dem erforderlichen Maße bey mir antreffe, den Genuß des heiligen Mahles nicht verſäumen. Ich ſoll ſie mir vielmehr zu verſchaffen ſuchen, damit ich würdig des Herrn Abendmahl feyern könne. In einem ſo gefährlichen Zuſtande iſt doch wohl nichts nöthiger, als daß ich ernſtlich darauf bedacht ſey, aus demſelben gerettet zu werden, und jedes Mittel, wodurch ich mein Heil fördern kann, ſorgfältig gebrauche.

Um des Herrn Abendmahl würdig zu feyern, muß ich mich in den Tagen der Vorbereitung auf daſſelbe innig mit meinem Erlöſer beſchäftigen, ſeine Lehren, Vorſchriften und Verheißungen erwägen, die einzelnen Züge ſeines herrlichen Charakters betrachten, ſein Bild in meiner Seele recht deutlich und lebendig machen, die Geſchichte ſeiner Leiden und ſeines Todes mir vergegenwärtigen. Ich muß für die heilige Handlung meine Geſinnungen heiligen, und nicht blos alles Unreine, ſondern auch alles Gemeine, jede niedrige Empfindung und Sorge des Lebens aus meiner Seele entfernen. Bin ich noch nicht dahin gelangt, mein Leben, frey von der Sünde, immer in der Gemeinſchaft Gottes und des Erlöſers heilig zu führen: ſo kann ich es doch, und es wird mit Recht von mir gefordert in dieſer heiligen Zeit, wo mir geſtattet iſt, alles Irdiſche von mir abzuſondern, und meine Aufmerkſamkeit ungetheilt auf mein Herz und mein Leben zu richten. In tiefer Ehrfurcht vor meinem Erlöſer, mit der Sammlung aller meiner Gedanken und Gefühle, ganz verloren in die Betrachtung des Heiligen, ganz Erhebung, Rührung und Freude, muß ich dem Tiſche des Herrn mich nahen. Demüthigen muß ich mich, nach redlicher Selbſtprüfung, mit dem Bekenntniſſe meiner Schuld vor Gott und meinem Erlöſer, und Gott und meinem Erlöſer von neuem mein Herz dahin geben.

Ja, ſo, Herr, will ich dein heiliges Mahl feyern. Gib du meiner Seele die himmliſche Weihe, daß ich würdig und mir zum reichen Segen deinen Tod verkündige!

8.

Aus einer Predigt bey der erſten Abendmahlsfeyer einiger Jungfrauen.

> Spricht Jeſus zum dritten Male zu ihm: Simon Johanna haſt du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum dritten Male zu ihm ſagte: haſt du mich lieb, und ſprach zu ihm, Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe.
>
> Joh. 21. V. 17.

Liebe habt ihr euerm Herrn angelobt, theure Jungfrauen, da ihr euch in tiefer Bewegung des Herzens befentlich für ihn bekanntet, und auf euern Knieen den heiligen Vorſatz ausſprachet, ſein Wort zu halten und ihm nachzufolgen. Sein Wort halten und ihm nachfolgen: wie könntet ihr das, ohne ihn zu lieben? Liebe wollt ihr ihm noch Ein Mal angeloben — jetzt, da ihr zum erſten Male mit uns ſein Gedächtniß feyert — hier, wo euch alles für die Liebe zu ihm in Anſpruch nimmt. O, die Liebe zu ihm, dem Reinen, wohnt ſo gern in unſchuldigen Herzen, die ſie ganz durchdringen und beſeligen kann. Sie erfüllte euch in der Stunde des Bekenntniſſes, darum war euer Herz in Wehmuth ſo froh. Sie erfülle euch denn auch mit aller ihrer Seligkeit, und es werde bey euch feſt entſchieden, dieſe Liebe bis ans Ende zu bewahren und zu erhöhen.

Eines erhabenen Vorrechtes ſeyd ihr gewürdigt, die geweihten Zeichen des Leibes und Blutes eures Herrn, die Unterpfänder eurer Erlöſung, was da ſtärken und erhalten kann zum ewigen Leben ſollt ihr empfangen. Nahet euch mit heiliger Empfindung, nahet euch mit ſanfter Wehmuth und in hoher, himmliſcher Freude. Die hohe, himmliſche Freude werde zuletzt das Herrſchende. Freuet euch in dem Herrn, freuet euch Gottes und eures Heilandes. Werdet euch bewußt eurer Würde, eurer Beſtimmung, eurer Unſterblichkeit, des erwünſchten und ehrenvollen Verhältniſſes, worin ihr zu Gott ſtehet, und des neuen herrlichen Lebens, in welches er euch einführen will. Fühlet euer Chriſtenglück, fühlet alle Wonnen des Himmels, und ſelig ſey das Herz im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld und ſeines Friedens.

Vornehmlich aber ſey euer Erlöſer euch gegenwärtig. Im Glanze des Himmels ſchwebe ſein Bild vor eurer Seele. Der Sanfte, Demüthige, Liebevolle trete in euer Herz. Bewunderung und Entzücken miſche ſich in eure Liebe, wenn ihr in ihm den erblickt, den Gott über alles erhöhet hat.

Erblicket aber auch in ihm den Gekreuzigten. Am Kreuze ſehet ihr das Höchſte der Liebe. Die unermeßliche, die mit Schmach bedeckte, die ſterbende Liebe gewinne euer ganzes Herz. Indem ihr ſeine Wohlthaten betrachtet, und ihrer dankbar euch freuet, ſey ſeine Liebe euer deutlichſtes Denken, euer lebendigſtes Empfinden.

Bey ſeinem Mahle höret ihr ſeine Frage: haſt du mich lieb? So ſpreche es denn in euern Herzen: Herr du weißt alle Dinge, du weißt auch, daß ich dich lieb habe, daß ich von dir nicht laſſen kann, daß ich dich ewig lieben werde, du meine Ehre, meine Stärke, mein Heil und mein Leben; nie und nimmer ſoll die Welt dir das Herz entwenden, das du mit deinem Blute erkauft haſt, das Herz, das deine Liebe fühlte, in deiner Liebe ſelig war; ich entſage der Welt, ich opfre die eitle, weg mit ihrem Gute, weg mit ihrer Freude, wenn ſie die Liebe zu dir mir rauben, oder in mir ſchwächen will.

Seine Liebe begleite euch durch das ganze Leben. Genießet in ſeiner Liebe, was das Leben Schönes in ſich ſchließt — wie rein und froh werdet ihr es genießen!

Duldet in ſeiner Liebe den kurzen Schmerz — wie leicht werdet ihr ihn erdulden! Kämpfet in ſeiner Liebe wider die Verſuchung — ihr vermöget alles durch den, der euch mächtig macht; er hat die Welt überwunden, und in ſeiner Liebe werdet auch ihr die Welt überwinden. Wirket in ſeiner Liebe — wie viel Segensreiches, Unvergeßliches, Belohnungsfähiges werdet ihr wirken! Wachſet in ſeiner Liebe ohne Aufhören; und Gott verleihe euch einſt in ſeiner Liebe zu ſterben!

9.

Am Abend nach der Abendmahlsfeyer.

Welch einen Tag habe ich verlebt! Bey Gott, bey meinem Erlöſer — im Himmel war mein Herz! voll heiliger Empfindung, durchdrungen von den ſanften Rührungen der Wahrheit und der Tugend war mein Herz in jener ſeligen Stunde; Liebe fühlte mein Herz, die Kräfte der zukünftigen Welt fühlte mein Herz. Jetzt kann ich ſagen, daß ich Gott, meinen Erlöſer und den Himmel kenne; jetzt weiß ich, was es heißt — ſelig ſeyn. Wie leer, wie bedauernswerth erſcheinen mir jetzt die froheſten Tage, die ich in der Welt zubrachte! Alle ihre Genüſſe wiegen die Empfindungen nicht auf, die bey dem Mahle des Erlöſers in meinem Herzen waren. Und doch könnte die Welt mich von neuem ſo feſſeln, daß ich der Andacht vergäße, oder ihre Freuden gering achtete?

Dank dir, Gott, für dieſen herrlichen Tag! Dank dir für jedes fromme Gefühl, das du in meinem Herzen weckteſt, für jede Stärkung, für jeden Troſt, die du meinem Herzen gewährteſt! Dank dir für die erhabenen Wohlthaten, die dieſe Feyer mir vergegenwärtigte, für das erhöhte Bewußtſeyn derſelben, das du mir verliehen, für den Muth und die Zuverſicht, womit ich meinen Lebensgang fortſetzen, und dem Tode entgegen ſehen kann!

Himmelsbrot habe ich genoſſen; die unreinen Mahle der Welt dürfen mich nicht mehr locken; der Welt gehöre ich nicht mehr an; himmliſch ſoll fortan mein Trachten, himmliſch ſollen meine Genüſſe, himmliſch ſoll mein Leben ſeyn. Ich bin zu groß für die Sünde; die Seele, welche der Himmel mit ſeinen koſtbarſten Gütern genährt hat, muß ſich auf ewig von der Sünde losſagen.

Ich weiß es wohl, die hohe Stimmung, die mich heute beſeelte, kann nicht fortdauern; die Welt hat ihr Recht an meine Thätigkeit nicht verloren, ſie läßt mich ohne Aufhören ihre Schmerzen fühlen, ſie verwickelt mich in ihre Kämpfe. Aber darum flehe ich zu dir, daß du mir ſo viel von dieſer Stimmung erhalteſt, als nöthig iſt, mich vor der Sünde zu bewahren, mich zu allen guten Werken zu ermuntern, und mir den Frieden und die Heiterkeit des Gemüthes zu ſichern.

Laß die guten Eindrücke, die ich empfangen habe, bey mir haften, immer tiefer dringen, und immer mächtigern Einfluß äußern. Laß die frommen Rührungen, die mein Herz bewegten, mich begleiten an meine Geſchäfte und in meine Weltverhältniſſe, und da ihre ganze Kraft an mir erweiſen, mich dir und meinem Erlöſer immer feſter verbindend und jede Tugend in mir fördernd. Laß die Liebe ſich immer mehr meines Herzens bemächtigen, die Regungen der Selbſtſucht unterdrücken, und immer mehr Frucht bringen in Handlungen der Barmherzigkeit und des Wohlthuns. Laß die Tröſtungen des Glaubens mich aufrichten unter den Beſchwerden und Leiden, womit du mich noch heimſuchen wirſt. Laß das Licht der Hoffnung mir leuchten in meiner Trübſal.

Heilige Vorſätze waren das Opfer, das meine Dankbarkeit dir und meinem Erlöſer in der heiligen Stunde darbrachte. Gib, daß ich ihrer ſtets eingedenk bleibe, daß ich ſtets ihre Heiligkeit empfinde, und verleihe mir Kraft, ſie auszuführen. An jedem Morgen will ich ſie erneuern, an jedem Abend will ich nach ihnen gewiſſenhaft mich prüfen; du wirſt mich erleuchten, daß ich die Wahrheit erkenne.

Ich trete nun wieder in eine Welt, die ſo viele Verſuchungen hat, ach, die ſchon ſo oft mein Herz bethörte, daß es ſeinen Entſchließungen untreu wurde. Du wirſt mich nicht in ſolche Verſuchungen gerathen laſſen, denen ich nicht gewachſen bin. Behüte mich nur vor

Leichtſinn, warne, ſtrafe mich zur rechten Zeit. Sende mir den Schmerz, wenn der Schmerz mich am beſten vor der Sünde ſichert, und ſtehe mir bey in meinen heißen Kämpfen — bis zum letzten Ueberwinden, bis du mich einſt erlöſeſt von allem Uebel, daß, ſo wie ich heute mit deinen Gläubigen am Tiſche deines Sohnes verſammelt war, ich einſt mich mit allen Seligen um deinen Thron verſammeln möge.

Noch einmal gelobe ich dir und meinem Erlöſer, der Wahrheit und der Tugend mein Herz — allen deinen Geboten treuen Gehorſam!

XXXIV.

Am Morgen.

Die Finſterniſſe der Nacht ſind entflohen. Fröhlich zieht der Morgen herauf, Licht und Leben und Freude über die Schöpfung zu verbreiten. Prachtvoll ſtrahlen am Himmel ſeine Gluthen. Fröhlich begrüßt ihn die Schöpfung, und Weſen ohne Zahl jauchzen dem Herrlichen entgegen. Das Schlummernde erwacht, das Niedergebeugte richtet ſich auf, das Müde fühlt ſich neu geſtärkt. Der Gram weicht dem erfriſchten Lebenstriebe, die düſtre Sorge der heitern Hoffnung. So werde es denn auch Tag in meinem Gemüthe. Weg mit allem, was mein Inneres verfinſtern könnte! Fröhlich ſey das Herz am fröhlichen Morgen, damit ich fröhlich das Werk des Tages beginnen möge. Ermuntere dich mein Herz, die Güte des Herrn zu empfinden; ſtimme ein mein Herz in die Lobgeſänge der Weſen; eile hin mein Herz zu ihm, deſſen Herrlichkeit die Erde erfüllt, zu ihm, dem deine erſten Bewegungen gebühren, zu ihm, der aller

Dinge ewiger Anfang iſt! Noch herrſcht eine feyerliche Stille um mich her; in dieſer feyerlichen Stille ſammle dich, meine Seele, zur Betrachtung und zum Gebete!

In deinen Armen, Gott, an deinem Herzen lag ich, als der Schlaf mich umfing. Du wachteſt für mich, wendeteſt die Gefahr von mir ab, und behüteteſt mein Leben, da ich ſelbſt nichts konnte, nichts von mir wußte. In deinen Frieden hatteſt du mich aufgenommen. An den Pforten des Todes war ich entſchlummert; da weckteſt du mich, und führteſt mich in die blühenden Reiche des Lebens, zum neuen Anſchauen aller Schönheit der verjüngten Welt, zum neuen Wirken in meinem lieben Kreiſe, zur neuen Vertraulichkeit mit all den befreundeten Gegenſtänden, mit all den guten, theuern Menſchen. Dein Geſchenk iſt die Erquickung, die mir zu Theil geworden, die Luſt des Lebens, die mich durchſtrömt, die friſche Kraft, womit ich thätig ſeyn kann. Nimm an, o Gott, den Dank meines tiefgerührten Herzens!

Der Tag ruft mich an ſein Werk. Segnen muß ich das Werk, das mir Gelegenheit gibt, meine Einſichten zu vermehren, meine Kräfte zu üben, und außer mir Nützliches und Erfreuliches hervorzubringen, das meine Empfindungen auf eine den Bedürfniſſen des Herzens ſo angemeſſene Art beſchäftigt, und mich ſo manche frohe Erfahrung machen läßt. Ich nehme mir vor, daſſelbe mit Eifer und Sorgfalt zu treiben, ſtets mich erinnernd, daß es mir von dir aufgetragen iſt. Schwierigkeiten, die ich dabey antreffe oder vorausſehe, ſollen mich nicht zurückſchrecken; Abneigung gegen das Eine oder andere

Geſchäft ſoll mich keinen Augenblick aufhalten; das am wenigſten einladende und aufmunternde will ich am ſchnellſten ergreifen. Der Geiſt der Ordnung ſoll mich allenthalben leiten, daß jedes zur rechten Zeit und am rechten Orte geſchehe. Ich will mich hüten, etwas auf einen andern Tag zu verſchieben, was heute ſeine Stunde hat. Ich will in mir alle Empfindungen unterdrücken, die mich hindern könnten, was mir obliegt mit heiterm Sinne zu thun. Still, anſpruchslos, emſig will ich alles ausrichten. Mit allen meinen Gedanken will ich dabey gegenwärtig ſeyn, damit ich es auf das beſte vollbringe — zu deiner Ehre, o Gott, zum Gewinn und zur Freude der Menſchen. An mein Vergnügen will ich nicht eher denken, als bis ich alle Pflichten des Tages erfüllt habe. Erholung von der Arbeit, Belohnung des bewieſenen Fleißes ſoll mir das Vergnügen ſeyn. Nicht beſchränken will ich mich auf das, was ausdrücklich von mir gefordert wird; ich will mich bemühen, ſo viel zu leiſten, als nur irgend in meinem Vermögen ſteht. Reichen Samen will ich ausſtreuen zu den künftigen Ernten. Möchte ich doch einſt, am Ende aller meiner Tage, auch auf dieſen als einen wohl angewendeten hinblicken können! Verleihe mir, Gott, deinen Beyſtand; gib daß ich bey ſchweren Anſtrengungen nicht ermüde, und laß wohl gelingen, was ich gläubig und in Demuth beginne.

Unter Menſchen ruft mich der Tag. Hilf mir, Gott, daß ich allen ſanft, liebreich und freundlich begegne, daß ich keinen aus Unbeſonnenheit verletze, daß ich jedem, der mit mir auf irgend eine Art in Verbindung kommt, Gutes erweiſe. Hilf mir die Widerwärtigen ertragen, mit den Fehlern Anderer die Geduld haben, die ich mir für meine eigenen wünſchen muß. Hilf mir die Bewegungen meines Gemüthes beherrſchen, wo ich mich gekränkt fühle, nachgeben auch da, wo ich glaube mein Recht fordern zu können, Güte bewahren, wo man mich mit Härte behandelt. Hilf mir insbeſondere mit denen in Eintracht zu leben, die du näher mit mir verbunden haſt. Hilf mir es verſchmerzen und mit der Liebe bedecken, wenn mir etwas Unfreundliches von ihnen widerfahren ſollte. Laß mich ſchweigen dem Worte, das die Verſtimmung eingab, ſtill erfüllen das unbillige Verlangen, wenn es nur kein ſündliches iſt, ſanft zurechtweiſen den Irrthum, ſanft löſen das Mißverſtändniß, und frey bleiben von Argwohn und Bitterkeit. Ihnen gehöre mein Herz in der reinſten, innigſten Liebe, und es ſey mein eifrigſtes Trachten, ihnen Freude zu bereiten, ihnen ganz zur Freude zu leben.

Wirſt du heute mir Angenehmes gewähren: ſo laß mich im Genuſſe deſſelben deiner und meiner unſterblichen Seele nicht vergeſſen. Bewahre in der fröhlichen Stunde mein Herz vor Thorheit, Vereitlung und Sünde; erhalte in mir ein lebhaftes Gefühl meiner Pflicht und deiner heiligen Gegenwart. Mit einem unſchuldigen, weiſen und dankbaren Herzen laß mich das Gute genießen, das deine väterliche Huld mir darreichen wird.

Wirſt du heute mir Schmerzliches ſenden: ſo laß es mich, im Glauben und in der Hoffnung, ganz ergeben in deinen heiligen und gnädigen Willen ſtill erdulden.

Auf dich, den Helfer, auf das Ende und den herrlichen Gewinn aller Trübſale richte meine Blicke; deine Liebe laß mich fühlen, dein Angeſicht laß mir leuchten, deinen Troſt gib mir in's Herz. Laß mich ernſtlich nach den Abſichten forſchen, die du durch das Mißgeſchick an mir erreichen willſt, und aus allen Kräften mitwirken, daß ſie an mir erreicht werden. Laß mich froh erfahren, wie du durch das Ungemach ſegneſt, und unvergänglichen Gewinn bringe mir der vorübergehende Schmerz.

Behüte mich, Gott, daß ich nicht ſündige. Dein heiliges Gebot ſey ſtets vor meinen Augen, und daſſelbe zu übertreten werde von mir für das größte aller Uebel gehalten. Nein, alles andere müſſe mir eher begegnen, als daß ich wider dich handle, mich ſelbſt entehre, den Frieden der Seele einbüße. Befeſtige in mir den Vorſatz, immer zu thun nach deinem Wohlgefallen. Hilf mir mit allem Fleiße mein Herz und Leben bewahren, hilf mir muthig, ſtandhaft, unerſchütterlich gegen jeden Sündenreiz kämpfen. In der ſchweren Verſuchung ſtärke mich, Allmächtiger, ſey mir gnädig, Barmherziger!

Zum Wachsthum in der Weisheit und in der Heiligung meiner Seele verleihſt du mir dieſen Tag. Laß mich ihn gewiſſenhaft für meine höchſte Angelegenheit benutzen. Wenn er mir verloren ginge: wie würde er mich einſt anklagen! Nein, er ſoll mir nicht verloren gehen. Für die Ewigkeit gewährſt du ihn mir; ich will darnach ringen, daß ich mich einſt in der Ewigkeit ſeiner freuen könne.

XXXV.

Am Abend.

Der Tag und ſein Werk iſt geendigt. Der Abend hat ſich mit ſeinen Umſchattungen über die Erde gelagert, alles Müde zur Ruhe zu bringen. Eine tiefe Stille, eine tiefere als in der Frühe des Morgens herrſcht an den Plätzen des lauten Tumultes und des unruhigen Lebens. So kehre denn auch ein, du heilige Stille, Stille des Friedens, in mein Herz. Gebet mich frey, ihr Kämpfe des Herzens; es weiche von mir, was ich von unruhigem Verlangen, von aufregendem Kummer, von banger Sorge aus dem Tage mit in den Abend hinüber genommen. Schweiget, eitle Wünſche des thörichten Herzens. Ich beſänftige meinen Kummer im Glauben an die ewige Liebe; ich werfe von mir die Sorge — auf den Herrn werfe ich ſie, der immer für mich ſorgen, der nicht aufhören wird, für mich zu ſorgen. Die Nacht bricht herein, und ladet zu erquickendem Schlummer. Weg mit allem, was ihn von mir verſcheuchen könnte. Durch nichts will ich mir die köſtliche Gabe rauben oder verkümmern laſſen. In den ſanft umfangenden Armen des Schlafes will ich mich ſtärken zu den Geſchäften des neuen Tages.

Aber ich darf mich nicht niederlegen, ohne vorher mit Gott und meinem Herzen geredet zu haben. Hier — in der Stille — wie redet es ſich ſo vertraut mit Gott und dem Herzen! Je weiter die Welt von mir zurücktritt, deſto näher fühle ich mich dem erhabenen Unſichtbaren, deſto williger öffnet ſich mein Herz. Mit erhöhter Sehnſucht ſchaut das Auge nach dem ewigen Lichte, wo das irdiſche nicht mehr leuchtet.

Dank dir, mein Gott, für alles Gute, das mir heute von deiner väterlichen Huld zu Theil geworden. Leben und Geſundheit haſt du mir bewahrt; unter den Gefahren, die unaufhörlich mein Leben und mein Glück bedrohen, haſt du mich behütet; das Verderbliche haſt du von mir abgewendet; zur Arbeit haſt du mir Kraft und deinen Segen verliehen; gutes Muthes habe ich mein Werk treiben können; es hat mir nicht an Gelegenheiten gefehlt, andern zu nützen. Ich bin fröhlich geweſen im Kreiſe der Meinigen; manchen koſtbaren Beweis ihrer Liebe habe ich empfangen, und mir war vergönnt, ihnen meine treue Anhänglichkeit zu erkennen zu geben. Vielfältig haſt du durch Menſchen mir wohlgethan. Deine Sonne hat mir geleuchtet; deine Blumen haben mir geblüht; die reichen Güter deines Hauſes haben mich genährt und gelabt; ſüße Genüſſe haſt du mir bereitet; Erwünſchtes haſt du mir begegnen laſſen. Mannichfaltige Belehrungen und Erweckungen zum Guten haſt du mir väterlich ertheilt. Du haſt mich zurecht gewieſen — an deiner Hand haſt du mich geleitet. Und jetzt gewährſt du mir dieſe ſtille Stunde der Sammlung, der innigen Nachempfindung und des frohen Dankes. Wie köſtlich iſt es, Herr, dir danken und lobſingen deinem Namen! Bald ſendeſt du mir den erquickenden Schlummer. Durch dich kann ich, frey von Schmerzen, mich auf das weiche Bette niederlegen, durch dich, frey von aller Bekümmerniß, im Frieden ſchlummern. Du drückſt mir ſanft die Augen zu, und wachſt an meiner Seite, daß mir nichts Uebles begegne, du mein Gott und Vater! Was darf ich denn fürchten, wenn du bey mir biſt? Die dunkle Nacht iſt mir wie der helle Tag, wenn du bey mir biſt.

Möchte ich doch nur auch mit der Art, wie ich den jetzt geendigten Tag zugebracht habe, ganz zufrieden ſeyn — möchte ich mir, bey der ernſtlichen und unparteyiſchen Unterſuchung meines Verhaltens, das Zeugniß geben können, ihn nach deinem Willen und zu deiner Ehre angewendet, die Kräfte und Gelegenheiten zum Guten, die du mir verliehen, ſorgfältig benutzt, meine Geſchäfte mit aller Treue und Gewiſſenhaftigkeit verrichtet, vielen gedient, viele erfreut, an meiner Vervollkommnung redlich gearbeitet, mich vor Sünden und Uebertretungen gehütet, der Verſuchung zum Böſen nachdrücklichen Widerſtand geleiſtet, die guten Vorſätze, mit denen ich den Tag begann, vollkommen erfüllt zu haben! O! des ſchrecklichen Gedankens: verloren, entweiht haſt du dieſen Tag, dein Herz haſt du verwüſtet, dein Gewiſſen haſt du belaſtet, deine Schuld hat er geſehen, bey Gott hat er dich angeklagt! Ein Tag geht nach dem andern dahin, und wie ſchnell iſt der letzte da! Welch ein Andenken am Abend des Lebens an all die verlornen, an all die entweihten Tage! Aber auch — o, der ſeligen Empfindung, womit man am Abend auf den wohlverlebten Tag, auf die Gott geheiligten Stunden, auf die Thaten in Gott gethan hinblickt! O, des ſüßen Schlummers nach einem Tage, an dem man reichen Samen für die Ewigkeit ausſtreut! Welch ein Andenken am Abend des Lebens an all die wohlverlebten Tage, die Gott geheiligten Stunden, die Thaten in Gott gethan! wie ſüß in dieſem Andenken das letzte Entſchlummern! Hilf mir, Gott, daß alſo mein Leben — alſo mein Ende ſey; und drücke mir dann auch einſt zum letzten Entſchlummern ſanft die Augen zu!

Jetzt will ich mein Herz erforſchen; ich will mich zu einer ſtrengen Rechenſchaft über mein Verhalten ziehen. Laß mich genau wahrnehmen, wo ich gefehlt und geſündigt habe; erinnere mich an das, was ich bereits vergeſſen haben möchte, und präge mir die Vorwürfe, die ich mir machen muß, tief ein, daß ſie mir zur Lehre und Warnung dienen.

Nein, ich habe dieſen Tag nicht angewendet, wie ich [illegible] hätte anwenden ſollen; ich habe nicht gehalten, was ich dir angelobt; ich habe dein heiliges Gebot wieder verlebt; ich habe geſündigt, und bin ſtrafbar vor dir. Ich bereue, ich verabſcheue, ich haſſe meine Sünde. Vergib mir, Vater, meine Schuld, entziehe mir deine Gnade nicht. Du kennſt meinen ernſtlichen Willen und die große Schwachheit meines Herzens. Nimm auch dieſe Unruhe hinweg aus meiner Seele, und laß mich getröſtet durch deine Barmherzigkeit, in dem heitern Bewußtſeyn der Verſöhnung mit dir, in den Schlaf ſinken.

Breite deinen Schutz über mich aus, wenn ich nun ſchlummre. Gewähre mir eine ſanfte, ſtärkende Ruhe. Laß mich munter und fröhlich erwachen zu deinem Lobe und zu den Geſchäften des Tages. Gib, daß ich mich muthig den Armen des Schlafes entreißen möge, ſobald die Stunde an dein Werk ruft, und nie werde mir das üppiger Genuß, was du mir zur Stärkung verleihſt. Thätigkeit iſt meine Beſtimmung, und die Ruhe ſoll mich zur Thätigkeit geſchickt machen! Ich entehre mich ſelbſt, ich ziehe mir die ſchwerſte Verantwortung zu, wenn ich in Trägheit und Träumerey die edle Zeit verderbe, die du mir zu den erhabenſten Zwecken gewährſt.

Nimm auch alle meine Lieben in deinen mächtigen Schutz; wende jeden Unfall von ihnen ab, daß ich ſie geſund und fröhlich am Morgen wieder begrüße.

Schenke Ruhe allen, die ermüdet ſind. Sende ſüßen, ſtärkenden Schlummer den Kranken, die voll Schmerzen auf ihrem Bette ſich wälzen. Gib wohlthätiges Vergeſſen ſeiner Lage dem Bedrängten. Laß ſanft das Auge des Dulders ſich ſchließen. Vertreibe die Sorge von dem Lager des Bekümmerten. Zeige in holden Träumen die himmliſchen Paradieſe denen, die hier wie die Vertriebenen einſam umher irren, für welche die Welt nichts als Entbehrungen und Elend hat. Ertheile deinen Frieden denen, die in banger Unruhe wachen. An deinem Vaterherzen finde den Frieden jede geängſtigte Seele!

XXXVI.

Im Frühling.

Der holde Frühling iſt wieder da — mit all ſeiner Anmuth, mit all ſeiner Luſt und Freude, das große Auferſtehungsfeſt der Natur. Es grünt und blüht rings um mich her. Die Auen ſchimmern in heitrer Farbenpracht. Mit Blumen hat ſich die Schöpfung bekleidet. Milder wehen die mit Wohlgerüchen angefüllten Lüfte. Länger und heller ſcheint das Licht des Himmels auf die verjüngte Erde und ihre fröhlichen Kinder hernieder. In neu belaubten Zweigen erſchallen die lieblichen Geſänge der Vögel. Triumphirend zieht die Freude durch die reizenden Gebiete des Lebens. Die Herrlichkeit des Herrn hat über die glückliche Welt ſich ausgegoſſen. Bete an, meine Seele, den Herrlichen in Demuth und Wonne, der dein Gott iſt.

Der Herr hat die Geſtalt der Erde erneuert. In einer ernſten und düſtern, in der ſchweigenden zur Wehmuth ſtimmenden Geſtalt des Todes erblickten wir ſie. Der Herr hatte ſein Angeſicht verborgen, da erſchracken die Weſen; er hatte ihren Odem weggenommen, da vergingen ſie, und wurden wieder zu Staub. Das Leben war verſchwunden, die Flur öde geworden, verſtummt waren die Laute der Freude, trauernd verweilte die Betrachtung an der Stätte der Trauer — unter den Merkmalen der Vergänglichkeit. Der Herr ließ ſeinen Odem aus, da wurden die Weſen geſchaffen. Die ſtarre Erde erweichte ſich; in ihrem Schoße fing es an ſich zu regen; aus dem Schoße der Erde drang das Leben hervor, gelockt von warmen, ſchmeichelnden Lüften; Knoſpen entfalteten ſich; üppiges Gras, Pflanzen und Blumen bedeckten den Boden; weiße Blüten und Blätter im friſcheſten Grün ſchmückten die entlaubten Bäume; all die öden Plätze füllten ſich an. Zahlloſe Weſen erwachten aus dem Winterſchlafe, zahlloſe, die getrauert hatten, kehrten wieder zu der lachenden, fröhlichen Weiſe zurück.

Wie ſchön biſt du, Erde, in deiner erneuerten Jugendgeſtalt! Mit aller ſeiner Huld und Gnade hat der Ewige dich angeblickt. Verklärt ruhſt du in den Armen, am Herzen des Himmels. Ich ſehe nicht mehr die von der Sünde entweihte, mit dem Fluche belaſtete — den Wohnplatz des Elendes; ich ſehe einen freundlichen Garten Gottes, den Bildungsort zum himmliſchen Leben, der ſinnlichen Freude, den Ort, auf dem einſt der Heilige Gottes gewandelt. Ich höre nicht mehr die Seufzer des Jammers, den Schrey des Schmerzes; ich höre nur Lobgeſänge der Glücklichen, und begrüße dich, Geliebte des Himmels, in ſtillem Entzücken!

Wohl mir, daß ich all dieſes Schöne empfinden, an all dieſer Pracht und Herrlichkeit mich ergötzen kann! Mir gabſt du, Gott, den Sinn und das Gefühl für die Reize deiner Schöpfung, mir Empfänglichkeit für die ſanften und erhebenden Eindrücke, das Vermögen dich in deinen Wundern zu erkennen und anzubeten. Mir vergönnſt du, auf dieſen blühenden Plätzen zu wohnen; dem Lande, wo ich geprüft werde, haſt du dieſe Anmuth verliehen. Für mich haſt du die Geſtalt der Erde erneuert. Und mein Herz ſollte deine Güte und Freundlichkeit nicht empfinden? mein Herz könnte je verlernen, dich zu ehren, könnte je der ſüßen Pflicht des Dankes vergeſſen? ich ſollte nicht merken auf deinen Ruf, nicht freudig vollbringen, was du mir gebieteſt, nicht mein ganzes Herz dir hingeben?

Nein, erhalten will ich mir mit Sorgfalt den Sinn und das Gefühl für die Reize deiner Schöpfung, die Empfänglichkeit für die ſanften und erhebenden Eindrücke, das Vermögen, dich in deinen Wundern zu erkennen und anzubeten. In froher Luſt will ich auf dieſen blühenden Plätzen verweilen; all dieſem Schönen und Herrlichen will ich mein Herz öffnen. Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel, du haſt ſie alle weislich geordnet, die Erde iſt voll deiner Güte!

Hier, unter deinen prachtvollen Werken, will ich mein Herz für dich erwärmen; hier will ich lernen dich über alles lieben; hier will ich mich zur ſeligen Gemeinſchaft mit dir gewöhnen.

Hier, wo ſo viele holde Erſcheinungen mir begegnen, ſo viele lächelnde Geſtalten, ſo viele liebliche Bilder mich umringen, hier in dem Reiche der Liebe und der Lebensluſt, hier, wo mir alles die Güte meines Gottes verkündigt, wo ſich mir alles in einem ſo freundlichen Lichte zeigt, und der Ernſt des Lebens durch die froheſten Anſichten verdrängt wird, will ich meine Seele erheitern, und alle Wolken des Grames und des Unmuthes zerſtreuen. Hier, wo der Friede Gottes wohnt, und die mit einander ſtreitenden Kräfte bald verſöhnend in ſich aufnimmt, will ich Frieden ſchaffen in meinem Herzen, und unterdrücken jedes unruhige Verlangen, jede heftige Begierde.

Hier, wo es ſo mild mich umfängt, ſo mild ſich an mein Herz ſchmiegt, in ſo ſüßen Tönen ins Herz dringt, will ich zur Milde mein Herz ſtimmen.

Hier, wo ſo vieles mein Herz rührt und erweicht, will ich die edeln Neigungen echter Menſchlichkeit in mir nähren und ſtärken.

Hier, wo der Geiſt der Liebe alle Weſen beſeelt und vereinigt, und in tauſend anmuthigen Schöpfungen ſich verherrlicht, will ich in meiner Bruſt der himmliſchen Liebe pflegen; ich will ihn in mich aufnehmen dieſen Geiſt der Liebe, und von ihm mich ganz durchdringen laſſen.

Hierhin, wo alles ſich ſtillt, was ſich im Herzen unruhig bewegte, will ich eilen, das Herz zu beſänftigen, ſo oft ſich etwas in mir empört hat; ſanft, wie die Lüfte des Frühlings, werde all mein Denken, all mein Empfinden, all mein Reden, all mein Handeln.

Der Herr hat die Geſtalt der Erde erneuert — mir zum Vorbilde, daß ich die Geſtalt meiner Seele erneuere; es iſt Frühling geworden — mir zum Vorbilde, daß ich in meinem Innern den Frühling ſchaffe. Vergebens blüht mir in der Natur der Frühling, wenn in meinem Innern der Winter wohnt. Die Sünde richtet im Herzen die traurigſten Unordnungen an, ſie verwüſtet das Herz. Die Sünde vertreibt aus dem Herzen die fromme Wärme, die Luſt und Freude des Daſeyns, zerſtöret im Herzen die edlern Triebe, die Kräfte des höhern Daſeyns. Den Tod im Herzen, findet man den Tod allenthalben um ſich her. Wo iſt aber ein Herz, deſſen ſich nicht, mehr oder weniger, die Sünde bemächtigt hätte, das nicht mehr oder weniger ihre Zerrüttungen in ſich anträfe? Jeder hat, mehr oder weniger, in ſich ſündiges Weſen zu vertilgen, Reinheit, Einfalt, Wahrheit, Liebe der Tugend wieder herzuſtellen. Reinheit, Einfalt, Wahrheit, Liebe ſind die Frühlingsgeſtalt der Seele. An alle ergeht die Aufforderung: leget ab den alten Menſchen, der durch Lüſte in Irrthum ſich verderbet, ziehet an den neuen Menſchen, der nach Gott geſchaffen iſt, in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Durch einen himmliſchen Sinn allein kann ich der himmliſchen Glückſeligkeit theilhaftig werden. Der himmliſche Sinn aber iſt ein neuer Sinn — der Frühling im Gemüthe. Und die höchſte Schönheit in der Natur – wie weit bleibt ſie zurück hinter der Schönheit einer nach Gottes Bilde erneuerten Seele! So will ich denn unabläſſig an der Läuterung und Veredlung meines innern Menſchen arbeiten, daß ſeine Geſtalt der erneuerten Geſtalt der Erde immer ähnlicher werde.

Traurig, wenn ich dafür bisher noch gar nichts gethan hätte! Aber, wie ſehr ich es mir auch habe angelegen ſeyn laſſen, ich darf damit nicht aufhören, alles Böſe ſoll ich in mir vertilgen, alles Treffliche mir zu eigen machen. Bis an mein Ende muß ich fortfahren mit meiner Heiligung.

Der Herr hat die Geſtalt der Erde erneuert. Faſſe Muth, meine Seele, in deinem Schmerze, in deiner Bekümmerniß. Klage nicht: noch immer das alte Weh, die alte Noth, die alte Sorge, noch immer in troſtloſer Ferne das Ziel meiner Wünſche! Wie bald und wie herrlich kann alles ſich ändern! wie bald und wie herrlich hat in der Natur alles ſich geändert! Dem, der die Geſtalt der Erde erneuert, der aus dem Tode das fröhliche Leben, dieſe blühenden Reiche hervorgerufen hat, iſt es ein Geringes, zu entfernen, was dich drückt, deinem Elende abzuhelfen, dir zu gewähren, wornach du dich ſehnſt. Gehört denn nicht viel mehr dazu, die Geſtalt der Erde — als die Geſtalt deines äußern Lebens zu erneuern? Mag ſich dir in deiner Lage noch ſo wenig Anſchein einer nahen wohlthätigen Umwandlung zeigen: zweifle doch nicht; wie oft trügt der Anſchein! wie oft geſchieht, woran die Einſichtsvollſten nicht bachteſt! Wer, der noch nie davon Zeuge geweſen wäre, würde vor wenigen Wochen wohl erwartet haben, daß im Kurzen dieſer ſtarre Boden erweicht, dieſe dürren Reiſer belaubt, dieſe nackten Zweige mit Blättern bekleidet, dieſe öden Gefilde mit friſchem Grün und farbenreichen Blumen bedeckt ſeyn würden! Wer, der die Veränderung zum erſten Male wahrnähme, würde nicht das größte Wunder darin erblicken? Der die Geſtalt der Erde erneuert hat, macht unaufhörlich alles neu. Erneuerung iſt das Geſetz ſeines Wirkens. Er will nicht mein Elend, ſondern durch mein Elend mein Glück. Mir zum Troſte hat er die Geſtalt der Erde erneuert; ich ſoll daran erkennen, was er über mich beſchloſſen hat. Sie kommt — vielleicht bald — die Stunde meiner Rettung, die Stunde meines Heils, die Stunde, die ſeine Weisheit auserwählt hat — ſie kommt herrlich und ſelig; und dann weint mein Auge Thränen der Freude.

Wie der Herr die Geſtalt der Erde erneuert hat: ſo wird er einſt die Geſtalt meines Weſens erneuern. Eine gänzliche Wiederherſtellung meiner Natur zu ihrer urſprünglichen Reinheit, eine Umſchaffung derſelben zu höherer Vortrefflichkeit, die alle Mängel vertilgen, ſie mit himmliſchen Kräften erfüllen, zu himmliſchen Ehren und zur himmliſchen Herrlichkeit erheben, zu himmliſchem Wirken ihr Stärke und Fähigkeit mittheilen, zum Genuſſe himmliſcher Seligkeit im Anſchauen Gottes ſie führen wird, ſteht ihr bevor. Die Frühlinge der Erde eilen dahin; nach dem Sommer und Herbſt folgt wieder der kalte, traurige Winter; und hat nicht ſelbſt der Frühling auf Erden ſeine kalten und traurigen

Tage? Einſt, o der Wonne! ſoll ich in dem Paradieſe Gottes zu dem ewigen Frühling gelangen. So oft mein Blick auf einer neuen Schöpfung ruht, belebe ſich in mir der Glaube, erhebe ſich in mir der Eifer und der Muth meiner froheſten Hoffnung würdig zu leben, durchdringe und heilige mich das Vorgefühl des vollendeten Daſeyns!

Leipzig,
gedruckt bey Joachim Bernhard Hirſchfeld.

Druckfehler.

Nur bis zu Ende des 20ſten Bogens hat der Verf. dieſe Schrift vor der Ausgabe durchſehen können.

Seite 6 Zeile 2 von oben ſtatt Reiche lies Reihe.
— 8 — 2 von unten ſt. geſchickt l. zuſchickt.
— 21 — 15 v. o. ſt. und l. in.
— 54 — 3 v. o. ſt. behalten l. erlangen.
— 111 — 19 v. o. ſt. ſich l. ich.
— 139 — 3 v. u. ſt. dem l. den.
— 168 — 9 v. u. ſt. Tag nicht, an dem l. Tag, an dem nicht.
— 179 — 10 v. u. ſt. geſchlagen l. zerſchlagen.
— 191 — 4 v. u. ſt. meiner l. einer.
— 193 — 12 v. u. nach: anrufe, l. die.
— 194 — 1 v. u. ſt. ſo l. ſol-.
— 195 — 4 v. u., Befriedigungen l. Befriedigung.
— 207 — 13 u. 14 v. o. ſt. nun l. nur.
— 210 — 2 v. o. ſt. Stufenleiter l. Stufe.
— 214 — 2 v. u. ſt. wonn l. wenn.
— 222 — 12 v. o. ſt. ſuddeſt l. ſiedeſt.
— 224 — 8 v. u. ſt. Sündiger l. ſündige.
— 254 — 2 v. u. ſt. warum l. worum.
— 265 — 13 v. o. nach: Geduld l. ſelig.
— 269 — 9 v. o. ſt. biſt du l. du biſt.
— 295 — 10 v. u. ſt. Brüder l. Bruder.

Seite 300 Zeile 8 v. u. ſt. mir l. mit.
— 303 — 1 v. u. ſt. jeder l. jeden.
— 324 — 15 v. o. ſt. erinnern l. erinnre.
— 335 — 4 v. o. ſt. allen ſeiner Gnade l. aller ſeiner Gnaden.
— 337 — 5 v. u. fällt (,) vor und nach dem Worte: Gott weg.
— 342 — 1 v. u. ſt. wen l. wer.
— 348 — 7 v. o. ſt. denen l. deren.
— 349 — 7 v. u. ſt. wahres l. nahes.
— 350 — 8 v. o. ſt. im l. mit.
— 352 — 4 v. u. ſt. welchen l. welcher.
— 354 — 11 u. 12. v. o. ſt. bleiben. Bey l. bleiben bey.
— 360 — 4 v. u. ſt. erfällt l. anfällt.
— 363 — 9 v. o. ſt. erleichtert l. erleuchtet.
— 380 — 2 v. u. ſt. Laſt l. Luſt.
— 384 — 5 v. u. ſt. Sinn, der ſelige l. Sinn der ſeligen.
— 385 — 6 v. u. ſt. rechten l. echten.
— 393 — 13 v. u. ſt. ſahe l. ſehe.